restricted

restricted

restricted

Poesie.

Theater.

Litteratur.

Schach.

Aus der Frauenwelt.

Alphabetisches Register

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.)

restricted

restricted

mir so wenig anzufangen wie ich mit ihnen. Beide haben historische Namen; aber ihre Namen thun nichts zur Sache, da ihre Träger keine Individuen, sondern Chargen sind — Hofchargen!

Seit kurzem habe ich meinen eignen Hofstaat; und zwar residiere ich in dem ältesten Teile des Schlosses, dem sogenannten Prinzenbau. Das Schloß stammt aus dem fünfzehnten Jahrhundert und ist vom Keller bis hinauf zum Dache historisch.

Historisch ist alles um mich.

Historisch sind die winkligen Höfe, die düsteren Korridore, die weiten Hallen, die öden Säle. Historisch an dem grauen monumentalen Bau ist jeder Schnörkel, jeder Wasserspeier. Historisch die verblaßten Fresken, die vergilbten Seidentapeten, die schwärzlichen Täfelungen, die schattenhaften Ahnenbilder; historisch die Geräte, die Service, das Silber; historisch die Motten, der Staub, die Atmosphäre. Große historische Erinnerungen wandeln am hellen Tage durch das ganze Haus. Selbst aus den Wänden strömt Historie.

In solcher Umgebung haust mein junges — altes prinzliches Ich und grübelt über die Fliege an der Wand, die natürlich auch historisch ist. Denn meine beiden mir beigegebenen Herren haben viel zu viel mit der Vergangenheit zu thun, um etwas Bestimmtes über die Gegenwart zu wissen. Sogar meinen alten Kammerdiener kann ich nicht ausfragen, da er ausschließlich in dem Hochgefühl lebt, daß bereits sein Vater, Großvater und Urgroßvater im Prinzenbau einer königlichen Hoheit meines Hauses Eau de Cologne auf die allerdurchlauchtigsten Schnupftücher gegossen haben; und mein junger Hoflakai trägt die historische Livree mit einer Würde, die jede unterthänigste Vertraulichkeit ausschließt.

Wie lebe ich eigentlich?

Auf den Glockenschlag werde ich geweckt, absolviere ich die Messe, den Spazierritt, das Frühstück; auf den Glockenschlag höre ich die Vorlesungen verschiedener Professoren: Völkerpsychologie, Nationalökonomie, vaterländische Geschichte, Weltgeschichte, Kriegswissenschaft, andre Wissenschaften; auf den Glockenschlag mache ich den Majestäten meine Aufwartung, dem Kronprinzen meinen Besuch, empfange ich selbst diesen und jenen, wobei ich dieses und jenes anhöre, sage, denke! Auf den Glockenschlag fahre ich aus, oder ich übe mich im Fechten, Schießen, Ballspiel. Auf den Glockenschlag Toilette; auf den Glockenschlag Diner.

Ich fürchte, ich bin sehr unglücklich.

*

Seltsam, ich soll „populär" sein. Mein Kammerdiener verriet es mir heute.

„Wissen Königliche Hoheit denn nicht, wie populär Höchstdieselben sind?"

Ich wußte es nicht, ich wußte es wahr und wahrhaftig nicht.

Populär — was tönt und klingt nur so sonderbar aus diesem Wort? Ich soll populär sein? Ein zweiter Prinz populär! Wie käme ich dazu?

Populär sein, heißt: allgemein beliebt sein — heißt geliebt werden! Von allen geliebt, geliebt von einem ganzen Volk. Geliebt werden . . . Was habe ich mit dem Volke zu thun, was hat das Volk mit mir zu schaffen? Nichts.

Um populär zu sein, muß man etwas thun, etwas Gutes, Großes, etwas, was Liebe verdient, Liebe erwirbt, Liebe erzwingt — die Liebe eines ganzen Volkes! Ich aber that nichts. Und ich werde nichts thun — kann nichts thun.

Man kann nur lieben, was man kennt. Kennt mich das Volk? Nein. Wie kann es mich also lieben? Auch ich kenne es nicht, liebe es also nicht.

Alles, was das Volk von mir weiß, ist, daß ich eben der zweite Prinz bin; alles, was ich von dem Volke weiß, besteht darin, daß es seit Ewigkeit Plebs ist, in aller Ewigkeit Plebs bleiben wird und dabei einen großen erlauchten Namen führt: Volk.

Wie das klingt! Majestätischer beinahe als „Majestät". Man redet ja auch von der „Majestät des Volkes". Und diese gemein-hoheitsvolle Masse sollte mich lieben? Noch dazu ohne dabei einen Vorteil für sich zu erspähen . . .

Aber seltsam bleibt es immerhin, daß ich „populär" sein soll.

*

Ich schäme mich meiner Gedanken. Sie sollten gut und rein sein; ich sollte an Menschenwürde glauben; ich müßte die Menschen achten; ich sollte demütig sein, warmherzig, liebenswürdig.

Es sind so viele Mißtöne in mir, solche grellen Disharmonien. Und ich sehne mich so nach — Wonach? Nach allem, was schön ist, gut und groß.

Sagen läßt es sich nicht.

V

Aus dem königlichen Schloß

Großes geht vor. Jeden Tag geheimnisvolle Kabinettsitzungen, geheimnisvolle Vorträge, geheimnisvolle Andeutungen und Mienen. Wenn man im Staate Dänemark nur geheimnisvoll sein kann! Mit einer auswärtigen Regierung wird geheim verhandelt, geheim abgeschlossen. Der betreffende Gesandte fährt jeden Tag beim Hausministerium vor, wird häufig von den Majestäten empfangen, steht bei Allerhöchstdenselben außerordentlich in Gnaden und glänzt infolgedessen bei Hofe als Nebensonne. Seine Excellenz, der Herr Oberhofmarschall, das alte ehrwürdige Faktotum unsers Hauses, schreitet mit einem Antlitz umher, als laste eine Welt auf seinen Schultern. Die gestrenge Frau Oberhofmeisterin würde dem modernen Atlas die Weltkugel für ihr Leben gern tragen helfen, sämtliche Hofdamen und Hofherren möchten gleichfalls unterstützen und mitschleppen, aber die Excellenz hält fest.

*

Heute besuchte mich der Kronprinz.

Seiner Gewohnheit gemäß ging er lange ruhelos durch das Zimmer. Bald blieb er hier, bald dort stehen, ergriff diesen und jenen Gegenstand. Alles schweigend. Dabei erschien auf seiner Stirn, zwischen den Brauen, die kleine, scharfe, schmerzliche Falte, die auch der König hat. Bei meinem Bruder bemerkte ich sie heute zum ersten Male. Ich mußte immerfort darauf hinsehen wie auf ein besonderes Kennzeichen. Endlich sagte der Kronprinz in seiner gewöhnlichen leisen, scheuen Art: „Hat der Oberhofmarschall dich benachrichtigt?"

„Wovon?"

„Ich soll verreisen, und du sollst mich begleiten."

„Wohin?"

„Nach . . ."

„Was sollen wir dort?"

„Ich bin mit Prinzeß Mathilde verlobt."

„O!"

Schweigen, langes Schweigen. Der Kronprinz ging auf und ab. Ich saß und sah ihn an, sah auf die kleine, scharfe Falte, die mir mehr und mehr wie eine tiefe Narbe erschien.

Endlich sagte ich: „Du kennst sie ja gar nicht."

„Nein, ich kenne sie gar nicht. Was thut das?"

Wiederum Schweigen. „Vielleicht gefällt sie dir," ermutigte ich ihn. „Sie soll reizend sein."

„Ja, reizend."

Und dann wiederum Schweigen.

Ich hätte gern mehr mit dem Kronprinzen gesprochen, aber was sollte ich ihm wohl sagen? Bevor er mich verließ, stellte er sich ans Fenster und sah in den Hof hinab, der selbst am sonnigsten Tage wie ein finsterer Abgrund daliegt. Ich hörte es seiner Stimme an, wie erregt er war, als er sagte: „Wäre ich eine Privatperson, so dürfte ich überhaupt nicht heiraten, so wäre die Heirat eines Mannes wie ich —"

Er sprach nicht aus, blieb von mir abgewandt am Fenster stehen; wahrscheinlich tief bereuend, daß er in dieser Weise zu mir gesprochen hatte. Uebrigens verstand ich ihn gar nicht. Es war überhaupt das erste Mal, daß wir Brüder etwas intim Persönliches beredeten.

Der Kronprinz drehte sich nach mir um, sah mich an — mit einem unvergeßlichen Blick! — und sagte mit seinem gewöhnlichen Ton und der gewöhnlichen Miene: „Uebrigens dürfen wir nicht an uns selbst denken . . . Denke niemals an dich selbst, Chlodwig! Du bist sonst verloren."

Er ging. Ich aber saß noch lange allein; dachte und dachte, grübelte und grübelte.

Warum dürfte der Kronprinz überhaupt nicht heiraten, wäre er nicht eben der Kronprinz? Was würde mit ihm, wenn er heiratete? Welches würden die Folgen sein? Die Folgen für das Königreich und für ihn selbst?

Aber an uns selbst dürfen wir nicht denken. Oder wir sind verloren. Warum verloren?

*

Das Land jubelt: die Verlobung des Kronprinzen ist bekannt gemacht. Die Zeitungen bringen Leitartikel, die Residenz illuminiert. Von allen Seiten Deputationen, Gratulationen. Das Antlitz unsers Faktotums strahlt. Es strahlt überhaupt alles, was strahlen kann. Aus den Mienen meiner Eltern vermag ich nichts zu lesen. Sie sind ein verschlossenes Buch mit leuchtenden Initialen unter einer Königskrone. Ueber allem Glanz scheint mir wie ein Schatten der dunkle Blick unsers medizinischen spiritus familiaris zu schweben. Aber ich bin gewiß der einzige, der es merkt. Es mag auch Einbildung sein.

*

Uebermorgen reisen wir mit großem Train, um die unbekannte Verlobte zu besichtigen. Es giebt eine richtige Brautschau, nur daß das Schauen nichts mehr hilft. Aber der Form wird genug gethan, und das ist schließlich die Hauptsache. Heute fährt der Kronprinz zum letztenmal nach der hübschen Villa draußen vor dem Thor.

*

Die Spatzen erzählten sich auf dem Dache des Schlosses und wahrscheinlich auf den Dächern der ganzen Stadt: Seine königliche Hoheit, der Kronprinz, wäre auffallend lange draußen in Westend geblieben und schließlich aus der hübschen Villa ganz etikettewidrig blaß heimgekehrt.

Das klingt fast, als wäre mein Bruder mit dem Herzen bei der Affaire engagiert. Seine Excellenz, der Herr Oberhofmarschall, wird sich darüber mit Indignation äußern: das sei gegen alles Abkommen!

Heute abend spielt man „Emilia Galotti". Der ganze Hof geht ins Schauspiel. Es giebt eine solenne Abschiedsfeier.

*

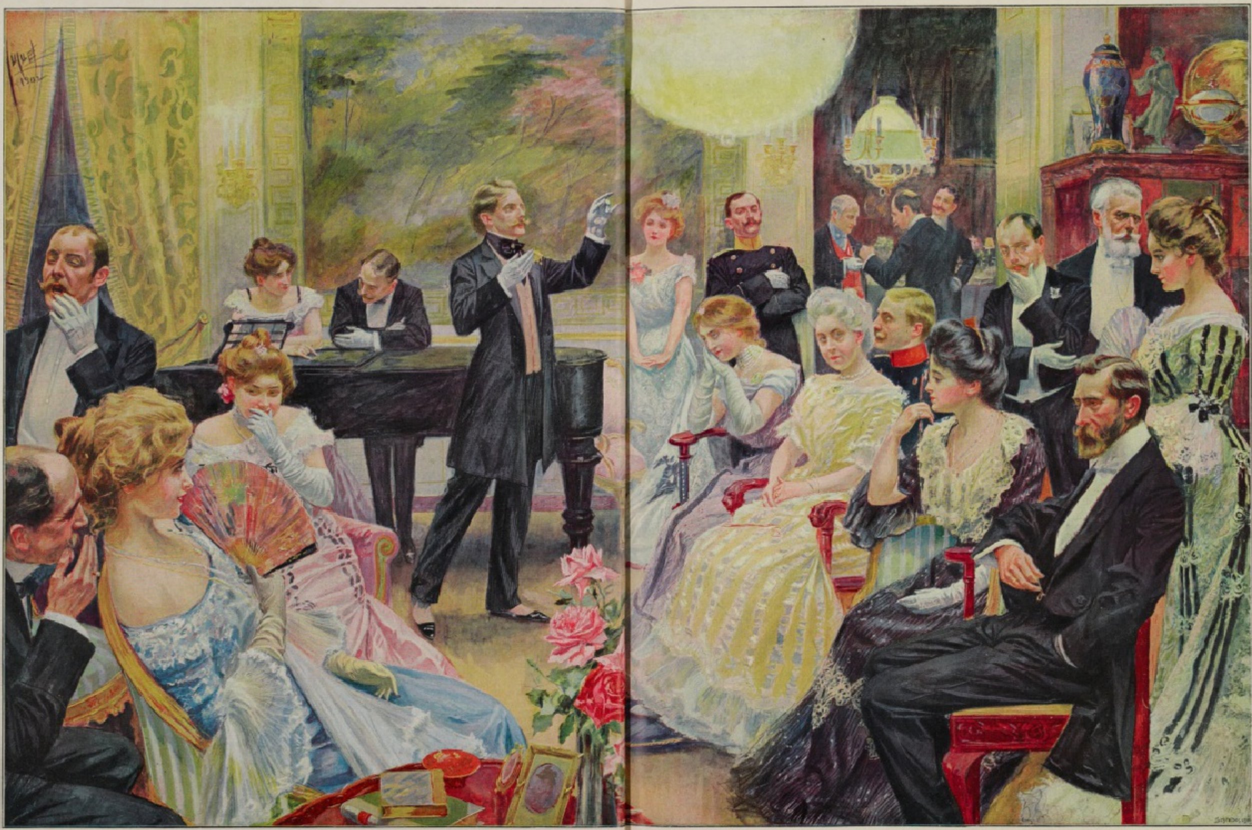
Heute abend gab es im Theater einen Skandal. Wir waren alle anwesend, also auch der Kronprinz. Sogar der sonst so diskrete erste Rang war heute abend neugierig und streifte bisweilen vorsichtig mit dem Glase die kleine Hofloge im Proscenium. Der Kronprinz saß darin mit seinem Adjutanten. Ich befand mich ihm gegenüber.

Emilia Galotti war sehr schön. Das ganze Publikum bemerkte ihr bleiches Aussehen unter der Schminke; und das ganze Publikum applaudierte dem schönen bleichen Gesicht. Nur Galerie und Parterre verhielten sich auffallend kühl.

Es kam die Scene, in der Emilia — statt die erste beste Haarnadel zu nehmen — von ihrem Vater den Dolch der armen tollen Orsina sich ins Herz stoßen läßt. Odoardos Tochter war prachtvoll. Solche Todessehnsucht, solch leidenschaftliches Verlangen, sich rasch aus der Welt schaffen zu lassen! Das Haus wurde unruhig. Auch der Kronprinz. Er hatte die kleine dunkelrote Gardine ganz zurückgeschoben, saß weit vorgebeugt, sah starr auf die Bühne und auf die leidenschaftlich bewegte Gestalt der Todessehnsüchtigen. Ich merkte, wie meines Bruders Augen denen Emilias begegneten, wie ihre Blicke sich etwas sagten. Der Kronprinz schien zu bitten: „Stirb nicht." Sie antwortete: „Ich will sterben, du jagst mich in den Tod . . ." Zugleich wurde ihr Spiel unerlaubt realistisch, was den alten Odoardo verwirrte. Das Haus wurde immer unruhiger. Im Parkett standen einige auf. Da war es, als wollte Emilia ihrem zaudernden Vater den Dolch entreißen, um sich selbst die Brust zu durchbohren. Im Publikum glaubte man, aus der Loge des Kronprinzen einen erstickten Angstschrei zu vernehmen. Der Schauspieler ringt mit der Künstlerin um den Dolch. Aufruhr im Hause. Der Vorhang fällt.

Ein Skandal in optima forma!

War es dem Schauspieler gelungen, der Sinnlosen die Waffe zu entreißen? Was geschah auf



Der [illegible]-Poet

Nach einem Aqu[illegible] Eduard Cucuel

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

restricted

E. K. in M. Eine Eisenbahnfachschule mit dreijährigem Kursus besteht in Linz a. D. Unterrichtet wird u. a. in Eisenbahnbuchhaltung, Rechnungsdienst, Tariflehre, Transportdienst, Zollvorschriften, Bürger- und Eisenbahngesetzeskunde, Verkehrsstatistik, Verkehrsgeschichte, Verkehrsgeographie, Verkehrsdienst, Eisenbahntechnologie und im Telegraphieren. Den Unterricht erteilen höher gebildete Eisenbahnbeamte. In Deutschland fehlen derartige Schulen noch.

Betty W. in O., Mähren, Julius H. in Zürich, W. v. G. in K., R. L. M. in W. Mit Dank abgelehnt.

Handschriften-Beurteilung

Erich in Barmen. Ein Mann, der es stets eilig hat, fleißig und thätig ist, sich aber nicht unnötig lang bei Nebensächlichem aufhält und dem Pedanterie fern liegt. Sie sind ordentlich und pünktlich, aber mehr infolge von Selbstdisciplin als von Natur. Der ganze Duktus verrät den Kaufmann, Ihre Bildung ist dementsprechend auch keine akademische. Im Umgang sind Sie höflich, entgegenkommend. Sie halten wohl auf Beobachtung des guten Tones, aber nicht auf Eleganz und große Geselligkeit. Ihr Empfinden ist warm und gleichmäßig, Ihr Wille bestimmt.

George D. jun., Geschäftsleiter in Kl. Keine weiche, biegsame Natur, die leicht zu beeinflussen und zu leiten wäre, aber dafür auch äußeren und inneren Versuchungen gewachsen, charakterfest und zuverlässig. Sie haben eine gute Intelligenz und einen klaren Verstand, der das warme, gleichmäßige Empfinden beherrscht und stets den Ausschlag giebt. Sie sind sehr energisch, auch konzentrationsfähig und führen übernommene Pflichten gewissenhaft und genau durch. Freudig streben Sie vorwärts, einem höheren bestimmten Ziel entgegen. Sie sind etwas empfindlich, und wo Sie in Ihrem Stolz oder in Ihrer Eitelkeit verletzt werden, ziehen Sie sich kühl zurück und können sich dann sehr abweisend verhalten.

Abonnentin im Kasanschen Gouvernement. Eine sehr sensible, sogar sensitive Frauennatur, die sich leicht mißverstanden fühlt und infolgedessen verschlossen ist und sich für undurchdringlich hält. Sie sind im Verkehr oft schwierig, weil empfindlich und übelnehmerisch. Ihr Wille ist lebhaft; gern möchten Sie dominieren und gelegentlich tyrannisieren, sind aber doch wieder zu weich dazu. Sie haben Takt und Zartgefühl.

Hans M. in Krems a. Donau. Nicht sehr rasch, aber gründlich, gewissenhaft und manchmal pedantisch genau in der Ausübung Ihrer Pflichten. Sie lassen sich nicht an einer allgemeinen oberflächlichen Ordnung genügen, sondern beachten auch scheinbar Nebensächliches. Sie haben Formen- und Schönheitssinn und entbehren auch nicht des Vorstellungsvermögens. Sie wissen geschickt Nichtzusammengehörendes auseinanderzuhalten und richten keine Konfusion an. Sie sind mehr Verstandes- als Gemütsmensch, haben Sie sich aber angeschlossen, so sind Sie treu und sehr ausdauernd.

Frl. Pia B. in G., Baden. Entweder noch jung und in mancher Richtung unfertig oder sonst einseitig in Erziehung, Bildung oder Entwicklung. Sie kümmern sich im ganzen wenig um die Ansicht Ihrer Mitmenschen und streben nach Besonderem und Apartem. Sie lieben Eleganz und das, was gerade Mode ist, mehr als wirkliche gediegene Einfachheit und Schönheit. Daß Ihnen das Herz einen dummen Streich spiele, riskieren Sie nicht, aber immerhin sind Sie tieferer und wärmerer Gefühle fähig, als es bei oberflächlicher Betrachtung den Anschein hat, und wo Sie sich angeschlossen haben, sind Sie anhänglich. Auf Auftreten, Manieren u. s. w. halten Sie viel. Was Ihnen vor allem fehlt, ist systematisches Vorgehen und Ueberlegen. Sie brauchen oft mehr, als Ihre ursprüngliche Absicht war, und lassen sich in Dinge ein, die Sie zu Anfang nicht recht übersehen haben. Stolz und etwas exklusiv.

F. S. in Brüx. Ein reeller, achtbarer Charakter. Sie sind energisch und wissen Ihrem Willen Beachtung zu verschaffen. Ihre Stimmung ist wechselnd, leicht entmutigt und daniedergedrückt, aber doch nie auf die Dauer.

O. G. in Böhmen. Intelligent, gebildet, nicht ohne eigne Ideen, Sie streben nach Vorsicht und Ueberlegung und lassen sich in nichts ein, das zu weit führen könnte. Klarer Geist. Nüchtern, verständig.

G. H. 1800. Keine tief veranlagte Natur; hat die Fähigkeit, sich rasch über Eindrücke und Unannehmlichkeiten hinwegzusetzen. Umgänglich. Höflich, angenehm im Verkehr. Empfindet warm, aber nicht tief. Besitzt Takt und Feingefühl. Hat es stets eilig. Etwas empfindlich.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Nichtgefallende Waren werden **bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.**

Abteilung: Damen-Garderobe.



Nr. 5528. Nr. 5529.

Damen-Blusen.

Nr. 5523. Reizende Bluse aus gutem gestreiften Woll-Flanell, blau mit schwarz und weiss gestreift, **rot mit schwarz und weiss** gestreift oder **grau mit schwarz und weiss** gestreift. Vorderteil, Aermel-Manschetten und Stehkragen sehr hübsch mit abgenähten Fältchen verziert, moderne Blusenärmel . . M. 6.75.

Nr. 5528. Gediegene Bluse aus sehr gutem reinwollenen, tuchartigen Stoff, marine, resedagrün oder **schwarz.** Stehkragen, Vorderteil und Aermel mit Fältchen und schwarzem Atlasbesatz sehr hübsch ausgestattet, Bluse durchweg gefüttert, hemdblusenartig gearbeitet . . . . M. 12.—

Nr. 5529. Moderne Bluse aus gestreiftem halbwollenen Flanell, schwarz mit **grau** und **weiss** gestreift mit schwarzem, weiss durchsteppten Besatz, **marine** mit **schwarz** und **weiss** gestreift mit marinefarbenem, weiss durchstepptem Besatz, **rot** mit **schwarz** und **weiss** gestreift mit rotem, schwarz durchstepptem Besatz. Stehkragen, Aermel-Manschetten und vorn herunter mit durchstepptem Stoff besetzt, durchweg gefüttert, hemdblusenartig gearbeitet M. 13.—

Nr. 5532. Reizende Bluse aus reinseidenem Taffet, rosa, hellblau, hellrot oder **weiss.** Stehkragen, Vorderteil, Rücken und Aermel mit Fältchen garniert, hemdblusenartig gearbeitet, durchweg gefüttert . . . . M. 22.—

Unser ungemein reichhaltiges, mit ca. 5000 Abbildungen ausgestattetes
Preisverzeichnis sowie **Stoffproben**
versenden wir
unberechnet und **portofrei.**



Nr. 521. Nr. 508.

Nr. 521. Vornehmer Hut aus ganz vorzüglichem Filz, sehr reich mit Taffet, echter langer, schwarzer Straussfeder und Metallagraffen garniert, Untergarnitur aus Taffet mit Agraffe, **schwarz** mit schwarz garniert, **marine** mit marine garniert oder **modefarben** mit modefarben garniert . . . . M. 25.—

Nr. 508. Filzhut in Boleroform, mit Atlas eingefasst und kleidsamer Garnitur von Atlas und Zierknöpfen, **rot** mit schwarz und rot garniert, **schwarz** mit weiss und schwarz garniert, **marine** mit marine-grün garniert . . . . M. 6.—

Prof. Dr. Jaeger's Normal-Unterkleidung



„PALLAS" Tricot-Gewebe

Verfilzt nicht, läuft wenig ein, bleibt porös und elastisch.

Alleinige Fabrikanten
W. BENGER SÖHNE
Stuttgart.
Grand Prix - Paris 1900.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Romane und Novellen deutscher Autoren.

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte von August Sperl.

4. Auflage.

Geheftet M. 7.—, eleg. gebunden M. 8.—

Ein wirklich meisterhaftes Werk.
Münchner Neueste Nachrichten.

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit

4. Aufl. von **August Sperl.**

Geheftet M. 4.50, eleg. gebunden M. 5.50

Zur Familienlektüre hervorragend geeignet. Wo noch Geschmack und Sinn da ist für Sperls Kunst, da ist auch Geschmack und Sinn für das Heilige und Reine, für das Edle und Schöne, für das wahrhaft Fromme und Gute.
Korrespondenzblatt für die evangel.-luther. Geistlichkeit Bayerns, Ansbach.



August Sperl.

Der verlassene Gott. Novellen

Geheftet M. 3.50, elegant geb. M. 4.50 von **Otto von Leitgeb.**

Ein wundersames Kaleidoskop frischer lebendiger Gedankenbilder, welches durch seinen brillanten Farben- und Formenreichtum überrascht und entzückt.
Staatsanzeiger für Württemberg.

Sidera cordis. Ein Roman aus Friaul

von **Otto von Leitgeb.**

Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

Römisches Fieber. Roman

Geheftet M. 6.—, eleg. geb. M. 7.— von **Richard Voss.**

Eine fesselnde, vielfach originelle Künstlergeschichte, die zu den besten Arbeiten des bekannten Novellisten zählt.
Der Bazar, Berlin.



Richard Voss

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Franz Christoph's Fussboden-Glanzlack

in gelbbraun, mahagoni, nussbaum, eichen und grauer Farbe, Sofort trocknend, geruchlos, von Jedermann leicht anwendbar.

Niederlagen durch Plakate kenntlich, in den meist. Städten, sonst direkter Versandt. **Postcolli,** ausreichend zum Anstrich zweier Zimmer **à 9 M. 50 Pfg.** franko. Farbenmuster u. jede weitere Auskunft bereitwilligst durch die Fabrik **Franz Christoph, Berlin NW.,** Mittelstraße 11.

Berkefeld-Filter

liefern schnell und reichlich mit und ohne Druckwasserleitung **bakterienfreies Trink- & Gebrauchswasser,** sollten in keinem Hause fehlen.



Illustrierte Preisliste über Filter für Hausgebrauch & Industrie gratis.
Berkefeld-Filter Gesellschaft GmbH Celle und London W. 121 Oxford Street — New York, 4 Cedar Street.

Ovos

Pflanzenfleisch-Extrakt ist **bedeutend nahrhafter** und die **Hälfte billiger,** als alle **Fleisch-Extrakte;** verstärkt Bouillon, Suppen, Saucen, Gemüse etc. Erhältlich in allen Colonialw.-, Delicatess-, Drogen- und einschlägigen Geschäften.
Elweiss-Extrakt-Kompagnie, G. m. b. H. Berlin N. 58, Stargarderstrasse 60.



Gustav Kreinberg, Markneukirchen Sa. 12.
Musikinstrumente und Saiten aller Art.
Direkt. Versand unter Garantie. Katal. grat. u. fr.

Ronnefeldt's Thee

aromatisch und preiswerth, allgemein beliebt.
Proben der 4 Hauptsorten Mk. 1.—. Sendungen v. Mk. 10 franco.
Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

Dr. Lahmann's vegetabile Milch

Dr. Lahmann



der Kuhmilch zugesetzt, bildet das der Muttermilch gleichkommendste Nahrungsmittel für Säuglinge.

Man verlange ausführliche Abhandlung von
Hewel & Veithen, Kaiserl. Königl. Hoflieferanten, **Köln u. Wien.**

Neue Schreib-Maschine YOST No. 10.

mit 85 Typen, freilaufenden und abhebbaren Walzen.



Läuft auf Kugeln, hat den leichtesten, schnellsten Gang u. den weichsten Tastenanschlag, arbeitet ohne störendes Geräusch, ohne Typen-Collision, liefert die reinste, schärfste Schrift u. die beste Vervielfältigung ohne Farbband, ohne Umschaltung.

Yost No. 10 besitzt neben den bekannten Vorzügen der seit 14 Jahren in ca. 60 000 Exemplaren bestbewährten Yost sämmtliche zweckmässigen modernen Neuerungen und ist die

vollkommenste aller bestehenden Schreib-Maschinen.

Katalog und Probe kostenlos durch die General-Vertretung für Mitteleuropa:
Stuttgart Eugenstr. 10. **A. Beyerlen & Co.** Berlin Leipzigerstr. 93.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer
Nr. 3
89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag
Deutsche Illustrierte Zeitung
Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Für die Krone

Roman von Richard Voß

IX

Auf der Seealp

... Ich bin doch ein rechter Fremdling auf dieser Welt. Aus einer Hofexistenz herausgetreten, gleiche ich einem Kind, das das Abc lernt: jeder neue Eindruck ist mir ein neuer Buchstabe. Nun bin ich begierig, zu lesen, zu lernen.

Da ist dieses Fräulein Fritz.

Von dergleichen Charakteren hatte ich keine Ahnung. Woher hätte ich sie auch haben sollen? Wie tüchtig und gut ist an dieser Frau alles, wie gesund und lebensfähig, wie lebenswert. Unsre Erde muß wohl doch keine solche schlechte Welt sein, da es — wie ich jetzt, erst jetzt anfange zu erkennen — so viel Vortrefflichkeit darauf giebt; und wenn Vortrefflichkeit, dann auch gewiß Glück. Eine Welt aber, auf der es Glück giebt, muß eine Gottheit geschaffen haben, und diese muß Liebe und Güte sein.

Gütige, liebende Gottheit, laß, ach laß mich ein Mensch werden, der andre Menschen beglücken kann!

Aber anstatt mit meinem Grafen und Loisl bei Fräulein Fritz einzutreten, gerate ich schon wieder in das leidige Sinnieren und Phantasieren.

„Und jetzt treten Sie bei mir ein!" hatte Fräulein Fritz gesagt, als wir vor der offenen Thür ihres hohen, braunen Balkenhauses standen, das zu dieser Frauengestalt paßte wie ihr Gewand. Ich kann mir für sie kein andres Haus und kein andres Kleid vorstellen.

Gleich hatte ich wieder eine Freude. Ich bat sie natürlich, vor mir einzutreten, was sie ohne weiteres that und mit solchem ruhigen Anstande, als trüge sie statt eines Bäuerinnenrockes die große Courschleppe.

Sie führte uns in die Wohnstube. Es war ein großes Erkerzimmer mit vielen Fenstern, schön getäfelten, rötlich schimmernden Wänden, nachgedunkelter Balkendecke und weißen Dielen, ein heller, gar heiterer Raum. Jedes Gerät darin diente einem Nutzen, zum Behagen nur die breite Bank um den gewaltigen Kachelofen. Diesem gegenüber, auf der andern Seite, stand der große Tisch, an dem die „Bäuerin" mit dem Gesinde alle Mahlzeiten teilte. Darüber hing an der Wand ein aus hellem Holzwerk gut gearbeitetes Bildnis des Heilandes am Kreuz, von roten Nelken so dicht umrankt, als wären aus den Blutstropfen, die an dem blassen Leibe des Herrn niederrannen, Blumen erblüht.

Rote Nelken und rotes Geranium standen vor allen Fenstern, von denen aus Fräulein Fritz ihr ganzes Gebiet überschaute: Feld, Wiese und Wald. Darüber stiegen die Bergriesen auf, gewaltige Gesellen, die das leuchtende Haupt so hoch trugen, als wollten sie die Himmelsdecke einstoßen.

In dem geräumigen Erker befand sich ein großer Tisch, bedeckt mit Büchern, Papieren und Briefschaften. Ein rechtes Durcheinander war's, darin sich zurecht zu finden schwer sein mußte. Fräulein Fritz bemerkte meinen auf das papierne Chaos gerichteten Blick, der einen fragenden Ausdruck haben mochte, und meinte lachend: „Da schaut's wüst aus. Zum Schreiber bin ich eben nicht geboren. Das macht aber nichts."

In ihrer Stimme liegt solche Kraft. Lacht sie, so ist mir's, als hätte ich zuvor noch niemals lachen gehört. In der Welt, die meine Welt ist,



Plauderstündchen

Nach dem Gemälde von E. Massau

lacht man nicht, man lächelt nur — mit aller Ehrfurcht, aller Devotion und Unterthänigkeit. Es ist ein unaussprechlich welkes, verwittertes, totes Lächeln.

In dem Erker, darin des Fräuleins unordentlicher Arbeitstisch steht, befindet sich auch ihre gesamte Bibliothek. Sie besteht nur aus zwei Autoren. Goethe ist der eine, von dem andern hörte ich nie. Er heißt Gottfried Keller. Ein aufgeschlagenes, zerlesenes Buch, das ich nahm und mir betrachtete, führte den seltsamen Titel: „Der grüne Heinrich". Ich fragte das Fräulein, wer Gottfried Keller sei. Sie machte große Augen. Also muß ich etwas sehr Dummes gesagt, eine schreckliche Unwissenheit gezeigt haben. In Gottes Namen! Es ist nun einmal so. Tausend Dinge, die gewiß jedermann kennt, sind mir unbekannt geblieben. Ich nahm mir vor, mich bei dem Grafen nach Gottfried Keller zu erkundigen. Ich muß diesen Dichter, den Fräulein Fritz neben Goethe stellt, kennen lernen. Ueberhaupt muß mir der Graf zu lesen verschaffen: Bücher, die meine Professoren mir nicht geben, weil sie für einen Königssohn vielleicht sich nicht schicken. Ich will lernen, will begreifen, verstehen — das Menschliche! Und will nicht als Prinz, sondern als Mensch begreifen lernen.

*

Um weiter von Fräulein Fritz zu berichten:

Neben dem Raum, den ich beschrieb, lag auf der einen Seite das Knechts-, auf der andern das Mägdezimmer. In einem dritten Gemache standen zwei Webstühle; und in jedem sah ich einen gewaltigen Kachelofen mit breiter, behaglicher Bank, ein geschnitztes Christusbild und einen blühenden roten Nelkenstock. An den langen Winterabenden pflegt Fräulein Fritz dem Gesinde vorzulesen. Sie zeigte mir auch die Bücher, die sie während des letzten strengen Winters gelesen hatte: „Uli der Knecht" und „Uli der Pächter" von Jeremias Gotthelf. — „Diese Unterhaltungsschriften sind mir Volkspredigten," meinte sie. Darauf bat sie, mich eine Viertelstunde allein lassen zu dürfen, da sie Hausfrauengeschäfte hätte.

Der Graf war in dem großen Zimmer zurückgeblieben. Ich ließ ihn durch das Fräulein ersuchen, nach Belieben umherzuschlendern, was ich auch thun würde. Aus der Mädchenstube gelangte ich unmittelbar ins Freie und zu den Stallungen, wo gleichfalls ein jedes Ding mir neu war und eine ganz andre Ordnung herrschte als auf dem Schreibtisch der Hausfrau. Von dem Gesinde wußte ein jedes, was es zu thun hatte und wie die Arbeit verrichtet werden mußte. Ich nickte den Leuten zu, als ob sie lauter gute Bekannte von mir wären, und wurde von ihnen genau ebenso zutraulich wiedergegrüßt. Es war ein köstlicher Tag, und ich fühlte mich seelenvergnügt.

Plötzlich fiel mir ein: ‚Fräulein Fritz wird dir etwas zu essen geben wollen.' Hoffentlich würde sie das; denn ich verspürte einen wahren Bärenhunger. Es wäre herrlich, könnte ich mit ihr am Gesindetische speisen; sie wird jedoch für mich und den Grafen eigens decken lassen. Ich will sie aufsuchen und ihr meine Bitte vortragen. Der Graf erlaubt es gewiß. Schließlich ist es mein Wille, — ich bitte nicht, sondern befehle.

Ganz erfüllt von meinem Wunsche eilte ich dem Hause zu. In einer von wildem Wein und blühendem Hopfen dicht umrankten Laube hörte ich Stimmen, wollte gerade nach meiner Wirtin rufen, als hinter dem dunkeln Blätterteppich mein Name genannt ward.

Und nun that ich etwas, dessen ich mich jetzt in tiefster Seele schäme: ich schlich näher und lauschte. Wahr und wahrhaftig: ich machte den Horcher! So schmachvoll es war, beging ich es doch, und — jetzt schäme ich mich.

Wie konnte ich nur! Wäre ich ein gewöhnliches Menschenkind, so hätte ich nicht gehorcht. Wahr und wahrhaftig nicht! Ein gewöhnliches Menschenkind bekommt mitunter von den Leuten doch wohl die Wahrheit zu hören: die Wahrheit über sich selbst. Aber solch armer Königssohn ... Niemand hat mir jemals über mich selbst die Wahrheit gesagt — auch nur den Schatten von Wahrheit. Kein Mensch unter der Sonne war so menschlich gegen mich. Ich weiß von mir so wenig, daß ich mir selbst ein Fremdling bin, ein völlig Unbekannter. Oft, so oft brüte ich darüber: „Wie bist du wohl eigentlich? Bist du eigentlich ein guter oder bist du geradezu ein schlechter Mensch?" Ich weiß es nicht; denn ich kenne mich nicht, und niemand, niemand hilft mir, mich kennen zu lernen. Als ich daher plötzlich in der Laube meinen Namen nennen hörte, fuhr mir's durch den Sinn: ‚Nun sprechen sie über dich! Vielleicht sogar darüber, was für ein Mensch du bist. Jetzt kannst du es hören. Fräulein Fritz ist sicher die Wahrhaftigkeit selbst. Was sie also von dir sagt, ist sicherlich wahr.'

Aber würde sie, selbst sie, zu dem Grafen, dem Hofmann, Schlechtes von mir sprechen — wenn sie nämlich Schlechtes von mir denken sollte? Und wie sollte man Gutes von mir denken, der ich nichts Gutes gethan habe?

Ich bin mißtrauisch. Niemand traue ich. Eigentlich ist das furchtbar. Und wenn ich bedenke, wie jung ich noch bin —

*

Also ich machte den Horcher an der Wand. Hier soll aufgeschrieben stehen, was ich erhorchte.

„Ihr Prinz ist ein guter Mensch."

„O ja."

„Sie sagen das so kühl!"

„Was wollen Sie?"

„Wie?"

„Sie hätten sagen sollen: ist noch ein guter Mensch."

„Für den ist mir nicht bange; der bleibt gut."

„Hoffentlich."

„Sie scheinen daran zu zweifeln?"

„Lieber würde auch ich daran glauben."

„Sie sind Ihrem jungen Herrn doch gewiß treu ergeben?"

„Das bin ich."

„Und dann können Sie so sprechen?"

„Eben weil ich ihn liebe (denn ich liebe ihn), fürchte ich für ihn."

„Was fürchten Sie für Ihren lieben Prinzen?"

„Seine Gattung."

„Sie meinen, weil der Arme ein Königssohn ist?"

„Bedenken Sie doch ..."

Ich verstand nicht, was Fräulein Fritz bedenken sollte, denn der Graf sprach plötzlich ganz leise, fast flüsternd. Jahre meines Lebens würde ich darum gegeben haben, hätte ich hören können, was der Graf für mich fürchtete.

Aber, daß ich noch ein guter Mensch sein sollte, „noch ein guter Mensch" — daß Fräulein Fritz, dieses starke, gesunde, prächtige Fräulein Fritz es von mir glaubte, daß der Graf mich liebte ... Mich ergriff ein Sturm von Empfindungen, und es waren Empfindungen ganz neuer und so mächtiger Art, daß ich's wie ein Brausen durch meine Seele spürte: jemand glaubte an mich, jemand liebte mich!

Aber — der Graf hatte es wohl nur gesagt, weil er vor dem Fräulein doch unmöglich aussprechen konnte, er liebe mich nicht, sei mir nicht treu ergeben ... Ach, gewiß nur darum!

Mit welchem seltsamen Ausdruck er die Bemerkung über meine „Gattung" machte. Ich fühle, niemals werde ich den Ton seiner Stimme vergessen können. Ich stelle mir fort und fort zu dem Tone seinen Blick vor. Es muß ein merkwürdiger Blick gewesen sein, mit dem er von meiner „Gattung" sprach.

Auch dies fühle ich deutlich, daß ich ihr, der Guten und Starken, leid thue. Sie bedauert mich, weil „der Arme" ein Königssohn ist. Nur eine Frau, eine reine und edle Frau, kann solches Mitleid empfinden, wie sie es in dem einen kleinen Worte: der Arme, ausdrückte. Es ist doch ein eigentümliches Gefühl, sich bedauert zu wissen; und das wegen einer Sache, um derentwillen wir von Millionen und aber Millionen beneidet werden.

An das Mitleid des Fräuleins glaube ich ebenso sicher, wie ich an der Liebe und Ergebenheit des Grafen zweifeln muß. Wäre ich doch nur nicht stehen geblieben, hätte ich doch nur nicht gehorcht!

Jetzt sprachen die beiden in der Laube wieder laut. Aber ich blieb auch jetzt, lauschte auch jetzt; trotz aller Scham, die ich darüber empfand.

Sie sprachen jetzt von meinem Vater. Fräulein Fritz fragte:

„Kennt der Prinz den Zustand des Königs?"

„Nein."

„Er ist ja aber doch sein Sohn!"

Der Graf antwortete nicht. Wahrscheinlich hatte er, statt aller Antwort, nur mit der Achsel gezuckt.

Das Fräulein Fritz meinte gewiß das nämliche, was in der Residenz und im ganzen Königreiche die Spatzen auf dem Dache pfeifen: es meinte das, was im Staate Dänemark faul sein muß, aber was ich aus irgend einem Grunde nicht wissen darf. Wer hätte es mir denn auch sagen sollen?

Wie, wenn ich danach den Grafen fragte? ... Oder das Fräulein Fritz?

Diese sagte gerade:

„Der Loisl erzählte mir vorhin, der Prinz wolle seine Mutter kennen lernen. Darf er das?"

„In meinen Instruktionen wurde der Fall nicht vorgesehen."

„Was werden Sie thun?"

„Den Prinzen die Frau ruhig kennen lernen lassen.

„Sie ist halb von Sinnen."

„So mag er einmal ein Stück Menschenelend sehen."

Wiederum meinte Fräulein Fritz: „Der Arme!" Und sie sagte es wiederum in einem Tone tiefsten Mitleids, gerade als ob ich genug Menschenelend an mir selber besäße.

Was ist nur mit mir und uns allen?

*

Jetzt hörte ich nicht weiter zu, was die beiden wie zwei gute Freunde miteinander sprachen. Aber nicht Scham trieb mich fort, sondern Furcht; die Furcht, ich könnte erfahren, was es mit uns allen sei. Ich fühlte mich zu schwach, es zu hören — es jetzt zu hören. Ich war feige.

Auch ging ich nicht auf die Laube zu, sondern wieder zurück. Wie ein Dieb schlich ich mich davon; möglichst weit vom Hause fort, hinein in den Wald. Ich konnte aber nicht über das Gehörte nachdenken, denn ich mußte mich vorbereiten, wie ich den beiden wieder ins Gesicht sehen sollte, die ganze Seele voller Scham.

Ueber den leuchtenden Tag hatte sich für mich ein schwerer Wolkenschatten gelegt.

Auch das verursachte mir Pein.

Ich hätte mich den beiden, die in der Laube über mich sprachen, so gern frei gegeben und mußte nun fühlen, daß ein Zwang auf mir lag und daß ich mich vor ihnen würde verstellen müssen. Wie schwer muß es doch sein, ein „guter" Mensch zu bleiben, wenn man nicht einmal immer ein natürlicher Mensch sein kann. Bin ich denn aber auch nur annähernd ein guter Mensch, mit allen den Zerrissenheiten und Bitterkeiten, den Dämmerungen und Dunkelheiten in mir, von denen ich nicht weiß, von wannen sie kommen und ob sie je weichen werden?

Dann hörte ich vom Hause her die Mittagsglocke läuten. Sie würden mich suchen. Also nahm ich mich gehörig zusammen, in welcher Kunst ich trotz meiner großen Jugend bereits erfahren genug bin, und begab mich nach dem Hofe. Unterwegs pflückte ich sogar einen Strauß wildblühender Feuerlilien für die Frau, die den Glauben an mich besaß. Das würde ich ihr niemals vergessen!

Der Graf trat mir entgegen mit einem Gesicht, als sei es undenkbar, daß ein Königssohn ein armer, bedauernswerter Mensch sein könne. Er meldete mir, Fräulein Fritz habe in der Laube für uns decken lassen. Ich erkundigte mich: „Doch auch für sich selbst?"

„Nein."

„Schickte sich das vielleicht nicht?"

„Hier im Gebirge ..."

Ich unterbrach ihn: „Wenn es sich auch nicht schicken sollte, so lasse ich das Fräulein darum doch bitten, mit uns speisen zu wollen."

„Zu Befehl."

So laut und heftig hatte ich noch niemals zu dem Grafen gesprochen, noch dazu ohne allen Grund. Das kam vom Horchen an der Wand. Der Graf ging, um das Fräulein zu suchen; und ich rief ihm nach:

„Es ist selbstredend kein Befehl, sondern nur ein Wunsch, eine Bitte.“

Er verneigte sich tiefer als gewöhnlich, wie mir's schien. Warum gerade dieses Mal tiefer? Weil ich ihn ohne Ursache anfuhr? Sollte auch dieser Mann eine Kreatur sein?

Von dem Grafen gefolgt, kam Fräulein Fritz mir entgegen. Sie sagte in ihrer heiteren, kraftvollen Art: „Zürnen mir Königliche Hoheit, bitte, nicht; aber ich muß die Herren ohne mich speisen lassen.“

„Weshalb wollen Sie mir meine Bitte nicht erfüllen?“

„Ich esse mit den Leuten und möchte von meiner Gewohnheit nicht abweichen. Selbst Ihretwillen nicht. Nicht wahr, Sie sind mir nicht böse?“

Ich war ihr gar nicht böse. Im Gegenteil! Ich war glücklich, daß mir keine devote Dankantwort zu teil geworden war, sondern sie „selbst meinetwillen“ von ihrer Gewohnheit nicht abweichen wollte. Der erhaltene verneinende Bescheid machte mich von neuem ganz vergnügt. Ich rief: „Bleiben Sie bei Ihrer Gewohnheit! Da ich jedoch nun einmal heute Ihr Gast bin, so müssen Sie diesem wohl oder übel gestatten, bei seinem Wirte zu bleiben. Ich werde also mit Ihnen essen.“

Fräulein Fritz meinte: „Das geht nicht.“

Ich wendete mich an den Grafen: „Meinen Sie das auch?“

Er erwiderte ernsthaft: „Ich meine, daß der Gast zum Wirte gehört.“

Jetzt lächelte er. Ich hätte ihm für sein Lächeln um den Hals fallen mögen. Denn es war beim Himmel kein Schranzenlächeln. Dankbar nickte ich ihm zu. Dann lief ich seelenvergnügt in die Laube, um bei dem Umdecken zu helfen. Der Tisch war festlich mit des Hauses bestem Linnen und schönstem Geschirr hergerichtet und mit frischen Alpenrosen geschmückt. Es that mir indessen nicht im mindesten leid, die Herrlichkeit zu zerstören. Auch der Graf trug Teller und Gläser nach dem Hause hinüber. Wir waren lustig wie Kinder, und mir schien wieder die liebe göttliche Sonne.

*

Wie soll ich nur sagen, was ich jetzt erlebte? Während ich alle diese Dinge auf meiner geliebten Alpe niederschrieb, dachte ich im Grunde genommen nur an das eine, immerfort nur an das eine! Seit meinem Besuche bei Fräulein Fritz denke ich an nichts andres. Was ich seitdem spreche oder thue, soll nur bezwecken, das eine nicht vergessen zu machen.

Weshalb will ich vergessen?

Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß —

Doch jetzt will ich versuchen, es aufzuschreiben. Alles ging nämlich auf durchaus natürliche Weise zu. Dennoch kommt mir's vor, als wäre ein Wunder geschehen: vom Himmel eigens für mich! Es ist ein beseligender Glaube.

Also wir: das Fräulein, der Graf und ich kamen mit unsern Gerätschaften für den Tisch in das große helle Erkerzimmer. Um den Tisch stand das Gesinde versammelt, die Herrin erwartend. Der Loisl und meine beiden andern jungen Bergriesen waren gleichfalls dabei; Fräulein Fritz deckte für mich und den Grafen neben sich, und eine Dirne brachte Stühle herbei. An der langen Tafel war für uns beide gerade noch Platz. Ich sah, daß jeder hinter seinem Stuhle stand und die Hände faltete. Ich that wie alle und harrte mit den andern des Tischgebets. Eine leise, liebliche Mädchenstimme begann es aufzusagen.

Erst jetzt sah ich sie. Sie stand unmittelbar unter dem Christusbilde, das die blutroten Nelken umrankten, gekleidet in ein tiefschwarzes, städtisch gemachtes Gewand mit hoher schwarzer Krause, daraus der schlanke Hals und das süße Gesichtchen wie eine antike Marmorbüste aufstiegen: gerade nur mit einem Hauch von Farbe! Aber die Lippen leuchteten gleich den Nelkenblüten, und ihr Haar war von einem rötlichen Braun, wie ich zuvor niemals gesehen. Die Augen hatte das holde Kind tief niedergeschlagen, und die Hände waren andächtig gefaltet: lange, schmale, blasse Madonnenhände.

Ich sah dies alles wie im Traume, wie in einer Vision, während sie langsam und leise das Tischgebet sprach. Bis dahin hatte ich nicht gewußt, daß der Laut einer Menschenstimme wie Musik tönen konnte.

Jetzt war das Gebet zu Ende; jetzt mußte sie aufblicken, mußte ich ihre Augen sehen. Aber sie behielt sie gesenkt.

Wir setzten uns. Sie saß mir gegenüber, zwischen zwei Dirnen in der bunten Landestracht. Es waren junge, hübsche Geschöpfe, neben denen sie wie eine Feenkönigin aussah.

Fräulein Fritz sagte:

„Das ist meine liebe Nichte Judika. Sie kommt aus der Klosterpension und hat jetzt nur noch ihre alte Tante Fritz auf der Welt. Wir haben uns sehr lieb, und es gefällt ihr auf dem Oedhofe in der Einsamkeit.“

Ich stand auf und verneigte mich. Ganz tief verneigte ich mich. Sie konnte es nicht sehen, — denn sie behielt beharrlich den Blick gesenkt — mußte jedoch meinen ehrerbietigen Gruß fühlen. Wenigstens erglühte sie auf das lieblichste.

Es fällt mir immer schwer, jemand anzureden. Wenn ich weiß, daß ich den nächsten Tag fremde Menschen kennen lerne und sie ansprechen muß, verbringe ich gewöhnlich vor Aufregung und Bangigkeit eine schlaflose Nacht. Erfolgt dann der schreckliche Augenblick der Vorstellung und Anrede, so legt es sich um meine Kehle wie eine würgende Hand. Auch dieses Mal konnte ich nur mit Mühe hervorbringen:

„Also bleibt das Fräulein immer bei Ihnen?“

„Hoffentlich recht lange.“

Das war nun von mir unbeschreiblich thöricht gefragt. Wie lange würde es dauern, und das reizende Geschöpf wurde eines Mannes Eigentum. Man konnte sie nicht sehen, ohne sie nicht gleich zu lieben.

Ich weiß nicht mehr, was ich dem guten Fräulein Fritz erwiderte; sicher war es wieder etwas höchst Ungeschicktes. Unvergessen wird mir jedoch bleiben, wie tief traurig mir plötzlich zu Mute ward. Mir war's, als sähe ich das Glück selbst an mir vorübergleiten. Die himmlische Erscheinung hatte das blasse liebliche Antlitz der kleinen Judika. Ich streckte meine beiden Arme nach der glanzvollen Gestalt aus; aber diese schwebte an mir vorüber, und ich glaubte, sie flüstern zu hören: „Für dich, armer Königssohn, giebt es kein Menschenglück.“

Solches ging mit mir vor, während ich am hellen lichten Tage an der Seite von Fräulein Fritz unter ihrem Gesinde bei Tische saß und meine Wirtin sagen hörte:

„Ich habe für Königliche Hoheit mein fettestes Huhn schlachten und braten lassen. Da der Herr jedoch mit uns speisen will, so muß er essen, was auf den Tisch kommt. Er trifft es übrigens gut; denn es giebt Rohrnudeln und eingesottene schwarze Kirschen, dazu Milch und frischgebackenes Bauernbrot! Gesegne es unserm lieben Prinzen in meinem Hause der Herr.“

Sie sagte diese guten Worte mit solcher Herzlichkeit, zugleich so fröhlich und etwas schalkhaft, daß mir's sofort wieder ganz wundersam wohl zu Mute ward und ich sogar den Mut fand, ihr zu entgegnen: „In Ihrem Hause wird mir alles gesegnet sein.“

Da schlug das blasse Kind seine Augen auf. Mich Glücklichen sah es an! Aus Augen, wie sie nur Wesen aus einer andern, schöneren Welt haben konnten: ganz unirdisch groß und glanzvoll! Dabei so voll Kinderunschuld. Nur aus einem Kloster konnte sie mit solchen Augen in die Welt treten, darin so viel Staub und noch Häßlicheres ist. Es waren heilige Augen.

Wehe dem, der diese Augen weinen machte. Fluch mußte ihn treffen.

Ein Schauer überlief mich bei ihrem Blick. Dann aber empfand ich meine Jugend und mein Leben wie ein Strom Sonnenfeuers durch meine Seele fließen. Es geschah mir zum ersten Male, daß ich mich jung fühlte; jung und glücklich, glückselig in ihrer Nähe, unter ihrem Blick. Gott, mein Gott, wie schön ist doch das Leben, das du deinen Menschenkindern schenktest, du gütiger Vater im Himmel.

In diesem schönen Augenblick ward's, daß ich bei mir selbst im tiefsten Herzen ein Gelübde that: Fräulein Fritz sollte recht behalten! Bin ich wirklich ein guter Mensch, so will ich ein solcher bleiben. Ich will! Herr, Herr, Herr — lasse mich ein unglücklicher Königssohn, aber ein guter Mensch sein und bleiben.

X

Das erste, wahrhaft festliche und fröhliche Mahl meines Lebens! Nie wieder werde ich ein solches halten — nie wieder.

Ein junger Knecht und eine Dirne — die beiden jüngsten und hübschesten — brachten das Essen: in einer gewaltigen eisernen Pfanne ein Berg von goldbraunem dampfenden Backwerk, den „Rohrnudeln“; dazu in einer mächtigen irdenen Schüssel die gesottenen Schwarzkirschen. Es war, als müßte ein Geschlecht von Giganten satt gemacht werden. Pfanne und Schüssel wurden auf die blanken hölzernen Unterlagen vor Fräulein Fritz hingestellt, das zuerst mir und dann dem Grafen austeilte: einem jeden zwei, nein, drei gebackene Riesenklöße in einem purpurfarbenen Safte schwimmend.

Ich hatte meinen vollgehäuften Teller vor mir stehen und mochte etwas hilflos darauf herabsehen; denn plötzlich hörte ich's mir gegenüber hell auflachen. Das Elfenwesen unter dem Christusbild lachte, lachte mich aus. Denn daß das blasse Kind eine Elfe oder sonst ein unirdisches Geschöpf war, erkannte ich an dem Lachen, indem nur ein Nixlein oder Hexlein so silberhell, glockenrein und unweltlich wohllautend lachen konnte. Zuerst war ich ganz bestürzt, dann lachte ich über meinen Schrecken und über mein Ungeschick; und als ich lachte, begannen alle andern zu lachen. Sogar der vollendete Weltmann von Graf und das gute Fräulein Fritz lachten — lachten mich aus. Es war köstlich!

Nachdem wir zwei „Herren“ genugsam zu essen hatten — Milch und Brot mußten wir uns selber nehmen —, trugen der Knecht und die Dirne die Speisen herum. Es ging der Reihe nach, Fräulein Fritz nahm zuletzt. Vor meinen sehenden Augen verschwand der goldbraune Kuchenberg, wurde der Teich von Kirschensaft ausgeschöpft. Jetzt war ich nur begierig, ob auch das Kind essen und trinken würde? Freilich! Mit bestem Appetit verzehrte es einen der Klöße und löffelte dazu die süße feuchte Frucht. Da ich nie gehört hatte, daß Elfen Rohrnudeln und eingesottene Kirschen aßen, so war es doch wohl ein Menschenwesen. Allerdings eines von ganz besonderer Art.

Ich machte es wie alle, aß und trank, ließ es mir prächtig schmecken. Was ich auf dem Teller hatte, verzehrte ich — wahr und wahrhaftig! Man stelle sich vor: ein zweiter Kuchenberg und ein zweiter Kirschensaucenteich wurden von den beiden Jüngsten und Hübschesten hereingebracht und ebenfalls vertilgt. Hätte ich mich nicht geschämt, so hätte ich eine dritte „Rohrnudel“ verzehrt. Doch ich dankte bescheiden, worauf zuerst das Kind, dann wir alle von neuem hell auflachten. Ob das also ein fröhliches Mahl war!

Dann hörte ich die leise liebliche Stimme wiederum das Dankgebet sprechen, sah ich wiederum die wunderbaren Augen andächtig gesenkt, die blassen schlanken Händchen fromm gefaltet. Wie schön das Mädchen war unter dem leidensvollen Bildnisse des Heilandes und dem Purpurglanz der roten Nelkenblüten.

Dann war das fröhlichste und festlichste Mahl meines Lebens zu Ende . . .

Wir hatten natürlich nicht nur gegessen, getrunken und gelacht, sondern auch gesprochen. Was ich gesagt, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich nur noch der andern, und daß ich



Auf der Prinzregenten-Terrasse in München

Nach einer Zeichnung von M. Barascudts (Text S. 71)



An der Fähre

Nach dem Gemälde von Josef v. Brandt (Text S. 71)

meine helle Freude an meinem feinen Grafen hatte, der sogar den Loisl gesprächig machte. Er versteht es wundervoll, mit dem Volke zu verkehren, das trotz seiner englischen high life-fashion — sie ist allerdings himmelweit von Geckerei entfernt — nicht die mindeste Scheu vor ihm empfindet und mit ihm redet, als wäre er in Wadenstrümpfen, Lederhosen und Lodenjuppe auf die Welt gekommen. Mein schöner, trotziger und prächtiger Loisl plauderte aus seinem Jägerleben. Fräulein Fritz schilderte die Schrecken des Winters, wenn sie auf ihrem Oedhofe eingeschneit ist, und selbst die Knechte wußten allerlei Merkwürdiges zu berichten. Obgleich das Kind mich so berauscht und bezaubert hatte, daß die ganze Welt für mich zum Traume ward, fiel mir doch auf, mit welcher Ruhe und Würde, welchem Takte diese Leute in Gegenwart des Sohnes ihres Königs sich zu benehmen verstanden. Hübsch war auch der Augenblick, als wir aufgestanden waren und alle kamen und die Hand gaben: der „Bäuerin", dem Grafen und mir. Als ich mich nach dem Kinde umsah, war dieses hinausgehuscht — elfenartig verschwunden. Ach, ward ich da traurig!

Nun hieß es den Anstand zu bewahren und nichts sich merken zu lassen. Wie aber, wenn ich die süße Gestalt nie wieder sehen sollte? Sie blieb bei dem guten, dem prächtigen, dem glücklichen Fräulein Fritz. Im Winter wurde sie in dem behaglichen hellen Hause mit den andern eingeschneit, dann war sie von der ganzen Welt geschieden. Könnte ich unter Alpenriesen mit ihr eingeschneit werden, im hellen warmen Stüblein mit ihr zusammen sein, von der Welt durch leuchtende Schneemauern geschieden. Und wenn es dann Frühling wird, und wir miteinander die ersten blauen Veilchen und goldgelben Primeln suchen . . .

Fräulein Fritz schlug uns vor, in die Laube zu gehen, wohin sie den Kaffee schicken wollte. Ich bat sie, uns den traulichen Trank nicht ohne sie genießen zu lassen, scheute mich jedoch, den Namen des holden Kindes auszusprechen, als müßte ich damit das Geheimnis meiner jungen und ach, so hoffnungslosen Liebe verraten, was diese unfehlbar entweiht hätte.

Fräulein Fritz sagte uns ihre Gegenwart in der Laube zu und verließ uns dann. Graf Gebhardt sah ihr nach und meinte:

„Das ist eine Frau, auf die Goethes Ausdruck: ‚eine Natur' paßt, als hätte er ihn für unsre Wirtin gebraucht. Ich freue mich, daß Königliche Hoheit sie kennen lernten."

„Ich bin sehr glücklich . . . Können Sie mir sagen, weswegen an Höfen keine Naturen im Goetheschen Sinne zu finden sind?"

Ich erhielt die lakonische Antwort: „Trieb der Selbsterhaltung."

„Sie meinen: um im Hofleben seine Existenz zu behaupten, müsse man seine Natur aufgeben — wenn man nämlich eine solche besitzt."

„Wer eine Natur ist im Goetheschen Sinne, kann diese nicht aufgeben, wie Königliche Hoheit meinen. Man müßte dann im stande sein, sich selbst zu verneinen. Eine Natur könnte im Hofleben so wenig gedeihen wie eine Palme auf der Bäreninsel. Denn auch der Mensch bedarf zu seiner Entwicklung seines spezifischen Klimas: die Atmosphäre des Hofes schließt starke Individualitäten so gut wie aus."

„Weil sie Typen hervorbringt."

„Nun ja. Ich spreche natürlich nur von den ‚Umgebungen'."

Da mußte ich ihm die Frage vorlegen:

„Wie kamen Sie dazu, die ‚Umgebung' eines königlichen Prinzen bilden zu helfen? Sie, ein freier, stolzer Mensch!"

„Es reizte mich, diese Welt kennen zu lernen."

Ich dachte: ‚Es ist eine traurige Welt'. Laut sagte ich: „Lernen Sie sie möglichst rasch kennen und fliehen Sie sie möglichst schnell."

„Ich möchte bei Königlicher Hoheit bleiben, bis Sie mich fortschicken."

„Es steht nicht in meiner Macht, Sie zu behalten oder fortzuschicken. Aber das wissen Sie ja selbst . . ." Und nach einer Pause setzte ich leise hinzu: „Man wird Sie mir gewiß nehmen, sobald man merkt, daß Sie mir lieb sind. Wir dürfen ebensowenig etwas lieben wie der Mönch. Unsre Liebe ist gleich Sünde und Schuld."

Er erwiderte nichts. Darauf streckte ich ihm meine Hand hin: „Solange man uns beisammen läßt, wollen wir Freunde sein."

Ich war über meinen Mut selbst erschrocken. Nur in dem Rausch, in dem mein ganzer Mensch sich befand, konnte ich mich zu einer solchen Kühnheit aufraffen. Aber ich war glücklich, daß ich es vermocht hatte, denn der Graf faßte meine Hand mit kräftigem Druck und hielt sie einen Augenblick fest in der seinen. So vereinigte sich an diesem Tage alles, um ihn zum ereignisvollsten und reichsten meines Lebens zu machen. Erste Freundschaft und erste Liebe — fast war's zu viel, um es ertragen zu können. (Fortsetzung folgt)

Die Académie Française

Wer, dem Paris vertraut ist, kennt nicht die graue Kuppel, die dem Louvre gegenüber am linken Seineufer aufragt? Rechts und links alte Gebäude des 17. Jahrhunderts, die Bibliothèque Mazarine, die Bibliothek der Akademie, Beamtenwohnungen, die Gebäude der französischen Münze — das alles bildet einen stattlichen Häuserkomplex. Von außen sieht die Wohnung der Académie Française sehr würdig aus, wen jedoch sein Vorwitz treibt, sich auch innen umzusehen, der wird einen weniger prächtigen Eindruck erhalten. Innen ist alles sehr bescheiden, um nicht zu sagen schäbig. In diesen Hallen haust nicht nur die Académie Française, sondern das ganze Institut de France, von dem sie nur ein Teil ist. Das Institut setzt sich aus fünf Akademien zusammen: Académie Française, Académie des Sciences, Académie des Inscriptions, Académie des Sciences morales et politiques, Académie des Beaux-Arts. Fünf Schwestern wohnen also unter diesem Dach, und jede hat ihr Amtsgewand und ihre Perücke dort aufgehängt. Viel Raum ist ihnen für ihre Roben freilich nicht gelassen. Vier der Damen: Wissenschaft, Staatswissenschaft, Inschriften und Schöne Kunst müssen sich mit dem gleichen Garderoben- und Sitzungssaal behelfen, in dem sie abwechselnd tagen. Man merkt ihm die vierfache Abnutzung auch an: das grüne Tuch der Tische und der grüne Plüsch der Sessel sind verschossen, Schreibmaterial und Tintenfässer von patriarchalischer Einfachheit. Nur die Académie Française, die reichste der gelehrten Damen, hat sich über das Blaustrumpfniveau ihrer in Toilettensachen kargen Schwestern erhoben.

Sie tagt für sich in einem säulengetragenen Gemach, dessen Wände mit pompejanisch rotem Stoffe ausgeschlagen und mit einem Bildnis des Kardinals Richelieu, ihres Stifters, geschmückt sind. Die grünen Tische und Stühle passen nicht gerade gut zu dem Rot, doch sind die Stoffe wenigstens frisch. Und um dem Salon der Akademie den rechten Glanz zu verleihen, hat man sich sogar in die Unkosten von vier alten Gobelins gestürzt. Ich war ganz erschüttert von so viel Luxus und wandelte fast mit Ehrfurcht durch die beiden Galerien, in denen, der Nachwelt zu Nutz und Frommen, die Büsten vieler einstigen Akademiker aufgestellt sind. Das Institut de France zählt in vier seiner Akademien je 50 und in der Académie Française 40 Mitglieder, Summa summarum also 240. Bei den großen Tagungen finden sie sich in dem Kuppelsaal zusammen, der, wie Eingangs erwähnt, dem Louvre gegenüber aufragt. Er ist nackt und schmucklos wie die andern Räume. Ein Halbrund umfaßt die Akademiker, der übrige Raum des Saales und die Galerien sind dem Publikum vorbehalten.

Dunkelgrün ist auch hier die Farbe für Bänke und Sessel. Ist ja das Amtskleid der Akademiker gleichfalls mit schweren, grünen Stickereien bedeckt. Ich nehme an, man hat auf diese Art ihre ewige Jugend, ihre Unsterblichkeit im Gleichnis der grünen Farbe andeuten wollen. Doch hat man damit vielen „Unsterblichen" einen bösen Streich gespielt, denn an gar manchem ist sein akademisch grünes Kleid das einzig Jugendliche. Es weht wirklich so etwas wie ein leichter Moderduft durch diese alten, kalten Hallen. Ich sehe die magere Silhouette des großen Kardinals, höre die Perücken des 17. und 18. Jahrhunderts rascheln. Aber vergebens schaue ich mich nach einem Bildnis Voltaires um, eines der größten unter den Akademikern, dessen spöttisches Lachen diesen Moderbann wohl zu brechen im stande wäre. Weiß Gott, in welchen Winkel man ihn verbannt hat!

Erwachsen aus einer zwanglosen und harmlosen Vereinigung fröhlicher Musenjünger zweiter und dritter Ordnung, wurde die Akademie, gleich einer Schäferin, die der Märchenprinz freit, durch Richelieu aus ihrer bescheidenen, aber gemütlichen Sphäre zum Glanze einer offiziellen Vertretung der Belles Lettres de France erhoben. 1635 erhielt sie ihren königlichen Freibrief, doch vorläufig weder eignes Gelaß, noch eigne Renten, noch Präsenzgelder. Sie tagte hier und dort, zumeist im Palast des Kanzlers Séguier und unter Ausschluß der Oeffentlichkeit. Erst dreißig Jahre später wurde sie als eine offizielle Körperschaft betrachtet. Es war Ludwig XIV., der seine Gnade über sie leuchten ließ, damit ihre poetische Huldigung auf ihn strahle; er gab ihr das Recht, bei öffentlichen Anlässen, gleich dem Parlament und andern Körperschaften, den König mit Ansprachen zu begrüßen, schenkte ihr 600 Bände für die Bibliothek, 6 Plätze im Hoftheater, gewährte einen festen Sitzungssaal im Louvre, Präsenzgelder für alle Akademiker und ein besonderes Gehalt für die Gelehrten, die am Diktionär arbeiteten.

Die Zahl der Unsterblichen war von Richelieu auf 40 festgesetzt, und deren Aufgabe bestand darin, die Reinheit der französischen Sprache zu vertreten, die wahre Tradition des „beau langage" festzulegen, ein mustergültiges Wörterbuch und eine mustergültige Grammatik des Französischen herauszugeben. Eine große und schwere Aufgabe, der die Akademie sich niemals gewachsen gezeigt hat.

Zu den ersten Mitgliedern der Akademie gehörten Litteraten wie Conrart, von dem Boileau nur sein „prudent silence" zu rühmen wußte, Malleville, von dem Arsène Houssaye sagt, „daß er die Schätze eines Geistes besaß, der sich weder von Gedanken noch von Gefühlen nährt", Godeau, der als poetische Hauptleistung ein lateinisches Gebet ins Französische übertrug und es Richelieu widmete. Daneben eine Menge Adeliger und Prälaten, Leute von Rang und Welt, die zum Teil geistreich und belesen, zum andern Teil aber unwissend und litterarisch wenig urteilsfähig waren und in nur ganz seltenen Fällen die Bildung und die Eigenschaften des Philologen von Fach mitbrachten.

Da kann es denn nicht wundernehmen, daß Fénelon im Jahre 1714, also fast ein Jahrhundert nach der Gründung der Akademie, in seiner berühmten „Lettre sur les occupations de l'Académie" von dem Diktionär, der Grammatik, der Rhetorik u. a. m. im Ton des frommen Wunsches spricht, und daß Voltaire fünfzig Jahre später, als er den Adel in der Akademie vorherrschend findet, meint: es wäre doch gut, auch einige gens de lettres darin zu lassen, sei es auch nur, um das Wörterbuch fortzusetzen. Man nahm die Arbeit eben zu leicht, man schaffte zu unregelmäßig, mit zu viel Unterbrechungen, verursacht durch Abwesenheit oder Abscheiden der Mitarbeiter.

Die Akademie hat freilich 1694 ein Wörterbuch herausgegeben, von dem 1700 eine Revision erschien, 1708 eine zweite Ausgabe und bis 1835 weitere vier erscheinen lassen. Dieses akademische Wörterbuch kann sich aber nicht im geringsten mit dem vortrefflichen, auf wissenschaftlicher Methode aufgebauten Wörterbuch von Littré messen: eine Riesenarbeit und ein unsterbliches Werk, das dieser hervorragend begabte und gelehrte Philologe ganz allein durch eisernen Fleiß zu Ende brachte, während die vierzig Unsterblichen sich auf diesem Gebiet mit etwas gar Sterblichem, Menschlichem, allzu Menschlichem begnügten. Durch das Wörterbuch der Akademie weht gleichfalls Moderduft, wie durch ihre Hallen, und sie darf dieses staubgeborene Buch getrost zu den staubbedeckten Büsten in ihrer Galerie stellen.

Im Grunde hat die Akademie auch weit weniger eine Sprachschule als ein Salon des lettres sein wollen. Deshalb hat sie bei ihren Wahlen auch stets darauf gehalten, daß Rang, Titel und Geburt in ihr vertreten waren. Ward dem Talent die enge Pforte geöffnet, so mußte das Talent „akademisch" sein. Die Wildlinge und Unbände der Litteratur ließ man entweder völlig außenstehen oder legte ihnen doch eine lange Wartezeit auf. Und wer nicht nach Canossa gehen oder demütig warten wollte, der mußte sich eben bescheiden, niemals auf dem offiziellen Plüsch zu sitzen.

Vom Kanzler gegründet, vom König gefestigt, auf höfischem Boden erwachsen, war der Hauptcharakter der Akademie höfisch. Und es gab ja seit 300 Jahren in Frankreich genug litterarische Talente, die sich durch derartige Urbanität empfahlen. Corneille, Boileau, Racine, Lafontaine, Voltaire, Montesquieu, Lamartine, Renan, Taine, Halévy, Sardou, ja Rostand und Deschanel wurden Akademiker. Sie alle haben sich dem Tone des Salons anzupassen vermocht.

Die revolutionären Talente aber, die Freien, Ungebändigten, die Freischärler der Litteratur — wie hoch auch ihre Begabung — sind in den meisten Fällen draußen geblieben. So war ein Genie wie Descartes nie Akademiker; Molière, der „Komödiant“, durfte sich nicht Unsterblicher von Akademies Gnaden nennen. Rousseau, Diderot, Helvetius, Holbach, Turgot, Beaumarchais, die meisten der Aufklärer des 18. Jahrhunderts, und in unsrer Zeit die Goncourt, Zola, Maupassant haben nie den grünen Frack getragen. Man sagt daher mit Recht, daß die Académie Française ebensoviele große Männer in ihrem Schoß aufgenommen wie unberücksichtigt gelassen habe. Dieser Vorwurf trifft sie weniger hart als ein zweiter: so vieler Mittelmäßigkeit in ihren Reihen Platz gemacht zu haben. Wer die Liste der Nachfolger auf den 40 Stühlen durchläuft, findet allerdings eine große Anzahl „d'illustres inconnus“. Eine große Anzahl solcher, die, wohl mit gesellschaftlichen Beziehungen versehen, durch das Pförtchen des Nepotismus in die erlauchte Versammlung hineinschlüpften, sich aber, statt durch Eigenart und Gedanken, durch Plattheit und Nichtigkeit auszeichneten. Der Geist der Akademie ist in diesem Sinne leicht zu fassen: „Errege niemals Anstoß,“ lautet ihre eigentliche Devise.

Nichts ist dafür charakteristischer als die Behandlung, die dem Abbé de Saint Pierre widerfuhr, weil er gesagt: Ludwig XIV. jage der Verkündung seines Ruhmes nach. Er ward mit dem Bemerken aus der Akademie gestoßen, „daß er seine Obliegenheiten als akademischer Genosse nicht dem Geiste der Institution gemäß erfüllt habe“. Ein biegsames Rückgrat ist eben eine wirksame Beigabe für den künftigen Akademiker, und in dem Schatten der Unsterblichkeit wird viel recht irdisches Spiel getrieben.

Im Jahre 1793 aufgelöst, 1795 wieder aufgerichtet, erhielt die Académie Française 1816, unter der Restauration, ein neues Statut. Der Artikel 14 lautet: „Die Akademie wird auf Empfehlungen und Ansuchen keinerlei Gewicht legen, jeder Akademiker wird sein Urteil unbestochen halten, die Kandidaten werden ersucht, keinerlei Besuche zu machen.“ Selten ist wohl eine schärfere Satire auf die thatsächlichen Verhältnisse der Akademie geschrieben worden. Ein Akademieanwärter darf sich getrost zwei Paar neue Lackschuhe, zwei neue Cylinder und je ein Dutzend neuer Krawatten und Handschuhe zulegen, — so viele Besuche muß er machen, so viele Treppen hinaufklimmen, so viele Klingeln und Klinken berühren. Es läuft bei manchen dieser Akademiewahlen auf sehr niedrige Intriguen heraus. Als Prosper Merimée seine Visitenreise antrat, rief er: „Ich treibe jetzt das niedrigste und langweiligste Handwerk,“ und Alphonse Daudet, der in heißer Entrüstung über die niedrigen Umtriebe bei manchen Wahlen seinen „Immortel“ geschrieben, war natürlich auf ewig aus der Zahl der 40 Lehnstuhlmänner ausgeschlossen.

Weil die Akademie gern einen Teil ihrer Sitze an wohlprotegierte Nullen, wo möglich an Schriftsteller, abgiebt, die gewiß sind, auf ihren Lorbeeren — manchmal ist es nur ein einziges Blättchen — auszuruhen und somit ihre Laufbahn als beendigt betrachten, hat man die Akademie auch l'hôtel des Invalides des lettres genannt. Man wirft ihr in dem Lager der Unabhängigen, die nicht zu ihr gehören, ihren Byzantinismus, ihr Perückenwesen, ihren Zopfstil vor, sagt, daß sie „aufgeblasene Philosophen und Dichter ohne Anmut“ aufnimmt, bei ihren Preisverteilungen die Uebersetzungen nach dem Meter wertet, sich aus 40 Wetterfahnen zusammensetzt, die sich so drehen, wie der Wind weht, daß sie die kleinen Ideen und den sauberen, zierlichen Stil liebt, kurz, macht sie sehr herunter.

Die Gebrüder Goncourt, trotz ihrer großen litterarischen Bedeutung und ihren kulturhistorischen Leistungen von der Academie Française ausgeschlossen, haben in ihrem Testament nun eine Gegenakademie vorgesehen und bedacht, l'Académie des Goncourt, auch „Akademie der Unabhängigen“ genannt. Nach langem Prozessieren mit den Angehörigen der Erblasser steht sie jetzt am Vorabend ihrer Gründung. Die beiden Herren von Goncourt haben die Ihren reichlich bedacht, und Emile Zola, dem die Académie Française den Eintritt weigerte, sollte die Zierde der Académie des Indépendants werden.

Bei der Menge wird die Académie Goncourt freilich niemals mit ihrer älteren Schwester rivalisieren können. Diese hat für sich Tradition, Gesellschaft, Gewohnheit, Titel — das Gleiche läßt sich nicht improvisieren. Die Académie der Goncourt ist noch zu neu, sie riecht noch nach dem Firnis und den Oelfarben. Hat sie später einmal Patina angesetzt, wird das litterarisch-akademische Publikum weiter mit sich reden lassen.

Ganz gleichgültig haben die Kritiken, denen sie stets begegnet, die Académie Française übrigens nicht gelassen. Vielleicht hat sie deshalb die Reden veröffentlicht, die von 1880—1889 unter ihrer Kuppel gehalten wurden. Es sind zum Teil Meisterwerke der Beredsamkeit, die sich von den oft platten Begrüßungsreden des 18. Jahrhunderts vorteilhaft unterscheiden. Taine und Pasteur erheben dort ihre ernste Stimme, Lesseps spricht kurz und gut, als Mann der That, man hört Labiches Lachen, Halévys feinen Witz und mit Entzücken immer wieder die goldenen Worte Ernest Renans. Wenn Labiche die Ungeschicklichkeit begeht, die Unparteilichkeit der Akademiewahlen zu loben, so bringt Renan die Sache wieder ins Gleichgewicht, indem er zu Lesseps sagt: „Sie glauben unsrer nicht wert zu sein? Haben Sie nicht ein Feld bebaut, das lange Zeit bei uns brach gelegen? Die große That!“ Oder wenn er den großen Gelehrten Pasteur mit den Worten bewillkommnet: „Wir sind recht wenig kompetent, Ihren eigentlichen Ruhmestiteln die gebührende Würdigung widerfahren zu lassen. Das müssen wir Ihren gelehrten Jüngern überlassen. Doch sind Sie unser durch Ihr Genie.“ In solchen Augenblicken erfüllt die Académie Française ihren Zweck, ist sie die höchste Schule und der höchste Gerichtshof des litterarischen Frankreich.

Angeregt und geschaffen hat die Akademie freilich so gut wie nichts. Sie gehört nicht zu den selbständig Erwerbenden, sondern sieht ihre Aufgabe darin, den vorhandenen Besitz zusammenzuhalten. Nicht sie ist es, die ihren Mitgliedern Unsterblichkeit verleiht, im Gegenteil, sie empfängt ihre Unsterblichkeit von den Großen unter den Ihren. Den Kleinen und Mittelmäßigen aber vermag auch sie über das Grab hinaus kein Andenken zu sichern, denn niemand kommt allein deshalb auf die Nachwelt, weil er bei Lebzeiten im grünen Lehnstuhl unter der Kuppel saß.

Dr. Käthe Schirmacher

Herbststille

Von

Th. Aemilius

Still! Still!
Und störe nicht, was sterben will!
Ein reiches Leben
Will sanft entschweben,
In letzter Rosenglut
Verglimmt sein Mut.

Kein Hauch,
Kein Laut in Lüften, Gras und Strauch.
Kein Blatt bewegt sich,
Kein Fittich regt sich,
Als reiste schon die Zeit
Zur Ewigkeit.

Wo blieb
Des Lenzes Lust und Schaffenstrieb?
Das Locken, Girren?
Das Summen, Schwirren?
Des Sommers Symphonie?
Was jauchzte, schrie?

Ob's schwand
Hinauf zum hohen Wolkenland?
Zerfließt's in jenen
Gold-Purpurtönen
Und gießt noch einen Schein
Auf Flur und Hain?

Nur still!
Und störe nicht, was sterben will!
Bedenk dein Leben
Und sein Entschweben,
Und daß dir nie gebricht
Verklärungslicht.

Ein Abstecher ins Ruthenenland

Von

Paul Kauffmann

(Mit Abbildungen nach Aquarellen des Verfassers)

Auf einer Reise nach Südrußland begriffen, erhielt ich unerwartet Gelegenheit zu einem kleinen Streifzuge ins Ruthenenland. Von Wien aus hatte uns — mein Reisegefährte war ein Zeitungskorrespondent — ein geradezu entsetzliches Wetter verfolgt; bald regnete es, bald fing es an zu schneien, dann setzte Sturm ein, und dann umzog sich alles mit Nebel, und kurz vor den ersten Ausläufern der Karpathen war rechts und links von der Bahn nichts mehr zu gewahren als Seen von Schmutz und halbüberschwemmte Ebenen.

Der Bahndamm begann sich mit Wasser und Schlamm zu bedecken, wir konnten unsre Fahrt unmöglich noch lange fortsetzen. Der Zug verlangsamte seine Geschwindigkeit; von weitem gewahrten wir dichte Gruppen von Landeseingeborenen, die sich eifrig über etwas zu streiten schienen. Von den Wagenfenstern aus blickten die Köpfe unruhig auf das Land hinaus und flüsterten sich etwas von einem ärgerlichen Reisehindernis zu. Mir machte die Sache eher Spaß und meinem journalistischen Begleiter ebenfalls; es eilte uns ja nicht so sehr mit unserm Reiseziele, und schließlich konnten wir noch ein Abenteuer erleben.

Der Zug blieb mitten im freien Felde stehen. Zunächst rührte sich nichts in der ganzen Wagenreihe, aber bald bedeuteten uns die Bahnbeamten in einer nicht mißzuverstehenden Sprache und mit noch weniger mißzuverstehenden Gebärden, daß wir sämtlich auszusteigen hätten; ein Teil des Schienenwegs stand unter Wasser, und ein andrer, den der Zug noch hätte passieren müssen, war auf eine weite Strecke hinaus mit dichtem und zähem Schlamm bedeckt.

In einiger Entfernung war ein weißer Fleck zu gewahren und neben diesem weißen Fleck, soweit der Nebel es erkennen ließ, ein Höhenzug, von dessen verschwommenem Grauviolett sich etwas Helleres abhob, das mir durch meinen Feldstecher wie menschliche Wohnungen erschien. Rechts und links von dem nicht eingefriedigten Bahndamm trieben sich Bauern umher, und die Wagenreihe entlang kamen etwa sechzig Reisende aller Klassen gezogen, mit dem verdrießlichen Ausdrucke von Leuten, denen etwas Widerwärtiges passiert ist. Ein unangenehm feiner Sprühregen und die niedrige Temperatur trugen das Ihrige dazu bei, die Mienen unsrer Mitreisenden nichts weniger als heiter erscheinen zu lassen.

Nachdem wir eine halbe Stunde gewartet hatten, ließ das Zugpersonal sich herbei, uns zu erklären, daß der Zug seine Fahrt unmöglich fortsetzen könne; da indes die Bahnstrecke nur auf zwei Kilometer unfahrbar sei, werde dem Uebelstand bald abgeholfen sein; man ersuche daher die Fahrgäste, den Weg bis zur nächsten Station dem Bahngeleise entlang zu Fuß zurückzulegen und sich in den Wartesälen zu gedulden, bis die Fahrt weitergehen könne. Wahrscheinlich werde der Zug gegen sechs oder sieben Uhr seine Fahrt wieder aufnehmen können. Nun war es aber gegen zwei Uhr nachmittags! Alles Murren und Knurren half nichts, wir mußten uns in unser Schicksal ergeben. Man kann sich aber kaum eine Vorstellung davon machen, wie dieser Trupp von Reisenden seinen Exodus bewerkstelligte, die einzelnen im Gänsemarsch hintereinander herschreitend, schwankend, strauchelnd, hinstürzend, sich wieder aufrichtend, und das alles auf einem Erdreich von klebrigem, zähem Schlamm, in den man bis über die Knöchel einsank. Einige der Damen schrieen, auf den Arm von mißmutigen Herren gestützt, die sich selbst kaum aufrecht zu erhalten im stande waren, ab und zu wie erschreckte Küchlein hell auf, die Röcke hoch gerafft und das kostbare Pelzwerk ihrer Pelerinen und Mäntel in dem kotigen Schlamm hinter sich her schleppend, worauf dann zornige Schelt- und Fluchworte der betreffenden Gatten, Oheime oder Großväter antworteten. Mir fiel namentlich ein junger österreichischer Husarenleutnant auf, der sich, die unvermeidliche Virginia zwischen den Zähnen, mit ausgesuchter Galanterie um die hübschesten der jungen Damen bemühte, sich dabei den Anschein gebend, als lasse das Schicksal der Großmütter, die um den Verlust ihrer Lackstiefelchen oder schlecht befestigten Röcke jammerten, ihn vollständig kalt. Einige galizische Juden mit jenen unglaublichen, abgeschabten und schmierigen Kopfbedeckungen, unter denen die klebrigen Seitenlöckchen zum Vorschein kamen, im



Ankunft an dem Zollhäuschen in Schlachtowa

fettglänzenden Kaftan, zogen mit der Würde von alttestamentarischen Propheten mühsam, aber mit der Regelmäßigkeit von Maschinen, die abgetretenen Stiefel aus dem anhaftenden schlammigen Erdreich empor. Wir machten den Schluß, in bester Laune, aber gleichfalls über und über mit Kot bespritzt; wir trösteten uns mit dem Bewußtsein getreuer Pflichterfüllung. In wahrhaft räubermäßigem Zustand langten wir endlich am Bahnhof an. Der Stationsvorsteher und seine Beamten empfingen uns freundlich und wiesen uns in der zuvorkommendsten Weise zurecht. Wir stürzten uns in die Wartesäle und unterwarfen das bescheidene Büffett einer regelrechten Plünderung. Man kann sich leicht denken, was ein Appetit, der durch so unheilvolle Zwischenfälle gereizt worden ist, zu leisten vermag! Die robuste Büffettdame, die sich durch eine so zahlreiche Kundschaft geschmeichelt fühlte, that, was sie konnte, um unsern knurrenden Magen zu beschwichtigen. Nur einige nüchterne oder wenig bemittelte Landleute und die gesamten zum Geldausgeben nicht geneigten Ebräer hatten die Herrschaft über ihr rebellisches Inneres bewahrt. Sie murmelten, nach Osten gewandt, den Kopf in den Talith oder Gebetschleier gehüllt und die Stirn mit dem die zehn Gebote enthaltenden Tephilim oder Gebetriemen umwunden, mit näselnder Stimme Talmudverse. Der Saal belebte sich allmählich mit den Gästen, die kurz zuvor kaum noch etwas andres gekannt als ihren Hunger.

Ein dicker Bojar, in einen weiten Pelzmantel gehüllt, und der Stationsvorsteher mit seiner großen schwarzen Tuchmütze hörten geduldig die Beschwerden einer anscheinend sehr verstimmten jungen Frau in abgetragener Kleidung von mehr als zweifelhaftem Geschmack an, während ein behäbiges, aber in seinen Größenverhältnissen wenig zusammenstimmendes Wiener Ehepaar durch Kopfnicken seine Zustimmung zu geben schien. Einige Walachen hatten die Bänke des Saals mit Beschlag belegt, ruhig und schweigsam; sie rauchten in nachlässiger Haltung und warteten geduldig ihre Zeit ab. Der vorhin erwähnte junge Offizier mit der unvermeidlichen Virginia übte, wie mir schien, einen unwiderstehlichen Reiz auf eine hübsche, junge Erzieherin aus, die sich wohl gern durch etwas Flirten über die nicht enden wollenden Stunden des Wartens hätte hinüberhelfen mögen.

Der Abend nahte heran; nachdem ich mich beim Stationsvorsteher danach erkundigt, wann wohl die Wiederherstellungsarbeiten beendet sein dürften, konnte er mir hierfür sechs oder sieben Uhr abends keineswegs in sichere Aussicht stellen, da die betreffenden Arbeiten sich als schwieriger herausgestellt hätten, als man anfangs vermutet. Ich fragte dann weiter, in welche Gegend wir verschlagen worden, wie die topographische Lage des Landes beschaffen sei und zu welcher Nationalität die Bevölkerung zähle. Ich vernahm, daß ich mich in einem der ersten Dörfer des Ruthenenlandes am Fuße der Karpathen befinde; zwei Wegstunden von hier nach dem Gebirge zu wäre in einem ziemlich ansehnlichen Flecken ein durchaus gutes und vielbesuchtes Gasthaus, zudem sei die Gegend malerisch, und als Künstler und Schriftsteller würden wir dort unfraglich sehr vieles finden, was uns interessieren werde. Mein Genosse und ich beschlossen, von den gleichen Erwägungen ausgehend, nicht auf die Weiterfahrt des Zuges zu warten, sondern den Flecken aufzusuchen. Der Stationsvorsteher trieb seine Zuvorkommenheit so weit, daß er sich erbot, uns bei einem in der Nähe des Bahnhofs wohnenden Bauern eine Fahrgelegenheit zu beschaffen; er machte sogar für uns den Fahrpreis aus.

Nach einiger Zeit sahen wir dem Eingang des Bahnhofs einen blitzblau angestrichenen Rappelkasten sich nähern, ein wahres Ungetüm von einem alten, zusammengefahrenen Fuhrwerk, von zwei apokalyptischen Tieren gezogen, die gelb und abgemergelt aussahen, als hätten sie Tonnenreifen verschluckt und könnten sie trotz allen Bemühens nicht wieder von sich geben. Eine rote Kugel mit einem kleinen Vorsprung in der Mitte, zwei kleinen Schlitzen rechts und links und einem gewaltigen Einschnitt unter besagtem Vorsprung schien uns das Gespann zu lenken; sie steckte in einer großen, unförmlichen, mit Schafpelz verbrämten Mütze, die ehemals gestickt gewesen war; diese Kugel wackelte hin und her auf einer schwerfälligen, mißgestalteten Masse, die in schmutziggelbes, mit der rauhen Seite nach innen gekehrtes Ziegenfell gehüllt war und auf zwei groben Stiefeln ruhte, auf denen in scheußlicher Weise sich der Schmutz der letzten Tage schichtweise abgelagert hatte. Aber, was war da zu machen? Es blieb uns keine Wahl mehr, zumal das Fahrgeld ausbedungen war. Nun meinte der Unhold, wenn „unsre Gnaden“ ihm ein ordentliches Trinkgeld geben wollten, würde er uns „in schlankem Trabe“ binnen einer halben Stunde nach dem Orte unsrer Bestimmung bringen. „In schlankem Trabe!“ Das klang etwas bedenklich, wenn man sich die Natur des Fuhrwerks und den heillosen Zustand der Straße vergegenwärtigte. Wir wollten daher von der verlangten Mehrzahlung nichts wissen und stellten nur ein kleines Draufgeld in Aussicht, wenn alles nach Wunsch ablaufe. Dann brachten wir unser Handgepäck in den Wagen, während der Bahnhofvorsteher unsre Koffer in Verwahr nahm, und suchten dann, so gut es gehen wollte, einer gegen den andern gedrückt, auf den mit Maisstroh gefüllten Säcken unsre Sitze einzunehmen.

Ein trauriges Aechzen und jammervolles Stöhnen dringt uns durch Mark und Bein; das vereinte Bemühen der beiden unglückseligen Skelette bringt unsern Marterkasten vorerst nur ins Schwanken; er gleitet ein kleines Stückchen vorwärts und bleibt dann unbeweglich stehen; die zähe Beschaffenheit des Bodens gestattet keine Weiterbewegung. Wir sind genötigt, auszusteigen, und helfen eine Zeitlang von



Im Wartesaal während der Herstellung der Strecke



Der „Speisesaal“ unsers Hotels

hinten mit schieben; nach ein paar hundert Schritten endlich wird der Boden fester, und wir können wieder einsteigen. Nun beginnt ein Stoßen, Schieben und Schütteln, das uns überall nach einem Stützpunkt suchen läßt; aneinandergeklammert wie Artilleristen auf dem Protzkasten, stets von der Gefahr bedroht, in den schlammigen Graben geschleudert zu werden, legen wir, die Seiten zerschunden, die Hände blutig, eine Marterfahrt von vollen anderthalb Stunden zurück. Gegen fünf Uhr gewahren wir am Fuße eines Abhanges die ersten Häuser des Fleckens.

Bald waren wir vor einem kleinen verfallenen Bauwerk, das sich durch den bei unserm Nahen sich senkenden Schlagbaum als das Zollhäuschen kundgab. Der würdige Zöllner stürzte herbei und durchwühlte das Wenige, was wir mit uns führten, höchst ärgerlich darüber, daß darin nichts Steuerbares sich vorfand. Mißmutig zog er den gelben Schlagbaum zurück, und schwankend wie zuvor bewegten wir uns dem uns bezeichneten berühmten Gasthaus zu. Die Straße zog sich zwischen zwei Reihen niedriger strohgedeckter Häuser hin. Hie und da unterbrachen freie Stellen, mit Hausabfällen bedeckt und mit verkrüppelten Bäumen bepflanzt, das öde Einerlei der Wohnstätten.

Wir machten Halt! Ein rotes, mit Ziegeln gedecktes, gar nicht unsauber aussehendes Haus stand vor uns. Ueber der Thür kündete ein Schild in ruthenischer Sprache pomphaft ein „Fremdenhotel“ an, während an einer Mauerecke verschämt und kaum entzifferbar das deutsche Wort „Gasthof“ angeschrieben stand. Durch die matterleuchteten, von Staub erblindeten Fenster drang ein Gewirr von rauhen Stimmen und eintönigen Liedern. Wir traten ein; der kaum erleuchtete Hausflur führte uns nach einer Thür im Hintergrunde, die wir öffneten. Unwillkürlich wichen wir vor der scharfen, übelriechenden, von Rauch erfüllten Luft zurück, die sich uns auf die Brust legte. Bei unserm Anblick verstummten Gespräche, Gesang, Gläser- und Tellerklirren wie auf einen Zauberschlag. Ein Mann, die Mütze in der Hand, kam lebhaft auf uns zu. Mein Genosse ergriff das Wort, um ihm Aufschluß zu geben und ihn um ein Zimmer für uns zu ersuchen. Inzwischen ließ ich unserm Kutscher den vereinbarten Preis in die Hand gleiten, und während er sich entfernte, begab ich mich in den Raum, der als Speisezimmer und Ausschank für Bier und Branntwein diente. Er war stark von einheimischen Gästen des reinen ruthenischen Typus besucht. Diese Leute sahen kräftig, aber als durch den Branntweingenuß herabgekommen aus. Mit Schlachtowa, so hieß der Ort, nach dem wir gekommen waren, begann das eigentliche Ruthenenland, nicht weit von da hörte damals die Grenze Galiziens auf, das wir am Morgen des gleichen Tages verlassen hatten Das Land war für mich vollkommen neu und sowohl nach landschaftlichem Charakter wie nach Sitten, Sprache, Bauweise und Tracht verschieden von jedem andern. Die Typen, die ich vor Augen hatte, arteten nach dem Blonden, und alle trugen die gleiche Kleidung, auf dem Kopfe eine gelbliche, mit roten oder blauen Mustern bestickte schirmlose Mütze und um den Leib eine Art Pelzjacke mit der rauhen Seite nach innen, während weitbauschige Hosen aus blauem oder grauem Tuch und grobe Stiefel den Anzug vervollständigten. Einige aßen, mit wilder Gier über die Teller gebeugt, als ob sie sie samt der Speise verschlingen wollten. In der Mitte des Zimmers stand ein Ungar, der in monotonem Vortrag einen Csardas zum besten gab, sich dabei auf der Guitarre begleitend. Unter dem dunstigen Schein der einzigen Petroleumlampe, unter deren Schirm sich der Tabakrauch auffing, trug man uns an dem gemeinsamen schmierigen Tische in einer für uns beide bestimmten irdenen Schüssel eine schwarze Brühe auf, in der einige Scheiben in Salzwasser abgekochter roter Rüben nebst einigen Schnitten eines unverdaulichen Schwarzbrotes umherschwammen. Ich langte zu, während mein Gefährte verzichtete, aber trotz meines Hungers ging es nicht. Glücklicherweise gestattete uns der zweite Gang, Hammelfleisch mit Reis, nach Art des orientalischen Pilaw zubereitet und ganz appetitlich anmutend, unsre Eßbegierde zu befriedigen Ein eigentümlicher Käse und einige Nüsse beschlossen das Mahl, zu dem ein merkwürdiges Bier, das ich nicht näher beschreiben will, getrunken wurde.

Es war kurz nach neun Uhr, als wir unsre Wirtsleute baten, uns unser Zimmer anzuweisen. Wir stiegen eine enge Holztreppe von wenigen Stufen hinauf, die aus dem Hintergrunde des Saales emporführte. Ein artiges Mädel, derb, aber für eine Landschöne gar nicht übel, den Kopf mit buntfarbigen Leinentüchern umwunden, in kurzem Röckchen und mit schief getretenen Stiefeln, leuchtete uns voran. In einem weiten, aber niedrigen Gemach, in dem es von der Küche her nach alten Fettresten und Spülwasser roch, gewahrte ich zwei viereckige, rot und blau angestrichene Kasten, in deren Innerem ich bei näherer Untersuchung nichts als einen Sack mit Maisstroh, der mit einem zu kurzen Leintuch bedeckt war, und einen in zwei leinene Tücher eingeschlagenen Kopfpfühl vorfand. Ein ungeheures Deckbett, an dem nichts von einem Uebertuch zu gewahren war, bedeckte dieses spartanische Lager. In einer Ecke stand ein wackeliger Tisch, doch ohne jedes Waschgerät; außer einem zerbrochenen Spiegel war überhaupt nichts von dem vorhanden, was man in einem Schlafzimmer braucht, nicht einmal Wasser. Und so etwas hatte uns unser Freund, der Bahnhofsvorsteher, empfohlen! Auf unser energisches Drängen hin ließ man sich herbei, uns eine Schüssel und einen Wasserkrug, sowie für jeden ein Handtuch zu geben, dafür aber mußten wir eine Nachzahlung von fünfzig Kreuzern für jedes Bett leisten.

Um acht Uhr morgens — es war ein Sonntag — wurden wir von einem ohrenzerreißenden Lärm aufgeschreckt. Der Klang der Glocken der römisch-katholischen Kirche vermischte sich mit dem Lärm der Toka der griechisch-katholischen; es ist dies eine Art von aufgehängtem Brettchen, das der Kirchendiener abwechselnd mit zwei kleinen Hämmerchen schlägt, um die Gläubigen zum Besuch des Gottesdienstes aufzufordern. Die auf der Straße versammelte Bubenwelt sang, lachte, schrie und tollte umher; es entspannen sich lebhafte Gespräche, der Saal des Gasthauses füllte sich mit Branntweintrinkern, und oben auf dem Wege zur Kirche begaben die Gläubigen sich zum Frühgottesdienst. Wir mischten uns unter die Ortsbewohner, die stehen blieben und uns mit derselben Neugier musterten wie wir sie.

Ich war ganz entzückt von dem malerischen Anblick dieser bunten Menge in ihrer kleidsamen Nationaltracht. Die meisten Frauen waren hübsch und trugen ihr Festgewand mit ungezwungener Anmut. Die Männer machten einen ganz andern Eindruck als abends zuvor im Saale des Wirtshauses, ihre energischen Züge deuteten auf ein kräftiges Geschlecht hin. Vor mir schaute von der Bergwand aus dem dunkeln Grün der schlanken Tannen die blau bemalte, aus Holzstämmen errichtete ruthenische Kirche herab. Sie ist in Kreuzform erbaut und trägt auf ihrer Vierung einen achteckigen Turm, auf dessen sich verjüngendem Dach sich ein Glockentürmchen erhebt, das seinerseits wie die vier Giebel der Fassaden von einem lateinischen Kreuz überragt wird. Rings um die Kirche zieht sich eine



Sonntags nach der Messe

offene Halle, die bei schlechtem Wetter den Gläubigen zum Schutz dient. Neben der Kirche beherbergt ein gleichfalls aus Holz, aber mit durchbrochenem Fachwerk hergestelltes Bauwerk die Glocken und die Toka. Einige Meter weiter gewährte eine Holzbude einem Bettelmönch Unterkunft, der unaufhörlich sein Glöckchen in Bewegung setzte, um die Aufmerksamkeit der Gläubigen auf seine Bettelbüchse hinzulenken.

Die Bauweise der Wohnhäuser ist sehr charakteristisch; die Häuser sind sehr klein, und ihre Wände erreichen meist nicht Manneshöhe; sie sind mit Stroh gedeckt, das in mehreren Schichten übereinanderliegt und durch Latten und Stangen von Tannenholz zusammengehalten wird. In ihrem Innern sieht es einfach, aber sauber aus; die Wände sind mit Holz verkleidet, ein Alkoven beherbergt das Ehebett, und in der Stube stehen ein weißer Kachelofen, der Tisch, rohgezimmerte Bänke und Truhen, die mit oft sehr zierlichen Mustern griechischen Stils bemalt sind. Die übrigen, einfacher gehaltenen Räume dienen meist als Schlafräume für die weiteren Familienglieder.

Da das Wetter ziemlich mild war, gestattete es nach dem Gottesdienste eine kleine Unterhaltung im Freien, mitten auf der Landstraße; die Alten plauderten miteinander, und das junge Volk flirtete. Auf sämtlichen Gesichtern lag ein geradezu verführerischer Ausdruck von Frohsinn und Gesundheit.

(Schluß folgt)

Hauptmann Jürgemeyers Roman

Novellette

von

G. von Lieres und Wilkau

Die Armee war noch nicht verjüngt. Die Sportluft trug noch nicht frischen Luftzug selbst in die entlegensten und verstaubtesten Erdenwinkel. Man konnte dazumal noch viel längere Jahre die Luft genießen, Leutnant zu sein, und man vegetierte in noch viel entsetzlicheren kleinen Garnisonen als heute.

Hauptmann Jürgemeyer stand in einem im ganzen preußischen Heer als Schreckensnest verschrieenen Krähwinkel der Provinz Posen. „Zum Rasen“ sei es dort, so versicherte ein bekannter militärischer Spottvers. Zivil und Militär nach guter preußischer Sitte in zwei getrennten und ziemlich kühl gegeneinander gesinnten Lagern. Trauriger Mangel an bezaubernder Weiblichkeit. Zwei Gasthöfe, in denen das Bier schlecht und der Wein noch schlechter war. Unreinliche Bevölkerung. Sand, Rekrutendrill.

Heute saßen die Junggesellen des Regiments in dem kahlen, dreifenstrigen Zimmer, das mit zwei Nebenräumen das „Kasino“ darstellte, dem Wirt des ersten Gasthauses von Krähwinkel für einen Jahrespreis abgemietet. Das Mittagessen war eben vorbei und erledigt bereits das übliche Raisonnement auf den Oekonomen, der den Offiziertisch nicht besser versorge als die Unteroffiziere in der Kantine. Bei der Zigarre saß man, und das Gespräch schleppte sich ziemlich schwerfällig hin.

„Montebelli!“ sagte plötzlich einer mit unwillkürlich sich erhebender Stimme. „Das war damals, als das Konzert hier war und die Montebelli sang.“ Aber mit einem raschen Blick nach dem Tischältesten, dem Hauptmann Jürgemeyer, brach der Sprecher alsbald diskret ab.

Jawohl, die ihrerzeit hochgefeierte Montebelli war wirklich einmal in Krähwinkel gewesen. Das lag nun zwar zehn oder zwölf Jahre zurück, aber hierorts gab es sonst keine Kunstereignisse, und dies Faktum stärkte das dankbare Gedächtnis wunderbar. Daher stand jenes Konzert immer noch mit flammenden Lettern in der Ueberlieferung des Ortes verzeichnet.

Jürgemeyer schwieg. Er streckte die Beine von sich und lächelte wie in Gedanken verloren.

Es giebt Leute, die bedeutend aussehen, obwohl sie eigentlich nichts thun und sagen, was diesen Anschein rechtfertigt. Hauptmann Jürgemeyer gehörte zu ihnen. Zum Teil lag das wohl an seiner äußeren Erscheinung. Lang und hager, besaß er ein sehr charakteristisch geschnittenes Gesicht mit großer Nase, etwas schräg stehenden Brauen und dunkeln Augen.

Nicht immer hatte man ihn für den interessanten Schweiger gehalten wie heute. Schon gar nicht in seinen ersten Offizierjahren. Damals hatten die respektlosen Altersgenossen ihm hinter dem Rücken seinen Namen sogar in „Würgemeyer“ verkehrt — der Mühsal wegen, mit der der wortkarge Mensch jeden Satz hervorzuquälen schien. Achselzuckend und ziemlich maliziös hatte man seine halb verschämte Schöngeisterei angesehen. Aber von dem Zeitpunkt an, als die Sache mit der Montebelli spielte und die Künstlerin die drei Tage in Krähwinkel geweilt hatte, war das anders geworden. Und heut galt die hohe geistige Bedeutung des Tischältesten längst als eine überlieferte Thatsache, wenn auch nach wie vor kein Mensch die Gedichte gesehen, die Hauptmann Jürgemeyer angeblich verfaßte, oder die Anfänge des litteraturgeschichtlichen Werkes erblickt hatte, das er seiner eignen flüchtigen Andeutung nach in späterer Zeit einmal herauszugeben gedachte.

Jürgemeyer stand auf, um sich zu empfehlen. Er ging immer bald fort, nachdem man seine Jugendliebe erwähnt hatte. Wie er da den Säbel einsteckte, die Mütze auf das schon spärliche Haar drückte und mit ein wenig krummen Knieen zur Thür schritt, da sah er recht alt und eigentlich wie ein Ueberständiger aus.

Ueberständig im Regiment — ja, das war er denn nun auch wirklich. Einer, der im Grunde schon nicht mehr hierher gehörte.

Sie sprachen davon, als er fort war.

„Er denkt wohl jetzt bald als Antwort auf sein Abschiedsgesuch den blauen Brief zu bekommen. Man kann's ihm nicht verübeln, daß er's satt hat. Ein Mann von dieser geistigen Begabung hier in Krähwinkel ...“

„Und er möchte wohl auch vor dem Regimentsexerzieren fort von hier sein. Denn freilich — seine Compagnie! Die Majorsecke würde er jedenfalls nie überwinden.“

„Na, seine Fähigkeiten liegen eben auf höheren Gebieten. Das wird die Welt vielleicht noch sehen. Und wenn nicht ... Mancher behält seine geistigen Schätze eben lieber für sich. Eine geistige Potenz ist er deshalb doch.“

„Wenn ich nur daran denke, wie die Montebelli da war! Ich, damals ein junger Dachs, habe es nie wieder vergessen. Jürgemeyer, dem sonst so wenig an Frauen gelegen war. Und nun diese blitzgleiche Freundschaft der großen Künstlerin! Das waren kongeniale Seelen, die sich fanden!“

„Warum ist denn aber weiter nichts daraus geworden?“ fragte schüchtern ein junger Leutnant.

Ein Achselzucken des Premiers. „Das elende Geld wahrscheinlich. Sie hat freilich noch kein volles Jahr später einen andern geheiratet. Aber einerlei ... Von uns allen hat von jenem Abend an niemand mehr bezweifelt, daß Jürgemeyer eine geistige Potenz ist.“

*

Durch die holperigen Gassen und über den Marktplatz, zwischen dessen Pflaster das Gras wuchs, schlenderte der Hauptmann seiner Wohnung zu. Am Rathaus vorbei, wo Anna Montebelli damals gesungen hatte. Am Hause des Sanitätsrates vorbei, wo sie damals gewohnt. Die beiden Fenster der Stube, in der er zuletzt mit ihr gesprochen hatte, sahen Jürgemeyer an wie alte Bekannte. Die wußten's, wie's damals gewesen war. Anders wahrhaftig, als manche glauben mochten, war's gewesen.

Eigentlich hatte immer so etwas wie ein Nebel über Jürgemeyers Leben gehangen. Ausgenommen die paar Knabenjahre, die er, nachdem er als kleiner Bub schon seine Eltern verloren, auf der Pacht seines Onkels im Riesengebirge unterm Kynast verbracht hatte. Mit zwölf Jahren war er dann zu einem Breslauer Oberlehrer in Pension gekommen und aufs Gymnasium. Dann auf die Presse. Dann in die Armee. Immer hatte er in kleinen Nestern der Provinz Posen gestanden. Erst in Gostin und in Schrimm. Dann bis heute in Krähwinkel. Recht viel graue Stunden hatte sein Dasein eigentlich gehabt, wenn man's genau betrachtete.

Aber zwei goldene Tage waren doch darin gewesen. Zwei goldene Tage. Blendend in Jubel und Liebe und famosem Größenwahn und tollen Träumen.

Zwei ganze Tage! Nicht mehr.

*

Damals, im August vor zwölf Jahren, war das neue Spital in Krähwinkel eben im Notwendigsten fertig geworden. Aber es fehlte noch allerlei an Ausstattung. Und deshalb faßten der „Werkthätige Frauenverein“ und die Geistlichkeit den kühnen Plan, durch ein öffentliches Konzert die Mittel zur Beschaffung des Fehlenden aufzubringen.

Die kaum dreißigjährige Sanitätsrätin — der alte Herr hatte als Witwer noch einmal geheiratet — verschwor sich, ihre ehemalige Institutsfreundin, die eben auf dem direkten Pfade zu allen Ruhmesgipfeln befindliche Sängerin Montebelli, herbeizucitieren, damit sie durch ihre Mitwirkung das Konzert hoch über das sonst erreichbare Niveau erhebe.

Anna Montebelli kam in der That und sang. Sie schützte keine Indisposition vor, und sie fand es nicht unter ihrer Würde, ihren jungen, aber schon klangvollen Künstlernamen auf einem Programm zu lesen, das sonst nur Dilettanten aufwies. Ohne Skrupel, frisch und unbefangen, wie ihr ganzes Wesen erschien, warf sie ihre Lieder in die geistige Armut der kleinen Stadt, wie die Königin Sonne goldene Ringe und Funkentänze wirft in das Wasser eines von grauen Mauern umgebenen traurig stillen Teiches.

Und wie sie da auf dem Podium stand, sah sie aus, als sei sie selbst so etwas wie eine sonnige Königin. Sie war um mehrere Jahre jünger als ihre Freundin, bei der sie zu Gast weilte, also etwa in der Mitte der Zwanziger. Groß und biegsam. Von blondem Kraushaar umgeben, blühte ihr rosiges Gesicht, in dem ein leiser Zug von Selbstbewußtsein sich mit dem Lachen eines frohen Kindes mischte. Dazu die schönsten Zähne, und über blanken Augen von Haselnußfarbe ein paar starke, energische Brauen.

Die Künstlerin trug ein Kleid von gelber Seide, desgleichen man in Krähwinkel noch nie gesehen hatte, und der Faltenwurf ihrer langen Schleppe verursachte den anwesenden Schneiderinnen des Städtchens lebhaftes Kopfzerbrechen.

Ihre Stimme war prangend jung wie die ganze Erscheinung. Ihre Kunst war von der Hauptstadt bereits anerkannt. Also wie sollte Krähwinkel denn ein andres thun!

Der Saal war sehr voll. Das Auftreten der Montebelli hatte einen Ansturm auf die Kasse erregt, der den Konzertvorstand bewog, noch zwei weitere Stuhlreihen für „ersten Platz“ zu erklären und pro Sitz mit bar einer Mark und fünfzig Pfennigen zu berechnen. Ganz Krähwinkel, soweit es zählte, war versammelt, und zweihundert staunende Augen und andächtige Ohren hefteten sich auf die Sängerin.

Die Junggesellen des Offiziercorps standen an der Saalwand längs des schmalen Ganges, auf dem man zu den vorderen Sitzreihen gelangte. Von hier aus hatte man nämlich die beste Aussicht auf das Podium. Auch Leutnant Jürgemeyer, damals also noch um zwölf Jahre jünger, mit vollerem Scheitel und von eleganterer Taille, stand da, sah bedeutend aus und wandte kein Auge von der Künstlerin.

Am zweitnächsten Tage nach dem Konzert nutzten Sanitätsrats den Glanz, der in ihre Hallen gekommen war, aus, indem sie eine Gesellschaft gaben und so einem bevorzugten Kreise die Künstlerin nochmals privatim vorführten. Es war eine Gesellschaft, so gut man sie in Krähwinkel nur irgend haben konnte. Die großen Petroleumlampen der Sanitätsrätin brannten tadellos, und das Essen — ein übrigens vortrefflicher Kalbsbraten mit den üblichen Eingangs- und Beschlußgerichten — war auf zehn Uhr bestellt, damit man vorher etwas Musik haben konnte.

Unterdessen saßen die älteren Damen dem Range nach geordnet auf dem Ripssofa und den zugehörigen Sesseln in der besten Stube, wo auch das Klavier stand. Und gute, unverwöhnte Menschen staunten den schönen Gast des Städtchens bewundernd an. Die alten Herren verließen immer wieder ihre Spieltische und traten in die offene Thür, um besser sehen und hören zu können. Die Tochter des Majors deutete es nicht einmal übel, daß sie heute nicht auf ihre Kosten kam. Die Leutnants und der unverheiratete Hauptmann nahmen großstädtische Manieren an und umdrängten die Künstlerin wie einen star.

Und in ihrem weißen Kleide mit den Rosen war sie wirklich wie das Urbild eines star. So etwas Strahlendes ging von ihr aus. Und dabei immer diese superbe Haltung, die an Huldigung gewöhnt war und sie mit heiterer Selbstverständlichkeit entgegennahm. Ueberquellend von Blüte, Kraft und Talent und von warmer Daseinsfreude erschien das ganze Mädchen.

Ihre braunen Augen strahlten am meisten, wenn Anna Montebelli mit Jürgemeyer sprach. Und sie sprachen recht viel miteinander. Er, der sonst so Schweigsame, Ungelenke, nahm die Umworbene am allermeisten in Beschlag.

Sie hatten in der Unterhaltung Berührungspunkte. Durch Agnetendorf im Riesengebirge, wo Jürgemeyer bei seinem Pflegevater die Knabenjahre verbracht hatte und wohin er noch jetzt, obwohl seine Verwandten und nahen Freunde dort alle gestorben oder fortgezogen waren, mit treuer Anhänglichkeit zurückdachte. Anna Montebelli war

schon zweimal in Agnetendorf gewesen, zuerst im vergangenen Winter mit Bekannten zur Hörnerschlittenfahrt, dann jetzt von Pfingsten ab bis vor nun sechs Wochen als Sommergast.

Sie schwärmten zusammen ein Duo. Der Offizier im roten Kragen, angelegentlich vorgebeugt den Blick der Dame suchend, mit seinem dunkeln, immer ein wenig tremolierenden Organ. Die weißgekleidete Sängerin mit allem Schmelz ihrer auch beim Sprechen entzückenden Stimme.

O Agnetendorf! O Krummhübel! O Hörnerschlittenfahrt! Zacken und Schneekoppe! Triften im Morgentau und Abendrot. O Riesengebirge im Winter, im Frühling, im Sommer!

Wenn Jürgemeyer aus seiner wilden Jungenzeit beinahe jeden Stein in und um Agnetendorf und Petersdorf, einschließlich des Kynast und der Bismarckhöhe kannte, so mußte auch das Fräulein die Zeit dort fleißig zum Spazierengehen angewendet haben. Es wußte nicht nur die Touristenstraßen, sondern auch allerlei selten von Menschen betretene, aber desto schönere Wege. Bergpfade, zwischen Bäumen und Gestrüpp von Hang zu Hang laufend. Schmale Waldstege, die Biegungen der Chaussee abschneidend. Die besten Wunderwinkel der Einsamkeit schien Anna Montebelli mit seltenem Finderblicke aufgespürt zu haben.

„Da oben auf der Bergwiese habe ich als Junge oft gelegen, Indianergeschichten gelesen oder Schmetterlinge gefangen," sprach Jürgemeyer. „Die allerschönsten Falter gab es da, Trauermäntel und Admirale. Ah, der Duft, wenn da oben das Gras blühte in langen, befiederten Rispen, und erst recht, wenn es nachher gemäht war und die Heuhaufen sich türmten. Und jeden Abend traten die Rehe heraus auf die Lichtung."

„Und ein bißchen weiter oben, wo die Quelle entspringt und die Birkenzweige drüber hängen, da ist eine Stelle, wo man halbe Tage ausruhen und verträumen kann," setzte Anna Montebelli hinzu.

Sie fanden wider Erwarten, daß sie auch noch gemeinsame menschliche Bekannte in Agnetendorf hatten, Leute, die in Jürgemeyers Knabenjahren schon dort gewesen waren. Der Pastor emeritus, den man täglich um dieselbe Stunde auf der Promenade sah, hatte ihm einst Religionsunterricht gegeben. Der Gastwirt im „Goldenen Hecht"! Die mit ihrem Korbe von Haus zu Haus ziehende alte Kuchenfrau, von der der Junge sich jeden Sonntag „für'n Sechser Waffeln" gekauft hatte —, sie stand übrigens in dem Ruf, daß sie auch allerlei diplomatische Botschaften, rosa Brieschen und Blumensendungen zwischen der männlichen und weiblichen Jugend der Kurgäste vermittelte. Der lahme Tischler, der vom Verschönerungsverein beauftragt war, die Bänke an den Aussichtspunkten in stand und Ordnung zu halten, und der mit Axt und Säge immer gerade dort erschien, wo man seine Anwesenheit eben nicht wünschte. Zum Beispiel, wenn Jürgemeyer Pflaumen gestohlen hatte, dann war der Alte jedesmal aufgetaucht und hatte mit wilden Flüchen geschworen, daß er's anzeigen werde.

Es war, als schlinge die gemeinsame Anhänglichkeit an das Bergdorf ein Band um den Offizier und das Fräulein. Sie standen sich gegenüber nicht wie Menschen, die heut zum erstenmal miteinander redeten. Jürgemeyer ging das Herz auf. Fernes Kindheitsparadies, das Beste auf Erden! Ihr paar goldenen dummen Jugendjahre, ehe das nüchterne Leben beginnt, das einen schließlich auf den Sand von Krähwinkel wirft! Der Verschlossene, Steife wurde beredt. Er sprach zu dem schönen Mädchen wie zu einem Freunde. Er fand packende Bilder, blitzende Wendungen, die ihn selbst erstaunten. Und angeregt und belebt, wie er war, sah er hübsch und stattlich aus, als sei er ein ganz andrer als der mundfaule Jürgemeyer von sonst, der Griesgram, das verkannte Genie.

Die Leutnants, von weitem nur Bruchstücke der Unterhaltung des Kameraden mit dem „Star" auffangend, stießen sich gegenseitig an. Das hatte ja kein Mensch bis dato gewußt, daß Jürgemeyer solch ein verfluchter Schwerenöter war! Der konnte also doch noch mehr als Gedichte in der Tischlade verschlossen halten und, nach den Wolken äugelnd, sich auf dem Pflaster die Nase brechen.

Zwei alte Damen nickten einander verständnisvoll zu.

Auch die Sängerin ward eine andre, je länger ihre immer wieder von neuem sich anspinnende Unterhaltung mit Jürgemeyer dauerte. Zu Anfang hatte sie ihm, ohne ihre ruhige Ueberlegenheit zu verlieren, nur volle Blicke gespendet, wie keinem von den andern. Dann, als er im Laufe des Abends wieder und wieder auf seine Knabenzeit zurückkam und weich dabei wurde und sehnsuchtsvoll wehmütig, schien sich in ihr ein Quell der Sympathie zu erschließen. Mit herzlicher Teilnahme schaute sie ihn an. Auch das lachend trotzige Temperament, das zuweilen zwischen ihren feinen Brauen gewettert hatte, schwand immer mehr dahin. Eine Weiche, eine hinträumende Wärme schien sie zu überkommen, indem sie ihm zuhörte oder antwortete. Eine lächelnde Befangenheit, die um den schönen Mund kam und ging. Nicht mehr wie eine berühmte Künstlerin, nein, wie ein süßverwirrtes Mädchen sah Anna Montebelli jetzt aus. Ihre Lider wollten sich manchmal heben und senkten sich auf halbem Wege wie in Scheu und als hätten sie ein holdes Geheimnis zu hüten. Manchmal war es gar, als hielten sie einen aus bangem und jubelndem Herzen aufsteigenden Seufzer zurück.

Und als Jürgemeyer den lahmen Tischler erwähnte, da hatte Anna Montebelli plötzlich und ohne sichtbare Ursache feuchte Augen.

Sie sollte etwas singen. Man bestürmte sie darum. Indem sie den dringenden Bitten nachkam, war sie wieder ganz die sichere, gefeierte Künstlerin. Um dieses Lied bat man sie und um jenes. Ein halbes Dutzend Stimmen riefen durcheinander. Sie suchte aus dem Stoß Noten auf dem Klavier ein Blatt heraus und erklärte lächelnd, daß sie selbst die Auswahl getroffen habe. Man schwieg sogleich, man verstummte vor ihrem Willen. Das Lampenlicht brach sich in den roten und grünen Steinen der Ringe an ihrer Hand, die das Notenblatt hielt.

Unerwartet wandte sie sich zu Jürgemeyer, der, im Begriff, sich zurückzuziehen, noch hinter ihr stand, indes die andern sich bereits in einen entfernten Halbkreis scharten und durch das Aufsuchen der Plätze einiges Geräusch stattfand. Und während die Ueberraschung ihm durch Mark und Bein fuhr, sagte sie, nur ihm verständlich, mit einem großen Blick ihrer seelenvollen Augen: „Das sing' ich für Sie. Denken Sie an Agnetendorf!"

„Es blinkt der Tau in den Gräsern der Nacht ..."

Das war der ganze Rubinstein, den sie da sang mit überquellendem Wohllaut, mit ersterbender Inbrunst, mit Schauern der Andacht und des Entzückens. Nachtduft auf der Wiese, bleiche Mondesstrahlen und ... „am Arm seine zitternde Liebe". Nachtüberdunkelt, in silbernen Nebeln tauchten alle Bergmatten von Agnetendorf vor Jürgemeyer auf und tanzten durcheinander.

Beifall erschallte. Die Künstlerin sollte fortfahren. Und wieder wurden verschiedene Wünsche laut. Dies Lied! Nein, das ...

Jürgemeyer drängte sich ungestüm zu ihr heran. Ihm schien, als drücke der hohe Kragen ihm die Kehle zusammen, und er wunderte sich selbst, wie beherrscht es dessenungeachtet klang, als er ihr die verwegene Bitte zuflüsterte:

„Singen Sie etwas ganz aus Ihrem Selbst heraus! Ganz, wie es Ihnen in diesem Augenblicke zu Mute ist!"

Sie wich seinem Blicke aus. Aber ihr Nicken antwortete ihm und bejahte. Während sie ein Notenheft aufschlug, schaute sie ernst und wie ergriffen darein. Und im seltsamen Gegensatz dazu erklang, was sie nun ihren Hörern schenkte.

Was Herzliches, Volksliedhaftes war es. Etwas, das in kurzen, einfachen Zeilen jubilierte, am Schlusse immer und immer wiederholend:

„Frühling ist da — Frühling ist da — Frühling ist da — ist da!"

Einige von den ältesten Herrschaften waren ganz aus dem Häuschen vor Begeisterung. Sie vertieften sich in ihre eignen musikalischen Erinnerungen und nannten sich gegenseitig ihre Lieblingsmelodien. Besonders eins — etwas altmodisch war's freilich — Curschmanns „Wach auf, du goldenes Morgenrot." Reizend das! Nein, wirklich reizend! Eine ganz alte Dame mit weißen Löckchen unter ihrer Spitzenhaube fragte Anna Montebelli mit zitteriger Stimme, ob sie das nicht vortragen könne.

Die Künstlerin sah auf die Noten. „Aber das ist eigentlich für einen Herrn zu singen! Für einen Tenor!" sagte sie. Tausend Schelme saßen ihr mit einem Male in den Grübchen von Kinn und Wangen. Dann kam sie rasch zum Entschluß. Mit einem lachenden, vertrauten Blick sah sie zu Jürgemeyer hinüber, als wolle sie ihm etwas künden.

Dann sang sie wirklich:

„Wach auf, du goldnes Morgenrot,
Und grüße meine Braut,
Daß sie des Himmels Seligkeit
In Rosenwölkchen schaut.

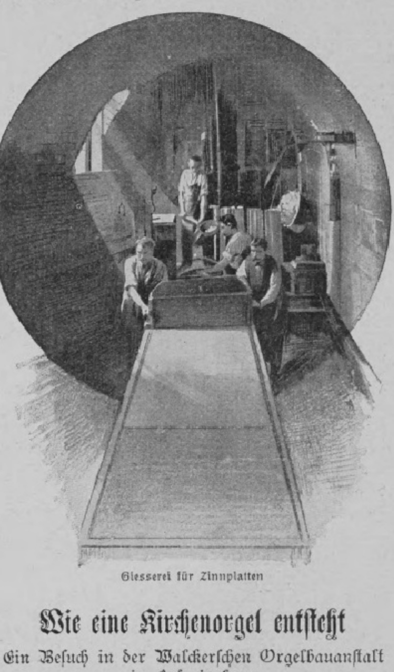
Ihr Frühlingslüftchen weht zu ihr,
Ihr Engelsköpfchen fliegt,
Daß ihr die Welt, wenn sie erwacht,
In Rosenschimmer liegt."

Das schmetterte sie, und so hell, so froh, so unbekümmert that sie es, daß wirklich nicht nur der Salon des Sanitätsrats, sondern die ganze Welt in Rosenwölkchen zu liegen schien ... wie es in der guten alten Zeit Mode gewesen war, wenn der Jüngling seiner Erwählten solchen Morgengruß sang.

Und immer ihn anstrahlend, anlachend dabei ... ihn, Jürgemeyer! Braut! Braut! Himmelsseligkeit und Braut!

Träumte Jürgemeyer? Er hatte Lust, sich in den Arm zu kneifen oder ins Bein zu zwicken, um sich zu überzeugen, daß kein gaukelnder Schlummer ihm ein Phantasiebild vortäusche. Und da dies nicht anging, starrte er wie entgeistert auf die Singende, als sollte sie ihm das holde Rätsel lösen. Aber bei der allerletzten Zeile überkam es Anna Montebelli, was sie eben gemacht und gewagt hatte, und sie wurde über und über rot.

Die dunkle Glut auf ihren Wangen vertiefte sich, als Jürgemeyer zu ihr herantrat. Das Mädchen sah den Offizier jetzt überhaupt nicht mehr an. Dann begann das Souper, und die beiden wurden getrennt. Auch nachher gelang es dem erst so Bevorzugten nicht mehr, ein ungestörtes Wort mit der Sängerin zu reden, so sehr er sich auch darum bemühte. Sie wußte es geschickt immer so einzurichten, daß noch andre mit ins Gespräch gezogen wurden. Sogar beim Fortgehen erhielt Jürgemeyer keinen Blick mehr von ihr. Halbabgewandt reichte sie ihm nur mit einem starken, verstohlenen Druck zum Abschied die Hand. (Schluß folgt)



Giesserei für Zinnplatten

Wie eine Kirchenorgel entsteht

Ein Besuch in der Walckerschen Orgelbauanstalt in Ludwigsburg

(Mit neun Abbildungen nach Zeichnungen von Th. Volz)

Wenn wir es versuchen wollen, dem Leser mit Hilfe einiger charakteristischer Abbildungen das Schauspiel zu vergegenwärtigen, wie ein großes Orgelwerk sich aus seinen einzelnen Teilen zusammensetzt, so gehen wir bei dieser Darstellung aus gutem Grunde von der Erinnerung an einen Besuch der bekannten Orgelbauanstalt von E. F. Walcker & Co. in Ludwigsburg aus. Denn diese Anstalt, die kürzlich, was bisher noch bei keiner andern ähnlichen der Fall gewesen ist, ihr tausendstes Werk in Gestalt der neuen Orgel für die Johanniskirche zu Danzig vollendet hat, ist nicht nur eine der hervorragendsten ihrer Art, sondern sie gehört auch zu den wenigen, die alles, was zum Aufbau eines großen Orgelwerkes erfordert wird, von der Gußplatte für die Ausführung der Zinnpfeifen an bis zu der letzten kunstvollen Bildschnitzerei des Orgelgehäuses auf eignem Grund und Boden erstellen.

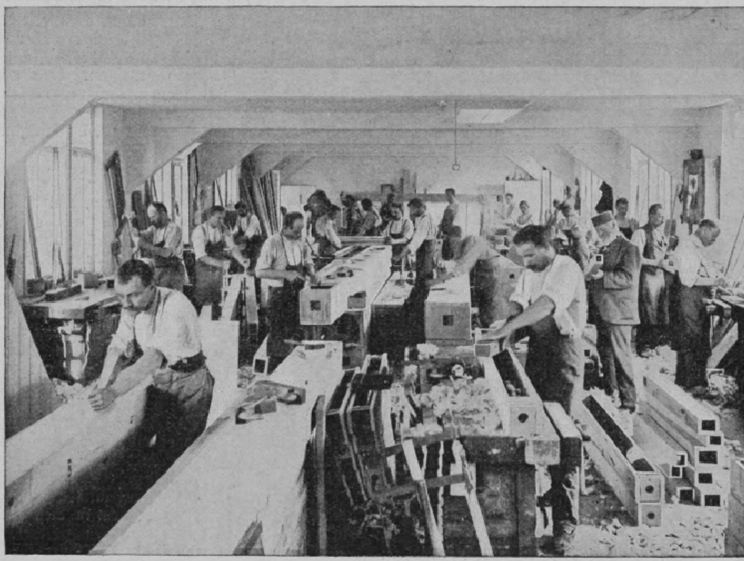
Bevor wir unsre Darstellung beginnen, müssen wir uns kurz darüber verständigen, was eine Orgel ist und was für einen Zweck sie zu erfüllen hat; ein Blick auf ihre Entstehungsgeschichte wird uns sodann ihre einzelnen Teile und deren allmählige Vervollkommnung bis auf den heutigen Tag kennen lehren.



Zinnpfeifenwerkstätte

Die Orgel ist ein musikalisches Instrument, auf dem in einer Reihe aufrecht stehender Röhren oder Pfeifen durch mechanischen Druck bestimmt abgestufte rhythmische Lufterschütterungen oder musikalische Töne erzeugt werden; der Vorgang ist immer der gleiche, ob es sich um eine gewöhnliche Drehorgel oder eine gewaltige, mit ihrer Klangfülle ein ganzes Orchester ersetzende Kirchen- oder Konzertorgel handelt, oder ob die Lufterschütterung im Innern der Pfeifen wie im klassischen Altertum durch Wasser- oder, wie heute und jedenfalls schon vom frühen Mittelalter an, durch Luftdruck bewirkt wird. Ihrem Charakter nach ist die Orgel ein Blasinstrument, und zwar das größte aller vorkommenden, das sich von allen andern seiner Art durch seinen komplizierten Bau sowie dadurch unterscheidet, daß seine Ansprache nicht durch menschliche Lungenkraft, sondern durch eine mechanische Vorrichtung bewirkt wird. Jede Orgelpfeife kann nur einen bestimmten Ton hervorbringen, so daß ein Orgelwerk für die jedesmalige Wiedergabe der acht Intervalle der diatonischen Tonleiter mindestens neun Pfeifen aufweisen muß. Bei allen Orgeln finden sich daher die einzelnen Pfeifen zu Gruppen, den sogenannten Stimmen oder Registern, zusammengestellt. Diese verschiedenen Stimmen oder Register haben bei der Orgel eine ähnliche Bestimmung zu erfüllen wie die verschiedenen Instrumente im Orchester, d. h. sie haben die Mannigfaltigkeit und den Wechsel der Töne nicht nur in der Abstufung nach Höhe und Tiefe, sondern auch der verschiedenen Klangfarbe nach wiederzugeben, weshalb sie meist auch nach Instrumenten, wie Flötenregister, Baßregister u. s. w. benannt sind; das den höchsten Schmelz und die größte Zartheit des Tones entfaltende Register führt sogar den Namen der vox humana, d. i. der menschlichen Stimme. Rücksicht auf die zu entfaltende Klangfarbe bestimmt zum Teil auch die Wahl des Materials für die verschiedenen Pfeifen, Holz, Zinn und Zink; wir sagen zum Teil, weil das Material an und für sich die Klangfarbe nicht bedingt, wohl aber bestimmend auf sie sowie auf das leichtere oder schwerere Ansprechen des Tones einwirken kann. Auf dem gleichen Zweckmäßigkeitsgrunde beruht auch die Herstellung der Pfeifen nach den beiden Kategorien der Labial- und der Zungenpfeifen, d. h. derjenigen, in denen der Ton durch das bloße Einströmen der Luft, und derjenigen, in denen er, wie bei der Harmonika und dem Harmonium, durch eine infolge des Luftdrucks in rhythmische Schwingung versetzte Metallzunge erzeugt wird. Die Labialpfeifen verleihen dem Orgelton das Charakteristische des klingenden Tons der Blasinstrumente und die Zungenpfeifen das Charakteristische des streichenden Tons der Saiteninstrumente. Der Zahl ihrer Register nach lassen die Orgelwerke sich in kleine mit 10 bis 20, in mittlere mit 40 bis 50 und in große mit 70 bis 90, ja 100 und mehr Stimmen einteilen, wobei dann, wenn wir an dem Orchestervergleich festhalten, die letzteren wie die von der Firma Walcker hergestellten drei größten europäischen Orgeln zu St. Stephan in Wien mit 90, im Münster zu Ulm mit 107 und im Dome zu Riga mit 124 Stimmen das große, vollbesetzte Wagnerorchester vertreten.

Die Orgel ist vielleicht das älteste aller musikalischen Instrumente; jedenfalls geht sie in ihrer Grundlage auf die sogenannten Urinstrumente der Menschheit zurück, auf die Weidenpfeife, deren Name heute noch in einem der Orgelregister, dem Salicional oder Salicetregister (von salix, die Weide) nachklingt, auf die Pansflöte und auf den Dudelsack. An der Herstellung der Weidenpfeife sind wir wohl alle einmal in unsrer Jugend beteiligt gewesen, und es leuchtet ein, daß sie in den beiden Gestalten, in denen wir sie kennen, den ersten Anstoß zum Instrumentalbau hat geben können. Die eine dieser Gestalten weist ein Rohr auf, das an einem seiner Enden einen Kern mit Kernspalte und Labium hat, während die andre aus einem einfachen, an einem seiner Enden verstopften Rohr besteht und folglich von oben angeblasen werden muß. Der Ton entsteht in diesen Pfeifen dadurch, daß die in ihrem Innern stehende Luftsäule in Schwingung gerät; da er in seiner Höhe oder Tiefe von der Länge des Rohres abhängt, kann er auf der einzelnen Pfeife nicht verändert werden. Zur Erzeugung einer Reihe von Tönen mußte man daher, als man die Herstellung von Rohrpfeifen einmal gelernt hatte, entweder mehrere Rohre nebeneinander stellen oder das eine Rohr so einrichten, daß die in ihm vibrierende Luftsäule verlängert oder verkürzt werden konnte, was durch das Anbringen von Windlöchern geschah. Dadurch entstand einerseits die Pansflöte und andrerseits die heutige Holzpfeife. Die Orgelpfeife hat sich die Gestalt der alten Weidenflöte mit Kern, Kernspalte und Labium gewahrt und kann wie diese stets nur zur Erzeugung eines einzigen Tones benutzt werden; für den Aufbau auch der primitivsten Orgel mußte daher das Vorbild der Pansflöte maßgebend werden, d. h. eine Reihe ihrer Tonhöhe nach abgestufter Flötenrohre, die, da sie nicht von oben angeblasen werden konnten, notwendig Labialpfeifen sein mußten. Es war aber noch etwas Weiteres erforderlich, eine Vorrichtung, durch die den Pfeifen komprimierte Luft zugeführt werden konnte, und wenn hierfür auch wieder eines der sogenannten Urinstrumente, der Dudelsack, das Muster lieferte, mußte dieses doch wesentlich abgeändert werden, wenn es seinen Zweck erfüllen sollte. Es war nicht nur Druckluft zu beschaffen, sondern diese mußte auch den Pfeifen so zugeführt werden, daß sie nach Belieben zum Tönen und zum Verstummen gebracht werden konnten. Hierzu war dreierlei erforderlich: eine Vorrichtung zum Erzeugen von Preßluft, ein Behälter zum Ansammeln dieser und eine Vorrichtung oder ein System von Vorrichtungen, um die Preßluft den einzelnen Pfeifen zuzuführen. Erst nachdem diese Vorrichtungen: 1. die Pfeifen, 2. der Windkasten, auf dem diese aufstehen, 3. die Schieber für die einzelnen Pfeifenöffnungen und 4. die Blasbälge ersonnen und in die richtige Verbindung miteinander gebracht waren, konnte von einer Orgel im heutigen Sinne gesprochen werden. Wann zum erstenmal ein derartiges Instrument zu stande kam, entzieht sich unsrer Kenntnis, doch dürfte es schon ziemlich früh der Fall gewesen sein, denn alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Magrepha im zweiten Tempel zu Jerusalem bereits eine richtige Orgel war. Der Wasserorgeln des klassischen Altertums ist schon gedacht worden. Im 2. oder 3. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung kam das Gebläse in Gestalt der heutigen Schmiedeblasbälge auf. Bis zum 9. Jahrhundert scheint der Orgelbau sich in sehr primitiven Bahnen bewegt zu haben, und auch die nächstfolgende Zeit weiß nur wenig von Verbesserungen zu melden. Der erste Orgelbauer, dessen Name überliefert ist, war ein gewisser Georgius in Venedig zur Zeit Ludwigs des Frommen, und in der That scheint sich der Orgelbau von Italien aus nach Deutschland verbreitet zu haben, und zwar zunächst nach Bayern; in verbesserter Gestalt muß er alsdann



Holzpfeifenwerkstätte



Windladenwerkstätte



Schlosserei

von dort nach Italien zurückgekehrt sein, da Papst Johann VIII. (827—882) den Bischof Anno von Freising gebeten haben soll, ihm Orgelspieler und Orgelbauer nach Italien zu senden. Im 13. Jahrhundert wurden die Orgelpfeifen, zu denen man bis dahin stets nur Kupfer oder Erz verwendet hatte, erstmals aus einer Mischung von Zinn und Blei hergestellt; auch kamen damals zuerst die Holzpfeifen auf. Trotz aller Verbesserungen, die sie gefunden, blieb die Orgel in der Gestalt, die sie um jene Zeit gewonnen, ein noch recht schwerfälliges Instrument; um auf ihr spielen zu können, waren zwei Organisten erforderlich, die die Tasten des Manuals oder der Klaviatur mit den Fäusten bearbeiteten (daher noch zu Luthers Zeit der Ausdruck „die Orgel schlagen“), und die zur Erzeugung des erforderlichen Windes bis zu 20 Bälgetreter zur Verfügung haben mußten. Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts kamen Vorrichtungen zur Wiedergabe von Halbtönen auf, wie damals auch das Pedal erfunden wurde, doch waren um die genannte Zeit schon Orgeln in allen größeren Kirchen vorhanden. Erst die Verbesserungen, die der Orgel vom 16. bis zum 18. Jahrhundert zu teil wurden, stellten aus ihr das Instrument her, das es einem Johann Sebastian Bach ermöglichte, seine großartigen und heute noch unübertroffenen Orgelkompositionen zu schreiben.

Die Vervollkommnungen, die die Orgel von jenen Tagen an bis auf die heutige Zeit, namentlich aber während des verflossenen Jahrhunderts erfahren hat, waren wesentlich Verfeinerungen ihres Organismus und erstreckten sich teils auf die Stimmung ihrer Pfeifen, teils auf die Einrichtungen der Traktur, d. h. der die Tasten mit den Pfeifenventilen verbindenden Züge, der Windlade, d. h. des auf dem Windkastin aufliegenden kastenartigen Apparates, der den einzelnen Pfeifen oder Pfeifenreihen den Wind durch die „Kanzellen“ genannten schmalen Gänge zuführt, und des Gebläses. Bis gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts bestand die Traktur meistens aus einem äußerst komplizierten Systeme von Hebelübersetzungen; der Gedanke, die regulierende Verbindung zwischen Taste und Pfeifenventil durch elektrische Kraft herzustellen, tauchte ziemlich früh auf, eigentlich etwas zu früh, denn die Elektrotechnik war, als man sie zuerst für die Orgeltraktur in Anspruch zu nehmen versuchte, noch nicht so weit vorgeschritten, daß sie ein sicheres Ergebnis hätte liefern können. Bessere Erfahrungen machte man mit dem Luftdruck, zu dem in der ersten Hälfte des Jahrhunderts der Engländer Barker schon mit seinem pneumatischen Heber die Anregung gegeben, und so ist es gekommen, daß die pneumatische Traktur im modernen Orgelbau die herrschende Stellung gewonnen hat, doch wird heute bereits vielfach ein gemischtes Traktursystem in Anwendung gebracht, das pneumatisch-elektrische, und es unterliegt kaum noch einem Zweifel, daß in nicht allzu ferner Zukunft ein rein elektrisches System zu allgemeiner Geltung gelangen wird. Zu den wesentlichen Verbesserungen des modernen Orgelbaues gehört auch die Umgestaltung der alten Schöpfer oder Bälge zu Magazingebläsen mit aus- und einwärts gehenden Falten.

An der Vervollkommnung des Orgelbaues ist in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Reihe französischer, englischer und deutscher Meister beteiligt gewesen, so, um nur einige Namen zu nennen, der Franzose Cavaille-Coll, der Engländer Hill und die Deutschen Ladegast in Weißenfels und der 1794 in Cannstatt geborene Eberhard Friedrich Walcker, der Begründer der Ludwigsburger Anstalt, dem neben andern wichtigen Erfindungen namentlich die der Kegellade, d. h. einer Windlade zu verdanken ist, auf deren einzelnen Kanzellen jedesmal die zu einem Register gehörenden Pfeifen aufstehen.

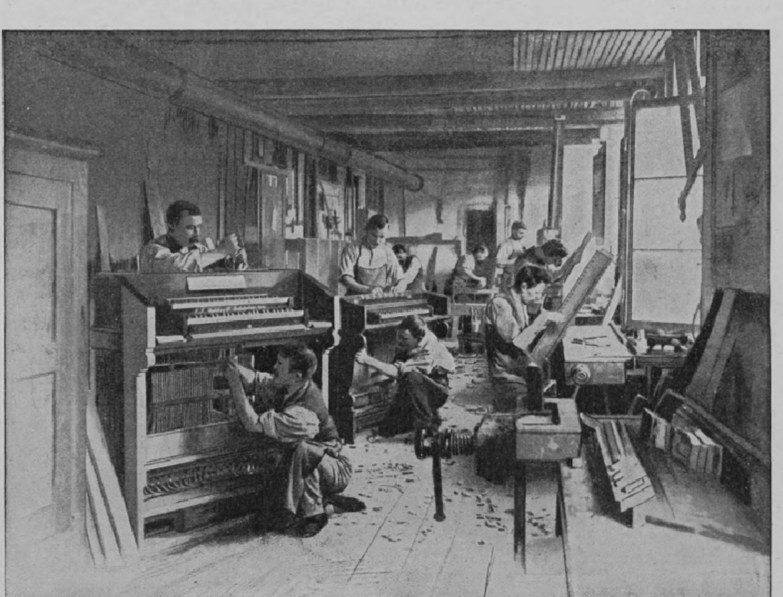
Schon der Vater des oben genannten Eberhard Friedrich Walcker wirkte im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts in Cannstatt als angesehener Orgelbauer, und da die Leitung der Ludwigsburger Anstalt jetzt in den Händen seiner Söhne ruht, ist die Familie bereits in der dritten Generation im Orgelbau thätig und dürfte ihre leitende Mission über kurz oder lang an die ohnehin schon am Geschäfte beteiligte und darin wirkende vierte Generation abgeben.

Die Walckersche Anstalt blickt nunmehr auf ein mehr als achtzigjähriges Dasein zurück und hat, wie schon erwähnt, bereits ihr tausendstes Orgelwerk in die Welt entsandt. Ihr Besuch ist um so interessanter, als er uns fast überall noch die Spuren davon erkennen läßt, wie aus dem in der vorderen Schloßstraße Nr. 43 gelegenen, ursprünglich sehr bescheidenen Hause eine große, fast 4000 Quadratmeter umfassende Anlage mit einem 80 Meter langen fünfstöckigen Fabrikgebäude hat werden können, in dem gegenwärtig etwa 130 Beamte und Arbeiter, von den erforderlichen Spezialmaschinen unterstützt, beschäftigt sind, alle zu einer Orgel gehörigen Teile, vom kleinsten Stiftchen bis hinauf zu der größten Baßpfeife, herzustellen, Orgelgehäuse selbst in reichster ornamentaler Ausstattung jeglichen Baustils auszuführen und so die Orgeln in dem 20 Meter langen, 10 Meter breiten und 12 Meter hohen Montierungssaal in derselben Gestalt zu einem Ganzen zusammenzufügen, in der sie sich einst am Ort ihrer Bestimmung darstellen sollen. Eine ganze Reihe von Handwerkern ist dabei in gesonderten Werkstätten vertreten. In einer eignen Gießerei werden die Zinnplatten zur Herstellung der Zinnpfeifen gegossen. In andern Räumen gewahren wir dann die Zurichtung der Metallplatten, die nur für die Zinkpfeifen fertig bezogen werden, und ihre allmähliche Ausgestaltung zur Pfeife.



Intonierwerkstätte

Wieder in andern Räumen sehen wir Schreiner und besondere Pfeifenbauer damit beschäftigt, die Holzpfeifen herzurichten, die Windkasten und die äußerst komplizierten Windladen anzufertigen, die Spieltische mit Manualen, Pedalen und Registerzügen aufzubauen und für alles das zu sorgen, was für den Aufbau der Orgelbühne und des Gehäuses erforderlich ist. Eine besondere Sattlerei verfertigt die Luftventile und die Magazingebläse und eine Schlosserei alle die großen und kleinen Metallgegenstände, die für die Herstellung der einzelnen Orgelteile und die Zusammenfügung des ganzen Werkes zu einem einheitlichen Organismus nötig sind. Für alle diese Arbeiten müssen besonders geschickte und zuverlässige Hände zur Verfügung stehen, da nur ein ganz kleiner Teil mit Hilfe von Maschinenkraft bewältigt werden kann. Neben den Handwerkern, die hier mit Recht wohl als Kunsthandwerker bezeichnet werden können, werden aber auch Künstler im engeren Sinne des Wortes zu dem Orgelbau herangezogen, so der Musiker, der in dem Intonationsraum jede fertig gestellte Pfeife prüfen und auf ihren richtigen Ton abstimmen muß,



Spieltischwerkstätte

und die ganze Schar der Bildhauer und Holzschnitzer, die für den künstlerischen Schmuck des Gehäuses und der Orgelbühne zu sorgen haben.

Einen lohnenden Abschluß wird der Rundgang durch die verschiedenen Werkstätten der Anstalt stets mit einem Besuch des großen Montierungssaales finden, da hier gewöhnlich ein fertig gestelltes größeres Orgelwerk neben einem oder mehreren noch im Bau begriffenen anzutreffen ist. Alles, was wir an den verschiedenen Arbeitsstätten haben werden und entstehen sehen, fügt sich hier als zweckmäßiges Glied dem großen Ganzen ein. Da werden auf hohem Gerüste Windkasten aufgestellt, während unten die Herrichtung des Gebläses besorgt wird; auf den Windladen ordnen die Pfeifen sich zu Registergruppen zusammen; bei einem weiter vorgeschrittenen Werk werden Traktur und Spieltisch geordnet, und von dem dritten, fertig gestellten läßt jetzt Künstlerhand Accorde erschallen, die wie Tuba- und Posaunenton feierlich und mächtig den hohen Raum durchfluten, bis jubilierender Flöten- und Hörnerklang sie durchbricht oder sanft klagender Geigen- oder Violaton zu mehr getragenen Weisen überleitet und endlich „des Basses Grundgewalt“ einsetzt, um mit seinen breiten Massen dem unruhigen Tongewoge die erforderliche Grundlage zu geben und damit seine harmonische und melodische Einheit herzustellen

L. Holthof



Bildhauerei

Aus dem Reiche der Sterne

Auch wer niemals mit Interesse den Blick zum Sternenhimmel emporwendet, kennt doch wenigstens den Morgen- und Abendstern, den hellsten unter allen Sternen am Firmament. Besonders als Abendstern zieht er von Zeit zu Zeit die Aufmerksamkeit der heimkehrenden Spaziergänger auf sich, wenn er nach Untergang der Sonne als erster sichtbarer Stern auf dem blauen Himmelsgrund hervortritt. Bei den Alten hieß dieser Stern Hesperus, während der Morgenstern den Namen Lucifer führte. Beide sind ein und dasselbe Gestirn, aber es mag lange gedauert haben, bis man es erkannte. Heute wissen wir, daß es der Planet Venus ist, der, je nach seiner Stellung zur Sonne, uns als Morgen- oder Abendstern erscheint, und daß er sich in nahezu kreisförmiger Bahn innerhalb der Erdbahn um die Sonne bewegt. Von der Sonne bleibt Venus durchschnittlich 107,5 Millionen Kilometer entfernt, der Erde kann sie sich dagegen bis auf 40 Millionen Kilometer nähern, aber auch bis zu 257 Millionen Kilometer von ihr entfernen. Um die Zeit, wenn dieser Planet der Erde ziemlich nahe ist, wird er bisweilen so glänzend, daß man ihn am hellen Tage mit bloßem Auge sehen kann, sogar um die Mittagsstunde. Dies ereignete sich u. a. im Jahre 1716, und die Bewohner Londons liefen zusammen und staunten den ihnen unbekannten Stern als Wunder an. Das Gleiche war der Fall in Paris, als Napoleon aus Italien zurückkehrte, nur hielt man dort die Erscheinung für den Glücksstern des bewunderten Feldherrn.

Zur Zeit, wenn Venus im hellsten Glanz strahlt, zeigt sie sich im Fernrohr als Sichel, wie der Mond zwei Tage vor dem ersten oder letzten Viertel. Menschen mit sehr scharfen Augen wollen diese Sichelgestalt sogar ohne Fernglas wahrgenommen haben. In Bezug auf Größe weicht Venus nach den neuesten Messungen nicht viel von unsrer Erde ab, denn ihr Durchmesser beträgt 12180 Kilometer, während der äquatoriale Erddurchmesser 12760 Kilometer lang ist. Die Umlaufszeit oder das Jahr der Venus umfaßt nahezu 225 Erdentage. Man sollte glauben, daß ein so glänzender Planet, der uns außerdem von allen Hauptplaneten zeitweise am nächsten kommt, in Bezug auf seine Oberfläche sehr genau beobachtet werden könnte. In Wirklichkeit ist dies nicht der Fall, teils gerade wegen des starken Glanzes, teils auch deshalb, weil Venus, wenn sie sich in größerer Nähe bei der Erde befindet, uns nur als schmale Sichel erscheint. Ueber die Beschaffenheit der Venusoberfläche ist man daher bis zur heutigen Stunde noch sehr im unklaren, ja die Beobachtungen widersprechen sich zum Teil. Im Jahre 1667 wollte der berühmte Dominikus Cassini matte Flecke auf der Venusscheibe gesehen haben, und man schloß daraus, daß dieser Planet sich in $23^{1}/_{4}$ Stunden um seine Achse drehe. Herschel vermochte dagegen niemals Flecke auf der Venusscheibe wahrzunehmen, die hinreichend deutlich waren, um ihm ein Urteil über die Umdrehungsdauer dieses Planeten zu gestatten. Der Astronom Schröter sah wiederholt am Ende der südlichen Spitze der Venussichel einen matten hellen Punkt und erklärte ihn als Gebirge, dessen Gipfel von der Sonne erleuchtet würde, während der Fuß noch im Dunkel der Nacht ruhe. Auch sah er wiederholt einen schwachen Lichtschimmer am Rande der sichelförmigen Venus, den er als Dämmerungserscheinung bezeichnete. Andre Beobachter haben diesen zarten Lichtsaum ebenfalls gesehen, und man darf ihn in der That als Dämmerungsbogen betrachten; aber bezüglich der dunkeln Venusflecke herrscht noch heute große Ungewißheit. Selbst in den mächtigsten Teleskopen der Gegenwart erscheint die Oberfläche dieses Planeten sehr gleichförmig und monoton; nur selten erblickt man auf ihr hie und da einen matten, dunkeln Hauch oder auch hellere Stellen, die aber schwer wiederzuerkennen sind. Der berühmte Schiaparelli hat aus seinen eignen und mehreren fremden Beobachtungen den Schluß gezogen, daß die Venus (ähnlich wie der Planet Merkur) der Sonne stets die nämliche Seite zuwende, doch hat er diesen Schluß nur als wahrscheinlich, nicht als sicher hingestellt. In der That wollen auch andre Beobachter mit gleich guten Instrumenten aus der scheinbaren Bewegung matter Flecke den Schluß ziehen, daß die Venus in nahezu 24 Stunden um ihre Achse rotiere, also in dieser Hinsicht der Erde sehr ähnlich sei. Dieser Schluß wird durch Beobachtungen mit dem Spektroskop, die neuerdings auf der Sternwarte in Pulkowa angestellt worden sind, unterstützt, und man darf hoffen, daß die alte Streitfrage nach der Umdrehung des Planeten Venus in nicht zu langer Zeit ihre Erledigung findet.

Eine höchst sonderbare und bis jetzt völlig unerklärte Erscheinung zeigt sich bisweilen in der Nachtseite der Venus. Wenn dieser Planet nämlich als schmale Sichel erscheint, so erblickt man nicht eben selten den dunkeln Teil der Scheibe in phosphorischem Lichte. Etwas Aehnliches sieht man bekanntlich bei unserm Monde regelmäßig kurz vor oder nach dem Neumonde, und man weiß, daß dieser Schimmer durch das Licht der Erde entsteht, das die Nachtseite des Mondes erleuchtet. An der Venus ist ein solcher phosphorischer Schimmer schon bald nach Erfindung der Ferngläser wahrgenommen worden, dann wiederholt gegen Ende des 18. und noch häufiger im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts. Wenn Venus von einem Monde begleitet wäre wie die Erde, so könnte man annehmen, daß der phosphorische Schimmer in ihrer Nachtseite möglicherweise durch das Licht dieses Mondes verursacht würde, allein Venus besitzt keinen Mond. Verschiedene Astronomen haben unter diesen Umständen darauf hingewiesen, daß vielleicht die Beleuchtung durch den nahen Planeten Merkur hinreichend sei, um die Erscheinung hervorzurufen, allein eine genauere Untersuchung führte zu dem Ergebnisse, daß daran unter keinen Umständen gedacht werden kann. Herschel meinte, daß zu gewissen Zeiten die Atmosphäre der Venus stark phosphorescierend würde und dadurch die Erscheinung zu stande komme; allein in diesem Falle entsteht die Frage, wodurch diese Phosphorescenz hervorgerufen wird, und man ist nicht klüger als zuvor. Gruithuysen, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, glaubte das Problem zu lösen, indem er annahm, jenes Licht werde von Bewohnern der Venus hervorgerufen, die bei gewissen Gelegenheiten große Feste feierten und zwar durch Freudenfeuer, die überall auf ihrem Planeten angezündet würden. Diese Erklärung ist aber so phantastisch, daß sie nur als Kuriosum angeführt sei. Die richtige Deutung der merkwürdigen Erscheinung ist bis heute noch nicht gefunden und steht als würdiges Problem für den menschlichen Scharfsinn da. Wenn es auf dem Planeten Venus denkende Wesen giebt, so muß ihnen zu gewissen Zeiten unsre Erde als höchst glänzender Stern erscheinen; sie wendet dann der Venus ihre voll beleuchtete Scheibe zu, und man würde von diesem Planeten aus schon mit mäßigen Ferngläsern unsre Kontinente und Meere sowie die eisbedeckten Regionen an den Erdpolen, endlich die wechselnde Bewölkung in unsrer Atmosphäre sowie die tägliche Umdrehung der Erde um ihre Achse wahrnehmen können. Ob aber wirklich auf jenem Planeten denkende Wesen ihre Augen zum Sternenhimmel erheben, das ist eine Frage, deren sichere Beantwortung den Menschen wohl niemals gelingen wird.

K.

Aus der Frauenwelt

Man liebt es vielfach, durch gewisse Schlagworte die besonders hervortretenden Richtungen und Bestrebungen der Gegenwart zu charakterisieren. Danach leben wir bald im Zeitalter des Verkehrs, bald in dem der Naturwissenschaften oder der Technik, und neuerdings spricht man auch von einem Zeitalter der Trusts. In der That giebt es ja, zumal in Amerika, bereits derartige industrielle und kommerzielle Verbände auf allen möglichen Gebieten, und so kann es kaum wundernehmen, daß sich in New York kürzlich unter dem Namen „Dreßmakers Protektive Association“ auch eine Gesellschaft gebildet hat, deren Absicht es ist, die bedeutendsten Damenschneideretablissements des Landes unter einen Hut zu bringen. Dieser neue Modetrust will dann sowohl in Amerika wie in Europa den Konkurrenzkampf mit den europäischen Damenmodehäusern, namentlich mit den Pariser Schneiderateliers, aufnehmen und zu dem Zweck in europäischen Großstädten Zweigniederlassungen errichten, in denen die amerikanischen Damenmoden zur Ausstellung gelangen sollen.

Auf dem internationalen Frauenstimmrechtskongreß, der im Februar 1902 zu Washington tagte, wurde beschlossen, die Stimmrechtsbewegung aller Länder international zu organisieren. Man bildete zu diesem Behuf einen vorläufigen Ausschuß für die weiteren Vorarbeiten unter dem Vorsitz von Susan Anthony, der bekannten amerikanischen Stimmrechtsführerin. Es soll im Sommer 1904 ein internationaler Frauenstimmrechtskongreß in Verbindung mit dem Kongreß des International Council of Women in Berlin abgehalten werden. Der in Christiania kürzlich versammelte nordische Frauenkongreß beschloß, in corpore in eine energische und nachdrückliche Agitation für das Frauenstimmrecht in den skandinavischen Ländern einzutreten. Einem Ueberblick über die Stimmrechtsbewegung in den verschiedenen Ländern, den die amerikanische Zeitschrift „Womens Journal“ brachte, ist zu entnehmen, daß vor 70 Jahren die Frauen noch nirgends in der Welt sich im Besitz bürgerlicher und politischer Rechte befanden. 1838 gab dann Kentucky den Frauen das Recht, in Schulangelegenheiten zu wählen, 1850 Ontario. In den siebziger und achtziger Jahren folgten andre Staaten der Union. 1869 gab England den Frauen das kommunale Wahlrecht, 1871 Westaustralien, 1881 Schottland; 1887 wurde es in einer ganzen Reihe von Unionsstaaten gleichzeitig und 1901 in Norwegen eingeführt. Das volle Stimmrecht gab als erster Staat Wyoming bereits 1869 den Frauen, Colorado folgte 1893, Utah und Idaho 1896. Südaustralien erhielt es 1895, Westaustralien 1900. Auch im australischen Förderationsparlament ist neuerdings die Vorlage, betreffend das Wahlrecht der Frauen, mit überwältigender Mehrheit angenommen worden. Andrerseits ist seit etwa dreißig Jahren unter den Frauen der Vereinigten Staaten eine tiefgreifende Gegenbewegung entstanden, die energisch gegen das Stimmrecht der Frauen Stellung nimmt. Seit zwanzig Jahren sind die Antistimmrechtlerinnen bemüht, feste Organisationen zu bilden, die jährlich zahlreiche Flugblätter versenden. Als Ergebnis dieser Gegenbewegung stellt ein kürzlich ausgegebenes Flugblatt der Chicagoer Illinois-Association fest, daß nur eine geringe Minderheit amerikanischer Frauen das Stimmrecht wünsche, und daß in den vier Staaten, die das Frauenstimmrecht zur Präsidentenwahl bewilligt haben, gerade von aufmerksamen Beobachtern unter den Stimmrechtlern zugestanden werde, die erhofften guten Erfolge hätten sich bisher noch nicht gezeigt. Auch in England, wo kürzlich ein angesehenes Blatt eine Art Enquete über die Frage einleitete, ob die Frauen politisches Stimmrecht erhalten sollen, haben sich aus den Kreisen intelligenter Frauen sehr gewichtige Stimmen gegen die vielfach so laut und dringend geforderte Reform erhoben.

An der Berliner Universität hat Fräulein Lüderitz die Doktorprüfung bei der philosophischen Fakultät bestanden. Sie ist neben dem kürzlich so tragisch verstorbenen Fräulein Dr. Elsa Neumann die einzige Deutsche, die in Berlin den Doktorgrad erlangt hat. Ferner promovierte die dortige philosophische Fakultät Fräulein Jane B. Sherzer aus Franklin (Ohio) zum Dr. phil. In den Vereinigten Staaten sind drei Frauen, die an der Bostoner Universität den Doktorgrad errangen, jetzt Mitglieder des Lehrkörpers dieser Universität: Dr. Sara Sweet liest über Augenheilkunde, Dr. Buchmann-Cahil über Gynäkologie, Dr. M. Coon hält Vorlesungen über die Morphologie der Tiere. Fräulein Dr. Rina Martio ist zum Professor der Anatomie an die Universität von Mailand berufen worden. An der Wiener Hochschule promovierte Fräulein Dr. Margarete Furcht zum Dr. phil., die Dame ist der erste akademisch graduierte weibliche Chemiker in Oesterreich.

Spectator

Zu unsern Bildern

Der bayrischen Hauptstadt fehlt der in vielen andern Großstädten wahrzunehmende „Zug nach dem Westen“, nämlich die Eigentümlichkeit, daß das vornehme Leben nach jener Richtung sich hindrängt. Im Westen der Isarstadt liegen vorwiegend Großbrauereien, Fabriken und Arbeiterviertel, während die meisten Luxusbauten gerade entgegengesetzt, an der neuen Prinzregentenstraße im Osten und in ihrer Umgegend, entstanden sind. Die genannte Straße führt von der Nordostecke des Hofgartens, parallel der Maximiliansstraße, am Südrand des Englischen Gartens vorbei schnurgerade bis zur Isar. Hat man Gabriel Seidls phantasievollen Prachtbau des neuen Nationalmuseums passiert, so liegt vor uns die Prinzregentenbrücke, an die sich jenseits des Flusses ein weißschimmernder, mächtiger Terrassenbau zwischen grünen Parkanlagen schließt. Beiderseits führen Rampen und Treppen aufwärts zu dem hochragenden Friedensdenkmal mit der Viktoria, von dem aus, die Maximiliansanlagen durchschneidend, dann die Aeußere Prinzregentenstraße, an der schönen Villa Stuck vorüber, sich zum Prinzregenten-Theater hinzieht. Die erste Prinzregentenbrücke wurde bekanntlich im Sommer 1899 vom Hochwasser zerstört; der hochherzige Regent ließ darauf das Bauwerk, das seinen Namen trug, aufs neue entstehen und machte es der Stadt zum Geschenk. Diese neue Brücke, deren kühner Bogen sich graziös und doch massiv über das Isarbett spannt, ist in Ausgestaltung und Material von dem leitenden Architekten (Th. Fischer) ungemein glücklich der von jener Katastrophe nicht berührten Prinzregenten-Terrasse mit dem darüber sich erhebenden Friedensdenkmal angepaßt worden, so daß die Gesamtanlage wie aus einem Guß sich darstellt. Die Terrasse hat an schönen Tagen stets zahlreiche Besucher aufzuweisen; während der Hochflut des Fremdenverkehrs, zumal solange die Festvorstellungen im Prinzregenten-Theater stattfinden, bildet sie vor dem Beginn der Aufführungen einen Vereinigungspunkt der eleganten Welt. Den Anblick, den sie zu solchen Stunden gewährt, giebt unser hübsches Bild auf Seite 60 naturwahr und charakteristisch wieder.



Königin Marie Henriette von Belgien †

Seit vierzig Jahren bereits wohnt und schafft der polnische Meister Josef von Brandt in München, wo er einst im Atelier von Franz Adam seine künstlerische Ausbildung empfing. Mit Vorliebe malt er Gefechte und Lagerscenen, meist aus den polnischen Kriegen älterer Zeit, wobei er das ethnographische Moment in den Typen meisterhaft zur Anschauung zu bringen und die nationalen Trachten für die Wirkung seiner Bilder bestens zu verwerten weiß. Höchst lebendig und charakteristisch sind auch Brandts Darstellungen aus dem Leben der Kosaken und der unter die Botmäßigkeit des „weißen Zaren“ gelangten asiatischen Volksstämme. Auf dem von uns wiedergegebenen Gemälde „An der Fähre“ hat ein Vortrupp auf dem Kriegspfade befindlicher wilder Steppenreiter an einem Strome Halt gemacht und wartet dort, bis der Ferge, der sie ans andre Ufer hinüberschaffen soll, mit seinem Fahrzeug zur Stelle ist. An dem Sattel des Schimmels im Vordergrunde lehnt die im Winde flatternde Standarte; ihr Träger, ein schnauzbärtiger Reiter, der sein Zelt über die Schultern geschnallt trägt, steht in ungeduldiger Erwartung mit in die Seite gestemmten Händen am Ufer.

Notizblätter

Bühne

Die immer mächtiger aufstrebende Industrie- und Handelsstadt Fürth hat mit ihrem Neuen Stadttheater einen würdigen Musentempel erhalten. Die Frontseite nach dem Hallplatze gerichtet, seitlich zwei Straßenzüge begrenzend, erhebt sich der in Renaissance gehaltene Monumentalbau, ein Werk der Wiener Architekten Helmer und Fellner. Gärtnerische Anlagen führen zu der von zwei in reicher Goldbronze prangenden Kandelabern flankierten Treppe des Hauptportals. Reiche, feingegliederte Ornamentik zeigt sich auf den Kapitälen der vier Säulen und dem in der Mitte des Portals hoch oben hervortretenden steinernen Stadtwappen. Ueber diesem erhebt sich die von Bildhauer Ernst Hegenbarth in Wien ausgeführte Kolossalgruppe „Die Macht der Musik“. Von dem gleichen Künstler stammen auch die beiden über den Seitenfenstern angebrachten Reliefporträts: Schiller und Mozart mit den sie sinnig umgebenden figürlichen Darstellungen. Die Kolossalbüsten Goethes und Wagners, Lessings und Beethovens, von Bildhauer Kosig in Wien hergestellt, schmücken die beiden Seitenfassaden. Die Innenräume, Vestibül, Foyers, Büffetts zeugen von vornehmer Eleganz, ebenso auch der Zuschauerraum, der sich als ein wahres Schmuckkästlein der Ausstattungskunst darstellt. Apollo und Siegeszug der neun Musen — eine Arbeit des Wiener Bildhauers Strictius — bekleidet den Fries des Prosceniums. Die Bühnenleitung hat, gleichwie beim alten Theater, Direktor Hans Reck, der treffliche Leiter des Nürnberger Stadttheaters inne.

— Die Hochflut der Novitäten hat in Berlin begonnen. In der Königl. Oper errang „Der Pfeifertag“ von Max Schillings (Text von Ferdinand Graf Sporck), der vor drei Jahren in Schwerin zur überhaupt ersten Aufführung kam, einen ehrenvollen künstlerischen Erfolg, und im Königl. Schauspielhause erfreuten sich Walter Bloems „Schnapphähne“ einer fröhlichen Aufnahme. Als ein „Sommerspiel vom Rhein“ bezeichnete der Autor sein Werk, dem es nicht übel gelungen ist, dem Raubrittertum in der Vorväter Tagen die humoristische Seite abzugewinnen. Im Deutschen Theater erweckte Max Dreyers Burleske „Stichwahl“ große Heiterkeit, während Carlot Reulings Bauernkomödie „Der Schatzgräber“ wegen ihrer Derbheit bei einem Teile des Publikums auf entschiedenen Widerspruch stieß. Ein voller, starker Erfolg wurde im Lessing-Theater dem Drama „Der Heerohme“ von Josef Lauff zu teil. Der Dichter hat bekanntlich das Stück nach seinem Roman „Kärrekiek“ verfaßt, den wir seinerzeit als ein hervorragendes Werk der Erzählungskunst gewürdigt haben. — Das Trianon-Theater, das im vorigen Jahre nach kurzem Bestande seine Pforten schließen mußte, wurde in verschönerter Gestalt neu eröffnet und erzielte mit dem Lustspiel „Die Liebesschaukel“ von Maurice Donnay lebhaften Beifall. Dagegen erlitt „Serenissimus“, der im Kleinen Theater („Schall und Rauch“) bisher nur als Zwischenfigur gespukt hatte, von Leo Feld zu einem Stück verarbeitet, schweres Fiasko. — Ueber die Zukunft des Berliner Theaters, dessen Direktion Paul Lindau niederlegt, ist entschieden. Die artistische Leitung übernimmt am 1. Mai 1903 der Oberregisseur Alfred Halm, die Verwaltung Otto Graul, bisher Bureauchef des Theaters.

— Im Stadttheater zu Hamburg kam Massenets Oper „Der Gaukler unsrer lieben Frau“ mit durchschlagendem Erfolge zur ersten Aufführung in Deutschland, und im Thalia-Theater fand das Schauspiel „Frau Lili“ von Hermann Faber eine wohlwollende Aufnahme. Dagegen wurde im Deutschen Schauspielhause daselbst das Drama „Hochwasser“ von Hermann Reichenbach abgelehnt.

— Das Schauspielhaus in München errang mit der ersten deutschen Aufführung von Maeterlinks Drama „Monna Vanna“ einen starken, von Akt zu Akt gesteigerten Erfolg.

— Im Deutschen Volkstheater zu Wien fand Marco Brociners Komödie „Die Freundin“ sehr beifällige Aufnahme. Es ist ein Intriguenstück, das als Schauplatz die „Residenz eines Balkanstaates“ angiebt. Auf der gleichen Bühne ging Otto Erich Hartlebens Drama „Ein Ehrenwort“, das früher an andern Orten keinen rechten Anklang gefunden hatte, in einer Umarbeitung in Scene und errang in dieser neuen Form ungeteilten Beifall.

Kultur und Wissenschaft

H. Henriet berichtete kürzlich der Académie Française über ein neuentdecktes Gas in der Luft. Bei ihren Versuchen über den Gehalt der Luft an Kohlensäure hatten Henriet und Lévy beobachtet, daß die Kohlensäuremenge verschieden groß ist, je nachdem die Luft entweder nur durch den Apparat durchstreicht oder 24 Stunden mit dem Reaktionsgemisch in Berührung bleiben konnte. Im letzteren Fall war sie bedeutend größer Die weiteren Untersuchungen haben nun ergeben, daß es sich dabei nicht um freie Kohlensäure handeln kann, sondern daß es vielmehr eine organische Verbindung sein muß, in der sich auch Stickstoff befindet. Nach alledem ist es den beiden Forschern sehr wahrscheinlich, daß es sich um eine Stickstoffverbindung der Ameisensäure handelt, ein sogenanntes Amid. Allerdings ist seine Natur noch nicht ganz aufgeklärt, ebensowenig, ob es sich an allen Orten der Erde findet, oder ob es vielleicht in der Umgebung von großen Städten vorkommt. Auch darüber weiß man noch nichts, woher diese organische Verbindung stammt und auf welche Weise sie entsteht.

— Nach Professor Marchand beträgt beim männlichen Geschlecht das Durchschnittsgewicht des Gehirns nach vollendetem Wachstum 1400 Gramm, beim weiblichen 1275 Gramm. Erst im hohen Greisenalter, und dann durchschnittlich beim weiblichen Geschlecht zehn Jahre früher als beim männlichen, findet Abnahme des Gehirngewichts statt. Das mittlere Gewicht des Gehirns beträgt beim Neugeborenen bis zum siebenten Tage des Lebens 371 Gramm für das männliche, 361 Gramm für das weibliche Geschlecht und nimmt bei jenen bis zum Ende des ersten Lebensjahres um 596, bei diesen um 532 Gramm durchschnittlich zu. Die Gewichtszunahme des Gehirns erfolgt beim männlichen Geschlecht bis zum zwanzigsten, beim weiblichen höchstens bis zum achtzehnten Jahre. Professor Marchand kommt ferner zu dem Ergebnis, daß das Gewicht der untersuchten Gehirne auch wesentlich durch die Todesweise beeinflußt wird, und zwar derart, daß dieses Gewicht nicht nur vermindert, sondern auch vermehrt erschien; letzteres trat auffällig bei solchen hervor, deren Leben durch Diphtherie beendigt worden war.

Hygiene und Medizin

Eine genaue Prüfung des Bakteriengehalts der Luft in großen Höhen wurde auf verschiedenen Punkten des Montblanc ausgeführt. Die Luft auf dem Gipfel dieses Berges ist ziemlich keimfrei, denn in einem Kubikmeter freier Luft fanden sich nur 4 bis 11 Mikroben; dagegen fand sich die Luft in dem dort errichteten Observatorium weit weniger keimfrei, sie enthielt 260 und ein andres Mal 540 Bakterienkeime auf den Kubikmeter. Diese Keime sind offenbar von gelegentlichen Besuchern in die Räume verschleppt worden. Je mehr man sich vom Gipfel des Berges dem Thal näherte, um so reicher zeigte sich die Luft an Mikrobenkeimen. Auch der Schnee wurde auf Bakterien untersucht, und es fanden sich im alten Schnee und auf dem Eise durchschnittlich 1 bis 2 Mikroben auf jeden Kubikcentimeter, im frischen Schnee dagegen weit weniger. In einigen Gletscherspalten enthielten die tieferen Eisschichten weniger Keime als die Oberfläche, auch war am Fuße der Gletscher der Keimgehalt des Oberflächeneises weit größer als in der Höhe. Die Gletscherwasser erwiesen sich als sehr rein, d. h. arm an Bakterien. Die auch sonst bekannte bakterientötende Wirkung des direkten Sonnenlichtes zeigte sich sehr augenfällig in größeren Höhen an den Gletscherwänden, indem solche, die dem Sonnenlicht ausgesetzt sind, weit weniger Bakterien enthielten als die im Schatten liegenden.



Phot. Loescher & Petsch, Berlin.

Professor Dr. Ernst Dümmler †

— Der bekannte französische Forscher Professor Chantemesse veröffentlicht interessante Angaben über das Wesen der Ruhr. Er unterscheidet eine epidemische und eine vereinzelt (sporadisch) auftretende Form der Erkrankung. Die letztere wird durch ein zelliges Lebewesen, eine sogenannte Amöbe, hervorgerufen, sie befällt besonders erwachsene Menschen und zeigt meist einen außerordentlich chronischen Verlauf. Die epidemische Ruhr wird durch einen besonderen Bazillus verursacht; sie kann rasch den Tod herbeiführen oder verursacht bei länger hingezogenem Verlauf schwere Komplikationen. Daß der gefundene Bazillus wirklich den Erreger der Ruhr darstellt, hat sich aus Versuchen ergeben, denen sich verschiedene Personen freiwillig unterworfen haben. Vielleicht gelingt es auf Grund dieser Entdeckungen, der Ruhr in wirksamer Weise beizukommen; bisher ist die Sterblichkeit an Ruhr nach Collin noch immer größer als die an Pest, Cholera und Gelbfieber.

Unterrichtswesen

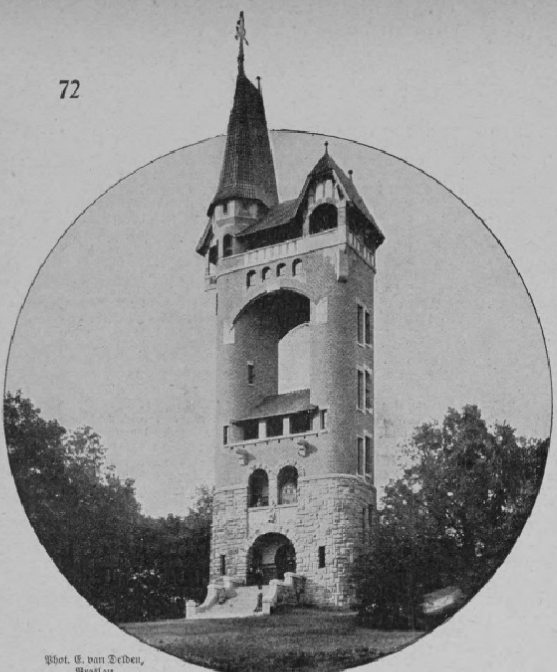
Eine Eigentümlichkeit Bayerns sind die dort in größerer Zahl bestehenden Tages-Fortbildungsschulen. Sie geben jungen Leuten, die nicht nötig haben, unmittelbar nach Entlassung aus der Volksschule in die praktische Lehre zu treten, eine möglichst umfassende Vorbildung für das Gewerbe. Deutsch, Arithmetik, Geometrie, Buchführung, Freihand- und Linearzeichnen sind die Fächer, die den einstigen Handwerkern ganz besonders gute Dienste leisten. Daneben kommen noch verschiedene andre Unterrichtsgegenstände mehr allgemein bildender Art in Betracht. Der Kursus ist gewöhnlich ein zweijähriger; durch Zuhilfenahme des letzten Volksschuljahres wird die Abkürzung der Lehrjahre wesentlich beschränkt. Diese Schulen verdienen auch in Mittel- und Norddeutschland Beachtung.

Verkehrswesen

Auf der Eydtkuhner Strecke der Ostbahn wird zunächst probeweise ein neuer Lokomotiventyp benutzt. Die Maschine ist vom Geheimen Regierungsrat Garbe gebaut. Sie besitzt einen Dampfüberhitzer, in dem der vom Kessel erzeugte Dampf in



Das neue Stadttheater in Fürth. Erbaut von Helmer und Fellner (Wien)



Phot. E. van Delden, Breslau

Der Kaiser Wilhelm-Gedächtnisturm in Oswitz bei Breslau. Erbaut von Klimm (Breslau)

einem Schlangenrohrsystem getrocknet und bis auf 350 Grad überhitzt wird. Dadurch wird die Leistungsfähigkeit der Maschine ganz bedeutend erhöht und eine größere Sparsamkeit im Kohlen- und Wasserverbrauch erzielt. Die Maschine, eine zweicylindrige Zwillingmaschine mit 12 Atmosphären Ueberdruck, leistet dieselbe Arbeit wie eine viercylindrige Verbundmaschine mit 14 Atmosphären Ueberdruck im Kessel. Dabei wird bei der Dampfheißlokomotive eine Kohlenersparnis von 16 Prozent und Wasserersparnis von 30 Prozent gegenüber den Verbundlokomotiven erzielt.

Architektur

Eines der eigenartigsten unter den Bauwerken, die dem Andenken des ersten Deutschen Kaisers bisher gewidmet wurden, ist zweifellos der in Oswitz bei Breslau errichtete Kaiser Wilhelm-Gedächtnisturm. Der Bau erhebt sich auf einer Anhöhe unweit der Oder und gewährt von seiner Höhe einen weiten und umfassenden Ausblick, so daß er gleichzeitig als Aussichtsturm dient. Die Kosten der Bauausführung trug zum Teil die Stadt Breslau, zum Teil der dortige Verschönerungsverein; Ratsbaumeister Klimm-Breslau war der leitende Architekt.

Statuen

Vor der Bildergalerie des von Friedrich II. erbauten Lustschlosses Sanssouci bei Potsdam liegt ein Garten in holländischem Geschmack, den eine Marmorbalustrade vom Sanssoucipark und der Muschel- oder Neptunsgrotte trennt. Inmitten des freien Raumes vor dieser Grotte erhebt sich, umrauscht von den grünen Wipfeln des Parkes, das Standbild Friedrichs des Großen von Uphues. Es ist eine Nachbildung der von Professor J. Uphues für die Berliner Siegesallee geschaffenen Statue, die anfangs mancherlei Anfechtungen erfuhr, weil sie den großen König nicht in der überlieferten Gestalt des „alten Fritz", sondern in jugendlicher Kraft und Frische darstellt. Unter Billigung Kaiser Wilhelms II. hat der Künstler auch für das Standbild in Sanssouci, dem Lieblingsaufenthalt Friedrichs, wiederum dieses Lebensalter gewählt; es liegt ja auch gar kein Grund vor, den Monarchen immer nur auf der Höhe seines Alters darzustellen. Die Figur fesselt durch ihre feine Ausführung und gefällt dem aufmerksamen Betrachter um so mehr, je genauer man sich in sie vertieft; sie bildet einen würdigen Schmuck von Sanssouci.

Totenschau

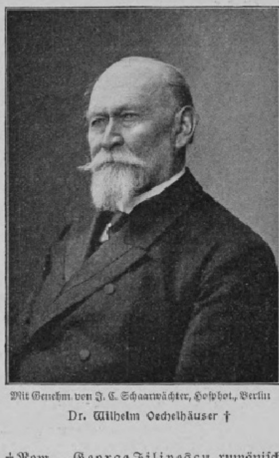
Am Abend des 19. September verschied in Spa die Königin Marie Henriette von Belgien, geboren am 23. August 1836 in Schönbrunn als Tochter des Erzherzogs Joseph von Oesterreich aus seiner dritten Ehe mit der Prinzessin Marie Dorothee von Württemberg. Sie verlebte ihre Jugend meist in Schönbrunn und erhielt eine ungemein sorgfältige Erziehung. Die jugendliche Erzherzogin verfügte über reiche Sprachkenntnisse, zeigte eine große Liebe zur Musik und war schon damals eine vollendete Reiterin; dem Pferdesport huldigte sie noch bis in ihre letzte Lebenszeit mit wahrer Leidenschaft. Am 18. Mai 1853 wurde ihre Verlobung mit dem belgischen Thronfolger gefeiert, und schon am 10. August fand in Wien die Trauung mittels Stellvertretung statt, der am 22. August die Zivil- und kirchliche Trauung in Brüssel folgte. Am 10. Dezember 1858 starb König Leopold I., sein ältester Sohn folgte ihm als Leopold II. auf den Thron, und aus der bisherigen Herzogin von Brabant wurde die Königin Henriette. Sie schenkte vier Kindern das Leben: am 18. Februar 1858 der Prinzessin Louise, am 12. Juni 1859 dem Prinzen Leopold, Grafen von Hainaut, am 21. Mai 1864 der Prinzessin Stephanie und am 30. Juli 1872 der Prinzessin Clementine. Als Frau und Mutter hat die Königin vielen Schmerz und Kummer erfahren, am meisten durch den am 22. Jan. 1869 erfolgten Tod des einzigen Sohnes, sowie später durch die bekannten unglücklichen Schicksale ihrer beiden ältesten Töchter und durch den Tod ihres Neffen, des Prinzen Balduin († 23. Jan. 1891), der als Thronfolger berufen erschien. Als Königin ist die hohe Frau wenig hervorgetreten; sie lebte still ihren Neigungen und linderte manches Leid, gleichfalls im stillen. Seit langem von einem schweren Herzleiden heimgesucht, weilte sie seit mehreren Jahren bereits fast ununterbrochen in dem lieblichen Ardennenbade Spa, wo ihr die Luft besonders zusagte, und dort hat sie, umgeben von einigen Getreuen, auch ihre letzten Tage verlebt, bis der Tod sie rasch und schmerzlos von hinnen nahm.

— Die deutsche Geschichtsforschung hat durch den Tod des Geheimen Oberregierungsrats Professor Dr. Ernst Dümmler, der in der Nacht vom 10. zum 11. September zu Friedrichsroda verschieden ist, einen schweren Verlust erlitten. Ernst Dümmler, geboren am 2. Januar 1830 zu Berlin, trat nach langjähriger akademischer Lehrthätigkeit im Jahre 1888 als Leiter der Zentraldirektion der „Monumenta Germaniae historica" in den Dienst des Reiches. In dieser bedeutsamen Stellung hat er die Gesamtausgabe der Quellen der deutschen Geschichte des Mittelalters durch eigne Forschungen und leitend und anregend im Verkehr mit seinen Mitarbeitern in fruchtbarer Weise zu fördern gewußt. Auch auf verwandten Gebieten der Geschichtskunde hat er sein tiefes Wissen und seine ungewöhnliche Arbeitskraft im Dienste verschiedener gelehrter Körperschaften bethätigt, und eine umfassende litterarische Arbeit bezeichnet den Erfolg seiner Studien. Erst vor wenigen Wochen war es dem Verewigten beschieden, unter reger Teilnahme der wissenschaftlichen Welt die Feier des Tages zu begehen, an dem er vor 50 Jahren die Doktorwürde erlangt hatte. Der damals vom Reichskanzler ausgesprochene Wunsch, es möchte dem verdienten Manne vergönnt sein, dem Werke, mit dem sein Name für alle Zeiten verbunden bleiben werde, noch lange in ungeschwächter Kraft vorzustehen, ist leider nicht in Erfüllung gegangen.

— Auf seiner Besitzung in Niederwalluf a. Rh. verschied am 25. September im Alter von 82 Jahren der Geheime Kommerzienrat Dr. Wilhelm Oechelhäuser nach kurzem Krankenlager. Er war am 26. August 1820 in Siegen geboren, als Techniker und Kaufmann ausgebildet und unternahm viele größere Reisen durch fast alle Länder Europas. Er war drei Jahre Sekretär, später Assessor des Reichshandelsministeriums und der Zentralbundeskommission in Frankfurt a. M., von 1852 bis 1856 Bürgermeister in Mülheim a. d. Ruhr und übernahm dann die Leitung der Deutschen Kontinentalgasgesellschaft in Dessau, an deren Spitze er bis an sein Lebensende verblieb. 1883 wurde er in den Adelstand erhoben, den er jedoch für seine Person ablehnte, 1893 von der Universität Erlangen zum Ehrendoktor der Philosophie ernannt; seit 1893 war er Mitglied des Kolonialrates. Er war 1852 bis 1853 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und gehörte 1878 bis 1893 als nationalliberales Mitglied dem Deutschen Reichstag an. Neben seiner fruchtbaren volkswirtschaftlichen Thätigkeit war Oechelhäuser weiten litterarischen Kreisen als eifriger Shakespeare-Forscher bekannt; er war der Begründer und Präsident der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Er gab eine Bühnen- und Familienausgabe von Shakespeares dramatischen Werken heraus sowie „Einführungen in Shakespeares Bühnendramen" und „Shakespeareana". Auch verdanken wir ihm die im Auftrage der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft erfolgte Ausgabe: „Shakespeares dramatische Werke" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), die allseitig als mustergültig anerkannt worden ist und zahlreiche Auflagen erlebt hat.

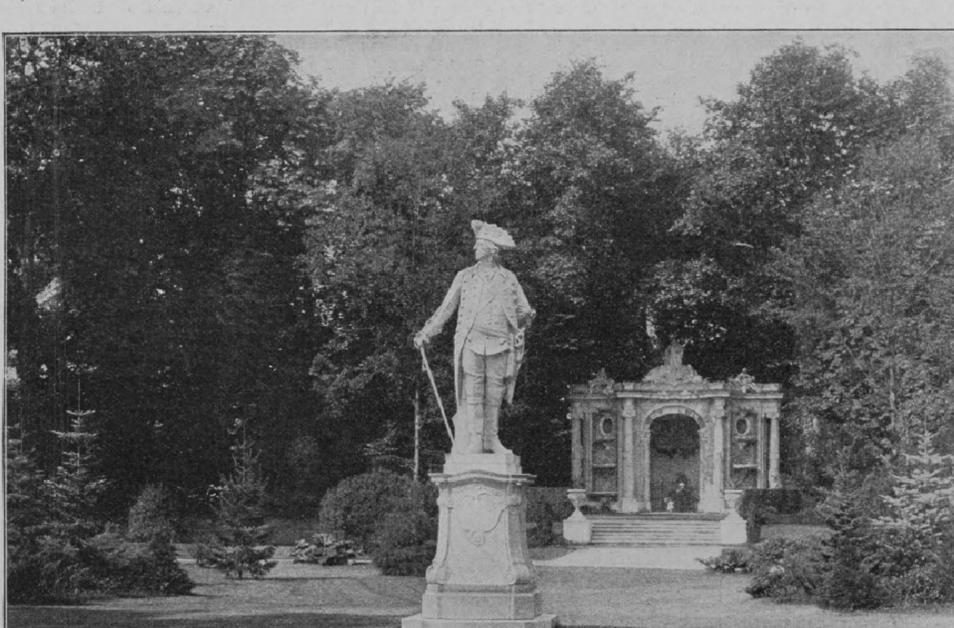
*

Johann Schieder, Wiener Hofbaumeister und Zivilingenieur, Erbauer der Wiener Börse, des Burgtheaters u. s. w., † 12. Sept., Hinterstoder (Oberösterreich). — Regierungsrat Dr. Josef Unterlugauer, ehem. Sanitätschef der Landesverwaltung von Bosnien-Herzegowina, 61 J., † 12. Sept., Graz. — Altständerat Peter C. Planta, 87 J., † 13. Sept., Chur. — Musikdirektor Kantor Daniel Reinh. Finsterbusch, Komponist und Dichter, 45 J., † 14. Sept., Glauchau. — Geheimer Bergrat Dr. Rudolf Heinr. Finkener, Professor an der Berliner Bergakademie, 68 J., † 14. Sept., Burgsteinfurt. — Feldmarschalleutnant Leo Ritter v. Schauer, zuletzt Festungskommandant in Krakau, 80 J., † 16. Sept., Wien. — Oberst z. D. Robert Lucas v. Cranach, von 1894 bis 1898 Kommandeur des schles. Fußartillerieregiments Nr. 6, † 17. Sept., Charlottenburg. — Geh. Obermedizinalrat Dr. Ernst v. Zeller, hervorragender Irrenarzt, 70 J., † 18. Sept., Stuttgart. — Oberst Alexander Schweizer, zuletzt Kommandeur des IV. Armeecorps und Professor am Züricher Polytechnikum, 59 J., † 18. Sept., Zürich. — Geh. Hofrat Dr. Karl Ewald Hasse, früher Direktor der Göttinger Universitätsklinik, 92 J., † 19. Sept., Hannover. — Architekt Patriz Huber, einer der Mitveranstalter der Darmstädter Ausstellung, 24 J., † 20. Sept. (Selbstmord), Berlin. — Geheimer Kirchenrat Professor Dr. Christof Ernst Luthardt, Senior der theol. Fakultät der Leipziger Universität, 79 J., † 21. Sept., Leipzig. — Professor J. Alexander Linnemann, bekannter Architekt und Glasmaler, 63 J., † 22. Sept., Frankfurt a. M. — Professor Bronnikow, russischer Historienmaler, 75 J., † Rom. — George Filipescu, rumänischer Oberhofmarschall, 62 J., † Bad Nauheim. — Tiermaler Gustav Wertheimer, geborener Wiener, 54 J., † Paris. — Schriftsteller Joseph Braun, Verfasser der Libretti zu den Operetten „Flotte Bursche", „Carneval in Rom" u. s. w., 62 J., † 26. Sept., Wien. — Geh. Regierungsrat Richard Voigtel, Kölner Dombaumeister, unter dem der Bau vollendet wurde, 73 J., † 29. Sept., Köln. — Emile Zola, der berühmte französische Romanschriftsteller, das Haupt der modernen Naturalisten, 62 J., † 29. Sept., Paris. — Staatsminister a. D. Dr. Gustav v. Goßler, Oberpräsident von Westpreußen, von 1881—1891 preuß. Kultusminister, 64 J., † 29. Sept., Danzig.



Mit Genehm. von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin

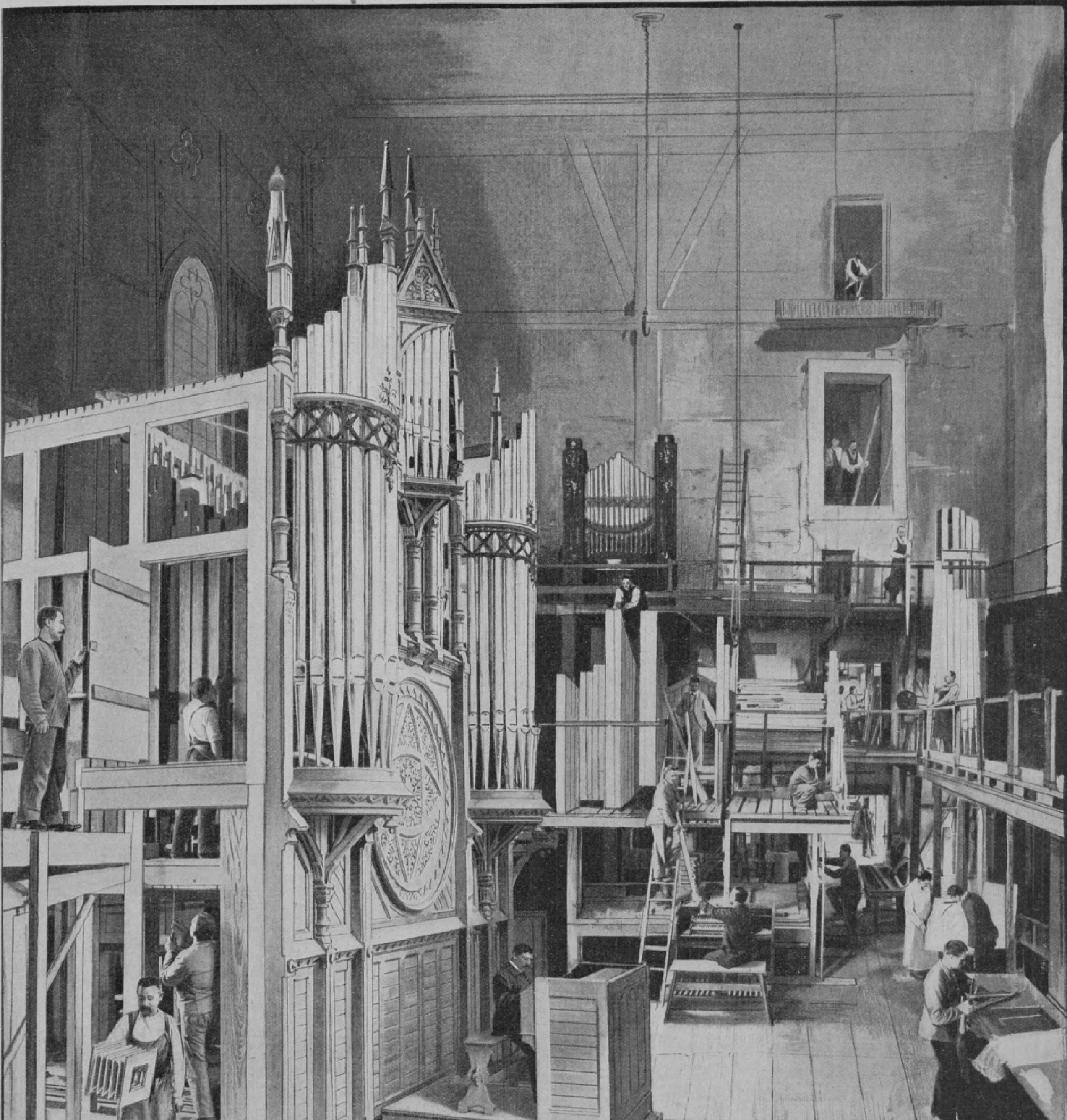
Dr. Wilhelm Oechelhäuser †



Phot. Selle & Kuntze, Potsdam

Standbild Friedrichs des Grossen von J. Uphues vor der Muschelgrotte im Park von Sanssouci

Über Land und Meer.
Nr. 3



Montierungssaal

Zu dem Artikel: „Wie eine Kirchenorgel entsteht“, Seite 67

Briefmappe

G. U. in S. Medaillen zur Erinnerung an Rudolf Virchow hat die Metallwarenfabrik Ad. Schwerdt (Inh. Wilhelm Volk) in Stuttgart ausgeführt. Es sind zwei verschiedene Exemplare angefertigt, in Feinsilber und oxydiert. Beide zeigen auf der Vorderseite das Bildnis des berühmten Gelehrten. Die kleinere,



die auf der Rückseite Geburts- und Sterbetag in stilvoller Umrahmung giebt, läßt sich auch als Anhänger verwenden (M. 2.50); die größere (M. 4.50) trägt in einem Lorbeerkranz, der mit dem Aeskulapstab abschließt, die Inschrift: „Dem edlen Menschen, dem großen Arzt und Lehrer." Beide Gedenkmünzen sind als Musterleistungen der Medaillierkunst zu rühmen.

H. v. L. in E. Ja, die Gattin unsers geschätzten Mitarbeiters Freiherrn Anton von Perfall ist die einst gefeierte Tragödin Magda Irschick. Ihre Dankbarkeit für den Dichter, der zu Ihren Lieblingsautoren gehört, und für die Künstlerin, die Sie einst bewundert haben, können Sie demnächst durch einen herzlichen Glückwunsch zum Ausdruck bringen, denn am 3. November begeht das Paar auf seiner Villa am Schliersee die Feier der Silbernen Hochzeit. Viele Romane, Novellen und Skizzen des Dichters sind zuerst in den Blättern unsers Verlages erschienen. In Buchform liegen von Werken Anton von Perfalls elf Bände in der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart vor.

Bruno S. in Hamburg. Ihre „Ballade" hat uns tief erschüttert, und wir zweifeln nicht, daß sie die gleiche Wirkung bei unsern Lesern erzielen wird:

Garnichts

„Was hast du, du kommst ja so still heut' nach Haus?"
„Garnichts!"
„Was hast du, du siehst so bekümmert heut' aus?"
„Garnichts!"
„Mein Sohn, ich seh' es dir deutlich an,
Dir hat heute jemand ein Leids gethan!"
„Nein, Mutter, ich hab' wirklich
Garnichts!"
Und leise schlich ich in mein Kämmerlein 'nauf
Und vergoß dort bittere Thränen.
„Das ist der traurige Weltenlauf!
Das war mein Hoffen und Sehnen!?
Oh, wüßtest du, Mutter, wie traurig ich bin!
Oh, wüßtest du, was mir betrübt so den Sinn!
Denn, Mutter, ich habe ja
Garnichts!"
Wir hatten geliebt uns so glühend heiß;
Es wußt' weder Vater noch Mutter.
Wir schrieben uns heimlich, als Treuebeweis,
Es wußt' weder Vater noch Mutter.
Die Welt schien uns rosig und sonnig und schön,
Wir freuten uns so auf das Wiedersehn,
Doch leider sollt' anders es kommen:
Zerronnen! —
Die Mutter hat all' unsre Briefe gefunden,
Seitdem ist das Glück von uns beiden geschwunden.
Mein Engel ist jetzt so traurig.
Schaurig!
So wie am Himmel die Wolken zieh'n
Und den Sonnenschein bedecken,
So zieht auch die Welt über Glück kalt dahin
Und läßt nichts, als Trauer und Schrecken.
Jetzt lieg' ich und weine, weil unglücklich Sie,
Die ich so unendlich geliebet;
Der Regen singt dazu die Melodie.
Auch der Himmel hat sich getrübet.
Jetzt weißt du, warum ich so still komm' nach Haus,
Jetzt weißt du, warum ich bekümmert seh' aus.
Oh, Mutter, jetzt habe ich
Garnichts!"

G. B. in R. „Meinen" im Sinne von gern haben, lieben (minnen) war unsern Vorvordern ganz geläufig. Auch in Max von Schenkendorfs vielgesungenem Liede „Freiheit, die ich meine" ist das Wort in dieser Bedeutung aufzufassen.

Max K. in H. Zum Studium der Handelswissenschaften giebt es in den Vereinigten Staaten mehr als 2000 Commercial and Business Colleges, deren Schülerzahl auf 160 000 angegeben wird. Außerdem bestehen noch etwa 4000 andre Handelsschulen mit rund 100 000 Schülern. Auch an verschiedenen Universitäten der Union bestehen Abteilungen für Handelswissenschaft.

K. H. in L., Böhmen. Ihre Anfrage ist uns nicht verständlich. Wir bitten um Wiederholung in genauerer Form.

L. F. in W. Am besten wenden Sie sich an ein Kaufhaus. Hohen Ertrag Ihrer Arbeit dürfen Sie aber nicht erwarten, da der Markt überfüllt ist.

P. J. in Zürich, A. v. K. in L., M. G. in Berlin, W. R. in Wien, H. G. in Duisburg-Hochfeld, M. G. 12, M. H. in Breslau, X Z. in R. Mit Dank abgelehnt.

Sport und Spiel

Viele Briefmarkensammler sind sich über den Wert ihrer Sammlung im unklaren, und gar oft werden den Sammlungen im guten Glauben Werte beigemessen, die denen der Wirklichkeit nicht annähernd entsprechen. Die Preise der Marken sind in den letzten Jahren ganz bedeutenden Veränderungen unterworfen gewesen, und früher verhältnismäßig wertlose Marken haben jetzt zum Teil einen Wert erreicht, der sich früher auch nicht annähernd erwarten ließ. So kommt es, daß selbst kleine Sammlungen, die vor Jahren angelegt und wenig beachtet wurden, einen hübschen Betrag darstellen können. Wie erlangt nun der Laie, der kleine und mittlere Sammler Kenntnis von den jetzigen Markenpreisen? Für die großen Sammler, deren Sammlungen nach vielen Tausenden von Exemplaren zählen, existieren ja die großen, ausführlichen Spezialwerke und Kataloge, aber gerade dem mittleren Sammler fehlte bisher ein Preisbuch, das, ohne große Kosten zu verursachen, doch ausführlich Auskunft giebt. Diesem Uebelstande hat der in Sammlerkreisen bestens bekannte Verlag des „Schaubek-Album", C. F. Lücke in Leipzig, durch die Schaffung seiner jüngst verausgabten „Victoria-Albums abgeholfen. Sie enthalten nicht nur den vollständigen Albumtext, sondern gleichzeitig auch die jetzigen Preise sämtlicher für den Durchschnittssammler in Betracht kommenden Briefmarken. Die Ausgaben stellen also Album und Katalog zusammen dar, und jeder Inhaber eines solchen Albums ist nunmehr in den Stand gesetzt, seine Sammlung selbst zu berechnen, vor allen Dingen aber sowohl beim Kauf als beim Tausch die im Preis am günstigsten gestellten Marken selbst erkennen zu können.

Handschriften-Beurteilung

A. B. in Prag. Sie sind ein recht ausgesprochener, bestimmter Charakter, der gern seine eignen Wege geht und dem man mehr Biegsamkeit und Weichheit wünschen möchte. „Liebenswürdig" wird man Sie kaum nennen, aber wer Sie länger und genauer kennt, wird die große Gleichmäßigkeit Ihrer Gefühle, Ihre Ausdauer und Treue schätzen, ebenso Ihre Wahrhaftigkeit. Ihr Wille ist bestimmt und energisch. Den engeren Familien- und Freundeskreis ziehen Sie großer Geselligkeit vor, und in ersterem kommen Sie auch am besten zur Geltung. Ihre Lebensauffassung ist nüchtern verständig, wie Ihnen überhaupt jegliche Extravaganz oder Gesuchtheit fernliegt. Sie geben sich so, wie Sie sind, einfach und natürlich.

E. P. Wilhelm. Wohl gebildet und geistig gewandt, aber auch gesucht. Sie wollen etwas Besonderes, anders als andre sein und können nicht immer richtig Maß halten, verlieren sich in Extreme und Gesuchtheiten. Ihre Phantasie und Ihr lebhaftes Vorstellungsvermögen trüben Ihnen den Blick und die Klarheit des Urteils.

J. Wilhelm. Eine vorwiegend intuitive Natur. Sie haben Sinn für Ideales und Höheres, haben sich losgelöst von der Schulschablone und gehen Ihre eignen Wege, unbekümmert um das Gerede der Leute. Feinfühlend, sensibel, nicht ohne Schwung und Phantasie.

„Mars, Durch eigne Kraft." Ihrem Wesen haftet nichts Aengstliches, Kleinliches an, vielmehr ist Ihnen eine gewisse Noblesse selbstverständlich. Sie sind rasch in Wort und That. Temperamentvoll. Leicht heftig, aber auch rasch wieder besänftigt, weil im Grund genommen gutherzig und wohlmeinend. Im Empfinden mehr tief und kräftig als fein und zartfühlend. Der Wille ist mehr lebhaft als konzentrationsfähig. Materielle Interessen und irdische Genüsse sind Ihnen nicht gleichgültig. Die reale Seite der Dinge zieht Sie mehr an als die ideale.

„Halloh, Halloh." Es würde Ihnen imponieren, wenn ich Ihre Beschäftigung nach der Schrift feststellen könnte, schreiben Sie. Nun, mit Sicherheit läßt sich der Beruf nicht erkennen, es giebt wohl eine Kaufmannsschrift, Gelehrtenschrift, Pfarrerschrift, Offiziersschrift u. s. w., aber damit soll nicht gesagt sein, daß man die verschiedenen Berufe in Schriftenklassen einteilen könne, so wenig wie alle Männer eine ausgesprochene Herrenschrift, alle Damen eine sogenannte Damenschrift haben. Immerhin würde ich, dem ganzen Duktus Ihrer Schrift nach zu urteilen, denken, Sie seien Offizier von Beruf. Sie sind eine harmonische Natur, sympathisch, umgänglich, selbstbeherrscht, gleichmäßig in der Stimmung. Wahr, zuverlässig, bestimmt und fest, aber nicht schroff und nicht durch Schärfe verletzend. Etwas egoistisch. Einfach, aber sicher im Auftreten. Sie halten auf Wahrung des guten Tones u. s. w. Maßvoll im Empfinden, verlieren Sie sich nach keiner Richtung ins Extreme.

Aennchen von Tharau. Etwas zaghaft und schüchtern. Feinfühlend, echt weiblich im Empfinden. Größe der Auffassung und Weite des Horizontes fehlen Ihnen. Nicht energisch, aber manchmal eigensinnig-beharrlich. Nicht ohne Scharfblick. Sie lieben es, alles zierlich und nett um sich zu gestalten.

M. F. aus Br. Eine harmonische Natur, weil Herz und Verstand gleichmäßig entwickelt sind und jedes zu seinem Recht kommt, ohne mit dem andern in Konflikt zu geraten. Sie haben Gemüt, aber Sie lassen sich nicht einseitig durch dieses beeinflussen und leiten. Sie wissen in allem Maß zu halten, verlieren sich in keiner Richtung in Extreme, und Ihnen Mangel an Gefühl vorzuwerfen, wäre ebenso unrichtig, wie zu behaupten, Sie seien eine Schwärmerin oder gar sentimental. Sie sind widerstandsfähig äußeren Einflüssen gegenüber, wahr und gerade in Ihren Aussagen, gewissenhaft und pflichtgetreu. Weniger, alles in allem genommen, eine bedeutende oder eigenartige Persönlichkeit, als eine echt weibliche Natur, zartfühlend, korrekt, reell und nach Intelligenz und Bildung über dem Durchschnitt stehend.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz


Packhalle.
Rüttler an der Arbeit.
Blick in einen Hof.
Henkells Riesenfass.
Jnhalt: 200,000 Flaschen.
Degorgirhalle.
Ein Fasskeller.
Die Füllung.
HENKELL & Co.
MAINZ.

Silbenrätsel

Wem rauh und steil die erste dünkt
In seinem Erdenleben,
Vielleicht ein schöner Ziel ihm winkt,
Wie wenn sie glatt und eben.

Als ehrlich steht das nächste Paar
Sich öffentlich gepriesen,
Selbst wo durchaus es noch nicht klar
Bereits sich so erwiesen.

Prairie und Urwald zu durchziehn
Ist's bei des Ganzen Lesen —
Als sein Begleiter frei und kühn —
Nicht lockend dir gewesen? M. Sch.

Verkürzungsrätsel

Mein Ganzes, das ich hoch verehre,
Gab mir die schöne, weise Lehre:
Weil die Gesundheit könnte leiden,
Das Wörtchen ohne Kopf zu meiden. K. K.

Zweisilbige Charade

Die erste ist ein droll'ger Wicht
Im Meeresschaum und im Gedicht;
Die zweite stets an Größe gleich,
Kann sein an Korn und Bäumen reich;
Das Ganze aber liegt im Thal,
Das grüße ich viel tausendmal. K. K.

Homonym

Es wird der Schlag und Hieb,
Was wertvoll ist und lieb,
Der Baum und Strauch,
Der Wein, das Bier,
Der Schüler auch
Und Offizier. K. K.

Rätsel

Was stolz und groß das Meer befährt,
Im Beutel hat's geringen Wert,
Und um ein Zeichen nur vermehrt,
Ist es als Komponist geehrt. K. K.

Buchstabenrätsel

Hat eine Masse
Den Kopf verloren,
Ist jede Rasse
Darauf geboren. K. K.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 27:

Des Bilderätsels: Wenn man bei der Silbe „Wie" beginnt und zunächst die Silben liest, die in den längsten, dann diejenigen, die in den etwas kürzeren Strahlen stehen, und auf diese Weise bis zum Schluß verfährt, so erhält man folgende Lösung:

Wie unser Schatten ist so mancher treue Freund,
Er bleibt, solang als uns des Glückes Sonne scheint.

Des Silbenrätsels:

Cremona
Kolibri
Mekka
Magdalena
Padua
Chokolade.
„Mikado."

Der zweisilbigen Charade: Rat—haus.

Des Worträtsels: Auslage.

Des Füllrätsels:

T I Z I A N
S T I L E T
F A T I M E
M A R T I N
A R D I T I

Des Stadträtsels: Klagenfurt, Apenrade, Ingolstadt, Spalato, Eisleben, Rottenburg, Solothurn, Langensalza, Altenessen, Ueberlingen, Temesvar, Elberfeld, Reichenbach, Neumünster.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg (4); Frl. Alice B. aus Tübingen in Kulmbach (5); Frau Ida Kremer in Robschütz (8); Joh. P. Stoppel in Hamburg (4); L. B. in Emden; Frau Henriette Helbling-Tschudy in Küsnacht (3); Albert Petri in Wien (2); Oskar Hammer in Hannover; Frl. Anna Koch in München (3); „Oedipus" in Emden (4); Frau Adele Glümer in Wien; Ernst Zimmermann in Frankfurt a. M. (3); H. Schröder in Berlin; „Hans und Anna" in Innsbruck (2); Otto Jünger in Stettin; Frau G. Bernhardi in Budapest (3); Karl Richter in Leipzig.

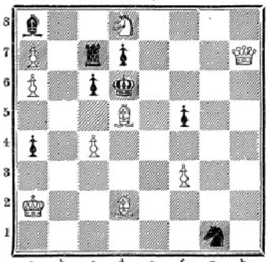
Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 3

Von O. Fuss in Hannover

Vom Lösungsturnier des XIII. Kongresses des Deutschen Schachbundes zu Hannover im Juli 1902

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 32 vor. Jahrg.:

W. 1. Sg5—e6
S. 1. Kd5×e6
W. 2. f3—f4 und
W. 3. Db2—e5 matt.

A.

S. 1. Kd5—d6 (Sb7—a5, d8)
W. 2. Db2—d4†
S. 2. Kd6(d5)×e6
W. 3. Lb5—d7 matt.

B.

S. 1. Sb7—c5, d6
W. 2. Se6—c7†
S. 2. Kd5—d6, c5
W. 3. Db2—h2, f2 matt.

Partie Nr. 2

Turnierpartie, gespielt zu Hannover am 21. Juli 1902.

Italienische Partie.

Weiß: M. Tschigorin-Petersburg, siebenter Preisträger.
Schwarz: H. N. Pillsbury-New York, zweiter Preisträger.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	30. b3—b4 7)	c5—c4
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	31. c2—c3	h5×g4
3. Lf1—c4	**Lf8—c5**	32. h3×g4	Th7—h4
4. d2—d3	Sg8—f6	33. Td2—h2	Tf8—f7
5. Sb1—c3	d7—d6	34. Th2×h4	g5×h4
6. Lc1—e3	Lc5×e3 1)	35. Dg3×h4†	Tf7—h7
7. f2×e3	Sc6—a5	36. Dh4—g3	Lc8×g4
8. Lc4—b3	c7—c6	37. Sd1—f2	Lg4—d7! 8)
9. 0—0	Sa5×b3	38. Kg1—f1!	Ld7×c6
10. a2×b3	Sf6—g4	39. d5×c6	Dc7×c6
11. Dd1—e1	0—0	40. Ta1—d1 9)	Dc6—b6
12. h2—h3	Sg4—h6	41. Kf1—e2	a6—a5
13. g2—g4 2)	f7—f6	42. b4×a5 10)	Db6×a5
14. De1—g3 3)	g7—g5!	43. Dg3—g4	Th8—h2
15. Tf1—f2	Lc8—e6	44. Ke2—f3	Da5—a8
16. Ta1—f1	Dd8—e7	45. Td1—d7	Th2—h7
17. d3—d4	Ta8—d8	46. Td7×h7†	Kh8×h7
18. Sf3—d2	Le6—c8	47. Dg4—d7†	Kh7—g6
19. d4—d5	Kg8—h8	48. Dd7×b5	Da8—c8
20. b3—b4 4)	Tf8—f7	49. Db5—b6	Sg8—h6
21. Sd2—e4	Sh6—g8	50. Kf3—g3	Dc8—d7
22. Tf1—d1	De7—c7	51. Db6—c5	Dd7—d2
23. b2—b3	a7—a6	52. Dc5×c4	Dd2×e3†
24. Tf2—d2 5)	b7—b5!	53. Kg3—g2	De3—g5†
25. Sc4—a5	c6—c5!	54. Kg2—f1	Dg5—f4
26. Sa5—c6	Td8—f8	55. Dc4—c8	f6—f5
27. b4×c5	d6×c5	56. Dc8—e8†	Kg6—g7
28. Td1—a1	h7—h5 6)	57. De8—d7†	
29. Sc3—d1	Tf7—h7	Als unentschieden abgebrochen.	

1) Im allgemeinen hält man Lc5—b6 für vorsichtiger; doch ist der Abtausch auch ganz gut zulässig.

2) Thut Weiß dies nicht, so erhält Schwarz mit f7—f5 ein gutes Spiel.

3) Beabsichtigt 15. g4—g5.

4) Weiß konnte hier (oder in einem späteren Zeitpunkt) Tf2—f3 nebst Dg3—f2 und Sc3—e2—g3—h5 (f5) versuchen; doch würde, da Schwarz den Bf6 genügend decken kann, nicht viel dabei herausspringen.

5) Weiß versäumt hier die richtige Fortsetzung 24. d5×c6 b7×c6 25. Tf2—d2 Tf7—d7 26. Sc3—a4 (droht 27. Sa4—b6) d6—d5 27. Sc4—b6! Td7—d6 28. e4×d5.

6) Schwarz eröffnet nun einen Gegenangriff, der aber schließlich auch nur zum Ausgleich führt.

7) Oder 30. c2—c4 b5—b4; doch ist nun zu 31. Ta1—a5 Dc7—d6 32. Sd1—b2 wegen h5×g4 33. h3×g4 Sg8—h6 34. Td2—h2 Tf8—f7 keine rechte Zeit.

8) Scheinbar entscheidend war hier Lg4—e2; doch hatte Weiß noch den rettenden Zug 38. Kg1—g2 (Th7—g7 39. Ta1—h1†, worauf Sg8—h6[??] 40. Th1×h6† Kh8—g8 41. Th6—g6 zum Verlust für Schwarz führt). Der Textzug erobert einen Bauern.

9) Weiß verteidigt sich sehr umsichtig und erreicht noch Remis. Es droht jetzt Td1—d8.

10) Sehr stark erscheint hier 42. Td1—g1 Sg8—h6 43. Dg3—g6 Db6—d8 44. Tg1—h1 Dd8—f8 45. b4×a5; doch findet Schwarz in 42. . . . . Sg8—e7 genügende Verteidigung. Z. B. 43. Sf2—g4 a5×b4 44. Sg4×e5 (oder Sg4—h6) Db6—e6!.

Schachbriefwechsel

Richtige Lösungen sandten ein: (Name nicht zu entziffern) in Uleaborg zu Nr. 28; Aug. Höse in Bialystock (Rußland) zu Nr. 28, 29 und 30; D. W. Weigt in Brieg (R.-B. Breslau) zu Nr. 29; Julius Richter in Brünn und J. B. in Hedewigenkoog zu Nr. 30; Senglier in Bulgrin zu Nr. 31 und 32.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Maxim Gor'kij, Warenjka Olessowa. ℳ 1.50. Leipzig, Wöpke.
Anton Tschechoff, Eine gottgefällige Anstalt. ℳ 1.—. Ebd.
— — In der Passagierstube und andre Erzählungen ℳ 1.—. Ebd.
A. v. Klinckowstroem, Die vier Glocken des Herrn von Perna. Roman. Dresden, Reißner.
Wilh. Jensen, Der Schleier der Maja. Roman. Ebd.
Ernst Wichert, Der zerbrochene Krummstab. Nov. Ebd.
Elsf. Kuylenstjerna, Abhängigkeit. Roman. Ebd.
B. S. Coester, Leutnantserinnerungen eines alten Kurhessen. ℳ 2.—. Marburg, Elwert.
Willy Stork, Was muß jeder Besucher der Riviera wissen? Plaudereien u. prakt. Winke. ℳ 2.—. Dessau, Oesterwitz.
Ilse Frapan-Akunian, Phitje Ohrtens Glück. Eine deutsche Komödie. ℳ 2.—. Berlin, Gebr. Paetel.
P. Koch, Gesch. der deutsch. Marine. ℳ 3.—. Berlin, Mittler & S.
A. v. Diemar, Wie feiern wir Polterabend? ℳ 1.—. Stuttgart, Schwabacher.
Dr. C. Fr. Müller, Der Mecklenburger Volksmund in Fritz Reuters Schriften. ℳ 1.80. Leipzig, M. Hesse.
F. Schwartz, Die Ursache der Eiszeit. Flatow, im Selbstverlag.
Allg. deutscher Musiker-Kalender für 1903. ℳ 2.—. Berlin, Raabe & Plothow.
Illustr. Führer durch Nürnberg. 50 ₰. Leipzig, Woerl.
Kaiserreden: Reden und Erlasse, Briefe und Telegramme Kaiser Wilhelms II. ℳ 6.—. Leipzig, Weber.
Dr. Wilh. Stevers u. Dr. Willy Kükenthal, Australien, Ozeanien und Polarländer. 2. Aufl. Mit zahlr. Illustr., Tafeln u. Karten. Gebd. ℳ 17.—. Leipzig, Bibliogr. Institut.
Heinrich Frhr. v. Schilling, Prakt. Ungezieferkalender. Mit 332 Abbildg. Geb. ℳ 3.—. Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn.
Olga Arendt-Morgenstern, Gedichte. Gebd. ℳ 1.50. Berlin, Deutsche Hausfrauenzeitung.
Dr. Claus Harlow, Die Ernährung beim Sport. ℳ 1.—. Berlin, Vogel & Kreienbrink.
Rich. v. Wilpert, Irmgard. Vers-Lustspiel. — Naladi. Ind. Versdrama. — Der Leibarzt. Lustspiel. — Im Jungfernstift. Lustspiel. — Mongkut. Vers-Schauspiel. Leipzig, Mutze.
J. Klokow, Die wirtschaftliche Lage der Gegenwart. Ein Beitrag zur Grundbesitz-Entschuldung. Berlin, Frobeen.
Alfred Baß, Beiträge zur Kenntnis deutscher Vornamen. Mit Stammwörterbuch. ℳ 1.80. Leipzig, O. Ficker.

Aus Industrie und Gewerbe.

(Aus dem Publikum.)

Ein geschmackloses, leicht verdauliches und direkt in den Körper und ins Blut aufnahmefähiges Eisenmittel ist von Staatsrat Professor Dr. Kobert, früher in Dorpat, jetzt Professor der Pharmakologie in Rostock, entdeckt worden. Es ist ihm gelungen, aus dem Blute zwei eisenhaltige Körper zu gewinnen, das Hämogallol und das Hämol, die die verschiedensten Vorteile bei der Anwendung haben. Sie werden vom Organismus ohne weiteres aufgenommen und ausgenutzt, sind leicht verdaulich, nahezu geschmacklos, haben keine unangenehmen Nebenwirkungen u. s. w. Beide Stoffe werden in Pulverform verabreicht, und man kann bezüglich des Hämogallols sagen, daß dieses mehr bei Blutarmut, das Hämol mehr bei Bleichsucht gegeben wird. Jedoch läßt sich ein scharfer Unterschied in dieser Beziehung nicht machen. Die Verordnung des einen oder des andern von diesen beiden Mitteln in dem besonderen Falle bleibt am besten dem Arzte überlassen. Im allgemeinen läßt sich aber sagen, daß das Hämogallol mit bestem Erfolge namentlich bei blutarmen Nervösen, bei blutarmen Herzkranken, bei nervösen Kopfschmerzen, die zugleich eine Folge von Blutarmut sind, u. s. w. gegeben wird, das Hämol in Fällen von Bleichsucht, die mit Magen- oder Darmgeschwüren verbunden sind, bei Schwächezuständen in der Genesung nach fieberhaften Krankheiten und in andern derartigen Fällen.

Eine praktische Neuerung ist die von der Metallwaren- und Maschinenfabrik von Rich. Ulrich in Eßlingen konstruierte Badewanne mit direkter Gasheizung. Die Wanne steht auf einem Gasbrenner, der wie ein gewöhnlicher Gaskochapparat angesteckt und dann wieder zurückgedreht wird. Die Heizgase bestreichen bis zum Fußende den Kupferboden der Wanne und erwärmen das Badewasser. In einem gewissen Abstand befindet sich unter diesem Kupferboden ein eiserner Boden, der die rückstrahlende Wärme der Heizgase aufnimmt und den Baderaum heizt. Bei einer Füllung der Wanne von 170 Litern erwärmt sich das Wasser bei normalem Gasdruck in 5 Minuten um 4 Grad. Ein warmes Vollbad ist, je nach der ursprünglichen Wärme des Wassers, mit einem Aufwand von 0,8 bis 1 Kubikmeter Gas in ganz kurzer Zeit bereitet. Die Bedienung der Badewanne ist die denkbar einfachste; ihre normale Größe ist obere Länge 1,70 Meter, Bodenlänge 1,32 Meter und mittlere ganze Tiefe, vom Fußboden bis an den Rand gemessen 72 Centimeter. Die mit starkem Kupferboden versehenen Badewannen sind in Zink (130 Mark), in Gußeisen (175 Mark) oder ganz in Kupfer (195 Mark) zu haben.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Für die Krone

Roman von Richard Voß

(Fortsetzung)

Graf Gebhardt und ich saßen in der Laube. In langen Gewinden hing der wilde Wein herab, und durch den Eingang leuchtete das Bild der Alpen in unsre von Sonnenlichtern durchfunkelte grüne Dämmerung.

Da der Graf jetzt mein Freund war, so sagte ich's ihm: „Ich bitte Sie, suchen Sie Loisl's Mutter allein auf, und wenn mit Geld geholfen werden kann, so helfen Sie. Ich bin heute nicht im stande, ein Stück Menschenelend zu sehen, so dienlich es mir gewiß sein würde."

Er sah mich schweigend an, als verstände er mich nicht. Da mußte ich ihm denn das Bekenntnis meiner Schande machen:

„Nun ja, ich horchte. Sie werden mich fortan gewiß verachten; aber Sie müssen es wissen. Als ich in dieser Laube meinen Namen nennen hörte, blieb ich stehen. So sehr ich mich schämte, blieb ich und hörte. Ich hörte, daß ich Ihnen lieb sei, daß Sie mich für einen guten Menschen halten, aber befürchten, ich würde mich über kurz oder lang auch als einer von unsrer Gattung erweisen. Ich frage Sie jetzt nicht, weshalb Sie das von mir glauben, und welche Bewandtnis es mit uns allen hat. Ich weiß, Sie dürfen mir darüber nicht Rede stehen. Ich wäre ein schlechter Freund, wollte ich versuchen, Sie etwas thun zu lassen, was gegen Ihre Pflicht verstößt. Müssen Sie mich wegen meines Horchens nicht zu sehr mißachten, bin ich Ihnen immer noch lieb, so werden Sie mir gewiß helfen, die gute Meinung des Fräulein Fritz zu erfüllen. Bitte, helfen Sie mir! Ich bedarf der Hilfe, bedarf des Freundes so sehr!"

Ich sprach abgewandten Gesichts mit erstickter Stimme. Was für ein Tag war das heute! Als ich mich nach einer Weile — der Graf sagte kein Wort — wieder umwandte, begegnete ich dem ernsten, teilnahmsvollen Blicke des Mannes, der mein Freund sein wollte. Aus seinen Augen sprach dasselbe tiefe Mitleid, das in der Stimme von Fräulein Fritz lag, als sie mich den „armen" Prinzen nannte. Warum fühlen alle, die mich lieben, Mitleid mit mir?

Ich hatte schweigen, hatte nicht fragen wollen. Plötzlich sprang ich auf und rief leidenschaftlich:

„Was ist mit meinem Vater? . . Antworten Sie mir! Ich bitte Sie, antworten Sie mir!"

Und er antwortete: „Der König ist krank."

„Und mein Bruder?"

„Der Kronprinz ist krank. Er selbst hält sich wenigstens dafür."

„Er hält sich für gemütsleidend?"

„Ich kann es nicht nennen."

„Sie haben recht. Verzeihen Sie mir. Ich wollte gar nicht fragen . . . Aber ich, ich! Ich bin ja doch gesund. Sehen Sie mich an, wie gesund ich bin! Also brauche ich Ihnen nicht leid zu thun. Und ich, ich



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Jungfriedl. Nach dem Gemälde von W. Lindenschmit

bleibe gesund . . . Mein armer Vater, mein ärmster Bruder!"

Ich barg mein Gesicht in den Händen und schluchzte. Da legte sich leise eine Hand auf meine Schulter, eine Freundeshand.

*

Gebhardt ging Fräulein Fritz entgegen und wußte sie aufzuhalten. Inzwischen beruhigte ich mich. Dann saßen wir drei in der Laube — leider nur wir drei! Ich hätte Gebhardt umarmen mögen, als er fragte: „Ihre Nichte kommt nicht?"

„Das Kind hat im Garten zu thun."

„Sie ist reizend."

„Gut und unschuldig ist sie."

„Sagten Sie nicht, Ihre Nichte hätte außer Ihnen keine Familie?"

„Keinen Menschen auf der Welt."

Ich rief aus: „Die Arme!"

Das verwaiste Kind that mir in diesem Augenblick unaussprechlich leid. Zugleich freute ich mich jedoch, daß auch Judika ein armes einsames Menschenkind war. Mir schien, als sei sie dadurch weniger abgrundtief von mir getrennt. Warum überhaupt getrennt? Weil sie eine arme Waise ist und ich ein armer Königssohn bin.

Gebhardt erkundigte sich weiter nach ihr:

„Sind die Eltern schon lange tot?"

„Die Mutter starb bei des Mädchens Geburt; der Vater, der nur durch das Kind und für das Kind lebte, erst vor einem Jahre."

„Sagten Sie nicht, das kleine Fräulein käme geradeswegs aus einer Klosterschule?"

„Von ihrem sechsten Jahre an befand sich Judika in einem Stifte der Ursulinerinnen zu . . ."

Sie nannte den Namen der Stadt, eines kleinen, weltentlegenen Ortes am Fuße der Alpen. Ich rief: „Der Vater überließ sein einziges Kind, durch das und für das er lebte, fremden Menschen?!"

„Es ward meinem Schwager schwer genug."

„Warum that der Mann es dann?"

„Seines Kindes willen, dem er keine Stiefmutter geben wollte."

„Aber er sah seine kleine Judika doch oft?"

„Jedes Jahr einmal für wenige Stunden. Als sie dieses Jahr das Kloster verließ, konnte sie in der Heimat nur noch Gräber begrüßen."

Ich wiederholte: "Die Arme!" Und fügte nach einer Weile hinzu: „Gott sei Dank, daß sie jetzt bei Ihnen geborgen ist. Denn bei Ihnen kann ihr nichts geschehen; bei Ihnen fühlt sich der Mensch sicher vor Sturm und Leid. Mir ist, als müßte vor Ihrer heiteren Lebenskraft das Böse flüchten, als müßten um Sie nur gute und lichte Geister ihr himmlisches Wesen treiben. Diese haben ja auch das blasse Mädchen, das von Gräbern her zu Ihnen kam, das Lachen gelehrt."

So hatte ich noch nie zu einem Menschen gesprochen. Wie hätte ich das auch sollen? Zum ersten Male in meinem Leben empfand ich das Befreiende und Erlösende des Wortes. Mir war's, als könnte ich nach meinem — gewiß recht kindischen — Sprechen leichter atmen. Ich fühlte Gebhardts erstaunten Blick auf mich gerichtet, aber ich dachte: ‚Wundere dich nur. Es geschehen eben Wunder.' Und das gute Fräulein Fritz hatte ein Lächeln, das wie Sonnenschein in mein Herz drang. Sie sah den Grafen an, als wollte sie sagen: „Habe ich nicht recht?" Er machte jedoch ein ernstes, gedankenvolles, fast schwermütiges Gesicht, wie ich es an ihm noch niemals wahrgenommen hatte.

Dann kam Loisl und erkundigte sich, wie es mit dem Besuche bei seiner Mutter stünde. Bis zur Eggeralm, jener Alphütte, wo seine Mutter den Sommer über wohnte, wäre es noch eine halbe Stunde Weges, und wir dürften nicht zu spät aufbrechen, wir kämen so wie so erst in tiefer Dunkelheit auf die Seealp zurück. Es wäre besser, den Weitergang ganz aufzugeben.

Auch der Graf schien dieser Ansicht zu sein; doch ich bat ihn: „Gehen Sie mit Loisl zu seiner Mutter, die ich schön grüßen und der ich sagen lasse: ein andres Mal käme ich selbst."

Gebhardt stand auf, zauderte, sah mich an. Da bat ich ihn mit den Augen: ‚Ich bitte dich, geh, und laß mich bleiben, laß mich glücklich sein, ein einziges Mal glücklich! Dieser Tag kommt ja doch niemals wieder!'

Da ging er.

Etwas verweilte ich noch in der Laube und versuchte zu plaudern. Dann sagte ich mit möglichster Harmlosigkeit: „Ich weiß, Sie sind eine Musterhausfrau, und gute Hausfrauen haben gewiß fortwährend zu thun. Bitte, behandeln Sie mich wie einen Freund, auf den man keine Rücksicht nimmt. Schalten und walten Sie! Ich schlendere inzwischen umher. In einer halben Stunde bin ich wieder in dieser Laube, die mir unvergeßlich bleiben wird."

Ohne eine Antwort abzuwarten ging ich.

*

Ich ging in den Garten, wo Judika zu thun haben sollte. Ein Duft wehte mich an, als träte ich in eine Kirche, von Weihrauchdampf erfüllt. Zwei Mägde waren beschäftigt, ein Kraut mit graugrünen Blättern und unansehnlichen blauvioletten Blüten zu pflücken. Ich trat hinzu und fragte, was sie ernteten. Es sei Lavendel, erklärten sie mir. Das Kraut werde in der Sonne getrocknet und dann zwischen die Wäsche gelegt, was diese mit Wohlgeruch durchzöge. Ich stand noch bei ihnen, heimlich nach derjenigen ausspähend, die meine Seele suchte, als die eine der beiden ganz ernsthaft sagte: „Fräulein Judika ist dort hinten bei den Himbeeren."

Ich wurde gewiß blutrot, stand wie ein bei einer unerlaubten Sache ertappter Schuljunge, konnte keinen Ton hervorbringen, blieb noch eine Weile, versuchte ein Gespräch über die andern Kräuter, die ringsum wuchsen, ließ mir dann Namen nennen, Thymian, Pfefferminz, Salbei, Rosmarin, that höchlichst interessiert, grüßte, entfernte mich langsam — sehr langsam. Gewiß lachten sie hinter mir drein. Mir war's, als hörte ich ihr loses Gekicher. Auch sie hatten mich gleich erraten.

Also dort hinten war sie, bei den Himbeeren.

So mächtig mein laut pochendes Herz mich hinzog, zwang ich meine Füße, einen andern Weg zu gehen. Die Lavendel pflückenden Dirnen schauten mir gewiß nach, tuschelten und lachten. In dem weitläufigen Garten ging ich Pfade, die nach einer ganz andern Richtung als nach „dort hinten" führten. Centifolien und rote Japaner Nelken, blauer Rittersporn und weiße Malven blühten längs der sauber gehaltenen Stege; und hinter dem bunten duftenden Spalier lagen wohlgeordnet und gepflegt die Gemüsebeete, hauptsächlich Kohl, Rüben und Salat. So erregt ich war, freute ich mich doch, alle die Blumen und Gewächse zu kennen und dadurch in der Welt, in der sie fortan lebte, nicht gar solch ein Fremdling zu sein.

Plötzlich — ich wußte nicht, wie es geschah — stand ich dicht vor den Himbeeren.

Es war förmlich ein Wald von übermannshohem Gesträuch voll scharlachroter Früchte, reif zum Pflücken. Doch von einer Pflückerin war nichts zu sehen. Auch nichts von einem Pfade, der in die Dickichte führte. Also stürzte ich mich pfadlos in die Wildnis, mit beiden Armen behutsam die von Beeren beschwerten Zweige teilend, und mit den Augen die feine schwarze Gestalt sehnsüchtig suchend.

Ich fand sie nicht. Da rief ich leise ihren Namen: „Judika!"

Mein Herz schlug so laut, daß ich nicht wußte, ob ich wirklich gerufen hatte. Mir war's, als müßte sie mein Herz klopfen hören und mit dem ihren mir Antwort geben: „Hier bin ich."

Dann rief ich um ein kleines lauter: „Judika! Judika!" Beinahe hätte ich gesagt: "Liebe, liebe Judika!"

Mein pochendes Herz rief sie so kosend, als wenn ich ihr Herz hätte leise und zärtlich zurückrufen hören: „Lieber, lieber Chlodwig!" Es müßte ein Augenblick gewesen sein, zu unirdisch schön, um nach ihm weiter leben zu können.

Aber alles blieb still, wie ich auch lauschte. Fort und fort vernahm ich nur das Pochen meines jungen und ach, so unbändig verliebten Herzens. Da glaubte ich ganz in meiner Nähe die Zweige sich bewegen zu sehen. Kein Lüftchen wehte an dem schwülen Sommertag. Also mußte eine andre Ursache die Aeste, die gerade an diesem Strauche rot von Beeren waren, zum Schwanken bringen.

Im nächsten Augenblick stand ich bei ihr.

Wir waren beide erschrocken, als wir uns plötzlich einander gegenüberstanden, gar so nahe gegenüber, gleichsam eingekeilt in die Himbeerbüsche, die wie eine grüngoldige, mit Rubinen besetzte Wölbung über uns zusammenschlugen. Keines von uns sprach vor Schreck. Ich hielt den Atem an, denn nicht einmal der Hauch meines Mundes durfte das blasse Kind mit den heiligen Augen berühren.

So standen wir, schwiegen, regten uns nicht. Endlich gelang es mir, um ein weniges zurückzutreten — nur um ein weniges! Nach dieser ersten Bewegung fühlte ich die Notwendigkeit, ihr etwas zu sagen, ihr meine Gegenwart inmitten der Himbeerbüsche zu erklären.

Aber wie erklären, ohne lügen zu müssen? Und wie konnte ich lügen? Sie hatte mich ja doch rufen hören, ganz leise und heimlich, als wäre es Sünde, den holden Namen zu nennen, als befände ich mich auf verbotenen Wegen.

Ohne weiter zu überlegen, fragte ich: „Warum antworteten Sie mir nicht?"

Sie antwortete mir auch jetzt nicht, so daß ich meine Frage wiederholen mußte. Etwas Klügeres fiel mir nicht ein.

Da stammelte sie: „Ich erschrak so."

„Weshalb? Weil ich Sie rief?"

„Sie riefen so leise."

„Nun ja."

Ich ward tödlich verlegen und stieß dann hervor: „Hätte ich laut rufen sollen?"

Darauf schwieg sie von neuem. Ich blieb gleichfalls stumm, darüber nachsinnend, wie seltsam es war, daß wir beide auch jetzt ganz leise gesprochen hatten, fast flüsternd.

Sie trug am Arm einen kleinen Henkelkorb aus hellem, zierlichem Rohrgeflecht, darin sie die gepflückten Beeren sammelte. Neben ihr am Boden stand eine mächtige irdene Schüssel. Hatte sie das Körblein gefüllt, so leerte sie es in die Schüssel. Mit solcher Geschicklichkeit that sie die lustige Arbeit, daß davon ihre Fingerspitzen nur leicht gerötet waren, gerade nur rosig angehaucht.

Schweigend begann sie von neuem zu pflücken; schweigend stand ich dabei und schaute zu, wie die schlanken blassen Finger durch die Blätter glitten. Mit der einen Hand hielt sie den Zweig hoch empor, mit der andern streifte sie die Beeren ab, von denen die meisten gleich schweren, dunkelroten Tropfen in das Körbchen fielen.

Plötzlich sagte sie:

„Aber so pflücken Sie doch auch! Sie kamen gewiß nur, um mir zu helfen."

„O ja, gewiß . . ."

Ich brachte die grobe Lüge stockend hervor, streckte sogleich gehorsam meine Hand aus, um eifrig Himbeeren zu pflücken. Wenn ich ein paar Beeren hatte, so that ich sie in das Körbchen. Dabei mußte ich mich weit vorbeugen, so daß mein Gesicht beinahe das ihre berührte. Einmal begegneten sich in dem Laubwerk unsre Hände. Wir zuckten beide schnell zurück, als hätte uns eine Schlange gebissen.

Zugleich überlief mich ein heißer Schauer, und ich konnte kaum Atem holen. Trotzdem versuchte ich immer wieder, ihre Hand zu berühren. Doch wenn ich dachte: ‚Jetzt geschieht's!' — so war das flinke, fleißige Händchen bereits an einem ganz andern Zweige beschäftigt. Jetzt ließ sie sogar beide Arme sinken, stand und sah zu, wie ich pflückte. Ich gab mir nun noch mehr Mühe, möglichst geschickt zu sein; denn ich hoffte sehr, von ihr gelobt zu werden.

„Sie haben wohl in Ihrem ganzen Leben noch niemals Himbeeren gepflückt?"

Voller Beschämung gestand ich:

„Ach nein, noch niemals. Leider."

Da sie ihre Frage in einem sehr strafenden und strengen Tone that, hätte ich fast hinzugefügt: „Bitte, seien Sie mir darum nicht böse."

Ich versuchte, mich geschickter zu benehmen.

Aber sie sah mir scharf auf die Finger, was mich derartig in Verwirrung versetzte, daß ich auf das täppischste zugriff, die Beeren beim Pflücken zerdrückend.

Sie tadelte:

„Aber ich bitte Sie! Es soll Dampfobst gemacht werden. Da dürfen die Früchte nicht zerquetscht sein ... So wird es gemacht. Sehen Sie: so ... Sie sehen ja gar nicht her!"

Ich mußte ihr in die Augen blicken. Wie konnte ich also auf ihre Finger schauen?

Sie meinte dann auch entmutigt:

„Sie lernen es ja doch nicht. Lassen Sie es also lieber ... Noch niemals in Ihrem ganzen Leben haben Sie Himbeeren gepflückt? Ist das möglich? Dann haben Sie ja auch niemals Himbeeren frisch vom Strauch weg gegessen?"

„Stets nur bei Tafel zum Dessert mit Zucker."

„Geschwind essen Sie, essen Sie! Es schmeckt nämlich köstlich ... Sie dürfen so viel essen, wie Sie wollen ... Jetzt nicht in den Korb gepflückt, sondern gleich in den Mund ... Mein Gott, ich sage immer nur Sie zu Ihnen, und Sie sind doch ein Prinz, eine Königliche Hoheit."

„Sie haben recht: es ist fürchterlich."

„Was?"

„Daß ich ein Prinz und eine Königliche Hoheit bin."

„O!"

„Wollen Sie mir einen Gefallen thun?"

„Herzlich gern."

„Nennen Sie mich niemals Königliche Hoheit."

„Ja, aber ..."

„Es ist schlimm genug, daß ich es immerfort von den andern hören muß. Von Ihnen will ich diese schreckliche Königliche Hoheit nicht hören."

„Wenn Sie nicht wollen ..."

„Nein."

„Nun gut ... Aber jetzt essen Sie wenigstens Himbeeren."

„Essen Sie auch?

„Natürlich."

Sie schmeckten denn auch wirklich köstlich: so frisch vom Strauche. Ich aß und aß die süßen dunkelroten Früchte. Plötzlich — der Himmel allein weiß, wie es geschehen konnte — hatte ich das blasse Kind auf den süßen dunkelroten Mund geküßt. Dabei flüsterte ich: „Liebe, liebe Judika!"

*

Geküßt hatte ich das engelreine unschuldige Kind, das ich mit keinem Hauche berühren wollte! Und in dem Kusse war mir jene Erkenntnis geworden, die einstmals das erste Menschenpaar aus dem Paradiese trieb: die Erkenntnis meiner ersten Schuld!

*

Nachdem ich es gethan, starrte ich sie an, als hätte das blasse Kind mit den heiligen Augen zu einem rächenden Engel des Herrn sich verwandelt, der mit flammendem Schwerte mich fortwies von der Stätte, wo der Mensch unschuldig und glückselig gewesen, dann schuldig geworden war und gesündigt hatte. Wäre ich irgend ein junger verliebter Mensch gewesen, dann — ja, dann hätte ich von den Lippen der Lieblichen den Kuß stehlen dürfen, wie ich von dem Strauch eine reife Frucht pflückte. Aber bei mir kommt der Kuß auf den Mund des fremden Mädchens einer Unthat gleich.

Denn es war der Ausdruck eines heißen Begehrens, das mehr forderte, mehr besitzen wollte, als die Lippen eines unschuldigen, reinen Geschöpfes, das halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen hatte, gewähren durften. Und während ich sie küßte, kam mir der ruchlose Gedanke, daß ich, der königliche Prinz, nur zu fordern und zu begehren brauchte, um zugleich besitzen zu können.

Auch ich, selbst ich habe ja oft an eine erste Liebe gedacht, habe mich der Vorstellung einer ersten glühenden Wallung, eines ersten seligen Kusses hingegeben, und fühlte mich bei der bloßen Vorstellung von heißen Schauern überlaufen, als träte ich in der Menschheit höchstes Heiligtum, wo ich Musik der Sphären hören und die Gottheit schauen sollte. Und nun — nun war ich durch meine erste Liebesthat vor der Geliebten und mir selbst schuldig geworden.

Judika hatte einen leisen Schrei ausgestoßen. Das Körbchen war ihr vom Arme geglitten, daß die gepflückten Beeren auf dem schwarzen Boden lagen. Mit schlaff herabhängenden Armen stand sie, hielt die Augen geschlossen und zitterte heftig. Ich hätte sie an meine Brust reißen und mit Küssen ersticken können — so hilflos war das Kind.

Ihre Hilflosigkeit gab mir meine Besinnung zurück. Ich bat sie nicht um Verzeihung, was ja doch nur leere Worte gewesen wären. Es war geschehen, und ich mußte sehen, wie es weiter ward.

Als erwachte sie aus einem schweren Traum, öffnete sie mit einem tiefen Seufzer die Augen. Dann sah sie das leere Körbchen, und bückte sich, die verschütteten Früchte aufzulesen. Da die Himbeeren durch meine Schuld auf dem Boden lagen, so wollte ich ihr helfen. Sie aber verwehrte mir's.

„Lassen Königliche Hoheit nur."

Dadurch, daß sie mich in diesem Augenblicke, gerade in diesem Augenblicke so anredete, gab sie mir die Strafe, die ich verdiente.

Sie las die Früchte sorgfältig in das Körbchen — ich stand stumm daneben — und war damit gerade fertig, als im Garten ihr Namen gerufen ward. Ich erkannte die kraftvolle wohllautende Stimme von Fräulein Fritz.

Judika schob das Körbchen über den Arm, nahm die große Schüssel, die fast voll war, stand auf, wollte gehen. Ich konnte sie doch nicht so fortlassen! Und schon hatte sie sich wortlos von mir abgewandt, da rief ich ihr nach, sagte aber nichts weiter als:

„Judika! Kleine Judika! Liebe kleine Judika!"

Der Ton, in dem ich den holden Namen sprach, mochte ihr nicht nur meine innige Liebe, sondern auch meine flehentliche Bitte um Verzeihung sagen. Denn sie blieb stehen, drehte das Köpfchen nach mir zurück, sah mich an. Um ihren Mund, auf den meine Lippen sich gepreßt hatten, spielte ein leises, unsäglich süßes, unendlich wehmütiges Lächeln, und die Augen standen dem Kinde voll Thränen.

Aber sie hatte mir verziehen.

*

Erst nach einer Weile schlich ich mich aus den Himbeerbüschen, die für mich zum Garten Eden und zu dem Orte der Erkenntnis geworden waren. Aber so ist der Mensch! Die leuchtende Erscheinung des austreibenden Engels begann bereits jetzt zu verblassen, und sein flammendes Schwert verwandelte sich in einen Zweig weißer Lilien. Dieses Wunder bewirkte das leise Lächeln des holden Kindes, das machtvoller war als seine durch Thränen verdunkelten Augen.

Immerhin blieb ich noch so schuldbewußt, daß ich das Herz nicht fand, durch den Garten an den Lavendel pflückenden, heimlich kichernden Dirnen vorüberzugehen.

Ganz am andern Ende verließ ich den Garten. Ich mußte mich durch eine Hecke von wilden Rosen, Hagedorn und Brombeeren zwängen. Die Stacheln zerrissen mir die Hände, und sogar mein Gesicht wurde zerkratzt. Mir geschah recht.

Als wäre nichts vorgefallen, als hätte ich nicht den bedeutungsvollsten Augenblick meines jungen Lebens gehabt, kam ich nach einer guten Stunde vom Walde her zurückgeschlendert.

Vor der Laube standen Fräulein Fritz und Gebhardt. Der Graf schien soeben eingetroffen zu sein und unruhig nach mir auszuschauen. Ich wußte, daß er ein sehr ernsthaftes Gesicht machte, und vermied es, ihn anzusehen. Das gute Fräulein Fritz ahnte nichts, denn sie rief mir fröhlich entgegen:

„Wir warten auf Königliche Hoheit. In der Laube stehen Himbeeren, frisch vom Strauche. Judika ist die Pflückerin; sie würde gekränkt sein, wenn unser Prinz davon nicht essen wollte ... Aber wie sieht der Herr denn aus? Haben Königliche Hoheit im Walde nach Vogelnestern gesucht?"

„Nach wilden Himbeeren."

Denn ich sah zum Glück meine vom Safte der gepflückten süßen Früchte geröteten Finger.

„Aber wilde Himbeeren haben doch keine Dornen."

„Es wuchsen Brombeeren dazwischen."

„Ja so, Brombeeren. Dann nehmen Königliche Hoheit wohl nicht mehr von Judikas Beerenlese?"

„Wo ist Ihre Nichte? Wir werden gleich aufbrechen müssen, und ich möchte ihr doch Lebewohl sagen."

„Die Kleine klagte vorhin über Kopfweh, und da sie das sonst nie thut, so hieß ich sie, sich niederzulegen."

„Also viele Grüße und ..."

Ich stockte.

„Und was?"

„Und ich käme wieder. Bald käme ich wieder. Es ist hier eben zu schön, ich fühle mich bei Ihnen zu glücklich."

Freundlich ward mir erwidert:

„Das ist recht. Jugend muß glücklich sein. Denn für die Jugend ward das Glück eigens vom Himmel herab auf die Welt gesandt: das leuchtende, überschwengliche, gar nicht zu fassende Glück. Auch der ältere Mensch hat sein Glück, und auch dieses ist eine rechte Himmelsgabe, besonders dann, wenn es in Pflichterfüllung und Arbeit besteht: in gesegneter Arbeit. Es ist jedoch etwas ganz andres damit."

Ja, ach ja! Etwas ganz, ganz andres, du kluges, prächtiges Fräulein Fritz!

Jetzt mußte ich mir meine von den Flecken der „wilden" Himbeeren geröteten Hände waschen, was ich höchst ungern that, gerade als wüsche ich damit etwas von dem Glücke jenes Augenblicks aus meiner Seele. Graf Gebhardt begleitete mich.

Da bat ich ihn:

„Lassen Sie für die Leute von Fräulein Fritz kein Geldgeschenk zurück. Ich möchte die Freuden dieses Tages nicht mit Geld bezahlen. Es wird mir wohl etwas andres einfallen, womit ich danken kann ... Nicht wahr, Sie erfüllen meine Bitte?"

„Gern."

Er sagte es so melancholisch, daß ich — mir klopfte mein schuldbewußtes Herz — ihn fragen mußte, ob ihm etwas fehle? Er gab ausweichend zur Antwort: „Ich war inzwischen bei Loisl's Mutter."

„Und das hat Sie so ernst gestimmt?"

„Das und etwas andres."

„Bitte, erzählen Sie mir später von Ihrem Besuch. Ich kann jetzt nichts Trauriges hören. Gewiß verstehen Sie mich." Und ich fügte hinzu: „Sie sind ja auch noch jung."

Gewiß verstand er mich. Meine Worte waren ja auch ein Geständnis gewesen.

Ich wollte jetzt nichts Trauriges hören; aber ich mußte seinen traurigen Blick sehen, denn — was sollte daraus werden, aus meiner ersten Liebe!

XI

Von der Seealp

Was daraus werden soll?

Ich weiß es nicht und will es nicht wissen. Einstweilen denke ich nur an eines: wie ich sie wiedersehen soll? Es ist das einzige, woran zu denken ich im stande bin.

Gar nicht genug bestaunen kann ich, wie plötzlich alles verändert ist, in mir und um mich. Die ganze Welt ist verändert. Verändert ist selbst die Natur. Sie hat Seele bekommen. Ueber dem melancholischen Alpsee, den wilden Felswänden, den winterlichen Schneefeldern liegt der Hauch des Herrn, der mir die Liebe gab. Ich verstehe nicht mehr, wie ich mich gleich einem Verbrecher fühlen konnte, einer Empfindung willen, die der Pulsschlag der Menschheit ist, so machtvoll und himmelanziehend, daß sie diese aus dunkeln Tiefen auf leuchtende Alpengipfel hebt. Und daß meine Empfindung sogleich Ausdruck annahm, daß ich Judika küßte ... Ich wäre ja zum Uebelthäter an meinem eignen Glück geworden, wenn ich sie nicht geküßt hätte.

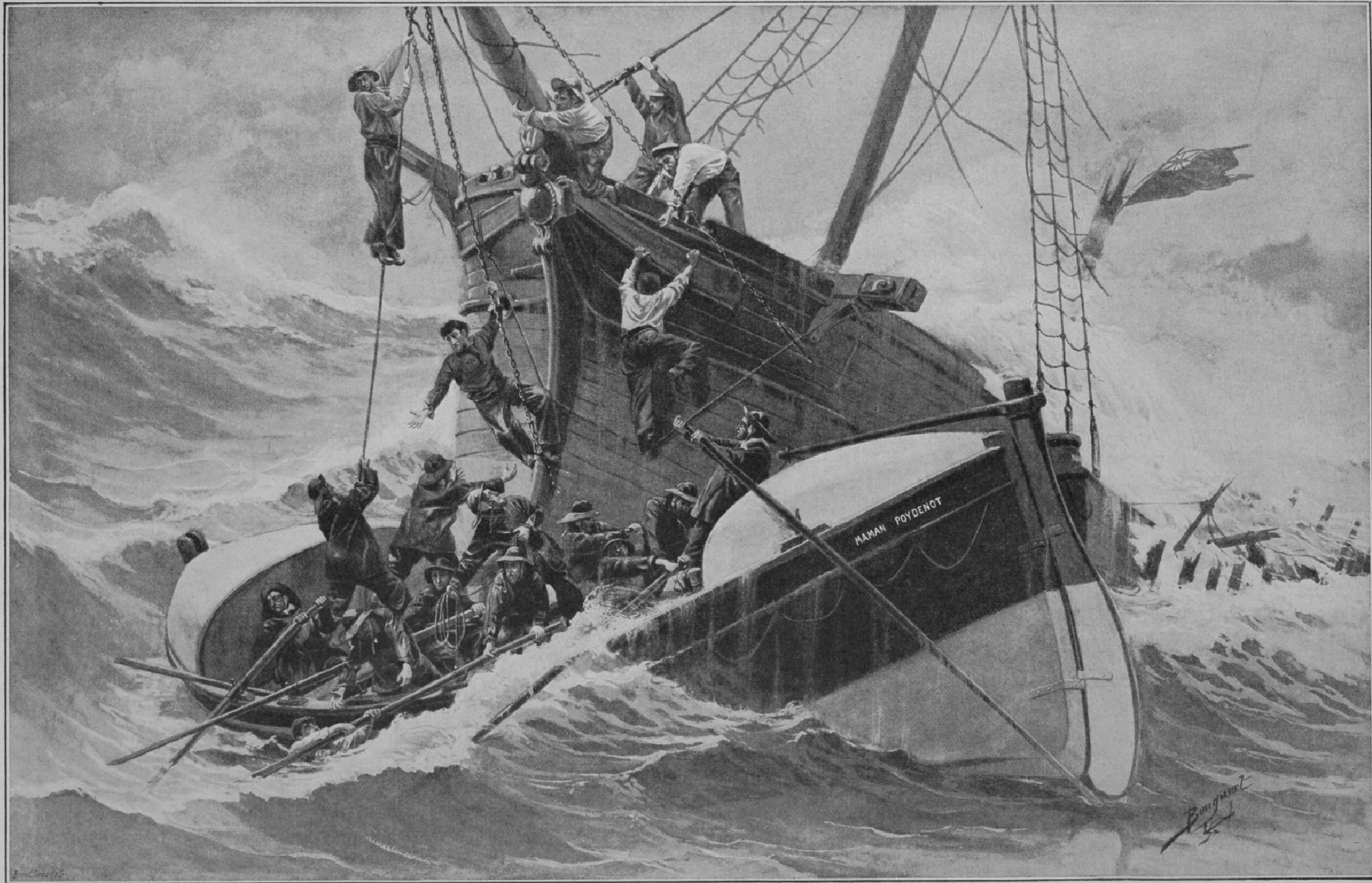
Durch derartige und ähnliche Betrachtungen versuchte ich mein Gewissen zum Schweigen zu bringen, wenn es mir vorwarf, ich hätte freventlich den Frieden des holden Kindes gestört, dessen bisheriges Leben die heilige Ruhe eines Klosters gewesen.

Ich hörte erzählen: Sonntagskinder verständen die Sprache der Vögel und der Natur — ein



Die Schwestern

Nach dem Gemälde von Woldemar Friedrich



Schiffbruch

Nach einer Zeichnung von C. Bonquart

junger Mensch, der zum ersten Male verliebt ist, versteht sie auch. Wenn ich jetzt am Seegestade im Grase liege, so vernehme ich in dem leisen, leisen Anrauschen der Wellen ganz deutlich den Namen Judikas; der Bergfink, der über mir hinfliegt, singt von meinem Liebesglück, die Käfer, die die Kelche des gelben Biensaugs umschwirren, summen von meiner Sehnsucht, und der Wind weht mir zärtliche Seufzer zu. Ich befinde mich in einem Traumzustand und fürchte beständig, von einer lauten Stimme angerufen und aufgeweckt zu werden.

Dabei trage ich ein heftiges Verlangen, meine Umgebung zufrieden und glücklich zu machen. Nun kann ich unmöglich meinen Kammerdienern und den Lakaien um den Hals fallen. Also mache ich diesen unterthänigen Kreaturen Geschenke und erlebe wieder einmal eine arge Enttäuschung: sie sind viel zu gut dressiert, stecken viel zu sehr voller Ehrfurcht, um in meiner Gegenwart auch nur ein mattes Lächeln von Freude zu wagen.

Mit dem Tonei und dem Michei gelang es mir besser. Einige Goldstücke brachten sie vor Vergnügen außer sich. Sie machten die ausschweifendsten Pläne, was sie mit ihren Reichtümern erwerben wollten. Vor allem jeder ein neues Gewand nebst neuem Hut und neuem Gamsbart. Und Tabak und ... Mich wundert nur, daß sie nicht an einen ganzen Bauernhof denken.

Nun bleiben für mich noch der Loisl und Graf Gebhardt zum Beglücken übrig. Das ist gleich wieder schwieriger.

Da ich jung und verliebt bin, und da der Loisl jung und verliebt ist, so verfiel ich zuerst auf den Gedanken: 'Verhilf ihm zu seinem Glück! Sein Glück wird sein, wenn er sein Mädchen heiraten und seine kranke Mutter zu sich nehmen kann.' Ich sprach darüber mit Graf Gebhardt.

„Sie erzählten mir noch immer nichts von Ihrem Besuche bei der Mutter unsers Loisl. Kann ich der Frau helfen?"

Den letzten Satz fügte ich schnell hinzu, um einen längeren Bericht zu verhindern. Das Leben jener Frau sollte ja wohl ein Stück Menschenelend sein, davon ich in meinem jungen Glücke noch immer nichts hören mochte.

Da der Graf nicht gleich antwortete, wiederholte ich meine Frage:

„Glauben Sie, daß ich der Frau helfen kann?"

„In welcher Weise sollten Königliche Hoheit helfen können?"

„Ich bitte um Ihren Rat."

„Die Frau hatte ein Schicksal, das stärker war als ihr Geist, der zermalmt wurde."

„Sie ist doch nicht ..."

„Ganz recht: Sie ist halb von Sinnen."

„Eines treulosen Liebhabers willen?"

„Ja."

„Eine Bauerndirne verliert um dergleichen Dinge ihren Verstand?"

„Diese verlor ihn."

Der Graf machte ein Gesicht und sprach in einer Weise, als verfolge er einen bestimmten Zweck, der mich betraf. Mir schien es, als wollte das Gespräch zu einer Warnung für mich werden. Warnung wovor? Daß nicht durch meine Schuld ein junges, zärtliches Weib um den Verstand gebracht werde?

Um etwas zu sagen, äußerte ich:

„Loisl kennt seinen Vater nicht. Er behauptet, es sei ein vornehmer Herr gewesen, sucht ihn und scheint an ihm Rache nehmen zu wollen. Es ist wohl nur eine Phantasie des leidenschaftlichen jungen Menschen, davon man ihn abbringen sollte. Ich möchte ihm zu einer Försterstelle verhelfen, damit er seinen Schatz heiraten kann."

„Die Försterstelle würde ihm leicht zu verschaffen sein, da er sicher auf Protektion zählen darf."

„Warum ist das so sicher? ... Sie haben etwas auf dem Herzen. Sollten Sie es mir nicht sagen wollen?"

„Ich frage mich, ob ich es sagen darf."

„Thäten Sie unrecht, mir's zu sagen?"

„Darüber suche ich mir klar zu werden."

„Lassen Sie mich Ihnen helfen ... Vielleicht hoffen Sie, indem Sie sprechen, mich vor etwas Unheilvollem bewahren zu können?"

„Ich würde es in der That hoffen."

„Da Sie mein Freund sind, es also gut mit mir meinen, so werden Sie sprechen. Allerdings verstehe ich nicht, was mein prächtiger Loisl und dessen arme, halbtolle Mutter mit mir Gemeinsames haben könnte."

„Seine Mutter soll einstmals weit und breit das schönste Mädchen gewesen sein."

„So hörte ich."

„Ein hoher Herr sah sie."

„Ein hoher Herr?"

„Ja."

„Also kennt man den Verführer des Mädchens?"

„Es ist ein öffentliches Geheimnis."

„Nur der eigne Sohn kennt den Mann nicht?"

„Die Leute wagen nicht, zum Loisl von ihm zu reden."

„Sie wagen nicht?"

Und plötzlich kam mir ein qualvoller Gedanke ...

Als Kronprinz hatte mein Vater häufig in diesen schönen Gegenden verweilt. Die Seealp galt für seinen Lieblingsaufenthalt. Er war damals jung und Kronprinz! Was er begehrte, konnte er besitzen; wenigstens wenn das Begehrte ein Weib war. Warum sollte er nicht „das schönste Mädchen weit und breit" begehrt haben? Nur hatte dann keine Verführung stattgefunden, sondern einfach das Besitzergreifen eines Eigentums. So würde der Kronprinz gedacht haben.

Ich durfte meine Empfindungen nicht aussprechen, denn an die geheiligte Person eines Monarchen darf nichts rühren; auch dann nicht, wenn es etwas Menschlichem, ach, nur allzu Menschlichem gilt. Aber daß es dem armen Dinge gleich den Verstand kosten mußte!

Graf Gebhardt sprach jetzt:

„Das Mädchen hielt ihren Liebhaber für einen Jäger des Kronprinzen, der die Seealp bewohnte. Es war ein stolzes Geschöpf, das sich — so sagt man — selbst dem Thronfolger nicht ergeben hätte. Sie hauste mit einem Hüterbuben auf der Weiß-Kaiser-Alp, derselben Alp, wo jetzt Loisl's Schatz Sennerin ist. Sie kam aus ihrer Einsamkeit niemals herab, konnte daher in dem Glauben erhalten bleiben, die Braut eines jungen Menschen zu sein, der sie nächstes Jahr heiraten wollte. Gleich nach den Gemsjagden reiste der Kronprinz mit seinem Gefolge ab, und der Liebste des schönen Mädchens ließ nichts mehr von sich hören. Da die Betrogene den Namen des Treulosen wußte, so schrieb sie ihm, wie es um sie stand, und daß er sein heiliges Versprechen halten müßte; sonst ginge sie ins Wasser. Ihr Brief kam zurück mit dem Bemerken: „Adressat unbekannt". Da machte sie sich mitten im Winter auf und ging zu Fuß nach der Hauptstadt. Zu Tode erschöpft langte sie an, begab sich in das königliche Schloß und fragte nach dem Leibjäger Matthias Klinger. Einen solchen gab es jedoch nicht. Da ging sie still hinaus, stand auf der Straße und sah einen Wagen in den Schloßhof fahren. In dem Wagen saßen zwei Herren, von denen der eine jener Matthias Klinger war, den es nicht geben sollte. Alle Leute blieben grüßend stehen, und die Wache trat ins Gewehr. Nach einer Weile ging das Mädchen wieder ins Schloß und sagte zu denen, die sie nicht hineinlassen wollten: „Mein Schatz, der Matthias, ist im Schlosse, und ich will jetzt zu ihm; denn ich gehöre zu ihm."

„Man mußte die ‚Verrückte' mit Gewalt fortschaffen und in ihre Heimat zurückbringen. Bei der Geburt ihres Kindes wurde sie dann, was sie sein sollte, ‚verrückt'. Sie bekam durch hohe Protektion eine Pension, die sie vor Elend schützte; wenigstens vor solchem Elend, das Hunger und Mangel war."

Mit keinem Worte hatte der Graf bei seiner Erzählung an die Person gerührt, an die nicht gerührt werden durfte. Der Verführer konnte in der Umgebung des Kronprinzen gesucht werden; es konnte der Kavalier sein, der mit dem Kronprinzen im Wagen saß.

*

Schrieb ich eigentlich auf, daß das blasse Kind Augen hat von der Farbe der Genzianen, jener großen, die im Frühling blühen und die von solchem tiefen Blau sind, daß sie fast schwarz erscheinen? Und zu den genzianenblauen Augen lange, dunkle, seidige Wimpern.

Auf ihre genzianenblauen Augen hätte ich sie küssen sollen, statt auf ihre nelkenroten Lippen. Die Sünde wäre immer groß gewesen. Aber so, wie ich sie verübte, war sie schöner.

(Fortsetzung folgt)

Betrug in Kunst und Kunstgewerbe

Es giebt wohl kein Gebiet, auf dem der Betrug eine so weite Ausdehnung gewonnen hat und trotz aller gegen ihn unternommenen gesetzlichen Eindämmungsversuche so ungescheut, ja man möchte sagen, mit so frecher Stirn sein Wesen treibt und dem Rechtssinn und dem Rechtsgefühl so unverschämt sein Schnippchen schlägt, wie das der Kunst und des Kunstgewerbes. In einschneidender Weise hat sich das wieder einmal in einer gerichtlichen Verhandlung offenbart, die vor einiger Zeit zu Carlisle in England zum Austrag gebracht wurde. Es handelte sich dabei um ein Bild, das der inzwischen im Alter von fast 100 Jahren verstorbene Maler J. Sidney Cooper gemalt haben sollte, von diesem aber entschieden als nicht von ihm herrührend bezeichnet wurde. Der Ausgang des Prozesses war kläglich genug, der Verkäufer, ein Kunsthändler, wurde zu einem an den klagenden Käufer auszuzahlenden Schadenersatz von 480 Mark verurteilt, und die Sache hatte damit ihr Bewenden, denn das Gericht vermochte in dem, was vorgegangen war, obwohl dergleichen in jeder andern Sache unzweifelhaft für betrügerisch erklärt worden wäre, die entscheidenden Merkmale des kriminell strafbaren Betrugs nicht zu finden. An derartige gerichtliche Entscheidungen ist man gewöhnt, und es lag auch darin nicht das Sensationelle des Falles, dieses wurde vielmehr durch eine zur Verlesung gebrachte zeugeneidliche Erklärung des greisen Malers begründet, in der er feststellte, daß ihm nicht weniger als 287 Bilder als angeblich von seiner Hand herrührend unterbreitet worden seien, von denen er nur 31 als echt habe anerkennen können, während 276 Fälschungen gewesen seien und zum Teil seine gefälschte Signatur getragen hätten. Daß bei dem Fortbestehen derartiger Zustände der Ruf und, was nicht minder schlimm, die Erwerbsverhältnisse des Künstlers auf das empfindlichste geschädigt werden müssen, liegt auf der Hand. Das Gesetz kümmert sich darum nicht, die Nachahmung der Unterschrift auf einem Bilde ist in seinen Augen kein Betrug, denn um den Thatbestand eines solchen auszumachen, muß nach der englischen Gesetzgebung das nachgemachte oder gefälschte Kunstwerk mit einem Dokument oder einer Schrift in Verbindung stehen. Es können daher Bilder kopiert und die Kopien in der frechsten Weise mit der gefälschten Unterschrift der Maler versehen werden, ohne daß das mindeste dagegen zu machen ist. Der berühmte Maler Alma Tadema äußerte sich in einer Besprechung des oben erwähnten Falles: „Seit drei oder vier Jahren bin ich Vorsitzender eines Ausschusses, der seinerzeit eingesetzt wurde, um den gesetzlichen Bestimmungen über den Schutz des künstlerischen Urheberrechts eine bessere Fassung zu geben, und es gelang uns auch, einen dahin zielenden Gesetzentwurf durchzubringen, allein das Oberhaus vereitelte den Zweck desselben, indem es die wesentlichsten, das Recht des Künstlers wahrenden Punkte aus ihm strich. Die Herren im Hause der Lords verstanden eben nichts von der Sache, und einer von ihnen, Lord Thring, bekannte sich sogar zu der mindestens befremdlichen Anschauung, die Unterschrift auf einem Bilde sei gar keine Unterschrift, sondern ein integrierender Bestandteil des Bildes selbst. Der Zustand, in dem wir uns befinden, ist geradezu skandalös: der Künstler hat kein Anrecht auf Schutz, ihn läßt man leer ausgehen, aber des Käufers nimmt man sich an." Aehnlich äußerte sich bei demselben Anlaß ein Mitglied der Londoner Royal Academy, Mr. J. S. Solomon, der darauf hinwies, daß auf dem Kontinente die Verhältnisse nicht günstiger lägen, und u. a. bemerkte: „Es giebt buchstäblich Tausende von Corots, die dem Corotschen Atelier nie auch nur auf eine Meile nahegekommen sind."

Für das Deutsche Reich hat sich neuerdings die Sachlage insofern geändert, als die Täuschung, die durch die Fälschung eines Malerzeichens hervorgerufen wird, erfolgreich zur Strafe gebracht werden kann, denn in dem bekannten Lenbach-Prozeß (Strafsache gegen Lapp, Kaufmann und Genossen) hat das Reichsgericht, allerdings entgegen dem Antrag

des Reichsanwalts, entschieden, daß die Unterschrift eines Malers, wenn sie zur Bezeichnung seiner Person auf einem Gemälde angebracht werde, als eine Urkunde anzusehen sei, mithin Urkundenfälschung vorliege, wenn ein Bilderhändler auf einem Bilde den Namen eines Malers anbringe, von dem das Bild in Wirklichkeit nicht herrühre. Das Gute, das in dieser Entscheidung liegt, die Möglichkeit, betrügerische Handlungen, die wirklich solche sind, ohne daß die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen bisher eine wirksame Handhabe zu ihrer Verfolgung dargeboten hätten, erfolgreich vor das Forum des Strafrichters zu ziehen, wird reichlich wieder aufgewogen durch den in ihr offenbarten Mangel an Logik und die dadurch unvermeidliche Begriffsverwirrung gerade in den denkfähigen Köpfen der Laienwelt. Wird durch die Malerunterschrift auf einem Bilde — so muß jeder vernünftig Denkende sich sagen, — eine Privaturkunde geschaffen, deren Träger das betreffende Bild sein soll, dann ist schwer einzusehen, weshalb nicht auch ein leeres, bloß mit einer Unterschrift versehenes Blatt Papier den Charakter einer Urkunde annehmen könne. Die Sprache des Gesetzes und der Rechtspflege mag sich bis zu einem gewissen Umfange ihre eignen Sprachmünzen prägen, aber dieser Umfang darf niemals so weit gehen, daß dadurch die Gesetze des gesunden Menschenverstandes und der darauf begründete, ein für allemal feststehende Sprachgebrauch verletzt werden. Das aber ist der Fall, wenn dem Ausdruck Urkunde eine andre Bedeutung beigelegt werden soll als die eines Schriftstücks zum Zeugnis und Beweis, d. h. eines Schriftstücks, durch das die Wahrheit einer Sache kundgethan werden soll. Daß dies der unverrückbar feststehende Sprachgebrauch ist und für die Begriffsbestimmung des Ausdrucks Urkunde das Merkmal der schriftlichen Aussertigung auf Papier oder einem papierähnlichen Stoff unerläßlich ist, kann nicht bestritten werden, und daran ändert die Thatsache nichts, daß, wenn auch nur in seltenen Fällen, das Wort Urkunde in übertragenem Sinn gebraucht wird, so, wenn fossile Ueberbleibsel aus früheren Erdperioden etwas emphatisch „Urkunden zur Urgeschichte unsers Planeten" genannt werden, oder wenn man mit dem Worte Urkunden die in Erz oder Stein eingegrabenen Ansprachen und Verordnungen gewisser Könige und Machthaber des Altertums belegt.

Daß die Fälschung einer Malersignatur auf einem Bilde ebenso schwer bestraft werden soll wie die Fälschung einer Urkunde, ist gewiß zu billigen, allein wenn dieser Zweck erreicht werden soll, muß ausdrücklich durch eine gesetzliche Bestimmung angeordnet werden, daß beide Kategorien von Fälschungen der gleich schweren gerichtlichen Ahndung zu unterwerfen seien; eine gerichtliche Entscheidung, die an sich verschiedene Arten der Fälschung für identische erklärt und der Malersignatur in logisch nicht haltbarer Weise den Charakter einer Urkunde beilegt, verbessert die bisher so verworrene Sachlage nicht, sondern verschlimmert sie nur wegen der Begriffsverwirrung, die sie in die Laienwelt hineinträgt, was um so bedenklicher ist in einer Zeit, in der gerade das Laienelement mehr als früher zur Rechtsprechung herangezogen und die gewiß begründete Forderung erhoben wird, daß jedermann das Strafgesetz genau kenne. Das Malerzeichen ist ebensowenig eine Urkunde wie der Waldhammerschlag am Baume zum Zeichen des Eigentumsüberganges, die Gedingstufe zur Bezeichnung der Stelle, wo der Bergmann seine Arbeit begonnen hat, und der Stempel an einer Warenlieferung, durch den ein Unparteiischer oder ein Vertreter des Käufers sie für abnehmbar erklärt, Urkunden sind. Wohl aber gehört sie mit den erwähnten Gegenständen, sowie den Merkzeichen, den Hofmarken, dem roten Faden im Tauwerke der englischen Marine, den Zeichen der Forstverwaltung auf zugewiesenen Holzhaufen, den Grenzsteinen, den Warenzeichen, den Schutzmarken, den Kerbhölzern, den Garderobemarken und noch mehreren ähnlichen zu einer Klasse von Gegenständen, die in der österreichischen Zivil-, leider aber nicht auch in der österreichischen Kriminalgesetzgebung, unter dem durchaus zutreffenden Sammelnamen von „Auskunftssachen" zusammengefaßt werden. Sie haben das miteinander gemein, daß sie zur Wahrung der publica fides, d. h. zur Aufrechthaltung von Treu und Glauben unter staatlicher Autorität gleich den Urkunden eines besonderen rechtlichen Schutzes gegen Fälschung bedürfen.

An der ganzen großen Verwirrung, die auf diesem Gebiete herrscht und durch eine Reihe von namhaften Rechtslehrern aufrecht erhalten wird, ist ein verhängnisvoller Irrtum schuld, der sich in der gleichen Weise in fast alle modernen Gesetzgebungen eingeschlichen hat: der, daß in den Gesetzbüchern Betrug und Fälschung als gesonderte, einander koordinierte Vergehen behandelt werden, anstatt daß das eine dem andern untergeordnet wäre, d. h. daß Betrug und Fälschung nicht besondere Paragraphen des Strafgesetzbuches ausmachten, sondern der Betrug in ihm als großes, weitumfassendes Kapitel erschiene, dem die Fälschung als einer seiner vielen Paragraphen eingereiht wäre.

Es giebt wohl kaum etwas, worüber im Sprachgebrauch und im Volksbewußtsein so wenig Unklarheit herrschte, wie die Begriffsbestimmung des Betrugs. Wir brauchen nicht erst Nachschlagebücher und andre wissenschaftliche Werke zu Rate zu ziehen, oder uns von der Gerichtspraxis belehren zu lassen, um zu wissen, daß Betrug das ist, wofür er immer erklärt worden ist: die arglistige Täuschung zum Zwecke der Schädigung. Daß die Fälschung nur eine besondere Art oder Unterart dieser auf Schädigung gerichteten Täuschung ist, liegt auf der Hand. Läßt es sich nun auch verstehen, daß im Interesse der Rechtsordnung und des Allgemeinwohls auf die Verfolgung bestimmter Betrugsarten wie etwa der Urkunden- und Auskunftssachenfälschung ein besonderer Nachdruck gelegt wird, so wird damit doch nicht das gerechtfertigt, was wir als herrschende Praxis der Kriminalgesetzgebung finden, die Aufstellung eines besonderen, selbständigen Reats der Fälschung gegenüber dem des Betrugs.

Es ist ein entschiedenes Verdienst des früher als Professor des Strafrechts an der Universität Czernowitz thätigen und jetzt in gleicher Eigenschaft an der deutschen Universität in Prag wirkenden österreichischen Kriminalisten Dr. Hanns Groß, in einem besonderen Werkchen („Der Raritätenbetrug", Berlin, J. Guttentag) diese Mängel der Gesetzgebung und Gerichtspraxis zur Untersuchung gezogen und in ihrem Wesen klargelegt zu haben. Wenn er sich dabei nicht auf das Gebiet der Kunst und des Kunstgewerbes beschränkt, sondern auch das der Altertümer und ethnographischen Merkwürdigkeiten in den Bereich seiner Erörterungen zieht, hat das seinen natürlichen Grund darin, daß diese verschiedenen Gebiete nicht streng gegeneinander abgegrenzt sind und vielfach ineinander überfließen. Immerhin ist auch dem Verfasser das wichtigste Feld das der Bilderfälschung, von dem er mit Recht hervorhebt, daß auf ihm jährlich um Millionen betrogen werde, und daß es, davon abgesehen, auf allgemeine Bildung, auf Kunstgeschichte und Kulturforschung am wichtigsten eingreife. Was die Mittel zur Bekämpfung der vorhandenen Mißstände anlangt, so verkennt er die Schwierigkeiten nicht, die mit der Einführung neuer gesetzlicher Bestimmungen verbunden sind, schon wegen Erhaltung des gleichmäßigen und sicheren Ganges der Rechtspflege; er glaubt, daß eher vielleicht zu besseren Zuständen zu gelangen sei, wenn die Juristen es sich angelegen sein ließen, ihre Kenntnisse in betreff dessen zu erweitern, was auf dem Felde des Bilder- und Antiquitätenhandels an betrügerischen Manipulationen geleistet wird, und macht ihrer Unkenntnis in diesen Dingen geradezu den Vorwurf, daß sie den Betrug wie beim Pferdehandel, so auch beim Handel mit Bildern, Altertümern und Merkwürdigkeiten förmlich großziehen. Da sein Buch zu großem Teil den Zweck verfolgt, alles das klarzulegen, was beim Kuriositätenhandel an Schlichen, Pfiffen und Kniffen aufgeboten wird, um Handlungen, die schlechthin betrügerische sind, als harmlose und erlaubte erscheinen zu lassen, so gestaltet sich die Lektüre auch für den Nichtfachmann zu einer außerordentlich anregenden und fesselnden, und das um so mehr, als die zur Beweisführung angezogenen Vorgänge die Probe auf ihre Stichhaltigkeit sämtlich unter dem kritischen Auge eines sachverständigen Juristen bestanden haben. Nur wenige Beispiele aus dem überreichen Material.

Daß Fälschungen wieder gefälscht werden (Iterativfälschungen) und die Fälscherkünste so weit gediehen sind, daß ihnen selbst die gewiegtesten und gelehrtesten Sachkenner zum Opfer fallen, das gehört zu den Thatsachen, die so allgemein bekannt und so oft erzählt worden sind, daß sie nicht wiederholt zu werden brauchen. Immerhin sei daran erinnert, daß der große Geigenkünstler Paganini einmal hinsichtlich seiner berühmten Guarnerigeige, angeblich der besten Geige der Welt, die, vom Künstler seiner Vaterstadt Genua vermacht, unter Glas und Rahmen aufbewahrt wird, getäuscht wurde; er hatte das Instrument dem bekannten belgischen Geigenmacher Vuillaume zur Reparatur übergeben, und dieser lieferte ihm statt des echten einige Zeit nachher ein nachgemachtes zurück, ohne daß der große Künstler, auch nachdem er mehrfach auf der gefälschten Geige gespielt hatte, den, allerdings nicht ernst gemeinten, Betrug gemerkt hätte. Das Geschichtchen sei nur angeführt, um zu beweisen, wie weit Fälschungen selbst auf einem Gebiete möglich sind, von dem man behauptet hat, daß es diesen betrügerischen Manipulationen kaum zugänglich sei. Das Gegenteil freilich ist der Fall, wie sich das schon aus der Unzahl der angeblichen Arbeiten von Stradivari, Guarneri, Amati und Stainer ergiebt, die fort und fort in den musikalischen Zeitschriften von Händlern oft um riesige, oft aber auch um recht bescheidene Preise angeboten werden. Echte Geigen der genannten Meister sind allerdings nicht unter 12—16 000 Mark zu haben, allein echte derartige Instrumente dürften sich auch kaum in Händlerhänden befinden. Das hat sich eklatant auf der internationalen Ausstellung musikalischer Instrumente 1872 in London gezeigt, auf der alles in allem von den alten italienischen Meistern 22 Geigen, 7 Violas, 7 Violoncelle und 5 Kontrabässe zu sehen waren. Von den Tausenden, die sich im Besitz von Händlern befinden sollen, war nicht ein einziges auf die Ausstellung gelangt, und doch hätte gerade den Händlern daran gelegen sein müssen, hier mit ihren angeblich echten Instrumenten hervorzutreten, einesteils, um sie bei den sammelwütigen Engländern zu hohen Preisen anzubringen, und andernteils, um sich, wozu gerade auf der Ausstellung die beste Gelegenheit geboten gewesen wäre, von Kennern ihre Echtheit bestätigen zu lassen.

Seine höchste Blüte treibt das Fälscherunwesen auf dem Felde der Bilderherstellung. Es ist ebenso erstaunlich wie bedauerlich, welche Unsumme von Talent, Handgeschick und eisernem Fleiß hier in den Dienst einer schlechten Sache gestellt wird. Soll eine Kopie nach einem guten Meister angefertigt werden, so sind dazu schon geschickte Künstlerhände erforderlich, es muß aber auch echte Leinwand aus der entsprechenden Zeit beschafft werden, die Nägel sind künstlich mit Rost zu versehen, und es bedarf verschiedener umständlicher Verfahren, um das Gemälde als alt und seinen Firnis als von Rissen und Sprüngen durchzogen erscheinen zu lassen. Handelt es sich freilich nicht um „eine große Sache", sondern nur um etwas „Beiläufiges", dann braucht man nicht so viele Umstände zu machen. Ein altes Bild wird einfach rasch kopiert und die Kopie dann in den Backofen gesteckt, wo sie braun, rissig und trocken wird. Bei der besseren Sorte von Arbeit wird die Leinwand, gewöhnlich alte, grobe Bauernleinwand, um ihr das richtige Ansehen zu geben, in einem starken Tabakabsud mit etwas Leim längere oder kürzere Zeit gekocht. Die Seite, die später als Rückseite dienen soll, erhält eine feine Bestäubung von zerstoßenem Harz, auf der mit der Hand gewöhnlicher Zimmerstaub oder besser noch solcher, der von Kornböden stammt, gut verrieben wird. Auf der Vorderseite wird sorgsam die Kopie nach einem guten Meister ausgeführt, der mit einer Mischung von Lakritzensaft, Milch, feiner Asche und etwas Ruß der „alte, warme, goldige Ton der alten Meister" verliehen wird. Für den unbedingt erforderlichen Schmutz sorgt eine mit Sepia und Tusche versetzte Gummilösung, die mit einer Bürste über das Ganze gespritzt wird.

Das sind indes verhältnismäßig noch harmlose Gaunerstreiche, mit denen arme, hungernde und frierende Kunstjünger ihr leck gewordenes Lebensschiffchen über Wasser zu halten suchen. Raffinierter gehen schon die Kunsthändler vor, die ja in der Regel auch den Löwenanteil an der Beute davontragen und für die die Künstler lediglich die Handlanger zu spielen gezwungen sind. Nur ein einziges Geschichtchen dieser Art. Ein Liebhaber findet in einem Laden ein wirklich gutes Bild, das um nicht zu teuren Preis zu haben ist. Die sorgsamste Prüfung ergiebt Echtheit und großen Wert des Bildes, es wird gekauft und Nachsendung vereinbart. Entweder kommt der Käufer selbst auf den Gedanken, die Identität des Bildes zu sichern, oder es bringt ihn der Verkäufer darauf — kurz, der Käufer schreibt mit Rotstift auf die Rückseite des Bildes seinen Namen, drückt etwa sein Petschaft auf und bringt noch ein geheimes Erkennungszeichen an, zahlt und reist beruhigt ab. Das Bild kommt an, Unterschrift, Siegel und das geheime Zeichen sind vorhanden und echt, das Bild aber ist eine mehr oder weniger wertlose Kopie. Die Sache war nämlich so, daß auf demselben Blindrahmen zuerst die Kopie und darüber das Original aufgespannt war. Der Käufer hat also vorn das Original gesehen und geprüft, seine Zeichen aber auf der Kopie angebracht, und der Verkäufer hatte bloß die kleine Mühe, nach Abgang des Käufers das Original herabzunehmen — um das Experiment beliebig zu wiederholen.

Leider lassen zuweilen auch Künstler sich Dinge zu schulden kommen, die nicht zu verantworten sind. Das bewies u. a. ein Prozeß, der im Jahre 1888 vor dem Schwurgericht in Brügge verhandelt und

in dem dargethan wurde, daß der bekannte Maler van Beers mehrere gute Maler (darunter Paul De Witt und Eismann-Semenowsky) im Solde hatte, die Kopien seiner Bilder oder auch Originalarbeiten anfertigten; van Beers retouchierte dann die Gemälde ein wenig, versah sie mit seinem Namen und verkaufte sie als seine Originalerzeugnisse. Gefielen ihm Bilder gar nicht, so ließ er seinen Namen durch jemand anders daraufsetzen, um sie später erforderlichenfalls als unecht erklären zu können. Das nannte er „falsche van Beers fabrizieren“.

Wahre Orgien feiert das Fälscherhandwerk auf dem Felde des Kunstgewerbes, namentlich soweit dabei die Erzeugnisse vergangener Zeiten und fremder Länder in Betracht kommen, die sogenannten Antiquitäten und Kuriositäten. Das Fälschen, d. h. die auf Schädigung ausgehende arglistige Täuschung, wird hier als etwas so Selbstverständliches, gleichsam durch das Herkommen Berechtigtes angesehen, daß sein rechtswidriger Charakter mehr und mehr sogar dem Volksbewußtsein schwindet. Wenigstens vermeidet man es fast allgemein, für die widerrechtlichen Handlungen das ominöse Wort „Betrug“ zu gebrauchen, und läßt die dafür erfundenen mildernden Ausdrücke gelten, von denen das Wort „Trucage“ oder „Truquage“ gewissermaßen zu einem technischen Ausdruck geworden ist. „Es ist charakteristisch,“ sagt Groß, „daß das Volk stets bereit ist, eine Lässigkeit der Gesetzgebung oder Rechtsprechung aufzugreifen und dort, wo offensichtig strafbare Vorgänge nicht energisch behandelt wurden, einen Namen zu erfinden, der das Nichtstrafbare der Sache festnagelt — die Ausdrücke des Strafgesetzes vermeidet man gern und empfindet, daß ein Vorgang nicht mehr unter dieses fällt, wenn er einen milderen Namen bekommen hat. Diese Thatsache, für die in psychologisch interessanter Weise die Gaunersprache unzählige Beweise liefert, hat sich namentlich beim Betruge und zwar wieder bei jenen Teilen des Betrugs geltend gemacht, in denen von seiten der Rechtsprechung nachsichtig vorgegangen wird. Erfunden haben stets die Franzosen das betreffende Wort — in der Sprache der Diplomaten; beim Spiel betrügen heißt corriger le hasard, beim Pferdehandel betrügen nennen sie enrosser, beim Reedern betrügen baratter, und beim Raritätenhandel betrügen heißt faire un truquage. Dieses Wort hat sich im Händler- und Sammlerjargon längst eingebürgert, und nennt der Richter den unverschämtesten Raritätenschwindel nicht Betrug, so brauchen es die Beteiligten auch nicht zu thun und reden stets nur von einer ‚famosen Truquage‘“.

Gewiß, „die deutsch Sprak ist ein arm Sprak, ein plump Sprak“, das hat Leutnant Riccaut schon gesagt, sie läßt sich nicht wenden und drehen und stellt uns nicht, wo es sich um eine garstige Sache handelt, eine Reihe abschwächender und beschönigender Ausdrücke zur Verfügung. Dafür aber ist sie eine ehrliche Sprache, und es wäre nur zu wünschen, daß sie von unsern Richtern ebenso resolut angewendet würde wie von dem Fräulein von Barnhelm. Geben wir der „Truquage“ stets und überall den ihr einzig gebührenden deutschen Namen, und gewöhnen unsre Richter sich daran, sie unter diesem auf ihre wahre Natur zu prüfen, dann werden wir vielleicht am ehesten dazu gelangen, dem Betrug in Kunst und Kunstgewerbe die notwendige eindämmende Schranke entgegenzusetzen.

Ludwig Holthof



Verteilung der Geschenke vor dem Sterbehause



Taufe nach griechisch-katholischem Ritus

Ein Abstecher ins Ruthenenland

Von

Paul Kauffmann

(Schluß)

In das Hotel zurückgekehrt, sahen wir mit Zagen dem Mittagsmahl entgegen und waren daher nicht wenig erstaunt, als wir Gedecke von weißem Porzellan auf einem fast ganz reinen Tischtuch aufgestellt fanden. So sehr uns dieser Beweis von Aufmerksamkeit schmeichelte, störte es uns doch, daß neben uns für noch zwei weitere Personen gedeckt war. Wir setzten uns zu Tisch und baten, man möge uns das Essen auftragen, allein wir mußten auf die Ankunft der Persönlichkeiten warten, die mit uns speisen sollten. Endlich langten diese an, gefolgt von dem Wirt, der durch die tiefen Bücklinge, die er vor seinen in gravitätischer Würde einherschreitenden Gästen machte, andeutete, daß sie etwas ganz Besonderes sein müßten. Gleichwohl ließen die beiden Herren sich herab, uns mit einer leichten Verbeugung zu begrüßen, und da wir in der gleichen Weise erwiderten, mußten die hohen Herrschaften wohl annehmen, daß unsre soziale Stellung der ihrigen ebenbürtig sei, und brachen zuerst das Eis, indem sie sich huldvoll nach dem Zwecke unsrer Reise erkundigten. Wir beeilten uns, ihre Neugierde zu befriedigen, und erfuhren dafür unsrerseits, daß es der Herr Gerichtsrat und der Herr Steuereinnehmer seien, auf einer dienstlichen Reise begriffen.

Unser gar nicht übles Mahl verlief um so angenehmer, als ein interessantes Gespräch über die Sitten und Gebräuche des Landes uns die Schattenseiten unsers Hotels vollständig vergessen ließ. So erfuhren wir, daß der Teil des Ruthenenlandes oder Rotrußlands, in dem wir uns befanden, das heißt, der an die Ostgrenze der Karpathen stoßende, unter dem Namen „Boikas“ bekannt ist. Die vorherrschende Religion dieser Slaven ist die griechisch-katholische, und die hier und dort in den Flecken und Dörfern vorhandenen römisch-katholischen Kirchen werden nur von den im Lande ansässigen Polen aus Galizien besucht. In politischer und geographischer Hinsicht gehört das ganze Ruthenenland zu Oesterreich. Es erstreckt sich von Galizien die Karpathen entlang über das rechte Dnjesterufer hinaus bis zur rumänischen Grenze. Die Sprache, die kaum als etwas mehr als ein Dialekt auftritt, beruht auf altpolnischer Grundlage und ist etwas vom Deutschen beeinflußt; sie entbehrt jeder

grammatischen oder sonstigen methodischen Behandlung. Obgleich sie Rotrussen genannt werden, haben die Ruthenen gar keine Aehnlichkeit mit den Russen, von denen sie sich ebensosehr wie von den Böhmen, Polen, Deutschen oder Rumänen unterscheiden. Sie sind ein besonderer, inmitten dieses umfassenden Reichs eingeschlossener Volksstamm.

Während wir uns über ihre eigenartigen Sitten unterhielten, teilte der Steuereinnehmer uns mit, daß einer seiner Verwandten, ein Pächter auf einem benachbarten Gutshofe, zum sechsten Male Vater eines gesunden und kräftigen Buben geworden sei, und daß er seine Reise nach diesem Städtchen dazu benutzen wolle, der Tauffeier beizuwohnen; er forderte uns auf, ihn dorthin zu begleiten, und gern folgten wir der liebenswürdigen Einladung. Es wurde also Vereinbarung für den folgenden Mittwoch getroffen.



Bei dem Popen

Weiter erfuhren wir noch, daß am nächsten Tage das Leichenbegängnis eines Großkaufmanns in feierlicher Weise nach griechischem Ritus stattfinden solle. Da man uns über die Stunde der Feierlichkeit keinen Aufschluß geben konnte, beschlossen wir, noch am gleichen Abend dem Hauptpopen einen Besuch zu machen und ihn um Auskunft zu ersuchen Er wohnte in einem etwas unscheinbaren, blau angestrichenen Häuschen mit braunen Fensterläden; ein ziemlich großer Garten hinter der Wohnung mußte ihm zum großen Teil seine Einkünfte liefern. Wir traten ein. Beim Schein einer Lampe gewahrten wir zwei Personen, die unsern Gruß höflich erwiderten. Wir bemerkten, daß es ein griechischer Pope und ein römisch-katholischer Geistlicher waren, die in kameradschaftlicher Weise ihre Partie Karten spielten. Auf dem Tisch brodelte der Samowar, und aus einiger Entfernung warf die Frau des Popen,



Ruthenische Frau auf dem Wege zum Markte

während sie ihren häuslichen Verrichtungen nachging, einen verstohlenen Blick auf die unterbrochene Kartenpartie. Da wir das würdige Spielerpaar gebeten hatten, zunächst ihre Partie zu beenden, nahmen sie die Karten wieder zur Hand. Die Beziehungen zwischen den Anhängern der beiden Religionen waren die denkbar besten, da keiner von ihnen sich in das Gehege des Mitbruders drängte. Der Unverheiratete aber war besser daran als sein mit einer Familie gesegneter Genosse, da beide nur die gleichen Bezüge hatten. Der Pope mußte darum, um sich durchzuschlagen, mit seinem geistlichen Amt einen kleinen Spezerei- und Kurzwarenladen verbinden, den seine Frau führte.

Wir erfuhren nun, daß die Trauerfeierlichkeit am andern Vormittage um zehn Uhr stattfinde; mehrere Popen aus der Nachbarschaft sollten dabei neben den drei des Ortes mitwirken. Der Pope freute sich mit seiner Frau schon im voraus auf die Geschenke, die er mitbringen werde. Schon am Vorabend hatte ihm die Familie des Verstorbenen einen Schinken und ein Dutzend frische Eier geschickt.

Um neun Uhr andern Morgens fanden wir uns in dem Sterbehause ein, das bereits von Verwandten und Freunden überfüllt war. Die Leiche lag in ihrem besten Sonntagsstaat und mit unverhülltem Gesicht in einem schwarzen Sarge. Zwei Popen, die schwarze Sammetmütze auf dem Haupte und in schwarze, mit silbernen Streifen besetzte Dalmatiken gehüllt, Kerzen in der Hand, sagten Totengebete her. An den Wänden des Zimmers entlang streckten junge Tannenbäumchen ihre grünen Zweige aus und verbreiteten einen scharfen, starkwürzigen Harzgeruch. Die Verwandten und Freunde zogen an der Leiche vorbei, besprengten sie mit Weihwasser und legten auf eine am Fußende des Sarges auf einem Schemel stehende Metallplatte Geldstücke nieder, die zur Verteilung bestimmt waren.

Aber die Stunde für die Ordnung des Leichenzuges hatte geschlagen. Wir vernahmen die Leichengesänge, und in dem Zimmer verbreitete sich der helle Glanz der Kerzen, die von zehn in schwarze oder violette, mit Gold und Silber gestickte Dalmatiken gekleideten Popen getragen wurden. Gegen dreißig Chorknaben trugen gleichfalls Kerzen oder schwangen Weihrauchfässer, dabei die Responsorien zu den Psalmen singend. Die Popen mit ihren langen Bärten, imposante Gestalten, trugen mit tönender, gut geschulter tiefer Stimme nach einer eigentümlichen Melodie ihre Gesänge vor. Diese Leichenfeier machte auf mich einen tiefergreifenden Eindruck, aber leider sollte er nicht bis zur Beendigung der Zeremonien anhalten.

Der erste Zelebrant segnete die Leiche ein, dann wurde der Sarg aufgehoben, vor das Haus getragen und dort auf einer Bahre niedergesetzt. Der Trauerzug setzte sich in Bewegung, die Geistlichkeit voran. Verwandte trugen die Zipfel des Bahrtuchs, während andre unmittelbar hinter dem Sarge mit dem geweihten Brote einhergingen, das nach Schluß der Feier zu Ehren des Verstorbenen verzehrt werden sollte. Dann folgten wiederum Popen, singend und reichgestickte Fahnen tragend, und hinter ihnen die übrigen Verwandten zwischen einer Reihe von Klageweibern.

Vor dem Eintritt in die Kirche wurde der Sarg auf den Boden niedergesetzt. Sämtliche Verwandte und Freunde traten der Reihe nach heran, beugten sich knieend zur Erde und drückten einen Kuß auf die Stirn des Toten, ihn um Verzeihung für das Ueble bittend, das sie ihm etwa angethan hätten.

Nachdem die kirchliche Feier, der wir aus Mangel an Platz nicht hatten beiwohnen können, vorüber war, setzte der Zug den Weg nach dem Kirchhof fort. Wir warteten seine Rückkehr in der Nähe des Sterbehauses ab, vor dem sich bereits, von einigen Polizeibeamten in Ordnung gehalten, eine große Volksmenge angesammelt hatte. Die vorderste Reihe setzte sich ausschließlich aus bettelhaften und zerlumpten Gestalten der niedrigsten Volksklasse zusammen. Zwischen die einzelnen Gruppen hatte sich eine Menge von Kindern eingedrängt. Ein ohrzerreißendes Geschrei erhob sich, als die Popen, die vorderste Reihe der Volksmenge zurückdrängend, in langer Reihe Aufstellung nahmen, der eine ein Kreuz, der andre eine Fahne und ein dritter eine Kerze in der Hand, und sich tief vor der in das Sterbehaus schreitenden Familie verneigten. Auf einem verandaartigen Balkon in Höhe des Erdgeschosses waren Tische aufgestellt, auf denen Brot, Honig- und Weißbrotkuchen und Bierkrüge standen, während auf andern bunte Tücher aus Baumwollzeug oder bedruckte Leinwand in Paketen zu ganzen Haufen aufgestapelt lagen.

Verhältnismäßig ruhig wurde es beim Erscheinen der nächsten Verwandten des Verstorbenen. Nachdem einer von ihnen einige Worte gesprochen, bewegten die Popen sich in geschlossener Reihe nach der Veranda hin, wo sie, anfangs in ziemlich geordneter Weise, von den Verwandten Gläser mit Erfrischungen entgegennahmen. In diesem Augenblick aber stürzte sich die von den Polizeibeamten kaum noch im Zaum zu haltende Volksmenge auf das Haus, um ihren Anteil an dem Geld, den Lebensmitteln und den Bierspenden in Empfang zu nehmen. Es entstand nun ein Durcheinander, so wirr, wie man es sich kaum vorstellen kann. Männer, Frauen, Kinder und vor allem die Popen erhoben im tollsten Wettstreit ein Geschrei, von dem man nicht wußte, ob Schmerz oder Freude es erpreßte; jeder bemühte sich, dem andern hier ein Stück Geld, dort einen Kuchen und anderwärts wieder ein Tuch zu entreißen. Das erstaunlichste Schauspiel aber boten die Popen uns dar; mit Kerzen und Weihrauchfässern um sich schlagend,



Jüdische Beerdigung

suchten sie einander wütend unter den schlimmsten Schimpfworten die schönen und glänzenden Foulards streitig zu machen, die man ihnen in ganzen Paketen zuwarf. Ihre geistlichen Gewänder und ihren kirchlichen Schmuck im Straßenschmutz nach sich schleppend, zwischen den hochgeschürzten Röcken der Weiber am Boden miteinander ringend und mit Zähnen und Fäusten das mühsam erkämpfte Gut verteidigend, boten sie einen widerlichen Eindruck. Aber merkwürdig, trotz dieses oft sich wiederholenden Schauspiels leidet die religiöse Seite keinen Eintrag, der eigentümliche Zauber, den das priesterliche Gewand ausübt, und das der zur griechischen Religion sich bekennenden Bevölkerung angeborene religiöse Gefühl verstatten den materialistischen Ideen der Neuzeit keinen Eingang.

Nachdem die Verteilung der Geschenke vorüber war, entfernte die Menge sich langsam, die Kleider mehr oder minder zerfetzt, mit geschwollenen Backen, die Kinder an die Röcke der Mütter geklammert, alle aber den Gegenstand an das Herz gedrückt, den sie in heißem Streite errungen. Um den peinlichen Eindruck zu verwischen, den die Scene in mir hinterlassen hatte, begab ich mich nach den Vorstädten hinaus, um das Volksleben in den Arbeiterkreisen zu studieren, zumal ich mich lebhaft für die mit Gold- und Seidenfäden durchzogenen Gewebe interessierte, die die Weber dort in ihren häuslichen Werkstätten anfertigen; diese durchaus künstlerisch hergestellten Arbeiten haben seltsamerweise eine ganz merkwürdige Aehnlichkeit mit den in der Bretagne gebräuchlichen Wirkereien.

Indem ich meinen Spaziergang bis über die letzten Häuser des Fleckens hinaus ausdehnte, war ich ganz erstaunt über die große Anzahl der mir nunmehr begegnenden Juden. Ich hatte vorher schon mehrere auf den Straßen angetroffen, aber doch nicht so viele wie in der Gegend, durch die ich jetzt kam. Als ich etwas näher zusah, bemerkte ich in der That, daß ich mich mitten in einem Judenviertel befand.

Mir fiel ein langes, einstöckiges, in Ziegelsteinen erbautes Gebäude auf, das von hohen, aber schmalen, vergitterten Fenstern durchbrochen war; daneben erhob sich über einem kleineren, an der Rückseite eines viereckigen, mit Lehmmauern eingefaßten Hofes gelegenen Gebäude ein Fabrikschornstein. Juden betraten und verließen truppweise das Gebäude; ich meinesteils ging auch hinein und war nicht wenig erstaunt, dort mit dem Steuereinnehmer vom gestrigen Tage zusammenzutreffen, der mich darüber aufklärte, daß ich mich in der jüdischen Badeanstalt befinde, wohin er gekommen sei, um die Steuer zu erheben. Er schlug mir in der zuvorkommendsten Weise vor, mir als Führer zu dienen, worauf ich gern einging. Auf unsrer Wanderung gelangten wir auch in einen kleinen, aber sehr gut gelüfteten Raum, der, wie ich vernahm, als Totenkammer diente. In der That lag auf einer Art Steintisch ein menschlicher Körper. Es war die Leiche eines tags zuvor gestorbenen Mannes, der noch am gleichen Abende zu seiner letzten Ruhestätte befördert werden sollte. Da die Zeit schon ziemlich vorgerückt war, beschloß ich, hier die Abholung der Leiche abzuwarten, wozu mein neuer Freund, der Steuereinnehmer, mir sehr riet, da es mich sicherlich interessieren werde.

Gegen fünf Uhr wurde uns gemeldet, daß die Thür sich geöffnet habe, um die Leiche passieren zu lassen. Ich war nicht wenig erstaunt über das Schauspiel, das an Würdelosigkeit dem kurz zuvor gesehenen nicht nachstand. Drei Juden in gewöhnlicher Kleidung, den Kopf mit einem eng anliegenden Käppchen bedeckt, über das der bekannte schmierige Filz gestülpt war, trugen auf ihren Schultern eine aus Baumzweigen leiterartig zurechtgemachte Tragbahre und auf dieser den Vorstorbenen, der in ein grobes, graues Leinentuch geschlagen war und als Kopfstütze ein elendes Strohkissen hatte. Sie bewegten sich schwankend und schwerfällig über das kotige Erdreich, und es schien, als ob bei jedem Schritt ihre Last ihnen entgleiten könnte. Ich folgte ihnen durch ein Gewirr unsauberer Straßen. Vor der Thür eines Branntweinladens machten die Träger Halt und setzten die Leiche in den Straßenschmutz nieder; sie gingen hinein, ließen sich ein großes Glas Branntwein geben und setzten dann ebenso schwankend, aber in schnellerem Tempo als früher ihren Weg nach einer umfriedigten Stätte fort, die mit Gräbern und cylinderförmigen Leichensteinen bedeckt war. Sie traten in die Einfriedigung ein, und es kamen ihnen drei Personen, ohne Zweifel nahe Verwandte des Verstorbenen, entgegen, die sie nach einer tags zuvor schon ausgeworfenen Grube wiesen. Die Totengräber senkten die Leiche hinab und warfen das Grab dann möglichst rasch zu. Keine Feierlichkeit, kein Gebet, ein Absehen von allem, nicht ein einziges Zeichen des Gedenkens, nicht ein einfacher Kranz, absolut nichts!

Am folgenden Tage, der ein Markttag war, spazierte ich in der Straße umher, allein dort fiel mir nichts Bemerkenswertes auf; abgesehen von den verschiedenen Trachten der Landesangehörigen sah es auf diesem Markte fast ebenso aus wie auf jedem andern Markte Europas. Trotzdem machte mir etwas vielen Spaß, nämlich zu sehen, wie einige Bäuerinnen aus der Umgegend, junge Mütter, um ihren Säugling nicht im Stiche zu lassen, es anstellten, ihn zugleich mit den zum Verkauf bestimmten ländlichen Produkten mit nach der Stadt zu bringen. In einer Art von Wiege, die aus einem oval ausgehöhlten Baumstamme bestand, lagen nebeneinander der junge Weltbürger, das kleine Schweinchen und das Geflügel, in nichts weniger als melodischer und harmonischer Weise ihren persönlichen Empfindungen Ausdruck verleihend.

Früh am andern Morgen pochte der Steuereinnehmer uns heraus, und wir fuhren alle drei in einem Mietwagen fort, der etwas bequemer war als derjenige, der uns hergeführt hatte. Wir gelangten ohne Unfall zu dem Eingange des Pachthofs, dessen Thür mit Laubgewinden umkränzt und von buntbebänderten Tannenbäumchen eingefaßt war.

Der Pächter, seine Kinder, sowie einige Verwandte erwarteten uns und küßten uns nach landesüblicher Sitte zum Zeichen der Freundschaft auf den Mund. Der Pächter geleitete uns unter Verbeugungen in den großen Saal, der sehr hübsch mit Laubgewinden und bunten Draperien geschmückt war. Ein mit zahlreichen Gedecken bedeckter langer Tisch zog sich durch das ganze Gemach; Tischtuch und Servietten waren gleichmäßig mit ruthenischen Mustern bestickt. Nachdem wir uns unsrer Mäntel und Kopfbedeckungen entledigt hatten, nahm der Pächter ein Brot, brach es in vier gleichmäßige Stücke, bestreute es mit Salz, bot sie uns dann, das Zeichen des Kreuzes darüber schlagend, an und forderte uns auf, sie gleich ihm zu verzehren; ihm machte es sichtlich Freude, uns Gastfreundschaft zu erweisen. Wir teilten also mit ihm Brot und Salz und tauchten unsre Lippen in eine Flüssigkeit, von der wir erfuhren, daß es Met sei. Nachdem diese Zeremonie erfüllt war, gehörten wir zu den Genossen des Hauses, in dem wir uns nun bis zur Ankunft des Popen nach unserm Belieben frei bewegen konnten. Abgesehen von der dem Lande eigentümlichen Bauweise unterschied es sich kaum durch irgend etwas von den sonst in Europa üblichen ländlichen Häusern; derselbe Grundplan, dieselbe Raumeinteilung. Um das Haus herum dehnten sich, soweit man sehen konnte, teils in der Ebene, teils am Berghange, die Felder und Wiesen aus. Der Pachthof gehörte zu dem ausgedehnten Grundbesitz eines reichen, in Lemberg wohnenden galizischen Bojaren.

Die Knechte des Gutes erwarteten in ihrer kleidsamen bunten Festtagstracht, den Seidengürtel um den Leib, auf dem Hofe die Ankunft des Popen, der aus seiner in der Nachbarschaft gelegenen Wohnung kommen sollte. Er ließ nicht lange auf sich warten, und der Ton einer kräftig geschwungenen Schelle verkündete sein Nahen. Um ihn herum drängte sich ein ganzer Schwarm von Kindern und Nachbarn, ehrfurchtsvoll die Stola küssend, die er über seiner Feiertagssoutane trug. Zwei Chorknaben, von deren Schultern sich in erhabener Arbeit das byzantinische Kreuz abhob, folgten ihm, an einem Tragstock einen mächtigen Eimer mit Weihwasser tragend. Mit Kniebeugungen empfangen, wurde der Pope sofort in den Taufsaal geführt, wo sich der Pate und die Patin, sowie die Familie und die Freunde versammelt hatten. Bei den griechischen Katholiken wird die Taufe durch Eintauchen vollzogen; meist bringt man die Kinder nach der Kirche; in Krankheitsfällen jedoch, und wenn er dafür gut bezahlt wird, verfügt der Pope sich auch in das Haus.

Nachdem der Kessel mit dem Weihwasser mitten in das Zimmer auf ein Stück Wachstuch gestellt worden war, ergriff einer der Chorknaben ein Gebetbuch und hielt es sich aufgeschlagen mit beiden Händen vor die Stirn, ein andrer trat mit einem auseinandergefalteten Handtuch auf dem Arm auf den Popen zu, der das aus den Händen der Mutter in Empfang genommene Kind auf seinen Armen hielt. Nun scharte sich alles um den als Taufbecken dienenden Eimer, und es begann die Zeremonie unter allgemeiner Absingung eines kirchlichen Liedes. Der Pope tauchte darauf das Kindchen dreimal hintereinander in den Eimer, wobei es sich wie ein richtiges Teufelchen im Weihkessel benahm, schreiend, daß es einem das Herz durchschnitt; er hüllte dann sofort den Täufling in das bereit gehaltene Handtuch und gab ihn der Mutter zurück, ihn auf Stirn, Lippen und Brust mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnend. Um das aufgeregte kleine Wesen zu beschwichtigen, zog sich die Mutter mit ihm in ein Nebenzimmer zurück, wo eine wärmere Temperatur ihm die Lebensgeister zurückbrachte.

Ich will nicht näher auf die Einzelheiten eines Familienfestes eingehen, das fast wie jedes andre dieser Art verlief, das heißt, es wurde gegessen, getoastet, gesungen und getanzt. Ich kann zum Schlusse dem Leser nur die Versicherung geben, daß ich von diesen Leuten mit der liebenswürdigsten Gastlichkeit aufgenommen und mit Aufmerksamkeiten geradezu überhäuft wurde, und daß das kleine Fest, mit dem mein Aufenthalt im Ruthenenlande endete, zu meinen angenehmsten Erinnerungen zählt. Am andern Tage verließen wir den Ort und setzten unsre Reise fort.

Hauptmann Jürgemeyers Roman

Novellette

von

G. von Lieres und Wilkau

(Schluß)

Die nächsten beiden Tage sahen Anna Montebelli nicht in Krähwinkel. Sie war, von der Sanitätsrätin begleitet, nach Posen gefahren, wo sie in einem Kirchenkonzert mitwirkte. Aber die Freundin brachte sie dann im Triumph noch einmal auf achtundvierzig Stunden ins Städtchen zurück.

In diesen Tagen schwebte über Krähwinkel eine unendliche Gehobenheit. Die Melancholie des kleinen Ortes war plötzlich verschwunden. Ueberall freudige Aufregung ob der großen Dinge, die soeben stattgefunden hatten. Und die Fülle interessanten Gesprächsstoffes! Das Konzert und die Sängerin! Die Sängerin und das Konzert! Und — Jürgemeyer!

Dies letztere Thema, von den Teilnehmern an der Gesellschaft beim Sanitätsrat zuerst angeschlagen, verbreitete sich rasch und flog durch das ganze Städtchen, wenn es auch nur ganz diskret mit zwinkernden Augen hin und her getuschelt wurde. Es konnte ja dem Betroffenen selbst wieder zu Ohren kommen! War's möglich? Jürgemeyer! Jedem war's aufgefallen, in welch herzlicher Weise der Offizier von der Sängerin ausgezeichnet worden war. Von der entzückenden, silberstimmigen Sängerin, um derentwillen Krähwinkel sich zurzeit beinah als Kunststadt vorkam und auf die sich gegenwärtig die Begeisterungsfähigkeit aller Gebildeten im Ort konzentrierte. Man kombinierte sogleich die gefühlvollsten Romane.

Nur einer war von der allgemeinen freudigen Harmonie nicht erfüllt: Jürgemeyer. Wilder Aufruhr war in ihm; immer sah er das süße Mädchen vor sich, wie es mit strahlenden Augen, mit überrote Lippen perlenden Tönen einen Wirbel der Ueberraschung und des Glückes in ihm hervorgezaubert hatte. Er faßte sich an den Kopf. Jetzt, wo er sich's ungestört gestatten konnte, kniff er sich wirklich ins Bein. War's möglich? Konnte das möglich sein? Er dachte nach, bis ihm das Hirn zu platzen drohte. Er rang mit sich: er wollte sich nichts vorlügen.

Als der Abend des folgenden Tages gekommen war, ging er auf die Bude seines besten Freundes, des rotblonden Premiers. Der war dann im nächsten Jahre weggekommen in ein lothringisches Regiment. Fortgestrichen aus Jürgemeyers Leben auch der. Selbst die Korrespondenz war nach und nach eingeschlafen zwischen den beiden guten Kameraden. Wie das so geht. Bei diesem Freunde saß Jürgemeyer, nachdem er „Guten Abend“ gesagt hatte, zunächst beinahe eine halbe Stunde schweigend. Dann sprach er dumpf: „Du weißt, was ich dich fragen wollte. Sag mir deine Ansicht.“

Und der andre erwiderte ebenso feierlich: „Wenn das keine Aufforderung war —“

Dann redeten sie hin und her über die praktischen Fragen der Zukunft, ohne daß Anna Montebellis Name nur ein einziges Mal zwischen ihnen ausgesprochen worden wäre. Aber sie wußten natürlich beide: es ging um diese. Die Kaution zum Heiraten besaß Jürgemeyer nicht. Bis dahin langten seine Zinsen nicht hin. „Sie“ hatte die Kaution jedenfalls auch nicht. Auch würde „sie“ sich wohl dafür bedanken, das bescheidene Los einer armen Offiziersfrau zu wählen. Man konnte das auch kaum von ihr verlangen. Also dann Abschied vom Militär nehmen! Na — von dem Kommiß hatte Jürgemeyer ohnehin ziemlich genug. Er war

nun einmal eigentlich nicht zum Soldaten geboren. Und sein kleines Vermögen, das wollte er „ihr“ dann zu Füßen legen. Für die Anfangsjahre ihrer Künstlerschaft konnte sie es am Ende doch brauchen. Und er? Womit er sich beschäftigen wollte? Nun, zunächst natürlich für „sie“ all die geschäftlichen Umständlichkeiten besorgen, die mit ihrem Beruf zusammenhingen. Und dann (hier wurde Jürgemeyer etwas verschämt) — nun, und dann außerdem vielleicht unter die Schriftsteller gehen. Der Gedanke hatte ihm ja schon früher nahegelegen.

Durch die sternenhelle Sommernacht wanderte der lange Offizier den heimischen Penaten zu. Wieder dachte er: ‚Herrgott, wenn das möglich wäre!‘ Diese andre Zukunft vor ihm — so sehr anders als die grauen Tage, die ihm bisher verstrichen waren. Diese andre Zukunft, vergoldet von Kunst — von Ruhm — von Liebe!

Dies Mädchen! Die prächtige Wärme, mit der sie sein Bestes, Innigstes hervorsprudelte, hervorjauchzte! Ja, kühn war sie gewesen. Anbetungswürdig kühn in ihrem feurigen Temperament und ihrem stolzen Selbstbewußtsein! Aber segne dir Gott deinen Mut, Anna Montebelli! Hätte Jürgemeyer sonst jemals annehmen können, daß sie, die Ruhmumgebene, ihn erwählt und erkoren habe, der bisher als ein unbedeutender Leutnant nur im Verborgenen geblüht!

Denn die Beobachtung hatte sich ihm nicht entzogen, daß seinen verschwiegen in der Tischschublade ruhenden Versen etwelche Mängel anhafteten, und bis auf den heutigen Tag war er noch nie ganz sicher gewesen, ob denn nun wirklich etwas Besonderes an ihm sei. Jetzt freilich, da Anna Montebellis Lächeln ihn begnadigt hatte, war in ihm ein bergeversetzender Glaube an sich selbst.

Dann wieder sank das Thermometer seiner Hoffnungen unter Null, und so schwankte er die zwei Tage bis zur Rückkunft seines Idols zwischen Jubel und Verzweiflung. Zuletzt warf er mit mannhaftem Entschluß alle Befürchtungen von sich. Er wollte sich keine schweren Gedanken machen: er wollte für alle Seligkeit gerüstet sein.

Und so, in dieser etwas krampfhaften Zuversicht wanderte Jürgemeyer an einem strahlenden Mittag Schlag zwölf Uhr zu Sanitätsrats und ließ sich bei Anna Montebelli melden. Fatal, solch eine lange, mit „hochverehrtes gnädiges Fräulein“ beginnende und mit der bewußten ersterbenden Anfrage schließende Rede, wenn einen zwei glänzende Augen immer aus dem Text bringen und wenn solch ein liebes Wesen im ganz prall und eng sitzenden grauen Hauskleide einen soeben mit verwirrender Freundlichkeit begrüßt hat! Jürgemeyer verlor fast den Faden. Und er hatte seine Rede doch so fleißig memoriert! Die halbe Nacht hindurch, und dann heut früh um sieben Uhr, als er, kaum den Kaffee im Magen, zu seinen Rekruten stürzte, und dann ein letztes Mal noch auf dem Wege hierher. Er half sich schließlich, indem er gar nicht mehr auf Anna Montebelli, sondern auf seine Stiefelspitzen und auf seine Handschuhe blickte, während er seine Rede zu Ende haspelte. Er war eben wirklich ein bißchen ungewandt und des Verkehrs mit Frauen nicht gewohnt, der gute Jürgemeyer. Ein andrer hätte die grenzenlose Betroffenheit des Gegenüber, die flehend Einhalt heischenden Gebärden längst bemerkt und danach seine Taktik eingerichtet und die hochnotpeinliche Frage gar nicht erst zu Ende gebracht.

Aber Jürgemeyer redete und redete. Und als er ausgeredet hatte, sah er auch noch nicht einmal auf, sondern die befangene Erwartung packte ihn dermaßen, daß er nun erst recht auf seine schwarzblanken Stiefeln blickte. Der Halskragen war ihm wieder einmal zu eng, und auf seinem Gesicht stand deutlich geschrieben: „Nun, Schicksal, laß kommen, was da kommen muß!“

„Ach! —“ sagte die Sängerin.

Und dann nach einer Pause: „Sie? — — —“

Und dann: „Mich! — — —“

Und dann crescendo: „Aber ich kann mich doch nicht mit Ihnen verloben! Aber ich bin ja verlobt! In Agnetendorf habe ich mich verlobt, vor sechs Wochen. Noch ist es heimlich. Auf der Hörnerschlittenfahrt haben wir uns kennen gelernt. Und dann korrespondiert. Und jetzt im Sommer uns wieder dort getroffen und uns da miteinander versprochen. Aber kein Mensch soll es noch wissen, bis er eine ausreichende Existenz hat. Ein Kreisphysikat. Oder vielleicht auch eine Stelle als Oberarzt an einem großstädtischen Krankenhause. Er ist nämlich Mediziner. Schon sechsunddreißig Jahre alt. Solch einen langen, blonden Bart hat er! Und noch einen halben Kopf größer wie Sie! Es drückt, es drückt mir manchmal fast das Herz ab: dieser Frühling, dies Blühen in mir ... und keinem darf ich's sagen! Und weil Sie Agnetendorf doch kennen. Die alte Botenfrau, die uns die ersten Briefchen übermittelt hat! Den lahmen Tischler, der vor uns auftauchte gerade, als wir uns verlobten! Die Wege, die wir gegangen sind. Ich weiß nicht, wie es kam: mir war, als seien Sie im Vertrauen, als müßten Sie mir alles angemerkt haben. Wie ein sehr guter Freund waren Sie mir ...“

Jürgemeyer sah aus wie einer, der etwas peinlich Unerwartetes vernommen hat. Es ging ihr nahe. Fast fing sie an zu weinen. Sie zog ihr Taschentuch heraus und ballte es in zitternder Hand zusammen. Wie ein Kind maulte sie: „O Gott! Was habe ich gethan! Grausam und thöricht Hoffnungen erweckt! Aber daß Sie mich so mißverstehen konnten ... Daß Sie meine Lieder auf sich beziehen würden! Wie konnte ... wie konnte ich das ahnen!“

Und wie die unausgesprochene Klage sie eben bewegt hatte, so bäumte sie sich jetzt auf gegen den Vorwurf, den doch niemand laut werden ließ. Hoch richtete sie sich empor, ihre Lippen schürzten sich im Selbstgefühl der Künstlerin, leidenschaftlich flammte sie auf: „Für einen Menschen muß ich immer besonders singen. Sonst wird's nichts. Für wen denn sonst? Für den Tisch? Den Stuhl? Die Wand? Für das gleichgültige Gesellschaftsgesindel? Einer muß immer da sein, von dem ich denken kann: du verstehst mich, jetzt sing' ich für dich!“

Nun weinte sie wirklich. Große Perlen hingen an ihren langen Wimpern. Nach dem heftigen Ausbruch überwältigte der Selbstvorwurf sie verdoppelt. Sie klagte sich an: „O Gott, was habe ich Unkluges gemacht! Immer geht irgend etwas mit mir durch! Immer handle ich so unüberlegt!“

So spielte sie ihr ganzes Temperament — ihr feuriges Künstlerblut, ihr weiches Fühlen, ihr rasches, gutes, prachtvolles Herz — vor Jürgemeyer herunter wie eine Rolle. Ja, wie sie sich hier gab, das war sie! So klug, so talentvoll, so ungestüm — und so kindisch lieb dabei. Und weil sie so war, hatte Jürgemeyer sein Herz an sie verloren. Es war wohl recht grausam von ihr, ihm das alles noch einmal so deutlich vorzuführen, gerade in dem Moment, der ihm das Entsagen brachte! Er hielt es endlich nicht mehr aus. Sie war noch mitten im Reden, da stand er auf, nahm schweigend die Hacken zusammen und verbeugte sich zum Abschied.

Stockend kam sie auf ihn zu. Sie reichte ihm ihre beiden Hände, ihre braunen Augen sahen ihn in Thränen schwimmend an, als flehten sie um Verzeihung, daß ihm wehe gethan wurde. „Lieber Mensch, Sie!“ sagte Anna Montebelli mit vor Rührung unsicherer Stimme. Und dann, als sie den Unglücklichen so geschlagen vor sich stehen sah, spielte ihr unbedachtes Herz ihr noch einen phänomenalen Streich. (Gott mochte wissen, wie sie sich mit ihrem Verlobten später darüber auseinandergesetzt hatte. Gestanden hatte ihre Ehrlichkeit es diesem berufenen Richter gewiß.) Sie hob sich auf die Zehen, und ehe der Leutnant sich's versah, fühlte er auf seinem Munde den flüchtigen Hauch von zwei weichen, holden Lippen.

Ehe er sich's versah, schoben ihn dann allerdings auch zwei schlanke feste Hände auf den Flur, und er konnte die Thür von draußen zumachen.

Jürgemeyer war den ganzen Tag in einer unbeschreiblichen Seelenverfassung. Wie vor den Kopf geschlagen war er. Es that doch weh, solch ein Zusammenbruch des kühnsten Luftschlosses! Am Abend — er hatte eben noch wortkarg im Kameradenkreise gesessen — packte ihn plötzlich eine lautlose Wut. Sich so selbst düpiert zu haben! So hereingefallen zu sein! Ach was ... sich betrinken! In irgendwelchem Alkohol die ganze Geschichte ersäufen! Und er würde das wohl wirklich gethan und seinem „Roman“ so ein unwürdiges Ende bereitet haben, hätte er nicht auf seinem Munde immer noch den raschen Druck der zwei weichen Lippen gespürt. Da brachte er's doch nicht fertig, das so schmählich hinwegzuspülen. Er ließ den Rotspohn und bestellte sich statt dessen zwei Flaschen Selters.

Dann war Anna Montebelli abgereist. Und Jürgemeyer blieb zurück in Krähwinkel ... und Krähwinkel erschien ihm eben auch nicht reizvoller als ehedem.

*

Das war sein „Roman“ gewesen. Dadurch hatte er für den Kreis, in dem sein Leben sich fortspann, den Ruhm und das Ansehen eines Mannes von genialem, wenn auch wortkarg verschlossenen Geist erworben und behalten!

Das war also nun zwölf Jahre her. Und der Hauptmann erwartete jetzt die Genehmigung seines Abschiedsgesuches, das er vor drei Wochen eingereicht hatte, damit die Geschichte erledigt war, bevor die Regimentsexerzieren begannen. So vorm Abschluß seiner Krähwinkler Jahre war's wohl begreiflich, daß alles noch einmal an ihm vorüberzog, was er hier erlebt hatte. Auch jene Episode mit seinem „Roman“.

Er dachte jetzt an jene fernen Tage zurück — wie man eben an Jugendträume zurückdenkt, nachdem sie vergangen sind.

Im Grunde war's gut, wie es gekommen war. Sie hatte doch ein verteufeltes Temperament gehabt, Anna Montebelli. Wenn er nur an den Augenblick dachte, in dem sie ihm ihr „Für einen muß ich immer singen!“ entgegengeschmettert hatte. Dies Feuer, diese packende Energie des Ausdrucks! Prachtvoll damals! Aber wenn sich, wie das im ehelichen Leben vorkommen kann, dies Feuer, diese packende Energie in Ungeduld und übler Laune gegen einen selbst richtete ... Und ob einem das auf die Dauer wirklich immer zugesagt haben würde, der Mann einer solch glutvollen, verwöhnten Künstlerin zu sein ... und sonst bloß noch Leutnant a. D. und weiter gar nichts.

Na — und dann die pekuniäre Seite. Da hätte es vielleicht auch nicht so geklappt, wie er es sich dazumal dachte! Im Grunde ist alles immer gut, wie es kommt. Von welchem Standpunkt aus man es eben ansieht ...

Wie Jürgemeyer gelegentlich gehört hatte, war Anna Montebellis künstlerische Laufbahn nicht ganz so leuchtend emporgestiegen, als man es zu Anfang prophezeit. Da ihr Bräutigam rascher, als erwartet, zu einer auskömmlichen Praxis gelangte, hatte das Paar damals bald geheiratet. So war aus dem Bühnenauftreten der Montebelli nichts geworden. Als Frau hatte sie dann einige Jahre als Stern ersten Ranges am Konzerthimmel geglänzt. Das war aber auch vorbei. Man sagte, sie sei zu stark geworden, um noch viel vor der Oeffentlichkeit auftreten zu wollen. Sie lebte jetzt in Berlin in glücklicher Ehe, hatte vier Kinder und war als Gesanglehrerin viel gesucht und in den besten musikalischen Kreisen eine anerkannte Persönlichkeit.

Jürgemeyer sah sie im Geist vor sich, wie sie damals gewesen, als er durch einige Tage so blind beseligt und trunken war um sie, die stolze Maid mit den blanken Augen. Und er dachte, daß er sie wohl in der kurzen Zeit ihrer schönsten Blüte gekannt habe. Weder vorher noch später mochte sie je so berauschend gewesen sein wie in den paar Wochen vor der Veröffentlichung ihrer Verlobung, im Glühen und Beben ihres noch verstohlenen Glückes, in dem verhaltenen Jubel, bald vor aller Welt die Braut des geliebten Mannes zu sein.

„Knalleffekte der Natur,“ sagt Schopenhauer. Es hatte wohl jede schöne Frau solch eine, ach leider sehr vergängliche allerschönste Blüte, die sie niemals wieder erreichte. Und Jürgemeyer erschien es in seinen Gedanken nun doch wie ein Stück persönlichen Besitzes von ihr, daß er seine Jugendangebetete gerade in jener kurzen Zeit ihrer allerschönsten Blüte gekannt hatte.

Wenn er nun Krähwinkel verließ, dann war der Hauptmann entschlossen, sich seine Ruhejahre recht behaglich einzurichten. Nicht etwa heiraten, bewahre! Ein so eingefleischter Hagestolz wie er! Daran hatte er überhaupt nur jenes bewußte einzige Mal im Leben ernsthaft gedacht. Aber in irgend einem mit der Bahn leicht zu erreichenden Vorort von Breslau eine nette kleine Junggesellenwohnung mieten, zu der ein Stück Gartenland gehörte, und eine Glasveranda, um im Winter darin Blumen zu pflegen. Seine Pension und seine Zinsen zusammengerechnet, konnte er sich das alles erlauben.

Das Versemachen hatte Jürgemeyer schon vor zwölf Jahren verschworen. Und was sein zu jener Zeit eben begonnenes litterarhistorisches Werk anbelangte, so wußte er ja, daß es nie über den Einleitungssatz des ersten Kapitels hinausgekommen war und hinauskommen würde.

Dazu hatte seine innere Poesie nicht gelangt, daß er ein Eigner wurde. Aber dafür langte sie ihm, um eine unsinnige Freude an der Natur im großen und kleinen zu haben. Und auch an der Poesie andrer Leute. An den Klassikern, Schiller und Goethe und Shakespeare. Auch an Dickens und Jean Paul. Kleine Freuden des Lebens, die, zählt man ihre Summe zusammen, doch dessen größten Wert ausmachen! Wenigstens für die Mehrzahl der Menschen thun sie das.

Also, wenn sein Abschied heraus war, dann wollte Jürgemeyer zunächst seine ungewohnte Freiheit feiern, indem er von Hirschberg aus eine Touristenwanderung über den Kamm des Riesengebirges machte. Bis nach Böhmen, nach Reinerz und Cudowa.

Nach Agnetendorf wollte er aber dabei nicht



Kostüm aus braunem leichten Tuch mit gleichfarbigem ärmellosen Havelock

hineinschauen. Nee! Noch heute mochte er Agnetendorf nicht wiedersehen. Er war nie mehr dort gewesen seit seinem „Roman“ mit Anna Montebelli.

Und dann nach der Kammwanderung also die Junggesellenwohnung mit der Glasveranda. In der letzteren gedachte Jürgemeyer während des Winters besonders Treibzwiebeln zu hegen. Gleich heute wollte er einige Zeichnungen entwerfen, nach denen der Tischler später Gestelle für all die Töpfe machen würde. Hellgrün lackiert sollten diese Gestelle werden. Und ein kleiner Petroleumofen kam dann selbstverständlich ebenfalls in den Treibraum hinein.



Reisetoilette aus hechtgrauem Tuch

Uebrigens mußte in der Nähe des Ortes auch eine Jagd zu pachten sein, damit man gelegentlich einen Bock schießen konnte!

Das malte Jürgemeyer sich alles aus. Und darauf freute er sich so, daß ihm unversehens für heut und lange Zeit seine Jugendstürme wieder einmal endgültig aus dem Gedächtnis verschwanden.

Pariser Herbstmoden

(Mit fünf Abbildungen nach photogr. Aufnahmen von Reutlinger, Paris, im Verlag der Neuen Phot. Gesellschaft, Berlin-Steglitz)

Einfach und geschmackvoll sind Eigenschaftswörter, die häufig aber selten mit voller Berechtigung angewendet werden. In hohem Grade ist das letztere — das werden unsre verehrten Leserinnen auf den ersten Blick zugestehen — bei der ersten der Pariser Herbsttoiletten, die wir ihnen im Bilde vorführen, der Fall.

Wie graziös die fünf Volants aus dem braunen, leichten Tuch übereinander fallen. Die hellmodefarbene Einfassung von Satin Duchesse wirkt anmutig belebend. Auf der Bluse, die in der Taille durch einen breiten schwarzen Lackledergürtel — das Neueste vom Neuen — zusammengehalten wird, wiederholt sich der Volant des Rockes, vorn und rückwärts als lose Passe gedacht. Die oben engen Aermel sind unten bauschig und am Handgelenk wieder zusammengefaßt, wo an der Stulpe und



Elegante Abendtoilette aus zartrosa Wollstoff

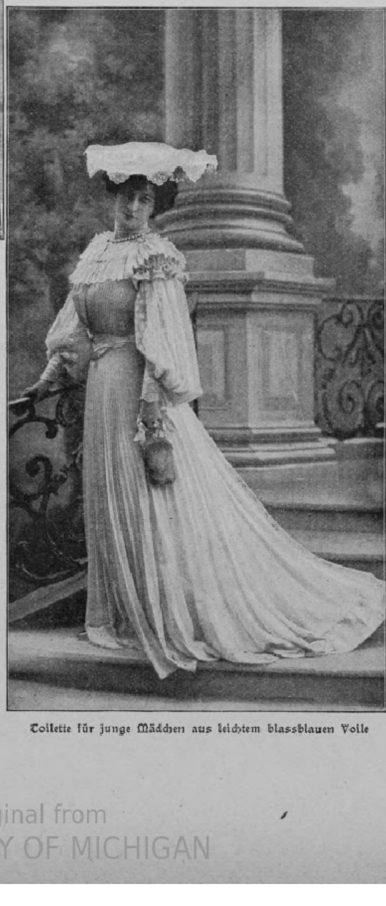
unteren Puffe abermals die hellmode Ornamente angebracht sind. Ueber die Toilette ist ein ärmelloser Havelock gezogen, gleichfalls aus braunem Tuch mit maisgelbem Taffetfutter und einer graziösen Innengarnitur aus Tuchstreifen mit winzigen Goldknöpfchen. Breiter, gestickter, brauner Sammetkragen an der gezogenen Pelerine. Auf dem flachen Hut mit der kostbaren Feder und am Kragen das gleiche schwere, schwarze Atlasband.

Bei der Pariser vornehmen Welt ist es Mode geworden, in den eleganten Restaurants sehr spät in reicher, aber verhältnismäßig leichter Toilette zu dinieren, so daß eine schwere Umhülle für die Nachhausefahrt dringend erforderlich ist. Dieser moderne Abendmantel, für den neuerdings die dunkeln Exemplare bevorzugt werden, pflegt in der Regel ebenso schön oder gar schöner zu sein als das Kleid selber. Wir geben einen solchen aus portweinfarbenem Sammet wieder, der am unteren Rande einen breiten, abgenähten Saum als Aufputz hat und vorzüglich zu den breiten Hermelinrevers paßt. Oben ist der kleine, umgelegte Kragen an den Ecken mit schmalen Goldtressen und gleichen Puscheln



Abendmantel aus portweinfarbenem Sammet mit breitem Hermelinrevers

verziert. Ein dreifacher Schulterkragen, mit weißem Atlas passepoiliert, umgiebt auch noch den oberen Teil der Aermel, die unten voll und weit mit Hermelin und einer kostbaren alten Guipurespitze besetzt sind. Das Futter ist weißer Atlas mit eingewebten Disteln. Nicht minder kostbar ist das weiße Taffetseidenkleid, mit reicher Spitzenapplikation, dessen originelle Vorderbahn der Mantel freiläßt. Von oben bis unten — in der Taille von einem schmalen Silbergürtel gehalten — laufen rosa Korallen- und weiße Seidenschnüre, zum Teil lose, zum Teil fest in die Spitzen gelegt und in Quasten endend. Dazu ein schwarzer Basthut mit schwarzem Tülltuff und gleicher Feder.



Toilette für junge Mädchen aus leichtem blassblauen Voile



Der Neue Markt in Wien

Nach einer Zeichnung von Erwin Pendl (Text Seite 96)

Bei unsrer eleganten Abendtoilette ist der zartrosa Wollstoff der pompösen Robe an den Hüften durch Längssäumchen der Figur angepaßt, fällt vorn auseinander und giebt den Blick frei auf ein plissiertes Devant aus Mousseline de Soie, dessen Volant sich unterhalb der Garnitur des Rockes fortsetzt, um als kleine Schleppe wieder zu Tage zu treten. Zu beiden Seiten des Vorderteils zieht sich eine oben schmal, unten breit und voll werdende Guirlande aus erhabenen, blaßblauen Hortensiendolden, die aus Sammet gefertigt sind und mit ihren hellgrünen Chenilleblättern und -Stielen einem weißen und schwarzen Spitzengrunde aufliegen. Eine Brillantagraffe in Schleifenform vermittelt den Uebergang der Stickerei auf die Taille, deren Ausschnitt reich mit schwarzen und weißen Spitzen verziert ist. Ein gleiches Arrangement wiederholt sich auf den halblangen Aermeln mit vollen rosa Mousseline de Soie-Volants und schwarzen Sammetachselbändern, die sich vorteilhaft vom Körper abheben.

Hechtgraues Tuch mit einem kleinen Schimmer ins Bläuliche bildet das Material für die Reisetoilette, die unsre vorletzte Illustration veranschaulicht. In besonders schöne Falten legt sich daher auch der weitgeschnittene Rock um die Gestalt, dessen einziger Besatz in mehrfachem, breitem Steppen besteht, auf diese Weise Biais imitierend. Die blusenartige Taille à la Postillon wirkt sehr apart durch die bis unter die Aermelkappen mit Hornknöpfen geschlossenen Aermel, bei denen am Handgelenk eine volle Puffe aus Mousselinechiffon in weißer Farbe hervorquillt. Der rundgeschnittene, gesteppte Gürtel ist ebenfalls durch Knöpfe geschlossen. Das kurze Schößchen wiederholt die Reversgarnitur, die sich über einer roten, weiß getupften Krawatte öffnen. Sehr chic ist auch dazu der über weißem Tüll mit seinen drei Ecken zusammengebogene gelbe Strohhut mit kleiner, koketter Sammetschleife links.

Unser letztes Bild giebt eine reizende Toilette für junge Mädchen wieder. Der leichte, blaßblaue Voile ist unten in einem breiten Hohlsaum umgeschlagen und sonst nur in Falten gebrannt, die oben ungefähr 30 Centimeter lang abgenäht sind, damit der Rock an den Hüften glatt und schmal machend aufliegt. Die Taille ist ganz und gar gouffriert, mit einem reizenden, doppelten Kragenvolant aus Chantillyspitzen, die sich an eine durchsichtige Passe aus demselben Material ansetzen. Aus Stoff mit einem Hohlsaum ist eine gezogene kleine Glocke am Oberarm gebildet, unter der hervor ein voller Puffärmel mit fester Manschette aus Spitzen fällt. Der Kragen besteht aus Voile, der in feine Säumchen genäht ist. Ein breiter Medicisgürtel aus gelblicher Taffetseide, vorn scheinbar durch zwei ziselierte Goldknöpfe geschlossen, bringt eine reizvolle Unterbrechung in das lichte Blau. Von besonders apartem Geschmack ist der große, flache Hut, den eine breite, überhängende Spitze garniert, und dessen Innenseite eine gelbe Rose schmückt. Die Gesamtwirkung ist die eines köstlichen, alten Bildes, das zu neuem Leben erweckt wurde. A. v. R.

Allerseelen

Die Bäume leuchten wie im Märchenglanz
Mit ihrem Laub, dem gelben, braunen, roten,
Die Sonne webt den schönsten Strahlenkranz
Goldschimmernd um die Ruhestatt der Toten.

Auf all den stillen grünen Hügeln blinkt
Der Tau und leuchtet hell wie Demantsterne,
Ein welkes Blatt zur Erde träumend sinkt,
Und Totenglocken läuten in der Ferne.

Es ist, als ob die ganze Erde lacht
Und wollte freundlich ihren Mantel schlagen
Um all das Glück, das hier zur Ruh' gebracht,
Das man beweint an Allerseelentagen.

Klara Fritzsche

Emile Zola †

Drei Persönlichkeiten haben mit markantem Hervortreten seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts die Weltlitteratur, ja, wenn man will, das gesamte Kulturleben der modernen Zeit beherrscht, der Russe Leo Tolstoj, der Norweger Henrik Ibsen und der Franzose Emile Zola. Der letztere war, obwohl gleichfalls schon dem Greisenalter genaht, nicht nur der jüngste, sondern auch der lebenskräftigste von ihnen, und doch hat gerade er zuerst aus dem Leben scheiden müssen, infolge einer jener Schicksalstücken, die die Größe und die Kleinlichkeit des Menschendaseins häufig in so grellem Gegensatze vereinigt erscheinen lassen. Die drei Männer haben insofern das gleiche Geschick geteilt, als sich hinsichtlich ihrer Wertschätzung, weniger allerdings ihrer litterarischen als ihrer moralischen, noch während ihres Lebens ein gründlicher Umschwung der öffentlichen Meinung vollzogen hat. Ihrer ganzen Wesensanlage nach Optimisten und Idealisten, haben sie lange Zeit als das Gegenteil gelten müssen, und namentlich bei Zola hat es einer langen Reihe von Jahren bedurft, bis über ihn das Urteil sich bilden konnte, das heutzutage bis auf einen kleinen Bruchteil wohl von der ganzen gebildeten Welt geteilt wird.

Emile Zola gehörte mit Gustav Flaubert, Alphonse Daudet und den beiden Brüdern Goncourt zu der Schule französischer Romandichter, die, bis auf Balzac zurück, gemeinhin die naturalistische genannt wird. Zola selbst hat sich gegen diesen Namen gewehrt, weil er zu Verwechslungen Anlaß geben könne, und gemeint, man möge die Schule, zu der er sich mit seinen litterarischen Freunden bekenne, lieber die exakte oder die der exakten Lebensdarstellung nennen. Insofern hat er nicht unrecht gehabt, als das Grundprinzip, das nach seiner und seiner künstlerischen Genossen Anschauung die Schilderung der erzählenden Dichtung unsrer Zeit beherrschen sollte, enge Anlehnung an das Vorgehen der modernen exakten Wissenschaften zu suchen habe. Der Romandichter habe das Leben und die Welt nicht anders darzustellen als der moderne Historiker, der für jedes Faktum, über das er berichte, seine beglaubigte Vorlage, sein „Dokument" haben müsse; wie nach „historischen", habe der moderne Erzähler nach „menschlichen" Dokumenten zu arbeiten. Im Grunde forderte Zola für die erzählende Kunst, was schon Shakespeare durch seinen Hamlet als Ziel und Endzweck der dramatischen hatte aufstellen lassen: dem Leben der Gegenwart den Spiegel vorzuhalten, dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck der Gestalt zu zeigen. Daß nach diesen Grundsätzen der geforderte roman expérimental als Kunstwerk möglich ist, hat Zola jedenfalls durch zwei seiner Werke unwiderleglich dargethan, durch „Germinal" und „Zusammenbruch"; daß der gezeigte Weg aber der einzig richtige ist, dürfte noch zu beweisen sein. Zola hat jedenfalls der richtigen Würdigung seines künstlerischen Schaffens dadurch die größten Schwierigkeiten bereitet, daß er der Schilderung dessen, was die Lebenswirklichkeit an Brutalitäten darbietet, einen zu breiten Raum eingeräumt hat; die Züge, die mit zu dem richtigen Bilde gehören, treten nicht selten als dessen einzige hervor. Freilich hat man lange Zeit fast nur nach diesen Zügen gesucht und sich nach ihnen den ethischen Charakter eines Mannes konstruiert, der nichts weniger als der Cyniker war, den man in ihm hat finden wollen, und der die ganze gebildete Welt zur Anerkennung seines sittlichen Wertes zwang, nachdem er in dem berüchtigten Dreyfus-Handel das kühne Manneswort „J'accuse" gesprochen.



Copyright Gerschel, Paris

Emile Zola

Wenn Zola sich vielleicht in den Mitteln seiner künstlerischen Darstellung geirrt hat, so ist das Publikum ihm gegenüber jedenfalls in einen noch größeren Irrtum verfallen, wenn es ihn, wie das anfangs durchgehends geschah, zu den Vertretern der pornographischen Litteratur zählte. Nichts hat verkehrter sein können. Dasselbe sittliche Pathos, das dem Dahingegangenen das unerschrockene Wort „J'accuse" diktierte, hat ihm die Hand geführt, als er nach seinen Erstlingswerken die Romanfolge „Die Rougon-Macquart" und nach ihr die drei großen Zeitromane „Lourdes", „Rom", „Paris" sowie die Serie der „Vier Evangelien", von denen allerdings nur drei vollendet wurden, schuf.*) Die pessimistische Stimmung, die uns aus einem großen Teil dieser Werke entgegenweht, entfließt nicht dem Geiste des schaffenden Künstlers, sondern dem Gegenstande, den er sich zur Darstellung wählte, und nur weil er der gegenständlichste und unerbittlichste aller bisher in der Weltlitteratur aufgetretenen Sittenschilderer war, konnte es geschehen, daß man die Stimmung seines künstlerischen Vorwurfs auf ihn, den schaffenden Künstler, übertrug.

Wenn eine Wendung in dem künstlerischen Schaffen Zolas eintrat, und zwar die Wendung, die mit den Tendenzromanen der „Vier Evangelien" charakteristisch einsetzt, so erklärt sich das schon durch die Gesamtbezeichnung, die er seinen letzten Werken verliehen. Der Dichter hat den Pfad des Sittenschilderers verlassen und den des Heilsverkünders betreten, oder mit andern Worten, nachdem er bisher das Leben seines Volkes dargestellt, wie es wirklich ist, hat er nunmehr zeigen wollen, wie es sich nach dem sittlichen Bewußtsein unsrer Zeit gestalten müßte. Ein Wandel in seinem Wesen ist damit nicht eingetreten. Der unerschrockene Verteidiger der Wahrheit und Gerechtigkeit mag dem Publikum als ein andrer erschienen sein als derjenige, der die Romanfolge „Die Rougon-Macquart" und innerhalb dieser die Werke „Nana" und „Pot-bouille" geschrieben; innerlich war jedoch in ihm keinerlei Wandel vorgegangen. Wenn man das sittliche Pathos, das den realistischen Romanschöpfungen Zolas zu Grunde lag, nicht erkennen wollte, oder wenn man nicht im stande war, es zu erkennen und auf sich wirken zu lassen, so beweist das nicht, daß es nicht vorhanden war. Möglich, daß es von vornherein nur die Absicht Zolas war, die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände seines Heimatlandes während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mit allen ihren Mängeln und Gebrechen in einem wahrheitsgetreuen Bilde zur Anschauung zu bringen, und daß ihm erst später der Gedanke gekommen ist, dem Wirklichkeitsbilde das Idealbild, der Darstellung des Ist-Zustandes die des Soll-Zustandes gegenüberzustellen: dann aber ist der zweiten Absicht die erste in ganz besonderer Weise zu statten gekommen, denn erst, nachdem er der Natur den Spiegel vorgehalten und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt gezeigt, konnte er, wie er es in den beiden ersten Teilen der „Vier Evangelien" gethan, dazu übergehen, das Bild eines Zeitalters heraufzubeschwören, das die Schwächen und Gebrechen des jetzigen überwunden hat, dem Berufe des Dichters den des Sehers zugesellend. Der Vorgang hat weder etwas Unnatürliches noch etwas Ungewohntes an sich, denn Sittenprediger und Apostel gehen Hand in Hand, und wer Zola, selbst in einem „Assommoir", in einer „Nana" und einer „Joie de vivre" nicht erkannt hat, dem ist sein Wesen überhaupt nie klar geworden. Gewiß, der Dichter ist vielleicht das stärkste und eigenartigst schildernde Talent gewesen, das die Weltlitteratur im 19. Jahrhundert hervorgebracht (ein „Meissonier mit dem Pinsel eines Dekorationsmalers", wie ihn Jules Claretie äußerst treffend charakterisiert hat), aber darin hat nicht das Geheimnis seines Erfolges gelegen: was die Masse, allerdings mehr unbewußt als bewußt hingerissen hat, ist das mächtige sittliche Pathos gewesen, das sich hinter seinen Wirklichkeitsdarstellungen barg, selbst wenn, wie in „La terre", dieses sittliche Pathos seinen Reflex in einem drastischen Humor fand, wie er

---

*) Der Roman „Wahrheit", der dritte in der Serie „Die vier Evangelien", ist von Zola noch vollständig druckfertig hinterlassen worden. Eine autorisierte deutsche Uebersetzung erscheint gegenwärtig in der Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen" bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. In derselben Zeitschrift und in Buchausgaben des gleichen Verlags sind früher erschienen die Romane: „Das Geld", „Der Zusammenbruch" (auch in einer illustrierten Ausgabe), „Doktor Pascal", „Lourdes", „Rom", „Paris", „Fruchtbarkeit" und „Arbeit"; in Buchform ferner die Werke: „Der Siegeszug der Wahrheit", „Madame Sourdis—Nantas", „Der naturalistische Roman in Frankreich".



Phot. B. Gribayédoff, Paris

Emile Zola auf dem Totenbett

seit Rabelais in der französischen Litteratur nicht mehr aufgetreten ist.

Mit dem großen Norweger und dem großen Russen gehört der jetzt dahingegangene französische Dichter, wie immer man ihn auch auffasse, zu den gewaltigsten Erscheinungen der Weltlitteratur während des letzten Menschenalters. G. Hoff



Frau Emile Zola

Notizblätter

Kultur und Wissenschaft

Der Forschungsreisende Sven Hedin hat seine umfangreichen zoologischen, botanischen und geologischen Sammlungen der Universität Stockholm überwiesen.

Denkmäler

Der Wettbewerb um das in Wien zu errichtende Kaiserin Elisabeth-Denkmal ist ausgeschrieben worden. Das Denkmal soll, in Marmor ausgeführt, die Verewigte in ihrer Vollkraft, das innere Wesen der hohen Frau versinnbildlichend, darstellen. Im übrigen ist es dem Künstler überlassen, außer der monumentalen Durchbildung der Hauptfigur und des Postamentes weiteres figurales und ornamentales Beiwerk, eventuell auch Reliefdarstellungen, anzubringen. Die Kosten dürfen die Summe von 200000 Kronen nicht überschreiten. Nur Künstler österreichischer Staatsbürgerschaft können sich an dem Wettbewerb beteiligen, und zwar sind die Modelle und die dazu gehörigen Beilagen bis zum 1. März 1903 an das Sekretariat des Künstlerhauses, Wien I, Karlsplatz 5, einzusenden. Exemplare der Wettbewerbbestimmungen und Pläne der Anlage des Denkmalplatzes sind im Denkmalbureau Wien I, Goldschmidgasse 10, zu erhalten.

— In dem Wettbewerb für ein Brahms-Denkmal in Wien hat die Jury den Entwurf von Professor Rudolf Weyr-Wien zur Ausführung empfohlen.

Verkehrswesen

Auf 77 Stationen der preußischen Eisenbahnen werden binnen kurzem Hilfszüge aufgestellt sein, deren jeder aus einem Gerätschaftswagen und einem Arztwagen besteht. Der Arztwagen ist aus einem zweiachsigen breiten Durchgangswagen vierter Klasse mit Lüftungsaufbau hergerichtet. Das Innere ist durch eine Wand in zwei Abteilungen geteilt; der kleinere Abteil dient als Arztraum, der größere als Krankenraum. Ersterer enthält einen Operationstisch, einen Schrank für Verbandmittel und Instrumente, einen Waschschrank und einen Schnellwassererhitzer, sowie das erforderliche Mobiliar. Der Krankenraum enthält acht Lagerstätten und zwar je zwei übereinander; um die Verletzten nach dem Geschlechte trennen zu können, ist der Raum durch eine Friesdecke abzuteilen. Besonderer Wert ist auf das Mitführen eines großen Wasserquantums gelegt. Die Heizung kann von der Lokomotive aus erfolgen; um aber den Wagen unabhängig auszugestalten, ist er noch mit einem Gasofen versehen.

— Im Königreich Sachsen ist mit dem Winterfahrplan eine große Anzahl von Eisenbahnzügen in Wegfall gekommen. Es handelt sich dabei um eine Maßregel, die von der Staatsregierung im allgemeinen Interesse der Steuerzahler veranlaßt worden ist, um die außerordentlich hohen Betriebskosten der Staatsbahnverwaltung zu ermäßigen und sie mehr als bisher mit den verminderten Einnahmen in Einklang zu bringen.

— In Berlin soll anfangs Dezember auch die letzte Pferdebahn eingehen. Der Straßenbahnbetrieb wird alsdann ausschließlich elektrisch sein.

Ausstellungen

Im Gegensatz zu den meisten gleichartigen Veranstaltungen hat die Düsseldorfer Ausstellung erfreulicherweise nicht mit einem Defizit, sondern mit einem Reingewinn von rund einer halben Million Mark abgeschlossen. Das Ergebnis ist um so bemerkenswerter, als die Ausstellung nicht eben vom Wetter begünstigt war.

— Das internationale Preisgericht für die Turiner Ausstellung hat dem Professor Josef Olbrich in Darmstadt den ersten Preis von 8000 Franken für das von ihm entworfene hessische Zimmer zuerkannt.

Alpines

Die Zentralbibliothek des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins ist in München, Ledererstraße 2—4, eröffnet worden. Den Vereinsmitgliedern steht die Bibliothek unentgeltlich zur Benutzung.

Sport

In England fanden kürzlich Automobilwettfahrten über 1200 Kilometer statt, und die jetzt bekannt werdenden Resultate sind als durchaus günstig zu bezeichnen. Es starteten 92 Wagen der verschiedensten Systeme und Konstruktionen. Das Wettfahren dauerte sechs Tage. In jedem Wagen nahmen vier Personen Platz, von denen eine den Kontrollbeamten darstellte. Dreimal am Tage war ein Aufenthalt von je einer Viertelstunde gestattet, und an jedem Tage vor der Abfahrt standen den Fahrern zwei Stunden zur Instandsetzung der Wagen zur Verfügung. Diese Arbeit geschah ebenfalls unter Aufsicht von Kontrollbeamten und durfte sich nur auf Reinigung und Verproviantierung erstrecken. Am besten abgeschnitten sind deutsche Wagen, die die goldene und silberne Medaille erhielten.

Bühne

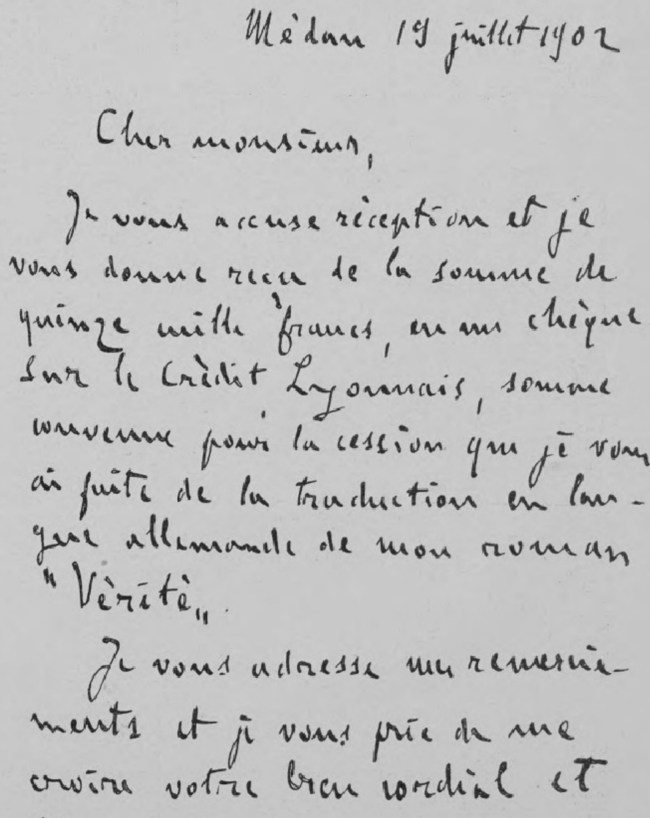
Im Königl. Schauspielhause zu Berlin fand das Lustspiel „Im bunten Rock“ von Franz von Schönthan und Freiherrn von Schlicht (Graf Wolf Baudissin) freundliche Aufnahme. Die Fabel, augenscheinlich aus Schönthans Feder herrührend, wird nur als seicht bezeichnet, dagegen erweckten die Scenen aus dem militärischen Leben, in denen der Humor des andern Autors zur Geltung kommt, fröhliche Heiterkeit. Weniger Glück hatte im Lessing-Theater Ludwig Fulda mit seinem Lustspiel „Kaltwasser“, das den Versuch unternimmt, dem Aufenthalt in der Nervenheilanstalt die humoristische Seite abzugewinnen. Das Stück begegnete nur einer lauen Aufnahme. Einen vollen Erfolg errang der Schwank „Seine Kammerzofe“ von Bilhaud und Hennequin im Residenztheater.

— An der Dresdener Hofoper kam die Dorfidylle „Das war ich“ von Leo Blech, Text von Richard Batka, unter stürmischem Beifall zur ersten Aufführung. — „Das Ende“, Schauspiel von A. Kirstein, wurde vom Publikum des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg abgelehnt, dagegen ging im Residenztheater zu Köln der Schwank „Los vom Manne“ von W. Jacoby und A. Lippschütz, der die Frauenfrage scherzhaft behandelt, mit gutem Erfolg in Scene.

— Richard Heubergers Operette „Das Baby“, Text von Waldberg und Willner, wurde im Carl-Theater zu Wien sehr freundlich aufgenommen. Einen starken äußeren Erfolg erzielte auch das Schauspiel „Andrea Hofer“ von Franz Kranewitter im Deutschen Volkstheater.

Landwirtschaft

An der Vervollkommnung der landwirtschaftlichen Betriebe entwickelt sich wohl in keinem Lande der Welt eine emsigere Thätigkeit als in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dort arbeiten ungemein viele landwirtschaftliche Anstalten und Versuchsstationen unter der Leitung der einzelnen Staaten, über die eine sorgfältig eingerichtete Hauptbehörde zu Washington wacht. So hat zum Beispiel die mit der Universität Minnesota vereinigte Landwirtschaftsschule in der letzten Zeit Weizensorten gezüchtet, die einen größeren Ertrag bringen als die bisher bekannten und auch eine größere Widerstandskraft gegen rauhes Klima und wechselnde Witterung besitzen. Um eine neue Weizenart zu gewinnen, bringt man in der Zeit der Dämmerung eines Sommermorgens Blütenstaub einer Weizenblüte auf die Narbe einer andern; dann wird der so befruchtete Weizenhalm sorgfältig vor Insekten und Vögeln geschützt, damit die Reinheit der Befruchtung nicht gestört wird. So entwickelt sich dann eine neue Abart der Getreidepflanzen. Von den an der genannten Schule bereits gezüchteten Hunderten neuer Weizensorten hat allerdings nur etwa ein Dutzend überlegene Eigenschaften gezeigt.



Médan 19 juillet 1902

Cher monsieur,

Je vous accuse réception et je vous donne reçu de la somme de quinze mille francs, en un chèque sur le Crédit Lyonnais, somme convenue pour la cession que je vous ai faite de la traduction en langue allemande de mon roman "Vérité".

Je vous adresse mes remerciements et je vous prie de me croire votre bien cordial et bien dévoué.

Emile Zola

Brief Zolas an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart



Zu dem Artikel „Die Rückkehr des Polarforschers Sverdrup", Seite 98: Frühstück in der Messe der „Fram"

Kunst

Als Jubiläumsgeschenk für den Großherzog Friedrich von Baden hatte Kaiser Wilhelm bekanntlich eine Wiedergabe des berühmten Proklamationsbildes von Anton von Werner bestimmt, und mit der Herstellung wurde der Geschichtsmaler Fritz Grotemeyer betraut, der sein Werk nunmehr vollendet hat, und zwar zeigt die Kopie einen etwas größeren Maßstab als das Original. Im Auftrage des Kaisers hat der Hofholzbildhauer Adolf Hoffmann einen prächtigen Rahmen im Barockstil angefertigt. Die obere palmengeschmückte Cartouche trägt die Kaiserkrone und die Inschrift: „Versailles, 18. Januar 1871." Unten liest man die Widmungsworte: „Sr. Kgl. Hoheit dem Großherzog Friedrich von Baden Seinem geliebten Großoheim zur Feier Seines 50jährigen Regierungsjubiläums. 25. April 1902. Wilhelm I. R."

Architektur

Der Neue Markt in Wien, von dem wir eine Ansicht auf Seite 93 wiedergeben, besitzt in den Grundzügen noch heute die Gestalt, die ihm König Ottokar von Böhmen, als er 1275 die Grenzen der Stadt erweiterte, gegeben hatte, aber eine Reihe von hohen Zinshäusern und zwei große Hotelbauten haben dem alten Platze ein ganz modernes Gepräge verliehen. An der Stelle der alten „Mehlgrube", einem einst sehr beliebten Belustigungsort, erhob sich bis in die letzten Jahre ein schöner Barockbau im Stile Fischers von Erlach, doch mußte auch dieses Haus einem modernen Hotelpalast weichen. Hinter einem interessanten Bau mit hohen Giebeldächern und vielen Erkern grüßt die Spitze des alten Stephansturmes herüber. Seit Beginn dieses Jahres mischt sich in den großstädtischen Verkehr auf dem Neuen Markt auch noch die elektrische Straßenbahn, die dadurch dem Mittelpunkte der alten Stadt, dem Stephansplatz, sich bis auf wenige Schritte genähert hat. In der Mitte des Platzes zeigt unser Bild den herrlichen Brunnen mit den berühmten Figuren von Rhapael



Die Hunde Zolas, die dem Erstickungstode entgingen

Donner, die 1793 auf Kosten der Gemeinde Wien aufgestellt wurden. Vor etwa dreißig Jahren wurden die Donnerschen Bleifiguren, die die Hauptflüsse Niederösterreichs darstellen, durch wetterbeständige Bronzegüsse ersetzt. Die südliche, auf unserm Bilde nicht sichtbare Seite des Platzes nimmt das an Stelle des alten Palais des Fürsten Schwarzenberg erbaute



Der Leichenwagen

Zinshaus, eines der größten Wiens, ein, während den nördlichen, wirkungsvollen Abschluß das jüngst fertig gewordene schmucke „Herrnhuterhaus" bildet. Die geringsten Aenderungen hat im Laufe der Jahre die westliche Langseite des Neuen Marktes (auf unserm Bilde links) erfahren, denn hier stehen noch mehrere altersgraue Gebäude. Den Anfang macht die schmucklose Kapuzinerkirche mit dem gleichnamigen Kloster, worunter sich die Kaisergruft wölbt, die letzte Ruhestätte des Hauses Habsburg-Lothringen.

Statistik

Eine Uebersicht über die Bevölkerung Deutschlands nach der Muttersprache ist im kaiserlichen statistischen Amt zusammengestellt worden. Von den 56 367 178 Deutschen haben 51 883 131 Deutsch als ihre Muttersprache angegeben, wogegen 4 231 129, darunter 3 086 489 Polen und 211 679 Franzosen sich zu fremden Muttersprachen bekennen. Als mehrerer Sprachen mächtig werden 252 918 Personen angeführt, und zwar für Deutsch und Polnisch 169 634 und für Deutsch und Französisch 9356. Eine interessante Erscheinung ist es, daß sich nur wenig über 200 000 Personen zum Französischen als ihrer Muttersprache bekannt haben. Es ergiebt sich daraus, daß von den Bewohnern Elsaß-Lothringens fast 90 Prozent Deutsch als ihre Muttersprache angegeben haben.

Totenschau

Der Oberpräsident von Westpreußen Dr. Gustav von Goßler, der in Danzig am 29. September dahinschied, war am 13. April 1838 zu Naumburg a. S. geboren. Nach Absolvierung der Rechtsstudien trat er 1859 in Königsberg, wo inzwischen sein Vater zum Chefpräsidenten des ostpreußischen Tribunals aufgerückt war, als Auskultator in den Staatsdienst und wurde 1874 als Hilfsarbeiter in das Ministerium des Innern berufen. Vier Jahre später wurde er Rat im Oberverwaltungsgericht und 1879 Unterstaatssekretär im Kultusministerium. Im Jahre 1881 übernahm er dieses Ministerium, das er alsdann beinahe zehn Jahre lang innehatte. Wenige Monate nach seinem Rücktritt, 12. März 1891, wurde er zum Oberpräsidenten der Provinz Westpreußen ernannt, um deren volkswirtschaftliche Entwicklung er sich große Verdienste erwarb. Im Jahre 1878 war er in den Reichstag und 1881 zu dessen Präsidenten gewählt, legte jedoch schon nach wenigen Monaten wegen seiner Ernennung zum Minister dieses Amt nieder. Gustav von Goßler war Ehrenbürger der Stadt Danzig und Ehrendoktor dreier Universitäten, nämlich der juristischen Fakultät in Halle, der medizinischen in Greifswald und der theologischen der Universität Berlin.

*

Generalmajor Udo von Bonin, vormals Chef des Ingenieurkomitees, 76 J., † 28. Sept., Detmold. — Prof. B. J. Stokvis, berühmte Autorität auf dem Gebiete der inneren Medizin, 68 J., † 28. Sept., Amsterdam — General Karl Wagner von Wetterstätt, Organisator der persischen Artillerie, 62 J., † 30. Sept., Hermannstadt. — Davide Albertario, Chefredakteur des klerikalen „Osservatore Catollico", 56 J., Mailand. — Geschichtsmaler Karl Otto, 72 J., † 2. Okt., Schleißheim. — Stadtrat Gustav Kauffmann, bek. durch die Nichtbestätigung seiner Wahl zum Bürgermeister von Berlin, 48 J., † 2. Okt., Berlin. — Graf Josef Wodzicki, österreichischer Gesandter in Brüssel, 58 J., † 2. Okt., Moszowa in Galizien. — George Gordon of Ellon, vormals engl. Gesandter in Athen, 85 J., † 3. Okt., Würzburg. — Schriftsteller Theodor Flamm, Verf. zahlreicher Volksstücke, 80 J., † 3. Okt., Wien. — Abt Ubald Kostersitz, Propst des Chorherrenstiftes in Klosterneuburg, Mitgl. des österr. Herrenhauses, 84 J., † 3. Okt. — Geh. Obermedizinalrat Dr. Hermann Eulenberg, vormals vortr. Rat im preuß. Unterrichtsministerium, bed. Schriftsteller auf dem Gebiete der Heilkunde, 88 J., † 4. Okt., Bonn. — Liukunyi, Vizekönig der chines. Prov. Kiangsu, † 6. Okt., Nanking.



Phot. Georg Fast, Danzig

Staatsminister von Gossler †

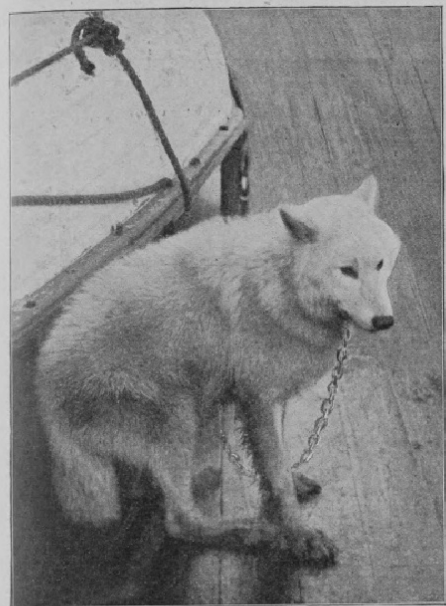


Phot. L. Gribayédoff, Paris

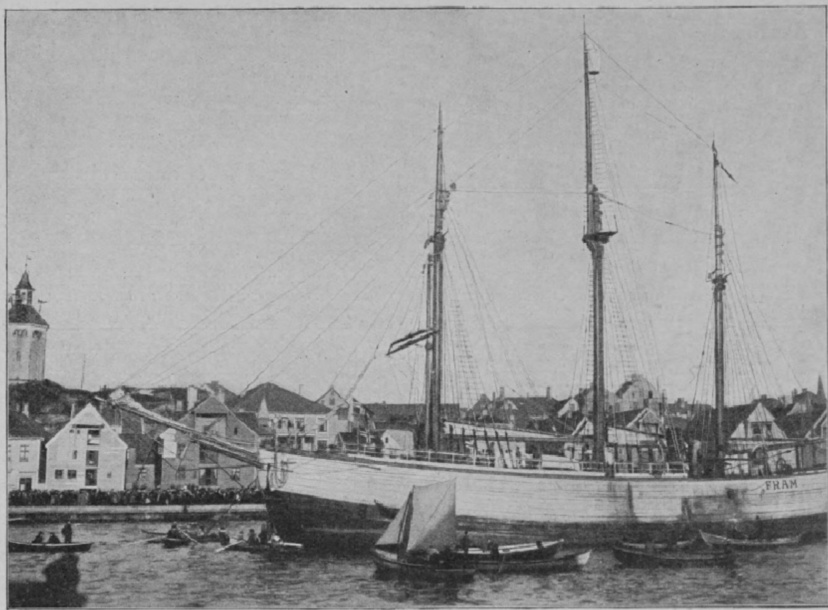
Die Beisetzung Emile Zolas: Anatole France hält auf dem Friedhof Montmartre die Grabrede

 — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Über Land und Meer
Nr. 4



Der an Bord der „Fram“ lebend mitgebrachte Polarwolf



Die „Fram“ im Hafen von Stavanger



Phot. Henrichsen & Co., Stavanger

Kapitän O. Sverdrup
Sverdrup mit seiner Mannschaft an Bord der „Fram“ im Hafen von Stavanger

Die Rückkehr des Polarforschers Sverdrup (Text Seite 98)

Die Rückkehr des Polarforschers Sverdrup

(Zu den Abbildungen auf voriger Seite)

Fast gleichzeitig sind vom äußersten Nordwesten Grönlands, an der amerikanischen Seite des Eismeeres, zwei Polarforscher glücklich heimgekehrt: der Amerikaner Peary ist mit seinem Schiffe „Windward“ in Sydney auf der Kap Bretoninsel (Neufundland) angekommen, und Kapitän Otto N. Sverdrup ging mit der schon von Nansen benutzten „Fram“ im Hafen von Stavanger (Norwegen) vor Anker. Das lange Ausbleiben Sverdrups hatte bereits lebhafte Besorgnisse erregt. Er war mit der „Fram“ am 21. Juni 1898 in See gestochen, um auf dem gleichen Wege wie Peary möglichst weit nach Norden vorzudringen. Seit dem 18. August 1899 hatte man von ihm keine Nachricht mehr; vier Jahre und zweieinhalb Monate hat er in der nordischen Eiswüste zugebracht. Seine Expedition bestand außer ihm selbst aus 15 Personen: die hervorragendsten darunter waren: Leutnant Isaachsen, Bay (Zoologe), Simmons (Botaniker), Schei (Geologe). Der Arzt Dr. Svendsen hatte auch die meteorologischen Beobachtungen übernommen, starb aber leider schon am 11. Juni 1899. Zur Ausrüstung gehörten zahlreiche Schlitten und eine große Meute Eskimo-Hunde. Sverdrup war von Anfang an wenig vom Glück begünstigt, da die Eisverhältnisse im Smithsund sein Vordringen gegen Norden ungemein verzögerten. Nachdem er am 7. August 1898 die nördlichste dänische Kolonie an der Westküste Grönlands, Upernivik, verlassen hatte, sah er sich bereits am 17. August durch Eishindernisse gezwungen, bei der kleinen Insel Cocket Hat an der Ostküste von Ellesmereland, etwas südlich vom Kap Sabine, unter 78 Grad 50 Min. Nordbreite das Winterquartier zu beziehen. Während des Winters und des Frühjahrs 1899 unternahm er verschiedene Expeditionen in Ellesmereland, deren eine ihn bis an die unbekannte Westküste führte, die er teilweise erforschte. Erst am 2. August 1899 kam die „Fram“ aus dem Eise los. Da er ins Kanebassin nicht einzudringen vermochte, begab er sich an die grönländische Westküste nach Etah (Foulke-Fjord), um sich neue Hunde zu holen. Er traf dort mit Peary zusammen, der mit seinem Hilfsfahrzeug „Diana“ Sverdrups Postsachen nach Europa sandte. Am 11. August stach Sverdrup wieder in See und gelangte nach dem Jonessund, von wo aus auf Schlittenexpeditionen die ganze Süd- und Westküste von Ellesmereland erforscht wurde. Das Schiff blieb hier drei Jahre unter 76 Grad 48 Minuten N. eingefroren; erst im Juli 1902 löste eine starke südliche Strömung die Eismassen, und am 6. August trat die „Fram“ die Heimreise an. Die Expedition tötete über 100 Moschusochsen, die den Mitgliedern zur Nahrung dienten, da die Konservenvorräte nur bis zum dritten Jahre vorhielten und dann durch Zufuhr arktischen Wildbrets ergänzt werden mußten. Die Blechdosen mit präparierter Milch wurden nach der ersten Ueberwinterung unbrauchbar; man legte sie geöffnet in entsprechenden Abständen um das Schiff aufs Eis, was allnächtlich ganze Scharen von Polarwölfen und Eisfüchsen anlockte, die man dutzendweise schoß. Mehrere Polarwölfe wurden gefangen und einer davon an Bord der „Fram“ mit heimgebracht. Auch zahlreiche Walrosse wurden erlegt, um Hundefutter zu bekommen. Nachdem man auf der Heimfahrt am 16. August Godthaab (Grönland) verlassen hatte, brannten die Feuerrohre des Dampfkessels durch, weshalb das Schiff die Segel benutzte. Die „Fram“ bewährte sich auch diesmal als außerordentlich gutes Schiff; sie geriet auf Grund und erlitt noch andre Unfälle, hielt sich aber immer vortrefflich.

Briefmappe

Ed. B. in L. Bei Multatuli liegt der Ton auf der vorletzten Silbe. In Erinnerung an seine herben Erfahrungen wählte Douwes Dekker als Schriftstellernamen die lateinischen Worte Multa tuli, d. h. viel hab' ich erduldet.

B. E. in Dresden. Wohl voll Empfindung, doch in der Form nicht ausreichend. „Nächte“ und „legte“, „Sarkophag“ und „brach“ sind so bösartige Reime, daß sie strafrechtliche Verfolgung wegen Verbrechens gegen die Verskunst nach sich ziehen sollten.

J. B. in Wien IX. Sie fragen in bitterem Schmerz:

Sag, wann wirst du wiedergehren
Zu mir von dir verlassnen Mann?
Wie lange wird die Zeit noch wären,
Bis einst gebrochen ist der Bann?

Ja, eine sichere Auskunft vermögen wir Ihnen nicht zu erteilen, hegen aber die Vermutung, daß die Holde vielleicht wiederkehrt, nachdem Sie sich in der Rechtschreibung ein wenig vervollkommnet haben.

W. E. in D. Ein ausführlicher Festbericht über die Enthüllung des Raiffeisen-Denkmals in Heddesdorf-Neuwied und die damit verbundenen Veranstaltungen ist in der Raiffeisen-Druckerei zu Neuwied erschienen. Dorthin mögen Sie sich, um den Bericht zu erhalten, wenden.

F. St. in T. Die Pompejus-Säule in Alexandrien steht in keiner Beziehung zu dem berühmten Gegner Cäsars, der, bei Pharsalus geschlagen, nach Aegypten floh und dort ermordet wurde (28. September 48 v. Chr.). Die Säule hat ihren Namen vielmehr nach einem Präfekten Pompejus, der sie um 300 n. Chr. zu Ehren des Kaisers Diokletian errichtete, dessen Bronzestatue sich einst auf dem Kapitäl erhob.

L. A. in Sch. „Aennchen von Tharau“, die durch Simon Dach berühmt gewordene Maid, war 1615 in dem ostpreußischen Dorfe Tharau als Tochter des Pfarrers Neander geboren. Im Jahre 1633 verheiratete sie sich mit dem Pfarrer Johann Portatius in Laukischken, einem Freunde des Dichters, der aus diesem Anlaß das prächtige Lied im Sinne des Bräutigams niederschrieb. Nach dem Tode ihres Gatten verheiratete sich „Anke von Tharau“ mit seinem Nachfolger, dem Pfarrer Grube, und nach dessen Hinscheiden mit dem neuen Amtsnachfolger, Melchior Beilstein. Zum dritten Male Witwe geworden, zog „Anke“ zu ihrem Sohne erster Ehe, Pfarrer Friedrich Portatius in Insterburg, und starb dort am 26. September 1689.

Bella in Mainz. Es war Friedrich Schlegel, der den Geschichtschreiber einen Propheten nannte, der rückwärts schaue in die Vergangenheit. Mit größerem Fug, setzte Heinrich Heine hinzu, könne man von dem Dichter sagen, daß er ein Geschichtschreiber sei, dessen Auge hinausblicke in die Zukunft.

H. G. in Köln a. Rh. In Deutschland erscheinen nach einem Werkchen des Engländers Whiting Halsey jährlich 23000 Bücher, während Frankreich in demselben Zeitraum 13000 neue Werke und Italien 9500 hat. In Großbritannien werden zwischen 6000 und 7000 Bücher jährlich veröffentlicht, darunter etwa 1500 Neuausgaben. Die neuen Bücher der ganzen Welt betragen nach den Schätzungen des Verfassers jährlich die stattliche Summe von über 70000.

Camilla in U. Allerschönsten Dank, daß Sie endlich Ihr Schweigen brechen und zur Entschädigung für die lange Säumnis uns gleich mit zwei Perlen Ihrer edlen Muse beglücken. Hier folgen sie:

Sternschnuppen

Ich zähl' euch zu Scheherezaden,
Die aus ew'ger Wunderwelt
Mit der Märchen Zauberfaden
Stets uns noch gefangen hält.

Doch ich harre wohl vergebens,
Daß ihr meinen Wunsch erfüllt,
Daß das Sehnen meines Lebens
Endlich, endlich werd' gestillt.

Waldmühlenzauber

Ich dicht' und male, weil ich's kann,
Habt Dank, ihr hehren Musen!
Ich folg' begeistert eurer Bahn
Mit stolz geschwelltem Busen.

Ich dicht' und singe, weil ich muß,
Es drohen die Gefühle
Mich fortzureißen wie der Fluß
Die altersmorsche Mühle.

Ich dichte, weil beim Dichten ich
Mich fühl' der Erd' entrücket.
O Muse, laß mich nicht im Stich,
Sonst werd' ich noch verrücket!

Junge Hausfrau in M. Am vorteilhaftesten beziehen Sie derartige Bücher durch die Zentralstelle für Frauenlitteratur in Stuttgart. Sehr empfehlenswert ist Martha Schneeweiß': „Mein Wirtschaftsgeld.“ Für Ihre Verhältnisse dürfte Band II passen, der die Aufstellungen für ein monatliches Wirtschaftsgeld von 120, 150 und 200 Mark enthält, während Band I für Beträge von 60, 80 und 100 Mark bestimmt ist. Die dazugehörigen erprobten Rezepte bilden zugleich ein gediegenes Kochbuch. Jeder der elegant ausgestatteten Bände wird einzeln abgegeben: Band I zu 1,50 Mark, Band II zu 2 Mark.

B. B. in Wien. Wir können nur immer erneut bedauern.

Alfred Sch. in Gr., Ottokar R. in C., Fritz B. in E., Julius H. in Wien. Mit Dank abgelehnt.

Kurorte

Wiesbaden, die Perle der Taunusbäder, das rheinische Nizza, gehört zu denjenigen bevorzugten Kur- und Fremdenstädten, in denen das Kurleben das ganze Jahr über nicht erstirbt. Nach einer glänzend verlaufenen Sommersaison hat das Herbstkurleben, in dem die in den letzten Jahren so beliebt gewordene Traubenkur eine große Rolle spielt, begonnen. Auch für die stets reich belebte Wintersaison, in der alle Kurmittel in der gleichen Weise wie im Sommer zur Verfügung stehen, ist ein nach jeder Richtung hin ausgewähltes Unterhaltungsprogramm aufgestellt. Den Glanzpunkt musikalischer Leistungen werden auch diesmal die bereits zu großem Rufe gelangten 12 Cykluskonzerte bilden, in denen unter Leitung bewährter Dirigenten Solisten allerersten Ranges mitwirken werden. Außerdem verleihen die täglichen Konzerte, abwechselnd mit Reunions, Bällen, Kostümfesten, Vorträgen u. s. w. sowie die Vorstellungen im Königl. Theater und Residenztheater, in den Variétés und viele andre Veranstaltungen offiziellen und privaten Charakters Wiesbaden auch im Winter das Gepräge einer Kur- und Fremdenstadt ersten Ranges.

Buchstabenrätsel

Einsilbig ist das Rätselwort:
Seht hin, vierbeinig läuft es dort!
Zuweilen auch ein braver Mann
Das Rätselwort wohl haben kann.

Hängt man dem Worte an ein e,
Dann strebt es ragend in die Höh'.
Gar häufig auch ein braver Mann
Das Rätselwort wohl werden kann.

Hängt man dem Wort noch an ein l,
Dann wird's ein schuftiger Gesell —
Deswegen auch ein braver Mann
Das Rätselwort nie werden kann. F. M.-S.

Worträtsel

Als Zeitwort bin ich wohlbekannt
Dem Gärtner, der mit kund'ger Hand
Mich macht an Strauch und Baume.

Als Hauptwort aber lösen gern
Beim Zechgelag' mich lust'ge Herrn
In fröhlichfeuchtem Raume. F. M.-S.

Wechselrätsel

Sind unverwelkliche Lorbeer'n auch selten dem Mimen beschieden,
Hat doch der Name mit a heute den Klang noch bewahrt.
Desto geringer der Wert des Wortes mit i sich gestaltet,
Täuschen, verblenden es mag, niemand in Wahrheit es schätzt.
M. Sch.

Silbenrätsel

1.
Es kann gewähren und kann auch versagen,
So Zwietracht wie Frieden im Schoße tragen,
In Ketten hier schmieden, dort Fesseln sprengen,
Beglücken, segnen und Leiden verhängen.

2. 3.
Dem einen verhaßt, dem andern willkommen,
Von manchem mit Schreck entgegengenommen;
Nicht immer stillend Verlangen und Sehnen
Und häufig beklagt in Kummer und Thränen.

1. 2. 3. Das Ganze.
Aus nichtigem Keime vielleicht entsprießend,
Vorübergehend nur wenig verdrießend,
Nicht selten aber Gefahren enthaltend
Und selbst dem Leben sich drohend gestaltend. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 54 u. 55:

Des Buchstabenrätels: Bei den Buchstaben G l wird begonnen, und indem man erst die Rubriken, wo sich nur zwei Buchstaben darin befinden, gelesen und dann diejenigen, wo drei, vier und fünf Buchstaben darin enthalten sind, ebenfalls gelesen und dem ersten Ergebnis hinzugefügt hat, so erhält man folgendes Resultat:

Gieb niemand ungebeten Rat,
Er könnte, wenn befolgt, mißglücken,
Und dir legt man die Schuld der That
Als schwere Last dann auf den Rücken.

Des Silbenrätsels: Eilsendung.
Des Trennungsrätsels: Einfall — Ein Fall.
Des Silbenrätsels: Achillesferse.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Ida Kremer in Robschütz (7); F. v. L. auf H. in Böhmen (5); H. Hoffmann in Rostock; „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst (2); C. Fr. Mathern in Mainz (5); Otto Peters in Magdeburg; Frau Elise Münchmann in Berlin (3); Gustav Fritsch in Hamburg (3); Frl. Ida K. in Wien (2); Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg (3); Fritz Göbels in Dresden; „Oedipus" in Emden (4); „Hans und Anna" in Innsbruck (3); Ernst Zimmermann in Frankfurt a. M. (2); Frau Alice v. W. in Wiesbaden (3); Georg Richter in Wien (4); Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); Frau Henriette Helbling-Tschudy in Küsnacht (3); Frau Anna Bendler in Köln a. Rh. (2); Anton Homann in Hannover; Hubert Schorling in Posen (4); G. Schreiber in Karlsbad (3); Frau Ottilie Seemann in Warschau (3).

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Partie Nr. 3

Turnierpartie, gespielt zu Hannover am 21. Juli 1902.

Nordisches Gambit

Weiß: Jaques Mieses-Berlin, vierter Preisträger.
Schwarz: J. Marshall-New York.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. **e2—e4**	**e7—e5**	17. Lh5×e8	Dd7×e8
2. **d2—d4**	**e5×d4**	18. Se6×f8	De8×e4†
3. **c2—c3**	**d4×c3**	19. Sf4—e2	Lc8—a6[9])
4. **Lf1—c4**	**c3×b2**	20. 0—0—0	La6×e2
5. **Lc1×b2**[1])	d7—d6	21. Td1—d4	De4×g2[10])
6. Dd1—b3	Dd8—d7	22. Th1—e1	Ta8×f8
7. Sb1—c3	Sb8—c6[2])	23. Te1×e2	d6—d5
8. Sc3—d5[3])	Sc6—a5[4])	24. Dc3—e3	Sa5—c4
9. Db3—g3!	f7—f6	25. De3—e6†	Sh6—f7[11])
10. Lc4—e2[5])	c7—c6	26. Td4—g4	Dg2—f1†
11. Sd5—f4	Sg8—h6	27. Te2—e1	Df1×f2
12. Dg3—c3	b7—b6[6])	28. Te1—e2	Df2—f1†
13. Sg1—f3	Lf8—e7[7])	29. Te2—e1	Df1—f2
14. Sf3—d4	0—0	30. Te1—e2	Df2—c5?[12])
15. Sd4—e6	Tf8—e8	31. Tg4×g7†	Kg8—h8
16. Le2—h5	Le7—f8[8])	32. Tg7×g8†!!	Aufgegeben.[13])

[1]) Dieser Eröffnung in einem ernsten Kampfe zu begegnen, muß überraschen. Sie ist für beide Teile bedenklich. Weiß hat zwei Bauern weniger und muß bei korrektem Spiel wohl verlieren; indessen hat Schwarz einen gewaltigen Ansturm zu bestehen und infolgedessen große Mühe, seinen Vorteil zur Geltung zu bringen. In der vorliegenden Partie gelingt es ihm nicht.

[2]) Auf c7—c6 folgt 8. Sg1—f3 oder e2, und auf b7—b5 könnte dann 9. Sc3×b5 c6×b5 10. Lc4×b5 Sb8—c6 11. Sf3(e2)—d4 Lc8—b7 12. Ta1—c1 Ta8—c8 13. 0—0 mit aussichtsvollem Angriff die Folge sein.

[3]) Weiß begegnet dem Abtausch des Lc4 in geistreicher Weise.

[4]) Den Vorzug verdiente Sg8—e7.

[5]) Der Sa5 steht nun recht verlassen da.

[6]) Dd7—e7 gewährte eine bessere Entwicklung.

[7]) In Betracht kam Sh6—f7—d8. Immerhin steht Schwarz recht beengt.

[8]) Warum nicht zunächst einfach Sh6—f7? Indessen auch das Qualitätsopfer sollte genügen.

[9]) Dies sieht allerdings sehr kräftig aus; fraglich bleibt aber, ob nicht Kg8×f8 den Angriff besser festgehalten hätte. Weiß wäre dann nicht so leicht zur Rochade gekommen.

[10]) Auch bei De4—f5 22. Th1—e1 hat Weiß gute Aussichten.

[11]) Besser war Kg8—h8.

[12]) Schwarz mußte sich mit dem Remis begnügen. Es folgt nun ein drastischer Schluß.

[13]) Falls nämlich Tf8×g8, so 33. De6×f6† Tg8—g7 34. Df6×g7 matt; falls dagegen 32. . . . Kh8—g8, so 33. Td2—g2†, wobei der Sf7 gefesselt ist und auf Kg8—h8 die Dame oder der Läufer auf f6 schlägt und mattsetzt.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Ersparnissen an Zeit und Geld, verbunden mit besserer Qualität der Kost, verdanken die Umbachschen Dampfkochtöpfe aus der Fabrik von Chr. Umbach in Bietigheim (Württemberg) ihre seit mehr als 40 Jahren stetig zunehmende Beliebtheit. Die höchst praktische Konstruktion dieser Töpfe gestattet es, alle Speisen ohne Unterschied rasch und billig mit konzentriertem Dampf zu kochen, und zwar viel schmackhafter und kräftiger als in gewöhnlichen Töpfen, weil im Dampfkochtopf das Aroma und die Nährstoffe erhalten bleiben. Die Umbachschen Dampfkochtöpfe sind in allen Formen und Größen bis zu 150 Litern Gehalt durch alle besseren Haushaltungsgeschäfte zu beziehen oder auch direkt vom Fabrikanten; besondere Empfehlung verdienen diejenigen aus Gußeisen mit der garantiert haltbaren Granitemaille à M. 6.50 bis 20. (Inhalt 1¾ bis 20 Liter). Diese Preise gestatten die Anschaffung auch der bescheidensten Haushaltung, zumal wenn man die Ersparnisse an Zeit und Brennmaterial berücksichtigt, die sich durch die Benutzung eines Umbachschen Dampfkochtopfes erzielen lassen. Auch von Aerzten werden die Töpfe sehr empfohlen, da der Eiweißgehalt sämtlicher Speisen im Dampfkochtopf erhalten bleibt, was in offenen Geschirren nicht in gleichem Maße der Fall ist.

Am 21. September 1902 feierte die Firma Ed. Meßmer, Frankfurt a. M.-Berlin W. ihr fünfzigjähriges Geschäftsjubiläum. Aus kleinen Anfängen in Baden-Baden hat es die Firma zu großem Ansehen und zu ihrer heutigen Bedeutung gebracht. Weit über die deutschen Grenzen hinaus gilt Meßmers Thee als beliebte Marke und wird von Familie zu Familie weiter empfohlen.

Anzeigen

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile M. 1.80 Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Für die Krone

Roman

von

Richard Voss

(Fortsetzung)

Ich wünsche meinen Bruder her.

Für einen Mann, der auserſehen iſt, Herrſcher eines großen Reiches zu werden, muß dieſe köſtliche Einſamkeit ein erhabener Lehrmeiſter ſein. Sie macht ſtark, feſt — einſam. Und einſam ſoll der Menſch unter Kronen wandeln. Wäre meiner Epigonenſtirn die Felſenbürde einer Krone beſtimmt, ſo würde ich mich vorerſt hierher flüchten. Und in dieſer Alpenklauſe würde ich mich für meinen hohen Beruf vorbereiten, wie im Seminar der angehende Diener Gottes für das Prieſtertum.

Welches ſind wohl die feierlichſten Vorbereitungen eines Fürſten für den Thron? Sein Herz feſt zu machen in dem Glauben an ſich ſelbſt. Denn nur an den, der den Glauben an ſich ſelbſt hat, können andre glauben. Und an den Herrſcher muß ein ganzes Volk glauben.

*

In meinem Verkehr mit Loisl fühle ich mich jetzt ſtark befangen. Ich muß beſtändig an die „Protektion“ denken, durch die ſeine Mutter eine Penſion erhielt und durch die er ſelbſt ſehr ſchnell königlicher Förſter werden könnte. Wenn man mir in ſeiner Gegenwart die Ehrfurcht erweiſt, die meiner Stellung nun einmal gebührt, ſo — ſchäme ich mich. Da ſteht es geſchrieben, und geſchrieben ſoll es bleiben. Ich leide alſo beſtändig in ſeiner Gegenwart.

Am ſchlimmſten iſt, daß er mir Dienſte thun muß und ich ihn ihrer nicht entheben darf, da ich ſein Bleiben bei mir nun einmal erzwang. Und ſeine Entlaſſung bewirken, ſo plötzlich, ohne jeden äußeren Grund — ich wage es nicht.

Wie freut mich jetzt ſein ſtolzes, faſt trotziges, faſt feindſeliges Weſen. Es iſt gerade, als wüßte er, wem er dienen muß. Ich kann jedoch ruhig ſein. Wüßte er's, er hackte ſich lieber die Hand ab, als mir Dienſte zu thun. Daß er mir dient, gilt mir als ſicherſter Beweis ſeiner vollkommenen Ahnungsloſigkeit.

*

Etwas andres plagt mich von neuem. Ich ſtehe in dem Alter, in dem ſeinerzeit der Kronprinz mit der Sentimentalen bekannt gemacht wurde. Wenn ich aus der Einſamkeit der Alpen in die Reſidenz zurückkehre, ſo wird mir vielleicht gleich am erſten Tage durch ein Titl. Oberhofmarſchallamt Aehnliches zugemutet. Vielleicht darf ich die Dame vorher beſichtigen; vielleicht auch nicht. Oder ſollte es keiner hohen und höchſten Charge aufgetragen werden, auch für mich vorzuſorgen? Um ſo beſſer!



Herbstgedanken

Nach dem Gemälde von Marie Crelinger

XII

Graf Gebhardt muß jeden dritten Tag über mich Bericht erſtatten: jeden dritten Tag läuft allerhöchſten Orts ein Protokoll über mich ein. Da der König „unpäßlich“ iſt, ſo wird das Schriftſtück vermutlich nur im Kabinett Seiner Majeſtät geleſen und begutachtet; denn ich glaube kaum, daß meine Mutter davon erfährt. Jede Woche ſchreibe ich — nicht meiner Mutter, ſondern der Königin; und jede Woche erhalte ich von Ihrer Majeſtät ein huldreiches Handſchreiben.

Ob wohl der Graf über den Tag bei Fräulein Fritz auch berichtete? Und in welcher Weiſe? Sicher in möglichſt ſchonender Art.

Ob er Judikas erwähnte?

Vielleicht mußte er das ſeinen Inſtruktionen zufolge, und er darf in ſeiner Freundſchaft für mich ſeine Pflicht nicht verletzen. Ich wurde ihm anvertraut, er hat für mich Rechenſchaft abzulegen, kann meinetwillen zur Verantwortung gezogen werden.

Aber — ob er wohl des blaſſen holden Kindes erwähnte? Und wenn, was wird man ihm allerhöchſten Orts darauf antworten, welche Inſtruktionen wird man ihm dafür zugehen laſſen?

Inſtruktionen für die erſten Regungen meiner ſehnſüchtigen zwanzigjährigen Seele.

*

Heute kam es zwiſchen mir und dem Grafen zur Ausſprache. Da erfuhr ich's denn. Jeder Nerv in mir zitterte.

Mein ganzer Menſch iſt Aufruhr und Empörung. Schlimmer! Er iſt voller Todestraurigkeit.

Ich gäbe etwas darum, könnte ich nur Empörung fühlen, müßte ich nicht auch zugleich traurig ſein.

Ich faßte mir heute ein Herz, den Grafen wegen des kleinen Feſtes zu befragen, das ich dem guten Fräulein Fritz und Judika auf der Seealp geben möchte. Ich wollte alle Leute vom Alphof

laden lassen und hatte mir einen Almtanz mit ländlichen Spielen ausgedacht, bei denen für die Gewandtesten und Stärksten Preise zur Verteilung kommen sollten. Ich erkundigte mich bei meinem Kavalier: ob ich die harmlose kleine Festlichkeit veranstalten dürfe, ohne daß er nötig hätte, dafür zuerst die Genehmigung einzuholen. Wohlverstanden die Genehmigung des Königlichen Kabinetts und nicht meines Vaters.

Der Graf schien befangen. Da fragte ich ihn geradezu: „Sie erstatteten über unsern Ausflug Bericht?"

„Ja."

„Und Sie erhielten einen Verweis?"

„Man fand das Mahl mit dem Gesinde höchst unschicklich."

„Erkundigte man sich eingehend nach der Persönlichkeit des Fräulein Fritz?"

„Allerdings."

„Und findet man auch den Verkehr mit ihr im höchsten Grade unpassend für mich?"

„Er wird Königliche Hoheit gestattet."

„Dank Ihrem Berichte?"

„Dank dem Charakter des Fräuleins."

Fort und fort hatte ich den Namen Judikas auf den Lippen, scheute mich jedoch beständig, ihn auszusprechen. Um wenigstens bei dem Thema bleiben zu können, behauptete ich: „Ich kann nicht einsehen, weshalb es unpassend sein soll, mit Leuten aus dem Volke an einem Tische zu sitzen."

Der Graf antwortete nicht. In meiner Erregung rief ich: „Fürchtet man vielleicht, ich wollte mich populär machen?"

„Man fürchtet nicht, Königliche Hoheit wollten sich populär machen; aber man fürchtet, Königliche Hoheit könnten populär werden."

„Wer fürchtet, warum fürchtet man? Was kann daran liegen, ob das Volk mich etwas kennen und lieben lernt? Jedenfalls will ich das Volk nach Möglichkeit kennen und lieben lernen. Ich habe ja doch keine Ahnung von der Volksseele, die schließlich die Menschenseele ist: die unverfälschte, reine, göttliche Seele der Menschheit."

Nach einer Pause fügte ich mit größerer Mäßigung hinzu: „Berichten Sie, ich bestünde darauf, den Leuten vom Alphof das kleine Fest zu geben. Sollte es mir abgeschlagen werden, so würde ich darum direkt den König angehen."

Der Graf verneigte sich stumm. Ich hatte mich glücklich in eine solche Aufregung hineingedacht und geredet, daß ich jetzt auch von dem, was meine Seele zum Ueberströmen füllte, sprechen konnte: „Was wurde Ihnen betreffs der Nichte für mich vorgeschrieben? . . . Ich sehe Ihnen an, daß Sie eine Vorschrift erhielten, und verlange von Ihnen, sie mir mitzuteilen. Doch stelle ich meine Forderung dem Freunde; nur diesem."

Ich merkte, wie schwer es ihm ward, mir zu antworten: „Ich mußte allerdings auch der Nichte erwähnen."

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Sie meldeten, daß Fräulein Judika starken Eindruck auf mich machte?"

„Ja."

„Und daß sie reizend ist?"

„Reizend und von himmlischer Unschuld."

„Ich finde sie anbetungswürdig wie ein Heiligenbild. Schade, daß Sie ihre Meldung nicht in diesen oder ähnlichen Worten thaten."

„Man wird mich richtig verstanden haben."

„Und welche Instruktion erhielten Sie — wenn Sie mir das mitteilen dürfen?"

„Ja."

„Es fällt Ihnen schwer?"

„Das kann ich nicht leugnen."

„Der Nichte wegen wird nicht gewünscht, daß ich meinen Besuch auf Alphof wiederhole?"

„Es wird im Gegenteil dringend gewünscht."

„Dringend gewünscht?"

„Gerade der Nichte wegen."

„Ich verstehe nicht . . ."

„Hoffentlich nicht."

Erst nach diesem Ausrufe dämmerte mir ein Verständnis. Aber nein, auch dann noch nicht gleich. Was mir durch den Sinn fuhr, konnte ja nicht sein. Es konnte nicht! Graf Gebhardt hatte ja berichtet, welchen Eindruck das junge Mädchen auf mich gemacht hatte: den von himmlischer Unschuld! Von Unschuld! Ich schämte mich, derartiges gedacht zu haben, wenn auch nur für eines Augenblicks Dauer. Also wiederholte ich: „Ich verstehe Sie wirklich nicht. Was meinen Sie nur? Und was meinen Sie damit, daß ich Sie ‚hoffentlich' nicht verstünde?"

Zum ersten Male nahm ich auf seinem klassisch schönen, aber vollkommen regungslosen Gesicht eine Spur von Erregung wahr — nur eine Spur! Aber ich hätte selbst ein derartiges Aufleuchten einer starken Empfindung in seinen Mienen für unmöglich gehalten. Er ward blaß, als er sagte: „Das Verständnis wird für Königliche Hoheit schmerzlich sein; ich kann es jedoch nicht verhindern. Auch mag es Ihnen zum Nutzen gereichen."

„Wenn ich möglichst frühzeitig erkenne, daß die Welt voller Schmutz ist?"

Ich fühlte, wie ich mit zuckenden Lippen sprach. Mir wurde erwidert: „Jetzt haben Königliche Hoheit verstanden."

Ich mußte es jedoch mit eignen Ohren hören, um es glauben zu können, und rief daher:

„An betreffender Stelle war für mich eine Wahl getroffen und diese fiel auf das junge reizende Mädchen voll himmlischer Unschuld? . . . Antworten Sie doch, sagen Sie doch: ‚Ja, es ist so.'"

„Es ist so."

„Und man glaubt an betreffender Stelle, daß ich nur meinen Arm auszustrecken und zu nehmen brauchte — nur so gnädig sein, zu nehmen —, und die himmlische Unschuld selbst würde mir in meine königlichen Arme sinken? So glaubt man?"

Erst jetzt fiel mir ein, daß es einen Augenblick gab, an dem ich selbst dasselbe geglaubt — Gott verzeih mir die Sünde! Die Erkenntnis meiner eignen unwürdigen Denkungsweise — und das gerade in diesem Augenblick! — brachte mich vollends außer mir. Ich kehrte indessen meinen Zorn nur gegen jene.

„Also weder Schauspiel, noch Oper, oder Ballett; sondern das sittsame Bürgermädchen, das kindlich junge, blütenhaft zarte, engelreine Geschöpf. Gut gewählt! Mit ganz besondrer Sorgfalt gewählt, mit Liebe! Und sie meinen, ich würde ihre Wahl annehmen? Gleich so ohne weiteres annehmen!"

Der Graf betrachtete mich schweigend; ich rief: „Ich erachte die Meinung, die sie über mich haben und in solcher Weise zum Ausdruck bringen, einer Beleidigung gleich. Melden Sie es an betreffender Stelle."

„Soll ich melden, Königliche Hoheit wollten das junge Mädchen nicht wiedersehen?"

„Nicht wiedersehen? Ich sollte Judika nicht wiedersehen wollen? Was fällt Ihnen ein? Gerade jetzt werde ich sie wiedersehen, und zwar so oft ich nur kann."

Es war ein eigentümlicher Blick, mit dem der Graf mich ansah. Selbst in meiner leidenschaftlichen Erregung fiel er mir auf. Doch zu denken gab mir sein Blick erst später, viel später.

Ich bat ihn:

„Sie werden mir helfen, Judika möglichst oft wiederzusehen. Denn jetzt gilt es zu zeigen, daß ich mit meiner Empörung recht habe. Es gilt, zu zeigen, daß ich von mir selbst eine bessere Meinung besitze, daß ich Ehrfurcht hege vor der Unschuld und lieben kann, ohne gleich begehren, gleich besitzen zu müssen."

„Königliche Hoheit . . ."

„Nun ja, ja, ja — ich liebe das süße Geschöpf! Sie hören mein Bekenntnis."

Mit leiser Stimme wurde ich gefragt:

„Was soll daraus werden?"

„Kein Unrecht! Das gelobe ich Ihnen — das gelobe ich mir selbst."

Laut und stark klang meine Erwiderung.

*

Kein Unrecht soll daraus werden. Das habe ich gelobt. Etwas andres kann jedoch daraus entstehen, etwas, worüber ich keine Gewalt besitze, das ich durch keinen Schwur zu hindern vermag. Es kann ein Unglück daraus werden. Ich werde Judika wiedersehen, werde aber nie wieder ihre Lippen berühren, nie meine Arme nach ihr ausstrecken. Ich werde sie lieben, und werde unglücklich sein. Aber wenn ich nur nicht unglücklich mache.

*

Gebhardt erstattete Bericht. Was er schrieb, weiß ich nicht. Ich will es auch nicht wissen.

Morgen besuchen wir wieder Fräulein Fritz. Vielleicht komme ich das letzte Mal hinüber; denn vielleicht befiehlt man mir meine baldige, meine sofortige Abreise.

Jedenfalls werde ich vorher auf der Seealp das kleine Fest geben. Es wird wohl ein Abschiedsfest sein. Ich werde dabei auch noch von andern als dem prächtigen Fräulein Fritz und dem blassen Kinde mit den heiligen Augen Abschied nehmen müssen.

Sei es drum.

*

Judika liebt mich.

*

Während einiger Tage konnte ich nichts aufzeichnen. Jeden Augenblick befürchtete ich die Ankunft eines Schreibens, das mich von hier abruft und dem ich gehorchen muß.

Jetzt fort zu müssen, da ich weiß, daß Judika mich liebt . . . Ich dachte immer nur an mich selbst, immer nur daran, daß ich liebe, daß ich entsagen muß, ich unglücklich sein werde. Da sie mich jedoch wieder liebt, so handelt es sich gar nicht mehr um mich.

Wunderlich, daß mir der Gedanke an ihre Liebe nie kam; auch dann nicht, wenn ich des königlichen Prinzen, von dem sie geliebt wird, gedachte. Ich vermochte mir wohl in einem Augenblick der Verzauberung ihren Besitz auszumalen, aber die Vorstellung ihrer Liebe war für mich über alle Vorstellung. Das ist ja eben das Trostlose bei unsereinem: wir müssen uns beständig in solch hohem Grade als königlicher Prinz fühlen, daß der Mensch für uns gar nicht in Betracht kommen darf, schließlich auch gar nicht in Betracht kommt. Wie sollen wir da wohl bei all unserm höchsten Bewußtsein zu der Ueberzeugung gelangen, als Mensch geliebt zu werden?

Judika liebt mich!

Sie gestand es mir nicht, aber ich weiß, ich fühle es. Ich werde von dem süßen Mädchen so heiß geliebt, daß es mit tausend Freuden sein Leben für mich geben würde.

Welche tolle Phantasie! Inmitten meines Liebesglücks — denn noch bin ich glücklich — für die Stärke ihrer Liebe das Bild eines Opfertodes zu brauchen.

*

Auch heute kein Bote, keine Ordre zum Aufbruch. Wenn ich bleiben dürfte? Den Rest des Sommers, den ganzen Herbst über, bis tief in den Winter hinein . . . Mich dünkt, nur in dieser Felsenenge kann ich frei Atem holen, nur unter diesen Alpengipfeln die Welt schön, das Leben lebenswert finden. Jeden Tag bestaune ich die Weisheit der Vorsehung, die mich nicht meines Vaters ältesten Sohn werden ließ. Allerdings that sie ihr gutes Werk an mir nur zur Hälfte und weniger als zur Hälfte. Nicht einmal in dem Schatten eines Thrones hätte ich geboren werden dürfen, der Nacht königlichen Purpurs müßte ich weit entrückt sein, der Glanz eines freien Menschendaseins — und wäre dieses auch noch so klein geartet — müßte mich umstrahlen. Die göttliche Weisheit, die über uns walten soll, begeht an uns ein Verbrechen, wenn sie uns Willenlosen Lebensbedingungen aufzwingt, die wider unsre Natur sind. Ich aber habe die Natur eines gewöhnlichen Erdenmenschen und nicht die eines Königssohns.

Doch nun will ich aufschreiben, wie ich zu der Erkenntnis von Judikas Liebe gelangte. Es geschah auf die einfachste und zugleich holdeste Weise von der Welt.

Als wir dieses Mal — nur Graf Gebhardt und ich — auf dem Alphof ankamen, war dieser wie ausgestorben. Voll Feiertagsruhe lagen Haus und Stallungen im grellen Sonnenlicht des heißen Tages. Nicht einmal der Hofhund ließ sich sehen.

Das gackernde Federvieh und die Schwalben, die mit buntem Gezwitscher hin und her schossen, schienen ringsum die einzigen lebenden Wesen zu sein. Es war wie ein Mittagszauber.

Wir riefen. Niemand gab Antwort. Wir gingen ins Haus, dessen Thür weit offen stand. Kein Mensch befand sich drinnen. Ich würde mich nicht gewundert haben, wenn seit meinem letzten Besuche die roten Nelken um das Christusbild alle vier Wände umrankt, das ganze Zimmer mit hellem Pupurglanz gefüllt hätten und ich inmitten der Nelkenblüte, von dieser umsponnen, ein schlafendes Mägdlein gefunden. Aber küssen durfte ich es nicht zum zweiten Male.

Endlich stießen wir in einer Kammer auf ein altes Weiblein, das uns zurechtwies:

„Sie schneiden auf dem Priesteracker den Weizen. Die Bäuerin und die Jungfer sind auch dabei. Da es weit hinaus ist, kochen sie das Mittagessen lieber gleich draußen."

Nun erinnerten wir uns, von Fräulein Fritz gehört zu haben: sie besäße nicht nur den höchsten Hof, sondern auch den höchsten Weizenacker im Lande. Allerdings läge dieser in solcher Entfernung, daß man das Getreide nicht einfahren könne und es gleich an Ort und Stelle dreschen müsse. Weil früher das schöne Feld — wie alles ringsum — Klostergut gewesen sei, so werde es vom Volk immer noch Priesteracker genannt. Es sei jedenfalls ein gesegnetes Stück Erde.

Die Alte mußte uns den Weg zeigen, und wir gingen sogleich weiter.

Mir that's leid, daß wir es so trafen. Ich hatte gehofft, wir würden gerade zur Mittagszeit anlangen, und mir unterwegs ausgemalt, wie wir eintraten, als sie bereits zu Tische saßen, und wie ich meinen Platz neben Fräulein Fritz einnahm: gegenüber dem Christusbilde — gegenüber der Geliebten.

Ob sie sich freuen oder ob sie erschrecken würde? Vergeben hatte sie mir ja doch.

Gewiß wußte sie, daß ich ihretwillen kam! Wenn sie auch gewußt hätte, was inzwischen allerhöchsten Orts über sie und mich bestimmt worden war. Mir stockte der Atem bei dem Gedanken, was das Kind dabei hätte fühlen müssen. Aber — es wäre ja gar nicht im stande gewesen, die königliche Kabinettsverfügung über seine holdselige Person überhaupt zu begreifen.

Es kostete noch einen tüchtigen Marsch, ehe durch die schwarzen Tannen das Weizenfeld vor uns aufleuchtete. Der wachsame Hofhund, der seiner Herrin gefolgt war, meldete die Ankunft der Fremden. Man erkannte uns, und Schnitter und Schnitterinnen hoben ein Jauchzen an, daß es ein Getöse ward. Zum Glück befand sich in der Nähe kein Titl. Oberhofmarschallamt, das in der lärmenden Begrüßung meiner Person sicher sofort für Staat Dänemark eine Gefahr gewittert hätte. Denn die Freude der Leute — Mägde und Knechte — schmeckte bedenklich nach Popularität, die außer für den König nur für die Thronfolger existieren durfte und die für mich nun einmal von Staats wegen verpönt war.

Ich hörte den Jubel, freute mich auch wohl darüber, hatte jedoch nur Augen für die kleine feine Mädchengestalt in dem düsteren Trauerkleide.

Sie stand etwas abseits inmitten einer Fülle goldiger Garben, hatte einen breiten schwarzen Strohhut auf, und in der Hand blitzte eine blanke Sichel, was der Zarten etwas Heroisches gab, als schwänge sie eine scharfe Waffe.

Ich merkte wohl, daß sie bei meinem Anblick zusammenfuhr. Also erschrak sie. Dann stand sie regungslos und schien über etwas unentschlossen zu sein. Plötzlich lief sie geradeswegs auf mich zu, wie ein Elflein durch die hoch aufgeschichteten Garben schlüpfend. Der glühende Tag und die Erntearbeit hatten ihr sonst so bleiches Gesichtchen gerötet; aber was aus ihren Augen mich anstrahlte, war die helle, heiße Freude des Wiedersehens.

Mein erster Gedanke war:

‚Sie freut sich, dich zu sehen. Das ist ja recht schön. Aber schöner wär's, wenn sie nicht so freimütig, nicht so offenkundig sich freute. Wärst du ihr von Herzen lieb, würde sie ihre Freude weniger vor allen Leuten sehen lassen.'

Und — man stelle sich vor — ihre Freude, die sie so lieblich und zugleich so unschuldig zeigte, enttäuschte mich. Ich fühlte mich plötzlich traurig, ganz unglücklich . . .

Da stand sie vor mir; und dann — ja, und dann las ich in ihren Augen, daß sie fort und fort an mich gedacht hatte — wie ich an sie, daß sie fort und fort nach mir sich gesehnt hatte, wie ich mich nach ihr; daß sie mich liebte wie ich sie.

*

Inmitten des goldigen Himmelssegens, der den Menschen das heilige Brot giebt, standen wir und blickten einander in die Augen, an nichts denkend, als daß wir uns wiedersahen. Wie im Traume vernahm ich das Jauchzen der Schnitter. Der Himmel mag wissen, wie es geworden wäre, hätte ich nicht plötzlich dicht hinter mir Gebhardts Stimme gehört:

„Hier kommt Fräulein Fritz!"

Aus seinem Tone erkannte ich, daß er wußte, was geschehen war, und daß er uns armen Kindern unser kurzes Glück nicht zerstören würde. Es war ja doch nur ein Sommertagstraum.

So riß ich mich denn los von den lieben genzianenblauen Augen, die mir das himmlische Geheimnis verraten hatten, wandte mich mit Anstrengung ab, nickte dem Freunde zu und dankte leise. Dann ging ich Fräulein Fritz entgegen, das mir schon von weitem zurief:

„Herzlichst willkommen! Wir glaubten schon, Königliche Hoheit hätten den Alphof vergessen. Wie schön, daß Sie uns gerade in den Weizen fallen."

„Zwei hungrige Spatzen."

„Die Herren haben noch nicht zu Mittag gegessen? . . . Aber Sie konnten ja gar nicht, da Sie uns zu Hause nicht fanden. Sie müssen halb tot sein vor Hunger, und wir haben bereits gegessen. Das ist ja schrecklich.

„Zu essen müssen Sie uns geben und zwar reichlich."

Das sagte ich lachend. Fräulein Fritz meinte bedenklich:

„Was ist da zu machen? Der Weizen ist nicht einmal gedroschen, geschweige denn gemahlen und zu Brot gebacken."

Aber Judika wußte, was zu machen sei. Sie hing sich an ihre Tante und flüsterte ihr etwas zu, wobei sie nach mir hinüber sah. Wenn ich ein ebensolch glückseliges Gesicht machte, so mußte Fräulein Fritz sogleich Bescheid wissen.

Aber die Gute war derartig mit unserm Hunger — der ihr riesengroß zu sein schien — und ihren Hausfrauennöten beschäftigt, daß sie unsre strahlenden Mienen nicht einmal bemerkte. Judikas kluge Ratschläge fanden indessen eine ziemlich kühle Aufnahme, und sie meinte:

„Forellen sind ja recht gut, und daß der Bach mit dem Fischbehälter keine fünf Minuten weit ist, trifft sich sehr glücklich. Was helfen uns aber die größten Forellen im Behälter, wenn dieser zugeschlossen ist und der Schlüssel zu Hause hängt."

„Hier ist er!"

Und Judika zeigte triumphierend den Schlüssel. Fräulein Fritz rief:

„Wie kommst du dazu, den Schlüssel mitzunehmen? Gerade heute! Hast du denn geahnt, daß wir heute auf unserm Weizenacker Gäste bekommen würden?"

Da gestand sie mit tiefem Erröten:

„Ich hatte den Schlüssel schon gestern mitgenommen. Man konnte ja doch nicht wissen . . ."

Fräulein Fritz gab sich jedoch mit den Forellen nicht zufrieden:

„Das Vorgericht hätten wir, dank deinem merkwürdigen Ahnungsvermögen. Aber glaubst du, hungrige Männermagen mit Forellen satt machen zu können? Was geben wir ihnen nach den Fischen zu essen?"

„Eier mit Schinken."

„Woher nehmen, du Klugsprecherin?"

„Daher!"

Sie lief zu einem Wägelchen, darauf vom Alphof der Mittagsproviant und allerlei Geschirr zum Weizenacker geführt worden war, kramte ein weniges umher, brachte einen Korb zum Vorschein, den sie herunter nahm. Ich beeilte mich, an ihrer Seite und ihr behilflich zu sein.

In dem Korbe lag auf frischen Blättern in einem Kranze von Eiern ein prächtiger Schinken. Strahlend vor Freude erklärte mir Judika nur halblaut: „Er ward erst gestern gekocht. Und sehen Sie, er ist noch nicht einmal angeschnitten. Tante Fritz dachte gar nicht daran. Ganz heimlich nahm ich ihn mit."

Ich fragte flüsternd: „Ganz heimlich?"

„Nun ja. Ich wollte auch Tante Fritz überraschen, wenn Sie heute gerade zufällig gekommen wären. Sie würden gewiß schrecklich hungrig sein."

„Sie dachten daran?"

„Jeden Tag."

„Daß ich kommen könnte?"

„Sie kamen so lange nicht."

„Jetzt bin ich da!"

Und jetzt standen wir mit dem Korbe vor Tante Fritz, die ganz verblüfft dreinsah. Endlich sagte sie: „Das Kind hat richtig an die Eier gedacht . . . Aber sie konnten ja zerbrechen!"

„Wenn sie schon gekocht sind?"

„Ja so, sie sind schon gekocht! . . . Und davon sagte mir die Wabi kein Wort!"

„Da ich sie kochte . . ."

„Du?"

„Heute früh."

„Aber Kind."

„Bist du böse?"

„Hättest du mir nur ein Wort gesagt."

„Von dem Schinken und den Eiern?"

„Sie werden gewiß steinhart sein! . . . In deiner Klosterschule habt ihr armen Würmer ja nicht einmal Eiersieden gelernt."

„In siedendem Wasser sechs bis acht Minuten."

Tante Fritz rief klagend:

„Dachte ich's doch: steinhart!"

„Sie werden den Herren trotzdem schmecken . . . Nicht böse sein, Tantchen!"

Damit warf sie sich Fräulein Fritz um den Hals und liebkoste sie so stürmisch, daß es mich bei dem Anblick heiß überlief. Das gute Fräulein Fritz blieb indessen bekümmert.

Ich fürchte, es waren weniger die hartgesottenen Eier als die plötzliche Erkenntnis, aus welchem Grunde sie überhaupt gekocht worden waren. Was unsre leuchtenden Blicke und unser strahlendes Lächeln nicht gethan, das hatten die Eier, der Schinken und der Schlüssel zum Fischkasten vollbracht: sie hatten der erfahrenen Hausfrau unsre junge Liebe verraten.

„Die Forellen!"

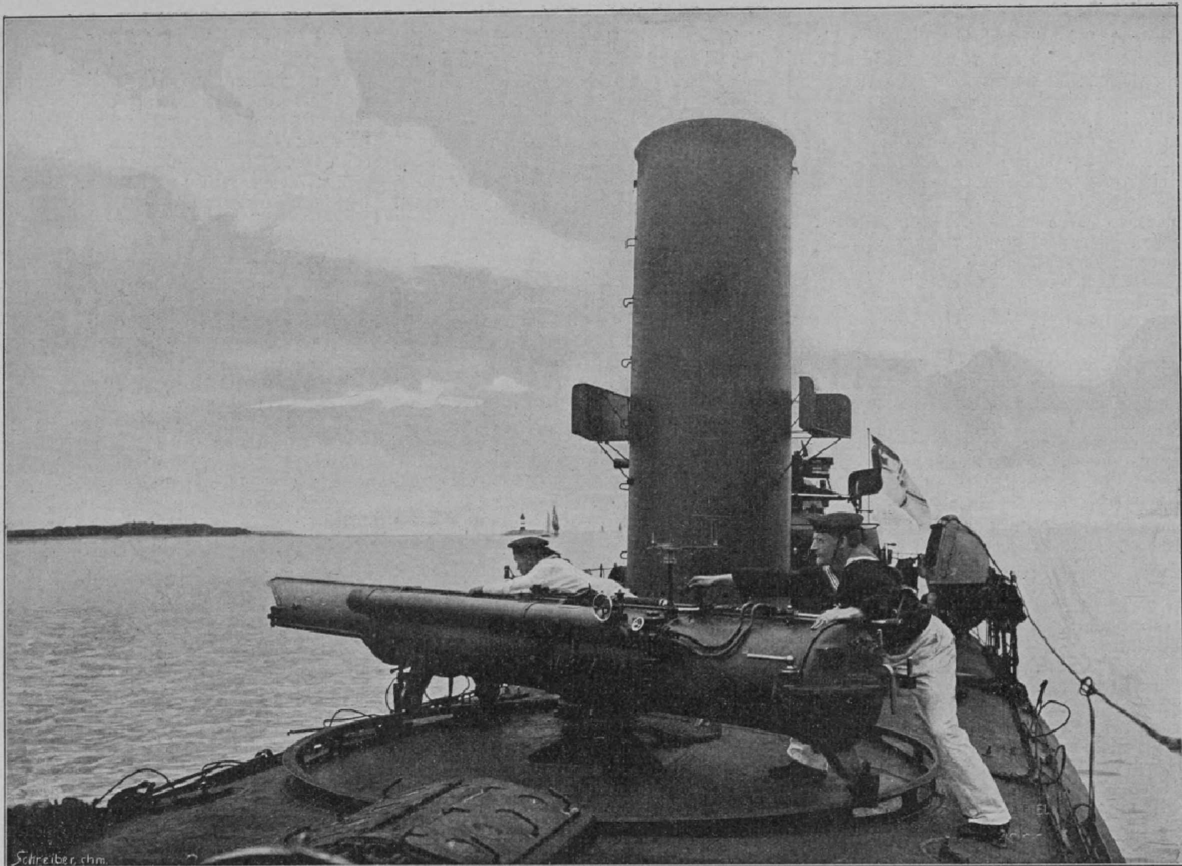
Von dem Halse ihrer mütterlichen Freundin sich losreißend, rief es Judika, schwang triumphierend den Schlüssel, eilte wiederum zum Wagen, holte einen großen irdenen Topf, lief querfeldein davon, dem Tannenwalde zu, ohne darauf zu achten, ob ich ihr folgte. Natürlich folgte ich auch laufend und die Meinung der andern gänzlich mißachtend.

Oft genug hatte ich Forellen gegessen, vielmehr „gespeist". Forelle war für mich ein Fisch wie Rheinsalm oder Steinbutte oder irgend ein andrer hoffähiger Wasserbewohner. Wie hätte ich daher je denken können, daß Forellen aus dem Fischkasten holen solche Lust, solche Glückseligkeit sei?

Atemlos erreichten wir den Bach, der sein silberhelles wildes Gewässer über buntem Gestein von hoch herab rauschen und schäumen ließ. In einer kleinen Bucht, wo die Welle über moosige Gründe ruhiger hinglitt, befand sich der mit einem Schlosse versehene geräumige Fischbehälter, dessen durchlöcherte Wände das Wasser ein und aus fließen ließen. Judika schloß auf, ich schlug den schweren Deckel zurück — ein Gewimmel von großen und kleinen bunt gefleckten Forellen schoß lustig durcheinander.

Geschäftig füllte Judika den Topf mit Wasser, stellte ihn neben den Behälter, und nun galt es, die flinken Dinger zu erwischen. Ein Netz hatten wir nicht, mußten also mit den Händen haschen, mußten uns, um das thun zu können, auf den Boden legen.

Umsichtig streifte Judika ihren Aermel auf,



Uebung am Torpedo-Schnellladegeschütz



Phot. Arthur Renard, Kiel.

Neue Torpedo-Hochseeboote (S-Boote) [Text S. 112]



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Pfänderspiel

Nach dem Gemälde von Hermann Koch

enthüllte den reizenden Arm und griff tapfer ins Wasser. Ich dagegen fuhr mir nichts dir nichts hinein, durchnäßte mich und wurde unbarmherzig ausgelacht. Jedenfalls verstand ich mich auf den Fischfang genau so wenig wie auf das Himbeerpflücken. Von Judika unterwiesen, machte ich es wie sie, und die Jagd begann auf die wie toll durcheinanderschießenden Fische.

„Wir müssen die mittelgroßen nehmen. Die ganz großen sehen prächtig aus, schmecken aber lange nicht so gut,“ belehrte mich Judika.

Also die mittelgroßen.

Erst sie haben!

Forellen fangen — selbst wenn sie als Gefangene bereits im Fischkasten stecken, ist nämlich durchaus nicht so leicht, wie man denkt. Jeden Augenblick hatte ich, genau wie beim Himbeerpflücken, statt eines bunten glatten Fischleibes des Kindes weißes kühles Händchen in der meinen. Ich bemühte mich ernstlich, Forellen zu fangen, erbeutete jedoch immer die Hand. Judika mahnte: „Sie dürfen nicht so hastig zugreifen. Wir wollen die Hände eine Weile ganz ruhig im Wasser halten, sie langsam einer Ecke nähern, wo die meisten Fische beisammen sind, dann aber geschwind zufahren und gleich fest, recht fest halten, damit sie uns nicht wieder entwischen.“

Jawohl! Ich that genau nach ihrem Gebote. Und was fing ich? Natürlich wiederum keinen Fisch, sondern wiederum ihre Hand, die ich — getreu nach ihrem Gebote — dieses Mal fest, recht fest hielt, damit sie mir nicht gleich entwischte.

Was soll ich sagen? Dieser Fischfang dauerte eine gute halbe Stunde. Nach dieser Zeit hatten wir jedoch glücklich sechs mittelgroße, prächtige Forellen im Topfe; drei Stück für den Mann! Ich war aber auch nicht wenig stolz.

Himbeerpflücken war doch um vieles leichter und schließlich um vieles ausgiebiger in Anbetracht, daß man eine süße rote Frucht auch von weichen roten Mädchenlippen stahl.

Selbstverständlich war keines von uns beiden im stande, unsrer zappelnden Jagdbeute den Garaus zu machen. Wir mußten sie also lebend ins Lager der Schnitter bringen, gelangten mit dem gefüllten Topfe, der gar vorsichtig getragen werden mußte, nur langsam weiter. Am Waldsaume begegnete uns der Graf, dem wiederum mein Blick dankte: gewiß hatte er die ganze halbe Stunde dort gestanden, um nicht mein Jagdglück zu stören. Er wunderte sich nicht einmal, daß es gar so lange dauerte, bereits gefangene Fische nochmals zu fangen.

(Fortsetzung folgt)

Der letzte Sommervogel

Wenn dem sinnigen und aufmerksamen Naturfreunde bei seinem ersten Frühlingsgange ins Freie der wohlbekannte „kleine Fuchs“ oder der nicht minder bekannte „Zitronvogel“ begegnet, dann bleibt er wohl einige Augenblicke stehen, um über diese so lang vermißten und sehnlichst erwarteten Herolde einer schöneren Zeit recht still und herzlich sich zu freuen. Wie sie dahinflattern, diese ersten Sommervögelein, wie sie hastig dahinschweben über die noch schmucklosen Wiesen und Fluren, gleich als suchten sie das erste Blümchen des jungen Frühlings, das sie grüßen und küssen möchten ob der fröhlichen und wonnigen Zeit, die nun anheben soll. Während man so in stiller Freude den kleinen Frühlingsboten nachschaut und im Geiste schon das zahlreiche Heer der lieblichen Sommervögel, einen immer schöner als den andern, vorüberschweben sieht, denkt man vielleicht nicht daran, daß zur selben Zeit aus winzigen Eiern zarte Räupchen hervorkommen, die als Schmetterlinge die letzten ihres Stammes sein werden, bestimmt, den Reigen der Sommervögel zu beschließen und uns den Abschiedsgruß dieser poetischen Geschöpfe zu bieten.

Es ist eine auffallende Erscheinung, eben jetzt, da die nächtlichen Herbstfröste den sorglos-verwegenen Spätlingen der Blumen- und Insektenwelt ein gebieterisches memento mori zurufen, da die gesamte Natur ihrer Reize sich entkleidet und zur winterlichen Ruhe vorbereitet, von einem Schmetterling überrascht zu werden. Erwarteten wir doch eher, von „Schneevögeln“ uns umschwirrt zu sehen, als jetzt noch dem gaukelnden Spiel eines Sommervogels zuschauen zu können! Und doch bietet sich gerade jetzt die Gelegenheit, die genaue Bekanntschaft eines Schmetterlings zu machen, den wir zur gewöhnlichen Schmetterlingszeit vergeblich suchen würden. Säumen wir darum nicht, lenken wir vielmehr in den Dämmerstunden eines windstillen Abends unsre Schritte nach dem Baumgarten oder nach einer Obstbaumanlage, denn dort ist in der Zeit von Mitte Oktober an bis zum Weihnachtsfest der letzte der Sommervögel anzutreffen, da Eis und Schnee ihn gar nicht oder doch nur wenig zu kümmern scheinen. Während vor diesen winterlichen Zeichen der ganze Troß der Sommervögel zurückweicht, sich sorglich verkriecht oder den Einwirkungen der Kälte erliegt, so wagt es dieser kleine Nachzügler, in Trotz und Uebermut erst jetzt den Mai seines Lebens zu genießen. In beständiger Unruhe huscht der Winterheld wiederholt an uns vorüber, setzt sich zu kurzer Rast bald an diesen, bald an jenen Stamm, wobei er durch verschiedene Haltung seiner Flügel sowohl an die Tag- als Nachtfalter erinnert. Nirgends will's ihm gefallen, auch kümmern ihn die andern nicht, die wie er in feuchtkalter Luft umherflattern.

Sein unstetes Benehmen verrät nur zu bald, daß seine Flattereien einen besonderen Zweck haben, nämlich den, an irgend einem traulichen Plätzchen das Weibchen aufzusuchen, dem es leider nicht vergönnt ist, dem beschwingten Männchen halbwegs entgegenzukommen; denn seine Flugorgane sind zu unbrauchbaren Stummeln verkrüppelt, überhaupt seine gesamte Organisation nicht auf die Kunst des Fliegens angelegt. So bleibt ihm denn nichts weiter übrig, als sich in der Kunst des Wartens zu üben, zu hoffen und zu harren — bis einer kommt. Und er kommt. Trotz der bereits eingetretenen Dunkelheit finden sich die Geschlechter zusammen, und dann gehen die Männchen bald zu Grunde, während die Weibchen ihr Leben noch einige Tage länger fristen, um erst die Eier unterzubringen. In dieser Zeit verändert aber das Weibchen sein Aussehen auffallend: durch den Leib schimmern die blaßgrünen Eier, auch nimmt sein Gewicht um das Doppelte zu.

Sehen wir uns aber das winterliche Sommervogelpärchen näher an, so zeigt sich das Männchen gegen sein unbeholfenes und plumpes Weibchen viel zarter, schlanker, eleganter. Während der graue, mit schwarzbraunen Querbinden gezeichnete und dicht weißbestäubte Körper des letzteren wie verkommen erscheint, dem weder die kurzen Flügelstummel noch die stelzenähnlichen dünnen Beine als Zier gelten können, hat das schmächtigere, etwas längere Männchen in seinen braungrauen Flügelpaaren, deren vorderes feine, dunklere, wellenförmige Querlinien durchziehen, einen bedeutenden Vorzug.

Dem Weibchen bleibt dann noch die Sorge, die entwicklungsfähigen Eier an geeigneter Stelle unterzubringen. Dazu eignen sich aber nur Knospen, vorzugsweise Tragknospen, denn nur von diesen kann die sich entwickelnde Brut leben, die zudem noch erwartet, unmittelbar nach dem Ausschlüpfen gedeckten Tisch zu finden. Vorsorglich klettert darum die Mutter am Stamme empor, sie „bäumt“, um an der Knospe etwa 300 bis 350 Eier abzusetzen. Diese haben etwa die Größe eines Mohnkornes, sind länglich rund mit regelmäßig-grubiger Oberfläche, wodurch sie das Aussehen der Außenseite eines Fingerhutes erhalten. Vermöge ihres klebrigen Ueberzuges bleiben sie auf ihrer Unterlage haften, so fest, daß kein Sturm oder sonstiges Unwetter sie abreißen oder irgend schädigen könnte.

Erst wenn die Lerche in blauen Lüften trillert und die Frühlingssonne allerorten schlummerndes Leben weckt, wenn im Baum die Säfte aufs neue zu strömen beginnen und an den Knospen treiben und schieben — erst dann wird es auch in den Eierchen rege: junge Räupchen sprengen die Häute und kriechen daraus hervor als graue, kaum zwirnfadendicke Wesen, die sich alsbald in die kaum zum Erwachen gekommenen Knospen hineinbohren. Jedes Blättchen, das sich hervordrängt zum Licht, fällt ihrer Freßsucht zum Opfer, ja sie überspinnen und umziehen mit feinen Fäden die ganze Knospe derartig, daß sie unmöglich sich entfalten kann, denn auch die Fruchtansätze werden zerstört. Kein Grün vermag aufzukommen, sofort ist es umsponnen, krampfhaft zusammengezogen und zerfressen; selbst die zuvor verachteten härteren Blattrippen werden vertilgt. Wehe dem Baum, dem solche Gäste beschert werden; seine Triebkraft kann nicht Widerstand leisten, er vermag sich nicht zu schmücken mit Blätter- und Blütenpracht — wie ein Gerippe steht er da, seine Aeste und Zweige gleichen dürrem Besenreisig. Die Knäule und Klümpchen, die daran haften, sind die traurigen Zeichen von der Anwesenheit der bösen Gäste, denen es nunmehr selbst bange wird um ihre weitere Existenz: sie schicken sich an, die verwüstete leere Stätte zu verlassen. An langen Fäden lassen sie sich herab, um in der Nähe einen andern, einen frischen grünen Baum aufzusuchen und zu erklimmen. Findet sich ein solcher nicht — ringsum ist vielleicht schon alles verwüstet — dann gehen sie, nun einigermaßen ausgewachsen, zur Verpuppung in die Erde oder sie verhungern, wie es auch schon beobachtet worden. Bei normaler Entwicklung häutet sich die Raupe fünfmal. Erwachsen sieht sie gelbgrün aus, hat gelbliche, rotpunktierte Längslinien und einen schwarzen Kopf und ist als „Spannraupe“ oder „Spanne“ nicht nur bekannt, sondern auch berüchtigt. Wenngleich sie nicht sehr wählerisch ist und in gleicher Weise auf Eichen, Buchen, Linden, Hainbuchen, Rüstern und Walnußbäumen haust, so sind ihr unsre Obstbäume doch weit genehmer, und auch ihr ist der gute Apfelbaum ein „wundermilder Wirt“. Es dürfte wohl selten ein Jahr vergehen, daß die Raupe in unsern Obstgärten sich nicht bemerklich machte. Am empfindlichsten schadet sie in kalten Frühjahren, die die Entwicklung der jungen Triebe aufhalten, so daß die Raupen Zeit gewinnen, sie gründlich auszufressen, wogegen ihnen in warmen und feuchten Frühlingen die Blätter sozusagen über den Kopf wachsen.

Wie bereits angedeutet, vergräbt sich die Raupe zur Verpuppung in die Erde. Meist am Fuße desselben Baumes, der sie bisher ernähren mußte, wühlt sie sich ein und verwandelt sich in gerundeter Höhle zu einer gedrungenen, hellroten Puppe mit stumpfem, zweifadigem Ende, aus der sie erst im Oktober oder November als Frostspanner, Cheimatobia brumata L., hervorgeht, der dann als letzter der Sommervögel die bunte Reihe dieser zum Abschluß bringt.

Hinsichtlich der empfindlichen Verheerungen, die der Frostschmetterling unsern Obstbäumen zufügt, erscheint es ganz natürlich und geboten, daß ihm mit aller Energie entgegengetreten wird. Der Umstand, daß das Weibchen nicht fliegen kann und zum Ablegen der Eier am Baumstamm emporkriechen muß, führte von selbst auf die Idee, ihm den Weg zur Baumkrone ungangbar zu machen. Die geeignetste Wegsperre wird durch einen mit Brumataleim bestrichenen Gürtel, den man am Baumstamm anbringt, gebildet. Sobald das befruchtete Weibchen über diesen Ring schreiten will, klebt es fest und kann leicht unschädlich gemacht werden. Mit der sorgfältigen Anwendung dieses Mittels sind in den verschiedenen Gegenden und Ländern schon unglaubliche Mengen dieses Schädlings getötet und Millionen seiner Eier vernichtet worden. So hat in Schweden ein Graf Cronstedt eines Jahres in den Tagen vom 23. September bis 24. Oktober mittels dieser Ringe 22716 gezählte Weibchen gefangen, und er veranschlagt die nicht gezählten Individuen noch auf ungefähr 6000 Stück. Sind auch solche Resultate bei uns noch nicht erzielt worden — möge es auch nie dahin kommen! — so ersieht man doch aus diesen Zahlen, wie gefährlich allein dieser eine Feind unsern Obstbaumanlagen werden kann, und wie sehr man Ursache hat, ihn trotz seiner interessanten, abenteuerlichen Erscheinung mit wachsamen, mißtrauischen Augen anzusehen. Die Gefahr ist aber um so größer, als der Frostspanner in der Regel von einem nahen Verwandten, dem großen Frostspanner, Cheimatobia defoliaria (Blattzerstörer) begleitet ist, der in seiner Lebensweise jenem fast gleichkommt und mit ihm gemeinsame Sache macht.

So bietet die Natur in ihrem wunderbaren Walten uns häufig genug interessante Scenen dar; sie stellt aber auch die ernste Aufgabe, diese uns selber zum Heil zu gestalten, nicht aber durch Gleichgültigkeit unbemerkt an uns vorübergehen oder gar zum Schaden gereichen zu lassen.

C. Schenkling

Herbstspaziergang

Wie Gold liegt's auf den Dächern,
Wie Gold spielt's auf dem Sand;
Du liebes, herziges Mädchen,
Nun reich mir deine Hand.

Im kühlen Novemberwinde
Wirbeln die Blätter vom Baum;
Es rüsten Buche und Linde
Zum traurigen Wintertraum.

Wehmütig liegt der Garten
Vor unserm seligen Blick.
Komm, Traute, wir tragen ins Bildnis
Der Trauer ein Stückchen Glück!

Paul Lang

Die Pflanze als Grabeszier

> Es blüht und funkelt heut auf jedem Grabe,
> Ein Tag im Jahre ist den Toten frei;
> Komm an mein Herz, daß ich dich wieder habe,
> Wie einst im Mai!

Die Ehrung der Toten ist ein Brauch, der sich bis in die ersten Anfänge der Menschengeschichte verfolgen läßt, und wenn wir auf die früheste Erscheinung des Menschen zurückgehen, wo dieser noch weit entfernt war, im Nebenmenschen den Menschen zu achten und die Menschenwürde zu erkennen, so sehen wir ihn doch schon seine Toten beisetzen, sie mit den einfachsten und rohesten Zieraten schmücken, ihnen den wertvollsten Besitz, die Waffen, beigeben und Totenmale errichten. Es ist in der That höchst auffällig, daß wir kein Natur- und Kulturvolk der Erde kennen, bei dem nicht irgend welche Spuren eines Totenkultus vorkommen, der nur durch die verschiedenen Entwicklungszustände und äußeren Verhältnisse der Völker einen verschiedenen Ausdruck erlangt. Sollte daraus nicht der Schluß gezogen werden dürfen, daß dieser Kultus mit der menschlichen Natur auf das innigste verknüpft ist und aus den Grundanschauungen der menschlichen Seele fließt? Denn überall und allezeit tritt uns in allem und jedem Totenkultus die Vorstellung entgegen, daß mit dem Tode der Lebenslauf des einzelnen nicht abgeschlossen sei, sondern nur in eine neue Phase trete, ja daß sogar die Individualität, die Lebensweise und Beschäftigung des Verstorbenen in gleicher und ähnlicher Weise nach dem Tode fortgesetzt werde.

Wenn der Aegypter seinen Mumien die Gerätschaften und Lieblingsgegenstände, deren sich die Verstorbenen im Leben bedienten, wenn kriegerische Völker des Altertums ihren Toten Lanze, Pfeil und Bogen mit ins Grab legten, so wird es uns nicht seltsam erscheinen, wenn noch heutzutage bei Völkern gleicher oder niedrigerer Kulturstufe dieselbe Sitte herrscht und neben Pfeil und Bogen selbst Lebensmittel und die Tabakspfeife dem Toten auf die Reise ins Jenseits mitgegeben werden. Von den Eingeborenen von Angola erzählt Livingston, daß sie sogar den Kassavestrauch (Manihot) auf den Gräbern anbauen, damit seine Wurzel den Toten zur Nahrung diene. Denn erfolgt auch durch den Tod eine Trennung der Seele vom Leibe und ist jene zu einem Leben in einem wesenlosen Schattenreich verurteilt, so ist doch dem — wenn auch toten — Körper nicht alle Kraft des physischen Lebens genommen: aus dem Pfahl, der den Grabeshügel bezeichnete, sproßt neues Leben hervor, er knospet und grünt, durch das Herzblut des Toten zu neuem Leben angefacht, und auf des Polydorus Grabeshügel bewurzelt sich der trockene Speerschaft und wächst sich zu einem beblätterten Baume aus.

Auch ohne Zuthun des Menschen bedecken alsbald Blumen und Kräuter den aufgeworfenen öden Grabeshügel und wenden den Blick vom Tode dem Leben zu. Diese träumerische Beobachtung aber von der selbständigen Begrünung der Gräber führte zu ihrer Bepflanzung und hat dem Totenkult dadurch jene Weihe verliehen, die es ihm möglich machte, sich unter den verschiedensten religiösen Anschauungen und Bekenntnissen unwandelbar zu behaupten. Und wie sich grüne Zweige der Palme und des Lorbeers und Blumen zu allerlei Festlichkeiten im Wechsel des Lebens Eingang verschafften, so waren sie es auch, die den letzten Schmuck des Dahingeschiedenen bilden und ihn selbst auf die Erdscholle begleiten mußten, die sich über seiner letzten Schlummerstätte erhebt. Nur der Totenkult der Aegypter hat die Pflanzenwelt von der Ausschmückung der Toten und von den Gräbern verbannt und gewissermaßen unmöglich gemacht. Außer ihnen aber sind es nur einige afrikanische und amerikanische Urvölker, bei denen der Schmuck der Gräber unbekannt ist und kein Totenkranz, kein Baumzweig und kein sinniges Pflänzchen den aufgeworfenen Erdhügel ziert; nur die Waffen, Speise und Trank, Küchengeräte, Trinkgeschirr und die Tabakspfeife werden dem Verstorbenen auf die lange Wanderschaft jenseits des Grabes mitgegeben.

Die Bepflanzung der Gräber aber ist ein Zeichen fortdauernder Sorglichkeit der Lebenden für die Toten, ein Symbol, daß wir den Verstorbenen nicht als einen unserm Gedächtnis Verlorenen betrachten, vielmehr in dem aus dem Erdhügel hervorsprießenden Blümchen immer von neuem einen Scheidegruß an uns, die Hinterbliebenen, erkennen. Bemerkenswert ist nun, daß kein Volk der Erde, das diese freundliche Sitte pflegt, die Gräber seiner Angehörigen mit Gewächsen was immer für einer Art bepflanzt, sondern jedes Volk trifft hierin eine gewisse Auswahl unter den mannigfaltigen Kindern Floras, von denen sich nur einige wenige für diesen Zweck und Dienst geeignet erweisen.

Der christliche, israelitische und muselmännische Gottesacker zeigen hinsichtlich der Bepflanzung der Gräber eine nicht geringe Aehnlichkeit; in der Regel ist es ein Hain, in dem die Baumgruppen das Uebergewicht über den Grasboden haben; wo der christliche Gottesacker noch als Kirchhof das Gotteshaus unmittelbar umgiebt, kann freilich von Baumpflanzungen weniger die Rede sein.

In der Regel ist es die Cypresse, die die Totenhaine bildet, sowohl die schlankaufstrebende als die mit ausgebreiteten Aesten. Das magische Dunkel der immergrünen Aeste, die gedrängt buschige Form bei der himmelanstrebenden Gestalt geben diesem Baume ein tief ernstes Aussehen und machen ihn zu einem wirklichen Herolde des Todes. Schon die alten Völker des Orients, wo dieser Baum seine Heimat hat, gaben ihm diese Bedeutung. Die Römer nannten ihn die traurige Cypresse. Durch seine Langlebigkeit und Genügsamkeit — er nimmt mit jedem Boden vorlieb — hat der Baum als Grabesschmuck eine weite Verbreitung erfahren. Wo er im kalten Klima im Freien nicht mehr fortkommt, wird er von der Eibe (Taxus) und neuerdings noch mehr durch den aus Amerika eingeführten Lebensbaum (Thuja) ersetzt. In China und Japan findet die Cypresse Ersatz in dem chinesischen Wacholder und andern düsteren Nadelhölzern, in Neuholland vertritt sie ein ähnlicher Trauerbaum, die Kasuarina. So ist es in der That merkwürdig, daß diese immergrünen dunkeln Nadelholzbäume auf der ganzen Erde als Trauerzeichen gewählt wurden; in Steiermark werden sogar die Gräber mit Tannenreisig ausgekleidet.

Aehnlich der Cypresse eignen sich auch der Buchs, der Epheu und das Singrün durch ihre ausdauernde Form, durch ihr immergrünes dunkles Laub und durch ihr Anschmiegen an die Unterlage so recht eigentlich zu unablässig trauernden, zartfühlenden Sinnbildern der Friedhofsflora. Wenn der Buchs, bei uns nur ein niedriges Sträuchlein, durch sein unveränderliches Grün ein Siegeszeichen über Tod und Verwesung geworden ist und sich sowohl als Sprengwedel im Weihwassernapf nächst der Bahre, wie auch als Grabesschmuck Eingang verschaffte und diesem Umstande allein seine Verbreitung nach Norden verdankt, so ist das Singrün, d. i. Immergrün, oder die Totenviole über dem Grabeshügel als ein unzerstörbarer, schützender Teppich zu betrachten, der den Schlummernden auf das sanfteste einhüllt. Noch bis zum Ende des vorletzten Jahrhunderts durfte kein Jüngling, keine Jungfrau in Deutschland begraben werden, deren Leiche nicht mit einem Kranze von Immergrün geschmückt war. Der Botaniker Tragus berichtet, daß im Jahre 1535 ein schon vor langem begrabener Leichnam aus der Erde genommen ward, an dem man noch den frischen Kranz von Singrün wahrnahm.

Von ähnlichem Charakter wie dieses bescheidene Kraut ist auch der Epheu, der die Grabeshügel dicht und undurchdringlich umwebt und die Grabsteine fest umrankt. Wenn er einst den fröhlich zechenden Griechen und Römern nach bacchantischer Art um die Stirn geflochten wurde, damit er im Verein mit Rosen und Veilchen die Wirkung des Weines vertreibe, so war er ihnen nicht weniger auch ein Symbol der geistigen Fortdauer. Ein Relief im Theseustempel in Athen stellt den Abschied der verstorbenen Gattin von ihrem Gatten dar; zwischen beiden, die sich zärtlich einander die Hände reichen, steht ihr kleiner Sprößling, mit der Linken der scheidenden Mutter als Zeichen einstigen Wiedersehens ein Epheublättchen darbietend, darunter die Worte:

> „Nike, du des Dositheus Tochter aus Thasia,
> Treuherzige, zärtlich liebende, lebe wohl!“

Mit dem Epheu und Singrün teilt auch der Rosmarin den Vorzug, in Freud' und Leid gleich willkommen zu sein; namentlich in manchen Gegenden Süddeutschlands gilt er ebenso als Symbol der Freude und des Glückes, als der Wehmut und Trauer, und schmückt den frommen Kirchgänger und Täufling wie Taufpaten, den Burschen und die Maid zur Kirchweih, die Braut am Altare und die Jungfrau im Sarge. Deshalb gilt es im Volksaberglauben auch als ein böses Vorzeichen, wenn man vom Rosmarin träumt, wie es wehmütig im Volksliede heißt:

> „Ich hab' die Nacht geträumet
> Wohl einen schönen Traum —
> Es wuchs in meinem Garten
> Ein Rosmarinenbaum.“

Ebenso allgemein ist an vielen Orten Süddeutschlands die gleichfalls aus dem südlichen Europa stammende Regen-Ringelblume auf Kirchhöfen verbreitet und wird auch direkt als Totenblume angesprochen. Sie scheint in dieser Bedeutung sogar den Wermut und das Weinkräutlein oder die Raute in ihrem Charakter als Grabespflanze abgelöst zu haben; denn ehedem wurden diese Totenkräuter nicht nur den Toten in die Bretterhülle mitgegeben, sondern man schmückte auch die Bahre damit und pflanzte sie auf die Grabeshügel.

In Griechenland war neben der Cypresse auch die Rose, und zwar die wilde, eine beliebte Grabespflanze; die eigentliche (und auch so bezeichnete) Todes- und Grabespflanze der Griechen und Römer war aber das Selinon, unsre Sellerie, die heute diese Bedeutung gänzlich verloren hat. In Kleinasien ist eine kleine Schwertlilie die gewöhnliche Zierde der Gräber, in Arabien und Aegypten die Aloë, die selbst in freier Luft ohne Erde fortzuwachsen und zu blühen vermag, weshalb sie auch dem Muselman als Symbol des Lebens gilt.

Aber auch die Trauerweide, die Olive, die Traueresche, der Granatapfel, die Myrte, der Eukalyptus, der Drachenbaum und der Yucca haben sich schon seit langem ein Anrecht auf den Schmuck der Gräber erworben und gehören zu den Zierden der Friedhöfe in fast allen Teilen der Welt, wo die klimatischen Verhältnisse ihr Fortkommen gewährleisten. Oelzweige waren es, die einst die Griechen auf die Schlummerstätten ihrer Toten pflanzten; ein alter Myrtenstamm wuchs auf dem Grabhügel Elpenors bei Circeji; mit Myrten bekränzten sich Aeneas und seine Genossen bei dem seinem Vater veranstalteten Leichenfeste.

Außer den genannten haben sich nur noch wenige andre Pflanzen auf den Gräbern eingebürgert oder sonstwie bei Leichenzeremonien eingedrängt; sie sind jedoch kaum als Charakterpflanzen zu betrachten, indem sie den Sinn, den man ursprünglich in die Grabespflanzen legte, keineswegs verraten. Namentlich in den Städten wird bei der Bepflanzung der Gräber ziemlich wahllos verfahren und die Auswahl in der Regel dem Zufall überlassen, soweit es sich um die Kinder der vergänglichen Blumenwelt handelt. Dennoch geben auch hier die immergrünen Nadelhölzer: Cypressen, Taxus und Lebensbaum im Verein mit Epheu den Grundton des Friedhofs ab, in den neben Rosen die andern Kinder Floras eingewirkt sind.

Aber was es auch sei, womit die Treue liebevoll den kühlen Grabeshügel schmückt, Rosen, Nelken, Immergrün, Trauerweiden, sie reden die eine heilige Sprache von der Liebe, die nimmer aufhöret, die Brücke schlägt zwischen Himmel und Erde und Zeit und Ewigkeit durch ihre Wunderkraft verbindet.

Nichts ist in der That geeigneter, selbst den geheimsten und dunkelsten Regungen der Seele eine entsprechende Folie zu geben, als die stumme, ernste, verschlossene, nur durch Tracht, Farbe und Duft zu uns sprechende eigenartige Friedhofsflora. Was konnte auch der gesamten Menschheit näher liegen, als in der Pflanzenwelt ein Symbol, ein Sprachorgan zu finden, das unser Innerstes am besten wiedergiebt und der verläßlichste Dolmetsch unsers Herzens ist! Gewiß nur deshalb hat die Bepflanzung der Gräber und die Ausschmückung der Bahren mit Kräutern und Blumen ihren Weg von den rohesten Naturmenschen zu allen Kulturvölkern gefunden.

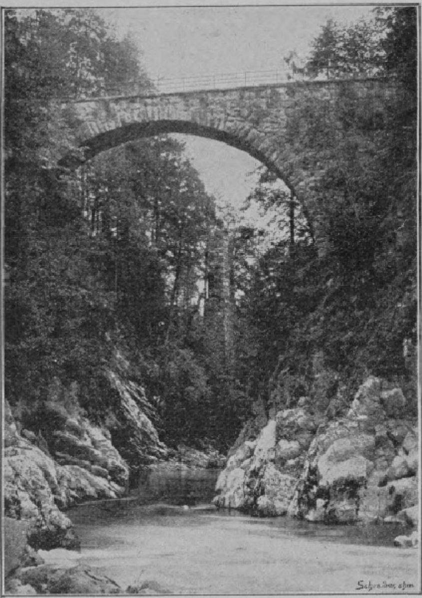
Schiller-Tietz

Die neueröffnete Bregenzerwaldbahn

(Mit Abbildungen nach phot. Aufnahmen von German Wolff, Hofphotograph in Konstanz)

Die im September eröffnete Bregenzerwaldbahn erschließt den Naturfreunden und Touristen mühelos ein noch viel zu wenig bekanntes reizendes Ausflugsgebiet, dessen Charakter sich von der Anmut eines grünen Hügellandes bis zu alpiner Großartigkeit steigert. Die Bahn beginnt am Bahnhof Bregenz und endet in Bezau; es verkehren vorläufig in jeder Richtung täglich drei Züge, und die Fahrzeit Bregenz-Bezau beträgt 2 Stunden 5 Minuten. Der Tourist, der nur einen flüchtigen Einblick in den Hochpark Vorarlbergs, wie man den Bregenzerwald nennen kann, gewinnen will, erreicht mit dem ersten Zuge, der Bregenz 8.20 früh verläßt, Bezau um 10.25 und kann dann dort und in der Umgebung nahezu 8 Stunden bis zur Rückfahrt nach Bregenz (6.10) verweilen. L. Steub, L. v. Hörmann u. a. haben seit Jahren auf die eigenartigen Schönheiten jenes Alpengebietes hingewiesen, immer aber blieb es von der Mehrzahl der Reisenden, die alljährlich die Uferbezirke des Schwäbischen Meeres berühren, vernachlässigt, was sich jetzt wohl ändern dürfte. Unsre Abbildungen geben eine gute Anschauung von den zum Teil ganz hervorragenden Kunstbauten

auf der neuen Bahnstrecke wie von dem Charakter der Landschaft und der freundlichen Ortschaften des Bregenzerwaldes, den seine Bewohner, die „Wäldler", kurzweg den „Wald" nennen. Er umfaßt das Quellgebiet der Bregenzer Ache im Süden und Südosten von Bregenz, eine rings von Bergketten umschlossene, wald- und wiesenreiche Hochfläche, die



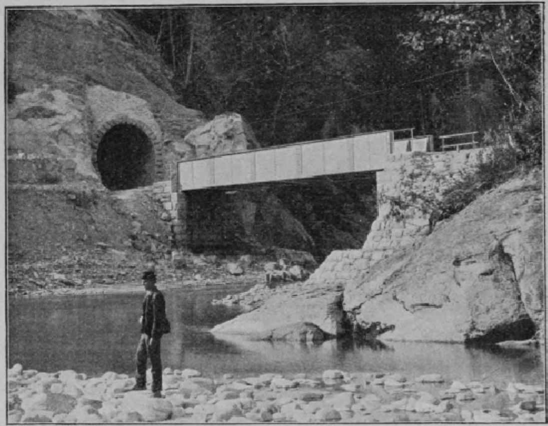
Bregenzerachbrücke hinter Station Schwarzenberg

von Hügelreihen durchzogen und von heiteren Dörfern belebt wird.

Man unterscheidet den „Außerwald" und den „Inner- oder Hinterwald". „Zum ersteren gehört", nach L. von Hörmann, „Alberschwende und die heiteren Gelände von Lingenau und Hittisau, zu letzterem Egg und das weitere Gebiet von Bezau stromaufwärts Mellau, Au, bis an den Tannberg, der den romantischen Thalabschluß des Bregenzerwaldes bildet. Beide Teile sind nicht nur landschaftlich, sondern auch volkstümlich etwas verschieden. Der Vorderwald ist heiterer, die Matten sind lachender, die Gegend hat den Charakter eines Hügellandes, dessen Kämme hinauf und hinab begrünt sind; auch Egg, obwohl es schon zum Hinterwald gehört, trägt noch diesen Zug, ebenso die durch die Thalschlucht der Ache getrennten lieblichen Gefilde von Andelsbuch und Schwarzenberg. Dieser heiteren Landschaft entspricht auch der redselige, offene Charakter des Vorderwälders, während der Hinterwälder mehr bedächtig, wortkarger und verschlossener ist, entsprechend dem mehr ernsten Typus der Gegend, die bei Bezau und besonders von Au an durch mächtige Bergformationen und durch matteren Pflanzenwuchs eine mehr alpine Färbung erhält. Das macht eben einen Hauptreiz des Bregenzerwaldes aus, daß der, der ihn durchwandert, die ganze Stufenleiter der Alpennatur durchkosten kann, von dem anmutigen Idyll eines grünen Hügellandes, wie es sich im Vordergrunde präsentiert, bis zu den ergreifenden Bildern einer Hochgebirgslandschaft, die von Bezau an in steter Steigerung bis in die Bergeinsamkeit von Schröcken sich entwickelt. Da die Hauptbeschäftigung und Einnahmequelle die Viehzucht ist, so ist der Feldbau wenig entwickelt; daher auch überall diese hellleuchtenden, saftgrünen, von Bächlein durchrauschten Fluren und Gehänge, auf denen die reinlichen Häusergruppen und Einzelgehöfte stehen."

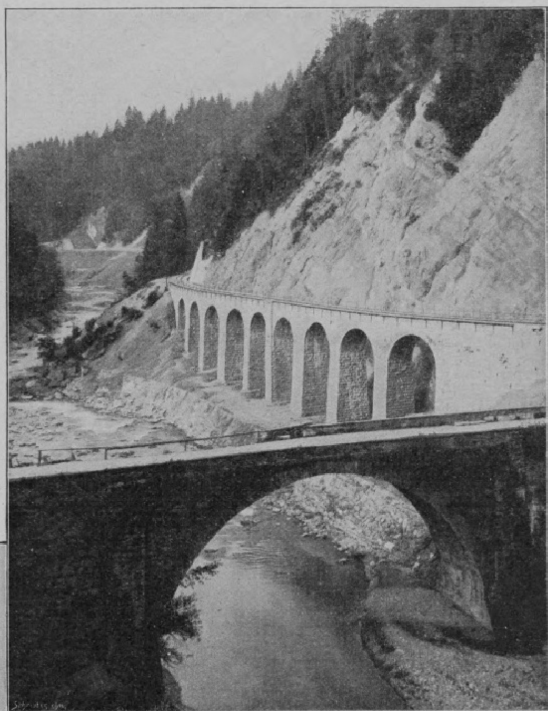
Die neue Bahn führt von Bregenz über die Haltestelle Rieden und die Stationen Kennelbach, Langen, Doren, Langenegg, Lingenau, Egg, Andelsbuch (Kneippbad), Schwarzenberg, Reuthe (Stahlbad) bis zum Hauptort des „Waldes", Bezau.

Ein prächtiges Bild stellt sich uns schon bald nach der Abfahrt bei der Rothachbrücke mit Tunnel in der Nähe von Station Doren dar. Dann folgen die freundlichen Schwesterorte Lingenau (Station) und Hittisau; die nächste Station ist Egg mit seinen hübschen Häusern und guten Gasthöfen, malerisch am Ufer der Ach gelegen und umrahmt von Wäldern und Bergen; bemerkenswert ist der Viadukt bei Egg. In diesem Orte fand am 21. September ein Volksfest statt mit historischem Festzug, in dem die Trachten, Sitten und Gebräuche der Vorfahren getreu



Rothachbrücke mit Tunnel bei Station Doren

zur Darstellung gebracht wurden, die sich eben wegen der bisherigen Abgeschiedenheit des „Waldes" vom großen Verkehr hier mehr als anderwärts erhalten haben. Den Festumzug, der vor-



Viadukt bei Egg

mittags um 11 Uhr stattfand und nachmittags wiederholt wurde, eröffnete der Landwaibel in seiner alten Tracht zu Pferde, dahinter die Ortsmusik in der Tracht vom Ende des 17. Jahrhunderts. Dann kamen, überall stürmisch begrüßt, die „Amazonen", die Besiegerinnen der Schweden an der „roten Egg" im Jahre 1647. Ihre Kleidung war weiß mit roten Streifen, sie trugen alte Schwerter, Sensen, Dreschflegel und Mistgabeln. Nachdem die Schweden am 4. Januar 1647 Bregenz erobert hatten, schwärmten ihre zuchtlosen Scharen in der nächsten Zeit raubend, plündernd und mordend in der ganzen Umgegend einher. Zwei Compagnien Wrangelscher Reiter, die zu Lingenau im Quartier lagen, verübten dort zahllose Greuel, und als sie erkundeten, daß die Weiber und Kinder auf hochgelegenen Almen in Sicherheit gebracht worden seien, wollten sie auch dorthin einen Streifzug unternehmen. Sobald dies die Weiber in den Alpen von Egg, Andelsbuch und Schwarzenberg erfuhren, trafen sie voll männlichen Mutes eilends und in aller Stille ihre Vorbereitungen. Ganz überraschend griffen sie die Schweden auf ihrem Marsche an und wußten ihre primitiven Waffen so nachdrücklich zu gebrauchen,



Luftkurort Schwarzenberg



Andelsbuch

daß kein einziger der Feinde entkam. Die von den heldenmütigen „Amazonen“ Erschlagenen wurden an Ort und Stelle auf der blutigen Walstatt verscharrt, die davon noch heute die „rote Egg“ heißt. Dann kamen im Festzuge die Schützen des Bregenzerwaldes in der Tracht der Kämpfer gegen die Franzosen im Rheinthal während der Jahre 1799 bis 1809. Besonders interessant waren ferner die Hochzeitsgruppe und ein Wagen, auf dem die alte Gerichtsbarkeit unter den Landammännern (1400 bis 1814) zur Darstellung gelangte. Mit Einbruch der Dunkelheit wurden auf den umliegenden Bergeshöhen Freudenfeuer entfacht; große Scharen von Fremden waren zu diesem Tage nach Egg gekommen, zu deren Beförderung der bis jetzt vorhandene Fahrpark der neuen Bahn nicht entfernt ausreichte. Namentlich die Personenwagen bedürfen der Vermehrung, die hoffentlich bis zur nächsten Reisezeit durchgeführt sein wird.

Der Luftkurort Schwarzenberg in prächtiger, waldumsäumter Lage kommt als Sommerfrische immer mehr in Aufnahme und verdient auch als Stammort der berühmten Malerin Angelika Kauffmann einen Besuch. In der Kirche findet man ihre Büste und ein von ihr gemaltes Bild. Der Ort bildet ferner das Zentrum des „Waldes“ für die Viehmärkte. Hinter der Station Schwarzenberg passiert der Zug die Bregenzerachbrücke und erreicht dann Andelsbuch, das außer seinem „Kneippbad“ auch eine Brauerei aufzuweisen hat, die einen guten Tropfen liefert. Auf einer großen Wiese am Ufer der Ache wurde ehedem der jeweilige Landammann für das Gebiet des Bregenzerwaldes gewählt; nachher fand ein oft mehrere Wochen währendes Volksfest auf der „Bezegg“ statt, einem bewaldeten Höhenzuge, der die alte Rathaus- und Gerichtsstätte des „Waldes“ — jetzt durch ein Monument bezeichnet — trug. Zwischen dieser Höhe und dem Waldrücken, der es von Bizau mit seinem stattlichen Kapuzinerkloster trennt, liegt Bezau, ein ansehnlicher Ort mit 1900 Einwohnern und verschiedenen guten Gaststätten, das Herz des Bregenzerwaldes. Hier haben wir auch das Ende der Wälderbahn erreicht, die hoffentlich alle die Erwartungen erfüllen wird, die die Stadt Bregenz und vor allem die wackeren „Wälder“ selbst an ihre Eröffnung geknüpft haben.

Fr. R.

Das Rotkehlchen

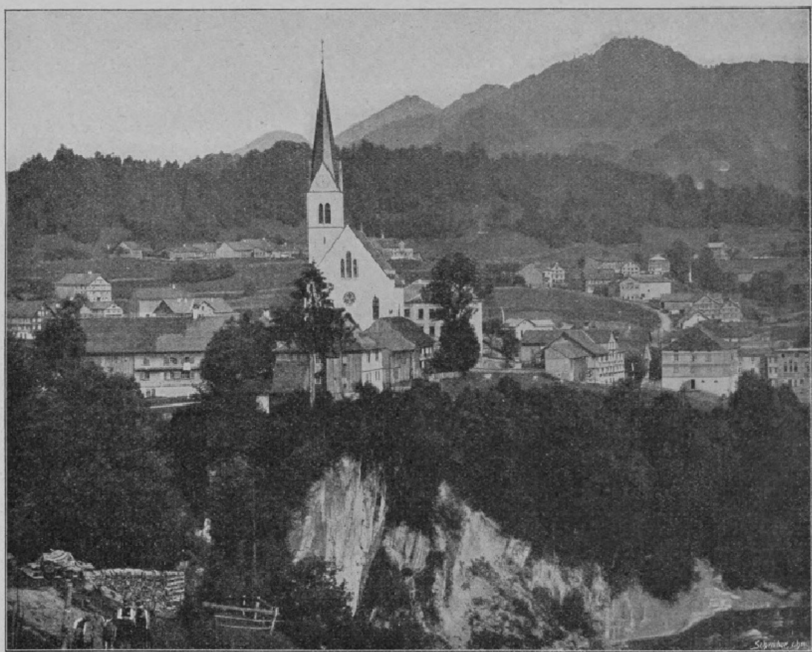
Novellette von S. Barinkay

Vor einer Stunde war er fortgegangen. Sie saß noch immer auf dem Stuhl am Fenster, in den sie erschöpft niedergesunken war, nachdem sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte. Und ihre Gedanken kreisten wie ein Flug wilder Vögel wieder und wieder um die Fragen: ‚Habe ich recht gethan? Kann ich seinem Kinde wirklich keine Mutter sein?‘

Zwei Fragen an die Zukunft, und die Zukunft ist stumm! Nur die Vergangenheit ist gesprächig und redet mit tausend Zungen zu der glücksuchenden, irrenden Menschheit. Auch zu Karla sprach sie, sprach eindringlich, wenn sie schwach zu werden drohte, und mahnte sie, daß sie selbst ja großgewachsen sei in der Misere einer unglücklichen Ehe. Sollte sie nun eine Ehe eingehen, die von Anfang an das gleiche Gepräge trug? Hier ein Mann, noch jung, in der Vollkraft des Lebens, aber doch schon mit der Erinnerung an das Bündnis mit einer andern Frau behaftet, hier ein jungfräuliches Weib, das nichts zur Ehe zwang als nur die Neigung, und dazwischen ein Kind, das Kind einer andern, das Kind der Erstgeliebten!

Karla war solch ein Kind gewesen, und wie ein Prellstein hatte sie gestanden zwischen dem leiblichen Vater und der zweiten Mutter. Sie war der Ableiter für alle die Zwiste gewesen, die nach den Flitterwochen in der Ehe eintraten, und in der Einbildung der jungen Frau war sie auch die Ursache dieser Zwiste.

Nur reife, edle, geklärte Frauen geben gute Stiefmütter. Und die neue Mutter Karlas war jung, heißblütig, eifersüchtig auf die Tote und deren Kind, obgleich sie mit ihrer Jugend und Schönheit den Gatten alsbald zum Sklaven machte. Dann schenkte sie ihm Knaben. Für das Mädchen fielen väterlicherseits kaum mehr Brosamen der Liebe ab. Bald auch diese nimmer. Unfriede macht die Herzen kalt und roh, unempfindlich für zarte Regungen. Und Unfriede herrschte allezeit.



Egg

Karla war ein fremdes Element in der Familie. Was sie that, war niemand recht, was sie unterließ, brachte ihr Tadel ein. Sie wurde mit Vorurteil betrachtet und beurteilt, wurde eben geduldet, vernachlässigt, gepeinigt, und die Kindesseele machte ein Martyrium ohnegleichen durch.

Nun war Karla erwachsen und frei, aber noch immer lag ein Druck auf ihr. Der unausgesetzte Streit und Hader, worin sie ihre Kindheit verlebt, hatten sie nervös gemacht. Sie war etwas menschenscheu und schrak schon zusammen, wenn sie nur disputierende Stimmen hörte. Stiefkinder weckten stets ihr inniges Mitleid. Sie waren in ihren Augen Waisenkinder; sie hatten keine neue Mutter gewonnen und den Vater verloren! Jeder Stiefmutter stand sie feindlich gegenüber, an ihre eigne dachte sie mit Haß.

Aber das milderte sich im Laufe der Zeit. In der Einsamkeit, die sie liebte, in der sie nachdachte über das Leben und die Menschen, begann sie anders zu urteilen, auch über manches, das sich im Vaterhaus abgespielt hatte. Sie fand es wohl noch widernatürlich, daß man Kinder zwang, mit dem heiligen Namen „Mutter“ eine Frau zu benennen, von der sie an Leib und Seele kein Teilchen hatten, aber sie sagte sich auch, wie schwer es für ein junges Mädchen sein müsse, Mutterpflichten zu übernehmen, ehe sie die Natur zur Mutter gemacht.

In einem Seebade hatte Karla den Mann kennen gelernt, der in ihr so viel gemartertes Herz süße Träume goß und den Zaubermantel der Liebe über sie breitete. Sie liebten sich beide, und erst nachdem sie sich das gestanden, erfuhr sie, daß er schon einmal vermählt gewesen sei und ein Töchterchen besitze, das sich in fremder Pflege befand. Mit Grauen vernahm sie es. Das ging an eine wunde Stelle ihrer Seele, und in der Nacht floh sie. Sie mochte keinen Mann, dem in Stunden der Erinnerung ein andres Weib vor Augen schwebte. Und



Bezau (Endpunkt der Bahn)

sie hatte eine wahnsinnige Angst, wieder in die Tiefen des Unfriedens zu tauchen, denen sie erst vor kurzem entronnen war.

Doch Leon gab sie nicht so leicht auf. Er folgte ihr. Als sie ihm ein volles Bekenntnis ablegte, ihre Jugend und die Ehe ihrer Eltern schilderte und seine Werbung ablehnte, erschöpfte er sich in Worten liebender Ueberredung. Vergebens! Er erschütterte ihr Herz, er machte sie wankend, aber er überzeugte sie nicht. Endlich bat er nicht mehr für sich, er bat für sein Kind, das einer Mutter bedürfe! An das Edle im Weibe, an das Mütterliche, das auch schon in der Jungfrau lebt, glaubte er zu pochen! Aber „eben darum nicht!", rief sie ihm entgegen. „Es ist wider die Natur! Ich wage nicht Mutter zu sein, ehe sie es haben will! Ich könnte unglücklich werden!"

Da hieß ihn sein Stolz gehen, und sie war zurückgeblieben, von den brennenden Fragen gemartert: Habe ich recht gethan? Kann ich seinem Kinde wirklich keine Mutter sein?

„Du willst nicht!" hatte ihr Leon entgegengehalten. That er's mit Recht? Sie sann und sann und focht einen heißen Kampf mit ihrer Liebe. Noch konnte sie ihn rufen, um das „Ja" an seiner Brust zu stammeln, das so mächtig aus ihrem Herzen emporstrebte. Aber nein, nein! Sie schauderte bei dem Gedanken, wieder in die Atmosphäre einer friedlosen Häuslichkeit einzutreten und möglicherweise ein Geschöpf so zu quälen, wie einst sie gequält worden war . . .

Schräg fiel schon das Sonnenlicht durchs Fenster und verlieh dem Raum eine anheimelnde Ruhe. In einem Bauer flötete ein Rotkehlchen sanft und lieblich, hüpfte munter von Stäbchen zu Stäbchen und vollendete das trauliche Bild. Nur die von Zweifeln und Leid bedrückte, in sich versunkene Gestalt paßte nicht hinein.

Ein Klopfen am Fenster schreckte sie auf. „Tante Karla! Tante, Tante!" rief eine Knabenstimme in wichtigem Tone. Mechanisch erhob sich das Mädchen und öffnete das Fenster. Arbeiterkinder aus dem Hinterhause, gegen die Karla stets gütig war, standen draußen, und ein Junge hielt irgend einen Gegenstand hoch.

„Schau, was wir gefunden haben drüben in der Anlage auf der Erde! Wir bringen dir's. Du verstehst doch besser damit umzugehen als wir Dummlinge."

Er legte in die Frauenhand zwei kleine Vögelchen, die noch nicht ganz flügge waren, zwei niedliche Zaunkönige, die kreischten und die gelben Schnäbel weit aufsperrten. Verwirrt sah Karla darauf nieder.

„Mit Fliegen kannst du sie schon groß ziehen, und Fliegen bringen wir dir genug! Oder willst du sie nicht haben?"

Jetzt erst begann Karla zu reden. Derselbe Junge hatte ihr das Rotkehlchen, das ihr nun ein lieber Genosse war, zugetragen. Sie versprach, auch diese Findlinge zu pflegen. Die müde Stimme und die traurigen Augen aber wirkten verschüchternd auf die Kinder, und sie entfernten sich scheu, nachdem noch eine der kleinen Hände ein Bällchen Moos „für das Nest" auf das Fensterbrett gelegt hatte.

Das Mädchen sah sich mit zerstreuten Blicken nach einem Bergungsort für die Vögelchen um. Das Rotkehlchen piepte, als es das Geschrei der Ankömmlinge vernahm, und lenkte die Aufmerksamkeit Karlas auf sich. Rasch entschlossen öffnete sie den Käfig, legte den Moosballen in die Ecke, drückte eine Mulde hinein und setzte die beiden Zaunkönige dorthin. Sie schmiegten sich zunächst ruhig zusammen. Mehr konnte sie für den Augenblick nicht thun; die drei würden sich schon vertragen, und die Jungen von dem Alten das Fressen lernen.

Dann kehrte sie zu ihrer Grübelei zurück, in der sie sich ungern hatte stören lassen. Sie begann mit dem Schicksal zu hadern. Warum hatte es ihr einen Mann zugeführt, dem sie nicht die erste Gattin sein konnte? Würde sie je einen andern lieben können? ‚Nie! Nie!' schrie das Herz. Also sollte sie einsam bleiben, einsam nach der liebearmen Kindheit und Jugend?!

Nun kamen mit Gewalt die Thränen. Wie eine Sturmflut quollen sie auf, und Karla weinte lange, lange.

Das klägliche Geschrei der kleinen Zaunkönige drang aber doch an ihr Ohr. Sie hob den Kopf, abgelenkt von ihrem Schmerz, und wurde sehend und hörend für das, was im Vogelbauer vorging. Die Vögelchen piepten immer jämmerlicher und bewegten wie bittend die Flügel gegen das Rotkehlchen hin, das, auf einer Sprosse stehend, verdutzt die schreienden Kameraden betrachtete. Aber es mußte ihre Sprache wohl verstehen, denn es sprang plötzlich zum Futternapf, füllte sich den Kropf mit Ameiseneiern und begann die Piepmatze zu atzen.

War der Vorrat zu Ende, so holte es neuen und stopfte mit zärtlichem Eifer die hungrig aufgesperrten Schnäbel voll. So that es, bis die Bettelnden satt waren und sich zufrieden ins Nest duckten. Dann schwang sich das Rotkehlchen mit jubelnden Lauten von Stäbchen zu Stäbchen, als sei es besonders fröhlich über die vollbrachte Gutthat. Und nach einer kurzen Weile hüpfte es auf das Nest, breitete die Flügel aus und deckte damit, sich niedersetzend, die Pflegekinder zu.

Karlas Herz bebte.

„Wenn deine Liebe dich nicht drängt zu mir, so thu's um des Kindes willen! Es bedarf einer Mutter! Werde ihm Mutter!" — so hatte er gesprochen, und sie erinnerte sich ihrer Antwort, erinnerte sich ihrer voll Scham und Reue: „Es ist wider die Natur!"

Thörichte, kleinliche Seele! Hat dich die Natur jetzt eben nicht anders belehrt? Hat sie dir nicht das Gegenteil gezeigt?! Und willst du dich an selbstloser Liebe von deinem kleinen Vögelchen beschämen lassen? Merkst du nicht, daß du einen gefährlichen Weg eingeschlagen hattest, den Weg der Selbstsucht, der nie zum Glücke führt?!

Was ist ein Kindchen ohne Mutter? Das Aermste, was die Erde trägt! Das Kind des Mannes, den du liebst, bedarf einer Mutter, und du zögerst, wendest dich gar voll eigennütziger Bedenken hinweg! Wer ist aber mehr berufen, ihm diese zu sein, als eben du? Du, die du weißt, wie ein Kindesherz fühlt und wie es leiden kann! Soll eine andre ihm Mutter werden, eine, der es unbekannt ist, wie weich und empfindsam solch ein Herzchen ist und doch so leicht zu lenken mit gütiger Liebe?! Oder eine, an deren Kaltsinn und Gleichgültigkeit das kleine Herz sich verblutet und das Lebensglück des geliebten Mannes zerschellt?!

Karla atmete tief auf. Es war ihr, als ob eine schwere Wolke von hinnen zöge. Weit und licht ward es vor ihr. Eine sonnige Klarheit erhob sich in ihrer Seele und schlug alle Zweifel in die Flucht. Nun wußte sie, was sie thun mußte!

Mit seligem Lächeln blickte sie auf das Rotkehlchen, das mit seinen braunen, großen Augen zutraulich zu ihr emporblinzelte und voll sorgsamer Liebe die Flügel breiter über ihre Pfleglinge spreitete.

„Dank dir, Lehrmeisterin. Du hast mir das Glück gerettet!"

Sie schrieb hastig einige Worte auf einen Zettel, faltete ihn und sandte ihn durch den Knaben, der ihr die Zaunkönige gebracht hatte und mit andern vor dem Fenster spielte, in das Hotel, wo Leon abgestiegen war.

„Springe wie eine Gemse! Du sollst morgen reich belohnt werden!"

Sie hatte keine Ruhe im Zimmer und trat in den Vorgarten. Da dunstete der Sommerabend mit seinen Düften und schürte ihre Erregung. Alles war Angst und Sehnsucht in ihr, Angst, der Geliebte möchte nicht mehr kommen, heute und morgen nicht und niemals wieder, — Sehnsucht, sich selbst vor ihm anzuklagen.

Als sie seine Gestalt im Dämmern eilig heranschreiten sah, jauchzte sie, lief ihm stürmisch entgegen und warf sich an seine Brust.

„Verzeihung, Geliebter, Verzeihung! Ich war blind, ich war taub, ich war herzlos! Laß mich dir ein treues Weib und deinem Kinde eine gute Mutter sein!"

Er preßte sie innig an sich: „Du hast dich selbst überwunden. Wie freut es mich, Karla! Aber noch hätte ich dich nicht aufgegeben! Noch hätte ich dir mein kleines, verwaistes Mädchen geschickt, damit es an dein Herz klopfe und dich bitte, ihm Mutter zu werden!"

Sie lächelte, und doch tropften ihr die Thränen aus den Augen: „Bald, recht bald, morgen schon laß uns zu deinem Kinde eilen, damit ich es bitte, mich Mutter zu nennen und wie eine solche zu lieben!"

Die neuen Hochseetorpedoboote

(Zu den Bildern Seite 106)

Die Torpedoboote sind im Vergleich zu den Riesenpanzern der heutigen Kriegsflotten verhältnismäßig kleine Fahrzeuge, die außer ihren Ausstoßrohren nur wenige leichte Geschütze haben und deren Erfolg in allererster Linie auf der Geschwindigkeit beruht. Mit der fortschreitenden Technik sind die Torpedoboote ein wichtiger Faktor im Seewesen geworden, wenn man von ihrer Ueberschätzung, die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vielfach zu Tage trat, auch längst zurückgekommen ist und genau weiß, daß sie nimmermehr die schweren Panzerschiffe überflüssig machen können, wie damals französische Marineschriftsteller ihre Leser glauben machen wollten. Die Marineverwaltungen aller Kriegsflotten erachten es daher als ihre Pflicht, alle Verbesserungen an Torpedos und Torpedobooten sorgsam zu prüfen und, wenn sie sich bewähren, für die eigne Flotte zu verwerten. Allseitig wird anerkannt, daß die deutsche Marineverwaltung hinter den ausländischen in dieser Beziehung nicht zurückbleibt; das beweisen zur Genüge die fortwährenden Verbesserungen und Vervollkommnungen in der Konstruktion und der Gestalt der Torpedoboote, die von keiner andern Marine übertroffen werden. Die deutsche Marine besitzt noch 38 kleine alte Hafen- und Küstentorpedoboote, die in den Jahren 1883 bis 1887 gebaut worden sind, und 47 kleinere Hochseetorpedoboote. Nachdem England mit dem Bau größerer Schiffe dieser Art vorangegangen war, schritt man ebenfalls dazu, solche von etwa 300 Tonnen Wasserverdrängung mit verstärkter Artillerie zu erbauen, gleich geeignet zum Angriff wie zur Abwehr kleinerer feindlicher Torpedoboote. Sie heißen bei uns Divisionsboote, in fremden Marinen auch Torpedobootzerstörer; die Bezeichnung Hochseetorpedoboote besagt, daß diese Fahrzeuge im stande sind, dauernd und auch bei schlechtem Wetter die hohe See zu halten und angriffsweise den Feind dort aufzusuchen.

Die deutschen Torpedoboote werden nach ihrem Herstellungsort mit einem Buchstaben und Nummern bezeichnet (S = Schichau, G = Germania, V = Vulkan, W = Weser); die Divisionsboote heißen D 1, D 2 u. s. w. Von S 90 an sind sie völlig gleichwertig mit den britischen Torpedobootzerstörern. In letzter Zeit baut man einen neuen Typ, der wohl als das Hochseetorpedoboot der Zukunft bezeichnet werden darf. Das eine unsrer Bilder zeigt Hochseetorpedoboote dieses neuesten Typs, um dessen Schaffung sich die Firma F. Schichau in Elbing und die Germaniawerft in Kiel große Verdienste erworben haben, auf einer Uebungsfahrt. Im wesentlichen entsprechen sie den früheren Divisionsbooten; sie haben bei einer Länge von 63,3 Metern zwischen den Perpendikeln und 65,8 Metern Länge über alles eine größte Breite von 6,7 Metern, während der Tiefgang hinten 2,7 Meter und die Wasserverdrängung 350 Tonnen beträgt. Im Gegensatz zu den früheren Booten sind sie als Zweischraubenschiffe und mit zwei voneinander getrennten Maschinen erbaut, die 5400 angezeigte Pferdekräfte entwickeln und dem Schiff eine Geschwindigkeit von 27 Seemeilen in der Stunde sichern; thatsächlich erzielen die neuesten Boote aber bei 6000 Pferdekräften 29 Seemeilen. Die Kohlenbunker können 100 Tonnen (1 Tonne = 20 Zentner) fassen. Die Besatzung der Boote zählt mit Einschluß der Offiziere 49 Köpfe, während die älteren nur 24 Mann aufnahmen; trotz dieser verhältnismäßig zahlreichen Bemannung ist es doch möglich gewesen, auf diesen kleinen Fahrzeugen geräumige und behagliche Wohnräume herzustellen. Das Material der Boote ist weicher Stahl von vorzüglicher Beschaffenheit; durch eine sorgfältige Schotteneinteilung wird das Innere in eine verhältnismäßig große Anzahl wasserdichter Abteilungen zerlegt. Ihre Geschützausrüstung besteht aus je drei 5 Centimeter-Schnellladekanonen, die Torpedobewaffnung aus drei drehbaren Ueberwasserlancierrohren für 45 Centimeter-Whiteheadtorpedos. Man unterscheidet nach der Aufstellung Ueberwasser- und Unterwasserrohre; die letzteren werden jetzt auf den meisten größeren Schiffen eingebaut, um sie dem feindlichen Geschützfeuer zu entziehen. Die Torpedoboote haben meist Ueberwasserrohre, die ähnlich wie ein Geschütz in der Richtung des Ziels gedreht werden können. Die 5 Centimeter-Schnellladekanonen, wie wir sie auf unserm andern Bilde erblicken, finden im allgemeinen nur auf den Torpedobooten, auf einigen der älteren Kreuzer und in Beibooten größerer Schiffe Verwendung. Dies Geschütz vermag in der Minute 9 Schüsse abzugeben; das Geschoß durchschlägt auf etwa 2500 Meter einen Stahlpanzer von 15 Millimetern; seine Tragweite beträgt 6000 Meter.

Auch die neuen Hochseetorpedoboote werden gleich den älteren in Divisionen von 5 bis 6 Fahrzeugen formiert; ein besonderes Divisionsboot fehlt, da der Divisionskommandant sich mit seinem Stabe auf einem der Boote einschifft. Erwähnenswert ist endlich noch, daß neuerdings alle deutschen Torpedoboote anstatt des tiefschwarzen Anstrichs, den sie zwei Jahrzehnte hindurch getragen haben, zur Verminderung der Sichtbarkeit eine grau-braune Farbe erhalten sollen.

E. M.



Nach einer photogr. Aufnahme von F. und O. Brockmanns Nachf., R. Tamms in Dresden

Die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten. Von Lucas Cranach

Angekauft für das Alte Museum in Berlin

Ein glückliches Geschick hat es gefügt, daß das älteste datierte Bild Lucas Cranachs des Aelteren (1472—1553) und zugleich sein schönstes den Wechselfällen des Privatbesitzes entrückt worden und in das Eigentum der königlichen Museen in Berlin übergegangen ist. Dieses Kleinod deutscher Kunst, das erst durch die Dresdener Cranach-Ausstellung von 1899 weiteren Kreisen bekannt geworden ist, hat lange Zeit im Auslande geweilt, in der Galerie Sciarra in Rom, wo es einen Ehrenplatz neben auserlesenen Werken italienischer Kunst, darunter dem berühmten, dem Raffael zugeschriebenen Violinspieler, einnahm. Nachdem vor etwa acht Jahren, trotz der Wachsamkeit der italienischen Regierung, die ganze Galerie Sciarra auf geheimnisvolle Weise aus Rom verschwunden war, tauchte das Bild plötzlich im Besitze des bekannten Kunstmäcens Dr. Konrad Fiedler in München auf. Nach dessen Tode ging es in den Besitz des Generalmusikdirektors Hermann Levi in München über, und jetzt hat es die Berliner Galerie von Frau Fiedler-Levi erworben.

Das auf Lindenholz gemalte, nur 70 Centimeter hohe und $52^1/_2$ Centimeter breite Bild ist mit den Initialen des Meisters L. C. und der Jahreszahl 1504 bezeichnet, von Cranach also in seinem zweiunddreißigsten Jahre gemalt worden. Es zeigt ihn auf einer künstlerischen Höhe, die er später nicht wieder erreicht, geschweige denn übertroffen hat. Nachdem er 1505 in den Dienst des sächsischen

Kurfürsten Friedrichs des Weisen getreten, wurde er bald mit Aufträgen derart überhäuft, daß er sie nicht mehr allein bewältigen konnte, sondern Gesellen zur Hilfe heranziehen mußte, denen er schließlich, zumal seit der Zeit, wo ihm in seinem gleichnamigen Sohn ein Mitarbeiter herangewachsen war, die Ausführung seiner Entwürfe ganz und gar überließ. Er trug kein Bedenken, diese zum großen Teil handwerksmäßig hergestellten Werkstattbilder mit seinem Handzeichen, einer geflügelten Schlange, zu versehen, und diesem sorglosen Verfahren hat er es zu danken, daß seine künstlerische Bedeutung weit geringer eingeschätzt werden muß als die seiner großen Zeitgenossen Dürer und Holbein, obwohl Cranach gewöhnlich mit diesen zusammen als dritter der Großmeister der deutschen Malerei des 16. Jahrhunderts genannt wird.

Daß er trotz des unter seinem Namen verbreiteten geringwertigen Massengutes würdig ist, neben jenen beiden genannt zu werden, wird wenigstens durch die „Ruhe der heiligen Familie auf der Flucht“ gerechtfertigt. In der liebenswürdigen Naivität der Auffassung, in der feinen und tiefen, echt deutschen Naturempfindung und in dem köstlichen Humor, der aus dem munteren Treiben der das Christkind umspielenden Engelsbübchen spricht, kann sich das Bild mit den schönsten Madonnenbildern Dürers und mit dessen Idyllen aus dem Marienleben messen. Durch seine koloristischen Reize, durch die frische saftige Färbung übertrifft es aber noch die ähnlichen Bilder Dürers. Wo Cranach dieses Bild gemalt hat, dem doch eine Reihe andrer voraufgegangen sein muß, die diese Höhe der Entwicklung vorbereitet haben, entzieht sich noch unsrer Kenntnis. Wir wissen nicht, wo Lucas Cranach, der seinen Zunamen von seinem Geburtsort, dem oberfränkischen Städtchen Kronach (damals Cronach oder Cranach geschrieben) angenommen hat, seine Jugend verbracht, wo er gelernt hat und wohin ihn seine Wanderjahre geführt haben. Aus diesem ersten uns bekannten Denkmal seines Schaffens geht aber so viel deutlich hervor, daß er bei einem Meister der fränkischen Schule gelernt hat, daß er vielleicht von dem als Landschaftsmaler ausgezeichneten Albrecht Altdorfer in Regensburg und von dem großen, in seiner Bedeutung noch nicht völlig gewürdigten Aschaffenburger Meister Matthias Grünewald beeinflußt worden ist. Die drei musizierenden Engel lassen aber auch deutlich erkennen, daß Cranach auch Gemälde italienischer, insbesondere venezianischer Meister kennen gelernt haben muß, sei es durch eigne Anschauung während seiner Wanderjahre, sei es durch Vermittlung andrer deutscher Künstler. Das fremde Element hat er jedoch völlig seiner nationalen Eigenart untergeordnet. So ist auch dieses Werk eine Offenbarung echt deutschen Künstlergeistes, und es wird darum allerseits mit Freuden begrüßt werden, daß diese Perle Cranachscher Kunst wieder in unsern Nationalbesitz zurückgelangt ist.

A. R.

Der Drachensee

(Zu dem nebenstehenden Bilde)

Da wo an der Nordgrenze Tirols der mächtige Gebirgstock des Wettersteines und der Zugspitze sich aufbaut, zieht unmittelbar mit der Grenze gleichlaufend sich das Gaisthal zwischen jenen Gebirgsmassen und dem Mieminger Felsgebiet hin. Reizende, abwechselnde Ansichten bieten sich dem Auge beim Durchschreiten dieses Thales. Wenn wir in dem lieblichen Oberleutasch uns genügend für einen Tag proviantiert haben, brechen wir am frühen Morgen auf, der Leutasch entlang. Die Hohe Munde erstrahlt bereits im ersten Sonnenlichte. Zwischen ihr und der Göhrenspitze führt uns das Sträßchen vorbei an alten, malerischen Bauernhöfen, bis das Thal durch einen ungeheuren Felsblock verrammelt scheint. Die Wucht des Wassers hat aber einen engen Durchlaß gegraben. Von der Höhe leuchtet eine Kapelle hernieder, während eine zweite in der Klamm selbst liegt. Rings an den überhängenden Felsen, in Klüften und Höhlen haben kühne Kletterer allerlei religiöse Figuren und Marterltäfelchen angebracht. Neben der engen Straße aber stürzt die Leutasch, die von hier an den Namen Gaisbach führt, in wildem Chaos über die Felsblöcke. Bald steigt das Jagdsträßchen mit weiten Rückblicken auf das Karwendelgebirge an, und in zwei Stunden erreicht man die Höhe des Thalbodens bei dem fürstlichen Jagdhause Tillfuß. Mächtige Bergriesen türmen sich zu beiden Seiten auf, und besonders die grandiosen Abstürze der Mieminger Berggruppe mit ihren Seitenthälern, Karen, Wannen und Moränen fesseln das Auge des Wanderers.

Bei der Feldernalpe schlagen wir den Weg durch das mit Steinblöcken malerisch erfüllte Negelseethal ein, um bald ganz auf die Seite der Mieminger Felswände zu gelangen. Ein knorriger Steig bringt uns auf die prachtvoll gelegene Seebenalpe, am Eingang in das Seebenthal auf einer florareichen Matte, von wo nach allen Seiten senkrechte Abstürze zu Thale fallen; tief unten blinken die ausgedehnten Ortschaften Lermoos und Ehrwald im Sonnenschein, dahinter erheben sich weithinaus die Häupter der bayrischen Berge. Nichts unterbricht die feierliche Stille dieser Bergeinsamkeit als das Rauschen des Seebenbaches, der hier an den Abstürzen den höchsten Fall (300 Meter hoch) der Alpen bildet, leider meist mit wenig Wasser.

Wir folgen nun dem Seebenbache, nachdem wir uns bei dem freundlichen Senner an Alpenkost und Wein gestärkt haben. Ueber Plattenmoränen, an Alpenrosenfeldern vorbei führt uns der Steig nach einer Viertelstunde zum düsteren grünen Seebensee, der zwischen Tajakopf und Sonnenspitze großartig eingebettet ist. Nun beginnt eine interessante Wanderung. Ueber eine riesige Schutthalde steigen wir in einer Schlucht steil aufwärts. Die Schlucht verengt sich bald zu einer Art Kamin, der jedoch keine besondere Schwierigkeiten bietet und ungefährlich für jedermann zu begehen ist. Kaum sind wir aus diesem Kamin heraus, so betreten wir ein kleines, grünes Alpenfleckchen, und vor uns liegt, wie durch Zaubermacht herbeigeführt, eines der großartigsten Bilder der Alpenwelt. Ringsum nichts als Felsmassen, Geröll und Schnee, in das Felsenbett eingeschlossen der märchenhaft schimmernde Drachensee. Dunkelblau im Schatten, da aber, wo ihn ein Strahl der Sonne streift, von azurblauer Farbe. Kein Lebewesen ist um dem See — kein Fisch tummelt sich in dem kalten Wasser, nur eine drachenähnliche Made schwimmt zu Tausenden an den Felsgestaden. Hinter dem See aber türmen sich die Zinnen mächtiger Felskolosse auf, ein wahrhaft erhabenes Bild. Bewundernd steht der Mensch, und nur zögernd kann er sich, wenn ihn die sinkende Sonne zum Rückweg mahnt, von dieser majestätischen Felseinsamkeit trennen.

Aug. Geiger-Thuring

Das Interimtheater in Stuttgart

(Siehe die Abbildung Seite 116)

In der Nacht vom 19. zum 20. Januar wurde das königliche Hoftheater in der württembergischen Hauptstadt ein Raub der Flammen. Trotzdem die Notwendigkeit zu Tage trat, der heimatlos gewordenen dramatischen Kunst so rasch als möglich eine neue Heimstätte zu schaffen, vergingen doch Monate, ehe sich die widersprechenden Meinungen dahin geeinigt hatten, daß bis zur Erbauung eines momuntalen Gebäudes wenigstens ein provisorisches Theater geschaffen werden müsse. Von der Idee, hierfür irgend ein vorhandenes Gebäude zweckentsprechend einzurichten, wurde glücklicherweise bald Abstand genommen, um so mehr, als die Hoftheaterintendanz der Notwendigkeit Ausdruck gab, künftighin für das Schauspiel und für die Oper zwei gesonderte Gebäude zu errichten, und so wurde denn die Erbauung eines „Interimtheaters“ beschlossen, in dem man aber, nach der Solidität des Baues zu schließen, wohl das Schauspielhaus kommender Zeiten erblicken kann, das aber, bis zur Erbauung des großen Opernhauses, allen Spielgattungen gewidmet sein wird.

Ein Teil des Schloßgartens wurde vom König als Bauplatz angewiesen und den Bauräten Eisenlohr und Weigle die Ausarbeitung der Pläne übertragen. Die Architekten hatten wahrlich keine leichte Arbeit zu bewältigen, zumal der Bau in kürzester Zeit ausgeführt werden sollte und mit der am 8. April erfolgten Erteilung des Auftrages sofort die Arbeiten in Angriff genommen werden mußten. Am 18. April erfolgte der erste Spatenstich, und am 12. Oktober, also nach kaum sechsmonatlicher Bauzeit, ist das neue Haus eröffnet worden, — sicherlich ein glänzendes Zeugnis für die Architekten, für die Bauleitung, die der Firma Hangleiter übertragen wurde, und für den Maschineriedirektor Groß, der die gesamten bühnentechnischen Konstruktionen zu entwerfen und durchzuführen hatte.

Das Interimtheater ist ein solider, mit zementierten Fundamenten versehener Backsteinbau, bei dem alle leicht brennbaren Materialien vermieden wurden. Eine Feuermauer und der die Prosceniumsöffnung abschließende eiserne Vorhang isolieren das Bühnenhaus völlig vom Zuschauerraum, so daß ein Hinübergreifen eines Brandes von einem Teil zum andern fast ausgeschlossen erscheint. Bequeme Treppenhäuser und breite Korridore, eine ausreichende Zahl von Eingängen in das Haus selbst und zum Zuschauerraum sorgen in ausgiebigem Maße für die Bequemlichkeit und Sicherheit des Publikums. Das 1100 Personen fassende Haus dürfte, bei der Uebersichtlichkeit seiner Anlagen, in $1\frac{1}{2}$ Minuten zu entleeren sein, ein nicht zu unterschätzender Vorzug für den Fall einer Gefahr, Panik oder Katastrophe.

In Anbetracht der vorgeschriebenen kurzen Bauperiode (der Eröffnungstermin war vom ersten Tage an vorgesehen und wurde trotz eines vierwöchigen Maurerstreikes innegehalten) mußte selbstverständlich auf besondere architektonische oder plastische Ausschmückungen verzichtet werden, und doch präsentiert sich der Bau, namentlich in dem Grün der ihn umgebenden Baumgruppen, die man nach Möglichkeit zu schonen wußte, äußerst geschmackvoll. Die Monotonie der Fronten wurde durch Anwendung von Pilastern und einem rustikaähnlichen Unterbau, die sich im dunkeln Grau von den weißen Feldern wirkungsvoll abheben, vermieden. Mit Verwendung von Renaissancemotiven ist das Haus im Putzstil erbaut und läßt schon in seiner äußern Gliederung anschaulich die innere Verwendung erkennen. Dem hoch überragenden Bühnenhause mit seinen dem technischen Betriebe gewidmeten Seitenflügeln, die Magazine, Ankleideräume, Probezimmer und eine Probebühne bergen, schließt sich der schmälere Zuschauerraum an, dem die vortretenden Treppen- und Korridorräume angegliedert sind. Diese wurden für den obersten Rang zu offenen Terrassen ausgenützt. Die Räume des Vestibüls und der Foyers, die von zwei Treppentürmen, die die Vermittlung zum zweiten Rang und zum Amphitheater bilden, flankiert sind, springen in der Hauptfront etwas vor, die, versehen mit Reliefs, die darstellenden Künste versinnbildend, des architektonischen Reizes nicht entbehrt.

Für die Innendekoration hatten die Architekten den modernisierten Barockstil vorgesehen, doch mußte er im Interesse der Einheitlichkeit ein wenig modifiziert werden, da der Zuschauerraum auf hohen Wunsch im Jugendstil gehalten werden sollte. Vom weißgehaltenen, am Plafond kassettierten Vestibül, zu dem auch die Treppenhäuser des zweiten Ranges Verbindung haben, gelangt man zu den um einige Treppen erhöhten Parterrekorridoren, in die beiderseits von der Straße zwei Seiteneingänge einmünden, und von wo aus die Treppen zum ersten Rang emporsteigen. Die Korridore des Parterres sind in Chamois, die des ersten Ranges in Violett, die des zweiten Ranges in Olivgrün gehalten, während die Wände des Zuschauerraums auf blaßgrünem Untergrund in weißem Stuck kassettierte Reliefs, Bogenführungen und Pilaster zeigen. Die Logenwände und Brüstungen sind mattgrün gebeizt und mit dunkelgrünen Plüschüberzügen versehen, welcher Stoff auch zu den Draperien und Vorhängen der Hoflogen benutzt ist. Für die Beleuchtung sorgen zahlreiche Glühkörper an den Logenbrüstungen, während solche im Vestibül und Foyer nur an den Decken angebracht sind, so daß die Aufdringlichkeit großer Lüstres vermieden ist. Weite Garderoberäume, Toiletten zu beiden Seiten aller Ränge sorgen ebenfalls für die Bequemlichkeit des Publikums. Der Zuschauerraum gliedert sich in die das Bühnenportal einnehmenden Prosceniums- und Hoflogen im Parterre, in ein sechzehn Sitzreihen und mehrere Logen enthaltendes Parkett, in den ersten Rang mit einundzwanzig Vorderlogen und zwei Sitzreihen und in den zweiten Rang, hinter dem das Amphitheater mit acht Sitzreihen emporsteigt. Die ovale Form der Logenbrüstungen, die zweimal ausbuchtend unterbrochen ist, ermöglicht die günstigsten Sehlinien, und auch die Akustik läßt nichts zu wünschen übrig. Ein wahres Schmuckkästchen ist das im ersten Rang befindliche Foyer, das in den zartesten Farben, blaßgrün, weiß und gelb, gehalten ist, und in das wirkungsvoll mehrere goldvergitterte Balkons vom Verbindungsgang des zweiten Ranges einspringen. Praktisch eingerichtete Büffetts und Wirtschaftsräume sorgen auch hier, wie in einem einfacheren Foyer des zweiten Rangs, für die Bedürfnisse des Publikums.

Das Orchester im Zuschauerraum fällt dadurch besonders auf, daß es 3 Meter unter das Bühnen- und $2\frac{1}{2}$ Meter unter das Parkettniveau versenkt und zur Gewinnung des Raumes 1,70 Meter unter die Bühne eingebaut ist, — lauter Momente, die für den kleinen Zuschauerraum im Interesse der Schallwirkung notwendig waren. Die Bühne ist mit allen Errungenschaften der modernen Technik versehen, alle Konstruktionen sind in Eisen ausgeführt. Sie hat eine Prosceniumsöffnung von 8,50 Metern, eine Prosceniumshöhe von 6,20 Metern. Die Breite des gesamten Bühnenraumes beträgt 20 Meter, die Tiefe 14 Meter; doch schließt sich noch eine Hinterbühne an, die über eine Breite



Der Drachensee

Nach einer Zeichnung von A. Geiger-Thuring (Text S. 114)

von 12 und eine Tiefe von 7 Metern verfügt. Sämtliche Versenkungen und die fünf vorhandenen Flugapparate werden mittels hydraulischen Drucks gehandhabt, während für die 45 Dekorationszüge, durchweg an Drahttauen, der praktischere Handbetrieb vorgesehen ist. Zwei Arbeitsgalerien liegen zwischen der Bühne und dem 19 Meter über dem Bühnenniveau liegenden Schnürboden. Auf der untersten Arbeitsgalerie befindet sich 8½ Meter über der Bühne die Orgel, deren Spieltisch 6 Meter tiefer steht, und unter dem mit kluger Ausnutzung des Raumes der elektrische Lichtregulator angebracht ist, der im Dreifarbensystem 1700 Glühlampen, sechs Bogen- und sechs Effektapparate im ganzen Hause zu regulieren vermag. Zwei Panoramawände und drei Wandelprospekte sind zur Erhöhung dekorativer Effekte und zur Abgrenzung des Horizonts installiert. Jedenfalls steht der neuen Bühne alle Bequemlichkeit und jedes Raffinement der Technik zur Verfügung. Mit der größten Bequemlichkeit sind die seitlich der Bühne im Parterre und in zwei Stockwerken untergebrachten Ankleideräume, Proben- und Konversationszimmer ausgestattet. Für das Solopersonal giebt es zu beiden Seiten je sechs Räume, während dem Chor- und Ballettpersonal je ein großer Raum zugewiesen ist. Ein Statistenankleideraum, eine Kantine, Magazine und eine Portierwohnung, von der aus der Bühnenzugang stets bewacht werden kann, ferner die Heizungs- und Luftventilationsanlagen befinden sich im Souterrain, wo auch eine Feuerwache ihr Dienstzimmer hat. Hier münden alle Alarmleitungen des Hauses und von der Feuerwehrzentrale ein.

In Gegenwart des württembergischen Königspaares wurde am 12. Oktober das neue Haus feierlich eröffnet. Es macht den Erbauern und dem Hoftheaterintendanten Baron zu Putlitz dessen fachmännischer Rat sich bei allen Details geltend machte, alle Ehre.

Möge ein guter Genius über dieser neuen Kunststätte schweben und den Ruhm und die künstlerische Leistungsfähigkeit des Stuttgarter Hoftheaters segnend beschirmen.

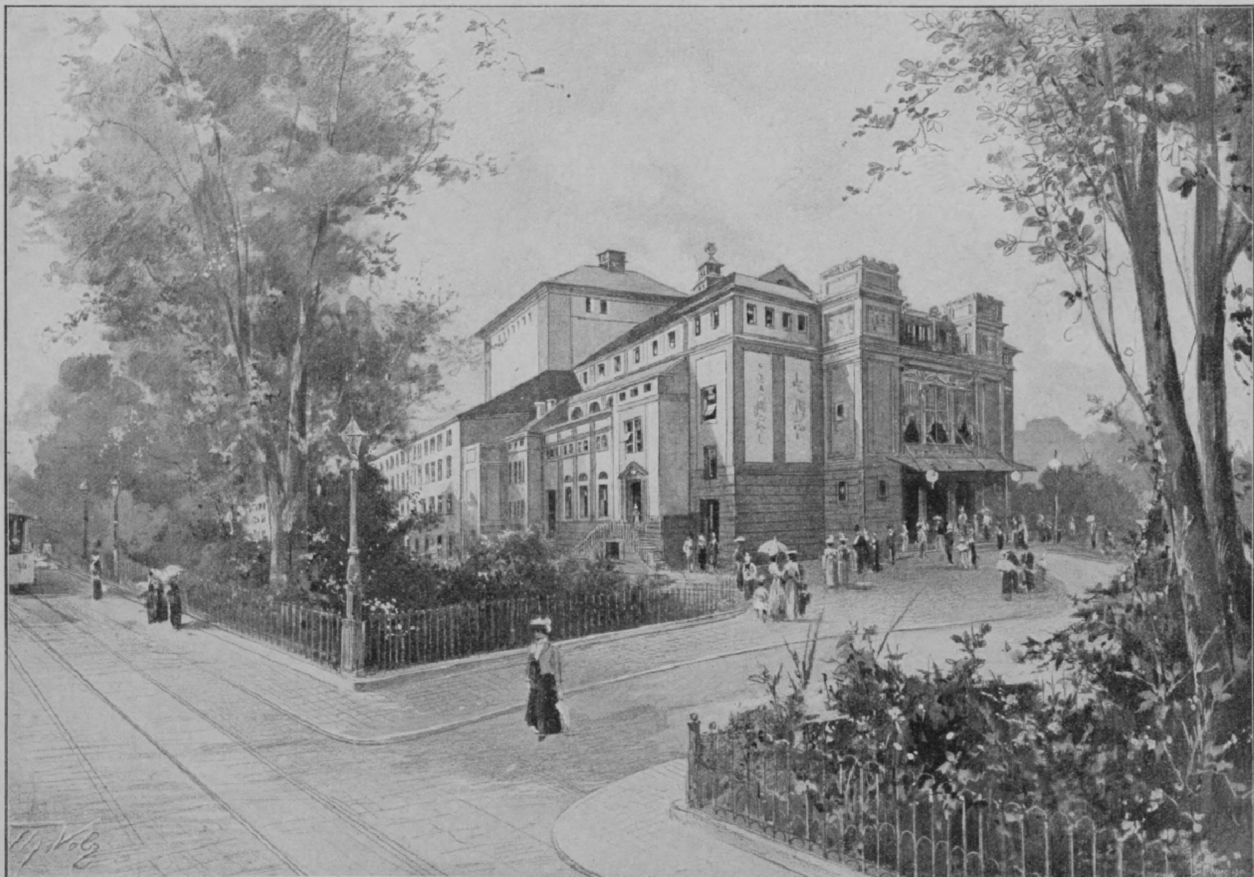
Karl Skraup

Litteratur

Die glücklich überwundene Bewegung des „jüngsten Deutschland“ liegt dem zweibändigen Roman „Wurzellocker“ von Wilhelm von Polenz zu Grunde (Berlin, Fontane & Comp.). Wie so ein Allerjüngster, von einer pfiffigen Reklame gefördert und, in gewissen Gesellschaftskreisen der Großstadt als „neuer Stern“ gepriesen, eine Zeitlang als großes Licht gelten kann, bis jäh die Wandlung eintritt und ein noch Neuerer dem nunmehr Veralteten den Vorrang abgewinnt, das ist mit sicherer Zeichnung ausgeführt. Dabei hat der Autor zu seinem Helden einen ehrlichen Mann erwählt, der zunächst wirklich an seine „Mission“ glaubt – denn eine solche zu haben, glauben sie ja alle oder schützen sie wenigstens vor —, und ein paar Jahre lang wiegt er sich in dem Wahn, zu Großem berufen zu sein, der Reformator des deutschen Schrifttums werden zu können. So schwindelnd hoch der Traum, so tief der Absturz. Zunächst vermeint der Held, an seinem Emporklimmen durch das illegale Verhältnis mit der Frau, mit der er gemeinsamen Haushalt führt, behindert zu sein, und an Versuchen, die Fesseln abzuschütteln, läßt er es nicht fehlen, aber schließlich muß er doch erkennen, daß das schlichte Mädchen aus dem Volke, das seiner geistigen Sphäre nicht gewachsen ist, sittlich höher steht als die Damen der Gesellschaft, die ihn anzulocken suchten. Erst nach ihrem Tode versteht er ihren vollen Wert und begreift, was er verkannt und unwiederbringlich verloren hat. Gleich dem Helden, von dem sich hoffen läßt, daß er nach langem Irrgange noch ein tüchtiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft werde, wenngleich nur in bescheidenem Wirkungskreise, sind noch verschiedene andre Personen des Romans „wurzellocker“, und nicht allen gelingt es, festen Boden zu gewinnen. Mehrere der kleinen Romane, die der Dichter in das Gesamtwerk eingefügt hat, entbehren des rechten Abschlusses, aber es kam ihm wohl auch nur darauf an, an seinem eigentlichen Helden zu zeigen, wohin bei aller sogenannten Genialität der Mangel an Energie und Selbstzucht führt. Solche Leute werden schließlich, wie der Autor an dem Beispiel eines skruppellosen Strebers darlegt, selbst von geringwertigen Menschen, die sie von ihrem ethischen Standpunkte aus verachten müssen, überflügelt. Trefflich ist dem Verfasser die Schilderung der litterarischen Bohème gelungen. Es ist nicht die Berlins, denn der Roman spielt in einer andern, nicht näher bezeichneten Großstadt, aber einen Teil der Modelle scheint der Autor doch von der Spree entlehnt zu haben, oder es giebt sehr ähnliche am Gestade andrer deutscher Flüsse. Das mag auch von den Figuren außerhalb des Litteratentums gelten. Allerorten findet man übersättigte Frauen, kokette Schauspieler, rücksichtslose Geschäftsleute, bornierte Pharisäer, feile Kriecher und Schmeichler, und im Gegensatz zu dieser übeln Gesellschaft schlichte und edle Menschen, die nicht in eitelm Prunk aufgehen und das Gute um des Guten willen thun. Ein Prachtexemplar dieser Genügsamen und wahrhaft Glücklichen giebt der Dichter in dem wackeren Privatgelehrten und seiner treuen Schwester; sie sind reicher als alle die, die hochmütig auf ein so bescheidenes Los herabblicken würden. Ueberhaupt liegt der Hauptreiz des Romans in der Zeichnung der Charaktere. An Handlung bietet er nicht viel, aber jede einzelne Person stellt er auf sichere Füße, und mit lebhafter Teilnahme folgt der Leser der weiteren Entwicklung.

– Bei der hervorragenden Stellung, die Deutschland im Welthandel errungen hat, und deren fortgesetzter Bedrohung durch England, Amerika und andre ist es für jeden Deutschen von besonderem Interesse, sich über Wesen, Ausdehnung und Rechtsverhältnisse des Handels und seine vielfachen Einflüsse auf das Leben unsers Volkes zu unterrichten. Dazu bietet die Neue Revidierte Jubiläums-Ausgabe von Brockhaus' Konversationslexikon, von der uns der achte Band zugegangen ist, die beste Gelegenheit. Dem Artikel „Handel“ und den sich daran anschließenden Stichworten sind nicht weniger als 30 Seiten gewidmet. Natürlich kommen dabei auch die Handelsverträge zur Sprache, und der neue Brockhaus giebt eine dankenswerte Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der Vertragsbeziehungen des Deutschen Reiches. Auch mit diesem neuen Bande, der wie seine Vorgänger mit künstlerischen farbenreichen Tafeln, genauen, übersichtlichen bunten Karten und Plänen und mit instruktiven Holzschnitttafeln ausgestattet ist, legt der neue Brockhaus alle Ehre ein. Bis in die Gegenwart fortgeführt sind die großen Artikel Großbritannien, Griechenland u. s. w. Ihnen reiht sich ein ausführlicher Artikel über unsern stolzen Seehafen, den größten des Kontinents, Hamburg, an, ausgestattet mit einem ganz neuen großen Stadtplan und einer Karte der Umgebung. Ueberhaupt kann der Apparat an Karten und Plänen kaum noch übertroffen werden. Ausgezeichnete biographische Artikel sind die über Goethe, Gustav Adolf, Habsburg mit vier Stammbaumtafeln, in denen die ganze Entwicklung des weitverzweigten Geschlechts übersichtlich dargestellt wird. Vorzüglich sind auch die technischen Artikel z. B. über Heizung, Heizmaterialien oder über Heißluftmaschinen, Hemmräder u. s. w. Ein besonderes Interesse beansprucht der Artikel über Heerwesen, dem eine treffliche Karte beigegeben ist, die die Garnisonen der Infanterie, Artillerie, Kavallerie u. s. w. aller europäischen Staaten zeigt und dadurch ein Bild des bewaffneten Friedens giebt. Die gewaltigen Rüstungen der Hauptstaaten werden dadurch erst recht verständlich. Daneben ist der Artikel „Handfeuerwaffen“ zu erwähnen, der eine vorzügliche Uebersicht über die Bestrebungen der Großmächte bietet, sich die beste Handfeuerwaffe zu sichern. Alles in allem ist der achte Band in jeder Hinsicht so trefflich geraten wie seine Vorgänger. Damit liegt nun schon die Hälfte dieses Monumentalwerkes vor, das in keiner deutschen Familie fehlen sollte.

— Im 3. Jahrgange erscheint der „Wild- und Hund-Kalender“, herausgegeben von der bekannten, im Titel genannten Jagdzeitung (Berlin, Paul Parey). Das Buch ist für den erfahrenen Weidmann wie den angehenden Jünger St. Huberti gleich wertvoll. Es enthält vieles, das dem weidgerechten Jäger vertraut ist, und doch wird es ihm manchmal eine Frage beantworten helfen, deren schnelle Lösung ihm nicht gerade gegenwärtig war; dem angehenden Weidmann aber ist es ein zuverlässiger Ratgeber, der jede Auskunft kurz und treffend erteilt.



Das Königliche Interimtheater in Stuttgart

Nach einer Zeichnung von Th. Volz

Notizblätter

Universitäten

Zum Nachfolger Virchows auf dem Lehrstuhle für pathologische Anatomie an der Berliner Universität ist der Geheime Medizinalrat Professor Johannes Orth berufen worden Er ist aus der Schule Virchows hervorgegangen und war in den Jahren 1873 bis 1878 Assistent des verewigten Meisters und von diesem besonders geschätzt, so daß er wie kein andrer berufen erscheint, dessen Werk fortzusetzen. Orth ging im Jahre 1878 von Berlin als ordentlicher Professor der pathologischen Anatomie und der allgemeinen Pathologie nach Göttingen, übernahm dort auch die Leitung des pathologischen Instituts und verschaffte diesem Zweige der medizinischen Wissenschaft in Göttingen die ihm zukommende Stellung. Er hatte in Berlin schon eine sehr eifrige Lehrthätigkeit entwickelt und in seinem Sonderfache, der pathologischen Anatomie, und in der normalen Gewebelehre unterrichtet. Auch auf dem Gebiete der bakteriologischen Forschung hat er Bedeutendes geleistet. Seine Hauptarbeit aber gilt der Erforschung der Tuberkulose. In Göttingen verfaßte er sein Hauptwerk, ein Lehrbuch der speziellen pathologischen Anatomie, auf Grund dessen er 1893 zum ordentlichen Mitglied der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen ernannt wurde.

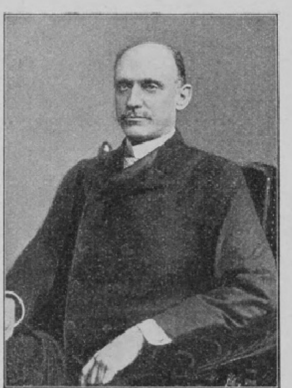


Phot. Fr. Struckmeyer, Göttingen

Geheimer Medizinalrat Prof. Johannes Orth

Zeitgeschichte

Charlemagne Tower, der zum Nachfolger Andrew Whites auf dem Berliner Botschafterposten der Vereinigten Staaten ernannt ist, wurde in Philadelphia am 17. April 1848 geboren. Nachdem er im Jahre 1872 die Universität Harvard absolviert hatte, bezog er europäische Universitäten, um hier bis 1876 Geschichte und fremde Sprachen zu studieren. 1878 bestand er in Philadelphia das Examen als Rechtsanwalt und wurde zur Praxis zugelassen. Er übte sie aber nicht lange aus, denn schon 1882 ging er nach Duluth (Minnesota) als Präsident der von dort nach den großen Eisenerzlagern führenden Eisenbahn und leitender Direktor der Minnesota IronCompany. 1887 kehrte er nach Philadelphia zurück als Direktor und Aufsichtsrat einiger großer Korporationen. Mehrere Jahre gehörte er dem Verwaltungsrat der Universität von Pennsylvanien an und ist Mitglied der Akademie für Naturwissenschaften und des Instituts der Bergbau-Ingenieure. Auch schriftstellerisch war er thätig und veröffentlichte u. a. ein Werk über Lafayettes Anteil an der amerikanischen Revolution. 1897 ernannte ihn Präsident Mc Kinley zum Gesandten in Wien und versetzte ihn im Jahre 1899 als Botschafter nach Petersbur



Charlemagne Tower, der neue Botschafter der Vereinigten Staaten in Berlin

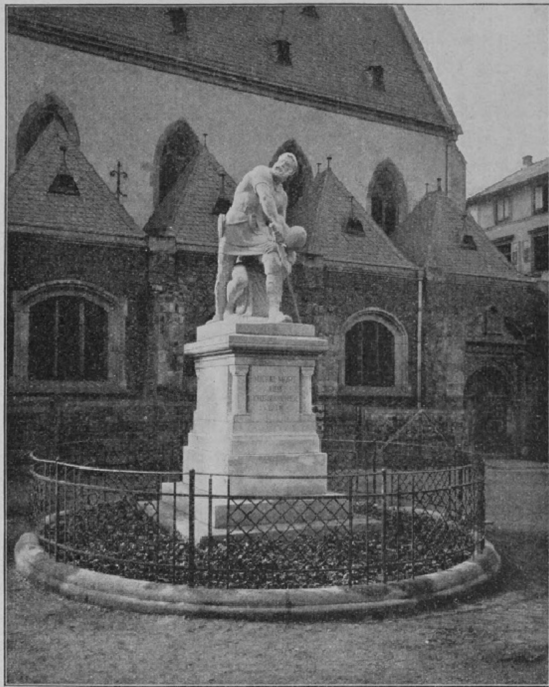
Kultur und Wissenschaft

Durch die unermüdliche Schaffenskraft Theodor Mommsens ist dem riesigen, von der Berliner Akademie der Wissenschaften geleiteten Unternehmen des Korpus der lateinischen Inschriften ein neuer, mächtiger Band hinzugefügt worden, der die lateinischen Inschriften des Orients enthält. Im Jahre 1873 hatte Mommsen den ersten Band dieser Inschriften herausgegeben. Aber inzwischen ist der Stoff in ungeahnter Weise angewachsen, so daß ein neuer Band nötig wurde. Er ist nun unter der Beihilfe von zwei andern deutschen Inschriftenforschern, Hirschfeld und von Domaszewski, vollendet.

— Auf dem astrophysikalischen Bergobservatorium Königstuhl bei Heidelberg sind von Professor Max Wolf vermittelst photographischer Daueraufnahme einer im Sternbild der Fische liegenden Stelle des Fixsternhimmels (Umgebung des Frühlingspunktes) fünf neue Planetoiden auf einmal entdeckt worden. Die Helligkeit der neuentdeckten Objekte liegt nach Angabe des Entdeckers zwischen den Sterngrößen 12.0 und 13.0; sie sind also so lichtschwach, daß sie selbst in größeren Fernrohren nur unter günstigen Umständen direkt gesehen werden können.

— Einige Professoren der bernischen Hochschule, denen sich der Schriftsteller und Dichter J. V. Widmann anschloß, haben dem Schweizer Bundesrat eine Schrift eingereicht, in der die Errichtung einer schweizerischen Akademie der Wissenschaften vorgeschlagen und näher begründet wird. Dieses Kollegium würde die wissenschaftliche Oberbehörde des Landes sein, dessen Thätigkeit auf den Gebieten er Wissenschaften beleben und leiten, sich an Forschungen beteiligen, Ausgrabungen unternehmen u. s. w. Die Regierung hat die Eingabe vorläufig den Erziehungsbehörden und Hochschulen zur Begutachtung vorgelegt.

— Aus den Mitteln der Wiener Akademie der Wissenschaften ist in einem Stollen des böhmischen Bergwerks Przibram in einer Tiefe von 1100 Metern ein Seismograph aufgestellt worden. Hierdurch wird zum ersten Male ermöglicht, korrespondierende Beobachtungen über die Wirkung von Erdbeben unter und über der Erde anzustellen.



Das Michel Mort-Denkmal in Kreuznach. Von Robert Cauer

Denkmäler

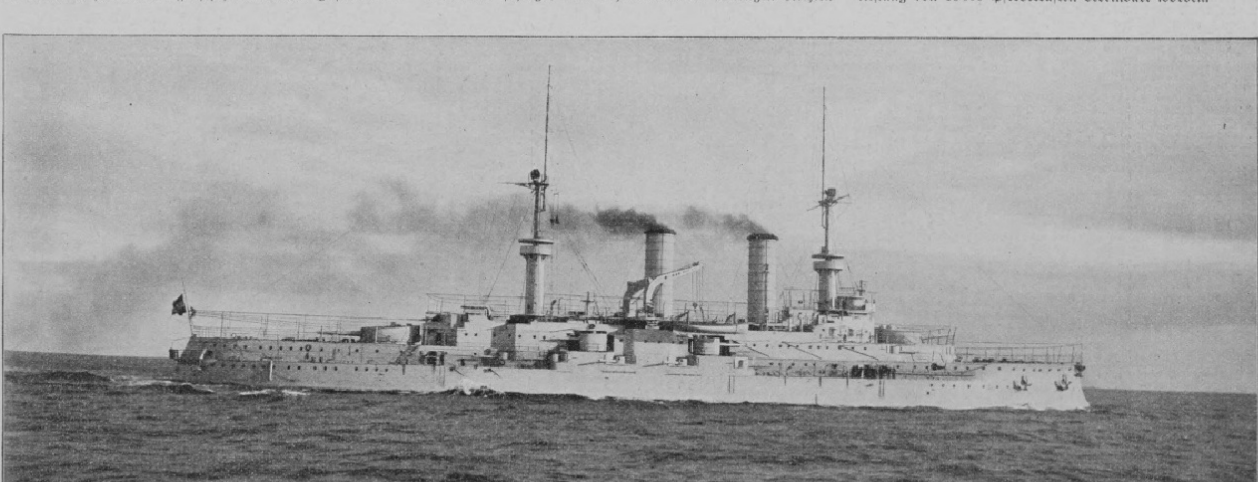
Kreuznach, die altberühmte Badestadt an der Nahe, hat einem ihrer Söhne, dem braven Metzgermeister Michel Mort, ein herrliches Denkmal errichtet. Es war im Jahre 1279, als Graf Johann der Lahme von Sponheim, der damalige Gebieter Kreuznachs, mit dem Erzbischof Wernher von Mainz wegen der Feste Waldböckelheim in Fehde geriet. Bei der unweit von Kreuznach gelegenen, nunmehr hessischen Ortschaft Sprendlingen fand ein größeres Treffen statt, bei dem Graf Sponheim schwer verwundet zu Boden fiel. Michel Mort entriß ihn den Händen der Gegner und trug ihn, der eignen Lebensgefahr nicht achtend, aus dem Schlachtgetümmel. Er selbst aber bot, bis er den Verwundeten in Sicherheit wußte, mutig dem Feinde die Brust dar und erlitt so für seinen Herrn den Heldentod. Darum auch lebt heute noch, mehrfach in Schrift und Bild verherrlicht, diese That in der Erinnerung der Bevölkerung jener Nahegegend fort. — Bildhauer Robert Cauer, ein Mitglied der bekannten Kreuznacher Künstlerfamilie, hat mit großer Meisterschaft die Gruppe des tapferen Bürgers mit dem ohnmächtig ihm im Arme liegenden Grafen ausgeführt. Haltung und Gesichtsausdruck des ersteren sprechen von noch ungebrochener Kraft, auf Kampfeslust deutet der sehnige, das Schwert mit der markigen Rechten umspannende Arm. Höchst gelungene Wiedergabe auch erfuhr die kriegerische Ausrüstung des ehrsamen Metzgers. Die aus gelblichem Sandsteine gefertigte Gruppe ruht auf einem romanische Formen aufweisenden Sockel, dessen Vorderseite die Inschrift trägt: „Michel Mort der Kreuznacher 1279." Sammlungen unter den Bewohnern jener Stadt haben in Gemeinschaft mit einer staatlichen Beisteuer die Mittel zur Errichtung des Denkmals beschafft.

— Der Gemeinderat von Spa hat beschlossen, durch einen namhaften Bildhauer ein Medaillonbildnis der verewigten Königin Marie Henriette herstellen zu lassen, das am Spaer Brunnen angebracht werden soll. Dieser vorläufigen Huldigung wird später, wenn die erforderlichen Mittel flüssig sind, die Errichtung eines Denkmals zu Ehren der Königin folgen.

— Ein Monument zur Erinnerung an den Einsturz des Markusturmes wird in den Giardini pubblici von Venedig errichtet werden. Der Unterbau des Denkmals soll aus Marmor- und Mauerblöcken des alten Turmes bestehen. Auf diesem Fundament wird sich ein Obelisk mit einer auf den Sturz des Campanile von San Marco bezüglichen Inschrift erheben. Die internationale Subskription für die Wiedererrichtung des Turmes ergab bis jetzt gegen anderthalb Millionen Lire, also etwa die Hälfte der erforderlichen Summe.

Heer und Flotte

Das auf der Germaniawerft zu Kiel vollendete Linienschiff der neuen Wittelsbachklasse, „Zähringen", unternahm neulich die erste achtstündige Probefahrt, die der Erprobung der Maschinen im allgemeinen galt. Die Fahrt nahm einen sehr günstigen Verlauf, Maschinen und Kessel arbeiteten tadellos. Das Schiff hat eine Maschinenleistung von 15 313 Pferdekräften erzielt bei 106 Umdrehungen, das sind 2313 Pferdekräfte mehr als die Schiffsmaschinen der Kaiserklasse. Zwischen dem Reichsmarineamt und der Germaniawerft war eine Höchstleistung von 15 000 Pferdekräften vereinbart worden.



Phot. A. Renard, Kiel

Das Linienschiff „Zähringen" auf der ersten Probefahrt



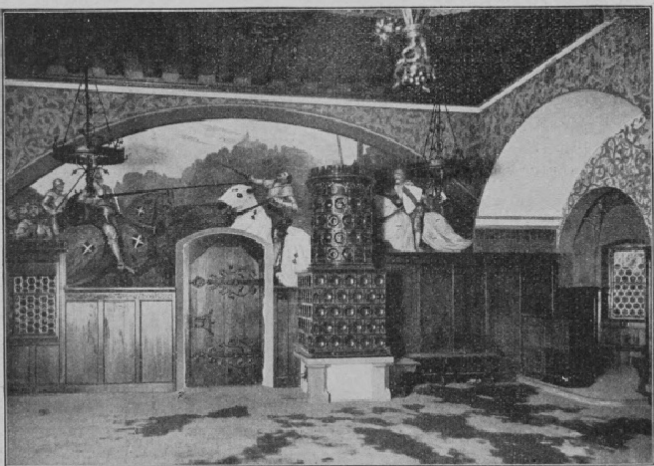
Die Altenburg bei Bamberg

Ausstellungen

Nachdem die griechische Regierung die ursprünglich als privates Unternehmen geplante internationale Handels- und Gewerbeausstellung in Athen (März bis September 1903) unter ihren Schutz gestellt hat, wird eifrig daran gearbeitet, um eine möglichst reiche Beschickung herbeizuführen. Besondere Abgesandte bereisen den Orient, um das griechische Element zu reger Beteiligung aufzufordern. Während der Ausstellung findet in Athen auch ein internationaler Archäologenkongreß statt.

Unterricht

Der Verein für wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande hat mit seinen beiden Vereinsschulen Reifenstein in der Provinz Sachsen und Obernkirchen in Hessen-Nassau ein praktisches Uebungsfeld für die Frauen höherer Stände geschaffen. Vom Frühjahr 1901 bis 1902 haben 55 Damen die Lehrkurse in haus- und landwirtschaftlichen Fächern durchgemacht. Die Lernenden müssen mindestens ihr zwanzigstes Lebensjahr erreicht haben; bis zum siebenunddreißigsten Jahr findet eine Aufnahme statt. In der Frauenschule Obernkirchen haben jüngst zum ersten Male Prüfungen stattgefunden, zu denen die königliche Regierung in Kassel einen Kommissar entsandt hatte. Acht Schülerinnen erhielten die Befähigung zur Anstellung als Lehrerinnen an Haushaltungsschulen.



Festsaal im Schloss Altenburg

Architektur

Schloß Altenburg bei Bamberg, schon seit dem achten Jahrhundert unter dem Namen „die Babenburg" gekannt, war ehedem ein Herrensitz der Fürstbischöfe von Bamberg, die daraus einen stark befestigten, mit Mauern, Türmen und Laufgräben umgebenen Bau schufen. Von ihm aus boten sie den mancherlei Befehdungen im Laufe der Jahrhunderte Trutz, freilich nicht immer mit Erfolg. Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg erstürmte die Burg und ließ sie in Brand stecken. Später ging die Burg in den Besitz eines hervorragenden Kunstkenners, des bischöflichen Leibarztes und Hofrates Dr. Markus über, und im Jahre 1818 wurde sie vom „Verein zur Erhaltung der Babenburg" angekauft und seitdem stetiger Erneuerung unterzogen. Nur der alte Turm und die Festungsmauern waren laut früherer Abmachung staatliches Eigentum verblieben. Zu eingreifender Verschönerung der Altenburg oder vielmehr zu ihrem vollständigen Ausbau hat jetzt der genannte Verein erneute und erweiterte Schritte unternommen. Neben den alten, durchgreifend renovierten Teilen der Altenburg wurde ein neues, imposantes Gebäude, das Herrenhaus, errichtet. Der Bau, der festlichen Veranstaltungen und Restaurationszwecken dienen soll, wurde von Architekt Häberle in der alten Bauweise auf dem Platze des fürstlichen Wohnhauses errichtet. Im Burghofe, vor dem Herrenhause und auf dessen Veranden winken — eine köstliche Umgebung — lauschige Ruheplätze. Der Ausblick auf das zu Füßen sich weitende Thalgebiet, die bewaldeten Höhen und Burgen macht den Aufenthalt auf dieser zinnengekrönten, Labung spendenden Ritterfeste doppelt genußreich.

Vereine

In Berlin hat sich ein deutsch-amerikanischer Verein gebildet, der die Aufgabe verfolgt, die guten Beziehungen zwischen den Bürgern der Vereinigten Staaten und des Deutschen Reiches zur Wohlfahrt der beiden großen Nationen durch Aufklärung, Belehrung und persönliche Annäherung zu kräftigen und zu fördern. Zahlreiche Männer aus den Kreisen der Wissenschaft, des Handels und der Großindustrie sind dem Vereine bereits beigetreten.

Museen

Auf Veranlassung des Kaisers Wilhelm soll ein Saal des Berliner Hohenzollern-Museums der Erinnerung an den Admiral Coligny gewidmet werden, den berühmten Hugenottenführer, der in der Bartholomäusnacht unter Mörderhand fiel. Coligny ist ein Ahnherr des Kaisers, denn Wilhelm von Oranien, der Befreier der Niederlande, heiratete eine Tochter des Admirals, aus welcher Ehe der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien entsproß, und dessen Tochter Louise Henriette wurde die erste Gemahlin des Großen Kurfürsten. Sie gebar den Kurprinzen Friedrich, der sich 1701 die Königskrone auf das Haupt setzte. Nach und nach hat Kaiser Wilhelm allerlei Coligny-Reliquien sammeln lassen, die nun in der angegebenen Art vereinigt werden sollen.

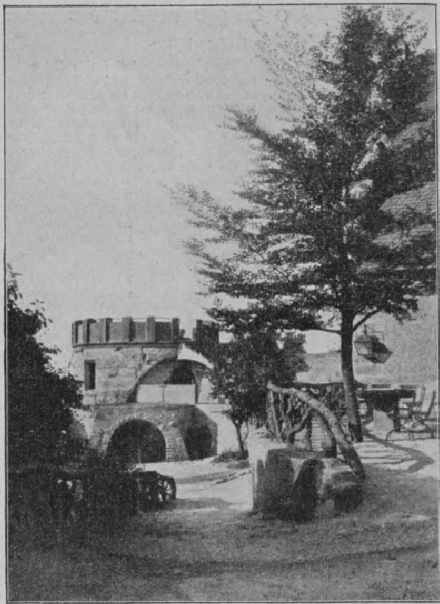
Bühne

Max Halbes Komödie „Walpurgisnacht" begegnete im Schauspielhause zu Dresden bei einem Teil des Publikums heftigem Widerspruch. Persönliche Erfahrungen verwertend, behandelt der Dichter den Kampf eines Poeten gegen die ihn nicht verstehende Menge. Auch „Ein Lebenskünstler", Schauspiel von Richard Voß, fand im Münchener Residenztheater wegen der Häufung krasser Effekte nicht einmütigen Beifall.

— In Wien will die neue Theatersaison nicht recht in Fluß kommen. Die Operette „Der Fremdenführer" von C. M. Ziehrer, Text von Karl Lindau, begegnete im Theater an der Wien wohl einer freundlichen Aufnahme, aber ein voller Erfolg war es nicht. Auch der im Jubiläumstheater zur Darstellung gebrachte Schwank „Unsre Toni" von Gustav von Moser und Paul Lehnhard fand nur matten Anklang.

— In Paris scheint sich der Geschmack des Publikums den Sensationsdramen abzuwenden, denn nur so läßt sich der Erfolg erklären, den das Rührstück „Gertrude" von Bouchinet im Théâtre Française erzielte.

— Mit ungeheurem Pomp ging im His Majestys Theatre zu London das Drama „Die ewige Stadt" in Scene, das Herr Beerbohm Tree, der Direktor dieser Bühne und zugleich ihr erster Darsteller, aus Hall Caines gleichnamigem Roman zusammengeschneidert hat. Die bedeutende Dichtung erscheint hier in der Form eines blendenden Ausstattungsstückes, das seine Wirkung auf das nach dieser Richtung sehr empfängliche Publikum der englischen Hauptstadt nicht verfehlte.



Bärenzwinger in der Altenburg

Totenschau

Genremaler Karl Naumann, 75 J., † 6. Okt., Neu-Pasing bei München. — Generalleutnant Graf Friedrich Waldersee, Bruder des Generalfeldmarschalls, vormals Kommandant von Hannover, 73 J., † 6. Okt., Schwerin. — George Rawlinson, berühmter Historiker, 87 J., † 7. Okt., Canterbury. — Bildhauer Prof. Emmerich Andresen, 59 J., † 7. Okt., Meißen. — Fürst Calixt Poninski, Haupt des fürstlichen Hauses Poninski, 78 J., † 8. Okt., Czerwonogrod in Galizien. — Arthur Martin Bucheron, als geistvoller Feuilletonist unter dem Pseudonym Saint-Geneſt bekannt, 67 J., † 8. Okt., Paris. — Contreadmiral Robert Przewisinski, vormals Reichskommissar beim Seeamt in Hamburg, 71 J., † 9. Okt., Magdeburg. — Geheimrat Hugo Haepe, vormals Leiter des kgl. sächsischen Stenogr.-Instituts, 84 J., † 9. Okt., Dresden. — Generalleutnant Karl von Wurmb, vormals Kommandeur der 3. Kavalleriebrigade in Stettin, 64 J., † 10. Okt., Charlottenburg. — Professor Felix Hettner, Direktor des Museums zu Trier, bed. Archäolog, 52 J., † 11. Okt., Trier. — Genremaler Alois Greil, 61 J., † 12. Okt., Wien. — Dr. Otto von Klumpp, vormals Direktor der kgl. Hofbibliothek in Stuttgart, 83 J., † 13. Okt., Stuttgart. — Dr. Lürmann, vormals Bürgermeister von Bremen, 82 J., † 13. Okt., Bremen. — Ottokar von Bradsky-Laboun, verunglückte mit dem von ihm konstruierten lenkbaren Luftballon, † 13. Okt., Paris.



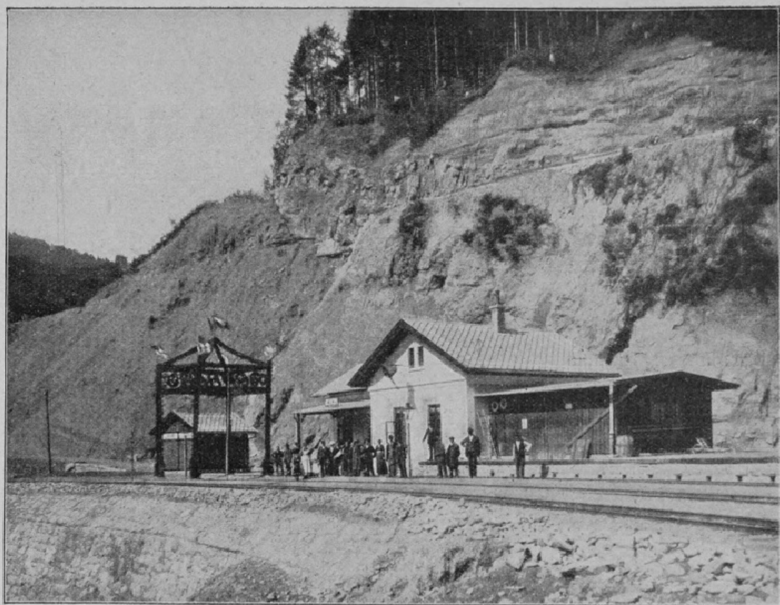
Das neue Herrenhaus der Altenburg

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Über Land und Meer.
Nr. 5



Der historische Festzug in Egg



Station Lingenau



Phot. Würthle & Sohn, Salzburg

Bregenz gegen das Rheinthal zu

Zu dem Artikel „Die neueröffnete Bregenzerwaldbahn", Seite 109

Briefmappe

P. N. in Bozen. Daß es in der schönen Lagunenstadt über kurz oder lang noch manchen „Krach“ geben wird, wenn man nicht energischer als bisher auf die Erhaltung der dortigen baulichen Denkmäler bedacht ist, erscheint uns leider nur allzu wahrscheinlich. Daß aber auch die (richtiger „der“) Sphinx, die neben den Pyramiden von Gizeh aus dem Wüstensande aufragt, in Gefahr sei, zusammenzubrechen, wie jüngst aus Kairo gemeldet wurde, ist offenbar nur blinder Lärm. Dieser Koloß ist nämlich kein Monument, das mit herbeigeschafften Materialien errichtet wurde, sondern in einer Höhe von 20 Metern und einer Länge von über 50 Metern aus einer natürlichen Felsenerhöhung des Bodens herausgemeißelt. Nur die Tatzen und das Kreuz, aus kalkartigem Bruchstein, sind dem Riesenleib später durch Mauerung angefügt worden. Diese Restauration datiert jedoch, wie Emile Chassinet, der Leiter der französischen Schule in Kairo, einem Pariser Berichterstatter erklärte, wahrscheinlich schon aus der Zeit um 1700 v. Chr., und da das Werk so lange Zeit hindurch Widerstand geleistet hat, so liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß es jetzt plötzlich einstürzen könnte.

Frau Hedwig K. in Arnsberg. Im allgemeinen ist das ja zweifellos richtig; man kann die Sache jedoch auch aus einem andern Gesichtswinkel ansehen. Mit treffender Ironie giebt uns das der Schweizer Arnold Ott in seinen „Aphorismen“ zu verstehen:

„‚Es ist nichts schwerer zu ertragen
Als eine Reihe von guten Tagen.‘
Dies Wort ist von Goethen,
Der nie war in Nöten.
Die sich durch Kämpfe und Sorgen schlagen,
Können sie desto leichter ertragen.“

Chr. M. in Hamm. Zweifellos hat die taktische Befähigung und das strategische Genie mit der Körperlänge durchaus nichts zu schaffen; Prinz Eugen, Friedrich der Große und noch viele andre berühmte Feldherren sind ja recht kleine Männer gewesen. Trotzdem bestehen in fast allen Armeen Festsetzungen über das Mindestmaß der einzustellenden Mannschaften, und so auch im deutschen und preußischen Heere. Für die Infanterie der Provinzialarmeecorps ist ein Mindestmaß von 1 Meter 64 Centimetern mit entsprechendem Brustumfang, für die schweren Kavallerieregimenter der Provinzialarmeecorps (Kürassiere und Ulanen) von 1 Meter 67 Centimetern bis 1 Meter 75 Centimetern und für die leichten (Dragoner und Husaren) von 1 Meter 57 Centimetern bis 1 Meter 72 Centimetern festgesetzt. An junge Leute, die freiwillig einzutreten wünschen, dürfen die zulässig geringsten körperlichen Anforderungen gestellt werden.

Armin W. in E., Mähren. Von Ihren „Geistesblitzen“ wollen wir den folgenden unsern Lesern gönnen:

Widmung eines Gnomen.

Ein Verselein
Ganz schlicht und klein
Will ich dir weih'n,
Schön Mägdelein.
Nicht böse sein,
Daß Männelein,
An Geiste klein,
Will Dichter sein!

Es ist nicht Geist,
Es ist mehr dreist,
Was mich zumeist
Zum Dichten beißt.
Doch Dichtkunst reißt
Bei mir zumeist
Und, ach, der Geist
Ist dann — verreist.

Adalbert in H. Daß Ihr Vorname in polnischer Sprache „Wojciech“ laute, ist nicht ganz richtig, wenngleich heute diese Uebersetzung landläufig ist. Es hat damit folgende Bewandtnis: Bischof Adalbert, der Apostel der Preußen, der 997 den Märtyrertod erlitt, war ein Sohn des böhmischen Fürsten Slownik und hieß mit Vornamen Wojtech, polnisch Wojciech, zu deutsch „Heerestrost“. Bei der Firmung durch den Erzbischof von Magdeburg, 982, erhielt er dessen Vornamen, Adalbert, d. h. „der an Geschlecht Glänzende“. In der Folgezeit wurde er von den Chronisten und Geschichtschreibern bald mit dem einen, bald mit dem andern Vornamen bezeichnet, und so geschah es, daß heute der eine Name für die Uebersetzung des andern gilt, obwohl sie eigentlich nichts miteinander zu thun haben.

Federico L. auf J. F. Es kommt natürlich ganz auf den Grad des Kalkgehalts an; im allgemeinen machen Kalk und Magnesiasalze das Wasser zum Genuß wohl nicht untauglich, aber sehr hart, so daß es sich zum Kochen von Fleisch und Hülsenfrüchten nicht eignet. Derartig hartes Wasser läßt sich durch längeres Kochen, wobei sich die Erdsalze als Kesselstein ausscheiden, oder durch Zusatz von doppeltkohlensaurem Natron, eine Messerspitze auf das Liter, verbessern. Empfehlenswert ist sorgfältiges Filtrieren des Wassers, am besten mittels gut ausgeglühter Holzkohle oder des sogenannten Kohlenfilters: man schichtet in einem Gefäß auf Leinwand oder Siebboden gröblich zerkleinerte Kohle und filtriert durch diese (allenfalls auch durch eine Sandschicht) das Wasser. Findet keine völlige Reinigung mehr statt, so muß die Kohle oder der Filter wieder ausgeglüht werden. Um das harte Wasser zum Waschen brauchbar zu machen, setzt man Soda zu (etwa 16 Gramm auf den Eimer), vorher in heißem Wasser aufgelöst, rührt gut um und läßt das Wasser dann 10 bis 12 Stunden ganz still stehen, um es dann behutsam von dem milchigen Bodensatz abzugießen. In Dampfkesseln erzeugt der Kalkgehalt des Wassers den Kalkkesselstein (kohlensaurer Kalk und Gips); als Gegenmittel empfiehlt man vorheriges Kochen oder Filtrieren, ferner Zusatz von geschälten Kartoffeln oder Kleie, auch von Chlorbaryum.

K. F. in Königsberg. Originelle Hausinschriften hat R. Falck in dem Büchlein „Art und Unart in deutschen Bergen“ zusammengestellt. Für ein kleines Landhaus, wie Sie es beschreiben, würde „Klein, aber mein“ recht gut passen; vielleicht ziehen Sie das klassische „Parva sed apta“ vor, auch das italienische Sprüchlein ist nicht übel:

„Case e casarelle —
La casa mia è la più belle.“

A. M. in St. Nach amtlicher Zusammenstellung betrug im Jahre 1901 die Zahl der versteuerten **Fahrräder in Frankreich** 1106768; das macht ein Fahrrad auf je 35 Einwohner des Landes. Sechs Jahre vorher (1895) waren nur 256084 steuerpflichtige Räder vorhanden; damals kam also ein Fahrrad erst auf je 150 Personen. Somit ist in Frankreich in einem Zeitraum von sechs Jahren die Zahl der benutzten Räder mehr als viermal so groß geworden. Das Departement der Seine allein zählte 1901 über 230000 Stück, folglich mehr als 1895 das ganze Land besaß. Am nächsten kam dem genannten Departement das des industriereichen Nordens mit fast 53000 Rädern; ein Beweis, wie sehr gerade unter den Arbeitern der Gebrauch des Stahlrosses als Beförderungsmittel zugenommen hat.







H. D. in N. Die Insel Elba bildet einen Kreis der italienischen Provinz Livorno. Die Villa, die einst Napoleon bewohnte, ist noch wohl erhalten; der Raum, der ihm als Arbeitszimmer diente, soll sich noch in demselben Zustande befinden, wie zu seinen Tagen. Laut Beschluß des Wiener Kongresses kam die Insel 1815 an Toskana und ging mit diesem 1860 an das neubegründete Königreich Italien über.

Friedrich A. in Karlsruhe. Der deutsche Böhmerwaldbund, der seit 18 Jahren erfolgreich für die Wahrung der nationalen Interessen thätig ist und gegenwärtig 29000 Mitglieder zählt, hat am 7. September seine diesjährige Hauptversammlung in Neuern abgehalten. Der dabei erstattete XVIII. Hauptbericht giebt ein anschauliches Bild von den Bestrebungen und Leistungen des Vereins.

Camilla in U. Die für Sie aufgespeicherten Huldigungen dürften inzwischen in Ihre Hände gelangt sein und Ihnen bewiesen haben, wie tief Sie sich in das Herz unsrer Leser gesungen haben. Und hier Ihr herrliches Allerneuestes:

Der Dichterin Klage

Nun sollt' ich wieder dichten,
Und doch fällt mir nichts ein,
Und mich zu inspirieren,
Fehlt der Champagnerwein.

Vorsichtig hat die Schwieger
Den Schlüssel eingesteckt,
Daß ich nicht kann stipitzen
Wie sonst ein Fläschchen Sekt.

O. K. in Potsdam. Wie in Versailles (Klein-Trianon), gab es auch im Konferenzzimmer des Dresdener Georgenschlosses einen durch den Fußboden auf- und absteigenden Tisch, dessen Mechanismus das Ab- und Zugehen der Tafeldecker und Lakaien entbehrlich machte. König Ludwig II. ließ dann bekanntlich diese Nachahmung des „Tischlein deck dich" in Linderhof und Herrenchiemsee gleichfalls anbringen.

Frau D. B. in K. Wir bedauern! Auf solche Vermittlung können wir uns nicht einlassen.

M. O. in Dresden, A. v. N. in Zürich, A. Z. in Erfurt, August J. in B., Karina in G. Mit Dank abgelehnt.

Handschriften-Beurteilung

E. A. in H. Sie sind innerlich erregbar und unruhig, auch lebhaft, und streben nach Zurückhaltung. Wohlmeinend und gutherzig. Gern vermeiden Sie Schroffheiten und weichen Unannehmlichkeiten aus. Sie können heftig werden, aber es bleibt ohne schlimme Folgen, denn Sie suchen es schnell wieder gut zu machen.

B. S. Pfingstweid. Wohl nicht mehr jung und nicht ohne ernste Erfahrungen älter geworden. Wenigstens finden sich Zeichen, die darauf hindeuten, daß Sie Schweres erlebt und noch nicht ganz überwunden haben. Manchmal etwas entmutigt, aber nicht auf die Dauer. Sie haben ein gutes Herz und warmes Empfinden. Menschen und Verhältnissen können Sie sich geschickt anpassen. Sie sind sparsam und einteilsam und vermeiden gern unnötige Ausgaben.

Ernestine S. in Buenos-Aires. Einfach nach Bildung und Veranlagung, geben sich so wie Sie sind und erheben keinerlei Prätentionen. Recht bestimmt im Wollen. Sie erwärmen sich langsam, aber wo Sie sich angeschlossen haben, sind Sie treu. Etwas empfindlich.

Emanuel T. in Buenos-Aires. Sie haben Phantasie und auch Formensinn, aber es fehlt Ihnen an Ausbildung des ästhetischen Gefühles. Sie sind etwas selbstgefällig. Erregbar, mehr hartnäckig und beharrlich, wenn durch Widerstand gereizt, als eigentlich energisch. Sie können nicht richtig Maß halten. Der Wille ist lebhaft. Rasch begeistern Sie sich für eine Sache oder Person.

Gerhard T. in Buenos-Aires. Erregbar, innerlich unruhig, etwas wechselnd in der Stimmung. Warm im Empfinden und tief in den Gefühlen, aber oft schroff abweisend und zurückhaltend. Sie haben Sinn für Humor und können heiter sein. Schwer zu durchschauen und zu verstehen.

Marietta B. in Buenos-Aires. Ruhig, klar, bestimmt. Gleichmäßig in den Gefühlen, erwärmt sich aber langsam. Nüchternverständig. Ordentlich. Pflichtgetreu und gewissenhaft. Vorwiegend praktisch veranlagt. Giebt sich sehr einfach und natürlich. Reell und zuverlässig.

Ida. Eine ausgesprochene Individualität, ein fester, resoluter Charakter. Es mag nicht immer leicht mit Ihnen zu leben sein, denn Sie machen keine Konzessionen, sind unbeugsam und entbehren der Weichheit. Der Leidenschaft fähig. Geneigt, alles ernst zu nehmen. Vorsichtig und überlegt, sogar etwas mißtrauisch. Exklusiv und abweisend. Ungestraft tritt man Ihnen nicht zu nahe. Sehr zuverlässig. Was Sie versprochen haben, halten Sie auch.

Alexander D. in Italien. Ein sehr lebhaftes, bewegliches Naturell und viel Temperament zeigen sich in Ihrer Schrift. Sie haben aber noch nicht gelernt, Selbstbeherrschung zu üben, und so geraten Sie denn hie und da ins Maßlose. Sie sind begeisterungsfähig, empfinden lebhaft und können Ihren Willen momentan energisch zur Geltung bringen. Ihre Stimmung ist eine heitere, zuversichtliche. In neuer Umgebung finden Sie sich rasch zurecht und können sich den Verhältnissen geschickt anpassen. Sie haben Erwerbssinn und sind etwas selbstgefällig. Empfindlich können Sie sich abwenden und zurückziehen, wo Sie sich verletzt fühlen.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz

Im September 1902

versandten wir allein nach dem Platze Berlin



107105 Flaschen

„Henkell Trocken“

„Henkell Sehr Trocken“ usw.

HENKELL & Co., MAINZ.

Umstellrätsel

Talent und Streben zieht gar viele
Mit Macht zu solchem Kunstberuf,
Doch fähig für die höchsten Ziele
Natur nur Auserwählte schuf.

Stell um das Wort, so hat's die Sonne,
Die Erde auch und jeder Stern,
Es fehlet nicht der größten Tonne
Und nicht dem kleinsten Kirschenkern. M. Sch.

Silbenrätsel

In alten Zeiten hat bereitet
Die Erste Schmerzen manchem Mann;
Wer heute Schmerzen an ihr leidet,
Der wendet Opodeldok an.

Still geht die Zweite durch die Straßen,
Lautbrausend durch das Land sie fliegt,
Sie bringt auch Schnupfen wohl den Nasen,
An einem See der Schweiz sie liegt.

Das Ganze hat vor vielen Jahren
Gemacht manch braver Rittersmann:
Auf ihm in Kämpfen und Gefahren
Sich mancher hohen Ruhm gewann. E. M.-S.

Rätsel

Für schwierig wird der Leser kaum
Die Lösung meines Rätsels halten;
Er schiebe in sie einen Baum:
Ein Küchenkraut wird sich gestalten. E. S.

Dechiffrieraufgabe



Welchen Text ergeben die Buchstaben der obigen Figur, nach Maßgabe der Zeichnung richtig verbunden?

Worträtsel

Ist ritterliche Kunst
Bar des Geschickes Gunst,
Daß sie auch streckt die Hände
Nach milder Gabe Spende? M. Sch.

Silben-Palindrom

Wer mit dem Norden wohl vertraut,
Hat auch des Rätsels Stadt geschaut,
Sonst sucht sie nur am Wasser gleich
In einem Nachbarkönigreich.

Wird ohne Kopf das Silbenpaar
Versetzt, so stellt dem Blick sich dar
Von der Armee ein schmuckes Glied,
Dem mancher Sieg im Frieden blüht. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 77:

Des Silbenrätsels: Pfadfinder.
Des Verkürzungsrätsels: Frauchen, Rauchen.
Der zweisilbigen Charade: Reck, Ar, Neckar.
Der Homonyme: Versetzt.
Des Rätsels: Kreuzer, Kreutzer.
Des Buchstabenrätsels: Herde — Erde.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Ida Kremer in Robschütz (4); Elise Niebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg (3), Charlotte Lipschütz in Jassy; Oedipus in Emden (4); Otto Friedrich in Danzig (2); Hans Oswald Kaßvigado in Szegedin (3); Frl. Ottilie Fluß in Warschau (4); Frau Anna H.-K. in Bern; Ernst Zimmermann in Frankfurt a. M. (3); R. Weigl in Magdeburg; „Ida und Bertha" in Linz a. D. (3); Frau Olga Kühn in Wien.

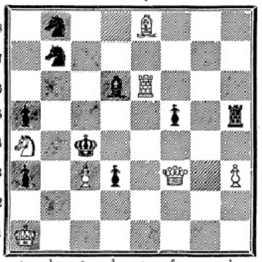
Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 4

Von L. Vetesnik in Ossyk (Mähren)

(Im Problemturnier des Deutschen Schachbundes preisgekrönt)

Schwarz



a b c d e f g h

Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 1:

W. 1. Sf1—h2
S. 1. Lf4×h2
W. 2. Dg8—g1
S. 2. Lh2×g1 oder beliebig
W. 3. f3—f4, Dg1-a1, ×h2 matt.

A.

S. 1. a4—a3
W. 2. Dg8—g4 und
W. 3. Sh2×g4, Dg4×f4, —e4, g7 matt.

B.

S. 1. Sa8—b6, c7
W. 2. Dg8—h7 und
W. 3. Dh7—e4, g7, (×)c7 matt.

C.

S. 1. d6—d5
W. 2. Dg8—b8† 2c.

D.

S. 1. Lf4—g5
W. 2. f3—f4†
S. 2. Lg5×f4
W. 3. Sh2—f3 matt.

Partie Nr. 4

Turnierpartie, gespielt zu Hannover am 21. Juli 1902.

Italienische Partie.

Weiß: J. Mason-London.
Schwarz: W. E. Atkins-Leicester, dritter Preisträger.

	Weiß.	Schwarz.		Weiß.	Schwarz.
1.	**e2—e4**	**e7—e5**	22.	g2—g3	g5—g4
2.	**Sg1—f3**	**Sb8—c6**	23.	h3—h4	f5—f4
3.	**Lf1—c4**	**Lf8—c5**	24.	Sc3—e4	Lg6×e4
4.	d2—d3	d7—d6	25.	Te1×e4	Dd8—f6 [7])
5.	Lc1—e3 [1])	Lc5—b6 [2])	26.	c2—c4	Df6—g6
6.	Sb1—c3	Sg8—f6	27.	Te4—e1 [8])	e5—e4
7.	h2—h3 [3])	Lc8—e6	28.	Dd2—c2 [9])	Tf7—e7 [10])
8.	Lc4—b5	0—0	29.	Ta1—a3 [11])	Sd7—e5
9.	Lb5×c6	b7×c6	30.	Kg1—h1	Se5—d3 [12])
10.	0—0	Sf6—d7	31.	Te1—b1 [13])	Sd3×f2†!!
11.	Le3×b6	a7×b6	32.	Dc2×f2	e4—e3
12.	d3—d4	f7—f6	33.	Df2—e1	Dg6—e4†!
13.	d4—d5	c6×d5	34.	Kh1—g1	f4—f3
14.	e4×d5 [4])	Le6—f7	35.	Ta3×e3 [14])	De4×e3†
15.	Sf3—h4	g7—g6	36.	De1×e3	Te7×e3
16.	Dd1—d2	g6—g5	37.	Sh2—f1	Te3—e2
17.	Sh4—f3 [5])	Lf7—g6	38.	Tb1—a1	Ta8—e8
18.	Tf1—e1	Tf8—f7	39.	a4—a5	b6×a5
19.	a2—a4	h7—h6	40.	b4×a5	Te2—e1
20.	b2—b4	f6—f5	41.	Ta1—a2	Te8—e2
21.	Sf3—h2	h6—h5 [6])	42.	Ta2—a3	Te2—g2† [15])
			43.	Kg1—h1	Te1×f1 matt.

[1]) Masons beliebte Fortsetzung.

[2]) In Betracht kommt auch der Abtausch auf e3 nebst Sg8—h6.

[3]) Ein schwächlicher Zug. Wir würden 7. d3—d4 vorziehen.

[4]) Hiernach erlangt Schwarz auf dem Königsflügel das Uebergewicht, das er in kräftigster Weise ausnutzt. Weiß thäte besser, mit dem Springer und, falls dieser abgetauscht wird, mit der Dame zu schlagen.

[5]) Weiß sollte hier den Punkt f5 besetzen und besetzt halten (17. Sh4—f5 Lf7—g6 18. g2—g4).

[6]) Schwarz rückt nun langsam, aber unwiderstehlich vor.

[7]) Sehr geschickt gespielt. Bei Sd7—f8 wäre nachher die Dame und der Damenturm an der Entwicklung behindert, während nach dem Textzuge alle Truppen ohne Schwierigkeit herangeholt werden.

[8]) Eine bessere Verteidigung gewährte 27. Dd2—c2.

[9]) Auf 28. g3×f4 folgt zunächst Ta8—f8 nebst Tf7×f4 und dann eventuell weiter Sd7—e5 2c.

[10]) Wieder sehr wohlbedacht gespielt. Weshalb hier nicht Ta8—e8 geschieht, was an sich näher zu liegen scheint, ergiebt sich zwei Züge später.

[11]) Auch jetzt würde 29. g3×f4 mit Ta8—f8 und ähnlicher Fortsetzung beantwortet werden. Der Springer erhält dann freie Bahn, und Bh4 wird unter allen Umständen schwach.

[12]) Hätte Schwarz vorher den Damenturm nach e8 gezogen, so verbot sich der gegenwärtige Springerzug, der eine weitberechnete Kombination einleitet, wegen der einfachen Entgegnung 31. Ta3×d3.

[13]) Auf andre Turmzüge folgt natürlich einfach Sd3×b4. Der Textzug ermöglicht ein glänzendes, durchaus korrektes Opfer.

[14]) Weiß hat nichts besseres. Er hätte aber ruhigen Gewissens jetzt die Partie aufgeben können.

[15]) Auch jetzt gab Mason nicht auf, sondern spielte unentwegt weiter.























Schachnotizen

Schwere Verluste hat die Schachwelt in letzter Zeit zu beklagen. Es starben zu Beginn des Septembermonats: C. B. Schwann zu London, als talentvoller Problemverfasser rühmlichst bekannt, im jugendlichen Alter von 30 Jahren, und der hervorragende Schachmeister und Schachschriftsteller S. Rosenthal zu Paris, 65 Jahre alt; ferner mußte am 3. Oktober Karl August Walbrodt zu Berlin, einer der bedeutendsten Meister des letzten Dezenniums, trotzdem er erst 31 Jahre zählte, vor dem Allbezwinger die Waffen strecken.

Schachbriefwechsel

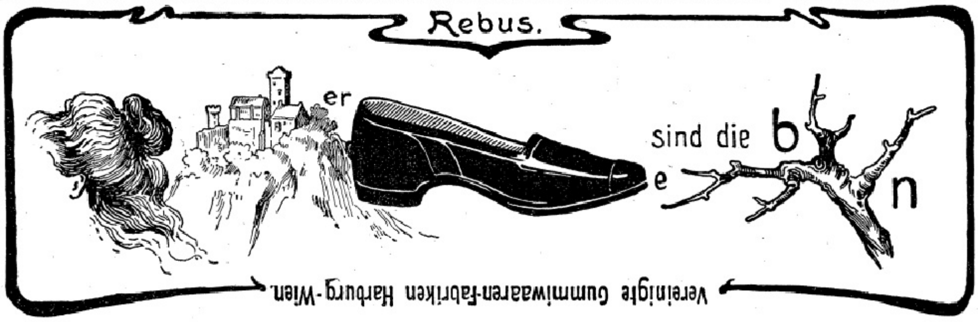
Julius Richter in Brünn. Ihrem Wunsche, daß die Namen der Löser zugleich mit der betreffenden Lösung veröffentlicht werden möchten, läßt sich aus technischen Gründen nicht Folge geben. — Nr. 32 lösten Sie tadellos, wie immer.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: L. in Oosterbeek zu Nr. 29; Willibald Kühne in Oldisleben zu Nr. 30; August Höse in Bialystock (verbindlichen Dank für die freundliche Anerkennung) und H. Menzel in Hamburg zu Nr. 31; F. Schneider in Neunkirchen zu Nr. 32.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Th. Artopé, Blinde Liebe. 3 Nov. ℳ 2.—. Berlin, Goldschmidt.
Johs. Dose, Frau Treue. Geschichte aus der Geschichte. ℳ 5.—. Leipzig, Sächsischer Volksschriftenverlag.
Dr. Schubert, Neuer ewiger Kalender. 50 ₰. Leipzig, Göschen.
Der ferne Osten, Ill. Zeitschr. z. Verbreitg. der Kenntnis ostasiat. Kultur u. Verhältnisse. Hrsg. C. Fink. Bd. I. Heft 2. ℳ 1.50. Shanghai, Deutsche Druck- & Verlagsanstalt.
H. Stubenrauch, Bilder zu Fritz Reuters Werken. Mit Text v. P. Warncke. Liefg. 11—15. à 50 ₰. Berlin, Eckstein Nachf.
Carl Chun, Aus den Tiefen des Weltmeeres. Schilderg. v. d. Dtsch. Tiefsee-Exped. 2. Aufl. Liefg. 2—4. à ℳ 1.50. Jena, Fischer.
In welche Schule schicke ich meinen Sohn? Wie steht es mit den Berechtigungen? Prakt. Winke von einem alten Schulmann. 75 ₰. Hannover, Nordd. Verlagsanstalt.
Dr. P. Knötel, Bürgerliche Heraldik. ℳ 1.50. Tarnowitz, A. Kothe.
Jungbrunnen, Nr. 29: Gebr. Grimm, Der Meisterdieb, illustr. von Wilh. Stumpf. ℳ 1.50. Nr. 30: Andersen, Die Glockentiefe, illustr. von Max Dasio. ℳ 1.25. Berlin, Fischer & Franke.
Eva Ber, Der Andere. Novelle. ℳ 3.—. Berlin, Gebr. Paetel.
Adele Gerhard, Pilgerfahrt. Roman. ℳ 3.—. Ebd.
Rud. v. Gottschall, Ariadne. ℳ 5.—. Ebd.
Helene Raff, Modellgeschichten. ℳ 3.—. Ebd.
G. A. Becquers Gedichte. Uebertr. von L. Darapsky. ℳ 1.50. Leipzig, Heitmann.
Betty Rittweger, Aus der Kleinstadt. Skizzen. Gebd. ℳ 2.25. Wolfenbüttel, Zwißler.
E. v. Oertzen, Der Strandbauernhof. 2. Aufl. Geb. ℳ 1.80. Ebd.
Meyers Reisebücher: Türkei, Rumänien, Serbien, Bulgarien. 6. Aufl. ℳ 7.50. Leipzig, Bibliogr. Institut.
Jos. Vandory, Verhinderung elektr. Straßenbahnunfälle. 1 Kr. Budapest, im Selbstverlag.
Alex. Baumgartner, Island und die Faröer. Mit 135 Abbild. und 1 Karte. 3. Aufl. Geb. ℳ 12.—. Freiburg, Herder.
Dr. Kurt Witthauer, Leitfaden für Krankenpflege im Krankenhaus und in der Familie. ℳ 3.—. Halle, Marhold.
Carl Bulcke, Silkes Liebe. Roman. Dresden, Reißner.
Arthur Sewett, Zwei Welten. Roman. Ebd.
Eugen Mory, Der Vortrinker und andre Basler Novellen. ℳ 2.—. Zürich, Schröter.
Fedor Sommer, In der Waldmühle. Rom. ℳ 2.—. Leipzig, Friese.
Adolf Hausrath, Die Albigenserin. Erzählung. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Felix Dahn, Herzog Ernst von Schwaben. Erzählung aus dem 11. Jahrhundert. Ebd.
Rich. Schmidt-Cabanis, Lachende Lieder. 4. Aufl. ℳ 2.—. Berlin, Boll & Pickardt.
Ed. Lockroy, Von der Weser bis zur Weichsel. Briefe über das deutsche Seewesen. ℳ 2.—. Berlin, Spaeth.
Emil Ilgner, Gebrauchs- und Luxushunde. ℳ 2.40. Magdeburg, Creutz.
Chr. Petzet, Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840—1850. Lfg. 2. ℳ 2.20. München, Lehmann.



Ueber Land und Meer

eignet sich in ganz hervorragendem Masse für

Ankündigung von Festgeschenken aller Art

infolge seiner

umfassenden Verbreitung in den besten Gesellschaftskreisen und unter einem kauflustigen und kaufkräftigen Publikum, besonders aber auch deshalb, weil die Anzeigen im Journal selbst, anschliessend an den redaktionellen Teil, zum Abdrucke gelangen, wodurch ihnen andauernde Wirksamkeit gesichert ist.

Für Weihnachts-Anzeigen kommen hauptsächlich nachstehende Nummern in Betracht:

Nr. 8 erscheint am 23. November, Inseratenannahme bis 3. November.
„ 9 „ „ 30. „ „ „ 10. „

Nr. 10 erscheint am 7. Dezember, Inseratenannahme bis 17. November.
„ 11 „ „ 14. „ „ „ 24. „

Mit Probe-Nummern und Kostenanschlägen steht gern zu Diensten

Stuttgart, Königsstrasse 33. die **Anzeigen-Geschäftsstelle** von **„Ueber Land und Meer“.**

Um Schlank zu werden unter gleichzeitiger Befestigung der Gesundheit bediene man sich der **“Pilules Apollo”**, deren wirkendes Princip das (aus Pflanzen gewonnene **“Vesiculosine”** ist. Diese von ärztlichen Autoritäten für gut befundenen Pillen machen *schlank, wirken aber nicht nachteilig* auf die Gesundheit wie so viele andere Produkte. Sie *führen nicht ab,* sondern wirken direkt auf die Ernährung und auf die Fettstoff-Zellen. Ausser der Heilung von übermässigem Embonpoint regularisiren die **“Pilules Apollo”** die Funktionen, verjüngen die Gesichts-Züge und verleihen dem Körper Gewandtheit und Kraft wieder. *Dies ist das Geheimnis jeder Frau, die sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will.* — Die **“Pilules Apollo”** sind selbst den **delikatesten Naturen beiderlei Geschlechts zuträglich** und können nie der Gesundheit schaden. Die ungefähr zweimonatliche Behandlung ist leicht befolgen und das definitive Resultat bleibt vollständig forbestehen. — (Gesetzlich geschützte Marke).

Flacon mit Notiz Mark **5.** — Gegen Nachnahme M. 5.50. Man wende sich an Herrn **J. RATIÉ,** Apoth., **5, Passage Verdeau, Paris, IXe.** — Depot in BERLIN: Apotheke zum **WEISSEN SCHWAN, Spandauerstrasse. 77.**

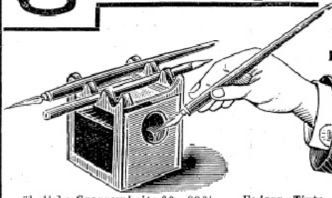
Allein-Depot für Österr.-Ungarn in BUDAPEST: **J. V. TÖRÖK,** Apoth., **Königsgasse, 12.**

Man verlange auf den Schachteln den Stempel der “Union des Fabricants”.

---

6 Gründe sprechen für das amerikanische Tintenfass

„GARDNER“



1. ohne Metalltheile, ohne Deckelverschluss, ohne Mechanismus, kann daher nie in Unordnung gerathen, 2. staubdicht, 3. Verdunstung verhindert, 4. Tinte frisch bis zum letzten Tropfen, 5. zu tiefes Eintauchen unmöglich, 6. aussergewöhnliche Sparsamkeit, 60—80% an Federn, Tinte und Zeit, nur 3—4maliges Füllen im Jahre nöthig.

Elegant aus krystallhellem, massivem, geschliffenem Glas No. 1 Mk. 3,00
Dasselbe mit Federhalterlager . . . . „ „ 2 „ 3,75

J. Hurwitz, Berlin SW., Kochstr. 19.



Goldene Medaille
Weltausstellung PARIS 1900.
ODONTA
unübertroffenes Mundwasser.
F. Wolff & Sohn, Hoflieferanten.
KARLSRUHE.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Lungenleiden chronische Catarrhe und Schwindsucht **heilbar.**

Ausführliche Broschüre mit Berichten von Aerzten und geheilten Kranken über diese Heilmethode versendet die chemische Fabrik

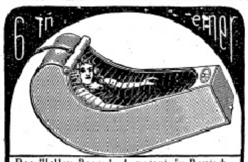
Jos. Wertheim in Meerane 7 (Sachsen)

gratis und franko.

Hervorragendes Kräftigungsmittel



Somatose ist ein Albumosenpräparat und enthält die Nährstoffe des Fleisches (Eiweiss und Salze). Regt in hohem Maasse den Appetit an. Erhältlich in Apotheken und Drogerien. Nur echt wenn in Originalpackung.



Das Wellen-Regenbad, patent. in Deutschland, Oesterreich, Schweiz, bietet Wellen-, Regen-, Voll-, Kinder-, Sitz- und (mit Dampferzeuger) Schwitzbad. — Preis für Körperlänge bis 175 cm 42 Mk., bis 187 cm 46 Mk., grösste 48 Mk. ab Fabrik. Dampferzeuger 10 Mk. — Preisliste über alle Badeeinrichtungen kostenfrei. Sanitätswerke Moosdorf & Hochhäusler, Berlin 123, Köpenicker Landstrasse.

Fst. hervorrag. Deutsche Export-Marken Whisky - **Magerfleisch** - Alter Korn überall zu haben

Brennerei Magerfleisch, Wismar-Ostsee.
Gegründet 1734.

Lilienmilch-Seife

„Stern des Südens“

älteste allein echte Marke:
Dreieck mit Erdkugel u. Kreuz
v. Bergmann & Co., Berlin
wird seit 22 Jahren von vielen Aerzten und Professoren als
vollendetste hygienische Schönheitsseife
empfohlen.
Preis pro Stück 50 Pfg.
Ueberall käuflich.

Die besten schwarzen Seidenstoffe

garantiert unbeschwert, liefern direkt **an Private zu Fabrikpreisen**

Stehli & Co., Fabrikanten in **Zürich, 6,** gegründet 1840.

Besitzer der grossen mechanischen und Handwebereien in Arth und Obfelden, Spinn- und Zwirnereien in Germignaga lago maggiore. Diese Stoffe alle sind végétal **vollkommen rein** gefärbt und **übertreffen an Solidität und Schönheit alles Dagewesene.** Grösster Erfolg in England, Amerika und Paris. Muster umgehend franko.

Es ist niemals zu spät, das Beste sich anzuschaffen!

„Immerfertig“

Elektrische tragbare Lampe



No. 31 (für die Tasche) 16 cm lang, M. 12,50.
No. 1, heller leuchtend, 24 cm lang, M. 12,50
Extra-Batterien:
M. 1,— für No. 31 und M. 1,25 für No. 1.
(Porto 20 Pfg. für No. 31 u. 50 Pfg. für No. 1. Nachnahme 30 Pfg. extra).

Gewicht 180 Gramm

Die kleinste elektrische flache Taschenlampe

EFF-EFF

Ohne Drähte Ohne Chemikalien
Gewicht 180 Gramm.
Lesen, schreiben ableuchten ganz unabhängig vom Wetter.
Für Offiziere Aerzte Cavaliere Damen Jäger Fabriken
praktisch und nöthig.



10 cm lang, Durchm. 2½ cm, Preis No. 101 M. 12,50

Handhabung:
Nur auf den Knopf gedrückt und **„Immerfertig“** sowie **EFF-EFF leuchten hell. 5000 Erleuchtungen**
Eleganteste Ausstattung
Die Erneuerung geschieht in etlichen Sekunden durch einfaches Hineinschieben der neuen Batterie.

Extra-Batterie Mark 1,—; Porto 20 Pfg.; Nachnahme 30 Pfg. mehr.

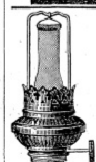
J. Hurwitz, Berlin SW., Kochstr. 19.

Aeusserung über den „Immerfertig“:

Ihre Apparate sind in meinem Regiment bei sehr vielen Offizieren im Manöver im Gebrauch und sind alle Herren sehr zufrieden. Sie übertreffen die anderen jetzt zahlreich im Handel erscheinenden an Leuchtkraft bedeutend.

Caemmerer,
Leut. u. Adjutant Stab I. Abt. Kurm. Feldart. Regt. No. 39.

Drossen, 31./8. 02.



Damit sich jeder von der Zweckmässigkeit überzeugen kann, versenden wir auf unsere Gefahr und Kosten **ohne jeden Kaufzwang** unsere neuesten patentierten

5 Tage auf Probe

Petroleum-Glühlicht-Brenner

Derselbe ist dem Gasglühlicht fast gleich, passt auf jeder bestehenden Petroleumlampe, blakt nicht, russt nicht, Petroleumverbrauch circa 1 Pf. per 1 Stunde. — Wiederverkäufer Rabatt.

Preis mit Glühkörper und Cylinder Zahlung erst nach Erprobung **Mk. 8.—**

Hermann Hurwitz & Co., Berlin C., Stralauerstrasse 56.



ROYAL-MALAGA-BODEGA-Co.

IN MALAGA.

Hoflieferanten S. M. des Königs von Spanien.



Liefert erstklassige Südweine verzollt & franco jeder Station. Illustrierte Preisliste auf Wunsch.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Für die Krone

Roman

von

Richard Voss

XIII

Um so ungeduldiger erwartete uns Fräulein Fritz. Sie war mit ihren Vorbereitungen zu einem déjeuner champêtre längst fertig und begriff nicht, weshalb wir so lange ausblieben. Sie begriff es wohl nur darum nicht, weil sie den Grafen bei uns vermutete, hatte also mit ihrer Verwunderung vollkommen recht.

Unter einem alten hochstämmigen Ahorn am Rande des Weizenackers fanden wir ein prasselndes Feuer. Ein Feldkessel hing darüber. Bereits kochte das Wasser, darin die Forellen gesotten werden sollten. Judika flüsterte mir zu: „Ich brachte auch ein Fläschchen Essig mit. Tante Fritz hat es richtig gefunden, scheint aber gar nicht mehr böse zu sein.“

Nein, gar nicht mehr böse! Aber mir kam vor, als wäre sie gedankenvoll und bekümmert, recht tief bekümmert. Ich konnte ihr jedoch nicht helfen.

Ein Knecht mußte die Forellen töten. Sie wurden gereinigt, reichlich mit Essig übergossen und dann mitsamt dem Essig in das sprudelnde Salzwasser geworfen, darin sie sofort sich krümmten, und daraus sie nach wenigen Minuten im schönsten Blau wieder hervorgingen. Zum Fisch reichte Judika uns schwarzes Brot und goldgelbe Butter. Wir lagerten unter dem Ahorn, schauten durch die Zweige auf das reiche Aehrenfeld, wo wieder munter gearbeitet und zur Arbeit gesungen ward, plauderten mit Tante und Nichte, verzehrten die sechs Forellen, verzehrten einen guten Teil des hochroten Schinkens und der durchaus nicht zu harten Eier, tranken dazu köstlich kühle Milch, empfanden den Glanz des Tages, die Schönheit der Welt und das Glück, mit guten Menschen zusammen zu sein.

Zusammen mit der Geliebten!

*

Alle diese thörichten Dinge schreibe ich so genau auf, weil sie wohl in



Jugend hat keine Tugend
Nach dem Gemälde von Alfred Weczerzick

diesen Blättern das einzige Heitere und Helle sein werden. Denn ich wüßte nicht, was ich an Sonne und Glück sonst noch erleben sollte? Es ist noch dazu eine Sonne so recht vom Himmel herab, ist volles, leuchtendes Menschenglück! Lese ich einstmals in diesen Aufzeichnungen und gelange zu der Geschichte meiner ersten Liebe, so will ich nicht hadern und grollen, sondern ich will mich freuen und danken, weil die himmlische Sonne auch mir strahlte, das Glück auch mir das Herz weit und groß machte. Und so fahre ich denn fort:

Alsdann schnitten wir miteinander Weizen. Wahr und wahrhaftig: auch ich schnitt mit Graf Gebhardt! Fräulein Fritz und Judika zeigten uns, wie wir mit der einen Hand die Aehren, mit der andern die Sichel fassen, wo wir die Halme durchschneiden sollten. Mägde und Knechte schauten zu, hatten an unserm Ungeschick ihre helle Freude und fühlten sich mit Recht als Meister auf Feld und Flur.

Zuletzt ging indessen die Arbeit sogar mir ganz leidlich von der Hand. Das Schönste aber war, daß Judika, deren Sichel ich hatte, neben mir herging, die abgeschnittenen Aehren mir abnahm, mit einem Halme zusammenband und meine Garben an einem besonderen Platz aufschichtete. Ich bekam aber doch eine große Lehre. Selbst Weizenschneiden will erst gelernt sein, und selbst Weizenschneiden kann müde machen.

Wunderhübsch war auch, als wir, Judika und ich, im Weizen ein Nest entdeckten. Fünf federlose, piepsende Junge lagen darin, und die Eltern flatterten in Todesangst über ihrer Brut, die sie bereits verloren gaben. Ich kannte die Vögel nicht; aber Judika sagte, es wären Grasmücken. Ich bat Fräulein Fritz, daß wir den Weizen rings um das Nest stehen lassen dürften, und freute mich, nun auch mein erstes Vogelnest gefunden und die armen Tierlein vor sicherem Untergang bewahrt zu haben. Als wir uns von der Stelle entfernt hatten, sahen wir zu, wie die Alten freudig zwitschernd niederflogen. So konnte auch ich einmal zu etwas gut sein.

Plötzlich aus heiterem Himmel ein Donnerschlag, ein Echo weckend, daß es dröhnte, als stürzten die Berge ein. Noch war der Himmel strahlend. Nur über dem Schneegipfel des Brandkopfes stand eine schwarze Wolkenwand gleich einer düsteren Warnung: vor dem Abend auch dem leuchtendsten Tag nicht zu trauen. Nicht einmal Fräulein Fritz hatte dem dunkeln Mahner Beachtung geschenkt. Jetzt trieb sie zum schleunigen Aufbruch.

„Das kommt schwer herauf. Da jedoch kein Wind weht, so ist uns vielleicht das Glück günstig, und wir erreichen noch trocken das Haus . . . Hurtig, Leute, kramt eure Sachen zusammen. Wir andern gehen sogleich. Aber Judika!"

Das Kind war nämlich hingelaufen und schleppte die von mir geschnittenen Garben zu dem Wagen, der bereits mit allerlei Geräte beladen war. Auch den Weizen legte sie dazu.

„Was thust du nur?"

„Es ist der Weizen, den der Prinz geschnitten hat."

„Nun ja."

„Der Weizen soll gedroschen werden. Du läßt ihn mahlen, und ich backe davon ein Brot. Das schicken wir dem König und der Königin, weil doch ihr Sohn den Weizen selber geschnitten hat. Oder meinst du, es schicke sich nicht?"

Fräulein Fritz gab keine Antwort. Sie hatte sich abgewendet und sah mich mit einem langen, stillen Blicke an, dessen Sprache ich nur zu gut verstand. Es war die angstvolle Sprache Gebhardts: ‚Was soll daraus werden? Du wirst das Kind unglücklich machen!' Und meine Augen antworteten: ‚Ich kann ihr nicht helfen — jetzt kann ich nicht mehr! Du siehst ja doch, daß es stärker ist als wir, und daß ich mir selber nicht helfen kann.'

Laut sagte ich: „Lassen Sie Ihre Nichte gewähren." Und mit gedämpfter Stimme fügte ich hinzu: „Wir reden später darüber."

Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte ich zu Judika und verließ mit ihr das Weizenfeld. Gebhardt würde mit Fräulein Fritz schon nachkommen.

Um nicht naß zu werden, liefen wir, bis wir außer Atem waren. Als ob es uns etwas ausgemacht hätte, wäre über uns der Himmel eingestürzt — wenn wir nur beisammen blieben! Es war indessen herrlich, daß das drohende Gewitter uns einen Vorwand gab, laufen zu können; sonst hätten wir doch wohl mit den beiden andern gehen müssen.

Da wir weit genug voraus waren, ging ich jetzt langsam; und damit Judika nicht zu sehr eilte, faßte ich sie bei der Hand. Hand in Hand setzten wir unsern Weg fort.

In düsterer Majestät, gleich einem Herrn des Himmels und der Erde, zog das Gewitter herauf, allen strahlenden Glanz tötend, die Sonne auslöschend, ringsum Finsternis und Schrecken verbreitend. Wir schritten gerade auf das schwarze, gewaltige Gewölk zu, als wollten wir mit unsrer Liebe, für die es auf der Welt keinen Platz gab, in seine Vernichtung flüchten. Immer noch zuckten die Blitze in der Ferne, und wir konnten viele Sekunden zählen, bis der Donner zu rollen und zu grollen begann.

Eine totenhafte Ruhe herrschte. Es war, als hielte die Natur vor banger Erwartung den Atem an. Auch wir schwiegen.

Jetzt brach das Unwetter los. Ein Ton ging durch die Lüfte wie ein erstickter Seufzer, wie ein Stöhnen und Aechzen. Und jetzt — ein Sausen und Brausen dumpf und fern, schnell sich nähernd und lauter werdend, anschwellend zum Sturm. Die Blätter rauschten, die Zweige schwankten, die Wipfel regten sich.

Jetzt Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag!

Eine schreckliche Herrlichkeit war's.

Gerade über uns zuckten die himmlischen Flammen; dicht neben uns fuhren sie nieder. Eine blaue Lohe durchleuchtete die Dunkelheit. Der Donner knatterte und krachte, als bekämpften sich Dämonenscharen.

Hand in Hand schritten wir wie ein Paar junger Götter unter Blitz und Donner dahin. Wir kamen über eine Wiese, die dicht voll weißer Blumen stand und die im zuckenden Glanze der Blitze einer Geisterflur glich. Mitten auf derweiten Rasenfläche stand eine Riesentanne, in einer Einsamkeit wie ein stolzer Mensch. Ich hatte gehört, daß solch hoher alleinstehender Baum den Blitz anziehe und daß es gefährlich sei, bei einem heftigen Gewitter sich darunter zu stellen.

Ich blieb stehen, flüsterte: „Judika."

Sie hauchte: „Ja."

„Liebe kleine Judika!"

Sie bewegte ihre Lippen, blieb jedoch stumm.

„Liebe kleine Judika, fürchtest du dich?"

Sie schüttelte das Köpfchen.

„Du bist mir ganz gewiß nicht mehr böse?"

Sie lächelte mich an: „Nein, gar nicht mehr."

„Und du hast mich lieb?"

„Ach ja."

Nur zwei Wörtlein waren es und eine Welt voll Liebe darin.

Wir standen auf der weißen Wiese, von Blitzen umloht, vom Donner umkracht. Da sagte ich leise zu dem Kinde, das mich liebte und sein Leben für mich lassen würde: „Ich wollte, uns träfe ein Blitz. Es müßte schön sein, jetzt sterben zu können: Hand in Hand, eins mit dem andern."

Ihre Augen fragten: warum es schön sein sollte, miteinander zu sterben? Miteinander zu leben sei ja doch tausendmal schöner!

Ich gab ihren fragenden Augen leise zur Antwort: „Weil wir ja doch nicht miteinander leben können."

„Weil du ein Königssohn bist?"

„Liebe kleine Judika . . ."

Sie hatte jetzt nur daran gedacht, daß ich sie liebte und sie mich, und daß wir bei einander waren. Alles andre hatte sie vergessen.

Bei meiner grausamen Antwort fiel es ihr wieder ein. Mit einem Blicke, der mein Herz zerriß, zog sie ihre Hand aus der meinen.

Eine Weile stand sie noch vor mir, als sei sie aus einem Traum erwacht, als müßte sie sich auf ihr Wachen erst besinnen. Dann wandte sie sich ab und ging langsam von mir fort. Der hohen einsamen Tanne ging sie zu. Wie eine Erscheinung glitt sie im Schein der Blitze über die bleiche Blütenflut.

Derselbe Gedanke, der mir vorhin gekommen war, hatte sie durchzuckt: daß es gefährlich sei, bei heftigem Gewitter unter einem hohen einsamen Baum zu stehen. Da das Kind nicht mit mir zusammen leben konnte, wollte es sterben — ohne mich.

*

Ich stand bei ihr unter dem Baume, dicht bei ihr, die sich nicht regte, die mit weit offenen, starren Augen wie entgeistert hinaus schaute in das Toben der Elemente. Als ich zu ihr getreten war, hatte sie geflüstert:

„Nicht du. Bitte, bitte, nicht du."

Und von Zeit zu Zeit wiederholte sie:

„Nicht du, nicht du . . ."

Es war, als wollte um uns die Welt in Flammen aufgehen, als sollten wir miteinander unter Donner und Sturm eines Feuertodes sterben.

Jeden Augenblick erwartete ich, ein Strahl werde den Wipfel treffen. Ich war ruhig, ganz ruhig, fühlte mich glücklicher als in jenen seligen Augenblicken, wo ich sie zum ersten Male küßte, und wo sie mir sagte, daß sie mich liebe. Nie hätte ich für möglich gehalten, daß ein Mensch mit solcher Ruhe, in solcher Glückseligkeit auf seinen Tod warten könnte.

Als das Gewitter immer schrecklicher wurde, trat Judika von dem Baume fort — da ich sie nicht verlassen, sie nicht ohne mich wollte sterben lassen. Gerade in diesem Moment erschienen auf der Wiese Fräulein Fritz und Gebhardt. Als sie uns sahen, riefen sie beide wie aus einem Munde:

„Da sind sie!"

Fräulein Fritz setzte hinzu:

„Ich glaube wahrhaftig, sie standen unter der Tanne? . . . Wie konntet ihr nur? Es hätte euer Tod sein können!"

Ich sah Gebhardt an. Er war ganz fahl im Gesicht. Dicht an ihn herantretend, flüsterte ich ihm zu: „Sie wollte ohne mich sich vom Blitz treffen lassen."

Fräulein Fritz bat, zu eilen. Da auch das Gesinde noch zurück war, so befand sich auf dem Alphof nur die alte Wabi, die überdies beim Gewitter stets den Kopf verlor und in ihrer Todesangst jetzt sicher zu Sankt Florian betete, anstatt nach Feuer und Zugluft zu sehen. Zum Glück waren die Kühe auf der Alm, und der Pferdeknecht, der mit dem Fuhrwerk Mehl holte, mußte bereits auf dem Heimwege sein. Uebrigens standen Haus und Hof unter himmlischem Schutz. Zündete ein Blitz, so brannte ja doch alles rettungslos nieder, und der Mensch konnte nur beten: „Dein Wille geschehe."

Fräulein Fritz sprach noch, als ein langer, greller Blitz niederzuckte, dem unmittelbar ein Donner folgte, wie ich noch nie gehört. Der Schlag durchfuhr mich wie ein elektrischer Funken. Ich schwankte und hörte in halber Betäubung Fräulein Fritz rufen:

„Das hat eingeschlagen!"

Wir blieben stehen und schauten in banger Erwartung nach dem Hof, der bereits vor uns lag. Doch kein Anzeichen verriet, daß das himmlische Feuer ihn getroffen hatte. Plötzlich rief Judika in einem Tone, den ich nie vergessen werde:

„Die Tanne brennt!"

In den einsamen Baum, unter dem sie und ich, unsern Tod erwartend, noch vor wenigen Augenblicken gestanden, hatte der Blitz geschlagen. Als gewaltige Flammensäule loderte der stolze Baum auf, zu dem Himmel, der mit unsrer jungen Liebe kein Erbarmen hatte, sonst hätte er seinen Blitz früher niedergesendet.

Nur um einige Augenblicke früher.

*

Kaum waren wir geborgen unter Dach, als der Wind sich legte und rauschend, prasselnd der Regen niederströmte. Dann kam das durchnäßte Gesinde zurück, in großer Aufregung über die vom Blitze getroffene Tanne, einem der höchsten und ältesten Bäume im ganzen Alpenlande, der wegen eines in seinen Zweigen aufgehängten kleinen Marienbildes dem Volk für unverletzlich galt. Niemand hatte auch nur an die Möglichkeit

gedacht, den ehrwürdigen Baum könnte der Sturm entwurzeln oder in seinen Wipfel der Blitz schlagen. Als die Leute vorüberkamen, hatte aus den Aesten des brennenden Baumes ein Knistern wie Klagelaute getönt. Die Vernichtung der Tanne bedeute, so behaupteten sie, ein Unglück.

Wen würde es treffen?

Keiner von uns hatte beachtet, daß es über allen diesen Ereignissen spät geworden war. Dazu der sündflutartige Regen. Nun hätte weder die Nacht noch das Unwetter uns an der Heimfahrt gehindert, aber Fräulein Fritz erklärte in ihrer kraftvollen Art, wir könnten ihr nicht zumuten, uns bei solchem Wetter fortzulassen, wir müßten in Gottes Namen die Nacht über bleiben und vorlieb nehmen.

Es war bereits so vieles geschehen, daß auch das noch geschehen konnte.

Fräulein Fritz ging, nach den Zimmern zu sehen, in denen ihre ungebetenen Gäste übernachten sollten. Ich hörte sie draußen nach Judika rufen, die uns nicht in die große Wohnstube gefolgt war, hörte die liebe, helle Stimme antworten, stand, lauschte auf den Ton, als wäre er eine himmlische Melodie, und mußte denken, wie gesegnet der Mensch sei, der den Laut einer geliebten Menschenstimme vernehmen darf.

Als ich nichts mehr hörte, wandte ich mich ab, trat an ein Fenster und blickte hinaus. War es denn möglich, daß diese graue, feuchte, von schweren Regenwolken erfüllte Welt dieselbe Erde war, die noch vor wenigen Stunden voll eitel Glanz und Schönheit gewesen? Ob wohl solch ungeheurer Wechsel auch im Menschenherzen und im Menschenschicksal sich vollziehen konnte?

Im Schicksal gewiß — im Herzen gewiß nicht.

Am Fenster stehend und hinausblickend, rief ich halblaut den Namen des Grafen. Keine Antwort erfolgte. Gebhardt hatte das Zimmer leise verlassen.

Ich stand und horchte auf den noch immer in Strömen fallenden Regen, meine Einsamkeit fühlend, daß es mir einen körperlichen Schmerz gab.

Draußen war es so dunkel wie bei Anbruch der Nacht. Da hörte ich die Thür leise aufgehen und einen leichten, fast lautlosen Schritt. Im Gefühle ihrer Gegenwart legte sich alles Weh, und ein tiefer, seliger Friede durchströmte mich. Ich glaubte, sie würde zu mir ans Fenster treten; aber sie kam nicht. Als ich mich umwandte, stand sie unter dem Christusbild, davor das Lämplein brannte mit einer Flamme, nicht größer als ein Funken. Das matte Licht schwebte so nahe über ihrem Haupte, daß es war, als tauchte es aus diesem hervor. Ich ging langsam, langsam zu ihr und flüsterte:

„Du kommst zu mir?"

„Um bei dir zu sein."

„Judika!"

„Um bei dir zu sein, solange ich kann. Oder schickst du mich fort?"

„Nein, nein!"

„Was geht's mich an, daß du ein Königssohn bist?"

„Liebe, Holde!"

„Ach, Chlodwig, die Tanne!"

„Denke doch nicht daran!"

„Der liebe Gott will es nicht."

„Was will er nicht?"

„Daß ich sterben soll."

„Siehst du!"

„Und leben kann ich doch auch nicht ohne dich!"

„Jetzt sind wir beisammen."

„Ach ja, beisammen!"

Da brachte eine Magd die angezündete Lampe.

*

Beisammen waren wir den ganzen Abend bis tief in die Nacht hinein. Das Gesinde aß heute im Mägdezimmer, so daß nur wir vier unter dem Christusbilde waren.

Judika besorgte den Tisch, bediente uns, war geschäftig und fröhlich. Nicht nur Gebhardt beobachtete sie voller Staunen, auch Fräulein Fritz schien verwundert, schier verwirrt. Ich allein wußte, was ihre frommen Augen leuchten, ihre süßen Lippen lächeln machte und einen Rosenschimmer auf ihr blasses Gesichtchen zauberte: das Glück des Beisammenseins! Keines von uns beiden armen Liebenden bedachte, wie kurz dieses Glück war, wie schnell es verflog — schnell wie der Schein des Morgenrots.

Wie traulich war's in dem hellen, großen Gemache! Sämtliche Vorhänge hatte Judika zugezogen, daß kein Schatten der schwarzen Nacht zu uns hereindringen konnte. Das gleichmäßige, unaufhörliche Rauschen des Regens tönte fast wie eine ferne Musik zu uns herein — das helle Getäfel an Wänden und Decke, der blanke Fußboden, sogar das durch die geschlossene Thür gedämpft herüberklingende Geplauder des Gesindes — alles erhöhte die festlich friedliche Stimmung.

Mit dem Schlage zehn traten die Leute herein, stellten sich um das Christusbild, und Fräulein Fritz hielt eine kurze Abendandacht, sie aus einem vergriffenen Büchlein ablesend. Wie gläubig und inbrünstig konnte ich beten in der Gegenwart der Geliebten, die für mich und mein Glück jetzt den Himmel anflehte. Das würde sie fortan jeden Morgen und jeden Abend ihres Lebens thun. Auch das wußte ich.

Alsdann erfolgte das Gutenachtsagen der Leute und das vertrauliche Handreichen. Die Knechte begaben sich sogleich in ihre Kammern; aber den Mägden war das kurze Gebet nicht Christentum genug. Sie knieten in ihrer eignen Stube unter dem Muttergottesbild, und ich hörte sie noch eine gute Weile ihre Bitten murmeln.

Erst gegen Mitternacht gingen wir vier auseinander. Ich hielt die Hand des lieben Mädchens. Es war nur ein Augenblick, dann mußte ich sie wieder lassen. Aber durch mein ganzes Leben werde ich fortan die schlanke blasse Hand, die ich nicht halten kann, in der meinen fühlen.

*

Gebhardt schlief neben mir in einem ähnlich altväterischen großen Gemache wie ich. Ich sagte ihm sogleich gute Nacht und schloß die Thür. Doch legte ich mich nicht nieder, wartete eine Weile, nahm mein Licht, begab mich durch das dunkle stille Haus hinunter ins Wohnzimmer.

Es war so, wie ich dachte. Im Zimmer brannte noch die Lampe, und am Tische saß Fräulein Fritz, vor sich ein aufgeschlagenes Buch.

Bei meinem Eintritte sah sie auf, blieb jedoch sitzen, sagte einfach:

„Ich wußte, daß Königliche Hoheit kommen würden, und wartete."

Ich ging zum Tisch und fragte sie, was sie so spät noch lese? Sie reichte mir schweigend das Buch. Es war jener Roman ihres Lieblingsdichters Gottfried Keller, von dem ich vorher nichts gewußt hatte. Auf der geöffneten Seite war von einer Judith die Rede, die den Erzähler der Geschichte — er schien noch sehr jung zu sein — in ein reizendes nächtliches Abenteuer verwickelte. Ich las folgende Stelle:

„Mit diesen Worten packte sie mich und fing an, mich zu küssen, daß es mir glutheiß wurde und ich nur, um die Glut zu kühlen, ihre feuchten Lippen festhalten und wieder küssen mußte. Als ich Anna geküßt, war es gewesen, als ob mein Mund eine wirkliche Rose berührt hätte, — jetzt aber . . ."

Nachdem ich gelesen hatte, gab ich das Buch zurück und sagte:

„Sie nahmen mich auf wie einen Freund. Ich aber vergelte Ihnen das Geschenk Ihrer Gastfreundschaft und Ihres Vertrauens damit, daß ich über das holde Kind, an dem Sie Elternstelle vertreten, für das Sie verantwortlich sind, Unglück bringe. Was ich dadurch auch an Ihnen verbrach, ist so groß, daß Sie mir gar nicht verzeihen können, selbst wenn Sie wollten. Ich kam auch nicht, Sie um Vergebung zu bitten. Es würden doch nur leere Worte sein, auf die Sie nicht hören dürfen."

Mir wurde geantwortet:

„Ich erwartete Sie nicht, um Ihnen Vorwürfe zu machen oder um von Ihnen eine Bitte um Verzeihung, einen Versuch zur Rechtfertigung zu hören. Gegenüber dem großen Schicksal, das Ihre Liebe über Judika bringt, wäre jedes in dieser Beziehung gesprochene Wort unnütz. Ich blieb auf, in der Hoffnung, Ihnen sagen zu können: Ich zürne Ihnen nicht, denn ich besitze zum Zorn gar kein Recht. Weiß ich doch nur zu gut, wie alles kam, freilich zu spät einsehend, daß es anders gar nicht kommen konnte. Was Sie selbst eine Schuld nennen, erkenne ich als eine Fügung. Uns bleibt nichts andres übrig, als uns darein zu ergeben."

Mit erstickter Stimme rief ich:

„Ich danke Ihnen, Sie Wahrhaftige und Gütige! Ich kann Ihnen nicht aussprechen, wie sehr ich Ihnen danke."

„Wofür danken Sie mir so überschwenglich? Weil ich wie eine Frau fühle?"

„Weil Sie mir wohl thun. Sie wissen gar nicht, wie sehr. Wenn Sie meinen Dank nicht nehmen, so lassen Sie mich wie einen Bettler vor sich stehen. Ist mein Dank doch alles, was ich Ihnen zu geben vermag."

Nun schwiegen wir beide, bis Fräulein Fritz nochmals ausrief: „Ja, ja, es mußte so kommen! Ich hätte weiser sein können, war ich doch auch einmal jung."

Sie schwieg und fuhr nach einer Weile fort:

„Sie sprachen von dem Unglück, das Sie über das Kind brachten. Da möchte ich Ihnen nur sagen —"

Von neuem verstummte sie. In ihre Augen kam ein Ausdruck, daß ich sie erstaunt betrachtete. Es war ein Glanz, der ihr ganzes Gesicht verklärte. Erst jetzt sah ich, daß sie in ihrer Jugend schön, wunderbar schön gewesen sein mußte.

Mit leuchtendem Antlitz sprach sie weiter:

„Ist eine unglückliche Liebe für die Frau wirklich ein Unglück? Ich glaube nicht. Eher möchte ich sogar eine unglückliche Liebe für uns ein Glück nennen. Ich weiß, die meisten Frauen fühlen anders, ganz anders, und für viele ist unglückliche Liebe gleichbedeutend mit Vernichtung. Ich kann ja nur sagen, wie ich selbst empfinde; und ich halte jede Frau, die liebt, für gesegnet; auch dann für gesegnet, wenn sie entsagen muß. Und gar erst, wenn sie wieder geliebt wird! Schmerz, wo bleibt dann dein Stachel? Es muß freilich jene Liebe sein, die über das Herz kommt wie eine Gewalt von oben herab; jene Liebe, voll des Gottes, dessen ewiges Wesen sie ist . . . Sie sind zu jung, um mich zu verstehen. Ein Mann, für den das Leben Kampf und That ist, versteht das überhaupt nicht."

Ich erwiderte nichts und versuchte zu verstehen. Das Herz der Frau, von dem ich nichts wußte, versuchte ich zu verstehen.

„Ich sage Ihnen das alles, weil ich Ihnen helfen möchte, und weil ich Ihnen nicht besser zu helfen weiß."

„Sie glauben, auch Judika könnte . . ."

Die Stimme brach mir, als ich den lieben Namen nannte.

„Auch Judika wird fühlen wie ich. Nicht jetzt — jetzt gleich noch nicht; aber später gewiß. Sie ist keine vom Stamme der Asra, die sterben, wenn sie lieben. Dafür ist sie zu fest geartet, zu sehr des Gottes voll. Mit einer Gottheit in der Seele stirbt der Mensch nicht. Lassen Sie das Kind unglücklich sein: jetzt noch und noch eine gute Weile. Unglück ist für eine Frauenseele die reinigende Flamme, so gut wie die Liebe selbst. Sie können sich nicht vorstellen, wie stark und lauter wir Frauen aus solchem Feuerbade hervorgehen. Zugleich sind wir gefeit, daß uns nichts Irdisches mehr etwas anhaben kann."

Ich rief: „Auch Sie liebten so groß und stark, auch Sie überwanden so herrlich, entsagten so schön?"

Sie antwortete:

„Würde ich wohl sonst so zu Ihnen sprechen können? . . . Freilich habe ich geliebt — ‚unglücklich' geliebt. Es dauerte bei mir lange Zeit, bis ich zu der Erkenntnis kam, daß für die Frau selbst unglückliche Liebe ein Glück sei. Dann war ich aber auch geborgen und gerettet. Ich hatte es allerdings besser als tausend andre, konnte meine Hände regen, meine Kräfte brauchen, meine Liebe und mein Glück fest und rein im Herzen wahren. Ich ging hier hinauf, wo die Welt mit ihrem Dunst und Staub tief unter mir liegt. Ich

arbeitete, nützte. Sie glauben nicht, mit welcher Freudigkeit, welcher Dankbarkeit ich jeden Tag mein Leben von neuem beginne, nachdem ich es bereits habe hinwerfen wollen wie ein wertloses Gut. Ohne meine unglückliche Liebe würde ich niemals erkannt haben, wie schön und reich das Leben sein kann. Jetzt weiß ich's, und ich werde es bis zu meinem letzten Augenblick wissen."

Wieder mußte ich die angstvolle Frage thun: „Und Judika?"

„Sie ist bei mir, sie bleibt bei mir. Ich werde sie zu meiner Helferin, zu meiner Mitarbeiterin erziehen. Sie sollen des Kindes gedenken dürfen, ohne den Schatten eines Vorwurfs fühlen zu müssen. Ihr Leben, das einer uns fremden Welt angehört, soll frei von Schuld bleiben, ein andres zerstört zu haben. Ich verspreche es Ihnen."

Sie stand auf und gab mir ihre Hand, mit ihrem leuchtenden Blicke, der sie jung und schön machte, mich voll ansehend. Ihre Hand in der meinen, rief ich:

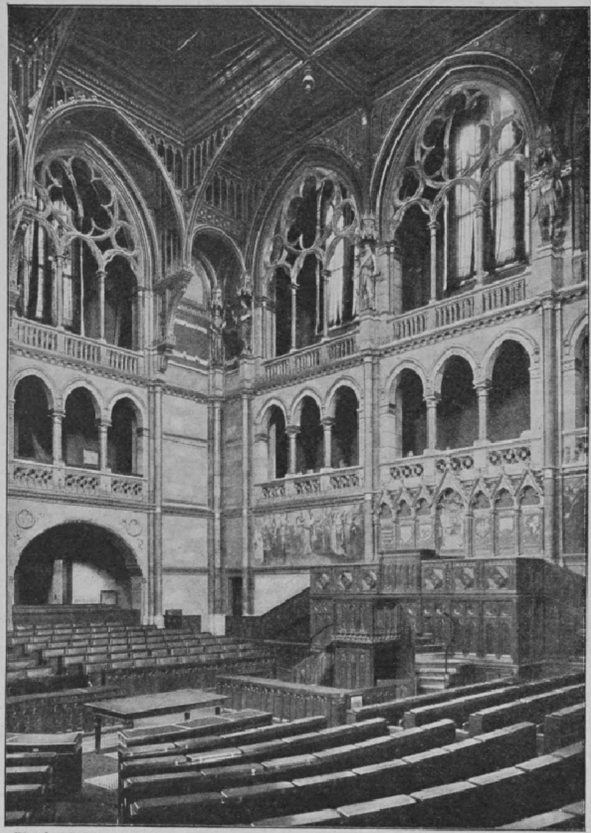
„Und Ihnen soll ich nicht danken dürfen? Noch niemals hat ein Mensch so viel Gutes an mir geübt. Ihnen danke ich, daß ich ein ruhiges Gewissen besitzen darf."

„Das danken Sie sich selbst — da Sie Ihre unglückliche Liebe eine reine Liebe sein und bleiben lassen."

„Ja, sein und bleiben . . . Gute Nacht."

„Gute Nacht."

Ich ging, blieb bei der Thür nochmals stehen und fragte: „Erlauben Sie mir, Judika noch einige Male sehen zu dürfen?"



Phot. Karl Divald, Budapest

Sitzungssaal des Abgeordnetenhauses im ungarischen Parlamentspalast

„Nicht zu oft."

„Aber doch noch ein einziges Mal! Nicht gleich morgen die Trennung! Denken Sie doch: die Trennung!"

„Also noch ein letztes Mal."

Ich wiederholte mechanisch: „Ein letztes Mal!"

*

Sonnenschein weckte mich.

Ich öffnete die Augen, mußte sie aber sogleich wieder schließen, geblendet durch den Glanz, der das Zimmer füllte. Es war wie eine Glorie gewesen, von der ich umstrahlt ward.

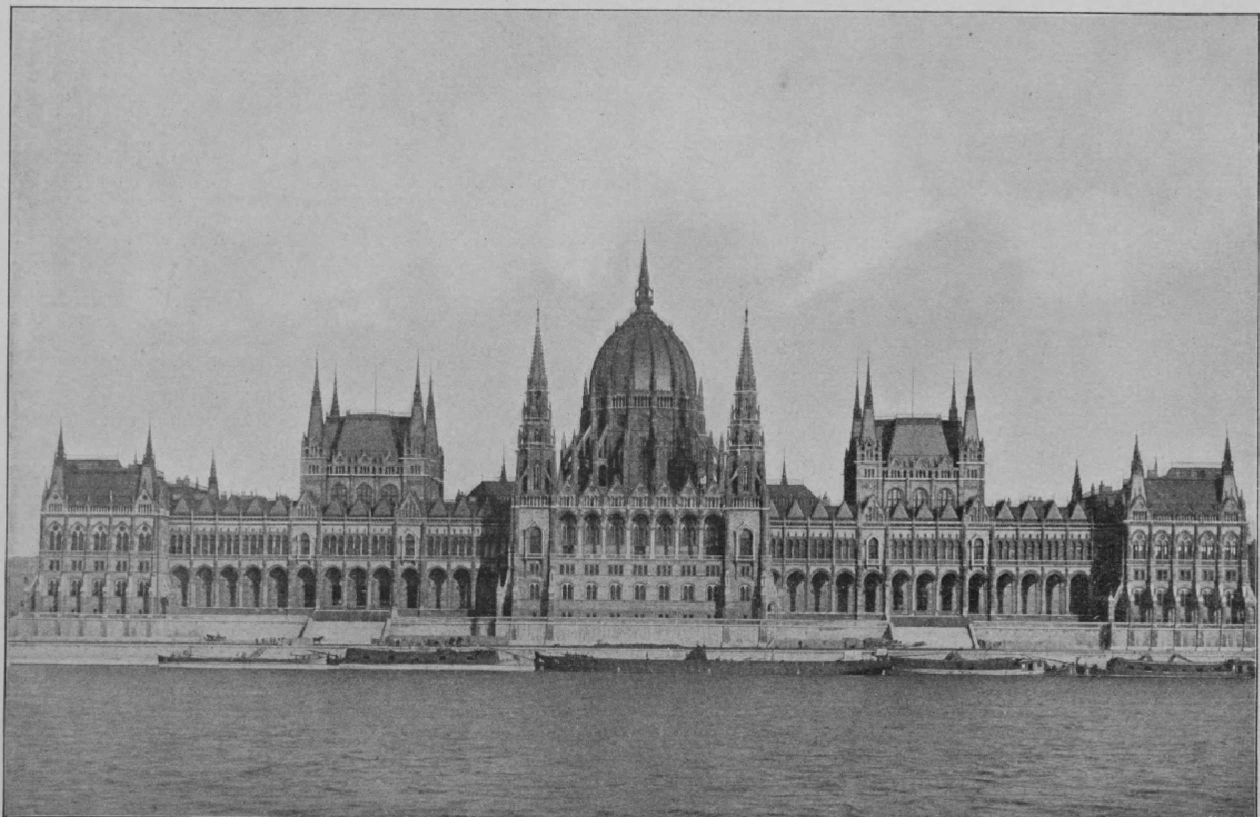
Mit geschlossenen Augen lag ich und lauschte auf alle die Stimmen des jungen Tages. Die Schwalben umstrichen wieder zwitschernd das Haus; im Hof krähten die Hähne; jetzt bellte der Hund, und ein Pferd wieherte.

Ich mußte mich besinnen, wo ich war! . . . Nicht in der Residenz! Wo denn sonst? . . . Weit, weit fort, auf Bergeshöhe, im Alphof . . . Wie kam ich dorthin?

Ich erinnerte mich nicht daran. Auf meinen geschlossenen Augen lagen die Sonnenstrahlen wie ein glühendes Siegel, daß mein Kopf davon schmerzte. Da hörte ich leise singen:

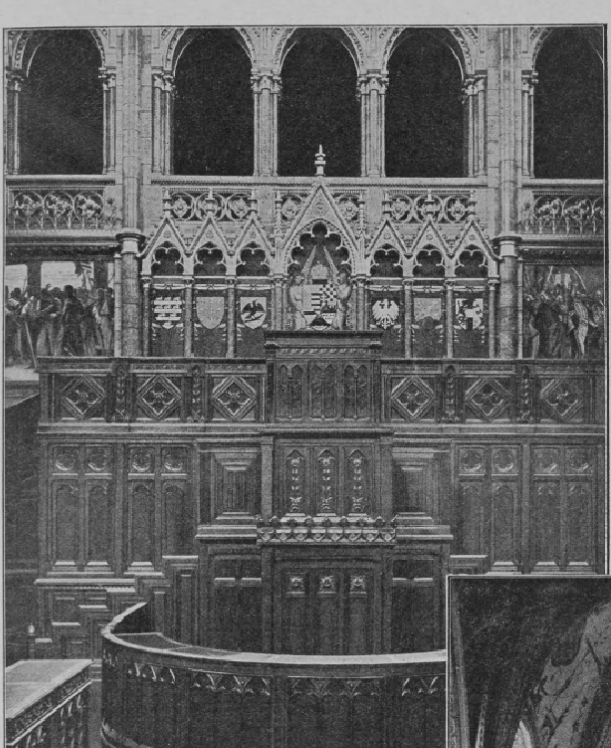
„Sie konnten zusammen nicht kommen —
Das Wasser war viel zu tief."

Judika! Sofort fiel mir alles ein. Sie war auch die Sängerin, mit dem traurigen Liede mir den Morgengruß gebend. Unter meinem offenen Fenster mußte sie vorübergegangen sein. Leise erklang der wehmütige Gesang. Jetzt war alles still.



Phot. Karl Divald, Budapest

Der ungarische Parlamentspalast in Budapest. Erbaut von Erwin Steindl (†)



Phot. Karl Birchbauer, Budapest

Präsidententribüne im Magnatenhause

Als ob mit dem Tone ihrer Stimme sie selbst verklungen sei, sprang ich auf, kleidete mich hastig an, wollte sogleich gehen und sie suchen. Denn ich mußte sie sehen, um zu glauben, daß sie noch lebte; wenn es auch nicht für mich sein sollte — da das Wasser zu tief, ach, viel zu tief war.

Als ich die Thür öffnete, lag auf der Schwelle ein Haufen bunter Blüten ... Ueber Blumen, von der Geliebten für mich gepflückt und mir hingestreut, sollte ich hinausschreiten in den jungen Tag, der wieder voller Sonne und Schönheit war, als hätte niemals ein Blitzstrahl die Tanne, darunter das Kind sterben wollte, getroffen.

Unten im Hausflur kam Fräulein Fritz mir entgegen. Sie sagte:

„Ich soll Sie von Judika grüßen."

„Ist sie denn fort?"

„Auf die Alm."

Ich konnte nur stammelnd wiederholen:

„Sie ist fort!"

„Wäre sie geblieben, so hätte es heute ja doch das letzte Mal sein müssen; und ich glaubte ..."

Aber ich unterbrach sie: „Sie Gütige! Nun kann ich doch hoffen, sie noch einmal wiederzusehen. War sie sehr traurig, als sie ging?"

„Gar nicht mehr."

„Nicht einmal betrübt war sie?!"

„Sie freute sich darauf, Sie wiederzusehen. In der Laube hat sie für unsre Gäste den Frühstückstisch gedeckt."

Ohne ein weiteres Wort eilte ich in die Laube, als müßte dort von ihrer Gegenwart etwas zurückgeblieben sein. Das war es ja auch! An allem erkannte ich die liebe Hand, die für mich Sorge getragen. Und wieder in der Mitte des Tisches eine Fülle von Blumen geschüttet, in deren Kelchen die Regentropfen wie Thränen glänzten.

Gott sei Dank, daß sie „gar nicht sehr" traurig fortgegangen war! Um ihren süßen Augen Thränen zu ersparen, hätte ich mögen mein Herzblut hinströmen lassen.

Wenn sie auch gar nicht sehr traurig fortging, so war mir's doch beim Scheiden vom Alphof zu Mute, als trennte ich mich von einem Fleck Erde, an dem mir das Leben aufgeblüht war. Ich ließ es ja auch bei dem blassen Kinde hinter mir zurück:

„Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief."

(Fortsetzung folgt)

Der ungarische Parlamentspalast in Budapest

Im Jahre 1880 beschloß der ungarische Reichstag, einen Parlamentspalast zu errichten, der Raum genug für die Beratungen des Magnaten- und des Abgeordnetenhauses sowie der ungarischen Delegationen bieten sollte. Emerich Steindl, Professor am Königl. Polytechnikum zu Budapest, wurde mit der Ausführung des Baues betraut, nachdem seine Entwürfe bei der Konkurrenz den ersten Preis errungen hatten. Der Bau wurde schon am 12. Oktober 1885 begonnen, konnte aber erst am 8. Oktober d. J. seiner Bestimmung übergeben werden. Allerdings hatte im großen Kuppelsaale des Hauses bereits im Sommer 1896 eine Festsitzung stattgefunden, um damit das zweite Jahrtausend ungarischer Geschichte im neuen Prachtbau zu beginnen. Zu diesem Zwecke wurden die Räume in Eile hergerichtet und von den Fassaden die Gerüste entfernt, so daß seither das Gebäude, von außen gesehen, wie vollendet dastand. Im Innern gab es aber noch reichlich für Jahre zu thun.

Der ganze Bau kostete bisher 36600000 Kronen. Hiervon entfielen auf die 2 Meter hohe Betonierung des ganzen, 3½ Joch großen Grundes rund 2400000 Kronen. Diese kostspielige Sicherung des Gebäudes mußte wegen der großen Nähe der Donau geschehen. Sämtliche Fassaden und die wichtigeren Konstruktionen, wie Bogengewölbe, Pfeiler u. s. w., wurden



Phot. Karl Divald, Budapest

Hauptstiege im ungarischen Parlamentspalast in Budapest

aus behauenen Steinen hergestellt, so daß die Kosten der Steinmetzarbeiten 6 500 000 Kronen betrugen. An Ziegeln wurden zu dem Bau 40 Millionen Stück verwendet, das erforderliche Eisen wog 28368 Meterzentner. Die Länge des Gebäudes beträgt 265 Meter, die größte Breite 123 Meter. Es nimmt einen Raum von 17800 Quadratmetern ein, wovon auf die Höfe 2500 Quadratmeter entfallen.

Der Haupteingang ist an der Stadtseite. Die 21 Stufen, die dorthin führen, sind von zwei sitzenden Bronzelöwen flankiert, deren Ausführung dem Bildhauer Béla Markup übertragen wurde. Von hier gelangen wir über die Prachttreppe in den von der Kuppel gedeckten, mit hohem Seitenlicht versehenen Saal, alsdann rechts zum Magnatenhause, links zum Abgeordnetenhause. Diese Anordnung ist am Gebäude schon von außen sichtbar,



Haupteingang

da sich die oberen Teile der beiden Häuser, von je vier Türmen flankiert, über den reichgegliederten Dachstuhl der Nebenräume erheben. Steindl wollte damit die zwei wichtigsten Faktoren der Gesetzgebung architektonisch hervorheben, mit der im Zentrum gelegenen Kuppel aber die Einheit zum Ausdruck bringen.

Ein breiter Raum ist in diesem Parlamentspalast der Kunst und dem Kunstgewerbe gewährt worden. Für Statuen sind an der Außenseite 90, im Innern 162 Plätze bestimmt. Zahlreiche historische und allegorische Fresken schmücken Decken und Wände.

Ungarns Gotiker, Professor Emerich Steindl, verstarb am 15. August d. J.; sein größtes Werk hat er fast vollendet. Das Andenken des Meisters zu ehren, giebt sein Mitarbeiter, Architekt Karl Birchbauer, eine reich illustrierte Monographie des Parlamentsbaues heraus, deren ungarischen Text Karl Csányi verfaßt. Von Birchbauers gelungenen photographischen Aufnahmen bringen wir einige in der vorliegenden Nummer. Wünschenswert wäre es, daß das bedeutende Werk auch in deutscher Sprache erschiene.

M. Hecht

Zur Hygiene des Einheizens

Eine „brennende“ Tagesfrage

Wenn sich das Laub der Bäume schön gelb und rot färbt, der Herbstwind die Baumkronen schüttelt und der Mensch fröstelt, wo er geht, steht und sitzt, dann beginnt auch wieder die „Glanzzeit“ des Ofens, der seit dem Frühling unbeachtet in der Ecke gestanden hat und höchstens als bequeme, aber ungehörige Ablagerungsstätte aller möglichen Dinge angesehen wurde, wofür sich das kohlenfressende Ungetüm jetzt beim ersten Einheizen durch einen infernalischen Geruch rächt, der seinen Eingeweiden aus allen Fugen entströmt. In gewisser Beziehung teilt der Ofen zur Sommerszeit das Schicksal des Soldaten zur Friedenszeit, insofern beide nur zu leicht als überflüssig angesehen werden, und erst in der „Feuerwirkung“ gelangt man wieder zur richtigen Wertschätzung beider. Auch mit den Aerzten hat man den Ofen verglichen, die man bekanntlich am meisten schätzt, wenn man ihrer nicht bedarf. Am liebsten würde man den Ofen heutzutage entbehren; die Warmwasser- und Luftheizung sind ja bereits Anfänge, sich seiner zu entledigen.

Früher war das ganz anders. Die Beliebtheit, der sich der Ofen im Sprichwörterschatz der germanischen Völker erfreut, beweist, wie gern sich ihre Gedanken mit dem guten, treuen und beharrlichen Wärmespender beschäftigten und in welcher Achtung der stille, thönerne Geselle in der Zimmerecke gestanden hat. In dem weit längeren und rauheren Winter unsrer altgermanischen Vorfahren war des Hauses einzige Licht- und Feuerquelle das Herdfeuer, um das sich das gesamte häusliche Leben gruppierte, sobald der kalte Herbstregen draußen niederklatschte, die rauhen Stürme durch die Lande brausten und Frau Holle das Bahrtuch der Natur über die weite Erde breitete. Hier am Herdfeuer pflanzten sich die uralten Volkssagen und Märchen von Geschlecht zu Geschlecht fort, und als später neben dem Herdfeuer auch der Kamin und der Kachelofen erstanden, da war es ganz natürlich, wenn in liebevoller Hingabe zu des Hauses treuestem Freunde der Ofen Gegenstand künstlerischer Ausgestaltung wurde — „zur illustrierten Prachtausgabe der Hauspoesie“, wie Lübke treffend bemerkt.

Das ist alles anders geworden, die Zeiten der Spinnstuben sind unwiderbringlich dahin, und heute betrachtet man den Ofen lediglich nach seiner Aufgabe, während der kalten Jahreszeit das heimische rauhe Außenklima, gegen dessen Unbilden draußen wir uns durch Bewegung, wärmere Bekleidung und — steifen Grog zu wehren suchen, durch ein wärmeres Binnenklima zu ersetzen, kurz: eine „warme Stube“ zu geben. Was nützen alle Eleganz, aller Komfort, alle Bequemlichkeit unsers Heims, wenn es nicht mit jener behaglichen Temperatur erfüllt ist, die der Süddeutsche als „heimelig“, der Norddeutsche als „mollig“ bezeichnet.

Ungefähr ein halbes Jahr lang sind wir auf unsre geheizten Räume, unser häusliches Binnenklima angewiesen. Wollen wir uns nicht hüstelnd und stubensiech durch diese lange Zeit hinschleppen, so empfiehlt es sich, in gewissem Sinne auch häusliche Klimakunde zu treiben und vor allen Dingen das Einheizen von seiner hygienischen Seite einer Betrachtung zu unterziehen, die uns für unser winterliches Wohlbefinden wichtige Fingerzeige zu geben vermag.

Nicht zu empfehlen ist es, den Beginn des Einheizens möglichst lange hinauszuschieben. Es geschieht dies in der Regel unter dem Vorwande, sich nicht verwöhnen und verweichlichen zu wollen, es rächt sich aber mit dem empfindlichen Herbstkatarrh und Herbstschnupfen. Richtig ist es, mit dem Einheizen zu beginnen, wenn man im Zimmer fröstelt, und das wird der Fall sein, wenn sich die Herbsttemperatur tagsüber zwischen 8 und 10 Grad bewegt und hält; in Schreibstuben, Schulzimmern u. dergl. wird man sogar schon heizen müssen, wenn die Temperatur während einiger Tage auf 12 Grad gesunken ist.

Das erste Einheizen ist für gewöhnlich mit einigen Mißständen verbunden; meist will der Ofen nicht recht brennen, es ist kein ordentlicher Zug vorhanden, es qualmt, die Zimmer werden voll Rauch, es riecht unangenehm „sengerig und brenzlich“ u. s. w. — weil der Ofen vor der erneuten Ingebrauchnahme nicht gründlich gereinigt worden ist. Wer diesen Kalamitäten entgehen will, läßt vorher den Ofen durch einen Töpfer oder sonstigen Fachmann nachsehen, was namentlich bei Kachelöfen notwendig ist, und reinigen. Gründliche Ofenreinigung ist zwar keine angenehme Arbeit, aber sie erspart viel Mühe, vielen Aerger und Verdruß; vor allen Dingen wird dadurch der lästige Ofengeruch vermieden, der von den sengenden Staubpartikeln herrührt, die sich außen wie innen an den Ofenwänden angelagert haben und bei der Erhitzung des Ofens den brenzlichen Geruch verbreiten. Man thut deshalb gut, zum ersten Male eine oder zwei Stunden bei offenem Fenster zu heizen, wodurch der unangenehme Ofengeruch abzieht.

Richtiges Maßhalten ist das oberste Gebot der Hygiene des Einheizens. In den ersten Tagen wird es gelingen, mit einigen Holzkloben, Preßkohlen, Torfsoden oder wenig Steinkohlen schon eine behagliche Zimmerwärme zu erzeugen, so daß die Zimmerluft angenehm mild „verschlagen“ ist, wie der Volksmund sagt; niemals aber soll die Zimmertemperatur über 18 bis 20 Grad C. hinausgehen. Höhere Zimmerwärme erzeugt unweigerlich Arbeitsunlust und namentlich bei weiblichen Personen Mattigkeit und Schläfrigkeit, Koffschmerz und „Eingenommenheit“ im Kopfe, Appetitlosigkeit und Blutarmut, wie ein alter Spruch treffend und bündig besagt:

Willst du bewahren Kraft und Witz,
So hüte dich vor Ofenhitz';
Liegen auf der Ofenbank
Macht vorzeitig alt und krank.

Es kommt hinzu, daß nichts so sehr verweichlicht als der Aufenthalt in überheizten Räumen. Wer sich einmal an die höhere Zimmerwärme gewöhnt hat, friert immer, im Zimmer wie draußen, und Schnupfen und Halskatarrh wird er nicht wieder los. Insbesondere haben sich alle diejenigen vor zu hoher Zimmertemperatur zu hüten, die auf der Lunge nicht ganz kapitelfest sind. „Den Winter übersteht er wohl, aber die Aprilsonne bringt ihn um,“ heißt es oft, allein diese Ansicht ist grundfalsch; nicht der Frühlingsluft fallen so viele Lungenkranke zum Opfer, sondern der überhitzten und darum zu trockenen Stubenluft während der Wintermonate. Ein wärmeres Kleidungsstück ist solchen Personen viel zuträglicher als eine warme Stube.

Nach längerem Heizen eines Zimmers trocknen die Wände und die in ihm befindlichen Gegenstände immer mehr aus, und je mehr sie ihre Feuchtigkeit verlieren, um so mehr saugt die trockene Luft (die infolge der Erwärmung geneigt ist, auch um so mehr Wasserdunst in sich aufzunehmen) die Feuchtigkeit da auf, wo sie diese fast allein noch findet, bei den Menschen. Die unmerkliche Ausdünstung der Haut und Lungen wird also in demselben Maße gesteigert, wie die Zimmertemperatur zunimmt, und in demselben Umfange wird den Zimmerinsassen Wärme entzogen durch die erhöhte Wasserabgabe. Durch die gesteigerte Ofenwärme wird also ganz naturgemäß auch das Wärmebedürfnis gesteigert, und der Ofen wird unser größter Feind: in der überwärmten Luft atmen wir weniger, der Stoffwechsel wird langsamer und geringer, der Appetit mindert sich, der Schlaf wird kurz und unruhig, Unlust und mürrische Stimmung befallen uns.

Um zu verhüten, daß die warme, trockene Zimmerluft dem Körper und namentlich den Lungen mehr Feuchtigkeit entzieht, als zum Wohlbefinden zuträglich ist, muß man durch Wasserschalen, Springbrunnen, Aquarien, Bespritzen von Blattpflanzen der Zimmerluft den genügenden Feuchtigkeitsgehalt geben. Die trockene, heiße Stubenluft ist geradezu ein schleichendes Gift, nicht nur für Lungenkranke; die bleiche Gesichtsfarbe der Kinder und weiblichen Personen zur Frühjahrszeit redet eine deutliche Sprache von den Verstößen, die gegen die Hygiene des Einheizens gemacht werden.

Eine Stube warm zu machen, ist leichter, als sie warm zu halten. Da sei denn darauf hingewiesen, daß reine Luft sechsmal so schnell und dementsprechend ebensovielmal billiger zu erwärmen ist als verdorbene Luft, und daß reine Luft auch viel länger warm hält. Die weitverbreitete Annahme, daß man bei geschlossenen Fenstern und Thüren rascher eine „warme Stube“ erhalte, ist also grundfalsch. Sobald man morgens einheizt, öffne man alle Fenster und Thüren einige Minuten, bis das Feuer „gut im Gange“ ist. Der frische Luftzug fegt alle schlechte Luft hinweg, und man wird staunen, wie rasch sich das Zimmer erwärmt. Auch tagsüber öffne man einige Male die Fenster auf wenige Sekunden jedesmal, aber nicht nur eine kleine Spalte oder einen halben Fensterflügel, sondern die ganzen Fenster.

Das Heizen der Schlafzimmer ist durchaus zu verwerfen, und es muß sich jeder daran gewöhnen, im ungeheizten Zimmer zu schlafen. Wo das durchaus nicht angeht — und das ist natürlich der Fall, wo auf kleine Kinder Rücksicht zu nehmen ist —, öffne man die Thür zu einem mäßig geheizten Nebenzimmer; besser wäre es allerdings, im ungeheizten Nebenzimmer nachts die Fenster zu öffnen. Wer den Versuch einmal gemacht hat, wird rasch finden, daß der Schlaf ruhiger wird, daß der Kopf am Morgen viel klarer und frischer ist, und — daß man mit weniger Schlaf auskommt, während im geschlossenen und gar im geheizten Zimmer der Schlaf unruhiger ist und das Schlafbedürfnis sich immer mehr steigert, ohne befriedigt zu werden.

Befolgen wir diese Winke, dann wird der Ofen nicht unser Feind, sondern ein Freund und Begründer eines behaglichen Hauswesens während der langen Wintertage.

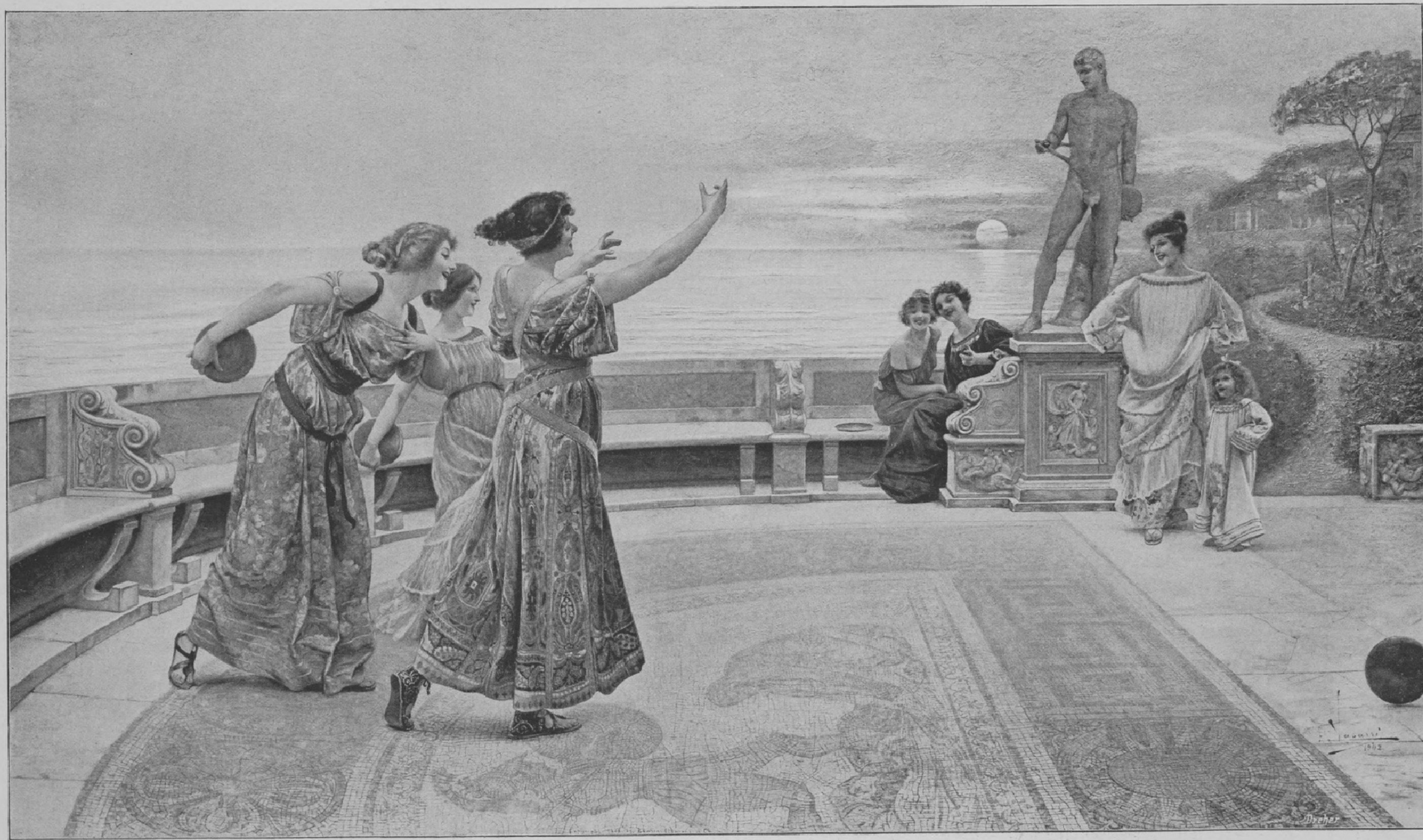
Schiller-Tietz

Sonnenlächeln

Die Bäume schütteln müde
Die welken Blätter ab
Und decken mit dem Golde
Dem Herbst das öde Grab.

Die Sonne schaut dem Treiben
Vom hellsten Himmel zu
Und lächelt, wie einst dem Knospen,
So nun dem Sehnen nach Ruh'.

Paul Lang



Diskuswerfen

Nach dem Gemälde von Emilio Vasarri

Der Strandräuber

Von

Margarete von Oertzen

Wenn gegen Ende Mai der Frühling vom sanften Südwinde an die nordische Küste getragen wird, liegt ein seltsam krystallgrüner Schimmer über der Halbinsel Bygdö am Christianiafjord. Die klare, leichte Luft ist glanzgetränkt, mild und lau, sie flimmert auf den Dächern der Landhäuser, sie zittert auf dem blauen Wasser, das sich im Herbst wie ein wütendes Tier gebärdet. Jetzt gleiten mit komischem Eifer kleine Vergnügungsdampfer darüber hin, um den Verkehr zwischen der Stadt und der Halbinsel zu vermitteln. Segelboote liegen darauf wie weiße Möwen, verträumte Menschen blicken in seinen Spiegel, der Sommer ist ja so kurz . . .

In den langen Nächten fließt durch die offenen Fenster des Himmels roter Schein, das nie verdämmernde Tageslicht. Und dann plötzlich kommt ein Tag, wo die Wolkenballen wie Felsen am Horizont sich türmen, schwer und schwarz. Die Birken erglühen ein letztes Mal, ihr Zittern vor dem Sturme in der atemlosen Angst des Herbstes kostet sie ihr kupferrotes Kleid. Aus den braunen Blockhäusern fliehen die lachenden Menschen, kehren heim in die Stadt und lassen Haus und Garten leer stehen. Das Meer brüllt auf, über die Insel donnert der Sturm mit gewaltigem Tosen. Manchmal auch reißen die Wogen eine der kleinen Landungsbrücken ein und spielen Ball mit den bemoosten Pfählen.

Die Dampfer haben ihren Verkehr eingestellt, melden die Zeitungen. Aus den Bygdögärten steigt der Modergeruch gefallenen Laubes, niemand wohnt mehr dort — oder doch?

Dicht am Wasser auf einer felsigen Anhöhe steht ein braunes Blockhaus, älter und massiver als alle andern auf der Halbinsel. Die Bäume des Gartens sind bejahrt, dickstämmig und mit Epheu bewachsen. Das Innere des Hauses ist nach dem Muster der alten norwegischen Bauernhöfe angeordnet. Im Erdgeschoß befindet sich der Saal mit dem mächtigen, gemauerten Feuerherd und dem vorspringenden Kamindach; die Ritzen im Gebälk sind mit Baumwolle verstopft. Die Schneeschuhe hängen hier an einem Pflock, auf dem bunten Schrank schimmert das Kupfergerät, dickbauchige Wärmflaschen und kunstvoll gehämmerte Kasserollen. Die Fenster nehmen die ganze Front ein, man erblickt das unruhige Meer wie durch eine gläserne Wand; von der Seite führt eine Glasthür direkt in den Garten. In dem oberen Stockwerk sind die Alkoven und niederen Stuben mit buntbemalten Säulen geschmückt.

Drunten im Saal duftet es nach feuchten Baumwurzeln; was wagt sich auch das schwache, blaue Feuerzünglein an den widerspenstigen Koloß heran! Aber allmählich wird es doch warm — das Feuer fängt an zu reden. Mit dem ersten Knistern färbt es die Dielen rot und verbannt das graue Gespenst der Spätherbstdämmerung. Und nun macht sich der Sturm das Vergnügen, rüttelt an den vielen Fenstern und ächzt im Kamin.

Der Horizont ist dick verhangen, braun und grau — dort, wo Christiania liegen soll, ist das Nichts.

*

„Marlene," sagte die alte Frau im Lehnstuhl am Fenster, „gestern muß nun auch Grossierer Jansen nach Christiania übergesiedelt sein. Die Katze kam heute und schrie jämmerlich."

„Ja, es ist die zehnte Katze, seit die Leute vor dem Sturme ausreißen," sagte eine junge spöttische Stimme vom Kamin her. „Möchte er sie nur alle wegfegen! Jetzt kann es einem erst hier gefallen, wo wir nicht alle Augenblicke gewärtigen müssen, daß einer unsrer schwächlichen Sportsmen mit seiner Nußschale an unsern Strand geworfen wird."

„Warum sollen die Leute sich keine Segeljacht halten? Du bist ein merkwürdiges Mädchen, Marlene! Hast du nicht den jungen Knut mit eignen Armen hier ins Haus getragen?"

„Das ist es ja eben, Mama. Er lag im Wasser und zappelte und verdrehte die Augen wie ein Dorsch. Und ich streifte einfach die Aermel hoch und fischte mir den süßen Jungen! Erst nach einigen Gläsern steifen Grogs kam der Heldenjüngling wieder zu sich und verliebte sich spornstreichs in mich — in ein Mädchen, das ihn wie ein kleines Kind auf den Armen getragen hatte — zu lächerlich!"

„Marlene!"

„Der Mensch hat Zigarettenrauch in den Knochen statt Mark, und Alkohol in den Adern statt Blut. Er ist ein wandelndes Toddygefäß."

Hier ergriff die junge Dame den langen eisernen Schürhaken und fuhr damit energisch unter die glimmende Baumwurzel, daß ein Feuerregen emporprasselte.

„So hast du ihm einen Korb gegeben?" seufzte die alte Frau, die so fein und verwittert aussah wie ein vergilbtes Brüsseler Spitzentuch.

„Ich habe ihn auf die Schulter geklopft und gesagt: ‚Knut, Sie sind ein Dorsch!' Ja, das sagte ich."

„Das ist denn doch —"

„Du hast gut reden. Papa war ein Riese an Kraft und beherrschte dich vollständig, so daß du nach seinem Tode so hilflos warst wie ein Säugling. Das ist das richtige Verhältnis zwischen Mann und Frau, und solch einen Mann will ich haben. Oder keinen."

Die Thür wurde geöffnet, und Rike, die Magd, steckte ihren glattgestriegelten Kopf durch die Spalte: „Soll ich die Lampe bringen, Frau Doktor?"

„Ja," erwiderte die alte Frau, „und vergiß nicht, in den Alkoven die Läden zu schließen."

„Gott, Frau Doktor —"

„Nun, was ist?" fragte Marlene amüsiert.

„Ich getrau' mich nicht — es tappt immer so —"

„Das ist der große Butzebär, der Rike verschlingen will — o du Schaf, du mußt dich für sehr appetitlich halten!"

„Aber gestern sind sie bei Syversens eingebrochen und haben alle Schlüssel gestohlen —"

„Mein Himmel!" sagte die Doktorin entsetzt, „schon wieder!"

„Was für merkwürdige Gelüste diese Strandbiebe haben," sprach Marlene. „So oft sie einem Landhaus einen Besuch abstatten, nehmen sie die Schlüssel mit, und einer hat sogar einen ausgestopften Papagei mitgehen heißen. Mir sind die Kerle sympathisch, die so bei Nacht und Sturm auf ihren schlechten Fahrzeugen die Küste entlang auf Diebstahl ausgehen — möcht' mir wohl mal einen fangen."

„Gott verzeih dir deinen sträflichen Uebermut!" sagte die Mutter schaudernd und warf einen scheuen Blick durchs Fenster. Marlene stand mit großen Augen und einem seltsamen Lächeln. Ihr Teint war von einer zarten Perlmutterweiße, die sie sehr bleich scheinen ließ in dem gelben Licht der Lampe, die Rike eben brachte.

„Sieh nur, Mama," sagte Marlene, „ist es nicht abscheulich draußen? Du wirst mir wieder zürnen — aber das ist so mein Wetter und mir tausendmal lieber als euer gepriesener Sonnenschein."

„O, du wirst auch noch zahm werden," meinte die Doktorin in dem ihr eignen schmerzlichen Ton, „du gefällst dir jetzt in der Rolle des Kraftweibes, aber die werden am leichtesten überlistet."

„Ja, immer nur hübsch zahm," sagte Marlene. „Einen Schlag auf den Kopf: da, duck dich . . . Das Meer duckt sich auch, solange es ihm gefällt, und dann . . ." Sie beendete den Satz nicht, sondern ging mit einem leisen Lachen aus der Thür. Etwas Unirdisches lag in diesem Lachen — die Mutter fürchtete sich davor.

Kaum war Marlene fort, da näherte Rike sich der Doktorin, die Arme in die Seite gestemmt. „Und wenn Fräulein mich auch immer auslacht, — es ist doch so! Ich habe das Tappen gehört!"

„Es wird der Sturm gewesen sein," sagte die Doktorin. „Wer will in einer solchen Nacht einen Laut vom andern unterscheiden! Verriegle nur alles gut!"

„Gott, Frau Doktor! Die Riegel, die alle wackeln! Wer sagte den Sommer zum Fräulein: ‚Lassen Sie den Schlosser kommen!'? Ich sagte es. Was aber sagte Fräulein? Angsthase! sagte sie — ja — Angsthase . . . und nun sitzen wir hier, und die Riegel wackeln, und ich habe mein Erspartes hier liegen —"

„Weißt du was, Rike," flüsterte die alte Dame, indem sie ihren grauen gestrickten Shawl fester um die schmalen Schultern zog, „du zündest sämtliche Lampen an, und in jedes Zimmer stellst du eine davon. Sind alle Fenster hell erleuchtet, so meinen die Spitzbuben, falls sie auf dem Wasser hier kreuzen, das ganze Haus sei bewohnt. Mach rasch, eh' Fräulein wiederkommt."

Rike gehorchte mit dem größten Vergnügen. Gerade, weil Frau Doktor Fräulein auch fürchtete. Sie fuhr mit dem Finger über die feuchte Schnittfläche der Lampendochte, goß überall reichlich Oel zu und drehte und schraubte, bis ein penetranter Petroleumgeruch ihrer ganzen Person anhaftete.

Marlene war unterdessen in den Garten gegangen, der weit mehr den Namen „felsige Wildnis" verdiente. Die Luft dampfte über der nächtlichen See, der Sturm wühlte sich in das Wasser, und in der Tiefe zischte es wie in einem Kessel voll glühenden Metalls. Marlene achtete nicht der Tropfen, die der Sturm ihr ins Gesicht peitschte, der Nässe, die ihr Haar so schwer machte. Mit klaren, nüchternen Augen beobachtete sie das Treiben der Elemente, ihre Phantasie gaukelte ihr nichts andres vor, als was wirklich da war: Sturm und Wasser. Es fiel ihr ein, wie ihre Mutter vergeblich versucht hatte, in Märchen und Gedichten den Fjord mit Seejungfern und Fabelwesen aller Art zu bevölkern, und wie sie, Marlene, darüber gelacht: ‚Was ihr immer wollt mit eurer Poesie! Müßt ihr den Dingen immer erst ein Kleid umhängen, damit sie euch schön sind? Wenn ihr eine Blume in die Hand nehmt und sie allerlei unnatürliche Sachen reden und Gefühle empfinden laßt und viel Worte macht, so soll das Poesie sein — aber eine Blume ist's nicht mehr. Und gerade so geht es mit der See. Wie wundervoll ist eine Welle, wenn sie sich so gewaltig zu uns herwälzt! Warum soll ich mir eine alberne Nixe dazu denken mit gelbem Haar und weibischem Gethue? Nein, nein, bleibt mir mit eurer Poesie vom Leibe — die Wirklichkeit ist kräftiger — von der hat man doch was!'

So dachte Marlene. Ihr Kleid wurde vom Sturm wie ein Segel aufgeblasen, hin und her gezerrt. Die hungrigen Katzen der verlassenen Höfe kamen jämmerlich miauend herbeigeschlichen und rieben sich an dem nassen Gewande . . . immer mehr, immer mehr — unheimlich hörte sich's an. Aber Marlene stand so friedlich in all dem Aufruhr, daß ihr Atem nicht ein bißchen rascher ging, und als nun plötzlich die Fenster von Nygaard in unerwartetem Glanze aufleuchteten, sprach sie nur: „Nein, das Petroleum muß wieder billig sein — was mag Mama einfallen?"

Sie schüttelte sich, daß die Tropfen flogen, und stürmte in die Küche. Dort fand sie Rike an dem erkalteten Herd — mit Marlene kam der Sturm und wirbelte die tote Asche auf.

„Gott, Fräulein —"

„Sag mal, bist du vom Bösen besessen, daß du unser Haus illuminierst wie einen Cirkus?"

„Frau Doktor —"

„Frau Doktor hin, Frau Doktor her. Soll sie für jede deiner Dummheiten verantwortlich sein?"

„Es ist wegen der Diebe. Bei Syversens sind sie eingebrochen, und ich habe meine sauer ersparten Kronen hierher ins Ofenloch gesteckt."

„Und die Lampen zündest du wohl an, daß sie deine sauer ersparten Kronen besser finden? Geh, du kluge Jungfrau, und lösche mal die Lichter aus, du Angsthase!"

Rike murrte, aber sie gehorchte. Da es zehn Uhr war, beschloß sie, sich zur Ruhe zu legen, nicht ohne sich vorher in ihrer Kammer gründlich zu verbarrikadieren. Sie schob ihren primitiven Waschtisch vor die Thür und stellte darauf ihren Stuhl. Ins Bett nahm sie das Küchenbeil mit, um im Notfalle sich der Räuber zu erwehren. Sie hatte eine prachtvolle Geschichte gelesen — die Lieferung zu zehn Oere —, darin rettete eine arme Magd eine ganze Familie dadurch, daß sie mit einem Tranchiermesser fünf Räubern die Hälse abschnitt. Die Räuber waren natürlich im Gänsemarsch hintereinander durch eine Mauerluke gekrochen, wie die Maikäfer aus dem Kasten.

Rike zog die Decke bis an die Ohren. Hu, wie sauste der Sturm über den Giebel hin! Und endlos dazwischen das klägliche „Miau" der hungernden Katzen.

Marlene hatte ihre Mutter aufgesucht. Die empfing sie mit einem großen Lamento.

„Außer uns ist nicht eine Menschenseele mehr auf der Halbinsel. Jeder vernünftige Mensch ist beizeiten übergesiedelt. Dein Eigensinn hält uns hier fest bis Weihnachten, ohne jeden ersichtlichen Grund."

„Papa liebte es so."

„Ja, und nun ist er tot und nicht ein Mann auf dem Hofe. Morgen bestelle ich den Wagen, Rike mag den Brief dem Postboten geben, wenn sie die Zeitungen abholt, und deinen Vetter Sven Hinnerk werde ich benachrichtigen —"

Marlene, die mit einem halb spöttischen, halb mitleidigen Lächeln zugehört, fuhr nun heftig auf und wandte der Mutter ihr erblaßtes Gesicht zu: „Nein! Ich mag ihn nicht, Sven Hinnerk, — er ist feige!"

Die alte Frau runzelte die Stirn. „Er ist ein prächtiger Junge. Du und er, ihr seid von derselben Art — darum wohl mögt ihr euch nicht. Oder hat er dir etwas gethan, Marlene?"

„Gethan ist nicht das rechte Wort. Eine Kleinigkeit — nicht der Rede wert. Erinnerst du dich des letzten Pfingststurmes, der über Bygdö zog?

Wir waren alle draußen auf der Schäre gewesen und mit knapper Not heimgekehrt. Ich hatte auf der Schäre mein Toldkniv*) vergessen, mein liebstes Andenken an Papa, weißt du, das silbereingelegte. ‚Das Messer muß ich haben!‘ rief ich, ‚koste es, was es wolle!‘ Keiner machte Miene, nochmals die Fahrt zu wagen. Darauf forderte ich Sven Hinnerk auf — und was erwiderte er? Für einen toten Gegenstand setze er sein Leben nicht aufs Spiel."

Sie biß die Zähne zusammen und starrte in die Herdgluten.

„Nun, und hatte er nicht recht? Sind an jenem Tage nicht viele Boote gekentert?"

„An diesem Tage sind viele Boote gekentert," sprach sie hart, „auch das eine, in dem Sven Hinnerks und Marlenes Freundschaft segelte."

„So ist auch dies der Grund, weshalb du hier aushalten willst? Sven Hinnerk ist nicht feige."

„Ich sagte dir ja, Mama, jeder Strandräuber ist mir lieber."

Frau Nygaard legte ihre Arbeit in den altmodischen Korb und erhob sich seufzend: „Gehen wir schlafen. Diese Abende sind entsetzlich, und das Katzengeschrei greift mir an die Nerven. Wär's nur erst Morgen!"

*

Marlene war die erste in der Frühe, die bemerkte, was über Nacht geschehen war. Die Nähe und Ferne war von dampfendem Schaum erfüllt, von den Schären war nichts zu sehen, weißlich leuchtete die rollende Flut. Allenthalben auf dem Wasser trieben Planken und Pfähle, ganze Hütten und Stege.

„Ich will selbst gehen, die Post holen," sagte Marlene entschlossen und jagte Rike wieder ins Haus. „Das ist nichts für Angsthasen!"

Das war nun freilich nicht zu leugnen. Denn von einer Post war keine Rede mehr, noch viel weniger von einer Straße. Die schmale Landzunge, die Bygdö mit Christiania verbindet, hatte einem brausenden Strome Platz gemacht. Aus der Halbinsel war eine Insel geworden.

Da stand Marlene, abgeschnitten von aller Welt, getrennt von den Stätten, da Menschen wohnten. Ein leiser Schauer überrieselte sie, — ein beinahe feierliches Gefühl. Dann kam ihre alte Nüchternheit: „Wir haben keinen Vorrat an Lebensmitteln, wir haben nur noch drei Tage zu essen. Wir können uns nicht halten, wenn das Wasser sich nicht verläuft."

Wie die Wolken jagten! Schauerlich starrten die kahlen, knorrigen Bäume. Langsam wandte Marlene sich um und ging zurück. Und als sie sich dem Hause näherte, nahm sie sich vor, ihrer Mutter nicht zu sagen, daß sie vom Wasser umschlossen seien, dem Hunger preisgegeben und der Gefahr. Sie zuckte nur die Achseln: die Post sei ausgeblieben. Fürsorglich teilte sie die Vorräte ein: „Das essen wir heut', und das morgen."

Doch erschrak sie, wenn ihre Mutter den Katzen Fleischstückchen hinwarf, und da sie es ihr verwehrte, meinte die alte Dame: „Du hast kein Herz für Tiere!"

Du lieber Himmel, ob sie eines hatte! Sie streifte am Strande entlang und suchte lebende Muscheln; in einem Tümpel, der sich gebildet hatte, fing sie Sardinen. In dieser Thätigkeit und in der Anspannung ihrer Nerven verging der erste Tag. Aber das Wasser verlief sich nicht, und die schrecklichen Katzen schrieen wilder — aus den Nachbarvillen kamen sie, es wurde eine Plage für die einsamen Frauen. Die Nebel zogen über den Fjord und bildeten einen Wall um die Insel, und Marlene starrte in das öde Einerlei, während eine brennende Sehnsucht nach Menschen ihr das Herz zermarterte.

So nahte die dritte Nacht ihrer Prüfung, und die Doktorin war früh schlafen gegangen, ebenso Rike. Marlene meinte, es sei die dunkelste Nacht, die sie je erlebt. Unmöglich, ins Bett zu gehen und ein Auge zu schließen. Eine unbestimmte Furcht erhielt das mutige Mädchen in einem qualvollen Zustande wach. Noch einmal untersuchte sie, ob alle Thüren fest verschlossen seien, dann begab sie sich ohne Licht in den Gartensaal, um das Haus zu hüten. Wovor? Vor wem? Vor irgend einem elementaren Ereignis! Auf und ab schritt sie in ihren weichen Lederschuhen, auf und ab — in den Ecken schlummerten die Katzen zusammengerollt, leise spinnend. Draußen auf dem Fenstersims stand schreiend ein neues Exemplar der nassen und mageren, gespenstischen Geschöpfe.

Wie hattest du die Menschen verachtet, Marlene! Du hattest sie nicht nötig, du hast sie verspottet und verlacht. Nun bist du allein mit deinem Selbst ... Sie lachte, um wieder ein Lachen zu hören. Sonderbar! Sollte sie die Mutter wecken, oder Rike?

Plötzlich blieb sie wie versteinert stehen. Durch die wogende Nebelmasse in der unendlichen Dunkelheit bewegte sich ein roter Punkt — ein Funken. Marlene klammerte sich an das Fensterkreuz, sie riß die Augen auf und hielt sich nur mit Mühe aufrecht. Das waren die Stranddiebe! Sie kamen ja jedes Jahr, nur später, im Herbst.

Wild jagten die Gedanken durch ihr Hirn, sie dachte in einer Sekunde mehr als sonst in einer Stunde. Wie bald waren die Riegel gesprengt und sie — nicht mehr allein. Sie mußte sich und das Haus verteidigen. Nur nicht die Frauen wecken, die würden schreien.

Der rote Punkt kam näher, sie vernahm jetzt deutlich das Ruderschlagen am Strande. „Spitzbuben," murmelte sie atemlos, „kommt, kommt nur!"

Sie fühlte, wie Riesenkräfte in ihr erwuchsen. Je näher die Gefahr rückte, desto mehr that sie die Furcht ab.

Schritte — ein schwarzer Schatten mit einem glühenden Herzen; das Diebslaternchen blitzte wie Karfunkel in dem Nebelgeriesel. ‚Es ist nur einer,‘ dachte Marlene, ‚mit dem wollen wir schon fertig werden!‘

Nun fragte es sich bloß, sollte sie sich unter den Tisch verkriechen, um im gegebenen Augenblick ihn zu überrumpeln, oder sollte sie ihm gleich kühn entgegentreten, um ihn durch ihre Courage in die Flucht zu schlagen. Mochte dem sein, wie es wolle — ein Spaß war das nicht, aber ihr geschah es recht. Wie oft hatte sie den Teufel, das heißt hier den Stranddieb, an die Wand gemalt.

Ein Krachen an der Gartenthür ließ das Blut in ihren Adern gerinnen. ‚Gleich wird er hier sein,‘ dachte Marlene, ‚wenn ich mich nur tapfer benehme — hier, vor mir wird er stehen, vielleicht auf mich schießen —‘ Und ehe sie noch mit diesem Gedanken zu Ende war, hockte sie auch schon unter dem Tisch, verborgen durch die lang herabhängende Decke, und lauschte atemlos.

Nach etlichem Feilen gab das Schloß der Gartenthür nach, und Marlene fühlte einen kalten Luftzug hereinwehen. Mehrere neue Katzen, die offenbar draußen gelauert hatten, sprangen in den Saal, Marlene faßte ihre Kleider ängstlich zusammen.

Ein schwerer Männerschritt.

‚Jetzt, jetzt ist es Zeit! Hervor aus deinem Versteck, sonst räumt er das ganze Haus aus und geht obendrein hinauf zu Mama!‘ sagte sich Marlene.

Auf der Diele sah sie den Schein der Laterne schweben, sie sah die feuchten Fußspuren des Mannes. Mit den Schränken gab er sich nicht ab, sondern spazierte gemütlich auf die Flurthür los, wahrscheinlich um im oberen Stockwerk nachzusehen. Und als er die Klinke in der Hand hielt, überkam Marlene ihr alter Mut.

Geschmeidig wie ihre Katzen schnellte sie vorwärts, geduckt zuerst, dann empor zu der kräftigen Männergestalt, die ganz in triefende Mäntel gehüllt war. Hei, wie roch der nach Seeluft und Teer! Wie bebte Marlene, als sie den Fürchterlichen umklammerte, ihm mit ihren Armen den Hals zuschnürte.

„Halt!" stieß sie heiser hervor.

Der Angegriffene wankte im ersten Schrecken, da die Mädchenarme ihn so eisern umspannten. Doch dann drückte er sie fest an sich, so fest, daß das Seewasser von seiner geölten Leinwandmütze herabrann auf Marlenes heiße Stirn. Ihr war, als läge sie im salzigen Meerwasser, als müsse sie ertrinken. Und dann wollte sie sich ihm entringen.

„Fort — wir haben keine Kostbarkeiten hier — nichts Wertvolles —"

„O doch," murmelte der Einbrecher, „das muß ich besser wissen."

Er lachte leise.

„Verschonen Sie unser Haus. Wir sind schutzlose Frauen ..."

„Wenn ich nicht irre, saßen Sie unter dem Tisch — das kann man nicht schutzlos nennen ..."

Ein Räuber, der Scherze macht, ist gewiß etwas Seltenes. Marlene schöpfte Hoffnung.

„Ich bitte Sie im Namen meiner alten Mutter — gehen Sie!"

„Nachdem ich mit eigner Lebensgefahr diese verwunschene Stätte erreicht? Nein, nein, mein liebes Kind! Wir Räuber sind auch Menschen, und was wir nicht um ein Toldkniv thun, und wäre es zweischneidig, das thun wir für zwei süße Mädchenlippen, die so frisch sind wie Meerwasser, nur nicht so herb."

„Sven Hinnerk!" schrie Marlene auf.

Der Räuber hatte die Laterne zu seinem eignen Gesicht erhoben, das lachend aus der Mantelkapuze blickte. Das Funkeln seiner übermütigen Augen zwang Marlene, die ihren niederzuschlagen. Sie wollte ihm ihren inneren Jubel nicht verraten.

„Ich dachte wohl, bei euch sei Schmalhans Küchenmeister, und bringe einiges an Vorräten, bis sich das Wasser verläuft. Wollt' auch nach Marlene, dem Heldenweib sehen, wie sie sich ausnimmt, wenn es hier ungemütlich wird."

„Sven Hinnerk," sagte Marlene, „ich hab' eine Bitte an dich!"

Es war das erste Mal seit jener unseligen Toldknivgeschichte, daß sie ihn um etwas bat. Er nahm ihre Hand, und sie lehnte den Kopf an seine nassen Schultern. Dieser herrliche Seeduft! Diese Meeresfrische, die von ihm ausströmte!

„Verlange von mir, was du willst," sagte er leicht erblassend, „und wäre es auch eine Thorheit."

„Nun, Sven Hinnerk, so versprich mir nur das eine: erzähle niemand — und am wenigsten Rike —, daß ich unter dem Tische saß."

„So will mir scheinen, Marlene, du hast deinen Meister gefunden?"

„Mir auch," sagte sie einfach. Im stillen dachte sie: ‚Wäre nur der verwünschte Tisch nicht gewesen. Der Tisch ist schuld, daß Sven Hinnerk die Oberhand gewann.‘

Am nächsten Morgen aber stellte sie ein Glas mit rotem Herbstlaub und Tannengrün auf den Tisch. Gerade, als wollte sie ihm danken.

---

*) Norwegisches Dolchmesser, von Damen getragen.

Befreit

Es dämmerte. Die Einsamkeit
Umfing mich trüb und trüber,
Die Schatten der Vergangenheit
Nur huschten noch vorüber.

Sie flüsterten und fragten mich:
Wozu nun all dein Streben?
Das ew'ge Sorgen? Lohnt es sich
Wohl um das bißchen Leben?

Da fiel ein Lichtschein auf die Wand,
Ein breiter, heller Schimmer,
Mit einer Lampe in der Hand
Trat'st du zu mir ins Zimmer.

Du sagtest mir ein gutes Wort,
Das Wort ist mir geblieben —
Die bösen Geister, sie sind fort,
Sie scheuen Licht und Lieben.

Clotilde von Schwartzkoppen

Herbstfärbung

Fahl und matt blinkt die Sonne, kühler weht die Luft, und feine Nebelschleier ziehen sich durch Wald und Flur. Die Natur hat ihre Arbeit gethan, sie ist müde und bedarf der Ruhe. Zwar täuscht sie noch eine kurze Zeit die alte Vollkraft vor, aber trotzdem geht es unabänderlich zu Ende. In einer Nacht kann sich der Wechsel vollziehen. Während heute noch der Blätterschmuck straff und strotzend Baum und Strauch umkleidet wie in den Tagen der Nachtigallenlieder und des Rosenduftes, kann morgen schon die entscheidende Wandlung eintreten. Das satte Grün verschwindet, und statt seiner breitet sich an Ast und Zweig, an Hecken und Zäunen ein flammendes Gelb, Purpurrot und Violett aus. Noch einmal prangt die Pflanzenwelt in verschwenderischer Farbenfülle, aber es ist ein letztes trügerisches Aufglühen. Bald löst sich Blatt um Blatt, um kraftlos zu Boden zu sinken.

Die Herbstfärbung und der sich daran anschließende Blattfall erfolgt aus inneren, im Lauf der Jahrtausende erblich gewordenen Eigenschaften. Erst in zweiter Linie beteiligen sich an diesen Vorgängen die Witterungsverhältnisse, indem sie den Eintritt der Verfärbung entweder beschleunigen oder hinausschieben. Daß innere Eigenschaften die eigentliche Ursache der herbstlichen Veränderungen in der Belaubung bilden, zeigen diejenigen Holzgewächse, die man aus unsern Breiten nach südlicheren Ländern verpflanzt hat. Esche, Linde und Ahorn verfärben ihre Blätter in Neapel erst Ende November und die Birke sogar erst Ende Dezember. In Madeira, wo es einen Temperaturunterschied zwischen Sommer und Winter kaum giebt, färbt sich das Laub der Stieleiche gleichwohl Ende Oktober gelb und bleibt, allmählich vertrocknend, bis zum Januar an den Zweigen hängen. Auch die Buche



Der Marktplatz zu Nürnberg mit dem neuen Neptunbrunnen

Nach einer Zeichnung von Eduard Schotte (Text S. 140)

vergilbt dort, aber erst Anfangs November. Trotzdem also hier das Klima die Fortdauer der Belaubung gestatten würde, kommt es doch zur Blattverfärbung, weil die innere Organisation dieser aus dem Norden eingeführten Bäume sich mit Zähigkeit erhält und auch unter den veränderten klimatischen Bedingungen auf den ererbten Wechsel zwischen Wachstumsthätigkeit und Ruhe hindrängt.

Wie schon angedeutet, sind die Witterungsverhältnisse nur auf den Zeitpunkt, wann die Verfärbung erfolgt, von Einfluß. Ist der Herbst mild, so bleiben die Blätter ziemlich lange grün. Schließlich verfärben sie sich freilich auch dann, wenn sich eine Frosteinwirkung überhaupt noch nicht geltend gemacht hat. Frühe Frostnächte dagegen bringen einen frühzeitigen Beginn der Verfärbung mit sich. Die Temperaturerniedrigung greift zunächst das Blattgewebe selbst an, wichtiger aber ist ihre Rückwirkung auf das Erdreich und die damit zusammenhängende Beschränkung der Wasserversorgung der Pflanzenwelt. Denn mit der Abkühlung des Bodens nimmt auch die Thätigkeit der feinen Saugwurzeln ab, die dem Pflanzenkörper seinen Wasserbedarf zuführen. Da die Wasserverdunstung durch die Blätter einstweilen noch weiter fortschreitet, die Wasserzufuhr aber wegen der Bodenabkühlung vermindert ist, so entsteht notwendigerweise ein Fehlbetrag an Wasser im Pflanzenorganismus, der in dem Schlaffwerden der Blätter zum Ausdruck gelangt. Mit diesem Welken des Blattwerks ist dann die Einleitung zum Eintritt der Herbstfärbung gegeben.

Wie eng die Behinderung der Wasseraufnahme infolge der Herabsetzung der Bodentemperatur mit dem frühzeitigen Beginn der Laubverfärbung verknüpft ist, kann man gut in einem hügeligen Gelände beobachten. Wenn die Birken, die auf einer niedrigen Bodenanschwellung stehen, bereits vollständig gelbe Blätter tragen, haben diejenigen in der benachbarten Bodensenke noch ein ganz unberührtes frisches Grün. Im ersteren Falle wird wegen der Bodenerhebung der Untergrund, in dem die Birken wurzeln, stark abgekühlt, in letzterem dagegen ist er geschützt, und seine Temperatur ist noch so hoch, daß die Saugwurzeln ungestört Wasser aufnehmen können. Auch dort, wo die Thätigkeit der Saugwurzeln wegen der natürlichen Wasserarmut des Bodens gehemmt ist, beginnt die Verfärbung früher als auf wasserreicheren Gebieten. Auf der ganzen Länge des Nordabhangs der Schwäbischen Alp zieht sich durch den Laubwald ein schmaler Streifen, bei dem sich die Belaubung um einige Wochen früher verfärbt als darüber und darunter. Der Boden dieses Streifens wird von einem flachen Steingrund gebildet, der das niedergegangene Regenwasser sehr schnell wieder abfließen läßt. In Uebereinstimmung hiermit tritt auch nach ungewöhnlich trockenen Sommern die Verfärbung außerordentlich früh ein. In den Jahren 1834 und 1842, deren Sommer sich durch bedeutende Trockenheit auszeichneten, vergilbte das Laub bereits im August.

Die Verfärbung selbst begründet sich teils auf Umwandlungen und Neubildungen innerhalb des Blattgewebes, teils auf Belichtungseinflüsse. Wenn die Pflanzenwelt sich zu der winterlichen Ruheperiode vorbereitet, dann vollzieht sich eine Rückwanderung der in den Blättern angehäuften Nahrungsstoffe, besonders der Stärke, nach den ausdauernden Teilen des Pflanzenkörpers, den Wurzeln, dem Stamm und den stärkeren Aesten, sowie eine Fortführung des wertvollen stickstoffhaltigen Materials, aus dem die zahllosen Blattgrünscheiben, die den Blättern ihr freundliches Grün verleihen, bestehen. Bei einer Reihe von Laubpflanzen zerfallen nun die kleinen Blattgrünscheiben derart, daß alle brauchbaren Bestandteile abgeleitet werden und nur noch gelbe Körnchen und Krystalle als letzte Reste von ihnen im Blattgewebe zurückbleiben. Diese Körnchen und Krystalle sind es, die den sich gelb verfärbenden Blättern ihr leuchtendes Gelb verschaffen. Bei einer andern Gruppe von Bäumen und Sträuchern geht der Zerfall der Blattgrünscheiben nicht ganz so weit, sondern das Blattgrün wird in einen roten Farbstoff umgewandelt, der sich im Zellsaft löst. Von ihm rührt das feurige Rot der Herbstfärbung her. Bei einer dritten Klasse endlich kommt es sowohl zur Bildung von gelben Körnchen und Krystallen als auch von rotem Zellfarbstoff. Aus dem wechselnden Mengenverhältnis beider Farbenträger gehen die verschiedenen Farbentöne hervor, die sich als Zwischenglieder zwischen das reine Gelb und das brennende Rot einschieben. Nur gelb verfärben sich die Blätter der Linde, Birke, Esche, Kastanie, der wilden Akazie, des Walnußbaums und des Maßholders. Dagegen nehmen eine rote Färbung an die Birn- und Kirschbäume, die Vogelbeerbäume, der Spitzahorn, die Zwergweichsel, Berberitze, Sauerdorn und Hartriegel sowie die aus Amerika eingeführten Eichenarten. Buchen und Rüstern färben ihre Blätter im allgemeinen gelb, doch können bei ihnen auch rote Blätter auftreten. Die Blätter der Espen erscheinen mehr orangefarben, diejenigen unsrer heimischen Eichen mehr braungelb, da ihre gelben Körnchen noch weiter zersetzt werden. Eine bunte Musterkarte von Farbenabstufungen weisen die Blätter des wilden Weines auf.

Die auffälligste Erscheinung bei dem herbstlichen Farbenwechsel ist das Auftreten der Rotfärbung. Die Entstehung des ihr zu Grunde liegenden Zellfarbstoffs aus dem Blattgrün wird herbeigeführt durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen. Dieser Zusammenhang läßt sich unter anderm leicht feststellen beim wilden Wein. Alle Blattstellen, die dem Sonnenlichte frei ausgesetzt sind, erhalten ein feuriges Rot, während sich diejenigen Teile, die von benachbarten Blättern überschattet sind, nur gelb verfärben. Die Wechselbeziehung zwischen Belichtung und Rotfärbung zeigt sich auch darin, daß die Rötung meist nur an der Blattoberseite, also an der von den Sonnenstrahlen vornehmlich getroffenen Seite, auftritt. Oftmals sind es überdies auch nur die oberflächlichsten Schichten der Blattoberseite, die den roten Farbstoff enthalten, so daß man ihn dann geradezu abschaben kann. Die Rotfärbung ist nun wertvoll für die bereits erwähnte Rückwanderung der Stärke aus den Blättern nach den ausdauernden Pflanzenteilen. Der rote Farbstoff besitzt ein großes Auffaugungsvermögen für Wärmestrahlen und führt daher den von ihm erfüllten Zellen und ihrer Umgebung Sonnenwärme zu. Indem aber die von den roten Gewebeschichten umgebenen Leitungsbahnen der Blattnerven und Blattstiele, in denen die Stärke fortwandert, kräftiger erwärmt werden, löst sich die Stärke leichter auf und strömt zugleich auch schneller ab. Der Nutzen, der hierdurch den Pflanzen erwächst, liegt auf der Hand. Denn im Herbst kann in jedem Augenblick ein stärkerer Frost eintreten, der die Blätter vernichtet. Je schneller sie daher von den wichtigen Aufbaustoffen entleert werden, desto weniger wird deren Rückführung und ihre Unterbringung in den gesicherten Ablagerungsstätten gefährdet. Es wurde schon gesagt, daß sich die Rotfärbung an denjenigen Blattstellen entwickelt, die frei und offen liegen und nicht von andern Blättern überdeckt sind. Wie aber diese Blattstellen am Tage die größte Zufuhr an Sonnenwärme erfahren, so sind sie umgekehrt in der Nacht wegen ihrer ungeschützten Lage auch der größten Wärmeausstrahlung unterworfen und am meisten einer schädlichen Abkühlung ausgesetzt. Um so vorteilhafter ist es daher für den Pflanzenhaushalt, daß gerade hier infolge der Rotfärbung die Entleerung der später wieder verwendbaren Baustoffe rasch vor sich geht.

Ebenso wie im Herbst die Blätter, so erhalten im Frühling auch viele junge Triebe eine Rotfärbung. Auch in dieser Jahreszeit stellen sich leicht Fröste ein, die den zarten Sprossen verderblich werden. Eine Erwärmung des Zellengewebes um mehrere Grade, wie sie die Rotfärbung mit sich bringt, ist daher immerhin ein nicht unwesentliches Schutzmittel gegen die Gefahr des Erfrierens. Die innere Bauthätigkeit und das Fortwachsen hemmen aber die roten Zellsäfte nicht, da sie die für diese Lebensprozesse bedeutungsvollen grünen Lichtstrahlen ungehindert durch sich hindurchgehen lassen.

Die Blätter einiger Bäume, wie der Silberpappel und Silberweide, verfärben sich nicht. Sie erscheinen kurz vor dem Abfallen grauweiß. Dieses grauweiße Aussehen verdanken sie der dichten Decke aus feinen Härchen, mit der sie überkleidet sind. Der Haarfilz ist für die Blätter eine Art Pelz, der sie gegen eine schädliche Temperaturerniedrigung während der Zeit, in der sich die Auswanderung der Stärke abspielt, genügend schützt. Aus diesem Grunde unterbleibt dann namentlich die Rotfärbung, da die ihr entspringende Erwärmung hier ja überflüssig ist.

Im Flachlande und in den Mittelgebirgen macht sich die Herbstfärbung hauptsächlich an den Bäumen und Sträuchern bemerkbar. Allein sie beschränkt sich keineswegs auf diese. Nur der Umstand, daß ein geschlossener Baumbestand ausdauernde Kräuter unter sich nicht aufkommen läßt, entzieht die Verfärbung dieser Pflanzen, wenigstens in Waldgebieten, unsern Blicken. Ganz anders aber ist es auf den Alpenhöhen jenseits der Baumgrenze. Hier dehnt sich das Reich der ausdauernden Kräuter und Stauden innerhalb weiter Grenzen, und die mit dem Einzug des Herbstes entfaltete Farbenpracht steht an Reichtum und Leuchtkraft durchaus nicht zurück hinter dem Farbenzauber unsers Laubwaldes. Rot glüht der Blattbehang der Bärentrauben und Heidelbeeren, in violette Tinten getaucht sind die Moosbeerenbüsche und Habichtskräuter, ein glänzendes Gelb umflirrt das niedrige Weidengezweig, kurz, ein Teppich von berückendem Farbenschmelz breitet sich über Matten und Schroffen.

Uebrigens sind es nicht ausschließlich die abfallenden Blätter, die sich verfärben, sondern auch die sogenannten immergrünen Gewächse unterliegen einer Farbenveränderung. So werden beispielsweise die Blätter des Epheu dunkel rotbraun, während die Kieferwipfel eine mehr gelbbraune Farbe annehmen. Am deutlichsten tritt diese Verfärbung auf der Sonnenseite hervor. Das weist darauf hin, daß der Anstoß zum Farbenwechsel auch hier von der Belichtung ausgeht. Ohne Zweifel bedeutet die Verfärbung ebenfalls einen Schutz gegen starke Temperaturerniedrigungen im Verlaufe des Winters. Bringt man Zweige von Kiefern oder Epheu ins warme Zimmer, so verschwindet die Verfärbung. Ebenso geht sie in der Natur mit der zunehmenden Frühlingswärme zurück, weil jetzt für die abgehärteten Blätter ein besonderer Schutz nicht mehr nötig ist.

Wie bereits mehrfach angegeben, sind aus den verfärbten, zum Abfallen neigenden Laubblättern die wichtigsten Baustoffe ausgewandert, um für die neue Wachstumsperiode im nächsten Frühjahr und Sommer aufgespart zu werden. Allein einige Bestandteile, wie Kalisalze, Phosphorsäure, Kalk und Kieselsäure, bleiben in ihnen zurück. Aber dieser Rückstand ist deshalb den Bäumen doch nicht verloren. Denn mit dem Blattfall gelangen die genannten Stoffe auf und nach der Zerstörung des Blattgewebes mit den einsickernden Regenwässern in den Boden. Hier werden sie von den Saugwurzeln aufgenommen und treten von neuem in den Kreislauf durch den Pflanzenkörper ein. Die Abstoßung dieser Stoffe ist daher als eine Bodenverbesserung und eine Selbstdüngung aufzufassen.

Man hat so oft das Leben der Pflanzen mit dem Leben der Menschen verglichen. Hier wie dort ein ewiges Gehen, aber auch ein ewiges Kommen. Mehr wie sonst wird uns im Herbst die Natur ein Spiegelbild des Menschenschicksals. Aber mag auch uns allen ein unabänderliches Ende beschieden sein, der Trost gilt auch für uns, der schon aus den Weisen Homers herausklang, wenn er sang:

„Gleich wie die Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling:
So der Menschen Geschlecht, dies wachst, und jenes verschwindet."

Th. Haller

Der Letteverein und sein neues Heim

Da hatte ich mir eine hübsche Suppe eingerührt. Vor einer Woche etwa hatte ich von der Präsidentin des Lettevereins in Berlin die Erlaubnis erhalten, mit meinem Photographen auch in die geheiligtsten Räume des neuen Prachthauses einzudringen, und jetzt werde ich aus der Küche der Haushaltungsschule, wo wir Posto gefaßt und wo es wirklich nichts Geheimnisvolles giebt, wie unser Bild beweist, herauscitiert vor Fräulein Claassen.

Ja, wer ist Fräulein Claassen? — Fräulein Claassen ist Vorsteherin der Haushaltungsschule.

Ich begriff schnell. Also bitte, zu Fräulein Claassen.

In schwierigen Situationen wie dieser thut man am besten, sein Unrecht einzugestehen, und so bekannte ich denn, daß ich von der ganz selbstverständlichen Kompetenz der Dame, die da vor mir stand, pardon, vor der ich stand, keine Ahnung gehabt, und bat reumütig um Verzeihung. Das war vielleicht überflüssig, denn Fräulein Claassen ging alsbald mit der größten Liebenswürdigkeit auf mein Unternehmen ein, und wenn die Bilder, die den Lesern von den inneren Einrichtungen und dem Betrieb des Lettehauses geboten werden, so vorzüglich ausgefallen sind, so hat Fräulein Claassen daran ihren redlichen Anteil.

Also hinunter in die Küche. Wer das Wirken des Lettevereins für die Ausbildung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes — das war die Grundidee des Präsidenten Lette, der zweimal in Preußen gemaßregelt wurde, weil die Reaktion sich in die weitsichtigen Gedanken dieses Staatsmannes nicht finden konnte — verstehen lernen will, der muß sich die jungen Mädchen bei der Arbeit ansehen. Ist das eine Luft, in diesen großen, luftigen, gut ausgestatteten Räumen zu kochen. Und nun gar ein Bild von dieser Arbeit, mit Suppentopf, Kochlöffel, Klößen und allem, was dazu gehört. Wenn doch alle Tage Umzug wäre, damit jeder hineinkäme in die Zeitung! Es sind wirklich große Zeiten für die Jugend im Letteverein, der Umzug in die



Das neue Heim des Lettevereins in Berlin

neuen Räume, all die neuen Gesichter, die neugierig schüchtern auf den Korridoren und in den Schlafsälen herumlugen, und dann das bevorstehende große Ereignis, das inzwischen auch schon der Vergangenheit angehört, der Besuch der Kaiserin und die feierliche Einweihung des Hauses. Man hatte dazu einen Tag ausgesucht, der für Preußens und des Reiches Entwicklung inhaltsvoll genug ist, den 18. Oktober. Auch darin zeigt sich das Streben, sich überall dem Leben anzupassen und die Lehren der Vergangenheit der Gegenwart der jungen Mädchen anzugliedern.

Wie man auf solche Gedanken in einer Küche kommen kann, wo Kochlöffel, Kochtöpfe, Bratenschüsseln die allergewöhnlichste Alltäglichkeit predigen! Ja, die ganze Lebenskunst besteht doch darin, den Bedürfnissen des Alltags eine höhere Seite abzugewinnen; und diese Lebenskunst zu lehren, ihr gleichzeitig die materielle Unterlage in Wissen und Können, in Anwendung von Können und Wissen und in Erleichterung des Eintritts in den sozialen Organismus zu vermitteln, dazu wurden diese Küchen, dazu dies Haus, dazu der Letteverein mit all seinen verzweigten Anstalten geschaffen. Denn es ist ja seit langen Jahren nicht mehr allein ein Verein, der lehrt und leitet, es ist eine großartige, nicht all-, aber vielumfassende Organisation der weiblichen Berufsarbeit. Man braucht nur die einzelnen Teile dieser Organisation aufzuzählen, und man erkennt das leicht. Da ist eine Handelsschule, ein Bureaukursus, eine Gewerbeschule, eine photographische Lehranstalt, ein Atelier für Anfertigung von Kunsthandarbeiten, eine Wasch- und Plättanstalt, eine Speiseanstalt, eine Haushaltungsschule, eine Setzerinnenschule, eine Buchbinderinnenschule, ein Stellenvermittlungsbureau. Es soll danach der Frau nicht allein die Unterlage für eine selbständige Beteiligung an der Kulturarbeit der Menschen gegeben werden durch freie Entwicklung ihrer Kräfte innerhalb und außerhalb des Hauses, sie soll auch in allen Künsten des häuslichen Lebens vorgebildet und reif werden. Dazu werden die jungen Mädchen, die von allen Richtungen der Windrose kommen, um dem Institut anzugehören, zum großen Teil für Jahre vollständig in den Vereinsinstituten untergebracht, eine große Anzahl wissenschaftlicher, technischer und sonstiger Hilfskräfte stehen zur Verfügung, die in Theorie und Praxis bewährt, ihrer hohen Aufgabe mit Begeisterung dienen. An der Spitze der Anstalt steht seit Jahren Frau Elisabeth Kaselowsky, eine Dame, die man am besten charakterisiert, wenn man auf den Neubau hinweist, der, ein Muster von Einfachheit und Klarheit, gleichzeitig den in langjähriger Praxis erworbenen Erfahrungen mit so viel Verständnis angepaßt ist, daß ihn der Baumeister in einem Jahre vollenden konnte. Allerdings war der Baumeister kein Geringerer als Professor Messel, der neben dem Stadtbaurat Hoffmann eine führende Stellung in der heutigen Berliner Baukunst einnimmt.

So entstand auf einem weiten Terrain im äußersten Westen der Stadt, in der Nähe der elektrischen Hochbahn zwischen der neuen Bayreuther Straße und dem Viktoria Luise-Platz das neue Letteheim, und zwar derart, daß an den beiden Straßen vornehme Wohnhäuser erbaut wurden, während der dazwischen liegende Gartenraum mit einem gewaltigen Quergebäude bebaut wurde, dessen Fassade, nach dem Viktoria Luise-Platz hin belegen, von einem kräftigen Mittelbau beherrscht wird, von dem aus sich zwei gewaltige Flügel derart erstrecken, daß das Ganze mit dem davor liegenden Garten den Eindruck eines gewaltigen Palastes macht. Dieser Schulpalast nimmt nicht weniger als 2300 Quadratmeter Fläche von den 7500 Quadratmetern des gesamten Grundstücks ein. Er erstreckt sich wie die Wohnhäuser durch vier Etagen. Allein die innere Einrichtung der Schule erforderte einen Aufwand von 125000 Mark, während das Ganze, den Platz eingeschlossen, $2^1/_2$ Millionen gekostet hat. Unsre Abbildung giebt das Schulhaus in vollendeter Form wieder.

Die einzelnen Abteilungen sind nach den Etagen derart geordnet, daß sie möglichst wenig ineinander eingreifen. So besteht die Haushaltungsschule ganz für sich, ebenso das Viktoriastift, die photographische Lehranstalt, die Gewerbeschule. Von dieser geben wir ein Bild, das die jungen Mädchen beim Zeichnen darstellt. Es ist das Bild einer richtigen Schulstube. Große Fenster gestatten hier wie überall dem Licht freien Zutritt. Rechts steht die Tafel, auf der die Lehrerin vorzeichnet und erklärt. Alles ist in emsiger Thätigkeit. Nicht weit davon haben wir unser Bild der Wasch- und Plättanstalt gewonnen, das man nicht erst zu erläutern braucht, da sich die Erklärung für jedermann von selbst ergiebt. Hier wie überall werden alle Uebungen in jeder Form vorgenommen, man plättet mit Gas, mit Kohlen, mit glühenden Bolzen, wie man in den Küchen auf Gasherden und auf Kohlenherden kocht. Neben jeder der vier großen Küchen, deren eine allein dem Restaurationsbetrieb der Anstalt dient, aber gleichwohl auch als Lehrstätte fungiert, sind die erforderlichen Abwaschräume. Alle Lehr- und Lernzimmer sind vorzüglich mit Luft, Licht und Arbeitsutensilien ausgestattet. Die Schulbänke zeigen die neuesten Muster. Nicht minder gefällig sind die Schlafsäle, große, weite Hallen, wie unser Bild sie darstellt, die uns freilich im Augenblick zu stark belegt erscheinen. Man versichert uns aber, das sei nur ein Uebergangsstadium. Von Rechts wegen sollten in einem solchen Raume, der 5,93 Meter breit, 14 Meter lang und 3,90—4 Meter hoch ist, nur 10 Betten stehen. Neben den Schlafsälen hat eine Lehrerin ihre Behausung. Solche fehlt nur bei den kleineren Schlafsälen, die für ein und zwei junge Mädchen bestimmt sind.

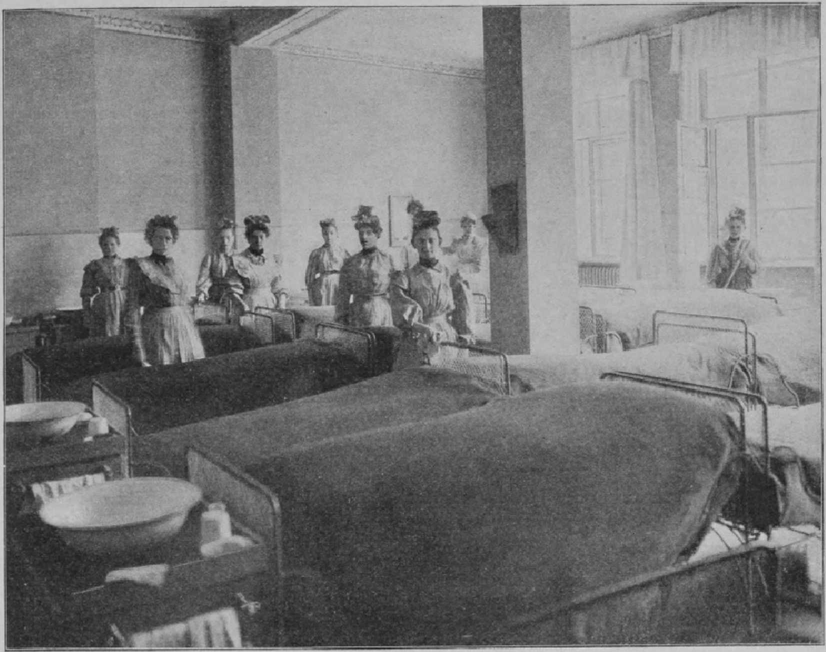


Wasch- und Plättanstalt

So erscheint das Ganze als ein Stück modernen Erziehungslebens von weittragender Bedeutung. Hunderte von jungen Mädchen finden hier alljährlich in den besten Jahren ihres Daseins, im Rahmen einer großen Familie, unter sachkundiger Leitung und bei liebevoller Pflege jene Ausbildung, die der soziale Organismus der Jetztzeit als Mittel zur Erreichung des Lebenszweckes voraussetzt. Ein edler Mann, der tiefe Einblicke in das Wesen der Frau und in das Wesen der neuen Zeit gethan, hat den Grund zu diesem Werke gelegt, edle Frauen haben es weiter entwickelt. Die Mutter des regierenden Kaisers, seine Gemahlin, der Kaiser selbst haben das Werk in richtiger Erkenntnis seiner sozialen Bedeutung in hochherziger



In der Gewerbeschule



Schlafsaal

Weise gefördert. Möge der Segen, den es bisher zu verbreiten berufen war, ihm nie fehlen und ein reifes, erwerbstüchtiges Frauenleben sich fort und fort an dieser Stätte und zum nachahmenswerten Beispiel für andre Orte entwickeln. Heinz Krieger

Die Martinsgans

„Herbei, herbei zur Martinsgans!
Herr Burckardt mit den Bretzeln — jubilemus,
Bruder Urban mit der Flasche — cantemus,
St. Barthel mit den Würsten — gaudeamus,
Sind alle starke Patrone zur Martinsgans“,

so heißt's in einem alten Volksliede, und dieser Sang erscholl einstens aus vieltausend Kehlen am Abend jenes Tages, den die Kirche zu Ehren des heiligen Martin beging. Den einstigen frommen Bischof von Tours hat ein eigentümlich Verhängnis betroffen, indem er der Schutzpatron der Schlemmer und Prasser wurde, welche Ehre ihn selbst in den Ruf eines solchen brachte. Und oft mag man sich gefragt haben, was St. Martin mit der Gans und dem Gänsebraten zu thun habe. Es giebt der Lesarten mancherlei, die dies nachzuweisen suchen, und der deutsche Hausvater sollte, wenn er Messer und Gabel an den knusprigen und lieblich duftenden Vogel legt, Weib und Kind mit Nachdruck darauf hinweisen, daß er mit diesem Gerichte uralter Väter Brauch treulich bewahre.

Schon von alters her wurde am Abend vor dem Tage des Heiligen, zur Feier der Prävigilien, die Martinsgans gebraten; sie war das Hauptgericht bei jenem Gelage. Aber noch ehe sie zu Ehren des heiligen Martin verspeist wurde, bildete sie einen Hauptgang der Ernteschmäuse, die die heidnischen Germanen dem Wodan zu Ehren veranstalteten. In ihrem obersten Gott sahen unsre Altvordern ja nicht nur einen Gott des Krieges, sondern auch einen Gott des Friedens, der namentlich zum Gedeihen der Feldfrüchte seinen Segen spendete. Und hauptsächlich ihm zu Ehren feierte man im vorchristlichen Deutschland das große Herbstdankfest, bei dem das Gänseopfer eine Rolle spielte. Man weiß, daß die christlichen Sendboten mit der Verkündigung der Lehre vom „neuen Gott“ zunächst wenig Glück hatten. Erst als sie verstanden, ihre neue Lehre den bestehenden heidnischen Anschauungen anzupassen, schenkte man ihren Worten Gehör. Und nun lernten es die Diener der Kirche auch meisterlich, uralte heidnische Sitten, Gebräuche, Feste u. dergl. aufs beste mit der Lehre von der frohen Botschaft zu verschmelzen. Altgermanische Götter wandelte man in Heilige um, die Opferfeste jener in die Gedenktage dieser. So wurde auch der oberste Gott Wodan christianisiert. Da es aber nicht so einfach war, an Stelle des obersten Gottes, der in sich so viele Eigenschaften vereinigte, nur einen Heiligen zu setzen, nahm man in diesem Falle eine Zerstückelung vor und verteilte die dem Wodan zugesprochenen Kräfte und Eigenschaften auf verschiedene Heilige. So bekamen Petrus, der heilige Michael, St. Georg und auch der heilige Martin ihren Teil; ihm wurden die mildthätigen Eigenschaften und die segnende Kraft übertragen, wie er denn mancherorts als Spender des Weines, als Patron der Freigebigkeit und namentlich in den Niederlanden als Beschenker der Kinder verehrt wird. Die Wodansopfer und Odins Minne wurden schon in merowingischer und karolingischer Zeit zum Martinsschmaus und Mertenstrunk, und wie sehr diese convivia Martinalia an die Wodansopfer erinnerten, beweist ein Synodalbeschluß aus dem Jahre 590 gegen die pervigiliae, quas in honorem domini Martini observant (die Nachtfeiern zu Ehren des Herrn Martinus). Jedenfalls ist die Sitte uralt, und es ist wohl zu verstehen, daß man zu diesen volkstümlichen Schmausereien den volkstümlichen Vogel, der vielleicht auch der älteste Hausvogel der Deutschen ist, wählte. Schon in den schwedischen Runenkalendern ist der St. Martinstag mit einer Gans oder einem Gänsebraten bezeichnet, und so ist's heute noch in den Tiroler Bauernkalendern der Fall. Die mittelalterliche Poesie kennt gar viele Loblieder auf die Martinsgans, die von den fahrenden Scholaren und den „frumben“ Landsknechten vollauf gewürdigt wurde, was diese durch nimmer endendes Gänsestehlen und Gänseschlachten genugsam bewiesen. Im 16. Jahrhundert scheint das Verspeisen der Martinsgans in Deutschland allgemein verbreitet gewesen zu sein, denn Sebastian Franck berichtet (1567) in seinem „Weltbuch“: „Nach dem kompt St. Martin, da isset ein jeder Hausvater mit seinem Hausgesinde eine Ganß.“ Natürlich stand mit dem Verzehren der Martinsgans die altherkömmliche Martinsminne in unmittelbarem Zusammenhange. So heißt es in einem „Frischen Liedlein“ aus jener Zeit:

„Nun zu diesen Zeiten
Solln wir alle fröhlich sein,
Genßvögel bereiten,
Dazu trinken ein guten Wein,
Singen und hofieren
In St. Mertens Ehr'!“

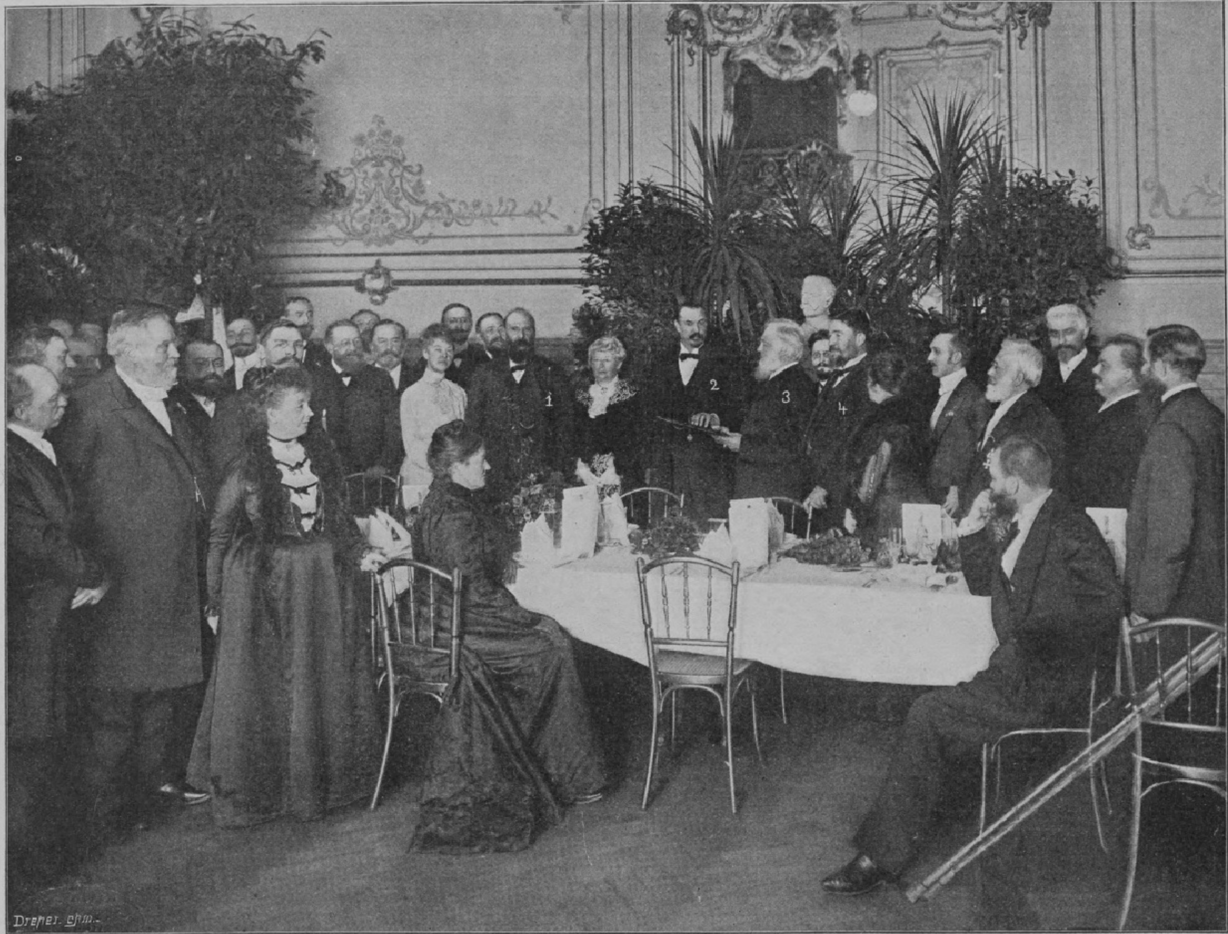
Und in St. Mertens Ehr' wird heute noch allenthalben gesungen und „hofieret“. Wie zu Michaeli in England, so prangt an Martini in Dänemark, Schweden, Norwegen und Deutschland eine Gans auf jedem Festtische. Im Havellande, wo auf Martini oft erst das Erntefest gefeiert wird, ist der Erntebraten zweifelsohne eine fette Gans. Auch in Hessen, wo alle Ortschaften, die keine Kirmes haben, einen sogenannten Martinsabend halten, d. h. einen Tag lang tanzen, essen und trinken, wird selbst von den Familien, die sich nicht bei diesen Belustigungen beteiligen, die Martinsgans verzehrt, und in Böhmen bestehen sogar in Spitälern eigne Stiftungen zum Ankauf einer Martinsgans. Ihre besondere Martinsgans aber haben die Nordhäuser, denn der Martinstag ist für diese Stadt ein Festtag im wahren Sinne des Wortes. Da ist nicht ein Haus, in dem nicht gescheuert, gebacken, geschlachtet und geputzt würde. Hat doch auf diesen Tag der Hausvater seine Gehilfen und Dienstboten, der Hauswirt seine Chambregarnisten, der Städter seine Vettern und Muhmen vom Lande zu Gaste geladen. Da giebt's ein ausgiebiges Festessen und hernach allerlei Kurzweil, so daß mancher Hausvater am andern Morgen seufzen mag: „Das war ein schönes Fest — aber auch ein teures!“ Allem voraus thut es aber die Zunft der Schuhmacher, denn ein solcher hat einst den Dr. Luther, als er mit ihm auf dem



Der Letteverein und sein neues Heim: In der Küche

Wege von Sangerhausen nach Nordhausen zusammentraf, zu sich zu Gaste geladen. Uebrigens wird in vielen Städten Thüringens und der Harzgegend das Martinsfest mit etwas kirchlichem Anstrich gefeiert. Da giebt es Umzüge der Kinder durch die Straßen, gemeinsamen Festgesang auf dem Marktplatz, Glockengeläute, Illumination und manches andre, welche Akte durch das Verzehren der Martinsgans beschlossen werden.

Die Vorliebe für die „haselnußbraune“ Gans scheint dem Deutschen angestammt zu sein. Sie bringt auch einen liebenswürdigen Brauch des verewigten Kaisers Wilhelm I. in Erinnerung. Im Jahre 1848 war der in der Potsdamerstraße zu Berlin wohnhafte Juwelier Hoffauer durch einen Zufall in persönliche Berührung mit dem damaligen Prinzen Wilhelm gekommen, durch eine Dienstleistung, die den zu jener Zeit wenig beliebten Prinzen vor einer Fatalität schützte, die unter Umständen schwere



Phot. Zander & Labisch, Berlin

1. Delarey. — 2. Botha. — 3. Prof. Siemering. — 4. Dewet.

Festsitzung des Burenhilfsbundes zu Ehren der Burengenerale in Berlin

Folgen hätte haben können. Seit jenem Tage bewahrte der Prinz, zu dessen schönsten Tugenden die Dankbarkeit gehörte, ein freundliches Interesse für Hoffauer, das sich vor allem darin zu erkennen gab, daß er an jedem 10. November im Kreise der Hoffauerschen Familie dinierte. Natürlich bildete die Martinsgans das Hauptstück der Mahlzeit, und Prinz Wilhelm that ihr stets große Ehre an. Als der Prinz König geworden war, wagte Hoffauer natürlich nicht, auf den hohen Besuch zu hoffen. Wie groß aber war seine Freude, als am 10. November zur gewohnten Stunde die Equipage des Monarchen vor dem Hause hielt. Unglücklicherweise hatte nun aber Hoffauer diesmal nicht an eine Gans gedacht; er teilte dies dem Monarchen mit und fragte, ob er vielleicht schnell noch eine Gans von einem in der Nähe wohnenden Traiteur herbeischaffen lassen sollte. „Es ist nicht nötig,“ sagte der König lächelnd, „ich esse von dem, was Sie haben; in Zukunft aber wollen wir's wieder mit der Gans halten — die schmeckt mir doch nirgends so gut wie bei Ihnen.“ So fand sich der König thatsächlich für die Folge nach wie vor zur Martinsgans ein, und erst mit dem zunehmenden Alter stellte er diese Besuche ein.

Es gab auch eine Zeit, da waren gewisse Gaumen so verwöhnt, daß sie von der Gans nur noch die Leber mochten, das Fleisch aber als plebejisch verschmähten, was sich mit der Ansicht des „Almanac des Gourmands“ vom Jahre 1804 berührt, der die Gans etwas von oben herab als einen „gut bürgerlichen Braten“ bezeichnet. Nun, dieser gut bürgerliche Braten hat die Gourmets jener Zeit und ihren aristokratischen Geschmack überlebt und bei hoch und niedrig die größten Freunde gefunden, ob nun Borsdorfer Aepfel und Beifußzweige oder ausgekernte Rosinen und abgezogene Mandeln oder das sogenannte „Testament“ als Füllung dienten, welch letzteres aus Apfelstücken, ausgekernten Backpflaumen, Sultaninen, grobgewiegten Mandeln, geriebenem Schwarzbrot und Ei besteht und von dem Heiligen als himmlisches Geheimnis in seinem Testament mitgeteilt worden sein soll. Wir wollen die Leutchen, die das leckere Füllsel verzehren, bei diesem Glauben lassen, können der Sage aber keinen historischen Wert zumessen, da von einem solchen Testament des heiligen Martin nirgends etwas bekannt ist.

Wir aber wollen am Martinsabend singen wie ehedem:

„Martin, lieber Herre, nun laß uns fröhlich sein
Heut zu deiner Ehre und durch den Willen dein.
Die Gans sollst du uns verehren und auch den kühlen Wein;
Gesotten und gebraten: sie müssen all herein.“

Gotthilf Carl

Zu unsern Bildern

Mit der Aufstellung des Neptun- oder Peuntbrunnens hat der schöne Marktplatz zu Nürnberg wiederum ein verändertes Aussehen erhalten. In seiner Mitte, genau an jener Stelle, die einst vom Rate der alten Reichsstadt ihm bestimmt ward, erhebt sich jetzt erst das großartige Brunnendenkmal. Unweit davon ein andres, in seinem Außeren von jenem so grundverschieden, die kunstvolle Steinpyramide des „Schönen Brunnens“. Eines ist diesen beiden gemeinsam eigen: das Merkmal erhabenster Gestaltungskraft der einstigen Kunstjünger Nürnbergs. Das eine Meisterwerk dankt dem andern seine Entstehung, denn als Mitte des 17. Jahrhunderts der 1396 von Meister Heinrich dem Palier erbaute „Schöne Brunnen“ zu verfallen drohte, auch der Geschmacksrichtung damaliger Zeit nicht mehr recht entsprechen wollte, beschloß man kurzerhand, an seiner Stelle — zugleich auch als Wahrzeichen des Westfälischen Friedensschlusses — ein neues Prachtwerk, den Neptunbrunnen, erstehen zu lassen. Das Projekt gelangte jedoch nicht zur Verwirklichung. Zwar wurde der Neptunbrunnen 1650 von den Bildhauern Ritter, Schweigger, Eisler modelliert und von Herold in Erz gegossen, mußte aber nach seiner Fertigstellung 129 Jahre im städtischen Bauhofe, dem „Peunt“, lagern, weil Wasser- oder Geldmangel — wahrscheinlich beide Faktoren — die Instandsetzung vereitelten. Schließlich wurde das Kunstwerk für 66000 Gulden an den Zaren Paul I. veräußert, der es sodann in Schloß Peterhof aufstellte. In neuerer Zeit reifte dann der Plan heran, dieses vielbewunderte Erzeugnis Alt-Nürnberger Kunstfleißes wenigstens als Nachbildung in der Heimat zu besitzen, und dank der Großherzigkeit des Nürnberger Bürgerpaares Kommerzienrat Ludwig Gerngroß und Gattin wurde dieser Herzenswunsch in die Thal umgesetzt. Nunmehr zeigen sich, getreu nach ihren Originalen, durch herrliche Patinierung grünlich erschimmernd, des Brunnens köstliche Figuren: der Krone und Dreizack tragende Neptun selbst, die beiden ihre Seepferde meisternden Flußgötter, zwei ruderbewehrte Wassernymphen, vier Seedrachen sowie Delphine reitende Tritonen und zwei ihre Muscheln blasenden Kameraden, alles zu einem imposanten Ganzen vereint. Aus Erzguß auch — der altberühmten Lenzschen Erzgießerei Nürnberg entstammend — ist der mit Seemuscheln und sonstiger Ornamentik geschmückte Sockel hergestellt.

Zu großartigen Kundgebungen gestaltete sich die Begrüßung der Burengenerale in Berlin. Botha, Dewet und Delarey trafen auf ihrer Rundreise am 16. Oktober auf dem Bahnhof Zoologischer Garten ein, und noch an demselben Abend fand in der Philharmonie eine Festsitzung des Burenhilfsbundes statt. Es nahmen etwa 3000 Personen daran teil, darunter viele Abgeordnete. Nachdem die Generale mit Begeisterung begrüßt worden waren, eröffnete Professor Siemering die Sitzung mit einer Ansprache, in der er einen Rückblick auf die Thätigkeit des deutschen Burenhilfsbundes gab und mitteilte, daß im ganzen 700000 Mark gesammelt worden seien, von denen noch 200000 Mark übrig wären. Der Redner überreichte zum Schluß die Anweisung auf diese Summe. Diesen Moment stellt unsre Abbildung dar.

Notizblätter

Heer und Flotte

Generalleutnant Adolf von Deines, der neu ernannte Kommandeur des VIII. Armeecorps (Rheinprovinz), ist am 30. Mai 1845 in Hanau geboren. Bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich zog er als Reserveoffizier des Bonner Königshusarenregiments mit ins Feld und trat im Juli 1870 in das aktive Offiziercorps über. An den Kämpfen der ersten Armee hatte er rühmlichen Anteil. Bald wurde er Regimentsadjutant und bekam schon 1874 ein Kommando zum Großen Generalstab. Bereits im Frühjahr 1876 wurde er als Oberleutnant in den Großen Generalstab versetzt und war dann längere Zeit beim Stab des VIII. Armeecorps. Im Juli 1878 rückte er nach kaum achtjähriger Dienstzeit zum Hauptmann auf. 1882 kam er als Rittmeister zum Zietenschen Husarenregiment, wurde aber bald wieder in den Großen Generalstab zurückversetzt. Im November 1885 wurde er Major und kam bald darauf als Militärattaché nach Madrid, von wo er 1887 in gleicher Eigenschaft nach Wien versetzt wurde. Am 3. Oktober 1888 wurde er zum Flügeladjutanten ernannt, am 27. Januar 1890 zum Oberstleutnant, 1892 zum Oberst, 1896 zum Generalmajor und General à la suite des Kaisers befördert. Im Oktober 1894 wurde er Obergouverneur der kaiserlichen Prinzen. Bei der Beförderung zum Generalleutnant am 18. April 1899 wurde er zu den Offizieren von der Armee versetzt und am 6. Mai 1900 zum Generaladjutanten des Kaisers ernannt. Am 16. Juni desselben Jahres erhielt er das Kommando der 21. Division (Frankfurt a. M.) übertragen, das er seither geführt hat.



Phot. J. B. Ciolina, Frankfurt a. M.

Generalleutnant Adolf von Deines, der neuernannte Kommandeur des VIII. Armeecorps

— Nach erfolgreichem Probeschießen hat das dänische Kriegsministerium endgültig beschlossen, für die Erneuerung der dänischen Feldartillerie Kruppsche Geschütze zu bestellen.

Zeitgeschichte

Der zum Oberpräsidenten von Westpreußen ernannte bisherige Oberbürgermeister von Danzig, Dr. Clemens Delbrück, ist am 19. Januar 1856 geboren und steht somit noch im besten Mannesalter. Nach Beendigung seiner juristischen Studien wurde er 1877 zum Gerichtsreferendar und 1879 zum Regierungsreferendar in Stettin ernannt. 1882 wurde er Regierungsassessor in Marienwerder, von wo aus er 1885 zum Landrat des Kreises Tuchel ernannt wurde, dem er sechs Jahre lang vorstand. 1892 wurde er als Regierungsrat zum Oberpräsidium in Danzig versetzt, wo er das Dezernat für landwirtschaftliche Angelegenheiten hatte. Nach dem Tode Baumbachs wurde Delbrück 1896 zum ersten Bürgermeister von Danzig gewählt, und ein Jahr später erhielt er den Titel als Oberbürgermeister; in dieser Eigenschaft wurde er auch in das preußische Herrenhaus berufen. Als das Oberhaupt dieser See- und Handelsstadt hat er nicht nur für die Hebung der industriellen Anlagen in Danzig selbst verdienstvoll gewirkt, sondern auch, Hand in Hand mit dem verstorbenen Oberpräsidenten von Goßler arbeitend, sich eifrig um die wirtschaftliche Hebung von ganz Westpreußen bemüht und die sogenannte Industrialisierung des Ostens nach Kräften gefördert.

Kultur u. Wissenschaft

Die Villa Borghese in Rom ist endgültig in den Besitz dieser Stadt gekommen. Letztere hatte drei Millionen Lire geboten, mit welcher Summe die Gläubiger sich nicht begnügen wollten, so daß eine öffentliche Versteigerung bevorzustehen schien. Nun aber hat König Viktor Emanuel den Mehrbetrag aus seiner Schatulle gedeckt.

— Der Direktor der griechischen Altertümer Sotiriadis hat bei Ausgrabungen am Kephisos die Stelle aufgefunden, wo nach Plutarch die Macedonier ihre in der Schlacht bei Chàroneia Gefallenen (338 v. Chr.) begraben haben. Es wurde eine Reihe gut erhaltener Skelette zu Tage gefördert, bei einem auch eine Lanze gefunden.

Forschungsreisen

Der amerikanische Millionär William Ziegler, der die Polarexpedition des kürzlich zurückgekehrten Forschers Baldwin ausgerüstet hatte, plant eine neue Expedition, die er zu Anfang des nächsten Frühlings auszusenden hofft und deren Leitung er dem Leutnant Peary anvertrauen will, der jüngst von seiner Nordpolfahrt zurückgekehrt ist.

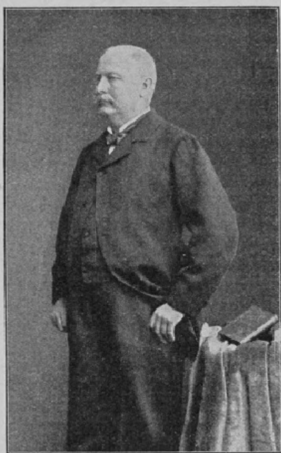
Denkmäler

Am Anschluß an die Tagung des Deutschen Bismarck-Bundes wurde auf dem Georgenberge bei Goslar ein Bismarck-Denkmal enthüllt. Es ist ein Werk des Berliner Bildhauers Willy Böttcher und im Lauchhammerwerk in Erz gegossen. Die Kosten des Denkmals sind von dem genannten Bunde bestritten, dem im ersten Jahre seines Bestehens bereits 18 Korporationen und 11 Städte nebst vielen Einzelmitgliedern beigetreten sind.

— Das in Szegedin anläßlich der Centenarfeier Ludwig Kossuths enthüllte Denkmal ist ein Werk des Bildhauers Joseph Róna. Der Künstler hat den ungarischen Volkshelden dargestellt, wie er jene Worte aussprach, die auf dem Sockel verewigt sind: „Volk von Szegedin, Stolz meiner Nation!“ Die drei Gestalten am Fuße des Denkmals sollen dieses so apostrophierte Volk darstellen. Da ist der greise Bauer, der sich rüstet, in den Kampf zu ziehen; neben ihm steht ein Knabe, der mit Andacht der Rede lauscht, und dieser Gruppe gegenüber gewahrt man eine ungarische Dame, die Kossuth Blumen darbringt. Das Werk hat eine Höhe von etwa 6 Metern. Der Sockel ist aus weißem Stein, die Gestalten sind aus Bronze gefertigt. (S. die Abb. S. 142.)

— Ein Lützow- und Jahn-Denkmal ist zu Mölln (Lauenburg) eingeweiht worden. Es besteht aus einem großen Findling, an dem eine Bronzeplatte mit der Inschrift angebracht ist: „Hier kämpfte am 4. und 5. September 1813 das Lützowsche Freicorps unter Major von Lützow und Turnvater Jahn.“ Die Spitze des Steines krönt ein bronzener Adler. Das Denkmal steht im Walde am Lütauer Bach, zwischen dem Lütauer- und Drüsersee an der Stelle, wo am 4. und 5. September 1813 der heiße Kampf der Lützower Jäger mit den Franzosen stattfand.

— Ein Denkmal für Gladstone ist in Glasgow enthüllt worden.



Phot. H. Grosse, Danzig

Dr. Clemens Delbrück, der neue Oberpräsident der Provinz Westpreussen

Museen

Das Berliner Museum ist in jüngster Zeit in den Besitz einer koptischen Liederhandschrift gelangt, die schon durch ihren beträchtlichen Umfang — 22 eng beschriebene Seiten von durchweg guter Erhaltung — für die Kenntnis der koptischen Volkspoesie von hoher Bedeutung ist. Professor Erman hat die Handschrift bei einem Händler in Gizeh aus einer Kiste herausgesucht, die allerlei Schriftstücke enthielt. Ueber die Herkunft der Handschrift war nichts zu ermitteln. Nach einer ausführlichen Darstellung, die Georg Möller in der Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde giebt, enthält die Handschrift Lieder, die sämtlich religiöser Art sind und zumeist an die Person des Königs Salomo anknüpfen. Eine große Anzahl der Gedichte ist an Sprüche aus dem Hohelied angelehnt, einige Lieder sind als Zwiegespräche Salomos und der Königin von Saba gedacht.



Phot. Ernst F. Lippold, Goslar

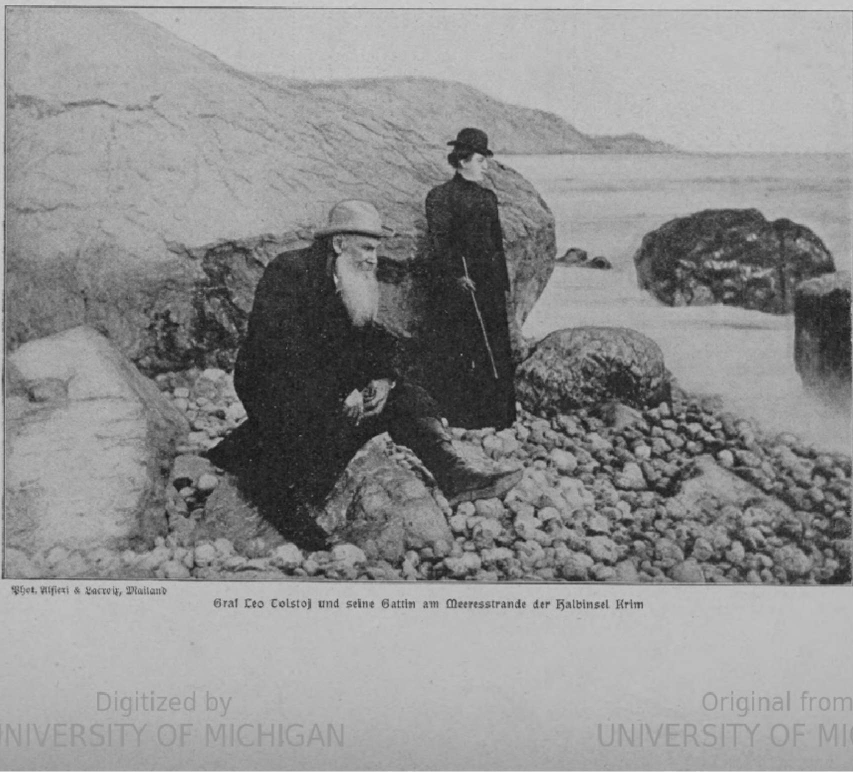
Das Bismarck-Denkmal in Goslar. Von Willy Böttcher

Länder- und Völkerkunde

Eine zusammenhängende Darstellung der deutschen Sprachinseln in Italien giebt der Münchener Geograph Professor S. Günther im neuesten Heft der „Deutsche Erde“, zum großen Teil auf Grund von Studien, die er an Ort und Stelle gemacht hat. Er unterscheidet sieben Enklaven, die unter sich gar nicht zusammenhängen. Von Osten nach Westen fortschreitend, kommt 1. Timan, deutsch Tichluang, wo der Dialekt kärntnerisch ist. 2. Sappada, deutsch Bladen, im oberen Piavethal gelegen, außer dem Hauptdorf aus dreizehn Ortschaften bestehend. Dort haben die Kirchhöfe kerndeutsche Grabinschriften. 3. Sauris, deutsch Zahre. Hier hat das Deutschtum einen viel altertümlicheren und originelleren Charakter behalten, weil sich die Bewohner fast ausschließlich durch Inzucht fortpflanzen. Die Hypothese, daß hier Longobardenreste vorliegen, ist zu verwerfen. Das Idiom ist bajuvarisch mit einer Annäherung an das Alemannische. 4. Die sieben Gemeinden im Vicentinischen, wo sich neben der Sprache auch altgermanisches Wesen zum Teil erhalten hat. 5. Die Gemeinden im Veronesischen. 6. Die Monterosa-Gemeinden. Dort ist die Kirchensprache französisch, die Schulsprache italienisch, die Umgangssprache deutsch. 7. Die Gemeinden des Tosathals.

Landwirtschaft

Das russische Ministerium der Landwirtschaft hat der Frage des verbesserten Weinbaues in Transkaukasien seine Aufmerksamkeit zugewendet, und die Sachverständigen versprechen sich gute Erfolge von der Anpflanzung amerikanischer Weinstöcke. Das Ministerium hat zunächst eine größere Summe ausgeworfen zur Gründung einer Schule, in der Landarbeiter theoretisch und praktisch die Behandlung der amerikanischen Weinstöcke auf dem transkaukasischen Boden erlernen sollen.



Phot. Alfieri & Lacroix, Mailand

Graf Leo Tolstoj und seine Gattin am Meeresstrande der Halbinsel Krim

Ausstellungen.

An der Deutschen Städteausstellung, die von Mitte Mai bis Ende September 1903 in Dresden stattfindet, werden sich 128 Städte beteiligen, die eine Gesamteinwohnerschaft von 13 Millionen Köpfen besitzen.

— Die Amerikaner gehen mit dem Plan um, in Schanghai auf Staatskosten ein Gebäude für eine dauernde Ausstellung amerikanischer Erzeugnisse zu errichten. Jeder Amerikaner, der darin etwas ausstellen will, kann sich dieserhalb an den von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten zu ernennenden Vorsteher der Ausstellung wenden. Diesem soll ferner die Pflicht obliegen, Kaufleuten in der Heimat, die nach China ausführen, sowie Chinesen, die amerikanische Waren kaufen wollen, alle gewünschte Auskunft zu erteilen. Es wäre wünschenswert, daß auch von deutscher Seite ein ähnliches Unternehmen ins Leben gerufen würde.

Alpines

Die geplante Verbindung von Dorf und Bad St. Moritz mit der Station der Rhätischen Bahn in Punt da Piz wird 360000 Franken kosten. Durch diese neue Strecke entsteht eine Art

Ringbahn, die vom Kurhaus nach dem Dorfe, von dort zur Station hinunter und dann längs des Sees wieder ins Bad zurückführt, mit Einmündung in das alte Geleise unterhalb des Hotel du Lac. Nach dem bei St. Moritz-Bad gelegenen Aussichtspunkte Hahnensee soll eine Drahtseilbahn errichtet werden. Die Baulänge der Bahn beträgt etwa 1330 Meter. Der Kostenvoranschlag beziffert sich auf 470 000 Franken.



Ehrentafel für Professor Dr. Justus Brinckmann

Preisausschreiben

Die Bergwerkskammer von Johannesburg will zur Vorbeugung oder zur Einschränkung der Schwindsucht der Bergleute beitragen und fordert zu praktischen Vorschlägen und zur Vorlage von Plänen auf, die dazu dienen, die Krankheitsursachen zu bekämpfen. Hierüber liegt der Kammer keine genaue Feststellung vor, doch geht die allgemeine Annahme dahin, daß die Krankheit hauptsächlich dem Einatmen des feinen Staubes, der bei dem Bohren mit den Maschinen entsteht, zuzuschreiben sei. Die Kammer bietet drei Preise für die besten praktischen Vorschläge und Pläne, nämlich einen ersten Preis von 10000 Mark nebst einer goldenen Medaille, einen zweiten von 5000 und einen dritten von 2000 Mark. Bei den Vorschlägen soll insbesondere darauf geachtet werden, daß der in Vorschlag gebrachte Plan oder Apparat mit dem augenblicklichen System des Maschinenbohrens in Verbindung gebracht werden kann.

— Ein Preisausschreiben im Betrage von 12 000 Mark ist von der Leitung der Weltausstellung in St. Louis erlassen worden. Der Gegenstand des Wettbewerbs bezieht sich auf eine Uebertragung elektrischer Energie zu wenigstens 1/10 einer Pferdekraft in einem Abstand von 1000 Fuß ohne Benutzung einer Drahtleitung. Die Erfüllung dieser Forderung würde einen neuen Fortschritt in der Entwicklung der Elektrotechnik bedeuten.

Statistik

Gemäß den Angaben einer unlängst in einem geographischen Blatte veröffentlichten Statistik über die Zahl der Hundertjährigen in verschiedenen Ländern giebt es in Deutschland 778 Personen im Alter von hundert Jahren und darüber, in Frankreich 213, in England 146, in Schottland 46, in Norwegen 23, in Schweden 10, in Belgien 5, in Dänemark 2, in der Schweiz keinen. In Serbien sollen dagegen 575, in Spanien 401 Hundertjährige vorhanden sein. Diese letzteren Angaben verdienen durchaus kein Vertrauen, und das nämliche gilt von der Behauptung, der älteste Mensch sei ein gewisser Bruno Cotrim in Rio de Janeiro, dessen Alter 150 Jahre betrage. Diese und die meisten ähnlichen Angaben von außergewöhnlich hohem Lebensalter gewisser Personen kommen aus Ländern, wo geordnete Zivilstandsregister vor 50 oder selbst noch weniger Jahren nicht vorhanden waren, über die also sichere Nachweise gar nicht geführt werden können.



Plakette zu Ehren des Professors Dr. Justus Brinckmann

Kunst

Die Feier seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens beging das Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg. Bei dieser Gelegenheit wurden dem verdienstvollen Leiter und Mitbegründer des Instituts, Professor Dr. Justus Brinckmann, hohe Ehrungen erwiesen. Unter anderm spendete der Verein für Kunst und Wissenschaft eine große Plakette, die nach dem bekannten Glasfenster Hans Speckters im Patriotischen Gebäude Heinrich Zehn modelliert hat, und der Gewerbeverein brachte eine mächtige, von Cäsar Scharff in Erz getriebene Gedenktafel dar, die in symbolischer Weise das Zusammenarbeiten von kunstgewerblicher Technik und Kunstwissenschaft darstellt.

Verkehr

Die ersten Aussichtswagen auf preußischen Staatsbahnen werden in Kürze auf der am 1. Oktober eröffneten Riesengebirgsbahn von Hirschberg über Schreiberhau nach Tannwald in Böhmen eingestellt. Die Bahn, die insgesamt bis zu einer Höhe von 900 Metern an der Lehne des Riesengebirges emporsteigt, erschließt dem Reisenden eine Fülle landschaftlich hervorragender Bilder. Auf Antrag der Handelskammer Hirschberg hat die Staatsbahnverwaltung deshalb die versuchsweise Einführung von Aussichtswagen, wie sie auf Schweizer und Tiroler Bahnen längst verkehren, angeordnet und zunächst vier Wagen bauen lassen.

— Die Konzessionierung der „Ueberetscherbahn“ von Kaltern auf den Mendelpaß ist erfolgt. Die Bahn muß spätestens im Herbst 1904 dem Verkehr übergeben werden. Die jährliche Betriebsdauer ist für die Zeit vom 1. April bis zum 31. Oktober festgesetzt. Die Konzessionsdauer beträgt 60 Jahre.

Stiftungen

Das von Verdi gestiftete Ruhehaus für Musiker in Mailand ist eröffnet worden. In das prächtige Gebäude, das für 60 Personen Raum bietet, wurden zunächst 9 greise Künstler aufgenommen, 4 Frauen und 5 Männer, zumeist Opernsänger und -Sängerinnen.

— Die Stockholmer Einschätzungskommission hatte die Nobel-Stiftung im vorigen Jahre mit einer Einnahme von 1 400 000 Kronen zur Einkommensteuer veranlagt, worauf jene unter Hinweis auf eine Gesetzesbestimmung, wonach wissenschaftliche Gesellschaften und Stipendienfonds steuerfrei sind, auch die Befreiung von der Einkommensteuer verlangte, andernfalls aber beantragte, nur mit einer Einnahme von 1 248 000 Kronen veranlagt zu werden. Die Einschätzungskommission lehnte die Steuerfreiheit ab, da die angeführte Gesetzesbestimmung auf die Nobel-Stiftung nicht zutreffe, bewilligte aber die Herabsetzung der Steuer auf eine Einnahme von 1 248 825 Kronen. Gegen diesen Entscheid klagte dann die Nobel-Stiftung beim Kammergericht vergeblich, und König Oskar hat jetzt das Urteil des Kammergerichts bestätigt. Die Männer, die künftig Ehrenpreise aus der Nobel-Stiftung zuerkannt erhalten, müssen also davon für ein Jahr die Einkommensteuer an den schwedischen Staat entrichten.

Bühne

Im Lessing-Theater zu Berlin fand das Lustspiel „Das Theaterdorf“ von Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg, eine Satire auf die Theaterfexerei der Gebirgsdörfer, freundliche Aufnahme. Noch größeren Erfolg erzielte Hermann Bahrs Lustspiel „Wienerinnen“ im Berliner Theater.

— Raoul Koczalski, der bekannte Klaviervirtuose, enthüllte sich mit seiner Oper „Rymond“ im Elberfelder Stadttheater auch als achtbaren Komponisten. Die günstige Aufnahme ist um so höher anzuschlagen, als der Text (vom Grafen Alexander Fredro) nur als schwach bezeichnet werden kann. Die Handlung spielt in Litauen, zu jener Zeit, als das Heidentum dem neuen Glauben weichen mußte.

— Einen großen Erfolg errang Ludwig Thoma, als Satiriker unter dem Namen „Peter Schlemihl“ bekannt, mit seiner Komödie „Die Lokalbahn“ im Residenztheater zu München. Auch dramatisch läßt er seiner derben Laune kühn die Zügel schießen, indem er seinen Spott gegen die Schwächen des deutschen Kleinbürgertums kehrt.

— Lebhaften Beifalls erfreute sich im Raimund-Theater zu Wien das Volksschauspiel „Der Kreuzwegstürmer“ von Josef Werkmann. Unbeschadet mancher Schwächen in der Technik bekundet das Stück, das die Opferung eines braven Sohnes für den schuldigen Vater behandelt, ein ursprüngliches Talent. Der Verfasser, ein Handwerksmann in Steyr an der Enns (mit eigentlichem Namen Medelsky), giebt seine Beobachtungen aus dem Volksleben packend wieder. Auch ein andres Volksstück, „Der Sparverein“ von Ludwig Wiedegg, fand im Wiener Jubiläumstheater wohlwollende Aufnahme.

— In Petersburg erzielte der bekannte Komponist Rimski-Korsakow mit seiner Oper „Servilia“ guten Erfolg. Die Handlung versetzt die Hörer in das alte Rom zur Zeit Neros.

Totenschau

Oberforstmeister Kurt v. Wurmb, 71 J., † 12. Okt., Hannover. — Prof. Adolf Göller, Dozent für Eisenbahnhochbau, 56 J., † 13. Okt., Stuttgart. — Contreadmiral William Ulrik v. Lund, 68 J., † 14. Okt., Görz. — Prof. Rob. Rubenson, bed. Meteorolog, 75 J., † 14. Okt., Stockholm. — Hofkapellmeister und Komponist Alois Schmitt, 75 J., † 15. Okt., Dresden. — Dr. Julius Pethö, bed. Geologe und Paläontologe, 54 J., † 15. Okt., Budapest. — Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Johannes Bockendahl, vormals Leiter des Medizinalwesens der Provinz Schleswig-Holstein, 76 J., † 16. Okt., Kiel. — Edmund Eirund, Direktor der Aktiengesellschaft „Germania“, Mitbegründer der gleichnamigen katholischen Zeitung, † 16. Okt., Berlin. — Diamantenhändler Hadamard, vielgenannt als Schwiegervater des Kapitäns Alfred Dreyfus, † 16. Okt., Paris. — Prof. Dr. Schwanert, bed. Chemiker, 74 J., † 17. Okt., Greifswald. — Prof. Dr. Franz v. Krones-Marchland, bed. Historiker, 67 J., † 17. Okt., Graz. — Geh. Kommerzienrat Karl Spindler, Inhaber der durch ganz Deutschland bekannten Färbereifirma, 67 J., † 18. Okt., Berlin. — General d. Inf. z. D. Otto v. Schmidt, 82 J., † 18. Okt., München. — Landschafts- und Tiermaler Ludwig Hartmann, 67 J., † 20. Okt., München. — Emile Demagny, im Kabinett Waldeck-Rousseau Generalsekretär im Ministerium des Innern, 47 J., † 20. Okt., Paris. — Bildhauer Karl Behrens, hervorragend auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst, 66 J., † 20. Okt., Würzburg. — Bundesrat Walther Hauser, Vorsteher des schweizer Finanzdepartements, früher Bundespräsident, 65 J., † 22. Okt., Bern. — Geh. Baurat Wilhelm Böckmann, 70 J., † 22. Okt., Berlin.



Das Kossuth-Denkmal in Szegedin. Von Joseph Róna

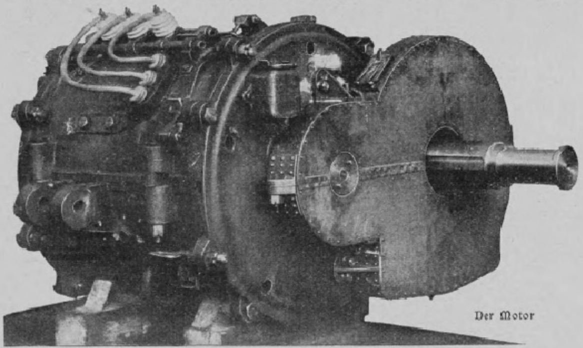
 — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Über Land und Meer

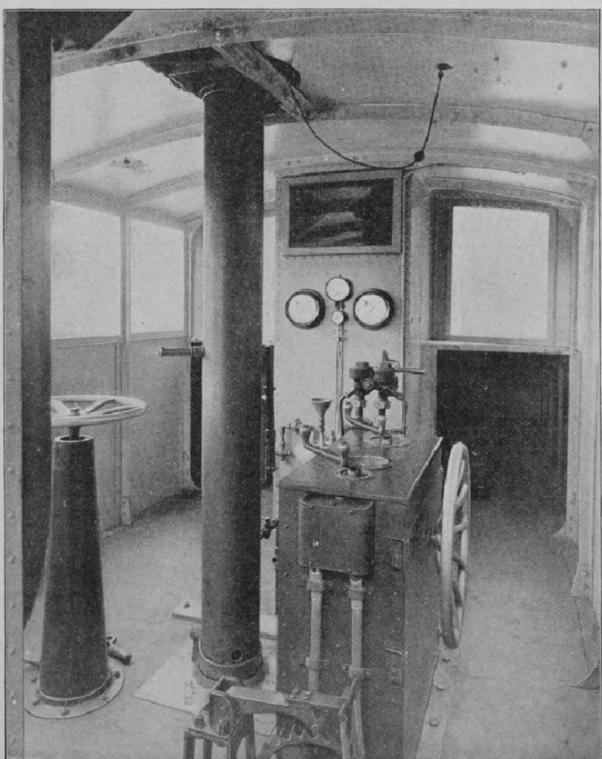
Nr. 6



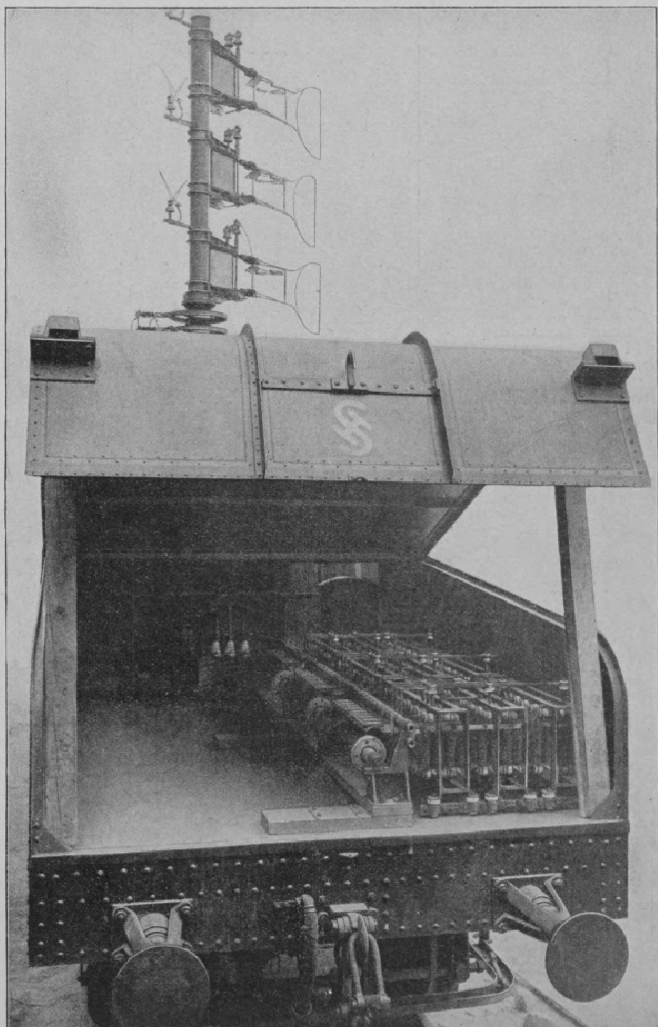
Die Drehstromlokomotive mit Motoren, daneben der Schnellbahnwagen



Der Motor



Der Führerstand



Der aufgeklappte Lokomotivkasten mit Widerständen und Anlasser

Die neue Drehstromlokomotive (Text umstehend)

Die neue Drehstromlokomotive

(Zu den Abbildungen auf voriger Seite)

Selten hat ein Ereignis auf technischem Gebiete die Aufmerksamkeit beider Hemisphären derart erregt wie die Schnellfahrten der Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen auf der königl. Militäreisenbahn Marienfelde-Zossen. Eine Geschwindigkeit von 160 Kilometern in der Stunde, von $666\frac{2}{3}$ Metern in der Minute, von 47,5 Metern in der Sekunde, zurückgelegt mit einem gewaltigen Wagen von 12,5 Metern Länge und 96 Tonnen Gewicht, das ist an sich so exorbitant, daß es Staunen erregen muß. Dabei vollzog sich die Leistung ohne jeden Unfall auf einem Oberbau zweiter oder, wenn man will, dritter Güte, und nur die Mangelhaftigkeit des Oberbaues führte dazu, die Versuche einzustellen. Man wird sie demnächst auf einem neuen, stärkeren Oberbau wieder aufnehmen und aller Voraussicht nach eine regelmäßige gesicherte Schnelligkeit von 200 Kilometern in der Stunde, $3\frac{2}{3}$ Kilometern in der Minute, erreichen.

Inzwischen hat der elektrische Betrieb von Fernbahnen mit der neuen Drehstromlokomotive von Siemens & Halske eine weitere bedeutsame Etappe zurückgelegt. Es erschien bisher unerreichbar, Ströme von 10000 Volt Hochspannung ohne Transformatoren und ohne Umwandlung des Stromes auf niedere Spannungsgrade unmittelbar den Motoren zuzuführen. Die Transformatoren aber belasteten das Gefährt mit einem starken Gewicht, und dies starke Gewicht der elektrischen Ausrüstung wurde als eine der größten Schattenseiten des elektrischen Bahnbetriebes angesehen, denn es stellte an den Oberbau ganz besondere Anforderungen. Durch die geniale Konstruktion der neuen Drehstromlokomotive, die der Oberingenieur Walter Reichel im Hause Siemens & Halske entworfen und Siemens & Halske gebaut haben, erscheint die Frage gelöst. Man hat jetzt eine Lokomotive, die alle Dampflokomotiven an Leistungsfähigkeit übertrifft, an Gewicht aber bedeutend hinter ihnen zurückbleibt, somit den Oberbau weniger in Anspruch nimmt. Beschränkt man sich z. B. bei den Fahrten mit der neuen Drehstromlokomotive auf die bereits im elektrischen Schnellbetrieb auf der königl. Militärbahn erreichte Geschwindigkeit von 160 Kilometern in der Stunde — so weit bringen es die neuesten Dampflokomotiven noch lange nicht —, so ist ein mit den neuen Motoren ausgerüsteter Wagen im stande, wenn man einen sechsachsigen Beiwagen, der einschließlich Personen 42 Tonnen wiegt, anhängt, 100 Personen zu befördern. Der Motorwagen wiegt 76 Tonnen, macht ein Gesamtgewicht von 118 Tonnen, oder auf die Person 1180 Kilogramm. Zur Beförderung von 100 Personen mit der Dampflokomotive bedürfte es der Lokomotive mit Tender = 96 Tonnen, zweier Beiwagen zu 42 Tonnen = 84 Tonnen, zusammen 180 Tonnen, oder auf die Person 1800 Kilogramm. Da der Kraftverbrauch, die Unterhaltung des Oberbaues u. s. w. von dem Gewichte abhängen, so ersieht man, daß mit der neuen Drehstromlokomotive die Frage des elektrischen Schnell- und Fernbetriebes in ein neues Stadium getreten ist.

Die neue Drehstromlokomotive ist, wie gesagt, in erster Linie dem Bestreben zu verdanken, das Gewicht des Gefährtes zu vermindern, die Inanspruchnahme des Oberbaues herabzudrücken und dadurch die Kosten der Unterhaltung zu verringern. Dies Ziel ist vollständig erreicht und durch eine Reihe von Fahrversuchen festgesetzt. Es wurden auf der königl. Militäreisenbahn vom 17. Juni bis 26. Juni eine Reihe von Fahrten mit der neuen Drehstromlokomotive bei allmählich steigender Spannung und Wechselzahl, ausgehend von etwa 50 Wechseln und 6000 Volt, mit Geschwindigkeiten von 55 bis 100 Kilometern in der Stunde unternommen. Die letzte Fahrt, am 26. Juni, vollzog sich mit 11000 Volt Spannung und 95 Wechseln. Ein vierachsiger Personenwagen I. und II. Klasse, der ein Gewicht von 31 Tonnen hat, wurde als Anhängewagen verwendet. Man erreichte eine Geschwindigkeit von 105 Kilometern in der Stunde. Zahnräder, Motoren, Lokomotive, Anhängewagen, alles arbeitete ruhig und sicher. Der Energieverbrauch war gering, er bezifferte sich auf 260 Kilowatt. Das entspricht einer Leistung von 280 Pferdestärken an den Laufrädern. Auch die Zugkraft der Motoren unterzog man einer Prüfung. Man kuppelte den Schnellbahnwagen von Siemens & Halske an die Lokomotive, so daß eine Gesamtlast von 130 Tonnen angezogen wurde. Die Lokomotive machte das spielend. Es ist also gelungen, Motoren zu bauen, die einer Hochspannung bis zu 10000 Volt bei unmittelbarer Zuführung des Stromes durchaus gewachsen sind.

Die neue Drehstromlokomotive ist eine vierachsige Lokomotive mit zwei Motoren. Sie ist um 20 Tonnen leichter als der Schnellbahnwagen, allein durch den Wegfall der Transformatoren. Der Motor leistet 400 Pferdestärken bei 885 Umdrehungen oder Wechseln. Die Lokomotive ist ganz aus Eisen konstruiert. Die Achsen haben die Normalspur und einen Raddurchmesser von 1250 Millimetern, im übrigen die Abmessungen der Staatsbahnen. Der Achsabstand ist $3\frac{1}{2}$ Meter. Die Drehgestelle haben Raum für zwei Motoren. Die Bremse ist eine Luftdruckbremse nach Westinghouse. Sie kann 90 Prozent des Gesamtgewichtes bei 4 Atmosphären Druck abbremsen. Der Oberkasten der Lokomotive ist 12,5 Meter lang, 2,8 Meter breit. Er besteht aus dem Führerstand und den beiden Seitenteilen. Die Seitenteile sind abhebbar und dienen zur Aufnahme von Anlasser und Widerständen. Der Führerstand ist ringsum mit Glasfenstern versehen, so daß der Führer nach allen Seiten ausblicken kann. Das Gewicht der Lokomotive mit der elektrischen Ausrüstung beträgt 40 Tonnen. Der Stand des Führers am Führertisch liegt in der Mitte der Lokomotive. Alles, was er zur Führung seines respektablen Fuhrwerks braucht, ist ganz nahe an seinem Stand angebracht.

Das Gehäuse des Motors ist zweiteilig, aus Stahlguß hergestellt, im Innern sorgfältig ausgedreht. Die Zuführung der drei Hochspannungsleitungen in das Innere des Gehäuses ist besonders aufmerksam hergestellt. Die Leitungen treten durch drei Weichgummibüchsen hindurch, die in eine größere Hartgummibüchse hineingesteckt sind. Die drei Zuführungskabel sind für 15000 Volt isoliert. Die Motoren haben ein Gewicht von 4090 Kilogramm, sie arbeiten bei der hohen Umdrehungs-, bezw. Wechselzahl vorzüglich.

So hat die deutsche elektrische Industrie wieder ein glänzendes Zeugnis ihrer Leistungsfähigkeit abgelegt. Mit den Schnellbahnwagen und der neuen Drehstromlokomotive sind wir allen andern Völkern weit vorausgeeilt.

H. K.

Hausmusik

Der Verlag Gebr. Hug & Co. (Leipzig und Zürich) bringt auch für dieses Jahr eine Fülle weihnachtlicher Musikstücke für jede Altersstufe des Spielenden, für jeglichen Geschmack. Für die Kleinen und Kleinsten empfiehlt sich ein „Weihnachtsalbum mit 16 beliebten Weihnachts-, Sylvester- und Neujahrsliedern“ für eine Singstimme mit einfachster Pianofortebegleitung. Für mäßig vorgeschrittene Spieler sei die ziemlich leichte, doch wirkungsvolle Bearbeitung von „Stille Nacht“, op. 116, von M. Hanisch erwähnt, sowie dessen op. 128 „Selige Nacht“, ein sehr spielbares, melodiöses Tonstück in leichter Mittelschwere, das vierhändig noch eindrucksvoller herauskommt. Gleichfalls für zwei und auch für vier Hände sind „Drei Weihnachtsstücke“ von Johannes Pache, in dem unsre altbewährten deutschen Weihnachtslieder anmutig variiert sind und zu denen man einzeln wie auch im Chor mitsingen kann. Für Harmonium empfehlen wir „Ein Weihnachtsspiel“ von Alex. Winterberger, op. 121, als leicht und doch stimmungsvoll; auch ist dies für Piano zu haben; „Zug der Hirten“, „Anbetung“ und „Heimkehr“ sind die charakteristischen Namen für die einzelnen Teile des kleinen Tongemäldes. „Einfache Lieder“, komponiert von Friedrich Ulrich und Ferdinand Kilian, nennt sich eine Sammlung von Gesängen innigster Art; es sind Vertonungen berühmter deutscher Liederdichter, wie Gerok, Kinkel, Geibel, Klopstock u. a. m. Schlicht und innig, wie die Dichtungen, sind die Lieder und ihre Klavierbegleitung: echte, rechte deutsche Haus- und Weihnachtsmusik, die sich nicht nur auf „Stille Nacht“ und „O du fröhliche“ beschränkt. — Wenn auch nicht direkt weihnachtlichen Charakters, so seien hierbei die „Kompositionen für Violine, Viola, Klarinette oder Horn mit Begleitung der Orgel, des Harmonium oder Piano“ von Oskar Wermann, op. 49, 81 und 130 dennoch genannt, da gerade zu Weihnachten ein erhöhtes Verlangen nach gediegenen Ensemblenoten zum Ausdruck kommt. — Auch an Duetten bietet der Hugsche Verlag wieder interessante Neuheiten. Mascagni erscheint mit einer „Ballade“ für Singstimmen mit Pianobegleitung, ein Lied, das den Anhängern des italienischen Meisters aufrichtige Freude bereiten wird; es ist für jede Stimmlage (außer Baß) eingerichtet zu haben. Mascagnis Landsmann, Gaetano Braga, tritt mit seiner „Meditazone“ für Cello oder Violine mit Klavier gleichfalls angenehm auf; melodiös und nicht schwierig erweist sich dies Opus als wirkungsvolle Salonperle. Schließlich nennen wir noch „Drei Duette“ von Rudolf Lassel, op. 7, als hervorragend schöne Gesangstücke, doch ist die Klavierbegleitung keineswegs ganz leicht, was dem Gesamteindruck natürlich nur förderlich ist.

— Eine Reihe beachtenswerter neuer Kompositionen ist auch im Verlage von Robert Forberg in Leipzig erschienen. Ganz im Stil der Moderne sind „Drei Lieder“ mit Pianobegleitung von Alfred Sormann, op. 10, gehalten. Bizarr in der Melodie wie in der Begleitung, erfordern sie die ganze Kunst eines gutgeschulten Gesangskünstlers, um diese Lieder zu beleben. Auch die Komposition eines Bierbaumschen Gedichts von Hans Druker, op. 8, bewegt sich in gleichem Rahmen, doch mögen Anhänger dieser Kunstrichtung ihre Freude an den „gesuchten“ Gesängen haben, die, abhold jeder Melodie, ihr höchstes Interesse an den gewagtesten Tonsprüngen zu finden suchen. Gegenüber solchen musikalischen Seltsamkeiten überrascht eine „Suite in vier Sätzen“ für das Pianoforte von Gustav Lazarus, op. 73, um so angenehmer. Warm und innig strömen die Melodien in diesen vier Stücken dahin, die ohne jede Banalität sich bewegen und immerhin der neuen Richtung genügend Rechnung tragen. Die Spielart bietet keine besondere Schwierigkeit. Die Sachen erweisen sich als hervorragend geeignet zum Salonvortrag. — Für zwei Klaviere zu vier Händen empfehlen wir bestens die „F moll-Phantasien“ von Heinrich Rietsch, op. 14; zur Aufführung sind zwei Exemplare nötig. Leichteren Genres, jedoch von stets gleicher Beliebtheit erweisen sich die „Musikalischen Ansichtskarten“ von Nicolai von Wilm, von denen der Forbergsche Verlag drei Serien herausgiebt. München, Rom, Budapest, Sevilla u. s. w. sind in origineller Weise musikalisch illustriert, zugleich in entsprechend äußerer Ausstattung, so daß diese Sachen sich besonders für den Gaben-

tisch eignen. Auch die bekannten „Vier Tonstücke“ nationalen Charakters für Klavier von Ludwig Schytte, op. 121, sind in ähnlich eleganter Ausstattung erschienen: Wiener Walzer, Schwedische Phantasie, Klänge aus Tirol, Nordischer Brautzug; eine willkommene melodiöse Anregung für Spieler von geringerer Fertigkeit.

— Der Verlag von Bosworth & Co. (Leipzig, Paris, London) giebt eine Anzahl Klavierkompositionen bei uns bisher weniger bekannter Musikautoren heraus. Wir nennen in erster Reihe von Waddington Cooke „Etude de Concert“ und „Valse Impromptu“; beide ziemlich schwierig. Als weniger schwierig erweist sich „Tendre eveil“ von Gabriel Marie, während die Sachen von W. Aletter: „Melodeia“ und „Bella Marietta“ noch geringere Anforderungen an die Fertigkeit der Spieler stellen. Der P. Bucalossische Walzer „O schöner Rhein“ ist schwungvoll und flott im üblichen Stil moderner Tanzweise geschrieben. Alle diese Nummern des genannten Verlages zeichnen sich durch vornehme Ausstattung aus.

Briefmappe

Neugieriger in Budapest. Tristan d'Acunha ist eigentlich nicht eine Insel, sondern eine Gruppe von drei Eilanden im südatlantischen Ozean. Die größte und allein bewohnte dieser Inseln (116 Quadratkilometer) führt allerdings auch für sich den angegebenen Namen. Die Inseln wurden zu Beginn des 16. Jahrhunderts von den Portugiesen entdeckt und während der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena von den Engländern besetzt. Seitdem befinden sie sich in britischem Besitz. Die Bewohnerzahl dürfte 100 Köpfe kaum übersteigen. Ob sich darunter auch deutsche Kolonisten befinden, ist uns unbekannt. Keinenfalls dürfen Sie sich bei Angaben über die Inseln auf Jules Verne verlassen. Das ist zwar ein unterhaltsamer Erzähler, aber keineswegs ein sicherer Gewährsmann. Vielmehr liebt er es, seine Phantasie die kühnsten Sprünge machen zu lassen, und je ernster er seine Scherze vorträgt, desto weniger ist ihnen zu trauen.

R. B. in K. Das von dem amerikanischen Marineleutnant Davis erfundene Verfahren zum Härten von Panzerplatten soll im wesentlichen darin bestehen, daß die erhitzte Platte sehr starken elektrischen Strömen ausgesetzt wird. Den endgültigen Beweis, daß die so erhitzten Platten eine größere Widerstandsfähigkeit besitzen als andre, ist der Erfinder allerdings noch schuldig geblieben.

W. v. L. in R. Die vom Großherzog von Baden einberufene Versammlung von Kunstgelehrten, der die Frage vorlag, ob die im Kloster Lichtenthal bei Baden-Baden befindlichen Gemälde der Seitenaltäre der Gruftkapelle dem Meister Baldung-Grien mit Recht zuzuschreiben seien, hat sich dahin entschieden, daß dies nicht der Fall sei. Ins Gewicht fiel, daß Baldung, der 1478 geboren wurde, während die Bilder die Signatur 1496 tragen, mit 18 Jahren wohl nicht schon der vollendete Meister gewesen sein kann, der sich in diesen Gemälden offenbart.

G. Sch. in W. Die neue Methode der Physiognomik rührt von Dr. Hallervorden, Privatdozenten der Psychiatrie in Königsberg, her. Von der Thatsache ausgehend, daß die Mimik der beiden Gesichtshälften bei den meisten Menschen eine verschiedene ist, hat er Momentaufnahmen von Gesichtern (genau en face, mit dem Blick auf den Beschauer gerichtet) gemacht, die Bilder genau in der Mitte halbiert und dann von je einer Gesichtshälfte das Positiv und das Negativ (d. h. das Spiegelbild) zu einem vollständigen Porträt nebeneinandergefügt. Es entstanden so ganze rechtsseitige und ganze linksseitige Gesichter, bei denen das Charakteristische der einen Gesichtshälfte unbeeinflußt durch dasjenige der andern zur Geltung kam. Ein solches einseitiges Gesicht unterscheidet sich nach Angabe des Gelehrten 1. von dem beiderseitigen durch Ausdrucksarmut, 2. von dem anderseitigen durch die Ausdrucksreste. Der Charakter der linksseitigen Gesichter ist angeblich von niederer Art als derjenige der rechtsseitigen. Erstere seien affektiv, fühlend, direktionslos, letztere mehr apperceptiv, denkend, wollend. Die Verschiedenartigkeit der Funktion beider Gehirnhälften — die linke Gesichtshälfte wird bekanntlich von der rechten Gehirnhemisphäre, und umgekehrt, innerviert — erhält durch obige Entdeckung eine neue interessante Beleuchtung. In der „Psychiatrisch-Neurologischen Wochenschrift“ (Verlag von C. Marhold in Halle a. S.) hat Dr. Hallervorden seine Methode durch einige Photographien erläutert.

August D. in Hamburg. Wir können Ihre Dichtung nicht abdrucken, denn es sind gar zu viel „Jünglinge“ darin, namentlich in der dritten Strophe:

> Jedoch zum Jüngling wird das Kind,
> Und wie die Jünglinge nun sind,
> Von Leidenschaften wild beseelt,
> Und somit mancher Jüngling fehlt.

H. R in L., Rußland. Der in Paris am 13. Oktober verunglückte Luftschiffer Ottokar von Bradsky-Laboun war als Sohn eines Rittergutsbesitzers in Cotta bei Pirna geboren. Er war früher Offizier im 19. Husarenregiment Königin Carola und in der Sportwelt wohl bekannt; in den Jahren 1895 bis 1899 erzielte er auf dem Rennplatze nicht weniger denn 30 Siege. In neuerer Zeit wendete er sich der Aeronautik zu, die ihm verhängnisvoll werden sollte.

Uarda. Wir stellen wohl keine unbillige Forderung, wenn wir bitten, die an uns gerichteten Anfragen in leserlicher Schrift abzufassen. Ihre Postkarte haben wir nur zum geringen Teil enträtseln können, aber so viel wir zu entziffern vermochten, betrifft die Frage eine Unmöglichkeit. Sobald wir jedoch uns veranlaßt sehen sollten, einen Spezialkorrespondenten nach Indien zu entsenden, werden wir ihn ersuchen, seine Forschungen auch auf Ihren mysteriösen Rajah auszudehnen.

G. H. in L. Kaiser Wilhelm bezieht als König von Preußen eine Zivilliste von 15719296 Mark. Als Deutscher Kaiser erhält er keine Zivilliste.

E. v. G. in H. Wir werden gern prüfen.

Ella und Klara in H. Wir bedauern! Zwar sind wir unsern Lesern und namentlich der schöneren Hälfte gern gefällig, aber den Austausch von Ansichtskarten können wir nicht vermitteln.

L. Th. in St. Aus Ihren herzigen Gedichten bringen wir für heute einige Strophen aus dem prächtigen Liede

Mein Lieb.

Ein Aeugelein feurig,
Ein Näselen klein,
Ein Schnäbelchen geifrig,
Gewitzigt dabei.

Ein Kinnchen so herzig,
Das Antlitz so klar.
Am Ohre ein Läppchen,
Wie keines noch war.

Ganz senkrechte Locken,
Die herzige Maus
Spricht gar manche Brocken
Französisch heraus.

Wenn's Aeugelein glitzert,
Das Herzchen sich hebt,
Ein feuriges Zittern
Den Busen bewegt

Das Aermchen so weichlich,
Wie Flaum einer Gans.
Ein Pfötchen geschmeidig,
Du schäckernde Gans.

Das Köpfchen so keglig,
So rund wie der Hut;
Das stümppige Näschen
Paßt vortrefflich gut.

Doch wie es auch scherzet
Und liebet und lacht,
Auch ebenso balde
Ist das Feuer im Dach.

Ich möcht' dich oft fressen,
Du Luderchen du,
Aus lauter Vergessen,
Und doch bin ich gut.

F. B. in W. Weder den Arzt noch den Rechtsanwalt kann und soll unsre Briefmappe entbehrlich machen. In beiden Fällen müssen Sie sich direkt an die entsprechende Autorität wenden.

W. E. in St. Mit der Angabe, daß der Beichtvater des Königs Alfons von Spanien ein Dichter sei, hat es seine Richtigkeit. Mit dieser Würde wurde vor kurzem der Jesuitenpater Luis Coloma betraut, geschätzt als Verfasser zahlreicher Romane und Erzählungen aus der spanischen Gesellschaft. In deutscher Uebersetzung erschien vor zehn Jahren sein Roman „Des Lebens traurige Komödie".

K. G. in R. Als Mittel zur Aufbewahrung von Nüssen für längere Dauer wird das Uebergießen mit heißem, stark gesalzenem Wasser empfohlen, in dem man sie erkalten läßt. Die Nüsse sollen alsdann Jahr und Tag aufgehoben werden können, ohne an Geschmack zu verlieren.

M. H. in R. Nach den uns erteilten Auskünften läßt sich das Technikum zu Hainichen in Sachsen durchaus empfehlen. Es bildet Maschinen- und Elektro-Ingenieure und Techniker der gleichen Fächer aus. Das Wintersemester hat bereits begonnen, aber wir zweifeln nicht, daß auch jetzt noch neue Zöglinge aufgenommen werden. Wenden Sie sich nur sofort an die Direktion.

C. L. in Breslau. Traf für uns viel zu spät ein und war überhaupt nicht für uns geeignet. „Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund" des Papierkorbes.

H. G. in Berlin. Mit Dank abgelehnt.

Umstellrätsel

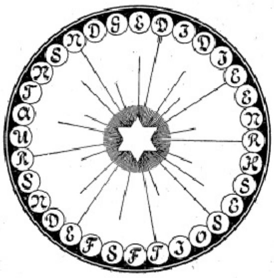
Wenn nicht in Waffen mehr die Welt
Gerüstet starrte, wenn kein Feld
Getränkt mehr würde mit dem Blute
Der Krieger, Streit und Hader ruhte,
Wenn Friede dauerndes Geläut
Für alle Glocken jederzeit —
Dann würde sich der Wissenschaft
Des Rätsels nicht so vieler Kraft
Mit Fleiß und Eifer fürder leihn,
Ihr Bestes anderm Zwecke weihn.

Entfern das Herz und ordne neu
Verständnisvoll der Glieder Reih'!
Daß nun dem Wort du mit Verlangen
Entgegen sehn kannst oder Bangen,
Denn hier bringt's Abschied, Trennungsschmerzen,
Dort jubelst du aus vollem Herzen
Der Ferne zu, der Phantasie
Verlockend ihren Zauber lieh. M. Sch.

Rätsel

Ich bin ein Vogel, komme ich zuletzt;
Ein Kämpfer, wenn er schließt; kennst du mich jetzt? E. S.

Sternrätsel



Silbenrätsel

Eins und zwei ein Leid,
Drei und vier ein Kleid,
Eins, zwei, drei und vier
Sind ein kleines Tier. E. S.

Worträtsel

Zu Schiff zog aus die Heldenschar,
Ein Kleinod zu erringen;
Ein grimmer Drache Hüter war,
Ihn galt es zu bezwingen.

Sobald die zweite Silbe schwand,
Zur Gegenwehr dich rüste,
Das Volk ist wild, gleich wie sein Land
Voll Kriegs- und Raubgelüste. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 100:

Des Buchstabenrätsels: Spitz, Spitze, Spitzel.
Des Worträtsels: Pfropfen.
Des Wechselrätsels: Talma — Talmi.
Des Silbenrätsels: Wortwechsel.

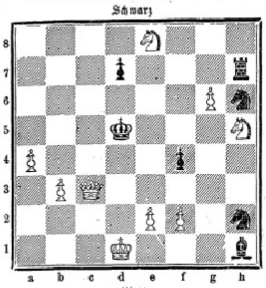
Richtige Lösungen sandten ein: „Barbaran" in K. (2); Frau Henriette Helbling-Tschudy in Zürich (6); Joh. P. Stoppel in Hamburg (4); Frau Ida Kremer in Robschütz (4); Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg (6); Otto Böttcher in Berlin; Oedipus in Emden (3); Frau Alice Henselt in Wien (2); Karl Hörmann in München; Frl. Ida v. K. in Linz a. D. (3); Fritz Zimmermann in London (5); Ph. Neitzel in Prag (2); Gustav Steininger in Innsbruck.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 5

Von Dr. F. Binder in Weimar. (Neu)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 2:

W. 1. Se4—f6
S. 1. Ke5×f5
W. 2. Db4—b5 matt.

A.
S. 1. Td8×d6
W. 2. Db4—e4 matt.

B.
S. 1. Td8 anders
W. 2. Sf6(×)d7 matt.

C.
S. 1. Th4×f4
W. 2. Db4×f4 matt.

D.
S. 1. Th4 anders
W. 2. Sf6(×)g4 matt.

E.
S. 1. Se1 beliebig
W. 2. Sf4(×)d3 matt.

F.
S. 1. h7—h6, h5
W. 2. Sf4—g6 matt.

G.
S. 1. b6—b5
W. 2. Db4—e5 matt.

Schachbriefwechsel

H. M. in Hamburg. In Nr. 1 wird Ihr Versuch 1. Sf1—g3 durch Lf4—h6 widerlegt (falls nun 2. Le2—f5, so Lh6—g7†!). Nr. 2 lösten Sie richtig.

August Höse in Bialystock. Auch Nr. 32 lösten Sie richtig. Die Lösungen der vorhergehenden Aufgaben wurden von uns sofort notiert und zum Abdruck abgesandt; wenn Sie deren Mitteilung noch vermißten, so wollen Sie es mit betriebstechnischen Rücksichten entschuldigen.

H. S. in Stolpen (Sachsen). Zu Nr. 1 scheitert Ihr Versuch 1. Sf1—e3 an der Entgegnung Lf4—g5; Nr. 2 lösten Sie tadellos. Den sonstigen Inhalt Ihrer Zuschriften ließen wir direkt beantworten.

R. G. in Schlawe. Das ist kein Matt; der König geht ja nach g4 weiter.

F. S. in Neunkirchen. Bh5 ist in Nr. 32 notwendig, um eine Nebenlösung zu verhindern, die sonst mit 1. Db2—e3 möglich wäre. Es folgt darauf nämlich Sb7—c5 (auch d8 oder a5) 2. Kd8—e7, und wenn jetzt nicht h5—h4 geschehen könnte, so müßte der Springer einen Zug thun und dadurch das Matt durch 3. Lb5(×)c6 freigeben.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Willibald Kühne in Oldisleben zu Nr. 31; Julius Richter in Brünn zu Nr. 2.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

P. Hildebrandt, Neun Brettl-Chansons, gesungen von Rieke Gassenhauer. 50 ₰ Berlin, A. Hildebrandt.

C. Cornelius, Wie die Leuchtkäfer ihr Lichtlein erhielten. Thüringerwaldmärchen. ℳ 1.—. Osnabrück, Wehberg.

Cottasche Handbibliothek, Nr. 4: Grillparzer, Sappho. 25 ₰. Nr. 12: Grillparzer, Ein Bruderzwist in Habsburg. 30 ₰. Nr. 21: Anast. Grün, Lenau-Biogr. 50 ₰. Nr. 27: Schiller, Wilh. Tell. 25 ₰. Nr. 29: Lessing, Minna v. Barnhelm. 20 ₰. Nr. 36: Strophen des Omar Chijam, deutsch von Graf Schack. 40 ₰. Stuttgart, Cotta Nachf.

Bibliothek der Gesamtlitteratur, Nr. 1590/93: Multatuli, Millionen-Studien. ℳ 1.—. Nr. 1594: Tolstoj, Die Früchte der Aufklärung. 25 ₰. Nr. 1595/96: John Brinckmann, Kaspar-Ohm un ick. 50 ₰. 1597/98: Sprüche des Omar Chajjam, dtsch. v. Max Rud. Schenck. Nr. 1599: Töpfer, Der Pariser Taugenichts. 25 ₰. Halle, Hendel.

R. Klimpert, Entstehung u. Entladung der Gewitter, sowie ihre Zerstreuung durch den „Blitzkamm". ℳ 2.—. Bremerhaven, v. Vangerow.

Dr. Th. Georges, Das Kind im I. Lebensjahr. ℳ 1.—. Berlin, Ullstein & Co.

Konr. Ettel, Im Tannengrund. Künstlergesch. Wien, Szelinski.

Fr. W. v. Oesteren, Schatten im Walde. Eine Dichtg. mit Bildschmuck v. Herm. Hendrich. Gebd. Leipzig, Reißner.

Hausschatz älterer Kunst. Heft 8/9. à ℳ 3.—. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Für die Krone

Roman von Richard Voß

XIV

Herbst

Die Idylle ist aus, die Tragödie begann.

Auf der Seealp befindet sich der kranke König mit dem spiritus familiaris und einem kleinen Gefolge Auserwählter. Die Königin weilt in der Residenz beim Kronprinzen. Dieser soll die Regentschaft antreten. Ich kenne jetzt die Krankheit des Königs: Verfolgungswahn. Ich weiß jetzt, was faul ist im Staate Dänemark: das Herrscherhaus. Mein Geschichtsprofessor hat für mich die Historie gefälscht. Seit Generationen ist das alte, viel zu alte Blut des Herrscherstammes dünn und schal. Es hat sich zersetzt, ist verseucht. Das ist es, was im Staate Dänemark die Spatzen auf dem Dache pfeifen, was man mir verheimlichte, worin man mich belog, was ich jetzt erfahren habe, was mir in der Seele gebrannt steht, was meine Jugend plötzlich auslöschte, wie Sturm ein brennendes Licht.

Wir sind verlorene Leute, die alle Hoffnung hinter sich lassen müssen. „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate!“ sollte in flammenden Lettern geschrieben stehen über dem Thor unsers Hauses.

*

Jetzt begreife ich auch die Existenz unsers spiritus familiaris, dessen geheimnisvolle Gegenwart ich in allem empfand. Wie einer der Engel auf Raffaels Sixtinischer Madonna befindet sich unser gelehrter Hausgeist an den Stufen des Thrones. Aus den Purpurfalten des Himmels, der über diesem Sitz sich wölbt, blicken die Augen des weisen Mannes mich an, und die Krone meines Vaters sehe ich auf dem kahlen Scheitel des großen Psychiaters erstrahlen.

Es ist eine abscheuliche Vision!

Er war es auch, der mich auf das „rücksichtsvollste" vorbereitete, der auf das „schonendste" die Sache mir beibrachte. Ein langer, gelehrter Vortrag bildete die Einleitung. Bei einem alttestamentarischen Herrscher begann er und bei meinem Vater endete er. Also ist alles schon einmal dagewesen!

Die Tragödie eines Königshauses wurde mir, einem seiner Söhne, mit einer Zartheit mitgeteilt, als wäre sie ein Schäfergedicht. Sie wurde für mich hoffähig gemacht. Jene brutalen Ausdrücke, wie Verlebtheit und Verfall, Demoralisation und Degeneration, Cäsarenwahnsinn, — sie wurden nicht etwa gebraucht; sie wurden nur gedacht und gemeint. Ausgesprochen wurden sie nicht; auch nicht mit einer Silbe. Mit bewundernswerter Kunst, einer Kunst, wie sie nur am Hofe möglich ist, sprach der große Arzt von Müdigkeit, Nervosität, Neurasthenie. Denn wer darf bei Hofe eine Krankheit beim rechten Namen nennen? Nicht einmal ein Geheimer Medizinalrat! Mein eigner plumper Geist fand für die Sache den Ausdruck. Und nun grübelte und grübelte er darüber nach bekannter Melodie.



Der „Kaiser“ von Surakarta

(Zu dem Artikel „Javanische Fürstenhöfe“, Seite 161)

„Sein oder Nichtsein — das ist hier die Frage?" Nein — das ist hier nicht die Frage! Sie ist es darum nicht, weil es hier nur eine Antwort giebt: Nicht sein!

*

Mein Bruder weiß längst, wie es um uns alle steht. Die Spatzen, die es im Reiche auf den Dächern pfeifen, saßen auf dem Rande seiner Wiege und piepsten ihm zu: „Auch du! Auch du! Ihr alle!"

Darum also! Darum schon jetzt bei meinem Bruder die Todmüdigkeit, die Traurigkeit, die Trostlosigkeit.

Uebrigens wird die Vermählung des Kronprinzen mit Prinzessin Mathilde wegen der noch immer etwas „schwankenden Gesundheit" Seiner Majestät verschoben — nur verschoben.

*

Von meiner Mutter muß ich sprechen — mit aufgehobenen Händen. Sie ist eine Königin des Duldens. Der König war bereits zur Zeit seiner Vermählung krank. Das wußten nur wenige Personen seiner nächsten Umgebung, aber meine Mutter erfuhr es bald. Seitdem ertrug sie's — aus Pflicht. Immer war sie um den kranken König, immer ihm dicht zur Seite — nicht aus Liebe, sondern aus Pflicht! Und immer als Mittlerin. Sie vermittelte zwischen dem kranken König und dem Staat; zwischen dem kranken König und dem Volk; zwischen dem kranken König und seinen Söhnen. Lange Zeit wußte nur des Königs nächste Umgebung von seiner Krankheit — dank der pflichtgetreuen Königin, dieser Heldin, dieser Märtyrerin! Sie warf über das Bildnis des kranken Königs einen Schleier und hütete ihn wie eine Priesterin die heilige Flamme des Opferfeuers. Und — noch einmal muß ich es sagen — nicht die Liebe der Gattin half ihr ertragen, sondern das Pflichtgefühl der Königin. Von allem Großen ist dieses vielleicht das Größte.

Nun das Schrecklichste: der König haßt meine Mutter, haßt sie seit langer Zeit — seit dem Tage, an dem sie seine Krankheit erfuhr. Sie, die sein Schutzgeist ist, hält er für seine Kerkermeisterin, seine Todfeindin. Trotzdem hielt sie aus, Jahre und Jahre. Aushalten würde sie auch jetzt noch, aber es geht nicht länger.

Der König hält sein Leben durch sie für bedroht. Um das ihre zu retten, mußte die Königin in die Trennung willigen. So steht es im Staat Dänemark, so wurde es mir mitgeteilt — mit unterthänigster Schonung.

*

Ich weiß nicht, ob ich es ertragen hätte; vielleicht hätte das Grausen mich entseelt, wäre ich, als ich dies alles erfuhr, nicht hier gewesen am Gestade des Sees, angesichts der Alpen, in dem Schoße von Mutter Natur und einer Einsamkeit, tief wie mein Unglück. In jenen schrecklichen Tagen erlebte ich an mir selbst, daß diese „fühllose" Felsenwelt für uns Trösterin und Helferin sein kann, als spräche durch sie der Herr zu uns. Es ist ja auch Gottes Wort, das wir in seiner Schöpfung vernehmen. Man muß es nur hören können.

*

Jetzt muß ich berichten, wie alles kam. Drei Tage nach meinem Abschied vom Alphofe erschien plötzlich der Geheimrat in Begleitung eines Hofbeamten. Die Herren ließen sich bei mir melden und eröffneten mir:

Der König wünscht auf der Seealp einen Aufenthalt von unbestimmter Dauer zu nehmen. Und zwar kommen Seine Majestät ohne die Königin, die in die Residenz zurückkehrte ... Ich fragte, wann ich fort müsse? Ob sogleich? Mir wurde erwidert: Königliche Hoheit können bleiben, einstweilen noch, sollen jedoch nach dem Kavalierhause überquartiert werden ... Also treffe der König noch nicht ein? ... Sobald für die Ankunft Seiner Majestät alles bereitet sei ... Wann das sein würde? ... In einigen Tagen ... Dann muß ich also in einigen Tagen fort? ... Nein ... Inwiefern das? Der König wünscht mich, gerade mich, in seiner Nähe zu haben. Es müsse der Versuch gemacht werden, ob er meine Nähe ertrüge. Ich rief: „Ist der König so sehr krank?"

„Durchaus nicht."

„Warum sprechen Sie dann von einem ‚Versuche'?"

„Später werde ich mir gestatten, Königliche Hoheit zu orientieren."

„Ueber die Krankheit des Königs?"

„Wann können Königliche Hoheit mich empfangen?"

„Aber so reden Sie doch!"

„Später, wenn ich bitten darf."

„Dann also später! Sobald Sie wollen — so schnell Sie können."

Die Herren verabschiedeten sich, um das Haus zu besichtigen. Ich schickte nach dem Grafen.

Mir war elend zu Mute. Schon dieser leise Hauch von Hofatmosphäre hatte genügt, mich die Lüfte jener Welt atmen zu lassen, der ich mich weit entrückt wähnte. Ich hatte sie tief unter mir geglaubt; plötzlich kam sie zu mir herauf, war sie jetzt da. Selbst die Gesichter der Leute, die mir dienten, die in der großen Natur beinahe zu Menschengesichtern geworden waren, hatten sich bereits wieder zu den typischen Grimassen verzerrt. Als Gebhardt eintrat, rief ich ihm zu:

„Der König kommt! Wir sollen bleiben! Der Geheimrat wird mich über meines Vaters Leiden aufklären. Stellen Sie sich vor: der König wünscht meine Nähe, und es soll versucht werden, ob er sie zu ertragen vermag."

Gebhardt bemühte sich, mich zu beruhigen und, da ihm dies nicht gelang, mich vorzubereiten. Ich unterbrach ihn:

„Schicken Sie sogleich jemand nach dem Alphof. Er soll Fräulein Fritz melden: der König käme, und wir blieben. Nichts weiter. Ich bitte Sie, nichts weiter. Wen könnten Sie senden?"

„Loisl."

„Ja, ihn."

Eine Pause, dann sagte Gebhardt:

„Königliche Hoheit bedürfen seiner Dienste jetzt wohl nicht länger? Es sind ja auch noch die beiden andern da. Wir könnten also des dritten leicht entbehren, und ich würde das Forstamt benachrichtigen, Loisl sogleich abzurufen."

„Thun Sie das." Dann wiederum nach einer Pause: „Es wäre vielleicht gut, wenn das Forstamt ihn für einige Zeit aus dem Revier entfernen könnte."

„Ich werde mit dem Forstmeister reden."

Ich sah ihn dankbar an, sagte leise: „Und nicht wahr, Sie bleiben bei mir? Ich wäre ja sonst ganz einsam. Man wird Sie mir doch lassen?"

Die Antwort lautete: „Solange man nicht merkt, daß Königliche Hoheit mich gerne behalten möchten, wird man das." Er sagte es mit tiefem Ernst, wie eine Warnung.

Gebhardt entfernte sich, um Loisl nach dem Alphof zu schicken, und ich bereitete mich vor, den Vortrag des Geheimrats über den Gesundheitszustand meines Vaters entgegenzunehmen.

Ich machte einen langen, einsamen Spaziergang. Zuerst längs des Seeufers, alsdann über die Trümmerhalde und den Pfad, der zur Weiß-Kaiser-Alm emporführt, dahinter die Welt durch Felswände und Gletscher verschlossen ist. Als ich zurückkam, sah ich Loisl das Haus verlassen, um sich nach dem Alphof zu begeben. Ich winkte ihm einen Gruß zu, erhielt jedoch keinen Gegengruß.

Heute wurde auf der Seealp nicht zu Abend gegessen, sondern es wurde „soupiert". Das kam von dem Hauche Hochluft, der uns seit Mittag umwehte. Es war noch ein Glück, daß die Herren nicht im Frack mit weißer Krawatte und Stern, sondern auf meinen ausdrücklichen Wunsch in der Lodenjoppe erschienen. Aber ich mußte geschehen lassen, daß das Souper regelrecht nach der Rangordnung serviert ward. Ich war ziemlich einsilbig, that banale Fragen, erhielt banale Antworten, hob die „Tafel" sehr bald auf, unterließ es, „Cercle" zu halten, zog mich fast sofort in „meine Gemächer" zurück, den Geheimrat ersuchend, mir zu folgen. Dann erfuhr ich's.

*

Der ganze nächste Tag verstrich in Beratungen über die Vorbereitungen für den königlichen Aufenthalt. Ich nahm an allem teil. Wir alle blieben: „bei der schwankenden Gesundheit Seiner Majestät, bei der größten Schonung, deren Seine Majestät bedürfe, bei dem strengen Fernbleiben von allen Regierungsgeschäften, in vollständiger Zurückgezogenheit, selbst vor Ihrer Majestät, der Königin."

Ich brauchte dieselben Phrasen, brauchte sie mit einem möglichst hofmäßigen Gesicht und einem Ausdrucke, als wären sie heilige Wahrheit.

Es wurden folgende Bestimmungen getroffen: Ich übersiedle mit meinem kleinen Hofstaat ins Kavalierhaus, wo ich auch meine Mahlzeiten einnehme, im Königshause nur auf den ausdrücklichen Wunsch meines Vaters erscheinend. Außer dem notwendigsten Personal besteht das königliche Hoflager nur aus dem Geheimrat und einem Adjutanten. Vorträge nimmt der Monarch nicht entgegen, sieht also auch keinen Minister. Aus diesem Grunde ist die Regentschaftserklärung des Kronprinzen notwendig. Noch ist sie nicht erfolgt. Sie soll erst erfolgen, nachdem der König angelangt und einigermaßen ausgeruht ist.

Obgleich die Seealp fast unzugänglich ist, sollen die Ufer mit einem Cordon Gendarmen umgeben werden. Diese dürfen nur solche Personen passieren lassen, die einen besonderen Ausweis vorzeigen können. Sollte das Befinden Seiner Majestät die Jagd gestatten — was für einen offiziellen Bericht sehr erwünscht wäre —, so erhält der Forstmeister des Reviers eigne und besonders strenge Verfügungen. Das sind so die hauptsächlichsten Maßregeln für das königliche Hoflager auf der Seealp.

Am Abend verabschiedeten sich die Herren von mir. Jeder that es für sich allein. Der hohen Hofcharge, die mit unserm spiritus familiaris erschienen war, hatte ich nur einige Redensarten zu sagen; mit dem Geheimrat führte ich ein Gespräch, das wiederum ohne Zeugen verlief. Ich begann:

„Sie haben mir — und zwar mit größter Schonung und Rücksicht — so vieles gesagt, daß Sie mir alles sagen müssen, und zwar ohne Schonung und Rücksicht."

„Was wünschen Königliche Hoheit zu erfahren? Wenn ich es sagen darf ..."

„Ich bestehe darauf. Nicht als königlicher Prinz, sondern als Sohn des kranken Monarchen."

Eine Verneigung und die Wiederholung der Frage ohne den einschränkenden Zusatz.

„Ich wünsche zu erfahren, ob in dem Befinden meines Vaters bald eine Katastrophe zu erwarten steht."

„Durchaus nicht."

„Aber die Regentschaft, die der Kronprinz demnächst antreten soll, kann lange dauern?"

„Bei der starken Konstitution Seiner Majestät sehr lange."

„Also sehr langes Siechtum bei zunehmender ..."

Ich vermochte das furchtbare Wort nicht auszusprechen. Da keine Widerlegung erfolgte, forschte ich weiter:

„Muß das Leiden meines Bruders den nämlichen oder doch einen ähnlichen Weg nehmen?"

Mit großer Bestimmtheit: „Nein."

„Also wäre der Zustand des Kronprinzen nicht hoffnungslos?"

„Gewiß nicht, sobald Seine Königliche Hoheit ..."

„Sobald mein Bruder, was?"

„Sobald der Kronprinz die Angst überwindet, sein Zustand könnte hoffnungslos werden."

„Er lebt in dieser Angst?"

„Beständig."

„Er lebt darin, seitdem er erfuhr, wie es um uns alle steht?"

„Seit dem Tage."

In höchster Erregung rief ich:

„Also jagte man den Kronprinzen gewaltsam in seine Angst, die jetzt zu seiner Mörderin werden kann ... Herr, wissen Sie, daß man an meinem Bruder ein Verbrechen beging?"

„Man hielt es für notwendig, den Kronprinzen frühzeitig aufzuklären."

„Weshalb gaben Sie das zu? Sie hätten es hindern können, hindern müssen."

„Der Beschluß ward in einem geheimen Kabinettsrat gefaßt."

„Von dem Sie erfahren mußten."

„Ich warnte vergeblich."

„Die Folgen jenes unseligen, jenes unsinnigen Beschlusses sind, daß mein Bruder seinen Zustand für hoffnungslos hält, ohne daß er es ist ... Sie sagten es ihm aber doch, versicherten, schwuren es ihm?"

„Ich versicherte es Seiner Königlichen Hoheit."

„Und der Kronprinz glaubt Ihnen nicht?"

„Nein."

„Meine Frage war unnötig. Weiß ich doch, daß mein Bruder Ihnen nicht glaubt."

„Das wissen Königliche Hoheit?"

„Ja."

Und ich gedachte jener Scene, jenes Besuches bei mir, wo er mir zum erstenmal in seinem Leben brüderlich und menschlich gegenübertrat; gedachte seiner Worte:

‚Wäre ich eine Privatperson, so dürfte ich überhaupt nicht heiraten, so wäre die Heirat eines Mannes wie ich ...‘

Und weiter:

‚Uebrigens dürfen wir nicht an uns selbst denken. Denke niemals an dich selbst, Chlodwig!‘

Da ich jedoch über diesen Auftritt nicht reden wollte, rief ich ausweichend:

„Das ganze Volk glaubt an die Krankheit meines Bruders; das ganze Volk ist von Angst gepackt. Ich weiß es nur zu gut. Auch andre Nationen glauben daran. Ich werde die Reise mit dem Kronprinzen an den Hof seiner Braut nicht vergessen. Es waren schreckliche Tage."

Von der Erinnerung ergriffen, ging ich im Zimmer heftig erregt auf und ab. Plötzlich kam mir ein furchtbarer Gedanke. Ich blieb vor dem Geheimrat stehen und stieß hervor:

„Mein Bruder möchte abdanken?"

„Königliche Hoheit!"

„Ich weiß es."

„Der Kronprinz darf nicht abdanken."

„Aber er möchte?!"

„Ja."

Ich erstickte einen Aufschrei, mir schwindelte. Mit geschlossenen Augen stand ich, rang nach Atem, kämpfte gegen eine Ohnmacht. Wie in einer Vision sah ich meinen Bruder der Krone entsagend, den Thron fliehend, dem Fluche des Hauses sich eigenmächtig entziehend — abdanken sah ich ihn! Ich sah mich selbst: das von meinem Bruder mir überlassene Erbe antretend, sah mich gekrönt auf dem Throne, fühlte den Fluch auf meinem eignen Haupte ...

Es war ein schrecklicher Augenblick!

Als ich meine Augen wieder öffnete, sah ich den Blick des Arztes auf mich gerichtet, mit einem Ausdruck ... Meine eigne Stimme klang mir fremd, als ich ausrief: „Gott sei Dank! Gott sei Dank, daß der Kronprinz nicht abdanken darf ... So sagten Sie ja wohl?"

„So sagte ich."

Dabei ruhte sein Blick immer noch auf mir, fest und starr, ganz seltsam fest und starr.

„Nicht abdanken darf ... Warum darf er nicht?"

Ich schritt auf den Mann zu, bei dessen Blicke in mir sich etwas regte, wofür ich auch jetzt noch keinen Namen finde. Es war etwas Feindseliges, etwas wie Haß.

„Hörten Sie nicht? Ich fragte, warum der Kronprinz nicht abdanken darf? ... Sie betonten das Wort stark, höchst sonderbar stark. Wäre es etwa für das Land kein Glück, wenn mein Bruder abdanken dürfte? Vielmehr: wäre es für das Land ein Unglück, wenn ich zur Thronfolge gelangte? Bin ich, der ich mich stark und gesund fühle, ich, den das Volk liebt, an den es glaubt — bin ich, ohne es zu ahnen, meines Vaters wahrer Sohn? ... Ich kann meine Frage auch anders stellen: könnte ich, der ich keine Angst vor dem Gespenst unsers Namens habe, dermaleinst trotzdem ... Ich sagte: keine Angst! Ich habe nur Angst vor einer einzigen Sache: daß mein Bruder dennoch abdanken könnte — trotzdem er nicht darf. Uebrigens würde ich die Thronfolge nie annehmen ... Weshalb fixieren Sie mich beständig?"

Ich mußte unter dem bohrenden Blicke des unheimlichen Mannes totenblaß geworden sein und fühlte ein heftiges Zittern. Plötzlich sank ich in einen Sessel, verbarg mein Gesicht in den Händen, brach in Schluchzen aus.

Es kam über mich wie ein Krampf, wie ein Anfall. Mir war's, als sänke ich in eine bodenlose Tiefe. Ich stürzte schneller und schneller; es wurde dunkler und dunkler. Meine Sinne vergingen in Nacht.

Das erste, was ich wieder fühlte, war der Blick des großen Arztes, von neuem starr auf mich gerichtet. Er schien jedoch einen andern, einen ganz andern Ausdruck zu haben. Ich sah seinen Blick dicht vor meinem Gesicht, schaute tief hinein, und mir war's, als sei er weich und traurig, unendlich traurig geworden. Dennoch behielt ich unerklärlicherweise die dumpfe Empfindung: ‚Dieser Mensch ist dein Feind, und du hassest ihn.‘

Ich schien meinen Thränenausbruch, meine Ohnmacht und was dieser folgte, nur geträumt zu haben. Allerdings saß ich in dem Lehnsessel. Aber der Geheimrat war nicht zu mir getreten, hatte sich nicht über mich geneigt und mich voller Teilnahme angesehen.

Denn als ich meiner Sinne wieder vollständig mächtig war, stand er in ehrfurchtvoller Entfernung von mir und machte ein Gesicht, als hätte ich mit ihm über die gleichgültigsten Dinge gesprochen und soeben aufgehört zu reden. Er sagte jetzt:

„Haben Königliche Hoheit sonst noch Befehle für mich?"

„Nein. Ich danke Ihnen."

Er verneigte sich tief, ich erhob mich und fragte: „Sie kehren zum König zurück?"

„Sofort."

„Wann kommen Sie wieder?"

„In vier bis fünf Tagen."

„Ich soll also wirklich bleiben?"

„Es ist der Wunsch Seiner Majestät."

„Auch der Ihre?"

„Einstweilen ja."

„Also auf Wiedersehen, lieber Geheimrat."

Ich ging auf ihn zu, ihm die Hand zu geben, blieb jedoch plötzlich stehen und verabschiedete ihn, ohne ihm meine Hand gereicht zu haben.

Kaum hatte der Mann sich entfernt, als ich mich zwingen mußte, ihn nicht zurückrufen zu lassen. Hatte ich ihm nicht die Frage vorgelegt: warum es für das Land ein Unglück wäre, wenn der Kronprinz abdanken und ich den Thron besteigen würde? Die Antwort war er mir indessen schuldig geblieben. Ich fühlte plötzlich ein Gelüst, die Antwort aus ihm herauspeitschen zu lassen. Zugleich fürchtete ich mich vor seinem festen, starren Blick, unverwandt auf mich gerichtet.

Was ist es nur? Warum wäre es ein Unglück für das Land, wenn ich König würde? Was ist es nur mit mir? Aber — Gott sei Dank, daß der Kronprinz nicht abdanken durfte.

Nicht durfte ...

XV

Jedermann hier denkt nur an das große Ereignis, dem wir entgegengehen: in vier oder fünf Tagen kommt der König, der kranke König! Mir ist, als machten die Leute eigentümliche Gesichter. Ihre Gedanken stehen ihnen auf dem Gesicht geschrieben. Wenn sie unter sich sind, mögen sie die Köpfe nicht wenig zusammenstecken. Wie sie untereinander tuscheln werden! Denn sie wissen ja, alles wissen sie von uns, diese gemeinen Seelen!

Ob sie auch wissen, warum es für das Land ein Unglück wäre, wenn mein Bruder abdanken würde, und wenn ich ...

Ich will die Spatzen fragen. Vielleicht pfeifen sie auch das auf den Dächern. Allerdings müßte ich, um die Vogelsprache zu verstehen, ein Sonntagskind sein. Und ich bin nichts weniger als das; sonst könnte es für den Staat kein Unglück sein, wenn ich ...

Ich mag es nicht denken, viel weniger es schreiben: so unerbittlich schwarz auf weiß! Aber in meinem Herzen, in meinem Hirn steht es mit glühenden Schriftzügen eingebrannt:

Ein Unglück, wenn ich König würde!

*

Es ist herrlich, daß die beiden fort sind und daß wir noch vier volle Tage allein bleiben. Vielleicht sogar fünf! Es ist wie eine letzte Rückkehr der alten Zeit. Ich fühlte mich so glücklich, so jung. Beides ist nun für immer vorbei. In diesen vier Tagen — denn es werden wohl nur vier sein — muß ich hier von vielem Abschied nehmen. Unter anderm auch von meiner Jugend. Gleich am Vormittage siedelten wir ins Kavalierhaus über. Wir bewohnen es allein. Könnte ich nur Kammerdiener und Lakaien los werden. Wozu brauchen wir sie? Als wären Tonei und Stigei nicht ausreichend? Wenigstens haben sie keine Bedientenseelen.

Das Kavalierhaus ist älter als das Königshaus und war ehemals eine königliche Jagdhütte. Die Täfelungen der Zimmer haben infolge ihres Alters einen dunkeln Glanz, was sie düster macht. Ich wohne im oberen Stockwerk, und meine Fenster gehen nicht nach dem See, also nicht nach dem Königshause hinaus. Das ist mir lieb. Ich kann von meinen Fenstern aus nichts sehen, was an Menschen erinnert, erblicke nur die grüne, mit den Trümmern der Bergstürze besäte Halde. Dahinter graue, senkrechte Wände, schimmernde Schneefelder, unzugängliche Gipfel. Auf den Felsblöcken wachsen Riesentannen. Sie umklammern mit ihren Wurzeln den mächtigen Stein, als wollten sie ihn zermalmen. Einige sind vollständig abgestorben. Mit ihrem dürren, totenfarbenen Stamm und Geäst gleichen sie Gespensterbäumen. Andre hat der Sturm zersplittert, ein Blitzstrahl getroffen.

Ach Judika!

Was ist mit mir geschehen, daß ich der kleinen holden Judika nicht mehr gedenke? Ist es so lange her, daß wir miteinander Himbeeren pflückten, Forellen fingen, Weizen schnitten und Hand in Hand über die weiße Flur durch die Gewitternacht eilten, der einsamen Riesentanne zu, um darunter Hand in Hand von einem Blitzstrahl getroffen zu werden und gemeinsam zu sterben ... Sterben wollte ich mit dem blassen Kinde, das ich auf den Mund küßte? Und warum sterben? Weil das Wasser gar zu tief ist? Nur darum? Was für ein Mensch war ich damals, daß ich deswegen gleich aus der Welt wollte? Ich muß verhext gewesen sein! Oder man gab mir jetzt einen Trunk ein: den des Vergessens. Wie ein fahler Schatten steht das Kind vor mir. Und ich selbst — ich selbst lebe! Ich muß schon darum leben bleiben, um darüber nachzudenken: warum mein Bruder nicht abdanken „darf", warum seine Abdankung für das Land ein Unglück sein würde?

Geradezu ein Unglück!

Und wie der Mensch mich dabei ansah.

*

Loisl hat meinen Auftrag auf dem Alphof ausgerichtet. Ich will ihn aber nicht sehen. Ich kann ihn nicht sehen! Der ganze Mensch ist für mich eine einzige qualvolle Erinnerung. Dabei seine Kraft, sein Stolz, sein Haß gegen uns. Denn er haßt uns alle. Er kennt uns nicht, aber er haßt uns aus Instinkt.

Und dieser Mensch ist die Kraft und Gesundheit selbst. Und auf ihn, der unsers Stammes ist, fällt kein Schatten von dem Fluche, der über uns andern schwarze Nacht verbreitet. Warum ist er von allen der einzige, der im leuchtenden Lichte wandelt?

Ich konnte mich nicht entschließen, den Grafen zu fragen, wen Loisl im Alphofe gesprochen, was man ihm dort für mich aufgetragen, wie er alles gefunden habe? Der Graf mußte ihn reich beschenken und mit einem Brief zum Forstmeister schicken. Er wird wohl schon fort sein; aber ich frage nicht. Wenn der Forstmeister ihn in ein andres Revier schickt, so wird er von seiner Liebsten getrennt. Der wilde Mensch wird außer sich geraten. Aber andre, die sich lieben, müssen sich auch trennen. Vielleicht wütet er gegen mich. Immerhin besser, als daß er bleibt und hier dem Könige begegnet. Es wird zwar zu hundert Malen vorkommen, indessen ... Wir leben doch in einer tollen Welt! Ich sollte sagen: in einer tollmachenden Welt.



Novembersturm in der Nordsee

Nach einer Zeichnung von Willy Stöwer (Text S. 163)



Fohlenschau in einem holsteinischen Gutsbezirk

Nach einer Zeichnung von Georg Koch (Text S. 163)

Schrieb ich eigentlich auf, daß auf der Weiß-Kaiser-Alm die Mutter des Loisl Sennerin war? Und jetzt ist sein Schatz droben . . . Seltsam, daß wir noch immer nicht hinaufkamen. Solange der Loisl da war, ging es nicht. Er hatte solche Art, und ich glaube, er traute uns nicht. Es muß droben schön sein.

Endlich entschloß ich mich doch, den Grafen nach dem Burschen zu fragen, und da erfuhr ich's denn. Er nahm das Geld nicht! Es war so viel, daß er mit dem Gelde seine Liebste hätte heiraten können. Trotzdem nahm er es nicht! „Er hätte nur seine Pflicht gethan, und dafür ließe er sich nicht bezahlen.“ Nun stehe ich in seiner Schuld. Ich bin recht ärgerlich.

Auch mit dem Grafen bin ich unzufrieden, denn er fing die Sache gewiß falsch an. Was thun, da ich ja doch nicht in seiner Schuld bleiben kann? So ärgerlich ich bin, freut's mich wiederum, daß der Bursch so stolz ist. Ein wahrer Königsmensch! Der ist nicht „entartet“.

*

Ich habe Tage und Nächte, daß mir ist, als müßte ich von den Qualen all der Stunden die Spuren auf meinem Gesichte tragen und dieses müßte ganz entstellt sein. Ich betrachte mich im Spiegel und fasse nicht, wie ich im Glase so ziemlich das gewohnte Bild erblicken kann; nur um etwas bleicher und in den Augen einen fremden Ausdruck.

Vielleicht ertrüge ich die Marter dieser Tage und Nächte nicht, müßte ich sie an einem andern Orte durchleben. Die Natur ist mir jede Stunde von neuem Trösterin und Helferin. Wie ein krankes Kind an den Busen der Mutter sich schmiegt, so presse ich meine todwunde Seele an ihre ewige Herrlichkeit und fühle ihren Herzschlag.

Wird die Pein meiner schlaflosen Nächte zu groß, so stehe ich auf, werfe mich in die Kleider, schleiche aus dem Hause. Die Luft ist kühl, der Himmel klar. Mit seiner Sternendecke scheint er auf den Alpengipfeln zu ruhen. Die Schneefelder schimmern gleich in den Aether gehobenen, von einem bleichen Monde beschienenen wundersamen Matten, über die zu schreiten unirdische Wonne sein müßte. Der Wasserfall donnert; es rauschen Bäche und Bächlein. Trotzdem ist's wie tiefes, tiefes Schweigen. Eine Feierlichkeit ist's, daß der Mensch den Atem anhält, um die Ruhe der Nacht nicht mit einem Hauche zu stören.

Jeden Morgen von neuem erfüllt sich das Wort des Herrn: „Es werde Licht!“ Und jeden Morgen erscheint es mir nach den Leiden meiner schlaflosen dunkeln Nächte als der Wunder allergrößtes und allerschönstes. Staunend erlebe ich das Lichtwerden.

Die Luft wird kälter, und eine fahle Helle überflutet den Himmel. Die Sterne scheinen zu versinken, zu erlöschen. Die Schatten schwinden, die Dinge erhalten Umrisse, und Farben gestalten sich — werden.

Mehr und mehr verbreitet sich eine graue Dämmerung. Nebel quellen auf, lagern sich über See und Gestade, steigen empor, umziehen die Grate, verhüllen die Gipfel, den Himmel.

Statt einer Welt voll Farbe und Licht ein regungsloses, totenfarbenes Dunstmeer. Die Vorstellung eines strahlenden Himmels, einer leuchtenden Erde gleicht dem Gedanken an eine Menschheit ohne Jammer und Qual: sie ist nicht zu denken!

Fühle ich mich zu Tode erschöpft, so nehme ich in aller Frühe im See ein Bad. Aus der grauen Nebelflut stürze ich mich in die schwarze Wasserwoge. Es ist, als tauchte ich in den Styx. Auf dem Rücken schwimmend, sehe ich nichts als Dunst und Gewölk. So treibe ich hin wie durch eine neblige Unendlichkeit, ohne den Himmel über mir, ohne Strand. Dann aber beginnt das wundersame Schauspiel: der Kampf der Dämpfe mit der Sonne. Ueber mir wogt und wallt es, zerreißt es und schließt es sich wieder, bleibt eine Weile regungslos, wogt und wallt von neuem. Jetzt ein Windhauch! Das Gewölk flattert auseinander, zerstiebt, zerrinnt... Ueber mir strahlende Bläue und die Alpenwelt im Glanze des siegreichen Himmelslichts. Ich schwimme ans Gestade und fühle mich zugleich mit dem jungen Tage wie neugeschaffen. (Fortsetzung folgt)

Wilhelm Hauff

Eine Säcular-Erinnerung zum 29. November

Von

Otto Franz Gensichen

Am 29. November 1802 zu Stuttgart geboren, ebendort am 18. November 1827 gestorben, — diese kurze Spanne eines knappen Vierteljahrhunderts umfaßt Wilhelm Hauffs Leben. Er gehört zu der Gruppe jener meteorgleich aufleuchtenden Dichter, denen es nicht vergönnt war, das dritte Jahrzehnt ihres Daseins zu vollenden: Christian Günther, Ludwig Hölty, Ernst Schulze, Friedrich Novalis, Theodor Körner u. a. Aber während Christian Günther fast nur noch durch die hohe Anerkennung fortlebt, die Goethe ihm in „Dichtung und Wahrheit“ zollte, und während Ernst Schulze, der seinerzeit vielbewunderte Dichter der „Bezauberten Rose“ und der „Cäcilie“, heute fast nur noch von Litterarhistorikern gelesen wird, hat Wilhelm Hauff es seinem glücklicheren Genius zu danken, daß er neben Theodor Körner noch heute der volkstümlichste jener früh verstorbenen Dichter ist. Wohl wird auch von Hölty und Novalis gar manches Lied noch jetzt gesungen, aber mit der Gesamtheit ihres Schaffens sind sie nicht annähernd so tief ins Volk gedrungen wie Körner und Hauff.



Nach einem Miniaturgemälde von Johann Michael Holder

Der frühe Tod giebt all den genannten Dichtern ein Gemeinsames: sie haben sich von den Meistern, deren bewundernde, nacheifernde Jünger sie waren, noch nicht völlig emanzipieren und zu kraftvoller Eigenart hindurchringen können; aber sie erwecken auch die mit Bedauern gemischte Frage: was würden sie wohl noch geleistet haben, hätte ein längeres Leben ihnen die Entwicklung zu voller Selbständigkeit gestattet? Sie konnten ihr letztes Wort nicht sprechen und gewinnen dadurch etwas von dem Reiz eines ungelösten Rätsels.

Einfacher freilich als bei Körner würde anscheinend bei Hauff die Lösung des Rätsels lauten. Denn während Körner in Vers und Prosa alle nur denkbaren Gattungen der Poesie pflegte und in jeder Gattung mehr oder minder gelungene Werke hinterließ, ist Hauff ausschließlich Erzähler in Prosa. Ein Drama hat er ebensowenig zu schreiben versucht wie ein Epos in Versen, und die wenigen Gedichte, die er hinterließ, erheben sich mit Ausnahme zweier nicht über das bescheidene Maß eines gebildeten Dilettantismus und scheinen für seinen Beruf zum Lyriker nicht zu sprechen. Die beiden Ausnahmen freilich, „Morgenrot“ und „Steh' ich in finstrer Mitternacht“, haben ihm den höchsten Erfolg gebracht, den ein Dichter erringen kann: sie sind zu echten Volksliedern im schönsten Sinne des Wortes geworden. Daß das erstere von beiden durch den Zusatz „nach einem schwäbischen Volkslied“ ausdrücklich als nicht originale Schöpfung des Dichters bezeichnet wird, schmälert Hauffs Ruhm keineswegs. Sind doch auch Goethes „Heideröslein“ und „Erlkönig“ keine Originallieder, sondern alten Volksweisen nachgedichtet, und hat doch auch Heine seinem „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht“ die Bemerkung hinzugefügt: „Dieses ist ein wirkliches Volkslied, welches ich am Rheine gehört.“ Wie viel die genannten Dichter an den gehörten Volksweisen etwa durch Ueberarbeitung geändert haben mögen, ist schwer festzustellen; aber wenn dies Verdienst auch auf nichts zusammenschrumpfen sollte, so bleibt es schon ruhmvoll, eine sonst vielleicht unwiederbringlich verlorene Volksweise mit dichterischem Feingefühl aufgefangen und dem Liederschatze des Volkes unverlierbar erhalten zu haben.

Kaum vierzig Gedichte hat Hauff hinterlassen, und unter dieser geringen Zahl zwei echte Perlen volkstümlichster Poesie bieten zu können, ist ein Treffer, wie er nur besonders Begünstigten beschieden wird. Ist doch beispielsweise ein so hoch begabter und dabei ungewöhnlich fruchtbarer Lyriker wie Emanuel Geibel nicht mit einem einzigen Liede wirklich ins Volk gedrungen, und dieser Ruhm blieb auch einem Eduard Mörike und Theodor Storm versagt. Charakteristisch für Hauff ist es überdies, daß er, der niemals Soldat war und seine reiferen Jahre in tiefster Friedenszeit verlebte, gerade mit zwei Soldatenliedern populär wurde und nur in ihnen den Beweis für seine lyrische Begabung erbrachte, während der geborne Lyriker die selbsterlebten Freuden und Leiden des eignen Herzens im Liede zu verklären sucht.

Daß Hauff in jenen beiden Gedichten wie in manchen seiner Prosaerzählungen den Volkston so glücklich zu treffen wußte, ist wohl zum guten Teil auf Rechnung seiner Zugehörigkeit zum schwäbischen Volksstamm zu setzen, der dem Deutschen Reiche nicht nur die populärsten Dynastien der Hohenstaufen und der Hohenzollern, sondern auch die populärsten Dichter Schiller und Uhland geschenkt hat. Und wie mancher selbst minder bedeutende Poet der „schwäbischen Dichterschule“ ist mit einzelnen Liedern echt volkstümlich geworden! Es sei hier nur an Justinus Kerner erinnert, dessen „Wohlauf, noch getrunken den funkelnden Wein“ und „Dort unten in der Mühle“ dauernd im Munde des Volkes fortleben. Wie im schönen Schwabenlande die einfache Urwüchsigkeit des Volkslebens noch heute stärker hervortritt als in andern deutschen Gauen, so zeichnen sich auch die schwäbischen Dichter durch einen besonders starken Zug des Volkstümlichen aus.

Diese Volkstümlichkeit findet sich auch in Hauffs erzählenden Prosaschriften, unter denen sein Roman „Lichtenstein“ nach Umfang und Inhalt am meisten hervorragt. Durch die romantische Schule war in Deutschland die Begeisterung für die deutsche Vorzeit schon geweckt worden, ehe noch von England aus die vaterländischen Romane Walter Scotts auch bei uns siegreichen Einzug hielten. Dann aber scharte sich um Walter Scott ein schier endloses Heer von Nachahmern, unter denen Wilhelm Hauff und Willibald Alexis als die weitaus begabtesten hervorragten und noch heute ein zahlreiches Lesepublikum finden.

Kann Hauffs „Lichtenstein“ auch auf Originalität keinen Anspruch erheben und das Vorbild Walter Scotts nirgends verleugnen, so bekundet er doch einen überaus glücklichen Griff in die

deutsche Ritterzeit und ein bemerkenswertes Erzählertalent. Namentlich für die Jugend ist das Werk fast zu einem Volksbuch geworden, über dessen zeitweis ermüdende Breite die zahlreichen sonstigen Vorzüge geschickt hinwegtäuschen.

Wie Hauff im „Lichtenstein“ von Walter Scott, so ist er in seinen „Märchen“ von den „Erzählungen aus Tausend und eine Nacht“ abhängig. Selbst die äußere Einkleidung der „Märchen“ veranstaltet er nach jenem orientalischen Muster. Und für seine köstliche Parodie „Der Mann im Monde“ nimmt er sich Willibald Alexis zum Vorbild, der im „Walladmor“ die Manier der Walter Scottschen Romane ergötzlich travestiert hatte. Das gesteht Hauff im neunzehnten Kapitel seiner „Bettlerin vom Pont des Arts“ ziemlich offen ein. Freilich überragt „Der Mann im Monde“ in parodistischer Beziehung den „Walladmor“ bei weitem und hat im Verein mit der daran geknüpften „Kontroverspredigt“ das Ansehen des einst vielgelesenen Lieblingsschriftstellers H. Clauren für immer gründlich vernichtet. Es war ein litterarisches Strafgericht, wie es vor- und nachher nicht dagewesen ist, und gegen das die Angriffe im Goethe-Schillerschen „Xenienkampfe“ oder Schillers ungerechte Rezension der Bürgerschen Gedichte wie harmlose Mückenstiche erscheinen.

In seinen Novellen, unter denen „Das Bild des Kaisers“, „Die Bettlerin vom Pont des Arts“ und „Jud Süß“ besonders hervorragen, zeigt sich Hauff unverkennbar als Schüler der altitalienischen Meister, sowie Goethes und Tiecks. Ebenso verrät er in seinen „Mitteilungen aus den Memoiren des Satan“ seine starke Abhängigkeit von E. T. A. Hoffmann, dessen unverkennbarer Einfluß, gepaart mit einer Mischung Jean Paulschen Humors, auch in Hauffs letzter Schöpfung zu spüren ist: in seinen poesieverklärten „Phantasien im Bremer Ratskeller“, die im Herbst 1827 fast gleichzeitig mit Heinrich Heines Gedicht „Im Hafen“ erschienen, das auch der Rose und den zwölf Aposteln im Bremer Ratskeller eine begeisterte Huldigung darbringt.*)

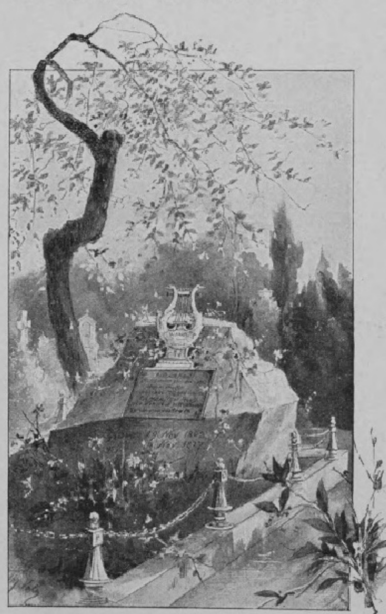
Die kleinen Aufsätze, die Hauff unter dem gemeinsamen Titel „Skizzen“ hinterlassen hat, sind harmlose Kleinigkeiten, die nur um ihres Verfassers willen die Teilnahme noch heute beanspruchen. Dem Umfange nach hat Hauff in den wenigen Jahren seiner schriftstellerischen Thätigkeit eine große Fruchtbarkeit entfaltet, und bei der Leichtigkeit und Schnelligkeit seines Schaffens lag die Gefahr wohl nahe, daß er mit der Zeit ein flacher Vielschreiber hätte werden können. War seine Begabung doch mehr gefällig als tief, die Phantasie ungleich stärker bei ihm als die Leidenschaft, die Lust zu fröhlichem Fabulieren weitaus größer als die Neigung zur Ergründung ernster seelischer Probleme.

Abgesehen von seinen beiden volkstümlichen Liedern hat Hauff hauptsächlich durch die besten seiner „Märchen“, durch seinen „Lichtenstein“ und durch seine „Phantasien im Bremer Ratskeller“ für die Nachwelt Bedeutung. Bezeichnend für die Zeit, in der er lebte, ist seine schwärmerische Bewunderung Napoleons, der er nicht nur in der Erzählung „Das Bild des Kaisers“, sondern auch im „Othello“, in der „Bettlerin vom Pont des Arts“ und sogar in seinem Märchen „Die Geschichte Almansors“ Ausdruck leiht. Hauff zählte noch nicht dreizehn Jahre, als der gestürzte Imperator nach Sankt Helena geführt wurde, und wenn der urdeutsche Schwabe später als leidenschaftlicher Burschenschaftler auch vier Gedichte zur Verherrlichung der Waterloofeier schrieb und in einem Gedichte den Prinzen Wilhelm von Württemberg wegen der in Frankreich 1814 errungenen kriegerischen Lorbeeren besang, so konnte sich doch der Dichter dem gewaltigen Zauber des gestürzten Titanen um so weniger entziehen, je verächtlicher sich nach seinem Falle die siegreichen Zwerge gebärdeten. Es war die Zeit, wo Heines „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier'“ den „imperialen Märchentraum“ noch stärker heraufbeschwor als Bérangers Gedichte, und wo die Dichter aller Nationen, Goethe, Lord Byron, Esaias Tegner, Alexander Manzoni an der Spitze, sich in Huldigungen für den großen Korsen fast überboten. Hatte doch Hauff in seinem engeren Vaterlande überdies das rührende Vorbild vor Augen, wie die württembergische Königstochter Katharine an ihrem entthronten Gemahl König Jérôme von Westfalen, dem jüngsten Bruder Napoleons, mit so unerschütterlicher Treue hing, daß Napoleon sie in seinem Testament zu seinen „Geschwistern“ zählte.

Anmutig und stürmelos, ohne große Höhepunkte oder spannende Peripetien wie Hauffs Dichtungen, verlief auch sein Leben, das er mit Ausnahme einiger Reisen im Heimatlande verbrachte. Seine väterlichen Vorfahren stammten aus niederösterreichischem Adel, waren zum Protestantismus übergetreten und deshalb schon gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts nach Württemberg ausgewandert. Den Adel, aus dessen Mitgliedern Wilhelm Hauff später mit besonderer Vorliebe die Helden seiner Erzählungen wählte, hatten sie abgelegt und sich bald dem Staatsdienst zugewandt. August Friedrich Hauff, der Vater des Dichters, hatte sich am 27. August 1799 mit Hedwig Wilhelmine Elsässer, der Tochter eines Tübinger Obertribunalrates, vermählt. Aus dieser Ehe erblühten vier Kinder: Hermann Hauff, nachmals langjähriger Chefredakteuer des Stuttgarter „Morgenblattes“, sodann Wilhelm und zwei jüngere Schwestern. Schon 1809, als Wilhelm Hauff kaum sieben Jahre zählte, starb der Vater, und die Erziehung der Kinder wurde nun von der Mutter und deren greisem Vater geleitet.

In Stuttgart, Tübingen und Blaubeuren verlebte Wilhelm Hauff seine Jugend, beendete im Herbst 1824 seine Studentenzeit und bestand bald darauf das erste theologische Examen. Denn auf Wunsch der Mutter wollte er sich dem Pfarramt widmen, und da er sich bereits im Frühjahr 1824 mit seiner Cousine Luise Hauff aus Nördlingen verlobt hatte, so schien eine baldige Anstellung das Wünschenswerteste für ihn. Ehe es dazu kam, bekleidete er vom 27. Oktober 1824 bis zum 30. April 1826 die Hofmeisterstelle bei den beiden Söhnen des Kriegsratspräsidenten Freiherrn von Hügel in Stuttgart, der ehedem Adjutant Napoleons gewesen war und dem jungen Dichter die Anregung zu der Novelle „Das Bild des Kaisers“ bot. Im Frühjahr 1825 bestand Hauff das zweite theologische Examen und debütierte im November desselben Jahres mit seinem „Märchenalmanach auf das Jahr 1826“ sehr glücklich als Schriftsteller.

Nach Ablauf der Hofmeisterzeit machte er vom 1. Mai bis Mitte November 1826 eine Reise, die ihn auch nach Paris, Brüssel, Antwerpen, Bremen, Hamburg, Berlin, Leipzig, Dresden führte. Noch auf der Reise erhielt er von Baron Cotta in Stuttgart den Antrag, die Redaktion des belletristischen Teiles des „Morgenblattes“ zu übernehmen. Bald nach seiner Rückkehr trat Hauff diese gesicherte Stellung an, verheiratete sich am 13. Februar 1827 mit seiner Braut und erlag bereits am 18. November desselben Jahres dem Nervenfieber, nachdem ihm wenige Tage vorher ein Töchterchen geboren worden. Ludwig Uhland und Gustav Schwab verherrlichten den Entschlafenen in ergreifenden Gedichten, seine Vaterstadt Stuttgart errichtete ihm 1882 ein würdiges Denkmal, und im Herzen des deutschen Volkes lebt er dauernd fort in der ewigen Jugend der früh Verklärten.



Wilhelm Hauffs Grabmal in Stuttgart

*) Von Wilhelm Hauffs Werken sind bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart zwei Ausgaben erschienen: die zweibändige Prachtausgabe mit 322 Holzschnitt-Illustrationen nach Originalen erster deutscher Künstler (Preis 25 Mark) und der bloße Textabdruck in einem Bande (Preis 3 Mark). Ferner erschien soeben im gleichen Verlage als Festgabe zum hundertsten Geburtstage des Dichters eine illustrierte Sonderausgabe des Lichtenstein (Preis 4 Mark).

Lebensweg

Ich habe manchen Schritt gemacht,
Bis ich hierher gekommen,
Ich ging von Sonnenglanz umlacht,
Ich ging durch Sturm und Wetterschlacht,
Bis mir der Tag verglommen.

Nun bin ich still vom Berg herab
Ins dunkle Thal gestiegen,
Schwer stütz' ich mich auf den Wanderstab,
Im Schatten des Abends wartet das Grab,
Mir ist, als säh' ich es liegen.

Ich geh' durch der Dämmerung steigende Flut,
Ich gehe in Nacht und in Dunkel, —
Doch ob auch der Tag weit hinter mir ruht,
Im Herzen fühl' ich's wie wärmende Glut,
Und das Auge spürt Sonnengefunkel.

Nicht glänzt mir das flammende Weltenfanal
Am goldenen Himmelsbogen, —
Mich grüsst deiner Augen leuchtender Strahl,
Von des Lebens Höhe ins dunkele Thal
Ist er mit mir gezogen.

Aug. H. Plinke

Der Weinkeller

Eine Skizze aus Niederösterreich

Indem ich diese Zeile niederschreibe, taucht vor meinem geistigen Auge wieder das zauberhafte Bild eines niederösterreichischen Weinlanddorfes und eines urwüchsigen, freudenbescherenden Kellerlebens auf, an dem ich mich in schöner Zeit so reich erquicken durfte, so daß mir die fünfzehn Jahre meines Aufenthaltes im Weinlande wie ein goldener Traum dünken. Und da seh' ich's so klar vor mir, das liebliche, rebenumgürtete, von Obstgärten beschattete Dörfchen mit seiner freundlichen Kirche und seinem anheimelnden Schulhause, und die „Kellergassen“ sind mir so nahe und so vertraut, als müßte ich nur einen Fuß vorsetzen, um wieder in ihnen zu wandeln und den so gern gehörten Ruf zu vernehmen: „Herr Lehrer, ein Glas Wein gefällig?“

Und der so gern gesehene Herr Lehrer folgte willig solcher herzlichen Einladung, um sich zu laben an einem goldechten Donautropfen. Ja, einzig in ihrer Art ist die Kellerpoesie, und wer das Kellerleben nicht kennt, kennt überhaupt nicht die Poesie des Weines. Im Keller muß der Wein getrunken werden, denn nur im großbauchigen Fasse perlt echtes Traubenblut, und wer sich am Kellerwein erquickt hat, dem schmeckt kein sogenannter „Tafelwein“ mehr so recht, der weiß erst einen Wein zu beurteilen und zu schätzen.

In jedem Dorfe Niederösterreichs giebt es sogenannte Hauskeller und dann die eigentlichen Weinkeller. Der Hauskeller befindet sich entweder im Hause selbst oder in unmittelbarer Nähe und birgt in seiner Tiefe nur wenige kleine Fässer, die den „Haustrunk“ einschließen, jenen minderwertigen Wein, den der Bauer seinem Gesinde und den Taglöhnern auf dem Felde vorsetzt. Dieser Haustrunk ist ein Gemisch von allen möglichen Weinsorten, die in einem Keller zu finden sind; er besteht aus Ueberbleibseln vom Weinablassen, also aus Faßresten, und auch der „Gelägerwein“ wird ihm beigemischt. Da nichts Unechtes dabei vorkommt, so schmeckt er noch immer gut und erfrischt körperlich und geistig, so daß sich die Arbeiter keinen besseren Trunk wünschen.

Der eigentliche Weinkeller aber liegt fast immer ziemlich weit außerhalb des Dorfes. Hier findet man buchstäblich förmliche Kellergassen, Hohlwege, in denen sich Keller an Keller reiht, und wo sich an Sonn- und Feiertagen, sowie in den langen Winternächten ein feuchtfröhliches, urwüchsiges Leben entfaltet. Durch solch eine Kellergasse zu wandeln, hat einen ganz besonderen Reiz, wenn drinnen ein frisches Leben pulsiert. Da stehen die Kellerthüren offen, und lautes Gespräch dringt auf die Gasse heraus. Der Hauer ist in seiner Weinfreude nicht neidisch und übt gern Gastfreundschaft. Geht ein guter Freund oder gar ein Großer des Dorfes, etwa Pfarrer oder Lehrer, an einem offenen Keller vorüber, so ist es eine selbstverständliche Sache, daß man ihn auf ein Glas Wein einladet, und aus dem einen Glase werden in der Regel mehrere.



Copyright [illegible] by [illegible]

Sehnsucht

Nach dem Gemälde von C. von Bodenhausen

Solch einer menschenfreundlichen Einladung Folge leistend, betreten wir den Keller. Zuerst nimmt uns das Preßhaus in seinen kühlen Bereich auf. Hier ist der Ort, wo der Wein gekeltert wird, wo aus den saftgeschwellten Trauben der süße, erdschmeckige Most erzeugt wird, der den Sorgenbrecher, den edeln deutschen Donauwein, von dem die österreichischen Dichter sündhaft geschwiegen, liefert. Hier ist es in schwülen Sommertagen wirklich gut sein. Wenn draußen im weitgestreckten Weingau die Augustsonne bleiern schwer lastet, dann ruht sich's in der wohligen, erfrischenden Kühle des Preßhauses bei einer echten Donauperle so selig aus, dann schlürft sich das edle Traubenblut so wonnig, daß man Zeit und sich selbst vergißt. Hier sehen wir die Weinkelter, den wuchtigen, eichenen Preßbaum, das Maischbett und den Maischbottich, der den gekelterten Traubensaft aufnimmt. Zur Zeit der Lese kracht es da in allen Fugen des Gebälkes, daß dem einsamen Zecher schier unheimlich zu Mute wird. Da rieselt's und strömt's wie im taufrischen Hochwald in lockendschmeichelnden Stimmen. Aber im Hochsommer ist alles starre Ruhe, alle Preßgeräte sind mit Getreide angefüllt, auf dem der Hauer gar oft seinen Kellerrausch ausschläft, in dem die wirtschaftliche Bäuerin die „Wintereier" vergräbt, damit sie sie im Winter recht teuer verkaufen kann. Und gut erinnere ich mich einer Stunde, wo ich in Unkenntnis dieser Wirtschaftsregel in Anwandlung einer weinseligen Laune mit dem Stock einen Hieb auf so einen mit goldgelbem Weizen gefüllten Bottich ausführte, daß ein Dutzend Eier seinen Inhalt dem gierig saugenden Getreide preisgab und die anwesende Hausfrau in ein klägliches Gezeter ausbrach.

Meist ist im Preßhause ein Schrank angebracht, worin sich mancher Leckerbissen befindet, der dem Bauer den Wein erst angenehm macht. Zu einem Glas Wein gehört immer ein Stück Hausbrot, ein „Bröckl" Geselchtes, eine Wurst, ein Emmenthaler, ein Hering, ein Olmützer Quargel*) oder sonst dergleichen, und alle diese Delikatessen birgt der Schrank in reicher Fülle. Und freigebig ist der Hauer damit. Was er hat, das muß auch der Gast genießen, und man kann sich wirklich nichts Besseres wünschen als ein saftiges Stück Hausgeselchtes und ein Glas Heurigen dazu. Da hat der Magen die gehörige „Unterlage", und nun kann er des Weines goldene Fluten aufnehmen in reicher Fülle. Der edle Rebensaft kann ihn nicht so leicht meistern, zumal wenn die gastfreundliche und gesprächige Bäuerin, die sich mit ihrem „gewachsenen Mundwerk" gern ins Gespräch der Männer mischt, des öfteren mit einem dampfenden „Schwarzen" erscheint und durch humorvollen Zuspruch die Männer zu weiterem Zechen auffordert.

An einem Balken des Preßgerüstes hängen in allen möglichen Größen die blinkenden Heber, mit denen der Hauer den Wein aus den großbauchigen Fässern hebt oder zieht. Die Sauberkeit dieser aus Glas gefertigten, von einem Viertelliter bis zu einer alten Maß fassenden Heber ist des Hauers größter Stolz, und noch vor dem Gebrauche wäscht er sie mit Sand und Wasser, daß sie blinken wie eitel Krystall. Und wie verlockend sich in solch einem Heber der perlende Wein ansieht!

Im Preßhause hängt auch auf dem Preßbaume Sommers über das Selchfleisch, das der Hauer so überaus liebt. Ganz mit grünem Schimmel ist es überzogen, so daß es nichts weniger als appetitlich aussieht; wenn man es aber mitten entzwei schneidet, dann ist es rot wie eine Nelke, daß man sofort hineinbeißen möchte. Heißes Wasser befreit es rasch vom Schimmel, und nun mundet es gekocht ebenso gut wie roh. Auch das Hausbrot bewahrt der Hauer im Preßhause auf, weil es hier hübsch luftig ist und das Brot nicht so bald schimmelig wird. An der Wand hängt ein Bund Unschlittkerzen, die der Hauer selbst fabriziert; denn im Keller ist es finster, und da dienen diese trübbrennenden Kerzen zur Beleuchtung; der Hauer nennt sie schelmisch „Funzen". Vergessen dürfen wir auch nicht des Tisches und der Bank im Preßhause, wo der Bauer oft stundenlang in der traulichen Einsamkeit sitzt und simiert, wenn ihm etwas nicht recht zusammengeht. Aber der Wein bringt schon alles wieder ins Rechte, und wenn der Bauer das schwere Rätsel, das ihn gerade beschäftigt, gelöst hat, dann holt er sich zur Belohnung einen „Alten" aus dem besten Fasse.

Aus dem zumeist stattlich aufgemauerten Preßhause führt eine Thür in den eigentlichen Weinkeller. Es ist ein in die hohen Lehmschichten eingegrabener Stollen von teils horizontaler, teils abschüssiger Lage, der oft eine bedeutende Tiefe erreicht und sich mitunter in mehrere Nebenstollen verzweigt. Zuweilen gerät man in ein förmliches Labyrinth, in dem man sich nur schwer zurechtfindet. Die Deckenwand ist nur selten mit Ziegeln gewölbt, denn die oberen Lehmschichten sind so fest, daß ein Einsturz kaum möglich ist. Nur wenn das Obererdreich aus einer dünnen Lage besteht, wird der Keller gewölbt.

Aus dem Gewölbe führen mehrere Luftlöcher ins Freie, die frische Luft in den unterirdischen Raum hineinlassen. Im Winter und bei Regenwetter werden diese Luftkanäle oben mit flachen Steinen bedeckt, damit die Kellerwärme nicht entweicht und kein Regen hereindringt. Horizontal verlaufende Keller kann man zur Zeit der Mostgärung ungescheut betreten, wenn man die Thür offen stehen läßt; aber in einen steil in die Tiefe niederführenden Keller getraut sich kein Mensch, weil man weiß, daß sich da unten viel giftiges, todbringendes Gas ansammelt, das vermöge seiner Schwere nicht durch die höher gelegene Thür entweichen kann. Die Lehmwände des Kellers schwitzen fast das ganze Jahr hindurch, besonders aber im Winter. Der rotbraune Lehm ist hier so weich, daß man ganz gut darin schreiben kann, und mancher Gast verewigt sich gern auf diese Art im Keller. Die Thür dient dem Hauer als Rechen- und Schreibtafel. Auf ihr wird mit Kreide gerechnet, wann der Weinwirt eine Ladung Wein wegführt, auf ihr notiert sich der Bauer das Datum, wenn er den leeren Gebinden den letzten Schwefeleinschlag gegeben, und einen „Einschlag" müssen die Fässer im Monat wenigstens einmal bekommen, damit sie nicht anlaufen und der Wein keinen Nachgeschmack bekommt. Auch hängt an der Kellerthür der Kittel, den der Hauer anzieht, wenn er allwöchentlich in der Samstagsfeierabendstunde die unerläßliche Kellerarbeit verrichtet. Da müssen die schwitzenden Fässer abgetrocknet und vom Schimmel gereinigt werden, der Wein wird nachgefüllt, alter Wein mit heurigem gespeist, daß er die Kraft nicht verliert; die leeren Gebinde erhalten den Einschlag, Reste aus großen, abgelassenen Fässern werden in kleine Gebinde gefüllt, der Haustrunk wird zubereitet, und Heber und Gläser werden gewaschen.

So unsauber die Kellerarbeit auch ist, so wird sie doch von den Männern gern verrichtet, besonders von solchen, die unter dem Pantoffel stehen. Wenn es dem Weibe nicht recht ist, darf sich der Mann nicht in den Keller trauen, zumal wenn ihm öfter das Unglück widerfährt, „einen" mit nach Hause zu bringen. Die Kellerarbeit aber ist des Familienoberhauptes unveräußerliches Recht; deshalb wird der Samstag gar oft sehnlichst erwartet, und dann giebt es ein feuchtfröhliches Genießen und Schadloshalten für die ganze Woche, und der beste Tropfen, den der Keller beherbergt, muß daran — wird doch wieder frisch nachgefüllt! Füllwein giebt es ja in den kleineren Gebinden genug.

Der Keller beherbergt eine stattliche Anzahl teils voller, teils gefüllter Fässer. An die kleinen Gebinde vom Halbeimer, Eimer, Zwei- und Fünfeimer reihen sich in aufsteigender Linie die großen, bauchigen, blank geputzten Fässer, wovon manche sechzig bis hundert Eimer fassen. In besonders großen und ordentlich bewirtschafteten Kellereien sind diese Fässer, in die meist die Namen des Bauernpaares eingemeißelt sind, numeriert. Diese Riesengebinde ruhen auf wuchtigen Steinen und eichenen Legehölzern. Will sich der Bauer einen Heber aus diesem Inhalte gönnen, so muß er auf einer Leiter das Faß besteigen, wobei es nicht selten vorkommt, daß er das Gleichgewicht verliert und den Boden küßt.

Eine Besonderheit des Kellerlebens, namentlich in den langen Winternächten, sind die sogenannten Kellergesellschaften. Oft findet sich ein Dutzend Männer in irgend einem Keller ein, und sie kosten bald aus diesem, bald aus jenem Fasse, bis sie sich „einen" ausgesucht, bei dem sie dann bleiben. Zumeist ist es der Heurige, denn der Hauer geht gern mit dem Jahrgang.

Um das Faß stehen sie herum und offenbaren bei dem belebenden Feuer des herrlichen Traubensaftes ihre Gescheitheit. Der Gastgeber hält den Heber in der Hand und schenkt fleißig ein, indessen die Zecher das Glas emsig in der Runde herumgehen lassen. Heber und Glas werden nie leer, aber die Mägen der Trinker wollen auch nicht voll werden. Oft dauert ein solches Zechgelage halbe Winternächte, bis der Wein seine Wirkung thut. Dann werden die Zecher kritisch, Pfarrer, Lehrer, Steueramt, Bezirkshauptmannschaft, Bürgermeister, Feldhüter und Halter werden einer scharfen Kritik unterzogen, gelärmt wird, daß die leeren Fässer hallen, niemand ist da klüger und gescheiter als der Kellermann, und wenn dann endlich die Bäuerin mit einer Schüssel voll Selchfleisch kommt und selbst mitzecht und mitwitzelt, dann hebt die Weisheit erst recht an, und des Trinkens und Aufbegehrens will es nun schon gar kein Ende nehmen. Sollte es dann tags darauf einen Katzenjammer geben, was aber bei der Echtheit und Güte des Donauweines eine Seltenheit ist, so wird ein Mäßlein draufgelegt, und alles ist wieder in Ordnung.

Am meisten wird an Sonn- und Feiertagen getrunken. Da sieht man die Kellerthüren offen stehen, und der Hauer ruft gern einen guten Freund herein auf ein Glas, bei welchem einen es natürlich nicht bleibt. Ein üppiges Kellerleben giebt es auch nach einem „Sautöten" oder „Ochsenschlagen". Dann vergnügt man sich bei Bratwurst oder Roftbraten nach Herzenskräften. Wir wollen es dem biedermännischen Weinhauer gönnen, denn die Lebensfreude ist gewiß eine schätzbare Tugend, und er hat es sich im langen heißen Sommer sauer genug werden lassen.

Johann Peter

*) Ziegenkäse.

Die Bienenhose

Eine tragikomische Geschichte

Von

E. Will.

Wir saßen gemütlich beim Wein, und wie es so zu gehen pflegt, hatten wir uns nach und nach ein wenig ins Philosophische verstiegen. Dabei kam es zu allerlei Variationen über das Thema: „Kleine Ursachen — große Wirkungen", und wie die sogenannten Zufälligkeiten im Leben eine wichtige Rolle spielen. Der eine gab dies, der andre das aus dem Schatze seiner Erinnerung zum besten. Schließlich ließ sich Freund X., glücklicher Bräutigam, also vernehmen:

Zufälligkeiten! Fatale Zufälligkeiten! Ja, davon weiß ich auch ein Lied zu singen. Beinahe hätten sie mich meinen Verlobungsring gekostet. Wie das kam?

Ich war bei Verwandten auf Gut Neudorf gewesen und dachte nun einen Abstecher zu meiner Braut zu machen. Mein Onkel, ein eifriger Bienenvater, hatte auch mich für die kleinen emsigen Tierchen zu begeistern gewußt, und als ich mir am Morgen meiner Abreise, in süßen Erwartungen schwelgend, mein letztes Honigbrot strich, meinte mein Onkel, ob ich mir nicht eine „Königin" mit etlichen Trabanten mitnehmen und meiner kleinen Braut zum Präsente machen wolle. Es sei gerade günstige Jahreszeit, und an Heide fehle es ja auf dem Gute meines Schwiegervaters nicht. Es gehe doch nichts über ein selbstgeerntetes Honigbrot.

Das leuchtete mir ein, und nach einer halben Stunde hatte ich eine Schachtel mit den lebendigen Samenkörnern zukünftiger süßer Freuden in der Tasche.

Ein kurzer, herzlicher Abschied. Dann brachte mich der Wagen zur Bahn, und fort ging's auf Flügeln des Dampfrosses dem Ziele meiner Sehnsucht entgegen. Wir hatten eben die letzte Station passiert. Da zuckte ein jäher Schmerz in mein Träumen hinein. Au!

Ein banges Ahnen geht mir auf. Ich fasse krampfhaft in die Tasche — und da haben wir's! Ihre königliche Majestät hatten sich in dem zugewiesenen Schlößchen zu beengt gefühlt und nebst Leibwache sich eine Exkursion in verbotene Gefilde erlaubt.

Au!! Au!! Au!! Das ist wirklich nicht zum Aushalten! Und dabei bedenken die Peiniger nicht einmal, daß sie dies Vergnügen mit ihrem Leben bezahlen müssen.

Na, unter allen Umständen werde ich dem frechen Gesindel das Gastrecht kündigen.

Aber wie? Höchst einfach! Ich bin allein im Abteil. Also! Die „Unflüsterbare" ist leicht abgestreift, und ich leiste mir einige leichtbeschwingte Pas. Dann reiße ich das Fenster auf und nötige die Zudringlichen unter lebhaftem Händeschütteln zum Verlassen meiner Grenzen. Da aber geschieht das Gräßliche, Unerhörte.

Eben hat eine vergnügliche Kinderschar am Wege meinen energischen Flaggengruß zum Fenster hinaus mit einem lauten, schnell verhallenden Hurrageschrei erwidert, und ich winke nochmals lachend zurück, da stäubt und rasselt ein Etwas dicht am Zuge vorbei, und ehe ich recht zur Besinnung komme, ist das schnaufende, gewaltige Ding in Gestalt eines Schnellzuges dahingebraust — und ich stehe da mit leeren Händen!

Die Alten wissen viel von dem erstarrenmachenden Anblick des Medusenhauptes zu erzählen. Ich

empfand eine ähnliche Wirkung bei dem geistigen Anschauen meiner nicht mehr vorhandenen „Unaussprechlichen“. Tausend Gedanken kreuzten in wirrem Durcheinander mein armes Hirn. In wenigen Minuten sollte ich nach dem unerbittlichen Gesetze der Fahrgeschwindigkeit vor meinem Bräutchen stehen. Ja, ging denn das überhaupt? Hatte der Dichter — so philosophierte ich zugleich in sehnendem Verlangen nach der Entschwundenen — noch ein Recht, zu singen: „Dort, wo du nicht bist, ist das Glück?“ — und der andre, womit ich mich so oft getröstet:

> „Nicht, was du nicht hast, laß dich kränken:
> Was geht's dich an?
> Nein, was du hast, mußt du bedenken,
> Und freu dich dran.“

Was hatte ich denn noch? All mein Besitz dünkte mich in diesem Augenblicke gegen die jäh entrissene Hülle meines unteren Menschen ein elendes Nichts. Ich war der entthronte Herrscher eines Königreichs, ein ausgestoßenes Glied der menschlichen Gesellschaft.

Was sollte werden, wenn höhere Mächte einen Angriff wagten, einen unabwendbaren, nicht abzuwehrenden? Und dieser Angriff mußte kommen. Er stand unmittelbar bevor, denn wir näherten uns mit Windeseile meinem Reiseziel. Da polterte auch schon der Zug über die Weichen und mit für mich fast tödlichen Erschütterungen in den Bahnhof hinein.

„Station Jammerstedt! Bitte, aussteigen, mein Herr!“ ertönt eine Stimme vor dem Coupé. Jammerstedt, — jawohl, das ist der rechte Name.

„Hören Sie, Schaffner!“ rufe ich und halte mit den Kräften der Verzweiflung meine Burgpforte gegen die hastigen Oeffnungsversuche des Bahnbeamten zu und winke zugleich mit der Miene eines zum Schafott geführten Verbrechers abwehrend nach dem Bahnsteig hin, wo der ganze feierliche Empfang steht, wie ich ihn mir gedacht, wie ich ihn mir längst mit Wonne, zuletzt mit Grauen ausgemalt habe: mein rosiges Aennchen, zwei jüngere Schwestern mit ihren unschuldigen Gesichtern, daneben die ehrenfeste, würdige Gestalt meines Schwiegervaters und ihm zur Seite die gütig-ernste Tante Laura.

„Hören Sie, Schaffner!“ — „Bitte, bleibt weg! Schaut weg!“ füge ich halblinks gewendet hinzu. Denn die Meinen sind inzwischen auch an den Wagen getreten.

„Grüß Gott, Franz! Warum steigst du nicht aus?“

„Ich kann nicht.“

„Herr, was sollen diese Dummheiten? Der Zug geht gleich weiter.“

„Ich kann nicht.“

„Ja, warum halten Sie die Thür zu?“

„Bitte, bitte, eine Decke!“

Inzwischen ist auch der Stationsvorsteher herbeigekommen.

„Was ist mit dem Herrn?“ fragt er streng.

„Bitte, bitte, eine Decke!“

„Geht doch fort, meine Lieben!“

„Herr, sind Sie verr . . . . ?!“

Ich lese in den Mienen meiner Angehörigen, daß sie sich mit ähnlichen Ahnungen plagen. Sie treten bestürzt zurück. Mein Lieb ist bleich wie der Tod. Endlich schwingt sich der Schaffner auf das Trittbrett und schaut hinein.

„Na, aber so was! Was soll denn das?“

„Bitte, lassen Sie mich! Ich kläre alles auf. Nur eine Decke!“

„Na, natürlich!“

Man schafft einen Dienstmantel herbei. Ich ergreife ihn, hülle mich ein und stürze heraus wie ein Rasender. Wohin? Ja, was weiß ich! Nur fort aus dem Bereich der spähenden, neugierigen, lieben und unlieben Menschenaugen.

Als ich wieder, halbdienstlich angezogen, zum Vorschein komme, ist von dem feierlichen Empfange nichts mehr zu sehen. Statt dessen wird mir ein Billet überreicht. Das hat folgenden Wortlaut — ich habe ihn nur zu gut behalten —: „Mein Herr! Nach der Aufführung, mit der Sie uns soeben überrascht haben, werde ich Ihnen nicht erst zu sagen brauchen, daß Sie sich die Mühe eines Besuches bei uns sparen können. Wir sind geschiedene Leute.

Mit aller Achtung, die Sie verdienen,
Petrus Reichlich,
Gutsbesitzer.“

Was sollte ich thun? Ich war so kühn, nachdem die mitleidigen Bahnbeamten mir aus einem Kleidergeschäft einen Ersatz geschafft hatten, doch noch einen Versuch zu wagen. Aber die Herrschaften waren abwesend und würden auch nicht so bald zurückerwartet.

Sollte ich denn wirklich hierher gereist sein, um gründlich entlobt zu werden? Ich ging in ein Hotel und schrieb einen de- und wehmütigen Brief an meine Schwiegermutter und beichtete ihr alles.

Nach einigen Stunden bangen Harrens erschien meine Braut hold errötend mit ihrem Vater und sank mir schluchzend an die Brust:

„Mein armer, böser Franz!“

Mein Schwiegervater hatte eine unbeschreibliche Miene aufgesetzt und reichte mir, die Linke drohend erhebend, die Hand: „Freundchen, dergleichen wird aber nicht wieder aufgeführt!“

„Ach, Schatz! Papa! darauf könnt Ihr Euch verlassen.“

Meine Bienenhose aber sah ich nimmer wieder und habe sie auch nicht zurückgewünscht.

Der Erzähler hatte geendet und that einen tiefen Zug. Wir tranken ihm mit Thränen in den Augen zu, ließen seine wieder eroberte Holde leben, und einer meinte, sich wieder zum Philosophischen erhebend: „Vielleicht hat auch das sich nur so fügen müssen, damit du dein Glück desto sicherer besäßest. Jedenfalls betrachten wir uns alle als zu deiner Hochzeit geladen mit deiner — ‚Bienenkönigin‘ in Jammerstedt.“

Im Dunkel

Ich bin nicht, wie die andern sind,
Das hat mich oft verdrossen.
Ich steh' vor dir wie ein Bettelkind,
Verschüchtert und verschlossen.

Meine Augen sind müd', meine Wangen hohl
Vom langen Weinen und Härmen,
Und doch bin ich tausendmal reicher wohl
Als alle, die dich umschwärmen.

Ich könnte dir geben, was keine dir gab
Von den blühenden, lachenden Scharen;
Doch du weißt ja nicht, wie lieb ich dich hab',
Und wirst es nie erfahren.

Maidy Koch

Javanische Fürstenhöfe

(Hierzu auch die Abbildung Seite 151.)

Als die Perle des Ostens ist häufig Java bezeichnet worden, und wegen der Herrlichkeit der Natur, die sich auf der Insel entfaltet, haben manche geglaubt, hier die Stätte des Paradieses suchen zu müssen, in dem einst die ersten



Hinduknabe

Menschen wandelten. Die Eigenart des Landes und seiner Bewohner rückt uns anschaulich ein vornehmes Prachtwerk vor Augen, das eben erschienen ist.*) Der Verfasser, Künstler und Schriftsteller zugleich, wurde 1870 in Kopenhagen geboren, machte seine Studien zum wesentlichen Teile in Deutschland und ging, der Anregung seines Bruders folgend, der in Sumatra als Leiter großer Plantagen thätig ist, nach den holländischen Kolonien, die er nach allen Richtungen durchstreifte und von denen er reiche künstlerische



Der „Reichskanzler“ von Surakarta

Ausbeute heimbrachte. Unterstützt durch einflußreiche Förderer, gewann er Einblicke in Verhältnisse, die minder Bevorzugten verborgen bleiben, und gleich gewandt in Führung der Feder wie des Zeichenstiftes, schuf er in der Wiedergabe seiner Beobachtungen und Erfahrungen, die sich teilweise auch auf die englischen Besitzungen erstrecken, ein in höchstem Grade anziehendes Werk, das in der entsprechenden Litteratur kaum seinesgleichen findet. Unter Beigabe sehr zahlreicher Abbildungen, von denen ein großer Teil im Schmuck der Farbe erscheint, entwirft er anschauliche und packende Schilderungen von jenen herrlichen Gebieten, und wenngleich er sich der trockenen Wissenschaft fernhält, so bietet sein Buch im Gewande der liebenswürdigen Unterhaltung doch auch manche anregende Belehrung. Zur überzeugenden Probe geben wir einiges aus jenen Abschnitten wieder, die das Leben und Treiben an javanischen Fürstenhöfen behandeln.

Ein javanischer Fürst ist seinen Unterthanen eine geheiligte Person. Nur mit scheuer Ehrfurcht nahen sie ihm, und sein Wille ist ihnen Gesetz. Er verfügt über große Reichtümer, führt einen pomphaften Haushalt, kann sich alle Genüsse gönnen, nach denen sein Herz begehrt, nur den einen nicht, den der freien Bewegung. Denn er ist nicht viel mehr als ein sorgfältig gehüteter, zwar mit äußerster Höflichkeit behandelter, aber doch streng in seine Grenzen gebannter Gefangener. Nicht einen Schritt kann er außerhalb seines Palastes thun ohne die Genehmigung des holländischen Residenten. Niemand darf er ohne dessen Zustimmung empfangen, wenn es ihn nach einem Ausflug gelüstet, wird er von einer Eskorte Dragoner begleitet, und wenn ihn wirklich die Neigung anwandeln sollte, den Zwang abzuschütteln, so genügt zur Besänftigung seines Ingrimms wohl ein Blick auf die Citadelle, die so angelegt ist, daß sie in wenigen Minuten die ganze Herrlichkeit des rebellischen Fürsten zusammenschießen würde.

Ueber den holländischen Kolonien in Ostindien waltet ein Generalgouverneur, der mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüstet ist. Er kann gegen die einheimischen Fürsten Kriegserklärungen erlassen, die Todesstrafe verhängen, Landesverweisung befehlen. Unter ihm stehen für die einzelnen Distrikte je ein Resident, der ebenfalls große Machtbefugnisse ausübt. Die eingeborenen Fürsten und Häuptlinge nennen ihn „Vater“, aber im Innern mögen sie ihm wohl einen ganz andern Titel verleihen. Jeder dieser Fürsten lebt in seinem „Kraton“, einem Palastkomplex, der aus der eigentlichen Wohnung und

*) „Durch den Indischen Archipel“, eine Künstlerfahrt von Hugo V. Pedersen (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis 25 Mark).

Massen von Höfen und Baulichkeiten besteht. Dem Fürstenpalast gegenüber liegt die holländische Festung, die drohenden Kanonenmündungen, wie erwähnt, auf das Palais gerichtet. Die Kratons stehen nun schon etwa 200 Jahre auf derselben Stelle, obwohl die javanische Religion gebietet, sie alle 100 Jahre an andre Plätze zu verlegen. Da jedoch die holländische Regierung, als einmal von solcher Aenderung die Rede war, erklärte, sie müsse in diesem Falle ihre Festungen ebenfalls verlegen, verloren die Hoheiten plötzlich alle Lust zu der kostspieligen Uebersiedelung. Der Palast enthält nur sehr wenig geschlossene Räume, sondern meist große, innen prachtvoll dekorierte offene Säle ohne Wände, die auf Säulen aus den kostbarsten Holzarten ruhen. Die Fußböden sind



Zauberer

aus Marmorfliesen, Möbel und Lampen gewöhnlich europäischer Herkunft. Ueberall stehen mächtige Messingspucknäpfe von der Form und Größe europäischer Ofenvasen, die dem leidigen Sirihkauen dienen, einer über ganz Java bei hoch und niedrig verbreiteten Sitte, die dem europäischen Tabakkauen entspricht. Etwas Kalk, gemischt mit verschiedenen Blattsorten, wird gekaut und dann in diese Näpfe gespieen.

Der Geburtstag der Königin Wilhelmine geht natürlich in den holländischen Kolonien nicht ohne große, vom Residenten veranstaltete Festlichkeiten vorüber, und hierzu erscheint auch der eingeborene Fürst mit seinen Angehörigen und seinem Hofstaate. Ein solches Fest im Djokjakarta-Sultanat schildert Pedersen in lebendigen Farben. Zu dem im Hintergrunde des Saales errichteten Throne geleitet der Resident den Sultan; hinter ihm stellt sich ein Page mit mächtigem Pfauenwedel auf, und vor ihm kniet ein andrer nieder, einen vergoldeten Schemel haltend, zum Ruheplatz für die Füße des Gebieters. Vor dem Thron wird das große ‚Gamelangspiel' aufgestellt, von etwa vierzig Musikanten umgeben. Für unser Ohr befremdend, ist doch die Musik mitunter von eigenartig schöner Klangwirkung. Aus einer der großen Seitenthüren schreiten nun gespensterhaft langsam die zwölf schönen Tänzerinnen (Bedojas), Prinzessinnen von edelstem Geblüt, zwei zu zwei bis zur Mitte des Saales. Vor und hinter ihnen gehen vier ältere ehemalige Bedojas, die bei den Sängerinnen Platz nehmen und die Aufgabe haben, bei dem nun beginnenden Tanz ein Schmuckstück, eine Nadel oder Blume, die eine der Tänzerinnen zufällig fallen läßt, den Bewegungen der letzteren leise und vorsichtig folgend, an dem früheren Platze zu befestigen, ohne die Fortsetzung des Tanzes zu hindern. Schon aus diesem durchaus nicht einfachen Manöver kann man ersehen, daß der Tanz, der nun seinen Anfang nimmt, nichts mit unserm Ballett gemein hat.



Imbo-Affe

Diesen Tänzerinnen liegt es ob, bei Hoffesten und jederzeit, wann es dem Sultan beliebt, ihn durch ihre Tanzkünste zu zerstreuen. Sie bieten das Vollendetste, das in dieser Richtung geleistet werden kann. Um diesen denkbar vollkommensten Grad von Anmut zu erreichen, werden die hierzu bestimmten Mädchen, die von höchstem Adel, ja oft Kinder des Sultans sind, von zartem Alter an sorgfältig geschult. Finger und Ellbogengelenke müssen nicht bloß von unglaublicher Geschmeidigkeit sein, sondern sich auch, ähnlich wie bei unsern europäischen Schlangenmenschen, ebenso leicht als elegant in ganz entgegengesetzte und unnatürliche Lagen und Richtungen biegen lassen, um eben hierdurch eine geradezu verblüffende Zartheit der Bewegungen zu erlangen. Hierzu kommt noch die Wirkung der rein äußerlichen Schönheit und die ungemeine Sorgfalt, die auf Kostüm, Frisur und Schmuck verwendet wird; wie es heißt, ist ein voller Tag nötig, um die zu diesen Tänzen erforderliche Toilette anzulegen.

Ein nicht minder prunkvolles Treiben entfaltet sich am Hofe des Soesoehoenans, des „Kaisers“ von Surakarta, dessen Bildnis wir Seite 151 wiedergeben. In den Lebensbedingungen javanischer Fürsten unter holländischer Oberhoheit macht er keine Ausnahme, aber er hat den Vorzug, einen außerordentlich gewandten „Reichskanzler“ zu besitzen. „Raden Adipati Sosrodiningrat“, so lautet der Name des Mannes, der mit einer Schwester des Kaisers vermählt ist, ist einer der liebenswürdigsten, klügsten



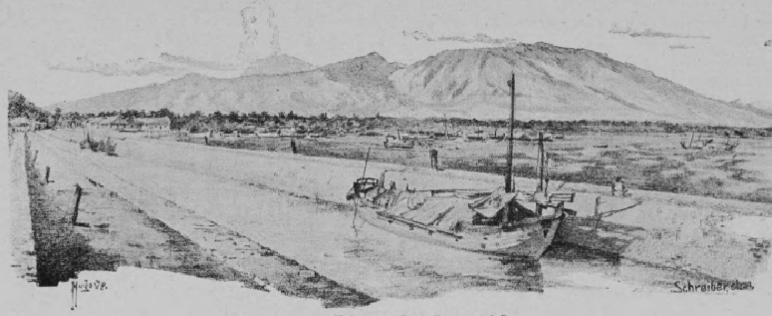
Strassenverkäufer

und feinsten Javaner. Es ist durchaus nicht ungerechtfertigt, wenn dieser Mann den pompösen Beinamen „Javas Bismarck“ führt, denn in Wirklichkeit ist er es und nicht der Soenan, um den alles sich dreht. Niemand darf den Soenan besuchen, ohne vorher unter Anführung seiner Gründe die Erlaubnis des Residenten eingeholt zu haben, der den Ansuchenden dann in der Regel an den „Reichskanzler“ verweist. Alle Pachtverträge, Kontrakte und alle Plantagenangelegenheiten, die für den Europäer in Mitteljava von größter Bedeutung sind, werden in den Büreaux des Kanzlers entschieden, ebenso ist es seine Pflicht, Streitigkeiten zwischen den kleinen, oft recht heftigen Fürsten und der Regierung zu verhindern oder zu schlichten. Er ist sowohl die rechte Hand der holländischen Regierung als auch des javanischen Hofes — eine wahrlich nicht leichte Aufgabe. Er ist unzweifelhaft, ebenso wie sein verstorbener Vater, der frühere Kanzler, die beliebteste und zugleich die geschätzteste Persönlichkeit in Mitteljava.

Daß unter solchen Umständen das Haus des „Reichskanzlers“, das eines der geselligsten und gastfreiesten des Landes ist, den Sammelpunkt der javanischen Gesellschaft bildet und insbesondere seine sogenannten Spielabende den lebhaftesten Zuspruch finden, ist nicht zu verwundern. An diesen Zusammenkünften, zu denen der Reichskanzler nur seine nächsten Freunde ladet, herrscht ein durchaus gemütlicher und ungezwungener Ton. Der offizielle



Malaienwohnung



Hafen von Probolinggo auf Java

Teil des Abends wird immer so viel als möglich abgekürzt, und — was ganz besonders gewürdigt wird — der kluge Kanzler sucht seinen Gästen einen wirklich guten Tisch zu bieten, im Gegensatz zu dem Hofe, wo die Gewinnsucht der Hofbeamten und der Lieferanten, von denen jeder sich einen Extraprofit zuzuschanzen versucht, die Güte des Dargebotenen wesentlich beeinträchtigt, obwohl der Soesoehoenan seine schlechte Ware gewiß doppelt so hoch bezahlt wie der Kanzler seine gute. Man darf nun allerdings nicht vergessen, daß die Haupterwerbsquelle von Tausenden von Hoffunktionären darin besteht, zu stehlen und zu betrügen. Sehr treffend charakterisierte eines Tages ein Kundiger die Sachlage in der Weise, daß er behauptete, für jede Zigarre, die man einem Fremden biete, werde eine ganze Kiste Zigarren gestohlen. Die Moral von der Geschichte: „Es ist ein teures Vergnügen, auf Java Fürst zu sein.“ Sch.

Aus der Frauenwelt

Das bemerkenswerteste Vorkommnis der letzten Wochen auf diesem Gebiet dürfte die in den Tagen vom 5. bis 7. Oktober in Wiesbaden abgehaltene 5. Generalversammlung des Bundes der deutschen Frauenvereine gewesen sein, wobei 157 Vereine mit über 80000 Mitgliedern vertreten waren. Fast sämtliche Tageszeitungen haben jedoch so eingehend über die dortigen Verhandlungen berichtet, in denen beinahe alle in der Frauenbewegung der Gegenwart eine Rolle spielenden Fragen zur Erörterung gelangten, daß wir nicht nochmals darauf zurückzukommen brauchen. Anerkennend sei nur auch an dieser Stelle ausgesprochen, daß die Tagung in rühmlichem Gegensatz zu andern Kongressen nur ernster und hingebender Thätigkeit gewidmet war, und daß in den Verhandlungen überall das eifrige Bestreben zu Tage trat, unter Vermeidung dilettantenhafter Oberflächlichkeit in den Kern und das Wesen der Dinge einzudringen. Der Wiesbadener Frauentag darf deswegen als ein neues Zeugnis für den Fortgang der Frauenbewegung gelten, die um so sicherer und stetiger voranschreiten wird, je mehr sie sich von Extravaganzen und Ueberschwenglichkeiten fernhält.

Bei der jüngst stattgehabten Rektoratsübergabe an der Berliner Hochschule bemerkte Professor Kekulé von Stradonitz in seinem Bericht über das abgelaufene Rektoratsjahr, er habe betreffs Zulassung der Frauen zu den Universitätsvorlesungen den Brauch seiner Vorgänger innegehalten, jedoch möglichste Milde walten lassen. In Uebereinstimmung mit dem Senat hoffe er, daß demnächst denjenigen studierenden Frauen, die die Reifeprüfung abgelegt hätten, ohne weiteres die volle Berechtigung zur Teilnahme an den Universitätsvorlesungen gegeben werde, zum wenigsten in den Fakultäten, die sich grundsätzlich für die Zulassung der Frauen ausgesprochen hätten. Als ein weiterer Erfolg der Frauenbewegung ist die aus Berlin gemeldete Nachricht zu verzeichnen, daß mit Genehmigung des Kultusministers erstmals die Stellung eines Volontärassistenten an der dortigen Charité mit einer Aerztin besetzt wurde. Auf diesen Posten wurde Dr. med. Helene Friederike Stelzner berufen, die in Halle summa cum laude promoviert und ebendort das Staatsexamen abgelegt hat. Im Anschluß hieran sei erwähnt, daß die New Yorker Aufsichtsbehörde der Abteilung für Erziehungswesen die Errichtung einer technischen Hochschule als erste derartige Anstalt in der Stadt beschloß. An der Cornell University haben sich für das neue Semester drei Frauen zur Absolvierung der Studien für die Ingenieurlaufbahn gemeldet.

Baldige Nachfolge in unsern Großstädten verdient das Vorgehen der Pariser philanthropischen Gesellschaft, die mit Hilfe eines Legats von 50000 Franken an der Butte Montmartre ein Hotel garni für Frauen eröffnete. Dort erhalten Frauen und Mädchen der arbeitenden Klasse, die bisher auf ihre in der Seinestadt ganz besonders unzulänglichen Mansarden angewiesen waren, um geringen Preis ein sauberes, wenn auch einfaches Zimmer, ebenso billige Mahlzeiten in einem hellen, luftigen Speisesaal, und endlich finden sie Erholung und Geselligkeit in Lese- und Gesellschaftsräumen. Das Haus hat fünf Stockwerke, von denen die beiden ersten 24 größere, die andern 36 kleinere Zimmer enthalten. Erstere kosten 30 Franken monatlich, die kleinen 18 Franken; man kann jedoch auch tage- und wochenweise dort logieren und zahlt dann einen Franken, bezw. 60 Centimes, Duschen und Bäder kosten 20 Centimes.

Mustergültige Einrichtungen weisen die belgischen Fortbildungsschulen für Mädchen (écoles professionelles) auf, die in drei Gruppen zerfallen. Die erste davon faßt neben dem theoretischen Unterricht direkte praktische Thätigkeit (Näh- und Schneiderschulen, Zeichenschulen und Ausbildungsschulen für kaufmännische Fächer) ins Auge. Eine zweite Gruppe (Schulen für Weberei, Malerei, Gold- und Silberstickerei und Spitzenklöppeln) gliedert das Praktische unmerkbar dem Fachunterricht an, während die dritte die Haushaltungs- und Kinderpflegeschulen umfaßt. Die Schulen der ersten Gruppe unterbrechen jeden Tag ihre theoretische Thätigkeit für drei Stunden, die der Beschäftigung mit den verschiedenen Zweigen des Haushalts gewidmet werden, ebenso nimmt man in den Anstalten der zweiten Gruppe zwischen den feinen, auf berufliche Ausbildung abzielenden Arbeiten stets zur Erholung auch für die täglichen Lebensbedürfnisse verwendbare vor. In der dritten Gruppe ist jeder Haushaltungsschule eine Kinderpflegeanstalt angegliedert, in der die Zöglinge von Grund aus in der Pflege von Säuglingen nach allen Regeln der Hygiene unterwiesen werden. Den entsprechend vorgebildeten Schülerinnen wird zuletzt das kleine Wesen selbst übergeben, damit sie es waschen, anziehen, warten und pflegen lernen.

Als neuester Frauenberuf wird aus Nordamerika, dem Lande der originellen Ideen, der einer Brautjungfer gemeldet, der recht hübsche Einnahmen bringen soll. Bei einer kürzlich stattgehabten Hochzeit waren 15 solcher Ehrenjungfrauen gemietet worden, deren jede außer ihrem Kleid noch ein Geschenk von 20 Dollar erhielt. Diese Variation auf das Webersche „Wir winden dir den Jungfernkranz“ ist wirklich eigenartig und zugleich echt amerikanisch. Spectator

Zu unsern Bildern

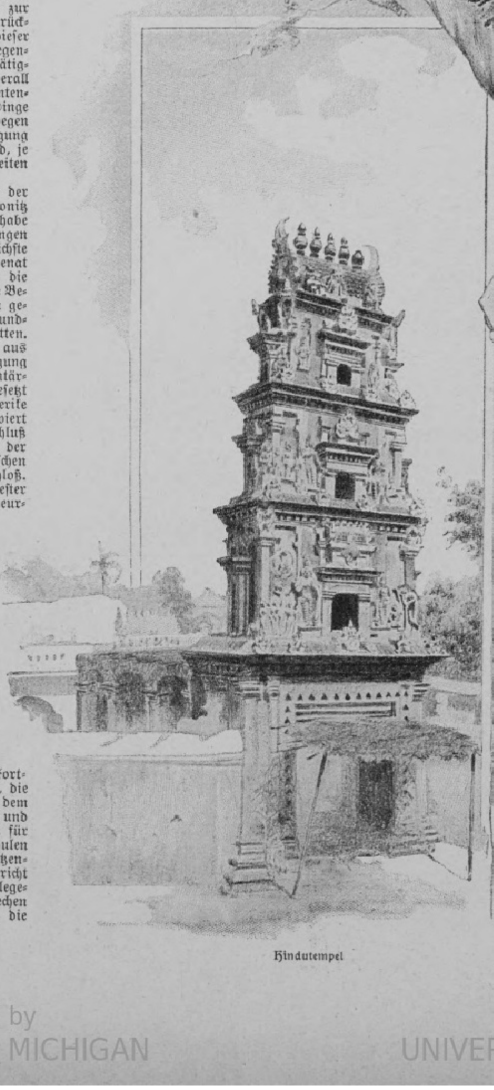
Packend veranschaulicht das Wüten des **Novembersturmes in der Nordsee** der Künstler auf dem Seite 154 von uns wiedergegebenen Bilde. Draußen am Elbfeuerschiff stürmt rasend der Nordwest, die steile hohe See vergräbt fast das Warnungsschiff in den Fluten, und bei eintretender Finsternis sieht man nur die Laterne über dem Wasser taumeln. Die Besatzung späht hinein in das Düster der Nacht, denn aus See sind Notsignale eines Schiffes gesichtet, und die Rettungsstation am Lande ist benachrichtigt worden. Lange Zeit vergeht, bis es dem Rettungsboot gelingt, in der hohen See vorwärts zu kommen; nur das Feuerschiff zeigt ihm den Weg. Endlich langt das Boot in dessen Nähe an, aber schon ist das blaue Licht des in Not befindlichen Fahrzeuges erloschen, das Drama beendet. Im Brüllen des Sturmes und der See suchen die beiden Besatzungen sich zu verständigen, und nachdem von Bord des Feuerschiffes die Antwort erschallt ist, daß von dem fremden Schiffe jede Spur verschwunden, tritt das Rettungsboot die gefahrvolle Rückfahrt durch die tobenden Elemente an.

Eine interessante ländliche Scene rückt uns das Bild **Fohlenschau auf einem holsteinischen Gutsbezirk** vor Augen (Seite 155). Zu dem Gute gehören fünf Dörfer. Der Gutsherr stellt den Bauern seinen Deckhengst zur freien Benutzung, behält sich aber das Vorkaufsrecht für die besten Fohlen vor. Sämtliche Fohlen müssen dann in Begleitung ihrer Mütter an einem bestimmten Termin dem Herrn vorgeführt werden, der sich dann Notizen über die einzelnen Tiere macht. Nachdem er die zehn besten ausgesucht hat, sind sie sein Eigentum, bleiben aber noch einige Monate bei der Mutter und gehen erst als halb ausgewachsene Pferde in die Ställe ihres neuen Herrn über.

Ein mächtiges, palastartiges Gebäude, das einzig und allein dem Handel mit Baumwolle dienen soll, ist jüngst in **Bremen** unter der Leitung des Architekten Poppe als „**Baumwollbörse**“ errichtet worden. Bremen ist nächst Hamburg der größte Baumwollenmarkt in Deutschland; hier gelangt die Baumwolle, zuerst als Rohprodukt oder in Rohgeweben, aus den überseeischen Ländern zur Einfuhr. Die Bremer Baum-



Schlangenbeschwörer



Hindutempel

wollbörse ist eine ähnliche Einrichtung wie die Produktenbörsen in den verschiedenen Großstädten; hier wird die Ware auf den Markt geworfen, und wie überall, so regelt auch hier die Nachfrage im Verhältnis zum Angebot, und umgekehrt, den Preis der Baumwolle. Das vornehmlichste Geschäft der Bremer Börse ist die „Arbitrage": die Baumwolle wird „arbitriert", d. h. es wird geprüft, ob die gelieferte Ware der Probe, auf Grund deren der Kauf erfolgt ist, an Gehalt und Wert entspricht. Ständige Kommissionen, die ihren Sitz im Handelspalast selbst haben, entscheiden als kaufmännische Schiedsgerichte über etwaige Differenzen. Die Produktion der Baumwolle und namentlich der Rohgewebe hat in dem letzten Jahrzehnt sehr zugenommen; die südlichen Staaten von Nordamerika allein haben in diesem Jahre schon 300 000 Ballen Baumwolle mehr exportiert als im Vorjahre. Der Baumwollverbrauch ist nächst Amerika und Großbritannien in Deutschland der größte; er betrug nach der letzten Statistik etwa 5 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung.

Litteratur

Rasch nach dem in kurzer Zeit zu internationaler Berühmtheit gelangten Maxim Gorjki ist im Schrifttum Rußlands wieder ein Erzähler von hervorragender Begabung aufgetaucht, Leonid Andrejew, der fast noch schneller als jener auch im Auslande die Aufmerksamkeit der litterarischen Kritik erregt hat. Auch er ist, wie seine „Erzählungen" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) bekunden, ein Meister der knapp gefaßten Novelle. In seinen meist auf das Düstere und Geheimnisvolle gestimmten Schilderungen aus dem russischen Kleinleben offenbart er eine Kraft psychologischer Analyse, die auch die tiefsten seelischen Konflikte, wie sie z. B. dem Zusammenstoß westeuropäischer Kultur mit den nationalen Instinkten entspringen, meisterhaft zu zergliedern weiß. Der vorliegende Band enthält die sechs besten Erzählungen, die Andrejew bisher geschrieben hat; mit Interesse wird der deutsche Leser sich in diese eigenartigen, mit der Kraft und Sicherheit eines echten, ursprünglichen Talentes geschriebenen Geschichten vertiefen und der erstaunlichen Beobachtungs- und Darstellungsgabe des Dichters seine Bewunderung nicht versagen.

— Was Jules Claretie, der geistvolle Direktor der Comédie Française, in den langen Jahren seiner Theaterpraxis an Beobachtungen und Erfahrungen gesammelt, hat er in seinem Roman „Brichanteau, der Mime" zusammengefaßt und zu einem wahrhaft klassischen Typus des wandernden Komödiantentums der Provinz geformt (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Mit wachsendem Vergnügen wird der Leser den lustigen Gasconnaden und Fanfaronaden des stimmgewaltigen Menschendarstellers folgen, dem nur die Eifersucht seiner Kollegen auf sein phänomenales Organ den Weg zur ersten Bühne Frankreichs versperrt hat, der sich aber trotzdem rühmen darf, Mitglied aller übrigen Theater Frankreichs gewesen zu sein. In den Schilderungen seiner Erlebnisse, seiner Triumphe und seiner Niederlagen wie in der Charakteristik seiner Kollegen und Kolleginnen entrollt Brichanteau ungemein fesselnde Bilder, die einen Anspruch auf kulturgeschichtlichen Wert haben, da die Schauspielergeneration, in der er gelebt hat, dem Aussterben nahe ist. Diese alten Komödianten sind ihren Idealen treu geblieben, während das undankbare Publikum immer neuen nachjagt. Nicht ohne Rührung wird man lesen, wie einer nach dem andern von der alten Garde von dem Schauplatz seiner Thaten abtritt und ins Dunkel der Vergessenheit sinkt, nur nicht Brichanteau, der bis zuletzt — dank seiner Stimme! — als Ausrufer auf einem Rennplatz der Ungunst des Schicksals trotzt.

— Es ist ein dankenswertes Unternehmen der Verlagshandlung J. J. Weber in Leipzig, in dem soeben von A. Oskar Klaußmann herausgegebenen Werke „Kaiserreden" die wichtigsten und für seine Person und Politik bezeichnendsten Reden des Deutschen Kaisers zu bieten, die, übersichtlich gruppiert und durch einen erklärenden Begleittext untereinander verbunden, ohne jede persönliche und politische Nebenabsicht helle Streiflichter auf den Charakter und die Person Kaiser Wilhelms II. werfen. Das Buch faßt die Reden in drei großen Kapiteln zusammen, deren Ueberschriften lauten: „Der Friedens- und Versöhnungskaiser", „Der Kaiser als Erhalter und Förderer des Reiches", „Der Kaiser im engeren Kreise". Jedes dieser Hauptkapitel zerfällt in eine Anzahl von Unterabschnitten, die Reden, Erlasse, Telegramme und stellenweise auch Briefe des Kaisers enthalten, die sich auf einen und denselben Gegenstand beziehen. Besonders inhaltreiche Abschnitte dieser Art sind: „Der Kaiser und Frankreich", „Der Kaiser und die katholische Kirche", „Der Kaiser und die Arbeiter", „Der Kaiser und England", „Der Kaiser und die Vereinigten Staaten von Amerika", „Der Kaiser als Förderer von Handel und Schiffahrt". Von besonderer Wirkung sind die Reden, die sich auf die Reichsidee, das deutsche Heer und die deutsche Marine beziehen. Kühnen Schwung zeigen die Stapellaufreden, die in einem Kapitel vereinigt sind. Der „Kaiser im engeren Kreise" tritt uns näher in den Reden, die Wilhelms II. Vorbild, den Großen Kurfürsten, betreffen, in den Reden und Aeußerungen des Kaisers über seine Familienangehörigen sowie in den Ansprachen, die der Kaiser als Student, als Alter Herr und an seine Märker als Markgraf von Brandenburg gehalten hat.

— Der vierten Auflage erfreut sich in Meyers Reisebüchern „Unteritalien und Sizilien" von Dr. Th. Gsell Fels (Leipzig, Bibliographisches Institut). Wenn bei einem Reisehandbuch etwas zur Tugend werden kann, so ist es kleines Format, also Handlichkeit, und gerade diese fällt bei der vorliegenden neuen Auflage zunächst ins Auge. Aeußerlich ist man also mit gutem Bedacht von dem alten Gsell Fels abgewichen, innerlich aber um so sorgfältiger bei seinen bewährten Einrichtungen geblieben. Ein vortrefflicher Kenner Italiens hat es unternommen, das behandelte Gebiet für die Zwecke des Buches zu besuchen und alles Neuentstandene nachzutragen. So ist der Führer unter Wahrung seiner Eigenart wieder allen Anforderungen der Gegenwart gerecht geworden, nicht zuletzt auch durch die Erneuerung des kartographischen Teils, der durch Pläne von Brindisi, der Theater von Syrakus, des Hauses der Vettier in Pompeji, sowie durch eine Umgebungskarte von Palermo und eine Karte der herrlichen Küstenstrecke Castellamare-Sorrent-Amalfi-Salerno bereichert worden. Neu aufgenommen ist die Insel Malta. 20 Karten und 31 Pläne sind dem Buche beigegeben.

— Herausgegeben von Karl Obser, liegen die „Erinnerungen aus dem Hofleben" vor, die Karoline von Freystedt, weiland Hofdame der Markgräfin Amalie von Baden, niedergeschrieben hat (Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung). Die Aufzeichnungen, die sich auf die Jahre 1801 bis 1832 erstrecken, aber zum Teil noch bis ins 18. Jahrhundert zurückgreifen, bringen nicht unwichtige Beiträge zur Kenntnis der damaligen Zustände, namentlich soweit sie sich auf das badische Hofleben beziehen. Im Mittelpunkte der Schilderungen steht die genannte Markgräfin, Mutter des späteren Großherzogs Karl, der als Erbprinz Stephanie Beauharnais heiratete und schon im Alter von 33 Jahren starb. Sie war eine charaktervolle Frau, die in den Tagen der Fremdherrschaft mit ihrer deutschen Gesinnung nicht zurückhielt und selbst dem Allgebieter Napoleon Respekt abnötigte. Ihre Töchter sah sie in holder Schönheit erblühen und eine glänzende Zukunft sich ihnen eröffnen, aber wie ihren Kindern, so blieb auch ihr bitteres Leid nicht erspart, und der Tod kam schließlich der müden Greisin als Erlöser. Neben dieser edeln Frau, die mit Recht als eine Zierde der deutschen Fürstenhöfe bezeichnet worden ist, lernen wir eine große Anzahl merkwürdiger Personen kennen, und wenn die Verfasserin auch zur hohen Politik keine bedeutenden Beiträge spendet, so verzeichnet sie doch viele interessante Charakterzüge, die die Zeit und ihre Anschauungen in helles Licht rücken.



Phot. Hans Breuer, Hamburg

Die neue Baumwollbörse in Bremen. Nach dem Entwurf von Architekt Poppe

Kunst

Unter den neuesten Veröffentlichungen der Photoglob-Gesellschaft in Zürich nehmen zwei farbige Wiedergaben der Hauptfronten der Notre-Dame-Kirche in Paris und der Kathedrale in Reims, beide in Imperialformat, die erste Stelle ein. Bei dem großen Maßstabe und der Schärfe der Reproduktion, die den reichen plastischen Schmuck in allen Einzelheiten erkennen läßt, sind die schönen Blätter nicht nur allen Kunstfreunden für ihre Mappen und als Wandschmuck, sondern ganz besonders auch für Unterrichtszwecke zu empfehlen, da die farbigen Bilder die Wirklichkeit natürlich viel besser veranschaulichen als die gewöhnlichen Photographien und Lichtdrucke.— Von den Neuheiten des Verlags in dem üblichen Format ist eine Reihe von Ansichten aus Palermo und Umgebung (Bauwerke, Vegetationsbilder, Volkstypen) von hohem Reiz, weil uns in den Reproduktionen auch die ganze Farbenpracht des Südens vor Augen geführt wird. Eine zweite Reihe von elf Bildern ist dem Thal von Chamonix gewidmet, dessen schönste Punkte in ungemein effektvollen Aufnahmen festgehalten sind. Ein besonderes Interesse erregt unter diesen Aufnahmen die Traversierung des Mer de Glace von einer langen Kette von Touristen. Da die Hälfte davon dem schöneren Geschlecht angehört, wird durch dieses Bild die Versicherung des Meyerschen Schweizführers, daß der Uebergang über das Eismeer „unschwierig" ist, überzeugend illustriert.

— Von dem „Hausschatz älterer Kunst" (Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien) sind die Hefte 8 und 9 erschienen. Sie enthalten eine abwechslungsreiche Reihe von vortrefflichen Reproduktionen nach Gemälden alter Meister. Von Rubens berühmtem Decius Mus-Cyklus, der als einer der größten Schätze der fürstlich Liechtensteinschen Galerie in Wien bekannt ist, wird das Gemälde die „Opferschau" durch William Ungers Meisterhand in Radierung wiedergegeben. Auch die übrigen Bilder dieser Folge werden, von demselben Künstler reproduziert, in den nächsten Heften vollständig erscheinen. Außerdem verdienen noch Jan van der Meers „Briefleserin", radiert von Hugo Bürkner, und David Teniers' „Raucher", radiert von Peter Halm, besonders hervorgehoben zu werden. Die übrigen Tafeln enthalten vorzügliche Gemälde von J. Beerstraeten, Bernardo Belotto, genannt Canaletto, J. G. Cuyp, A. van Everdingen, Jan van der Meer, E. van der Poel und Martin Schongauer. In 20 Heften mit je 5 Radierungen wird das treffliche Werk vollständig sein.



Das Denkmal für den Prinzregenten Luitpold von Bayern in Füssen
Von Alois Mayer

Notizblätter

Denkmäler

Ein Denkmal voll Eigenart und rührender Einfachheit hat man dem Prinzregenten Luitpold von Bayern in Füssen errichtet. Nicht hoch zu Roß mit Uniform oder Ordenskleid angethan, sondern in schlichtem Gewande steht er da, ohne Hauptbedeckung, zwanglos bequem, mit der an die Hüfte gelehnten Rechten den Oberrock etwas zurückhaltend, während die linke Hand auf einem Felsblocke Halt gefunden. Herrliche Alpenrosen, des bayrischen Gebirges stolze Blumen, ranken sich am Gestein empor. In dieser Erscheinung kennen und verehren die Bewohner jener Gegend ihren Landesherrn, in solcher Gestalt bewegt er sich gemütlich und allen höfischen Zwanges ledig mitten unter ihnen, wenn er, dem Jagdvergnügen huldigend, im benachbarten Schlosse Hohenschwangau Absteigequartier genommen. Da schallen des Jagdhorns Klänge von der bewaldeten Berge Höhen hernieder, da durchstreift der Fürst, trotz seiner 81 Jahre ein Urbild von kerniger Kraft und Gesundheit, das bayrische Alpenland. Zum Zeichen dankbarer Gesinnung und treuer Verehrung beschloß der Verein zur Errichtung eines Wittelsbacher-Denkmals in Füssen, ihm daselbst ein Standbild zu setzen. Es sollte zugleich eine Ehrung in sich schließen für König Maximilian II. und König Ludwig II., die beide so vielfach in der hehren Schönheit der dortigen Landschaft Erholung gesucht haben. Darum zeigt der Granitsockel des Denkmals die in Erz gegossenen, von Lorbeer umrahmten Bildnisse beider Fürsten. Der Schöpfer des Denkmals, Bildhauer Alois Mayer in München, ist ein Sohn der Stadt Füssen, der Prinzregent hat ihm persönlich Modell zu seinem Werke gestanden. Den Bronzeguß der Figur und Porträtreliefs des Denkmals fertigte meisterlich Erzgießer Hans Klement in München.

— Im neuen Dom zu Berlin sollen acht Standbilder von Fürsten aufgestellt werden, die sich um die Einführung der Reformation besondere Verdienste erworben haben. Der Kaiser hat mit den Aufträgen acht verschiedene Bildhauer betraut.

— In verschiedenen Städten Nordamerikas, in denen die Deutschen zahlreich vertreten sind, haben sich Komitees zur Errichtung von Denkmälern für den General Franz Sigel gebildet. In New York soll ein solches Monument in einem Park aufgestellt werden, in dem der Verewigte mit Vorliebe weilte; auch gedenkt man die Anlage „Sigel-Park“ zu benennen.

Tagesereignisse

Großes Aufsehen hat eine am 16. Oktober zu Paris vollzogene Eheschließung erregt: die Hochzeit eines Chinesen mit einer Französin. Der junge Gatte ist der zweite Sohn des chinesischen Gesandten in Paris, Charles Hsingling; seine Neuvermählte hieß als Mädchen Geneviève Deneu und war Klavierlehrerin in Soisy (Seine et Oise), wo sie bisher mit ihrer Mutter wohnte. Braut und Bräutigam sind beide 23 Jahre alt. Charles Hsingling ist nach der Traurkunde am 19. Tag des 12. Monats des Jahres 5 der Regierungszeit Kuang-Lis oder am 11. Januar 1879 geboren. Trotz seiner Jugend war er bereits Botschaftsattaché in Japan, Attaché im Ministerium des Auswärtigen in Peking und ist jetzt zweiter Botschaftssekretär in Paris, Mitglied des japanischen Ordens vom Geheiligten Schatz, Ritter der Ehrenlegion, hat auch den Titel „Taotai“. Die Traurkunde wurde auf der Bürgermeisterei des achten Pariser Arrondissements von Hsinglings Vater und einem der Zeugen des Bräutigams mit mächtigen chinesischen Hieroglyphen und zwar mit dem Pinsel unterschrieben. Das junge Paar gehört der katholischen Religion an. Die kirchliche Trauung fand in der Kirche St. Philippe de Roule statt. Charles Hsingling trug hierbei die Uniform eines Taotai, hellblauen Waffenrock mit Korallenknöpfen. Die Mitglieder der chinesischen Botschaft hatten Galauniform angelegt. Eine Menge Vertreter des diplomatischen Corps war anwesend, und das Schiff der Kirche bot ein ganz orientalisch buntes Bild.

Handel und Industrie

Nicht umsonst führt der Oktober auch den deutschen Namen Weinmonat. Wie überhaupt die Reifezeit der Früchte in diesem Monat zum Abschluß gelangt, so findet in ihm auch in allen Weingegenden die Lese und das Keltern der Trauben statt. Schon vorher hat der Versand der Trauben aus Südtirol und Italien begonnen, zu denen nun auch noch viele deutsche und französische Erträgnisse der Rebstöcke hinzukommen, und es ist wahrhaft staunenerregend, welche Massen von Trauben gegenwärtig auf die Märkte gelangen. Teils dienen sie als Tafelobst und zu Traubenkuren, teils werden sie zum Verschneiden einheimischen Traubensaftes benutzt. Unser Bild zeigt eine eigenartige „Traubenlese“, die wohl wenig bekannt sein dürfte und die sich um diese Jahreszeit allwöchentlich im Hamburger Freihafen abspielt. Es finden sich dort nämlich regelmäßig Kaufleute und Agenten zusammen, die sich von den verschiedenen Sorten der angelangten Trauben Proben vorschütten lassen, um danach ihre Notizen für die später stattfindende Auktion zu machen. Die Sache geht sehr schnell und fast lautlos von statten; man hört nur bei jedem neuen Faß die Marke, sowie Nummer und Gewicht des Fasses ausrufen. Nachdem die Trauben von den Interessenten geprüft worden sind, werden sie jedesmal mittels des Tuches, auf das sie geschüttet wurden, samt dem betreffenden Faß wieder auf ihren Stand zurückgebracht. Dort bleiben sie dann offen liegen, damit sie vor der Auktion von den Kauflustigen nochmals genauer untersucht und gekostet werden können.



Phot. J. Hamann, Hamburg

Traubenprobe im Hamburger Freihafen

Kultur und Wissenschaft

Neue Darwin-Reliquien sind kürzlich in Australien ans Licht gekommen und der Linnäischen Gesellschaft in Neu-Südwales zum Geschenk gemacht worden. Sie stammen von der berühmten Reise Darwins auf dem Schiff „Beagle“ in den



Ein chinesisch-französisches Hochzeitspaar

Jahren 1831 bis 1836. Die Sammlung besteht aus einer Anzahl von Originalzeichnungen, die von Covington, dem Begleiter Darwins, während der Reise angefertigt wurden und Ansichten der verschiedenen, von dem großen Naturforscher besuchten Inseln und Plätze wiedergeben. Noch wichtiger ist das Tagebuch dieses Künstlers, das einen fast täglichen Bericht der Reiseerlebnisse giebt. Endlich befinden sich dabei noch zahlreiche Briefe und andre schriftstellerische Hinterlassenschaften Darwins. Die Gegenstände haben sich bisher im Besitze des Sohnes von Covington befunden, der sie jener Gesellschaft unter der Bedingung angeboten hat, daß sie ihnen ein würdiges und dauerndes Heim bereitet, wo sie stets für Naturforscher zugänglich sind. Der ältere Covington war einige Jahre nach Heimkehr des „Beagle“ nach Australien ausgewandert.



Bundesrat Walther Hauser †

Bühne

Maupassants Novelle „Yvette“ errang in der dramatischen Bearbeitung von Pierre Berton (deutsch von H. Bolten-Bäckers) im Neuen Theater zu Berlin einen starken Erfolg.

— Im Hoftheater zu Dresden fand G. Puccinis Musikdrama „Tosca“ (Text nach Sardous gleichnamigem Drama) bei glanzvoller Inscenierung großen Beifall. — Die Begründung eines sächsischen Volkstheaters hat die Genehmigung der Behörden erhalten. Die Truppe der neuen Bühne, die im Januar eröffnet werden soll, wird abwechselnd in Dresden, Leipzig und Chemnitz spielen.

— Das Lustspiel „Die Sandbank“ von Gustav Dawis vermochte sich beim Publikum des Wiener Jubiläumstheaters keine besondere Anerkennung zu erringen.

— Obwohl nur arm an Handlung, fand das Drama „Die Schloßherrin“ von Alfred Capus im Renaissance-Theater zu Paris wegen der scenischen Feinheiten einmütigen Beifall.

— In Riga, das seit Jahrhunderten ein trefflich geleitetes deutsches Theater besitzt, ist jüngst auch ein russisches Theater eröffnet worden.

Heer und Flotte

Das neue „erste“ englische Armeecorps ist nunmehr organisiert, d. h. auf dem Papier, denn wenn auch die höheren Offiziere ernannt sind und das vorläufige Standquartier bestimmt ist, so fehlt es immer noch an Soldaten, die nach den Erfahrungen des südafrikanischen Krieges nicht so leicht in voller Anzahl zu beschaffen sind. Das Armeecorps soll aus einer Kavalleriebrigade, drei Infanteriedivisionen und einer Division Corpstruppen bestehen. Jede Infanteriedivision soll acht Infanteriebataillone umfassen, zwei Brigadedivisionen Feldartillerie, Munitionswagen, eine Schwadron Kavallerie, eine Compagnie Ingenieure, drei Compagnien Army Service (Train), drei Compagnien Krankenträger, drei Feldhospitäler. Ein Teil des neuen Corps soll in den Lagern in Aldershot und Woking einquartiert werden, während Baracken für den Rest der Truppe in Woolmer errichtet sind.

Kunst

Die evangelisch-reformierte Gemeinde in Hamburg feierte kürzlich das Jubiläum ihres dreihundertjährigen



Denkmünze der reformierten Gemeinde in Hamburg
Von Bruno Kruse

Bestehens. Zur Erinnerung hieran ließ sie in der Hamburgischen Münze eine Medaille schlagen, zu der der Bildhauer Bruno Kruse in Berlin die Modelle geliefert hat. Medaillenfreunde dürfte es interessieren, zu erfahren, daß diese Denkmünze, im Durchmesser von 55 Millimetern in Bronze ausgeführt, bei der Hamburgischen Münzstätte zu haben ist.

Architektur

Am 21. Oktober ist in Potsdam feierlich der Neubau der Kaiserin Augusta-Stiftung eröffnet worden. Malerisch gruppiert heben sich die Gebäude in charakteristischen Umrißformen aus dem Grün der Umgebung, überragt von dem kräftig gedrungenen Hauptturm, dem schlanken Glockenturm und dem zierlichen Uhrtürmchen. In bevorzugter Lage, am Fuße des Pfingstberges gelegen, gegenüber dem Neuen Garten, wird die Anstalt von Gärten und Villengrundstücken umgrenzt. Sie besteht aus dem dreistöckigen Hauptgebäude mit einem Mittelbau und zwei ungleich langen Seitenflügeln, die mit der Turnhalle und dem Krankenhause einen geräumigen Hofraum einschließen, der für Spielplätze und Gartenanlagen bestimmt ist. Im Mittelbau befindet sich eine durch zwei Geschosse reichende Kapelle. Für die Architektur sind romanische Stilformen vorbildlich gewesen. Der Bauentwurf rührt vom Geh. Baurat Krüger zu Potsdam her. Die Ausarbeitung mit allen künstlerischen und technischen Einzelheiten sowie die Leitung des Baues lagen in den Händen des Regierungsbaumeisters Hickton in Potsdam. Der schöne, stilvolle Bau ist eine hervorragende Zierde der Residenz Potsdam.

Unterrichtswesen

In neuerer Zeit ist namentlich in Deutschland der Frage, ob bei der Erziehung auf die Gebrauchsfähigkeit der linken Hand ein größeres Gewicht zu legen sei, erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt worden. Ein großer Teil der mechanischen Arbeit, der gewöhnlich allein mit der rechten Hand gethan wird, könnte ebensogut mit der linken verrichtet werden, wenn dieses Glied nur genügend geübt wäre; eine solche Arbeitsteilung würde möglicherweise ein Gewinn für die Leistungsfähigkeit im allgemeinen sein. Offenbar würde ein Arbeiter weniger rasch ermüden, wenn er beide Hände abwechselnd zu derselben Thätigkeit brauchen könnte. In den deutschen Handwerkerschulen werden daher die Zöglinge angehalten, das Sägen, Hobeln und Hämmern ebensogut mit der linken Hand zu lernen wie mit der rechten, und den jungen Männern und Frauen wird die Wichtigkeit der gleichen Geschicklichkeit beider Hände besonders eingeprägt. Die Schüler müssen Kreise und andre Figuren zuerst mit der einen und dann mit der andern Hand und ohne jede Unterstützung des Armes an die Tafel malen, um auch die Muskeln des linken Armes nach dieser Richtung hin auszubilden. Im Schreiben sollten jedenfalls beide Hände geübt sein, da man andernfalls schon durch eine leichte Verletzung an der rechten Hand zur zeitweisen Arbeitsunfähigkeit verurteilt werden kann. Wer es versucht, wird sich wundern, wie schnell er darin Fortschritte macht.

Landwirtschaft

Eine historische Ernte ist in einer kleinen Gemeinde des französischen Departements Somme erzielt worden. In dem Dorfe Naours befinden sich unterirdische Gewölbe, die während des spanischen Erbfolgekrieges von den Engländern als Vorratskammern benutzt wurden. Als sich die Engländer 1709 nach der Schlacht von Malplaquet zurückzogen, gerieten jene Räume in Vergessenheit. Im November v. J. öffneten Bauern eines der Gewölbe und fanden darin eine große Menge gut erhaltenen Weizens. Sie benutzten ihn als Saatgut, und die fast zweihundertjährigen Körner keimten vorzüglich und ergaben eine Ernte, die der aus frischem Weizen gewonnenen nicht nachstand. Eine Hauptbedingung für längere Erhaltung der Keimkraft von Samen ist bekanntlich vollkommene Trockenheit. Andrerseits scheint auch der Abschluß von der Luft hier von günstigem Einfluß gewesen zu sein.

Statistik

Nach der Statistik für das Jahr 1901 über den Stand der Feuerbestattung, die der Generalsekretär der Pariser Gesellschaft zur Förderung dieser Bestattungsart zusammengestellt hat, bestehen in der ganzen Welt gegenwärtig 79 Krematorien. Deutschland besitzt jetzt 7, nämlich in Gotha, Hamburg, Heidelberg, Offenbach, Jena, Mannheim und Eisenach. Ein achtes wird demnächst in Mainz eröffnet werden. Die Zahl der Feuerbestattungen belief sich auf 693, wovon fast ein Drittel auf Gotha entfiel. England besitzt ebenfalls 7 Krematorien, wo 445 Verbrennungen stattfanden; diese Zahl bedeutete gegen 1899 fast eine Verdoppelung. In der Schweiz sind Krematorien in Zürich, Basel und Genf vorhanden, ein viertes wird in St. Gallen erbaut. Schweden besitzt Anstalten in Stockholm und Gotenburg, Dänemark in Kopenhagen. Die meiste Verbreitung innerhalb Europas hat die Feuerbestattung in Italien erreicht, wo 22 Krematorien bestehen, die jedoch im ganzen nur 243 Bestattungen vollzogen haben. In den Vereinigten Staaten hat deren Zahl den bedeutenden Betrag von 2295 erreicht, die sich auf 24 Krematorien verteilen. Endlich ist noch zu erwähnen, daß in Frankreich bisher nur ein Krematorium auf dem Père Lachaise in Paris in Thätigkeit ist, während in Rußland und in Oesterreich-Ungarn überhaupt noch keins besteht.

Bildende Kunst

Das Asmussen-Woldsen-Brunnendenkmal, das jüngst in Husum enthüllt wurde, ist zur Erinnerung an die zahlreichen Stiftungen errichtet, die seit bald zwei Jahrhunderten von Angehörigen der genannten beiden Familien zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken der Stadt zugewendet worden sind. Das Denkmal ist ein Werk des Professors Brütt in Berlin, der die Figur einer jungen Fischerin als Vertreterin des an der schleswigschen Küste wohnenden markigen Volksstammes erwählt hat. In gutem Einklang mit der Figur steht der granitene Unterbau, ein Werk der Steinmetzfirma Otto Penseler in Berlin.



Das Asmussen-Woldsen-Brunnendenkmal in Husum. Von Adolf Brütt

Verkehrswesen

Die Direktion der ostchinesischen Bahn führt einen direkten Schnellzugverkehr mit Schlafwagen zwischen Dalny und den russischen sowie den großen europäischen Eisenbahnlinien ein; dreimal wöchentlich werden Züge nach beiden Richtungen hin verkehren. Um den Reisendenverkehr auf den Uebergangsstationen möglichst zu erleichtern, werden Fahrscheinhefte in russischer, französischer, deutscher, englischer und chinesischer Sprache ausgegeben. Die Fahrt dauert von Station Mandschuria an der sibirisch-mandschurischen Grenze bis Dalny 70 Stunden, von Dalny nach Schanghai oder Nagasaki 2½ bis 3 Tage. Der Fahrpreis erster Klasse von Station Mandschuria bis Dalny beträgt 105,50 Rubel.

Totenschau

Im Alter von 65 Jahren verschied in Bern, wie bereits kurz erwähnt, Bundesrat Walther Hauser, einer der bedeutendsten Staatsmänner der Schweiz. Zu Wädenswil im Kanton Zürich 1837 geboren, ward er 1868 in den Verfassungsrat und den Kantonsrat, 1869 in den eidgenössischen Nationalrat gewählt, wurde 1879 Ständerat, 1881 Züricher Regierungsrat und zweimal (1883 und 1887) Regierungspräsident. Er bekundete ein besonderes Geschick im Finanzwesen und erwarb sich durch seine taktvolle Art, sein staatsmännisches und administratives Talent die Achtung aller Parteien. Er wurde 1888 Bundesrat und übernahm das Militärwesen. 1892 und 1900 war er Bundespräsident.

*

Francesco Vinea, ber. Maler, 57 J., † 21. Okt., Florenz. — P. Adalbert Vogel, Senior des Benediktinerstiftes Engelberg, bekannt durch kirchengeschichtliche Schriften, 80 J., † 21. Okt. — Präsident Siegmund Hinrichsen, Vorsteher der Hamburger Bürgerschaft, 62 J., † 22. Okt., Hamburg. — Bildhauer Cäsar Scharff aus Hamburg, 38 J., † 22. Okt., Altrahlstedt in Holstein. — Dr. Albert Bielschowsky, bek. Goetheforscher, 57 J., † 23. Okt., Berlin. — Landschaftsmaler Alessandro Castelli, 93 J., † 23. Okt., Rom. — Archäologe Achille Gennarelli, 83 J., † Florenz. — Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Christoph Hucke, vormals vortr. Rat im Reichspostamt, 76 J., † 25. Okt., Berlin. — Kammermusiker Heinrich Meister, Dirigent der nach ihm benannten Musikkapelle, † 26. Okt., Wiesbaden. — Antonie Baumeister-Jagemann, beliebte Darstellerin komischer Mütterrollen im Berliner Theater, † 27. Okt., Berlin. — Elisabeth Lady Stanton, bed. Vorkämpferin der Frauenrechtbewegung, 90 J., † 27. Okt., New York.

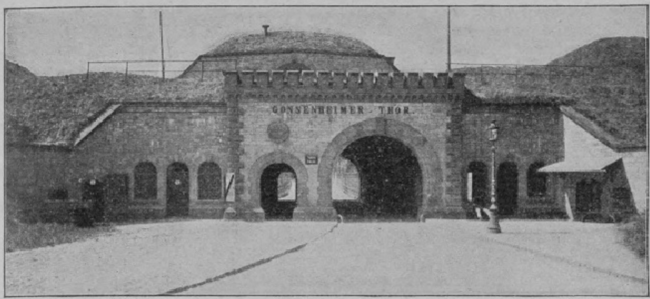


Phot. Selle & Kunze, Potsdam

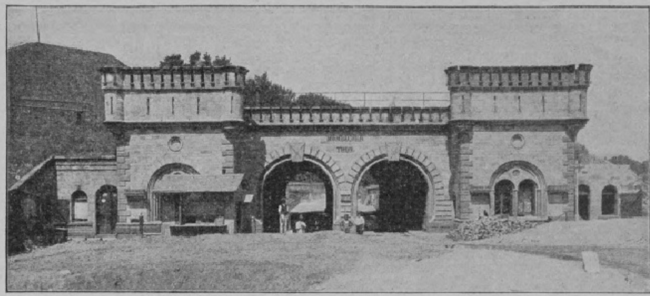
Der Neubau der Kaiserin Augusta-Stiftung in Potsdam

Über Land und Meer.

Nr. 7



Das Gonsenheimer Thor



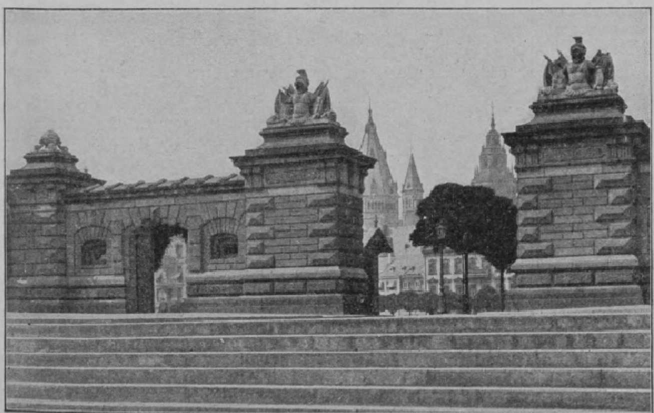
Das Mombacher Thor



Das Thor von Kastel

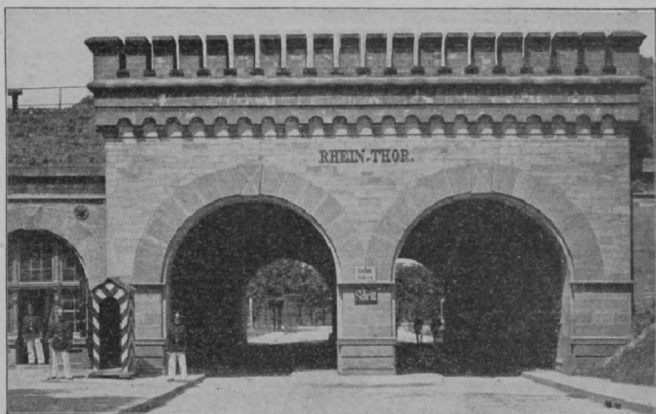


Das Thor der Citadelle



Phot. Peter Weber, Mainz

Das Eiserne Thor



Das Rhein-Thor

Die zur Niederlegung bestimmten Festungsthore von Mainz und Kastel (Text umstehend)

Die zur Niederlegung bestimmten Festungsthore von Mainz und Kastel

(Siehe die Abbildungen auf voriger Seite)

Durch den Wiener Kongreß wurde Mainz zur Festung des Deutschen Bundes erklärt und blieb auch, nachdem die ehemalige Residenz der Kurfürsten und Erzbischöfe von Mainz 1816 dem Großherzog von Hessen zugesprochen worden war, Bundesfestung, die österreichische, preußische und hessische Truppen gemeinsam besetzten. Im Friedensschluß von 1866 erhielt Preußen das alleinige Besatzungsrecht, seit Abschluß der Militärkonvention mit Hessen-Darmstadt (8. Juni 1871) beteiligen sich aber auch hessische Truppen an der Besatzung. Die innere Stadt war durch den Gürtel der Befestigungen eng eingeschnürt gewesen und wurde dadurch an jeder Ausdehnung behindert. Erst in den Jahren 1875 bis 1877 wurde mit der längst notwendig gewordenen Erweiterung der Festungswerke begonnen, und seitdem hat sich die Stadt, die einen der wichtigsten Verkehrs- und Stapelplätze am Rhein mit hochentwickelter Industrie bildet, ganz erheblich erweitert und verschönert. Um Raum für den sich immer mehr ausdehnenden Verkehr zu schaffen, sind neuerdings vom Kriegsministerium wiederum Teile des inneren Festungsgürtels der Stadt Mainz und der Stadt Kastel, die auf dem rechten Rheinufer den Brückenkopf von Mainz bildet, zur Niederlegung bestimmt worden. Unsre Abbildungen nach Aufnahmen, die mit besonderer Erlaubnis des Gouvernements gemacht wurden, geben Ansichten der wichtigsten und interessantesten Thore wieder, die infolge jener Verfügung demnächst dem Abbruch anheimfallen. Dazu gehören das Gonsenheimer und das Mombacher Thor, ferner das Rhein-Thor und das Eiserne Thor, dessen Eckpfeiler römische Trophäen krönen; im Hintergrund der Abbildung sehen wir den prächtigen Dom mit seinen Türmen emporragen. Das Thor der Citadelle, in deren Südwestecke der aus altrömischer Zeit stammende Eigelstein sich befindet, läßt die Jahreszahl 1660 und die Formen des Barockstils gewahren. Ueber dem Thor von Kastel mit seinen antikisierenden Säulen zeigt sich als bildhauerischer Schmuck ein ruhender Löwe mit kriegerischen Emblemen; die Inschrift „Cura Confoederationis conductum MDCCCXXXII" verkündet, daß der ehemalige Deutsche Bund dieses Thor im Jahre 1832 hat aufführen lassen.

Jugendschriften

Jedem Alter, jedem Geschlecht bietet der Verlag von Levy & Müller in Stuttgart reiche, weihnachtlich geschmückte Bücherspenden dar. In der Erzählung „Unter fremder Herrschaft" behandelt Lucie Ideler die Schicksale zweier Schwestern, die durch die Katastrophe von 1806 räumlich weit voneinander getrennt und nach der Befreiung des Vaterlandes glücklich wieder vereinigt werden. Die Heldin der Erzählung „Margitas Stolz" ist die verwaiste Tochter eines verarmten ungarischen Magnaten, der es durch die unermüdliche Thatkraft gelingt, das ererbte väterliche Gut wieder in Blüte zu bringen. Die gereifteren Knaben werden, nachdem in letzterer Zeit so viel von Polarforschungen die Rede gewesen ist, mit hohem Interesse das Buch „Im Eise des Nordens" von Karl Mathias lesen. Es schildert die Abenteuer eines Seemannes, der erst als Schiffsjunge, dann als Matrose auf hohe Fahrt geht und schließlich bei einer Nordpolexpedition die Wunder, aber auch die Schrecken des ewigen Eises kennen lernt. Knaben wie Mädchen werden sich gleichmäßig an den im nachfolgenden aufgeführten Werken ergötzen. Das „Doktorhaus", in das Elisabeth Halden die Leser führt, ist der Sammelpunkt einer Anzahl von Kindern, deren Freuden und Leiden den anziehenden Inhalt des Buches bilden. Wie hier, so verbindet sich auch im „Haus der Kobolde", worin Luise Koppen das Zusammenleben einer munteren Geschwisterschar schildert, mit dem fröhlichen Humor gelegentlich nachdrücklicher Ernst. Unter dem Titel „Schulkindergeschichten" hat Frida Schanz zwanzig Erzählungen vereinigt, die in bunter Folge die Regungen behandeln, die auch das Kindesherz in den Wechselfällen des Lebens empfindet. An das jüngere Alter wendet sich Agnes Küster mit ihrem Buche „Sonnenkäferchen". Diesen Kosenamen hat man einem munteren Zwillingspärchen verliehen, dessen Erlebnisse humorvoll dargestellt werden.

— „In Poseidons Lehrstube" benennt H. Meschwitz eine Erzählung aus dem Leben der deutschen Seekadetten, die den Leser an Bord des deutschen Schulschiffes „Moltke" versetzt (Dresden, Alexander Köhler). Nicht allein der ernste, oft recht anstrengende, jedoch hochinteressante Dienst macht den Inhalt des Buches aus, sondern es sind auch heitere Scenen mit eingeflochten. Der Verfasser hat es trefflich verstanden, das Interesse des Lesers vom ersten Augenblicke an zu fesseln, und man erlebt alles selbst mit, was er in höchst

anschaulicher Weise vor Augen führt. Eine größere Anzahl Abbildungen erhöht die Anschaulichkeit. In einem Anhang wird der gegenwärtige Stand der deutschen Kriegsmarine und die Laufbahn in dieser geschildert.

— In einem stattlichen Bande liegt der 24. Jahrgang des „Deutschen Kinderfreundes“ vor, herausgegeben von Pfarrer Johannes Ninck (Dresden, eigner Verlag). Gleich seinen Vorgängern enthält der Band unter Beigabe zahlreicher Illustrationen Erzählungen, Gedichte, Aufsätze aus den verschiedensten Gebieten des Wissens und ein buntes Allerlei. Der neue Jahrgang der trefflichen Monatsschrift hat am 1. Oktober begonnen.

— Die Sammlung „Aus der Urzeit germanischen Heldentums“ von F. W. Cordiers Verlag in Heiligenstadt bringt einen neuen Band; „Sigibert und Merovech“ von Karl Lorentz. Der Verfasser behandelt darin die blutigen Familienzwiste der Merowinger, die mit den erbittertsten Kämpfen der Königinnen Brunhilde und Fredegunde ihren Höhepunkt erreichten. So entwirft der Autor zwar nur düstere Schilderungen, aber die geschichtliche Treue mußte er doch bewahren, und es ist ihm durchaus gelungen, der reiferen Jugend ein anschauliches Bild jener wilden Zeit und ihrer Menschen zu geben.

— „Märchen aus dem alten und neuen Jahrhundert“ betitelt Hans Heiling eine von vielen Abbildungen begleitete Sammlung von neunzehn anmutigen Geschichten (Freiburg i. Br., F. E. Fehsenfeld). Der Verfasser trifft vorzüglich den traulichen Ton des deutschen Kindermärchens, das so gemütvoll Poesie und Humor miteinander verbindet.

— Mit einer ganzen Bibliothek gediegener, von reichem Bilderschmuck begleiteter Jugendschriften bedenkt Loewes Verlag (Ferdinand Carl) in Stuttgart den Weihnachtstisch. An jene Mädchen, die bald junge Damen sein werden, wendet sich Elisabeth Halden mit ihrem Buche „Aus rosiger Zeit“. Der schmucke Band enthält vier Erzählungen, die mit fesselnder Handlung eine erziehliche Tendenz verbinden, ohne daß diese doch aufdringlich hervorträte. Für etwa die gleiche Altersstufe ist die liebenswürdige Erzählung „Guste, Gretel und ich“ von Käthe van Beeker berechnet, während „Unser Dorchen“ von Martha Giese den um ein paar Jährchen jüngeren Mädchen hohe Freude bereiten dürfte. In der Knabenwelt sucht „Der Schatz am Orinoco“ von Friedrich J. Pajeken sein Publikum. Es ist eine Indianergeschichte, aber fern der wüsten Abenteuerlichkeit, die man mit Recht früher manchen Erzeugnissen dieser Art vorwarf. Unterhaltung und Belehrung verbindet in angenehmem Wechsel der „Knabenfreund“ von Otto Promber; neben Erzählungen und Gedichten bringt das Buch Abhandlungen aus der Natur und sonstigen Gebieten des Wissens, auch Kriegs-, Jagd- und Seeskizzen. Für beide Geschlechter eignen sich die „Sagen und Schwänke von Rübezahl“, bearbeitet von Paul Arndt, die „Erzählungen für Kinder“ von J. A. C. Löhr, denen auch eine Anzahl sinniger Gedichte beigegeben ist, und die „Fabeln Aesops“. Endlich bietet sich das unzerreißbare Bilderbuch „Für mein Kind“ den Allerkleinsten, die daraus den ersten Anschauungsunterricht erhalten mögen.

— Die „Erzählungen zu den Wundern der alten Welt“ von Marie Gräfin Witzleben, geborene Prinzessin Reuß, erscheinen in dritter Auflage, als Prachtausgabe illustriert von Franz Müller-Münster (Berlin, Fischer & Franke). Das Werk will eine Ergänzung bieten zu den mancherlei

Büchern, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, der Jugend vom klassischen Altertum zu berichten. Die Wunder der alten Zeit, das sind die sieben Weltwunder, die schon die Phantasie der antiken Menschheit stets von neuem gefangen nahmen, ihr ewiges Staunen und ihre dauernde Bewunderung hervorriefen. Die bekanntesten dieser Wunderbauten kleidet nun die Dichterin in das Gewand poetischer Erzählungen, die durch den Künstler eine kongeniale Interpretation erfahren haben.

Sport und Spiel

Ein prächtiges Gesellschaftsspiel, das schon in weiten Kreisen Eingang gefunden, ist das Timo. Der Spielplan zeigt eine große Anzahl von Feldern, abwechselnd schwarz und weiß. Bildchen mit kleinen Landschaften, mit Häusern und einzelnen Bäumen unterbrechen das Einerlei der Felderreihen. Jeder der beiden Spieler hat drei Figuren, der eine drei Gendarmen, der andre drei Vagabunden. Jeder bemüht sich, durch geeignete Züge die Figuren des Gegners gefangen zu nehmen. Seit der kurzen Zeit seines Bestehens ist das Timo bereits in allen Erdteilen verbreitet. Auch in Ostasien wird es bei den deutschen Truppen gespielt.

Briefmappe

W. G. in L. Ein Geschäftsmann, der einen Ausverkauf ankündigt und während dessen Dauer die verkaufte Ware durch andre, neu gekaufte ersetzt, macht sich seinen Konkurrenten gegenüber des unlauteren Wettbewerbs schuldig. So haben die deutschen Gerichtshöfe schon zu wiederholten Malen entschieden und die Angeklagten zu hohen Geldstrafen verurteilt.

Ingenieur in Wien. Unsers Wissens wird bei der Anstellung kein Unterschied in der Staatsangehörigkeit gemacht. Mögen Sie sich direkt an die Bauleitung wenden.

M. F. in Frankfurt a. M. Ihr „Abschied von Berchtesgaden" kommt für diese Jahreszeit etwas spät, aber da Sie die Schönheiten des gesegneten Ländchens in so netten Memorierversen aufzählen, so seien hier die Hauptstrophen mitgeteilt:

Am schönen, klaren, grünen Königssee
Hat mancher schon froh' Stund' verlebt,
Und auf dem Nachen bis St. Bartholomä,
Da gleist man hin, von Felsen rings umschwebt.

An dir, o mächt'ge Wimbachklamm
Mit deinen schroffen Felsen, deinem Wasserfall,
Der Wand'rer bleibt in Staunen vor dir stehn
Und lauscht der Mensch und will nicht von dir gehn.

Und auf der steilen Kneufelspitze,
Von Alpenrosen reich beschert,
Hat mancher schon des Steigens Hitze
Nach Rast und Imbiß wohl begehrt.

Doch auch den dichtbelaubten Tristramweg entlang,
Um an den Böckelweiher zu gelangen,
Da schlug so manche Nachtigall ihr' Sang,
Und jedes freute sich den Weg gegangen.

Am Hintersee, vorbei an Ilsank, Bischofswiesen,
Da hebt der Hochkalter sein mächtig Haupt empor,
Da darf man hauptsächlich eins nicht vergessen,
Die Saiblinge zu kosten, die der Hintersee erkor.

Stolz schaut herab auf seine Mitgenossen
Der Vater Watzmann mit Familie ganz,
Unzähl'ge Berge rings um ihn geschlossen
Für ew'ge Zeiten, Oberbayerns Glanz.

Nun lebe wohl, du schönes Berchtesgadener Land,
Wenn ich auch weit jetzt von dir bin,
Wo ich so große Freud' empfand,
Dein denk' ich oft in meinem Sinn!

Uebrigens hat ein Gelegenheitsdichter, der sich in dem Fremdenbuch des bekannten Hauses Brandner an der Ache verewigte, seine Eindrücke etwas knapper zusammengefaßt:

Berchtesgaden — von Gottes Gnaden!
Ragende Berge, lachende Flur,
Liebe Menschen — und alles Natur!

M. S. in K. Die jüngste deutsche Universität ist die in Münster. Dort bestand schon seit langer Zeit eine Akademie, aber die Erhebung und Erweiterung zur Universität ist erst mit diesem Semester erfolgt.

W. in Sömmerda. Allerdings ist in jener statistischen Notiz, die den Konsum an Alkohol im Deutschen Reich auf 8,80 Liter für den Kopf der Bevölkerung angiebt, der Gesamtverbrauch einschließlich zu technischen und medizinischen Zwecken, als Brennspiritus u. s. w. zu verstehen.

J. R. 1000. Wir sollen die Rückweisung von Gedichten, die für uns nicht verwendbar erscheinen, noch des näheren begründen? Eine starke Zumutung! Selbst wenn der Tag für uns 24 Arbeitsstunden hätte, könnten wir einer solchen Anforderung nicht entsprechen. Sie ahnen ja nicht, wie viel „Poesie" uns ins Haus kommt. Außer derjenigen, über die wir an dieser Stelle mit Dank für die gute Absicht quittieren, noch eine unendliche Fülle andrer Sendungen, denen das Porto beigefügt war, und die, falls unverwendbar befunden, in aller Stille zurückgehen. Auf eine Begründung unsers Bescheides lassen wir uns in keinem Falle ein.

O. L. in G. Stilvolle Vorlagen für Dilettantenarbeiten in allen Fächern nebst Utensilien bietet die Firma Mey & Widmayer in München, Amalienstraße 7. Mögen Sie sich die Kataloge kommen lassen, worin der Dilettant in häuslichen Kunstarbeiten alles findet, was er braucht. Vorherige Einsendung von 30 Pfennig in Briefmarken.

E. v. H. in Potsdam. Im Dezember soll eine militärische Forschungs-Ballonfahrt über die Sahara unternommen werden, deren Plan von Hauptmann Debureaux, dem Kommandanten der Luftschifferabteilung des französischen Heeres, ausgearbeitet wurde. Sie wird von Gabes nach der Senegalküste gehen.

Paul B. in Berlin, T. C. in Darmstadt, Jakob Sp. in F. Mit Dank abgelehnt.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Partie Nr. 5

Beratungspartie, gespielt zu Berlin am 2. September 1902.

Mittelgambit gegen Königsgambit

Weiß: Kurt v. Bardeleben-Berlin und Verbündete.
Schwarz: H. N. Pillsbury-New York und Verbündete.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	18. Df3—e3	Tf8×f4
2. f2—f4	**d7—d5**	19. De3×f4	Ta8—f8
3. e4×d5	e5—e4	20. Le4—h7†[5])	Dg8×h7
4. d2—d3	Sg8—f6	21. Df4×f8	Dd7—d2†
5. d3×e4	Sf6×e4	22. Kg2—f1	Kd2—d3†
6. Dd1—e2[1])	Dd8×d5	23. Kf1—g2	Dd3—e4†
7. Sb1—d2	f7—f5	24. Kg2—f1	De4×h1
8. g2—g4	Sb8—c6	25. Df8—f4[6])	Lg4—h3†
9. c2—c3	Lf8—e7	26. Kf1—e2	Dh1—g2†
10. Lf1—g2	Dd5—f7	27. Ke2—d3	Dg2—g6†!
11. Sd2×e4	f5×e4	28. Kd3—e3[7])	Lh4—g5
12. Lg2×e4	Le7—h4†	29. Sg1×h3	Lg5×f4†
13. Ke1—f1[2])	0—0	30. Sh3×f4	Dg6—b6†!
14. Kf1—g2	Lc8—e6	31. Ke3—f3	Db6×b2
15. De2—f3?[3])	Sc6—e5!![4])	32. Ta1—e1	Db2×c3†
16. f4×e5	Df7—d7	33. Te1—e3	Dc3—c6†
17. Lc1×f4	Le6×g4	34. Kf3—g4	Dc6—c5
35. Te3—e2	Dc5—g1†	41. Kg4—f5	Dg1×h2
36. Te2—g2	Dg1—d4	42. Td5—d7	Dh2×a2
37. Tg2—e2	Kh7—g8	43. Sf4—d5	Da2—f2†
38. e5—e6	Kg8—f8	44. Kf5—e5[8])	Df2—e2†
39. Te2—e5	Kf8—e8	Weiß giebt die Partie auf.[9])	
40. Te5—d5	Dd4—g1†		

[1]) Dieser Zug in Verbindung mit dem 7., 8. und 10. Zuge stellt die von dem verstorbenen Charousek eingeführte Form des Angriffs dar.

[2]) Vielleicht war es besser, den König über d1 nach c2 zu spielen.

[3]) Dies soll den Ba2 schützen (Le6×a2 16. Ta1×a2), erweist sich aber sofort als ein böser Fehler. Am ratsamsten war wohl 15. h2—h3, um — unter eventueller Aufgabe des Ba2 — mit Sg1—f3, De2—e2 ꝛc. die Entwicklung fortzusetzen.

[4]) Dieser Zug stellt eine glänzende, aber eigentlich ziemlich naheliegende Opferkombination dar.

[5]) Falls 20. Df4—e3, so alsbaldige Entscheidung durch Lg4—h3† 21. Sg1×h3! (21. De3×h3? Tf8—f2 matt) Dd7—g4† ꝛc.

[6]) Das Beste, was Weiß in dieser Lage noch thun kann.

[7]) Auch nach 28. Kd3—d4 Lh4—f2† 29. Df4×f2 Dg6×b6†, andernfalls Lf2×g1) ist das weiße Spiel hoffnungslos.

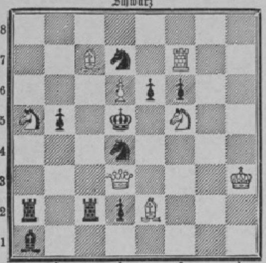
[8]) Ein Versehen; indessen auch nach 44. Kf5—g6 Df2—g3† 45. Kg6—f5! Dg3—f3† 46. Kf5—g5 Df3—e4 47. Sd5×c7† Ke8—f8 48. e6—e7† De4×e7 hat Weiß keine Aussichten mehr.

[9]) Es folgt 45. Ke5—f5 De2—b5! 46. Kf5—e5 oder e4 Db5×d7 ꝛc.

Aufgabe 6

Von Dr. Hans Hoche in Freienwalde a. O. (Neu)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 3:

W. 1. Dh7—h4
S. 1. e6×d5
W. 2. e4—e5†
S. 2. Te7×e5, Kd6—e5, ×c5
W. 3. Ld2-f4, e3, Dh4—b4 matt.

A.

S. 1. Kd6—e5
W. 2. Ld2—e3†
S. 2. Kc5—b4, d6
W. 3. Dh4-e1, f6 matt.

B.

S. 1. Tc7-c8, b7, ×a7
W. 2. Sd8—f7†
S. 2. Kd6-e7, e5
W. 3. Ld2—a5, Dh4—d8, f2 matt.

C.

S. 1. Sg1×f3, -e2, h3
W. 2. Ld2—b4†
S. 2. c6-c5, Kd6—e5
W. 3. Dh4—f6, Sd8—f7 matt.

Auf 1. . . Kd6—e5 oder c6-c5 folgt natürlich sofortiges Matt durch 2. Sd8-f7, bezw. 2. Dh4—f6 (auch 2. Ld2—f4); auf andre Züge führt 2. Ld2—b4† oder 2. Sd8—f7† zum Ziele.

Silbenrätsel

Schön-Trudchen näht an dem Brautgewand —
Wie war so fleißig die kleine Hand!
Ob ihr zum Schluß auch die Erste gelingt?
Jetzt müßig die Hand in den Schoß ihr sinkt:
Sie träumt und denkt an so mancherlei,
Wie Zwei und Drei sie lächelt dabei!
Da hört sie plötzlich der Mutter Stimm':
„Mein Kind, schnell wieder die Arbeit nimm.
Wer in der nächsten Woche will frein,
Darf heute doch nicht das Ganze sein!" F. M.-S.

Rätsel

Bin bald ein einzig Wort
Und bald der Wörter zwei.
Vereint, könnt ihr sofort
Erraten, wer ich sei,
Wenn ihr nicht fern die Blicke lenkt
Und nur an Kinderleichtes denkt.

Getrennt, studiert mit Fleiß
Mich mancher lebenslang;
Doch bin ich gleicherweis'
In jedem Küchenschrank.
Ich nenn' euch eine Einheit zwar
Und bin zuweilen doch ein Paar. G. P. P.

Leistenrätsel

	a		a		a		a	
a	a	a	b	c	c	c	c	d
	d		d		e		e	
e	e	e	e	g	g	g	g	h
	h		i		i		i	
i	j	k	l	l	l	l	l	m
	m		n		n		n	
n	n	n	n	o	r	s	s	t
	t		t		u		u	

Die Buchstaben sind so umzustellen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. ein untergegangenes deutsches Schulschiff; 2. einen deutschen Afrikaforscher; 3. einen Volksstamm im Norden Sibiriens; 4. einen selbständigen, stark befestigten Teil der älteren Festungen. Die senkrechten: 1. eine spanische Kapitanie; 2. einen Staat der Republik Mexiko; 3. eine Sternschnuppengruppe; 4. Fremdwort für Kleinigkeit. F. P.

Viersilbige Charade

Es rankt 2, 1; 2, 3 ist Frauenzimmer,
Und 4 und 1, das fehlt dem Rade nimmer;
1, 2, 3, 4, das ist ein kleiner Fluß;
Nun knacke, lieber Leser, diese Nuß. E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 123:

Des Umstellrätsels: Musiker — Umkreis.

Des Silbenrätsels: Kreuzzug.

Des Rätsels: S—eller—ie.

Der Dechiffrieraufgabe: Man verbinde die Buchstaben des äußeren Kreises links herum in der Weise, daß zunächst die drei Buchstaben über den Blättern und sodann die über den Blüten aneinandergereiht werden. Im inneren Kreise geschehe das Gleiche mit dem Unterschiede, daß dort nur zwei Buchstaben über den einzelnen Blättern und Blüten stehen. Der sich ergebende Text lautet im Außenkreise: Wer sich über des andern Glück freut, dem blüht sein eigenes. Im Innenkreise: Dem Glücklichen schlägt keine Stunde.

Des Worträtsels: Fechten.

Des Silben-Palindroms: Aarhus — Husar.

Richtige Lösungen sandten ein: Carl Wunsch in Köln a. Rh.; Frau Ida Kremer in Robschütz (7); Joh. P. Stoppel in Hamburg; Frl. Anna Carina v. Ferber, Rittergut Melz (3 — Ihrem Wunsche soll nach Möglichkeit entsprochen werden. R.-D.); „Oedipus“ in Emden (4); „Maus und Mukt“ in Hamburg-Uhlenhorst (5); Paul Rieckhoff in Düsseldorf (4); Frau Olga Kühn in Wien; „Ida und Bertha“ in Linz a. D. (2); Ernst Zimmermann in Frankfurt a. M.; Otto Menne in Dortmund (2); Georg Ferber in Königsberg i. Pr. (3); R. Weigl in Magdeburg (2); Frau A. G. in Innsbruck (4); Arthur Michaelis in München (3); Frl. Ottilie Fluß in Warschau (3).

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Oberst Schiel, 23 Jahre Sturm u. Sonnenschein in Südafrika. Liefg. 1 (18 Liefgn. à 50 ₰.). Leipzig, Brockhaus.

Sven Hedin, Durch Asiens Wüsten. Liefg. 1 (36 Liefgn. à 50 ₰). Ebd.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. II. Band. 1902. Heft 9—10 à ℳ 1.—. München, Vereinigte Kunstanstalten.

Dr. Franz Pfalz, Ein Knabenleben vor 60 Jahren. Pädagog. Betrachtg. eigner Erlebnisse. II. Teil. ℳ 1.50. Leipzig, Wöpke.

Wilh. Lobsien, Ich liebe dich. Gedichte. Bremen, Schünemann.

Dr. Leop. Herz, Der Sanitätsdienst bei der engl. Armee im Kriege gegen die Buren. ℳ 2.25. Wien, Jos. Safar.

Hermione v. Preuschen, Astartenlieder. ℳ 1.50. Zürich, C. Schmidt.

Die Kunst im Leben des Kindes. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. ℳ 2.50. Berlin, G. Reimer.

Valentin Traudt, Leute vom Burgwald. Erzählg. aus dem oberhess. Volksleben. ℳ 3.—. Marburg, Elwert.

G. Brombin, Französ. Konversations- u. Taschenwörterbuch nebst kurzgefaßter Sprachlehre. ℳ 1.40. Ravensburg, O. Maier.

Wilh. Bölsche, Von Sonnen und Sonnenstäubchen. Kosmische Wanderungen. Mit 8 Aquar. von Prof. E. Haeckel. ℳ 6.—. Berlin, G. Bondi.

Aegypten und der Nil. Programm der Arrangements von Cook & Son in London. Saison 1902—1903. Köln, Bureau Cook.

B. Herwi, Rache. Roman. ℳ 2.50. Berlin, F. Grunert Sep. Cto.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Bei Ergänzung der Wintergarderobe spielen Strümpfe und Socken eine Hauptrolle. Da sei denn auf die praktischen Ersatzfüße aufmerksam gemacht, die nach Abschneiden des verschlissenen Fußteiles einfach mit überwendlinger Naht an jede beliebige Strumpflänge, ohne daß sie dazu besonders vorgerichtet ist, angenäht werden. Die Firma Paul E. Droop in Chemnitz 11, Strumpffabrik und Versandhaus, hat diese Ersatzfüße zu allen Damen- und Kinderstrümpfen und Herrensocken passend in allen Größen, vom feinsten gewebten bis zum stärksten gestrickten auf Lager. Für den billigen Preis von 37 Pfennig bei baumwollenen und 60 Pfennig bei wollenen Strümpfen und Socken kann die Hausfrau diese ohne alle Mühe wie neu herrichten. Der illustrierte Katalog, der kostenlos zugesandt wird, giebt nähere Auskunft.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Bilanz pro 30. Juni 1902.

Aktiva.

	Selbstkosten bis 30. Juni 1901. ℳ	₰	Zuwachs im Jahre 1901/1902. ℳ	₰	Abschreibungen bis 30. Juni 1902. ℳ	₰	Buchwert am 30. Juni 1902. ℳ	₰
A. Ständige Fonds.								
I. **Areale und Fischrechte.** In Salach-Süssen und Wildbad	95,326	30	4,942	40	23,064	36	77,204	34
II. **Wohngebäude.** In Stuttgart, Salach-Süssen und Wildbad	398,800	—	—	—	59,448	—	339,352	—
III. **Fabrikgebäude.** In Stuttgart, Salach-Süssen und Wildbad	1,341,546	85	330,138	63	461,665	87	1,210,019	61
IV. **Wasserkräfte.** In Salach-Süssen und Wildbad	564,018	62	26,501	18	173,637	17	416,882	63
V. **Wasserleitungen.** In Salach-Süssen und Wildbad	69,668	61	26,720	75	11,386	10	85,003	26
VI. **Maschinen und technische Einrichtungen.** In Stuttgart, Salach-Süssen und Wildbad	1,561,854	42	319,671	91	1,150,444	32	731,082	01
VII. **Inventarien u. Utensilien.** In Stuttgart, Salach-Süssen, Wildbad	46,574	06	5,733	16	31,812	57	20,494	65
VIII. **Elektrische Beleuchtungsanlage.** In Stuttgart	—	—	28,414	93	2,841	49	25,573	44
IX. **Elektrische Kraftübertragungs- und Beleuchtungsanlagen und Reparaturwerkstätte.** In Salach-Süssen / **Reparaturwerkstätte.** In Wildbad	29,831	64	60,765	34	31,482	14	59,114	84
X. **Verlags-Kapital** (Verlagsrechte)	648,283	—	—	—	600,283	—	48,000	—
XI. **Conto für neue Unternehmungen**	—	—	154,494	96	—	—	154,494	96
XII. **Effekten der Reserven.** In Stuttgart	2,005,000	—	—	—	—	—	2,005,000	—
	6,760,903	50	957,383	26	2,546,065	02	5,172,221	74
B. Betriebs-Fonds.								
I. **Kassenbestände.** In Stuttgart, Salach und Wildbad							4,211	60
II. **Wechselbestände.** In Stuttgart							159,385	78
III. **Kautionseffekten.** In Stuttgart							2,060	—
IV. **Bankguthaben.** In Stuttgart und Frankfurt a. M.							128,921	23
V. **Debitoren.** In Stuttgart, Salach und Wildbad							640,935	12
VI. **Vorräte des Verlags** an Manuskripten, Bildern etc.					201,719	86		
VII. **Vorräte desselben** an Büchern, Drucksachen etc.					812,684	51		
VIII. **Vorräte** an unbedrucktem Papier, Materialien und halbfertigen Arbeiten. In Stuttgart					218,757	65		
IX. **Vorräte der Papierfabrik Salach-Süssen**					358,237	12		
X. do. do. Wildbad					47,625	57		
XI. do. **der Holzschleifereien Wildbad**					10,448	22	1,649,472	93
XII. **Vorausbezahlte Assekuranzprämien.** In Stuttgart, Salach-Süssen und Wildbad							11,368	34
							2,596,355	—
							7,768,576	74

Passiva.

	ℳ	₰	ℳ	₰
A. Fremde Fonds.				
I. **Aktien-Kapital**	3,000,000	—		
II. **Obligationen**	1,011,500	—		
III. **Verloste, aber noch nicht eingelöste Obligationen**	500	—		
IV. **Unerhobene Obligationen-Zinsen**	190	—		
V. **Hypothek-Schulden**	1,370,277	50		
VI. **Creditoren**	737,161	33		
VII. **Neues Tagblatt Aktiengesellschaft hier**	560,000	—		
VIII. **Hallbergersche Hausstiftung**	40,000	—		
IX. **Separatunterstützungskassen der Papierfabriken**	16,772	63		
X. **Unerhobene Dividenden**	737	50	6,737,138	96
B. Eigene Fonds.				
I. **Statutenmässige Reserve**	300,000	—		
II. **Dividenden-Reserve**	455,000	—		
III. **Allgemeiner Unterstützungs- und Pensions-Fonds**	270,681	39	1,025,681	39
Gewinn-Saldo			5,756	39
			7,768,576	74

Soll. Gewinn- und Verlust-Conto. Haben.

Soll	ℳ	₰	ℳ	₰
An **General-Unkosten**	38,567	34		
„ **Verlust an Ausständen**	6,803	54		
„ **Abschreibungen pro 1901/1902**	120,104	58	165,475	46
„ **Gewinn-Saldo**			5,756	39
			171,231	85

Haben	ℳ	₰	ℳ	₰
Per **Vortrag vom Vorjahre**			50,782	78
„ **nachträglich eingegangene, früher abgeschriebene Posten**			251	57
„ **Brutto-Ertrag der gewerblichen Etablissements**			65,722	03
„ **Netto-Mietertrag der Areale und Wohnhäuser**			15,689	96
„ **Netto-Ertrag d. Zinsen-Conto**			505	49
„ **Gewinn a. d. Verkauf d. Hadernsortieranstalt Plochingen**			38,280	02
			171,231	85

Der Vorstand:
E. Mayer. A. Loewenstein. C. Gossrau.

Der Aufsichtsrat:
Dr. G. Doertenbach. Leo Schweyer. Otto Rosenfeld. Max Stein.

Vorstehende Bilanz nebst Gewinn- und Verlust-Rechnung habe ich im Auftrag des Aufsichtsrats mit den Gesellschafts-Geschäftsbüchern verglichen und in Uebereinstimmung gefunden.

Stuttgart, den 10. Oktober 1902. **Prof. Theodor Huber.**

✚ Um Schlank ✚ zu werden unter gleichzeitiger Befestigung der Gesundheit bediene man sich der **"Pilules Apollo"**, deren wirkendes Princip das (aus Pflanzen gewonnene **"Vesiculosine"** ist. Diese von ärztlichen Autoritäten für gut befundenen Pillen machen *schlank, wirken aber nicht nachteilig* auf die Gesundheit wie so viele andere Produkte. Sie *führen nicht ab*, sondern wirken direkt auf die Ernährung und auf die Fettstoff-Zellen. Ausser der Heilung von übermässigem Embonpoint regularisiren die **"Pilules Apollo"** die Funktionen, verjüngen die Gesichts-Züge und verleihen dem Körper Gewandtheit und Kraft wieder. *Dies ist das Geheimnis jeder Frau, die sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will.* — Die **"Pilules Apollo" sind selbst** den **delikatesten Naturen beiderlei Geschlechts zuträglich** und können nie der Gesundheit schaden. Die ungefähr zweimonatliche Behandlung ist leicht befolgen und das definitive Resultat bleibt vollständig forbestehen. — (Gesetzlich geschützte Marke).

Flacon mit Notiz Mark **5.** — Gegen Nachnahme M. 5.50. Man wende sich an Herrn **J. RATIÉ**, Apoth., **5, Passage Verdeau, Paris. IXe.** — Depot in **BERLIN**: Apotheke zum **WEISSEN SCHWAN**, Spandauerstrasse. 77.

Allein-Depot für Österr.-Ungarn in BUDAPEST: **J. V. TÖRÖK**, Apoth., **Königsgasse, 12.**

Man verlange auf den Schachteln den Stempel der "Union des Fabricants".

Es ist niemals zu spät, das Beste sich anzuschaffen!



„Immerfertig"

Elektrische tragbare Lampe

No. 31 (für die Tasche) 16 cm lang, M. 12.50.
No. 1, heller leuchtend, 24 cm lang, M. 12,50

Extra-Batterien:
M. 1,— für No. 31 und M. 1,25 für No. 1.
(Porto 20 Pfg. für No. 31 u. 50 Pfg. für No. 1. Nachnahme 30 Pfg. extra).

Gewicht 180 Gramm

Die kleinste elektrische flache Taschenlampe

EFF-EFF

Ohne Drähte
Ohne Chemikalien
Gewicht 180 Gramm.
Lesen, schreiben ableuchten ganz unabhängig vom Wetter.
Für Offiziere Aerzte Cavaliere Damen Jäger Fabriken
praktisch und nöthig.



10 cm lang, Durchm. 2⅗ cm, Preis No. 10 M. 12,50

Handhabung:
Nur auf den Knopf gedrückt und
„Immerfertig"
sowie
EFF-EFF
leuchten hell.
5000 Erleuchtungen
Eleganteste Ausstattung
Die Erneuerung geschieht in etlichen Sekunden durch einfaches Hineinschieben der neuen Batterie.

Extra-Batterie Mark 1,—; Porto 20 Pfg.; Nachnahme 30 Pfg. mehr.

J. Hurwitz, Berlin SW., Kochstr. 19.

Aeusserung über den „Immerfertig":

Ihre Apparate sind in meinem Regiment bei sehr vielen Offizieren im Manöver im Gebrauch und sind alle Herren sehr zufrieden. Sie übertreffen die anderen jetzt zahlreich im Handel erscheinenden an Leuchtkraft bedeutend.

Drossen, 31. 8. 02.

Caemmerer,
Leut. u. Adjutant Stab I. Abt. Kurm Feldart. Regt. No 39.

Prof. Dr. Jaeger's Normal-Unterkleidung



„PALLAS" Tricot-Gewebe

Verfilzt nicht, läuft wenig ein, bleibt poros und elastisch.

Alleinige Fabrikanten
W. BENGER SÖHNE
Stuttgart.
Grand Prix - Paris 1900.

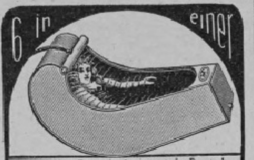
BAD BRUNNTHAL — MÜNCHEN



Kur- u. Wasser-Heilanstalt

Sommer und **Winter** sehr gut besucht.

Sehr schön und ruhig, 520 m ü. d. Meer, geleg. Aerztl. rationell geleit., vorzüglich geführt, comfort. einger. Heissluft- u. Dampfbäd.; **Kohlensäure-**, Moor-, Soole- und Sandbäder mit Centralheizung, sowie grosser Saal für Heilgymnastik und Vibrations-(Thermoph.-) Therapie neu installiert. Besond. geeign. für **Nervenleiden** (Geisteskr. u. Epilept. ausgen.), **Schwächezustände** (spec. sexuelle), **Verdauungs-** und **Stoffwechselkrankh.**, (chronisch. Obstip. Hämorrhoid., Gicht und Rheuma, Fettsucht und Zuckerkrankheit), Morfium- etc. Entziehungskuren (seit 1875) von October bis Mai. **(2 Aerzte.)** Preise sehr mässig. Prosp. grat. fr. durch den Besitzer u. ärztl. Dirig. **Dr. V. Stammler.**



Das Wellen-Regenbad, patent. in Deutschland, Oesterreich, Schweiz, bietet Wellen-, Regen-, Voll-, Kinder-, Sitz- und (mit Dampferzeuger) Schwitzbad. — Preis für Körperlänge bis 175 cm 42 Mk., bis 187 cm 40 Mk., grösste 48 Mk. ab Fabrik. Dampferzeuger 10 Mk. — Preisliste über alle Badeeinrichtungen kostenfrei. Sanitätswerke Moosdorf & Hochhäusler, Berlin 123, Köpenicker Landstrasse.

Schönheit

zartes, reines Gesicht, blendend schöner Teint, rosiges, jugendfrisch. Aussehen, sammetweiche Haut, weisse Hände, in kurzer Zeit nur durch **Crême Benzoë.** Beseit. wunderbar leicht gelbe Haut, **Runzeln,** Sommersprossen und Hautunreinigkeiten, Dose Mk. 2,— (franko Mk. 2,50 Briefm. oder Nachn.) nebst lehrreich. Buche **„Die Schönheitspflege".** Tausende Anerkennungen. Erfolg garantirt.

Otto Reichel, Berlin 9. Eisenbahnstr. 4.

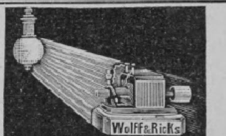
Niederlagen: Wien, Apotheke zum schwarzen Bären. **Prag,** Einhorn-Apotheke. **Budapest,** Apotheke Jos. v. Török. Schweiz: **Steckborn,** Hartmann's Apotheke. Russl.: **Riga,** A. Loss u. Co., Kaufstr. 13.



Catalog über alle

Musik-

werke und **Instrumente**
f. Erwachsene u. Kinder gratis u. franco.
A. Zuleger, Leipzig. Gegr. 1872.



Elektr. Beleuchtung (Galvanoplastik etc.) mit unseren neuen galvanischen **Säulen** u. **Beleuchtungselementen. Tragbare Lampen** und **Velocipedlaternen.**

Dynamomaschinen aller Grössen (v M. 25.— an) für Licht, Galvanoplastik etc.

Elektromotore von ¹⁄₁₀ bis 15 HP., von Mark 20 an.

Für elektr. **Licht- u. Kraftanlagen billige** Bezugsquelle. **Kostenanschläge** gratis. **Lautsprechende Telephone.** Komplete **Haus-Telegraphen** zum Selbstlegen von M. 6 an. **Elektrische Uhrleuchter** mit **Nachtlampe. Elektr. Feuerzeuge. Elektr. Gaszünder,** Busennadeln, Elektrische **Neuheiten** aller Art. **Experimentirkästen** mit gangbaren Dynamos, Accumulatoren etc.

Wolff & Ricks Nachf., Berlin SW., **Dessauerstrasse 30.**

Prospekte gratis. Illustr. Preiscourant gegen 40 Pfg. in Marken aller Länder.

IN DEN APOTHEKEN:

Bewährt als vorzüglich linderndes Mittel bei katarrhalischen Affektionen u. chronischen Brustleiden.

ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.

O. H. MEDER

LEIPZIG MARKT № 11.

Artikel für die Jugend, Modell-Dampfmasch., Dampf- und Uhrwerk-Eisenbahnen, Laterna magica, Elektr. Appar.

Lehrmittel, Globen, Phonographen, Influenzmaschinen etc.

Jll. Weihnachts-Catal. geg. 10 Pfg.-Marke.

Die besten schwarzen Seidenstoffe

garantiert unbeschwert, liefern direkt **an Private zu Fabrikpreisen**

Stehli & Co., Fabrikanten in **Zürich, 6,** gegründet 1840.

Besitzer der grossen mechanischen und Handwebereien in **Arth** und Obfelden, Spinn- und Zwirnereien in Germignaga lago maggiore. Diese Stoffe alle sind végétal **vollkommen rein** gefärbt und **übertreffen an Solidität und Schönheit alles Dagewesene.** Grösster Erfolg in England, Amerika und Paris. Muster umgehend franko.

Gebr. Rosenberg Holzgrosshandlung

Telegramm-Adresse: Waldnutzung Berlin. | **Berlin NW. 23** | Telephon: Amt II, 2856.

liefern Kistenbretter, parallel und scharfkantig geschnitten, schon von 5 mm an jede beliebige Stärke, sowie Thürrahmenbohlen, R und HR-Bretter, Gerüstbretter, Schaalbretter, Hobeldielen, gespundet oder glattkantig, Dachlatten, Latten, Packleisten, Spalier- u. Rohrlatten nur waggonweise frachtfrei jeder Bahnstation ausserordentlich preiswert.

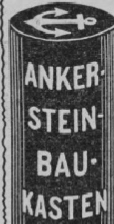
Gegründet 1871

Eine Sie befriedigende Feder

finden Sie gewiss in den beim Papierhändler erhältlichen Probeschachteln zu je 50 Pfennig von

Carl Kuhn & Co STUTTGART

Probeschachtel Nr. 1 enthält 3 Dutzend Schul-Federn.	Probeschachtel Nr. 2 enthält 2½ Dutzend Canzlei- u. Bureau-Federn.	Probeschachtel Nr. 3 enthält 2½ Dutzend Buch- u. Noten-Federn.



Richters Anker-Steinbaukasten sind noch immer das beste, auf die Dauer billigste und bei den Kindern beliebteste Spiel- und Beschäftigungsmittel. Sie sind auch stets das Neueste, da jeder Ergänzungskasten

Neues und Großartigeres

bringt. Sie übertreffen an Mannigfaltigkeit jedes andre Spielzeug, besonders seitdem sie abwechselnd durch Anker-Brückenkasten ergänzt werden können. Deshalb sollte jede Mutter gleich mit Postkarte von F. Ad. Richter & Cie. in Rudolstadt die neueste illustrierte Baukasten-Preisliste verlangen, um danach den für das Alter des Kindes passenden Kasten in aller Ruhe auswählen zu können. Beim Einkauf verlange man gefälligst stets ausdrücklich Richters

Anker-Steinbaukasten oder Anker-Brückenkasten

und weise jeden Kasten ohne Anker als unecht zurück.

Cederlunds

allein ächt
GENUINE CALORIC PUNCH

Ueberall vorrätig.

Haupt-Niederlage für Deutschland: Carl v. Freidenfelt, Lübeck.

Neu! Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart. **Neu!**

Herzkrank.

Eine heitere Badegeschichte von **August Sperl.**

Mit Illustrationen von O. Meyer-Wegner.

Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Eine neue, im modernen Leben spielende Erzählung des vielgelesenen Autors, die lebendige Handlung mit fröhlichem Humor verbindet.

Von August Sperl erschienen früher in unserm Verlage.

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. 4. Auflage. Geheftet M. 7.—, elegant gebunden M. 8.—

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. 4. Auflage. Geheftet M. 4.50, elegant gebunden M. 5. 50.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



August Sperl.

ROYAL-MALAGA-BODEGA-Co. IN MALAGA.

Hoflieferanten S. M. des Königs von Spanien.

Illustrierte Preisliste auf Wunsch.

Liefert erstklassige Südweine verzollt & franco jeder Station.

TRADE MARK GES. GESCHÜTZT

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Für die Krone

Roman von Richard Voß

(Fortsetzung)

Das Personal traf ein: Köche, Lakaien, Jäger, Schiffer, Träger. Es sollten der Menschen nach Möglichkeit wenige sein, und nun sind es ihrer doch eine ganze Herde geworden. Zum Glück sind alle im Dienerschaftshause untergebracht; zum Glück liegt dieses hinter einem Riesenfelsblocke und — zum drittenmal glücklicherweise! — sehe ich von meinen Zimmern aus überhaupt nichts als Himmel und Fels. Sonst könnte mir der liebe Aufenthalt schon jetzt verleidet werden.

Der Forstmeister kam. Ich mochte ihn nicht sehen und ließ mich durch den Grafen vertreten.

Auch die kranke Majestät soll feierlichst empfangen werden. Der königliche Nachen wird bekränzt, bekränzt wird das ganze Haus; die Jäger schießen ihre Büchsen ab, die Burschen jauchzen, und abends werden auf allen Gipfeln hohe Holzstöße angezündet. Ein großes Freudenfest soll abgehalten werden — auf Anordnung eines Titl. Oberhofmarschallamts. Das Freudenfest kommt in alle Zeitungen und mag immerhin zu etwas dienen, wenn auch nur als ein Dokument der „Liebe des treuen Volkes“ für seinen Monarchen.

Die Liebe des treuen Volkes ...

In der Einsamkeit, die mich hier umfängt, begebe ich mich in die tiefste Einsamkeit. Und hier lausche ich auf die innere Stimme, die leise, leise mir sagt — heimlich, heimlich mir zuraunt:

„Das treue Volk haßt seinen Herrscher. Warum es ihn haßt, weiß ich nicht; aber es haßt ihn. Den Mann, der diesem Herrscher folgen soll, haßt es nicht; es liebt ihn jedoch nicht. Das treue Volk liebt dich! Zu tausend Malen konntest du seine Liebe mit eignen Augen sehen, mit eignem Herzen empfinden. Wenn du unter dem Volke warst, wenn sein Auge dich erblickte, wenn sein Mund dir am liebsten zugejauchzt hätte: dann fühltest du seine Liebe wie deinen eignen Herzschlag. Aber sein Mund mußte verschlossen bleiben, und nur sein Auge durfte dir deines treuen Volkes Liebe verraten.“

Meines Volkes Liebe —

Wie konnte das Wort mir entschlüpfen? Ich will nicht von „meinem“ Volke geliebt werden, wo ich dem Herrn des Himmels und der Erde auf meinen Knieen für seine Gnade danke, daß er des Unglücks, Herrscher eines „treuen“ Volkes zu sein, mich für immer enthob ... Des Unglücks? Gewiß! Es soll ja doch für das Volk ein Unglück sein, wenn ich —



Ungleiche Rivalen
Nach dem Gemälde von Fr. Vinea († den 21. Oktober)

Und darüber soll man seine gesunde Vernunft behalten!

*

Der König ist angelangt.

Bereits seit vorgestern ist der ganze See von Polizisten umstellt. Der König darf sie nicht sehen, daher sind sie als Schiffer, Jäger, Holzknechte verkleidet. In solcher Gestalt bilden sie zu dem Alpengemälde nur die Staffage.

Die ganze Reise wurde zu Wagen gemacht, und alle Straßen waren streng bewacht. Die Dörfer, die passiert werden mußten, trugen Guirlanden- und Fahnenschmuck. Ehrenpforten waren errichtet. Da jedoch keine Ansprachen gehalten werden durften, so fehlten die weißgekleideten Jungfrauen, die saubergewaschene Schuljugend, die feierlichen Bürgermeister und andre Standespersonen. Aber das „treue Volk“ stand dichtgeschart auf den Gassen, jubelte und freute sich. Kinder liefen der königlichen Equipage nach und wollten Blumen hinein werfen. Aber der Wagen war verschlossen, vor den Fenstern die Vorhänge zugezogen: der König wollte sein „treues Volk“ nicht sehen. Dennoch jubelte es auf Befehl Seiner Allmacht, eines Titl. Oberhofmarschallamts.

Der letzte Teil der Fahrt wurde bei Nacht zurückgelegt. Die Dörfer mußten illuminieren und die männlichen Einwohner mit Pechfackeln Spalier bilden — für den Fall, daß Seine Majestät geruhen sollten, den Vorhang vor dem Wagenfenster aufzuziehen.

Was hier steht, ist niederträchtiges Lakaiengeschwätz. Mein ehrlicher Tonei erzählte es mir treuherzig wieder. Er glaubt an die Liebe des treuen Volkes, das seines Herrschers sich freut; seine unschuldige Seele weiß nichts von einem Titl. Oberhofmarschallamt, das mein mißtrauisches Gemüt hinter allem wittert. Was würde ich thun, wenn ich das Unglück hätte, Herrscher zu sein, und wüßte — denn ich wüßte es —, daß meine lieben Unterthanen auf höchsten Befehl bekränzten, illuminierten und jubelten? . . .

Gegen Morgen traf der König am See ein. Er bestieg sogleich das bekränzte Boot — er allein. Der Adjutant und der Geheimrat mußten in einem zweiten Nachen folgen. Dieses zweite Boot durfte nicht unmittelbar hinter dem ersten dreinfahren. Acht Jünglinge ruderten den einsamen König beim Morgengrauen über den See. Als er auf der Seealp anlangte, ging gerade die Sonne auf. Ich durfte mich nicht blicken lassen, hörte die Schüsse, das Jauchzen, den Lärm der Volksfreude. Plötzlich wurde es still. Wahrscheinlich gebot der Monarch Schweigen.

*

Ich warte darauf, zum König gerufen zu werden. Seit vielen Stunden warte ich — bereite ich mich darauf vor . . . Wie wird mein Vater aussehen? Ob er sehr verändert ist? Werde ich seine Krankheit in seinen Augen lesen? Es muß eine trostlose Schrift sein. Wie wird er mich empfangen, was wird er zu mir sagen? Welchen Ton wird seine Stimme haben?

Ich fürchte mich vor dem Tone seiner Stimme, fürchte mich vor seinem Blicke.

Inzwischen warte ich.

*

Ich warte noch immer.

Der König ist bereits zwei Tage hier und ließ mich noch immer nicht rufen. Ich verlasse nicht das Haus, da er jeden Augenblick nach mir schicken kann. Auch der Geheimrat läßt sich bei mir nicht sehen; und ich kann mich nicht entschließen, nach ihm zu schicken, so verhaßt ist mir der Mensch mit seiner prophetischen Allwissenheit und seinen unheimlichen Augen. Also warte ich.

*

Ich soll zum König kommen.

*

Nein — ich glaube nicht daran! An die Krankheit meines Vaters glaube ich nicht: nicht an diese Krankheit. Der König ist, wie er immer war. Vielleicht etwas müder; um einen Schatten nur. Seine Stimme klingt nicht anders, und sein Blick — auch sein Blick hat nichts Fremdes für mich.

Natürlich waren wir nicht allein. Der Geheimrat war anwesend. Gerade er! Und natürlich wurde mit keiner Silbe erwähnt, daß der König „unpäßlich“ sein könnte. Wir sprachen von den gleichgültigsten Dingen in der gleichmütigsten Weise. Kein Wort von der Königin, von dem Kronprinzen. Als ich von ihnen reden wollte, unterbrach mich der König sofort und sprach gleichmütig von Gleichgültigkeiten.

Nur eines fiel mir auf. In meines Vaters Gesicht die kleine, ganz kleine, scharfe Falte zwischen den Brauen. Sie ist, seitdem ich ihn nicht sah, tiefer, viel tiefer geworden. Wie sie jetzt ist, giebt sie den Zügen solchen besonderen Ausdruck. Es ist ein Ausdruck, als ob — ich finde dafür nicht das rechte Worte. Wo sah ich doch schon die nämliche kleine, ganz kleine, sehr scharfe und tiefe Falte, den nämlichen sonderbaren Ausdruck? . . . Ich besinne mich nicht . . . Es wird mir wohl einfallen.

*

Vorhin fand ich mich vor dem Spiegel stehend und eifrig forschend, ob auch ich bereits zwischen den Augenbrauen jene kleine, ganz kleine, scharfe Falte habe?

Ich habe sie nicht — noch nicht! Der Kronprinz aber hat sie. Trotzdem darf er nicht abdanken; und trotzdem würde es für das Königreich ein Unglück sein, wenn ich . . . Ob wohl die Königsfalte zwischen den Brauen später auch bei mir sich einstellt? Und wenn, was wird dann mit mir sein?

XVI

Auf der Seealp. Herbst

Einem Titl. Oberhofmarschallamt mache ich mein tiefes Kompliment. Es ist bewundernswert, wie der große komplizierte Apparat funktioniert und der Hofhalt in einer Weise geführt wird, als läge die Seealp inmitten der Residenz. Diese Bemerkung würde ich gar nicht machen, hätte ich nicht zufällig Gelegenheit, zu beachten, wie das Räderwerk läuft.

Alles vollzieht sich nämlich nachts. Die ganze Nacht über ist ein beständiges Kommen und Gehen von Trägern, Boten, Kurieren. Dabei geschieht alles lautlos, ganz lautlos. Die Menschen schleichen wie auf Filzsocken und scheinen Stumme zu sein. Ich glaube, die Schiffer haben sogar ihre Ruder umwickelt, damit der kranke König sie nicht hören soll.

Weil ich noch immer schlecht schlafe, treibe ich mich einen großen Teil der Nacht draußen umher. Da merkte ich dann den Gang der Maschinerie. Einen eigentümlichen Eindruck macht das Königshaus, das die ganze Nacht über hell erleuchtet ist. In sämtlichen Zimmern brennen Wachskerzen. Die Fenstervorhänge sind herabgelassen, und ich sehe bisweilen dahinter Schatten sich bewegen, als ob auch der König schlechte Nächte hätte. Wer mag bei ihm sein? Sein alter Kammerdiener, sein treuer Leibjäger oder sein weiser Arzt? Letzte Nacht glaubte ich, im Königshause eine Stimme zu hören. Ein Laut wie ein erstickter Aufschrei erfolgte. Ich wollte hineilen, ins Haus dringen und demjenigen, der den Schrei ausgestoßen hatte, in seiner Not beistehen. Im nächsten Augenblick war jedoch alles wieder still. Zugleich erinnerte ich mich der Bestimmung, daß an der Seite, wo die Zimmer des Königs liegen, dem Hause niemand sich nähern dürfe, und daß diese Verfügung, dieser Befehl auch für mich gelte. Also hielt ich mich fern. Seitdem mein Vater auf der Alp ist, bade ich jede Nacht im See, auf dessen Flut neben dem Schimmer der Sterne die Lichter des Königshauses einen breiten Streifen Glanzes werfen. Dieses Nachtleben übt auf mich einen geheimnisvollen Reiz aus, der wie ein Zauber wirkt. Wer die Welt haßt, die Menschen verachtet und flieht, wer auf Erden mühselig und beladen, unglücklich und hoffnungslos ist, sollte die Nacht zum Tage machen, und er wird des Daseins Felsenlast besser ertragen können.

Mein Graf ist außer sich über mein Nachtleben, sucht auf alle Weise mich davon zurückzuhalten, macht mir Vorstellungen, Vorwürfe. Ich bitte ihn, mich eine Weile gewähren zu lassen, nur eine kleine Weile! Alles in mir ist Zerrissenheit, Aufruhr, Jammer und Schmerz. Ich muß ein neues Leben beginnen, muß mich mühsam zurecht tasten. Das Tageslicht ist so erbarmungslos hell. Es scheint in dunkle Tiefen, zeigt mir Abgründe, in die mein Geist zu versinken droht. Ich bedarf des barmherzigen Dunkels.

*

Wüßte ich nur, aus welchem Grunde ich hier bin? Auf meines Vaters „Wunsch“. Also auf königlichen Befehl. Bis heute verriet mir nicht das leiseste Zeichen, daß der König mein Hiersein gewünscht, also befohlen habe. Wäre das nicht der Fall, so hätte man mich allerdings längst ohne weiteres fortgeschickt.

Meine Mutter schrieb mir. Nicht einmal zwischen den Zeilen stand für mich etwas zu lesen: für mich, ihren Sohn. Es war ein königliches Handschreiben. So ist es bei uns in allem. Mein Herz erstarrt dabei.

Einige Male speisten wir beim König, und mit jedem Male wächst mein Staunen, daß mein Vater ein schwerkranker, ein aufgegebener Mann sein soll. Er ist gesprächig, geistreich, fast liebenswürdig. Das war er gegen mich noch nie. Den Geheimrat redet er selten an. Thut er es einmal, so ist sogar ihm, dem königlichen Meister in Formsachen, der Zwang anzumerken. Die Möglichkeit dieses Sichanmerkenlassens giebt mir viel zu denken. Leute unsrer Art können mit einem Todfeinde reden, als liebten sie den Mann. Das liegt unsereinem im Blute.

Heute erzählte der König von seinen früheren Aufenthalten auf der Seealp. Er haßte damals die Treibjagden, stieg oft mutterseelenallein dem Wilde nach. Auch ein kühner Adlerjäger war er, der am Seile zum Horst sich hinabließ, oft unter Lebensgefahr. Er sagte, auf der Seealp habe er seine glücklichsten Zeiten gehabt. Er sagte es lachend. Ein gellendes, gräßliches Lachen war's.

*

Wir haben Mondschein. Da die Nacht so schön war, schlug ich Gebhardt vor, gemeinsam einen weiten Spaziergang zu machen. Wir gingen längs des Sees den halsbrecherischen Pfad, der am Seeende zum Alphof führt. Ich wäre am liebsten gelaufen. Um Mitternacht hätte ich dort sein können, wo Judika war. Plötzlich blieb ich stehen, kehrte ich um. Ich kann des Königs Lachen nicht vergessen, als er von jenen „glücklichsten Zeiten“ sprach.

Morgen kommt der Staatsminister. Der König soll das Dokument unterzeichnen, das den Kronprinzen zum Regenten einsetzt. Bei der geistigen Klarheit meines Vaters vermag ich die Notwendigkeit nicht einzusehen. Allerdings gestern . . . Mich überläuft's, wenn ich an dieses Lachen denke. Ich soll dabei sein, wenn der König morgen unterzeichnet, was der Staatsminister ihm vorlegen wird.

Eben komme ich von einem Spaziergange zurück, den ich mit dem König gemacht hatte. Es geschah zum ersten Male, daß wir zusammen ausgingen. Zum ersten Male in meinem Leben war ich mit meinem Vater allein; denn weder der Adjutant noch der Geheimrat begleiteten ihn.

Ich hatte Herzklopfen. Vielleicht würde mein Vater die Gelegenheit benutzen und ein vertrauliches, ein väterliches Wort mit mir sprechen. Ich fürchtete mich davor, und zugleich sehnte ich mich danach.

Was sollte ich antworten, wenn er von dem morgigen Besuche des Staatsministers, von der Regentschaft des Kronprinzen, von seiner Krankheit zu reden anfing? Der Geheimrat hatte mir keinerlei Verhaltungsmaßregeln gegeben, und ich hatte mich nicht entschließen können, ihn zu fragen.

Wir gingen über die Berghalde, stiegen die Felsenlehne in die Höhe auf dem Pfade hin, der zur Weiß-Kaiser-Alm führt. Er ist so steil und an einigen Stellen dermaßen abschüssig, daß ich nicht verstehe, wie man hier eine Herde hinauf und hinab treiben kann.

Der König stieg voran. Bis jetzt hatte er noch kein einziges Wort gesprochen. An einer Stelle blieb er stehen, hielt Umschau und sagte: „Hier geht es hinauf zur Weiß-Kaiser-Alm. Das ist ein prachtvoller Platz. Warst du droben?“

„Noch nicht.“

„Ich war anders, als ich jung war. Es ist jetzt ein neues Geschlecht, ein schwaches und abgelebtes. Und dann sollen wir Alten die Müden und Morschen sein. Ihr Jungen seid es!“

Mit jedem Worte, das er sprach, schien die kleine, scharfe Falte zwischen des Königs Brauen sich zu vertiefen. Ich erwiderte nichts.

Wir stiegen weiter. Wieder ruhte der König, und wieder begann er:

„Als Kronprinz wurde ich in dieser Gegend einmal vom Schneesturm überrascht. Dort oben war es. Ich mußte mich an die Felsen klammern, um nicht in die Tiefe gerissen zu werden, hing wie schwebend zwischen Himmel und Erde über einem schrecklichen Abgrund. Mein Jäger konnte mir nicht zu Hilfe kommen. Der Mann hatte den Weg verloren und irrte, mich suchend, umher. Die Zeit verstrich, der Sturm ließ nicht nach, die Nacht brach ein. Ich fühlte, wie meine Arme erlahmten, wie ein Krampf mich befiel, fühlte, daß ich loslassen müßte. Ich würde hinabstürzen, würde zerschmettern. Aber ich wollte nicht sterben; denn ich wollte König werden. Ich wollte! . . . Stunde um Stunde verstrich; aber ich hielt fest. Ich sage dir, kein Orkan kann dich in einen Abgrund reißen, wenn über deinem Haupte eine Krone schwebt.“

Er schwieg, schaute mich mit einem Königsblicke an, schloß dann:

„Erst am Morgen legte sich der Sturm. Er hatte Felsen zersplittert und Riesenfichten entwurzelt. Meine Leute hielten mich für tot. Doch ich lebte! Zehn Stunden hatte ich an dem Felsen gehangen. Während dieser zehn Stunden hatte ich erkannt, was eines Menschen Wille — was eines Königs Wille vermag: er ist stärker als selbst der Tod. Aber über deinem Haupte muß die Krone schweben.“

Ich mußte an den Besuch des Staatsministers denken und daran, warum er kam . . . Wir stiegen weiter. Bei der nächsten Rast erzählte mir mein Vater:

„Auf diesem Wege begegnete mir eines Tages ein schönes junges Mädchen. Sie war eines Försters Tochter und hauste als Sennerin auf der Alpe droben. Du kannst dir nicht vorstellen, wie schön sie war. Eine Alpenlilie! Und blutjung! Sie kannte mich nicht, und wir schwatzten zusammen. Ich möchte wohl wissen, was aus ihr geworden ist!“

Das hätte ich Seiner Majestät sagen können.

Wir waren keine zehn Minuten weiter gegangen, als jemand uns entgegenkam. Ich erkannte ihn schon von weitem und erschrak so heftig, daß ich stehen bleiben und nach Atem ringen mußte. Der Loisl war's. Er kam von der Alm, wo sein Schatz war. Weit fort glaubte ich ihn, und jetzt war er hier, gerade jetzt! Und gerade auf diesem Wege mußte er dem Könige begegnen.

Der Pfad war so eng, daß entweder er oder wir uns gegen die Felsen drängen mußten, um aneinander vorüber zu kommen. Der König ging wieder voraus. Man konnte es dem Burschen schon zutrauen: er würde nicht Raum geben! Aber vielleicht kannte er den König! Jedenfalls kannte er mich. Was würde er thun? Gleich würde ich es wissen; denn gleich trafen wir zusammen.

Mich sah er gar nicht — nur den König. Er fixierte ihn. Starr seinen Blick auf des Königs Gesicht gerichtet, kam er näher und näher.

Nein — er würde nicht ausweichen!

Ich wollte ihn anrufen, brachte jedoch keinen Laut über die Lippen.

Der König blieb stehen, und stehen blieb der andre, keinen Blick von meinem Vater wendend. Sicher wich er nicht aus! Es mußte ihm befohlen werden. Vielleicht that es der König, denn mir war die Kehle wie zugeschnürt. Plötzlich trat der Bursche beiseite. Keinen Blick von dem Gesicht des Königs wendend, ließ er ihn an sich vorüber. Mich beachtete er gar nicht.

Wir waren eine kleine Strecke weiter gestiegen, als ich bereute, nicht stehen geblieben zu sein und ihn angeredet zu haben. Ich hätte ihn fragen sollen, ob der Forstmeister ihn nicht in ein andres Revier geschickt. Er würde dann freilich sogleich gewußt haben, daß ich dahinter steckte. Unwillkürlich drehte ich mich noch einmal um. Er stand noch immer an derselben Stelle und schaute uns nach.

Ob er den König erkannt hatte?

Ich grübelte darüber nach, als ich meinen Vater stehen bleiben und auf mich warten sah. Als ich ihn erreichte, erschrak ich über seine Blässe. Mit rauher Stimme rief er mir zu:

„Bemerktest du's auch?“

„Was?“

„Der Mensch hat ja Mörderaugen!“

„Welche Einbildung!“

„Wer ist der Bursch?“

„Ein Jagdgehilfe.“

„Du kennst ihn?“

„Er war bei mir auf der Seealp.“

„Dieser Mensch!“

„Jetzt ist er fortgeschickt.“

„Was hat er dann hier noch zu suchen?“

„Die Sennerin auf der Weiß-Kaiser-Alm ist sein Schatz.“

Der König wiederholte halblaut:

„Er hat Mörderaugen . . .“

In diesem Augenblick erschien einige Schritte über uns auf einem vorspringenden Felsblock eine Frauengestalt. Ein junges Mädchen war's, in die Volkstracht gekleidet, ein prachtvolles Geschöpf, hoch und schlank, das blonde Haar in einer starken Flechte wie ein schwerer Goldreif um die Stirn gelegt. Ohne sich um uns zu kümmern, stieß sie einen Jauchzer aus: für den scheidenden Geliebten ein letzter Gruß. Sie hatte dabei den Kopf tief in den Nacken geworfen und mit beiden Händen gefaßt, was ihr die Pose einer Statue gab. Dreimal that sie ihren gellenden Jubelruf, und dreimal tönte es wieder herauf, wild wie der Schrei eines Raubtiers.

Mit einem gleichgültigen Blicke uns streifend, trat sie zurück, gleich darauf in den Klippen verschwindend.

Ich hatte nicht auf den König geachtet. Jetzt mich zu ihm wendend, entsetzte ich mich. Sein Gesicht war entstellt, sein Atem keuchend. Ich trat zu ihm und fragte, ob ihm nicht wohl sei. Er gab keine Antwort. Ich bat ihn, sich zu setzen und auszuruhen. Aber er antwortete nicht. Ich rief ihn angstvoll an. Er schien mich gar nicht zu hören. Sein erster Laut, den er von sich gab, war ein leises, heiseres Gekicher. So gräßlich hatte er gelacht, als er vorgestern von den „glücklichsten“ Zeiten seines Lebens erzählte.

Jetzt weiß ich, daß das Land eines Regenten bedarf.

*

Die Notwendigkeit einer Regentschaft sollte ich heute noch eindringlicher erfahren. Als wir gestern von unserm Ausfluge zurückkehrten — mein Vater ohne jede Erinnerung an seinen Anfall —, wurde die Ankunft des Staatsministers gemeldet. Mit innerlichem Beben erwartete ich einen neuen Ausbruch des Leidens. Doch nichts dergleichen erfolgte. Mich verabschiedend, sagte der König:

„Ich sehe dich zum Diner. Unser Spaziergang war sehr schön. Wir müssen ihn bald wiederholen. Ich fühle mich davon außerordentlich erfrischt.“

In mein Zimmer zurückgekehrt, schickte ich sogleich nach dem Grafen, dem ich sehr erregt entgegenrief:

„Sie müssen sich sogleich mit dem Forstmeister in Verbindung setzen: Loisl ist wieder hier.“

„Ist das möglich?“

„Wir sind ihm begegnet.“

„Wo?“

„Auf dem Weg zur Weiß-Kaiser-Alm. Es ist wirklich ein unheimlicher Mensch.“

„Ich werde mit Tonei sprechen; vielleicht, daß er etwas weiß.“

Tonei wußte natürlich etwas. Loisl hatte sich richtig fortbegeben, war auf seinem neuen Posten volle drei Tage geblieben und dann verschwunden. Durch einen Jagdgehilfen ließ er dem Forstmeister sagen: er träte aus dem Dienst, zu dem man ihn nur durch die Gendarmen zurückbringen könnte. Aber der erste, der Hand an ihn legen wollte, wäre ein toter Mann. Auch der zweite und dritte . . . Auf Gebhardts Frage, warum wohl der Bursche so sinnlos gehandelt, gab Tonei zur Antwort: „Doch wohl aus Eifersucht.“

„Auf wen könnte der Loisl eifersüchtig sein?“

„Doch wohl auf jeden, der auf die Weiß-Kaiseralm kommt.“

„Es kommt ja niemand hinauf.“

„Es könnte aber wer hinaufkommen, und an seinen Schatz läßt der Loisl nicht rühren. Von gar keinem! Und wenn's unser Herr König selbst wäre.“

Auf Gebhardts strengen Verweis zu solchen Reden zuckte der Tonei gleichmütig die Achseln und meinte: „Er traut eben keinem Herrenmenschen; hat's ja an seiner eignen Mutter erfahren müssen, daß er ein Recht dazu hat. Warum hat man ihn auch fortgeschickt, gerade als der Herr König kam? Das hat ihn völlig rabbiat gemacht; etwas war er's von jeher.“

Kaum hatte der Graf mit Tonei diese Unterredung gehabt — ich forderte von ihm eine getreue Wiederholung —, als ein Bote vom Alphof eintraf. Er brachte für mich ein Körbchen Himbeeren, mit Blumen bedeckt und einen Zettel, darauf wie von Kinderhand geschrieben stand: „Die letzten Himbeeren“. An Gebhardt war ein Brief von Fräulein Fritz, darin sie ihm die Mitteilung machte: der Loisl wäre gestern bei seiner Mutter gesehen worden. Zum Schluß einige herzliche Worte und der Satz: „Judika befindet sich wohl.“ Der Bote ließ fragen, ob Antwort sei. Ich bat den Grafen, für den Mann zu sorgen und ihn über Nacht im Hause bleiben zu lassen; denn ich wolle ihm eine Antwort mitgeben und habe jetzt keine Zeit.

*

Immer wieder muß ich den König bewundern. Seine Haltung heute beim Diner dem Staatsminister gegenüber war prachtvoll. Ich merkte, wie die Excellenz aus einem Staunen ins andre verfiel, mehr und mehr nervös wurde und unruhige Blicke auf den Geheimrat warf. Dieser saß da mit einem Gesicht, darin jede Miene ein unergründliches Geheimnis barg. Der König schien dieselbe Beobachtung zu machen und darüber sich zu belustigen. Er zeigte sich von Minute zu Minute angeregter, huldreicher; wurde immer gesprächiger, immer heiterer, entwickelte immer mehr Anmut. Dabei in welchem Grade königlich! Gewaltsam mußte ich mich des andern, ach, so ganz andern Antlitzes erinnern, in das ich vor wenigen Stunden erst mit Entsetzen geblickt hatte und das in keinem Zuge diesem glich.

Später blieb ich allein in meinem Zimmer, das der Duft der Himbeeren erfüllte. Auf meinem Schreibtische lagen Judikas Blumen, darunter sich schon einige herbstliche Astern und Dahlien befanden, lag der Zettel mit den drei Worten: die letzten Himbeeren.

Die „letzten“! Mir klang es, als wäre jeder Sommer vorbei, als würde nie wieder Frühling, als könnten nie wieder Vögel singen, Blumen blühen, Früchte reifen, junge Menschen sich lieben, sich küssen und miteinander glücklich sein.

Ich wollte ihr schreiben, ihr danken; wollte ihr sagen, daß für uns das Letzte erst kam: ein letztes Wiedersehen, also für uns ein allerletztes noch nicht da sei, wir noch hoffen könnten. Worauf hoffen? Daß das Wasser doch nicht „zu tief“ sei?

Liebkosend fuhr ich über ihre Schrift, über ihre Blumen und nannte dabei leise ihren Namen: „Judika! Liebe kleine Judika!“ Dann aß ich von ihren Himbeeren . . .

Nun setzte ich mich nieder und schrieb, zerriß das Papier, begann von neuem, brachte auch dieses Mal nichts zu Ende. Ich stand auf, trat ans Fenster und sah hinaus in die Nacht.

Dort oben war's gewesen, wo mein Vater im Schneesturm an der Klippe über dem Abgrunde hing, gefeit gegen den Tod, da er am Leben bleiben wollte. Und leben bleiben wollte er, um dereinst die Krone zu tragen.

War die Felsenlast, die mit der Krone auf seinen Scheitel sank, wert gewesen des Kampfes

jener furchtbaren Stunden? Wäre es für ihn nicht besser gewesen, er hätte den Talisman des über seinem Haupte schwebenden heiligen Goldes nicht besessen; seine Kraft wäre erlahmt, sein Wille zum Leben ermattet, so daß er seine umklammernden Arme geöffnet und der Abgrund ihn aufgenommen hätte? Ist es für uns ein Glück, stärker zu sein als der Tod? Würde ich wünschen, so machtvoll zu sein, um den blassen Jüngling mit der gesenkten Fackel in den Händen gewaltsam von mir scheuchen zu können? Und warum es müssen? Um einstmals gekrönt ins Grab zu steigen?

Ich fand ihn in seinem Kabinette; bei ihm den Staatsminister und den Geheimrat. Beide Herren waren bleich, aber vollkommen ruhig; unnatürlich ruhig erschien mir mein Vater. Um so stärker war meine Bewegung, die zu unterdrücken ich mir solche Mühe gab, daß ich einen physischen Schmerz fühlte.

Der König redete mich an: „Es handelt sich um eine kleine Formsache, bei der du Zeuge sein sollst. Ich werde in deiner Gegenwart ein Dokument unterzeichnen, das mir zu unterbreiten mein Herr Staatsminister die Gnade hat.“

vorgetragen, daß ich manches kaum verstand. Regungslos hörte der König zu.

Als die Vorlesung beendet war, blieb es eine kleine Weile so still, daß ich meinte, man müsse das laute Pochen meines Herzens vernehmen. Was würde jetzt geschehen? Denn geschehen würde etwas: etwas Furchtbares!

„Legen Sie das Dokument dorthin!“

Zugleich stand der König auf und schritt langsam zum Schreibtisch, auf den der Staatsminister die Urkunde legte. Der König setzte sich, ergriff die Feder, tauchte ein, zauderte — unterzeichnete.



Das Denkmal für König Matthias Corvinus in Klausenburg. Von Johann Fadrusz (Text S. 190)

Da es für das Land kein Glück wäre, einen Herrscher meines Namens zu haben, so würde ich, hinge ich in einer Sturmnacht über dem Abgrund, freiwillig meine Arme öffnen, um von dem Abgrunde mich aufnehmen zu lassen. Ja, ich würde schwächer sein als der Tod und dafür einen königlichen Lohn empfangen: ein Grab unter Gottes freiem strahlenden Himmel.

Ich stand noch am Fenster, starrte hinaus und fabulierte, als ich zum König befohlen ward. Mitternacht war vorüber.

*

Mitten in der Nacht wollte mein Vater die Urkunde unterzeichnen. „Regentschaft des Kronprinzen“ wurde die Sache genannt und — Abdankung des Königs war sie. Wir alle wußten das, auch der König wußte es.

Und er deutete mit einer unbeschreiblichen Geste auf Seine Excellenz, die nichts Besseres zu thun wußte, als eine tiefe Verneigung zu machen. Die Urkunde hielt der alte Herr in der Hand. Sie zitterte. „Der Prinz ist hier. Geben Sie also!“

Mein Vater schritt auf den Schreibtisch zu — Zoll für Zoll ein König.

Der Staatsminister ersuchte Seine Majestät, die Urkunde verlesen zu dürfen. Seine Stimme bebte wie seine Hand.

„Muß das sein?“

„Wenn Majestät die Gnade hätten . . .“

Mein Vater setzte sich und winkte mir, auf einem Stuhl in seiner Nähe Platz zu nehmen. Der Staatsminister verlas die Urkunde. Sie war ziemlich umfangreich und wurde so undeutlich

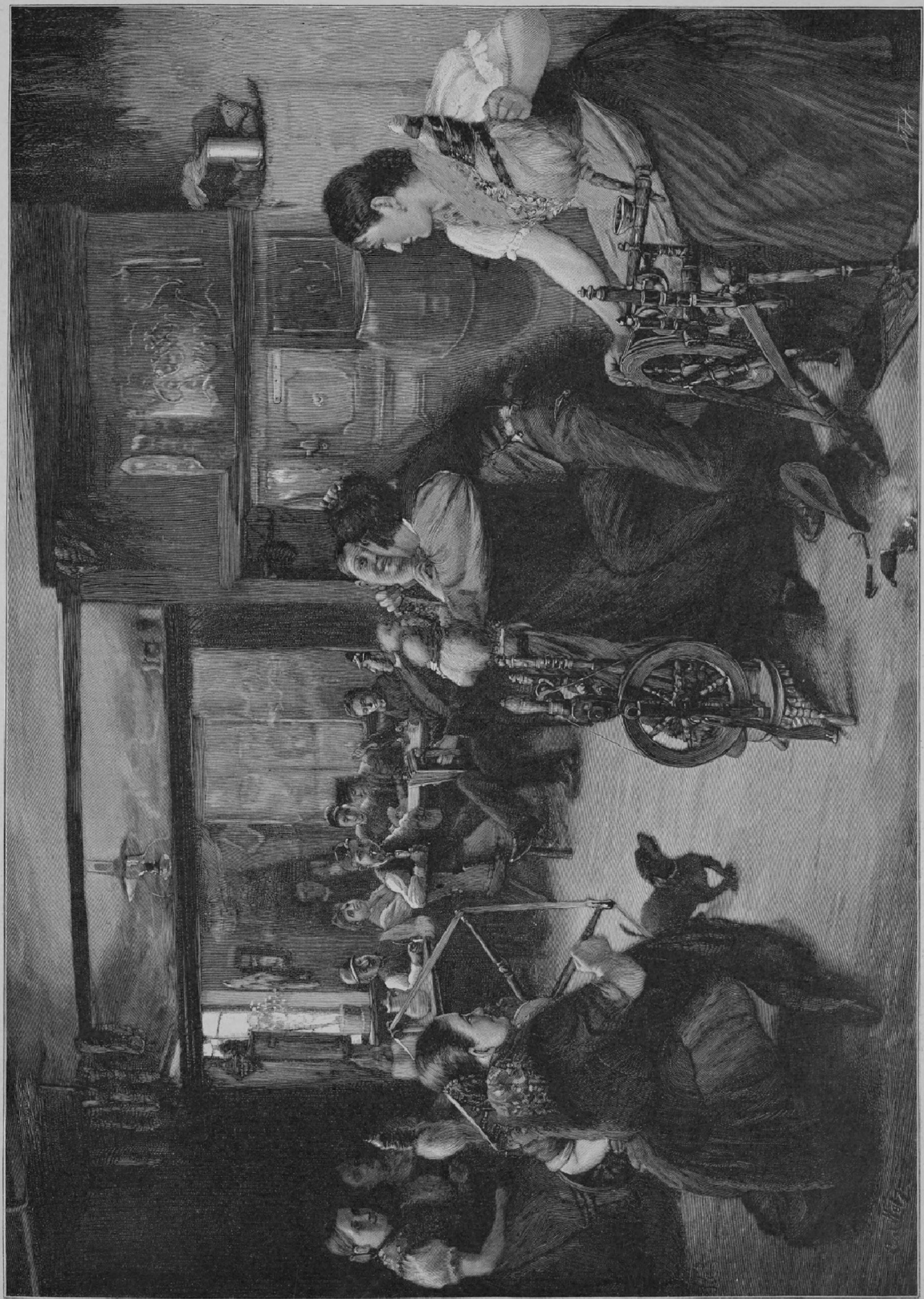
Er hatte abgedankt!

Wie dann das Schreckliche so schnell geschehen konnte, dessen vermag ich mich nicht zu erinnern. Ich sah den König aufstehen und schon im nächsten Augenblicke mit beiden Händen den Hals des Geheimrats umklammern, bemüht, ihn zu erwürgen. Der Ueberfall erfolgte so rasch und mit solcher Gewalt, daß der Angegriffene keinen Laut ausstoßen konnte. Lakaien mußten den König von seinem Opfer losreißen, ihn gewaltsam entfernen. Jetzt wird er bewacht. Der Geheimrat lebt.

Alle Personen, die Zeugen waren, wurden vom Staatsminister in Eid genommen; alle mußten schwören, nichts zu verraten.

*

Ich besuchte den Geheimrat. Er lag zu Bette und fieberte stark. Ich setzte mich neben ihn und



Thüringer Spinnstube

Nach dem Gemälde von Carl Welz

rang nach Worten. Da ich keine Worte fand, so konnte ich ihm nur meine Hand reichen. Ich glaube, ich weinte. Wenigstens beruhigte und tröstete er mich. Er mich! Zuletzt brachte ich die Frage vor, wann er abreisen würde.

„Abreisen?"

„Wer wird bei dem kranken König Ihre Stelle einnehmen?"

„Niemand."

„Wie?"

„Ich werde bei dem König bleiben."

„Sie?"

„Kein andrer."

„Nach allem, was vorfiel?"

„Nach allem."

„Das dürfen Sie nicht!"

„Kein andrer kennt den König, wie ich ihn kenne."

„Verzeihung, Sie kannten ihn aber doch nicht so genau, daß Sie das gestrige Ereignis voraussahen. Sonst hätten Sie es gewiß zu verhindern gewußt."

„Ich sah es lange voraus, aber verhindern konnte ich es nicht."

„Sie waren schon lange vorbereitet?"

„Der König haßt mich. Das gehört zu seiner Krankheit."

Mir war's, als sähe er mich bei diesen Worten wiederum mit jenem Blicke an, der — der auch mich ihn hassen machte. Mechanisch wiederholte ich: „Das gehört zu seiner Krankheit . . ."

„Alle Leidende dieser Art hassen den Arzt, von dem sie wissen, daß er ihr Leiden kennt."

Ich stieß hervor: „Aber Ihre Gegenwart vergrößert des Königs Qual!"

„Mein Platz ist an der Seite meines kranken Herrn. Wenn ich meinen Platz einem andern räume, wäre ich wie die Schildwache, die ihren Posten verläßt. Ueberdies würde der andre dem Könige genau ebenso verhaßt sein, wie ich es bin, ohne ihm schließlich so gut helfen zu können, wie ich es vermag."

„Sie vermögen zu helfen?"

„Die Urkunde, die der König diese Nacht unterschrieb, hätte er ohne mich schon vor Jahren unterzeichnen müssen."

„Durch welche Mittel konnten Sie den Ausbruch seines Leidens so lange zurückhalten?"

„Er blieb König."

„Sie meinen, das Bewußtsein seines Königtums war stärker als selbst der — Wahnsinn?!"

„So meine ich's."

„Die Krone auf seinem Haupte konnte selbst das Grauenvollste davon fernhalten?"

„Eine gewisse Zeitlang that sie es."

„Eigentlich hätte mein Vater längst abdanken müssen?"

„Eigentlich."

„Was muß der König gelitten haben!"

„Was hat die Königin gelitten!"

„Meine Mutter . . ."

Als ich wieder zu reden vermochte, fragte ich weiter: „Und jetzt ging es nicht länger, sein Königsgefühl ihm zu erhalten?"

„Unmöglich. Königliche Hoheit werden sich selbst überzeugt haben, daß es nicht länger ging."

„Ja, ja! Aber auch so geht es unmöglich länger."

„Daß man dem König das Gefühl seiner Freiheit läßt?"

„Schrecklich! Schrecklich!"

„Einstweilen, denke ich, kann man Seiner Majestät dieses Gefühl noch lassen. Es wird für ihn wenigstens Lebensgefühl sein."

Ich stand auf, wollte gehen, zauderte, blieb und sagte: „Sie sind des Königs Wohlthäter und werden von ihm gehaßt; Sie wollen bei dem König bleiben und werden von jetzt an Ihres Lebens keinen Augenblick sicher sein. Mein Vater kann Ihnen nicht danken; und ich . . . Was bedeutet mein Dank? Sie brauchten vorhin das Beispiel von der Schildwache. Dem Soldaten, der auf seinem verantwortlichen Posten bleibt, der auf ihm fällt — ihm widmet das dankbare Vaterland Kränze."

Ich hatte mit starker Ueberwindung gesprochen, beständig in der qualvollen Empfindung, vor dem Manne, zu dem ich so sprach, mit einem Antlitz zu stehen, darauf auch meine Abneigung zu lesen stand. Und las er sie mir nicht vom Gesicht ab, so würde er sie — denn seinem forschenden durchbohrenden Blicke entging nichts —, so würde er meinen Haß in meiner Seele lesen.

Ich erhielt auf meine Phrase von dem dankbaren Vaterlande keine Erwiderung, ging, wandte mich jedoch noch einmal um, einige Schritte zurückkehrend, wie beherrscht von einer Gewalt. Ich hatte noch eine Frage zu thun.

„Ihrer Meinung nach litt der König nicht entsetzlich, unmenschlich?"

„Darüber dürfen Königliche Hoheit ruhig sein: Seine Majestät litten durchaus nicht."

„Wie ist das möglich?"

„Derartige Kranke bilden sich gewöhnlich ein, gesund zu sein."

„Vollkommen gesund?'

„Vollkommen."

„Und was sie sich einbilden, das fühlen sie auch?"

„Sicher."

„Seltsam . . . Sie glauben, daß mein Vater auch jetzt nicht schwer leidet?"

„Jetzt wird der König außer sich sein."

„Sehen Sie wohl!"

„Weil es ihm mißlang, mich zu erwürgen."

„Mein Gott!"

„Der König wird sich indessen sehr bald vollkommen beruhigen; denn er wird hoffen, daß es ihm ein andres Mal gelingen wird."

„Trotzdem bleibt es dabei, daß Sie meinen Vater nicht verlassen?"

„Wer eine Pflicht zu erfüllen hat, muß dabei zu Grunde gehen können . . ."

„Herr Geheimrat!"

„Ohne dafür bedankt sein zu wollen."

Endlich entfernte ich mich. Der Adjutant des Königs wartete auf mich, um mir mitzuteilen, daß mein Vater vollständig ruhig geworden sei.

*

Der König bleibt vollständig ruhig. Er hat den Geheimrat gesehen und soll gegen ihn besonders huldreich gewesen sein.

Heute dinieren wir beim König.

Der Staatsminister ist abgereist, und der Kronprinz trat die Regentschaft an.

Es darf keine Zeitung herübergelangen. Ich vermeide es, Tonei und Stigei zu sehen. Sie haben Menschengesichter, die etwas aussagen, etwas verraten könnten.

Es hat doch sein Gutes, daß Lakaien und alles, was zu solcher Gesellschaft gehört, nur Grimassen haben. Immerhin sollte man die Fratzen hinter Masken stecken lassen. Wäre ich König, so würde ich —

Daß der König nicht leidet, welcher Segen! Er leidet nicht, weil er sich für gesund hält. Welch grausiger, welch wonniger Wahn! Es ist begreiflich, daß er jeden, der an seine Gesundheit, an seine Vernunft nicht glaubt, für seinen Todfeind hält.

*

Ich schrieb an Judika. (Fortsetzung folgt)

Ozonwasserwerke

Reines Quellwasser enthält, selbst wenn es noch so krystallklar aus dem Erdboden hervorquillt, doch in einem Kubikcentimeter bis zu 50 Stück jener kleinen Lebewesen oder Mikroorganismen, die zur Gattung der Spaltpilze gehören und Bakterien genannt werden. Im Brunnenwasser kommen bereits bis 500, im gewöhnlichen Flußwasser bis 20 000 und in dem durch Abwässer verunreinigten Fluß- oder Kanalwasser bis zu 60 000 000 Bakterien auf den Kubikcentimeter. Wenn auch im allgemeinen die Wasserbakterien keine unmittelbare Gefahr für den Menschen bedeuten, da sich die meisten Gattungen nur von totem Material nähren, so sind unter ihnen doch einige Arten enthalten, die zu ihrem Gedeihen lebendige Organismen und insbesondere den menschlichen Körper brauchen. Diese sind deshalb auch als Krankheitserreger gefürchtet.

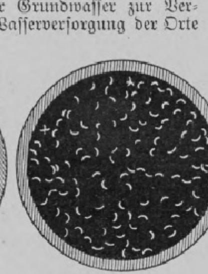
Zu den gefährlichen oder sogenannten pathogenen Wasserbakterien gehören in erster Linie der Typhusbazillus und der Erreger der asiatischen Cholera, von Professor Koch bei seiner Entdeckung als Kommabazillus bezeichnet. Beide Bazillenarten sind nur wenige Mikromillimeter*) lang und Bruchteile eines Mikromillimeters breit. Welchen furchtbaren Einfluß das Vorkommen dieser Bakterien im Wasser, dem wichtigsten aller menschlichen Genußmittel, auf die Verbreitung von Epidemien hat, läßt sich am besten aus der Thatsache erkennen, daß die Fortpflanzung dieser Bakterien ganz ungeheuer schnell von statten geht. Aus jedem einzelnen Bakterienindividuum, das aus einer einfachen kleinen Zelle besteht, entstehen durch Querteilung dieser Zelle zunächst zwei gleichgroße, selbständige Lebewesen. Diese beiden neuen Bakterien wachsen sehr schnell zur Reife aus und spalten sich weiter, vorausgesetzt, daß die für ihre Entwicklung erforderliche organische Substanz vorhanden ist. Auf diese Weise können bei günstigen Entwicklungsbedingungen aus jedem Bakterienindividuum innerhalb 24 Stunden ungefähr 16 Millionen von Bakterienindividuen entstehen.

Die bakteriologischen Forschungen haben wesentlich dazu beigetragen, daß jetzt bei der Wasserversorgung für den menschlichen Gebrauch der hygienische Standpunkt gebührende Beachtung findet. Man verlangt nicht nur, daß das Trinkwasser geruchlos, klar und farblos ist, daß es nicht fade oder vorherrschend nach einem einzelnen Bestandteil schmeckt und daß es eine erfrischende Temperatur hat, sondern man stellt jetzt auch die durchaus berechtigte Forderung, daß der Bakteriengehalt des Trinkwassers ein möglichst niedriger sei. Wasser, das mehr als 500 Bakterienkeime in einem Kubikcentimeter enthält, wird gegenwärtig allgemein als ungeeignet für den menschlichen Genuß verworfen.

Wo Quellwasser oder Grundwasser zur Verfügung steht, bietet die Wasserversorgung der Orte



Typhusbazillen



Cholerabazillen

keine Schwierigkeiten. Dieses Wasser wird meist den hygienischen Anforderungen genügen, wenn nur die Sammelbecken und die Brunnen vor Verunreinigungen aus der Atmosphäre oder durch Abwässer genügend geschützt werden. Bei der Anlage der Brunnen ist zu beachten, daß sich in der Nähe keine Abfallstätten und kein stark gedüngtes Land befinden. Ist man jedoch darauf angewiesen, den Wasserbedarf aus Oberflächenwasser, d. h. aus Flüssen oder Binnenseen zu decken, so müssen, namentlich wenn es sich um die Wasserversorgung großer Städte handelt, die umfangreichsten Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, um hier ein möglichst keimfreies, für den menschlichen Gebrauch geeignetes Wasser liefern zu können. Gelehrte und Wassertechniker aller Länder haben sich jahrzehntelang mit der Frage beschäftigt, wie solches Oberflächenwasser am zweckmäßigsten zu reinigen und zu sterilisieren sei.

Am einfachsten kann das Wasser durch Kochen gereinigt werden, wozu ein Sieden von mindestens zehn Minuten Dauer erforderlich ist. Durch das Kochen werden allerdings sämtliche Bakterien vernichtet, aber das gekochte Wasser hat seinen Wohlgeschmack verloren; es schmeckt nach dem Abkühlen fade. Auch die Wasserreinigung durch Zusatz chemischer, desinfizierender Stoffe hat eine allgemeine Verbreitung nicht erlangt. Man hat Aetzkalk sowie Eisen-, Aluminium-, Mangan- und Magnesiumsalze in Verbindung mit Kalk und Kreide oder Soda benutzt, um die im Wasser enthaltenen Mikroorganismen zu vernichten und mit den übrigen Verunreinigungen als Bodensatz niederzuschlagen. Diese Reinigungsmethode leidet jedoch daran, daß es zu schwierig ist, die Grenze einzuhalten, wo alle Bakterien vernichtet sind, die Genußfähigkeit des Wassers aber durch den Zusatz der Desinfektionsmittel noch nicht beeinträchtigt ist.

Als beste Wasserreinigungsmethode hat sich bisher die Sandfiltration bewährt. In den Sandfiltern geht das Wasser durch verschiedene Schichten von Steinen, Kies und Sand hindurch. Von der Sohle der flachen, gemauerten Filterbassins aus wird die Filtermasse in Schichten von faustgroßen

*) 1 Mikromillimeter = 1/1000 Millimeter.



Ozonapparate

bis haselnußgroßen Steinen, von verschiedenförmigem Kies und von grobem und feinem Sande aufgebaut. Die oberste feine Sandschicht, die eine Höhe von 0,6 bis 1,5 Metern hat, ist die eigentliche Filtrationsschicht; mit ihrer Dicke wächst die Sicherheit der Filterwirkung. Vollständig bakterienfreies Wasser kann durch die Sandfiltration nicht erzielt werden; es ist sogar erwiesen, daß unter Umständen auch die gefährlichen pathogenen Bakterien durch das Filter hindurchschlüpfen können. Eine solche Gefahr liegt namentlich dann vor, wenn das Wasser zu schnell durch das Filter läuft oder wenn der Inhalt des Sandfilters gefriert und hierdurch Risse in der Sandschicht entstehen, durch die die Verunreinigungen passieren können. Immerhin erreicht man in guten Sandfilteranlagen bei ordnungsmäßigem Betriebe eine Reinigung des Oberflächenwassers derart, daß auf einen Kubikcentimeter Reinwasser nur noch bis 100 Keime kommen. Jahrelange Erfahrung hat auch gelehrt, daß der Genuß des durch Sandfiltration gereinigten Oberflächenwassers mangels eines besseren Reinigungsverfahrens gebilligt werden konnte. Neuerdings dürfte dieser Standpunkt nicht mehr berechtigt sein.

Nach mehr als zehnjährigen Laboratoriumsversuchen und nach zweijährigem Betriebe einer größeren Versuchsanlage ist es der Firma Siemens & Halske in Berlin gelungen, ein neues Verfahren zur Reinigung und Sterilisation des für den menschlichen Gebrauch bestimmten Wassers in die Praxis einzuführen, durch das eine unzweifelhafte und sichere Vernichtung sämtlicher in dem Wasser enthaltenen gefährlichen pathogenen Bakterien und auch der übrigen ungefährlichen Bakterien bis zu verschwindender Zahl erzielt wird. Die Reinigung des Wassers erfolgt bei diesem Verfahren auf elektrochemischem Wege; sie beruht auf der chemischen Verbrennung der im Wasser enthaltenen Lebewesen durch das auf elektrischem Wege erzeugte Ozon.

Ozon ist eine besondere Art des Sauerstoffes; es wird wegen seiner kräftigen oxydierenden Wirkung auch aktiver Sauerstoff genannt. In geringen Mengen findet es sich in der Land- und Waldluft, etwas reichlicher in der Seeluft und fast gar nicht in der Luft der großen Städte. Eine Ozonbildung



Ozonwasserwerk Wiesbaden-Schierstein

in der Natur tritt namentlich bei Gewittern ein; daher auch die Erfrischung, die wir nach einem Gewitterregen durch Einatmen der ozonhaltigen Luft verspüren. Natürlich ist dieser Ozongehalt der Luft nur ein geringer. Größere Mengen Ozon in konzentriertem Zustande wirken giftig; es greift dann die Schleimhäute an und bewirkt schließlich Bluthusten.

Das zur Sterilisation von Wasser benutzte Ozon wird aus der atmosphärischen Luft hergestellt, indem man diese der sogenannten stillen elektrischen Entladung aussetzt, wodurch sich ein Teil des in der Luft enthaltenen Sauerstoffs in Ozon verwandelt. Die atmosphärische Luft wird zu diesem Zwecke zunächst mittels einer Luftpumpe in eine kleine, als Trockenapparat dienende Eiserzeugungsmaschine geführt. An der Kühlschlange der Eismaschine friert die Luftfeuchtigkeit aus. Die getrocknete Luft tritt dann in den Ozonapparat. Dieser besteht aus einer Reihe hermetisch geschlossener Kästen, in denen vier oder mehr Ozonplattenpaare parallel zu einander aufgestellt sind. Die zu ozonisierende Luft streicht durch die Zwischenräume der Platten unter geringem Druck mit mäßiger Geschwindigkeit. Die etwa 1 Quadratmeter großen Ozonplatten bestehen einerseits aus metallbelegten dicken Glasplatten und andrerseits aus Platten von Metallen oder Metallkompositionen, die von trockenem Ozon nicht angegriffen werden. Die Plattenpaare stehen unter der Einwirkung eines elektrischen Wechselstromes von 10000 bis 15000 Volt Spannung. Infolge dieser außerordentlich hohen Spannung finden zwischen den Platten sogenannte elektrische Glimmentladungen von blauer Farbe statt; diese verwandeln den Sauerstoff der durch die Plattenzwischenräume gepreßten Luft in Ozon. Zwei solcher Ozonplattenpaare erfordern zu ihrem Betrieb bei einer Produktion von 3 Gramm Ozon per Kubikmeter Luft eine Pferdekraft. Zur Kontrolle des ungestörten Fortgangs der blauen Entladungen sind die Ozonapparate an einer Seite mit einem Glasfenster versehen. Bei einer zweiten Type von Ozonapparaten werden an Stelle der Platten röhrenförmige Elektroden benutzt. Bei diesen Apparaten wird der durch die konzentrischen Cylinderflächen der Elektroden abgegrenzte, beständig von Luft durchflossene Raum unter elektrische Entladung gesetzt.

Nach ihrem Austritt aus den Ozonapparaten durchströmt die ozonisierte Luft den Sterilisations- oder Ozonturm von unten nach oben. Der gemauerte und im Innern zementierte Turm hat in der Regel eine Höhe von 5 Metern und einen quadratischen Querschnitt von einem Quadratmeter. Durch einen Rost aus verzinnten starken Eisenschienen ist der Turm in zwei Räume geteilt, den oberen eigentlichen Ozonisierungsraum und den darunter liegenden Sammelraum für ozonisiertes Wasser. Der Ozonisierungsraum ist mehrere Meter hoch mit faustgroßen Steinen gefüllt, über die das von oben in den Turm eintretende Wasser herabfließt, nachdem es vorher zur Abscheidung der Schwebestoffe einen Schnellsandfilter passiert hat.

Brausen und Siebeverteiler lassen das Wasser in feinem Regenfall auf die Oberfläche der Steinschicht aufschlagen; so fließt das Wasser in guter Verteilung nach unten und begegnet dabei dem von unten nach oben gedrückten Ozonluftstrom unter Darbietung einer großen Oberfläche. Der Ozonluftstrom muß 4 bis 5 Gramm im Kubikmeter enthalten, wenn er eine Vernichtung der Wasserbakterien sicher herbeiführen soll. Der Sammelraum des Turmes für das ozonisierte Wasser steht mit dem Hauptsammelbassin der Wasserleitungsanlage für das gebrauchsfertige und sterilisierte Wasser in Verbindung.

Die Prüfung auf ordnungsmäßige Wirksamkeit einer Ozonwasseranlage ist sehr einfach, denn sobald man weiß, daß das zu reinigende Wasser eine gewisse Menge Ozon aufgenommen hat, so weiß man auch mit Bestimmtheit, daß die darin enthaltenen Bakterien getötet worden sind. Sobald das den Ozonturm verlassende Wasser Stärkekleisterlösung, die mit Jodkaliumlösung versetzt ist, richtig blau färbt, ist auch das Wasser genügend ozonisiert. Die Probe kann auch von ungeübtem Personal sicher und sofort, je nach Bedürfnis von Viertel- zu Viertelstunde ausgeführt werden. Die unbedingt zuverlässige und jederzeit mit dem geringsten Zeitaufwand mögliche Prüfung des gebrauchsfertigen Wassers ist ein nicht hoch genug anzuschlagender Vorzug der Ozonwasserreinigung vor der Sandfiltermethode. Bei letzterer müssen zur Feststellung der Güte des filtrierten Wassers bakterielle Untersuchungen



Brunnen für die Sammlung des Rheingrundwassers bei Schierstein

stattfinden; es kann daher erst nach zwei bis vier Tagen mit Sicherheit gesagt werden, ob die aus dem Filterwerk entnommenen Proben gut gereinigtes Wasser sind.

Auf Grund ihrer bei den Laboratoriumsversuchen erzielten Erfolge hat die Firma Siemens & Halske in Martinikenfelde bei Berlin ein größeres Ozonwasserwerk für Versuchszwecke erbauen lassen. Das Werk ist bereits zwei Jahre in Betrieb und in letzter Zeit den Bakteriologen, Hygienikern und Fachmännern zur Besichtigung sowie zum Studium der Ozonsterilisationsmethode geöffnet worden. Die Anlage ist so leistungsfähig, daß sie bei Annahme eines täglichen Wasserbedarfs von 50 Liter pro Kopf der Bevölkerung für die Wasserversorgung eines Städtchens von 5000 Einwohnern ausreicht. In der Versuchsanlage hat das Ozonisierungsverfahren die schärfste Probe an einem durchaus schlechten und überaus bakterienreichen Wasser glänzend bestanden. Es kam ein aus der Spree bei ihrem Austritt aus Berlin entnommenes Wasser zur Reinigung. Bei mehrmonatigen Dauerversuchen in Tag- und Nachtbetrieb haben die bakteriologischen Untersuchungen gezeigt, daß das zur Verwendung gelangende Rohwasser, das oft bis 6 Millionen Keime im Kubikcentimeter enthielt, durch die Ozonisierung in gebrauchsfähiges Wasser umgewandelt wurde. Das desinfizierte Wasser war entweder vollständig bakterienfrei oder enthielt nur noch einige wenige widerstandsfähigere Keime. Während man bei der Sandfiltration im allgemeinen nur einen Rückgang der Keime bis auf 100 Stück per Kubikcentimeter erreicht, gelingt es bei dem Ozonisierungsverfahren, die Keime auf 0 bis 30 herabzumindern.

Versuche bezüglich der Einwirkung der Ozonisierung auf die pathogenen Keime, die furchtbaren Erreger der Cholera und des Typhus, wurden ebenfalls in der Martinikenfelder Anlage angestellt; sie wurden von dem Geheimen Regierungsrat Dr. Ohlmüller vom Reichsgesundheitsamt vorgenommen. Durch diese Versuche ist einwandfrei nachgewiesen worden, daß durch die Behandlung des Wassers mit Ozon nach dem Siemens-Halske-Verfahren die Bakterien des Typhus und der asiatischen Cholera vollständig und sicher vernichtet werden. Es wurde sogar festgestellt, daß diese Keime gegen Ozon außerordentlich empfindlich sind und früher unter dessen Einwirkung sterben als die gewöhnlichen Bakterien.

Angesichts dieser hervorragenden Ergebnisse kann es nicht wundernehmen, daß die Betriebsleiter der größeren Wasserwerke in Deutschland jetzt schon die Frage erwägen, ob sie nicht mit Vorteil von dem Ozonisierungsverfahren für ihre Werke Gebrauch machen können. Besondere Anerkennung verdient in dieser Hinsicht das Vorgehen der Stadtverwaltung von Wiesbaden, die, trotzdem Wiesbaden für die Trinkwasserversorgung über das vorzüglichste keimfreie Quellwasser verfügt und für gewöhnliches Gebrauchswasser noch eine besondere Wasserleitung besitzt, doch das erste große Ozonwasserwerk in Deutschland hat erbauen lassen. Dieses Werk ist kürzlich in Betrieb genommen worden; es dient zunächst dazu, das Wasser der Gebrauchswasserleitung von den wenigen in ihm enthaltenen Bakterien zu befreien.

Das Wasser der Wiesbadener Gebrauchswasserleitung ist Grundwasser des Rheinthales, das bei Schierstein in einer größeren Anzahl Brunnen gesammelt wird. Eine unsrer Abbildungen läßt zwei solcher Brunnen deutlich erkennen. Aus den Brunnen wird das Wasser durch ein Pumpwerk in ein Hochreservoir geschafft, an das die Gebrauchswasserleitung angeschlossen ist. Wenn auch das benutzte Grundwasser zurzeit nur wenige Bakterien enthält, so ist doch nicht ausgeschlossen, daß bei einer Cholera- oder Typhusepidemie eine Verseuchung eintreten könnte. Deshalb muß es als ein Akt weiser Fürsorge bezeichnet werden, wenn man auch dieser Eventualität in Wiesbaden vorbeugt.

Das von der Firma Siemens & Halske für die Stadt Wiesbaden in der Nähe von Schierstein erbaute Ozonwasserwerk ist für eine Höchstleistung von 250 Kubikmetern in der Stunde eingerichtet. Die Anlage ist in zwei unabhängig voneinander arbeitende Teile zerlegt, von denen jeder 125 Kubikmeter stündlich leistet. Für gewöhnlich ist nur die eine Hälfte in Betrieb; die andre bildet also eine hundertprozentige Reserve, so daß eine Betriebsstockung nie eintreten kann.

Das Ozonwasserwerk ist eingeteilt in einen Maschinenraum, einen Ozonapparatraum und einen Raum für die Sterilisationstürme. Im Maschinenraum sind zwei sechzigpferdige Lokomobilen, zwei Wechselstrommaschinen, zwei elektrisch angetriebene Zentrifugalpumpen sowie die Gebläse für die Luft der Ozonapparate untergebracht. In dem Ozonapparatraume stehen in zwei Gruppen 48 Siemens-Ozonapparate, von denen jeder eine Ozonmenge liefert, die zur Sterilisierung von 5 bis 6 Kubikmetern Wasser in der Stunde ausreichend ist. Der Sterilisationsraum enthält acht Sterilisationstürme, von denen jeder rund 40 Kubikmeter in der Stunde leistet; bei Vollbetrieb sind also immer noch zwei Türme in Reserve. Der Betrieb der Anlage steht unter Aufsicht des bekannten chemischen Instituts Fresenius in Wiesbaden. Die in dem Schiersteiner Ozonwasserwerk von dem Berliner Königlichen Institut für Infektionskrankheiten (Robert Koch) vorgenommenen umfangreichen Versuche haben die Ergebnisse der Martinikenfelder Versuchsanlage vollkommen bestätigt. Durch die Ozonisierung wurden in künstlich mit Cholera-, Typhus-, Kolik- und Ruhrbazillen infiziertem Wasser alle pathogenen Keime abgetötet und die übrigen Wasserbakterien bis auf einige besonders widerstandsfähige, sonst aber unschädliche Arten vernichtet. Das gereinigte Wasser ist hygienisch vollkommen einwandfrei. Da bei dieser Art Ozonisierung dem Wasser keinerlei anderweite chemische Stoffe zugeführt werden und das in dem gereinigten Wasser zunächst noch enthaltene Ozon in kürzester Zeit infolge Zersetzung oder Zurückbildung zu gewöhnlichem Sauerstoff verschwindet, so behält das Wasser seinen natürlichen Wohlgeschmack. Die Stadt Wiesbaden wird daher in der Lage sein, für den Fall, daß einmal das für ihre Trinkwasserleitung aus dem Taunus bezogene Quellwasser nicht mehr ausreichen sollte, unbedenklich den Mehrbedarf aus dem ozonisierten Wasser der Gebrauchswasserleitung zu decken.

In jüngster Zeit ist noch ein zweites kleineres Ozonwasserwerk System Siemens & Halske in Paderborn in Betrieb genommen worden; es leistet stündlich 40 Kubikmeter und ist speziell für die Trinkwassersterilisation zur Einrichtung gekommen. Das Werk liefert ebenfalls vorzügliches keimfreies Wasser.

Otto Jentsch

Die schlafenden Bäume

Ja, die Bäume schlafen, stehn erstorben.
Winter raubte, was der Lenz erworben —
Bis zum letzten Saum.

Nur bisweilen geht ein Schwanken, Schweben
Durchs Geäst, ein geisterhaftes Leben,
Wie ein leiser Traum.

Und die Zweiglein fangen an zu singen;
Ein Geräusche wunderzarter Schwingen
Flüstert durch den Baum.

Gottesodem! O, ich kenn' dein Wehen,
Fühlte manchmal durch mein Herz dich gehen,
Wo es hoffte kaum.

Th. Aemilius

Im Wettersturm

Novellette

von

M. von Ekensteen

Das war ein Staunen und Wundern in der kleinen Garnisonstadt! Ganz überraschend war die Nachricht gekommen, niemand hatte etwas geahnt: Thea von Brechtinghausen, die schöne, tiefdurchbildete und idealveranlagte Tochter des verarmten Edelmannes hatte sich mit dem immens reichen Fabrikbesitzer Anton Nöll verlobt!

Die Kaufleute im Städtchen machten dazu sehr vergnügte Gesichter; die Firma Nöll genoß das höchste Ansehen, und man konnte im Hinblick auf den solventen Schwiegersohn den Brechtinghausens nun skrupellos den weitesten Kredit gewähren. Die Damen medisierten von Einfangen und Kokettieren, und die jungen Herren der Gesellschaft, gleichviel ob sie des Königs Rock trugen oder sonstige Aemter bekleideten, schüttelten ganz deprimiert die Köpfe.

Bei der Table d'hote im ElitErestaurant schnarrte Kurt von Mengers, ein Dandy ohne andern Beruf als den, bei Spiel, Jagd und Rennen sein Geld anzubringen: „Die schöne, elastische Thea und der vierschrötige Plebejer! Das paßt so ungefähr, wie ein Vollblutrenner und ein Percheron in einem Gespann!"

„Aber, bester Mengers," entgegnete ein hagerer Junker aus der Umgegend, der stets vierspännig ins Städtchen kutschierte, „das ist doch nur die neue Bestätigung von den Gegensätzen, die sich anziehen!"

„Na, na," meinte sehr gedehnt ein grau angehauchter Junggeselle, der sich damit brüstete, das zarte Geschlecht durch und durch zu kennen: „Kein Mensch wird doch glauben, daß die kleine Brechtinghausen den Nöll aus einem andern Grunde nimmt, als — weil er scheußlich viel Moneten hat?"

„Hm, das Geld mag ja seine Rolle dabei gespielt haben, aber für so dumm halte ich den gewiegten Geschäftsmann Nöll nicht, daß er sich eine Frau aussuchen sollte, die ihn nur der Millionen wegen nimmt!"

„Ei, man streut ein wenig Sand in die Augen, thut verliebt, schmachtet und was derlei Kniffe mehr sind!"

„Nein!" rief sehr entschieden Hauptmann Wegener. „Ich stelle Fräulein von Brechtinghausen viel zu hoch, um sie solcher Mittel fähig zu halten. Wer von uns hat wohl den Zug der Oberflächlichkeit und Frivolität an ihr wahrgenommen? Ich denke, die beiden Leutchen werden sich schon auf irgend einer sympathischen Brücke von Herz zu Herz begegnet sein!"

Kurt von Mengers pfiff leise vor sich hin, wippte mit seinem Stuhl auf und nieder, maltraitierte seinen Spitzbart und rief nach dem Büffett hinüber: „Piccolo, eine Flasche Johannisberger auf Eis!" Dann gähnte er forciert und meinte wegwerfend: „Mir ist's übrigens egal! Der Familie ist es ja zu gönnen, daß sie mit dem Gelde des Parvenüs den verfahrenen Karren wieder flott schiebt, und Fräulein Thea wird sich trotz aller idealen Veranlagung sehr bald in die Rolle der behäbigen Geldprotzin eingelebt haben und mit Würde die Folgen der Spekulationsheirat tragen."

Hauptmann Wegener schob seinen Stuhl geräuschvoll zurück, grüßte steif im Kreise, schnallte den Säbel um und verließ mit einem: „Mahlzeit, meine Herren!" den Speisesaal.

„Auch einer, dem's zu Herzen geht!" lachte Herr von Mengers. „Wissen Sie nicht, lieber Farinelli, ob etwas Wahres an dem Gerücht ist, daß er sich einen Korb bei der Brechtinghausen geholt hat?"

„Ich kann da wirklich nicht Aufschluß geben," sagte der Handelsrichter a. D. Farinelli, den man die lebende Chronik des Städtchens titulierte, „aber ich zweifle, zweifle sehr stark. Wegener ist der jüngste Hauptmann im Bataillon, Brechtinghausens sind auf die schmalen Einnahmen ihres Gutes angewiesen, — folglich wäre die Sache ganz aussichtslos. Heutzutage verlobt man sich nicht mehr mit sechs- oder achtjähriger Wartezeit."

„Ja, ja, übrigens — wie ich bereits sagte, — mir kann's gleich sein!" meinte Herr von Mengers und griff nach einem Zeitungsblatt.

Allmählich leerte sich der Saal. Schließlich saß Mengers ganz allein vor seinem Johannisberger, und er legte das Zeitungsblatt gelangweilt beiseite. Das arrogante Lächeln war aus seinem Gesichte verschwunden, etwas Verdrossenes lag in seinen Zügen. Entschieden, die neueste Verlobung machte ihm kein Vergnügen! Er war es so gewohnt, bei den Damen zu reüssieren, daß er die Wahl Fräulein Theas wie eine persönliche Beleidigung auffaßte. Hastig trank er sein letztes Glas leer, klemmte das Einglas ins Auge und murmelte im Fortgehen: „Für solche moralische Niederlage giebt es doch wohl noch eine Revanche!"

Thea saß in der verwitterten Epheulaube an der alten Stadtmauer, die einen Teil des elterlichen Gartens von den schattigen Promenaden abschloß, wo sich die Leute alltäglich ergingen. Am Morgen kamen die Naturschwärmer, die dem Konzert der Vögel lauschten und sich am Anblick des sprossenden Blattwerkes an Sträuchern und Bäumen erfreuten. Um Mittag tummelten sich die Schulkinder lärmend darin umher, und am Abend lustwandelte die Hautevolée in eleganten Toiletten, flirtend, lachend, plaudernd.

In der Glühhitze der Hochsommernachmittage war es jedoch still in den breiten Kieswegen; selbst die Vögel waren verstummt, und man hörte nur das Knirschen der Räder, wenn die grellgelb gestrichenen Wassertonnen hindurchfuhren, mit breitem Wasserstrahl den Staub löschend und linde Frische gebend.

Das war Theas Lieblingsstunde, die ungestörte Zeit, wo sie mit ihren Gedanken allein war. Der Vater schlief, die Mutter rastete im dämmerigen Salon über einem Buche, und die Brüder brüteten über griechischen und lateinischen Vokabeln. Diese Stunde gehörte ihr, und sie war ihr lieb geworden mit ihrer heiligen Ruhe. Selbst im Winter kam sie her und streute im verwitterten, ungepflegten Park den hungernden Vögeln Futter; im Sommer aber träumte sie unter den alten Epheuranken, die den steinernen Auslug umkrochen, ihre sehnenden Mädchenträume. Wie viele hatte sie schon in die dunkle Laube getragen, wie viel stumme Fragen in die Zukunft hatten schon ihr junges Herz durchzittert! Und nun war die große Wendung, die heilige Stunde, in ihr Leben gekommen, so plötzlich,



Feindliche Mächte

Nach einer Zeichnung von John Charlton

so ganz anders, als sie es oft ersonnen hatte, und doch so schön, so voll heiterer Sonne!

An ihrer schmalen, weißen Hand glitzerte der Goldreif mit dem strahlenden Diamanten, den Anton Nöll ihr gestern tief bewegt an den Goldfinger gesteckt hatte. Sie war die Braut des reichen, seltsamen Mannes, der fern aller Geselligkeit nur seiner Arbeit und dem Wohl seiner Untergebenen lebte und der sie mitten aus dem unruhvollen Leben der Gesellschaft heraus als Weib gewählt hatte.

So wunderlich dünkte ihr alles! Er war nicht mit dem Stammeln der Liebe zu ihr gekommen, sie um Herz und Hand zu bitten; der Vater hatte ihr seinen förmlichen Antrag mitgeteilt und ihn als einen gütigen Menschen, einen ehrenvollen Charakter voll Großmut geschildert. Dann hatte ihr die Mutter anvertraut, daß er Thea schon seit Jahren still im Herzen getragen, daß seine Liebe zu ihr unermessen sei. Sie hatte nicht ein noch aus gewußt, so überraschend war das gekommen. Als aber die Mutter mit schimmernden Augen gesagt hatte: „Nun hat alle Sorge ein Ende, du wirst eine reiche, glückliche Frau, und deine Brüder können die ersehnte Laufbahn einschlagen," da hatte sie ihr die Hand auf den Mund gepreßt: „Nicht, Mütterchen!" flehte sie, „er hat mich lieb, das trifft ins Herz!"

Dann war er gekommen und hatte sie mit innigem Dankwort ans Herz geschlossen, und ihr war so ruhig und friedlich zu Sinn geworden wie einem Kinde, das sich in sicherer Hut weiß. —

Der Tag der Hochzeit war schon festgesetzt. Mit wahrhaft rührender Aufmerksamkeit lauschte Nöll seiner Braut jeden Wunsch ab, um das neue Heim ganz nach ihrem Sinn zu schmücken. Der Vater sah frisch und guter Dinge aus, wie seit Jahren nicht; die Brüder waren ausgelassen glücklich durch die frohen Aussichten für die Zukunft, und die lebhafte Mutter wurde vollends nicht müde, Thea das große, vielbeneidete Glück klarzumachen, das sich ihr geboten hatte.

Heute war nach all dem Gratulationstrubel wieder die erste ruhige Stunde für Thea gekommen; sie flüchtete mit ihrem übervollen Herzen in die Einsamkeit, denn es drängte sie, einmal mit ihren Gedanken allein zu sein. Sie hatte es jubelnd erkannt, daß Anton sie liebte, mehr als alle zusammengenommen, die ihr vordem das Zauberwort in all seinen Variationen vorgetändelt hatten. Flüchtig zogen all jene an ihrem Geiste vorüber, die ihr gehuldigt hatten, seit sie die ersten Schritte in die Welt der Vergnügungen gethan; da war auch nicht ein einziger, dessen Liebe so tief gegangen, daß er sie zum Weibe begehrt hätte; er aber hatte sie still geliebt und ihr mit seinem Herzen auch eine Zukunft voll Sonnenschein geboten.

Aber — liebte auch sie ihn? War das, was sie an Freude, Ruhe und Dankbarkeit empfand, die echte, wahre Liebe? Sie wußte, er war gut und edel, sie achtete ihn, sie hatte den festen Willen, ihn zu beglücken. Jedoch — sie hatte nicht allein das Herz befragt, als sie das verhängnisvolle „Ja" gesprochen. Die Zukunft der Brüder, die Wohlfahrt der Eltern, das überredende Wort der Mutter und vor allem der Gedanke, daß er sie so lang schon liebte, waren ausschlaggebend gewesen.

Konnte das das rechte sein?

Sie saß, den Kopf in die Hände gestützt, und suchte ihr Herz zu erforschen. Da klang von den dunkeln Laubgängen der Promenade Kurt von Mengers Stimme herauf: „Aber bester Herr Notar, es ist doch ein offenkundiges Geheimnis, daß Mama Brechtinghausen die ganze Geschichte insceniert und zu allseitig befriedigendem Schluß gebracht hat!"

„Ih, was Sie sagen! Nicht die Möglichkeit! Das sollte wirklich keine Liebesheirat sein? Der Nöll ist mir zwar als sehr praktisch und durchaus nicht sentimental bekannt, aber welchen Grund könnte er gehabt haben, wenn er sich nicht verliebt hat. Was helfen da alle Angelkünste einer Mutter?"

„Je nun, verliebt hat er sich wohl, wie wir alle uns einmal in ein hübsches Lärvchen verschießen, aber die Mama hat eben als kluge Frau die Situation benutzt. Anton Nöll ist kein volltönender Name; man weiß ja, daß sein Alter noch an der Hobelbank stand. Aber was wollen Sie? Man heiratet in eine altadlige Familie hinein, das giebt einen Lacküberzug für die rohe Parvenüfarbe; man hat Verbindungen nach oben, da winkt wohl mit der Zeit der Kommerzienrat und eine Schleife fürs Knopfloch. Immer die alte Geschichte: eine Hand wäscht die andre. Er hilft dem verrosteten Wappen zu neuem Glanz, und für ihn ist die vornehme Frau willkommene Staffage."

„Hm! Hm! — Aber die Braut?"

„Je nun, sie flirtet schon einige Jahre herum, ohne an den Mann zu kommen. Der Götze Gold hat so viel Verlockendes; vielleicht glaubt sie auch an die Mär von langgehüteter großer Liebe."

„Also wieder eine Konvenienzheirat! Stirbt denn Poesie immer mehr aus?"

Helles Auflachen und verhallende Schritte drangen zu Thea herauf, die blaß bis in die Lippen dastand und die Hände auf das pochende Herz preßte.

War das Verleumdung, oder lag ein Funke Wahrheit in diesen boshaften Worten? Hatte Anton sie nur des Namens wegen gewählt, hatte die Mutter, seine Schwäche erkennend, ihn zu dem entscheidenden Schritt gedrängt? Doch, warum wallte denn ihr Blut so zornig auf, warum krampfte sich ihr Herz so schmerzhaft zusammen? War sie selber denn nur dem Zuge großer, hingebender Liebe gefolgt? Hatte sie nicht mehr mit der Vernunft als mit dem Herzen das bindende Ja gesprochen? Hatte sie je andres in ihrer Umgebung gehört als die kalt wägenden Worte: „Dieser ist eine gute, jener eine schlechte Partie; dort wähle, hier laß ab?" Sie that ja ein gutes Werk, sie machte die Eltern und die Brüder glücklich; sie selber kam in glänzende Verhältnisse, und Anton Nöll sah seinen ehrgeizigen Traum erfüllt; er hatte eine Gattin aus altem Adelsgeschlecht, Titel und Ehren winkten ihm in der Zukunft!

Als Thea die Epheulaube verließ, war ihr Gang schleppend, schlaff hingen ihre Hände herab, und auf ihrem Antlitz lag ein Schatten; ihr war zu Mut wie einer Blüte, über die der Frost gestreift ist. — —

Die Hochzeit des Fabrikherrn war pompös gewesen. Bis ins kleinste hatte alles geklappt, und in der Stadt gab es Unterhaltungsstoff auf lange hinaus. Die Braut war so bleich gewesen unter dem flimmernden Brillantendiadem, das aus den grünen Myrten hervorsprühte, und die Mutter hatte gestrahlt, als ob sie die Millionen des Schwiegersohnes zu verwalten hätte. Drei Tage waren die Thore der Fabrik geschlossen geblieben; die Kamine verkühlten, die Räder rasteten, und die Arbeiter schmausten fröhlich auf Kosten ihres Herrn.

Allgemach fand man sich mit dem Gedanken ab, daß Nölls nicht nur scheinbar ein sehr glückliches Paar seien; sie gaben zu keinerlei Sensationen Anlaß, und selbst Kurt von Mengers zwinkerte ärgerlich mit den Augen, wenn das Ehepaar in seinem Landauer an ihm vorüberfuhr. Die thaten ja doch gerade, als ob sie sich nur aus Neigung vereint hätten! „Na, abwarten!" murmelte er vor sich hin; Betteladel und Parvenü, solche Gegensätze können sich denn doch nicht ganz verschmelzen."

Anton Nöll war jedoch nicht so glücklich, wie die Leute glaubten; ihm machte sein geliebtes junges Weib Sorge. Thea war bleich, und tiefe Schatten lagen um ihre traurigen Augen, die ihn oft so seltsam forschend ansahen. Er quälte sich mit dem Gedanken, ob ein Kummer sie drücke, ein heimliches Weh an ihr nage. Wenn er dem Vater Theas seine Bedenken mitteilte, lachte dieser ihn aus; das sei der interessante Zug aller zarten Naturen, und die Mutter sagte: „Sie war immer eine Mimose, das grelle Glück hat sie geblendet, Sie müssen Geduld haben."

Als er aber den Arzt in seiner Sorge befragte, meinte der leichthin: „Ein wenig Zerstreuung, Bergluft und Waldesduft, ein Faulenzerleben im reinen Atem des Hochlandes, mehr braucht es nicht."

Das ließ er sich gesagt sein; ohne langes Besinnen fuhr er mit ihr in das schöne Berchtesgadener Land.

Nun saßen sie seit einigen sonnigen Wochen in der Schönau, dem bergumschlossenen Hochplateau im Berchtesgadener Lande, und entzückt lauschten sie dem wilden Rauschen der Königsseer und der Ramsauer Ache, tranken den würzigen Atem der Tannen, wanderten zu den Höhen des waldigen Grünstein, hielten Nachtrast in der einsamen Hütte auf der Gotzenalm und sahen bewundernd in das schäumende Wasserbrausen der Almbach- und Wimbachklamm.

Wenn sein junges Weib vor den Schönheiten der Natur aufjubelte, dann suchte er in ihren Augen zu lesen, ob das Wunder der großen, heiligen Liebe noch nicht erwachen wolle, und er freute sich, daß sie noch wie ein Kind war und es ihm beschieden sein sollte, in diese großen, sinnenden Augen den Schimmer zu zaubern, den allein das Glück heißer Liebe giebt.

Ein duftiger Spätsommertag erwachte über den Landen; der Hohe Göll glühte im Morgenschein feurigrot, dann zog der rosige Hauch zu den Spitzen des Watzmann und legte sich wie ein Flammenschleier über den Hochkalter. Alle Höhen waren in rote, leuchtende Glut getaucht. Anton Nöll hatte sich mit Tagesgrauen von seinem Lager erhoben und stand am Fenster, bewundernd in die leuchtende Pracht hinausblickend. Sollte er Thea wecken, daß auch sie das wundervolle Morgenglühen sehe? Sie schlief so fest, und um ihre Lippen lag ein so zufriedenes Lächeln, auch begann schon der feurige Morgenkuß der Sonne zu verglühen, weiße Nebel zogen die Berge hinan. Nein, er weckte sie nicht, ihr that ja die Ruhe so wohl.

Aber plötzlich durchzuckte ihn ein andrer Gedanke. Als er mit Thea vor wenigen Tagen über den Königssee gefahren war und sie dann, hingerissen von der träumenden Schönheit des Obersees, an seinen Ufern lange Stunden in schweigendem Schauen gerastet, da hatte sie sehnend ausgerufen: „Wie herrlich müßte diese Perle im zitternden Morgenduft sein! Könntest du mir das nicht malen, Anton?" Er hatte abwehrend aufgelacht: „Nein, Liebling, an solche Pracht darf sich kein Dilettant wagen, wie ich einer bin."

Es war ihm nicht entgangen, daß ein Schatten ihr Gesicht verdüstert hatte; konnte ihr wirklich daran liegen, daß er selber den bergumschlossenen See in blauer Morgenstimmung für sie malte? Und war dieser herrliche Morgen nicht klar und lockend schön? Wenn die Sonne die Nebel durchbrach, mußte ein Tag voll Glanz kommen!

Leise und behutsam nahm er Pinsel, Palette, Leinwand und Staffelei, geräuschlos schlich er hinaus, und eine Viertelstunde später fuhr er von der lauschigen Villa Panorama nach dem nahen Königssee. —

Frau Thea fuhr aus dem Schlaf empor; ein dumpfes Donnerrollen hatte sie geweckt.

„Anton!"

Keine Antwort; sein Lager war leer. Ein greller Blitz zerriß den wolkenverhangenen Himmel und leuchtete jäh in das Dämmern der Stube. Eilig stand sie auf. „Wo ist mein Mann?" fragte sie besorgt, als sie den Frühstückssaal betrat.

„Herr Nöll läßt die gnädige Frau bitten, gänzlich unbesorgt zu sein; er ist um fünf Uhr nach dem Obersee gefahren — zum Malen."

Zum Malen an den Obersee? Ein heißer Strom wallte ihr vom Herzen zu den Wangen empor. War er gegangen, ihren heißen Wunsch zu erfüllen?

Wieder wildes Blitzen und dröhnender Donner in hastender Folge.

„Mein Gott, bei diesem Wetter auf dem See!" hauchte sie, und eine quälende Angst erfaßte sie.

„Kein Schiffer fährt bei Sturmgefahr, beruhigen Sie sich, gnädige Frau. Herr Nöll wird umgekehrt sein, als sich der Himmel überzog."

„Um fünf Uhr fuhr er fort, sagten Sie nicht so? Jetzt ist es acht! Er müßte ja längst wieder hier sein! Ist der Wagen zurück?"

„Seit sechs Uhr; um zwölf soll er wieder hinausfahren."

„Entsetzlich, so fuhr er doch hinüber!"

„Das Wetter droht erst seit einer halben Stunde; wenn er wirklich auf dem See war, hat man doch noch rechtzeitig die Gefahr erkannt und ist umgewendet oder in St. Bartholomä gelandet."

Sie eilt an ihr Fenster und starrt den Weg entlang. Die Bäume wiegen sich im Brausen des Sturmes, die morschen Aeste fallen krachend zu Boden, und schwefelgelbe Wolkengebilde jagen am schwarzgrauen Horizont hin. „Wenn ein Unglück geschähe!" Sie weiß keinen andern Gedanken mehr zu fassen.

Der grelle Schein der Blitze drängt sie vom Fenster zurück in den dunkelsten Winkel der Stube. Dort steht der Schreibtisch, und darauf liegt ein Brief, der begonnen, doch nicht beendet ist. Wie mechanisch, ohne Willen liest sie: „Du weißt es ja, lieber Freund, Ehrgeiz, soweit er Rang und Titel betrifft, liegt mir fern; ich strebe nichts andres an, als Theas und meiner Arbeiter Glück. Was hülfe mir ein erkaufter Adel! Bleibe ich schlicht und einfach, wie es meine Väter waren, so bleiben es wohl meine Arbeiter auch, nichts beirrt sie, und so ist es am besten. Also bitte, bemühe dich in dieser Beziehung ja nicht um mich; nicht einmal ein Orden, wie ihn so viele ambitionieren, könnte mich erfreuen. Mein Glück liegt . . ."

Ein unheimliches Krachen erschüttert die Wände des Hauses, aber Thea steht mit leuchtenden Augen. Hat sie ihm auch mit diesen Zweifeln unrecht gethan, hat sie nur immer und immer empfangen, ohne zu geben?

Ein Wagemut kommt über sie: „Ich muß ihn suchen!" Sie reißt den Wettermantel vom Nagel und schlägt ihn um die Schultern; dann stürmt sie fort, den Fußweg entlang, dem Königssee zu. Ueber ihr biegen sich krachend die alten Buchen und Tannen, heulend jagt der Wind über die Fluren, Blitz um Blitz zuckt hernieder. Sie achtet dessen nicht. Schwere Tropfen rauschen nieder, und Hagel prasselt; grau wie Nacht liegt's über der Erde.

„Anton!“ ruft sie bang und laut über die einsame Straße; nur rauhes Krähenkrächzen giebt ihr Antwort.

„Anton!“ Ein zweites Mal erschallt es gellend, und sie jagt der Brücke zu, die über die schäumende Ache führt.

Ist sie toll geworden? Rufen der Sturm, die Wogen und der Donner ihren Namen? Sie bleibt stehen und lauscht in den wilden Aufruhr hinein, die Augen geschlossen vor den peitschenden Schloßen.

„Thea, Liebling, du?!“

Ihre Sinne wollen vergehen, als sie seine halb jauchzende, halb bange Stimme erkennt; aber er preßt sie an die Brust, und ihr Herz pocht in seligem Glück, als sie seinen warmen Atem fühlt. „Thea, was thatest du?“

„Ich suchte dich, ich wäre gestorben vor Angst um dich, ich mußte dir entgegen!“

Er sieht ihr in die Augen und liest lauter Liebe. In stummem Verstehen finden sich ihre Lippen, und wie zwei Verklärte wandeln sie innig umschlungen dem schützenden Dache entgegen. Der Donner verklingt, der Regen versiegt. Als sie die Schönau erreichen, liegt sie gebadet in Sonnenglanz.

Geistige Ansteckung

So etwas steckt förmlich an!“ Wer hätte nicht selbst schon gelegentlich diese Worte gebraucht, wenn er sah, wie das eine oder andre Vorkommnis plötzlich hier und da ganz ähnliche Erscheinungen nach sich zog, wie eine aufzuckende Erregung mit einem Schlage große, breite Massen ergriff und durchflutete? Und dieses „so etwas“ hat keineswegs einen beschränkten Ausdehnungskreis. Im Gegenteil. Die geistige Ansteckung geht von den mannigfachsten Anlässen aus und zieht ihre Fäden durch die verschiedensten Gebiete, nur daß wir uns ihrer das eine Mal mehr, das andre Mal weniger bewußt werden. Auch für die geistige Ansteckung ist zwar die Empfänglichkeit nicht überall gleichmäßig stark, aber dieser oder jener der unzählig wechselnden Formen, in denen sie aufzutreten vermag, entzieht sich völlig wohl niemand.

Fast auf jedem Blatt der Geschichte findet sich die Mitwirkung der geistigen Ansteckung vor. Der Cäsarenwahnsinn der römischen Herrscher, die Selbstaufopferungen während der Christenverfolgungen, die Vorstöße der germanischen Völker in das römische Weltreich, die Eroberungszüge der abendländischen Ritterschaft nach Palästina, bei ihnen allen hat die geistige Ansteckung bedeutsam mitgespielt. „Gott will es!“ rief Peter von Amiens auf dem Konzil in Clermont aus, und „Gott will es!“ antwortete ihm die tausendköpfige Versammlung wie aus einem Munde. „Gott will es!“ war das entflammende Feldgeschrei der ersten Kreuzfahrer. Und wie die Großen, so die Kleinen. Kaum ein überzeugenderes Beispiel giebt es in der Geschichte als den Kinderkreuzzug vom Jahre 1212. Hier wirkte die geistige Ansteckung in vollster Reinheit. Denn was den eisengepanzerten Ritterscharen nicht gelungen war, konnte unmöglich den wehrlosen Kindern gelingen. Die Geißlerfahrten im 14., die Tanzwut im 14. und 15. Jahrhundert, sie konnten ihre große Ausbreitung nur erlangen durch die Mithilfe der geistigen Ansteckung.

Gerade diese letzteren Vorgänge erscheinen uns heute ganz unbegreiflich. Und doch fehlen damit verwandte Erscheinungen auch der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart nicht vollständig. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts brach in Norwegen die sogenannte Predigerepidemie aus, die sich in kurzem über eine große Reihe von Ortschaften erstreckte. Männer, Frauen und Kinder wurden von Zuckungen und krampfartigen Bewegungen befallen und von dem unwiderstehlichen Drang ergriffen, stundenlang zu predigen. Der bloße Anblick einer predigenden Gruppe genügte, um die Zuschauer zu dem gleichen Gebaren hinzureißen. Unter verschiedenen religiösen Sekten Nordamerikas taucht von Zeit zu Zeit eine wahre Selbstkasteiungswut auf, bei der es zu Geißelungen der härtesten Art kommt. Ganz ähnliche Erscheinungen sind in jüngster Zeit bei den in Kanada angesiedelten russischen Duchoborzen zu Tage getreten, von denen plötzlich Tausende ihre Niederlassungen verließen und unter den größten Selbstkasteiungen in religiöser Verzückung umherschweiften, um „Jesum zu suchen“. Anklänge an die Tanzwut, die weniger ein Tanzen als ein Zittern und krampfhaftes Hüpfen war, werden immer von neuem beobachtet. Besonders treten derartige Anfälle bei Kindern auf. Ein solcher Fall ereignete sich Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in einer Dorfschule bei Liegnitz. Zuerst fing eine zehnjährige Schülerin ohne erkennbaren Grund mit der rechten Hand, dann mit der gesamten Körpermuskulatur zu zittern an. Nach einer halben Stunde verschwand dieser Zustand wieder. Am nächsten Tage zeigte sich das Zittern schon bei mehreren Schülerinnen, und zwar waren es nicht die nächsten Nachbarinnen des ersten Mädchens, sondern Kinder, die mehrere Bänke voneinander getrennt saßen. Von jetzt an wiederholten sich die Anfälle täglich und nahmen außerdem an Dauer zu. Eines Tages gesellten sich bei einem der Mädchen zu dem Zittern Krampfanfälle, so daß es unter die Bank stürzte. Das war das Signal, daß binnen kurzem auch bei einigen zwanzig andern Schülerinnen Krampfanfälle auftraten. Diese vermehrten sich dann noch weiterhin, so daß schließlich 38 Mädchen davon ergriffen wurden. Dann begannen die Sommerferien. In ihnen verloren sich die Anfälle, obgleich eine ärztliche Behandlung nicht stattfand. Die bloße Trennung der Kinder voneinander unterband die Fortdauer der geistigen Ansteckung. Denn um diese allein handelte es sich, da die Uebertragung eines Krankheitsstoffes durchaus ausgeschlossen war. Wie schon angedeutet, kommen derartige Krampfepidemien unter Kindern häufiger vor. Neuerdings erst wieder stellten sich in einer Ortschaft bei Papenburg in Hannover bei mehr als zwanzig Kindern während des Schulbesuches krankhafte Zuckungen ein, deren Entstehung ausschließlich auf geistige Ansteckung zurückzuführen war.

Ebenso leicht empfänglich wie Kinder sind die Frauen. Vor einigen Jahren erkrankte auf einem Gute in der Provinz Sachsen eine der aus Westpreußen stammenden Arbeiterinnen an Krämpfen. Wenige Tage darauf brachen bei zwei weiteren Arbeiterinnen, die den Anfällen beigewohnt hatten, ebenfalls Krämpfe aus. Wieder mehrere Tage später befielen noch weitere sechs Arbeiterinnen Krämpfe, die mit den ersteren in einem gemeinsamen Raume schliefen. Alle zusammen vollführten mit den Füßen Trittbewegungen, schlugen mit den Händen um sich, ohne Rücksicht darauf, ob sie eine Nachbarin oder die Wand trafen, bogen den Kopf und Oberkörper nach hinten und schleuderten den ganzen Körper mit einer solchen Kraft empor, daß sie aus der kauernden Stellung in die Höhe und zehn bis zwölf Fuß weit durch das Zimmer geschnellt wurden. Im Anschluß daran drehten sich und tanzten die Mädchen. Mitunter fing eine der Arbeiterinnen an zu lachen, und sofort lachten alle andern in so anhaltender Weise mit, daß sie sich kaum wieder beruhigen konnten. Allmählich gingen dann die Anfälle wieder zurück, worauf die Mädchen ihre Arbeiten wie früher verrichteten.

Das, was man den Zug der Zeit nennt, ist ebenfalls zum guten Teil eine Folge geistiger Ansteckung. Die Rührseligkeit der Wertherperiode, in der man bei allen möglichen Gemütsstimmungen Thränen über Thränen vergoß, die Ausbreitung revolutionärer Ideen von Frankreich aus, der Spiritismus, die wechselnden Strömungen in Litteratur und Kunst, sie zeigen, wie die zündenden Funken, die von diesen oder jenen Punkten auffliegen, allenthalben Nahrung finden und ein Lauffeuer anfachen, das zeitweilig zu wirbelnden Lohen aufzuschießen vermag. Selbst krankhafte Vorstellungen prägen sich unter Umständen durch das Beispiel dem Geiste auf das tiefste ein. Das ständige Beisammensein mit Geisteskranken kann bei den Pflegern und Angehörigen die entsprechenden geistigen Störungen hervorrufen. In dieser Hinsicht geradezu berühmt geworden ist die französische Bauernfamilie Lochin, die aus Vater und Mutter und je zwei erwachsenen Söhnen und Töchtern bestand. Zunächst erkrankte die älteste Tochter an dem Wahn, verzaubert zu sein. Ihre Eltern und Geschwister pflegten sie und nahmen dabei langsam die Wahnideen der Kranken in sich auf, so daß eines Tages die ganze Familie glaubte, behext zu sein. Jetzt traten bei der ältesten Tochter Gehörs- und Gesichtstäuschungen auf, und sofort machten auch die übrigen Familienmitglieder dieselben irrtümlichen Wahrnehmungen. Alle hielten sich für vergiftet und besessen, wurden von Schwefelgeruch und Schnüren und Drücken an der Kehle gepeinigt, sahen den Teufel und zerrissen ihre Kleider. Schließlich übten sie Gewaltthätigkeiten gegen ihre Nachbarn, die ihnen angeblich üble Gerüche anbliesen. Es machte sich daher ihre Aufnahme in eine Heilanstalt nötig, aus der sie nach einiger Zeit als geheilt entlassen werden konnten. Zwei Jahre hindurch verhielt sich die Familie ruhig. Plötzlich wurde die Mutter ängstlich erregt. Etwas später erkrankte der älteste Sohn an denselben Erscheinungen, und in kurzem war wieder die ganze Familie geistesgestört, litt an lebhaftem Verfolgungswahnsinn und Sinnestäuschungen und wähnte sich vom Teufel besessen. Abermals in eine Heilanstalt aufgenommen, genasen alle bis auf die Mutter.

Einen fruchtbaren Boden für die Entwicklung der geistigen Ansteckung bieten die moralisch schwachen und krankhaft veranlagten Charaktere. Attentate, vielbesprochene Raubmordanfälle, aufsehenerregende Brandstiftungen erwecken oftmals den Widerhall gleicher Unthaten. Als Jack, der Aufschlitzer, im Londoner Osten sein Wesen trieb, tauchten ähnliche Unholde auch an andern Orten auf. Auch bei den Selbstmorden spricht geistige Ansteckung häufig mit. Fast in einer jeden größeren Stadt existieren Punkte, an denen Lebensmüde mit Vorliebe Hand an sich legen. Zahlreiche Beobachtungen stimmen darin überein, daß in einzelnen Familien eine wahre Selbstmordmanie herrscht, ja bisweilen läßt sich der Selbstmordtrieb durch eine Reihe von Generationen verfolgen.

Wir sind alle Kinder unsrer Zeit und Teile eines gemeinsamen Ganzen. Unmerkbar breitet auch über uns der Zeitgeist seine Fittiche, und die Schwingungen, die das Ganze durchbeben, pflanzen sich fort bis in unsre innerste Gedankenwelt. Das, was uns als unsre eigenste Schöpfung erscheint, ist oftmals nichts andres als der Nachhall eines Klanges, der aus der Ferne in unser Denken und Empfinden leise hinüberglitt. Wie sagt doch Goethe in der Walpurgisnacht des „Faust“? „Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben.“ Theo Seelmann



Das Prinz Friedrich Karl-Denkmal in Görlitz

Görlitz

(Hierzu auch die Abbildungen Seite 191)

Von den Städten im Osten des preußischen Staates, die sich in den letzten Jahrzehnten ganz erstaunlich emporgearbeitet haben, darf Görlitz, das Kaiser Wilhelm in diesen Tagen mit seinem Besuche beehren wird, mit an erster Stelle genannt werden. Im Jahre 1846 besaß die Stadt nur 16800 Einwohner, heute zählt sie über 80000. Die Industrie nahm während dieser Zeit einen lebhaften Aufschwung, und der Handel schuf sich hier einen Mittelpunkt von hervorragender Bedeutung. Die außerordentliche Entwicklung war möglich, weil die Stadt die lebenskräftigen Keime hierzu in sich trug: die gesunde und landschaftlich hervorragende Lage an der Neiße, zum Teil auf Hochgebiet und dessen Abdachungen, und der außerordentliche Reichtum der Gemeinde. Verfügt doch die Stadt über einen der größten Grundbesitze in Preußen; eine Anzahl Güter sind ihr Eigentum, und die Kommunalheide umfaßt 29500 Hektar, woraus ein jährlicher Reingewinn von 500000 Mark erzielt wird. Die ausreichenden Mittel erlaubten der Gemeindeverwaltung, bei der Erweiterung der Stadt nicht nur den Notwendigkeiten zu folgen, sondern auch manches zu schaffen, was der Stadt zur Zierde gereicht. Darf Görlitz nach seiner Einwohnerzahl auch heute noch nicht



Frauenturm und Demiani-Denkmal

die Bezeichnung als Großstadt auf sich anwenden, seinem Aussehen nach kann es sehr wohl dafür gelten. Das Bild einer Großstadt gewinnt der Fremde schon vom Eisenbahnzuge aus, wenn er, mit der Niederschlesisch-Märkischen Bahn ankommend, die Stadt in weitem Bogen umfährt und das ausgedehnte Häusermeer mit den ragenden Kirchtürmen im Thalbett vor sich liegen sieht. Und als hätte die Bahn sich vorgenommen, den Reisenden noch kurz vor der Einfahrt in den Bahnhof mit einem wundervollen Ausblick zu überraschen, führt sie ihn auf einem gewaltigen Bauwerk, dem Viadukt, hoch in den Lüften über das Neißethal hinweg. Dreißig mächtige Bogen, aus Granit und Sandstein festgefügt wie für die Ewigkeit, strecken sich bis zu 35 Metern über dem Wasserspiegel empor und spannen sich in einer Länge von 475 Metern über den Fluß, der hier ein Thal von unvergeßlicher Schönheit bildet.

Tritt der Fremde aus dem Bahnhofsgebäude hinaus, so sieht er unmittelbar vor sich die Berlinerstraße, die mit ihren stattlichen Gebäuden auf den Besucher der Stadt den gewinnendsten Eindruck macht. Sie führt in wenigen Minuten auf den Postplatz, der eine der schönsten Anlagen von Görlitz ist. Große, prächtige Gebäude begrenzen den Platz, und seine Mitte schmücken in zierlicher Einfassung saftige Rasenflächen und Gruppen immergrüner Gewächse, aus denen sich der Hauptschmuck des Platzes, der vielbewunderte Zierbrunnen von Robert Toberentz, erhebt. Der Brunnen ist ein Meisterwerk reiner italienischer Renaissance. Sein Formenreichtum und sein edles Gleichmaß, die Kraft und die wonnige Schönheit seiner Figuren erfüllen jeden Kunstfreund mit warmer Bewunderung. Nur wenige Schritte von dem Brunnen entfernt, auf dem Marienplatz, hat das schlichte Denkmal des Oberbürgermeisters Demiani Aufstellung gefunden. Es ist ein Erstlingswerk Schillings in Dresden. Von besonderem Interesse und wohl einzig in seiner Art ist das benachbarte Kriegerdenkmal. Sein Schaustück ist die Kanone „Le Douay“, das im Kriege gegen Frankreich eroberte erste Geschütz. Die Görlitzer Jäger erbeuteten es am 4. August 1870 im Treffen bei Weißenburg, und Kaiser Wilhelm I. schenkte es später der Stadt. Das Geschütz steht auf einer Plattform, um die sich halbkreisförmig eine hohe Rückenwand mit dem bekannten Fries von Siemering zieht. Alte Bäume mit dichtem Laubwerk bilden den stimmungsvollen Hintergrund.

Ueber dem Kriegerdenkmal, am Eingange zum Obermarkt, liegt der als Hauptwache benutzte Kaisertrutz, ein altertümliches, rundes, festes Bauwerk, das an längst verklungene Zeiten erinnert. Der Bau entstand, als einst die Bürger ihre Stadt mit hohen Mauern umgaben und schwere Befestigungswerke anlegten, um gegen Feindes Macht und Listen wohlgerüstet zu sein, und er hat seinen Zweck, der Stadt eine starke Wehr zu sein, auch trefflich erfüllt: im Dreißigjährigen Krieg war er das feste Bollwerk, durch das die Stadt bei der Belagerung den kaiserlichen Truppen unerschrocken Trutz bot. Zur Erinnerung hieran erhielt die „alte Bastei“, wie das Bauwerk früher genannt wurde, den Namen „Kaisertrutz“.

Aus der gleichen Zeit wie die alte Bastei, nämlich aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, stammt der in nächster Nähe stehende Reichenberger Turm, ein schlanker Bau mit zierlicher, schmucker Haube, und gleich ihm ragen auch noch der Frauen- und der Nicolaiturm als Zeugen der alten Zeit gar seltsam in das moderne Leben hinein. Der Frauenturm, zumeist „dicker Turm“ genannt wegen seiner 4 Meter starken Mauern, ist das Ueberbleibsel eines ehemaligen herzoglichen Schlosses, das im Jahre 1474 abgebrochen wurde, und des ebenfalls verschwundenen Steinthores. An ihm interessiert ein in Stein vorzüglich ausgeführtes Wappen der Stadt mit den Statuen der heiligen Barbara und der Jungfrau Maria, das einst das auch schon längst beseitigte Frauenthor schmückte. Auch der Nicolaiturm ist eine jener starken Warten gewesen, womit im Mittelalter die Städte ihre Thore schirmten. Bei ihm ist auch ein Rest der alten Stadtmauer erhalten geblieben, die samt dem jetzt geebneten Wallgraben Görlitz einst umschloß. In dem Gebiet, das diese drei Türme begrenzen, liegt die Altstadt, die mit ihren altertümlichen herrlichen Bauten das Stadtbild der früheren Zeiten ziemlich treu bewahrt hat. Namentlich am Untermarkt ist das der Fall. Hier steht das architektonisch sehenswürdige Rathaus, und ihm gegenüber der „Schönhof“, ein stattliches Haus der Frührenaissance, mit seinem keck herausgesteckten Erker an den Glanz der früheren Zeiten erinnernd, wo hier das erste Patriziergeschlecht der alten Sechsstadt Görlitz wohnte und unter seinem Dache Kaiser und Fürsten logierten. Hier sind ferner die alten Bogenhallen, die sogenannten „Läuben“, wo noch heute der Kaufmann seine Waren darbietet wie in früheren Jahrhunderten, die ehemalige Stadtwage mit schlanken Pfeilern im Erdgeschoß und Menschenköpfen als Kapitälen, die Apotheke mit astronomischer Uhr, einem Werke des Zacharias Scultetus, eines Bruders des berühmten Bartholomäus Scultetus, und noch manches ehemalige Patrizierhaus, sowie schließlich auch der alte Brunnen, der auf keinem Marktplatz fehlen durfte.



Zierbrunnen von Robert Toberentz



Peterskirche

Das köstlichste Kleinod alter Baukunst aber, das der Untermarkt aufzuweisen hat, ist die Freitreppe des Rathauses mit der Säule der Justitia und reich ausgeführter Kanzel, von der herab den Bürgern der Stadt die Verfügungen des gestrengen Rates verlesen wurden. Die Kanzel nennt der Kunsthistoriker Lübke eine der edelsten Blüten deutscher Renaissance. Die Rathaustreppe ist als Ganzes von unübertroffener Schönheit und dürfte unter den Kunstwerken der gleichen Zeit wohl einzig dastehen. Auf der östlichen Seite des Untermarkts führt die ziemlich steil abfallende Neißestraße nach der alten Neißebrücke hinab, einem Holzbau, der, oft zerstört und immer wieder zusammengeflickt, schon seit Jahrhunderten dem Verkehr gedient hat, in nächster Zeit aber doch einem den Forderungen der Gegenwart entsprechenden Steinbau weichen soll.

Von der Brücke öffnet sich der Blick auf interessante Reste des alten Görlitz, die das Ufer der Neiße säumen und dem empfänglichen Auge sich wie ein stimmungsvolles Motiv darbieten. Einige Schritte über die Brücke hinüber steht das in den letzten Jahren umgebaute Wohnhaus des Schuhmachers und Theosophen Jakob Böhme (1575 bis 1624), dessen Schriften zwar nie tiefer in das Volk eingedrungen sind, den aber doch die Schuhmacherzunft gleich einem Hans Sachs als einen der Ihrigen stets hochgehalten hat. Die Opferfreudigkeit der Schuhmacherinnungen und der Jakob Böhme-Freunde weit in den deutschen Gauen und selbst darüber hinaus haben auch die Mittel zu einem hübschen Denkmal für den schriftbewanderten Zunftgenossen aufgebracht. Es steht in den städtischen Anlagen und zeigt den tiefsinnigen Denker mit dem Ausdruck plötzlicher Erleuchtung inmitten der Abzeichen seines Handwerks auf einem als Brunnen gearbeiteten Granitsockel. Auch die Neißestraße weist zwei hervorragende Gebäude auf: das im Barockstil gehaltene Haus Nr. 30, worin die Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften ihr Heim aufgeschlagen



Untermarkt

hat, und wo einst Fürst Leopold von Dessau und Theodor Körner Quartier genommen hatten, und das daneben stehende Haus Nr. 29, mit einem Thorbogen in reicher Renaissance und vielfachen Darstellungen aus der biblischen Geschichte in Halbreliefs. Auf der Westseite des Untermarktes leitet die Brüderstraße den Verkehr weiter nach dem Obermarkt, der einstmals Rahmhof hieß, weil die in der Stadt sehr zahlreichen Tuchmacher dort ihre Rahmen aufstellten. Der Obermarkt ist ein ausgedehnter freundlicher Platz, der durch das imposante Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. künstlerischen Schmuck erhalten hat. Das Denkmal ist ein Meisterwerk des aus Löwenberg in Schlesien stammenden Bildhauers Professor Johannes Pfuhl und zeigt den Kaiser männlich und kräftig in der Erscheinung und mit dem Ausdruck der Milde in dem porträttreuen Antlitz.

Der Historiker findet auf dem Obermarkt reiche Ausbeute. Eine ganze Anzahl Häuser ist bemerkenswert, weil sich die Erinnerung an die Besuche fürstlicher Personen und berühmt gewordener Männer damit verknüpft. Da ist das Haus Nr. 29, wo im Jahre 1813 Kaiser Alexander I. von Rußland gewohnt hat und nach ihm König Friedrich Wilhelm III., wo Marschall Macdonald Quartier nahm und wo besonders oft Napoleon I. abgestiegen ist, der auch vom Balkon dieses Hauses herab, auf ungünstige Nachrichten hin, seinen von Märschen müde auf dem Obermarkt lagernden Truppen den Befehl: „Vite, vite à Dresde!“ erteilte (24. August 1813). Ein andres Haus (Nr. 31) diente im zweiten schlesischen Krieg Friedrich dem Großen mehrere Tage als Wohnung, und in dem Hause Nr. 17 war einst die Leiche des bei Prag gefallenen Feldmarschalls Schwerin aufgebahrt. Endlich verdient das Eckhaus am Demianiplatz erwähnt zu werden, das Sterbehaus des Generals von Winterfeld, des Lieblings Friedrichs des Großen. Der General erlag hier am 8. September 1757 einer Verwundung, die er am Abend zuvor im Treffen bei Moys (einem nahe gelegenen Dorfe) davongetragen hatte. Ein schlichtes Denkmal am Fuße des Jäckelsberges bei Moys hält die Erinnerung an den Heldentod des Generals wach. Mehr von lokalem Interesse, aber doch erwähnenswert ist noch ein enges Gäßchen auf dem Obermarkt, das die seltsame Bezeichnung „Verrätergasse“ trägt. Den Namen führt es in Erinnerung an einen Vorgang, der sich im Jahre 1521 zugetragen hat. In jenem Jahre war eine Empörung gegen das Stadtregiment ausgebrochen, und die Verschwörer benutzten bei ihren Zusammenkünften eine kleine Pforte, die sich in dieser Gasse befand. Ihr Vorhaben wurde aber verraten, sie wurden festgenommen und dem Henker überliefert. Die Aufrührer hatten geplant, den Rat der Stadt in dem Augenblick zu überfallen, wo er aus der Sitzung kam, was mit dem Glockenschlage zwölf zu geschehen pflegte. Einer der Aufrührer, von Reue erfaßt, hatte sich vorgenommen, den Rat zu retten, und führte dies dadurch aus, daß er die Uhr am gegenüberliegenden Mönchsturm eine halbe Viertelstunde früher zwölf schlagen ließ. Die Ratsherren entfernten sich infolgedessen zeitiger als sonst, und der Anschlag mißlang. Seit jener Zeit aber schlägt der „Mönch“, wie der Turm im Volksmunde heißt, eine halbe Viertelstunde vor der richtigen Zeit an. Der Mönchsturm gehört mit zur Dreifaltigkeitskirche, einem alten, schlichten Gotteshause, das noch aus dem Jahre 1234 stammt. Noch älter ist freilich die Nikolaikirche, deren Entstehung bis auf die Mitte des 11. Jahrhunderts zurückgeführt wird. Das Innere dieser Kirche ist sehr einfach, fast dürftig, und auch Altar und Kanzel sind ohne Kunstwert. Sie dient heute nur noch zu Leichenfeiern.

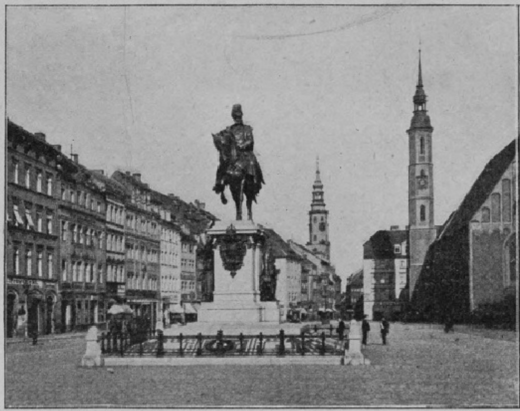
Ein herrliches Gotteshaus ist die Kirche zu St. Petri und Pauli, bewunderungswürdig als eines der schönsten Bauwerke spätgotischen Stils, erhaben durch die stolze Größe und ehrwürdig durch die edle Schlichtheit des Innern. Die Kirche ist fünfschiffig (24 schlanke Pfeiler gleich Palmenstämmen), und bietet Raum für 5000 Andächtige. Unter dem Altar befindet sich die Krypta, die aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammt. Das Gewölbe, Spitzbogen mit vorspringenden Rippen, gilt als Sehenswürdigkeit, Gottesdienst wird indessen in der Krypta nicht mehr gehalten. Links am Eingange in die Kirche wird der Geldkasten aufbewahrt, den man am Anfang des 16. Jahrhunderts dem Ablaßhändler Tetzel vor der Kirche abgenommen hat. Berühmt ist das Orgelwerk der Kirche, vom Kaiserlichen Hoforgelbauer Eugenius Casparini 1703 vollendet; die Kosten betrugen 75000 Mark. Mit ihren beiden Türmen ragt die Kirche majestätisch über das Häusermeer empor, als hellschimmerndes Denkmal frommen Sinnes und tiefer Kunstbegeisterung weithin in den Lausitzer Landen sichtbar. An alten Kirchen besitzt Görlitz außerdem noch die Frauenkirche mit dem bemerkenswerten Hauptportal und die Heilige Geistkirche. Der Kirchenbau hat in Görlitz lange geruht, erst die letzte Zeit hat durch die schnell wachsende Bevölkerung auf diesem Gebiete neue Anregung gebracht. So entstanden zwei katholische Kirchen, von denen besonders die neuere St. Jakobskirche durch den schmucken Backsteinbau eine Zierde des südlichen Stadtteils bildet. Auch die neue evangelische Lutherkirche auf dem sogenannten Drachenfels, einem Hochterrain, das ehemals Ausstellungszwecken diente, ist ein in modern-romanischen Formen gehaltener Backsteinbau, dessen Kern ein Viereck mit abgestumpften Ecken bildet, über dem sich der mächtige Vierungsturm bis zu einer Höhe von 68 Metern erhebt. Ein merkwürdiges Bauwerk besitzt Görlitz in dem Heiligen Grab mit dem Kirchlein zum heiligen Kreuz, einer in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts von dem Bürgermeister Georg Emerich gestifteten, sehr sorgfältigen und treuen Nachbildung des heiligen Grabes zu Jerusalem und all der Stätten, die an Christi Leidenszeit erinnern. Um alle diese Einzelheiten genau wiedergeben zu können, reiste Emerich selbst nach dem heiligen Lande. Ueber das kleine Wässerchen, das in diesem Landschaftsbilde der Leidensstätte Christi den Bach Kidron bedeutet, und über den Hügel, der den Oelberg darstellt, hinaus liegt auf einer Anhöhe der Friedhof der Stadt, gleich einem stillen Garten mit alten schönen Bäumen. Auf dem alten Friedhof, der etwas tiefer liegt, ruhen die Patriziergeschlechter von Görlitz; hier ist das Grab des Theosophen Jakob Böhme und die Gruft des berühmten Görlitzer Bürgermeisters Bartholomäus Scultetus, der Tycho Brahe ein Lehrer war und mit Kepler in Briefwechsel stand. Auf dem neuen Friedhof hat eine Freundin Goethes die letzte Ruhe gefunden: Wilhelmine Herzlieb, die spätere Gattin des Jenaer Oberappellationsgerichtsrats von Walch. Sie war bekanntlich Goethes Urbild zur Ottilie in den „Wahlverwandtschaften“. Am Tage der hundertjährigen Wiederkehr ihres Geburtstages, 22. Mai 1889, ehrte die Stadt ihr Gedächtnis, indem sie das Grab mit einer Gedenktafel versah, die sinnig die Inschrift trägt:

„Goethes Liebe verklärte dir einst die glückliche Jugend,
Goetheliebe, sie schmückt dir das erlösende Grab.“



Rathaushof

Das langgestreckte Hochgebiet der Kirchhöfe bildet eine natürliche Grenze des Stadtbildes nach dem Norden zu, nicht zum Vorteil dieses Stadtteils, denn von dem außerordentlichen Aufschwung der Stadt ist er nur wenig berührt worden. Die Erweiterung der Stadt drängt nach Osten und Westen, hauptsächlich aber nach dem östlichen Süden, wo rastlose Bauthätigkeit in wenigen Jahren ausgedehnte Stadtviertel mit schönen geraden Straßen und freundlichen Plätzen entstehen ließ. Auch im Innern der Stadt fällt vielfach Altes und macht neuen stattlichen Bauten Platz; überall waltet das Bestreben nach Ausdehnung, Vergrößerung und Verschönerung. So ist unter anderm auch für das schon erwähnte ehrwürdige Rathaus ein Erweiterungsbau notwendig geworden; das vor fünfzig Jahren erbaute Krankenhaus wird demnächst einem großartigen Neubau weichen, der seiner Vollendung mächtig entgegenstrebt, und an Stelle der alten Mädchenmittelschule, die die Zahl der Kinder nicht mehr aufnehmen konnte, erhebt sich jetzt ein Prachtbau. Für seine Schulen hat Görlitz in der letzten Zeit überhaupt viel gethan. Früher besaß die Stadt auf diesem Gebiete an hervorragenden Gebäuden nur das Gymnasium, einen monumentalen Bau in gotischem Stil, wozu sich später das in italienischer Renaissance erbaute Gebäude der Realschule und die in deutscher Renaissance gehaltene höhere Mädchenschule gesellten. Die Neuzeit ließ hierzu noch verschiedene Gemeindeschulen entstehen, meist stattliche Bauten in gefälliger Wirkung. Nennenswerte Gebäude besitzt Görlitz ferner noch in seinem Stadttheater, dem städtischen Altertumsmuseum mit reicher Sammlung prähistorischer Funde, dem Museum der Naturforschenden Gesellschaft, ebenfalls mit reichen Sammlungen und dem im mittelalterlichen italienischen Palaststil im Rohbau von blauem Granit ausgeführten Ständehaus, das, für seinen Eindruck höchst wirksam, an der Hauptpromenade liegt, mit offenem Blick auf die herrlichen Parkanlagen der Stadt.


Obermarkt und Kaiser Wilhelm-Denkmal

Die Anlagen sind Schmuck und Zier der Stadt, sind ihre Annehmlichkeit und ihr Ruhm; sie bringen in das Bild der Stadt die frischen, frohen und belebenden Farben und verleihen ihm die wechselnden landschaftlichen Reize, um derentwillen die Stadt sommertags das Ziel Tausender Touristen ist. Natur und Kunst haben bei der Herstellung der Anlagen zusammengewirkt. Mit ihren leicht gewellten Hügeln, ihren Terrassen, Abhängen, Höhen, Schluchten und Felsenkuppen längs der beiden Ufer der Neiße bot die Natur der Kunst für ihr Schaffen ein reiches und dankbares Feld, und der nachhelfende Gärtner hat denn auch mit vieler Hingebung und gutem Geschmack erreicht, daß alle malerischen Effekte in diesem groß angelegten Gemälde der Landschaft trefflich zur Geltung kommen. Am Ende des Parkes, in einer Senkung nahe am Ufer der Neiße, steht die Musikhalle, ein einfacher Bau aus Ziegelfachwerk, aber geschätzt wegen seiner ausgezeichneten Akustik. Hier werden seit einer Reihe von Jahren unter dem Protektorate des Generalintendanten Grafen Hochberg die schlesischen Musikfeste abgehalten. Die nächste Zeit wird auch der edeln Musika eine neue und vornehmere Stätte bereiten; die Bausumme hierfür liegt schon bereit, nur die Platzfrage bleibt noch zu lösen, was allerdings nicht ganz leicht ist, da der bisher in Aussicht genommene Platz sich als zu tief liegend erwiesen hat und der Ueberschwemmungsgefahr ausgesetzt ist. Aehnlich schwierig war die Entscheidung, als es vor einigen Jahren galt, den geeigneten Platz für die Oberlausitzer Ruhmeshalle zu wählen. Man fand ihn in den Anlagen des rechten Neißeufers, auf einer Anhöhe, wo sich jetzt der Prachtbau mit seinen herrlichen Säulen, dem wundervollen Bildschmuck und der imposanten Kuppel in unvergleichlicher Wirkung erhebt. Die umrahmenden gärtnerischen Anlagen sind in diesem Jahre neu gestaltet worden und kommen nun samt den Rampen- und Treppenanlagen der Erscheinung des Bauwerks außerordentlich zu statten. In der nächsten Zeit soll die Ruhmeshalle ihrer Bestimmung übergeben werden, und in der Bürgerschaft hofft man, daß zu dieser Feier Kaiser Wilhelm nach seinem „schönen Görlitz“ kommen werde, wie er es bei seinem ersten Besuch genannt hat.


Heiliges Grab

Den Höhepunkt der Anlagen bildet das Blockhausplateau in der Nähe des Viadukts, von wo sich das Neißethal in seiner ganzen Schönheit übersehen läßt. Und in der Ferne sieht der weiter schweifende Blick das Lausitzer-, das Iser- und das Riesengebirge, ein zauberischer Anblick, wenn klares Licht über der Landschaft liegt und die Berge in ihrem wunderbaren tiefen Blau herüberleuchten. Vor dem Blockhausgebäude ist dem Prinzen Friedrich Karl ein Denkmal errichtet worden. Es stellt den berühmten Feldherrn in Husarenuniform dar, in schreitender Stellung und mit der Hand nach dem nahen Böhmen zeigend. Das Blockhaus ist ein beliebter Erholungsort, denn so festungsmäßig es mit seinen dicken Mauern und Schießscharten auch aussieht — es wurde in den fünfziger Jahren gebaut, um im Kriegsfalle den Viadukt zu decken —, so haben in ihm doch nie Fässer mit Pulver, sondern immer nur solche mit Bier gelagert; es dient nämlich Restaurationszwecken. Die modernen Ansprüche haben indessen auch über sein Schicksal entschieden, der Bau soll verschwinden und ein neues großes Restaurant an seiner Stelle entstehen. Auf dem südlichen Höhenzuge ladet noch eine zweite Restauration zu Rast und Erfrischung ein: das im Schweizerstil erbaute Weinberghaus, seiner freien Lage wegen im Volksmunde „Ozonschenke“ genannt. Auch von hier aus bietet sich eine herrliche Aussicht dar, der Blick fällt auf das Neißethal und das Jeschken- und Isergebirge. In duftiger Klarheit zeigt sich hier auch die Landeskrone, der nächste und höchste Berg der Lausitz. Wäre die Landeskrone auch nicht das Eigentum der Gemeinde Görlitz, zwischen ihr und der Stadt würden doch die engsten Beziehungen bestehen. Es ist, als gehörten sie zusammen, als bestände zwischen ihnen eine geheime Sehnsucht, einander immer näher zu kommen. Wenn auch das prophetische Wort des früheren Bürgermeisters Demiani, die Landeskrone werde noch einmal der Mittelpunkt von Görlitz werden, das allzu kühn gezeichnete Bild einer weit vorausliegenden Zukunft bedeutet, so hat es doch manches an Wahrscheinlichkeit gewonnen, seitdem eine schöne breite Promenadenstraße Stadt und Berg verbindet. Die Landeskrone erhebt sich 425 Meter über dem Spiegel der Nordsee und 217 Meter über der Stadt Görlitz. Einstmals stand auf dem Berg eine Burg, ein Raubnest, das der Schrecken der Umgegend war. Die Görlitzer eroberten nach längeren Kämpfen die Burg und machten sie der Erde gleich. Das geschah im Jahre 1440. Seit dieser Zeit blieb der Berg unbewohnt. Erst die zunehmende Beliebtheit der Landeskrone als hervorragender Aussichtspunkt veranlaßte den Magistrat im Jahre 1862, ein Restaurationsgebäude in altdeutschem Burgenstil zu erbauen, das der malerischen Schönheit des Berges sehr zu statten kommt. Auf dem kleineren Gipfel erhebt sich seit einem Jahre ein Bismarckturm, der erste in Schlesien, und läßt an patriotischen Gedenktagen seine Flammenzeichen ins Land hinausleuchten. Tausende erfreuen sich jährlich auf der Landeskrone an der wunderbaren Fernsicht, die ein Reich mit mehreren hundert Bergen und Dörfern umfaßt, und wer immer hier oben in freier Höhe geweilt hat, dem lebt das, was sein Auge schaute, wohl unvergessen in der Seele fort.

Albert Schmidt

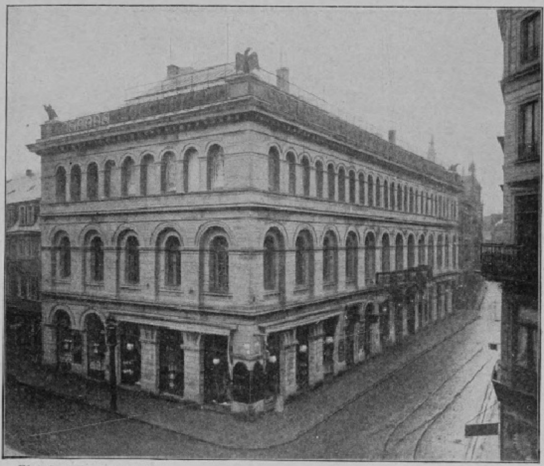
Litteratur

Von der Allgemeinen Länderkunde, die Professor Dr. Wilhelm Sievers im Verein mit andern hervorragenden Forschern im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig herausgiebt, ist jetzt der Australien, Ozeanien und Polarländer umfassende Band in zweiter Auflage erschienen. Dieser Band stellt sich als eine im wesentlichen neue Arbeit dar. Zum erstenmal sind die Polarländer, die bisher in den Bänden „Europa“, „Asien“, „Amerika“ und „Australien“ zerstreut behandelt worden waren, als ein Ganzes zusammengefaßt und von einem gründlichen Kenner dieser Länder, Professor Dr. W. Kükenthal, in geschlossener Darstellung dem Leser vorgeführt worden. Um einen Band zu füllen, sind sie Australien und Ozeanien angegliedert worden, die von Professor Sievers völlig umgearbeitet worden sind, weil der Stoff in der neuen Auflage dieser monumentalen Länderkunde nach großen geographischen Landschaften eingeteilt worden ist. Eine vollständige Neubearbeitung war auch durch die fortschreitende wissenschaftliche Untersuchung und wirtschaftliche Entwicklung des Festlandes und Neuseelands und durch die umfassenden Veränderungen im Kolonialbesitz in Milanesien, Polynesien und Mikronesien zur Notwendigkeit geworden. Der ohnehin schon sehr reiche Illustrationsapparat ist durch Hinzufügung vieler neuer, musterhaft ausgeführter Abbildungen auf 24 Tafeln, 198 Abbildungen im Text und 14 Karten gebracht worden, so daß sich Bild und Text in voller Harmonie zusammenschließen.

— Unter den fremden Volksteilen innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches entfällt die weitaus größte Anzahl auf die Slaven und von diesen wiederum auf die Polen. Da nun gerade in jüngster Zeit die „Polenfrage“ zu so lebhaften Erörterungen Anlaß geboten hat, so heißen wir ein Werk besonders willkommen, das völlig unbefangen und vorurteilslos nicht bloß die Polen, sondern alle in Deutschland wohnenden slavischen Völker und Stämme, die es bis zur Entwicklung einer eignen Litteratur gebracht haben, einzeln und eingehend schildert. Dr. Franz Tetzners Werk „Die Slaven in Deutschland“ (Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn) darf geradezu als ein grundlegendes bezeichnet werden und verdient um so mehr eine Empfehlung an dieser Stelle, als es nicht bloß dem Ethnographen, Kulturhistoriker und Philologen ungemein viel neues und wertvolles Material bietet, sondern auch für jeden, der sich für Volkskunde interessiert, eine anregende und fesselnde Lektüre bildet. Der Autor hat die bereits vorhandene Litteratur gewissenhaft durchforscht, außerdem aber selbst zahlreiche Reisen in die hier in Frage stehenden Gebiete unternommen, um von jedem Stamm der baltischen wie der westpreußischen Gruppe, in die sich die Slaven auf deutschem Boden gliedern, eine auf eigner Kenntnisnahme beruhende Charakteristik liefern und von seinen Kultur- und Daseinsverhältnissen ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild geben zu können. Zahlreiche hübsche Illustrationen bilden einen besonderen Schmuck des Buches, dem auch Karten, ferner sehr viele Sprachproben im Original und in Uebersetzung, Melodien und statistische Tabellen beigegeben sind.

— Mit der wachsenden Freude unsers Volkes an der See mit ihrem vielgestaltigen Leben hat auch die früher sehr lebhafte Teilnahme an Schilderungen aus diesem Leben zugenommen. Das erfährt vor allem die Meisterin der Seenovelle, Helene Pichler, die diese Litteraturgattung schon mit gründlichster Sachkenntnis gepflegt hatte, als das Wort von unsrer auf dem Wasser liegenden Zukunft noch nicht gefallen war. Jetzt ist eine ihrer besten Novellensammlungen „Der Nordstern und anderes“, acht Seenovellen, in zweiter Auflage erschienen (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.), und sie dürfen eines noch größeren Erfolges sicher sein als bei ihrem ersten Erscheinen vor zwölf Jahren. Es ist wohl eine einzigartige Erscheinung in unsrer Litteratur, daß eine Frau das Leben der Seeleute auf den Inseln der nordischen Meere bis zu den Lofoten und den Farörern hinauf so gründlich kennen gelernt hat, daß sie uns Bilder von höchster Anschaulichkeit und vollkommenster Lebenswahrheit zu entwerfen weiß. Dazu gesellt sich eine starke dichterische Kraft, die jede dieser Novellen zu einer anziehenden Lektüre macht.

— Eine leichtfaßliche Anleitung zur Landschaftsmalerei in Oel nach der Natur von dem Engländer Alfred Clint ist in deutscher Uebersetzung von O. Straßner bei Paul Neff in Stuttgart erschienen. Wer für seine ersten Versuche in der Landschaftsmalerei einen sicheren Führer bedarf, ohne daß er in der Lage ist, eine mündliche Unterweisung genießen zu können, dem ist das Büchlein, dessen Original bereits 27 Auflagen erlebt hat, bestens zu empfehlen.



Phot. Hans Breuer, Hamburg

Das städtische Museum in Elberfeld

Notizblätter

Bildende Kunst

Das neue Gebäude der Hochschulen für bildende Künste und Musik in Berlin-Charlottenburg ist am 1. November feierlich eröffnet worden. Wir haben bereits im Sommer d. J. (Nr. 47), als der Bau seiner Vollendung entgegenging, ein Gesamtbild der Anlage nebst der entsprechenden Erläuterung gegeben und fügen heute noch auf S. 190 einige Sonderansichten hinzu. Der mit vielen Dächern, Kuppeln und Türmen versehene Gruppenbau, nach den Plänen der Architekten Kayser und von Großheim in hellem Sandstein ausgeführt, nimmt mit der der Hardenbergstraße zugekehrten Vorderfront einen Raum von mehreren hundert Metern ein. Diese langgestreckte Fassade des Hauptbaus wird durch einen schön gegliederten Mittelbau unterbrochen. In seiner ganzen Ausdehnung bildet das Hauptgebäude ein mächtiges, mehrfach in sich geteiltes Viereck, das eine Anzahl von größeren und kleineren Binnenhöfen umschließt, von denen die Ateliers und Hörsäle ihr Licht erhalten. Südöstlich gliedert sich an das Akademiegebäude die Hochschule für Musik an, ein namentlich durch



(† 3. November)

seine Dachformen originell wirkender Bau. Ueber die zweckentsprechende und vornehme Ausgestaltung der ganzen Anlage herrscht nur eine Stimme der Anerkennung.

— In einer Sitzung, in der die königl. sächsische Staatsregierung, der Rat zu Dresden, der akademische Rat und die Künstlerschaft Dresdens vertreten waren, ist beschlossen worden, im Jahre 1904 eine große Kunstausstellung in Dresden abzuhalten, sie im wesentlichen auf nationaler Grundlage zu gestalten und damit eine retrospektive Ausstellung zu verbinden. Für die weitere Vorbereitung des Unternehmens soll ein Ausschuß ins Leben gerufen werden, dessen Mitgliederwahl nach den gleichen Grundsätzen zu erfolgen hat, die anläßlich der beiden letzten Kunstausstellungen festgesetzt und beobachtet worden sind.

Hochschulen

Der Nachfolger Virchows auf dem Berliner Lehrstuhl für pathologische Anatomie, Professor Dr. Orth, hat seine Antrittsvorlesung gehalten. Er zeichnete das Lebenswerk seines großen Vorgängers und schloß mit der Versicherung, in dessen Geiste weiter wirken zu wollen. Zu Orths Nachfolger in Göttingen wurde Professor Ribbert in Marburg ernannt.

— In Jena wurde das neue physikalische Institut der Universität eingeweiht, das aus Mitteln der Karl Zeiß-Stiftung errichtet worden ist. In dem bisherigen, 1881 erbauten Institut ist ein neuer Lehrstuhl für technische Chemie geschaffen worden.

— Es ist nun drei Jahre her, daß die Promotion zum Doktor-Ingenieur an den technischen Hochschulen eingeführt worden ist. In dieser Zeit sind in Deutschland nur 20 Promotionen erfolgt, von denen 15 allein auf die technische Hochschule in Dresden entfallen; unter den 15 Dresdener Doktor-Ingenieuren sind 12 Chemiker, denen die Diplomprüfung als Abschluß ihrer Studien mangels einer Staatsprüfung für Chemie erwünscht sein muß.

Kultur und Wissenschaft

Unzweifelhaft haben die Blinden Träume wie normale Menschen; die Frage aber, ob sie in ihren Träumen sehen, wurde von einer wissenschaftlichen Gesellschaft, die 200 Blinde darüber ausforschte, dahin beantwortet, daß Blindgeborene oder solche, die das Augenlicht vor dem fünften Jahre verloren, auch in ihren Träumen niemals sehend sind. Von denjenigen, die zwischen dem fünften und siebenten Jahre erblindeten, war ein Teil im Traume sehend, der andre nicht. Die erst nach dem siebenten Jahre Erblindeten dagegen sahen stets, wenn sie träumten.

— Die Leiter der neuerrichteten biologischen Station auf Helgoland haben behufs Erforschung der Wanderung der Fische in der Nordsee eine große Anzahl lebender Fische (größtenteils Schollen) mit einem Abzeichen versehen und in der Umgegend von Helgoland und an andern Stellen der Nordsee wieder ausgesetzt. Die Marke ist aus Aluminium, mit dem Zeichen H O 2 und einer laufenden Nummer versehen. Sie ist an den Fischen so befestigt, daß ein Ring nahe der Schwanzflosse durch den Rücken gezogen ist. Die Biologische Anstalt richtet unter Aussetzung einer Belohnung die Bitte an alle Nordseefischer, beim Fange solcher mit Marken versehenen Fische den Fangort genau zu notieren, die Fische aufzubewahren und ihr Mitteilung zu machen.

Museen

Das städtische Museum in Elberfeld, das dieser Tage feierlich eröffnet wurde, ist durch Umbau des alten Rathauses entstanden. Wer den Bau in seinem früheren Zustande gekannt hat, muß staunen über die durchgreifenden Aenderungen. Es ist ein bequemer, lichter Treppenaufgang geschaffen, und die Räume, in denen einst jahrzehntelang Akten schlummerten und Federn knisternd über das Papier huschten, haben sich in helle, mit feinem Geschmack ausgestattete Oberlichträume umgewandelt. Eine besondere Sehenswürdigkeit des neuen Museums ist ein Saal, dessen Gemälde und Skulpturen eine Schenkung des Freiherrn von der Heydt sind. Darunter ragt als Glanzstück der von dem italienischen Bildhauer Chiattone geformte Marmorkamin hervor, den der Spender für 50000 Franken erworben hatte.

— In Kaufbeuren wurde ein Museum für Allgäuer Volkskunst mit sieben wohnlich vollständig eingerichteten Räumen: Klosterstube, Bauernwohn- und Schlafstube, Kunkelkammer, Magdkammer, bürgerliche Küche und Sammelzimmer eröffnet. Diese reichhaltige, für das Studium der Volkskunst und Volkskunde ungemein wichtige Sammlung ist auch als Vorbildersammlung und Studienmaterial für den Handwerker in der Provinz gedacht. Der Gründer des Museums ist der königl. Bezirksamtmann Kahr; die echt volkstümliche Ausstattung der Räume hat der auf diesem Gebiete rühmlichst bekannte Architekt Zell aus München besorgt.

Industrie und Handel

Die Dampffischereigesellschaft Nordsee in Nordenham hat erfolgreich den Versuch gemacht, neue ergiebige Fanggründe aufzufinden. Die Gesellschaft entsendete ihren Dampfer „Magdeburg“ nach dem Biskayischen Meerbusen, von wo er mit einem sehr reichen Fang, darunter allein 500 Zentner Edelfische von zum Teil bisher wenig bekannter Art, zurückgekehrt ist. Die in Nordenham und Geestemünde an den Markt gebrachten Fische fanden willige Käufer. Eine Kostprobe ergab, daß sie von tadellosem, zum Teil sehr feinem lachsartigen Geschmack sind. Es sind bereits zwei weitere Dampfer nach den neu entdeckten Fanggründen abgegangen. Die Feststellung des Biskayischen Meerbusens als lohnender Fangplatz bildet vielleicht einen bedeutungsvollen Entwicklungspunkt in der deutschen Hochseefischerei.



Phot. G. Brogi, Florenz

Francesco Vinea †

Verkehrswesen

Nach den im neuesten Bande des „Nauticus“ enthaltenen Angaben gestaltet sich der Anteil der einzelnen Länder an den sowohl in Staats- als in Privatbesitz befindlichen Kabeln folgendermaßen: England 232 711, Frankreich 59 000, Amerika 37 000, Dänemark 15 000, Deutschland 14 856, Asien 11 000, Spanien 3000, Italien 2000 Kilometer. Bei Staaten wie Rußland, Schweden, Norwegen u. s. w. ist der Kabelbesitz noch geringer. Die Gesamtlänge des Weltkabelnetzes beträgt 379 614 Kilometer. Davon gehören Deutschland nur 1/26, England dagegen 2/3. Bemerkenswert ist, daß das kleine Dänemark einen größeren Besitz an Kabelkilometern aufweist als Deutschland. England hat seit 1901 etwa 15 500 Kilometer Kabel hinzugewonnen; das deutsche Kabelnetz ist nur um 225 Kilometer (die halbe Länge des Kabels zwischen Greetsiel bei Emden und Bacton an der englischen Küste) gewachsen.

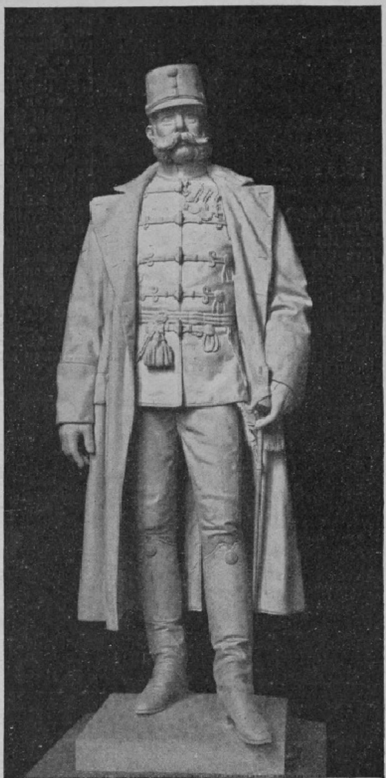


Phot. Hans Breuer, Hamburg

Marmorkamin von G. Chiattone im städtischen Museum zu Elberfeld

Denkmäler

Zwei hervorragende Monumente sind jüngst in Ungarn enthüllt worden. Das vor der Kadettenschule in Temesvar errichtete Denkmal des Kaisers Franz Joseph ist ein Werk des bekannten Wiener Bildhauers Edmund von Hofmann und stellt den Monarchen in ungarischer Generals-Felduniform dar. Das 2½ Meter hohe Erzstandbild steht auf einem Sockel aus grauem Marmor und erhebt sich inmitten des großen Schulparkes. Porträtähnlichkeit und Wiedergabe der Haltung des greisen Herrschers sind dem Künstler trefflich gelungen. —



Das Kaiser Franz Joseph-Denkmal in Temesvar
Von Edmund von Hofmann

Das in Klausenburg, der Geburtsstadt des Königs Matthias Corvinus, errichtete Denkmal (s. S 178) ist eine Schöpfung des jungen ungarischen Künstlers Johann Fadrusz. Die Hauptgestalt des imposanten Monuments ist natürlich der König, der in voller Rüstung zu Pferde dargestellt ist. Man sieht ihn oberhalb einer Bastei, zu deren Füßen seine Feldherren eroberte Fahnen niederlegen. Die Reckengestalten sind ebenfalls historische Personen.

Vereine

Der internationale historische Kongreß, der in diesem Jahre aus verschiedenen Gründen verschoben wurde, wird nun bestimmt im nächsten Frühjahr, und zwar in der Woche vor Ostern, in Rom abgehalten werden. Mehr als 800 Teilnehmer haben sich bereits einschreiben lassen.

Tonkunst

Aus dem Wettbewerb um die beste Komposition des Hildebrandtschen Gedichtes „Das deutsche Volkslied", die im nächsten Jahre auf dem Sängerfest in Baltimore zum Vortrag kommen soll, ist der Komponist Louis Viktor Saar in New York als Sieger hervorgegangen. Es waren 398 Kompositionen eingegangen, und einmütig entschieden sich die Preisrichter für die Schöpfung des Genannten. Das Lied wird jetzt mit den Noten und Singstimmen gedruckt und an die Gesangvereine versandt, die sich bei dem Sängerfest um die von Kaiser Wilhelm gestiftete silberne Statuette, einen deutschen Minnesänger darstellend, bewerben wollen. Louis V. Saar ist am 10. Dezember 1868 in Rotterdam geboren. Seine musikalischen Studien absolvierte er mit Auszeichnung am Münchener Konservatorium. Ein Schüler Rheinbergers, wurde er später an Johannes Brahms empfohlen. Während der Jahre 1890 bis 1892 lebte er abwechselnd in Wien, Leipzig und Berlin und erhielt während dieser Zeit das Mendelssohn-Stipendium und den Wiener Tonkünstlerpreis. Seit 1893 lebt er als Komponist und Lehrer in New York. Zahlreiche Werke, besonders Männerchöre mit Orchester und a capella und die dramatische Scene „Ganymed" für Alt und Orchester (u. a. von Frau Schumann-Heink gesungen) fanden öffentliche Aufführungen. Saar hat außerdem viele Lieder, Kammermusikwerke und Klavierstücke geschrieben und erhielt 1899 in Boston den ersten Preis für Klaviermusik. Der größere Teil seiner Arbeiten ist in Deutschland verlegt.



Louis Viktor Saar

Bühne

Im Deutschen Theater zu Berlin errang Max Bernsteins Schauspiel „D'Mali" einen guten Erfolg. Es ist eine Verführungstragödie, die durch Entsagung der Heldin einen versöhnenden Abschluß erhält. Obwohl nicht originell in den Motiven, besitzt das Stück doch eine spannende Handlung. Beifall fand auch im Kleinen Theater (Schall und Rauch) die tragische Komödie „Ackermann" von Felix Holländer und Lothar Schmidt. Der Titelheld ist eine Art Harpagon, der in dem einzigen warmen Gefühl, das ihn beseelt, betrogen wird. Im Zentraltheater erregte die Operette „Madame Sherry" von Felix Ordonneau große Heiterkeit.

— Das neue Schauspielhaus in Frankfurt wurde am 1. November feierlich eröffnet. Der Festvorstellung ging ein Prolog von Ludwig Fulda voraus, der dem Vorspiel auf dem Theater in Goethes „Faust" nachgebildet ist und eine Variation dieser Dichtung „nach hundert Jahren" bietet.

— Das Königl. Schauspielhaus in Dresden hatte einen starken Erfolg mit Otto Ernsts Komödie „Die Gerechtigkeit". Das Stück stellt eine derbe Brandmarkung der Revolverpresse dar.

— „Fausts Verdammung", die dem deutschen Publikum bis jetzt nur als Oratorium bekannte Jugendarbeit von Hektor Berlioz, erzielte im Stadttheater zu Hamburg in der Bühnenbearbeitung von Raoul Gunsbourg eine tiefe Wirkung. Das Werk war bisher nur im Theater von Monte Carlo, das der Bearbeiter leitet, zur Aufführung gekommen. — Das Lustspiel „Hans Witt und seine Braut" von Paul Perron fand im Hamburger Thalia-Theater fröhlichen Beifall.

— Im Carl-Theater zu Wien hatte die Operette „Der liebe Schatz" von Heinrich Reinhardt einen freundlichen Erfolg, ebenso „Der gerade Michel" Volksstück von Alexander Engel und Julius Hordt im Raimund-Theater.

— Wer das Gruseln lernen will, kann bei August Strindbergs neuem Werke „Samum", das im Dramatischen Theater zu Stockholm vorgeführt wurde, auf seine Kosten kommen. Das Stück schildert die grausame Rache, die ein Arabermädchen an einem Offizier der Fremdenlegion nimmt. Auch in Deutschland soll das erquickliche Drama zur Aufführung kommen.

Statistik

Während in England der Zigarettenkonsum von Jahr zu Jahr steigt, hat die eifrige Agitation gegen die Zigarette in den Vereinigten Staaten von Amerika einen stetigen Rückgang des Zigarettenkonsums bewirkt. Im Jahre 1898 sind in England 7,3 Milliarden, im Jahre 1901 9,2 Milliarden Zigaretten verbraucht worden. In den Vereinigten Staaten wurden 1898 noch 4,4 Milliarden Zigaretten geraucht, im Jahre 1901 nur noch 3 Milliarden.

Totenschau

Am 3. November verstarb in Berlin Heinrich Rickert, der bekannte Parlamentarier. In Danzig 1833 geboren, widmete er sich dem Journalistenberuf und wurde 1870 in das Abgeordnetenhaus, 1874 auch in den Reichstag gewählt; in beiden Parlamenten schloß er sich der nationalliberalen Fraktion an. Durch eifriges Studium der Finanzverhältnisse und regen Anteil an den Etatsdebatten erlangte er bald große Autorität in Finanzfragen und wurde 1876 zum Landesdirektor der Provinz Preußen erwählt, legte jedoch nach der Teilung der Provinz (1878) dieses Amt nieder. Im Jahre 1880 wurde er Mitglied der liberalen Vereinigung (Sezession) und nach deren Verschmelzung mit der Fortschrittspartei ein Hauptführer der deutsch-freisinnigen Partei, nach deren Spaltung er an die Spitze der freisinnigen Vereinigung trat. Er besaß große Redegewandtheit und Schlagfertigkeit und übte auf den parlamentarischen Geschäftsgang einen großen Einfluß aus.

— Francesco Vinea, der berühmte italienische Maler, dessen Tod wir bereits in Nr. 7 kurz gemeldet haben, war 1845 in Forli

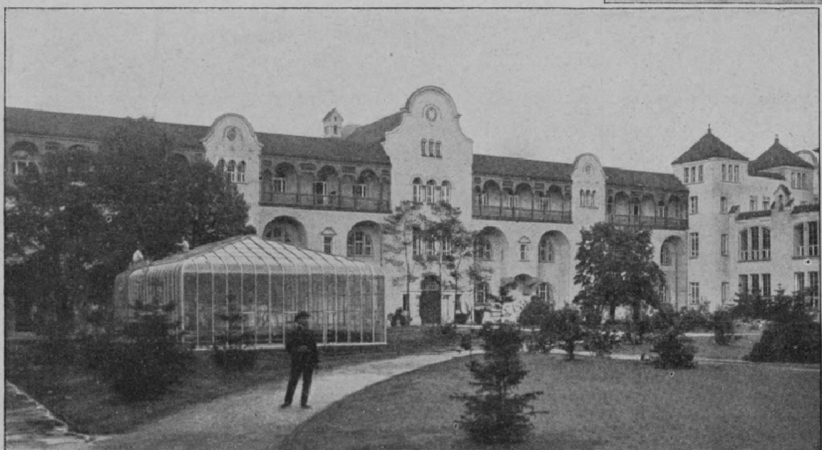


Mittelbau der Vorderfront

geboren. Auf der Akademie in Florenz bildete er sich zum Genremaler aus und wurde schon in jungen Jahren zum Professor daselbst ernannt. In der Art Fortunys schuf er zumeist Bilder, deren Stoffe dem 17. und 18. Jahrhundert entlehnt sind; sie zeichnen sich sowohl durch leuchtende Farbe und lebendige Darstellung wie durch scharfe Charakteristik und kecken Humor aus. Eine Probe des letzteren ist das auf Seite 175 wiedergegebene Bild „Ungleiche Rivalen". Von weiteren bedeutenden Werken, die zum Teil auch in Deutschland zur Ausstellung gelangten, nennen wir: „Liebeserklärung im Keller", „Plauderei", „Hoch der Schönsten", „In der Osteria", „Der Windstoß", „Besuch bei der Großmutter", „Liebesflehen". Auf der Münchener Kunstausstellung von 1888 wurde Vinea durch Verleihung einer Medaille ausgezeichnet.

*

Dr. Eduard v. Kopp, verdient um das deutsche und österreichische Schützenwesen, 76 J., † 30. Okt., Hietzing bei Wien. — Landschaftsmaler Hans Fehrenberg, 34 J., † 30. Okt., Bremen. — Kunsthistoriker Eugen Müntz, 57 J., † 30. Okt., Paris. — Generalleutnant z. D. Gustav Paulus, vormals Präses des Ingenieurkomitees und Inspektor der Artillerie- und Ingenieurschule, 60 J., † 31. Okt., Berlin. — Oberkonsistorialrat Wilhelm Noël, Senior der Berliner Geistlichen, 80 J., † 31. Okt., Berlin. — Dr. Joseph Lingens, hervorragendes Mitglied der Zentrumspartei, 84 J., † 31. Okt., Aachen. — Oberlandesgerichtspräsident a. D. Wirkl. Geh. Oberjustizrat Paul Florschütz, 77 J., † 31. Okt., Kiel. — Geh. Sanitätsrat Professor Dr. Eugen Hahn, Direktor am Krankenhause Friedrichshain, 61 J., † 1. Nov., Berlin. — Frau Marianne Rhodius, bekannt durch großartige Spenden für Kunst- und Wohlthätigkeitszwecke, 86 J., † 2. Nov., Krefeld. — Landschafts- und Architekturmaler Ferdinand Knab, 65 J., † 3. November, München.



Phot. Hugo Rudolphy, Berlin

Das Gebäude der Hochschulen für bildende Künste und Musik in Charlottenburg: Meisterateliers und Freilichtatelier

 — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Über Land und Meer.

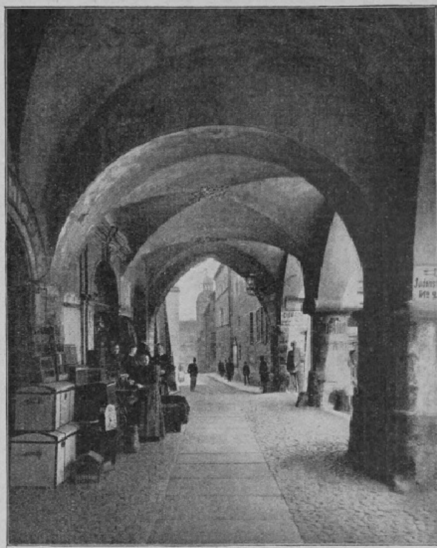
Nr. 8



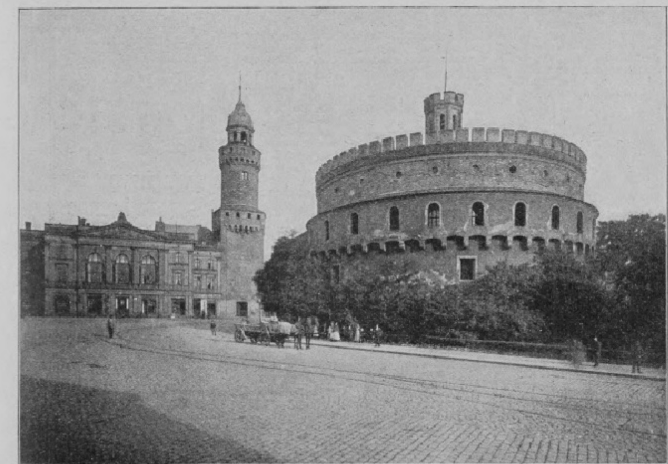
Rathaustreppe



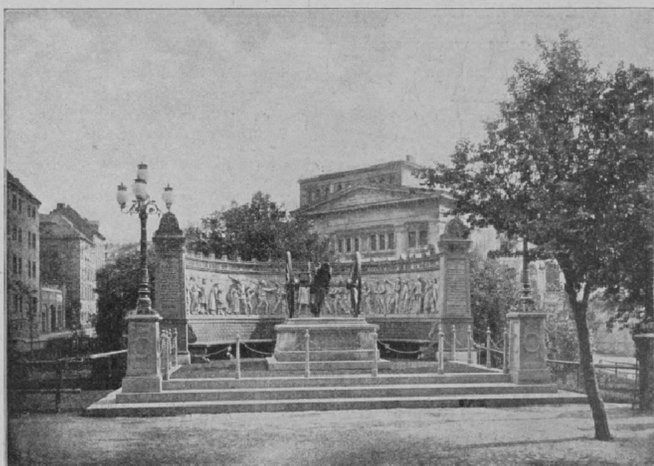
Ruhmeshalle



Untermarktlauben, im Hintergrunde der Nikolaiturm



Kaisertrutz und Reichenberger Turm



Kriegerdenkmal



Landeskrone



Neisse-Viadukt

Ansichten aus Görlitz (Zu dem Artikel Seite 185)

Litteratur

Das Objektiv im Dienste der Photographie behandelt Dr. E. Holm in einem Buche, das namentlich den Amateurphotographen willkommen sein dürfte (Berlin, Gustav Schmidt). Es ist lediglich für den praktischen Gebrauch geschrieben, vermeidet alle Formeln und rechnerischen Ableitungen und zeichnet sich besonders durch überaus zahlreiche, sehr instruktive Abbildungen aus, die in vergleichender Weise die häufig vorkommenden Fehler den entsprechend richtigen Aufnahmen gegenüberstellen. Hierdurch wird es dem Leser außerordentlich leicht gemacht, sich gründlich über die an sich nicht leicht zu erlernende richtige Benutzung der verschiedenen Objektive zu orientieren.

— Ueber die wirtschaftlichen und geographischen Verhältnisse irgend eines Landes der Erde erhält man eine zuverlässige Auskunft auf die bequemste und am wenigsten zeitraubende Art, wenn man in Otto Hübners Geographisch-statistischen Tabellen (H. Keller, Frankfurt a. M.) nachschlägt. Soeben wurde die 51. Ausgabe für das Jahr 1902 ausgegeben, die von Universitätsprofessor Dr. Fr. v. Juraschek bearbeitet worden ist. In der Kunst, möglichst viel des Wissenswerten auf einen kleinen Raum zusammenzudrängen und dabei doch übersichtlich zu bleiben, ist hier sowohl in der Buchausgabe (Taschenformat, M. 1.50) wie in der Wandtafelausgabe (60 Pfg.) wirklich alles mögliche geleistet worden.

— Aus langjähriger Praxis heraus hat der bekannte Hundezüchter und Jagdschriftsteller Oberleutnant a. D. Emil Ilgner unter dem Titel Gebrauchs- und Luxushunde einen Leitfaden für Hundefreunde herausgegeben, der in knapper, faßlicher Form alles Wissenswerte über die Rassen des Hundes, seine Aufzucht, Pflege u. s. w. mitteilt (Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung). Das Buch, aus dem auch der erfahrene Züchter noch manche Belehrung schöpfen wird, ist mit einer Farbentafel und 90 Textabbildungen versehen, in denen wohl alle bei uns vorkommenden Hunderassen in vortrefflichen Naturaufnahmen vorgeführt werden.

— Wer sich zum Amateurphotographen ausbilden und sich das photographische A-B-C nebst den nötigen Handgriffen in kurzer Zeit aneignen will, der greife zu Dr. E. Vogels Taschenbuch der Photographie, das kürzlich in zehnter Auflage im Verlag von Gustav Schmidt in Berlin neu bearbeitet und vervollständigt erschienen ist. Hier findet er alles, was er braucht — gute Lehren, Ratschläge, Anweisungen, auch bildliche Anschauungen, Rezepte, Tabellen und vieles andre. Schon 25000 Exemplare sind von diesem trefflichen Buche verbreitet, ein Zeichen, wie sehr es dem Bedürfnisse der Amateure entgegenkommt. Der billige Preis macht es für jeden erschwinglich. — Vorgeschrittene Amateurphotographen machen wir bei dieser Gelegenheit auf die Photographische Bibliothek desselben Verlages, eine Sammlung kurzer photographischer Spezialwerke, aufmerksam, die jüngst um zwei neue Bändchen vermehrt worden ist. Band 14 enthält die Architekturphotographie von Hans Schmidt-München, eine zuverlässige Anleitung zur Aufnahme von Werken der Architektur und der Plastik, die bekanntlich dem Laien große Schwierigkeiten bereiten, und in Band 15 giebt Fritz Loescher eine gründliche, aus langjähriger Praxis geschöpfte Anweisung zum Vergrößern und Kopieren auf Bromsilberpapier, dessen Verwendung neuerdings sehr in Aufnahme gekommen ist. Zugleich ist ein älteres Bändchen der Sammlung, das photographische Pigmentverfahren (Kohledruck) von H. W. Vogel, in vierter Auflage erschienen, die P. Hanneke bearbeitet und mit einem Anhang über das Velours-, Gummidruck- und Ozotypieverfahren versehen hat.

— Die neuesten Bände (Nr. 1577—1589) der Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes (Halle a. S., Otto Hendel) bringen außer zwei dramatischen Gaben, Schillers Demetrius-Fragment, das in dieser Separatausgabe besonders Schulen willkommen sein wird, und Friedrich Halms „Wildfeuer", zwei hervorragende Schöpfungen der Unterhaltungslitteratur, einen neuen Roman von Mark Twain, „Die Abenteuer Huckleberry Finns", der ein Seitenstück zu den viel gelesenen „Abenteuern Tom Sawyers" bildet, und einen der vaterländischen Romane von dem in Süddeutschland noch lange nicht nach Verdienst gewürdigten märkischen Dichter Wilibald Alexis „Der falsche Waldemar". Die Lyrik vertritt in diesen neuesten Bänden der Bibliothek eine Sammlung von Liedern zu Ruhm und Preis der Heide, die Heinz Bothmer unter dem Titel „Das Heidebuch" zusammengestellt hat.

Kunst

Als ein vornehmes Prachtwerk stellt sich die Sammlung „Alt-Prag" dar, die die Wiedergaben von 80 Aquarellen des Malers W. Jansa mit begleitendem Text von J. Herain und J. Kamper vereinigt (Prag, Kunstverlag B. Koci). In malerischer Darstellung veranschaulicht der Künstler sowohl die herrlichen Prunkbauten der böhmischen Hauptstadt wie die stillen Idyllen von traulicher Anmut und poetischem Reiz. Hiervon giebt namentlich das neueste Doppelheft anheimelnde Proben. Schweigsame, malerische Winkel, einer romantischer und interessanter als der andre, erscheinen auf diesen Kartons: hier altertümliche Häuser mit den charakteristischen Laubengängen, gebrochenen Fronten und Giebeln in der Kleinseitnergasse, dort die Umgebung zweier alter Gotteshäuser, der Laurenzikirche und der Strahoverkirche. Hier verstummt die lärmende Woge des großstädtischen Lebens der unterhalb gelegenen Stadtteile. Daneben die ruhigen Wohnsitze alter Adelsfamilien, dort am Kleinseitner Ring als Wahrzeichen der einstigen Schrecken der Pest die ragende Pestsäule. Weiter, ein malerisches Bürgerhaus in einer versteckten, düsteren Gasse der Altstadt. Aus dem ganzen Heft weht ein eigner historischer Hauch, der mit all dem schlummernden idyllischen Zauber auf den an das moderne lärmende Getriebe gewöhnten Kulturmenschen so mächtig einwirkt, daß er sich unwillkürlich in jene längst entschwundenen Welten versetzt fühlt. Ganz besonders erhöht diesen vorteilhaften Eindruck die vollkommene Technik der Reproduktionen. Der Text erläutert mit Sachkenntnis und vollem Kunstverständnis die einzelnen Bilder und giebt auch die nötigen geschichtlichen Erklärungen.

Alpines

Von dem Werke „Alpine Majestäten und ihr Gefolge" liegen wiederum einige neue Hefte vor (München, Verlag der Vereinigten Kunstanstalten). Um nur einiges aus dem reichen Inhalt hervorzuheben, erwähnen wir die gewaltige, schwer zu ersteigende Pyramide des Piz Roseg (Bernina-Alpen, 3943 Meter). Auffallende Aehnlichkeit mit ihr hat der höchste Gipfel der Rouies (3634 Meter), der mit dem effektvollen Blick durch die Brèche de la Meije als weitere vortreffliche Probe aus dem Wunderwerk der Dauphineer Hochalpen geboten wird. Das ganze riesige Mont Blanc-Massiv, von Brévent (2525 Meter) gesehen, wird uns auf einem weiteren Doppelblatte gezeigt, einem Meisterstück photographischer Gesamtaufnahme. Weiterhin gelangen wir in die deutschen Alpen, in denen wir zunächst unsre schon in den früheren Heften begonnene Wanderung über den Brenner fortsetzen, an Brennersee, Brennerpost und Brennerbad vorbei nach dem Süden, Gossensaß, Sterzing, Brixen, dem Vogelweidhof, wo Walthers sangesfroher Mund zuerst die Welt begrüßte und die Rebe unter südlicher Sonne bis hoch hinauf die Berglehnen umrankt. Zum interessanten Vergleich folgen vier Blätter eines andern Paßweges nach dem sonnigen Süden, von der Semmeringstraße und -Bahn.

Sport und Spiel

Unter der Bezeichnung „Volldampf voraus" haben Hermann Windrath & Ernst Tobler in Grevenbroich eine Art Marine-Schachspiel herausgegeben, das von jungen Leuten reiferen Alters, aber auch von Erwachsenen gewiß mit Interesse gespielt werden wird. Auf einer Art Schachbrett, dessen vier Ecken durch Strandbatterien gedeckt sind, sollen zwei Geschwader von Linienschiffen, großen und kleinen Kreuzern gegeneinander vorgehen, um einander unter Kreuzfeuer zu nehmen oder zu rammen. Den Spielregeln entsprechend haben die drei Klassen von Schiffen verschiedene Gefechtswerte, die durch das feindliche Feuer eine Verminderung erfahren können; für den Beginn des Kampfes sind die verschiedenen Formationen moderner Geschwader, also die Staffelordnung, die Doppelfront oder die Kielwasserlinie zu wählen. Für das Gefecht sind den einzelnen Schiffsklassen verschiedene Geschwindigkeiten beigemessen; am Schlusse beteiligen sich meist auch die Strandbatterien. Mit diesen Regeln scheint das Spiel sehr geeignet, denjenigen, die es betreiben, lebhafte Anregung und eine Art Vorstellung von dem Kriegsspiel zu geben, das in militärischen Kreisen bekanntlich ernst geübt wird.

Briefmappe

F. A. in K. Zu dem Hinscheiden des hervorragenden Goethe-Forschers Dr. Albert Bielschowsky teilt uns die C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung in München mit, daß der Verfasser das Manuskript des zweiten Bandes seiner Goethe-Biographie, an dem er seit sechs Jahren arbeitete, nahezu vollständig hinterlassen hat. Die Herausgabe dieses Schlußbandes wird im nächsten Jahre bestimmt erfolgen.

Abonnent in Charkow. Mögen Sie sich direkt an die Kurverwaltungen von Wildbad, Wiesbaden und Salzschlirf wenden. Sie werden sicher Auskunft erhalten.

O. J. in Hamburg. Läßt sich aus Gründen der Praxis nicht gut durchführen, da noch während der Herstellung der einzelnen Nummer zu Gunsten der Tagesereignisse häufig Aenderungen stattfinden müssen.

A. G. in Hannover. Eine nützliche Neuerung auf diesem Gebiete haben die beiden Dresdener Straßenbahngesellschaften eingeführt. Sie bringen in jedem ihrer Wagen eine allgemein sichtbare Uhr von achttägiger Gangdauer an, deren tägliche fachmännische Kontrolle den Wageninsassen fortdauernd die genaue Normalzeit verbürgt. Um unerwünschte Beeinflussung der Uhren durch elektrische Ströme zu vermeiden, wurden die sie treibenden Spiralfedern aus antimagnetischem Metall hergestellt und auch alle sonst dabei verwendeten Stahlteile sorgfältig voneinander isoliert.

Frau P. M. in Innsbruck. In England und Amerika ist noch immer die Thermometereinteilung nach Fahrenheit in Gebrauch, in Frankreich bedient man sich ausschließlich der mit der dezimalen Rechnung in Einklang stehenden hundertteiligen von Celsius, die hoffentlich bald auch bei uns die allein geltende werden wird. Daneben kommt einstweilen immer noch die von Réaumur vor, der den Abstand zwischen dem Schmelzpunkt des Eises und dem Siedepunkt des Wassers in 80 gleiche Teile geteilt hat. 9 Wärmegrade nach Celsius entsprechen +7,2 Grad nach Réaumur und +48,2 Grad nach Fahrenheit.

Camilla in U. Schönsten Dank für Ihre liebenswürdigen Zeilen! Die Postkarte haben wir an ihre Adresse befördert. Und hier, zugleich mit der Bitte um mehr, Ihr herziges Allerneuestes:

Herz und Magen
(Gegenstück zu Herz und Zähne)

Ach, es macht mir große Sorgen,
Durch welch leckres Mittagsmahl
Freude ich bereite morgen
Dem gestrengen Ehgemahl.

Ja (ich darf es herzhaft sagen,
Da ihr's wohl schon selbst verspürt),
Auf der Erde durch den Magen
Nur der Weg zum Herzen führt.

Denn die lieben Ehegatten
Werden nicht von „Muse" satt,
Lieber woll'n sie Gänsebraten
Und 'nen guten Krautsalat.

Th. P. in Minden. 1. Der Rang des Feldmarschalleutnants im österreichisch-ungarischen Heere entspricht dem deutschen Generalleutnant, der eines Feldzeugmeisters dem General der Infanterie und der des Feldmarschalls unserm Generalfeldmarschall. 2. Das böhmische Sadowa wird „Szádowa" ausgesprochen und heißt auf deutsch „Garten".

Th. A. in F. Auf der Jubiläums-Kunstausstellung in Karlsruhe wurden für 271 750 Mark Gemälde und Skulpturen angekauft. Auf Werke badischer Künstler entfielen hiervon 145 451 Mark.

Fr. K. in München. Die bereits eine so wichtige Rolle spielende elektrische Kraftübertragung wird großenteils durch die Ausnutzung von Wasserkräften ermöglicht. Nach O. v. Miller gelangen in Deutschland und Oesterreich-Ungarn gegenwärtig Wasserkräfte von etwa 180 000 Pferdestärken zur Verwendung; in der Schweiz nach Professor Wyßling 160 000 Pferdestärken, in Schweden nach Professor Arrhenius 200 000 und in Nordamerika sogar 400 000 Pferdestärken. Die Gesamtleistung der zurzeit mit Wasserkräften betriebenen Elektrizitätswerke der Welt wird auf 2 Millionen Pferdestärken geschätzt.

H. L. in W. Die Stenographie für Blinde ist von dem blinden Sprachlehrer Hauptvogel in Leipzig erfunden. Durch Neben- und Uebereinanderstellen von Punkten, die in festes Papier gestochen werden, bildet diese Kurzschrift Gruppen, die Buchstaben und Wörter darstellen. Die Kürze erreicht diese Kurzschrift dadurch, daß der Erfinder jedem Zeichen mehrfache Bedeutung giebt, die durch die Nachbarzeichen oder durch Hinzufügen von Hilfszeichen bestimmt wird.

J. J. in Hamburg, Franz G. in J., A. v. N. in Z. Mit Dank abgelehnt.

Worträtsel

Du kannst das Wort verschieden deuten,
Und in dem ersten Sinn entspringt
Ihm gute Wirkung wohl zuzeiten,
Weit öfter Zögern Schaden bringt.

Im andern Sinn dient's nie zum Heile,
Mag Liebe auch die Quelle sein,
Und nur zu häufig beide Teile
Es büßen werden und bereun.

Drehst du im Innern zwei Vokale
Des Rätselwortes nun geschickt,
Dir mühelos mit einem Male
Willkommner Wandlung Zauber glückt.

Als sanfter Strahl aus lichtern Sphären
Die neue Deutung dar sich stellt,
Und im Empfangen, im Gewähren
Ist milder Segen ihr gesellt.

M. Sch.

Rätsel

D— wird von L— getragen:
Kannst du die Wörter sagen?

E. S.

Magische Ecke

A	A	B	B	C	C	D	E	E
E	E	E	E	E	E	E	E	E
E	E	H	H	H	H	H	I	I
I	I	I	I	I	I	K	K	K
K	L	L	L	L	M	M	N	N
N	N	N	N	N				
N	O	O	Q	Q				
R	R	R	S	S				
S	T	T	U	U				

(K = QU)

Die Buchstaben nebenstehender Eckfigur sind so zu ordnen, daß die langen wagerechten Reihen und die entsprechenden senkrechten Reihen bezeichnen:

1. einen Ort in Württemberg;
2. weiße Sklavinnen im Harem;
3. einen Schmetterling, dessen Raupe den Stachelbeersträuchern schädlich ist;
4. einen Hafenort in Schleswig;
5. einen Ort am Rhein, bekannt durch seinen Weinbau.

F. P.

Buchstabenrätsel

1, 2 und 3 aus Gaben der Natur
Mit regem Fleiß und Sorgsamkeit erzielt;
Für uns wohl eine wicht'ge Rolle nur,
Der Mühe würdig, in der Kindheit spielt.
Von 3 bis 6 ist allgemeine Gunst
In einem seltnen Maß ihm zugewandt,
Und unermüdlicher wird keine Kunst
Vielleicht geübt im deutschen Vaterland.
5, 6 und 7 war im Götterkreise,
Ob vieles dort mit Nachsicht auch entschuldigt,
Bekannt nicht grad auf vorteilhafte Weise.
Noch heut dagegen dem Gedächtnis huldigt
Von 6 bis 9 voll Sympathie die Welt;
Hat doch gesorgt ein Dichtergenius
Daß nicht vergessen wird der Freiheitsheld.
Mit ganz bescheidnem Dienst begnügen muß
Sich 6 bis 11, doch wer möcht' es entbehren?
Such 7 bis zur 11 am Bachesrand,
Und 7, 8, 9, 10 kann dich belehren,
Wie undankbar die Neuzeit, die's verbannt
Nach langer, pflichtgetreuer Wirksamkeit,
Bei der es Lohn und Urlaub nie empfing.
10, 11 verbät sich's aber jederzeit
Säh' als Person es sich geschätzt gering.

Und 1 bis 11? Wer Bacchus hält in Ehren,
Läßt Würd'gung solchem Tropfen angedeihn,
Doch gratis wird kein Gott ihn mehr bescheren
Für schnöden Mammon nur tauscht er sich ein.

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 148:

Des Umstellrätsels: Strategie — Reisetag.

Des Rätsels: Enterich, Enterer.

Des Sternrätsels: Man liest, mit dem oberen D beginnend, zuerst die Buchstaben, zu denen die langen Strahlen führen, dann die mit den mittleren, dann die mit den kurzen, zuletzt die ohne Strahlen: Der Stern des Daseins ist die Hoffnung.

Des Silbenrätsels: Trauermantel.

Des Worträtsels: Argonauten — Arnauten.

Richtige Lösungen sandten ein: Paul Rieckhoff in Düsseldorf; Frl. Anna Catarina v. Ferber, Rittergut Melz (2); Joh. P. Stoppel in Hamburg; H. und F. Kahn in St. Ingbert (4); Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg (2); Frau Henriette Helbling-Tschudy in Zürich (7); Karl Richter in Leipzig; Frl. Anna Koch in München (2); „Hans und Anna" in Innsbruck (3); Frau Adele Glümer in Wien; H. Schröder in Berlin; Frau G. Bernhardi in Budapest (5); Albert Petri in Wien.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Partie Nr. 6

Turnierpartie, gespielt zu Hannover am 8. August 1902.

Spanische Partie

Weiß: H. N. Pillsbury-New York. — Schwarz: D. Janowski-Paris.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	e7—e5	3. Lf1—b5	a7—a6
2. Sg1—f3	Sb8—c6	4. Lb5—a4	Sg8—f6
5. 0—0	Lf8—e7	33. Sh1—f2	Da4—d7
6. Sb1—c3	b7—b5	34. Df3—g3	h7—h5![9]
7. La4—b3	d7—d6	35. b2—b3	Lc8—b7
8. d2—d3	Sc6—a5	36. Tc2—a2	Tb8—e8
9. Sc3—e2	Le8—b7	37. Sf2—h3??[10]	Te5×e4!!
10. Se2—g3	Sa5×b3	38. d3×e4	Te8×e4
11. a2×b3	g7—g6[1]	39. Kg2—h2	Te4—e3
12. c2—c4	Sf6—d7	40. Dg3×e3[11]	d4×e3
13. Sf3—e1[2]	Sd7—c5	41. Sa1—c2	d6—d5!
14. f2—f4	Sc5—e6	42. Sc2×e3	d5—d4
15. f4—f5	Se6—d4	43. Se3—g2	Lb7×g2
16. Lc1—e3	Le7—g5	44. Ta2×g2[12]	Lf8—d6†
17. Le3×d4	e5×d4	45. Sh3—f4	Dd7—f5
18. Se1—c2	c7—c5	46. Tg2—f2	Df5—g4
19. Dd1—f3	0—0	47. Kh2—h1	Dg4×h4†
20. f5—f6	Tf8—e8[3]	48. Kh1—g1	Dh4—g3†
21. h2—h4![4]	Lg5—h6![5]	49. Kg1—h1	Dg3×b3
22. Sg3—e2	b5×c4[6]	50. Kh1—g2	Db3×c4
23. b3×c4	Dd8—b6	51. Tf1—e1	d4—d3
24. Ta1—b1	Db6—b3	52. Te1—e8†	Kg8—h7
25. Se2—a1	Db3—b4	53. Sf4×d3	Dc4×d3
26. g2—g4	Lh6—e3†	54. Tf2—e2	Dd3—g3†
27. Kg1—g2	Db4—a4[7]	55. Kg2—h1	Dg3—h3†
28. Sc2—g3	Te8—e5	56. Kh1—g1	c5—c4
29. Tb1—e1[8]	Le3—h6	57. Te2—f2[13]	Dh3—g4†![14]
30. g4—g5	Lh6—f8	58. Kg1—f1	Ld6—c5
31. Te1—e2	Lb7—c8	59. Tf2—d2	Dg4×g5
32. Sg3—h1	Ta8—b8	Weiß giebt die Partie auf.	

[1]) Alles dies entspricht der von Janowski bevorzugten Verteidigungsweise. Die Rochade wird dabei thunlichst lange hinausgeschoben.

[2]) Bei 13. Lc1—e3 findet der Sd7 über f8 seinen Weg nach e6. Auch kann Le7—g5 dann sofort folgen.

[3]) Weiß steht nun, obgleich er beide Läufer gegen die Springer hergegeben hat, recht gut, und Schwarz hat große Mühe, den Angriffen zu begegnen.

[4]) Vorzüglich gespielt!

[5]) Lg5×h4 kostet eine Figur; es folgt 22. Df3—f4! g6—g5 (oder Lh4×g3? 23. Df4—h6! ꝛc.) 23. Df4—g4 Kg8—h8 24. Sg3—f5 Te8—g8 25. Sf5—h6 Tg8—f8 26. g2—g3.

[6]) Schwarz beschäftigt nun den Gegner durch einen Angriff auf den Damenflügel und hindert ihn, seine vollen Streitkräfte nach dem Königsflügel zu schicken.

[7]) Um Sa1—c2 zu hindern und gelegentlich die Dame nach der Mitte zurückziehen zu können.

[8]) Vielleicht war hier 29. g4—g5 etwas besser. Der Le3 hätte dann schleunigst über d2 nach a5 ꝛc. zurückgezogen werden müssen. Allerdings steht er auf h6 und f8 auch nicht besonders glänzend.

[9]) Weiß beabsichtigte nun 35. h4—h5.

[10]) Dies ist ein böser Fehler, den Schwarz in glänzender Weise ausnutzt. Weiß hätte zuvor Sa1—c2—a3—b1—d2 spielen müssen; der Gegner konnte dies nicht hindern und auch nicht die Zeit zu irgend einer erfolgreichen Aktion benutzen.

[11]) Weiß hat nichts Besseres. Sein Spiel ist hoffnungslos.

[12]) Dies ist alles erzwungen.

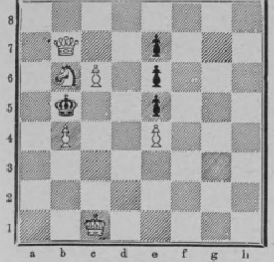
[13]) Eine niedliche Falle, die Schwarz indessen klüglich umgeht.

[14]) Falls Ld6—c5??, so 58. Te8—h8† mit Pattschluß.

Aufgabe 7

Von E. Palkoska in Prag

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 4:

W. 1. Te6—e2
S. 1. Sb7-c5, Sb8-c6
W. 2. Df3—d5†
S. 2. Ke4×d5
W. 3. Sa4-b6, Le8-f7 matt.

A.
S. 1. d3×e2, —d2
W. 2. Sa4—b6†
S. 2. Kc4—b3
W. 3. Le8—a4 matt.

B.
S. 1. Th5×h3, f5-f4
W. 2. Te2—e4†
S. 2. f5×e4, Kc4-b3, d5
W. 3. Df3—f7, d1, e3 —c4 matt.

C.
S. 1. a3—a2
W. 2. Df3×b7
S. 2. Sb8—d7, c6, f5 —f4 oder bel.
W. 3. Le8-f7, Te2-e4, Db7—b5 matt.

D.
S. 1. Th5—h4
W. 2. Df3×f5 ꝛc.

E. S. 1. Sb8—d7 W. 2. Df3—c6† S. 2. S oder L—c5, Kc4—b3 W. 3. Le8—b5, Dd3—d5 matt.
F. S. 1. Sb8—a6 oder beliebig anders W. 2. Df3—d3† S. 2. Kc4×d3, —b3 W. 3. Le8—b5, Dd3—d5 matt.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. — Rücksendung findet nicht statt)

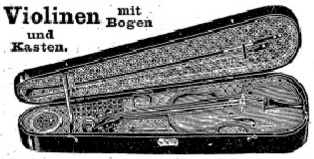
Paul Albers, Junge Lieder eines Fünfzigers. M. 3.—. Breslau, Trewendt.
P. Osk. Höcker, Es blasen die Trompeten! Eine Reitergeschichte M. 3.—. Leipzig, O. List.
Frieda Schwabe, Die Frauengestalten Wagners als Typen des „Ewig Weiblichen“. Gebd. M. 4.50. München, Verlagsanstalt Bruckmann.
Bilderbogen für Schule und Haus. Heft 4 (1902). M. 3.—. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.
Dr. Rob. Bertin, Cythere. Dramolett. Dresden, Pierson.
Ad. Gelber, An der Grenze zweier Zeiten. Freie Reden über Shakespeare. Dresden, Reißner.
Bernh. Schulze-Smidt, „Ein Bruder und eine Schwester.“ Eine Geschichte aus dem Winkel und der Welt. Ebd.
Karl v. Heigel, Im Isarthal. Roman. M. 2.—. Dresden, Pierson.
Franz Rosen, Die Kleine. Roman. M. 3.50. Ebd.
Marie v. Malapert-Neufville, Malergeschichten. 9 Novellen. M. 4.—. Ebd.
Otto Hauser, Die belgische Lyrik 1880—1890. Eine Studie und Uebersetzungen. M. 2.—. Großenhain, Baumert & Ronge.
Vom Matrosen zum Künstler. Tagebuchblätter des Marinemalers Schröder-Greifswald. Mit zahlr. Illustr. M. 3.—. Berlin W. 57, H. Lehmann.
Peter Rosegger, Weltgift. Roman. M. 4.—. Leipzig, Staackmann.
Vermächtnis eines Unbekannten. Hrsg. von Harald Hartmund. M. 1.— Braunschweig, Sattler.
Rud. v. Ihering, Das Trinkgeld. 5. Aufl. Braunschweig, Westermann.
Hugo Foral, Aus dem Herzen. Gedichte. 1 Kr. Wien, Selbstverlag.
A. v. Diemar, Wie begehen wir Vereinsfeiern und Jubiläen, gesell. u. öffentl. Feste? M. 1.20. Stuttgart, Schwabacher.
— — Wie feiern wir Familienfeste? M. 1.20. Ebd.
Karl Francke, Aus dem Leben. Gedichte. M. 1.50. München, Seitz & Schauer.
Jos. R. Damrosch, Kleineleut-Geschichten eines altberliner Junggesellen. M. 1.50. Berlin, A. Haack.
Musterblätter für Holzbrand und Lederbrand. IV. Serie (Nr. 91 bis 120). M. 12.—. München, Mey & Widmayer.
Dr. Karl Storck, Deutsche Litteraturgeschichte. 2. Aufl. geb. M. 6.—. Stuttgart, Muth.

Jul. Heinr. Zimmermann * Leipzig

* Geschäftshäuser: St. Petersburg, Moskau, London.

Ill. Preisl. über alle Musikinstrumente gratis. — Gute Arbeit. — Billige Preise.

Violinen mit Bogen und Kasten.



No. 14007. **Schulgeige,** Ebenholzgarnitur, mit Bogen, Kasten und Colophon . . . . M. 12.—
No. 14009. **Schulgeige,** besser, mit Bogen, Kasten, Reservesaiten, Colophon u. Stimmgabel M. 15.—
No. 14014. **Orchestergeige,** gut im Ton, mit Bogen, Kast., Reservesait., Coloph. u. Stimmgab. M. 20.—
No. 14017. **Orchestergeige,** besser im Ton, mit Fernambukbogen, Kasten, Reservesait., Dämpfer, Kinnhalter, Colophon und Stimmgabel M. 30.—
No. 14032. **Orchestergeige,** sehr gut im Ton, mit Fernambukbogen, Kasten, Reservesait., Dämpfer, Kinnhalter, Colophon und Stimmgabel M. 50.—
No. 14044. **Sologeige,** feinste Ausarbeitung, mit ff. Fernambukbogen, geformter Chagrinlederkasten, Reservesaiten, Dämpfer, Kinnhalter, Colophon, Stimmgabel und Scheere . . . . M. 100.—

Mandolinen.

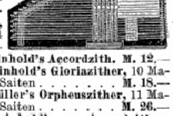


No. 5498. **Ahorn,** einfach . . . . M. 7.—
No. 5499. **Ahorn,** bessere . . . . M. 9.—
No. 5500. **Ahorn,** Neapolitaner . . . . . . M. 12.—
No. 5504. **Ahorn** oder **Palisander, Neapolit.** M. 15.—
No. 5505. **Palisand.** m. Schalllochverz., **Neap.** M. 20.—
No. 5506. **Ahorn** (Salsedo, Neapel) . . . . M. 22.—
No. 5509. **Palisander** do. bessere Ausstatt. M. 40.—
No. 5510. **Palisander, v. Salsedo,** Neapel . M. 60.—



No. 4005. **Anfängergeige** . M. 6.—
No. 4007. **Schulgeige,** Ebenholzgarnitur, Ahornboden . M. 8.—
No. 4009. **Schulgeige,** Ebenholzgarnitur, gut ausgearbeit. M. 10.—
No. 4012. **Schulgeige,** Ebenholzgarnitur, besser im Ton . . M. 12.—
No. 4014. **Orchestergeige** . . . . M. 15.—
No. 4017. **Orchestergeige,** bess. i. Ton M. 20.—
No. 4026. **Geige nach italienischen Meistern** . . . . M. 25.—
No. 4028. **Desgl.,** Tongeige . . . M. 30.—
No. 4032. **Desgl.,** sehr gute Tong. M. 40.—
No. 4035. **Modell Stradivarius,** sehr gute, starke Tongeige . . . . . . M. 50.—
No. 4040. **Solo-Instrument,** bestgewähltes Holz . . . . M. 60.—
No. 4044. **Solo-Instrument,** feinste Ausarbeitung . . . . M. 75.—
No. 4050. **Concertgeige** M. 100.— u. teurer.

Accord-Zithern.



No. 15402. **Müller's Accordzith.,** 6 Man., 24 S. M. 8.—
No. 15409. **Müller's Monop.-Accordzith.,** 6 Manuale, 24 Sait. M. 11.—
No. 15412. **Meinhold's Accordzith.** M. 12.—
No. 15417. **Meinhold's Gloriazither,** 10 Manuale, 30 Saiten . . . . M. 18.—
No. 15420. **Müller's Orpheuszither,** 11 Manuale, 33 Saiten . . . . M. 26.—
No. 15422. **Meinhold's gr. Accordzither,** 13 Manuale, 37 Saiten . . . . M. 28.—

Cornets à pistons (Trompeten).



No. 5851. **Für Schüler,** ohne Etui . . M. 20.—
No. 5853. do. mit A-Stift, in Holzetui M. 25.—
No. 5857. **Für Orchester,** dopp. Wasserkl. M. 30.—
No. 5861. do. mit Holzetui . . . . . M. 35.—
No. 5865. do. bessere Qualität, grosser Ton, A-Stift, ohne Etui . . . . M. 40.—
No. 5871. do. mit A- und As-Stift, feine Qualität, in Holzetui . . . . M. 60.—
No. 5975. **Für Solisten,** mit A- und As-Stift, in feinem Holzetui . . . . M. 75.—

Mit Cylinderventilen.

No. 5920. **Für Orchester,** ohne Etui . M. 30.—
No. 5924. do. mit Holzetui, bess. Qual. M. 45.—
No. 5928. **Für Solisten,** mit A-Stift, feine Qualität, in Holzetui . M. 50.— und teurer.

Guitarren, 6 saitig.

No. 5138. Einfache Arbeit . . . . M. 7.—
No. 5140. **Ahornholz,** Deckel lackiert . M. 10.—
No. 5145. **Ahorn,** polierte Decke, Schallloch-Einlage . . . . M. 15.—
No. 5148. **Desgl.,** bess. Arb., Halsschraube M. 20.—
No. 5150. **Desgl.,** feine Arb., guter Ton M. 30.—
No. 5152. **Palisander** oder **Mahagoni,** feine Arbeit . . . . M. 40.—
No. 5153. **Palisander** oder **Ahorn,** Cedernhals, schöne Ausstattung . . . . M. 50.—
No. 5160. **Palisander** oder **ff. Ahorn,** sehr schöner Ton, ff. Ausstattung . . . . . . M. 100.—

Flöten.

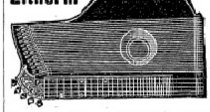


No. 6502. **Grenadillholz,** 1 Klappe, Pappetui . . . . M. 4.—
No. 6507. **Grenadillholz,** 4 Klappen, Pappetui . . . . M. 7.—
No. 6510. **Grenadillholz,** 6 Klappen, Pappetui . . . . M. 10.—
No. 6516. **Grenadillholz,** 8 Klappen, feines Pappetui . . . . M. 16.—
No. 6518. **Grenadillholz,** m. 8 Klapp. (C-Fuss), in gut. Holzetui M. 22.—
No. 6522. **Grenadillholz,** 10 Klappen (H-Fuss), feines Instrument, in gutem Holzetui . . . . M. 35.—



No. 6524. **Grenadillholz,** mit 10 Klappen, Elfenbeinkopf, feines Instrument, in gutem Holzetui . . . . M. 50.—
No. 6530. **Grenadillholz,** 12 Klappen (H-Fuss), Elfenbeinkopf, Concertflöte, in elegantem Holzetui . . . . M. 60.—
No. 6540. **Grenadillholz,** 15 Klappen (H-Fuss), Elfenbeinkopf, Concertflöte, feinste Arbeit, in sehr eleg. Holzetui M. 90.—
No. 6542. **Modell Zimmermann,** eigener Fabrik, Grenadillholz, 13 Klappen, Elfenbeinkopf, bestes Soloinstrument, leichte Ansprache, in feinem Etui . . . . M. 120.—

Zithern.



No. 5350. **Ahorn,** Palisand.-Imitation . . . M. 10.—
No. 5352. **Palisander,** besser . . . . M. 15.—
No. 5356. do. **mit Mechanik** . . . . M. 25.—
No. 5358. do. do. hübsche Schalllocheinlage M. 35.—
No. 5360. do. do. bess. Ton, in fein. Holzetui M. 50.—

Concertzithern.

No. 5366. **Ahorn,** Palis.-Imitation M. 12.—
No. 5367. **Palisander,** besser . . M. 16.—
No. 5368. **Palisander mit Mechanik** . . . . M. 25.—
No. 5369. do. do. guter Ton . . . . M. 35.—
Nr. 5370. do. do. guter Ton, in feinem Holzetui M. 50.—

„Never Fails"

Ein Ideal erreicht!

Bis **7500** **Erleuchtungen**



bei jeder Witterung, ohne Drähte und Chemikalien. Garantiert trocken und gefahrlos. Daher über die ganze Welt verbreitet und als **unübertrefflich** anerkannt. **10 000 Apparate in 3 Monat. verkauft!** Referenzen aus jed. Gesellschaftsklasse u. a. allen deutsch. Regimentern.

Zündhölzer jetzt überflüssig!

Dringendes Bedürfnis für jedermann, da Feuersgefahr vermieden. Erneuerung (M. 1.— resp. 1.25) kann jedes Kind sofort besorgen. **Elektrischer Lichtstab** No. 508 nur 18 cm lang, No. 509 nur 24 cm lg. **Postfrei,** jed. n. unt. Nachn. innerh. Deutschl. **M. 11.50**

Lucian Jacoby, Berlin S.42, Alexandrinenstr. 96

Prospekte *franko*

Lieferant erster Staatsbehörden.



Richters Anker-Steinbaukasten sind noch immer das beste, auf die Dauer billigste und bei den Kindern beliebteste Spiel- und Beschäftigungsmittel. Sie sind auch stets das Neueste, da jeder Ergänzungskasten

Neues und Großartigeres

bringt. Sie übertreffen an Mannigfaltigkeit jedes andre Spielzeug, besonders seitdem sie abwechselnd durch Anker-Brückenkasten ergänzt werden können. Deshalb sollte jede Mutter gleich mit Postkarte von F. Ad. Richter & Cie. in Rudolstadt die neueste illustrierte Baukasten-Preisliste verlangen, um danach den für das Alter des Kindes passenden Kasten in aller Ruhe auswählen zu können. Beim Einkauf verlange man gefälligst stets ausdrücklich Richters

Anker-Steinbaukasten oder Anker-Brückenkasten

und weise jeden Kasten **ohne Anker** als **unecht** zurück.

Arco

Wärmster klimatischer Curort Südtirols nächst **dem Gardasee.** Hauptstation der reizenden Mori-Arco-Riva-Bahn. Saison Oktober—Mai. **Palmen, Oliven,** Lorbeer u. Orangen. Neue Winteranlagen u. grosse Wandelhallen, staubfreie Promenaden, tägl. **2mal Curconcerte.** Grosser Festsaal, Reunions. Alle Gattungen **Bäder, Kaltwassercuren, Inhalatorium. Hôtels und Pensionen.** Privatvillen mit vermietbaren Familienwohnungen. Kath. u. evang. Gottesdienst. **Telefon zwischen Arco—Trient—Roveredo etc.** Elektr. Beleuchtung. Neue Hochquellenleitung. Prospekte u. Auskünfte durch die Curvorstehung.



Jede Schachtel der aus den Salzen der **König Wilhelms-Felsenquellen** bereiteten **echten Emser Pastillen** ist mit einer Plombe versehen. Man verlange daher stets **„Emser Pastillen mit Plombe."**



Empfohlen von Professor Hyrtl und vielen anderen medizin. Autoritäten. —

Die Quecksilber-Kur, ein Verbrechen an der Menschheit. — Schrift von Dr. med. & chir. Jos. Hermann, 30 Jahre k. k. Primararzt und Vorstand d. Abteilung für s. Krankheiten am k. k. Krankenhause Wieden in Wien. — Für Hautleidende, die jemals mit Quecksilber behandelt wurden od. werd. sollen, äußerst wichtig, um sich vor jahrelangem Siechtum zu schützen. — Gegen Mk. 2,50 mit Postanweisung zu beziehen v. der Verlagsbuchhandlung Otto & Co., Leipzig 8 od. d. jede gute Buchhandl.



Dauernden Wert behält die überall bekannte Heinrici'sche selbstthätige Zimmerfontaine, die als das schönste, für alle Gelegenheiten passende **Geschenk** immer mehr Beachtung findet.

Interessenten belieben Katalog B zu verlangen, auch über Heinrici's gefahrlose Liliput-Luft-Motoren (ohne Auspuff) im Dienste der chem., pharm. u. physik. Laboratorien, zum Betriebe v. Ventilatoren, Musikwerken, zur Erzeugung von Luftgas, f. Reklamezwecke etc., desgl. mit Pumpe. Ohne Concession überall aufstellbar.

Louis Heinrici, Zwickau, Sachs.

Linoleum

zu Original-Fabrikpreisen

liefert bei Aufträgen von mindestens 50 Mark an bahnfrei ab unserem Fabrik-Depôt durch ganz Deutschland. Preislisten kostenfrei.

Julius Henel

vorm. **C. Fuchs**

Linoleum-Fabrik-Depôt und Lege-Anstalt, Kaiserl. u. Kgl., Kgl., Kgl.-Przl. u. Fürstl. Hoflieferant

Breslau, Am Rathhause 24-27.



— Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart. —

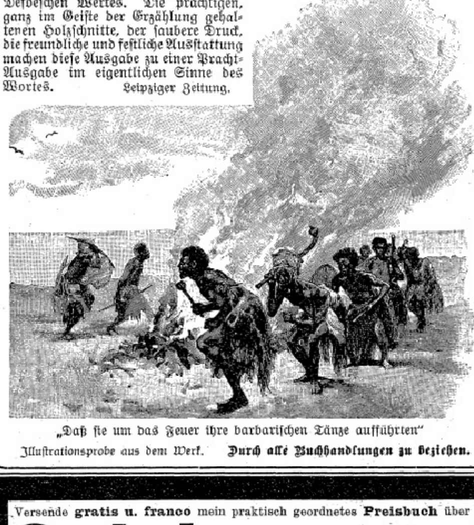
In **neuer,** durchgesehener **Auflage** ist erschienen:

Leben und seltsame überraschende Abenteuer des **Robinson Crusoe.**

Von ihm selbst erzählt. Nach der ursprünglichen englischen Ausgabe des **Daniel Defoe.**

Mit 120 Abbildungen von Walter Paget. In Orig.-Einb. M. 5.—

Eine sorgfältige Uebersetzung des Defoeschen Werkes. Die prächtigen, ganz im Geiste der Erzählung gehaltenen Holzschnitte, der saubere Druck, die freundliche und festliche Ausstattung machen diese Ausgabe zu einer Pracht-Ausgabe im eigentlichen Sinne des Wortes. Leipziger Zeitung.



„Daß sie um das Feuer ihre barbarischen Tänze aufführten"

Illustrationsprobe aus dem Werk. **Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.**

Versende **gratis u. franco** mein praktisch geordnetes **Preisbuch** über

Spielwaaren

und passende Gelegenheitsgeschenke für Erwachsene.

Dasselbe ist reich illustrirt und mit genauen Grössenangaben versehen.

A. Wahnschaffe, Kgl. Bayr. Hoflief., **Nürnberg.**

Billige Preise lohnen jeden Bezug, umsomehr als alle Aufträge mit gleicher Sorgfalt effectuirt werden.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer

Nr. 9

89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Für die Krone

Roman von Richard Voß

XVI

Der kranke König will Gemsen jagen. Ueber hundert Treiber werden ihm das Wild zuhetzen. Er allein wird schießen. Nicht einmal sein Adjutant darf an der Jagd teilnehmen. Was mich betrifft, so komme ich als Weidmann so wenig in Betracht wie als königlicher Prinz — glücklicherweise!

Mit dem Grafen besichtigte ich heute die Plätze, wo der königliche Stand ist. Mein Vater bei seiner genauen Kenntnis der Gegend bestimmte jeden Ort selbst. Ich finde die Wahl fast sämtlicher Stellen schrecklich: am Ausgang eines Schrundes oder einer tiefen Felsenrinne, wo ein Auskommen des zugetriebenen Wildes unmöglich, ganz unmöglich ist. Der Büchsenspanner kann gewiß nicht so schnell laden, wie der Jäger schießen wird. Kein Jagen wird's, sondern ein Morden. Die Stände liegen der Seealp so nahe, daß ich mit einem guten Glase von meinem Fenster aus dem Treiben zusehen kann wie einem Schauspiel aus der Hofloge.

Tonei, der uns führte, sprach kein Wort, machte aber ein Gesicht, das vor den Staatsanwalt gezogen werden könnte. Daß auch ein kranker König von Kreaturen umgeben sein kann, mußte ich erfahren. Tonei brachte die Sache zu Tage. Er kam damit nicht zuerst zum Grafen, sondern gleich zu mir.

Ich gelobte mir, auf diesen Blättern nichts zu beschönigen und zu verschweigen — Wahrheit gelobte ich mir. Also muß es gesagt werden.

Der Kammerdiener des Königs sollte den Vermittler machen droben auf der Weiß-Kaiser-Alm. Das Mädchen soll nach dem Jagdschlosse Falkenstein gebracht werden, wo Seine Majestät im November Aufenthalt nehmen wollen.

Der Mensch brachte seinen nichtswürdigen Auftrag auch wirklich vor, wurde jedoch mit einem brennenden Holzscheit, das die Dirne vom



Besuch bei der Tante. Nach dem Gemälde von Paul Meyer-Mainz

Herde riß, aus der Hütte getrieben. Sie rief ihm nach, er möge das letzte Sakrament nehmen, denn sie würde den ihr zugefügten Schimpf ihrem Schatz klagen, und der —

In seiner Todesangst verriet der Bube seinen Herrn und sich selbst dem Tonei, der ihm den kräftigen Bescheid erteilte, es geschähe ihm recht, wenn der Loisl ihm eine Kugel durchs schuftige Herz jagte. Dann kam er aber doch zu mir, um mir zu sagen, daß der Mann keinen Tag seines Lebens sicher sei. Die Afra sei keine, die „so was" ihrem Liebsten verschweige, und der: „Den muß einer kennen!"

Ich beriet mit Gebhardt, und dieser hat heute dem Adjutanten Mitteilung gemacht. Der Lakai wurde sogleich fortgeschickt, nicht etwa seines Dienstes enthoben, sondern nur zurück in die Residenz gesendet. Der König soll heftig erzürnt sein, weil man ihm seinen „treuesten Diener" nahm. Weiter wurde beschlossen: Tonei soll hinauf und bei der Sennerin durchsetzen: erstens, von dem Vorfalle zu schweigen, und zweitens, die Alm sogleich zu verlassen. Das geschieht auf meinen Vorschlag.

*

Soeben kam Tonei zurück. Er hat droben nichts ausgerichtet. Loisl weiß es bereits, und das Mädchen bleibt auf der Alm, bis abgetrieben wird, was am Michaelstage geschieht.

Sie soll übrigens der Meinung sein: der elende Wicht, jener Kuppler, hätte nur „so dahergeschwatzt". Mein prächtiger Tonei bestärkte sie in der Ansicht. Aber ob auch der Loisl dieses Glaubens ist? Jedenfalls wird er von jetzt an Tag und Nacht auf der Lauer liegen.

Wachen müssen auch wir.

*

Ein Tag so glanzvoll wie der andre! Wenn die Morgennebel zerflossen, ist's eine wahre Glorie. Die vielen Lärchenbäume an den Berglehnen leuchten wie eitel Gold, daß davon ein heller Wiederschein auf dem See liegt, gleich einer goldigen Decke, mit großen purpurroten Blüten eingewirkt. Das glühend Rote kommt von Buchen und Ahornbäumen, die vereinzelt zwischen den Lärchen wachsen und mit all ihrer Herbstpracht sich umkleidet haben.

Der König jagt jeden Tag.

Schon in der Nacht müssen die Treiber von Hause aufbrechen. Sie müssen den ganzen gewaltigen Bergstock umgehen, diesen auf der andern Seite fast bis zur Gipfelhöhe erklimmen und dann wieder hinab, Wände hinunter, die mir unersteiglich scheinen, mit Geschrei und blinden Schüssen, mit Klappern und bunten Lappen die Gemsen erschreckend und zu Rudeln vor sich herscheuchend, dem einzigen Weidmann zu, der das Wild schießen darf.

Eine Stunde nach dem Dejeuner bricht der König auf, nur von seinem Büchsenspanner begleitet. Der Stand ist bald erreicht. Nun wartet er. Er soll sehr ungnädig sein, wenn er lange warten muß, ehe der Trieb bis zu ihm hinunter gelangt; und doch sollen die Treiber fast Unmögliches leisten, wie noch niemals zuvor.

Von meinem Fenster aus sehe ich zu. Ich finde das Zuschauen ein brutales Vergnügen, das mich an die römischen Cirkusspiele erinnert. Ich will die Metzelei nicht sehen — und finde mich doch immer wieder an meinem Fenster ein.

Ich kann es nicht verhindern, fieberhaft erregt zu werden, wenn die ersten Gemsen sich zeigen: am Rande einer tiefen Schlucht, die sie geradeswegs dem Tode zuführt. Wollen sie auf der einen Seite die senkrechten Wände hinauf entweichen — eine Treiberschar jagt sie zurück; auf der andern Seite — eine Treiberschar jagt sie zurück. Hinunter müssen sie! Jetzt nähern sich die ersten dem königlichen Stand; jetzt schießt der König. Und jetzt wieder und wieder und wieder. Mir scheint's, als hätte er fehlgeschossen, und ich freue mich. Die Tiere rasen weiter. Nicht doch! Sie brechen zusammen, überschlagen sich, rollen die steile Sandlehne hinunter, bleiben regungslos liegen.

Es durchschauert mich jedesmal: noch eben diesen Augenblick ein Bild von Leben und Kraft, Felswände hinaufsprengend, über Abgründe fliegend und in der nächsten Sekunde zu Tode getroffen. So geht es Stunde um Stunde. Der König ist gar nicht zu sättigen und wird böse, weil es im Herbst so früh dunkelt.

Sämtliche erlegte Tiere werden vor das Königshaus geschafft. Die stärksten Böcke bekommen Kronen aus Tannengrün und Flittergold. Bei Fackelschein wird die Strecke besichtigt. Der König zählt die Stücke und freut sich, kann er recht hoch zählen. Wie sein Schuß das Wild traf, kümmert ihn nicht.

Die Treiber kommen erst bei voller Dunkelheit zurück, dürfen sich kaum ausruhen, müssen gleich wieder fort: bei Nacht hinunter und zurück über den See, um nach einigen Stunden Schlafes von neuem aufzubrechen ...

Gestern sah ich etwas, das ich nicht aus meinen Gedanken bringe. Als der König jagte, wurde ihm ein prachtvoller alter Bock zugetrieben. Ich konnte das Tier deutlich sehen, denn es lief über eine breite, vollständig kahle Geröllhalde. Der König schoß, der Bock lief noch einige Schritte, fiel nicht, blieb jedoch plötzlich stehen, stand wie angewurzelt inmitten der bleichen Schutthalde.

Die Jagd tobte weiter, und das Tier regte sich nicht. Eine Viertelstunde, eine halbe, eine ganze Stunde verging, und unbeweglich blieb der Bock stehen. Die Nacht brach an, und solange ich auf dem fahlen Felde den dunkeln Flecken erkennen konnte, stand das Wild immer noch unbeweglich auf ein und demselben Fleck. Es ward mir unheimlich zu Mute.

Erst am nächsten Morgen kam ich dazu, mich nach der Sache zu erkundigen, und erfuhr, man hätte das Tier noch in der Nacht getötet. Die Kugel des Königs hätte das Rückgrat des Wildes gestreift, wodurch es bis zu solcher Bewegungslosigkeit gelähmt worden sei, daß es nicht einmal umfallen konnte. Ich hatte durch das Fernrohr deutlich die Augen des Getroffenen gesehen und bildete mir ein, sie hätten einen todtraurigen fragenden Blick gehabt: „Was ist das nur mit mir? Ich lebe ja doch! Warum kann ich nicht davonlaufen, zu den grünen Alpenweiden, Felsenlehnen empor, über Abgründe hinweg?"

Als ich erfuhr, welche Bewandtnis es mit uns allen hat, erhielt meine junge Seele solch einen Streifschuß. Ich sterbe nicht daran, aber leben kann ich auch nicht.

*

Der König ersann sich eine Art von Jagdvergnügen, das ein grauenvoller Beweis seines Zustandes ist. Es befindet sich hier eine Felswand von mehr als dreihundert Meter Höhe. Steil stürzt sie ab. Dieser Felswand sollen die Gemsen zugetrieben werden und zwar so, daß kein Tier entrinnen kann. Drunten will der König stehen und zuschauen, wie das Wild hinabstürzt und zerschmettert. Er wünscht es in ganzen Rudeln zermalmt und zerfetzt zu seinen Füßen zu haben.

Natürlich darf es nicht geschehen!

*

Es geschah doch!

Der König befahl es dem Forstmeister, und diese Kreatur gehorchte! Der König stand unterhalb der Felswand, schaute zu, lachte. Von den Treibern sollen etliche geweint haben.

*

Heute sollte dies abscheuliche Schauspiel wiederholt werden. Die Treiber weigerten sich, Dienste zu thun. Der König rast und muß bewacht werden. Also giebt es doch noch Menschen: Holzknechte und Bauern.

*

Jetzt weiß ich, wo ich die kleine scharfe Falte zwischen den Brauen bereits sah; an einer antiken Büste! An der Porträtbüste eines römischen Kaisers.

Ich glaube, es war Domitian.

Wieder stand ich heute lange Zeit vor dem Spiegel und starrte mein Gesicht im Glase an: ob der Anfang jener Cäsarenfalte auf meiner Stirne wirklich noch nicht geschrieben steht?

Nein, nein, nein! An mir wird der Fluch vielleicht doch vorübergehen. Ich werde ja auch nicht König.

*

Die Jagden sind eingestellt, der König ist leidend und bleibt unsichtbar. Kuriere kommen und gehen. Neue Lakaien langten an. Es sind jedoch keine Lakaien, sondern in Livree gesteckte Krankenwärter. Der König bleibt keinen Augenblick unbewacht. Selbst in die Thüren des Schlafzimmers sollen Löcher gebohrt worden sein.

Das Wetter wird trübe und rauh. Die Nebel weichen nicht mehr. Wir leben wie im Gewölk. Es schneit und stürmt.

Nächste Woche siedelt der König nach Falkenstein über. Das Schloß ist ein mittelalterlicher Bau, rings von hohen Mauern umgeben. Es gleicht einer Festung, einem Gefängnis, wird jedoch die Zelle eines armen Wahnsinnigen sein.

Ein vollständig neuer Hofstaat wird gebildet. Kein Titl. Oberhofmarschallamt und Königliches Geheimkabinett werden fortan die höchsten Behörden sein, sondern ein Konsilium von Psychiatern und Irrenärzten.

*

Endlich weiß ich, warum der König auf der Seealp meine Gegenwart wollte; endlich erhielt ich über etwas, was ich nicht zu begreifen vermochte, die Erklärung.

Mit Erlaubnis des Geheimrats war ich heute bei meinem Vater, der mich zu sehen wünschte. Man ließ uns sogar ohne Zeugen — scheinbar wenigstens.

Der König saß an einem Tische. Sein Gesicht war wachsbleich, sein Blick flackernd, seine Sprechweise die eines Fiebernden. Bisweilen suchte er angstvoll nach einem Worte. Dann verzerrte sich sein Gesicht. Aber immer wieder und wieder gelang es ihm, eine feste Haltung anzunehmen und im Zusammenhange zu reden — über Dinge, die der furchtbaren Situation gänzlich fern lagen.

Nachdem dies eine Weile gedauert hatte, stand er auf, trat ans Fenster, rief mich zu sich, sagte irgend etwas mit lauter Stimme, die er plötzlich zum Flüstern dämpfte:

„Sieh nicht um dich, mache keine Bewegung; denn wir werden bewacht. Selbst die Mauern strecken hier Arme nach mir aus, um mich zu fassen und in die Zwangsjacke zu pressen.

... „Mich in die Zwangsjacke!

„Du mußt nämlich wissen, daß sie mich für wahnsinnig ausgeben. Sie wollen deinen Bruder, diesen Narren, zum König machen.

„Da ich ihnen nun den Gefallen, wahnsinnig zu sein — oder zu werden — nicht thue, so wollen sie mich morden. Seit Monaten rühre ich keinen Bissen an, weil sie die Speisen vergiftet haben. Ich hätte längst verhungert sein müssen. Aber ein König verhungert nicht! Jede Nacht kommt die heilige Agnes zu mir und bringt mir Speise und Trank. Schon als sie mich hierher schleppten, wußte ich, daß sie das Grab für mich bereits gegraben hatten.

„Darum ließ ich dich zu mir kommen. Denn du bist nicht wie dein Bruder, der König sein will, solange der König noch lebt. Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Du gleichst mir! Du allein bist von meiner Königsart, bist Seele von meiner Seele.

„Deine Mutter und deinen Bruder, den Narren, verwünsche ich. Du aber sollst von mir gesegnet sein. Mein Segen wird deinem Bruder die Krone vom Haupte reißen und sie dir aufsetzen — wenn ich einmal tot sein werde. Doch ich bin unsterblich.

„Nun höre!

„Morgen früh, wenn die Sonne aufgeht, wollen sie mich durch zwanzigmal zwanzigtausend Dolchstiche töten. Deine Mutter will den ersten, dein Bruder, der Narr, den zweiten Stoß thun. Mein ganzes Volk den dritten. Denn du weißt doch, daß sie sagen: ich sei eine Bestie geworden und wolle mein ganzes Volk in Stücke reißen!

„Kürzlich ließ ich Millionen und aber Millionen von der Felsenwand springen. Sie plumpsten hinunter wie Mehlsäcke. Du wirst dies Königsspiel auch einmal spielen. Es ist lustig.

„Schon als sie mich herbrachten, hatte ich meinen Plan gemacht. Wir, ich und du, die beiden Königsmenschen, müssen zusammen fliehen. Wir dürfen nicht über den See, der rot ist von

dem Blut der Millionen und aber Millionen. Ueber die Alpen müssen wir! Für die gemeine Menschheit sind sie von dieser Seite aus unersteiglich. Aber ich und du, wir kommen hinüber, als schritten wir über Frühlingsfluren.

„Drüben stehen die Heerscharen und harren meiner. Die Erde wird beben von ihrem Jauchzen, wenn sie mich sehen. Ich stelle mich an ihre Spitze und winke dich an meine Seite. Wir ziehen in meine Hauptstadt, erwürgen die Königin, lassen deinen Bruder, den Narren, kreuzigen, den Geheimrat, den Schurken, lebendigen Leibes schinden und alle, die mir nach dem Leben trachteten, köpfen und hängen. Mein Königreich wird öde sein wie eine Wüste. Aber auf dem ungeheuren Leichenfelde throne ich in ewiger Majestät und lasse dich sitzen zu meiner Rechten."

Diese wahnsinnigen Worte flüsterte der König mir zu, als spräche er die verständigsten Dinge. Ich vermochte vor Entsetzen keine Bewegung, keinen Laut zu thun. Regungslos und stumm hörte ich zu, auf eine Antwort mich besinnend und mich wie erlöst fühlend, als ich merkte, daß der König gar keine Antwort erwartete. Seine letzten Worte waren: „Heute um Mitternacht, auf dem Pfade zur Weiß-Kaiser-Alm; dort, wo die tote Fichte steht."

Dann durfte ich gehen.

Ich begab mich sogleich zum Geheimrat, dem ich sagte: „Der König scheint mir sehr krank. Lassen Sie ihn gut bewachen."

„Der König will fliehen, und Königliche Hoheit sollen ihn begleiten?"

„Ja."

„Wann?"

„Diese Mitternacht auf dem Pfade zur Weiß-Kaiser-Alm; dort, wo die tote Fichte steht."

„Ich danke."

Noch einmal sagte ich: „Wachen Sie gut."

Er verneigte sich nur.

*

Kurz vor Mitternacht.

Ich komme soeben vom Königshause, weil ich selbst hören wollte, wie es meinem Vater geht. Der Geheimrat sagte mir, der König sei auf und angekleidet, gehe im Schlafzimmer beständig ruhelos auf und ab. Das ist nichts Ungewohntes. Die Thür ist geschlossen. Im Nebenzimmer wachen zwei Lakaien: zwei verkleidete Wärter, und beobachten ihn unausgesetzt. Ich sage, daß mein Vater darum wisse, was der Geheimrat jedoch nicht glauben will. Bis der König sich niederlegt, werden er und der Adjutant auch bleiben. Zum Ueberfluß wurde in den Champagner, den der König sich jede Nacht um elf bringen läßt, ein starkes Schlafmittel geschüttet.

*

Mitternacht vorbei. Draußen beginnt es heftig zu stürmen. Kein Stern scheint.

Der Geheimrat läßt mir melden, der König habe sich, von Müdigkeit überwältigt, in seinen Kleidern auf das Bett gelegt und sei sogleich fest eingeschlafen.

Jetzt befindet sich der Kammerdiener beim König und wird die ganze Nacht bei ihm wachen. Im Nebenzimmer schlafen die Wärter. Das Haus ist fest verschlossen, und das königliche Schlafzimmer liegt im oberen Stockwerke.

Wir können also wirklich ruhig sein.

Uebrigens glaube ich, wie auch der Geheimrat, daß der König das ganze mit mir geführte Gespräch bereits wieder vergaß.

Ich werde bei dem Sturm nicht schlafen können.

*

Der König ist fort!

Auf irgend welche rätselhafte Weise muß er den Champagner mit dem Schlafmittel fortgeschüttet haben. Als der Geheimrat gegen drei Uhr nachsah, fand er den Kammerdiener eingeschlafen, den König nicht im Zimmer und das Fenster offen.

Jetzt suchen wir ihn.

Der Sturm wird zum Orkan.

*

Wir fanden den König nicht.

Wir suchen von neuem.

*

Der König ist tot.

Sie fanden seinen Leichnam.

Er stürzte an der Stelle ab, wo er als Kronprinz gegen den Schneesturm rang und nicht in den Abgrund gerissen werden konnte, weil über seinem Haupte die Krone schwebte.

*

Der Geheimrat begiebt sich in die Residenz zu meiner Mutter und dem neuen König.

Der alte Mann weint um den Gestorbenen, der ihn haßte und ihm nach dem Leben trachtete, als wäre er sein liebevoller Sohn gewesen. Ich kann nicht weinen; denn ich finde, daß der Himmel in dieser Sturmnacht barmherziger gegen den König war, als er es in jener andern gewesen.

Ich bleibe hier, um den Toten in seine Residenz zu führen.

Der Sturm dauert mit unverminderter Heftigkeit an. Der See schäumt und brüllt.

*

Weinen kann ich nicht. Aber schreien will ich, aufschreien zum Himmel, der die furchtbare That geschehen ließ, und der alle Schuld schon auf Erden rächt.

Durch den heulenden Sturm ging ich mit Gebhardt den Leuten entgegen, die den Leichnam aus dem Abgrund heraufschaffen. Sie thun es unter Lebensgefahr. Von unten aus können sie zu dem Toten nicht hingelangen; an Seilen müssen sie von den Klippen sich hinablassen. Von groben Knechteshänden wird die unberührbare Majestät zerschmettert aus der Tiefe gehoben.

Wir befanden uns auf dem Pfade, der hinauf zur Weiß-Kaiser-Alm führt, als hart neben uns aus den Latschen plötzlich Loisl auftauchte. Diesem Burschen gerade jetzt zu begegnen, versetzte mir den Atem, daß ich nicht weiter gehen konnte.

Er stand dicht vor mir und sah mir mit seinen „Mörderaugen" steif ins Gesicht. Das seine bedeckte eine fahle Blässe. Er sagte:

„Von den andern hätt' ich mich nicht anrühren lassen, von gar keinem andern! Von meinem königlichen Herrn Bruder lass' ich mich gutwillig aufs Gericht bringen. Oder besser, gleich aufs Schafott!

Gebhardt rief mir zu:

„Gehen Sie fort! Lassen Sie mich mit dem Unsinnigen reden! Um Gottes willen, gehen Sie fort!"

Und er wollte zwischen uns beide treten. Doch ich gebot ihm:

„Ich muß mit ihm reden! Hier an dieser Stelle und ohne Zeugen. Von dem, was er soeben sagte, hörten Sie kein Wort. Das sind Sie nicht mir, das sind Sie Ihrem toten König schuldig. Gehen Sie also zu den Leuten und warten Sie nicht auf mich. Ich werde wohl etwas allein bleiben müssen."

Schweigend gehorchte der Mann, der mein einziger Freund ist . . .

Solange er nicht weit genug entfernt war, sprach ich kein Wort. Auch der andre blieb stumm. Als Gebhardt hinter einem Felsvorsprung verschwand, machte jener eine Bewegung, als wollte er aus dem Gestrüpp heraus und zu mir auf den Pfad treten. Ich rief:

„Bleibe, wo du bist! . . . Du hast den König getötet?"

„Ich."

„Warum hast du ihn umgebracht?"

„Er wollte hinauf zur Alm. Ich stieß auf ihn in der Nacht."

„Und warfst ihn in den Abgrund?"

„Ich fragte ihn: wohin er wollte? Er sagte: Hinauf. Ich sagte ihm: Hinauf käme er nicht . . . Ich sollte ihm aus dem Weg gehen . . . Hinauf käme er nicht . . . Aus dem Weg sollte ich gehen. Ich aber blieb stehen. Da packte er mich bei der Brust, da packte ich ihn, da rangen wir miteinander. Ich war der Stärkere."

„Du wußtest nicht, daß es der König war?"

„Er rief es mir zu, als ich ihn umfaßte: ‚Ich bin der König.‘"

„Und du thatest es doch!"

„Und ich bin dein Sohn," antwortete ich ihm.

Ich schrie auf: „Und du thatest es doch!"

„Gestern sagte mir einer der fremden Holzknechte, der für den König die Gemsen über die Felswand treiben sollte, wer meine Mutter ins Elend gebracht. Ich hätte es am liebsten schon gestern gethan."

„Königsmörder! Vatermörder!"

Er lachte auf.

„Ehe ich aufs Schafott steige, heirate ich die Afra; dann kann mein Weib ja meinen ehrlichen Vatersnamen tragen."

Was ich ihm sagte, weiß ich nicht mehr. Ich sprach lange zu ihm, während um uns die Nebel jagten, der Sturm tobte. Zuletzt ward der wilde Mensch weich. Aber noch immer bestand er darauf, den Gerichten ausgeliefert zu werden und die Todesstrafe erleiden zu wollen, als Königsmörder, als Vatermörder. Wenn ich ihn nicht festnehmen lassen und Anzeige erstatten wolle, so schreie er seine That in alle Welt hinaus; denn er wolle sie nicht im geheimen gethan haben. Ihn von seinem Vorhaben abzubringen, kostete einen harten Kampf. Aber es gelang mir. Es gelang mir, ihn zu überzeugen, daß der König in der Sturmnacht, in die sein kranker Wahn ihn hinaustrieb, verunglückt sein, daß das Gräßliche verschwiegen bleiben müsse.

*

Der Mensch, dessen Namen ich jetzt noch nicht wieder nennen kann, ist in Sicherheit, und des Königs tote Majestät ruht aufgebahrt drüben in dem kleinen Hause, das immer noch jagendes Gewölk umflattert und Sturm umheult.

Ich ließ die Wände des Zimmers mit herbstlichen scharlachroten Ahornzweigen verkleiden, daß sie leuchten wie mit Purpur ausgeschlagen; und den Boden ließ ich dicht mit gelbem, welkem Buchenlaube, diesem Symbol des Vergänglichen, bestreuen. Sechs junge Förster halten die Totenwache. Den Forstmeister, der die Gemsen über die Wand treiben ließ, wies ich von der Schwelle des Hauses zurück.

Ueber den zerschmetterten Leib habe ich selbst ein schlichtes weißes Laken gebreitet. Gleichsam durch ein Wunder ist das Gesicht wenig verletzt; als könnte das Haupt, welches eine Krone trug, nicht an einem Felsen zerschellen. Der Ausdruck der starren Züge ist in dem Scheine der vielen brennenden Wachskerzen königlich und würde fast friedlich sein, wenn die kleine scharfe, tiefe Falte zwischen den Brauen nicht wäre.

*

Der Pater superior des nächsten Kapuzinerklosters traf mit seinen Mönchen ein. Jetzt beten sie bei dem toten König.

*

Durch den Sturm über den wilden See kam viel Volk im Sonntagsstaat. Es umsteht dichtgedrängt lautlos das Haus, darin der tote König liegt. Ich möchte sie am liebsten in den wütenden See treiben lassen; denn ich weiß, sie haben den Toten gehaßt und freuen sich im geheimen.

*

Der Hausminister ist angelangt. Immer wieder erscheinen neue Gestalten.

Es wird zu Protokoll genommen, daß der tote König wirklich ein toter Mann ist. Die Ueberführung der Königsleiche wird vorbereitet.

Der See ist immer noch wild.

*

Von meinem Fenster aus sah ich Fräulein Fritz und Judika. Sie standen unter dem Volk. Das blasse Kind hatte einen Strauß Edelweiß in den Händen. Ich schickte Gebhardt zu den beiden Frauen. Jetzt sind sie drunten im Hause. Aber ich will sie nicht sprechen. Gebhardt brachte mir den Strauß Edelweiß.

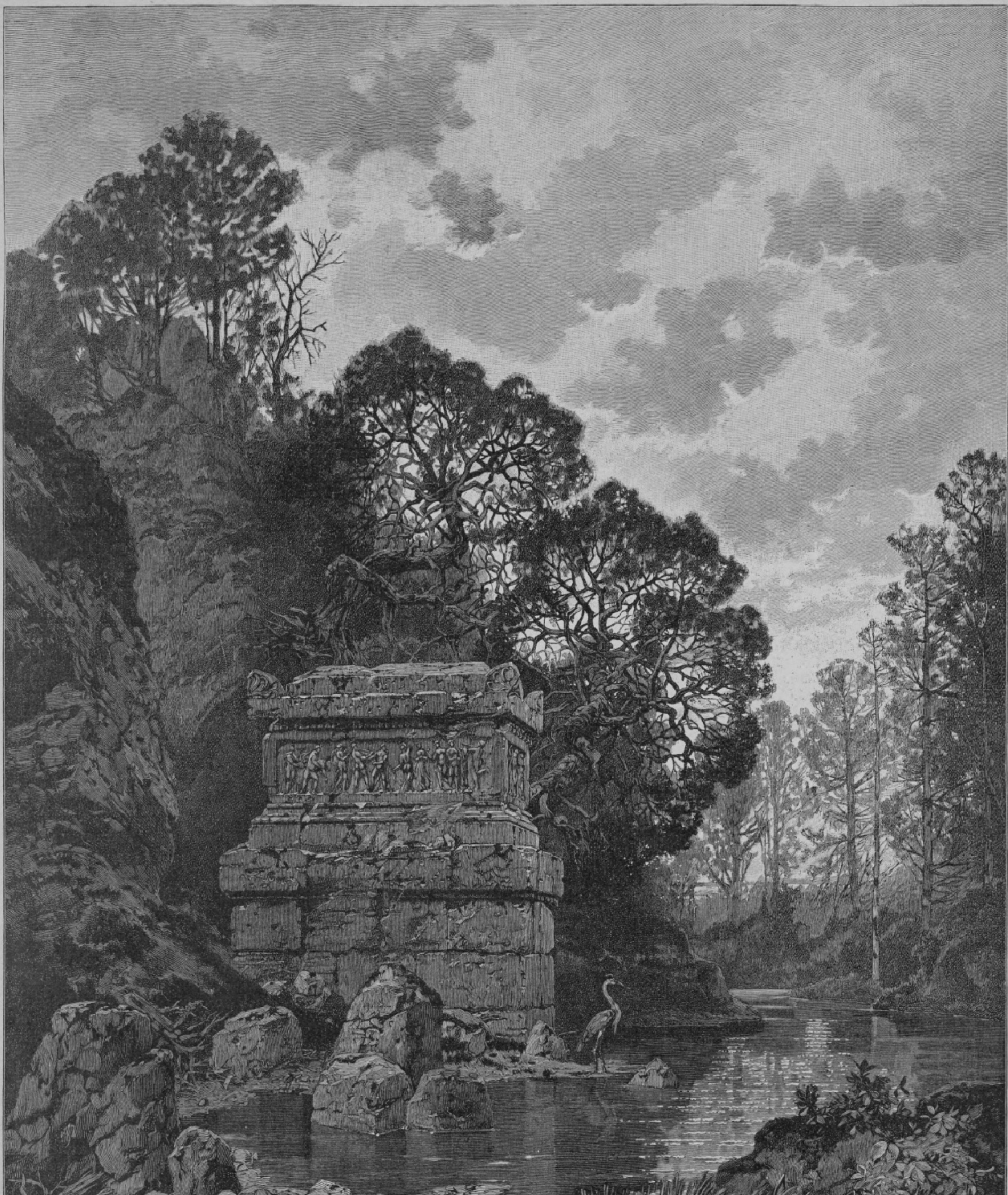
Ich will Judikas Blumen dem König in die gefalteten Hände legen. Mir ist, als müßten Judikas weiße Blüten wirksamer sein als das geweihte Wasser, womit die betenden Priester den Leichnam besprengten.

Wenn mein Vater mit dem Strauß Edelweiß in der Hand vor seinen Herrn und Richter tritt, wird ihm viel vergeben werden.

*

Der Sarg wurde in meiner Anwesenheit geschlossen. Trotz des Sturmes wird der tote König heute Nacht überführt.

Ich begleite ihn.



Römisches Grabmal

Nach dem Gemälde von Ferdinand Knab († 3. November)



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Porträt der Miss F.

Nach dem Gemälde von F. A. von Kaulbach

XVII

Im königlichen Schloß. Winter

Die Fackeln verlöschten fast, als sie den toten König aus dem Hause trugen. Die schwarze Sammetdecke über dem Sarge flatterte hoch auf. Die Träger konnten kaum vorwärts gelangen.

Mit Anstrengung wurde die kurze Strecke bis zum Seeufer zurückgelegt. Die lauten Gebete der Geistlichen verhallten im Brausen der Windsbraut. Am Strande lag ein mächtiges schwarzes Fahrzeug, das zum Ueberfahren der Holzknechte dient. Diese waren auch die Schiffer. Als der Trauerzug beim Gestade anlangte, standen sie in ihrer Festtracht entblößten Hauptes regungslos am Ruder. Die Barke war mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, das über dem Rande in die Wellen niederhing. In der Mitte stand der Katafalk, um den auf Kandelabern Pechpfannen brannten. Im Bug war ein Altar mit hohem Kruzifix errichtet.

Die jungen Forstleute, die den Sarg trugen, hoben ihn auf den Katafalk und blieben daneben stehen. Die geistlichen Herren stiegen ein, begaben sich sogleich an den Altar, beteten. Ich trat zur Rechten des Sarges, und der Hausminister, der seinen toten Herrn keinen Augenblick verlassen durfte, zur Linken.

Das Königsschiff stieß vom Strande, wo die Volksmenge, die dem Sarge lautlos nachgezogen war, zurückblieb. In zwei andern Barken folgten der Adjutant mit Gebhardt und der Kammerdiener des Königs mit dem Leibjäger.

Wie Flammensäulen loderten bei dem Sturme die Pechfeuer auf, in ihrem roten Glanze erstrahlten die schwarzen Wogen. In langen Ketten rollten sie schäumend heran, sprühten hoch auf, besprengten den Königssarg, daran ich mich halten mußte, um nicht niederzustürzen.

Die Priester lagen auf ihren Knieen, den Hausminister sah ich schwanken und einen Kandelaber ergreifen. Aber gleich ehernen Bildsäulen standen die zwölf Jünglinge, die bei dem toten Monarchen Wache hielten.

Ich mußte denken, daß es einer Tragödie letzter Akt sein würde, wenn das Königsschiff in der Sturmnacht unterginge: mit mir, zu dem der Gestorbene gesagt hatte, ich wäre sein lieber Sohn, der wahre Erbe, ein echter Königsmensch, den er segnete.

Als das Schiff am andern Ufer anlangte, harrte hier wiederum eine lautlose Menge. Es harrte ein großer Cortège, der sich alsbald in Bewegung setzte. Wiederum standen in den Dörfern die Bewohner auf den Gassen. Die Männer bildeten, Fackeln haltend, Spalier. Aber dieses Mal ließen sie den König unter tiefem Schweigen an sich vorüberziehen. Dafür läuteten die Glocken. Das ganze Königreich schien Glockenton zu durchhallen. Alle die ehernen Himmelsstimmen des Landes riefen den Himmel für den königlichen Toten von Gottes Gnaden um Gnade an. In allen Kirchen stiegen Gebete auf. Ob auch aus dem Herzen des Volkes?

Die ganze Nacht, den ganzen Tag durchzog meines Vaters tote Majestät sein Reich; und keine andre Stimme erschallte um ihn als der Glockenton. Am Abend erreichte der Zug das Weichbild der Hauptstadt.

Hier harrten feierliche Deputationen, als wäre der König noch am Leben und empfinge Huldigungen und Blumen; hier harrten Tausende und aber Tausende von Schweigenden; hier wuchs der Glockenton zu einem Brausen, daß es war, als wären die Lüfte Schall geworden, der gen Himmel steigt. Aber ich wußte: kein einziges stammelndes Gebet aus Volkesherzen …

Und noch eines muß ich von dieser Nacht und diesem Tage aufzeichnen. Ich muß es thun, weil ich es mit meinen Augen sah, in meinem Herzen fühlte; und weil jede meiner Empfindungen auf diesen Blättern ausgesprochen sein soll, als legte ich Beichte ab.

Ich sah mit meinen Augen, daß des Volkes Blick mich grüßte, daß sein Blick mir zurief, mir zujauchzte. Ich fühle in meinem Herzen, daß des Volkes Herz mir laut entgegenschlägt, daß das Volk mich liebt, an mich glaubt; daß das Volk, das ganze Volk, glücklich sein würde, wenn ich meines Vaters ältester Sohn und jetzt sein König wäre. Für mich würde aus Volkesherzen ein Gebet aufsteigen, brausend wie das Glockengeläute für den Gestorbenen. Diesen zur Gruft geleitend, mußte ich beständig denken: ‚Dich liebt das Volk, dich krönt des Volkes Liebe zum König.‘

(Fortsetzung folgt.)

Jagdfreuden im Spätherbst

Plauderei

von

Fritz Skowronnek

Zu den Wildarten, die von der fortschreitenden Kultur des Bodens verdrängt werden, gehört auch die Wildente. Die Regulierung der Flüsse und Bäche läßt die Brüche austrocknen, in denen sie nistet, die Rohrkampen an den Ufern der Binnenseen werden durch das regelmäßige Abschneiden immer lichter und der Jäger immer mehr. Da ist es kein Wunder, wenn allenthalben Klagen über die Verminderung dieses wertvollen, schmackhaften Wildes ertönen. Man muß sich eben mit der unabänderlichen Thatsache abfinden und sich damit trösten, daß uns der Norden noch immer aus seinem schier unerschöpflichen Reichtum an Wasservögeln im Herbst große Schwärme für einige Wochen überläßt. Im September treffen die ersten Züge bei uns ein und bleiben, bis der Frost die Gewässer mit Eis bedeckt. Es muß den nordischen Gästen bei uns doch sehr gut gefallen, denn manchmal kann man Schwärme von mehreren hundert Enten beobachten, die tagsüber auf dem Eise Rast halten und abends zum Flusse ziehen, dessen Strudel noch keine Eisdecke tragen.

Fast scheint es aber, als ob auch der Reichtum der nordischen Gewässer nicht unerschöpflich sei. Wenigstens klagen die Inhaber der Entenfänge auf den friesischen Inseln, daß die Ausbeute ihrer teuren Anlagen von Jahr zu Jahr abnimmt. Als Jagd kann man diese Art des Entenfangs nicht gut bezeichnen. Man hat an einsamer Stelle einen ziemlich großen Teich ausgegraben, der die von der weiten Reise ermüdeten Tiere zum Ausruhen einladen soll. Eine graue, zahme Ente sitzt auf dem Wasserspiegel und lockt die wilden Gefährten durch sanftes Quaken zum Einfallen ein. Willig folgen sie dem Lockruf und lassen sich auf den Teich nieder. Dann hebt ein großes Geschnatter an, als wenn man sich über die letzten Ereignisse der großen Reise lebhaft unterhielte. Aber die Lockente ist ein heimtückischer Verräter. Fortwährend läßt sie ihr einladendes Quaken ertönen, bis die ganze Gesellschaft ihr nachschwimmt in den schmalen Kanal, der am Ende mit Netzen überspannt ist. In sicherem Versteck lauert der Mensch. Und sobald die Vertrauensseligen im Bereich des Netzes sind, zieht er die Klappe zu und fängt mit einem Schlage Hunderte von wilden Enten.

Dem Jäger wird die Erbeutung dieses Wildes nicht so leicht. Dafür ist der Anstand auf dem Entenzug eines der herrlichsten Vergnügen. Im Herbst pflegt der Wind nur tagsüber zu wehen. Zum Abend schläft er ein, und nur ein leichter Windhauch beugt die leichten Rohrhalme, daß sie raschelnd miteinander flüstern. Im Westen erstrahlt das Abendrot. Nur einzelne langgestreckte Wolken schwimmen in der Lichtflut, von goldigem Glanz umsäumt. Der Friede des Abends hat sich auf die Flur gesenkt. Eine Hundeblaff tönt mitunter vom fernen Dorfe her durch die Stille. Auf den Sandbänken im Fluß tummelt sich allerlei kleines Geflügel. Die behenden Strandläufer jagen mit offenem Schnabel hinter einem Käfer her, der summend vorbeistreift, die Bekassinen huschen mit scharfem „Kätsch, Kätsch“ umher, bis sie einen Augenblick Rast machen, um mit dem langen Schnabel — „Stecher“, sagt der Jäger — im Moor und Schlamm nach Würmern zu stechen. Auf dem stillen Wasserspiegel springen kleine Kreise auf, die langsam verzittern.

Im dichten Gebüsch am Ufer sitzt der Jäger. Zu seinen Füßen liegt **Hektor**, scheinbar teilnahmlos. In Wirklichkeit aber sind alle seine Sinne auf äußerste angespannt. Ab und zu läuft ein Zittern über seinen Leib. Das ist die mit Mühe gebändigte Jagdpassion … Jetzt erscheint am westlichen Himmel der Abendstern. Nun müssen die Enten bald kommen. Und richtig, da ertönt ja schon das surrende Pfeifen des schnellen Flügelschlages. Eine einzelne Ente ist es, die rasenden Flugs in bedeutender Höhe den Fluß entlang streift. Sie ist vor dem Rohr des Jägers sicher, denn sie ist zur Rekognoscierung vorgeschickt. Wenige Minuten später fangen die Enten an zu ziehen. In Schwärmen von zehn bis dreißig Stück kommen sie an. Schon will der Jäger den Zeigefinger der Rechten am Abzug krümmen, da merkt er, daß sie ihren rasenden Flug zu hemmen beginnen, sie wollen einfallen. Im nächsten Moment schon rauscht das Wasser hoch auf, dann wird es still. Eine kleine Weile sichert die ganze Gesellschaft mit hochgereckten Hälsen. Dann giebt der Anführer, ein alter Erpel, durch ein leises „Quak, quak“ das Zeichen zum Buddeln. Noch zögert der Jäger … aber jetzt, da sind drei, vier Enten so dicht zusammen, daß sie das Schrot eines Schusses bestreichen könnte. Ein blendender Feuerstrahl, ein lauter Krach … mit prasselndem Flügelschlag hebt sich vom Fluß empor, was unverletzt geblieben ist … ein zweiter Schuß in den dichtesten Haufen, und schon schwimmt Hektor auf die erlegten Enten zu, um sie zu apportieren.

Jetzt wird sobald keine Ente auf dieser Stelle einfallen, jetzt heißt es im Flug zu schießen, und das ist nicht ganz leicht, denn das Wild erscheint mitunter ganz plötzlich aus dem abendlichen Dunkel, in weniger als einer Sekunde muß die Flinte an der Backe sein. Aber wenn Diana hold ist, dann wird's mitunter doch ein Dutzend und mehr. Meistens giebt's dann noch für Hektor ein kleines Nachspiel, er muß die „geflügelten“ Enten suchen. Das angeschossene Entenwild bleibt nicht auf dem Wasser, es läuft nach dem Felde ab, wo es der Hund mitunter mehrere hundert Meter weit vom Fluß ausmacht und fängt. Und was Hektor nicht findet, holt sich nachts Meister Reineke, dessen Sinne der ewig hungrige Magen geschärft hat.

Nicht immer ist die Beute so reichlich. Mitunter ist der ganze Abendhimmel von dunkeln Wolken verdeckt, den Fluß entlang weht ein kalter Wind, auf dem die Enten wie Kugeln dahergeschossen kommen, aber der Jäger wandert doch hinaus. Wenn er nur eine Ente oder zwei erlegt, dann ist die kleine Mühe vollauf bezahlt, und was sollte er wohl mit der kleinen halben Stunde in der Dämmerung anfangen, wenn er nicht dem Langohr Lampe auflauern will? —

Es giebt keine Jagdart von intimerem Reiz als der Anstand am Morgen und Abend. Jeder Jäger ist trotz der Passion, die ihn in erster Linie antreibt, ein Freund der Natur. Und nie kann man sie besser genießen, als wenn man regungslos in gedeckter Stellung stundenlang sitzt und seine Sinne anstrengt, um das erwartete Wild nicht zu verpassen. Da sieht man vielerlei Getier, das der Mensch sonst nie in der Freiheit zu Gesicht bekommt, man kann sein Thun und Treiben beobachten. Die Mäuse huschen von einem Loch zum andern, der Hamster erlustigt sich vor seinem Bau durch komische Kapriolen, stets bereit, beim leisesten Geräusch in seinen Bau zu fahren, denn Meister Reineke, der rote Räuber, schleicht mit leisen Sohlen über das Feld, und nichts ist vor seiner Raublust sicher. Er hascht die schlafende Lerche, er beschleicht trotz der Wachsamkeit des alten Hahns das Volk der Rebhühner und holt sich mit mächtigem Satz als Beute ein junges Huhn, er lauert sogar, in die Furche gedrückt, auf den ahnungslosen Hasen, der so schlecht wittert und äugt, daß er die drohende Gefahr nicht erkennt. Wie oft hat der Jäger Gelegenheit, beim Anstand den Edelmarder zu beobachten, der sogar das Schmalreh beschleicht und mit mächtigem Satz überfällt.

Ganz andrer Art ist das Jagdvergnügen beim Dachsgraben. Meister Grimbart, wie er in der Tiersage heißt, ist ein scheuer Einsiedler, der am Tage in seinem Bau sitzt und nur nachts umherwandert. Er ist nicht zu den nützlichen Tieren zu rechnen. Jedes Nest, das er findet, nimmt er aus, jeden Junghasen, den er erwischt, verspeist er, und in den Feldern ärgert er den Landwirt durch die Löcher, die er sticht, die Stege, die er im Getreide austritt.

Er ist nicht leicht zu erlegen. Man bestellt in der Nacht, wenn er seinen Bau verlassen hat, die Röhren mit Hauben aus starkem Bindfaden und stöbert ihn im Felde mit Hunden auf, bis er sein Heim aufsucht und sich beim Einfahren in der Haube fängt, die hinter ihm sich zuzieht. Auf Anstand ist er sehr schwer zu erlegen, denn im Herbst, wenn Grimbart geschossen werden darf, hat er sich eine dicke Fettschicht angemästet und verzichtet sehr oft ganz auf die Ausfahrt, namentlich wenn ihm die Umgebung seines Baues nicht ganz geheuer erscheint. Und sein jagdlicher Wert ist nicht so groß, daß man Nächte hindurch auf sein Erscheinen warten mag. Es ist ja auch viel

amüsanter, ihn am Tage zu graben. Dazu sind vor allem zwei scharfe, ausdauernde Teckel erforderlich.

Diese krummbeinigen Gesellen sind von der Natur sehr gut zu diesem Zweck ausgerüstet. Klein, aber unverhältnismäßig stark, besitzen sie ein Paar Vorderläufe, die zwar sehr komisch aussehen, sich aber vorzüglich zum Scharren und Graben im Erdreich eignen. Und dabei besitzen diese kleinen Kerle eine Energie und einen Mut, der wirklich bewundernswert ist. Mit Leidenschaft schliefen sie in den Bau, der ihnen unbekannt ist, und greifen den Dachs an, der ihnen an Kraft und Gebiß bedeutend überlegen ist. Sie können ihn zwar auch zu zweit nicht überwältigen, aber sie stellen und verbellen ihn, bis die Jäger von der Oberfläche aus einen „Kasten", d. h. ein Loch bis zur Kampfstätte, schlagen und ihnen zu Hilfe kommen.

In Norddeutschland hat sich das Dachsgraben mit einem Picknick verbunden, das der Jagdherr mit seinen Freunden veranstaltet. Dazu kann mancher geladen werden, der auf der Treibjagd wegen ungenügender Schießkunst überflüssig ist, und auch die Damen pflegen gern an dem frischfröhlichen Treiben teilzunehmen, das sich bei der Erstürmung von Grimbarts Burg zu entwickeln pflegt.

Schon in der Nacht haben die Jäger die unzugänglichen Baue durch Dornreisig unfahrbar gemacht, um den Dachs zum Annehmen eines andern, im flachen Terrain belegenen Baues zu nötigen. Daß er wirklich ausgefahren ist, erkennt man leicht, wenn man am Abend vorher ein dünnes Reis vor die Röhre stellt, das von Grimbart beim Verlassen des Baues ahnungslos umgeworfen wird. Kratzt man noch die Sandhaufen vor den Röhren auf, dann kann man auch am Morgen noch feststellen, wo der Dachs ein- oder ausgefahren ist.

Bald nach Sonnenaufgang muß die Jagdgesellschaft an Ort und Stelle sein. Etwas abseits rüsten die Damen das Picknick. Decken werden ausgebreitet, bald lodert aus trockenem Reisig ein Feuer empor, über dem an langer Kette ein umfangreicher Kessel zwischen einem dreibeinigen Galgen hängt. Inzwischen haben die Jäger alle Röhren des Baues besetzt und lauern mit gespannter Flinte auf den Moment, wenn das erste Teckelpaar einschlieft; denn oft hat Reineke bei seinem Onkel Grimbart Unterschlupf gesucht und fährt wie ein Blitz aus der Röhre, sobald die Hunde Laut geben.

Der Jagdherr hat sich an die Hauptröhre gelegt und feuert mit scharfem Zuruf: „Hulli, faß! Hulli, faß!" die Köter an. Es ist überflüssig, denn sie sind da unten bereits mit ihrem Gegner zusammengeraten. Zuerst sucht Grimbart sein Heil in der Flucht. Er fährt vor dem hitzigen Gegner aus einer Röhre in die andre. Bald hierhin, bald dorthin geht die unterirdische Jagd. Bald scheint das heftige Gebell dicht unter der Oberfläche zu ertönen, bald klingt es dumpf aus großer Tiefe herauf. Jetzt steht die Jagd, jetzt hat der zweite Hund dem Dachs den Weg versperrt. Von hinten bedrängt ihn Waldine, vorn hält Waldmann allen Angriffen mutig stand. Heftige Schläge mit dem flachen Spaten auf den Erdboden schrecken den Dachs und ermutigen die Hunde.

Die Jagd steht, jetzt ist es Zeit, den „Kasten" zu schlagen. Mit scharfem Spaten und Rodhacke machen drei, vier Waldarbeiter sich rüstig an die Arbeit. Zusehends vertieft sich die Grube. Von Zeit zu Zeit wird inne gehalten, um zu lauschen. Alles in Ordnung! Zwar hat der Dachs, von dem Gepolter über ihm erschreckt, einen heftigen Ausfall auf Waldmann gethan, aber der brave Köter hat stand gehalten, kräftig unterstützt von seiner Gefährtin, die den Gegner von hinten in die Schwarte packt.

Jetzt ist man dicht über den Hunden. Der erfahrenste Jäger steigt in die Grube und räumt den Sand ab. Da liegt Waldmann, den Kopf voll Wunden, die Augen voll Sand und Schweiß, aber er wankt und weicht nicht. Nun wird er ausgehoben und nach oben befördert, während der Dachs mit einer Holzgabel am Boden festgeklemmt und durch einen Kugelschuß getötet wird. Mit ihm kommt auch Waldine aus dem Bau; sie hat sich so fest in die Schwarte verbissen, daß man ihr den Fang mit Gewalt öffnen muß.

Es ist wunderbar, welch ein Mut in diesen kleinen Tieren steckt! Mit derselben Energie wie den Dachs attackieren sie auch das Wildschwein, das nicht mit Unrecht in einem gewissen Alter den Namen „grobe Sau" erhält. Denn ein alter „Basse" nimmt angeschossen Hund und Menschen an, und wehe dem, der mit seinen gewaltigen Gewehren, den Hauzähnen, in zu nahe Berührung kommt. Es ist gar nicht selten, daß mehrere Hunde und ein paar Jäger oder Treiber zu Tode getroffen werden. Jetzt ist es ja wesentlich besser geworden als früher, seitdem man die Teilmantelgeschosse aus kleinem Kaliber mit rauchlosem Pulver schießt. Beim Einschlagen splittert der Mantel ab und reißt Wunden, die in der Regel sofort tödlich sind.

Immerhin bleibt es noch immer ein gefährlicher Moment, wenn das Rudel Sauen auf die Schützenlinie zustürmt, und noch gefährlicher ist es, dem angeschweißten Keiler zu nahen, selbst wenn er von den Hunden gedeckt wird. Mit einer gewaltigen Anstrengung schüttelt er die Quälgeister von sich ab und nimmt den Menschen an, der von Glück sagen kann, wenn jetzt ein wohlgezielter Schuß den wütenden Gegner niederstreckt. Früher ließ der Jäger in solch einem Fall die grobe Sau auf einen Spieß mit Parierstange, die Schweinsfeder, auflaufen. Jetzt giebt man ihr nur auf Hofjagden noch manchmal den Gnadenstoß, aber nur wenn sie von einigen kräftigen Männern an den Hinterläufen ausgehoben, d. h. hochgehoben ist und keinen Schaden mehr anrichten kann. Ja, die Zeiten ändern sich!

Die Schutzkräfte des Körpers im Kampfe mit den Bakterien

Als die mikroskopischen Kleinwesen, die Gesundheit und Leben des Menschen mit einem Heere von Krankheiten bedrohen, zuerst aufgefunden und auf ihre Wirkung studiert wurden, erfaßte die Kulturmenschheit eine ungeheure Angst, ein wahrer Fanatismus der Desinfektion begann. Es wurden Vorschläge laut, die im wesentlichen darauf hinausliefen, die ganze Erde etwa zwei Meter hoch unter fünfprozentige Karbolsäurelösung zu setzen und dann wo möglich noch mit strömendem Dampf zu sterilisieren. Und diese Vorschläge wären im ersten Eifer vielleicht auch zur Ausführung gelangt, wenn man sich nicht darauf besonnen hätte, daß der Mensch noch viel weniger Karbolsäure und strömenden Dampf aushalten kann als der Bazill. Auch machte man sich klar, daß die Bakterien doch sehr wahrscheinlich schon vor ihrer Entdeckung in ungefähr ebenso reichem Maße vorhanden gewesen waren, und daß trotzdem die Zahl der gesunden Menschen immer noch um ein sehr Bedeutendes diejenige der von Infektionskrankheiten betroffenen überstiegen hatte. Und als man nun den Gründen dieser einigermaßen beruhigenden Thatsache nachspürte, kam man zu der Auffassung, daß für das Zustandekommen einer Infektionskrankheit unter allen Umständen zwei Faktoren erforderlich sind, erstens der pathogene Bazill und zweitens der empfängliche Mensch, und daß die Mehrheit der Menschen gegen die Angriffe jener kleinen Feinde gefeit ist durch besondere Schutzkräfte ihres Organismus. Eigentlich müßte man sagen Schutz- und Trutzkräfte, denn der Organismus besitzt passive und aktive Mittel der Abwehr der Mikroparasiten.

Der wichtigste Panzer gegen die den Körper überall umschwebenden Feinde ist die Haut. Sie ist bakteriendicht, d. h. durch die unverletzte Haut kann kein Bakterium in das Allerheiligste des Körpers eindringen. Die Schleimhaut ist schon empfindlicher. Durch ihre zartere Decke kann unter Umständen ein Parasit hindurchwandern, aber sie besitzt in ihrer schleimigen Absonderung eine ausgezeichnete Schutzwehr. Andre Eingangspforten für die pathogenen Kleinwesen sind namentlich die Atmungswege und der Verdauungskanal. Haben mit der Luft oder der Nahrung in Mundhöhle und Rachen eingedrungene Bakterien der Gefangennahme durch den Schleim entgehen können, so treffen sie im Magen auf eine Kraft, die ihnen unter normalen Verhältnissen mit größter Geschwindigkeit den Garaus macht: die Salzsäure des Mageninhaltes. In den Atmungswegen ist es die schon oben erwähnte Einbettung in Schleimmassen, die den Anfang des Kampfes ausmacht.

Aber, wie wir ja leider alle wissen, geschieht es trotz allen diesen Sicherungsvorrichtungen häufig genug, daß Krankheitserreger in das Innerste des Leibes eindringen, sei es, daß ihnen eine äußere Verletzung eine Eingangspforte erschlossen hat, die nicht wie die natürlichen Eingangspforten durch eine dreifache Postenkette besetzt ist (Wundinfektion), sei es, daß die Postenketten an den natürlichen Eingangspforten nicht stark oder nicht aufmerksam genug sind. Aber selbst dann findet der Feind hinter den Vorwerken neue starke Bastionen. Nehmen wir den Fall einer Wundinfektion als den typischen. Durch einen Schnitt oder eine Quetschung dringen pathogene Keime ins Gewebe ein. Sie wirken als Reiz, der nun sofort die weißen Blutkörperchen mobil macht, die im Organismus eine ähnliche Rolle zu spielen scheinen wie die Soldaten im Ameisenstaat. Blind wie diese, strömen sie überall dahin, wo ein Angreifer sich spüren läßt, umgeben ihn in dichten Massen, versuchen ihn von der Sauerstoffzufuhr abzusperren, ja, Metschnikoff glaubt, daß sie den Eindringling lebend in sich aufnehmen, ihn geradezu fressen, so daß er ihnen den Namen „Freßzellen" beilegte. Diese Ansicht ist noch kontrovers; es wird heute mehr angenommen, daß die weißen Blutzellen das Bakterium erst dann in sich aufnehmen, wenn es bereits abgestorben ist, wie sie jeden toten Fremdkörper in sich aufnehmen, so daß sie nicht seine Henker, sondern einzig seine Totengräber sind. Aber eins scheint heute sicher festgestellt zu sein, daß die weißen Blutzellen selbst zum Teil absterben, zerfallen und im Zerfall Stoffe absondern, die auf das Bakterium als tödliche Gifte wirken. Wie die Biene den Angreifer ihres Stockes verletzt, indem sie selbst den Tod dabei findet, so auch das weiße Blutkörperchen.

Während dieser Kampf sich vollzieht, sind die Bakterien samt den Leukocyten bereits in den Lymphstrom eingegangen und werden nun zentralwärts durch die Strömung fortgetragen bis an die gewaltigen Filterwerke, die nun als letztes starkes mechanisches Bollwerk den Organismus schützen, die Lymphdrüsen. Hier werden alle fremden Körper, die der Lymphstrom dem Blute zuzuführen strebt, abfiltriert, in dem engen Maschenwerk zurückgehalten. Nun kommt es aber auch vor, daß selbst diese letzte Brustwehr der Festung Mensch durch einen besonders wuchtigen Angriff gestürmt wird, weil die eindringenden Kleinwesen in zu großer Masse oder zu großer Giftigkeit vorhanden sind. Dann dringt der Mikroparasit ins Innerste des Organismus, und es beginnt die Krankheit, d. h. der Vorgang des aktiven Kampfes des Organismus gegen die Schädlichkeit. Dieser Kampf ist immer ein Kampf gegen chemische Gifte. Nur dadurch, daß die Bakterien Gifte absondern, die den Organismus schädigen, werden sie pathogen. Ihre rein mechanische Anwesenheit bringt so gut wie niemals schwere Erscheinungen.

Die Vergiftung verläuft auf zwei grundsätzlich verschiedene Arten, und daher gestaltet sich auch das Bild der Krankheit ebenfalls grundsätzlich verschieden. Das eine Mal handelt es sich um Bakterien, die im Körper selbst die Möglichkeit einer ungemessenen Vermehrung finden; dann überschwemmen sie allmählich den gesamten Blutstrom, setzen sich in der Mehrzahl der Organe fest, bilden überall neue Kolonien, und die winzigen Mengen von giftigen Produkten, die jeder einzelne absondert, summieren sich schließlich zu einer Masse, die den Organismus schwer bedroht und zuweilen vernichtet. Der zweite Typus ist der, daß die eingedrungenen Krankheitserreger zwar im Körper existieren können, aber nicht die Möglichkeit haben, sich darin zu vermehren; allein sie haben eine so ungeheure Giftigkeit, d. h. sie erzeugen ausreichende Quantitäten eines so furchtbaren Giftes, daß auch hierbei der Organismus aufs schwerste leidet. Diesen letzten Fall bezeichnet man als Intoxikation, von dem man den ersten Fall als den der Infektion unterscheidet. Der zweite Fall, die Intoxikation, stellt dem Organismus augenscheinlich eine, wenn man so sagen darf, leichtere technische Aufgabe. Er hat nur mit einer ein für allemal gegebenen Quantität eines giftigen Stoffes zu thun, den es gilt, auf irgend eine Weise unschädlich zu machen. Der erste Fall dagegen stellt eine wesentlich schwierigere Aufgabe. Denn hier ist nicht nur ebenfalls das produzierte Gift unschädlich zu machen, sondern es sind auch die im ganzen Körper festgesetzten Bakterien zu zerstören, die fortwährend neue Giftmassen absondern. —

Wenn wir die ziemlich verwickelten Verhältnisse, die erst in der allerletzten Zeit durch eine geniale Theorie dem Verständnis der Forscher erschlossen worden sind, einem Kreise von medizinischen Laien verständlich machen sollen, so giebt es keinen andern Weg, als sie die Bahn zu führen, die die Wissenschaft selbst bis zu ihrem heutigen Standpunkte zurückgelegt hat. Es ist unumgänglich nötig, hier ein wenig weiter auszuholen.

Der Ausgangspunkt aller hier einschlägigen Untersuchungen und Erkenntnisse ist die heute noch nicht völlig von Rätseln befreite Wirksamkeit der Kuhpockenimpfung gegen Blattern. Man hatte die Thatsache, daß es möglich ist, die große Mehrzahl aller Menschen durch die künstliche Infektion mit einer harmlosen Infektionskrankheit gegen eine der schwersten Infektionskrankheiten zu „immunisieren". Man vermutete schon damals — und stützte sich



1. Lausanne — 2. [illegible] von Lausanne — 3. [illegible] in Ouchy — 4. Pully — 5. Château de Glérolles — 6. St. Saphorin — 7. [illegible] — 8. Château de Châtelard — 9. Narzissenwiesen bei Montreux — 10. Schlucht [illegible] (Gorge du Chauderon) — 11. [illegible] Chillon

Von Lausanne nach Montreux (Text Seite 209)

Nach der Natur gezeichnet von Martin Bornemann

dabei auf die vor der Kuhpockenimpfung seit Jahrtausenden übliche echte Blatternimpfung —, daß das Gift der Kuhpocken nichts andres sei als ein abgeschwächtes Blatterngift. Diese Ansicht ist heute mehr als nur wahrscheinlich geworden.

Durch die Kuhpockenimpfung wurde augenscheinlich ein ebensolcher Schutz gegen die eigentlichen Blattern künstlich herbeigeführt, wie er durch das Bestehen der echten Blattern (und ebenso von Masern, Scharlach, Beulenpest u. s. w.) gegen diese Krankheiten spontan eintrat. So wichtig aber die gefundenen Thatsachen für den Praktiker waren, so wenig konnte man von ihnen aus die Theorien weiterbauen, ehe die Bakterien aufgefunden waren. Kaum war dies geschehen, da setzte die Forschung auch mit aller Kraft ein, um den bis dahin ganz dunkeln Begriffen der Immunität, Disposition u. s. w. näherzurücken. Pasteur stellte seine klassischen Versuche mit der Hühnercholera an; es gelang ihm, lebende Bazillen der Hühnercholera durch verschiedene Manipulationen so abzuschwächen, daß Hühner und Tauben ihre Einverleibung in immer steigenden Dosen überstanden und schließlich gegen vollgiftige, nicht abgeschwächte Kulturen dieselbe Unempfänglichkeit zeigten wie Kuhpocken-Geimpfte gegen das Blatterngift.

Durch diese Versuche, denen sich gleichlaufende Arbeiten andrer Forscher über andre Bakterien anschlossen, war der Begriff der erworbenen „Immunität“ auf feste experimentelle Grundlagen gestellt. Im weiteren Verlauf der Untersuchung ergaben sich dann zwei neue fundamentale Thatsachen. Roux und Yersin konnten zeigen, daß man durch Einimpfung steigender Dosen des bakterienfreien Filtrats von Diphtheriekulturen dieselben Grade künstlicher Immunität erzielen kann, wie wenn man mit lebenden Bakterien arbeitet. Demzufolge enthalten die Bakterienkulturen einen löslichen Stoff, der, in den Organismus eingeführt, im stande ist, die Schutzkräfte des Blutes gegen die Bakterien wachzurufen. Andrerseits konnte gezeigt werden, daß durch Injektion von abgetöteten Typhus- und Cholerakulturen ebenfalls ein hoher Grad von Immunität gegen Infektion mit den entsprechenden lebenden Bakterien erzeugt werden kann. Aus beiden Versuchsreihen geht hervor, daß es nicht der lebende Bazillus an sich ist, der, in den Organismus eingeführt, die Schutztruppen zum Kampfe herausfordert, sondern daß dies durch seine Gifte geschieht.

Diejenigen Bakterien nun, die lösliche Gifte produzieren, die man von ihnen trennen kann, sind gleichzeitig diejenigen, die sich im Organismus nicht zu vermehren im stande sind, die also ausschließlich durch eben jene Gifte wirken. Die Abwehr des Organismus also kann sich bei ihnen auch nur auf letztere richten. Der Organismus muß also gegen die „Toxine“ der Bakterien die „Antitoxine“ bilden, die in rein chemischem Vorgange die Toxine unschädlich machen, d. h. entgiften. Die bakteriellen Toxine sind sehr merkwürdige Körper; es sind Stoffe von unbekannter Konstitution, keine Eiweißkörper, außerordentlich empfindlich gegen selbst geringfügige physikalische und chemische Einflüsse — sie werden schon bei 60 Prozent zerstört — und von einer geradezu unerhörten Giftigkeit. Sie sind viel tausendmal giftiger als die wirksamsten Gifte des Pflanzenreiches. Die wichtigsten Krankheiten, die ausschließlich durch solche Gifte entstehen, also durch Intoxikation (nicht durch Infektion), sind der Wundstarrkrampf (Tetanus) und die Diphtherie. Der Mensch, der Tetanus oder Diphtherie überstanden hat, ist für längere oder kürzere Zeit „immun“. Es muß also durch das Ueberstehen der Krankheit eine Umwälzung im Organismus eingetreten, es müssen Schutzkräfte entstanden sein. Daß dem so ist, kann man nun durch das Experiment nachweisen. Sein Blutserum, d. h. die von den roten Blutkörperchen durch Centrifugieren befreite helle Blutflüssigkeit, enthält einen chemischen Stoff, der das Gegengift, das Antitoxin, darstellt. Das Blutserum solch immuner Tiere hat die Fähigkeit, z. B. das Diphtheriegift auch außerhalb des Körpers so unschädlich zu machen, daß es auf andre Tiere nicht mehr giftig wirkt. Daß es sich hier um Vorgänge ganz besonderer, durch den überstandenen Krankheitsprozeß selbst verursachter Art handeln muß, geht daraus hervor, daß das Serum eines Menschen, der Diphtherie überstanden hat (Diphtherie-Immun-Serum), nur auf das Diphtheriegift, aber auf kein andres wirkt; und daß es sich beim Antitoxin um einen chemischen Stoff von ganz bestimmter Zusammensetzung handelt, geht daraus hervor, daß bei der gegenseitigen Bindung zwischen Gift und Gegengift streng bestimmte zahlenmäßige Verhältnisse obwalten. Den Vorgang der Einwirkung des Antitoxins auf sein zugehöriges Toxin stellt man sich so vor, daß aus Gift und Gegengift ein neutraler Körper entsteht, wie ein Salz aus Säure und Lauge.

Wie und wo entsteht nun dieses heilsame Gegengift? Man hat lange geglaubt, es sei ein Produkt der Bakterien selbst, ein umgewandeltes Bakteriengift. Heute weiß man aber, daß es ein Produkt der Zellen des angegriffenen Körpers selbst ist, auch wieder ein Beispiel von der wunderbaren Zweckmäßigkeit der Anpassungskraft des Körpers, die für alle möglichen Angriffe der Außenwelt Schutzmittel bereit hält.

Die geniale Theorie, die es möglich macht, alle die verwickelten Erscheinungen dieses weitverzweigten Gebietes unter einen Gedanken unterzuordnen, ist die von Professor Paul Ehrlich aufgestellte Theorie der „Seitenketten“. Ehrlich ging bei dieser Theorie von seinen Erfahrungen bei den Farbstoffen aus. Zum Zustandekommen einer Färbung gehört einmal ein Anhaften des Farbstoffes an das Gewebe und zweitens das Eintreten der charakteristischen Färbung. Ehrlich nahm an, daß zum Zustandekommen dieser Färbung zwei Gruppen innerhalb des Farbstoffmoleküls nötig seien, diejenige, die das Haften bewirkt, und diejenige, die das Färben bewirkt. Diese Betrachtungsweise übertrug er dann auf die Wirksamkeit der Bakteriengifte. Die Bakterientoxine enthalten nach seiner Darstellung zwei wirksame Gruppen. Die eine der beiden ist diejenige, die es bewirkt, daß sich das Gift an eine lebende Zelle anhaften kann; die zweite, „giftbringende“ Gruppe bewirkt dann den Tod der Zelle. Ehrlich führte für diese Gruppen die Namen „haptophore“ (Haftgruppe) und „toxophore“ (Giftgruppe) ein. Eine Giftwirkung auf die Zelle kann also nur dann zu stande kommen, wenn sich das Toxin mit seiner Haftgruppe zuerst an die Zelle verankert; erst dann kann es seine vernichtende Giftwirkung ausüben. Um sich aber verankern zu können, muß es Ankergrund finden. Es kann sozusagen die Haftgruppe sich nur an die Zellen anhaken, wenn dort eine passende Oese vorhanden ist; oder noch plastischer, wie es Emil Fischer für ähnliche Fälle ausgedrückt hat, wenn zu dem Schlüssel ein passendes Schloß vorhanden ist. Da das Bakterientoxin eine Zelle anzugreifen hat, so muß es eben im Zellkörper selbst einen Angriffspunkt haben. Der haptophoren Gruppe des Toxins muß eine chemisch verwandte, gleichfalls haptophore Gruppe der Zelle entsprechen. Wo der Angriffspunkt nicht vorhanden ist, muß jede Wirkung auf die Zelle und damit auf den Gesamtorganismus ausbleiben. Diese Gedankengänge werfen ein blendendes Licht auf die bisher ganz dunklen Thatsachen von der natürlichen oder angeborenen Immunität. Wir wissen z. B. unter anderm, daß das Huhn gegen Tetanus und die Taube gegen Milzbrand fast völlig unempfänglich sind. Bringt man dem Huhn vollgiftiges Tetanusgift direkt in die Blutbahn, so erkrankt das Tier nicht im mindesten. Daß diese Erscheinung aber nicht etwa durch eine Bindung des Giftes durch ein im Körper kreisendes Antigift hervorgerufen wird, läßt sich auf das klarste nachweisen. Das Blutserum mit Tetanus geimpfter Hühner nämlich enthält das ursprünglich eingeführte Gift in fast unverkürzter Menge und wirkt dementsprechend auf nichtimmune Tiere, so daß hiermit der Beweis geliefert ist, daß keine Spur eines Antikörpers im Hühnerblute gebildet wird. Daraus folgt weiter, daß das Tetanusgift für das Huhn ein vollkommen gleichgültiger Stoff ist. Nur die Ehrlichsche Theorie ist im stande, diese paradoxe Thatsache verständlich zu machen: es fehlt eben den haptophoren Gruppen des Tetanusgiftes in den Bestandteilen der Hühnerzelle das Schloß, das sie mit ihrem Schlüssel öffnen können.

Wo aber keine natürliche Immunität besteht, greift das Toxin mit Hilfe seiner Haftgruppe in die Zelle ein. Durch diese Anlagerung eines fremden Stoffes wird der Haushalt der Zelle gestört.

Man muß sich eine Zelle vorstellen als bestehend aus einem Kern, der die eigentlich höchste Funktion, die Erhaltung des Lebens, vollzieht. An diesen Kern heften sich, locker gebunden, diejenigen Gruppen, die im Wechselspiel der Entstehung und des Verfalls den Stoffwechsel der Zelle aufrecht erhalten. Den Kern bezeichnet die Biologie als den „Leistungskern“, das übrige sind die „Seitenketten“. Jede dieser Seitenketten hat im Zellhaushalt irgend eine normale Funktion. Wird nun durch die Anlagerung des Toxins eine solche Seitenkette aus ihrer Funktion herausgerissen, so macht sich in dem Haushalt der Zelle ein Defizit geltend. Der Fortfall der einen Seitenkette wirkt als Reiz, die Zelle ist bestrebt, das Defizit zu decken; und wie immer im Organismus wird dieses Defizit nicht nur gedeckt, sondern übergedeckt. An Stelle der einen ausgeschalteten Seitenkette entstehen zahlreiche neue. Diese Seitenketten sind durchweg mit der haptophoren Gruppe versehen, die zu der des Toxins paßt, oder, um bei unserm Bilde zu bleiben, sie haben das Schloß für den Schlüssel des Toxins. Solche Seitenketten werden nun, wie gesagt, im Uebermaß produziert. Die Zelle kann sie nicht festhalten, stößt sie ab, sie werden in den Blutstrom hereingezogen, kreisen in ihm, und wenn sie hier das ihnen verwandte Toxin treffen, so fällt der Schlüssel ins Schloß, die beiden chemischen Stoffe binden sich gegenseitig, gerade als säße die haptophore Gruppe noch an der Zelle fest. Der entscheidende Unterschied ist aber nun der, daß diese haptophore Gruppe nicht mehr an einer Zelle haftet, und daß die Giftgruppe des Toxins also ihre Wirkung nicht mehr ausüben kann. Diese abgerissenen, im Blute kreisenden Seitenketten sind das Antitoxin, und indem er sie massenhaft produziert, wird der Organismus der einfachen Intoxikation Herr.

Diese, wie es auf den ersten Blick scheint, sehr komplizierte Theorie ist bisher wenigstens im stande, die allermerkwürdigsten Thatsachen zu erklären. Die gleichen Triumphe feiert diese geniale Theorie auch auf dem noch viel schwierigeren Gebiet der Schutzwirkung gegen die Infektion, d. h. gegen jene Krankheiten, bei denen sich die Bakterien im Organismus vermehren, bei denen also der Körper seinen Abwehrangriff nicht nur auf die Gifte, sondern auch auf die Mikro-Organismen selbst richten muß.

Auf der Thatsache fußend, daß das normale Blut in beträchtlichem Maße die Fähigkeit besitzt, Bakterien aller Art zu zerstören, hat man früher die Ansicht gehegt, daß es sich hier um Schutzkörper handeln möge, die nicht spezifisch wirken und beim Zerfall der weißen Blutkörperchen entstehen sollten. Die Produktion solcher Schutzstoffe (Alexine) sollte nun auch in Krankheitsfällen die schließliche Heilung herbeiführen. Auch hier haben die Experimentaluntersuchungen diese Ansichten wesentlich modifiziert. Gerade wie der Organismus gegen ein Gift ein spezifisches Gegengift erzeugt, so erzeugt er auch gegen ein eingedrungenes Bakterium ein spezifisch auf dieses wirkendes Vernichtungsmittel, das das Leben des Bakteriums zerstört; und gerade so, wie Einimpfung von Toxin aus losgerissenen Seitenketten Antitoxine entstehen läßt, so bilden sich unter der Einwirkung lebender oder toter Bakterienleiber frei kreisende Seitenketten als Schutzstoffe, die spezifisch auf das Bakterium wirken und es vernichten. Nur in einem Punkte unterscheidet sich die antitoxische Seitenkette grundlegend von der antibakteriellen: die antitoxische Seitenkette hat nur die Funktion, einen Giftstoff unschädlich zu machen, während die antibakterielle ein Zellenleben vernichten soll, eine Funktion, die einer normalen Zellenseitenkette an sich nicht zukommen kann. Zur Herbeiführung dieses Endresultates muß also noch ein zweites wirksames Agens hinzutreten, ein den Zellenleib lösendes Ferment.

Nach der Ehrlichschen Theorie haben wir uns nun den Vorgang der Bakterienvernichtung folgendermaßen vorzustellen. Die losgerissene Seitenkette besitzt zwei haptophore Gruppen; die eine klammert sich an das Bakterium an, die andre ist verwandt mit einem im normalen Blute stets vorkommenden Ferment, das sie an sich zieht. Durch diesen Vorgang wird das Bakterium in unmittelbare Berührung mit dem lösenden Ferment gebracht und vernichtet. Die Seitenkette dient also nur als Vermittler, um das Ferment auf den Bakterienleib hin zu konzentrieren. Jedes Bakterium erzeugt seine spezifische Seitenkette, die nur auf seinen eignen Leib wirkt. Eine Impfung mit toten oder noch lebenden Cholerabazillen erzeugt also eine Immunität, die sich ausschließlich auf Cholerabazillen richtet. Es entsteht im Blute ein spezifischer „Immunkörper“ gegen Cholerabazillen, der mit seiner einen haptophoren Gruppe das Bakterium ergreift, mit der andern das nichtspezifische Ferment auf das Bakterium hin richtet.

Dr. Fr. Ranzow

Die Temperamente

Ich wollt', ich gewönne im Reigen
Die Temperamente zu eigen:
Ich wär' sanguinisch im Glücke,
Pflegmatisch bei Schmerzen und Tücke,
Cholerisch, das Gute zu fassen
Und alles Gemeine zu hassen.
Und wüßt' ich nicht weiter mehr, wie?
Dann rief ich die Melancholie.
Die sollte mich sanft durchbeben
Mit Heimweh nach ewigem Leben.

Ernst Willich

Von Lausanne nach Montreux

(Hiezu die Abbildungen Seite 206 und 207)

Mit vollem Recht wird die Schönheit des blauen Genfer Sees seit Jahrhunderten in allen Zungen gerühmt und gepriesen. Das sanft ansteigende nördliche Schweizer Ufer, in üppigster Fruchtbarkeit prangend, ist reich und freundlich, trefflich bebaut und dicht besetzt von Städten, ansehnlichen Dörfern, Villen und Schlössern. Rebenhügel umrahmen es, während die Kalkketten des Jura, der Mont-Jorat und die Voralpen der westlichen Simmengruppe den Hintergrund bilden. Das savoyische Südufer des einer nach Norden gekrümmten Mondsichel vergleichbaren Sees bleibt von Genf bis zur Dransemündung eine wellenförmige Ebene, um dann gleichfalls Gebirgscharakter anzunehmen. Dies Gelände, das bereits eine südliche Vegetation aufweist, ist weniger gut angebaut; es hat einen ernsteren, großartigen Charakter. Hier schieben sich die von den Gipfeln der imposanten Montblancgruppe überragten Kalkketten des Chablais bis an den See vor. Das südliche Ufer berührt die Linie Annemasse-Evian-Bouveret der französischen Mittelmeerbahn; längs des Nordgestades erstreckt sich, unmittelbar am See, die Linie Genf-Lausanne-Villeneuve der Schweizer Westbahn, doch ist auf dieser Seite eine Dampferfahrt unbedingt vorzuziehen.

Besonders reizvoll ist die Strecke von Lausanne bis Montreux, deren schönste Punkte unsre Bilder dem Leser vorführen. Auf der Dampfbootfahrt, die man von Genf aus antritt, sind die ersten Hauptstationen Coppet, Nyon, Rolle und Morges; dann erreicht man Ouchy mit seinem malerischen Turm „Haldimand" und dem alten, früher bischöflichen Schloß. Ouchy ist die Vorstadt und der Hafen von Lausanne, mit dem es eine Drahtseilbahn verbindet. Lausanne selbst, die Hauptstadt des Kantons Waadt, liegt etwa 1 Kilometer nördlich vom Ufer anmutig auf den in Absätzen emporsteigenden Hügeln des Mont-Jorat (Jurten), überragt von seiner gotischen, im 13. Jahrhundert erbauten Kathedrale und dem Schloß, in dem erst die Bischöfe und dann die bernischen Landvögte residierten; jetzt ist es Sitz der Kantonsbehörden. Die Neustadt hat eine Menge stattlicher Häuser, breite, regelmäßige Straßen und Plätze, während die älteren Stadtteile vielfach ein Gewirr krummer und steiler Gäßchen, langer Treppen und unregelmäßiger Terrassen aufweisen. Alt- und Neustadt von Lausanne verbindet ein das Flonthal überbrückender großer Viadukt, der Grand Pont oder auch nach seinem Erbauer Pont Pichard genannt. Auf dem Montbenon, einem Bergrücken mit herrlicher Aussicht auf den See, erhebt sich das stattliche neue Bundesgericht.

Bei der Weiterfahrt kommt bei Station Pully links das Thal der Paudèze in Sicht mit den beiden kühnen Viadukten der Jura-Simplon-Bahn, oberhalb Lutry der Viadukt bei La Conversion, und dann dehnt sich vor uns immer großartiger und machtvoller der Halbkreis von Bergen mit ihren Zacken und Spitzen aus. Weiterhin die Stationen Cully, wo auf den Bergabhängen ein berühmter Wein wächst, dann Rivaz, St. Saphorin, und zwischen beiden das Château de Glairolles.

Da wo die Veveyse in den See mündet, erstreckt sich, größtenteils auf dem linken Ufer des Flusses, über den eine Marmorbrücke führt, Vevey, die Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks im Kanton Waadt, der Schauplatz von J. J. Rousseaus „Neuer Heloise". Die Stadt ist regelmäßig gebaut, hat breite Straßen und schöne Quais. Anziehend ist der Blick auf das obere Ende des Sees mit der Rhonemündung und den das Bild abschließenden Walliser Alpen, unter denen der zuckerhutförmige Mont Catogne und die Berge am Großen St. Bernhard, auf der Rechten die Zacken der Dent du Midi und links die Dent de Morcles am meisten hervortreten. Vevey, das die herrliche Lage mit ihren Fernsichten und die wundervolle Umgebung zu einem der berühmtesten Sammelplätze der Fremden am See gemacht haben, besitzt drei Dampferstationen. Bei der mittleren, Vevey-Marché, für den eigentlichen Ort, erhebt sich an dem großen Marktplatz Château Couvreu mit seinen vielen Türmen. Einen außerhalb der Stadt gelegenen Hügel krönt die alte St. Martinskirche; besonders anziehende Punkte der weiteren Umgebung sind Schloß Hauteville, Schloß Blonay und die wegen der Aussicht auf den ganzen See berühmten und vielbesuchten Pléiades, sowie der Mont Pélerin und am Südufer St. Gingolph.

Bald hinter Vevey kommt La Tour de Peilz mit dem alten Schloß und vielen Villen in Sicht, dann erreicht der Dampfer das gleichfalls von Rousseau verherrlichte liebliche Dorf Clarens, das sich hinter einem langen, mit Platanen bepflanzten Quai erstreckt. Eine Viertelstunde landeinwärts liegt bei Tavel Château Châtelard, ein echtes Feudalschloß mit Zinnen und Türmen. Zwischen Clarens und Vernex werden die gotische englische Kirche und die romanische deutsche evangelische Kirche sichtbar. Hier beginnt die südöstliche Bucht des Sees, an deren Gestade sich Dorf an Dorf reiht und zahlreiche Gasthöfe und Pensionen sich erheben, die meist auch den ganzen Winter hindurch besetzt sind. Diese Gegend ist durch das Gebirge vor Nord- und Ostwinden geschützt und wird deswegen namentlich als Herbst- und Winteraufenthalt für Brustkranke empfohlen. Der gemeinsame Name für alle die Ortschaften, die hier teils unmittelbar am See, teils an oder in den Bergen liegen, wie Clarens, Vernex, Crin, Sâles, Bonport, Territet, Chillon, Glion u. s. w., ist Montreux. Ihren Mittelpunkt bildet die Stadt Montreux-Vernex am See, mit Bahnhof, Dampferlandungsplatz, Markthalle, Kursaal und schönen Gartenanlagen. Oberhalb des Dörfchens Les Planches ragt die altertümliche Pfarrkirche von Montreux auf; vor ihr erstreckt sich eine schattige Terrasse mit berühmter Aussicht auf den See von der Rhonemündung bis zum Jura.

Von den zahlreichen herrlichen Ausflugspunkten in der Umgegend von Montreux erwähnen wir Glion, das mit der Station Territet durch eine Drahtseilbahn verbunden ist, und von dem aus eine Zahnradbahn bis fast auf den Gipfel der Rochers de Naye (2045 Meter) emporführt. Dann die Gorge (Klamm) du Chauderon, eine von der Baye de Montreux durchströmte wilde Schlucht mit pittoresken Felsgruppen und Wasserfällen.

Dem milden Klima dieses gesegneten Landstrichs entsprechend, ist auch die Vegetation reich und üppig. Die herbstliche Traubenkur beginnt gewöhnlich Ende September und pflegt vier Wochen zu dauern. Im Frühling steht die ganze Gegend im Zeichen der Narzisse. Nicht nur die vielen Narzissenwiesen bei Montreux sind dann mit den freundlichen Sternblumen bedeckt, auch an zahlreichen Berghängen blühen sie, und ihr zarter Duft erfüllt überall die Luft. Alljährlich im Mai wird in Montreux das Narzissenfest mit Aufzügen, Chorgesängen und Reigen begangen, zu dem auch die Fremden in Scharen herbeiströmen.

Am Ostende des Sees, zwischen Montreux und Villeneuve, wenige Minuten von der Eisenbahnstation Veytaux-Chillon, erhebt sich Schloß Chillon, wohin auch von Vevey eine elektrische Straßenbahn führt. Das Schloß wird bereits im Jahre 830 urkundlich erwähnt, 1248 machte es Graf Peter von Savoyen zur Feste. Nach der Eroberung durch die Berner (1536) wurde es landvogtlicher Sitz, später diente es als Staatsgefängnis, jetzt umschließt es ein Archiv und ein historisches Museum. Das Schloß, dessen gewaltige weiße Mauern weithin sichtbar sind, ist auf einem Felsen erbaut, der bis zur Oberfläche des hier gegen 80 Meter tiefen Sees emporragt. Es besteht gegenwärtig aus mehreren unregelmäßigen Gebäuden mit einem viereckigen Turm in der Mitte; über den 20 Meter breiten Graben führt eine Brücke zum Ufer. Sehenswert im Innern sind die Säle mit alten Holzdecken und die in den Felsen unter dem Seespiegel eingehauenen Gewölbe mit ihren Pfeilern und Bogen. Die Pfeiler sind mit zahlreichen Namen bedeckt, darunter die von Eugène Sue, George Sand, Victor Hugo und Lord Byron, der dies Wahrzeichen des Genfer Sees in seinem „Gefangenen von Chillon" verherrlicht hat.

Die Traumflöte

Humoreske

von

Teo von Torn

(Mit fünf Illustrationen nach Zeichnungen von Georg Koch)

Rittmeister von Prodehl war längst über den Aberglauben hinaus, daß ihm die Einstellung neuer Rekruten noch irgend welche besondere Ueberraschungen bereiten könnte.

Er war Fatalist in dieser Hinsicht.

Fritz Reuters tiefgründige Einteilung der Menschen wandte er auf die Soldaten im allgemeinen und auf die Rekruten im speziellen an: es giebt so 'ne und so 'ne.

Die einen sind dumm von Geburt, die andern aus Neigung; die einen können links und rechts nicht unterscheiden, weil sie zunächst nicht wissen, was links und rechts ist, die andern verwechseln diese beiden Elementarbegriffe des königlichen Dienstes aus Eigensinn; die einen „latschen", weil ihnen die Beine von Hause aus ein wenig verkehrt eingeschraubt sind, die andern, weil sie immer einwärts statt auswärts verstehen, oder weil ihnen das geometrische Gefühl abgeht für den „nicht ganz rechten Winkel", den jedes Paar Soldatenfüße in Reih und Glied zu bilden hat.

Hinsichtlich der besonderen Aufgaben des Kavalleristen gab es für den Herrn Rittmeister auch nur zwei Gruppen: der einen mußten überhaupt erst die besonderen Merkmale erklärt werden, in denen sich ein königliches Dienstpferd von andern Säugetieren unterscheidet; bei der andern war außerdem noch die Prätension zu überwinden, daß sie diese Merkmale bereits kenne. Beide Gruppen aber erwiesen sich als einheitlich und gleichwertig in dem Bestreben, den Todesritt von wahnsinnig gewordenen Klammern auf einer Waschleine anschaulich darzustellen.

So war es immer gewesen in der ersten Zeit — und so war es diesmal auch. Und da der Herr Rittmeister sich keinen andern Erwartungen hingegeben hatte, so erlebte er keine Enttäuschungen. Eine hohe Lebens- und Dienstphilosophie, die bei Herrn von Prodehl nur in einem Punkte versagte.

Die Einjährigen!

Da er selbst Gymnasialabiturient gewesen war, konnte er sich trotz aller gegenteiligen Erfahrungen von der Ansicht nicht freimachen, daß die Qualifikation zum einjährig-freiwilligen Dienst von vornherein eine genauere Kenntnis wenigstens der Himmelsrichtungen bedinge. Leider sah er sich hierin, wie auch in manchen andern Voraussetzungen so oft enttäuscht, daß nach und nach eine gewisse Abneigung gegen die ganze Institution sich bei ihm einwurzelte.

Es war in den ersten Tagen nach der Einkleidung. Das militärische Jahr hatte auch bei der zweiten Schwadron des Dragonerregiments Friedrich Albrecht seinen ewigen Kreislauf mit der Einzelausbildung zu Fuß ohne Waffen begonnen. Die Sache war natürlich kein Bild für Götter, — ein seltsam und befremdlich Spiel menschlicher Unvollkommenheiten. Da war einer auch für Zucker nicht zu bewegen, seine Nase in die erforderliche Richtung zur Knopfreihe zu bringen. Ein andrer suchte seine Hosennaht an den unmöglichsten Stellen. Die ausbildenden Unteroffiziere und Gefreiten schwitzten Blut und Oel, wie man beim Kommiß sagt, und mancher unterdrückte Fluch legte sich ihnen zurück auf die edlen Teile. In Gehörweite des Schwadronschefs fehlt nämlich den Kasernenhofblüten die rechte Keimkraft.

Rittmeister von Prodehl stand beiseite und sah sich die Bescherung an — mit der ruhigen Aufmerksamkeit eines Arztes, der da weiß, daß eine richtige Diagnose die halbe Heilung ist. Soweit das die ehernen Gesetze des Exerzierreglements zuließen, individualisierte er. Er sah nicht nur die Fehler, sondern auch deren intimere Ursachen und prägte sie sich ein, um nachzuhelfen, wenn er seine Zeit für gekommen erachtete. Diese war noch nicht da. Die Leute mußten erst aus dem Allergröbsten heraus sein.

Für heute hatte Herr Jobst von Prodehl der Schwadronsmutter nur einige Kleinigkeiten in das umfangreiche Notizbuch diktiert und wandte sich bereits zum Gehen, als sein Blick auf einen schmächtigen Jüngling fiel, dessen Achselklappen die schwarzweißen Schnüre zierten, und dem sein Instrukteur vergeblich klarzumachen versuchte, daß der Hals zwar frei aus den Schultern gereckt werden müsse, der Soldat aber nie den Eindruck eines neugierigen Storches machen dürfe.

„Sagen Sie mal, Abromeit," äußerte der Schwadronschef zu seinem Wachtmeister, nachdem er sich den Einjährigen eine Zeitlang angesehen, „es ist also Thatsache, daß wir diesmal nur einen erwischt haben —"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

„Der Himmel meint es gut mit uns, Abromeit. Einer ist zwar auch noch zu viel, aber immer besser als drei. Was halten Sie von dem Manne?"

„Der Einjährige Schertel scheint ganz anstellig, Herr Rittmeister. Jedenfalls giebt er sich Mühe. Er ist nur noch ein bißchen schlotterig in den Gelenken. Unfest. Auch in seinem ganzen Auftreten. Er schleicht immer — wie einer, der Hühneraugen hat oder auf der Brandsohle geht. In seinem Wesen hat er was Nachdenkliches, Pflaumenweiches —"

„So. Also Traumflöte. Na, das wollen wir ihm schon abgewöhnen," schmunzelte Herr von Prodehl, erfreut über die Fortschritte des von ihm zur „psychologischen Differenzierung" erzogenen



Hosen- und Stiefel-Appell

Wachtmeisters. „Soll noch Murr in die Knochen kriegen. Was ist er doch gleich im Zivilstande?“

„Pharmazeut und Litterat,“ Herr Rittmeister.“

„Allmächtiger! Da haben wir's ja wieder — ein Unglück kommt selten allein. Ich entsinne mich jetzt. Er ist der Sohn des hiesigen Hofapothekers Schertel und sogar Doktor der Chemie, wenn ich nicht irre.“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister.“

Einen Moment sah der Schwadronschef vor sich hin, als wenn er sich etwas ins Gedächtnis zurückrufen wollte. Dann sagte er kurz, im Abgehen:

„Also besondere Obacht haben auf die Traumflöte, Wachtmeister. Werde mir den Mann in den nächsten Tagen mal genauer ansehen. Mahlzeit.“

*

Die Seelenkunde ist an sich eine sehr achtbare Wissenschaft. Wenn ihre Erfolge auf dem Kasernenhofe noch zu wünschen übrig lassen, so liegt das einmal an ihrem in der Hauptsache theoretischen Charakter, und zum andern daran, daß es unter den Soldaten so viele grundverschiedene Seelen giebt. Alle diese Sonderheiten auf rein wissenschaftlichem Wege in die reglementmäßige Einheitlichkeit zu formen, ist unmöglich — deshalb muß man hie und da grob werden.

Was zum Beispiel half alle Psychologie, wenn der Einjährige Hellfried Gamaliel Schertel auf das gar nicht mißzuverstehende Kommando „Marsch, marsch!“ beim Antreten auf Vordermann anstatt des geölten Blitzes einen Menschen markierte, der einen lieben Verwandten tiefgebeugt zu Grabe begleitet? In einen solchen trockenen Schleicher mußte eben von Zeit zu Zeit ein heiliges Donnerwetter reinschlagen, sonst war im Falle einer Mobilmachung das Vaterland von den andern gerettet, ehe Hellfried Gamaliel Schertel auch nur ein einziges Mal Vordermann genommen hatte.

Rittmeister von Prodehl hatte mehr Sorge mit diesem Menschen, als ihm seine beunruhigendsten Träume vorgespiegelt. Die Gliedmaßen baumelten dem Einjährigen am Leibe, als wären sie in den Gelenken nur mit einem einzigen Faden befestigt, und als könnte er bei einer energischeren Bewegung einen Arm oder ein Bein glatt auf den Altar des Vaterlandes deponieren. Dazu diese Laschheit und verträumte Melancholie. Die etwas hervortretenden wasserblauen Augen hatten immer einen Ausdruck, als wenn der bessere Teil des Einjährigen Hellfried Gamaliel Schertel gar nicht vorhanden wäre, sondern in einer andern, ganz andern Welt lebte. Daran mochte es auch liegen, daß der Einjährige den ihm gewidmeten Ermahnungen zeitweilig eine so verständnislose Passivität entgegensetzte.

Der Rittmeister sprach zu Hause sonst nie über dienstliche Angelegenheiten. Aber nachdem er fast einen ganzen Vormittag damit vertrödelt, der Traumflöte beizubringen, daß die Pointe eines militärischen Grußes mehr in der Straffheit als in der Verbindlichkeit liegt — der Einjährige setzte nämlich unentwegt zu einer kleinen Verbeugung an —, warf er daheim doch die Mütze ärgerlich auf den Tisch, sich in die Sofaecke und rief händeringend: „Kinder, ich habe einen Einjährigen — einen Einjährigen, sage ich euch! Das Gestell paßt zum Soldaten wie der Igel zum Schnupftuch!“

Er war zu sehr mit seiner Verzagtheit beschäftigt, um den tragikomischen Blick zu bemerken, den seine Gattin dabei auf ihre Nichte warf.

Das frische, blonde Mädel — eine Waise, die Rittmeisters dauernd bei sich aufgenommen — war



Honneurs üben



Auf Vordermann antreten! Marsch, marsch!

heftig zusammengeschrocken und hatte dann das Köpfchen tief über ihren Stickrahmen gebeugt.

„Das wundert mich eigentlich,“ bemerkte Frau von Prodehl harmlos, „Herr Doktor Schertel ist doch sonst ein sehr gescheiter Mensch.“

„So? Dann werde ich den Kerl einsperren lassen, wenn er nur bei mir mit seiner Gescheitheit Verstecken spielt. Woher weißt du das übrigens?“

„Fritzi hat doch ziemlich oft von ihm erzählt — entsinnst du dich nicht? Sie ist wiederholt bei Bodenhausens mit ihm zusammengetroffen —“

„Aber Tante,“ wandte das junge Mädchen ein, ohne aufzusehen. „Es war doch nur achtmal —“

„Das genügt gerade,“ rief der Rittmeister, „damit du dir einen Begriff machen kannst, wie mir zu Mute ist, der ich täglich mit dem Menschen zusammentreffen muß! Aber nun möchte ich mir den Herrn Hellfried Gamaliel nicht auch noch in die Suppe einstippen. Schluß davon. Laßt uns zu Tisch gehen.“

Den Rittmeister wunderte es doch, daß Fritzi von Hasta, seine Nichte und Mündel, sonst mobil wie ein Eierquirl und bei Appetit wie ein Scheunendrescher, bei Tisch nicht ein einziges Wort sprach und mit einer an den Einjährigen Schertel erinnernden Melancholie in ihrem Frikassee herumstocherte. Noch mehr aber wunderte er sich eine halbe Stunde später. Er hatte sich mit seiner Nachmittagszigarre in sein Zimmer zurückgezogen und wollte sich eben auf die Chaiselongue hinstrecken, als die Thür sich öffnete und Fräulein Fritzi eintrat — mit einem Bündel Blätter in der Hand und einem Ge-



Die Einjährigen in der Putzstunde

sichtchen, auf dem Entschlossenheit und Verlegenheit einen heftigen Kampf kämpften.

„Onkel Jobst —“

„Mädel, wie kommst du in mein Allerheiligstes, und zu einer Stunde, da es bei Todesstrafe verboten ist, mich zu stören!“ rief der Rittmeister zwischen Ernst und Lachen, indem er sich von dem Pfühl emporschwang.

„Verzeih, Onkel Jobst — die Sache ist aber zu wichtig. Ich muß dich sprechen. Du hast vorhin von — von Herrn Doktor Schertel gesagt, er passe zum Soldaten wie —“

„Wie ein Igel zum Schnupftuch. Allerdings. Und das ist eine Ansicht, zu der ich allen Grund habe.“

„Du wirst diese Ansicht ändern, Onkel Jobst, nachdem du diese herrlichen Soldatenlieder gelesen hast, die Herr Doktor Schertel kurz vor seiner Einziehung gedichtet und mir gewid— mir gegeben hat.“

Herr von Prodehl setzte zunächst zu einer kleinen Maulsperre ein. Nachdem er diese Anwandlung überwunden, nickte er bedächtig mit dem Kopf und pfiff dabei durch die Zähne. Ohne den Blick von dem brennheiß errötenden jungen Mädchen abzuwenden, nahm er ihm die Papiere aus der Hand und legte sie auf seinen Schreibtisch.

„Sieh mal an,“ sagte er bedächtig, „also Hellfried Gamaliel Schertel — die Traumflöte — Soldatenlieder — und ausgerechnet dir gewidmet. Zwei verwunderliche Dinge. Wie kommt denn das eigentlich, Fritzichen?“

„Ach, Onkel Jobst —,“ hauchte die Kleine, indem sie die Händchen krampfhaft ineinanderpreßte, „ich — ich kann es dir nicht sagen.“

Damit war sie hinaus.

Rittmeister von Prodehl wiegte den Kopf und pfiff abermals durch die Zähne. Diesmal nur kurz, dafür aber ganz laut und mit dem Ausdruck vollkommenen Verständnisses. Auch ein andrer erleuchteter Gedanke schien noch in ihm aufzusteigen, denn er schnalzte mit den Fingern und trat schnell an seinen Schreibtisch.

„Für die Fahne — Lieder eines werdenden Soldaten — von Hellfried Gamaliel Schertel.“

Nach einer halben Stunde eifriger Lektüre und verschiedener Notierungen in sein Taschenbuch hatte der Rittmeister einen fertigen Plan, wie die Traumflöte zu kurieren sei und die zweite Schwadron des Dragonerregiments Friedrich Albrecht einen vernünftigen Soldaten mehr haben könne.

*

Es war eine der ersten Reitstunden.

Die Rekruten sind ja dabei fast alle ein wenig Excentrics. Aber was der Einjährige Schertel in dieser Stunde leistete, war derart grotesk, daß es als komisches Entree im Cirkus Busch beifälligste Heiterkeit entfesselt hätte. Er lag seinem Gaul fast immer auf dem Halse, und sobald ein leichter Schuckeltrab einsetzte, war er weder durch Zureden noch durch die tobende Energie des Wachtmeisters Abromeit zu bestimmen, diese zärtliche Anhänglichkeit aufzugeben. Dem Pferde wurde das schließlich auch über, und es setzte seinen Reiter zu wiederholten Malen auf den Sand.

Das mußte eben jetzt besonders nachdrücklich geschehen sein, denn Schertel blieb in bequemer Rückenlage am Boden, als wenn er sich besinnen wollte, ob es für ihn als gebildeten Menschen nicht angemessener sei, sich mit dem unvernünftigen Vieh überhaupt nicht mehr einzulassen. Endlich rüttelte ihn die Stimme des Rittmeisters auf.

„Sagen Sie mal, Einjähriger, wollen Sie da unten Ihr Jahr abdienen? Das dürfte auf die Dauer doch etwas einförmig sein, und außerdem werden Sie in dieser Lage nie dazu kommen, was der Dichter so herrlich besingt:

> Dann jag' ich einher auf schnaubendem Roß
> Und sporne die schäumenden Flanken;
> Wie vor dem Gewitter zerstiebt der Troß,
> Die Reihen der Feinde wanken!

Vorläufig, sehen Sie mal, schnaubt und schäumt Ihr Roß nur Wut über die niederträchtige Behandlung, die Sie ihm angedeihen lassen — und mit dem Wanken der Feinde ist das auch noch so 'ne Sache. Mit Ihren bisherigen Künsten werden Sie wenig Eindruck machen, es sei denn, daß der Troß sich totlacht, wenn Sie ihn anreiten. Also, bitte, nochmal und schöner!“

Der Einjährige hatte sich langsam und entgeistert erhoben. Fassungslos starrten seine blauen Augen auf den vergnügt lächelnden Rittmeister. Dann schoß ihm das Blut ins Gesicht — und er richtete sich so stramm und elastisch auf, wie das noch kein irdisches Auge an dem Einjährigen Schertel beobachtet hatte.

Er erklomm den Gaul ohne jede Hilfe und — saß. Zwar immer noch wie vom lieben Herrgott im Zorn auf einen Schinder geklemmt, aber er saß. Selbst beim Trab legte er sich nicht mehr hingebungsvoll vornüber. Die Augen quollen ihm zwar unter den weißlichen Augenbrauen hervor, daß sie schier auf eine Knopfgabel gezogen werden konnten, und das Gesicht verzerrte sich in der Anspannung aller Muskeln — aber er saß!

Wachtmeister Abromeit stand wie vor einem Meerwunder, und der Rittmeister freute sich.

„Na also, Einjähriger! Ich habe mir gleich gedacht, daß ein Mann, der so schöne Gedichte machen kann, es mit Geduld und Spucke auch zu einer anständigen Volte bringen wird. Eskadron — traaaab — locker die Zügel, Einjähriger! Noch lockerer! Runter mit dem Gesäß! Runter, sag' ich! Noch viel runterer! So — so ist es schon besser.“



Die erste Reitstunde

Hellfried Gamaliel Schertel saß — und er fiel nicht mehr vom Trapez in dieser Stunde.

Damit setzte für ihn eine neue Aera erfolgreicher militärischer Erziehung ein. Wo er sich schlapp und verträumt zeigte, da wurde er munter gemacht mit einem Citat aus seinem Liederkranz „Für die Fahne“. Das half großartig.

Bei einem Hosenappell mit Stiefelparade war das Aufheben des rechten Fußes kommandiert worden.

„Wachtmeister, kommen Sie mal her!“ rief der Rittmeister, indem er die Reihen der nägelblinkenden Sohlen entlang ging. „Hier hebt ein Kerl beide Beine zugleich auf. Ach so — das sind Sie, Einjähriger! Sie haben natürlich wieder den linken Fuß aufgehoben. Sagen Sie mal, was würde das für einen Jammer geben, wenn Sie in Ihren Versen die Füße so willkürlich behandeln wollten! Außerdem denken Sie an die Worte des Dichters:

> Und wenn der Kommandoruf erschallt,
> So ziehe ich meinen Degen
> Und stürme durch den nächtlichen Wald
> Dem Teufel selbst entgegen!

Solche schwierige Sachen werden noch nicht einmal von Ihnen verlangt. Das Kommando besagte nur, Sie sollten den rechten Fuß aufheben. Da Sie anstatt dessen den linken aufheben, so ist das eines begnadeten Dichters unwürdig — und jener nächtliche Waldteufel wird Sie holen, wenn das noch einmal vorkommt!“

Und es ist nicht wieder vorgekommen.

Diese bedeutenden Erziehungsresultate ihres Rittmeisters veranlaßte bald auch die andern Offiziere und Unteroffiziere der Schwadron, sich Schertelsche Verse anzueignen. Selbst die Mannschaften thaten desgleichen. Als ihn einmal in der Putzstunde seine lyrische Melancholie ergriff, weckte ihn der Dragoner Lastow zur Wirklichkeit, indem er ihm einen der Krüge hinhielt, die der Einjährige hatte ponieren dürfen:

> „Stoß an, Bruderherz,
> Vergiß den Schmerz,
> Hoch das Panier —
> Und bayrisch Bier!“

Der letzte Vers dieser Strophe war allerdings ein Extempore des Dragoners Lastow, aber das beeinträchtigte die ermunternde Wirkung nicht sonderlich.

So wurde die Traumflöte durch die Gewalt ihrer eignen Poesie nach und nach ein ganz passabler Soldat. Und wenn — namentlich beim Reiten — wirklich mal ein Rückfall vorkam, so brauchte der Herr Rittmeister den Hellfried Gamaliel Schertel nur beiseite zu nehmen:

„Wenn Sie das nicht besser machen, Einjähriger, dann bestelle ich heute nachmittag meine Nichte hierher, damit sie sich Ihre Clownerie mal ansieht. Verstanden?“

Dann riß der Einjährige die Knochen zusammen und that Wunder soldatischer Tüchtigkeit. Als er denn auch wirklich die Knöpfe bekam, wurde er von seinem Rittmeister zum Abendessen eingeladen — und bei dieser Gelegenheit wurde vereinbart, daß auch Fräulein Fritzi übers Jahr „Gefreite“ werden sollte.

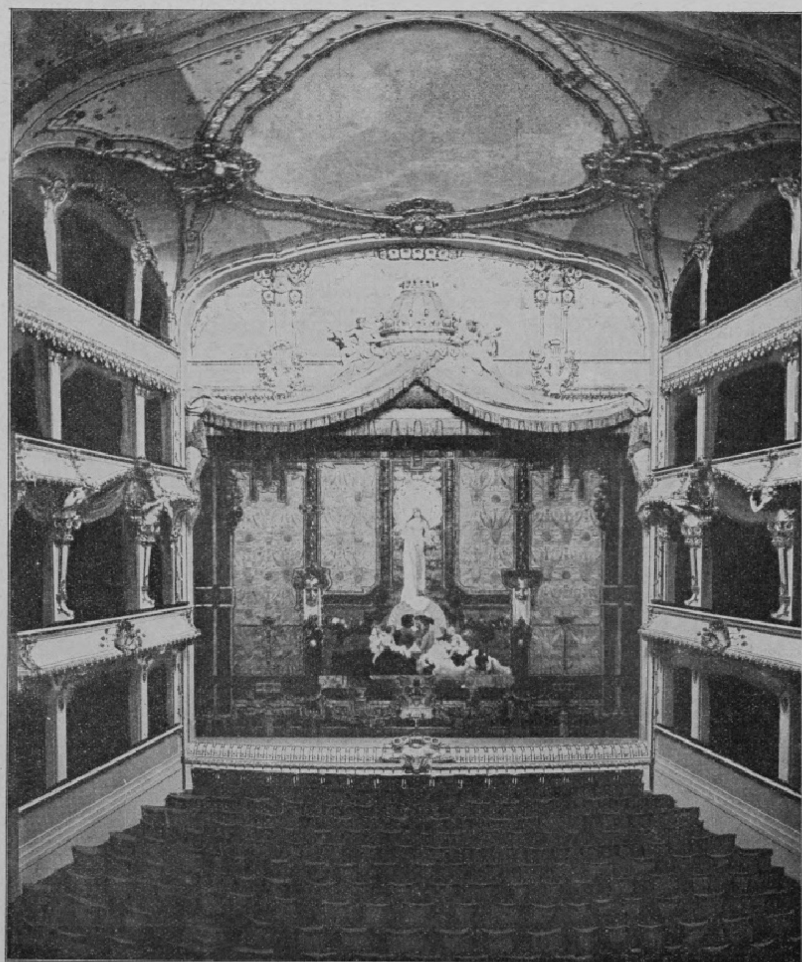
Das neue Schauspielhaus in Frankfurt a. M.

(Siehe auch die Abbildungen Seite 215)

Nach 120jährigem Bestehen hat das alte Theater der Mainstadt seine Pforten für immer geschlossen, und am 1 November wurde das neue Schauspielhaus, eine Schöpfung des Berliner Architekten Professor Seeling, feierlich eröffnet.

Das neue Heim Thaliens, in den ehemaligen von Heyderschen Gärten erbaut, wird an seiner Hauptfront von den Anlagen begrenzt, östlich von der neuen Mainzerstraße, westlich von der Gallusanlage. Die rückseitige Giebelwand liegt nach der Untermainanlage zu. Der Bau gewährt schon im Aeußeren einen prächtigen Anblick; das Material der Fassade, ein schöner, weißer Sandstein, kontrastiert wirkungsvoll mit dem leuchtenden Grün der umgebenden Anlagen. Ein von Säulen getragener Vorbau überdacht die Zufahrtsrampe, von der man durch drei Haupteingänge zum Vestibül gelangt. Den Mittelbau mit antikem Giebel schmückt eine Figurengruppe von Klimsch sowie eine Quadriga von Krüger, der auch die hier angebrachten Medaillonbüsten von Goethe und Schiller schuf. An der Hauptfront befinden sich die allegorischen Gruppen „Wahrheit“ von Professor F. Hausmann und „Dichtung“ von Professor Varnesi. An den Pfeilern, den Ecktürmen und am Dach sieht man Skulpturen von Keller u. a. An den Seiten des Mittelbaues prangen in Goldlettern die Namen der berühmtesten Dichter fremder Nationen. Ueberraschend nimmt sich die riesige, in Kupfer gedeckte und mit vergoldeten Rippen versehene Kuppel aus, auf deren oberster Spitze die ebenfalls vergoldete Statue der Frankofurtia, von Herold modelliert, thront. Ein Säulengang verbindet den Hauptbau mit den Seitenbauten, dem Restaurant und den zum Vermieten bestimmten Läden; hinten schließt sich ein schöner Garten mit Wirtschaftsräumen an. Vom Vestibül, dessen sämtliche Wände bis zu drei Metern Höhe mit Marmor bekleidet sind, führt eine breite Freitreppe durch vier bequeme Eingänge zum Parkett und zu den Parterrelogen; an den Schmalseiten des Vestibüls sind die Billetschalter und Kassen angebracht. Das Ganze macht einen vornehmen und doch freundlichen Eindruck, der sich noch bedeutend erhöht, wenn man den in Weiß und Gold gehaltenen Zuschauerraum betritt. Von hier aus gesehen, bietet das Proscenium ein herrliches Bild; der Wolkenhimmel wölbt sich über dessen vorderen Teil, ein goldbefranster Baldachin teilt sich von oben nach den beiden Schmalseiten herab; darüber thronen die Genien der Begeisterung und der Freude mit ihren Emblemen. Aehnlichen Schmuck zeigen auch die Prosceniumslogen, deren mittlere Brüstungen von Karyatiden getragen sind. Das Haus hat vier Logenreihen, nämlich Parterre, Balkon, erster und zweiter Rang und darüber die Galerie; im ganzen enthält es 1115 Sitzplätze mit Klappstuhlsystem und ca. 50 Stehplätze auf der Galerie. Die inneren Wände der Logen sind matt rot, die Thüren mahagonifarbig, die großen Flügelthüren im oberen Rang mit Spiegelglas durchbrochen. Sämtliche Sitze steigen stufenweise an Der Orchesterraum ist vertieft. Die verschiedenen Durchgänge sind breit, die Korridore groß und bequem, die darin befindlichen Garderoben einfach, doch praktisch. Abgesehen von dem eisernen, hydraulisch betriebenen Vorhang, schließen drei verschiedene Vorhänge den Bühnenraum ab. Der Hauptvorhang, mit Bildern aus der Märchendichtung, ist von Alexander Rothaug in Wien gemalt; der Zwischenvorhang stammt aus dem Atelier Hartwig in Berlin, und eine nach den Seiten sich öffnende Plüschgardine von einer Frankfurter Firma. Die Vorderbühne mißt 24 Meter lichte Breite bei $15\frac{3}{4}$ Metern Tiefe, die Hinterbühne 14 Meter Breite bei ca. 8 Metern Tiefe. Der Bühnenkeller ist 7 Meter hoch. Die Gesamtbühnenhöhe, vom Fußboden des Kellers bis zum Boden der großen Kuppel beträgt 32 Meter. Der Bühnenfußboden ist nicht abfallend, sondern wagerecht gebaut; die ganze Unterbühne ist eisern; die vier Versenkungen werden hydraulisch betrieben; alle Kulissen haben eigne Zugvorrichtung.

Was die moderne Technik für Vervollkommnung des Betriebs, für die Sicherheit des Theaters und seiner Besucher ersonnen hat, ist hier vorhanden; jeder einzelne Rang hat seinen besonderen Ausgang auf die Straße. Die Anlagen für Beleuchtung, Ventilation, Heizung u. s. w. sind nach den neuesten bewährten Systemen ausgeführt. Die Bühnenbeleuchtungskörper und -Apparate sind ganz aus Eisen; der Kronleuchter im Zuschauerraum ist kein hängender, sondern in moderner Deckenbeleuchtungsart konstruiert; er hat 700 Glühlampen. Sämtliche Beleuchtungskörper in den Logen, den Gängen und im Foyer sind ebenfalls mustergültig. Der Regulierungsapparat für die Bühnenbeleuchtung wurde von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft geliefert. Ganz wunderhübsch präsentiert sich das Foyer. Es ist fast so hoch wie der Zuschauerraum, der Plafond etwas gewölbt, die Wände und Pfeiler in hellgrüner Marmorimitation gehalten und mit Vergoldung reich ausgestattet. Eine Thür führt direkt in den Theatergarten. Von den oberen Rängen kann man, über eine Balustrade hinweg, in das Foyer hinabblicken. Besonders sei noch betont, daß die Akustik ganz vortrefflich ist. E. T.

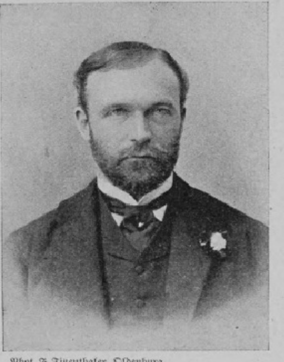


Das neue Schauspielhaus in Frankfurt a. M: Zuschauerraum

Notizblätter

Zeitgeschichte

Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld, der bisherige deutsche Gesandte am Wiener Hofe, der aus Gesundheitsrücksichten von diesem Posten zurücktrat, ist am 12. Febr. 1847 zu Königsberg geboren. Seine diplomatische Laufbahn begann er 1882 als Sekretär der preußischen Gesandtschaft in München; 1888 wurde er Gesandter in Oldenburg, 1890 in Stuttgart, von wo er 1892 als Nachfolger des Grafen Rantzau, Schwiegersohn des Fürsten Bismarck, nach München versetzt wurde. 1894 wurde er zum Botschafter in Wien ernannt und 1900 in den Fürstenstand erhoben. Schon Jahre vorher war er dem damaligen Prinzen, dem heutigen Kaiser Wilhelm, durch Freundschaft verbunden. Er besaß das Vertrauen des Kaisers in hohem Grade und begleitete ihn regelmäßig auf seinen Nordlandfahrten, wie er auch häufiger Gast bei den kaiserlichen Jagden war. Fürst Eulenburg blickt auch als Dichter und Komponist auf schöne Erfolge zurück. Besonders bekannt sind seine von ihm auch in Musik gesetzten Skalden-Gesänge sowie seine „Abenderzählungen“. Selbst ein trefflicher Klavierspieler, hat er eine ganze Reihe von Balladen komponiert und veröffentlicht. Vor einigen Jahren gab er die Briefe seines Oheims, des Grafen Fritz Eulenburg, über dessen Mission nach Ostasien heraus.



Phot. F. Tiyenthaler, Oldenburg

Fürst Philipp zu Eulenburg

Der Nachfolger des Fürsten Eulenburg auf dem Botschafterposten in Wien, Graf Karl von Wedel, ist am 5. Februar 1842 als Sohn eines Generalleutnants in Oldenburg geboren. Im Kadettencorps zu Hannover erzogen, wurde er 1860 Leutnant im dortigen Kronprinz-Dragonerregiment und trat nach 1866 als Oberleutnant in das preußische 8. Husarenregiment ein. Aus dem Feldzug von 1870/71 kehrte er als Rittmeister heim, rückte 1876 zum Major im Großen Generalstab auf und wurde 1877 während des russisch-türkischen Krieges der russischen Armee beigegeben. Darauf ging er als Militärbevollmächtigter nach Wien, wurde 1887 Kommandeur des 2. Garde-Ulanenregiments, im folgenden Jahre Flügeladjutant und Kommandeur einer Gardekavalleriebrigade. 1889 erfolgte seine Ernennung zum Generalmajor und Kommandeur der Leibgendarmerie. 1891 wurde er zur Dienstleistung beim Auswärtigen Amt kommandiert und 1892 Gesandter in Stockholm. In dieser Eigenschaft trat er bei den Nordlandreisen des Kaisers Wilhelm mit diesem in näheren Verkehr. Mittlerweile war er zum Generaladjutanten aufgerückt und wurde 1897 zum Gouverneur von Berlin ernannt. Schon nach zwei Jahren erfolgte seine Berufung auf den Botschafterposten in Rom, den Graf Wedel seitdem bekleidet hat.

Graf Anton von Monts, der neuernannte Botschafter am Quirinal, ist am 11. April 1852 in Berlin geboren. Von 1870 bis 1873 studierte er an den Universitäten Heidelberg und Breslau, war dann als Referendar an verschiedenen Gerichten thätig und bestand 1878 das Assessor-Examen. Bald darauf trat er zum Dienste im Auswärtigen Amte über und wurde 1880 zum Legationssekretär ernannt. Als solcher gehörte er den Gesandtschaften in Dresden, Rio de Janeiro, Bukarest, Rom (Vatikan) und Wien an und wurde an letzterem Platze zum Botschaftsrat ernannt. 1890 erfolgte seine Ernennung zum Generalkonsul in Pest, wo er vier Jahre blieb, um dann als Gesandter nach Oldenburg zu gehen. Anfangs 1895 wurde er als Gesandter nach München versetzt.

— Dr. Antonius Fischer, der neu erwählte Erzbischof von Köln, ist ein Sohn der Erzdiözese. Geboren am 30. Mai 1840 in Jülich, erhielt er den ersten Unterricht von seinem Vater, der Lehrer an der dortigen Elementar- und Stadtschule, dem späteren Progymnasium, war. Mit 17 Jahren verließ er als Abiturient das Friedrich Wilhelm-Gymnasium in Köln, studierte drei Jahre in Bonn, ein Jahr in Münster Theologie und empfing am 2. September 1863 die Priesterweihe. Der Kardinal von Geißel ernannte den erst dreiundzwanzigjährigen jungen Geistlichen zum Religionslehrer am Gymnasium in Essen, wo er volle 26 Jahre in segensreicher Weise wirkte. Um sich dem akademischen Lehrfache zu widmen, erwarb er 1886 in Tübingen die theologische Doktorwürde, wurde aber vom Erzbischof Krementz am 1. Mai 1889 zum Bischof geweiht und als Hilfsweihbischof beauftragt, in der Erzdiözese zu firmen, Kirchen und Altäre zu konsekrieren, sowie die Pfarren zu visitieren, was seit dem Exile des Erzbischofs Melchers im Dezember 1875 nicht mehr geschehen war, da der Erzbischof selbst beim Antritte seines Amtes (1886) hierfür kaum Zeit fand. Nach dem Tode des Weihbischofs Baudri 1893 zum etatsmäßigen Weihbischof und 1895 zum Domdechanten ernannt, hat Dr. Fischer nicht nur auf dem ihm zugewiesenen Gebiete eine rege Thätigkeit entfaltet, sondern auch die sozialen Bestrebungen der Gegenwart verständnisvoll gefördert. Möge ihm eine längere Wirksamkeit beschieden sein als seinem Vorgänger, dem kunstsinnigen Dr. H. Simar, der kaum 2½ Jahre seines Amtes walten konnte.

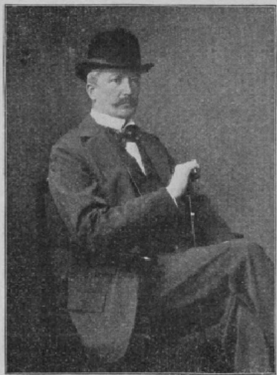


Phot. Peter Schneider, Essen

Dr. Antonius Fischer, der neugewählte Erzbischof von Köln

Heer und Flotte

Ueber die Oelfeuerung überseeischer Schiffe liegt aus Amerika das Ergebnis eines größeren Versuchs vor. Leutnant W. Winchell, der als Sachverständiger den Dampfer „Mariposa“ auf der Fahrt von San Francisco nach Tahiti und zurück begleitete, hat dem Marineministerium einen eingehenden Bericht abgestattet. Die Wasserverdrängung der „Mariposa“ beträgt 3160 Tonnen, und die durchschnittlich entwickelte Pferdekraft war auf ihrer letzten Reise 2481, womit eine Geschwindigkeit von 13,58 Knoten erzielt wurde. Es wurden täglich 278 Faß Oel verbraucht oder 1650 Kilogramm in der Stunde, während die zur gleichen Feuerwirkung nötigen Kohlen 50 Prozent mehr gewogen haben würden. Die Mannschaft im Maschinenraum konnte von 36 auf 20 Mann herabgesetzt werden. Leutnant Winchell betont aber, daß die Kesselbedienung bei Oelfeuerung eine erhöhte Intelligenz verlange, da sowohl der Gesichts- und Gehörsinn wie der Tastsinn feiner sein müssen, um das Arbeiten der Gebläsevorrichtung zu verfolgen und eine vollständige Verbrennung des Oels durch Handhaben des Mechanismus zu erzielen. Die Flamme hatte keine schädigende Wirkung auf die Kessel. Es wurden am Ende der Reise nur zwei Eimer Asche aus den Röhren gekratzt. Das Oel wurde zerstäubt mit Hilfe einer Luftpresse, die 1000 Kubikfuß Luft in der Minute zu 27 Pfund verdichten konnte. Von den 18 Oefen in den Kesseln wurden nur 12 benutzt; in jedem waren zwei Brenner angebracht, die aber nur ausnahmsweise zusammen brannten. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, die Zuleitung des Oels durch Pumpen zu regeln, was Temperaturschwankungen in dem erhitzten Oel und infolgedessen Schwankungen in dem regelmäßigen Fluß durch die Brenner hervorrief. Auch das Verstopfen der Siebe durch Unreinheit des Oels wurde hinderlich, doch läßt sich diese Schwierigkeit durch Mitführung doppelter Siebe umgehen.



Phot. B Dittmar, Hofphot., München

Graf Monts, der neue Botschafter in Rom

Bühne

Björnsons Schauspiel „Auf Storhove“ gelangte im Stuttgarter Hoftheater zur ersten Aufführung in deutscher Sprache. Trotz vortrefflicher Darstellung fand das Stück, ein Pendant zu Björnsons Drama „Laboremus“, nur eine laue Aufnahme. Starken Beifall erzielten jedoch einige derbkomische Scenen im zweiten Akte. Im Nationaltheater zu Christiania, wo das Drama zu gleicher Zeit aufgeführt wurde, war der Erfolg nicht besser

— Im Berliner Lessing-Theater erwiesen sich zwei französische Stücke: „Der Schleier des Glücks“ von Georges Clémenceau und „Das Rätsel“ von Paul Hervieu als Fehlschläge.

— „Andreas Hofer“, Volksoper von Emanuel Moór, fand bei der Erstaufführung im neuen Kölner Stadttheater lebhaften Beifall. Dem Schöpfer des Werkes wird tüchtiges Können und ursprüngliche musikalische Begabung nachgerühmt.

— Das Stadttheater zu Elberfeld brachte Benjamin Godards Oper „Die Marketenderin“, die früher auf andern Bühnen wegen des mangelhaften Librettos keinen Erfolg hatte, in neuer Textfassung und mit scenischen Aenderungen zur Darstellung. In dieser Form fand das Werk, namentlich wegen der dramatisch belebten Volks- und Soldatenscenen, lebhaften Beifall.

— Das Drama „Hippolytos“ von Euripides, in der Verdeutschung von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf im akademischen Verein für Kunst in Wien aufgeführt, rief einen starken Eindruck hervor. — Mit großem Pomp ging im Deutschen Volkstheater zu Wien die Komödie „Dubarry“ des Amerikaners David Belasco, verdeutscht von Helene Odilon, in Scene. Trotz der gewaltigen Prachtentfaltung war die Aufnahme nur lau, doch errang die Uebersetzerin mit ihrem virtuosen Spiel in der Titelrolle großen Beifall.

— Daß eine gute Erzählung und ein wirksames Drama zwei ganz verschiedene Dinge sind, mußte Gustav Wied, ein geschätzter dänischer Dichter, im königl. Theater zu Kopenhagen erfahren. Das Schauspiel „Der alte Pavillon“, das er nach einer seiner feinsinnigen Novellen geformt, erlitt ein kaum verhülltes Fiasko. — Eine begeisterte Aufnahme wurde im königl. Theater zu Stockholm der Oper „Das Fest auf Solhaug“ von Wilhelm Stenhammar zu teil. Der Text beruht auf Ibsens bekanntem Schauspiel gleichen Namens.

— Das Teatro Lirico in Mailand, das von seinem Besitzer, dem Musikverleger Sonzogno, glanzvoll umgebaut worden ist, wurde mit der Oper „Adriana Lecouvreur“ von Francesco Cilea wieder eröffnet. Das Werk, dessen Text Arturo Collanti nach dem bekannten Stücke von Scribe und Legouvé geschrieben, errang stürmischen Beifall.

— Das Theater in Reval ist in der Nacht zum 8. November niedergebrannt. Der Bau war 1860 an Stelle eines gleichfalls durch Feuer vernichteten Hauses errichtet und erst im vorigen Jahre erneuert worden.



Phot. J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin

Graf Wedel, der neue Botschafter in Wien

Verkehrswesen

Das Werk der Erschließung des Kongostaates macht jetzt einen weiteren bedeutenden Schritt vorwärts durch die unmittelbar bevorstehende Ausführung des ersten Abschnittes der Eisenbahn am oberen Kongo von La Romée nach Ponthierville, der in Umgebung der Stanley-Fälle eine Länge von ungefähr 100 Kilometern haben wird. Die Ausführung der geplanten Bauten ist für die belgische Industrie von nicht zu unterschätzender Bedeutung und ein mächtiger Ansporn zur Thätigkeit, denn die geplanten Eisenbahnen am oberen Kongo umfassen nicht weniger als 1200 Kilometer. Sie bilden mit den in Aussicht genommenen Sekundärbahnen eine ununterbrochene Verbindungskette zwischen dem Süden und dem Norden, von den Quellen des Lualaba an der Grenze Rhodesiens bis nach Mahagi am Albert Nyansasee, verbinden also Uganda mit Rhodesien.

Kultur und Wissenschaft

Seit der Herstellung der flüssigen Luft und der dadurch ermöglichten Erzeugung selten tiefer Temperaturen werden die Bemühungen in dieser Richtung fortgesetzt, insbesondere, ob es nicht auch gelingen könnte, feste oder erstarrte Luft zu erzeugen. Der Privatdozent an der technischen Hochschule in München, Dr. Fischer, hat das folgende Experiment zunächst durchgeführt. Aus der flüssigen Luft schied er den Stickstoff aus. Ueber diese bildete sich eine Erstarrungskruste, sobald der Druck gesunken war. Nach kurzer Zeit war der ganze Inhalt des Gefäßes erstarrt, und man hatte festen Stickstoff. Die Temperatur betrug hierbei 210,5 Grad Celsius Kältegrade. Es war die tiefste Temperatur, die bisher in einem deutschen Laboratorium erreicht worden ist. Bei der geringsten Druckänderung jedoch begann der Stickstoff zu schmelzen. Dr. Fischer bezweifelt daher, ob es möglich sein werde, auch Luft in Erstarrungszustand zu bringen, das heißt, feste Luft zu gewinnen.

Denkmäler

In dem Wallfahrtsort Telgte bei Münster i. W. ist ein Denkmal des Fürstbischofs Christoph Bernhard von Galen enthüllt worden, eine Schöpfung des Bildhauers August Schmiemann zu Münster. Das Andenken an diesen außerordentlichen Mann, der von 1650 bis 1678 das Bistum



Phot. Hans Breuer, Hamburg

Denkmal für Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen in Telgte bei Münster i. W.
Von August Schmiemann



Phot. John Thiele, Hamburg

Das Karl von Schmidt-Denkmal in Schleswig
Von Conrad Freyberg

innehatte, lebt noch heute, wenn auch in legendenhafter Gestalt, in Westfalen fort. Christoph Bernhard war der energische und zielbewußte Reformator der Diözese Münster. Er erließ strenge Verordnungen und schuf namentlich bessere Unterrichtsanstalten. Berühmter als durch diese Thätigkeit wurde er durch sein Feldherrntalent und seine kriegerischen Neigungen. An vielen Kämpfen seiner Zeit hatte er ruhmreichen Anteil; die Stadt Münster, die ihm die Hoheitsrechte als Fürstbischof schmälern wollte, zwang er mit eiserner Faust zum Nachgeben. Er war ein starker Charakter, fromm, gerecht und tapfer, wie sein Wahlspruch lautete.

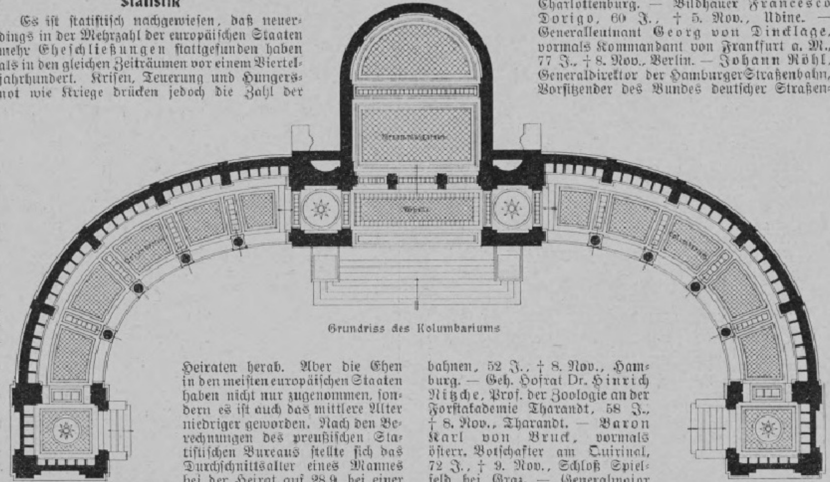
— In Schleswig wurde am 9. November das Denkmal des berühmten, 1875 verstorbenen Reitergenerals Karl von Schmidt, des Reorganisators der deutschen Reiterei, feierlich enthüllt. Die lebensvolle, auf einem Unterbau von Steinblöcken sich erhebende Büste ist ein Werk des bekannten Schlachtenmalers Conrad Freyberg, der auch als Bildhauer Hervorragendes leistet. Vor dem Denkmal gewahren wir auf unserm Bilde eine interessante Gruppe: links und rechts die beiden Brüder des Verewigten, Generalleutnant C. von Schmidt (Celle) und Generalmajor Franz von Schmidt (Zehlendorf bei Berlin), in der Mitte einen Veteranen von 1848 und neben diesem die wackere Marketenderin Anna Salzmann, die teils in dieser Eigenschaft, teils als Krankenpflegerin alle Feldzüge des preußischen Heeres mitgemacht hat und durch vier Kriegsmedaillen ausgezeichnet ist.

Architektur

Der Verein für fakultative Feuerbestattung zu Stuttgart hat den Beschluß gefaßt, auf dem dortigen Pragfriedhofe zunächst ein Kolumbarium zu erbauen, um den Aschenresten teurer Verstorbener eine würdige Ruhestätte zu bereiten, an die dann ein Krematorium angeschlossen werden soll, sobald es gelungen sein wird, dafür die behördliche Genehmigung zu erhalten. Für den nach den Plänen von Professor Scholter auszuführenden Bau, der, wie unsre Abbildung zeigt, bei aller Einfachheit einen bedeutenden, weihevollen und monumentalen Eindruck macht, ist schon vor Jahren durch übereinstimmende Beschlüsse der bürgerlichen Kollegien ein geräumiger Platz gegenüber dem Leichenhause reserviert worden. Das Kolumbarium, zu dem man durch die Vorhalle gelangt, besteht aus zwei nach einer Seite offenen Hallengängen, deren Rückwand geschlossen ist. Sie enthält etwa 600 Nischen zur Aufnahme von Aschenurnen. Ist eine Nische besetzt, so wird sie mittels einer Marmortafel, auf der Name, Todestag u. s. w. des Verblichenen verzeichnet stehen, geschlossen. Vor der Nischenwand zieht sich eine Bank hin, auf der noch etwa 80 freistehende und reicher ausgebildete Urnen Platz haben; ebenso finden noch Urnen zwischen den Säulen Aufstellung. Als Baumaterial ist eine Verkleidung von weißem Haustein vorgesehen. Zunächst kommt, wie schon oben bemerkt, nur dieses Kolumbarium mit seinen beiden Flügeln und der Vorhalle, die nach oben provisorisch abgeschlossen wird, zur Ausführung; außerdem wird noch ein kleiner, bloß provisorischer Kapellenraum im Anschluß an die Vorhalle gebaut, der bei der späteren Errichtung des Krematoriums wieder abgebrochen werden muß. Die Kosten für die Gesamtanlage mit einem Ofen wurden auf etwa 120 000 Mark berechnet, während für die Erbauung des Kolumbariums allein 50 000 Mark erforderlich sind.

Statistik

Es ist statistisch nachgewiesen, daß neuerdings in der Mehrzahl der europäischen Staaten mehr Eheschließungen stattgefunden haben als in den gleichen Zeiträumen vor einem Vierteljahrhundert. Krisen, Teuerung und Hungersnot wie Kriege drücken jedoch die Zahl der Heiraten herab. Aber die Ehen in den meisten europäischen Staaten haben nicht nur zugenommen, sondern es ist auch das mittlere Alter niedriger geworden. Nach den Berechnungen des preußischen Statistischen Bureaus stellte sich das Durchschnittsalter eines Mannes bei der Heirat auf 28,9, bei einer Frau auf 26,6 für die Jahre 1896 bis 1899 gegen 29,8 bezw. 27,9 Jahre für den Zeitraum 1867 bis 1869. Als angemessener Zeitpunkt für die Verehelichung wird von wissenschaftlicher Seite das vollendete Wachstum des Kochengerüsts und der Abschluß der Lernzeit angenommen; das trifft zu beim männlichen Geschlecht mit dem 25., beim weiblichen mit dem 20., frühestens 18. Lebensjahr. Vorzeitige Heiraten, die vor diesem Alter eingegangen werden, sind dagegen sehr häufig in verschiedener Hinsicht von nachteiliger Wirkung für Ehegatten und Nachkommenschaft.



Grundriss des Kolumbariums

Totenschau

Der am 3. November in München verstorbene Landschafts- und Architekturmaler Ferdinand Knab war am 12. Juni 1837 zu Würzburg geboren. Anfangs Schüler Heideloffs in Nürnberg und zwei Jahre lang im Bauwesen praktisch thätig, vollendete er seine akademischen Studien in München, wo er Schüler von Ramberg und Piloty war. 1868 unternahm er eine Reise nach Italien und behandelte nach seiner Rückkehr meist Motive aus diesem Lande. König Ludwig II. betraute ihn mit mehreren Aufträgen sowohl für seinen neuen Wintergarten, für den Knab das große, prächtige Abschlußgemälde, das schneebedeckte Himalajagebirge, lieferte, als auch für seine Königsschlösser. Außer diesen Schöpfungen hat Knab noch eine Reihe landschaftlicher Architekturbilder geschaffen, wie z. B. romanischer Klosterhof, Ueberreste eines römischen Palastbaues, Schloßruine aus der Renaissancezeit, eine römische Landschaft, römische Gärten, römische Thermen und Ruinen in der Campagne, olympischer Tempel über Felsschlucht hinter Pinien. Eine charakteristische Probe seiner Kunst finden die Leser auf Seite 202. Auch die acht Lunettenbilder, die den Königspavillon des Münchener Zentralbahnhofs schmücken und die acht Regierungsbezirke Bayerns durch ebenso viele monumentale Bauwerke repräsentieren, rühren von der Hand Knabs her. König Ludwig II. zeichnete den Künstler durch Verleihung des Titels königl. Hofmaler aus.

Heinrich Bernhard, Direktor des königl. Instituts für Glasmalerei, 55 J., † 2. Nov., Charlottenburg. — Bildhauer Francesco Dorigo, 60 J., † 5. Nov., Udine. — Generalleutnant Georg von Dincklage, vormals Kommandant von Frankfurt a. M., 77 J., † 8. Nov., Berlin. — Johann Röhl, Generaldirektor der Hamburger Straßenbahn, Vorsitzender des Bundes deutscher Straßenbahnen, 52 J., † 8. Nov., Hamburg. — Geh. Hofrat Dr. Hinrich Nitzche, Prof. der Zoologie an der Forstakademie Tharandt, 58 J., † 8. Nov., Tharandt. — Baron Karl von Bruck, vormals österr. Botschafter am Quirinal, 72 J., † 9. Nov., Schloß Spielfeld bei Graz. — Generalmajor Freiherr Karl von Kellner, vormals Kommandeur der 28. österr. Inf.-Brigade, 65 J., † 9. Nov., Wien. — Porträt- und Genremaler Lorenz Vogel, 56 J., † 9. Nov., München. — Gartenbaudirektor Karl Lackner, 72 J., † 10. Nov., Berlin. — Geh. Hofrat Dr. Wilhelm Laufer, bis vor kurzem Chefredakteur der „Norddeutschen Allg. Zeitung", 66 J., † 11. Nov., Berlin.



Krematorium mit Kolumbarium für Stuttgart. Entworfen von Architekt Wilhelm Scholter

Über Land und Meer

Nr. 9



Gesamtansicht



Photogr. Aufnahmen von C. Böttcher, Frankfurt a. M.

Foyer

Das neue Schauspielhaus in Frankfurt a. M. Von Heinrich Seeling in Berlin. (Text Seite 212)

Weihnachtslitteratur

Einem sehr löblichen Zweck dient die von Dr. Timon Schroeter geleitete Herausgabe des Werkes „Für unser Heim“. Der Titel ist doppelsinnig, denn einmal wird hier ein Buch geboten, dem, von kleinen Ausstellungen abgesehen, eine weite Verbreitung im deutschen Hause zu wünschen ist, andrerseits aber soll der Ertrag dem im Aufbau begriffenen Deutschen Schriftstellerheim in Jena zufließen, das bekanntlich die Aufgabe verfolgt, eine Stätte zu schaffen, wo alte verdienstvolle Männer der Feder nicht nur vorübergehende Erholung, sondern auch eine Ruhestätte für ihren Lebensabend finden können. Den Schriftstellern ergeht es wohl etwas besser als den Mimen, denen die Nachwelt keine Kränze flicht, denn die bedeutenderen unter ihnen kommen in die Litteraturgeschichte und das Konversationslexikon, und die ganz großen erhalten sogar ihr schönes Denkmal. Aber wie wenige von ihnen, auch wenn sie Bleibendes geschaffen haben, ernten einen Lohn, der sie der Not des Alters enthebt! Da ist denn die Begründung des Heims in Jena ein schöner Anfang der Schriftsteller-Altersversorgung, ein Anfang, dem die Entwicklung zum weiteren Ausbau von Herzen zu wünschen ist. Das vorliegende Werk nun, ein stattlicher Folioband von 400 Seiten, enthält bisher nicht veröffentlichte Beiträge von mehr als 200 Autoren unter Beigabe des Porträts und meist selbst geschriebener Lebensskizze. Eine erschöpfende Uebersicht über das heutige deutsche Schrifttum giebt nun das Buch keineswegs. So viele berühmte und angesehene Namen es enthält, es fehlt eine große Anzahl gleichwertiger Dichter und Denker, aber nicht jeder Autor ist in der Lage oder Laune, zu solchem Unternehmen beizusteuern, und manchen hat man wohl auch aufzufordern versäumt. Ingleichen findet man in dem Werke etliche in den weitesten Kreisen unbekannte Poetlein, von denen man nicht recht begreift, wie sie sich hier einschmuggeln konnten, aber das Los aller Großen ist ja, daß sich die Kleinen an ihre Rockschöße hängen. Falls aber, wie wir hoffen und wünschen, das Werk neue Auflagen erlebte, da wäre es doch empfehlenswert, daß diese dii minorum gentium abgeschüttelt würden. Und um bei dem großen Publikum einem weiteren Irrtum vorzubeugen, sei erwähnt, daß nicht alle der Dichter und Denker heute so aussehen, wie sie dargestellt sind. Nicht wenige, die heute schon mehr als das halbe Jahrhundert hinter sich haben, erscheinen noch in der holden Jugend Maienblüte. Aber freilich, damals schuf mancher von ihnen sein Bestes, und gegen den Gesamteindruck des verdienstlichen Unternehmens wollen diese Ausstellungen nichts besagen. Es ist ein löbliches Werk, das vielseitige Anregung bringt, nicht zum wenigsten durch die Selbstbiographien, von denen einige, wie diejenige Johannes Trojans, Kabinettstücke feinhumoristischer Darstellung sind. Der Druck (von J. J. Weber in Leipzig) und der künstlerische Schmuck (nach mehr als hundert Originalzeichnungen) verdienen unumwundene Anerkennung. Im Buchhandel ist das Werk vorläufig nicht zu haben; darum möge man direkte Bestellungen an das Deutsche Schriftstellerheim in Jena richten.

— Die Frauengestalten Richard Wagners als Typen des „Ewig-Weiblichen“ zu erläutern, hat sich Frieda Schwabe zur Aufgabe gestellt (München, F. Bruckmann). Senta, Elsa, Elisabeth, Brünnhilde, Isolde, Kundry sind Schöpfungen von so herrlichem dichterischen Gehalt und zugleich von so starker Lebenswahrheit erfüllt, daß es sich wohl verlohnt, sie für sich zu betrachten. Welcher Dichter hätte wohl tiefere Blicke in die Frauenseele gethan, wer den feinsten Regungen des weiblichen Herzens schöneren Ausdruck verliehen? Die Verfasserin analysiert nun mit feinem Verständnis die verschiedenen Frauencharaktere Wagners und liefert, indem sie überall das Typisch-Weibliche in ihnen darlegt, wertvolle Beiträge zur Kenntnis der Frauenseele und überhaupt zur Wagner-Litteratur.

— In zweiter, vermehrter Auflage erscheint die Deutsche Litteraturgeschichte von Dr. Karl Storck (Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung). Das Buch, das sich schon bei

seinem ersten Erscheinen als wegkundiger Führer bewährte, hat jetzt in manchen Kapiteln, besonders in denen, die die letzten fünfzig Jahre behandeln, eine vollständige Neubearbeitung gefunden. Das Werk behandelt die Entwicklung unsrer nationalen Poesie von der altgermanischen Zeit bis zur jüngsten Gegenwart. Den einzelnen Litteraturperioden schickt der Verfasser trefflich gelungene allgemeine Charakteristiken voraus, an die er dann die Besprechung der einzelnen Dichter und ihrer Werke anreiht. Ueber die litterarischen Strömungen der letzten Jahrzehnte, den neuen „Sturm und Drang“, erhalten wir eine übersichtliche Gruppierung. Der Anhang bietet eine kurze Geschichte der deutschen Sprache, Litteraturnachweise und ein sehr sorgfältiges und reichhaltiges Register. Deshalb läßt sich die Storcksche Litteraturgeschichte, die mit wissenschaftlicher Grundlage den Vorzug lebensvoller Darstellung vereinigt, jedem deutschen Haus empfehlen.

— Die „Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient“, die Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg, vor zehn Jahren unternommen und anziehend beschrieben hat, erfreuen sich der vierten Auflage (Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung). Von Triest führte den Verfasser die Reise nach Aegypten, und in Kairo nahm er längeren Aufenthalt. Alsdann ging es durch das Land Gosen ans Rote Meer, durch den Suezkanal nach Port Said und hierauf nach Palästina, dessen heilige Stätten eingehend besichtigt wurden. Natürlich nimmt in den Schilderungen Jerusalem einen breiten Raum ein. Weiter erstreckte sich die Reise nach Damaskus, Baalbek und Beirut, und die Rückfahrt brachte noch Abstecher nach Griechenland und nach Konstantinopel. Der Verfasser erzählt außerordentlich lebendig, hier mit fröhlichem Humor, dort mit stimmungsvollem Ernst. Selbstverständlich betont er, soweit kirchliche Dinge in Frage kommen, seinen katholischen Standpunkt, aber auch Andersgläubige werden gern seiner fesselnden Darstellung folgen, deren Reiz durch 145 Abbildungen erhöht wird.

— Von seinen illustrierten Ausgaben hervorragender Erzeugnisse der Erzählungskunst bietet der Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart wieder einige neue Bände dar. „Die schönen Amerikanerinnen“ von Friedrich Spielhagen, die einst den Ruf des berühmten Dichters begründen halfen, haben im Lauf der Jahre nichts von ihrem Reiz verloren, denn noch heute ist die Satire gegen die Ausländerei, den Namen- und Geldkultus wohl berechtigt. Ein wenig von diesem Kultus spielt auch in die Novelle „Prinzeß Hummelchen“ von Hanns von Zobeltitz hinein, nur daß hier der fröhliche Humor die Oberhand gewinnt, der sieghaft die beengende Hofluft einer duodezfürstlichen Residenz durchdringt. Tragisch scheint sich zu Beginn „Die Todbringerin“ anzulassen, eine Novelle desselben Autors, aber eine freundliche Wendung vereinigt die Liebenden. Das Leben und Treiben des Weltkurortes Wiesbaden, in dem die Handlung sich abspielt, ist reizvoll und lebenswahr geschildert. Alle drei Bände haben in den Künstlern die rechten Interpreten gefunden.

— Den Lesern unsrer Zeitschrift ist Wilhelm Lobsien durch manchen Beitrag als stimmungsvoller Poet bekannt geworden, und so werden sie auch seiner Gedichtsammlung „Ich liebe dich“ warme Teilnahme entgegenbringen (Bremen, Carl Schünemann). Ob er die Regungen des Herzens wiedergiebt oder sich in Naturschilderungen ergeht, stets verbindet er mit schönen Gedanken eine künstlerische Form. Nirgends bietet er seichten Klingklang, sondern überall schöpft er aus der Tiefe eines empfindenden Gemütes und erweckt im Innern des Lesers sympathischen Gleichklang. Ein schwermütiger Hauch ruht allerdings auf der Mehrheit der Dichtungen. Hermann Heiberg hat dem mit schönem Buchschmuck versehenen Bande Worte warmer Empfehlung vorausgeschickt.

— Dem reiferen Jugendalter bietet der Verlag von Gustav Weise in Stuttgart eine Reihe trefflicher Bücher dar. An die Mädchen von 10 bis 14 Jahren wendet sich Agnes Hoffmann mit der Erzählung „Postliesel“, die uns in jene Zeit versetzt, da das Hauptverkehrsmittel im lieben Deutschland noch die Postkutsche war. Neben der jungen, früh der


Trocken
Henkell Trocken.
IN DEUTSCHLAND AUF FLASCHEN GEFÜLLT.
HENKELL TROCKEN.
Henkell Sehr Trocken
Diese Seite nicht nach oben.
H & Co
23792
Henkell Sehr Trocken
Diese Seite nicht nach oben.
Henkell Sehr Trocken
Diese Seite nicht nach oben.
HENKELL-
SEHR TROCKEN

Mutter beraubten Titelheldin, der Tochter des Posthalters, lernen wir ihre Freunde und die treffliche Tante kennen, die dem kleinen Wildfang eine liebevolle zweite Mutter wird. Die Hauptfiguren der Erzählung „Im Schwalbenneste“ von Bertha Clément sind drei edle Frauen, die mutig den Kampf mit dem Leben aufnehmen und den Lohn ihrer Treue finden. Die Ereignisse von 1870/71 bilden zu den Schilderungen einen wirkungsvollen Hintergrund. Mit besonderem Interesse werden die heranwachsenden Mädchen „Das Mägdlein aus der Fremde“ von Henny Koch lesen. Die kleine Heldin verlebte auf Cuba ihre ersten Jahre in einem wahren Paradies der Kindheit, aber früh der Eltern beraubt, kommt sie zu ihren Verwandten in Deutschland. Zunächst gewöhnt sie sich schwer an die neuen Verhältnisse, aber ihr goldenes Gemüt gewinnt ihr alle Herzen, und aus ernster Gefahr wird sie glücklich gerettet. Jedes dieser drei Bücher ist von vier Abbildungen begleitet. Viele kleinere Bildchen zieren die Erzählung „Die Waise“ von C. von Ecke. Auch hier ist, wie schon der Titel verrät, ein elternloses Mädchen die Hauptfigur. Bei Verwandten findet sie liebevolle Aufnahme und stattet ihren Dank dafür durch zärtliche Hingabe ab. Den ernsten Schilderungen stehen Scenen voll behaglichen Humors gegenüber. — Die Knabenwelt wird hohes Gefallen an zwei Werken von Franz Treller finden. „Der König der Miamis“ ist eine Indianergeschichte, doch keine bloße Abenteuerlichkeit, sondern eine Erzählung mit historischem Hintergrunde. Sie behandelt die Kämpfe, die Frankreich und England um das Indianergebiet des Ohio führten, und die die Vorläufer des großen Unabhängigkeitskrieges der späteren Vereinigten Staaten waren. George Washington erscheint schon hier als heldenhafte Figur. „Die Söhne Arimunts“ von demselben Verfasser haben jene Kämpfe der Germanen gegen die Römer zum Gegenstande, die in der Vernichtung der Legionen des Varus im Teutoburger Walde ihren Abschluß fanden. Der Verfasser hat es trefflich verstanden, den Lesern auch die altgermanischen Sitten und Bräuche anschaulich zu machen.

— Mit sechs Neuheiten bedenkt der Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen den Weihnachtstisch. Das „Tier-ABC“ von Henry Albrecht bringt zahlreiche farbige und schwarze Bilder, und in dritter Auflage erscheint das vergnügliche Buch „Blatt für Blatt“ von Oskar Pletsch, dessen Abbildungen von munteren Versen begleitet sind. Ob das „Ueberkinder-Bilderbuch“ von Mathilde Ade in der gleichen Weise zum Gemüte des jungen Volkes sprechen wird, möchten wir fast bezweifeln, denn so drollig die farbigen Bilder und lustigen Reime an sich erscheinen, so fürchten wir doch, daß sie dem Verständnis der Kleinen „über“ sind. Große Freude dagegen werden letztere an den Büchern „Märchenwelt“ und „Im Märchenland“ haben, die unter Beigabe großer Farbenbilder eine Auswahl der besten Volksmärchen bringen. Für angehende kleine Künstler empfiehlt sich das Blumen-Malbuch, das acht Farbentafeln und ebenso viele Tafeln zum Ausmalen nebst der entsprechenden Anleitung enthält. Eltern, die ihre Sprößlinge hiermit beschenken, dürfen natürlich auch nicht den Farbenkasten vergessen.

— Den heranreifenden Knaben bietet Paul Benndorf zwei schmucke Bändchen dar (Leipzig, Dr. Seele & Comp.). „Auf rauhen Pfaden“ ist eine fesselnde Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege, während „Lohn der Arbeit“ eine ansprechende Sammlung neuer Märchen und Erzählungen enthält, deren löbliche Tendenz im Titel ausgedrückt ist.

— Zwei unsrer beliebtesten Märchen, die von Schneeweißchen und König Drosselbart, giebt der Verlag von Meinhold & Söhne in Dresden in prächtigen Sonderausgaben heraus. Jedes Märchen ist von sechs großen Farbenbildern nach Zeichnungen von Emil Sachße begleitet.

— Ein treuer Berater der deutschen Frauenwelt, das schon in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitete Buch „Die Hausfrau“ von Henriette Davidis, ist zum Weihnachtsfest in 17. Auflage, bearbeitet von Emma Heine, erschienen

(Leipzig, G. Twietmeyer). Diese praktische Anleitung zur selbständigen und sparsamen Führung von Stadt- und Landhaushaltungen wird schwerlich eine junge Hausfrau, die in irgend eine Verlegenheit gerät, im Stich lassen. Man findet in dem trefflichen Buche aber nicht nur Anweisungen und Ratschläge für alle erdenklichen Fälle des häuslichen Lebens, sondern auch ein vollständiges Kochbuch. Auch die erfahrene Hausfrau wird selten das Buch ohne Nutzen aus der Hand legen. Wenn man auch noch so vieles erprobt und Erprobtes gelernt hat, so giebt es immer noch Leute, von denen man etwas Neues lernen kann, und ein einziger brauchbarer Wink ist oft zehnmal mehr wert als das Buch, das sich zu einem Geschenk für eine Braut oder junge Hausfrau vorzüglich eignet, kostet.

Musikalisches

Die Angabe, es sei der Technik gelungen, ein Instrument zu konstruieren, das einen jeden befähigt, ohne musikalische Vorkenntnisse auf dem Klavier selbst die schwierigsten Stücke nicht nur technisch tadellos, sondern auch mit feinster Nuancierung zum Vortrag zu bringen, mag zuerst kaum glaubhaft klingen. Es ist dies aber wirklich der Fall: das Pianola leistet in der That das vorstehend Gesagte in vollem Maße und darf deswegen als ein Triumph menschlicher Erfindungsgabe bezeichnet werden. Dies wunderbare automatische Instrument, das an jedem Klavier oder Flügel angebracht werden kann, setzt jedermann in den Stand, ohne Kenntnis der Noten oder sonstigen Musikzeichen und ohne jemals vorher eine Klaviertaste berührt zu haben, jede beliebige Sonate, jedes Salon- und Klavierkonzertstück, jede seiner Lieblingsmelodien genau den Intentionen des Komponisten und dem eignen Empfinden entsprechend zu spielen. Innerhalb weniger Stunden läßt sich mit Hilfe des Pianola die erforderliche Geschicklichkeit erwerben; die Behandlung des Instruments ist die denkbar einfachste: für Tempo, Tonstärke und Klavierpedalgebrauch ist ein kleiner Hebel mit den Händen zu leiten, während der zum Betrieb erforderliche Luftdruck, ähnlich wie beim Harmonium, durch Fußbälge erzeugt wird. Solange es nicht gebraucht wird, kann das Pianola geschlossen irgendwo im Zimmer als Ziermöbel stehen; will man es benutzen, dann rollt man es an das Klavier, daß die „Finger“ des Pianola an der richtigen Stelle über den Klaviertasten zu liegen kommen, und setzt nunmehr die Musikrolle ein. Die mannigfachsten musikalischen Nuancen, jeder Stärkegrad, die Legati, Staccati u. s. w. können mühelos zum Vortrag gebracht werden, und dieser Umstand verleiht dem Pianola seine hohe Bedeutung gerade auch für den künstlerisch feingebildeten Musiker. Es kann, wie nochmals betont sei, jedermann darauf spielen, da die richtigen Töne stets klar und deutlich angeschlagen werden, so daß nie ein falscher Ton das Ohr verletzt, allein je höher der Kunstgeschmack des Spielers entwickelt ist, desto vollendeter wird auch sein Vortrag auf dem Pianola sein. Das von der Generalagentur der Choralion Company Frank W. Hessin, Berlin, in den Handel gebrachte Instrument wird von den hervorragendsten Vertretern des Musikfaches und den berühmtesten Pianisten der Welt, wie J. J. Paderewski, Moritz Rosenthal, Emil Sauer u. s. w. benutzt und empfohlen, und es darf wohl angenommen werden, daß es einen großen Einfluß auf das Klavierspiel überhaupt haben wird. Das Pianola hat, eben weil es so himmelweit von den bekannten rein mechanischen und ausdruckslosen Spielapparaten entfernt ist, die aufrichtige Bewunderung aller Kenner gefunden, und seine allgemeine Einbürgerung in der musikliebenden Welt kann nur eine Frage der Zeit sein.

Kunst im Hause

In einer stattlichen Mappe bietet der Verlag von Mey & Widmayer in München 30 Musterblätter für Holzbrand dar. Die Fülle der Motive, durchweg entworfen von der Hand berufener Künstler, ist schier unerschöpflich. Das Pflanzenornament herrscht nach Natur der Sache allerdings vor, denn wohl nirgend anders bietet sich eine solche Mannigfaltigkeit anmutiger Form, aber auch das Figürliche ist reich vertreten. Für alles, was nur an Geräten und Möbeln mit dieser Kunstfertigkeit sich schmücken läßt, sind hier die verschiedensten Variationen vorhanden. Wir sehen originell verzierte Tische, Stühle, Hocker und Bänke, Schränke und Ständer, Spiegel- und Bilderrahmen, Buch- und Mappendeckel, Füllungen, Uhrgehäuse, Konsolen, Servier- und Thermometerbretter, nicht zu vergessen das Möbel, dessen der Mensch zunächst beim Eintreten ins Leben bedarf, die Wiege. Ja, ein ganzer Hausstand ließe sich, wenn man wollte, in dieser Weise mit dem Holzbrandschmuck ausstatten. Dabei ist sowohl auf die Anfänger Rücksicht genommen wie auf diejenigen, die es in dieser Kunstfertigkeit schon zur Vollkommenheit gebracht haben. Auch die Materialien sind von dem genannten Verlage zu beziehen.

Briefmappe

O. G. R. in Turin. Freundlichen Dank für Ihre Mitteilung; es ist natürlich „bella" zu lesen. Die hübsche, von Ihnen angegebene Fassung werden wir bei Gelegenheit bringen.

Th. R. in S. Die Nobel-Preise werden stets am 10. Dezember, dem Todestage des Stifters Alfred Nobel, verteilt, und zwar fallen je 170 000 Mark auf physikalische, chemische, medizinische und schönwissenschaftliche Leistungen, und der fünfte Preis wird demjenigen erteilt, „der das Beste für das Werk der Brüderlichkeit der Völker, für die Friedensidee geschaffen hat". Persönliche Bewerbung ist ausgeschlossen. Das Vorschlagsrecht haben alle Universitätsprofessoren auf der Erde, die Mitglieder der Akademien der Wissenschaften aller Länder und aller jener Körperschaften, die den wissenschaftlichen Akademien gleichzuachten sind, ferner jedes Mitglied einer gesetzgebenden Versammlung. Doch ist dies nur ein Akt der Höflichkeit, denn die zur Entscheidung berufene schwedische Akademie der Wissenschaften für den physikalischen und chemischen Preis, das Carolinische Institut für den medizinischen und die Akademie für Litteratur in Stockholm für den Dichterpreis sind vollkommen unabhängig in ihren Beschlüssen.

G. St. in H. Anmeldungen für die Weltausstellung in St. Louis und Anfragen darüber haben vorläufig keinen Zweck. Warten Sie damit, bis der Reichskommissar, Geh. Oberregierungsrat Lewald, von seiner Reise nach St. Louis zurückgekehrt und in Berlin das deutsche Ausstellungsbureau errichtet ist. Das wird Anfangs nächsten Jahres geschehen.

Otto W. in O. Die von K. E. Franzos in Berlin herausgegebene Zeitschrift „Deutsche Dichtung", Verlag Concordia.

Sparsame Hausfrau in H. Sie finden das Gewünschte in Singers Haushaltungsbuch, das schon im 4. Jahrgange erscheint (Straßburg i. E., Josef Singer). Es enthält ausgiebigen Raum zum Eintragen der Einnahmen und Ausgaben wie für die Monatsabschlüsse, so daß sich eine genaue Kontrolle üben läßt, dazu eine Fülle von Ratschlägen und Weisungen für Küche und Hauswirtschaft.

W. A. in O. Die Duchoborzen oder „Geisteskämpfer", die jetzt so viel von sich reden machen, sind eine russische Sekte, die zu Peters des Großen Zeit in und bei Moskau entstand. Die Leute leugnen die Dreifaltigkeit und behaupten, nicht schwören und Kriegsdienste thun zu dürfen, da in ihnen die Seele Christi wohne. Sie sind strenge Vegetarier und vermeiden sogar Milch und Eier als vom Tiere stammend. Ebenso verschmähen sie Lederstiefel und Wollanzüge wegen der animalischen Herkunft und tragen dafür Gummischuhe und Baumwollkleider. Zu gewissen Zeiten wurden sie hart verfolgt, bis Zar Alexander I. ihnen 1804 in Taurien feste Wohnsitze anweisen ließ. 1841 mußten sie sich in Transkaukasien ansiedeln, und nach einer 1887 eingetretenen Spaltung wanderte im Jahre 1900 ein Teil nach Ostsibirien, ein andrer nach Kanada aus.

E. v. G. in R. Die Düsseldorfer Ausstellung hat einen Ueberschuß von rund einer Million Mark ergeben, obwohl sie nicht sonderlich vom Wetter begünstigt war. An diesem Ueberschuß ist die Kunstausstellung mit 280 000 Mark beteiligt. Es wurden Bilder für mehr als 530 000 Mark gekauft. Aber auch die Industrie hat große Vorteile erlangt, indem viele Aussteller ansehnliche Aufträge erhielten. Wie die Ueberschüsse verwendet werden sollen, ist noch nicht festgestellt.

Annie W. in E., B. B. in Wien. Mit Dank abgelehnt.

Silbenrätsel

Sobald im Lenz der Schnee vergeht,
Aus Süden kommt die Erste schnell;
Doch oft noch rauh die Zweite weht —
Dann friert der muntere Gesell'.
Das Ganze ist im Nachbarland
Als ein vornehmer Herr bekannt. F. M.-S

Scherzrätsel

Ein Zischen erst, und was noch kommt, ist immer;
Hast du nicht von der Lösung einen Schimmer? E. S.

Worträtsel

Ein jugendfrisches, blondes Mädchen
Spaziert geschwind zum nächsten Lädchen,
Denn weißen Mull giebt's überall,
Und sie bedarf zum Sonntagsball
Fünf Meter noch für ihr Gewand,
Damit es fein und elegant.
Ein Hermes-Jünger unverweilt
Die Kundin zu bedienen eilt,
Und ihren Wünschen sich zu fügen
Ist offenbar ihm ein Vergnügen,
Doch ihr nicht, daß sie warten muß
Auf seinen langen Redefluß.
„Fast könnte ich den Stoff beneiden,
Wie himmlisch schön wird er Sie kleiden,
Wie viele Blicke sich dran weiden —"
Sie drängt: „Ich bitte abzuschneiden!"
„Verzeihung," spricht er, „ich war irr,
Nur Ihrer Locken hold Gewirr,
Der Veilchenaugen tiefe Bläue
Ist schuld, daß leider ich aufs neue
‚Ergreifen muß das Stäbchen dort,
Ich habe mich — das Rätselwort."
„Mein Herr, Sie sind das Rätselwort!"
Und voll Entrüstung läuft sie fort. M. Sch.

Rätsel

Meine Kraft treibt eine Welt im kleinen,
Meine Macht beherrscht die große Welt,
Jauchzen lass' ich diesen, jenen weinen;
Nur ein Druck — ein Menschenleben fällt,
Nur ein Strich — und neuem Leben
Ist ein Mensch zurückgegeben. G. P. P.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 172:

Des Silbenrätsels: Saumselig.
Des Rätsels: einfach — ein Fach.
Der viersilbigen Charade: Beresina.
Des Leistenrätsels:

	A		M		G		B	
G	n	e	i	s	e	n	a	u
	d		c		m		g	
N	a	c	h	t	i	g	a	l
	l		o		n		t	
J	u	k	a	h	i	r	e	n
	s		c		d		l	
C	i	t	a	d	e	l	l	e
	a		n		n		e	

Richtige Lösungen sandten ein: Frl. Anna Catarina von Ferber, Rittergut Melz (2); F. Z., Café Dorrer in Klagenfurt; Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg (4); Frau Ida Kremer in Robschütz (7); Oedipus in Emden (4); Joh. P. Stoppel in Hamburg (3); Ph. Neitzel in Prag; Frau Alice Henselt in Wien (3); Georg Bückerath in Magdeburg (2); Otto Winter in Bremen (3); Arthur Neumann in Berlin (4); Frl. Paula v. G. in Wiesbaden (3); Frau Henriette Helbling-Tschudy in Zürich (5).

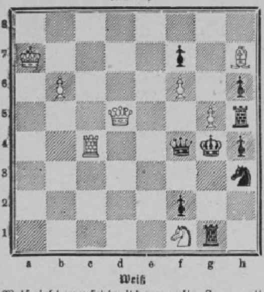
Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 8

Von J. Colpa in Leiden

(Kürzlich in einem niederländischen Problemturnier preisgekrönt.)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 5:

W. 1. Sh5—g3
S. 1. f4×g3
W. 2. f2—f4
S. 2. Kd5—e4, e6 od. bel. anders
W. 3. Dc3—e5, c4 matt.

A.

S. 1. Kd5—e6
W. 2. Dc3—f6†
S. 2. Ke6—d5
W. 3. Df6—d6 matt.

B.

S. 1. Sh2-f3(Lh1-e4)
W. 2. Dc3—c4†
S. 2. Kd5—e5
W. 3. Dc4(×)e4matt.

C.

S. 1. Sh6 beliebig
W. 2. Se8—c7†
S. 2. Kd5—d6
W. 3. Sg3(×)f5 matt.

D.

S. 1. beliebig and.
W. 2. Dc3—d3†
S. 2. Kd5—c6, e6
W. 3. Dd3—b5, d6 matt.

Partie Nr. 7

Kürzlich zu Wien gespielt, seitens des Anziehenden gleichzeitig mit 14 anderen Partien ohne Ansicht des Brettes.

Spanische Partie

Weiß: H. N. Pillsbury-New York. — Schwarz: Liffet jun.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	14. b2—b3	Sc6—b4
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	15. Sd5×b4	c5×b4
3. Lf1—b5	a7—a6	16. Lc1—b2	Le6—d7?
4. Lb5—a4	d7—d6	17. Dd3—d4	c7—c5
5. d2—d4	Lc8—d7	18. Dd4—d5	Ld7—b5?²)
6. La4×c6	b7×c6	19. Tf1—e1	Ta8—c8³)
7. Sb1—c3	f7—f6	20. Sh4—f5	Ke8—f8
8. Sf3—h4	Sg8—e7	21. Ta1—d1	Tc8—c6⁴)
9. 0—0	e5×d4	22. e4—e5	g7—g6
10. Dd1×d4	c6—c5	23. Sf5—h6	Kf8—g7
11. Dd4—d3	Se7—c6	24. e5×f6†	Le7×f6
12. Sc3—d5	Lf8—e7	25. Dd5—f7†	Kg7×h6
13. f2—f4	Ld7—e6¹)	26. Lb2×f6	Dd8—g8
		27. Te1—e3!!	Aufgegeben.

¹) Die Rochade war vorzuziehen, wenn auch Weiß durch Tf1—f3 nebst Tf3—h3 rc. einen Angriff einleiten konnte. Uebrigens bringt die „Wiener Schachzeitung", die wir nachträglich zu Gesicht bekommen, die Züge 5 bis 13 in anderer Reihenfolge: 5. Sb1—c3 Lc8—d7 6. La4×c6 b7×c6 7. d2—d4 f7—f6 8. 0—0 Sg8—e7 9. Sf3—h4 e5×d4 10. Dd1×d4 Ld7—e6 11. f2—f4 c6—c5 12. Dd4—d3 Se7—c6 13. Sc3—d5 Ld7—e6.

²) Ein entscheidender Fehler, der dem weißen Springer das Feld f5 zugänglich macht und den Tf1 auf ein günstiges Feld bringt.

³) Nach der „W. Sch.-Z.": 17. Tf1—e1 Ld7—b5 18. Dd3—d4 c7—c5 19. Dd4—d5 Ta8—c8.

⁴) Etwas besser war Lb5—e6. Weiß führt die Partie in elegantem Spiel zu Ende. („Hamb. Korr.")

Schachbriefwechsel

S. in Bulgrin. Ihren Entschluß, nach mehrjähriger regelmäßiger Einsendung der Lösungen unsrer Schachaufgaben nunmehr diese Thätigkeit einzustellen, bedauern wir sehr, da die regelmäßigen und pünktlichen Einsendungen ziemlich dünn gesät sind. Doch nehmen wir mit Befriedigung von Ihrem Versprechen Kenntnis, unsrer Schachrubrik — und zwar sowohl den Aufgaben als auch den Partien — auch ferner Ihr Interesse zuwenden zu wollen. Wir dürfen wohl hoffen, auch ferner wenigstens gelegentlich Zuschriften von Ihnen zu erhalten. — Durch Ihre dankenswerte Mitteilung bestätigen Sie Ihr fortdauerndes Interesse, um dessen fernere Erhaltung wir bitten. Nr. 5 ist in der That nebenlösig durch 1. Sh5×f4† Kd5—e4 2. Se8—d6† Ke4×f4 3. Dc3—g3 matt. Wir ersuchen um Hinzufügung eines schwarzen Bauern auf **e3**, der der Dame den Weg nach g3 verlegt und die beabsichtigte Lösung nicht zu stören scheint.

P.-M. in Frankfurt a. M. Verbindlichen Dank für Ihren gütigen Beitrag, von dem wir gern Gebrauch machen. Es werden aber wohl noch einige Wochen darüber vergehen, da für die nächste Zeit bereits Vorsorge getroffen ist.

Richtige Lösungen sandten ein: Willibald Kühne in Oldisleben zu Nr. 32; Hüttig in Breslau zu Nr. 1, 2 u. 3; J. B. in Hedewigenkoog zu Nr. 2; Karl Schwartz in Hamm (Westf.) zu Nr. 2 und 3; Julius Richter in Brünn zu Nr. 3; Markus Birkenfeld in Husiatyn zu Nr. 4.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer

Nr. 10

89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Für die Krone

Roman von Richard Voß

(Fortsetzung)

Der König ist tot. Es lebe der König!

Ich fand meine Mutter voll hoheitsvoller Trauer; ich fand meinen Bruder fassungslos, außer sich, verzweifelnd. Warum verzweifelnd? Weil er König ist! Meine Mutter ist beständig bei ihm; und viel bei ihm ist unser spiritus familiaris.

Beständig muß ich daran denken, was jener große und unheimliche Geist mir von meinem Bruder sagte: von seiner Furcht, seiner Angst, seinem Grausen vor dem Königstum; und daß der Fluch unsers Hauses nicht auf ihn fallen würde, wenn er stark genug wäre, seine Furcht und seine Angst, sein Grauen zu überwinden.

Mitunter frage ich mich: graust meinem Bruder vor dem Erbe seiner Väter oder vor der Verantwortung des Herrschers eines großen Reichs? Denn diese ist so ungeheuer, daß ihr auf Erden nichts gleichkommt; es sei denn der Jammer des Lebens.

Wir leben im Schlosse, als befänden wir uns eingeschlossen in dem Gewölbe, das den sterblichen Teil meines Vaters aufnahm. Ich erhielt einen vergrößerten Hofstaat und übe mich in der Repräsentation. Jeder neue Tag ist eine neue Lektion. Ich lerne ziemlich leicht, so daß ich hoffen kann, ein Examen gut zu bestehen. Sogar in der Anrede fremder Persönlichkeiten und im Abhalten des „cercle“ darf ich nunmehr auf eine gute Nummer hoffen.

Allen großen Staatsaktionen bleibe ich nach Möglichkeit fern.

Die größte Staatsaktion: die Krönung des neuen Königs, soll im Frühling stattfinden, zugleich mit der Vermählung.

Den historischen Moment der Eidesleistung meines Bruders mußte ich versäumen. Ich lag fiebernd zu Bette. Man erzählte mir, es sei für alle, die dabei waren, ein überaus peinlicher Augenblick gewesen. Der junge König habe das Antlitz eines Todkranken gehabt und sei nach der Zeremonie fast zusammengebrochen.

*

Wäre Gebhardt nicht bei mir, so könnte ich die Illusion haben, auf einer einsamen Insel zu



Feierabend. Nach dem Gemälde von B. Genzmer

sein, einer Klippe im Ozean. Um mich die Unendlichkeit des Wassers, über mir die der Luft. Und ich auf dem Felsenriffe der einzige Mensch!

Man muß unter Kronen wandeln, um zu wissen, wie einsam der Mensch sein kann. Ich kenne nur einen, der noch einsamer ist als ich. Dieser eine ist der König.

*

Hätten sie mich wenigstens eine Universität besuchen lassen! Dann wäre doch auch ich einmal jung gewesen. Nur mit andern, die jung sind, können wir selbst es sein. Mich hat man um meine Jugend gebracht. Man hat sie mir geraubt, hat mich um das einzig wahre Glück des Menschen betrogen. Sie haben an mir ein Verbrechen begangen, an meiner Seele einen Totschlag verübt.

Mit zwanzig Jahren bin ich greisenhaft alt.

Warum schickte man mich auf keine Universität? Warum ließ man mich frühzeitig altern? Warum hielt man mich gleich einem Schwerkranken in fürchterlicher Einsamkeit? War ich ihnen gefährlich? Besorgten sie allen Ernstes, ich könnte zu beliebt, zu populär werden? Fürchteten sie, es möchte durch mich eine Gefahr für das Königreich kommen?

Welche Gefahr?

Daß das Volk, das ganze Volk aufschrie: „Wir wollen diesen zum König! Denn diesen lieben wir, an diesen glauben wir, dieser würde ein guter Regent sein!"

Unglücklich machen soll ich das Land?

Ich will dem Volke, dem ganzen Volke zurufen: „Ich darf dein König nicht sein!"

*

Bisweilen rede ich mit Gebhardt von den beiden Tagen meines Lebens, an denen auch ich jung war. Den einen Tag pflückte ich Himbeeren, den andern fing ich Forellen und schnitt Weizen. Das Glück dieser Tage war so gewaltig, daß ich es nicht ertragen konnte und mich unter die hohe Fichte stellte, um mich von himmlischen Flammen verzehren zu lassen.

*

Ich zeige mich dem Volke nach Möglichkeit wenig. Vielmehr: ich weiche jeder Gelegenheit, mich sehen zu lassen, fast angstvoll aus. Ich fürchte des Volkes Blick, der seine Liebe und seinen Glauben mir verrät. Das Volk soll den König lieben; an seinen Herrscher soll es glauben. Was hat des Volkes Lieben und Glauben mit mir zu schaffen?

*

Heute führte ich wieder einmal ein Geistergespräch. Ich bekam Gelegenheit, mit dem Geheimrat einige Augenblicke allein zusammen zu sein, was in den Gemächern meiner Mutter geschah. Ich fragte ihn:

„Wann glauben Sie sagen zu können, daß der König sein Leiden überwunden haben wird?"

„Sobald Seine Majestät einsehen, daß Allerhöchstdieselben stärker sind als . . .

„Selbst der Tod?"

„Als eben sein Leiden."

„Sie hoffen auf diese Einsicht?"

„Ich hoffe darauf."

„Mit Zuversicht?"

„Mit vollkommener Zuversicht."

„Dann steht also nicht zu befürchten, daß das Land durch mich unglücklich gemacht werde?"

„Königliche Hoheit . . ."

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen."

Und ich ging an ihm vorüber zu meiner Mutter, die mich erwartete.

Mit vollkommener Zuversicht glaubt also der große Mann an die Heilung des Königs; und dann — dann kann für das Königreich das goldene Zeitalter kommen, kann das Volk aus dem Grunde seines Herzens Jubelhymnen anstimmen und Dankgebete sprechen.

*

Ueber meines Vaters tragischen Untergang wird vermutlich alles Mögliche und Unmögliche fabuliert. Ich erfahre es nicht. Auf das Fürchterlichste, auf die Wahrheit, scheint man jedoch nicht verfallen zu sein. Gebhardt hätte sonst mit mir sprechen und beraten müssen — jenes jungen Menschen willen. Ohne die dunkle Nacht und den Schneesturm hätte die Wahrheit gewiß nicht verborgen bleiben können. Wie alles sich zutrug, klingt die Todesursache nur allzu wahrscheinlich. Da ich mein Geheimnis in der Beichte verschwieg, brauche ich es auch der Königin-Witwe und dem König nicht zu verraten, das einzig Gute, das ich diesen beiden armen Menschen zu erweisen vermag.

Ich weiß nicht, ob ich schon aufschrieb, daß meine Mutter von meines Vaters Krankheit zu mir, ihrem Sohne, nicht ein Wort sprach. Mein Bruder will es bisweilen, kann sich jedoch nicht überwinden, es zu thun, so sehr erfüllen ihn noch immer die Furcht, die Angst und das Grausen, darüber er Herr werden muß, oder . . .

Aber Herr darüber wird er ja werden, also giebt es kein Oder.

Durch einen Zufall, in Gestalt eines Lakaiengesprächs, bei dem ich zuerst unfreiwillig, dann mit voller Absicht den Lauscher machte, erfuhr ich etwas, das mich erregt: der König besucht wieder jene herrschaftlich möblierte Villa in Westend. Natürlich ganz heimlich, doch was könnte ein König heimlich thun?

Es erregt mich. Nicht, daß ich Seiner Majestät sein heimliches Glück nicht gönnte — im Gegenteil! Aber es erregt mich.

Auch wundert es mich bei seinem Pflichtgefühl. Noch als König eine Liebelei! Ueberdies mit einer Schauspielerin. Ueberdies als ein aus höchsten Staatsinteressen Verlobter, ein Vierteljahr vor der Vermählung. Es ist merkwürdig und — es erregt mich. Also wirklich eine große Leidenschaft, wie es scheint? Auch noch als König eine große Leidenschaft! Ist das möglich?

*

Ich bin in dieser Welt ein andrer Mensch als in jener. Fräulein Fritz würde mich nicht einen „guten" Menschen genannt haben, wäre sie mir am Hofe begegnet, was zum Glück für sie zu den unmöglichen Dingen gehört. Ich staune selbst über die Wandlung von damals und darüber, daß ich zu einem „guten Menschen" wurde, weil ich ein unglücklicher Mensch war.

Hier bin ich ungut, werde es mehr und mehr, je schärfer ich diese Welt ins Auge fasse und darin die Hohlheit, die Lüge, den Schein erkenne, erkennen muß. Wie konnte ich bei mir selbst geloben, ein guter Mensch zu bleiben? Als ob das von uns abhinge! Angenommen, ich wäre der beste Mensch unter der Sonne, so könnte es geschehen, daß ich zum schlechtesten Menschen gemacht würde, gemacht durch die Menschen, die ich liebte, an die ich glaubte, für die ich mich hätte steinigen lassen mögen.

Es ist natürlich nur eine Phantasie. Aber daß ich solche Phantasie überhaupt haben kann: mit zwanzig Jahren, ein Königssohn . . .

Vielleicht gerade darum?

*

Jeder Tag bringt trotz der Trauer Repräsentationen, Zeremonien, Staatsaktionen. Jeder Tag verläuft in angestrengter Beschäftigung, in der aufreibenden, den ganzen Menschen zermalmenden Thätigkeit des Hoflebens. Es ist eine Sisyphusarbeit, ein Danaidenwerk. Man rollt und rollt den Fels. Er entgleitet, und man rollt und rollt wieder. Man schöpft und schöpft das Wasser in Sieben.

Von dieser Art Leben verzeichne ich nur das Notwendigste; denn es ist kein Leben, so sehr es als solches erscheinen mag. Leben war, als ich über den Alpengipfeln die Sonne aufsteigen sah, als ich meine sehnsüchtige Seele im Mondesglanz badete und durch den strahlenden Tag über den leuchtenden Höhen der Geliebten zueilte. Seitdem ist's freilich Winter geworden.

Wie es jetzt auf der Seealp sein mag? Alles weiß, starr, tot. Der See gefroren, gefroren selbst der Wasserfall. Das muß ein Schweigen sein! In dem eingeschneiten Hause mutterseelenallein der Tonei. Welche Einsamkeit! Er kann krank werden, kann daliegen, daß er sich nicht zu regen vermag, kann sterben bei dem ungeheuern Schweigen, in der fürchterlichen Einsamkeit.

Eingeschneit liegt auch der Alphof. Aber dort ist Leben. Alles regt die Hände. Die Knechte bringen auf der eisigen Bahn das gefällte Holz zum Hause, und drinnen in den warmen Stuben, die der weiße Winter durchleuchtet, sitzen die Mägde und spinnen. Die Räder schnurren, und die Spinnerinnen schwatzen. Wie lustig das ist!

Der „Bäuerin" wichtigster Platz ist jetzt am Webstuhl. Dort sitzt sie wie auf einem Throne, wirft das Schifflein hinüber und herüber, webt das schimmernde Linnen. Um das Christusbild sind die roten Nelken längst verblüht, und wenn das bleiche Kind unter dem Gekreuzigten steht, so leuchten jetzt außer Christi Todeswunden nur ihre Lippen so rot. Die Lippen sind's, die ich küßte.

*

Der König ist sehr gnädig zu mir. So oft er mich sieht, erweist er mir Rücksichten und Teilnahme. Es geschieht jedoch nicht mehr, daß er brüderlich zu mir kommt; und daß er noch einmal vor mir weinen würde, ist ausgeschlossen. Ausgeschlossen ist auch eine Klage — und wäre es ein leiser Seufzer über die Felsenlast der Krone auf seinem jungen Haupte. Trotz aller Furcht und Angst und Grausen — es ist doch die Krone! Nun er sie einmal trägt, würde er das Haupt sich eher zerschmettern lassen, als es von der Königswürde zu entlasten. Er spricht es nicht aus, zeigt es auch nicht; aber ich weiß, es ist so: eine Zeit wird kommen, und das bald, wo der König nicht mehr begreifen kann, daß er Furcht, Angst und Grausen zu empfinden vermochte vor etwas, das so köstlich ist. Es gehört wahrlich keine große Menschenkenntnis dazu, um die baldige Ankunft dieser Zeit vorauszusehen, und der Geheimrat erscheint mir, indem er jene vollständige Heilung Seiner Majestät „prophezeite", durchaus nicht als Wunder von Weisheit.

*

Weihnachten!

Ich fuhr mit Gebhardt aus und machte Einkäufe: für die Leute vom Alphof, denen ich das zugedachte Bergfest schuldig bleiben mußte. Ich wählte alles selbst aus. Für die Mägde seidene Brusttücher, seidene Schürzen und Silberketten; für die Burschen seidene Halstücher, Messer, silberne Anhängsel und Tabak. Ich kaufte gewaltig viel Tabak von allen Sorten. Backwerk schickte ich nicht. Das wird auf dem Alphof gebacken, und herrlich wird's schmecken.

Auch der Tonei und Stigei bekommen Weihnachtskisten.

Fräulein Fritz erhält mein Bild, und zwar in ganz einfachem Rahmen. Aber die Worte, die ich darauf schrieb, sind die eines treuen und dankbaren Freundes, der niemals vergessen wird.

Und was schickte ich Judika?

Ein feines, bescheidenes, ganz bescheidenes Goldkettlein, daran ein goldenes Kreuz hängt. Auf diesem ward ein Datum verzeichnet: das Datum des Tages, an dem wir miteinander sterben wollten. Auf der andern Seite standen die vier Worte geschrieben: „Noch ein allerletztes Mal!"

Jetzt ist mir's, als hätte ich mein Herz an das Kreuz geschlagen. Jedenfalls mein Lebensglück.

XIX

Im königlichen Schloß. Tiefer Winter

Hoftrauer, Hofzeremoniell, Hofintriguen, Hofpomp, Hofluft! Dazu Lebensöde, Leere, tiefste Einsamkeit.

Der König besucht seine Braut und stellt gewisse Vergleiche an zwischen Wegen, die offiziell gethan werden müssen und solchen, die man heimlich thut. Es mag ein großer Unterschied sein.

Ich wurde dieses Mal nicht mitgenommen. Eine Hofkreatur bekam es fertig, mich wissen zu lassen, warum ich hübsch artig zu Hause bleiben mußte: weil ich damals die Herzen des Hofes sowohl wie des ganzen Volkes „erobert" haben soll. Ich drehte dem niedrigen Geschöpf den Rücken und werde es mir für künftige Zeiten merken: mit einem gewissen Zeichen über seinem Namen. Das Nichtswürdigste an der Sache ist, daß ich an sie denken muß, daß sie mich beschäftigt,

mich sogar etwas erregt. Also auch eines fremden Volkes Herz schlägt mir entgegen, der ich meinem eignen Volke zum Fluche gereichen würde? Denn als Herrscher Unglück bringen über ein Volk, heißt der Fluch des Volkes werden. Das Wort jenes Menschen, den mein Vater haßte, wühlt und wühlt in mir.

Es kommt eine neue Dame zur Königin, und alle Welt, d. h. der ganze Hof, ist gespannt auf das große Ereignis. Wird das Fräulein schnell hoch in Gnaden steigen, wird man gegen sie allerlei Mittel und Mittelchen anwenden müssen, oder wird sie stärker sein als selbst die Hofkabale?

Sie wurde meiner Mutter im Herbst vorgestellt und von dieser ausgezeichnet aufgenommen. Sie ist von sehr alter Familie, muß, dem Bilde nach, außerordentlich schön und überaus elegant sein. Alles das ist schließlich weiter nicht merkwürdig — merkwürdig für mich ist, daß die neue Hofdame eine Schwester meines lieben Gebhardt ist.

Wir diskutieren viel darüber. Ich kann nicht begreifen, warum der Graf das junge Mädchen — die Eltern sind tot und die Geschwister wurden bei kinderlosen Verwandten auf einem einsamen Schlosse erzogen — warum mein Freund seine einzige Schwester in diese Welt bringt? Aus rein praktischen Gründen. Die Gräfin — als Hofdame erhält sie Frauenrang — fühlt sich bei den alten wunderlichen Leuten in der Eingeschlossenheit um ihre Jugend gebracht (wie ich am Hofe); eignes Vermögen besitzt sie so gut wie keines; sie hat ein starkes Temperament, ist voll leidenschaftlicher Lebenslust; kurzum —

Auch war bei der Königin keine junge Hofdame länger als einige wenige Jahre im Dienst, dann heiratete sie. Gewöhnlich machte das Fräulein, von den Majestäten königlich ausgestattet, eine brillante Partie; kurzum —

Das kann mir sehr recht sein. Vielmehr, es ist mir höchst gleichgültig. Mir thut es nur leid, daß es dieses Mal Gebhardts Schwester ist, die am Hofe gut versorgt werden soll. Seitdem ihr Kommen eine beschlossene Sache ist, interessiere ich mich nicht mehr für sie.

Auf der Seealp hatte ihr Bruder ihre Photographie, die ich oft betrachtete; die Haltung der jungen Dame hat etwas geradezu Souveränes. Ihr Gesicht drückt Unnahbarkeit aus. Das gefiel mir. Mit diesem Reiz ist es jetzt für mich vollständig vorbei, da das Fräulein Hofdame wird. Uebrigens ist ihr Bruder selbst gegen mich sehr schweigsam über seine Schwester, die er leidenschaftlich zu lieben scheint. Und dann erlaubt er ihr herzukommen: an den Hof! Es ist die erste große Enttäuschung, die ich durch ihn erfuhr, und ich zürne ihm, daß er sie mich erfahren ließ. Er fühlt meine Verstimmung, faßt sie richtig auf, ist bemüht, sie zu verwischen, wofür ich ihm von Herzen dankbar bin. Ueber seine Schwester sprechen wir nicht mehr.

Aber ich muß mitunter an sie denken und zwar in höchst sonderbarer Weise. Hätte sie nicht dem Hofe zugestrebt, wäre ich ihr an einem andern Orte zufällig begegnet, wäre Judika nicht so leise und hold in mein Leben getreten — ich glaube, ich würde mich in sie verliebt haben. Immerhin ist es ein Glück, daß sie mich enttäuscht, bevor ich sie überhaupt kennen lerne. Eine zweite hoffnungslose Leidenschaft wäre eine Sache, die ich nicht ertragen würde, nicht ertragen wollte, was auf dasselbe herauskommt.

Eine zweite hoffnungslose Leidenschaft . . . Es würde eine erste Leidenschaft gewesen sein, wie das bleiche Kind meine erste Liebe ist oder vielmehr war. Denn trotz jenes „noch ein allerletztes Mal“ ist bereits jetzt alles vorbei, so daß es für mich fortan nur noch Leidenschaften giebt, nur! Die Leidenschaften mit den diskret gelegenen elegant möblierten Landhäusern, von Göttinnen der Oper, des Schauspiels und Balletts bewohnt.

Es könnte auch eine Leidenschaft für eine Frau von Welt sein. Wohlverstanden für eine Frau! Aber ob eine erwiderte Leidenschaft? . . . An die Erwiderung werde ich nie glauben. Das brauche ich auch nicht. Dafür bin ich königlicher Prinz. Als solcher soll ich nämlich unwiderstehlich sein, selbst für eine Frau von Welt unwiderstehlich. Und da soll man nicht von Ekel gepackt werden!

So sehr ich dagegen mich wehre, immer von neuem dagegen mich empöre, so gewinnt doch der Widerwille mehr und mehr Gewalt über mich, in mir das ertötend, was „gut“ sein soll, was anfangs vielleicht auch gut war.

*

Ich hatte eine große Freude! Vom Alphof kamen Briefe, und jeder der Beschenkten, Dirnen und Burschen, bedankte sich bei der „königlichen Hoheit“ und duzte Höchstdieselbe. Dankesbriefe kamen auch von Tonei und Stigei. Alle berichten von kleinen Ereignissen, die für sie große sind: wie hoch der Schnee liegt; welchen Schaden bei dem hohen Schnee das Wild erleidet; daß nicht einmal der Weg zur Klosterkirche gangbar ist. Alle fragen, wann die Königliche Hoheit wiederkomme, und alle lassen „deine Frau Mutter“ schön grüßen.

Fräulein Fritz schickte eine Schachtel Weihnachtsgebäck, das auf vergoldetem Tannengrün lag, und berichtete, es ginge „allen“ gut. Also geht es auch Judika gut . . . Gott sei Dank!

Judika schrieb nicht, ließ nur grüßen und danken. Was hätte sie auch schreiben sollen? Daß sie mich liebt, lebenslang lieben wird, weiß ich ja. Und ich weiß, daß sie wartet: auf das allerletzte Mal.

Ich muß aufhören, so viel daran zu denken: an meine erste hoffnungslose Liebe. Ich muß damit endlich fertig werden.

*

Der König macht die größten Anstrengungen, die Liebe und den Glauben des Volkes zu erringen. Er strebt nach Popularität. Es kostet ihn blutigen Seelenschweiß. Ich weiß es, ich fühle es. Er erleidet ein Martyrium. Sonst jubelt ein Volk einem neuen Herrscher zu, sonst ist ein neuer König die neue Hoffnung eines Landes. Warum ist das nicht bei meinem gütigen Bruder der Fall? Noch dazu kommt er nach einem verhaßten Herrscher! Liegt der Grund darin: weil der König den Glauben an sich selbst nicht hat und weil das Volk das fühlt? Kann ein Herrscher ohne den Glauben an sich selbst überhaupt Herrscher sein? Ist der Glaube an sich selbst nicht die göttliche Kraft, die alles Gute und Große schafft?

Und warum glaubt der König nicht an sich selbst, warum mißtraut er sich selbst? Weil er seines Vaters Sohn ist. Ich bin auch meines Vaters Sohn, und mich liebt das Volk, an mich glaubt es. Bei mir fühlt es meinen eignen Unglauben merkwürdigerweise nicht. Warum nicht? Weil sich zu meinem Unglauben Verachtung gesellt? Auch der, der verachtet, ist eine Kraft. Denn der Verachtende fürchtet nichts, und es ist die Furcht, die schwächt.

Gestern war ich zum ersten Male wieder im Theater, natürlich im Schauspiel, wo man „Hamlet“ gab. Ich saß in der kleinen Prosceniumsloge und wurde von keinem bemerkt. Bei der bekannten, von mir so oft citierten Stelle hielt ich unwillkürlich den Atem an. Mir war's, als müßte sich etwas ereignen, irgend etwas. Sicher würde eine Stimme oben von der Galerie herabrufen: „Tout comme chez nous!“

Sehr gespannt war ich auf das Erscheinen der Ophelia, deren Emilia Galotti ich noch gut in Erinnerung hatte. Sie trat auf und sah sehr lieblich aus, wie die Jungfräulichkeit selbst. Ich fand sogar eine Aehnlichkeit mit dem bleichen Kinde heraus. So schwach diese war, erregte sie mich doch. Ich war zornig, daß die Dame im stande war, mit Hilfe einer Perücke, weißer Schminke und ummalter Augen solche Aehnlichkeit herzustellen. Sogar der süße Ton gelang ihr bisweilen. Einmal nahm ich wahrhaftig das Glas, um nachzusehen, ob sie um ihren Hals nicht ein goldenes Kettlein mit einem Kreuze trug. Uebrigens war diese Ophelia ganz sehnsuchtsvolle Erwartung, Hingabe, Sinnlichkeit — unbewußte Sinnlichkeit, wohlverstanden. Gerade das Unbewußte brachte die Person vortrefflich heraus. Man denke! Die Scene mit dem Prinzen während des Schauspiels gab sie, als wäre der arme Prinz von Dänemark mein Bruder, Seine Majestät der König. Nach dieser sublimen Probe ihrer Kunst zog ich vor, Ophelias holdseligen Wahnsinn nicht abzuwarten. Sie hätte vielleicht gerade in diesem Augenblicke zu sehr einer andern gleichen können! Als das Kind, den Tod erwartend, unter dem alten Fichtenbaum stand, hatte es einen Ausdruck, wie ich mir die blumenstreuende Ophelia denke. Hamlet sollte übrigens „auf allerhöchsten Befehl“ bei uns verboten werden.

Gebhardts Schwester führt den stolzen Namen Thyra. Sie wird in den nächsten Tagen erwartet. Da die junge Dame die Schwester meines Freundes ist, werde ich nach Möglichkeit höflich gegen sie sein. Ich fürchte jedoch, obgleich ich auf Höflichkeit, Huld und Gnade gut abgerichtet bin, wird es mir schwer fallen, meine gute Dressur zu beweisen. Ich fühle mehr und mehr etwas Feindseliges gegen die junge Dame, die Gebhardts Schwester ist, sehr stolz sein soll und Hofdame wird, um aus engen Verhältnissen herauszukommen und — das ist ja doch des Pudels Kern! — bei Hofe möglichst brillant an den Mann gebracht zu werden. Wäre sie in Wahrheit eine stolze Natur, so müßte ihr das einsame Waldschloß wie ein Elysium erscheinen im Vergleich zu der glänzenden Knechtschaft, in die sie sich freiwillig begiebt. Ich bin schon jetzt sicher, daß auch sie mich nicht wird ausstehen können, wodurch ich mich sehr entlastet fühlen würde. Wenn darüber nur nicht die Freundschaft mit ihrem Bruder in die Brüche geht.

Heute fragte ich meine Mutter nach dem Eindruck, den die Comtesse bei der Präsentation gemacht hätte. Ich erhielt zur Antwort:

„Die junge Dame ist schön, weiß, daß Schönheit Macht ist, und will sie ausüben.“

„Will sie ausüben . . .“

So habe ich denn glücklich wieder etwas zum Grübeln.

*

Sie, die neue Hofdame, ist eingetroffen. Ich freue mich darauf, die verschiedenen Wirkungen zu beobachten, die das emporsteigende Gestirn auf unserm Kosmos hervorbringen wird. Mir ist, als würde es gelassen seine Bahnen ziehen, was genügen dürfte, um das ganze Universum gegen sich zu haben. Denn so etwas verzeihen wir nicht. Gebhardt scheint über die Anwesenheit seiner Schwester im Schlosse sehr glücklich zu sein. Ich gratulierte ihm dazu, that es jedoch in solchem trockenen, ich fürchte, unfreundlichen Tone, daß er mich ganz erstaunt ansah: erstaunt, nicht gekränkt. Denn er ist gewohnt, bei mir den wärmsten Anteil zu finden. Weshalb war er auch so verschlossen gegen mich? Niemals zu mir von seiner Schwester zu reden — von solcher Schwester! Ueberhaupt entdecke ich mehr und mehr, daß man uns Fürsten stets nur die Oberfläche zeigt, und auch diese drapiert und hergerichtet. Das, was darunter liegt, was der Mensch ist, bleibt uns ängstlich verborgen. Und dann sollen wir die Menschen kennen lernen, sie lieben und achten können? Ergeht es schon mir so, wie mag es dann einem Könige ergehen?

Ich merke verschiedenen Persönlichkeiten an, daß sie vor Erwartung vergehen, ich möchte ihnen gegenüber der neuen Hofdame erwähnen. Doch thue ich den Leuten diesen Gefallen nicht. Morgen speisen der König und ich bei meiner Mutter. Dann werde ich ja mit eignen Augen diese Schönheit schauen, die eine Macht sein will und vielleicht auch ist. Jedenfalls wird die Dame mich unempfänglich finden.

In unsrer Politik begeben sich seltsame Dinge. Der neue König hält große Wäsche. Im Staate Dänemark wird gesäubert und gescheuert, gekehrt und abgestaubt, Gerümpel herausgeschafft und ein gewaltiger Kehrichthaufen angelegt. Der Kampf der Parteien entbrennt heißer und heißer. Die Mißvergnügten lamentieren, die Zufriedenen jubilieren. Die Parole lautet: „Neue Zeit“. Ich sehe dem allem zu, spreche leere Worte, gehöre zu keiner Partei, freue mich für meinen Bruder, der in der That stärker zu sein scheint als seine Furcht, seine Angst und sein Grauen; freue mich

für das Land, das einen besseren Herrscher hat, als ich sein würde; grüble nach Möglichkeit weniger, lebe in dem Hofpomp, der Hofluft so dahin.

*

Ich sah gestern die Gräfin nicht, mußte wegen eines plötzlichen grausamen Kopfwehs um Entschuldigung bitten lassen. Dieses Kopfweh ist bei mir eine völlig neue Erscheinung. Es überfällt mich ganz hinterrücks und ist wirklich mörderisch, so daß ich anfange, es für meinen Todfeind zu halten. Verrückterweise sitzt bei mir der Schmerz an einer ganz andern Stelle wie bei andern Menschen, denen der Kopf vorne weh thut, dort, wo er weh zu thun hat. Mich schmerzt er ganz hinten; und zwar schmerzt er mich wahnsinnig, was mich fast betäubt. Es geht aber immer sehr schnell vorüber. Dieses Mal brachte mich mein Kopfweh um die Bekanntschaft des neuen Hofgestirnes. Zum Glück läßt sich meine Ungeduld ertragen.

Ich muß es noch einmal sagen: nämlich, daß der König sehr gnädig zu mir ist. Meines gestrigen Kopfwehs wegen besuchte er mich heute. Er sagte zwar nicht mehr, daß er wünschte, ich wäre meines Vaters ältester Sohn gewesen; er weinte zwar nicht wieder vor mir; er fragte mich aber, ob ich besondere Wünsche hätte, die er mir erfüllen könnte. Also wirklich sehr gnädig! Ich hatte jedoch keine besonderen Wünsche, wenigstens fiel mir gerade nichts ein. Der König wollte sich schon wieder entfernen, als mir ein hübscher Gedanke kam. Ich sagte: „Einen Wunsch könntest du mir allerdings erfüllen."

„Das freut mich. Was ist es?"

„Bitte, überlasse mir zum Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winteraufenthalt die Seealp."

„Wo du so Furchtbares erlebtest?"

„Ich bitte dich um die Seealp."

„Selbstverständlich magst du sie beziehen, so oft du willst; aber —"

„Du hast ein Aber?"

„Ein sehr ernstes."

„Welches?"

„Du darfst nicht zu lange die Einsamkeit aufsuchen!"

„Du meinst mit Goethe, daß ich in der Einsamkeit sehr bald allein sein könnte?"

„Jedenfalls taugt sie nicht für dich."

„Es kommt darauf an, wie man sie erträgt. Ich werde mich dabei vortrefflich befinden, dermaßen ausgezeichnet, daß du mich in deiner königlichen Einsamkeit bisweilen um die meine beneiden sollst."

Es war gar nicht gut von mir, so zu sprechen; doch sprach ich so. Meines Bruders souveräne Haltung mir gegenüber reizte mich, und ich hätte sie gern etwas erschüttert, aber ohne eine Miene zu verändern, sagte der König freundlich: „Darin kannst du recht haben." Und zum Gehen sich wendend: „Fühle dich also auf deiner lieben Seealp zu Hause."

Auf „meiner" Seealp!

Mein Gott! Ich hatte ja bis jetzt nie ein Heimatsgefühl. Wie hätte ich es wohl haben können? Etwa hier in dieser goldenen Burg meiner Ahnen? Aber jetzt — jetzt! „Meine" Seealp! Ein winziger Grasfleck zwischen Alpenwänden eingezwängt, und ich fühle mich von Heimatsliebe wie von einer heißen Welle Glückes durchflutet.

Nun ja: furchtbar war, was ich dort erlebte. Dennoch bin ich glücklich über „meine" Seealp. Ich will gar nicht versuchen, das Schreckliche zu vergessen. Die Erinnerung daran soll haften bleiben an der Scholle, darauf es geschah. Wenn ich dort die Freuden der Einsamkeit genieße, die die Freuden meines Lebens sein werden, soll jene Erinnerung an des Lebens Jammer wie eine Mahnung vor mich treten: wie eine Mahnung vom Leben, nichts andres zu wünschen und zu begehren als dieses bescheidene Glück. Wäre ich meines Vaters ältester Sohn und Erbe seines Reiches, so ließe ich an jenen Felswänden in gewaltigen Lettern aus blutroten Rubinen die Inschrift setzen: „König, gedenke des Endes!" Und jedes Jahr ginge ich hin, um das flammende Menetekel zu lesen.

Meine Seealp ... Daß ich von meinem Eigentum gleich Besitz ergreifen könnte, gleich jetzt, mitten im Winter! Von der Welt durch Schneemassen geschieden, das sollte dann das rechte Glück der Einsamkeit sein.

Vielleicht erlaubt mir der König, auf meinem Besitz zu bauen. Ich trage in mir ein Bild, das ich gerne gestalten möchte. Es ist etwas höchst Phantastisches — Verständige könnten „etwas ganz Verrücktes" sagen. Etwas sehr Merkwürdiges, noch nie Dagewesenes ist es jedenfalls. In einer gewaltigen Felsenöde eine Art von Gralsburg. Was sollte der heilige Gral sein? Ein köstliches, mystisches Gefäß, das das Völkerglück umschließt. Wer sollte das Allerheiligste hüten? Der König des Landes selbst.

Also müßte ich, um die Gralsburg bauen zu können, erst König sein.

Schlimm für das Volk, dessen Glück in der Oede geborgen und von einem Wächter behütet werden muß. Völkerglück muß frei einherschreiten über Fluren im Tagesglanz, und nur der Himmel darf sein Hüter sein. Aber das alles sind ja Phantasien. Ein Glück, daß meine Seealp schöne Wirklichkeit ist.

*

Ich lernte die Gräfin kennen. Trauer kleidet die junge Dame.

*

Heute ist meines Vaters Geburtstag. In der Gruft fand Gottesdienst statt, und wir legten auf dem Sarkophag Kränze nieder, welche natürliche Handlung von den Zeitungen ausposaunt wurde — wie alles Natürliche, das unsereins thut. Nach uns wurde das Volk zugelassen. Es drängte in Scharen zur Gruft, genau so, als ob der tote Herrscher, den sie im Leben haßten, der Vater des Vaterlandes gewesen wäre, wie ich einstmals geglaubt hatte. Es ist eben doch rechtes Gesindel, dieses heilig sein sollende Volk. Allen fiel auf, wie totenhaft blaß der König aussah und mit welcher leidenschaftlichen Inbrunst er am Sarkophage betete.

Bei meiner Mutter fand Familientafel statt. Von meinem Vater wurde indessen kein Wort gesprochen; auch dann nicht, als wir drei allein waren. Allerdings geschah dies nur für Augenblicke. Wir haben keine Zeit, miteinander allein zu sein. Schlimm genug, sind wir es einmal mit uns selbst.

Nun meines Vaters Geburtstag vorüber ist, beginnen Hof und Land mit den Vorbereitungen für Vermählung und Krönung des Königs. Die Festlichkeiten sollen eine volle Woche dauern. Der wichtigste Faktor im Staate ist jetzt wiederum ein Titl. Oberhofmarschallamt. Allein die Ausarbeitung des Vortritts und der Tischordnung bedarf Wochen angestrengter Studien. Die Verantwortung ist fürchterlich; denn ein einziger Fehler könnte die Weltordnung ins Schwanken bringen. Für die Toiletten sind den Damen auf Wunsch meiner Mutter außer Silber und Gold nur drei Farben, Weiß, Grau und Violett, zu tragen gestattet. Eine derartige halbe Aufhebung der Trauer für eine solche Gelegenheit soll noch nicht dagewesen sein, und jene, die in Grün und Blau, in Gelb und Rot sich hüllen wollten, befinden sich der Verzweiflung nahe. Jeder Tag, jede Stunde bringt irgend ein großes, ein ganz großes Ereignis, irgend eine ungeheure Formensache betreffend. Daß die beiden Hauptpersonen des welthistorischen Schauspiels im Grunde ihres Herzens zwei unglückliche Menschen sind, kümmert keine Seele. Das ist ja auch tausendmal gleichgültiger, als — um ein Beispiel zu nennen — wer zur Rechten und wer zur Linken des Königspaares zu sitzen kommt, oder wie tief bei der halben Trauer die Dekolletage sein darf. Und doch ist die ganze Komödie nun einmal notwendig. Ach, wir Armen!

*

Sie mißfällt mir gründlich; aber sie imponiert mir. Ein verblüffendes Bewußtsein weniger ihrer Schönheit als vielmehr ihres Weibseins. Dabei ist sie von einer Haltung — königlicher als eine Königin. Und dann doch Hofdame? Ja, aber wie Hofdame! Ohne einen Schatten von Devotion. Zugleich tadellos in ihrer Führung.

Sie macht die Verbeugungen genau so tief, wie sie diese zu machen in ihrer Stellung verpflichtet ist. Aber sie verneigt sich in einer Art, die mich jedesmal erstaunt. Kein Wort höfisch, und doch kein Wort, das sie bei Hofe nicht sagen dürfte. Mich behandelt sie — wie behandelt sie mich? Gar nicht! Sie ist die Dame, und ich bin der Herr. Vielmehr: sie ist die Frau, die reife, schöne, machtvolle und ihrer Macht sich bewußte Frau, und ich bin der junge, herzlich unbedeutende Mann.

Alles das sollte mich, wie ich geartet bin, geradezu entzücken. Trotzdem mißfällt sie mir.

Natürlich ist die ganze Hofgesellschaft verblüfft. Das freut mich ungeheuer. Und natürlich prophezeit man der Debutantin, die wie eine Meisterin ihrer Kunst auftritt, ein Fiasko, dem ein baldiges Ende mit Schrecken, völlige Ungnade und Entlassung folgen wird. Um sie zu ärgern, stelle ich mich begeistert von der jungen Dame. Ich bin gegen das Fräulein, das mich für einen unbedeutenden jungen Menschen hält, höflich bis zur Galanterie, was mich in ihrer Meinung vermutlich noch tiefer sinken läßt. Hoffentlich kommt sie nicht auf den Gedanken, ich wäre im stande, für sie eine Leidenschaft zu fassen. Sie würde mich sicher verachten, was mir doch etwas unangenehm sein würde.

Wie unähnlich diese blendend schöne und königliche Gräfin Thyra einer andern ist, zu ihrem Nachteile unähnlich! Wenn sie wüßte, daß sie sicher, aber ganz sicher sein darf, niemals als die Ophelia dieses modernen Hamlets in Betracht zu kommen. Um ihr übrigens mit keinem Gedanken unrecht zu thun, so muß ich doch sagen, daß sie über jedem Verdachte steht, bei Hofe eine Opheliarolle spielen zu wollen.

Dabei fällt mir ein, wir haben demnächst wiederum eine Art von Abschiedsvorstellung im Schauspiel: unsre reizende Sentimentale tritt einen längeren Urlaub an. Die königliche Generalintendanz muß für die Festvorstellungen gelegentlich der Vermählungs- und Krönungsfeierlichkeiten gastieren lassen; die königlichen Cadeaux erhalten also fremde Celebritäten, ein Umstand, der die Spatzen auf den Dächern in so heftige Erregung versetzt, daß man sie selbst im Schlafe pfeifen hören kann.

Wie ich gleich anfangs befürchtete, hat sich seit der Ankunft der neuen Hofdame in meinem Verhältnis zu Gebhardt manches geändert. Bis jetzt ist der Wechsel noch so leiser Art, daß es schwer ist, der Sache überhaupt diesen Namen zu geben. Zwischen unserm Verkehr von heute und damals besteht kaum ein Unterschied, und doch besteht er. Was auf unsre junge Freundschaft fällt, ist kein Schatten; aber es kann daraus ein Schatten werden. Das ängstigt, das quält mich. Was auf der Welt könnte von Bestand sein, wenn nicht solche gute, reine Empfindung, wie sie unsre Seelen verbindet? Dann wäre das trostlose Wort über die Freundschaft der Fürsten ja wirklich eine trostlose Wahrheit! An wem liegt die Schuld? An dem Fürsten oder an dem andern? Ist jener außer stande, ein guter Freund zu sein, oder ist es dieser? Und warum wäre der andre außer stande? Weil es sich eines Fürsten Freund eben nicht sein läßt? Dann träfe diesen die Schuld.

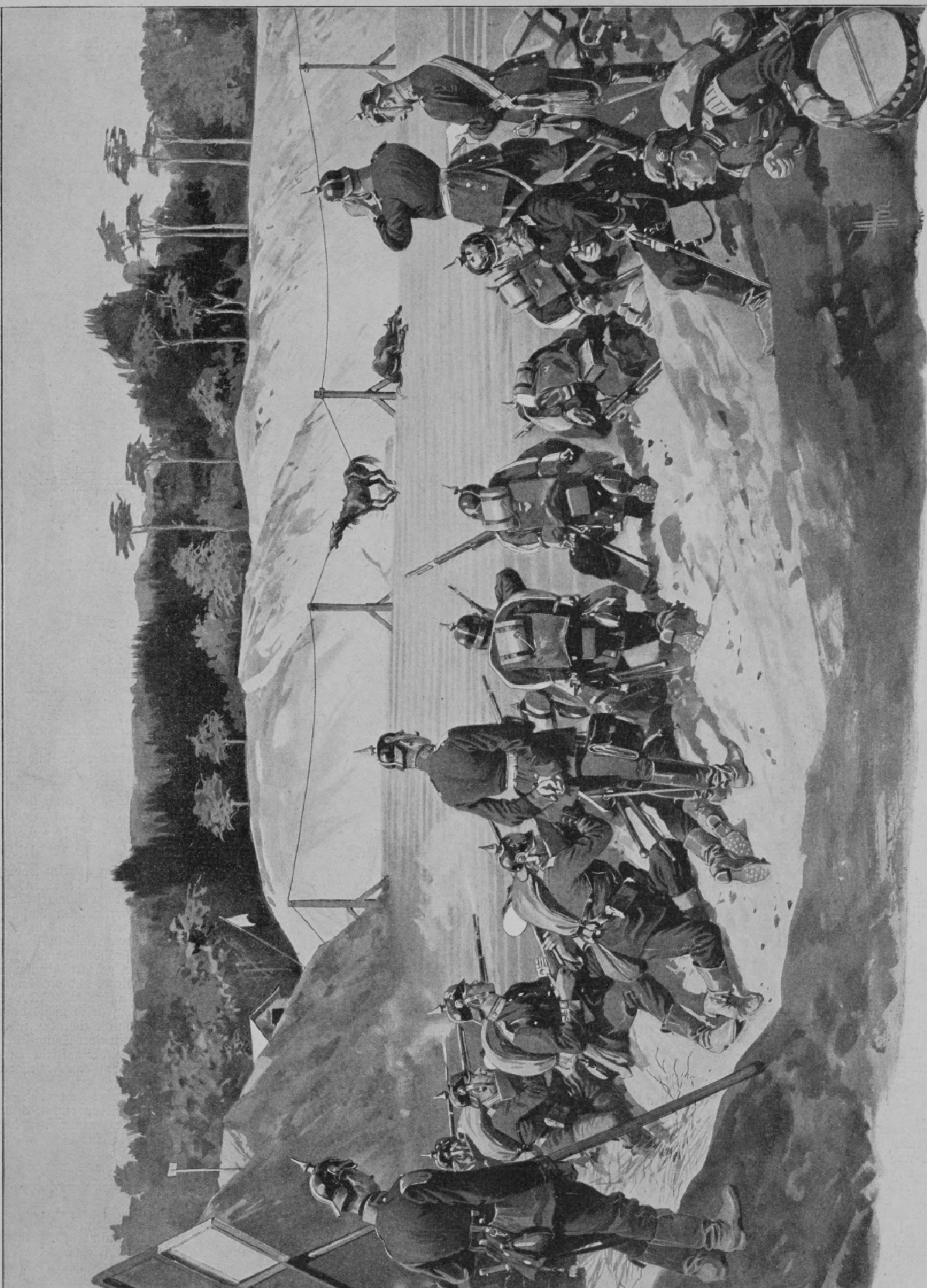
Gewiß liegt die Schuld an mir, wenn ich sie auch noch nicht erkenne. Ich muß danach trachten, sie kennen zu lernen. Selbsterkenntnis ist schließlich unser einziger Talisman.

*

Ich poche an meine Brust, ich dringe in meine tiefste Seele, ich prüfe mich, ich erkenne mich: ich wollte, ich wäre meines Vaters ältester Sohn und der Erbe seiner Krone und des Reiches; ich wollte, mein Bruder, der König, hätte sich zu schwach gefühlt, hätte von seiner Furcht, seiner Angst, seinem Grausen sich überwinden lassen und dem Königtum zu meinen Gunsten entsagt. Ich wollte, das Volk, das mich liebt, das an mich glaubt, dessen Blick und Herzschlag mir zujubeln, könnte mir als seinem Herrscher huldigen.

Gott, du Herr des Himmels und der Erde, sei mir gnädig, denn — ich beneide meinen Bruder um die Krone.

(Fortsetzung folgt)



Erprobung des neuen Infanteriegewehrs an Pferdekadavern

Zeichnung von Adolf Wald (Text S. 239)

Sankt Nikolaus

(Zum 6. Dezember)

„Alljährlich eh' zur Weihnacht wieder
Das Christkind schwebt zur Erde nieder,
Tritt aus dem Himmelsthor heraus
Sein frommer Knecht, Sankt Nikolaus —“

und wenn er da ist mit seiner schneebedeckten Mütze und seinem bereiften Bart, so wissen wir, daß auch der Winter vor der Thür steht. Zu uns Deutschen kommt er selbst, der gute Nikolaus, zur Genugthuung unsrer Kinder, die somit auch einmal einen Abgesandten des Himmels mit eignen Augen zu sehen bekommen. Sankt Nikolaus ist der Patron aller Kinder ohne Unterschied geworden, und gerade darin liegt die Bedeutung des Nikolaustages, und deshalb knüpft seine Feier zunächst an die Kinderbescherung an. Trotzdem sieht die kleine Schar der Ankunft des Heiligen mit gemischten Gefühlen entgegen, denn so mildthätig er ist, so hart versteht er zu strafen. Atemlos lauschen die Harrenden am Nikolausabend auf jedes Geräusch im Hause, und aus ihrem sonst so lauten Spiel will heute gar nichts werden. Da klopft es; schier ängstlich blicken die blauen und braunen Kinderaugen nach der sich öffnenden Thür — ein ehrwürdiger Alter tritt herein: Sankt Nikolaus. Einem Bischof gleich, mit Mitra und Krummstab, steht er vor der beklommenen Schar, denn selbst das keckste Bürschlein wird bei seinem Erscheinen kleinlaut. Durch an die Eltern gerichtete Fragen erkundigt sich der fromme Mann nach dem Betragen der Kinder, lobt die artigen nnd ermahnt die unartigen. Aber nicht immer kommen die Taugenichtse so gelinde weg. Hie und da schwingt der Nikolaus auch seine Rute. Da aber neben dieser der Apfel liegen soll, so vergißt der Herold des Christkindleins nicht, allerlei Näschereien zurückzulassen: Nüsse, Aepfel, Pfefferkuchen u. s. w. rollen in buntem Durcheinander ins Zimmer.

Doch nicht überall erscheint der Nikolaus in dieser Gestalt. In manchen Gegenden zieht er hoch zu Roß durchs Land, vor jedem Hause absteigend und die Kinder beschenkend. Da ist es denn Brauch, daß sein Rößlein, während er im Hause weilt, vor der Thür Heu und Hafer findet, da nicht gut zu verlangen ist, daß es neben den Liebesgaben auch noch sein Futter tragen soll. Im Oesterreichischen kommt Sankt Nikolaus in Begleitung. In Niederösterreich folgt ihm sein Diener Krampus, der wohl reicher schenkt als der deutsche Nikolaus, dessen Erscheinung aber — er trägt eine grausenerregende Maske, klirrende Ketten um den Hals und eine lange Rute in der Hand — mehr durch Schreck als durch die süßen Gaben auf das kleine Volk wirkt. In einer andern Gegend dieses Landes zieht am Nikolausabend sogar eine kleine Gesellschaft von Haus zu Haus. Da erscheinen neben Nikolaus der heilige Christ, Petrus, ein Engel und Knecht Ruprecht. Hier wird der heilige Christ zum Spender der Gaben und Nikolaus zum Verteiler. Aber so gütig wie das Christkindlein ist er nicht. Seinen Bericht über die Unarten der Kinder schließt er mit den harten Worten:

„Ach, heiliger Christ, hätt' ich Macht wie du,
Ich schlüg' mit Ruten und Peitschen zu.“

Des heiligen Christs Bitte: „Verschone doch das junge Blut!“ stimmt ihn aber wieder milde, und mit diesem und dem Engel singt er den angstbebenden Kleinen ein Trostlied. Darauf erscheint der schlüsselrasselnde Petrus, legitimiert sich als Wächter des Himmels und ruft Knecht Ruprecht herein. Dieser, obwohl in seinem umgekehrt getragenen Pelz, seiner zottigen Pelzmütze, seinem schwarzen Gesicht und mit der langen Birkenrute furchtbar anzuschauen, ist die lustigste Person der Gruppe. Wenn auch seine in lautem Tone an die Kinder gestellte Frage nach einem Gebet anfangs belacht wird, sagt doch jedes Kind sein Gebetlein her. Nunmehr öffnet Nikolaus seinen Sack und wirft mit lautem Geräusch Nüsse ins Zimmer, worauf die himmlische Gesandtschaft singend das Haus verläßt.

Aber Sankt Nikolaus beschenkt auch ungesehen. Am Vorabend des Sankt Nikolaustages stellen die Kinder ihre Schuhe, die sie selbst geputzt und mit Heu und Hafer für Nikolaus' Schimmel gefüllt haben, in der Nähe des Kamins auf, damit der Heilige bei seiner Luftreise von einem Schornstein zum andern etwas von seinen Schätzen hereinfallen lasse. Mancherorts legt man zur Aufnahme der Geschenke auch die Strümpfe auf das Fensterbrett. Nach diesen Vorbereitungen wird das Zimmer sorgfältig verschlossen, um erst am andern Morgen in aller Gegenwart wieder geöffnet zu werden. Da finden dann die braven Kinder in ihren Schuhen anstatt des Pferdefutters allerhand Geschenke und Näschereien, während die unartigen neben der unberührten Haferfüllung eine Rute entdecken. Diese ursprünglich aus England stammende Sitte wird heute noch in Frankreich, einigen süddeutschen Gebieten, Oesterreich und auf Helgoland gepflegt. Längst hat auch die Industrie aus diesen Gebräuchen Kapital geschlagen. Die Formen der Schuhe und Kinderstrümpfchen werden in mannigfachen kleinen Behältnissen nachgeahmt, mit denen die Erwachsenen der „oberen Zehntausend“ einander zum Nikolausfeste beschenken, und die bisweilen aus kostbarem Metall gefertigt, mit Edelsteinen geschmückt sind und die prächtigsten Spenden bergen. Besonders in Holland, namentlich in Brabant, zeigt sich der gute Alte den Damen gegenüber recht galant. Persönlich sichtbar ist er zwar auch dort nicht, aber in allen Familien werden, wie bei uns vor Weihnachten, schon Wochen vorher allerlei Heimlichkeiten vorbereitet, denn dort zu Lande gilt der Tag als allgemeiner Fest- und Feiertag. Nach dem opulenten Abendessen ist jeder voller Erwartung. Da tönt die Hausglocke. „Sankt Niklas!“ ruft's, und durch die geöffnete Zimmerthür fliegt ein Paket herein. Von wem es kam, weiß man nicht, für wen es kam, ersieht man aus der Aufschrift. Der Hausfrau gehört es. Da klingelt es wieder — ein zweites Paket, dem jüngsten Töchterlein — ein drittes dem Hausherrn, weitere der Braut, dem Sohne, kurz, allen. Auch Anthe, Trinthe, Panthe erhalten ihren Teil. Mühsam freilich ist's, die Hüllen zu lösen, und im Zimmer liegt fußhoch zwar nicht der Schnee, aber ebenso weiß all das Papier, und auf dem großen Mitteltische sieht's aus wie in einem Bazar. Lachend und scherzend geht man am späten Abend zur Ruhe, und jeder denkt nochmals vergnügt an den lieben Winterheiligen Sankt Niklas.

Wer war nun eigentlich dieser gabenspendende Mann? Verwunderlich genug ist seine Laufbahn, denn im Morgenlande hat er gelebt und seinen Fuß nie ins Abendland gesetzt. Auf der Kirchenversammlung zu Nicäa (325) tritt er als Bischof von Myra dem Presbyter Arianus von Alexandrien, der da lehrte, daß Christus, als Sohn Gottes, dem Vater untergeordnet und nicht gleichgestellt sei, scharf entgegen. Da auch das gesamte Abendland Christi Gottesgleichheit anerkannte, schloß sich Nikolaus als praktischer, einsichtsvoller Mann nebst einem kleinen Häuflein der Gebildeten aus dem Morgenlande der Meinung des Abendlandes an, und so konnte es nicht ausbleiben, daß seine Person bei Freund und Feind in den Vordergrund gerückt wurde. Er hätte aber doch nicht die Volkstümlichkeit erlangt, wenn seine Lehre nicht auch auf die weltlichen Verhältnisse übertragen worden wäre. Mit seiner Agitation für die Gleichstellung der Söhne und Väter, welche Frage in jener Zeit von den verschiedensten Seiten beleuchtet wurde, trat er gewissermaßen als Patron der Kinder den Vätern gegenüber auf, wie wir denn auch sehen, daß er als Patron der Kinderwelt gefeiert wird.

Schon in vorchristlicher Zeit beging man um die Zeit des 6. Dezember ein Fest, das mit dem frommen Bischof von Myra freilich nichts zu thun hatte. Es war der zweite große Schlacht-, Schmaus- und Kinderfesttag, an dem des bevorstehenden Winters halber die Herden auf den kleinsten Bestand reduziert wurden. Selbst der alte Eber, der im November noch dem Schlachtbeil entging, mußte diesmal sein Leben lassen. Zu diesem Feste gab's aber nicht nur vollbesetzte Tafeln und gewaltige Bierhumpen, sondern auch allerlei Kurzweil, und ein Umzug fehlte nie. Mit einem Bäumchen in der Hand, zog eine verkleidete Gestalt von Haus zu Haus, die Kinder zu beschenken, wie es schon am Martinstag, dem ersten großen Schlachttage, geschehen war. Aus diesem Martinsbäumchen und der Martinsbescherung und aus dem Nikolausbäumchen und der Nikolausbescherung mit ihrem Drum und Dran hat sich dann allmählich das Weihnachtsfest herausgeschält. Und noch nachdem es ein deutsches Weihnachtsfest giebt (seit dem Ende des 14. Jahrhunderts), tritt Nikolaus als Kinderbeschenker auf. Verständige Geistliche waren dem Nikolausbrauch freundlich gesinnt und predigten: „Und weilen die Kinder zu solchen andächtigen (Gebets)-Uebungen mit nichts leichter gebracht werden, als mit Obst und anderm dergleichen Kinderwerk, so ist ganz löblich der Brauch aufkommen und eingeführt worden, daß man am Sankt Nikolaustag den Kindern etwas dergleichen einlege und sie vorhero vertröste, Sankt Nikolaus werde ihnen dies oder jenes bringen, wenn sie fleißig beten“ — oder „Eure Kinder freuen sich jetzt schon auf den Niklastag, so machet denn euren Ehehalten (Dienstboten) an solchem Tag auch ein kindische Freud, wenn ihr ihnen dann nur etliche Kreuzer verehrt. Oder eure Bäurin eine halben Ehlen Tuch, so werdet ihr Wunder sehen, wie lustig und wie gern sie bei euch sein werden“ (1750). Andre Geistliche jedoch eiferten dagegen, zum Beispiel 1608 ein protestantischer Laubaner Prediger; denn er sagt: „. . . daß etliche Eltern den Kindern etwas aufs Bette legen und sagen, Sankt Nikolaus hat es bescheret, welches ein böser Brauch ist, weil dadurch die Kinder zum Heiligen gewiesen werden, da wir doch wissen, daß nicht Sankt Nikolaus, sondern das heilige Christkindlein uns alles Gutes an Leib und der Seelen bescheret, welchs wir auch allein darumb anrufen sollen.“ Trotzdem reicht das Reich des Nikolaus von den Niederlanden und Belgien, Ostfrankreich und dem Rhein, von Luxemburg, Lothringen und Elsaß durch die französische wie die deutsche Schweiz bis nach Tirol und Salzburg, Baden, Württemberg und Bayern eingeschlossen. Hessen und Thüringen sind die Grenzgebiete. Hier kennt man den Nikolaus aber nicht mehr als den gabenbringenden, sondern als den bösen mit der Rute in der Hand und dem Sack auf dem Rücken, um böse Kinder zu strafen und mitzunehmen. Aber in dem Westen unsers Vaterlandes hängen dem Heiligen die Herzen des kleinen Völkchens innig an. Schon vom letzten Novemberabend ab zieht die Jugend scharenweise durch die Straßen, dabei die Strophe singend:

„Nikolaus, du heiliger Mann,
Der uns brav was bringen kann,
Der den Fleißigen und Guten
Nie bescheret seine Ruten:
Bring uns deine Gaben dar!
Doch auch wir woll'n dein gedenken,
Deinem Rößlein Futter schenken,
In dem Schuh so blink und blank
Findest du des Kindes Dank.“

E. Schenkling

Lohndiener Schmutzler

Skizze

von

G. von Beaulieu

Er fühlte sich als die wichtigste Persönlichkeit von Frankenhausen, und in der That war er zwar nicht der hochgestellteste, aber doch der unentbehrlichste Mann der Stadt, namentlich in der guten Gesellschaft. Schmutzler war ein Lohndiener, aber was für einer! Niemand verstand wie er das Decken der Tafel, das Verwandeln auch der bescheidensten Räume in verblüffend elegante Salons. Niemand bekam wie er die Zusagen der Spitzen der Gesellschaft. Nur bei Festlichkeiten, die er arrangierte, erschienen der Präsident und der kommandierende General. Selbst die jungen Löwen des Tages, die noch mehr begehrt waren als dergleichen Würdenträger, schnappte er allen andern fort. Wie er es anstellte, war sein Geheimnis, aber die Thatsache bestand.

Die Hausfrau, die so klug gewesen war, sich seiner Mitwirkung rechtzeitig zu versichern, hatte gewonnenes Spiel. Schon beim Entwurf der Einladungslisten gab er die wertvollsten Ratschläge. Daß er dabei gänzlich respektlos von den Spitzen der Stadt sprach, nahm man mit in den Kauf. Er sagte zum Beispiel: „Präsidents und der neu angekommene Professor Abel gehen nicht zusammen. Abel ist nämlich ein Demokrat, und das kann der Präsident natürlich nicht ausstehen. Jeder muß apart eingeladen werden, sonst wird nichts draus.“

Kürzlich nun fragte Frau Geheimrat von Model den braven Schmutzler wegen einer Tanzgesellschaft um Rat. Da kam er auch wieder auf sein beliebtes Thema, die Abneigung zwischen dem Professor und dem Präsidenten.

„Nein, Frau Geheimrat, es geht nicht. Professors passen nicht unter die andern. Ich kenne doch den Rummel. Excellenz verknuft ihn nun mal nicht. Außerdem hat *sie* eine Pique auf *sie*.“

Die Geheimrätin verstand die Aeußerung. „Dann freilich,“ versetzte sie, „wenn die Damen nicht harmonieren, geht es nicht. Sonderbar, daß ich nichts gemerkt habe.“

„Das stammt von früher. Man kann nicht darüber reden,“ entgegnete er pfiffig.

Die Augen der Geheimrätin leuchteten neugierig auf. Doch sie stellte sich nicht durch eine Frage bloß. Wenn Schmutzler etwas sagen wollte, so würde er es aus eignem Antriebe thun.

„Ja, das sind alte Geschichten, worüber man besser den Schleier deckt,“ bemerkte er pathetisch. Dann verfiel er wieder in seine gewöhnliche Sprechweise. „Und wer kommt noch auf die Liste?“

„Ich hätte gern den Grafen Röder, aber er ist so oft eingeladen, — ich höre, bei Reimers ist an

dem Abend auch Gesellschaft —, wenn er nur nicht schon versagt ist.“ Die Geheimrätin sprach zaghaft, denn mit dem Grafen hatte es eine eigne Bewandtnis. Er machte ihrer Tochter Gretchen den Hof, und sie hätte ihn gern zum Schwiegersohn gehabt.

Zum Glück erfreute die Sache sich Schmutzlers wertvoller Protektion. „Haben Sie keine Bange,“ antwortete er, „der Graf kommt zu mir. Reimers haben ja man bloß den Esel von Wildermann, und der schnappt mir den Grafen nicht weg.“ Wildermann war der andre Lohndiener, Schmutzlers Konkurrent, den er natürlich haßte und daher mit wenig schmeichelhaften Titeln bedachte.

„Also den Grafen haben wir.“

„Wirklich?“

„Wenn ich es garantiere...“ Schmutzler richtete sich in seiner ganzen Länge empor, seine Haltung war so imponierend, daß die Geheimrätin bemerkte: „Sie sind doch unbezahlbar.“

„Bitte, bitte!“ wehrte er gnädig ab. „Für meine alten Kunden gehe ich ins Feuer. Man hat auch Ambition.“

„Dann hätte ich noch gern Baron Landeck, den Oberleutnant; er versteht so reizend den Cotillon zu arrangieren.“

„Schreiben Sie den Baron auf, den haben wir. Der Esel von Wildermann soll ihn nicht wegschnappen. Die Bürgerlichen kann er kriegen. Was wir nicht wollen, mag er haben. Weg mit Schaden!“ Schmutzler machte mit seiner fetten, weißen, wohlgepflegten Hand eine Bewegung, die seine Bemerkung erläutern sollte.

Nach einiger Ueberlegung war der übrige Teil der Liste fertig. Der Lohndiener wandte sich zum Gehen, da rief ihn die Geheimrätin zurück. „Lieber Schmutzler, noch ein Wort über das Essen. Wie viele Portionen soll ich bestellen, und was?“

Schmutzler setzte den Kneifer auf seine große Nase und studierte sorgfältig die Liste. Nur ein Stirnrunzeln zeugte von seinem Nachdenken. Die Dame wartete auf seine Antwort wie auf die Offenbarung eines Orakels.

„Vierzig sind eingeladen, kommen dreißig. Bestellen Sie vierundzwanzig Portionen.“

„Meinen Sie, daß das reichen würde?“ fragte die Geheimrätin, innerlich hocherfreut. Aeußerlich wahrte sie ihre Würde und sträubte sich ein wenig.

„Wenn ich es garantiere, gnädige Frau...“

„Ja, dann allerdings. Und was raten Sie, lieber Schmutzler?“

„Hühnerfrikassee giebt es den Abend vorher bei Präsidents. Also: Lachs und Rehrücken. Nachher Fürst Pückler und Dessert. Knallbonbons dürfen nicht fehlen, das animiert und amüsiert. Und jede Dame muß ein Sträußchen haben; der Herr eventuell eine Tuberose, das macht Scherz und ist poetisch. Lieber weniger zu essen geben. Meine Herrschaften sind nicht so verfressen, die kriegen ja jeden Abend etwas Gutes.“

„Wäre es nicht besser, vorher Bouillon in Tassen zu geben?“ schlug die Geheimrätin vor.

„Nee, die Tassenwirtschaft liebe ich nich.“

„Also keine. Aber sollten wir nicht Eis nehmen?“

„Fürst Pückler ist feiner. Außerdem ißt der Graf Röder kein Eis. Vergessen Sie bloß nicht die Blumen und die Knallbonbons. Auch Orangerie wäre gut. Junge Leute sitzen so gern hinter Palmen, Orangerie giebt Gelegenheit zu interessanten geschützten Plätzchen. Also Mittwoch ist die Gesellschaft. Bis Sonnabend haben Sie Bescheid, wer kommt; bis dahin müssen die Eingeladenen sich entschließen. Ich liebe nicht das lange Ueberlegen und nachher wo möglich Absagen; bei mir kommen sie nicht damit durch, ich verlange bestimmte Antwort.“

„Sie sind doch Mittwoch zeitig hier, Schmutzler?“

„Früh mit dem Glockenschlag zehn trete ich an. Ja, was ich noch sagen wollte: Thee und Kuchen beim Anfang giebt es nicht, das ist nicht mehr fein. Die Damen verderben sich die engen weißen Handschuhchen mit der Krümelei. Statt dessen gleich Abendessen, das giebt Stimmung, und niemand ist für's lange Hungern und Herumstehen. Am Schlusse Kaffee und viel Kuchen, denn Tanzen macht hungrig. Fräulein Gretchen muß den Kaffee auf der Maschine selber machen. Kaffee ist nämlich dem Grafen seine schwache Seite.“ —

Schmutzler war kein gewöhnlicher Lohndiener, sondern hatte eine soziale Mission auf sich genommen. Bei seinen Gesellschaften spannen sich die meisten zarten Beziehungen an, die am Schluß des Winters zu Verlobungen führten. Er war auf jede Verlobung stolz als auf sein Werk; er wußte genau Bescheid, wer dieser oder jener die Kur machte, wie weit die Sache gediehen war und ob es bald „losgehen“ würde. Schüchternen Herren gab er Gelegenheit zur Aussprache; Paare, die bald „dran“ waren, setzte er bei Tische zusammen, in den Schutz von großen Blumen- und Fruchtarrangements. Hinter dieser Barrikade verborgen, konnte dann „die Sache losgehen.“

Am Mittwoch trat Schmutzler pünktlich des Morgens an. Die jüngeren Kinder von Geheimrats waren zu Bekannten geschickt worden und sollten da auch des Nachts bleiben, weil man das große Kinderzimmer als Tanzsaal brauchte. Die Geheimrätin hatte schon vorgearbeitet, die Kinderstube war leer. Nun stellte Schmutzler Orangerie und das Pianino hinein. Hier stand auch der „junge Tisch“; wenn der Ball anfing, sollte er schnell verschwinden. Im Eßzimmer befand sich der „alte Tisch“, nämlich die Tafel, die für die älteren Gäste bestimmt war.

Als Schmutzler den „jungen Tisch“ gedeckt hatte, fragte ihn die Geheimrätin zweifelnd: „Sind die Plätze nicht ein bißchen eng bei einander?“

Schmutzler lächelte nachsichtig: „Wo denken Sie hin, Frau Geheimrätin? Junge Leute sitzen gerne dicht. Die am alten Tisch können mehr Platz kriegen. Bitte, die Zettel!“

Das Platzlegen an dem „jungen Tische“ behielt sich Schmutzler stets selbst vor. Heute war es ein besonders schwieriges Kunstwerk, denn Gretchens siebzehnter Geburtstag sollte gefeiert werden.

Die Geheimrätin brachte die geschriebenen Zettel. Schmutzler legte sie hin. Er schien den Schlachtplan im Kopfe zu haben, denn er verteilte sie ohne Besinnen.

Als er später mit dem „alten“ Tische beschäftigt war, huschte die Geheimrätin leise an den „jungen“, um die Platzordnung, die ihr Vertrauensmann entworfen hatte, zu beaugenscheinigen. Sie mußte ja doch ihren Gemahl über die Tischordnung unterrichten. Die Aufgabe des Geheimrats war, den jungen Herren abends zuzuflüstern, wen sie zu führen hätten. Die Liste für den alten Tisch hatte die Geheimrätin selbst entworfen; um den kümmerte sich Schmutzler nicht, der war ihm zu langweilig.

Am Platze ihrer Tochter befand sich eine riesige Jardiniere mit Farn und Palmen. Als Tischherrn hatte Gretchen den Grafen Röder. Die Geheimrätin wurde dunkelrot, als sie die Einrichtung sah. Meinte Schmutzler wirklich, daß heute „die Sache losgehen“ würde, daß es heute Verlobung gebe?

Der Graf hatte Gretchen freilich schon den ganzen Winter hindurch den Hof gemacht. Schmutzler besaß für so etwas ein Auge. Aber vielleicht hatte er die Farne und Palmen nur vor Gretchens Platz gestellt, weil ihr Geburtstag war? Nein, da würde er Blumen hingesetzt haben, irgend etwas Poetisches und Bezügliches, die Farne bezweckten andres. O, wenn er wirklich recht hätte! Es wäre zu schön! Freilich würde es schwer sein, sich von dem Kinde zu trennen; aber das mußte doch einmal geschehen, das war der Lauf der Welt. Jung gefreit hat niemand gereut. —

Schmutzlers Scharfblick täuschte sich auch diesmal nicht. „Die Sache ging los“, die grüne Barrikade war nicht vergebens errichtet worden.

Schon als der Tanz begann, hatte das errötende Gretchen dem Grafen das Jawort gegeben. Die Kaffeemaschine wäre gar nicht mehr nötig gewesen.

Kleinasiens Blüte und Fall

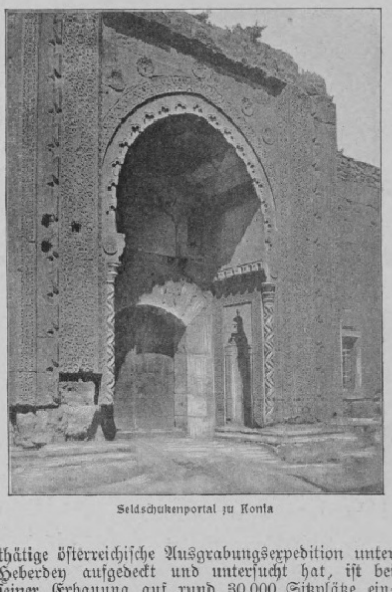
Von

Paul Rohrbach

Im Herbst dieses Jahres habe ich eine Bereisung der westlichen Landschaften Kleinasiens längs der drei großen Bahnsysteme ausgeführt, die jetzt von den Ausgangspunkten Konstantinopel und Smyrna die ganze vordere Hälfte der Halbinsel dem Verkehr erschließen. Ich verfolgte dabei sowohl die Absicht der Vervollständigung meiner früheren weiter östlichen Routen als auch namentlich das Ziel, selbst durch den Augenschein einiges Material zur Beantwortung des merkwürdigen Problems der früheren starken Bevölkerung Kleinasiens und des darauf erfolgenden Niederganges nicht nur seiner Kultur, sondern auch der Volkszahl, der Menge und Größe der Städte zu sammeln. Man ist gewöhnlich viel zu schnell mit der Meinung bei der Hand, die „Türkenwirtschaft“ oder doch die vortürkische mohammedanische Eroberung habe an sich den Verfall herbeigeführt. Dabei wird übersehen, daß in Wirklichkeit vielerlei Beobachtungen auf ein früheres Eintreten des allgemeinen Niederganges in Kleinasien und seinen Nachbarländern schließen lassen, und daß hier überhaupt nur eine Teilerscheinung eines der verhängnisvollsten und umfangreichsten wirtschaftshistorischen Prozesse vorliegt, die der Verlauf der Weltgeschichte kennt.

Wer Kleinasien selbst nur flüchtig und ohne besondere geschichtliche Vorkenntnisse durchreist, wird erstaunen über die große Menge von Ueberresten des Altertums, denen er allenthalben begegnet. Sowohl die Zahl als auch die Größe dieser Ruinenstätten steht in einem augenfälligen Mißverhältnis zu der heutigen spärlichen Besiedelung des Landes. Vergleicht man vollends die architektonische Pracht und Solidität der alten Bauten mit dem überaus traurigen Stande der Dinge von heute, so vergrößert sich dieser Unterschied noch mehr. Dabei will erwogen sein, daß auch das jetzige Anatolien immerhin im Vergleich zu andern Ländern Vorderasiens — Persien, Turan, Mesopotamien — nicht so gar schlecht besiedelt erscheint; es hat immerhin auf einem Areal, das etwas größer als Preußen und etwas kleiner als Deutschland ist, 8—9 Millionen Einwohner, d. h. es ist etwa so dicht bevölkert wie die meisten Gegenden Spaniens oder wie im Durchschnitt Griechenland.

Ich will einige Beispiele für den Kontrast zwischen einst und jetzt unter den von mir besuchten Plätzen herausgreifen. König Lysimachos, einer der Diadochen Alexanders, gründete und befestigte die auch vorher schon blühende Stadt Ephesus neu. Das große Theater von Ephesus, das die jetzt dort



Seldschukenportal zu Konia

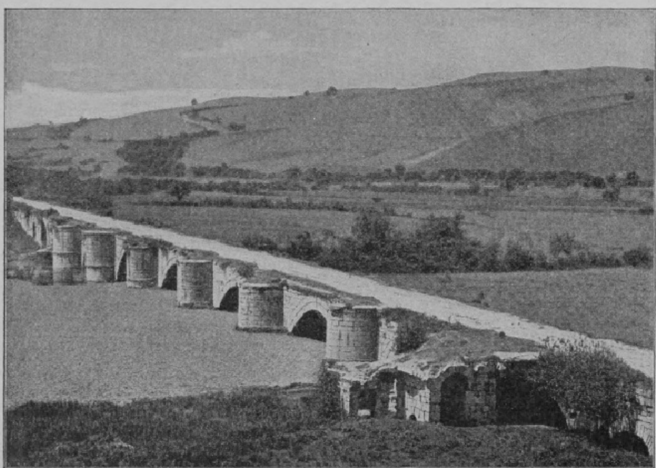
thätige österreichische Ausgrabungsexpedition unter Heberdey aufgedeckt und untersucht hat, ist bei seiner Erbauung auf rund 30 000 Sitzplätze eingerichtet worden. Wer pflegte ins griechische Theater zu gehen? Keine Sklaven, keine Frauen, keine Kinder; im wesentlichen nur die erwachsenen freien Männer. Danach wird also Ephesus im 3. Jahrhundert v. Chr. etwa 150 000 Einwohner gehabt haben, eher vielleicht noch mehr, und für die ersten Jahrhunderte der römischen Epoche ist nach allem, was wir wissen, noch ein weiteres Wachstum der Stadt anzunehmen. Danach zu urteilen hätte Ephesus ungefähr dem heutigen Smyrna entsprochen, aber man braucht nur seine Ueberreste, wie sie jetzt unter der Arbeit der Oesterreicher aus ihrem Schutt ans Licht treten, mit den Gebäuden von Smyrna zu vergleichen, um sofort zu erkennen, wie viel größer der Reichtum und der Glanz der alten Stadt gewesen sind. Heutzutage trägt jedes moderne Bauwerk in Kleinasien den Stempel an sich, daß der oberste Gesichtspunkt bei seiner Errichtung die Billigkeit gewesen ist; alles muß so wenig wie möglich kosten. Im alten Ephesus dagegen so gut wie bei den zahlreichen andern alten Städten könnte man versucht sein zu glauben, daß die Erbauer es geradezu auf Luxus und Kostspieligkeit der Bauten abgesehen gehabt hätten.

In dieselbe Epoche wie die Neubefestigung und Erweiterung von Ephesus fällt z. B. auch die Gründung der beiden einander auf zwei Stunden benachbarten Städte Hierapolis und Laodicea im mittleren Mäanderthal. Hier wie dort lassen die wohl erhaltenen gewaltigen Theater- und Rennbahnanlagen auf eine sehr hohe Volkszahl schließen. Heute steht an der Stelle von Hierapolis eine Mühle und an der von Laodicea ein kleines Dorf.



Römisches Grab bei Hierapolis

Das Thal des Mäander wies aber im hellenistisch-römischen Altertum zwischen Ephesus und Laodicea-Hierapolis noch eine ganze Reihe weiterer großer Städte auf: Magnesia, Tralles, Nysa, Antiochia und andre. Heute ist in der üppig fruchtbaren Thalebene, die übrigens für anatolische Verhältnisse immer noch leidlich bebaut ist, nur die eine Türkenstadt Aidin vorhanden. Sie nimmt die Stelle des

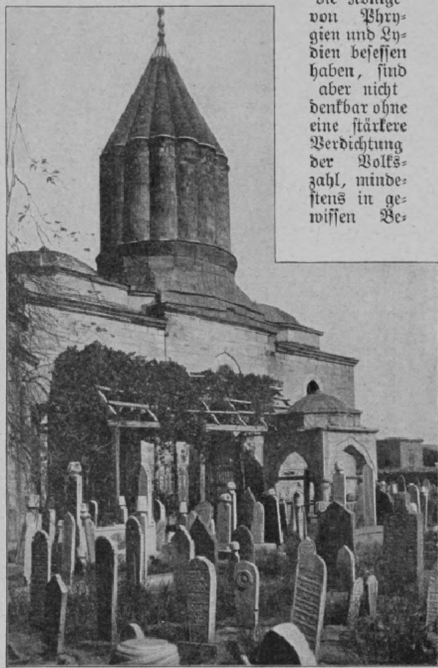


Byzantinische Brücke bei Adabasar

alten Tralles ein, trägt aber sonst in allem dieselben Züge der Dürftigkeit und des Stagnierens an sich, wie fast alle übrigen modernen Ortschaften in Anatolien. Dieselbe Beobachtung wiederholt sich, wenn man die andern Flußthäler besucht, die von der Küste des Aegäischen Meeres auf das innere Hochland Anatoliens hinaufführen. Wie im Mäanderthale Aidin, so ist im Hermosthale Mahnissa, das alte Magnesia am Sipylos, der einzige städteähnliche Ueberrest des ganzen Reichtums an blühenden, volkreichen und befestigten Siedelungen des Altertums. Wo früher Sardes lag, zur Perserzeit die Hauptstadt von ganz Westkleinasien, stehen jetzt einige Bauernhäuser, und der Platz ist so unbedeutend, daß die Züge der Smyrna-Cassaba-Bahn an der hier eingerichteten Station für gewöhnlich nicht halten. Einsam und melancholisch ragt der verwitterte Tuffberg der einstigen Akropolis mit den beiden mächtigen, von den großen Tempeln der Kybele allein übriggebliebenen Säulen am Nordrande der fruchtbaren, aber fast unbesiedelten Flußebene empor und schaut über den Hermos auf das weite Gräberfeld der alten Nekropole mit seinen zahllosen spitz aufgeschütteten Tumuli hinüber.

In den Jahrhunderten nach dem Tode Alexanders des Großen, als die ungeheuren, von den Perserkönigen nutzlos aufgespeicherten und von Alexander mit vollen Händen in den Verkehr gebrachten Mengen von Edelmetall sich aus den Schatzhäusern von Susa, Ekbatana und Persepolis über die gesamte hellenistische Kulturwelt ergossen, muß ein wahrhaft großartiger Reichtum in den Ländern des vorderen Orients geherrscht haben. Neue Städteanlagen, Neugründungen und Erweiterungen alter Plätze wuchsen fortwährend in die Höhe. Die Könige bauten die Mauern, errichteten prachtvolle öffentliche Gebäude, steckten das Straßennetz ab und luden die Menschen von nah und fern ein, herbeizukommen und in den neuen Städten zu wohnen. Und die Leute kamen. Unter der Fülle des Reichtums wuchs die Volkszahl rapide. Nicht nur im Innern, nicht nur in den fruchtbaren Flußthälern haben die hellenistischen und römischen Städte geblüht, sondern auch die ganze Küste entlang zog sich ein üppiger Kranz von reichen Handelsplätzen so dicht nebeneinander hin, daß man kaum begreift, woher ihnen allen die Güter gekommen sind, von deren Austausch sie lebten. Jedes dieser Gemeinwesen besaß die Mittel, sich mächtige Mauern zu errichten, kostspielige öffentliche Bauwerke, Theater, Marktplätze, Rennbahn und Tempel aus edlem Material. Von den Geldmitteln, die z. B. den pergamenischen Königen für die Erbauung und Ausschmückung ihrer Burg und ihrer Hauptstadt zur Verfügung gestanden haben, kann man sich schwer eine zutreffende Vorstellung machen; sie müssen kolossal gewesen sein. Pergamon, von dem aus im dritten und zweiten Jahrhundert v. Chr. das ganze westliche Kleinasien beherrscht worden ist und das an Pracht selbst die großen Handelsstädte der Küste überstrahlte, liegt dazu in einer von der Natur mäßig begünstigten Gegend. Heute ist es ein kleines türkisches Landstädtchen.

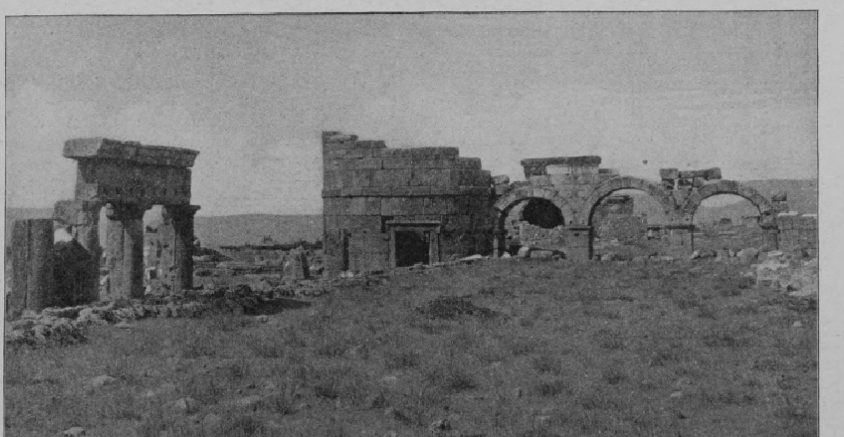
Gehen wir in der Geschichte Kleinasiens hinter diese eigentliche materielle Blüteperiode der Halbinsel zurück, so finden wir, daß das Land auch in der persischen und phrygischen Zeit verhältnismäßig blühend und bevölkert gewesen sein muß. Die phrygischen Königsgräber und Nekropolen, die sich jetzt noch an zahlreichen Stellen, meist in einsamer und öder Gegend, in die Felswände gehauen zeigen, lassen mit Sicherheit darauf schließen, daß ein gewisser Grad von Kultur und Reichtum vorhanden war. Derartige Grabanlagen, zumal für Private, baut nur ein entwickeltes Volk, das einigermaßen dicht siedelt und eine geraume Zeit materieller Entwicklung hinter sich hat. Wir wissen leider von dieser älteren Epoche der Geschichte Kleinasiens noch sehr wenig, aber die Spuren, die nach und nach von ihr ans Licht treten, lassen darauf schließen, daß die Halbinsel bereits vor ihrer Eroberung durch die Perser ein reicheres und höher entwickelteres Leben besessen hat, als man seither wohl annahm. Sagen, wie die von dem goldreichen König Midas von Phrygien, von dem lydischen Herrscher Krösos, der ohne Zweifel der reichste Fürst seiner Zeit war und unter dem die Burg von Sardes nächst den Bauten von Babylon wohl der glänzendste Königssitz Asiens gewesen ist, geben unzweideutiges Zeugnis davon, daß schon im 6. Jahrhundert v. Chr. und selbst noch früher den Griechen Kleinasien als ein reiches Land bekannt war. Reichtum und politische Macht, wie sie die Könige von Phrygien und Lydien besessen haben, sind aber nicht denkbar ohne eine stärkere Verdichtung der Volkszahl, mindestens in gewissen Be-



Derwischgräber in Konia

siedelungszentren, noch ohne regen Verkehr der verschiedenen Länder und Provinzen untereinander. Gerade daran zeigt sich und daher stammt die heutige Armut Kleinasiens wie der meisten Länder des Orients, daß der Güteraustausch, der Handelsverkehr auf ein dürftiges Minimum reduziert sind. Es findet kein Umsatz der Erzeugnisse statt, wenigstens nicht so, daß es hinreichte, Handelsgewinn, Vermehrung des Reichtums ins Land zu bringen.

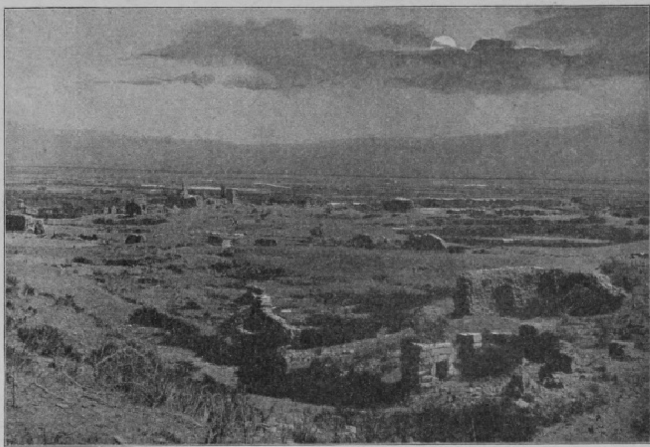
Wann hat sich nun der verhängnisvolle Umschwung von der einstigen Blüte zu dem jetzigen Verfall des Landes vollzogen? Diese Frage gilt nicht nur für Kleinasien, sondern auch für den gesamten Orient. Diesmal ist sie mir in besonders nachdrücklicher Weise beim Besuch der großen Ruinen-



Basilika von Hierapolis in Phrygien

stätten im Innern entgegentreten. Als ich die gewaltigen Theater von Ephesus und Hierapolis sah, die Rennbahn von Laodicea, das riesige Gräberfeld von Sardes, die Menge der Felsbildwerke am Sipylos in Lydien, in den Gebirgseinöden des alten phrygischen Landes, die Ueberbleibsel alter Schlösser und Befestigungen im Norden, im Gebiet der heutigen anatolischen Bahn — da habe ich mich immer wieder gefragt: wie sah die Zeit aus, wo die Leute zu arm wurden, um sich weiter solche Gräber in den Fels zu hauen, wo ihre Zahl zusammenschrumpfte und nicht mehr im weiten Mauerring der Städte, das mächtige Rund der Theater füllte, wo die Prachtbauten zu verfallen begannen und man aufhörte, sie wieder aufzurichten, weil kein Geld und keine Kunst mehr im Lande waren?

Den ersten Eindruck davon, daß es bereits lange vor dem Einbruch der Türken, sowohl der Seldschuken als auch der Osmanen, mit dem römischen Asien abwärts gegangen sein muß, erhielt ich vor zwei Jahren angesichts der einstigen Weltstadt am Orontes, des syrischen Antiochien. Hier hat bereits Kaiser Justinian im 6. Jahrhundert sich genötigt gesehen, den Umfang der Stadt zu verkleinern und die Mauern des Theodosius ein erhebliches Stück einzurücken. Daraus folgt nicht nur, daß die Bevölkerung zurückgegangen war, sondern auch, daß die zur Verfügung stehenden Mittel nicht mehr ausreichten, um die Befestigungslinien in ihrer alten



Ruinen von Ephesus



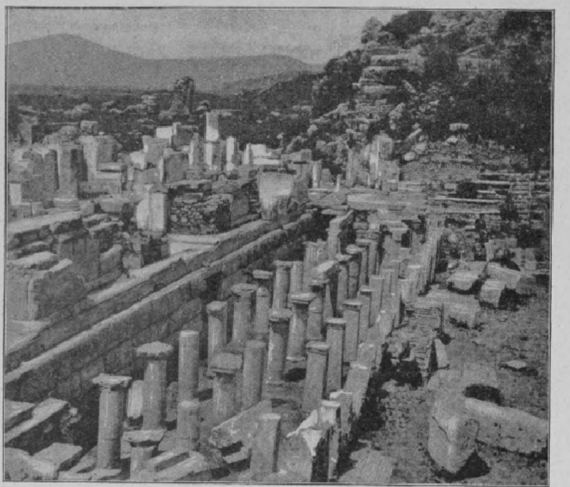
Theater von Hierapolis in Phrygien

Ausdehnung zu erhalten und zu verteidigen. Geschah das an der Hauptstadt des ganzen Ostens, so ist der Rückschluß auf das Sinken des Wohlstandes und der Bevölkerung auf dem platten Lande und in den Provinzen unvermeidlich. Was an dem einen Beispiel vielleicht durch lokale Verhältnisse bedingt erscheinen könnte, das habe ich aber nun auch an vielen andern Stellen als eine durchgehende Erscheinung dieses Zeitalters, deren beginnende Anzeichen indes noch viel weiter zurückliegen, wahrnehmen können. Am merkwürdigsten und deutlichsten ist mir das in Ephesus entgegengetreten. Hier zeigt sich auch, wie vielerlei neue Aufschlüsse eine Ausgrabungsarbeit, wie sie jetzt in Ephesus geschieht, für das historische Verständnis gewähren kann. Auch dem Laien, der nicht über ein geschichtlich-archäologisch geschultes Auge verfügt, fällt es in Ephesus auf, daß die Ruinen der alten Stadt von den Ueberbleibseln eines doppelten Mauerrings umgeben sind, von denen der äußere, weitere und stolzere der Befestigung des Lysimachos, der innere, dürftigere und bedeutend kleinere einer späteren Zeit angehört. Die nähere Untersuchung lehrt, daß die innere Mauer, die vielleicht nur ein Fünftel oder ein Viertel des Areals umgiebt, die das Werk des Lysimachos einschloß, aus byzantinischer Zeit stammt, möglicherweise aus dem 6. oder 7. Jahrhundert. Es ist also deutlich, daß die Stadt sich damals gegen früher in auffallender Weise verkleinert haben muß. Die byzantinische Ringmauer läßt nicht nur Außenbezirke des alten Ephesus, sondern auch eine ganze Reihe von Bauwerken und Anlagen, die im Zentrum des Lebens der alten Stadt gestanden haben müssen, draußen; sie beschränkt sich auf die Sicherung der Stadtteile unmittelbar am Hafen und der beherrschenden Positionen auf einem Felshügel im Osten. Während der österreichischen Arbeiten ist man aber noch auf eine weitere höchst merkwürdige Thatsache gestoßen. Man weiß, daß Ephesus im Jahre 262 n. Chr. von einem gotischen Plünderungszuge überfallen und Feuer an die Stadt gelegt worden ist. Damals ist offenbar auch ein in seinen Ruinen jetzt aufgedeckter großartiger Prachtbau zu Grunde gegangen, der möglicherweise die Agora, die Stätte der „Volksversammlung“, gewesen ist. Das Gebäude besteht aus mehreren großen und reich ausgestatteten Marmorsälen und Höfen mit prächtigen marmornen Thüren, Säulenstellungen, Nischen u. dgl.; es ist auch reich mit Werken der bildenden Kunst in Erz und Stein geschmückt gewesen. Diesen Bau nun, der von dem Gotenbrande mitbetroffen wurde, aber — da er sonst vollkommen aus Stein besteht — doch wohl nur das hölzerne Dach verloren und sonst keine tiefgreifenden Beschädigungen erlitten haben wird, hat man trotzdem von jenem Tage ab als Ruine stehen lassen! Warum? Die einzige mögliche Erklärung ist die, daß es an den Mitteln zum Wiederaufbau oder auch nur zur vollständigen Abtragung gefehlt hat. In den Trümmern haben sich dann, wie es scheint, kleine Leute in allerlei Hütten und Baracken unter Benutzung der alten Mauern angesiedelt, und später hat man einen unbedeutenden Teil des Ganzen als Vorhalle zu einem andern nördlich daran stoßenden Bau, einer Thermenanlage, ausgebaut. So etwas ist doch nur möglich, wenn bereits eine tiefgreifende und weitgehende Verarmung, eine Umwälzung der gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse nicht nur im Lande, sondern im Reiche überhaupt stattgefunden hat. Schon damals, in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts, sehen wir also jenen Schrumpfungsprozeß beginnen, der seitdem mit wenigen Unterbrechungen in Vorderasien bis auf den heutigen Tag stattgefunden hat.

Woher es zu einem solchen Wandel der Dinge gekommen ist, darüber können wir jetzt eine wohlbegründete Vermutung aufstellen, seit Delbrück in



Anatolische Landstadt bei Biladschik



Bühnengebäude des Theaters zu Ephesus

seiner „Geschichte der Kriegskunst“ zum ersten Male die wirkliche Ursache des politischen und wirtschaftlichen Niederganges der abendländisch-römischen Welt vom 3. Jahrhundert ab dargelegt hat. Das Fehlen einer festen Erbfolgeordnung auf dem Thron des Imperiums und die dadurch bedingten, im 3. Jahrhundert sich auf ihren Höhepunkt steigernden Wirren bei jedem Thronwechsel trafen in ihrer Wirkung zusammen mit dem Verschwinden des Edelmetalls aus dem Reiche und der dadurch bedingten Erschütterung und allmählichen inneren Umwandlung des Wirtschaftslebens. Die alten Bergwerke versagen, werden erschöpft, und damit trifft zusammen, daß im Verkehr mit den nichtrömischen Ländern des Ostens: Babylonien, Persien, Indien, China, ein ununterbrochener starker Abfluß des Edelmetalls im Austausch gegen ihre Erzeugnisse stattfindet, die das römische Reich seinerseits nicht mit irgend welchem Warenexport, sondern nur mit barem Gelde zu bezahlen in der Lage war. Mit dem Verschwinden oder doch der starken Verminderung des vorhandenen Goldes und Silbers hört die Möglichkeit auf, eine große und stets schlagfertige Armee von berufenen Kriegern zum Schutz des Reiches zu erhalten; zugleich verschwindet aber auch die Möglichkeit eines auf dem Vorhandensein barer Geldmittel in großer Menge beruhenden Handels und Wandels im Sinne der früheren Zeit. Damit ist der Niedergang der großen Städte, die im besonderen die Träger der antiken Kultur waren, mit Notwendigkeit gegeben.

Die spätere Zeit, z. B. die Epoche Justinians, hat außer in der Hauptstadt, wo natürlich immer etwas mehr Geldmittel vorhanden waren — freilich hat man auch hier Prachtbauten, wie die Sophienkirche, zum großen Teil aus altem Material errichten müssen, um sie kostbar auszustatten —, nur noch für die dringendsten Erfordernisse Geld gehabt, in erster Linie Festungen und Straßenbauten. Die Bollwerke Justinians und seiner Nachfolger an der alten Persergrenze sind heute noch in ihren Trümmern bewundernswert, und einen Bau, wie die große, zur Ueberſetzung des Sakkaria-Flusses bestimmte Brücke bei Adabasar an der anatolischen Bahn, die gleichfalls von Justinian stammt und heute noch vollständig erhalten ist, findet man aus späterer Zeit in ganz Anatolien nicht mehr. Aber alle diese Anstrengungen haben nicht hingereicht, um den wirtschaftlich austrocknenden und verarmenden Staat vor der allmählichen Zertrümmerung durch die Barbaren zu schützen. Unter der Seldschukenherrschaft, vom 11. bis zum 13. Jahrhundert, ist Kleinasien infolge gewisser Veränderungen in den Wegen des Welthandels dann noch einmal zu teilweisem materiellen Wiederaufblühen gelangt. Denkmäler jener Zeit sind die schönen und kostbaren Bauten, die sich aus der Seldschukenzeit in Konia, dem Zentrum jenes Reichs, in Siwas und an andern Orten finden. Von Dauer ist aber jene zweite kurze Blüte des Landes auch nicht gewesen. Das heutige Kleinasien bietet auf dem flachen Lande wie in den städtischen Siedelungen durchweg das Bild armer und enger Verhältnisse, und erst von der fortgesetzten Erschließung des Landes durch die jetzt Jahrzehnt um Jahrzehnt tiefer ins Innere eindringenden Eisenbahnen ist ein allmählicher Wandel der Dinge, eine wirtschaftliche Wiederbelebung und eine allmähliche Wiederkehr des einstigen Wohlstandes samt der früheren Volkszahl zu erwarten.



Altphrygische Nekropole

Kloster Loccum

Von

W. Wehrhahn

(Mit Abbildungen nach photogr. Aufnahmen des Verfassers)

Auf das ehrwürdige Kloster Loccum in Hannover hat sich neuerdings wieder das allgemeine Augenmerk gerichtet, denn es ist in deutschen Landen das einzige evangelische „Kloster“, das noch von alter Zeit her diesen Namen führt und von einem Abt geleitet wird. Im Dezember v. J. verstarb Abt Gerhard Uhlhorn, ein um die evangelische Kirche hochverdienter Mann, und in dem Oberkonsistorialrat Dr. Georg Heinrich Hartwig, der bisher als Generalsuperintendent in Celle wirkte, hat er nun einen Nachfolger erhalten, dessen feierliche Einführung am 25. November erfolgt ist.

Es dürfte in Deutschland kaum noch ein Kloster geben, das seit Einführung der Reformation seine ursprüngliche Gestalt und Einrichtung so bewahrt hat wie Loccum. Es ist weder, wie heute viele andre Klöster, zu ausschließlich wirtschaftlichen Zwecken profaniert, noch ist es in einen Ruhesitz für die letzten Sprossen adeliger Familien umgewandelt; es ist vielmehr noch immer eine Pflegstätte der Kirche, ein Predigerseminar, in dem „Hospites“, junge Theologen, nach beendigten Universitätsjahren sich in stillen, ernsten Stunden auf ihr geistliches Amt vorbereiten.

Altersgraue hohe Mauern umgeben in weitem Bogen die Klostergebäude mit Park und Gärten und Fischteichen — fest umschlossen, als sollten sie noch den modernen Götzen, Gewinn und Genuß, den Einlaß wehren. Doch weit offen zum Empfange des Besuchers steht die aus doppelten Eichenbohlen mit dicken Nägelköpfen beschlagene Thür am Hauptthor. Wir treten ein. Ueber uns wölbt sich in Spitzbogen der breite Eingang des alten Thorgebäudes. Er enthält rechts ein Stübchen, in dem einst der Thorwart hauste, links die seit 1736 als Schulzimmer eingerichtete ehemalige Frauenkirche, hart an der Mauer, da früher dem weiblichen Geschlechte der Zutritt ins Innere verwehrt war. Wir durchschreiten das Thor und befinden uns auf dem Klosterhof. Zwischen dem wohlgepflegten Park und dem bis hoch hinauf mit Epheu bewachsenen alten Kornspeicher führt der Weg durch die „Ausgangspforte in das Holz“, wie eine Inschrift besagt. Eine stundenlange Wanderung in Waldesruhe und Waldesfrieden ermöglicht reiche Abwechslung. Bald gleitet der Blick über üppige Wiesenflächen nach den sie begrenzenden schönen Baumgruppen, bald führt der Weg am rieselnden Bache hin über Brücken, aus weißborkigen Birkenstämmen gezimmert; dann erglänzt wieder zwischen den Säulen des Walddomes der Wasserspiegel eines Fischteiches.

Wenn die scheidende Sonne die Kronen der Buchen und Eichen vergoldet und lange Schatten auf die Wiesen wirft, ertönt durch die feierliche Stille die Klosterglocke, um zur Hora zu rufen. Wir beziehen diesen Ruf auch auf uns und befinden uns bald in der Kirche. Mächtig erheben sich über uns die Bogen der Gewölbe, getragen von den massigen Quadern der Pfeiler; durch die bunten Scheiben der Fensterrosetten fällt gedämpftes Dämmerlicht, mit seinem zauberhaften Scheine das steinerne Laubwerk der Säulen und Kapitäle eigenartig bemalend. Gesang, Orgelton und Glockenklang stimmen zur Andacht und versetzen uns zugleich in die Zeiten, als die ehrwürdigen Cistercienser Mönche streng nach den Gesetzen ihres Mutterklosters Citeaux hier in stiller Waldeinsamkeit ein arbeitsreiches Leben führten. Wie es überall im Kloster Loccum den Besucher so wohlthuend anmutet, wenn er das von den Vätern Ererbte geehrt und erhalten sieht, so wird auch die Hora als ein Vermächtnis aus alter Zeit treu bewahrt. Auch die äußeren klösterlichen Einrichtungen und Anlagen



Insignien des Abts von Loccum

sind nach dem Grundsatze der strengen Einfachheit und Schmucklosigkeit, in der sich der tiefe Ernst des Ordens wiederspiegelt, auch hier erhalten. In der Blütezeit des Ordens verzichtete man auf einen eigentlichen Turmbau wie auf mehrere aufstrebende Türme, da sie dem „Geiste der Demut“ zu widerstreben schienen. Es genügte ein kleines Glockentürmchen, ein sogenannter Dachreiter, auf der Höhe, wo sich Mittel- und Querschiff durchschneiden. Eine eigentliche Krypta fehlte ganz. Dagegen besteht eine Haupteigentümlichkeit darin, daß der Ostseite beider Kreuzflügel Kapellen von der Länge des Chores angebaut waren, als Stätten für Bußübungen.

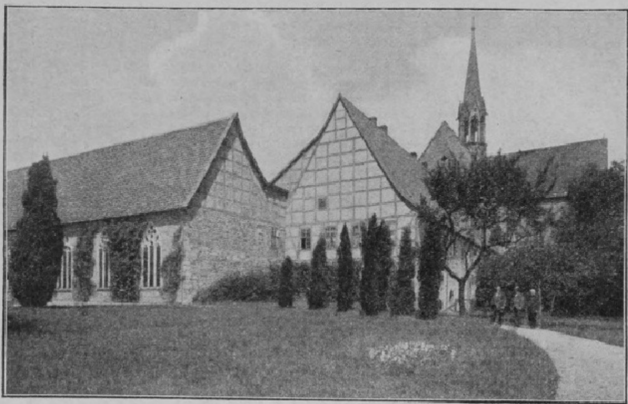
Wenn auch als die Heimat der Cistercienser Frankreich anzusehen ist, so sagten doch die ernsten Regeln des Ordens und seine Abneigung gegen alle überflüssigen Zierate dem deutschen Volkscharakter so sehr zu, daß in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine Menge solcher Abteien, oft unter dem Schutze fürstlicher Personen, in Deutschland gestiftet wurden. Denselben Ordensregeln ist es auch mit zuzuschreiben, wenn später die zu dem schlichten Sinne und der Lehre des Reformators passenden Räume nach und nach, ohne daß ein bestimmter Zeitpunkt ermittelt werden kann, dem Dienste der lutherischen Lehre gewidmet wurden.

In die Mitte des 13. Jahrhunderts, in eine Zeit, als der heilige Bernhard von Clairvaux den schlummernden Religionseifer wieder weckte und auch seinen Einfluß auf die romanische Baukunst geltend machte, fällt die Gründung des Klosters Loccum. Als dann gleich nachher der gotische Stil mit seinen Neuerungen anfangs schüchtern, allmählich immer kühner auftrat, verhielt sich der Orden nicht gleichgültig dagegen. Er nahm die architektonischen Neuerungen gern auf, sofern sie nicht überflüssigen Schmuck an Bildwerken brachten. Diesen Uebergangsstil vom Romanischen zum Gotischen zeigen deshalb Aeußeres und Inneres in ausgeprägter Weise. Das hohe Mittelschiff der Kirche ist, wie es die Cistercienser liebten, von bedeutender Länge. Wenn sich durch angemessene leichte Farbentöne gegenwärtig die Feinheiten der Pfeiler und Gewölbe von den größeren Mauerflächen abheben und die Kapellen neben dem Chore durch lebhaftere Farben und einige figürliche Malereien die bessernde Hand der Neuzeit bekunden, so gestattet doch



Morgenunterricht

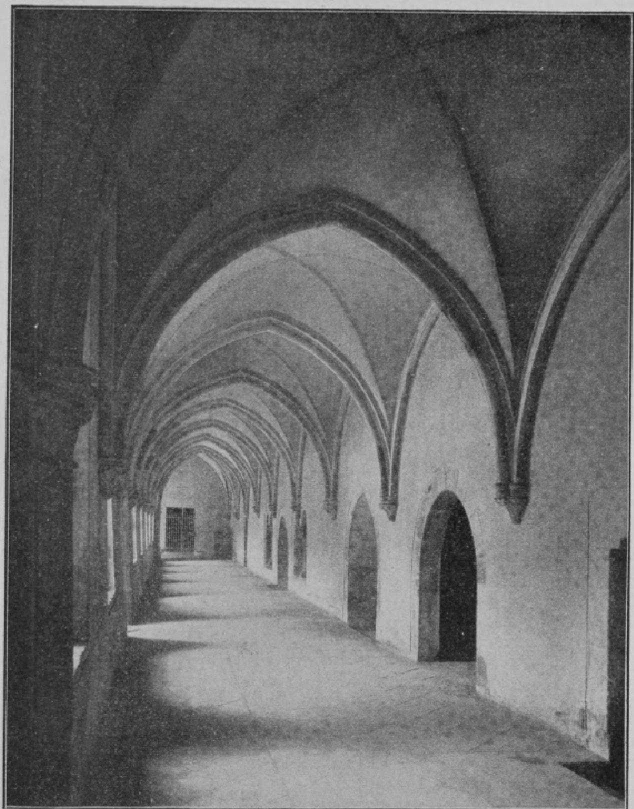
Nach dem Gemälde von Georges Claude



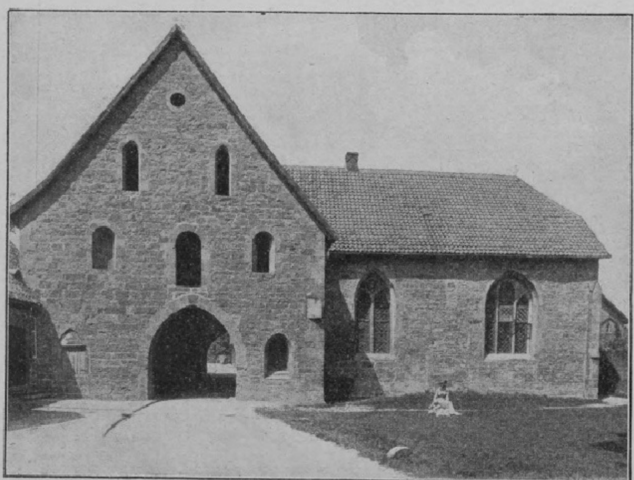
Kloster Loccum, vom Park aus gesehen



Alte Eiche im Klosterpark



Kreuzgang



Altes Thorgebäude mit ehemaliger Frauenkirche



Refektorium (heute Bibliothek)

Kloster Loccum in Hannover

das wunderbar altertümliche Gepräge der merkwürdigen Bildschnitzereien einen Blick in das Wesen mittelalterlicher Kunst. Im frühgotischen Stile ist auch der Kreuzgang durchgeführt; denn alle Rippen der Kreuzgewölbe haben schon das zugespitzte birnenförmige Profil. Sie ruhen auf zierlichen Konsolen, und die zweiteiligen Fenster haben als Stabwerk schmale Säulenpfosten und Reste von Glasmalereien unter ihren kleinen, spitzen Kleeblattbogen. Etwa 200 Jahre jünger als der Kreuzgang mag, dem Stile nach zu urteilen, das Refektorium sein (die jetzige Klosterbibliothek), dessen hohen gewölbten Bau unsre Abbildung plastisch wiedergiebt.

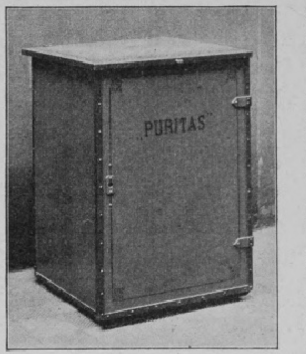
Als der älteste Teil des Klosters ist der romanische Kapitelsaal anzusehen. Der quadratische Raum, auf dessen in der Mitte stehender Säule vier rippen- und gurtenlose rundbogige Kreuzgewölbe ruhen, zeigt in seiner Anlage schöne Verhältnisse und scheint ursprünglich das Refektorium der Konversen (Laienbrüder) gewesen zu sein. Später diente er mit den großen kaminartigen Rauchfängen und dem Fischbassin bis in die letzten Jahrzehnte als Küche. Diese „alte Küche" wurde Ende der achtziger Jahre zu einem Kollegsaal eingerichtet. Ein glücklicher Gedanke war es, den durch seine biblischen Darstellungen bekannten Maler Eduard von Gebhardt zu gewinnen, damit er die Wände dieses Raumes schmücke. In der ihm eignen Richtung hat es der Künstler verstanden, den künftigen Trägern des geistlichen Amtes das bedeutsame Vorbild des Erlösers, wie er durch Wort und That die Botschaft von der sündenvergebenden Gnade verkündet, vor Augen zu führen.

Dicke Folianten, viele Dokumente und Urkunden in der Bibliothek enthalten die Chronik des Klosters Loccum. Sie berichtet, daß der Graf zu Hallermund im Jahre 1163 in der Domkirche zu Minden in Gegenwart einer großen Versammlung von Rittern und Geistlichen zum Heile seiner Seele einen Platz in der Nähe der jetzt nur noch in ihren Grundmauern vorhandenen Burg „Lucca" zur Gründung eines Klosters bestimmt habe. Das neue Kloster wurde dann mit Cisterciensermönchen besetzt, die aus Volkerode, einem thüringischen Kloster in der Nähe von Mühlhausen, kamen. Sie verstanden es, den sumpfigen Boden durch Abzugsgräben trocken zu legen und das Eigentum des Klosters von Jahr zu Jahr zu mehren. Der Reichtum wuchs sehr bald, so daß bereits 1224 der Loccumer Hof an der Osterstraße in Hannover erworben werden konnte, der seit Menschengedenken der Sitz der Aebte von Loccum war und jetzt wieder zum Einzuge des neuen Abtes äußerliche und innerliche Ausbesserung erfahren hat. Bis in die Zeit der Reformation war das Kloster fast ausschließlich von Adeligen bewohnt. Erst um das Jahr 1500 fanden auch Bürgerliche Aufnahme. Der erste Abt aus bürgerlichem Stande war der Abt Ernst aus Petershagen. Seine Wahl sowie die Armut des Klosters, das in den Fehden der benachbarten großen Herren oft schwer mitgenommen wurde, veranlaßten die Konventualen und Laienbrüder von adeliger Herkunft, das Kloster zu verlassen, worauf der Abt 70 Laienbrüder aus geringem Stande in das Kloster aufnahm. Nunmehr beschlossen Abt und Konvent, daß nie wieder ein Adeliger in Loccum zugelassen werden solle. Diese Bestimmung wurde im Jahre 1634 vom Abte Gerhard Molanus erneuert.

Einer der hervorragendsten Aebte des Klosters war der Konsistorialrat Salfeld, der von 1792 bis 1830 als Christophorus III. Abt war. Er vermehrte die Bibliothek bedeutend und that sehr viel für die Hebung des Predigerseminars. Sein Nachfolger, der Abt Hoppenstedt, starb bald nach der Wahl. Dann folgte der Abt Rupstein, der bis 1879 das Regiment führte, und seit der Zeit der Oberkonsistorialrat Uhlhorn, der am 15. Dezember verstarb und, wie erwähnt, in Dr. Hartwig seinen Nachfolger erhalten hat. Möge unter ihm das altehrwürdige Kloster Loccum, aus dem der Geist der Zeiten aus fast tausend Jahren seine Sprache redet, weiter blühen und gedeihen.

Die neuesten Methoden der Müllabfuhr und -Verwendung in den Großstädten.

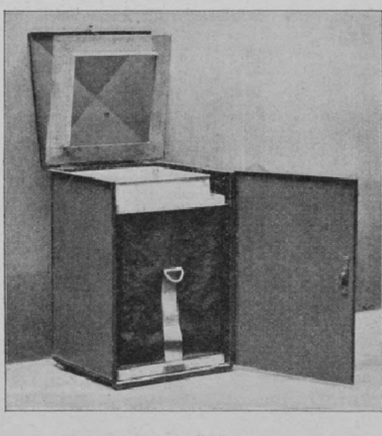
Die Hygiene oder Gesundheitslehre ist eine Wissenschaft, die unter ihren Schwestern eine eigenartige Stellung einnimmt. Einerseits kann man ihre Geschichte bis in die frühesten Stadien der Kultur zurückverfolgen, denn bereits in den Großstädten des Altertums, wie Babylon, Ninive und den Städten am Nil, waren Vorrichtungen für die Zuführung frischen Wassers und Systeme für die Kanalisation vorhanden, nebst mannigfaltigen Einrichtungen, um das Wohlbehagen, wenigstens der Könige und der Großen, zu erhöhen; andrerseits pflegt man die Hygiene mit Recht als einen modernen Wissenszweig zu betrachten. Sie erscheint uns jetzt als ein Teil der Naturwissenschaft, deren Methoden sie mit Bewußtsein verfolgt. Der wichtigste Zweig der Hygiene ist den städtischen Angelegenheiten gewidmet. Das Zusammenströmen vieler Menschen ist leicht geeignet, Krankheiten und Epidemien zu veranlassen, und es muß daher die erste Hauptaufgabe eines modernen Staates sein, dafür Sorge zu tragen, dies zu verhindern. Sind doch die furchtbarsten Geißeln, die Pest, die Cholera und andre Volkskrankheiten, die früher in kurzer Zeit ganze Länder verödeten, durch eine weise Verwendung hygienischer Maßnahmen auf ein Minimum zurückgeführt worden.



Geschlossener Müllkasten

Eine wesentliche Aufgabe vorsorglicher Stadtväter im Sinne der Hygiene besteht in der Fortschaffung der städtischen Abfallstoffe. Man kann sie am einfachsten in flüssige und in feste scheiden. Ueber die Art und Weise, wie die ersteren zu beseitigen sind, herrscht wohl im allgemeinen kein Streit mehr, ihr Transport durch ein unterirdisches Kanalsystem ergab sich eben aus dem physikalischen Charakter der Flüssigkeiten gewissermaßen von selbst. Viel größere Schwierigkeiten bot und bietet auch jetzt noch die Fortschaffung und endlich auch die Vernichtung oder Verwendung der festen Abfallstoffe, des Hausmülls.

Das einfachste Verfahren, um sich von den unliebsamen Ueberbleibseln des täglichen Lebens und der häuslichen Gepflogenheiten zu befreien, besteht in ihrer Hinausschaffung aus den Grenzen des Stadtgebietes auf zu andern Zwecken ungeeignete Ländereien oder auf Landflächen, die zu solchen Zwecken besonders erworben wurden. Bis auf den heutigen Tag verfahren in diesem Sinne noch viele Großstädte ersten Ranges; also in der gleichen Weise, wie es unsre Vorväter vor Jahrhunderten und Jahrtausenden für ersprießlich erachteten. Auch heute noch, wie vielleicht einst ein Bürger Babylons, wird der moderne Großstädter durch mit Müll gefüllte offene Wagen an heißen und windigen



Geöffneter Müllkasten

Sommertagen sich belästigt fühlen und kopfschüttelnd den niedrigen Stand der heutigen Abfuhrtechnik verdammen und bestaunen. Aber auch die Anhäufung großer Müllmengen in der Nähe der Stadtgrenzen hat ihr Bedenkliches. Die Geschichte der Epidemien führte den traurigen Nachweis, daß durch die Ansammlung von Abfallstoffen gefährliche Seuchen verstärkt und verbreitet worden sind. Endlich lehrt auch eine Rechenaufgabe elementarster Art, daß die Flächen der zur Abfuhr bestimmten Ländereien an Grenzen geknüpft sind. Es ergeben sich somit zwei dringende Aufgaben als Forderungen einer vernünftigen und notwendigen Hygiene. Die erste besteht in der staubfreien Entfernung des Stadtmülls aus den Grenzen der Stadt, die zweite in der Vernichtung des Mülls oder in seiner Ausnützung zu industriellen und landwirtschaftlichen Zwecken nach vorhergehender Sterilisierung.

Noch vor etwa einem Jahrzehnt überwog bei fast allen Stadtverwaltungen die Meinung, daß es am sichersten sei, die städtischen Abfälle durch Verbrennen zu vernichten und aus der Welt zu schaffen. Besonders in England hat man in diesem Sinne gewirkt, und es sind Oefen nach den verschiedensten Prinzipien gebaut worden, die die Aufgabe der Müllverbrennung auch ganz vorzüglich gelöst haben. Es war daher natürlich, daß auch auf dem Kontinent, z. B. in Deutschland, die Magistrate beschlossen, nach englischem Muster zu verfahren. Später hat sich herausgestellt, daß die Art der Müllbehandlung sehr wesentlich von der Art des Hausmülls abhängen muß und daß dieses nicht nur in verschiedenen Ländern beziehungsweise Städten, sondern sogar zu verschiedenen Jahreszeiten und in den verschiedenen Stadtteilen eine verschiedenartige Zusammensetzung hat.

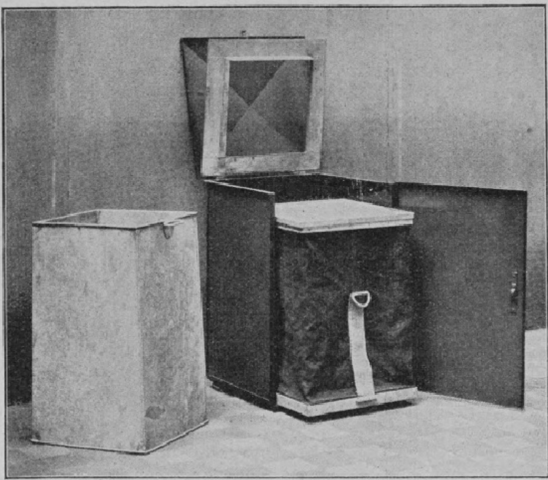
Ganz roh betrachtet, muß das Hausmüll in das Fein- und Grobmüll eingeteilt werden. Das Feinmüll besteht fast einzig und allein aus Asche, Sand und Stubenkehricht und stellt somit ein unverbrennliches Pulver dar; das Grobmüll dagegen setzt sich aus der großen Menge der Abfallstoffe zusammen, die das tägliche Leben vereinigt, aus Glas, Holz, Fleisch, Brot, Papier u. dgl. mehr. Am einfachsten wäre es, dafür Sorge zu tragen, daß auf den Höfen der Häuser zwei Gefäße, und zwar das eine für das feine, das andre für das Grobmüll aufgestellt würden; dann wäre es verhältnismäßig leicht, die beiden geschiedenen Müllarten ohne weiteres je nach einer entsprechenden Methode zu behandeln. Die Praktiker haben aber erklärt, daß es unmöglich sei, das Hauspersonal zu einer solchen Trennung zu schulen und zu veranlassen.

Das Hausmüll wird stets in gemischtem Zustande seiner späteren Verwendung zugeführt werden. Es hängt nun die Möglichkeit einer rationellen Verbrennung wesentlich von der Art des Feinmülls ab. In England erfolgt die Heizung der Zimmer zumeist durch Kohlen. Es bleiben hierbei erfahrungsgemäß so viel unverbrannte Kohlenreste zurück, daß sie ausreichend sind, um das Gesamtmüll brennfähig zu machen und es während der ganzen Behandlungszeit brennend zu erhalten. In vielen Städten Deutschlands dagegen, z. B. in Berlin, wird mit Vorliebe die Zimmerheizung durch Braunkohlenbriketts, sogenannte Darrsteine, veranlaßt. Die Braunkohlenbriketts, die den Steinkohlen gegenüber einen nur minderwertigen Heizwert besitzen, verglimmen bei der Heizung vollkommen und hinterlassen eine staubartige Asche ohne jeglichen Brennwert. Das ist der Grund, daß besonders in den Wintermonaten das Berliner Hausmüll ohne künstliche Zusätze nicht brennt. Auf Grund dieser Thatsache ist man in Berlin und auch in andern Städten, in denen die Braunkohlenheizung vorwiegt, von der Müllverbrennung zurückgekommen. In Hamburg dagegen, wo ähnliche Heizverhältnisse obwalten wie in England und in vielen Städten Frankreichs, ist man der Müllverbrennung treu geblieben.

Wenn es auch für den Stadthygieniker als erste Aufgabe gilt, die Müllmassen zu vernichten, so muß doch in Erwägung gezogen werden, daß selbst durch die Verbrennung sich das niemals vollkommen erzielen läßt. In den großen Verbrennungsöfen, die in so mannigfaltiger Form Verwendung finden, bleibt außer den Aschebestandteilen eine feste Schlacke zurück, die den Scharfsinn der Techniker vielfach beschäftigt hat. Man versuchte aus ihr brauchbare Produkte zu erzielen. So sind aus ihr besonders Steine mit und ohne fremde Beimischungen erzeugt worden. Im allgemeinen ist aber das Urteil über die Güte und Verwendbarkeit dieser Produkte kein besonders günstiges. Aus diesen Gründen hat sich die Zahl der Freunde der Müllverbrennung sehr vermindert. Man begnügt sich jetzt zumeist damit, nach erfolgter Desinfektion und Sterilisierung die Müllmengen durch Auslese von den noch brauchbaren Bestandteilen zu befreien und diese der Industrie zuzuführen und den Rest im Interesse der Landwirtschaft zur Kultivierung von Oedländereien, zur Herstellung von Wegen und Straßen u. dgl. zu verwenden.

Der bedeutendste Fortschritt der Müllbehandlung ist jetzt darin zu sehen, daß bei den sämtlichen

neueren Systemen die Müllbeseitigung aus den Städten und die Müllvernichtung oder Verwendung außerhalb der Städte nach bestimmten einheitlichen Grundsätzen erfolgt. Einer der glücklichsten Vorkämpfer auf diesem Gebiete war von Csery, der in Budapest eine mustergültige Anlage durchgeführt hat, an die sich die meisten neueren Systeme bewußt oder unbewußt anlehnen.



Geöffneter Müllkasten, daneben der Einsatz

Noch häufig wird die Fortschaffung des Hausmülls in der Weise vollführt, daß die Metallkästen, die in den Häusern zur Müllaufnahme aufgestellt sind, nach ihrer Füllung gegen leere ausgewechselt werden und auf Rollwagen nach den Stadtgrenzen gelangen. Diese Art der Müllabfuhr hat einen großen Fehler; die Kästen sind gewöhnlich durchaus nicht dicht und entwickeln bei bewegter Luft Staub. Zudem dürften die Gefäße, die undesinfiziert wiederum nach der Entleerung in beliebige Häuser gelangen, leicht im stande sein, Krankheitserreger zu übertragen und Abfallstoffe von einem Hause zum andern zu verschleppen. Dieses mit Recht viel bekämpfte System ist neuerdings durch die Gesellschaft „Puritas“ in eigenartiger Weise umgeformt worden. In dieser neuen Durchbildung dürfte es sich ganz vortrefflich für die Abfuhr in Städten eignen und die meisten Konkurrenten schlagen. An der Hand von Bildern ist es leicht, die Hauptphasen des Systems vorzuführen. Das eine Bild zeigt den festen, eisernen, am Hause verankerten Kasten, der durchaus schließt und in bestimmten



Abfuhrwagen

Intervallen durch angestellte Beamte eine gründliche Reinigung erfährt. Zwei weitere Bilder veranschaulichen geöffnete Kästen. In dem einen erblickt man im Metallkasten einen viereckigen Sack aus dickem imprägnierten, besonders für diesen Zweck hergestellten Leinenstoff, der unten in einen metallenen Boden endigt. Innerhalb des Sackes auf dem Metallboden steht während der ganzen Gebrauchszeit ein oben und unten offenes viereckiges Metallgefäß von der Form einer abgestumpften Pyramide. Es ragt auf dem zweiten Bilde oben aus dem Sacke heraus und ist auf dem dritten — vor der Fortschaffung des Sackes vom Hofe — aus ihm entfernt. Die Einführung der Metallpyramide hat den Zweck, den Sack bis zur Abholung gegen die Einwirkung des Mülls zu schützen. Ehe er aus dem äußeren Metallkasten herausgezogen wird, erhält er durch einen festen Metalldeckel einen hermetischen Verschluß. Die staubsicheren Säcke gelangen darauf in feste, gut verschlossene Wagen und sollen z. B. in Berlin der nächsten Station der Ringbahn zugeführt werden, von wo aus sie endlich per Bahn zu den Aufbereitungsstellen, also den Stationen, gelangen, wo man die Säcke entleert. Hier dürfte sich auch leicht Gelegenheit finden, die entleerten Säcke vor ihrer Rückkehr in die Stadt zu neuer Verwendung durch heiße Luft oder heiße Dämpfe einer Desinfektion zu unterziehen. Das System „Puritas“ hat wesentliche wirtschaftliche und hygienische Vorteile. Die Säcke nehmen in den Wagen nicht mehr Raum ein, als in ihnen wirklich Müll vorhanden ist. Es vermindern sich daher die Abfuhrkosten gegenüber dem noch viel gebrauchten Kastensystem. Endlich wird dadurch, daß die Säcke erst in der Aufbereitungsanstalt außerhalb der Stadt entleert werden, thatsächlich jede Verunreinigung der Luft durch Müllstaub verhindert.

Ein nicht minder der älteren Abfuhr gegenüber vorteilhaftes System wurde von der Gesellschaft „Staubschutz“ geschaffen. Die Abfuhr erfolgt nach dem sogenannten Sammelwagensystem, wonach die auf den Grundstücken aufgestellten Müllkästen verschlossen an den Sammelwagen getragen, an seiner Längsseite eingehängt und durch dessen Einschüttungsöffnung in den Wagenkasten entleert werden. Dies geschieht durch Ueberkippen des Müllkastens, wobei sich dessen Deckel und der Verschluß der Einschüttöffnung gleichzeitig und selbstthätig derart öffnen, daß beide Kästen einen einzigen, nach allen Seiten geschlossenen Raum bilden. Ein Entweichen von Staub bei diesem Vorgange ist also unmöglich. Die beiden letzten Bilder zeigen zwei verschiedene Systeme dieser Abfuhrwagen. Nach der Entleerung gelangt der Müllkasten wieder an seinen ursprünglichen Standort zurück. Ein Umtausch der gefüllten Müllkästen gegen leere, wie bei den älteren Systemen, findet also nicht statt, und ein Uebertragen infizierter Kästen von einem Hause ins andre kann nicht erfolgen. Die fest geschlossenen Sammelwagen gelangen endlich nach Vollendung ihrer Tour nach bestimmten Stationen (Umschlagstellen), wo man ihren Inhalt durch Oeffnung unterer Klappen in Eisenbahnwagen oder Kähne staubfrei umladet.

Die neueren, zumeist in der Praxis bereits erprobten Müllabfuhrsysteme verfolgen im weiteren nicht das Prinzip der Müllverbrennung, sondern der Müllauslese und der Müllverwertung nach erfolgter Reinigung durch heiße Luft oder heiße Wassergase. Genaue Rentabilitätsberechnungen ergaben, daß in der Weise durch Verwertung des städtischen Unrats sogar noch ein beträchtlicher Gewinn erreicht werden kann.

Franz Bendt



Abfuhrwagen

Litteratur

In seiner neuesten Erzählung „Vize-Mama“ hat Ernst von Wildenbruch wiederum alle Vorzüge seines dichterischen Temperaments, seine hinreißende Kraft in der Schilderung dramatisch zugespitzter Seelenkonflikte und seine Kunst, den Leser von der inneren Notwendigkeit der Schicksale seiner Menschen zu überzeugen, zusammengefaßt (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung). Was die um ihr Lebensglück betrogene Hauptmannswitwe von Carstein in leidenschaftlichem Auf- und Niederwogen entgegengesetzter Gefühle durchzukämpfen hat, als ihr das Schicksal den der Mutter beraubten Sohn ihres treulosen Jugendgeliebten als Kameraden ihres eignen Sohnes in das Haus führt, und der Verwaiste von ihrem Herzen den lange entbehrten Tribut der Mutterliebe heischt, das hat Wildenbruch zu einem erschütternden Seelengemälde gestaltet, das seinen Höhepunkt in der Schilderung der ersten Begegnung der Hauptmannswitwe mit dem Gehaßten und dennoch immer noch Geliebten bei der Einsegnung der Kadetten in der Berliner Garnisonkirche erreicht. Auch hier ist der jählings wieder aufflackernde Haß stärker als das liebende Erbarmen. Er schwindet erst, als das Grab sich über dem unglücklichen Knaben geschlossen hat, und der einst vergötterte Held gerade im Augenblick, wo im Juli 1870 Alldeutschland an den Rhein zog, den Rock seines Königs ausziehen muß und, an Leib und Seele gebrochen, mit stummer Bitte vor die schwer Gekränkte tritt, die ihm den letzten Gruß seines sterbenden Sohnes gebracht hat. Von den vier Personen, zwischen denen sich die rasche Handlung abspielt, ist eine jede ein Kabinettstück tiefinnerlicher Charakterisierungskunst.

— „Frauenbriefe“ ist der anspruchslose Titel einer Sammlung von achtzehn Charakterbildern von Marie Kurella, die von einer ungewöhnlich tiefen Kenntnis des weiblichen Herzens zeugen (Berlin, Freund & Jeckel). Die Verfasserin hat die Briefform gewählt, damit sich die Schreiberinnen dieser Briefe, die darin zu ihren Freundinnen von großen und kleinen Erlebnissen in der offenherzigsten Weise plaudern, selbst porträtieren können. Je nach Temperament und Charakter sind diese Selbstporträts sehr verschiedenartig ausgefallen; aber sie tragen insgesamt so sehr den Stempel der Wahrheit, daß man sie für Naturaufnahmen halten möchte. Unsre ganze Zeit und unser ganzes Menschentum weiblichen und männlichen Geschlechts ziehen in diesem Kaleidoskop mit allen ihren Schwächen, Thorheiten und Lastern, aber auch mit ihren guten Eigenschaften, die unserm Volkstum niemals verloren gehen können, wie trüb und hoffnungslos bisweilen auch die Oberfläche der Dinge erscheinen mag, an uns vorüber. Jeder Brief reizt zu tiefem Nachdenken und zu stiller Einkehr, und darum wird die Lektüre besonders bei jungen Mädchen Nutzen stiften, die vor einer ernsten Entscheidung, sei es vor einer Berufswahl oder vor der Ehe, stehen.

Kunst

Als Seitenstück zu der mit großem Beifall aufgenommenen Sammlung „Alte Meister“, in der die schönsten Gemälde älterer Künstler in den Galerien Europas in Farbendrucken veröffentlicht werden, hat der Verlag von E. A. Seemann in Leipzig eine zweite Sammlung unter dem Titel Hundert Meister der Gegenwart in farbiger Wiedergabe begonnen, von der zwei Hefte mit je fünf Blättern vorliegen. Das erste, der Münchener Kunst gewidmet, enthält Bilder von Franz von Lenbach (einen prächtigen Bismarckkopf), F. A. von Kaulbach, W. Leibl, E. Grützner und H. von Bartels, die F. von Ostini mit trefflichen Charakteristiken der Künstler begleitet hat. Im zweiten Heft finden wir Reproduktionen nach Bildern von Künstlern, die zurzeit an der Spitze der Berliner Kunstbewegung stehen. A. von Menzel, Paul Meyerheim, F. Skarbina, M. Liebermann und Hans Herrmann sind mit charakteristischen Proben ihrer Kunst vertreten, von denen besonders Menzels „Restaurant auf der Pariser Weltausstellung von 1867“ und Meyerheims „Menagerie“ (nach dem bekannten Gemälde in der Dresdener Galerie) wahre Perlen an charaktervoller Auffassung und koloristischen Feinheiten sind, auch in der Reproduktion, die alle Intimitäten der Pinselführung der Originale so getreulich bewahrt hat, daß man geradezu von Faksimile-Nachbildungen sprechen darf. Das gilt auch von allen übrigen Reproduktionen, die die jedem Künstler eigentümliche Handschrift so vollkommen wiedergeben, daß man jeden Pinselstrich verfolgen kann. Wenn das Werk, das auf 20 Hefte mit je 5 Bildern berechnet ist, mit demselben Geschick und Geschmack fortgeführt wird, wie es begonnen hat, wird es zu einem Museum werden, das dem Besitzer das Gesamtbild, das die moderne Malerei in allen ihren Erscheinungen, den erfreulichen und den weniger erfreulichen, gewährt, in voller Objektivität widerspiegelt.

— Ueber den reichen Inhalt der deutschen Kunstausstellungen des Jahres 1902 in den Hauptstädten Deutschlands und in Wien gewährt ein unter dem Titel „Die Kunst des Jahres“ bei der Verlagsanstalt F. Bruckmann A. G. in München erschienener Quartband einen vortrefflich orientierenden Ueberblick. In dem schön ausgestatteten Werk, das jedem Kunstfreund eine rechte Augenweide bereitet, werden für einen ungemein billigen Preis 363 schön gedruckte Abbildungen verschiedenartigen Formats geboten, die eine Auslese der besten deutschen und ausländischen Gemälde und Skulpturen darstellen, die auf den diesjährigen Ausstellungen vorgeführt wurden. So giebt das Werk einmal einen vorzüglichen Gradmesser für den momentanen Stand der Kunst in allen Kulturländern, dann aber auch einen Ueberblick über die fortschreitende Entwicklung des letzten Jahres, wie er in der Vielheit unsers Ausstellungswesens dringend not thut. Ein besonderer Vorzug dieser Publikation liegt auch darin, daß sie unter Verzicht auf einen erläuternden Text nur die Kunstwerke selber zum Beschauer sprechen läßt und somit zur Bildung eines selbständigen Urteils geradezu zwingt. Sehr beachtenswert sind die dem Verzeichnis der abgebildeten Werke eingestreutenbiographischen Notizen über deren Urheber.



Das Kaiser Friedrich-Denkmal in Sagan, enthüllt am 16. November

Notizblätter

Denkmäler

Am 17. November wurde auf dem Mariannenplatz in Berlin das Feuerwehrdenkmal enthüllt, ein Monument, wie es einzig in seiner Art dasteht. Es ist dem Andenken jener wackeren Mitglieder der Berliner Feuerwehr gewidmet, die seit dem mehr als fünfzigjährigen Bestehen dieses mustergültigen Instituts in ihrem Berufe den Tod gefunden haben. Der Entwurf des in grauweißem Marmor ausgeführten Denkmals rührt vom Stadtbaurat Ludwig Hoffmann her, während der skulpturelle Schmuck ein Werk des Bildhauers August Vogel ist. Zwei 10 Meter hohe obeliskartige Säulen, die in großen, aus Marmor gebildeten Flammenzungen enden, flankieren einen sarkophagartigen Bau, dessen Relief den Kampf des Menschen mit dem verheerenden Element des Feuers versinnbildlicht. Die emporzüngelnden Flammen tragen Schlangenköpfe, die von Herkulesgestalten zerschmettert werden. Pallas Athene als Schirmherrin der Städte steht schützend zur Seite. Auf einem Postament unterhalb des Reliefs ruhen, in Bronze ausgeführt, Helm, Axt und Rettungsgerät der Feuerwehr. Zu beiden Seiten der Allegorie verzeichnen Bronzetafeln die Namen der im Dienst verunglückten Mannschaften. Die Seitenreliefs veranschaulichen die Empfindungen des Volkes beim Ausbruch einer Feuersbrunst und das Vertrauen auf die allzeit bereite Hilfe der Wehr.

— Auf dem Friedhofe des freundlichen Dorfes Kilchberg am Züricher See, wo Konrad Ferdinand Meyer, der berühmte Dichter, am 28. November 1898 verstarb, ist dem Verewigten kürzlich ein würdiges Grabdenkmal (s. S. 240) errichtet worden. Zwischen hohen Cypressen ragt ein mächtiger Obelisk auf, dessen Inschrift neben dem Namen das Geburts- und Todesdatum angiebt. Der Anblick des Denkmals und seiner Umgebung stimmt zu feierlichem Ernst.

— Nach langer Verzögerung ist in Paris das Balzac-Denkmal (s. S. 240) enthüllt worden. Ursprünglich war mit der Arbeit der berühmte Bildhauer Auguste Rodin betraut worden, aber sein Entwurf mißfiel dermaßen, daß man auf die Ausführung verzichtete. Hierauf wurde der Auftrag Alexander Falguière erteilt und dessen Modell nach mannigfacher Umgestaltung angenommen. Die Vollendung seines Werkes sollte der Künstler jedoch nicht erleben; er starb schon am 19. April 1900. Balzac ist sitzend dargestellt, angethan mit jenem der Mönchstracht ähnelnden Gewande, wie den großen Dichter die Freunde und Zeitgenossen kannten.

— In Braunschweig wurde am 10. November ein Denkmal für Johann Bugenhagen (s. S. 240), den eifrigen Mitarbeiter Luthers am Reformationswerke, enthüllt. Ihm hatte die Stadt Braunschweig seinerzeit die neue Kirchenordnung zu danken, die am 5 September 1528 von Rat und Gemeinde einmütig angenommen wurde. Auch später weilte Bugenhagen wiederholt in Braunschweig, zuletzt im Herbst 1542, nachdem ihn die Häupter des Schmalkaldischen Bundes zur Schaffung kirchlicher Ordnung für das Fürstentum Wolfenbüttel berufen hatten. Das Standbild, von Professor Echtermeier modelliert und vom Hoferzgießer Rinckleben in anderthalbfacher Lebensgröße ausgeführt, erhebt sich vor dem Westportal der Brüderkirche.

Heer und Flotte

Das neue deutsche Infanteriegewehr 98 wird, nachdem die Garde zuerst damit ausgerüstet wurde, jetzt auch an das III., IV., V und VI. Armeecorps verabfolgt, denen die übrigen möglichst rasch folgen sollen. Die Marine hat die vervollkommnete Schußwaffe bereits vor zwei Jahren erhalten. In Berlin haben kürzlich interessante und lehrreiche Schießversuche mit dem neuen Infanteriegewehr auf tote Pferde stattgefunden, um dessen Schußwirkung zu erproben. Insbesondere sollte dadurch auch festgestellt werden, in welcher Zeit eine überraschend erfolgende Kavallerieattacke auf Infanterie von dieser durch Niederschießen der Pferde abgewiesen werden könnte. Aus der Art der Wunden lassen sich in dieser Beziehung sichere Schlüsse ziehen. Im allgemeinen darf als feststehend angenommen werden, daß die jetzt fast in allen Heeren eingeführten Kleinkalibergewehre mit Mantelgeschossen gutartigere Verletzungen hervorbringen als die früheren Waffen mit ihren Bleigeschossen. In England angestellte Versuche ergaben, daß die kleinkalibrigen Geschosse lebende Tiere an mehreren Körperstellen durchbohren können, ohne daß diese selbst es sofort merken. Versuche mit dem 6,5 Millimeter-Gewehr (das deutsche hat bekanntlich 7,9 Millimeter) in Rumänien ließen erkennen, daß Treffer damit im allgemeinen den Lauf eines in lebhafter Gangart befindlichen Pferdes nicht aufhalten würden. In Spanien jagte man Maulesel durch einen Engpaß und gab auf 200 Meter eine Salve aus 7 Millimeter-Gewehren auf sie ab; kein Tier ließ sich zunächst im Lauf aufhalten, die getroffenen brachen vielmehr erst wesentlich später zusammen. Die für die Berliner Versuche benutzten Pferdekadaver werden von den Abdeckereien bezogen und zum Beschießen entweder auf die Erde gelegt oder an einem starken Eisendraht aufgehängt, der durch den Körper gezogen ist (s. die Abbildung S. 229.) In letzterem Fall kommt man der Wirklichkeit näher, um so mehr, als die Kadaver dabei hin und her gezogen werden können und somit ein stets wechselndes Ziel bieten. Nach beendetem Schießen werden die beschossenen Pferde den Militärärzten zur Untersuchung überwiesen. Sie studieren daran die von den Mantelgeschossen erzeugten Verwundungen, die einen Anhalt auch für die Verwundungen des menschlichen Körpers in einem künftigen Kriege gewähren. Durchweg haben auch die Erfahrungen aus den Kriegen in Südafrika und China die Ansicht bestätigt, daß die durch moderne Gewehre und Geschosse erzeugten Wunden im allgemeinen gutartiger sind und rascher heilen als die von den älteren Waffen hervorgebrachten.



Phot Hugo Rudolphy, Berlin
Das Feuerwehrdenkmal auf dem Mariannenplatz in Berlin. Von Stadtbaurat L. Hoffmann und Bildhauer A. Vogel

— Das Interesse für die deutsche Kriegsflotte ist in Süddeutschland nicht viel geringer als an den Seeküsten, doch ist der Unterschied zwischen der Anzahl von jungen Leuten, die die einzelnen süddeutschen Staaten zur Marine abgeben, ziemlich groß. Die Zahl der Süddeutschen, die gegenwärtig den Mannschaften der kaiserlichen Marine angehören, beträgt 2764. Davon stammen 1737 aus Elsaß-Lothringen, 477 aus Bayern, 310 aus Baden und 240 aus Württemberg. Besonders auffallend ist die große Anzahl von Angehörigen der Reichslande, die ihrer Militärpflicht auf der See genügen.



Phot. Ad. Junghans Wwe., Magdeburg
Die Martinskirche in Magdeburg, eingeweiht am 10. November. Von Architekt A. Schütze

Bildende Kunst

In Magdeburg, der Hauptstadt der preußischen Provinz Sachsen, wurde am 10. November, dem Geburtstage Luthers, die neue Martinskirche feierlich eingeweiht. Es ist ein wirkungsvoller, aus Back- und Haustein in mittelalterlichen Stilformen errichteter Bau, den der Magdeburger Architekt A. Schütze ausgeführt hat.

Bühne

Ernst von Wildenbruchs Tragödie „König Laurin“ gelangte im Königl. Schauspielhause zu Berlin zur ersten Aufführung. Das Stück spielt am Hofe von Byzanz, und im Vordergrunde der Handlung stehen die Ostgotenkönigin Amalasuntha, die die eigentliche Heldin des Dramas ist, Kaiser Justinian und seine berüchtigte Favoritin Theodora, die mit ihrem Ränkespiel den Sieg über die Germanenfürstin davonträgt. Das rhetorische Drama fand starken Beifall, der jedoch nicht ohne Widerspruch blieb. — Günstiger Aufnahme begegneten im Neuen Theater drei kleine Stücke, denen Alfred Brieger den gemeinsamen Titel „Herren der Schöpfung“ verliehen hat. Zwei der Stücke, „Fifi“ und „Mitgift“, sind Satiren, die ihre Spitze gegen das „starke Geschlecht“ wenden, während das dritte, „Der Oberlehrer“, sich als derber Schwank giebt.

— Im Hoftheater zu Dresden erzielte die Bauerntragödie „Aschenbachs“ von Armin Gimmerthal eine starke Wirkung, ebenso im Hoftheater zu Schwerin August Strindbergs Drama „Erich XIV.“, das hier zur ersten Aufführung in Deutschland kam. Eines guten Erfolges erfreute sich auch im Thalia-Theater zu Hamburg das Schauspiel „Die Wappenhänse“ von Paul Oskar Höcker, dagegen rief Humperdincks Märchenoper „Dornröschen“ im Frankfurter Opernhause eine gewisse Enttäuschung hervor. Der Text von Ebeling-Filhes wird der zarten Poesie des deutschen Volksmärchens wenig gerecht, und der Schwerpunkt des Bühnenwerkes ruht nicht auf der Musik, obwohl diese viel Schönes bringt, sondern auf der Ausstattung. — Im Stadttheater zu Nürnberg fand das in Ungarn spielende Sittendrama „Dana Petrowitsch“ von Roda-Roda beifällige Aufnahme.

— Tolstojs „Auferstehung“, von Henry Bataille zum Drama umgestaltet, errang im Pariser Odeon einen außergewöhnlichen Erfolg.

Versteigerungen

Bemerkenswerte Versteigerungen werden in den Tagen vom 9. bis 11. Dezember von L. und L. Hamburger in Frankfurt a. M. veranstaltet. Zum Verkauf kommen die artistischen



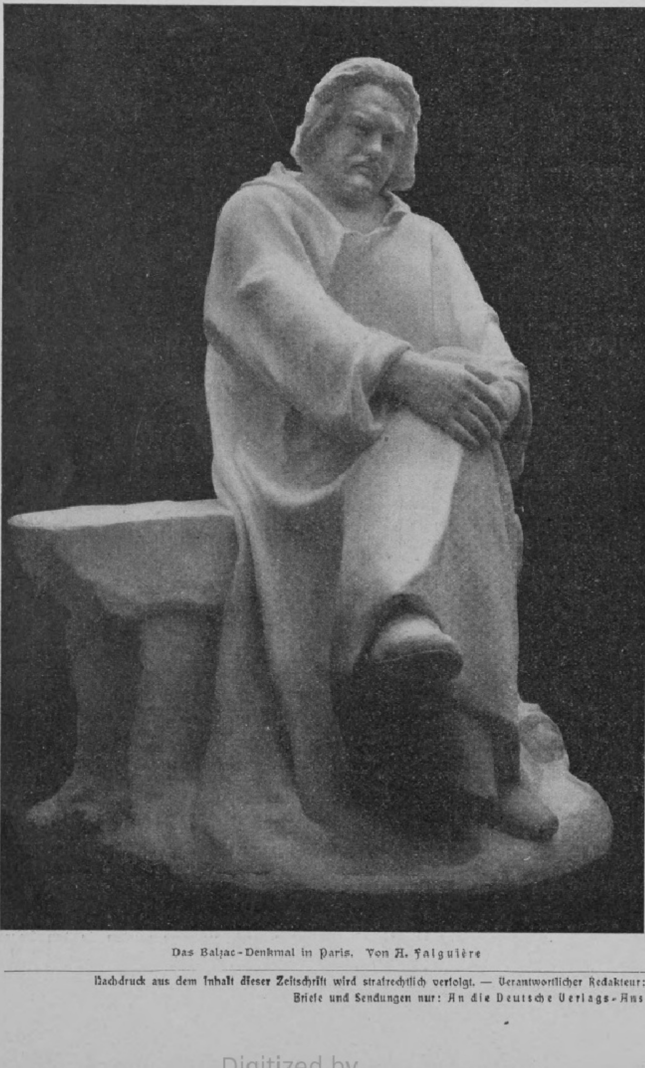
Phot. A. Krenn, Zürich

Das Grabmal für Konrad Ferdinand Meyer auf dem Friedhofe in Kilchberg bei Zürich

Medaillen und Plaketten aus der Sammlung von H. G. Gutekunst in Stuttgart und wertvolle Münzsammlungen verschiedener Besitzer. Den Liebhabern werden große Seltenheiten geboten, worüber die illustrierten Kataloge nähere Auskunft erteilen.

Universitäten

Die Verhandlungen zwischen den beteiligten deutschen Bundesregierungen über die einheitliche Regelung der philosophischen Doktorpromotion haben zur Verständigung über bestimmte Grundsätze geführt, die alsbald zur Durchführung gelangen sollen. Festgesetzt wurde u. a., daß der Doktorgrad nur auf Grund einer durch den Druck veröffentlichten Dissertation und einer mündlichen Prüfung verliehen werden darf. Die Zulassung zur Promotion ist an den Nachweis der Reife einer deutschen neunklassigen höheren Lehranstalt und eines dreijährigen Universitätsstudiums zu knüpfen. Die Zulässigkeit von Ausnahmen von diesem Erfordernisse ist durch die Promotionsordnung zu regeln und möglichst zu beschränken. Die Gleichmäßigkeit der Zensierung ist anzustreben und thunlichst in der Weise zu regeln, daß nur folgende Prädikate erteilt werden: bestanden (rite), gut (cum laude), sehr gut (magna cum laude), ausgezeichnet (summa cum laude).



Das Balzac-Denkmal in Paris. Von A. Falguière

Unterrichtswesen

In Manchester wurde ein hauptsächlich aus städtischen Mitteln für 6 Millionen Mark errichtetes prächtiges neues Heim für die seit 1824 bestehende School of Technology seiner Bestimmung übergeben. Die Einrichtungen der Anstalt werden als die großartigsten hingestellt, die eine solche Schule in Europa oder Amerika aufzuweisen hat.

Preisausschreiben

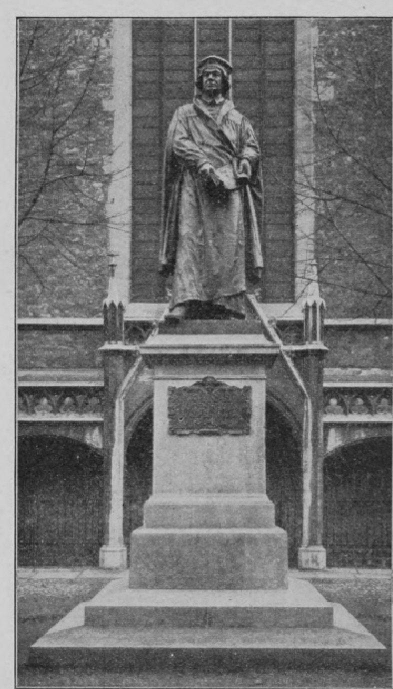
Eine von der sächsischen Regierung veranlaßte Zusammenstellung der geschlossenen Fischwässer in Sachsen hat eine ungeahnt hohe Zahl solcher ergeben und weiter, daß die rationell betriebenen Teichwirtschaften meist eine weit höhere Bodenrente abwerfen als der Körnerbau. Um deshalb die sachgemäße Bewirtschaftung der sächsischen Fischteiche zu verallgemeinern, hat die Regierung soeben folgende Preisfrage gestellt: Welche Bodenrente kann von einer bestimmten Fläche durch Kleinteichwirtschaft bei sachgemäßem Betrieb unter den verschiedenen Verhältnissen im Königreich Sachsen erzielt werden, und welche Wirtschaftsweisen und besonderen Maßnahmen sind für die verschiedenen Höhenlagen anzuwenden, um eine solche Rente zu erlangen? Auf der besten Beantwortung steht ein Preis von 1000 Mark. Die Arbeiten sind bis zum 31. Dezember 1903 im Ministerium des Innern in Dresden abzugeben.

Kultur und Wissenschaft

Die bis vor kurzem noch zweifelhafte Existenz des Okapi, eines jüngst in Afrika entdeckten Tieres, von dem man vorher nichts wußte, ist durch neue Funde und Nachrichten außer Zweifel gestellt. Außer einem meterlangen Fellstreifen von der Außenseite des rechten Hinterfußes ist nicht nur eine Haut und ein vollständiges Skelett des Okapi im Kongo-Museum zu Tervueren bei Brüssel angekommen, sondern auch Teile zwei weiterer erwachsener Stücke, eines Männchens und eines Weibchens. Nach diesen Neufunden ist das Tier nicht bloß, wie man bisher wußte, auf das Semliki-Gebiet beschränkt, sondern in verschiedenen Gegenden nordöstlich vom Kongostaate, und zwar in Mundala zwischen Mwambi und Beni und zwischen dem Nepokofluß und Adjama zu Hause. Kleine Herden von Okapis, die in der Art von Antilopen sich bewegten, sind daselbst von verschiedenen Agenten des Kongostaates beobachtet worden. Die Stücke des Kongo-Museums bei Brüssel, die aus dem Fell eines Weibchens und dem Skelett eines Männchens bestehen, modifizieren nach Forsyth-Major sowohl die Diagnose als auch die bis jetzt gebrachten Abbildungen nicht unerheblich. Während das Okapi ein degeneriertes hornloses Glied der Giraffenfamilie sein sollte, stellt es sich jetzt als eine primitive, zwischen dem fossilen Samotherium und den lebenden Giraffen stehende Form dar. Dies geht nicht nur aus der Gestalt und Beschaffenheit des Schädels hervor, sondern auch aus der Thatsache, daß das Okapi im erwachsenen Zustande in beiden Geschlechtern einen Hornschmuck getragen hat. In der Größe und Form kommt es übrigens etwa auf eine kräftige Kuhantilope (Hartebeest) heraus.

Totenschau

Wirkl. Geh. Oberpostrat Lichtenfels, vormals vortr. Rat im Reichspostamt, 66 J., † 11. Nov., Berlin. — Ingenieur Cotard, Generaldirektor der Smyrna-Kassaba-Bahn, † Konstantinopel. — Costaki Anthopulos, türkischer Botschafter



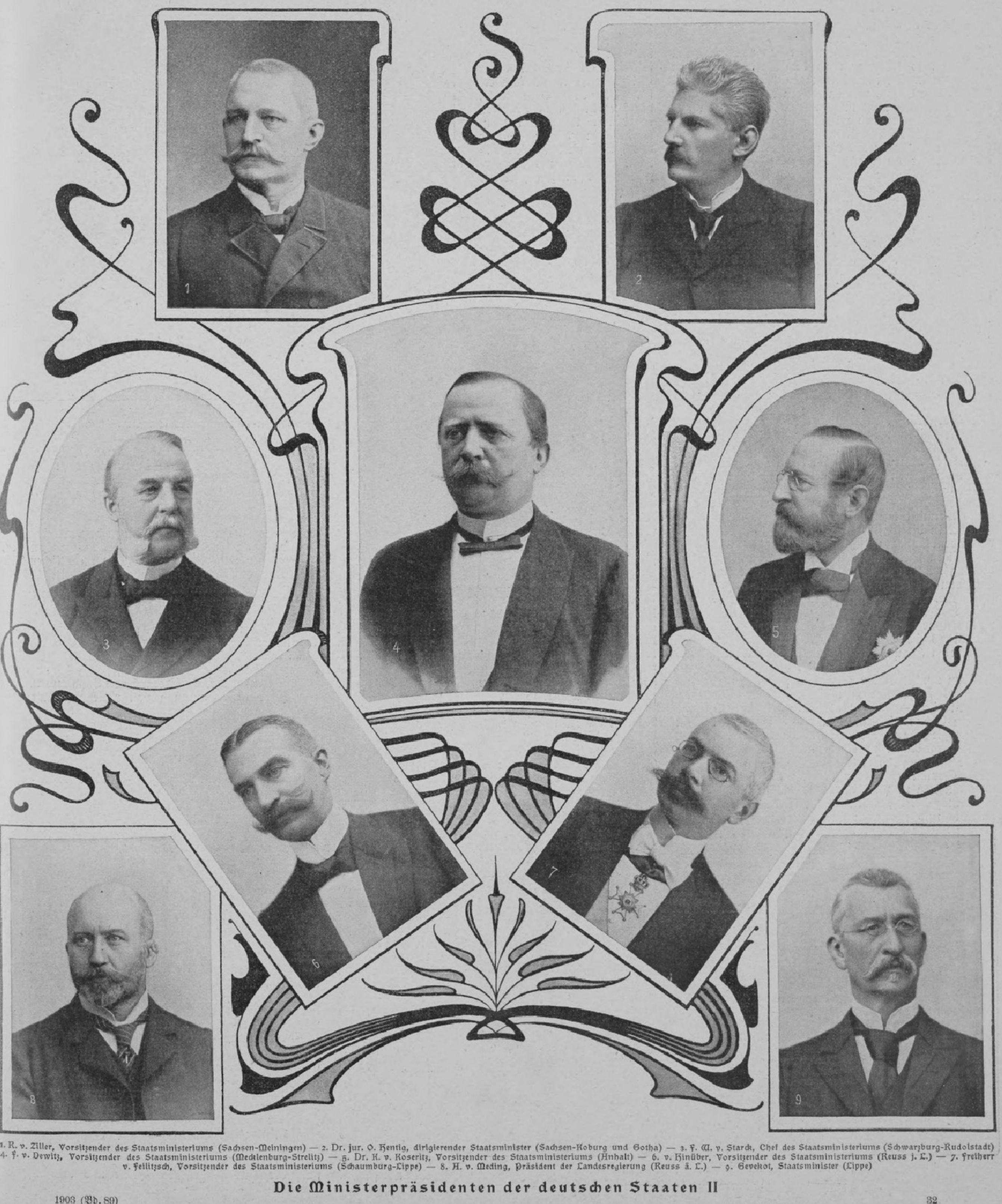
Phot. Hans Breuer, Hamburg

Das Bugenhagen-Denkmal in Braunschweig. Von Prof. Echtermeier

in London, † 11. Nov., Konstantinopel. — Prinz Heinrich zu Waldeck und Pyrmont, 58 J., † 12. Nov., Wiesbaden. — Prof. Segelcke, Autorität im Landwirtschaftswesen, 71 J., † 12. Nov., Kopenhagen. — Feldzeugmeister Rudolf Ritter v. Fröhlich-Elmbach, 80 J., † 12. Nov., Wien. — Generalleutnant Burkhard von Schmeling, vormals Kommandant von Danzig, 80 J., † 14. Nov., Wiesbaden. — Geh. Kommissionsrat Wilhelm Biese, Inhaber der bekannten Pianofortefabrik, 80 J., † 14. Nov., Berlin. — Medizinalrat Dr. Friedrich Dornblüth, bekannt durch populär-medizinische Schriften, 77 J., † 14. Nov., Frankfurt a. M. — Hauptpastor Dr. Albrecht Krause, Verf. zahlreicher philosophischer Schriften, 64 J., † 14. Nov., Hamburg. — Herzog Guido Visconti di Modrone, berühmter Kunstmäcen, † 15. Nov., Mailand. — Wirkl. Geheimrat Hermann v. Klützow, Mitglied des Herrenhauses, vormals Hauptritterschaftsdirektor der Kur- und Neumark, 89 J., † 15. Nov., Dedelow bei Prenzlau. — Prinz Eduard von Sachsen-Weimar, englischer Feldmarschall, 79 J., † 16. Nov., London. — Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Leonard Landois, bed. Physiolog, 65 J., † 16. Nov., Greifswald. — Prof. Dr. Woldemar Grüner, Historiker und Germanist, 52 J., † 16. Nov., Leipzig. — Geschichtsmaler Prof. Julius Berger, 52 J., † 17. Nov., Wien. — General Stokes, Vizepräsident der Suezkanalgesellschaft, † 17. Nov., London. — Prof. Eduard Hiller, beliebter schwäbischer Dialektdichter, 74 J., † 18. Nov., Buoch in Württemberg. — Regierungsrat Gustav Adolf Schirmer, bed. Statistiker, 74 J., † 18. Nov., Wien. — Emil Ferrari, vormals Oberinspizient des Wiener Hofburgtheaters, als Bühnenautor unter dem Namen Alfred Wallis bekannt, 59 J., † 18. Nov., Wien. — Domkapitular Dr. Rudolf Behrle, bekannt als Dramen- und Novellendichter, 76 J., † 18. Nov., Freiburg i. B. — Medizinalrat Dr. Alfred Sotier, 69 J., † 19. Nov., Kissingen. — Generalmajor Kremnitz, Kommandeur der 66. Infanterie-Brigade, † 19. Nov., Metz. — Bildhauer Theodor Litke, 55 J., † 19. Nov., Berlin.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.





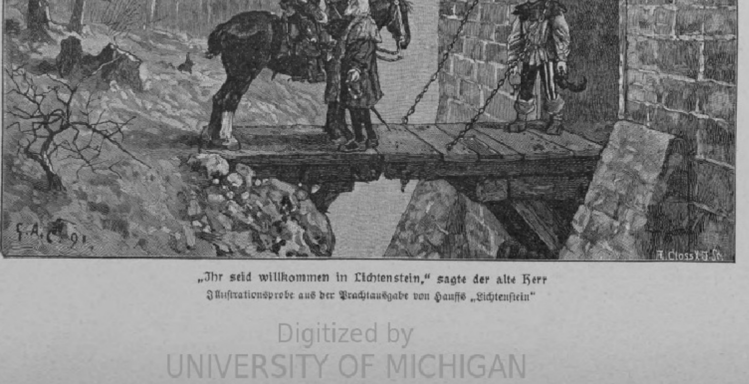
1. R. v. Ziller, Vorsitzender des Staatsministeriums (Sachsen-Meiningen) — 2. Dr. jur. O. Hentig, dirigierender Staatsminister (Sachsen-Koburg und Gotha) — 3. F. W. v. Starck, Chef des Staatsministeriums (Schwarzburg-Rudolstadt) 4. F. v. Dewitz, Vorsitzender des Staatsministeriums (Mecklenburg-Strelitz) — 5. Dr. K. v. Koseritz, Vorsitzender des Staatsministeriums (Anhalt) — 6. v. Hinüber, Vorsitzender des Staatsministeriums (Reuss j. L.) — 7. Freiherr v. Feilitzsch, Vorsitzender des Staatsministeriums (Schaumburg-Lippe) — 8. H. v. Meding, Präsident der Landesregierung (Reuss ä. L.) — 9. Gevekot, Staatsminister (Lippe)

Die Ministerpräsidenten der deutschen Staaten II

Litterarische Festgaben für den Weihnachtstisch

Wenn sonst auch oft darüber geklagt wird, daß das deutsche Publikum im Verhältnis weit weniger Bücher kaufe als die Engländer und Franzosen, so ist es doch ein alteingebürgerter Brauch in deutschen Landen, daß auf dem Gabentisch unter dem strahlenden Weihnachtsbaum auch Bücherspenden nicht fehlen dürfen. Bilderbücher, Märchen, Jugendschriften u. s. w. für die Kleinen, belletristische oder wissenschaftliche Werke für die Großen muß das Christkindchen jedesmal bringen, und die Freude darüber wird um so vollkommener sein, je passender sich die litterarischen Festgeschenke für den Geschmack und das Bedürfnis eines jeden erweisen. Nun erscheinen aber in Deutschland nach einer jüngst veröffentlichten Statistik jährlich 23000 Bücher, und je näher das Weihnachtsfest rückt, um so lebhafter wird die Thätigkeit auf dem Büchermarkt. Da ist es denn wahrlich nicht leicht, eine Auswahl zu treffen, und so werden die geneigten Leser es ohne Zweifel nicht ungern sehen, wenn wir ihnen dabei zu Hilfe kommen mit einem kurzgefaßten Führer durch die reiche Fülle litterarischer Festgaben, die auch in diesem Jahre wieder die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart unter Berücksichtigung der Ansprüche und Bedürfnisse der verschiedensten Kreise in gewohnter Weise für den Weihnachtsbüchermarkt bereit gestellt hat. Neben diesen neuesten Veröffentlichungen sei dann auch noch an diejenigen älteren erinnert, die als Geschenkwerke besonders zu empfehlen sind.

Wir beginnen mit dem volkstümlichen Prachtwerk „Die Völker der Erde“, in dem Dr. Kurt Lampert in durchaus allgemein verständlicher, anregender Darstellung die Lebensweise, Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller Glieder der großen Menschheitsfamilie nach den Ergebnissen der neuesten wissenschaftlichen Forschungen auf ethnographischem Gebiete vorführt. In dem in zwei stattlichen Bänden vorliegenden Werk wird der Text durch 780 Abbildungen nach dem Leben von echt künstlerischer Ausführung ergänzt und gewinnt dadurch eine Anschaulichkeit, wie sie auf keine andre Weise zu erreichen ist. — Ein Seitenstück dazu, das sich freilich auf einen viel engeren Bezirk beschränkt, dafür aber Oertlichkeiten und Verhältnisse schildert, in die vorher noch kein Europäer einen Einblick gewann, ist Hugo V. Pedersens Reisewerk „Durch den Indischen Archipel“. Einen besonderen Schmuck des Buches bilden farbige Einschaltbilder und zahlreiche schwarze Abbildungen nach den Originalzeichnungen des Verfassers, dem es durch Vermittlung seiner Kunst gelang, einen tiefen Einblick in die sonst streng vor den neugierigen Augen der Abendländer verschlossen gehaltene Pracht der javanischen Fürstenhöfe zu thun. Das allseitiger Beachtung würdige Werk belehrt nicht nur, es unterhält auch von der ersten bis zur letzten Seite auf das angenehmste, da der Künstler das Erlebte und Gesehene nicht trocken und schwerfällig, sondern in flottem Plaudertone berichtet. — Ein Prachtwerk ganz andern Charakters ist die illustrierte Sonderausgabe von Wilhelm Hauffs immer noch gern gelesenem historischen Roman „Lichtenstein“, die als Festgabe zu dem am 29. November gefeierten hundertsten Geburtstage des frühverstorbenen schwäbischen Dichters erschienen ist. — Als Jubiläumsausgabe stellt sich Georg Scherers bekannte und weitverbreitete lyrische Anthologie „Deutscher Dichterwald“ dar, die 1852 zuerst herauskam, in einem neuen prächtigeren Gewande und zugleich textlich durchgesehen und ergänzt. Diese Sammlung gilt mit Recht als eine der bestausgewählten und vielseitigsten, die wir haben; die neue Ausgabe, die neben der Vermehrung der Dichterporträts und schwarzen Bilder erstmals auch mehrfarbige Bilder bringt, darf deswegen mit besonderer Freude begrüßt werden.



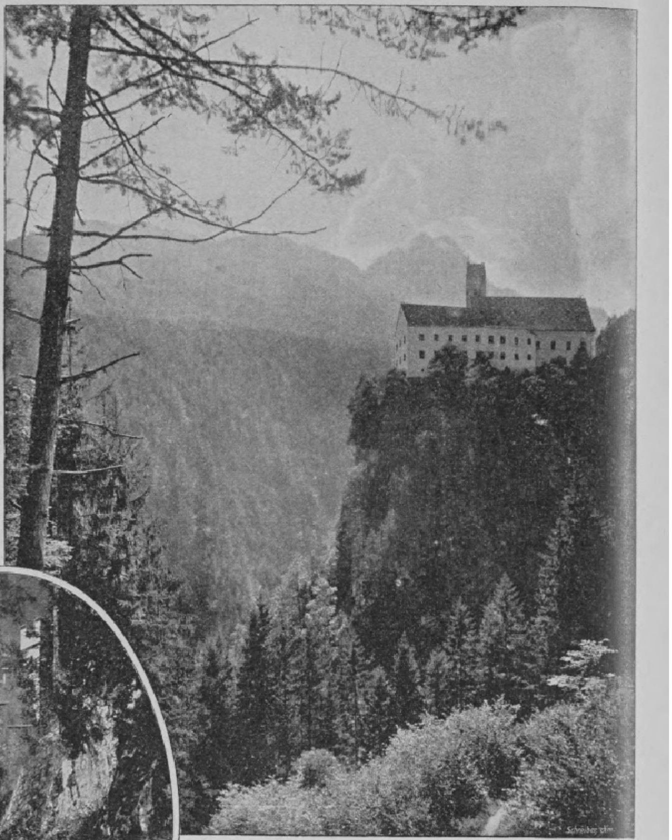
„Ihr seid willkommen in Lichtenstein,“ sagte der alte Herr
Illustrationsprobe aus der Prachtausgabe von Hauffs „Lichtenstein“

Ein Buch, das wirklich einem Bedürfnis der Gegenwart entgegenkommt, ist: „Das junge Mädchen auf eignen Füßen“ von Amalie Baisch, die sich mit einer Reihe tüchtiger Mitarbeiterinnen vereinigt hat, um jungen Mädchen, die einen ihren Fähigkeiten und Kräften entsprechenden eignen Wirkungskreis suchen, diese Wahl zu erleichtern und sie vor Fehlgriffen nach Möglichkeit zu bewahren. So bildet dies neue Buch gewissermaßen eine Ergänzung zu dem soeben in zehnter Auflage erschienenen: „Aus der Töchterschule ins Leben“ derselben Verfasserin, an das bei dieser Gelegenheit ebenfalls erinnert sei. Sämtliche Berufsarten, die für ein junges Mädchen in Frage kommen können, werden in diesem Führer durch das weibliche Berufsleben besprochen; ihre Vorteile findet man geschildert, aber auch die Fährlichkeiten und Schwierigkeiten sind gewissenhaft verzeichnet, sogar Adressen und Kostenanschläge fehlen nicht. — In erster Linie an junge Mädchen wendet sich auch Tony Schumachers Buch „Ueberleg's!“ — eine Sammlung von Plaudereien in der bekannten liebenswürdigen, gemütvollen und zu Herzen sprechenden Art der Verfasserin. Immer weiß sie den richtigen Ton zu treffen, ob sie nun über Vergnügungen und Vergnügtsein oder über trübe Stimmungen, über das Fragen oder über falsche und wahre Bildung und was sie sonst alles berührt, spricht.



Eingang zu Georgenberg

Ein reizendes Geschenk, besonders für Damen, ist August Sperls humoristische Badegeschichte „Herzkrank“, die unsern Lesern sicherlich noch in guter Erinnerung ist, mit ihren hübschen Illustrationen. Seinen vielen Verehrern wird auch ein neuer Band von Johannes Richard zur Megede hochwillkommen sein; der erfindungsreiche Dichter gehört unfraglich zu den eigenartigsten und begabtesten deutschen Erzählern der Gegenwart. Die vorliegende Sammlung führt von der ersten der darin zusammengestellten Novellen den Titel „Trianon“, die beiden andern Erzählungen heißen „Die Tugendgans“ und „Das Prinzessinlächeln“; alle drei bieten einen feinen litterarischen Genuß und werden dem Verfasser sicherlich zahlreiche neue Freunde gewinnen. Von Wilhelm Meyer-Förster, dem Verfasser des auf dem Spielplan aller Bühnen stehenden beliebten Schauspiels „Alt-Heidelberg“, ist der einem großen Teil unsrer Leser wohlbekannte Roman „Süderssen“ als Buch erschienen. Wie in verschiedenen früheren Arbeiten des Verfassers spielt der Rennsport darin eine große Rolle, aber er bildet doch nur den Hintergrund für die meisterhaft aufgebaute Handlung und die mit psychologischer Vertiefung und scharfer Charakteristik dargestellten Hauptpersonen. — Von dem altvertrauten Lieblingsbuche der Jugend, dem „Robinson Crusoe“, dessen Leben und Abenteuer nach dem englischen Original Daniel Defoes geschildert werden und durch 120 Abbildungen von Walter Paget einen ganz besonderen Reiz erhalten, ist rechtzeitig zum Fest eine neue Auflage erschienen. Desgleichen in besonders origineller Gestalt und ungemein handlichem Format eine solche von Henryk Sienkiewicz' Erzählung aus dem Zeitalter Neros „Quo vadis?“, die durch ihre farbenprächtigen Schilderungen immer neue Leserkreise fesselt. — Durch ungemein naturwahre Schilderung von Land und Leuten, wie durch eine Handlung von packender Kraft und stellenweise geradezu dramatischem Schwunge zeichnen sich die „Märkischen Romane“ von Fedor von Zobeltitz aus. Von den ausgegebenen zwei Bänden enthält jeder einen vollständig für sich abgeschlossenen Roman; der erste ist „Der gemordete Wald“, der zweite „Aus tiefem Schacht“ — beide bieten echte Heimatkunst.



Georgenberg
Illustrationsprobe aus „Von Innsbruck nach Kufstein“ von R. Greinz

Ein Wanderbuch und zugleich ein Prachtwerk im vollsten Sinne des Wortes ist Rudolf Greinz' „Von Innsbruck nach Kufstein“, in dem die anziehenden Schilderungen des bekannten tirolischen Volksdichters durch die trefflichen Aufnahmen Ludwig Stirners und lebenswahre Charakterköpfe aus Eduard Grützners Mappen vervollständigt werden. — Die vielverbreiteten einbändigen Klassikerausgaben der Deutschen Verlags-Anstalt, deren Vorzüge allgemein anerkannt sind, haben eine Ergänzung, die gewiß von vielen freudig begrüßt werden dürfte, erfahren durch „Nikolaus Lenaus sämtliche Werke. Mit einer biographischen Einleitung von Otto Franz Gensichen und dem Bildnis des Dichters.“ In der gleichen Ausgabe und gediegenen Ausstattung erschienen früher die Werke von Theodor Körner, Ludwig Uhland, Wilhelm Hauff, Heinrich Heine, Lessing, Schiller, Goethe, Shakespeare, die in keiner Hausbibliothek fehlen sollten. — Ernst und Scherz aus alter Zeit bietet August Sperl, der bewährte Meister der historischen Erzählung, seinen Lesern in „So war's!“ Die Sammlung vereint vier Erzählungen aus längst entschwundenen Tagen, zwei ernste, „Das Hexenkind“ und „Hochpreisliche Dekrete“, und zwei heitere: „Der Faquin“ und „Narro!“ in angenehmer Abwechslung. Der Roman „Römisches Fieber“ von Richard Voß, der uns von München nach der Siebenhügelstadt geleitet und das tief er-

greifende Schicksal von Prisca Auzinger berichtet, zeigt uns den Verfasser, der namentlich in der Schilderung südlicher Scenerien und Menschen seinesgleichen sucht, auf der Höhe seiner Darstellungskunst. Otto von Leitgeb, der Verfasser von „Sidera cordis“, hat unter dem Titel „Der verlassene Gott“ neun stimmungsvolle Novellen und feingezeichnete Skizzen zu einem Bande vereinigt, der nach der an die Spitze des Buches gestellten benannt worden ist. Alle fesseln durch seelische Vertiefung und wundersamen poetischen Schmelz; den Preis verdienen wohl die am Nordrand des Adriatischen Meeres spielenden Erzählungen, in denen der Dichter heimatlichen Boden und seine Bewohner schildert. — Besondere Beachtung dürfen auch zwei Werke ausländischer Autoren beanspruchen, die in mustergültigen Uebersetzungen vorliegen. In „Brichanteau, der Mime“ läßt Jules Claretie, der geistvolle Direktor der Comédie Française, den Titelhelden, in dem er einen wahrhaft klassischen Typus des wandernden Provinzschauspielers geschaffen hat, seine Erlebnisse berichten. Ihre fesselnde Schilderung darf mit den darin verflochtenen Charakteristiken von Brichanteaus Kollegen und Kolleginnen Anspruch auf dauernden kulturgeschichtlichen Wert erheben. Die „Erzählungen“ des Russen Leonid Andrejew, von denen sechs zu einem zierlichen Bande vereint sind, stellen den Verfasser seinem Landsmann Maxim Gorjki zur Seite, der ja gleichfalls ein Meister auf dem Gebiete der Novelle und kurzen Erzählung ist. Wie bei diesem sind seine Darstellungen aus dem russischen Kleinleben vorwiegend auf das Düstere und Unheimliche gestimmt, fesseln aber trotzdem durch die Tiefgründigkeit und Macht von Andrejews psychologischer Analyse, mit der er den geheimsten Seelenvorgängen nachzugehen und sie uns verständlich zu machen versteht. — In drei hübsch ausgestatteten Bändchen: „Ein Abenteuer in Konstantinopel“, „Die schwarze Dame“ und „Der schlaflose Commis“ sind zahlreiche humoristische Erzählungen von Hugo Rosenthal-Bonin zusammengestellt, die durch originelle Erfindung und sprudelnde gute Laune eine höchst erheiternde und anziehende Lektüre bilden. Die Romansammlung „Deva“ bringt in handlichem Format Romane, Novellen, Erzählungen u. s. w. beliebter deutscher und ausländischer Schriftsteller zu außerordentlich billigem Preise; die neuerschienenen Bände 10 bis 25 enthalten: J.-H. Rosny „Die goldene Nadel“; Reinhold Ortmann „Aus Leidenschaft“; Guy Boothby „Pharos“; Emile Zola „Madame Sourdis — Nantas“; Paul von Szczepanski „Die Falzgräfin“; Ida Boy-Ed „Ich!“; Paul von Szczepanski „Neu-Berlin“; Anna Charlotte Leffler „Sonja Kowalevsky“; Paul von Szczepanski „Eigene Geschichten“; Ida Boy-Ed „Fanny Förster“ und Paul von Szczepanski „Moderne Raubritter“, von denen jedes Werk nach Belieben auch einzeln bezogen werden kann.

Von früheren Veröffentlichungen der Deutschen Verlags-Anstalt führen wir nur einige ganz besonders hervorragende an. Im übrigen sei auf den ausführlichen Weihnachtskatalog mit seinem reichen Bilderschmuck verwiesen, der von jeder Sortimentsbuchhandlung unentgeltlich bezogen werden kann. Unter den illustrierten Prachtwerken stellen wir obenan das „Buch der Bücher“, die sogen. Tausend-Bilder-Bibel; sie enthält die Verdeutschung Dr. Martin Luthers, geschmückt mit 1015 Bildern. In einer evangelischen und einer katholischen Ausgabe ist die Doré-Prachtbibel zu beziehen, „Die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments“, mit 230 großen Bildern und schönen Verzierungen im Text von Gustav Doré — eine Ausgabe, die an Eleganz und Gediegenheit des Geschmacks alle ähnlichen Publikationen in den Schatten stellt.



Wabeni-Schulmädchen

Illustrationsprobe aus „Die Völker der Erde“ von Dr. Kurt Lampert

Von illustrierten Reisewerken bringt Otto Protzens „Eine Studienfahrt“ reizende Schilderungen von einer dreimonatlichen Ruderbootfahrt auf Deutschlands Gewässern mit allerliebsten Bildern. In das geheimnisvolle, sagenumwobene Himalajagebirge führen uns die „Indischen Gletscherfahrten“ von Dr. Kurt Boeck. Zu den lehrreichsten Werken über das immer noch viel zu wenig bekannte „Reich der Mitte“ gehört das hochinteressante Buch „Im Innern Chinas“ (mit 67 Abbildungen und einer Karte) von dem bekannten Forschungsreisenden Eugen Wolf, das man überall mit Vorteil und Genuß lesen wird.

Hochinteressante Memoirenwerke sind: die zweibändigen „Lebenserinnerungen“ (1799—1875) des ehemaligen Frankfurter Reichsministers Robert von Mohl; die humorvollen „Lebenserinnerungen eines Bildhauers“ von dem in Rom lebenden greisen Meister Josef von Kopf; die unter dem Titel „Ein halbes Jahrhundert“ erschienenen Erinnerungen und Aufzeichnungen des Kunstmäcens und Dichters Adolf Friedr. Grafen von Schack und die ungemein anziehend geschriebenen „Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71“ des Grafen Fred Frankenberg (auch in einer Volksausgabe zu haben).

Fast unübersehbar ist die Fülle von wertvollen und fesselnden belletristischen Schöpfungen in- und ausländischer Autoren zu nennen, die bei der Deutschen Verlags-Anstalt erschienen sind. Da stehen zur Wahl neben den älteren Werken von Georg Ebers, die noch nichts von ihrer Beliebtheit eingebüßt haben, Romane und Erzählungen von Joh. Richard zur Megede, Ossip Schubin, Bernhardine Schulze-Smidt, von August Sperl, Ernst Zahn, Wilhelm Meyer-Förster und vielen andern deutschen Schriftstellern. Die Belletristik des Auslandes liegt in zahlreichen tadellosen Uebersetzungen vor, darunter Werke von A. Daudet, Henryk Sienkiewicz, Rudyard Kipling, Graf Leo Tolstoj und vor allem Emile Zola in seinen bedeutendsten Arbeiten.

Damit schließen wir unsre Uebersicht, die das Motto tragen darf: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“ Hoffentlich wird sie den Zweck erfüllen, der uns bei ihrer Zusammenstellung leitete, nämlich recht vielen Leserinnen und Lesern bei der Beschaffung wertvoller litterarischer Geschenke für den festlichen Gabentisch ein nützlicher Wegweiser zu sein. Und somit allerseits:

Fröhliche Weihnachten!

Weihnachtslitteratur

Eduard Vehses „Geschichte der deutschen Höfe“ ist keine ganz unanfechtbare Quelle, denn bei Sammlung und Verwertung seines ungeheuren Materials verfuhr der Verfasser nicht immer mit der nötigen kritischen Vorsicht, und der Schilderung des Pikanten, ja Skandalösen gewährte er einen gar zu breiten Raum. Trotzdem aber ist diese gewaltige, 48 Bände umfassende Arbeit ein Werk, das kein Geschichtsforscher übergehen darf, und das auch dem Laien, der sich für besondere Abschnitte interessiert, eine Fülle der Aufklärung bietet. Nur blieb natürlich bei dem riesigen Umfange das Original dem großen Publikum unzugänglich, und so war es ein guter Gedanke, daraus die Preußen betreffenden Abschnitte loszulösen, sie bis auf die neuere Zeit fortzuführen und mit entsprechenden Abbildungen zu begleiten. In dieser Form stellt sich Eduard Vehses „Illustrierte Geschichte des preußischen Hofes“, fortgesetzt von Vehse redivivus, als ein handliches Werk von zwei stattlichen, beinahe 2000 Seiten füllenden Bänden dar (Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung, W. Keller & Comp.). Während nun der letzte Band des Original-Vehse 1858 erschien, also zu einer Zeit abbrechen mußte, als sich in Preußen gewaltige Aenderungen vorbereiteten, die für ganz Deutschland bedeutungsvoll werden sollten, nimmt die Ergänzungsarbeit etwa in der Hälfte des zweiten Bandes den Faden auf und führt die Ereignisse bis zum Tode Kaiser Wilhelms I. Noch mehr als vorher greift in diesem Teile die Darstellung von der Schilderung der preußischen Hofpolitik auf die Schilderung allgemeiner preußischer und deutscher Zustände hinüber und giebt so ein fesselndes Bild von den Bestrebungen und Kämpfen, aus denen das neue Reich erwuchs. Hier flossen dem Bearbeiter auch zahlreichere glaubhafte Quellen, denn inzwischen war eine größere Reihe Memoiren und Aufzeichnungen von Männern erschienen, die selber in der Politik eine große Rolle gespielt haben; es seien, um nur einige anzuführen, Gerlach, Manteuffel, Roon und vor allem Bismarck genannt. Vehse redivivus hat sich bemüht, parteilos zu schreiben, und so läßt er, anstatt dem Leser das eigne Urteil aufzunötigen, die bedeutenden oder doch einflußreichen Männer selbst reden und fügt die Meinung gleichzeitiger Zeugen hinzu. Was nun dem Werke einen ganz besonderen Wert verleiht, einen Vorzug, dessen der ursprüngliche Vehse entbehrte, das ist die quellende Fülle der Abbildungen nach zeitgenössischen Originalen, die sich von der Regierung des Großen Kurfürsten bis zum Dahinscheiden des ersten Deutschen Kaisers aus edlem Hohenzollernhause erstrecken. Um dieses kostbare Bildmaterial herbeizuschaffen, hat es gewiß langer Jahre des Forschens und Sammelns bedurft, denn es werden hier nicht die landläufigen, bis zum Ueberdruß wiederkehrenden Illustrationen geboten, sondern Wiedergaben sehr seltener, zum großen Teil bisher nicht vervielfältigter Blätter. Zu zahlreichen Porträts, Darstellungen von Schlachten und Staatsaktionen, Städteansichten und Reproduktionen alter Bauwerke, die heute nicht mehr vorhanden sind, Trachtenbildern und Schilderungen des intimen Hoflebens gesellen sich eine Menge Autographen und Reproduktionen wichtiger Urkunden, nicht zu vergessen die Karikaturen, die bis in die Zeit des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. zurückreichen. Um diesen wahren Schatz von Seltenheiten zusammenzutragen, haben viele Museen, Bibliotheken, Archive und Privatsammlungen durchstöbert werden müssen, aber der mühevollen Arbeit entspricht auch der Lohn. So ist das Werk nicht nur eine beachtenswerte Ergänzung zur preußischen und deutschen Geschichte, sondern auch eine reiche Fundgrube für den Liebhaber kulturhistorischer Merkwürdigkeiten.

— Die Lebenserinnerungen des Präsidenten Paul Krüger, aus denen umfangreiche Auszüge bereits in der Tagespresse und in Zeitschriften erschienen sind, liegen nun auch als Buch vor (München, J. F. Lehmann). Krüger tritt nicht selbst als Erzähler auf, sondern die Aufzeichnungen sind in der dritten Person von seinem Vertrauensmann A. Schowalter niedergeschrieben, doch nach dem Diktat des Präsidenten, der schließlich auch das Werk noch durchgesehen hat. Mit der frühen Jugend beginnend, berichtet Ohm Paul in schlichten, überzeugenden Worten von den Schwierigkeiten, mit denen die Angehörigen beider Burenstaaten, aus ihren alten Wohnsitzen verdrängt, zu kämpfen hatten. Nicht die Eingeborenen waren die schlimmsten Feinde, sondern die Engländer, deren schlimme Absichten er von Anfang an erkannte. Krüger trägt keine Anglophobie zur Schau, vielmehr läßt er den einzelnen Briten volle Gerechtigkeit widerfahren, aber über die englische Politik und ihre Hauptträger äußert er sich unumwunden, und daß sein Urteil nur schroff ausfallen konnte, liegt auf der Hand. Sonst aber tragen die Aufzeichnungen das Gepräge einer klaren, wohlerwogenen Beweisführung, und so werden sie von bleibendem Werte für die Geschichte der Burenstaaten und des südafrikanischen Krieges sein. Als Anhang sind eine Reihe Reden beigefügt, die der Präsident bei bedeutungsvollen Gelegenheiten gehalten hat. Das Buch, das durch das Porträt Krügers und einige Vignetten geschmückt ist, bildet den ersten Band des Gesamtwerkes „Im Kampf um Südafrika“. Im zweiten, von vielen Abbildungen begleiteten Bande, von dem uns die erste Lieferung vorliegt, schildert der tapfere General Ben Viljoen die „Transvaaler im Krieg mit England“, und ein dritter Band wird ein Lebensbild des Präsidenten Steijn geben und die Kämpfe der Freistaater beleuchten.

— Das wiederholt von uns erwähnte, von Pastor C. Werckshagen herausgegebene Werk „Der Protestantismus am Ende des 19. Jahrhunderts“ ist nun auch im zweiten Band vollendet und hat damit seinen Abschluß erreicht (Berlin, Verlag Wartburg). Gleich seinem Vorgänger bietet dieser Band aus der Feder erster Autoren eine Fülle von Anregung und Belehrung und begleitet die einzelnen Aufsätze mit einem ungemein reichen Bildmaterial. Zu vielen Porträts von Männern, die in der evangelischen Kirche eine hervorragende Stellung eingenommen haben oder noch einnehmen, gesellen sich Ansichten bedeutungsvoller Stätten, Bauwerke, Skulpturen, Handschriftproben u. dgl., einen besonderen Schmuck aber erhält das Werk durch die zahlreichen großen Kunstblätter, die berühmte Schöpfungen religiöser Kunst in mustergültiger Vervielfältigung vor Augen rücken. Ausdrücklich sei noch hervorgehoben, daß das großartig angelegte und ebenso durchgeführte Unternehmen sich keineswegs auf Deutschland beschränkt, sondern auch das protestantische Ausland nach Gebühr berücksichtigt. Ueberblickt man den Reichtum des Gebotenen, die Liste der Mitarbeiter, die die ersten Autoren auf diesem Gebiete verzeichnet, und vertieft man sich in ihre lichtvollen Ausführungen, so muß man wahrlich staunen, welche gewaltige Arbeit der Herausgeber, dem für die übersichtliche Anordnung noch besonderer Dank zu sagen ist, geleistet hat. Man kann nur dem Zeugnis eines berufenen Beurteilers beipflichten, der seine Meinung dahin zusammenfaßt: „Ein Werk, das alle Gebiete umspannt, das zehn andre ersetzt und daher auch vor andern vom gebildeten evangelischen Hause Besitz zu ergreifen berufen und geartet ist. Denn es ist die stolzeste litterarische Repräsentation der gesamten kulturgeschichtlichen Leistung des Protestantismus, die wir haben.“

— So langatmig der Titel des Buches „An 19. Jahrhunderts Neige in Japan, China und Java“ sich liest, so kurzweilig weiß der Verfasser, der sich des Pseudonyms Globetrott bedient, von seinen Fahrten zu plaudern (Braunschweig, George Westermann, 2 Bände). Er ist augenscheinlich kein gelehrter Forscher, auch kein Fachmann, der geschäftliche Interessen verfolgte, sondern einfach ein Tourist, der zu seinem Vergnügen in die weite Welt hinauszog; aber ohne Zweifel ist er ein hochgebildeter Mann mit offenem Blick für alles Bemerkenswerte, und seine Erfahrungen und Beobachtungen giebt er in frischer, oft von sprudelndem Humor belebter Darstellung wieder. Besonders fesselnd sind seine Schilderungen aus Japan und Java, die auch den Hauptteil des Werkes einnehmen, und in diesen Abschnitten wird namentlich die Schilderung der Jagdabenteuer die deutschen Weidmänner













höchlichst ergötzen. Doch ist überhaupt alles, was der Autor über Land und Leute erzählt, sehr interessant, und wenn „Globtrott“ auch nicht gerade neue Pfade eingeschlagen hat, so verleiht doch die Art der Beschreibung dieser einen pikanten Reiz. Ein Werk für die Jugend ist freilich das mit einem farbigen Titelbilde geschmückte Buch nicht.

— In Meyers Klassikerausgaben (Leipzig, Bibliographisches Institut) liegen zwei weitere Bände von Goethes Werken vor. Sie gehören zu den wichtigsten der ganzen Ausgabe. Im sechsten Bande sind „Iphigenie“, „Tasso“, die „Natürliche Tochter“ u. s. w. enthalten, der fünfte Band bringt beide Teile des „Faust“; es werden also diesmal die berühmtesten Meisterwerke des Dichters geboten. Andrerseits ist aber auch die Bearbeitung besonders zu loben: Einleitungen und Anmerkungen erschließen uns die letzten Geheimnisse dieser Dichtungen. Der sechste Band ist von dem Hauptbearbeiter dieser Ausgabe, Professor Karl Heinemann, dem bekannten Goethe-Biographen, erläutert worden. Er hat wichtigen Hauptfragen, wie der Heilung des Orest, der verwickelten Entstehungsgeschichte des „Tasso“ besondere Aufmerksamkeit geschenkt und erfreut den Leser durch viele Einzelheiten, wie zum Beispiel den Hinweis darauf, daß Goethes verhältnismäßig günstige Auffassung der Memoiren der Louise Stephanie von Bourbon-Conti (die die Quelle der „Natürlichen Tochter“ bilden) durch die neueste Geschichtsforschung wesentlich bestätigt worden ist. Von hervorragender Bedeutung ist der reichhaltige, aber knapp gefaßte Kommentar zum „Faust“, den Professor Dr. Otto Harnack im fünften Bande darbietet. Harnack, einer unsrer ersten Goethe-Kenner, hat seine feinsinnige und klug abwägende Auffassung in den Erläuterungen des „Faust“ glänzend bewährt. Während man sich sonst mühsam durch endlose Kommentare durcharbeiten mußte, ist hier auf engem Raum jede Schwierigkeit in leicht verständlicher Form gelöst.

— Oberst Schiel, der bekannte tapfere Burenkämpfer, hat seine Erinnerungen in einem starken Bande niedergelegt, der, als eine der interessantesten diesjährigen Weihnachtsgaben, unter dem Titel 23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen ist. Oberst Schiel, einem geborenen Frankfurter, ist es während seines langen Aufenthaltes unter den Zulus und in Transvaal beschieden gewesen, eine Fülle von Abenteuern zu erleben. Als Beamter von Transvaal, in jungen Jahren mitten hineingestellt in das Leben der kriegerischen Zulus, ist es ihm jederzeit gelungen, seiner Aufgabe gerecht zu werden, hier durch vermittelndes Auftreten, dort durch die Energie seines Wesens, die ihn in allen Lebenslagen ausgezeichnet hat, nicht zuletzt in dem Kriege der Buren mit England. Er hatte es so gut gelernt, die Eingeborenen zweckmäßig zu behandeln, daß ihn der letzte Zulukönig zu seinem Sekretär und Berater ernannte und ihn ein großer Stamm zu seinem Oberhaupte wählte. Seinen Bemühungen wäre es fast geglückt, daß das Deutsche Reich das fruchtbare Zululand für sich gewann. In einer Privataudienz beim Fürsten Bismarck gewann er die Zustimmung des eisernen Kanzlers. In der Schule der deutschen Armee gebildet, wurden ihm hohe Aufgaben in der Reorganisation der transvaalischen Armee gestellt, einer Armee, in der offenbar vieles nicht so war, wie es sein sollte. Oberst Schiel nimmt bei seinen Schilderungen kein Blatt vor den Mund, und seine Darstellung wird manche in Deutschland landläufige Anschauung berichtigen. Wahrheit und Gerechtigkeit sind die Leitsterne des Verfassers bei der Niederschrift des Manuskripts; Gerechtigkeit nach beiden Seiten, denn er führt keine Parteipolitik. Es ist ihm in den Händen der Engländer trotz seines militärischen Ranges oftmals sehr übel ergangen, dessen ungeachtet lobt er bei dem Gegner das, was anzuerkennen ist. Das elegant ausgestattete, reich illustrierte Werk ist so lebhaft und spannend geschrieben, daß es kein Leser ohne volle Befriedigung aus der Hand legen wird.

— Friedrich Bodenstedts „Lieder des Mirza-Schaffy“ sind allgemach zum eisernen Bestand unsers litterarischen Schatzkästleins geworden. Auch in diesem Jahre ist eine neue, die 161. Auflage erschienen, die, dem Zeitgeschmack entsprechend, in einem modernen Gewande, in schmalem Hochformat mit Purpurdruck auf rosafarbenem Papier, auftritt (Berlin, R. von Deckers Verlag — G. Schenck). Bis jetzt sind von diesem Lieblingsbuch unsrer Damenwelt beinahe eine Viertelmillion von Exemplaren verbreitet worden.

— Das vom Freiherrn J. E. von Grotthus herausgegebene Thürmer-Jahrbuch bietet auch für 1903 einen sehr mannigfaltigen Inhalt (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Im erzählenden Teile unternimmt Otto Berdrow, wohl angeregt durch Kürnbergers „Amerikamüden", der eine Jugendepisode des Dichters behandelte, den Versuch, auch „Lenaus letzte Liebe" novellistisch zu gestalten, und so ungefähr, wie der Verfasser es schildert, mag sich wohl die Tragödie abgespielt haben. Im fröhlichen Gegensatz hierzu steht der Weidmannsschwank „Die Grube" von Karl Söhle. Zu diesen Erzählungen gesellt sich eine Reihe philosophischer Aufsätze hervorragender Autoren, und eine stattliche Anzahl Gedichte aus der Feder bekannter jüngerer Poeten bildet den Uebergang zu der Abteilung „Am Webstuhl der Zeit", die in instruktiven Einzelartikeln einen Ueberblick über die geistige Bewegung der Gegenwart gewährt. Den Schluß bildet eine von R. Presber erläuterte Auswahl von Karikaturen zur Zeitgeschichte. Der größere Teil der Kunstbeilagen giebt Proben aus Max Klingers kraftgenialischem Schaffen.

— Daß August Sperl neben der Gestaltung des großen Romans, der er so bedeutende Erfolge verdankt, sich auch auf die Führung der zierlich und fein geführten Novelle versteht, davon haben die Leser unsrer Zeitschrift schon wiederholt liebenswürdige Proben erhalten, und eine neue Bekundung seiner Schaffenskraft auf diesem Gebiete giebt er in dem eben erschienenen Werkchen „Prickelnd" (Halle a. S., C. Ed. Müller). Es ist gewissermaßen eine Streitschrift, denn der Dichter wendet sich darin gegen jene Abart der Litteratur, die ihre Erfolge im Sensationellen sucht. Beinahe scheint es, als ob im Zwange der Verhältnisse sein Held der Versuchung, dem Modegötzen zu frönen und dadurch reicheren Ertrag seiner Arbeit zu gewinnen, erliegen würde, aber das bessere Bewußtsein behält den Sieg, und der Lohn der Ueberzeugungstreue bleibt nicht aus.

— Eine gemütvolle Familiengeschichte erzählt C. Dressel in dem Roman „Der Wildvogel" (Berlin, Alfred Schall). Die Heldin ist ein früh verwaistes junges Mädchen, das bei Verwandten Aufnahme, aber nicht bei allen Mitgliedern der Familie für seine Eigenart Verständnis findet. Sibyllens Veranlagung und Temperament treiben sie auf den Pfad der Kunst, aber bevor sie Nennenswertes erreicht, versagt die Kraft. An einem treuen Herzen, das ihr längst in Liebe entgegengeschlagen, findet sie Halt, und den Träumen des Ruhms entsagend, gewinnt sie häusliches Glück. Die herangereiften Mädchen werden dem Schicksal der Heldin und ihrer Freunde gern folgen.

— Aus der jüngsten Vergangenheit schöpfte Karl Tanera den Stoff zu seiner für die reifere Jugend bestimmten Erzählung „Der Rauhreiter" (Berlin, Trowitzsch & Sohn). Der Held ist ein junger deutscher Edelmann, der, durch Unglücksfälle um sein Vermögen gekommen, in Nordamerika Broterwerb sucht und ihn schließlich auch in reichem Maße findet. Dabei bleibt er, dem rücksichtslosen amerikanischen Geschäftssinn zum Trotz, ein ehrlicher Charakter und erhält in den chinesischen Kämpfen Gelegenheit, dem Vaterland mit seinen Kenntnissen wichtige Dienste zu leisten. Als einem Manne eigner Kraft ist es ihm beschieden, die einst ererbte Scholle wieder zu besitzen. In rascher Folge spielen sich die Ereignisse ab, deren Hauptphasen durch elf Vollbilder veranschaulicht sind.

— Fröhlicher Humor ist das Gepräge des Gartenlaube-Bilderbuches, das der Verlag von Ernst Keils Nachfolger in Leipzig dem kleinen Volke darbietet. In Vers und Prosa, zum Teil aus der Feder bedeutender Poeten, werden die vielen schwarzen und bunten Bilder erläutert, und auch einige kleine Musikstücke sind beigegeben. Der Stil der Bilder ist freilich etwas gemischt. Ein Teil hält sich an die alte überlieferte Form, ein andrer lehnt sich an die sogenannte Moderne an, und ein dritter erinnert an den braven Struwelpeter. Alles jedoch ist drollig zu schauen und zu lesen.

— Zwei reich geschmückte Märchenbücher bietet der Verlag von Schafstein & Comp. in Köln dar: „Die Wiesenzwerge" mit Bildern und Text von Ernst Kreidolf, und „Miaulina", eine Sammlung kleiner Geschichtchen von Ernst Dannheisser, mit Bildern von Julius Diez. Beide Bände weichen in moderner Auffassung von den althergebrachten Bilderbüchern ab, halten sich aber von den Auswüchsen der sogenannten neudeutschen Kinderkunst fern. Fröhlicher Humor und gute Naturbeobachtung machen sich in ansprechender Weise geltend.

— Von Edwin Bormann, dem Unerschöpflichen, erscheint eine neue Sammlung launiger Dichtungen in Hochdeutsch und Sächsisch, betitelt „Es lebe der Humor" (Leipzig, Selbstverlag). Der Band enthält eine Fülle heiterer Balladen, Schwänke, Lieder und Sprüche, von denen manches wohl auch den ausgesprochenen Hypochonder zum Lachen zwingen dürfte.

Kalender

Des 42. Jahrganges erfreut sich der bekannte Damenkalender aus R. von Deckers Verlag (G. Schenck) in Berlin. In seiner schmucken Ausstattung, versehen mit reichlichem Raum für Notizen und begleitet von geschichtlichen Daten und sorgfältig ausgewählten Dichterworten, stellt sich der Kalender als eine hübsche Zierde des Damenschreibtisches dar. Die Stirnseite zeigt das wohlgetroffene Bildnis des Prinzen Adalbert, des dritten Sohnes des deutschen Kaiserpaares. — Das Jubiläum seines 200. Jahrganges feiert Trowitzschs verbesserter Kalender. Einst von Leibniz mit Unterstützung der jungen preußischen Akademie der Wissenschaften begründet, ging er später in den Verlag von Trowitzsch & Sohn in Berlin über, in dem er sich noch heute befindet. Die Geschichte der ersten akademischen Kalenderzeit schildert Professor Dr. Adolf Harnack, während Ernst von Wildenbruch ein schwungvolles Geleitwort beigesteuert hat. Aus dem erzählenden Teile des von vielen Abbildungen begleiteten Buches heben wir die Familiengeschichte „In drei Jahrhunderten" von Sophie Charlotte von Sell hervor. — Im 25. Jahrgang erscheint der Allgemeine deutsche Musikerkalender, herausgegeben von dem bekannten Musikverlage Raabe & Plotho in Berlin. Nach erprobter Art enthält er eine Fülle von Adressen und Namen nebst biographischen Notizen. — Der „Haushaltungskalender 1903", den Liebigs Fleischextrakt-Compagnie ihrer Kundschaft widmet, präsentiert sich wieder in der bekannten gefälligen Form. Der Inhalt bietet außer dem von hübschen Bildern begleiteten Kalendarium reichlich Raum für Notizen, die gleichfalls von Künstlerhand mit Kopfleisten geziert sind. Unter dem Titel „Toujours perdrix" behandelt Dr. med. H. E. Brendel ein wichtiges Kapitel zur Ernährungsfrage, und den Schluß bildet ein Wochen-Küchenzettel nebst dazu gehörigen Kochrezepten. — Warme Empfehlung verdient der Berliner Tierschutz-Kalender, herausgegeben vom Berliner Tierschutzverein (Berlin, Königgrätzerstraße 108). In erster Linie an die Jugend sich wendend, sucht er nicht durch langatmige Ermahnung und Belehrung, sondern durch fesselnde, zum Gemüt sprechende Beiträge die Leser für seine löblichen, jeder Förderung werten Zwecke zu gewinnen.

Hausmusik

Eine musikalische Erläuterung des berühmten Gemäldes „Christus als Arzt" von Gabriel Max giebt J. R. Rozkosny in einer Hymne nach einer alten Melodie, der ein tiefempfundener Text von Julius Kehlheim zu Grunde liegt (Prag, Nicolaus Lehmann). Die Ausstattung des für eine mittlere Singstimme mit Klavierbegleitung geschriebenen, nur geringe Schwierigkeiten bietenden Tonstückes trägt ein festliches Gewand, wie es der Weihnachtsstimmung entspricht. — Eine reiche Auswahl von Tonstücken bietet der Verlag von Bosworth & Co. dar (Leipzig, London und Paris). „Hänsel und Gretel", ein Kinderliederalbum, gesammelt von Loo Norden, vereinigt die Perlen unsrer deutschen Kindergesänge. Mit einfachster Klavierbegleitung versehen, können diese Lieder auch von ungeübten kleinen Dilettanten in Haus und Familie vorgetragen werden. — Zum Gebrauch in Schule und Kirche und gleichsam als Vorschule zu kirchlichen Chorgesängen ist eine Sammlung geistlicher Lieder bestimmt, gesammelt und bearbeitet von J. Chr. Weber und Fr. Krauß. Die Lieder können zwei- und vierstimmig gesungen werden, und zwar mögen im ersteren Falle die unteren beiden Stimmen als einfache Klavierbegleitung dienen. In gleicher Weise zu verwerten sind „Stimmen der Heimat" von Ludwig Starck. Auch diese Gesänge, die die Perlen des deutschen Volksliedes in 122 Nummern enthalten, sind zwei- oder vierstimmig oder mit den Unterstimmen als Klavierbegleitung wiederzugeben. — Als elegante Klavierstücke für Dilettanten, unschwer auszuführen, erweisen sich die „Compositions" von A. Tellies; drei graziöse Nummern: Cortège Japanois, Pavane des Fantoches und Valse des Blondes; leicht fließende und prickelnde Musik. Auch die Sachen von W. Mettes: „Mimosa-Gavotte" und „Sospiri d'amore" sind flott geschriebene Salon-Klavierstücke. — „The Goblins Frolic" von E. P. Short ist gleichfalls voll Frische und Anmut komponiert, ebenso die reizende Gavotte: „La coquette". — Von echt amerikanischem Humor sprudelt „The Merry Nigger" von W. H. Squire, ein Entr'acte für Pianosolo mit beliebiger Begleitung von Holzinstrumenten. — Das Czibulka-Album endlich vereinigt eine Anzahl der markantesten Klavierstücke dieses Tonmeisters: Tänze, Märsche, Notturnos, ländliche Scenen u. s. w. Alles leichte, harmlose Sachen, die Anfänger für wenig Mühe mit aufmunterndem Erfolg belohnen dürften.

Briefmappe

Martha in Sch. So verlockend solche Anerbietungen aus dem Auslande oft scheinen, so empfiehlt es sich doch, vorher genaue Erkundigungen einzuziehen, besonders wenn es sich, wie in Ihrem Falle, um eine jener „interessanten“ Nationen handelt, wo es mit der Rechtspflege nicht zum besten steht. Mögen Sie sich darum zunächst an das deutsche Konsulat wenden.

F. K. in N. Neue Werkchen dieser Art sind im Schwabacherschen Verlag zu Stuttgart erschienen: „Festspiele“ von A. von Diemar (*M.* 1.20) und „Reden und Toaste“ von Hans Heiling (*M.* 1.50). Alle festlichen Gelegenheiten sind darin eingehend berücksichtigt.

„Rotes Kreuz“. Auf dem Gebiet der Krankenpflege wird gegenwärtig die Frage scharf umstritten, ob sie am besten ausgeführt werden kann von unabhängigen, selbständigen Pflegerinnen, sogenannten „freien Schwestern“, oder von fest geschlossenen Verbänden, wie die der Diakonissen, der katholischen Orden und der Rot Kreuz-Vereine. Diese Frage, die für die Vaterländischen Frauenvereine von großer Wichtigkeit ist, wird beleuchtet durch das jüngst erschienene Schriftchen: „Die Pflegeverbände im Vergleich zur freien Krankenpflege“ von Clementine von Wallmenich, Oberin des Bayrischen Mutterhauses vom Roten Kreuz in München. Gegen Einsendung von 35 Pfennig zum Besten eines Erholungshauses für die Schwestern zu beziehen durch: Rotes Kreuz, München, Nymphenburgerstraße 163.

E. R. in Koburg. Das Gedicht „Der Bauer unter der Eiche“ von Johann Benjamin Michaelis († 1772) ist in den modernen Anthologien nicht enthalten, doch findet es sich in älteren Sammlungen, z. B. im „Poetischen Hausschatz“ von O. L. B. Wolff. In großen Bibliotheken dürften noch die „Poetischen Werke“ von Michaelis (Gießen, 1780) vorhanden sein. Vielleicht besorgt Ihnen der Antiquar das eine oder andre der Bücher.

R. v. L. in H. Wird uns willkommen sein, doch mögen Sie sich beeilen, damit der Gegenstand nicht veraltet.

A. G. in D. Genaue Anweisungen giebt das Buch „Das Motorzweirad und seine Behandlung“ von Wolfgang Vogel (Berlin, Gustav Schmidt, kart. *M.* 1.50). Zur näheren Veranschaulichung dienen 62 Illustrationen.

B. St. in W. Aeolische und Liparische Inseln sind dasselbe. Es ist eine aus sieben größeren und mehreren kleinen unbewohnten Eilanden bestehende Gruppe an der Nordküste von Sizilien. Außer der nördlichen Insel Stromboli, deren Vulkan gegenwärtig wieder von sich reden macht, besitzen auch die südlichen Inseln Vulcano und Lipari thätige Vulkane. Ausführlich hat der Erzherzog Ludwig Salvator die Inselgruppe beschrieben (Prag, 1893). Nach der Mythe hat sie ihren Namen von Aeolus, dem Beherrscher der Winde, der auf Lipara oder Strongyle hauste.

Gerhard L. in Hamm. Die Redensart „am Hungertuch nagen“ im Sinne von unfreiwillig fasten, Mangel leiden, ist auf einen alten kirchlichen Brauch zurückzuführen. „Hungertuch“ war nämlich ursprünglich gleichbedeutend mit „Fastentuch“ (Pallium quadragesimale), einem oft mit biblischen Bildern geschmückten Tuche, das man in den katholischen Kirchen während der Fastenzeit zur Verhüllung des Kreuzes vor dem Altar aufhängt. Es sind noch einige solcher „Hungertücher“ aus dem Ende des 13. Jahrhunderts sowie aus dem 15. Jahrhundert erhalten.

P. E. in L. Sie finden solche Ratschläge in dem „Katechismus des guten Tons und der feinen Sitte“ von C. von Franken (Leipzig, Max Hesse, 10. Auflage, geb. *M.* 2.50).

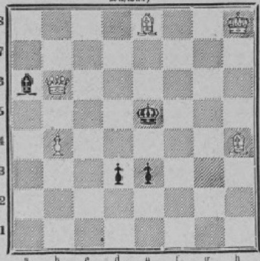
„100 M. G.“, R. M. in L., E. v. H. in K., K. Sch. in Wien. Mit Dank abgelehnt.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 9

Von Adolf Keller in Elberfeld
(Im Turnier des westdeutschen Schachbundes preisgekrönt.)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 6:

W. 1. Sa5—b7
S. 1. Kd5—c6
W. 2. Dd3×b5†
S. 2. Sd4×b5
W. 3. Le2—f3 matt.

A.

S. 1. Kd5—e5
W. 2. Dd3—e3†
S. 2. Ke5×f5, —d5
W. 3. Le2—f3, Sf5—e7 matt.

B.

S. 1. e6—e5, Sd7-c5, d2—d1D
W. 2. Sf5—e7†
S. 2. Kd5—e6, e5
W. 3. Sb7-d8, d6-d7, Dd3—e3 matt.

C.

S. 1. e6×f5, Ta2-a3, Te2-e3, d2-d1S
W. 2. Le2—f3†
S. 2. Kd5—e6, e5
W. 3. Tf7—e7, Dd3—e3 matt.

Partie Nr. 8

Kürzlich zu Prag gespielt, seitens des Anziehenden gleichzeitig mit 10 anderen Partien ohne Ansicht des Brettes.

Wiener Partie

Weiß: H. N. Pillsbury-New York
Der Name des Gegners ist nicht genannt

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	13. 0—0	Kf7—e8
2. Sb1—c3	Sb8—c6	14. Lc4—d3	Dd8—d7
3. f2—f4	e5×f4	15. c2—c4 ³)	Ld5—f7
4. Sg1—f3	g7—g5	16. d4—d5	Sc6—e7
5. h2—h4	g5—g4	17. Lf4—e5	Th8—g8
6. Sf3—g5	h7—h6	18. Ld3—h7	Tg8—g7
7. Sg5×f7 ¹)	Ke8×f7	19. Le5×g7	Lf8×g7
8. d2—d4	d7—d5 ²)	20. Dd1—e2	Lg7—d4† ⁴)
9. Lc1×f4	Sg8—f6	21. Kg1—h1	g4—g3
10. Sc3×d5	Sf6×d5	22. De2—f3	Ld4—f2
11. Lf1—c4	Lc8—e6	23. Ta1—e1!	Ke8—f8 ⁵)
12. c4×d5	Le6×d5	24. Df3—f6!	Aufgegeben. ⁶)

¹) Die bisherigen Züge bilden das sogenannte Pierce-Gambit, über dessen Wert für die eine oder andere Seite die Untersuchung noch nicht abgeschlossen ist.

²) Die „Bohemia" (Prag), der wir in den weiteren Anmerkungen folgen, erklärt Sg8—f6 nebst Kf7—g7 für besser.

³) Der jetzt folgende wuchtige Angriff des Gedächtnisspielers ist hochinteressant.

⁴) Durch das hiermit eingeleitete Manöver glaubt Schwarz der Gefahr entrinnen zu können; aber Pillsburys Genie findet eine Lücke in dem fein gesponnenen Netze.

⁵) Führt zu sofortigem Verlust. Aber auch andere, z. B. Turm- oder Damenzüge können gegen die Drohung Te1—e4—f4 nicht helfen.

⁶) Denn gegen Te1×e7 nebst Df6—h8† ist kein Kraut gewachsen; auf 24. . . . . Se7—g8 folgt 25. Lh7×g8 nebst 26. Te1—e7.

Worträtsel

Es hat drei Silben das Rätselwort:
Wird die erste betont, dann ist es ein Ort,
Durch ein Getränk längst rühmlich bekannt,
Das von dort in alle Welt wird versandt.

Spricht's auf der zweiten betont man aus,
Ein Thätigkeitswort wird dann daraus,
Das der glückliche Mensch gebrauchen kann,
Der, was er sehnlich erstrebte, gewann. F. M.-S.

Rätsel

Zuweilen angenehm,
Zuweilen unbequem;
Allein ob schlimm, ob wert,
Gezwungen oder frei:
Bin ich doch umgekehrt
Für jeden einerlei. G. P. P.

Worträtsel

An jedem deutschen Badeort
Tanzlustig hin zum Rätselwort
Gehn Herren gern und Frauen.
Wer seinen Atlas nimmt zur Hand,
Der kann das Wort, weitab vom Strand,
Als Insel drin auch schauen. F. M.-S.

Rätsel

Ich lieg' vor deiner Thür, ich lieg' in allen Gassen,
Und dennoch kaufst du mich um Geld.
Ich lindre deinen Schmerz und muß mich treten lassen.
Das ist der Lohn in dieser schnöden Welt! G. P. P.

Charade

Die ersten Silben sind nicht kurz,
Die beiden letzten sind nicht lang.
Ein Laster ist das Ganze nicht,
Doch vieler Laster Uranfang. G. P. P.

Rätsel

Ich bin eine Musenstadt,
Bin in deren Mitte;
Welche Stadt mag das wohl sein?
Nenn sie, Leser, bitte. E. S.

Schiebrätsel

Mein Rätselwort, schiebst du es ein
In eine Stadt, entsteht ein Stein. E. S.

Rätsel

Wenn dir der Anfang ist, dann schau das Ende,
Wer ist, der diesen Städtenamen fände? E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 195:

Der magischen Ecke:

H	O	H	E	N	H	E	I	M
O	D	A	L	I	S	K	E	N
H	A	R	L	E	Q	U	I	N
E	L	L	E	R	B	E	C	K
N	I	E	R	S	T	E	I	N
H	S	Q	B	T				
E	K	U	E	E				
I	E	I	C	I				
M	N	N	K	N				

Des Worträtsels: Verziehen — verzeihen.

Des Rätsels: Duft, Luft.

Des Buchstabenrätsels: Muskateller.

Richtige Lösungen sandten ein: „Maus und Muki“ in Hamburg (2); Frl. Anna Catarina von Ferber, Rittergut Melz; Oedipus in Emden (4); Frau Ida Kremer in Robschütz (6); Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg (2); Otto Scherer in Berlin; Karl Muther in Königsberg in Pr. (3); Frl. Anna Koch in München (5); „Hans und Anna“ in Innsbruck (3); Frau G. Bernhardi in Budapest; Alfred Schröder in Wiesbaden (2); Frau Adele Glümer in Wien (4); Ernst Zimmermann in Frankfurt a. M.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

H. Helling, Reden u. Toaste. II. ℳ 1.50. Stuttgart, Schwabacher.
Karl L. Leimbach, Die deutschen Dichter der Neuzeit u. Gegenwart. IX. Band, 2. Liefg. ℳ 1.50. Frankfurt, Kesselring.
Paul Bergenroth, Die arme Maria. Erzählung. 2 Bände. ℳ 7.—. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.
Erich v. Salvator, Der Erlöser. Schausp. ℳ 2.—. Wien, Plaschka.
Frauentrost. Gedanken für Männer, Mädchen und Frauen. ℳ 1.80. München, Beck.
Rud. Presber, Media in vita. Gedichte. ℳ 2.50. Stuttgart, Cotta.
Ed. Paulus, Heimatkunst. Neue Lieder u. Elegien. ℳ 1.20. Ebd.
Publikationen der Deutschen Litteraturgesellschaft (illustr.) à Band ℳ 4.—. M. v. Ekensteen, Friede den Hütten! Preisgekrönter Roman. — Paul Keller, Waldwinter. Roman. — Anton Schott, Der Bauernkönig. Roman. — Ad. Jos. Cüppers, Leibeigen. Histor. Roman. — Hans Eschelbach, Erzählungen. München, Allg. Verlags-Gesellsch.
Theodor Schenkel, Seitwärts der Trasse (im Beruf erlauscht). ℳ 2.—. Graz, P. Cieslar.
Karl Wolf, Neue Gesch. aus Tirol. ℳ 4.—. Innsbruck, Edlinger.
— — Aus dem Volksleben Tirols. ℳ 3.—. Ebd.
Mitteilungen der Mozart-Gemeinde in Berlin, hrsg. v. Rud. Genée. Heft 14. Berlin, Mittler & Sohn.
Bruno Vogler, Das goldene Buch des Kaufmanns. Liefg. 3 (10 Lfgn. à ℳ 1.20). Leipzig, Verlagshaus Arthur Schneider.
M. Born, Natur- und Lebensbilder. Gedichte. ℳ 2.40. Braunschweig, Sattler.
Johs. Proelß, Er soll dein Narr sein. Eine Buchdrucker- und Ehestandsgesch. aus alter Zeit. ℳ 2.—. Stuttgart, Bonz & Co.
Ella Lindner, Jutta. Rom. ℳ 2.—. Dresden, Moewig & Hoeffner.
N. Aren, Das Leben ist doch schön! ℳ 3.—. Ebd.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Ein Spiel- und Beschäftigungsmittel, das wie Richters Ankersteinbaukasten und Ankerbrückenkasten auf außergewöhnliche Erfolge zurückblicken kann, verdient gewiß die Beachtung aller Eltern. Um das Bauspiel unterhaltender zu gestalten, hat die Richtersche Fabrik neuerdings eine zweite Ergänzung eingeführt, durch die es möglich wird, prachtvolle eiserne Brücken mit schönen steinernen Brückenköpfen aufzustellen. Es kann jetzt zu jedem Ankersteinbaukasten ein Ankerbrückenkasten als genau passende Ergänzung gekauft werden, und da die sinnreiche und für die Kinder sehr wertvolle Ergänzungsordnung auch auf die Ankerbrückenkasten übertragen worden ist, so ergänzen auch diese sich planmäßig untereinander. Das Brückenbuch enthält so prachtvolle Vorlagen, daß nicht bloß die Kinder, sondern auch Erwachsene sich gern mit dem Nachbauen der Brücken befassen werden. Wer Näheres zu erfahren wünscht, lasse sich von F. Ad. Richter & Co. in Rudolstadt die neue illustrierte Preisliste kommen.

Der Weihnachtskatalog des bekannten großen Kaufhauses Heinrich Jordan, Hoflieferant der Kaiserin, Berlin, Markgrafenstraße 104/107, ist erschienen. Er enthält eine Zusammenstellung praktischer und nützlicher Gegenstände der Bekleidungs- und Einrichtungsbranche, die sich durch besondere Preiswürdigkeit und vornehme Aufmachung vor allem zu Festgeschenken eignen. Der Katalog, der auf Wunsch gratis und postfrei zugeschickt wird, verrät übrigens auf seinem geschmackvollen Deckel, daß schon bei Einkäufen von 10 Mark an eine reizende Papierkassette mit Inhalt als Weihnachtspräsent auf Verlangen verabfolgt wird.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



Nr. 11

89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Für die Krone

Roman von Richard Voß

XX

Vor Ostern

Seitdem ich den Mut fand, mich selbst zu erkennen und meine schwere Schuld mir einzugestehen, fühle ich mich wie von einer Last befreit. Zugleich mit dem Bewußtsein meiner Todsünde beseelt mich die Empfindung einer höheren Kraft. Einer Todsünde aber mache ich mich schuldig, indem ich meinen Bruder um sein Königtum beneide.

Vielleicht ward in mir der Neid schon geboren, als ich noch ein Knabe war. Er wuchs mit mir, reifte, wurde groß, als ich noch meine Hände aufhob, sprechend: „Ich danke dir, Herr, daß ich nicht bin wie mein Bruder, daß ich nicht bin meines Vaters ältester Sohn!“ Wir können in unsrer Seele unergründliche Abgründe tragen und uns einbilden, unser Inneres gleiche einer Blumenflur. Fort mit der trügerischen Decke und offenen Augs hineingeschaut in die gähnende Tiefe!

Seltsam ist auch das: ich bereue meine Sünde nicht einmal. Der König ist unendlich gütig gegen mich, und ich denke dabei: ‚Wäre ich an deiner Statt König!‘ Und mit solchen Gedanken kann ich ihm ruhig in die Augen sehen, kann ich gelassen mit ihm reden, ihm die Hand reichen, ohne das leiseste Zucken einer Reue im Herzen. Wie ist etwas so Unmenschliches möglich? Ich wünsche ja nicht für mich selbst, König dieses Reiches zu sein, wünsche es des Volkes willen, das an mich glaubt, mir vertraut und mich liebt; und für das meine Regierung trotzdem ein Unglück sein soll.

Das ist es, das! Wären diese ungerechten, diese unseligen Worte niemals zu mir gesprochen worden, würde ich diese ungeheuerlichen, diese meinen gütigen Bruder mordenden Gedanken niemals gedacht haben. Das ist es, das! Jene Gedanken krochen in mein Herz, in mein Hirn, wühlten und wühlten, nagten und nagten. Sie wühlten mein geheimstes, dunkelstes Innere auf, nagten an mir, zernagten mein ganzes Denken, mein ganzes Fühlen, bis in meiner Seele nichts andres übrig blieb als der heiße, der wilde wütende Wunsch: dermaleinst König zu sein, um jene wahnsinnig machenden Worte Lügen zu strafen.

*

Immer noch Vorbereitungen zur Königskrönung!

Einem uralten Familienbrauche zufolge — bei uns ist alles uralt — begiebt sich der neue König acht Tage vor seiner Krönung in ein Kartäuserkloster, das durch endlose Galerien mit dem Schlosse in Verbindung steht. Die Formalität des Eintritts wird mit großen Zeremonien vollzogen. Vor vollzählig versammeltem Hofstaat und so vielem „Volk“, als die Schloßkirche zu fassen vermag, bekleidet der Großmeister des Ordens den König mit der weißen Kutte der Kartäusermönche, umgürtet ihn mit dem Stricke und reicht der Hand, die auserwählt ward, das Zepter zu führen, ein Kruzifix. Die heilige Handlung vollzieht sich vor dem Altare, der mit Flor umhüllt ist und um den Totenkerzen brennen. Ein Chor von Unsichtbaren singt das De profundis. Dann ordnet sich der Zug. Hinter dem Altar führt eine Treppe unmittelbar in die Tiefe. Kartäusermönche, brennende Kerzen haltend,



Der Gefangene. Nach dem Gemälde von Walter C. Horsley

umringen den König, der Großordensmeister tritt voraus, und unter den schaurigen Klängen des Chorgesangs steigen sie hinab, scheinen sie mit dem Könige in ein offenstehendes Grab zu versinken.

Eine volle Woche bleibt der König eingesargt in einer Zelle. Niemand gelangt zu ihm. Er betet, büßt, bereitet sich vor, das Zeichen seines Martyriums: die Krone, zu empfangen. Die Speise — es ist strenge Fastenkost — wird ihm durch eine Oeffnung in der Mauer gereicht. Er darf die Klausur nur verlassen, um an dem gemeinsamen Gottesdienste der Mönche in der Klosterkirche teilzunehmen. Nicht einmal der Ordensgroßmeister darf ihn auf diesem Wege anreden. Er selbst darf nur mit Gott sprechen, darf keinen anblicken, muß beständig dem Gekreuzigten in die brechenden Augen sehen.

*

Etwas aus der Grabesruhe dringt aus dem Kloster in das Schloß hinüber. In dieser ganzen Woche finden weder Empfänge noch Einladungen statt. Der Pulsschlag des offiziellen Lebens — er ist der Pulsschlag unsers Lebens überhaupt — geht langsam, langsam — müde, müde. Ich muß viel des Königs gedenken, sehe ihn beständig vor mir in der weißen Zelle, in seiner weißen Kutte, wie er betet, büßt und den Leib kasteiet, den er in Purpur hüllen soll. So bereitet sich der Diener Gottes vor, bevor er sein priesterliches Gelübde leistet.

Und denken muß ich: ‚Wie, wenn der König in der Einsamkeit der Zelle von jenem Grausen, vor dem unser Familiengeist zittert und das mein Bruder bereits überwunden haben soll — wie, wenn der König davon nochmals gepackt würde, so gewaltig, so unwiderstehlich gepackt, daß er . . .‘ Bei dem Gedanken packt das Grausen mich. Es ist jedoch nicht ein Grausen vor dem, was dann kommen könnte, sondern vor mir selbst und den Abgründen in meiner Seele, von denen ich bis vor kurzem nichts wußte.

*

Ich speise jetzt jeden Abend bei meiner Mutter, sehe jetzt jeden Abend die Gräfin, der die Trauer so vortrefflich steht. Mein bleiches Kind sah in dem schwarzen Kleidlein rührend aus; bei dieser souveränen Dame wirken die düsteren, schleppenden Gewänder fascinierend. Es ist überhaupt ein seltsames Geschöpf, von dem ich immer weniger begreife, was es eigentlich bei uns will. Niemals werde ich glauben, daß dieses junge Rasseweib den Hof als Heiratsbureau betrachtet. Aber warum kam sie? Einen Grund muß sie doch gehabt haben, einen tiefen Grund, denn tief ist alles an ihr, was bei der strahlenden Oberflächlichkeit unsers Lebens jedermann bemerken müßte, was indessen keiner zu bemerken scheint, wohl weil auf dieser irdischen Höhe niemand eine menschliche Tiefe sich vorstellen kann. Bei unsrer Art von Tafelunterhaltung kann von einem Gespräch nicht die Rede sein. Wir machen Konversation, bei der wir über die Dinge hinweggleiten, und das um so flüchtiger, je gehaltvoller und ernsthafter sie sind. Selten ist von einem Kunstwerk die Rede, noch seltener von einem französischen, englischen oder italienischen Buche, und am seltensten von einem Gedanken. Niemals von einer Empfindung. Unter keinen Umständen von einer solchen! Wir leben das Leben, jedoch wir empfinden es nicht; und wir empfinden es nicht, weil wir repräsentieren müssen, fort und fort repräsentieren.

Gräfin Thyra sagt also möglichst wenig. Mir ist immer, als ob wir, sie und ich, uns viel zu sagen hätten, wenn wir einmal allein sein sollten, — ein ziemlich unwahrscheinlicher Fall. Mir ist, als könnte sie aussprechen, was ich selbst bisweilen denke. Sie thäte es jedoch schwerlich, und wir würden uns bei einem etwaigen Tete-a-tete absolut nicht vertragen. Denn im Grunde genommen bin ich der jungen Dame nach wie vor feindlich gesinnt; bin es, weil sie aus ihrer Freiheit zu uns kam. Dennoch kann ich — wenn ich ehrlich sein will — nicht verhindern, viel an sie zu denken. Auch gestehe ich, es würde mich reizen, in ihre „Tiefen“ zu dringen. Vielleicht, um zu entdecken, daß sie nur „Flächen“ besitzt.

Ob ihr Bruder ihr wohl von meinem kleinen Romane erzählte? Ich will ihn darum nicht fragen; es würde gleich einem Mißtrauensvotum sein. Gesetzt, wenn der Graf plauderte, was würde die stolze Dame von diesem „Hirtenidyll eines Königssohns“ denken? Wahrscheinlich würdigt sie die Sache gar keines Nachdenkens. Mich ärgert, daß ich dies thue. Ich meine, daß ich einen Augenblick über ihre Ansicht nachzudenken vermag.

*

Schauer überlaufen mich, Grausen faßt mich. Was ich im geheimsten dachte, hoffte, wünschte — denn ja, ich hoffte und wünschte es! — das erfüllt sich möglicherweise: der König soll sich im Kartäuserkloster mit Abdankungsgedanken tragen! Er berief den Großordensmeister zu sich. Außer einem Arzt ist dieser der einzige Mensch, der jetzt zu ihm gelangen kann. Der Hochwürdigste kam alsdann ins Schloß und blieb lange bei meiner Mutter. Geheime Sitzungen finden statt. Es geht ein Zittern durch alle Gemüter, ein Erschauern, wie vor dem Eintreten großer Ereignisse. Das Gerücht muß ins Volk gedrungen sein; denn eine schweigsame Menge umlagert das Schloß. Einmal trat ich ans Fenster. Sie sahen, erkannten mich und — aber ich trat sogleich wieder zurück. Sonst hätte es geschehen können, daß sie mich . . . daß das Volk in dieser Stunde mich . . .

Gegenwärtig ist der Geheimrat beim König.

*

Ich schloß mich in mein Schreibzimmer ein; ich will niemand sehen. Ich ringe mit mir, ringe mit meinem besseren Menschen — wenn ich „guter Mensch“ von einem solchen etwas in mir trage. Ich muß diese Gedanken töten, diese Hoffnungen und Wünsche ersticken. Ich fühle, daß ich ein verlorener Mensch bin, wenn ich mich von diesen Empfindungen nicht zu befreien und zu reinigen vermag. Für Zeit meines Lebens wäre ich verloren. Also muß ich!

*

Ich stelle mir den seelischen Vorgang bei meinem Bruder folgendermaßen vor: er litt, kämpfte und überwand. Es kamen die letzten Tage vor seiner Vermählung, vor der sein Herz zurückbebt; die letzten Tage vor der Krönung, die lediglich eine Zeremonie ist, aber deren überwältigende Feierlichkeit gleichsam etwas Zermalmendes hat. Er wird vor dem Altar unter Grabgesang als Mönch eingekleidet und davongeführt, als wäre er ein lebendig Begrabener.

Eingeschlossen in der Zelle, verbringt er alle Stunden des Tages in Einsamkeit und Gebet, Fasten und Bußübungen. Da kommt es nochmals über ihn: das Grausen vor der Verantwortung des Königtums! Es ist stärker als der König, der ein Mensch ist und bleibt. Er schreit auf: „Ich kann nicht, ich will nicht!“ Er schickt zum Großordensmeister und — so konnte es geschehen.

Was geschieht weiter?

Man verheimlicht es vor mir! Vor mir, der ich, sollte der König in seiner Schwäche beharren, ihm nachfolgen würde. Und mir bleibt alles verborgen! Sogar meine Mutter verbirgt mir alles. Die Minister treten zusammen, der Staatsrat wird berufen, und ich, der Erbe meines Bruders, bleibe davon ausgeschlossen.

Ich will Erklärungen fordern! Sie sollen sich verantworten! Wissen sie denn nicht, daß das Volk, das ganze Volk zu mir steht; daß das ganze Volk mich liebt, an mich glaubt, mir zujauchzt: „Es lebe der König!“

Besinne dich! Noch ist der König ja nicht tot.

*

Der Geheimrat und der Großordensmeister sollen beständig um den König sein. Sie werden beständig auf ihn einsprechen, in ihn dringen, und der König wird seine Pflicht erfüllen, wird sich vermählen, sich krönen lassen, um dem Staate Dänemark ein letzter Helfer zu sein.

Ich weiß jetzt auch wodurch: durch den Sohn, der ihm von der jungen Königin geboren werden soll — geboren von dem Weibe, das einer Dynastie entstammt, mit der die unsre nicht verwandt ist.

*

Heute begab ich mich zu meiner Mutter. Ich wollte sie bitten, mir zu erklären, aus welchem Grunde man mich fernhält, wenn über das Schicksal des Landes und mein eignes eine Entscheidung gefällt wird. Ich habe zu meiner Bitte, zu meiner Forderung ein Recht.

Im letzten Vorzimmer befand sich die neue Hofdame. Sie saß und las. Als die Lakaien die Thür für mich aufrissen und ich eintrat, erhob sie sich und machte ihre tadellose Verbeugung, die mich jedesmal ärgert, geradezu aufregt, weil sie so tadellos ist. Dazu macht die Dame dann eine Miene —

Ich sagte mit ausgesuchter Höflichkeit: „Bitte, Gräfin, melden Sie mich bei Ihrer Majestät.“

„Ihre Majestät können Königliche Hoheit nicht empfangen.“

„Warum nicht?“

„Ich darf niemand melden.“

„Auch mich nicht?“

„Auch nicht Königliche Hoheit.“

„Also ist meine Mutter krank?“

„Bei Ihrer Majestät ist Ministerrat.“

„Um so besser.“

Und ich wollte ohne weiteres an der Gräfin vorüber, um mich unangemeldet zu meiner Mutter zu begeben. Da rief Gebhardts Schwester: „Ich erhielt von Ihrer Majestät strengen Befehl, niemand vorzulassen. Auch nicht Königliche Hoheit. Würden Königliche Hoheit trotzdem vorziehen, weiter zu gehen, so würde ich mich selbst strafbar, also meines Dienstes bei Ihrer Majestät für immer enthoben fühlen.“

Gleich bei ihrem ersten Worte war ich stehen geblieben und hatte zugehört, mit meiner alten Freude über eine freie stolze Menschensprache gegen einen von Meinesgleichen — Gott sei Dank mit meiner alten Freude! Langsam kam ich jetzt zurück, blieb vor der jungen Dame stehen und sagte sehr artig: „Ich möchte die Königin und den Hof Ihrer Gegenwart nicht berauben. Die Verantwortung wäre zu groß.“

Sehr artig grüßte ich. Sie verneigte sich vorschriftmäßig.

„Mit Ihrer Erlaubnis werde ich hier warten, bis der Ministerrat vorüber und meine Mutter im stande ist, ihren Sohn zu empfangen.“

„Es dürfte lange dauern.“

„So bitte ich um den Vorzug, in Ihrer Gegenwart so lange verweilen zu dürfen.“

Ich hätte sagen können: „Sie so lange mit mir belästigen zu dürfen“. Doch das wäre unhöflich gewesen; denn ich hätte die Gräfin durch meine Bemerkung zu einer Phrase veranlassen können, was ein Herr einer Dame gegenüber auch dann sich nicht gestatten darf, wenn er ein königlicher Prinz ist. Dann erst recht nicht!

Die Gräfin nahm auf meine Einladung hin ihren Platz wieder ein, und ich setzte mich in ihre Nähe, in erregtester, übelster Stimmung, wie ich mir wohl bewußt war. Zugleich fiel mir ein, daß ich — sämtliche Thüren waren geschlossen — mich mit der jungen Dame zum ersten Male allein befand, wahr und wahrhaftig allein! Seltsamerweise steigerte diese Vorstellung meine Erregung, aber — auch das war höchst merkwürdig — ich bemühte mich durchaus nicht, meinen überreizten Zustand vor ihr zu verbergen. Wie kam ich dazu, gerade vor dieser Dame mich gehen zu lassen? Nicht anders, als ob zwischen ihr und mir ein geheimer Zusammenhang bestand! Dieser konnte nur in dem Bewußtsein einer gegenseitigen starken Antipathie liegen. In diesem Sinne besaßen wir allerdings etwas Gemeinsames.

Da ich in diesem Augenblicke keine banale Hofkonversation machen wollte —, ganz gleich, wie die Dame es auffaßte, — so sagte ich:

„Wovon wollen wir sprechen? Wir könnten mit dem Wetter beginnen. Aber bei Hofe kommt das Wetter gar nicht in Betracht. Denn ob die himmlische Sonne scheint oder nicht, ist bei Hofe durchaus gleichgültig — wenn nur die Sonne königlicher Gnaden über Gerechte und Ungerechte leuchtet. Möge Ihr stolzes Haupt davon stets umstrahlt sein. Sie werden dann stets das Leben des Lebens wert finden.“

Ich sagte diese bösartigen Worte auf die harmloseste Weise, mich freuend, die junge Dame mit aller Höflichkeit meine Meinung über derartige „Gerechte und Ungerechte" wissen zu lassen, und hoffend, sie werde diese richtig verstehen. Es war dies gewiß sehr wenig chevaleresk empfunden, aber es hätte mich gefreut, sie zu verletzen und sie wo möglich etwas aus ihrer tadellosen Haltung zu bringen.

Das sollte mir jedoch nicht gelingen. Ohne eine Miene zu verziehen, meine beleidigende Absicht einfach ignorierend, antwortete die Gräfin:

„Ich finde das Leben auch ohne Sonnenschein lebenswert. Es ist für mich im Gegenteil schöner, wenn es voller Gewölk und Dunkelheit ist, als bei Tagesglanz. Am schönsten aber erscheint es mir bei Sturm, der meinetwegen Orkan sein kann. Dann muß der Mensch Widerstand leisten, muß er kämpfen. Kampf aber ist zugleich Kraft. Und Kraft zeigen müssen, bedeutet das Leben haben: das volle wahre Leben. In Frieden und Freuden von der Sonne sich bescheinen zu lassen, macht die Seele weich und schlaff. Es ermattet."

„Ich hätte mir denken können, daß Gräfin eine Kämpfernatur sind; sonst wären Sie nicht an den Hof gegangen. Ich beglückwünsche Sie zu Ihrer Natur. Sie werden hier reiche Gelegenheit haben, sie zu erproben! Und noch dazu um so großer Dinge willen: um den Glanz und die Herrlichkeit dieser Welt an einem Königshof! Es soll ja wohl auf Erden nichts Glanzvolleres und Herrlicheres geben?"

Dieses Mal sprach ich voll scharfen Spottes, bitteren Hohns, wozu die erhabene Ruhe des Fräuleins mich reizte. Sie schaute auf und sah mir mit einem großen Blick voll in die Augen. Der Himmel mag wissen, warum ich bei ihrem Blick denken mußte:

‚Sie weiß, wie es in dir aussieht. Sie weiß, daß du, der du mit solchem Hasse, solcher Verachtung von der glanzvollsten und herrlichsten aller denkbaren Welten redest, in deines Herzens tiefstem Grunde für dein Haupt die Königskrone ersehnst. Während dein Bruder, der König, in seiner Mönchszelle von Furcht und Angst, von Grauen gepackt wird, während bei der Königin-Mutter die Minister über die „Gefährlichkeit der Situation" beraten, blickt diese Fremde in deine Seele und weiß, was sie wünscht und hofft. Allerdings nicht deinetwillen, sondern um des Volkes willen wünscht und hofft.‘

Dann geschah etwas Seltsames. Wie in dem Banne ihres Blickes, von diesem gleichsam emporgezogen, erhob ich mich und ging zu ihr, die, anstatt voller Devotion gleichfalls aufzustehen, ruhig sitzen blieb. Ich stand vor ihr und sagte mit vor Erregung erstickter Stimme:

„Sind auch Sie der Ansicht, daß es ein Unglück für das Land wäre, wenn die da drinnen," ich machte eine Bewegung nach den Gemächern meiner Mutter hin, „in ihrer Weisheit über die Abdankung des Königs Rat halten sollten?"

„Königliche Hoheit meinen, wenn der krankhafte Wille Seiner Majestät zur That werden sollte?"

„Das meine ich."

„Und Königliche Hoheit wünschen meine Ansicht zu hören?"

„Ob auch Sie mich für unwürdig oder für unfähig halten — was eines und dasselbe ist —, König zu sein. Darüber wünsche ich allerdings Ihre Ansicht zu hören."

Nach einer Weile — wir sahen einander fest in die Augen — bekam ich denn ihre Ansicht zu hören: „Es käme auf die Kraft an."

„Auf die Kraft, die Krone zu tragen?"

„Auf die Kraft, stärker zu sein als unsre Natur."

„Sie halten meine Natur für schwach?"

„Königliche Hoheit müßten über Ihre Natur hinausgehen."

„Um nicht auch ein degenerierter Herrscher zu werden? . . . Wie Sie sehen, bin ich so indiskret, von Ihrer Natur die Kraft zur Wahrheit zu fordern. Verzeihen Sie, wenn ich zu Großes verlangte."

Sie schwieg. Das heißt, ihr Mund blieb stumm. Aber ihre Augen sprachen. Sie sah mich an, und ich las die Antwort in ihrem Blicke.

Ich hatte nicht zu viel gefordert. Dieses Mädchen, das ich bis dahin im stillen verachtet hatte, besaß wahr und wahrhaftig den Mut, dem Manne, der immerhin König werden konnte, mit ihrem Blicke zu sagen, daß sie glaubte, auch er gehöre dem Stamme der Entarteten an.

Daß ich den prophetischen Blick der kühnen jungen Dame Lügen strafen könnte! Wiederum der Wunsch, der mich unserm spiritus familiaris gegenüber bereits ergriff. Jedenfalls unterschätze ich diese Frauenseele, und — das freut mich. Es ist in ihr etwas Freies und Starkes, also Großes.

*

Dann ging der Ministerrat auseinander; dann wurde ich von der Hofdame Ihrer Majestät gemeldet, durfte ich bei meiner Mutter eintreten.

Aber ich fand nicht sie, die ich suchte. Ihr Sohn, der König war, wollte der Krone entsagen; ihr Sohn, der König werden sollte, wollte in ihre Arme sich werfen. Denn das wollte ich. Dazu trieb mich das Entsetzen über das Schicksal meines Hauses, trieb mich die Angst vor mir selbst: vor meinen geheimen Wünschen und Hoffnungen. An ihrem Mutterherzen wollte ich Zuflucht, Beruhigung, Rettung vor mir selbst finden. Aber ich mußte vor der hohen regungslosen Gestalt in schleppendem Trauergewande meine bereits ausgestreckten Arme wieder sinken lassen.

Stehen mir denn meine geheimen Wünsche und Hoffnungen auf der Stirn geschrieben, daß aller Augen sie von meinem Gesichte ablesen können?! Ward ich gezeichnet, wie Gott Kain zeichnete, als dieser aus Neid seinen Bruder Abel erschlug?

Meine Mutter stand mitten im Zimmer, sah mir entgegen, ließ mich auf sich zueilen, regte sich nicht, rief in einem fast feindseligen Tone mir zu: „Der König wird König bleiben! Was also willst du?"

Was wollte ich Unseliger eigentlich? War ich wirklich nur deshalb gekommen, um zu hören, daß der König nicht König blieb, daß ich an seiner Statt König werden sollte? Hatte mich auch meine Mutter ergründet? Und sie, für deren liebsten Sohn ich mich hielt, zeigte mir nun dieses regungslose Antlitz, wie im Triumphe mir mitteilend, daß meine geheimen Wünsche und Hoffnungen sich nicht erfüllten.

Ihre starre Miene und den fast feindseligen Ton in ihrer Stimme wie etwas Körperliches, wie einen Stoß gegen mein Herz empfindend, stieß ich, nach Atem ringend, hervor:

„Wenigstens will ich wissen, weshalb es für das Land ein Unglück wäre, wenn mein Bruder in seiner Schwäche beharren sollte! Er thut es nicht, wie du mir mitteilst. Gut! Möge seine Regierung für unser Haus und das Land eine glückliche und ruhmvolle sein. Nur sage mir, aus welchem Grunde die meine eine unglückliche und schmachvolle sein würde? Du mußt es mir sagen!"

Das letztere rief ich überlaut, in einer Aufregung, die mich wie Fieberschauer schüttelte. Ich gewahrte, wie die Züge meiner Mutter milder, ihr Blick weicher wurde. Aber sie schwieg.

Jetzt trat ich auf sie zu und bat sie mit erhobenen Händen: „Mutter, sage es mir. Ich ertrage es nicht länger. Es nagt und wühlt in mir; ich brüte und grüble darüber, höre nicht auf, darüber zu brüten und zu grübeln. Begreife doch! Es ist ja doch etwas, was von Sinnen bringen kann — von Sinnen bringen muß. Sage es mir also, ehe es mich von Sinnen gebracht hat. Bin ich denn ein schlechter Mensch? Sieh, ich kann ein schlechter Mensch werden, wenn niemand mir sagt, welche Bewandtnis es mit mir hat und weshalb mein Bruder nicht abdanken darf. Ihr müßt es mir aber bald sagen, gleich! . . . Ich leide, Mutter! Mir ist, als müßte mein Gesicht ganz verzerrt sein, so fühle ich durch dieses Leiden meine Seele entstellt . . . Hilf mir, Mutter, liebe Mutter! Ich habe dich noch niemals um etwas gebeten. Bedenke: noch niemals, und jetzt gilt es mein Seelenheil, denn es gilt dem guten Menschen in mir."

So flehte ich meine Mutter mit erhobenen Händen an; und da — da sagte sie es mir.

Als sie es mir sagte, umschlang sie mich mit beiden Armen, drückte mein Haupt an ihre Brust, weinte über meinem Haupt, daß mein Gesicht gebadet ward von ihren strömenden Thränen. Weinend flüsterte sie es mir zu und — jetzt — jetzt weiß ich's! Ich bin freilich meines Vaters wahrer Sohn; denn schon jetzt soll meines Vaters Krankheit sich bei mir zeigen.

Schon jetzt! (Fortsetzung folgt)

Der Übergang des 14. Österreichischen Infanterieregiments über den Schwarzensteingletscher

(Siehe die Abbildungen Seite 269)

Von Jenbach, an der Linie Kufstein-Innsbruck, führte uns die neu eröffnete schmalspurige Zillerthalbahn in zwei Stunden nach Mayrhofen, dem höchstgelegenen, freundlichen und langausgedehnten Ort des Thals. Dort machten mein Freund und ich uns sofort auf den Weg, um wo möglich noch an diesem Tag das vier Stunden entfernte Roßhag zu erreichen, was auch gelang.

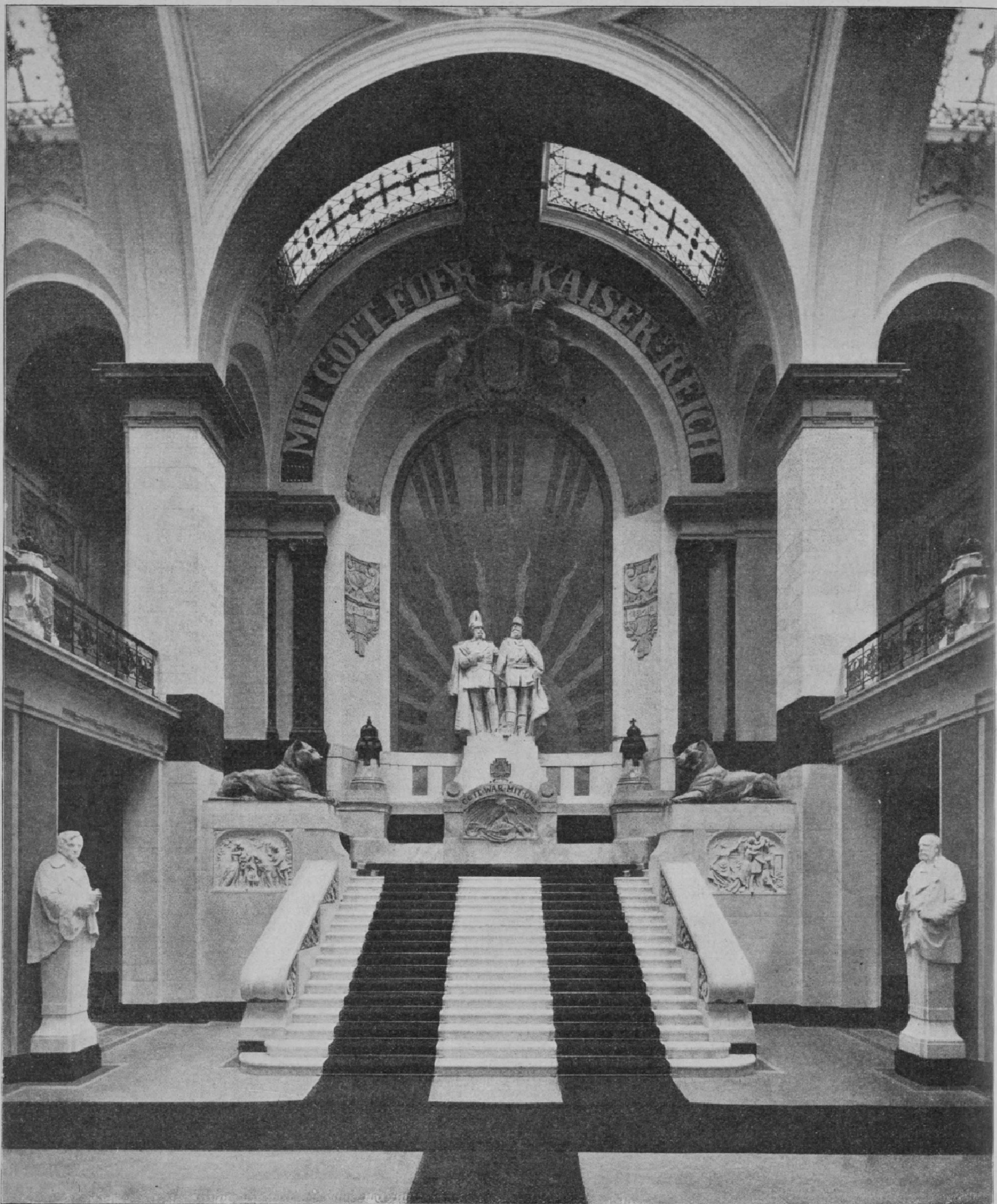
Der Name Roßhag (1096 Meter) umfaßt ein Berggasthaus und das Haus der bekannten Führerfamilie Wechselberger. Von unserm Führer, dem alten Wechselberger, den wir schon von Stuttgart aus für uns bestellt hatten, erfuhren wir, daß an dem nächsten Tage der Uebergang eines ganzen Infanterieregiments über einen Gletscher — gewiß ein seltenes Schauspiel — stattfinden solle. Er selbst sei nebst andern Berufsgenossen auf den Abend des 12. August zur Berliner Hütte bestellt, um dem Regiment dabei als Führer zu dienen.

Die ganze Nacht hindurch regnete es, und am andern Morgen waren die Aussichten zu einer Hochtour auch noch nicht günstig. Nachdem aber gegen 9 Uhr vormittags eine größere Truppenabteilung unter unsern Fenstern vorbeimarschiert war, wollten auch wir nicht länger unthätig daliegen. Wir machten uns mit unserm Führer um die Mittagsstunde auf den Weg zum Furtschagelhaus über die Dominikushütte. Eine Stunde hinter Roßhag lagerte beim Breitlahner die Truppenabteilung, die den Weg von Mayrhofen bis hierher (5 Stunden) ohne Rast zurückgelegt hatte, zum Abkochen. Wir erfuhren, daß diese Abteilung ein Vorkommando oder eine Art Erkundungstruppe sei und heute noch die weiteren vier Stunden zur Berliner Hütte zurücklegen müsse. Das Regiment selbst werde am andern Tag auf gleichem Weg folgen.

Rechts abbiegend, wanderten wir durchs Zamserthal zur Dominikushütte und von da durchs Schlegeisthal zum Furtschagelhaus, wo übernachtet wurde. Am andern Morgen dauerte das schlechte Wetter an; wir machten mit Wechselberger, der — wie schon erwähnt — heute auf die Berliner Hütte bestellt war, den bekannten Uebergang über das Schönbichler Horn dorthin und erreichten bereits um 11 Uhr vormittags die Hütte. Trotz so früher Ankunft erklärte jedoch die Hüttenmeisterin, uns zum Uebernachten nicht behalten zu können; es käme am Nachmittag noch ein ganzes Regiment zur Hütte, und es müßten für die Offiziere 45 Betten reserviert bleiben. Schließlich gelang es uns indes dennoch, Unterkommen zu finden. Dem wohlmeinenden Rate unsers Führers folgend, verzichteten wir unter den obwaltenden Witterungsverhältnissen auf alle Hochtouren und entschlossen uns, am andern Morgen mit dem Regiment den jedenfalls ungemein interessanten Uebergang mitzumachen.

Gegen 5 Uhr abends rückt das Regiment compagnieweise vor der Berliner Hütte an. Die Gewehre werden zusammengesetzt, die Fahne wird unter der Galerie vor der Hütte untergebracht, ein Posten aufgestellt, und bald brennen rings um die Hütte herum zahllose Feuer zum Abkochen.

Inzwischen waren auch die Führer zurückgekommen, die bereits diesen Morgen das Vorkommando über den Gletscher geführt hatten. Sie brachten die Meldung, daß der Uebergang, wenn auch unter schwierigen Verhältnissen und größtenteils im Schneesturm, dennoch gut von statten gegangen sei. Dieses Vorkommando bestand aus vier Offizieren und 60—70 Mann, die aus dem ganzen Regiment ausgesucht waren. Auch von den Offizieren waren zwei erfahrene Touristen. Das Vorausschicken dieses Kommandos hatte einen Anhalt dafür, wie der Uebergang sich bei einer größeren Anzahl Leute gestalten werde, bieten und feststellen sollen, ob unter den ungünstigen Schneeverhältnissen der Uebergang des ganzen Regiments überhaupt ratsam sei. Auch eine kleine Abteilung Infanteriepioniere befand sich bei dem Vorkommando mit dem Auftrage, erforderliche kleine Verbesserungen am Weg und Seilsicherungen an besonders gefährdeten Stellen anzubringen.



Phot. Robert Scholz, Görlitz — Architekt Hugo Behr

Die Ruhmeshalle in Görlitz: Blick vom Eingang auf die Kaisergruppe von Johannes Pfuhl (Text S. 266)

Das k. u. k. 14. Infanterieregiment Hessen gehört der 1864 im Dänenkriege berühmt gewordenen schwarzgelben Brigade an. Die Truppe war zu Regimentsexerzitien in Innsbruck versammelt gewesen und von dort mit einer Gebirgsbatterie über das Geiseljoch ins Zillerthal gerückt, wo sie einige Tage manövrierte.

Das eigentliche Manövergelände befand sich im Pusterthal, das Regiment sollte jedoch auf Befehl des Corpskommandos den Weg vom Zillerthal ins Pusterthal, wenn irgend möglich, mit Benutzung der Berliner Hütte als Stützpunkt über den Schwarzensteingletscher ins Ahrnthal bewerkstelligen. Erkundende Offiziere erklärten, daß die Gebirgsbatterie mit ihren Maultieren (Mulis), die bekanntlich die Geschütze in einzelne Teile zerlegt tragen, ohne ernste Gefährdung den Marsch des Regiments über den Gletscher nicht mitmachen könne. Sie wurde daher angewiesen, den Saumpfad über das Hundskehljoch ins Ahrnthal zu benutzen.

Die Ausrüstung war kriegsmarschmäßig mit vollem Gepäck, Waffen und Munition, auch bei den Unteroffizieren einschließlich der Feldwebel. Die Verpflegung war auf zwei Tage bemessen und bestand aus doppelten Tagesrationen, Konserven, Eiern, kaltem Fleisch, Theeabguß. Praktischerweise trugen die Leute Schnürstiefel mit



Die Lotterieziehung der Heiratskasse in Nürnberg

Nach einer Zeichnung von O. Meyer-Wegner (Text S. 266)

Klappen, Beinkleider mit gamaschenartiger Vorrichtung und Feldmütze mit herabklappbarem Rand zum Schutz des Gesichts und zumal der Ohren. Besonders kräftige Leute hatten noch Seile für den Gletscherübergang und Holz zum Abkochen zu tragen.

Der Zweck dieser interessanten Uebung und ihre militärische Bedeutung für den Ernstfall springt ins Auge. Durch den Gewinn einiger Tage, die sonst durch Umwege verloren gingen, ist die Möglichkeit gegeben, eine starke Truppenabteilung rasch von einem Thal ins andre zu werfen, obwohl zwischen diesen Thälern für geschlossene Truppen unübersteigbar scheinende Eis- und Felsmassen liegen. In unserm Fall wären gegen einen von Osten oder Süden anrückend gedachten Feind drei bis vier Tage gewonnen worden.

Doch nun zurück zum Regiment bei der Hütte.

Das Wetter war wo möglich noch ungemütlicher geworden; Regen und Schnee lösten sich gegenseitig ab. Nach dem Retraiteblasen um 9 Uhr sollte sich die Mannschaft zur Ruhe begeben, und nun waren wir gespannt darauf, wo die Leute alle unterkommen würden. An ein Biwak in einer Höhe von über 2000 Metern und bei solchem Wetter war natürlich nicht zu denken. Für die Offiziere waren Betten reserviert, für die Unteroffiziere Matratzenlager in der Hütte und im Führerhaus. Ein Teil der Mannschaft fand ein gutes Unterkommen auf dem Heulager im Stall, der die Maultiere aufnahm, ein andrer Teil unter dem Dach der Hütte, wieder andre in den umliegenden Viehhütten und Schuppen; manche legten sich in den Gängen der Berliner Hütte, auf den Treppen, in der Küche und im Trockenraum nieder. Ein großer Teil aber mußte sich noch im Freien gedulden, bis um 10 Uhr abends die Wirtschaftsräume frei wurden und ihnen der gerade anwesende Vorstand der Sektion Berlin gern gestattete, sich darin niederzulassen.

Um 3 Uhr morgens wird Reveille geblasen. Nun wird's an allen Ecken und Enden lebendig, besonders in den Wirtschaftsräumen. Jeder sucht so bald als möglich sein Frühstück zu erhaschen. Das Regiment steht um 4 Uhr beim Schein der Laternen zum Abmarsch bereit. Die ganze Nacht hatte es geschneit, so daß der Neuschnee bereits 30 Centimeter tief lag. 4 Uhr 15 wird der Abmarsch compagnieweise im Reihenmarsch dicht aufgeschlossen angetreten. Der Weg führt zunächst östlich thaleinwärts auf die untere Terrasse des Saurüssels. Bei Tagesgrauen scheint der Nebel sich zu lichten; wir übersehen unsern Weg, der in steilen Serpentinen an den Hängen des Saurüssels hinanführt. Ehe wir dorthin gelangen, steigt jedoch der Nebel schon wieder dichter vom Thal herauf, und es beginnt abermals zu schneien. Da wir Touristen ungleich rascher vorwärts kommen als die lange Kolonne, so verlieren wir sie bald aus dem Gesicht. Wir verlangsamen daher unser Tempo, halten öfters an, schauen zurück und glauben bald da, bald dort die anmarschierenden Truppen zu erkennen. Aber es war jedesmal Täuschung; auch unser Jodeln blieb unbeantwortet. Endlich vernehmen wir deutlich ein Geräusch wie von dem Aufstoßen zahlreicher Bergstöcke; alsbald tauchen auch schon, und zwar näher als wir ahnten, die Gestalten der vordersten Leute aus dem Nebel auf.

Wir befinden uns nicht mehr weit von der obersten Terrasse des Saurüssels, und bald betreten wir das mit 40 Centimeter hohem Neuschnee bedeckte Mörchner Kar. Hier war jede weitere Orientierung unmöglich, und wir gerieten in Gefahr, den Weg, bezw. die Richtung zu verfehlen. Da pfeift uns der der Truppe als Wegsucher vorangehende Führer und ruft uns zu, weiter rechts zu halten.

So gelangen wir vollends zum oberen Mörchner Kar und zur Zunge des Schwarzensteingletschers. Hier wird gehalten, die Compagnien schließen dicht auf, und nach kurzem Imbiß wird angeseilt. Die Compagnien werden in zwei bis drei Abteilungen zu 20—30 Mann untereinander mit dem Seil verbunden und zwar so, daß der vorderste und hinterste Mann das Seil regelrecht um den Leib gebunden haben, während es bei den andern nur durch den Leibriemen läuft.

Der Oberst läßt eine Compagnie zum Schneetreten vorausmarschieren, wir Touristen setzen uns hinter ihr in Bewegung, und bald tritt auch das Regiment in dichtaufgeschlossenen Compagnien mit dem Oberst an der Spitze den Marsch auf den Gletscher an. Vor jeder Compagnie, mit dieser angeseilt, ein Führer. Zuerst geht es sanft ansteigend auf dem Gletscher weiter, der Nebel teilt sich etwas, und es gelingt mir, einige photographische Aufnahmen zu gewinnen. Vorbei an interessanten Gletscherabbrüchen geht es, und dann steiler in Serpentinen empor zum Firnsattel zwischen Mörchner und Schwarzenstein. Der Nebel hätte sich so günstig zerteilt, daß wir fortan stets einen Rückblick auf das in langer Schlangenlinie den Gletscher hinauf marschierende Regiment erhielten. Bisher hatten uns Gletscherspalten so gut wie gar nicht im Vormarsch behindert, aber gleich beim Betreten des Firnsattels zeigte sich eine sehr unangenehme Spalte, die äußerst vorsichtig überschritten werden mußte. Als wir vom Sattel aus auf dem Kamm weitermarschierten, setzte wiederum dichter Nebel mit starkem Schneesturm ein. Die Orientierung wurde so erschwert, daß der vorderste Führer zuerst selbst über die Wegrichtung im unklaren war und sich nur mit Hilfe des Kompasses wieder zurecht fand.

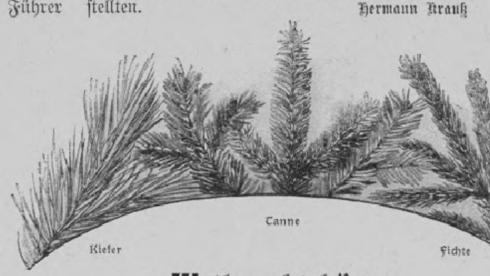
Es herrschte eine Kälte von fünf bis sechs Grad, der scharfe Wind peitschte uns den Schnee wie Eisnadeln ins Gesicht. Die Fausthandschuhe werden angezogen, die Soldaten klappen den Rand ihrer praktischen Feldmütze herunter. Leider war unter diesen Umständen jeder Blick auf die umliegende großartige Bergwelt uns vorenthalten. Nach einstündiger Wanderung auf dem Kamm langen wir am Abstieg zum Trippachsattel an. Der Schneesturm läßt nach, und auch der Nebel lichtet sich. Wir hatten mit der voraus marschierenden Compagnie wieder einen solchen Vorsprung gewonnen, daß vom Regiment jede Spur verloren war. Umgekehrt entdeckte auch dieses keine Spur von uns mehr; der Schneesturm hatte alle Fußstapfen in kürzester Zeit zugeweht. Beim Abstieg zum Trippachsattel, der zum Teil sehr steil war, spielten sich verschiedentlich heitere Scenen ab. Oefters kam der eine oder andre zu Fall und riß seine mitangeseilten Kameraden gleichfalls um, die dann einige Zeit geschleift wurden, bis sie wieder glücklich auf die Beine kamen. Die meisten Leute hatten zwar Bergstöcke, aber sie waren in ihrer Handhabung ziemlich unbeholfen; hindernd wirkte natürlich auch die volle Ausrüstung und das umgehängte Gewehr. Einige Schlaue hatten ihre Gewehre wagrecht oben auf dem Tornister befestigt.

Plötzlich zerreißt der Nebel fast ganz, und zu unsrer großen Freude taucht in nächster Nähe vor uns die Leipziger Hütte auf. Wir sind auf dem Trippachsattel, schauen hinunter ins Ahrnthal, hinüber zur Venediger Gruppe und genießen einen herrlichen Ausblick auf die uns gegenüber liegenden Ampezzaner Dolomiten. Dort drüben schien immer gutes Wetter zu sein, nur wir hatten Pech, was im Zillerthal nichts Seltenes ist.

Bei der Leipziger Hütte durfte nicht gehalten werden, da sich unterhalb der Gletscher fortsetzt und noch eine unangenehme Spalte zu überwinden ist. Aus diesem Grunde durfte auch nicht abgeseilt werden. Wir lassen die Vorhutcompagnie weiter ziehen und warten in der Leipziger Hütte, wo wir auch unser von Führer Wechselberger entlehntes Seil zurücklassen müssen, den Abstieg des Regiments ab. Nach ungefähr einer halben Stunde erscheint das Regiment am Steilabstieg des Gletschers; ich gehe ihm bis zu einem Felsvorsprung entgegen und mache von hier verschiedene photographische Aufnahmen. Dann geht's mit dem Regiment von der Leipziger Hütte hinunter auf den Rotbachferner. Unweit von der Hütte, wo sich der Gletscher an den Felsen anschmiegt, befindet sich an exponierter Stelle eine tückische Gletscherspalte. Hier hatten die Pioniere des Vorkommandos eine Art Seilgeländer hergestellt, das den Leuten sehr zu statten kam. Nach einer halben Stunde ist der Gletscher zu Ende, es wird abgeseilt, die Führer werden entlassen, und in flottem Tempo geht's über die Gletschermoräne hinab zur Daimerhütte. Die Sonne war längst siegreich durchgedrungen, und die Mannschaft konnte sich vor der genannten Hütte, wo abgekocht wurde, mehrere Stunden ausruhen und von den Strahlen der Sonne durchwärmen lassen.

Es war nachmittags 2 Uhr, als das Regiment wieder vollzählig an der Daimerhütte versammelt war. Ohne Unfall war der Uebergang von statten gegangen, und wenn auch da und dort sich einige Spuren von Bergkrankheit geltend machten, so war doch kein Mann zurückgeblieben oder marode geworden. Das Regiment darf stolz darauf sein, diesen Uebergang unter Umständen und Witterungsverhältnissen durchgeführt zu haben, die selbst an geübte Hochtouristen große Anforderungen stellten.

Hermann Krauß



Weihnachtsbäume

(Mit 5 Abbildungen nach Zeichnungen von Johanna Beckmann)

Im Dezember, meist schon mehrere Wochen vor Weihnachten, beginnt es vieler Orten mitten im Schnee zu grünen. Es entstehen Wälder auf den freien Plätzen der Städte, gebildet durch ein Heer von Nadelbäumen, und auch auf den Straßen, die sie in langgestreckten Reihen flankieren, scheinen diese Bäume über Nacht aus dem Boden gewachsen zu sein. Wenn auch vierzehn Tage und länger vor dem Feste nur die Vorsichtigsten ihren Weihnachtsbaum einkaufen, so müssen doch die Händler sich so frühzeitig den geeigneten Platz sichern und die nötigen Vorbereitungen treffen.

Hoch bepackt und fest geschnürt kommen die Weihnachtsbäume in ganzen Waggonladungen in den Großstädten an. Auf den Güterbahnhöfen bilden sich ungeheure Lager dieser Bäume, zu deren Gewinnung selbst in ausgedehnten Waldungen oft in einer Weise gewütet wird, die den Naturfreund mit Bedauern erfüllt. Die Kleinhändler stellen sich dann ein, um von den Großhändlern ihren



Kiefer als Weihnachtsbaum



Fichte

Bedarf einzukaufen. Die Preise sind im Großhandel sehr verschieden, aber niemals hoch. So wird in Berlin meist das ganze Schock größerer Weihnachtsbäume für nur vierzig bis sechzig Mark gekauft. Allerdings sehen diese Bäume noch recht ungehobelt und vom Transport stark mitgenommen aus, sie müssen gewissermaßen erst gekämmt und gebürstet werden, um späterhin im Salon etwas vorzustellen. Diese Verschönerungsarbeit ist es, die den Kleinhändler so lange vor dem Feste beschäftigt. Bei dicht mit Aesten bestandenen Bäumen nimmt er, wo es unauffällig geschehen kann, einen ihm überflüssig erscheinenden Zweig heraus, um ihn einem andern Baume, der durch Druck oder Sturm gelitten hat, an geeigneter Stelle wieder einzufügen. Dann werden die quirlförmig geordneten Nebenäste durch Biegen in die richtige Lage gebracht, die dem Bäumchen das Aussehen einer gleichmäßigen Pyramide giebt, und zu guter Letzt wird es schließlich mit einem Fuße versehen, der ihm an Stelle der fehlenden Wurzeln sicheren Halt bietet.

Wer die Bäume des Weihnachtsmarktes ohne Sachkenntnis und nur flüchtig betrachtet, wird unter ihnen, von der Größe abgesehen, kaum einen nennenswerten Unterschied finden. In Wirklichkeit gehören aber diese Weihnachtsbäume in der Regel drei verschiedenen Charakternadelbäumen unsrer deutschen Waldungen an, der Fichte, der Tanne und der Kiefer. Diese Bäume kommen aus Gegenden, die reich an Nadelwaldungen sind. So liefern Mecklenburg, Holstein, Schlesien, Thüringen, der Harz und selbst Bayern die meisten Weihnachtsbäume des Berliner Marktes. Rationell wirtschaftende Waldbesitzer pflanzen bei Neuaufforstungen die Nadelbäume so dicht, daß nach einem Zeitraum von sechs bis neun Jahren die Hälfte herausgehauen und als Weihnachtsbäume verwertet werden kann, wodurch dann die verbleibende Hälfte den gehörigen Abstand zur entsprechenden Entwicklung erhält. In allerneuester Zeit kommen sogar schon drei- bis vierjährige Nadelbäume zu Weihnachten in den Handel. Sie werden in Töpfe gepflanzt und dienen dem Städter als winterlicher Zimmerschmuck, auch finden sie vielfach zur Ausschmückung der Balkonkästen während der kalten Jahreszeit Verwendung.

Unsre Anfangsvignette zeigt Zweige der drei charakteristischsten Weihnachtsbäume. In der Mitte sehen wir einen Zweig der Tanne, die früher fast ausschließlich als Weihnachtsbaum Verwendung fand, jetzt aber in sehr vielen Gegenden durch die rechts auf unsrer Vignette dargestellte Fichte verdrängt worden ist. Der linke Zweig der Vignette gehört der gemeinen Kiefer an, die in Berlin, obwohl es in der Nähe ausgedehnter Kieferwaldungen liegt, als Weihnachtsbaum selten ist, aber in Mecklenburg vorwiegend als solcher verwendet wird. Von unsern deutschen Kiefern kommt ausschließlich die gemeine Kiefer oder Föhre als Weihnachtsbaum in Betracht, da die Krummholzföhre strauchartig wächst und nur vereinzelt Bäume bildet. Weit schöner als die gemeine Kiefer ist aber die Weymouthkiefer. Sie stammt aus Nordamerika, ist aber in unsern Waldungen so eingebürgert, daß man sie ruhig als deutschen Waldbaum bezeichnen kann. Die Weymouthkiefer ist weit zierlicher als ihre Schwester. Bei ihr stehen die Nadeln immer zu je fünf zusammen an den Zweigen, während sie bei der gemeinen Kiefer paarweis stehen. Wie die Kiefer in Mecklenburg in der Regel zum Weihnachtsfeste ausgeputzt wird, zeigt eine unsrer Abbildungen.

Unser hauptsächlichster Weihnachtsbaum ist, wie bereits erwähnt, die Fichte. Sie hat kurze spitze, rund und dicht um die Zweige stehende Nadeln. Abgesehen von ihrem etwas volleren und, wenn man will, auch etwas eleganteren Aussehen hat sie der Tanne gegenüber einen schwer ins Gewicht fallenden Nachteil: sie wirft in unsern erwärmten und trockenen Wohnräumen schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit die kleinen Nadeln ab, die nun in der Stube, namentlich auf den Teppichen und den Tischen, recht lästig werden können. Die Tanne behält dagegen die Nadeln recht lange, während sie bei den Kieferzweigen überhaupt nicht abfallen, sondern eintrocknen. Der Kenner unterscheidet unter den Fichten des Weihnachtsmarktes zwei verschiedene Sorten, die gewöhnliche Fichte und die sogenannte Doppelfichte. Beide Sorten gehören aber der gleichen Art an, und mit ihrem Sortengeheimnis hat es folgende Bewandtnis. Die gewöhnliche Fichte ist ein jung emporgewachsenes Bäumchen, das von uns abgebildete Exemplar neun Jahre alt, während die Doppelfichte, die in Berlin hoch geschätzt und deshalb teuer bezahlt wird, nichts weiter darstellt als den gleichmäßig entwickelten Wipfel eines alten, zur Nutzholzgewinnung gefällten Baumes. Den Unterschied zwischen beiden Fichten lassen unsre Abbildungen deutlich erkennen. Der junge Baum bildet eine zierliche, ebenmäßig gebaute Pyramide, während der alte an seinen starken, vielfach unregelmäßig und weit ausladenden Nebenästen bei einiger Uebung stets mit Sicherheit erkannt werden wird. Beim Fällen alter Fichtenbestände werden die gut entwickelten, nicht so sehr vom Sturme



Doppelfichte



Edeltanne als Weihnachtsbaum

zerzausten Wipfel vorsichtig abgesägt und bis zu Beginn des Handels im Dezember an feuchter schattiger Waldstelle aufgestapelt. Wo es sich um den Erwerb eines besonders großen Baumes handelt, wird man in der Regel zum Wipfeltrieb greifen müssen.

Den dritten Weihnachtsbaum, die durch Schlankheit ausgezeichnete Tanne, führen wir gleichfalls in einem Bilde vor, das ein jung gefälltes, bereits auf einfachem Holzfuß montiertes Exemplar darstellt. Auch von ihr kommen Wipfel- oder Doppeltannen in den Handel. Sie sehen mitunter schöner als die jungen Bäumchen aus, da letztere durch die durchaus regelmäßige Anordnung ihrer quirlförmig stehenden Ast-Etagen oft im Gegensatz zu jungen Fichten einen etwas monotonen Eindruck hervorrufen. Aber alles in allem ist doch die Tanne ein schöner, schlanker und stolzer Weihnachtsbaum. Bei den jungen Zweigen stehen die Nadeln fast kammartig zweiseitswendig, an den Hauptästen aber allseitswendig, ähnlich wie bei der Fichte. Die Tannennadeln sind breiter und länger als Fichtennadeln. Außerdem bilden zwei bläulichweiße Längsstreifen auf der Unterseite jeder Tannennadel ein charakteristisches Merkmal. Die Dauerhaftigkeit der Tanne ermöglicht es, sie auch noch nach dem Feste als Schmuckbaum in kühlen Zimmern oder auf Balkonen zu verwerten.

In manchen Familien werden Tanne und Fichte in der Sylvesternacht noch ein letztes Mal angezündet, und auch wenn die Nadeln fallen und die Bäume in der Wohnung lästig zu werden beginnen, sind sie noch nicht ganz wertlos, wenn auch nur noch für prosaische Zwecke verwendbar. Die Seitenzweige werden zum Feueranzünden benutzt, da Nadeln und Holz infolge ihres Harzreichtums leicht und intensiv brennen. Dann nimmt der praktische und sparsame Hausvater den kahl gerupften Stamm, um aus den Resten der quirlförmig sitzenden Nebenzweige der oberen Stammteile der Hausfrau einige Quirle zu schnitzen, die zunächst gründlich getrocknet werden und dann bis zum nächsten Weihnachtsfeste in der Küche vorzuhalten pflegen.

Max Hesdörffer



Heimkehr vom Weihnachtsmarkt

Nach dem Gemälde von R. M. Rossi

Eingeschneit

Ein Weihnachtserlebnis

Von

Hans Arnold

Der Bahnhofsinspektor Brüsemann trat aus dem Dienstraum in seine unmittelbar daran grenzende, sehr gemütliche Privatwohnung. Er öffnete die Thür ein Spältchen weit — es war schon so stark dämmerig, daß er die Gestalt am Fenster kaum noch zu erkennen vermochte —, aber daß Fränzchen noch genau in derselben Haltung und Stellung dort stand, wie er sie vor einer guten halben Stunde verlassen hatte, das sah er doch ganz genau. Er hustete kurz und ärgerlich, zündete seine kurze Pfeife an und stellte sich ans andre Fenster; ein Zug ehrlicher Bekümmernis und ehrlichen Zornes lag auf seinem guten Gesichte.

Der Schnee, der seit fast vierundzwanzig Stunden weich, leise und unermüdlich niederfiel, hatte die ganze Umgebung verwandelt und verändert; die Bäume, die ihre kahlen Aeste gestern noch wie in stummer Anklage gegen den erbarmungslosen Winter zum grauen Himmel hinaufgestreckt hatten, waren heute in weiße, ungestalte Riesenwächter verwandelt. Wege und Stege lagen dick verschneit und verweht, zu Häupten drohte eine finstere Wolkenmasse, die fast aussah, als bestände sie aus lauter fest gestopften, unförmigen Säcken, die noch einen endlosen Reichtum an flockigem, fedrigem Schnee in sich zu bergen schienen.

Der Knecht Ruprecht hatte es heute sehr leicht, ungesehen und unerkannt durch die Welt zu traben — es war der vierundzwanzigste Dezember; aber von der fröhlichen, geheimnisvollen Geschäftigkeit, die sich sonst um diese Zeit auch in den entlegensten Häusern und Hüttchen zu regen und zu tummeln pflegt, war im Bahnhofsgebäude nichts zu spüren. Die Dämmerung des kurzen, trübseligen Wintertages brach unbehindert und scheinbar unbemerkt ins Zimmer, keine Hand rührte sich, um sie durch Licht oder Lampe in die Flucht zu schlagen, und am Fenster stand das Ehepaar, der Bahnhofsinspektor und seine junge Frau, und beide sahen schweigsam in die Schneenacht hinaus.

„Ein hübscher Weihnachtsabend wird das!" bemerkte der Mann nach einer Weile.

Keine Antwort erfolgte.

„Das habe ich mir heut vor einem Jahre auch anders gedacht," fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „so das erste Weihnachten, nachdem man sich verheiratet hat."

Tiefes Schweigen.

„Ja, wozu heiratet man überhaupt?" erkundigte er sich mit nun schon etwas erhobenem Ton in die Allgemeinheit hinein und fügte, da niemand geneigt schien, ihm über den Grund Auskunft zu geben, der ihn zum Verlassen des Junggesellenstandes bewogen hatte, mit kaum noch unterdrückter Wut hinzu: „Das Dümmste, was der Mensch thun kann!"

Bei diesen Worten kam Leben in die schweigsame Gestalt am Fenster. „Da hast du ganz recht!" erwiderte sie, anscheinend aus tiefstem Herzensgrund beistimmend.

Und der Mann, der sich nachgerade in dem Zustand befand, wo auch der Kulturmensch sich wild nach irgend etwas umsieht, das er irgend jemand unter irgend einem halbwegs plausibeln Vorwand an den Kopf werfen kann, stampfte ein paarmal so mit den Füßen, als hätte er sich nicht schon vor dem Eintreten in die blitzend saubere Stube allen Schnee von den Stiefeln abgeschüttelt. Dann murmelte er eine Höflichkeitsformel in sich hinein, die eine nicht ganz wegzuleugnende Aehnlichkeit mit „Himmeldonnerwetter" hatte, stürzte aus der Stube und warf die Thür so krachend ins Schloß, daß sämtliche Fensterscheiben laut und vorwurfsvoll klirrten, da sie eine solche Behandlung nicht erwartet hatten.

Die Frau blieb alleinige und unbestrittene Inhaberin des Schlachtfeldes, wie das sehr leicht geschieht, wenn jemand die beiden Lebensregeln: „Eigensinnigsein!" und „Immer recht behalten" zu seinem Wappenspruch erwählt hat und entschlossen ist, in diesem Zeichen zu siegen oder unterzugehen. Sie grub die weißen Zähne so fest in die Unterlippe, daß es schmerzte. Ja, das war nun der erste Weihnachtsabend im eignen Hause — reizend, wirklich!

Es hatte heute mittag einen bösen Streit zwischen den jungen Eheleuten gegeben, kaum wußten sie selbst noch den eigentlichen Grund, aber das eine wußte die Frau ganz sicher — daß sie im Recht war! Vielleicht nicht ganz und vielleicht nicht von Anfang an, aber zum Schluß ganz bestimmt!

Ja, nun wollte sie ausprobieren, ob ihre schon länger verheiratete gute Freundin recht hatte, die ihr eingeschärft: „Nur beim ersten Streit nicht nachgeben, nicht einen Schritt entgegen thun, später kannst du's viel eher mal wagen!" Das wollte sie heute ausprobieren, und mochte zehnmal Weihnachten sein.

Nein, wie war der Mann aber heute gewesen! So zu toben! Den Löffel in den Teller zurückzuwerfen, daß die Suppe hoch aufspritzte — die junge Frau schwelgte noch mit einem gewissen grimmigen Stolz in der Erinnerung an die von Abscheu und Majestät zeugende Handbewegung, mit der sie ihr Kleid an sich gezogen hatte, damit kein Tropfen darauf flog. Weshalb hatte Karl aus purer Bosheit die Behauptung aufgestellt, die Suppe wäre Spülwasser? Sich so zu benehmen! Vom Tisch aufzustehen und zu sagen: „Wenn ich am Weihnachtstage solches Essen" — Fraß hatte es der Unmensch sogar genannt! — „bekommen soll, dann danke ich für Weihnachten überhaupt."

Und nun stand sie groß da!

„Schön!" hatte sie mit einer Kälte, die ihr selbst am meisten imponierte, gesagt, und war ebenfalls vom Tische aufgestanden. „Wenn du für Weihnachten dankst, dann wollen wir eben dieses Mal keines haben, mir liegt ohnehin wenig genug daran!"

Und sie hatte den großen Tannenbaum, den sie noch vor zwei Tagen selbst mit ihrem Mann so fröhlich im Walde ausgesucht hatte, in den Wagenschuppen schaffen lassen und in die finsterste Ecke gelehnt — mochte er da stehen! Dann war sie mit fieberhafter Hast daran gegangen, die Ketten und Fähnchen und Goldsterne sauber in verschiedene Kästchen zu verpacken, hatte jedes der kleinen Behältnisse mit einem extra Ruck und Knoten fest mit Bindfaden verschnürt und auf den Boden getragen, innerlich vor Zorn und Schmerz zitternd, und dabei immer ganz leise zwischen den Zähnen vor sich hin murmelnd: „Das kommt vom Heiraten! Warum bin ich nicht zu Hause geblieben? Man weiß eben gar nicht, wie gut man es da hat!" Und dazwischen hatte sie wieder geschluckt und geschluckt, um nicht in stürmisches, unstillbares Weinen zu geraten. Denn das hätte Karl dann leid gethan, und würde er wieder gutmütig, dann würde sie's am Ende auch, und dann dachte er, er könnte es öfter so machen. Und wenn man zu Hause so verwöhnt worden ist — und wenn das die Mutter wüßte!

Sie schüttelte zornig den Kopf, weil ihr das Schluchzen schon wieder in der Kehle saß. Und dann stand sie wieder und sah auf den Schnee, mit dem halb unbewußten Gedanken, daß er nicht nur das Haus und den Weg und den Wald und alles — nein, daß er auch ihr Glück und ihre Zufriedenheit zuschütten würde, bis es in ihr und um sie so dalag wie die weiße Welt da vor ihr, wie ein großer Kirchhof.

Das leblose Bild da draußen fing übrigens jetzt an, lebendig zu werden. Ein paar Leute liefen mit Laternen auf und ab, dann nach dem Walde zu — sie waren bald nur noch wie Glühwürmchen in dem wirbelnden Silbergeflimmer zu sehen. Der Telegraph spielte — sie hörte das klappernde Geräusch bis hier herein —, die Signale wurden aufgezogen und warfen einen blutigroten Schein über den Schnee — es kamen ja noch mehrere Züge heute abend! Die Leute eilten wohl noch alle, zur Weihnachtsfeier nach Hause zu kommen — ja, wer's auch so gut hätte!

Die Unruhe draußen nahm inzwischen so zu, daß es ihr auffiel. Es kamen immer mehr Leute mit großen Schaufeln und Reisigbesen, sie hörte ihren Mann kurz und befehlend ein paar Worte rufen. Endlich ertrug sie es nicht länger, sie schickte die alte Magd hinaus, die sich infolge des ihr von der Herrschaft verdorbenen Weihnachtsabends in heller Wut befand. Sie sprach infolgedessen nur das Unumgänglichste — ein Zustand, der bei ihren gewöhnlichen Anlagen sonst als hocherfreulich angesehen und herbeigesehnt wurde, sich aber nur dann einzustellen pflegte, wenn man gern etwas von ihr in Erfahrung gebracht hätte.

Sie trabte mürrisch über den Hof und erschien dann wieder in der Thür, verschneit wie ein unliebenswürdiger Weihnachtsgeist, indem sie mit absichtlicher Tücke auf eine Frage wartete.

„Nun, was giebt es denn da draußen, Christiane?" erkundigte sich die junge Frau.

„Der Warnberger Zug ist im Schnee stecken geblieben; der Herr Inspektor schickt Leute hin, um zum Rechten zu sehen," referierte die alte Frau mürrisch und entfernte sich dann mit einigen halblaut gemurmelten Bemerkungen, die nicht nach Segenswünschen klangen.

Um ihr Leben gern hätte die Frau Bahnhofsinspektor Näheres erfahren — in ihrem stillen, gleichförmigen Dasein auf der ziemlich abgelegenen Station bedeutete ja die kleinste Unterbrechung ein Ereignis —, aber ihren Mann mochte sie natürlich nicht befragen. Er war ja auch viel zu beschäftigt, denn der Zug aus der entgegengesetzten Richtung mußte auch schon fast hier sein, der Zeit nach; am Ende war der auch im Schnee stecken geblieben. Dann hatten noch mehr Leute heute einen trübseligen Weihnachtsabend zu erwarten, — ‚aber die waren wenigstens nicht selber schuld daran,' sagte eine leise Stimme in ihr, die so schnell zum Schweigen gebracht wurde, wie sie gesprochen hatte.

Indessen die junge Frau betrübt dastand und ihren schwermütigen Gedanken als einzigen Weihnachtsgästen Einlaß gab, war der Zug der kleinen Seitenbahn aus Warenberg, der immer langsamer, immer mühseliger, immer schläfriger durch den Wald gekrochen kam, plötzlich stehen geblieben, wie eingemauert. Die wenigen Fahrgäste, durch den Ruf: „Eingeschneit, bitte, alles aussteigen!" und durch die eiskalte Winterluft, die zu den geöffneten Coupéthüren eindrang, plötzlich munter gemacht, stiegen steifgesessen, schlaftrunken und arg verstimmt aus, um im Licht der Laternen ihre beschwerliche Pilgerfahrt durch den stiebenden Schneewirbel anzutreten.

Es waren ihrer nur drei oder vier, denn die „Klingelbahn" führte weit ab von der großen Verkehrsstraße, und außerdem reiste ja doch am Weihnachtsabend nur, wer es absolut nicht anders einzurichten vermochte.

So stapften denn zunächst nur ein paar Marktweiber mit großen Tüchern über den Köpfen rüstig voran, ihnen folgten zwei Passagiere der zweiten Klasse, auch weiblichen Geschlechts. Eine davon, eine alte, dicke Dame, war so eingepelzt und ausgestopft, daß sie auf den ersten Blick gar keine menschliche Gestalt zu besitzen schien, sondern an ein gemütliches, verheißungsvolles „Wunderknäuel" erinnerte, das ihre Enkeltöchter zu Weihnachten beschert bekommen und abstricken sollten. Sie trug eine große, ebenfalls zum Bersten vollgestopfte Reisetasche bei sich und schickte sich mit guter Laune an, ihre Fußwanderung durch den Schnee anzutreten. Auf ihrem behaglichen, apfelrunden und apfelroten Gesicht lag eher ein Ausdruck von Belustigung über die ungewöhnliche Situation, als von Verdruß darüber.

Um so niedergeschlagener war ihre Begleiterin, ein schlankes, großes Mädchen, unter dessen dunkelm Pelzmützchen ein reizendes verängstigtes Gesicht heraussah, und in dessen krause Stirnhaare sich die Schneeflocken sofort mit solchem Vergnügen hängten, wie nur je ein lustiger Schmetterling an eine zierliche Kleeblüte. Um den kleinen Mund des Mädchens zuckte es wie von mühsam zurückgedrängtem Weinen.

„Ich bin so schrecklich müde," sagte sie hilflos, „wie weit mag es wohl bis zum Dorfe sein?"

„Gut Dreiviertelstunde!" sagte der Zugführer in bedauerndem Tone. Er sah dem zarten, jungen Geschöpf wohl an, daß das eine harte Nachricht war.

Die beiden reisenden Damen sahen sich erschrocken an — so weit durch den Schneesturm zu gehen trauten sie sich beide nicht.

„Ich bleibe hier im Wagen," sagte das junge Mädchen müde, „ich habe Decken und eine Fußtasche, es kommt mir gar nicht darauf an!"

„Aber mir kommt's darauf an!" rief die alte Frau munter. „Was tausend, Sie wollen wohl hier ganz hübsch zur Weihnachtsfeier einfrieren? Das wäre so was! Kann man denn nicht einen Schlitten bekommen?" wandte sie sich an die Leute.

„Nein," meinte einer der Arbeiter kopfschüttelnd, „aber der Bahnhofsinspektor wohnt ja im Stationsgebäude, keine Viertelstunde von hier, der könnte schlimmsten Falles jemand unterbringen, ob zwei, das weiß ich freilich nicht!"

„Nun, wo eine bleibt, werden auch zwei bleiben können," sagte die alte Dame mit großer Bestimmtheit, „in jedem Falle wollen wir beiden Reisekameraden uns nicht verlassen! Eine Viertelstunde Weges läßt sich schon eher hören — kommen Sie, liebes Fräulein! Ei, nur immer Courage, das wird sich alles machen! Denken Sie doch, wenn ich alte Frau den Kopf oben behalte und den Schneespaziergang mit gutem Humor hinnehme, wird doch ein so junges, schlankes Fräulein es auch fertig bringen, das nur die Hälfte Gewicht mit sich führt wie ich korpulente Person."

Und unter Lachen, Zureden und gutmütigem Schelten zog sie ihre Begleiterin mit sich fort. Die beiden Marktweiber hatten mit einem Führer den

Weg nach dem Dorf eingeschlagen, und die beiden Damen trabten im Schein der großen Laterne, die ihnen voraufgetragen wurde, durch den Schnee. Die Munterkeit ihrer alten Gefährtin ließ die traurige Schöne auch wieder auftauen, und durch Flockenwirbel und Dezembersturm, der sich jetzt plötzlich aufgethan hatte und ihnen ein wildes Lied in die Ohren pfiff, kämpften sich die beiden Reisenden nach dem Bahnhof durch.

Dort hatte sich inzwischen noch mehr Leben entwickelt. Der Kurierzug, der aus der entgegengesetzten Richtung wie die Klingelbahn kam, war ebenfalls stecken geblieben, und zwar zwei Schritte vom Bahnhof selbst, so daß seine Insassen es möglichst bequem hatten, unter Dach und Fach zu gelangen. Es waren ihrer auch nur sehr wenige, — eine Gesellschaft von fünf oder sechs Personen, die eben den Bahnhof mit Sturm nahm, als die beiden Wandrerinnen, ziemlich am Ende ihrer Kräfte, von der andern Seite her anlangten.

Das junge Mädchen hatte einen dichten, schwarzen Schleier fest um Kopf und Hals geschlungen und vors Gesicht gezogen und sich in den Arm der alten Frau gehängt, die sie unter Lachen und Zureden vorwärts zog und schob.

Die Inspektorsleute machten es ihren ungebetenen Gästen nach Kräften bequem; sie ließen in jedem heizbaren Raum Feuer anmachen und brachten von ihren trockenen warmen Sachen herbei, was vorhanden war. Sie rannten in Eifer und Menschenliebe aneinander vorüber, ohne sich gegenseitig auch nur ein Atom von ihrer guten Gesinnung zukommen zu lassen — beide ganz froh, daß sie so unerwartet alle Hände voll zu thun bekamen.

Inzwischen schlug der Bahnhofsrestaurateur verzweifelt die Hände über dem Kopf zusammen. Er hatte seine Vorräte fast alle auf die Neige gehen lassen, in der sicheren Voraussetzung, daß heute und morgen keine Abnehmer dafür eintreffen würden; er hatte die feste Absicht gehabt, gleich nach dem Ankommen des letzten fahrplanmäßigen Zuges seelenvergnügt die Bude zu schließen und ins Dorf zu seiner Weihnachtsfeier zu traben, und nun stand er vor ein paar Semmeln und drei Pfund Schweizerkäse und wollte am Leben verzagen! Die Passagiere dritter Klasse, die kriegte er wohl allenfalls zufrieden, wenn er noch eine große Kanne Kaffee aufbrächte, aber der elegante Herr, der aus dem Coupé erster Klasse gestiegen war, der sah ihm gerade so aus, als wenn der etwas ganz Extras verlangen würde und es gut bezahlt hätte.

Inzwischen lag der Zug vor der Thür wie ein böser, schlafender Riese, der sich mit seinen letzten Kräften bis hierher geschleppt und sich nun um alles Unheil, das er angerichtet hat, nicht mehr kümmert.

Die Passagiere erster und zweiter Klasse traten jetzt ziemlich zu gleicher Zeit in das Wartezimmer. Von der einen Seite kam ein schlanker, liebenswürdig und fidel dreinblickender junger Mann — derselbe, dessen Reisepelz dem Bahnhofsrestaurateur so imponiert und so viel Bedenken gemacht hatte. Er behielt beim Erblicken des kahlen, mangelhaft durchwärmten Raumes diesen Pelz an und begann sich mit den resignierten Worten: „Na, dann ist es eben nicht anders!“ mit großer Energie die Hände zu reiben. Er war in diese Thätigkeit so vertieft, daß er das Eintreten der beiden Damen — des alten Wunderknäuels und des schönen Mädchens — im ersten Augenblick gar nicht beachtete, sondern erst dann in die Höhe sah, als die alte Dame, der Situation zum Trotz, ein fröhliches „Guten Abend und vergnügte Weihnachten!“ ins Zimmer rief.

In diesem Moment begegneten sich die Blicke der beiden jungen Reisenden. Dem Mädchen, das mit seinem eignen, scheuen und ernsthaften Ausdruck neben seiner freundlichen Beschützerin stand, schoß das Blut glühend rot bis unter die Haare. Sie warf mit einem halb verlegenen, halb trotzigen Blick den Kopf in den Nacken, und dann sah sie mit großer Beharrlichkeit nach einer andern Richtung.

Der junge Mann war anscheinend auch etwas erschrocken, jedenfalls im höchsten Grade überrascht durch die Begegnung; er begrüßte die Eintretenden durch eine tiefe, stumme Verbeugung. Dann nahm er an dem einzigen Tische Platz, der, von ein paar steiflehnigen Stühlen umgeben, die ehrenvolle Aufgabe hatte, diesen unwirtlichen, vom leichten Rauchgeruch des mangelhaft wärmenden Ofens parfümierten Raum wohnlich zu gestalten, und diese Aufgabe doch nur kläglich erfüllte.

Die Damen mußten wohl oder übel sich mit ihrem Reisegefährten am selben Tisch niederlassen. Die Alte stellte ihre große Reisetasche, von der sie sich nicht trennen zu können schien, vor sich hin.

„Ja, da säßen wir nun!“ sagte sie, und nickte mit gutem Humor zu ihrem Nachbar hinüber, „und können Trübsal blasen, statt Weihnachten zu feiern!“

„Trübsal blasen?“ entgegnete der junge Herr lachend, „ich denke gar nicht daran! Ich bin schon in sehr viel tolleren Lagen gewesen und habe die Ohren steif gehalten, und bin heute sogar trotz allem und trotz noch etwas in brillantester Stimmung“ — ein flüchtiger Blick flog hier nach dem ernsthaften Mädchengesicht drüben am Tisch —, „passen Sie auf, das wird auf irgend eine Manier noch ein sehr netter Abend heut!“

In diesem Augenblick trat der Bahnhofsinspektor ins Zimmer, gefolgt von seiner Frau, die sich in aller Eile mit Sonntagskleid und zierlichem Latzschürzchen schön gemacht hatte.

„Wir wollten die Herrschaften etwas fragen!“ begann er und sah aus seinem gutmütigen, bärtigen Gesicht sehr freundlich und vertrauenerweckend auf die eingeschneite Gesellschaft, „möchten Sie nicht alle drei mit zu uns heraufkommen? Das Wartezimmer heizt sich heute so schlecht — bei uns oben ist's wenigstens warm und — gemütlich!“ setzte er nach einem nur seiner Frau verständlichen Zögern hinzu, die rasch und verlegen einfiel: „Ach ja, bitte, kommen Sie doch zu uns!“

Der junge Mann sprang auf, wie elektrisiert. „Sehen Sie,“ rief er der alten Dame lustig zu, „habe ich es nicht gesagt, es wird noch ein ganz famoser Abend heut? Freilich kommen wir, und mit tausend Freuden! Ich sage für die Damen hier ohne weiteres mit zu, denn solche arme Schiffbrüchige, wie wir drei, das sind ja gar keine Fremden, wenn sie sich auch vielleicht“ — auch dieses Zögern mitten im Satz war nur einer Person im Zimmer verständlich — „heut zum erstenmal sehen; das sind gute Bekannte, noch dazu am Weihnachtsabend, wo von Rechts wegen alle Leute gute Freunde sein sollten!“

Diese Bemerkung war nun auf den Bahnhofsinspektor und seine Frau allerdings nicht gemünzt, aber beide wurden doch etwas rot und sahen sich wo möglich noch weniger an als zuvor.

„Und nun bitte sehr,“ sagte die Frau Inspektor, um die Pause zu unterbrechen, und ging ihren unerwarteten Gästen voraus in das hübsche, helle Wohnzimmer. Dort brannte eine freundliche Lampe, die Fenster waren mit blütenweißen, dichten Mullgardinen verhängt, und davor stand ein ganzes Regiment Hyazinthen in tiefroten, zartrosa und porzellanblauen Prachtexemplaren, die ihre zierlichen Glöckchen zum Empfange zu läuten schienen und den Raum mit süßem Duft erfüllten. Im großen behaglichen Ofen prasselte ein Feuer und redete seine muntere, sprühende, glühende Funkensprache; ein Sofaplatz mit rundem Tisch und ein paar tiefe Ohrenlehnstühle aus Großvaters Zeit luden mit den Wirten um die Wette zum Platznehmen ein. Es war alles sehr behaglich und anmutend und alles sehr nett — aber gar nichts erinnerte an Weihnachten, es sah fast so aus, als wenn das Christkind, vom Schnee irregeführt, an dem kleinen Bahnhof vorbeigeflogen wäre und ihn übersehen hätte.

Dies Gefühl war es vielleicht, daß die so von ungefähr zusammengewürfelte Gesellschaft die ersten Augenblicke hindurch etwas still und ernsthaft dasitzen ließ; sogar das gute alte Wunderknäuel schien nachdenklich zu werden und sich nach dem geheimnisvollen Fluidum zu sehnen, das um diese Zeit und an diesem Tage durch alle Häuser und Herzen strömt und strömen soll.

Da nahm der junge lustige Mann das Wort und erlöste alle aus dem Bann dieses trübseligen Zusammensitzens. „Und was machen wir nun?“ rief er lebhaft und sah sich an der kleinen Tafelrunde um. „Wir können doch am heiligen Weihnachtsabend, den wir allem Anschein nach so als Robinsons zu überdauern haben, nicht wie die Stoffel umeinander herum sitzen? Keiner von uns will und kann doch heut ohne Tannenbaum fertig werden! Herr Inspektor,“ wandte er sich bittend an den Hausherrn, der auf seinen Schnurrbart biß und verlegen zur Erde sah, „wo steht denn Ihr Weihnachtsbaum? Dürfen wir uns denn nicht um den herum setzen? Das geht ja doch gar nicht anders!“

Der Bahnhofsinspektor warf einen hastigen, scheuen Blick nach seiner Frau hinüber.

„Unser Tannenbaum?“ fragte er langsam und ein wenig unbeholfen, als warte er, daß ihm jemand zu Hilfe kommen würde.

„Nun ja, Sie werden doch einen Christbaum bereit haben!“ rief der Sprecher lebhaft. „Oder,“ fügte er plötzlich ernsthaft bei und ließ die Stimme sinken, „haben Sie vielleicht einen traurigen Grund, heute keinen Tannenbaum anzuzünden, jemand von Ihren Lieben verloren, oder etwas dergleichen?“

Der Inspektor schwieg noch immer. Ueber das Gesicht seiner jungen Frau aber ging bei diesen letzten Worten ein tiefes Zucken, wie eine Beschämung.

„Nein!“ sagte sie leise, „Gott sei Dank, das haben wir nicht, — und ein Tannenbaum ist auch da, aber der steht draußen im Wagenschuppen, und er ist auch noch gar nicht angeputzt!“

„Nun, um so hübscher!“ rief das alte Wunderknäuel und sprang auf, als wenn sie ein Gummiball wäre, „dann putzen wir ihn gemeinschaftlich an! Kommen Sie, junger Herr,“ rief sie dem lustigen Fremden zu, „helfen Sie dem Herrn Inspektor den Tannenbaum herschaffen. Ich und meine kleine neue Freundin hier, wir sorgen für den Schmuck; ich habe die ganze, große Reisetasche vollgestopft mit solchen Herrlichkeiten für meine Enkelkinder.“

„Wir haben auch etwas!“ flüsterte die junge Frau verschämt und ohne ihren Mann anzusehen, der zögernd bestätigte: „Ja, wir haben auch etwas.“

„Nun, natürlich!“ rief der junge Mann, der die Sachlage allmählich zu durchschauen begann, „wir haben alle etwas. Jeder holt, was er hat, und wir putzen an, was das Zeug halten will. Fein wird's! Aber erst wollen wir uns alle vorstellen — nicht mit Namen und Titeln, das ist viel zu alltäglich für solch eine nette Situation — nur mit Vornamen! Ich mache den Anfang. Ich heiße Hans Christoph, und das junge Fräulein dort heißt Gertrud!“

Er sprach das so ernsthaft und selbstverständlich, daß außer dem Wunderknäuel keiner etwas Besonderes darin suchte und fand, denn der Bahnhofsinspektor und seine Frau wußten ja gar nicht, wie ihre Weihnachtsgäste zusammengehörten und zusammen gereist waren.

„Und mich könnt ihr alle Großmutter nennen!“ sagte das Wunderknäuel, das sich blitzschnell in die ganze Sachlage hineingerollt hatte und mit größtem Vergnügen „mitthat“. „Das ist mir gerade der liebste Ehrentitel, und nebenbei bin ich zugleich damit die geehrte Respektsperson, die immer unentbehrlich ist!“

„Und nun,“ kommandierte der junge Mann, „nun wird alles requiriert, was für den Weihnachtsabend paßt. Ich gehe nach meinem Zuge und suche meinen Koffer durch; da steckt sicher irgend etwas, was ich bringen kann. Wer sonst was hat, der mag es stiften und herausrücken — was Tausend, man hat nicht alle Tage Weihnachten!“

(Schluß folgt)

Notabene

Seh' ich volle Römer blinken, —
Hoch der Wein! dann muss ich trinken,
Notabene: wenn er gut!
Falls ich grad an Geldnot leide,
Malt der Wirt mir's auf die Kreide —
Notabene: wenn er's thut!

Doch ich hab' auch gern beim Weine
Eine nette holde Kleine —
Notabene: wenn sie will!
Herrlich ist's, bei vollen Flaschen
Ab und zu ein Küsschen naschen —
Notabene: hält sie still!

Dann zum Teufel mit den Sorgen!
Sie verbittern Heut und Morgen —
Notabene: dem, der sorgt!
Fehlt mir's oft auch an Dukaten,
Wird ein guter Freund schon raten —
Notabene: wenn er borgt!

Ob zum Kollekteur ich laufe,
Mir ein Lotterielos kaufe? —
Notabene: wenn ich kann!
Sah nach allerlei Beschwerden
Schon so manchen glücklich werden —
Notabene: der gewann.

Heda, Wirt! soll ich dich loben,
Lass mich alle Weine proben —
Notabene: ohne Geld!
Doch du hast für Ideale
Keinen Sinn! Drum glaub, ich zahle!
Notabene — notabene:
Wenn das grosse Los mir fällt!

Richard Zoozmann



Lady Warwick Hostel in Reading

Eine Landwirtschaftsschule für Frauen.

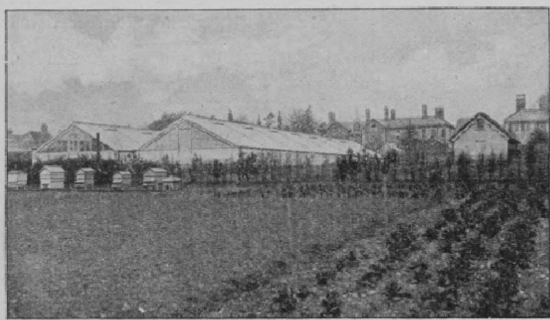
Während man gegen manche der modernen Frauenberufe — zum Teil mit Recht, zum Teil unbegründeterweise — die Einwendung erhoben hat, daß sie die Gesundheit schädigen, ist der Beruf der Landwirtin und Gärtnerin offenbar ein in jeder Weise kräftigender. In Preußen ist durch Ministerialverfügung vom 3. Dezember 1896 dem weiblichen Geschlecht der Zutritt zur landwirtschaftlichen Hochschule unter denselben Bedingungen, die man den Hospitantinnen an den Universitäten stellt, freigegeben worden. Die nötige Vorbildung werden die meisten zukünftigen Landwirtinnen naturgemäß in den von Vereinen oder Privaten unterhaltenen Schulen oder Kursen sich aneignen. Frauen und Mädchen, die eine gründliche landwirtschaftliche Ausbildung genossen haben, können als Wirtschafterinnen, Haushälterinnen, als landwirtschaftliche oder Gartenbaulehrerinnen Verwendung finden; sie können sich der Berufsgärtnerei zuwenden, eine Pachtung übernehmen oder ein eignes Anwesen leiten. Auch als Milchwirtinnen finden landwirtschaftlich ausgebildete Damen Beschäftigung auf großen Gütern; ein besonderer Spezialausbildungskursus dafür ist im Milchwirtschaftlichen Institut zu Proskau eingerichtet worden. Eine gediegene Ausbildung für den Gärtnerinnenberuf erhalten junge Damen im Alter von 18 bis 24 Jahren in den Gartenbauschulen; solche bestehen z. B. in Friedenau und Marienfelde-Berlin (Vorsteherin Fräulein Dr. Castner) und in Schneckengrün bei Mehlthaues im Vogtlande (Vorsteherin Baronesse Barth-Harmating).

Weit früher noch als in Deutschland ist man in England auf den Gedanken gekommen, in der Landwirtschaft ein Arbeitsfeld und einen Erwerb für die Frau zu finden. Schon vor etwa 40 Jahren wurde von der Regierung eine Kommission eingesetzt, der die Aufgabe gestellt wurde, zu untersuchen, inwieweit die Landwirtschaft eine empfehlenswerte Beschäftigung für Frauen und Kinder sei. Der Bericht dieser Kommission fiel nicht günstig aus, was bei der damaligen Art, das Land zu bebauen, auch durchaus nicht zu verwundern ist. Zu jener Zeit konnte es sich nur um sogenannte grobe Arbeiten handeln, wie Pflügen, Graben, Eggen u. dgl. m., und daß diese Arbeiten sich nicht für Frauen eignen, liegt auf der Hand.

Seitdem haben sich aber die Verhältnisse mannigfach geändert. Zunächst ist das System, nach dem in England der Ackerbau betrieben wird, ein vollkommen andres geworden. Man kann hier heute mit dem Getreidebau nicht mehr auf die Kosten kommen, die Produktion ist zu teuer geworden, als daß man mit dem billigen Korn konkurrieren könnte, mit dem andre Länder den Markt beschicken. So wird das minderwertige Land ausschließlich als Wiese für die Viehzucht benutzt, während auf dem guten Lande Blumen, Früchte und Gemüse gezogen werden. Und für diese Art Landwirtschaft ist die Frau mindestens ebenso geeignet wie der Mann; daneben kann sie ebenso gut Federviehzucht betreiben, Eier-, Milch- und Käseproduktion nicht zu vergessen. Dazu kommt, daß sich bei der schlechten Lage der Landwirtschaft von Jahr zu Jahr weniger Männer bereit finden, sich dieser zu widmen. Mit andern Worten, die Aussichten, die die Frau als Landwirt hat, sind heute besser denn je, und zwar sowohl als Eigentümerin des Landes wie auch als Verwalterin und Arbeiterin. Ferner muß man in Betracht ziehen, daß die Ueberzahl der Frauen in England eine ganz außerordentliche ist. Was soll aus ihnen werden? Eine große Anzahl der Söhne des Landes zieht jahraus jahrein in die Kolonien, um dort ihr Glück zu machen, die Töchter bleiben zu Hause. Alle Berufe, soweit sie sich für Frauen eignen, sind in den Städten überfüllt, und nur besonders vom Glück Begünstigte bringen es dort noch zu etwas.



Schlafräume der Zöglinge



Gesamtansicht der Anstaltsgebäude mit Gewächshäusern und Bienenstöcken

Natürlich ist es nicht so einfach, eine Aenderung dieser Verhältnisse herbeizuführen, und es wird Jahre in Anspruch nehmen, bis ein großer Erfolg festgestellt werden kann. Für Frauen aus der arbeitenden Klasse liegen die Verhältnisse ziemlich einfach: es ist keine weitere Vorbildung notwendig, sondern es kommt nur darauf an, daß sie die geeignete landwirtschaftliche Arbeit finden können. Das wird aber erst dann möglich sein, wenn eine größere Anzahl Frauen von besserer Bildung selbst in der angedeuteten Weise Landwirtschaft betrieben haben oder als Verwalterinnen oder Aufseherinnen auf Gütern thätig sind. Dazu ist aber selbstverständlich eine gründliche theoretische und praktische Vorbildung notwendig.

Um diesem Bedürfnis zu begegnen, hat Lady Warwick, die bekannte Wohlthäterin und Vorkämpferin für die Sache der Frauen, im Herbst 1898 in Reading, einer kleinen englischen Provinzstadt, eine Musterschule gegründet, in der junge Mädchen und Frauen der besseren Stände alles das lernen können, was notwendig ist, um selbständig die leichteren Zweige der Landwirtschaft, die Obst-, Blumen- und Gemüsekultur, sowie Hühner- und Bienenzucht, Milchwirtschaft und was dazu gehört, betreiben zu können.

In Reading bestand bereits eine Landwirtschaftsschule, deren Lehrer jetzt auch die Schülerinnen der neuen Schule unterrichten; alle Lehrmittel jener stehen den jungen Mädchen zur Verfügung. Ein Wohnhaus, das den Namen „Lady Warwick Hostel" führt, wurde für die Schülerinnen eingerichtet und im Oktober 1890 die Schule mit zwölf Zöglingen eröffnet. Schon während des ersten Jahres machte sie so große Fortschritte, daß ein zweites Haus eingerichtet werden mußte, um die wachsende Zahl der Schülerinnen zu beherbergen. Aus den zwölf Zöglingen sind bereits über sechzig geworden, und anstatt der zwei Morgen, die man zuerst nur kultivieren wollte, sind jetzt bereits elf unter Arbeit; sogar aus Amerika haben sich Schülerinnen gemeldet.

Der ganze Kursus, der die vollständige Ausbildung in allen Zweigen der Landwirtschaft umfaßt, dauert zwei Jahre, und während dieser Zeit werden die Schülerinnen, damit sie auch die Milchwirtschaft und Viehfütterung gründlich lernen, auf geeignete Farmen geschickt.

Das Verpflanzen und die Behandlung von Wein, Strauchfrüchten, Rosen u. s. w., Okulieren, Verschneiden, Anlegung von Pflanzungen, alles das wird theoretisch und praktisch gelehrt. Das Aussäen und das spätere Auspflanzen von Gemüsen, die Tomaten- und ganz besonders die Champignonkultur werden geübt, alle Arten von Geflügel gezogen, und ebenso großen Erfolg hatte man mit der Bienenzucht. Das Sortieren und Verpacken aller Produkte für den Markt wurde bereits in den beiden letzten Jahren gelehrt, und künftig soll auch noch das Einmachen und Kochen von Früchten und die Herstellung von Fruchtsäften hinzutreten.



In der Milchwirtschaft: Butterbereitung

Die Arbeit beginnt morgens um dreiviertel sieben und dauert bis nachmittags um fünf Uhr. Große Gewächshäuser sind angelegt worden, in denen die prachtvollsten Blumen für den Verkauf gezüchtet werden, und alle diese Häuser sind der besonderen Fürsorge älterer und erfahrener Schülerinnen anvertraut.

Da der Versuch so gut gelang, fand sich auch bald eine Anzahl Gutsbesitzer, die sich bereit erklärten, die Zöglinge der Schule als „Lady Gardeners", Verwalterinnen von Milchwirtschaften und kleineren Konservenfabriken und dergleichen anzustellen. So bietet sich den Frauen eine Menge neuer Erwerbszweige, sowohl als praktische Landwirte wie auch als

Lehrerinnen der Landwirtschaft. Ferner soll es den Frauen, die ein kleines Einkommen oder Vermögen haben, erleichtert werden, sich einige Acker Land zu kaufen, die sie dann selbst bewirtschaften können; zu diesem Zweck will man kleine Kolonien gründen und Häuser bauen, in denen die Frauen einzeln oder zu mehreren wohnen können.

Wie sich nun auch die weitere Lebensbahn der Abiturientinnen dieser Schule gestalten möge, ob sie, verheiratet oder unverheiratet, sich als Landwirtinnen niederlassen oder später als Lehrerinnen an einer ähnlichen Schule thätig sind oder endlich als reisende Instruktoren von einem Gut zum andern wandern, auf alle Fälle gereichen sie ihrem Lande zum großen Nutzen und führen ein angenehmes und zufriedenes Dasein.

In Verbindung mit der Schule der Gräfin Warwick ist gleichzeitig noch ein landwirtschaftlicher Verein für Frauen gegründet worden, der den Zweck hat, alle Frauen, die in irgend einer Weise mit der Landwirtschaft in Verbindung stehen, in jeder Hinsicht zu unterstützen und ihnen Rat und Hilfe zu spenden. Ebenso soll dieser Verein den gebildeten Schülerinnen Stellungen vermitteln.

Wenn man die traurige Lage bedenkt, in der sich eine große Anzahl Frauen aller Klassen in den großen Städten befindet, so kann man diesen neuen Versuch, den Frauen weitere neue Erwerbszweige zu verschaffen, nur mit größter Sympathie begrüßen.

E. P. B.



Uebersiedelung einer Schülerin als „Lady Gardener" auf ein Gut



Inneres eines Gewächshauses

Der Kaiser Wilhelm-Kanal und die Küsten- und Binnenfischerei

Als im Sommer des Jahres 1895 der Zeitpunkt der Eröffnung des Schiffahrtweges zwischen Nord- und Ostsee näher und näher rückte, wurde in weiteren Kreisen vielfach die Befürchtung laut, daß mit dem Eintritt des Ostseewassers in den Kanal und der wachsenden Versalzung der vom Kanal berührten Binnenseen der bisherige Fischbestand dieser Gewässer eine schwere Einbuße erleiden werde. Allerdings fehlte es auch nicht an Stimmen, die eine gegenteilige Wirkung von der Kanaleröffnung erhofften. Allgemeine Befriedigung erregte daher der Schritt der Königlichen Regierung zu Schleswig, die den Oberfischmeister Hinkelmann in Kiel beauftragte, regelmäßige Untersuchungen über den Fischbestand des Kanals und den Aufstieg von Ostseefischen in ihn zu veranstalten.



Einsetzen von Pflanzen in Mistbeete

Seitdem unternimmt genannter Oberfischmeister in jedem Frühjahr und Herbst auf einem eigens für diesen Zweck ausgestatteten Fahrzeug Rekognoscierungsfahrten, deren Dauer auf zehn bis zwölf Tage bemessen wird. Die Ergebnisse der heurigen Herbstfahrt sind noch nicht bekannt, die Frühjahrsfahrt jedoch, die am 11. Mai von Holtenau aus angetreten wurde und in erster Linie über das Vordringen der Heringe und das Vorkommen neuer Laichplätze Aufschluß geben sollte, hatte sehr befriedigende Ergebnisse.

Bereits im Februar d. J. hatte sich in der Eckernförder Bucht das Herannahen großer Heringszüge bemerkbar gemacht, die den dortigen Fischern ungewöhnlich reiche Fänge sicherten. An einzelnen Tagen wurden, wie Barfod-Kiel in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift des näheren ausführt, so viele Fische an den Markt gebracht, daß der Fischereivorstand, um einem weiteren Preissturz vorzubeugen, die Fischer verpflichtete, nicht mehr als zwei Bootsladungen pro Wade (großes Schleppnetz) einzubringen. Unmittelbar nach den Massenfängen bei Eckernförde erschienen ähnlich gewaltige Heringszüge in der benachbarten Kieler Föhrde, die sich besonders vor der Kanalmündung stauten, so daß reiche Fänge gemacht wurden. Damit waren zugleich die Anzeichen gegeben, daß der Aufstieg der Heringe in den Kanal zum Zwecke des Laichens begonnen habe.

Allerdings ist der Aufstieg den Ostseefischen jetzt gegen die Vorjahre erheblich erschwert, da die Schleusen nur dann geöffnet werden, — vom Durchschleusen der Schiffe abgesehen — wenn der Wasserstand für den Kanal und den Kieler Hafen der gleiche ist, weil die sonst unvermeidliche starke Strömung die Lenkbarkeit der den Kanal passierenden Schiffe ungünstig beeinflußt. Trotz des erschwerten Zuganges zur Kanalmündung konnte dennoch der Oberfischmeister bald konstatieren, daß die Heringsschwärme ihre alten Laichplätze zahlreicher besucht hatten als je zuvor. Bereits beim Passieren der Schleuse wurden vom Fangschiff „Neptun" aus zahlreiche Heringe, die nahe unter der Wasseroberfläche dahinzogen, bemerkt. Ein innerhalb der Schleusenkammer ausgesetztes Stellnetz lieferte nach 30 Minuten 3—4 Dutzend lebende, völlig laichreife Fische. Ebenso wurden bei Kilometer 94 und 92 zahlreiche Heringe nahe der Oberfläche beobachtet; den ersten großen Zug aber traf man zwischen Kilometer 69 und 68 an.

Besonders große Scharen zeigten sich bei Kilometer 66 im Schiernauer See, einem wichtigen Laichplatze, obwohl die Pächter dieses Sees bereits große Fänge gemacht hatten und mehrere Wagenladungen voll Heringe an Eckernförder Räuchereibesitzer abgeführt waren. Es hatte sich um lauter laichreife Fische gehandelt, wie an dem massenhaften Rogenverlust an dem Bergungsplatz des Fanges zu ersehen war. Laichreife Heringe lassen nämlich beim leisesten, auf ihren Körper ausgeübten Druck Eier oder Milch fahren. In dem feuchten Wiesengelände fand sich der Rogen so reichlich vor, daß nach Hinkelmanns Schätzung damit bequem ein Zwanzig-Liter-Faß hätte gefüllt werden können. Angesichts solcher Thatsachen gab der Oberfischmeister den Pächtern des Sees den Rat, eine eigne Räucherei anzulegen.

Während der weiteren Fahrt konnten Spuren laichreifer Heringe bis zu Kilometer 35,5 verfolgt werden; ja es gelang sogar, bei diesem vorgeschobenen Punkte eine beträchtliche Anzahl Fische, unter denen beide Geschlechter ziemlich gleichmäßig verteilt waren, zu erbeuten. Dieser Umstand war deswegen wertvoll, weil er den Beweis erbrachte, daß es sich nicht um einige versprengte Exemplare handelte, sondern daß ganze Laichzüge erheblich weiter gegen die Elbe hin vorgedrungen waren als in den Vorjahren, obwohl sich das Wasser des Kanals hier nur schwach salzig zeigte. Falls keine Umstände eintreten, die das fernere Vordringen der Heringe zum Stillstand bringen, ist mit großer Wahrscheinlichkeit darauf zu rechnen, daß im Verlauf der nächsten Jahre die Heringe den ganzen Kanal passieren und bis in die Elbe vordringen werden.

Was aus dem weiten Vordringen der Heringe gefolgert werden durfte — daß sie neue Laichplätze neben den früheren gefunden hatten —, erwies sich als richtig. Ein solches völlig neues Laichfeld entdeckte Hinkelmann bei Kilometer 49 und 50, ziemlich in der Mitte der ganzen Kanalstrecke gegenüber der Luhnaumündung. Der Rogen war daselbst auf einer Strecke von ungefähr 1000 Metern an



Gärtnerinnen bei der Arbeit

den mit grünen Algen dicht bewachsenen Ziegelsteinen der nördlichen Kanalböschung reichlich, an den Feldsteinen spärlicher abgesetzt. Das Laichgeschäft mußte teilweise bei hohem Wasserstande erfolgt sein, da sich bei Ankunft der Expedition noch Rogen an den 10 bis 12 Centimeter oberhalb des Wasserspiegels befindlichen Steinen zeigte.

Eine reiche Besetzung mit Heringslaich boten beide Uferböschungen bei der Ortschaft Sehestedt (Kilometer 74) dar, welche Gegend übrigens ebenso wie der Schiernauer See bereits aus den Vorjahren als Laichfeld bekannt war. Der Rogen fand sich daselbst bis zu einer Tiefe von ca. 2 Metern unter dem Spiegel des Kanals. Obwohl sich der stürmischen Witterung wegen der eigentliche Vorgang des Laichens nirgends unmittelbar beobachten ließ, konnte doch festgestellt werden, daß bei Sehestedt die Eierablage zwischen dem 7. und 17. Mai erfolgt sein mußte. Offenbar war die gegen frühere Jahre beobachtete Verzögerung des Laichgeschäftes um ca. 14 Tage ebenfalls als eine Folge des rauhen Frühjahrs anzusehen. Die bisherigen Untersuchungen Hinkelmanns lassen hoffen, daß der Kaiser Wilhelm-Kanal eine stetig wachsende Bedeutung als Laichrevier für Ostseeheringe und andre Fische gewinnen wird. Zugleich aber sind die vom Kanal durchsetzten Seen, wie der Schiernauer, auf dem besten Wege, sich zu Heringsfangplätzen von Bedeutung zu entwickeln. Wer hätte gedacht, daß ein deutscher Landsee ein Fangplatz für diesen wichtigsten Seefisch werden könnte!

Bedeutsamer aber als dieser letztere Umstand erscheint uns die wachsende Frequenz des Kanals als Laichplatz und zwar für die Erträgnisse der Küstenfischerei. Es ist eine längst erwiesene Thatsache, daß laichreife Fische für ihr Fortpflanzungsgeschäft vorwiegend die eigne Geburtsstätte aufzusuchen pflegen. Je mehr Heringe also im Kanalgebiet ausschlüpfen und später in die See zurückkehren, desto größere Laichzüge dürfen alljährlich daselbst wieder zu erwarten sein. Bestätigt sich dies, so wird der Zudrang der Ostseeheringe zu der Kanalmündung, d. h. der Kieler Föhrde und den ihr benachbarten Ostseebuchten und -busen, mit jedem neuen Jahre steigen und der Küstenfischerei ein größerer Gewinn daraus erwachsen. Wie sehr übrigens die Ostseefischer mit der veränderten Sachlage bereits rechnen, beweist das Vorgehen der Eckernförder Fischer. Während die Zahl der mit Stellnetzen zum Frühjahrsfang ausgehenden Boote vor 1898 nur 10 betrug, ist diese im Laufe der letzten Jahre infolge der guten Erträge um das dreifache, nämlich auf 40, angewachsen und wird voraussichtlich bald eine weitere Erhöhung erfahren.

Doch nicht nur die Heringsfischerei, auch den Butt- und Aalfang hat die Eröffnung des Kanals günstig beeinflußt. Es stellt sich nämlich mehr und mehr heraus, daß der Kanal, dessen Befischung wegen Behinderung der Schiffahrt streng untersagt ist, als ein wichtiges Schonrevier für diese und andre Seefische angesehen werden muß. Die an der Kieler Föhrde beheimateten Möltenorter und Ellerbeker Fischer pflegen die großen, in der Föhrde gefangenen Plattfische direkt als „Kanalbutt“ zu bezeichnen.

Daß der Kanal auch für die Binnenfischerei Bedeutung erlangt hat, wurde oben schon angedeutet. In erster Linie kommen der Flemhuder, der Schiernauer und der Audorfer See, in zweiter auch die Obereider in Frage. Durch den Schiernauer und Audorfer See führt der Kanal hindurch, den Flemhuder See berührt er nur. Für diese Gewässer läßt sich der Gewinn, den die Fischerei durch die Eröffnung des Kanals gehabt hat, wie Barfod zeigt, sogar ziffernmäßig belegen, indem man die jetzige Pachtsumme mit den früher gezahlten vergleicht. Für den Flemhuder See, dessen Areal seit der Eröffnung des Kanals um die Hälfte vermindert worden ist — der Seespiegel liegt jetzt 7 Meter tiefer als vor dem Jahre 1895 —, wurden bis zum Jahre 1897 nur 50 Mark an Pacht bezahlt, die jetzige Summe aber beträgt 650 Mark pro Jahr. Die Pacht für den Schiernauer See stieg in derselben Zeit, trotzdem die Kanalrinne nicht befischt werden darf, von 100 auf 1020 Mark, und der kleine Audorfer See bringt jetzt 500 Mark an Pacht ein. Trotz dieser enormen Steigerung der Pachtsummen machen die Nutznießer immer noch gute Geschäfte, woraus hervorgeht, daß seit der Kanaleröffnung sich der Fischbestand erheblich gehoben hat. Zieht man den Wert der Fischerei für die Ernährung der breiten Volksschichten in Betracht, so läßt sich der strategischen und kommerziellen Bedeutung des Kaiser Wilhelm-Kanals noch die volkswirtschaftliche anreihen. Tritt die letztere gegen die ersten beiden auch in den Hintergrund, so liegt nach obigen Ausführungen doch keine Veranlassung mehr vor, sie fernerhin völlig außer Rechnung zu lassen, wie das bisher geschehen ist.

C. Lund

Zu unsern Bildern

Die zu Görlitz in den Anlagen des rechten Neisse-Ufers auf einer Anhöhe errichtete Oberlausitzer Ruhmeshalle, mit der ein Kaiser Friedrich-Museum verbunden ist, wurde bereits kurz in dem von uns in Nr. 8 gebrachten Aufsatze über die Stadt Görlitz erwähnt. Die inzwischen in Gegenwart des Kaisers am 28. November erfolgte feierliche Einweihung und Eröffnung des nach den Entwürfen des Architekten Hugo Behr-Görlitz aufgeführten Prachtbaues bietet uns den Anlaß, nochmals darauf zurückzukommen. Auf S. 256 bieten wir unsern Lesern zunächst eine Ansicht der Hauptfront des Gebäudes mit seinen herrlichen Säulen und der imposanten Kuppel; aus den gärtnerischen Anlagen an seinem Fuße führen stattliche Rampen und Treppen zu dem Eingang. Der Portikus ist zu einer Vorhalle erweitert, aus der man in das Vestibül gelangt. An dieses schließt sich der quadratische Hauptraum des Gebäudes, die eigentliche Ruhmeshalle, in deren Inneres uns das zweite Bild versetzt. In dem einen wahrhaft feierlichen und erhebenden Eindruck machenden hohen Raum fallen zunächst die Kolossalbüsten der Könige Johann und Albert von Sachsen, der Könige Ludwig II. von Bayern und Karl von Württemberg, sowie des Großherzogs Friedrich von Baden und des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin in die Augen. Oben auf der Galerie, von der vier Thüren in die Gemäldesäle führen, befinden sich die Standbilder von Bismarck, Moltke und Roon. Den Hauptschmuck der Halle, neben der beiderseits die Säle für die prähistorischen und kunstgewerblichen Sammlungen liegen, bildet aber das großartige Doppeldenkmal der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich, zu dem Treppen emporführen und das dem Eintretenden gegenüber sich auf hohem Postament erhebt. Das Monument, das die beiden Herrscher in vollkommener Lebenswahrheit wiedergiebt, ist ein Werk des Bildhauers Johannes Pfuhl in Charlottenburg, der für die Stadt Görlitz schon vor neun Jahren das Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. mit den Figuren Bismarcks und Moltkes geschaffen hat. Der Künstler ist ein Sohn der Provinz Schlesien, 1846 zu Löwenberg geboren. Er besuchte die Akademie in Berlin und war ein Schüler Schievelbeins, dessen Stein-Denkmal (in Bronzeguß auf dem Dönhofsplatz in Berlin) er nach den Entwürfen des Meisters vollendete. Selbständig führte er dann eine große Reihe von Denkmälern und Porträtbüsten wie mehrere Kolossalgruppen aus. Besonders reich ist mit seinen Werken seine Heimatprovinz bedacht. Wir nennen vor allem die Kolossalstatue des Grafen Stolberg in Landeshut, die Denkmäler für Jakob Böhme und den Grafen Roon in Görlitz und das Laube-Denkmal in Sprottau.

Ein farbenprächtiges, lebhaftes Bild entfaltet sich alljährlich am Thomastage, 21. Dezember, in der Königstraße des altehrwürdigen Nürnberg; dichtgedrängt wogen die Menschen auf und ab, jung und alt, und überall sieht man die farbigen Mützen der Erlanger, Würzburger und Münchener Studenten. Vor den Hotels flattern lustig die Banner der zahlreichen Verbindungen. Mittags gegen zwei Uhr flutet der Menschenstrom nach der Pfannenschmiedgasse vor das Hotel Wittelsbach, um sich dort das Schauspiel der öffentlichen Lotterieziehung der Heiratskasse mit anzusehen. Es ist dies eine althergebrachte Sitte, die immer noch ihre große Anziehungskraft ausübt. Die Heiratskasse steht unter städtischer Kontrolle und ist dazu bestimmt, unverheirateten Personen durch Kauf eines Loses die Möglichkeit zu bieten, einen Zuschuß zu ihrer Aussteuer zu erhalten. Auf dem Balkon des Hotels, wo sich die Lotteriekommission mit dem Glücksrad und der Musik aufgestellt hat, zieht ein Waisenknabe mit verbundenen Augen aus dem Rade die Nummern, deren Verkündigung durch den Vorsitzenden der Kommission erfolgt und von einem Tusch begleitet wird.

Litteratur

Die norwegische Erzählerin Magdalena Thoresen, die vor einem Menschenalter durch Björnstjerne Björnson in die Litteratur eingeführt wurde, hat sich seitdem einen Ehrenplatz neben ihrem Protektor errungen und sich auch in Deutschland viele Freunde erworben, sowohl durch die Tiefe und Echtheit ihres religiösen Gefühls wie durch die poetische Kraft und Anschaulichkeit ihrer Naturschilderungen. Eine ihrer ersten und zugleich besten Erzählungen, „Die Sonne des Siljethals“, ist jetzt in einer neuen Uebersetzung im Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschienen, bei dem auch vor einigen Jahren ihr Erstlingswerk „Signes Geschichte“ (mit zwei andern Erzählungen) herausgekommen ist. Trotz der überzeugenden Naturwahrheit, in der alle Gestalten der Dichterin vor den Leser treten, wird dieser niemals durch abstoßende und unerquickliche Schilderungen verletzt, wie sie das Gepräge der neuesten norwegischen Erzählungslitteratur bilden. Im Gegensatz zu dieser gehört Magdalena Thoresen freilich zur alten Schule. Aber jeder Leser von Geschmack wird diese herzerfrischende Lektüre den krassen Sittenbildern der modernen norwegischen Naturalisten vorziehen, die ihre französischen Vorbilder mit allen Mitteln zu übertrumpfen suchen. — Der Kampf zwischen diesen beiden Richtungen kennzeichnet auch die moderne dänische Litteratur. Daß die Erzeugnisse ihrer naturalistischen Richtung im Auslande besser gekannt sind und häufiger gelesen werden als die der andern Richtung, ist nicht etwa aus der Ueberlegenheit jener über diese zu erklären, sondern nur das Ergebnis einer skrupellosen Reklame und einer Spekulation auf schlechte Instinkte. Es ist das Verdienst des Grunowschen Verlags, den deutschen Lesern auch die Werke jener Gruppe dänischer Erzähler zugänglich zu machen, die bei der Schilderung ihres Volkslebens nicht ihren Ruhm darin suchen, die Nachtseiten der menschlichen Gesellschaft, ihre Leidenschaften, ihre Laster und Perversitäten mit photographischer Treue wiederzugeben. So haben wir in Sophus Bauditz und K. G. Bröndsted zwei liebenswürdige Erzähler kennen und schätzen gelernt, die uns fesselnde Einblicke in das Landleben in Dänemark, besonders auf den Herrenhöfen und großen Gütern, gewährt haben. Von Bröndsted, dem Verfasser des „Borreturm“, ist jetzt eine neue Erzählung „Niels Glambäk“ erschienen, die zum größten Teil auf dem Schlosse eines ehemaligen Ministers in Jütland, zum kleineren Teil in Kopenhagen spielt. Der Held der Erzählung, der während seiner Jugend bei Verwandten das Gnadenbrot gegessen, wird plötzlich in ein ungewohntes Wohlleben versetzt, und die Neigung des Ministers zu ihm, dem Sohne einer verlorenen Geliebten seiner Jugend, eröffnet ihm eine glänzende Zukunft, als der plötzliche Tod seines Beschützers den jungen Mann wieder zum Kampf ums Dasein zwingt. Dieser Sturz von einer lichten Höhe hat ihn aber nicht entmutigt, sondern zum Manne gereift, der befähigt ist, den Kampf auch glücklich durchzufechten. Nicht die hier skizzierte Handlung, sondern die Charakteristik der einzelnen Personen und die Schilderung ihrer Umgebung bilden den Hauptreiz des Buches, das uns Menschen, Lebensverhältnisse und Lebensanschauungen kennen lehrt, die mit den unsrigen nahe verwandt, aber von ihnen doch wieder durch den Hang zum Phantastischen und zum Grüblerischen grundverschieden sind, der der Mehrzahl dieser Menschen eigentümlich ist.

— Der erste Band einer umfassenden Biographie von Hermann von Helmholtz von Leo Königsberger ist nach jahrelanger Arbeit im Verlage von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig erschienen (mit drei Bildnissen in Heliogravüre). Vieljährige persönliche und wissenschaftliche Beziehungen zu Hermann von Helmholtz und der dringend wiederholte Wunsch seiner jetzt verstorbenen Witwe Frau Anna von Helmholtz haben den Verfasser bewogen, sich der schwierigen Aufgabe zu unterziehen, auf Grund des gesamten wissenschaftlichen Nachlasses und der ihm zur freien Verfügung gestellten Briefe von Helmholtz an seinen Vater und der Antworten darauf sowie der umfangreichen Korrespondenz mit persönlichen und wissenschaftlichen Freunden u. s. w. unter thatkräftiger Unterstützung der Familie eine umfangreiche Darstellung des Lebens und der Werke des großen Forschers zu geben, der in seiner ganzen wissenschaftlichen Bedeutung erfaßt und als Mensch in dem harmonischen Zusammenhange seines ganzen Thuns und Denkens vorgeführt wird. Das Werk ist so gehalten, daß es nicht bloß für die wissenschaftliche Welt, sondern auch für weite Kreise des gebildeten Publikums von größtem Interesse ist. Der das Werk abschließende zweite Band wird Anfang nächsten Jahres folgen.

— Den Ruf „Laternen brennen!“, den halbstündlich zur Nachtzeit der Ausguckposten an Bord des auf See befindlichen Schiffes ertönen läßt, hat Freiherr Friedrich von Dincklage zum Gesamttitel einer Sammlung von sieben Novellen erwählt (Oldenburg, Gerhard Stalling). Der Leser schließt natürlich von vornherein auf Seegeschichten, und in der That setzt sich der Inhalt zum größeren Teil aus solchen zusammen. Einige spielen indessen auf das Festland hinüber; doch welches auch der Schauplatz sei, überall weiß der Autor angenehm zu unterhalten.

Kunst

Nachdem die aus der Philosophie hervorgegangene Aesthetik bis weit über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus nicht nur die Kunstbetrachtung und den Kunstgenuß völlig beherrscht, sondern auch dem künstlerischen Schaffen die Gesetze vorgeschrieben hatte, indem sie die Begriffe „schön“ und „häßlich“ ein für allemal festgestellt zu haben glaubte, ist eine historisch-kritische Betrachtung der Kunstwerke und ihrer Urheber aufgetreten, die sich mit der Zeit so durchzusetzen und zu alleiniger Geltung zu bringen wußte, daß die Aesthetik schließlich als eine gewissermaßen in der Luft schwebende, jedenfalls völlig überflüssige und nutzlose Wissenschaft abgethan wurde und endlich ganz in Vergessenheit geriet. Erst in jüngster Zeit hat sich eine Gegenbewegung bemerkbar gemacht, die an Stelle der Zusammenhäufung einzelner Thatsachen wieder nach einem Eindringen in das Wesen der Kunst verlangt und eine neue Bestimmung dieses Begriffes auf Grund der durch Jahrzehnte neu erworbenen Kenntnisse und Anschauungen fordert. Diese Bewegung hat vor kurzem einen umfassenden Ausdruck in einem zweibändigen Werke „Das Wesen der Kunst, Grundzüge einer realistischen Kunstlehre“, gefunden, in dem der Professor der Kunstgeschichte an der Universität Tübingen, Dr. Konrad Lange, die Ergebnisse jahrzehntelanger Arbeit niedergelegt hat (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung). Daß das Werk gerade von einem Kunsthistoriker ausgegangen ist, also aus dem Kreise jener Gelehrten stammt, denen die historisch-kritische Forschung die Grundbedingung alles Wissens von der Kunst ist, dieser Umstand sichert den Leser davor, daß er in ein Getriebe von unfruchtbaren Spekulationen hineingezogen wird. Lange stellt sich überall auf den Boden der Thatsachen und erweist sich als ein durchaus moderner Denker, dem es gar nicht einfällt, „der Kunst bestimmte Formen oder einen bestimmten Inhalt als ein für allemal ‚schön‘ vorzuschreiben.“ Er sieht vielmehr die Aufgabe der wissenschaftlichen Aesthetik darin, „das Dauernde der Kunst von dem Vergänglichen und Wechselnden zu scheiden, das nachzuweisen, was sich in der Geschichte der Kunst durch die verschiedenen Formen und den verschiedenen Inhalt hindurch als ewig, als allgemein gültig durchgesetzt hat.“ Diese Auffassung wird jedenfalls ebenso allgemeine Billigung finden wie zwei andre Hauptsätze der Langeschen Aesthetik, und zwar gerade die, die den Kern seiner Kunstlehre bilden, ihre neuen Gedanken formulieren, auf Widerspruch stoßen oder doch wenigstens Befremden erregen werden. In dem einen bestimmt er den Begriff der Kunst in folgender These: „Kunst ist die teils angeborene, teils durch Uebung erworbene Fähigkeit des Menschen, sich und andern durch Werke seiner Hand oder seines Geistes oder durch Produktionen seines Körpers einen Genuß zu bereiten, bei dem im Bewußtsein des Künstlers und des Genießenden kein weiterer Zweck vorhanden ist.“ Wird durch diese Begriffsbestimmung die Stellung des Künstlers gegen die landläufige Auffassung erheblich herabgesetzt, so wird der Kunstgenuß geradezu als ein höchst fragwürdiges, in seinem Werte schwankendes Gut hingestellt, wenn Lange aus seinen mit einem großen Aufwand von Scharfsinn zusammengetragenen Argumenten den Schluß zieht, „daß die ästhetische Lust, die uns das Kunstwerk als Kunstwerk verschafft, weder von der Qualität des Inhalts noch von der Beschaffenheit der Form abhängig ist, sondern daß sie lediglich auf der Stärke und Lebhaftigkeit der Illusion beruht, in die uns der Künstler durch sein Kunstwerk versetzt.“ Mit dieser „Illusionstheorie“, der „Theorie der bewußten Selbsttäuschung,“ die Lange mit dem ganzen Rüstzeug seines umfassenden Wissens und seiner alle Einwände bekämpfenden Beredsamkeit verteidigt, steht und fällt sein System. Was er dabei zu sagen hat, ist zum großen Teil so neu und so überraschend, daß mit einer bloßen Negation oder einer höflichen Ablehnung nichts erreicht ist. Jedem Kunstfreunde, der für Kunstfragen — und es handelt sich hier um die höchsten und letzten! — ein ernstes Interesse hat, kann nur die aufmerksame Lektüre des Buches dringend empfohlen werden. Niemand wird sie bereuen; denn Lange hat es wirklich verstanden, ein angenehm lesbares Buch zu schreiben, das von keinen Voraussetzungen ausgeht, sondern gerade dem Verständnis solcher Leser angemessen ist, die, wie Lange es sogar wünscht, noch kein Buch über Aesthetik in der Hand gehabt haben.

Notizblätter

Kultur und Wissenschaft

Abseits vom Weltverkehr liegt im südlichen Teile des Landkreises Kiel die einst berühmte Sternwarte Bothkamp, die der verstorbene Kammerherr von Bülow für annähernd 3/4 Millionen Mark erbauen und mit den besten Instrumenten ausrüsten ließ. Die Sternwarte geriet nach dem Tode des Gründers fast in Vergessenheit. Jetzt hat der Kultusminister die Mittel zur Anstellung eines wissenschaftlichen Leiters der Sternwarte vom 1. April 1903 an bewilligt.

— Daß gewisse niedere Pflanzen die Fähigkeit haben, fast auf ganz nacktem Fels fortzukommen, ist eine alltägliche Beobachtung. Eingehender hat ein Mitarbeiter der Zeitschrift „Science“ das Wesen solcher Steinpflanzen zu ergründen versucht. Er sah in einer aus massigem Gestein bestehenden Gegend die Felsen buchstäblich mit Flechten von einförmig schwarzer Farbe bedeckt, bemerkte aber, daß die Pflänzchen auf einzelnen Steinen sonderbare Formen und Farben besaßen. Zuweilen glichen sie in der Gestalt jenen bäumchenartigen Verzweigungen, die auf der Oberfläche von Gesteinen, namentlich in Spalten und Rissen oft zu finden sind, aber nicht von Pflanzen herrühren, sondern nur von der Einwirkung mineralhaltiger Gewässer. Sie sind dem Gesteinskundigen als Dendriten wohlbekannt. Solche auffallenden Gestalten können also auch durch den Pflanzenwuchs auf einen Stein hingezaubert werden, und zwar in den verschiedensten Färbungen. Jener Beobachter hat sie in brauner, grüner, grauer und schwarzer Farbe gesehen, meist aber braun und grün. Er vermochte festzustellen, daß dieser Farbenwechsel dadurch bedingt war, daß die kleinen Pflänzchen gewisse chemische Stoffe aus den Mineralien des Gesteins gleichsam herausgesogen und dadurch die ihnen eigentümliche Farbe bekommen hatten. Somit ist die zersetzende und ätzende Wirkung der Pflanzenwurzeln auf den Fels in eindrücklichster Art erwiesen, und diese Kleinarbeit muß mit der Zeit einen mächtigen Einfluß auf die Zerstörung der gewaltigsten Gesteinsmassen ausüben.

— Der englische Astronom Dr. A. W. Roberts hat die Zahl der für uns sichtbaren Sterne zu schätzen versucht. Er zählte an der südlichen Himmelshälfte mit bloßem Auge 5600 Sterne; es befinden sich daher am ganzen Himmel ungefähr 10000 Sterne, die mit dem Auge allein ohne weitere Hilfe gesehen werden können. Ein gewöhnliches Opernglas zeigt schon an die 100000 Sterne, und man schätzt, daß durch das große Yerkes-Teleskop einige 200 Millionen sichtbar sind. Eine Aufnahme des ganzen Firmaments mit einem der modernsten photographischen Teleskope würde nach der Ansicht des Dr. Roberts nicht weniger als 500 Millionen Sterne anzeigen.

Heer und Flotte

In Seeschiffahrt treibenden Kreisen wird beabsichtigt, dem Reichskanzler das Ersuchen zu unterbreiten, eine allgemeine internationale Annahme bestimmter Nebel-Kurssignale zur Verhütung des Zusammenstoßens der Schiffe auf See zu veranlassen. In einer besonderen Schrift hat der Vizeadmiral Aschenborn Vorschläge zur Verbesserung der Nebelsignale gemacht. Der deutsche nautische Verein ist genwärtig bemüht, durch eine Erhebung die Angelegenheit zu klären. Auch die so notwendige Regelung der Ruderkommandofrage für die Seeschiffe durch das Reich ist bald zu erwarten.



Phot. Reichard & Lindner, Berlin

Friedrich Alfred Krupp †

Industrie und Technik

Im Anschluß an unsre neulichen Mitteilungen über Ozonwerke lassen wir noch einige Angaben über die elektrische Wasserreinigungsanlage in Schiedam und Nieuwersluis (Holland) folgen. Das Oberflächenwasser von Nieuwersluis wurde bei den Versuchen durch den Ozonapparat geleitet, der mit einem Wechselstromtransformator von 10000 Volt Spannung dauernd in Verbindung stand. Unter dem Einfluß dunkler elektrischer Entladungen bildet sich das Ozon in reichlicher Menge und kommt mit dem Wasser in Berührung. Als wesentliche Neuerung darf die Endung des einen Transformatorpoles angesehen werden. Die Gefahr der hohen Spannung ist dadurch bedeutend herabgemindert, auch machen die dunklen Entladungen eine Glasisolierung, die wegen ihrer Zerbrechlichkeit unpraktisch ist, überflüssig. Sehr interessant, ja in höchstem Maße überraschend sind nach der „Zeitung für Elektrochemie“ die baktereologischen Befunde. Verwandt wurde in Schiedam filtriertes und in Nieuwersluis Oberflächenwasser, das lediglich von den gröbsten Verunreinigungen befreit war. Man zählte in ersterer Flüssigkeit bis 1000, in letzterer bis 20000 Kolonien pro Kubikcentimeter. Nach der Ozonisation fand man in den Wässern im Maximum nur noch 5 Keime. Einer so gründlichen Vernichtung der Bakterien durch Ozon gegenüber sind die Kosten des Verfahrens, die bei umfangreicheren Anlagen sicherlich noch reduziert werden dürften, als geringfügig zu bezeichnen. Da die elektrische Anlage bei 2500 Watt Leistung etwa 20 bis 30 Kubikmeter sterilisiertes Wasser pro Stunde liefert, stellt sich der Preis pro Kubikmeter auf höchstens 0,5 Pfennig. Was will das besagen gegenüber der Möglichkeit, schwere Epidemien erfolgreich zu bekämpfen.

— Die Töpferwaren des Haffstädtchens Tolkemit sind seit alter Zeit berühmt. Kaiser Wilhelm II. hat diesem Gewerbe seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet und hierbei die Verfertigung feinerer Thonwaren ins Auge gefaßt. Jetzt ist auf dem kaiserlichen Gute Cadinen mit dem Bau einer Majolika-Anstalt begonnen worden. Aus dem Besitz der vorderasiatischen Abteilung des Berliner Museums sind drei Abbildungen von emaillierten Ziegelreliefbrocken aus Babylon nach der Cadiner Ziegelei geschickt worden, worunter sich auch der Löwe von Babylon befindet. In Cadinen wird nun der Versuch gemacht werden, solche Reliefs in denselben Farben herzustellen. Im Städtchen Tolkemit werden die Töpfermeister, Gesellen und Lehrlinge durch einen Vordreher aus der Kgl. Porzellanmanufaktur in der Herstellung besserer Thonwaren unterwiesen.

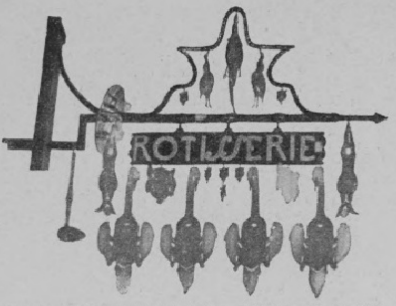
Landwirtschaft

Im kalifornischen San Joaquinthal, wo im Spätsommer kein bodenaufweichender Regen fällt und wo ein völlig ebener Grund unabsehbar sich hinzieht, sind auf den Gütern, die zum Teil einen enormen Umfang haben, für die Ernte auch entsprechende landwirtschaftliche Riesenmaschinen in Gebrauch. Es giebt zwei Arten der kombinierten Mäh- und Dreschmaschinen, die kleineren, die von 24 bis 40 Pferden, 6 in einer Reihe, gezogen werden, und die größeren, vor die ein Lokomobil gespannt ist, das 60 Pferdekräfte Zugkraft hat. Ein solches Ungetüm hat dann eine vom Lokomobil unabhängige Dampfmaschine von 30 Pferdekräften, ist 18 Meter lang, 9 Meter breit und wird von der Zugmaschine mit 5 Kilometern Stundengeschwindigkeit durch das Feld geschleift; die Maschine leistet täglich 40 Hektar; der Schwaden, den sie schneidet, ist 12 Meter breit, die Aehren werden, während gemäht wird, über einen 1,2 Meter breiten Treibriemen geführt, und das Stroh in einen begleitenden Wagen geworfen, der, nachdem er gefüllt, gekippt wird. Die Aehren werden, immer auf der Fahrt, entkörnt, gereinigt, in Säcke gefüllt und die Säcke zugenäht; sind 12 Säcke voll — sie enthalten je 2 Bushel, etwa 67 Kilogramm —, so läßt man sie zu Boden gleiten. 8 Männer sind zur Bedienung der Maschine notwendig, und 4 Pferde bringen fortwährend Feuerungsöl und Wasser herbei. Auf den kleineren, von Pferden gezogenen Maschinen arbeiten 4 bis 6 Männer, und es wird in amtlichen Schriften gesagt, daß ungefähr drei Viertel der ganzen Körnerernte Kaliforniens, 45000000 Bushel Weizen (Höchsterzeugnis der Jahre 1884 und 1896) und 28000000 Bushel Gerste (1901), mit kombinierten Mäh- und Dreschmaschinen eingebracht werden.



Phot. Robert Scholz, Görlitz

Die Ruhmeshalle in Görlitz. Erbaut nach dem Entwurfe von Architekt Hugo Behr



Von der Schilderausstellung in Paris: 1. Schild für eine Garküche

Ausstellungen

Eine Schilderausstellung wurde am 24. November in Paris eröffnet. Sie findet auf Veranlassung des Seinepräfekten statt, der einen Wettbewerb um künstlerisch ausgeführte Firmenschilder ausgeschrieben hatte. Er verfolgte dabei den löblichen Zweck, die Geschäftsschilder, die in Paris zum größten Teil sehr geschmacklos sind, künstlerisch zu gestalten. Die Absicht dürfte wohl erreicht werden, denn die Ausstellung weist eine stattliche Reihe von Schildern auf, die den Hauptzweck, die Aufmerksamkeit des Publikums zu erwecken, erfüllen und doch wirkliche Kunstwerke sind.

Länder- und Völkerkunde

Die große, dem russischen Festlande vorgelagerte Insel Nowaja-Semlja im nördlichen Eismeer ist in den letzten Jahren in den Bereich russischer Kolonisation einbezogen worden. Die Lebensbedingungen für die im Gouvernement Archangel wohnenden Samojeden haben sich von Jahr zu Jahr durch die verheerenden Viehseuchen unter den Renntieren, die ständige Abnahme des Wildbestandes und das geringe Ergebnis der Küstenfischerei außerordentlich mißlich gestaltet, und daher hat das Gouvernement von Archangel in neuerer Zeit die Ansiedlung von Samojeden auf der noch jungfräulichen Doppelinsel im Eismeer betrieben. Auf der Westküste der südlichen Insel haben bei Karmakul, Bjelucka und Pomorskaja Guba während des letzten Sommers 2000 bis 3000 Samojeden gelebt, die sich durch Pelzjagd, Gänse- und Heringsfang ganz gut ernähren konnten. Den letzten Winter haben sogar 100 Samojeden auf Nowaja-Semlja ausgehalten, ohne dem Skorbut zum Opfer gefallen zu sein. Ein Dampfer brachte ihnen in gewissen Zwischenräumen die nötige Verproviantierung. Auf Grund dieser nach Maßgabe der obwaltenden Verhältnisse sehr günstigen Resultate hat der Gouverneur von Archangel nunmehr eine planmäßige Kolonisation Nowaja-Semljas mit Samojeden in die Wege geleitet.



2. Armschild für eine Buchhandlung

— Von Alaska nach New York zurückgekehrt ist der deutsch-amerikanische Mineningenieur Bartels mit der Nachricht, daß er auf amerikanischem Gebiet nicht weit von der Bering-See ungeheure Zinnlager entdeckt habe, die seiner Schätzung nach die reichsten in der Welt sind.

Bühne

„Der Gemeine“, ein Volksstück von Felix Salten, dessen Aufführung in Wien nicht gestattet wurde, erfreute sich im Neuen Theater zu Berlin lebhaften Beifalls. Der Held ist ein österreichischer Soldat, der aus Eifersucht wider einen Offizier seine Braut erschießt. Nicht diesem Knalleffekt dankte das Stück seine günstige Aufnahme, sondern der sicheren Zeichnung der meist humoristisch gefärbten Kasernenscenen.

— Das Hoftheater in Dresden erzielte einen freundlichen Erfolg mit dem Lustspiel „Der Taubenhof“ von dem englischen Dichter Jerome K. Jerome. Wilhelm Wolters hat das Stück verdeutscht. Großen Beifall fand das Schauspiel „Lady Windermeres Fächer“ des verstorbenen britischen Dramatikers Oskar Wilde, das im Breslauer Lobetheater zur ersten Aufführung in deutscher Sprache kam.

— „Der Wahrheitsmund“, dreiaktige Operette von Heinrich Platzbecker, erfreute sich im Karl Schultze-Theater in Hamburg einer sehr günstigen Aufnahme.

— Ein mitteldeutsch-thüringer Städtebund-Theater, das 20 Städte umfaßt, hat sich in Weimar konstituiert. Der Großherzog übernahm das Protektorat.

— Die Operette „Wiener Frauen“ von Franz Lehar (Text von O. Tann-Bergler und E. Norini) verdankte im Theater an der Wien der melodiösen Musik einen guten Erfolg.



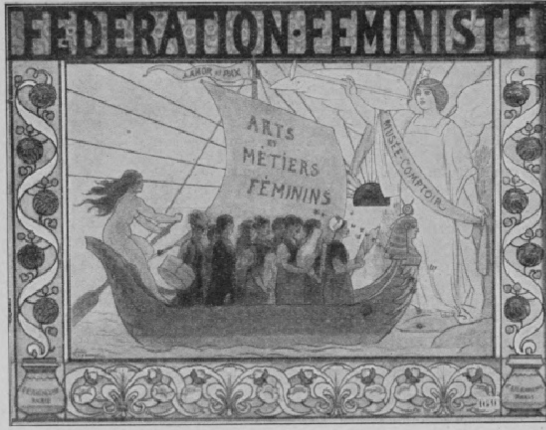
3. Schild für einen Blumenladen

— „Der Unüberwindliche“, Drama von Alfredo Oriani, wurde in Genua mit stürmischem Beifall aufgenommen. Das Stück ist eine Art Hamlet-Tragödie, ins Italienische und Moderne übertragen.

— Einen großen Treffer für den amerikanischen Geschmack hat das Garrick-Theater in New York mit dem Lustspiel „Geraldinens Eigensinn“ von Clyde Fitch erzielt. Der Haupttrick des Stückes ist die Vorführung eines auf den Wellen schaukelnden Ozeandampfers, die so naturgetreu sein soll, daß nicht nur auf der Bühne, sondern auch im Zuschauerraum die Empfindung der Seekrankheit hervorgerufen wird.

Hygiene und Medizin

Dr. Hermann Krukenberg in Liegnitz hat der Monatsschrift „Die Krankenpflege“ einen genaueren Bericht über seine Erfahrungen mit der Wirkung des „roten Zimmers“ bei Gesichtsrose eingesandt. Seit einiger Zeit hatte Krukenberg die Beobachtung gemacht, daß Gesichtsrose bei rotem Licht einen schnelleren und günstigeren Verlauf nimmt als bei gewöhnlicher Behandlung. Er hat nun in einem Krankenhause in Liegnitz ein Zimmer eingerichtet, in dem die Wände und die Decke rot gestrichen, die Fenster mit rubinrotem Glas versehen sind und auch die künstliche Beleuchtung durch rote Cylinder gefärbt wird. Die schnelle Heilung der fraglichen Krankheit in solcher Umgebung schreibt der Arzt nicht einer Heilwirkung der roten Strahlen zu, sondern dem Ausschluß der schädlich wirkenden chemischen Strahlen. Wie das Sonnenlicht an sich einen Ausschlag hervorrufen könne, so wirke es wahrscheinlich auch zur Verschlimmerung solcher Hautleiden wie der Gesichtsrose.



5. Schild für Verkauf von Frauenarbeiten

— H. Körner hat nach einem Bericht in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift Untersuchungen über den Einfluß des Tabakrauchens auf die Mikroorganismen der Mundhöhle angestellt. Zuerst wurde die Zahl der im Speichel vorhandenen Mikroorganismen vor und nach dem Rauchen auf die übliche Weise bei einer Versuchsperson bestimmt; es stellte sich heraus, daß die Zahl der Mikroorganismen nach dem Rauchen auf die Hälfte gesunken war. Dann wurde der Rauch durch steril aufgefangenen Speichel von 1—2 Zigarren durchgeleitet, man konnte bei der Zählung eine Abnahme der aufgegangenen Kolonien wahrnehmen, die jedoch nicht unter 1/3 herabging. Zuletzt wurde der Zigarrenrauch durch verdünnte Reinkulturen geleitet, in allen Fällen wurden die Kulturen sogar ganz abgetötet. Diese Versuche geben also eine Erklärung für die



4. Schild für einen Blumenladen

bekannte Thatsache ab, daß bei Männern, die stark rauchen, Zahnfäule seltener eintritt, und wenn sie dennoch auftritt, häufiger die chronische Form beobachtet wird.

— Schon seit langem ist die Wissenschaft bemüht, das Wesen der Fleischvergiftung genauer zu ergründen. Von verschiedenen Seiten sind gewisse Bakterien als Erreger dieser gefährlichen Erkrankung, die leider vielfach mit dem Tode endet, angesprochen worden; andre wieder glauben ausschließlich an die Wirkung stark wirkender, von den Bakterien gelieferter Stoffwechselprodukte, sogenannter Ptomaïne. Nun sind neuerdings einige Epidemien von Fleischvergiftungen bekannt geworden, die klinisch unter dem Bilde des Typhus verliefen und von manchen Forschern auch für einfache Typhusepidemien erklärt worden sind. Gegen diese Deutung sprach aber bisher die Thatsache, daß unsre Haustiere nicht an Typhus erkranken, daß demnach auch durch ihr Fleisch diese Krankheit nicht übertragen werden kann. Zwei deutsche Forscher, Dr. Levy und Dr. Jacobsthal, haben — wie im Archiv für Hygiene mitgeteilt wird — aus der Milz und aus der Leber einer auf dem Straßburger Schlachthof geschlachteten Kuh mit Sicherheit echte Typhusbazillen züchten können und auf diese Weise den Nachweis erbracht, daß unsre Haustiere, ohne die charakteristischen Veränderungen des Typhus aufzuweisen, doch dessen Erreger beherbergen und somit auch auf den Menschen übertragen können.

Totenschau

In seiner Villa Hügel bei Essen verschied am 22. November der Wirkliche Geheime Rat Friedrich Alfred Krupp, Besitzer der weltberühmten Essener und andrer bedeutender Werke. Am 17. Februar 1854 geboren als Sohn von Alfred Krupp, der das von seinem Vater Friedrich begründete Eisenwerk in gewaltigem Maßstabe erweiterte, übernahm er im Jahre 1887 diese Werke und Fabriken und vergrößerte sie durch neue Abteilungen von mächtigem Umfange. So erwarb er 1893 das Grusonwerk bei Magdeburg und 1896 die Schiffs- und Maschinenbaufabrik „Germania“ in Berlin und Gaarden bei Kiel. Zum Kruppschen Betriebe gehörten und gehören ferner ein Stahlwerk und eine Hütte, mehrere Hochofenanlagen und Kohlenzechen, eine große Anzahl von Eisensteingruben, auch solche in Spanien, und eine Reederei in Rotterdam. Alle Staaten der Erde zählten zu Abnehmern Krupps nicht nur für Geschütze, sondern auch für sonstiges Kriegsmaterial. Die Zahl der Arbeiter auf den Kruppschen Werken beträgt rund 44000, davon in Essen allein etwa 25000. Mehr als 100000 Personen bezogen von Krupp den Lebensunterhalt. In wie großartiger Weise der Verewigte für seine Arbeiter sorgte, ist weltbekannt. Zur Gußstahlfabrik Essen gehören sieben mustergültig eingerichtete Arbeiterkolonien mit 5500 Familienwohnungen. Die Arbeiterpensionskassen besitzen ein Vermögen von 11½ Millionen, die Pensionskassen der Beamten ein solches von 5 Millionen; dazu kommen noch die Pensionskassen des Grusonwerkes mit 1½ Millionen. Zur Arbeiterversicherung, die gesetzlich für ihn rund 1580000 Mark betrug, zahlte Krupp außerdem noch mehr als 1600000 Mark. Dem Deutschen Reichstag gehörte Friedrich Krupp von 1893 bis 1898 an; im Jahre 1890 wurde er in den Staatsrat und 1896 in das Herrenhaus berufen. Die Annahme des Adels lehnte er, dem Beispiele seines Vaters folgend, ab. Vor zwei Jahren wurde er zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat Excellenz ernannt.

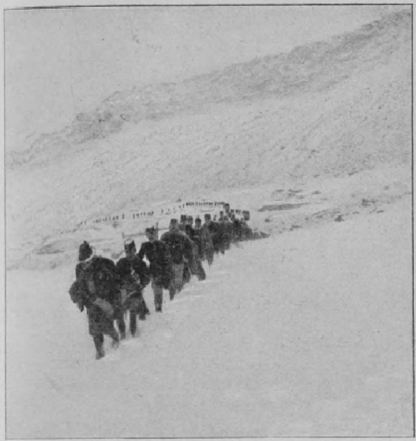
*

Porträt- und Genremaler Philipp Arons, 80 J., † 19. Nov., Rinteln. — Verlagsbuchhdl. Leonhard Simion, Vorsitzender der Korporation der Berliner Buchhändler, 60 J., † 19. Nov., Berlin. — Bischof Eduard Brynych von Königgrätz, 56 J., † 20. Nov., Krasz in Böhmen. — Hofschauspieler Theodor Liedtke, einst gefeiertes Mitglied des königl. Schauspielhauses, 79 J., † 20. Nov., Berlin. — Marine-Generaloberarzt a. D. Dr. Heinrich Brunhoff, † 20. Nov., Kiel. — D. Karl Ernst, vorm. nassauischer Generalsuperintendent, 69 J., † 21. Nov., Boppard. — Kardinal Aloisi Masella, 76 J., † 22. Nov., Rom. — Franz Wackwitz, Direktor des fürstlichen Theaters in Sondershausen, † 22. Nov. — Direkt. Manussi, Leiter des Stadttheaters in Trier, 53 J., † 22. Nov. — Dr. Franz Klasen, Hauptführer des Reformkatholizismus in Bayern, 50 J., † 23. Nov., München. — Geh. Justizrat Prof. Dr. Hermann Seuffert, bed. Strafrechtslehrer, 66 J., † 23. Nov., Bonn. — Freih. Edmund von Oefele, Direktor des bayrischen Reichsarchivs, Mitglied der bayrischen Akademie der Wissenschaften, 59 J., † 24. Nov., München. — Toni Petzer, einst geschätzter Bassist der Münchener Hofoper, † 24. Nov., Pasch bei Salzburg.

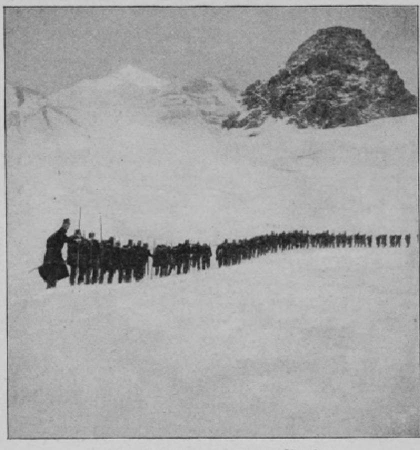


6. Schild für ein Konfektionsgeschäft

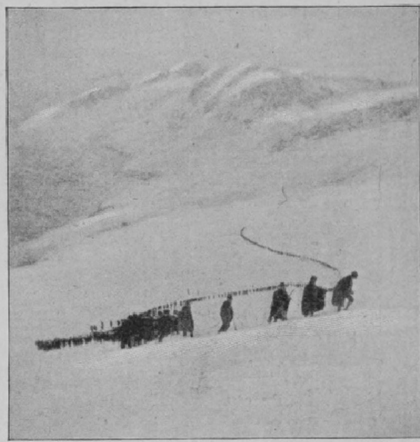
 — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.



Anmarsch des Regiments zur Gletscherzunge (vorn ein Bergführer, dahinter der Oberst mit seinem Stab)



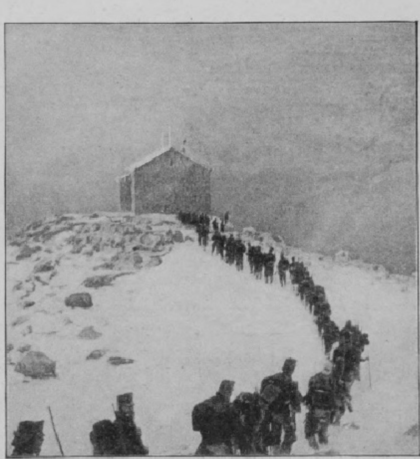
Die Vorhutcompagnie auf dem Gletscher



Das Gros auf dem Gletscher



Die Stabsoffiziere beim Abstieg zum Trippachsattel



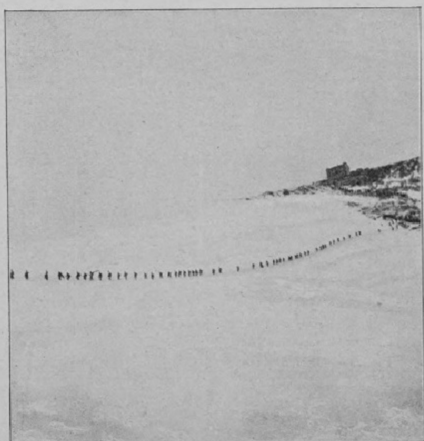
Vor der Leipziger Hütte auf dem Trippachsattel



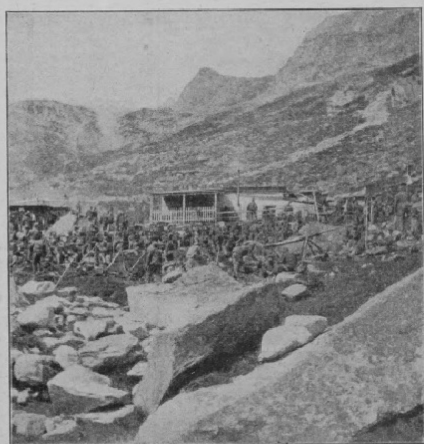
Abstieg vom Trippachsattel auf den Rotbachferner



Bei der Gletscherspalte am Rotbachferner



Auf dem Rotbachferner unterhalb der Leipziger Hütte



Rast bei der Daimer-Hütte

Der Übergang des 14. Österreichischen Infanterieregiments über den Schwarzensteingletscher (Text Seite 255)

Nach photogr. Aufnahmen von Zahnarzt Hermann Krauß in Stuttgart

Kunst

Eine vornehme Weihnachtsgabe bietet die Photoglob Co. in Zürich in einer prächtigen farbigen Wiedergabe des herrlichen Gemäldes von Murillo in der Berliner Galerie „Die Vision des hl. Franciscus“, der das ihm in himmlischer Glorie erscheinende Christkind inbrünstig an seine Lippen drückt. Die koloristischen Reize des köstlichen Bildes sind in der Reproduktion zu vollem Ausdruck gelangt. Bei dem großen Format des Blattes giebt es auch unter Glas und Rahmen einen ungemein wirkungsvollen Wandschmuck ab. — Die übrigen neuesten Veröffentlichungen der Gesellschaft werden besonders das Interesse der Bergsteiger wie der Alpenfreunde in weiterem Sinne erregen. Sie führen Partien aus der Ortlergruppe, dem Rosengarten, die Vajoletttürme, die Sella- und Langkofelgruppe, das Grödener Thal, Cortina, das Castell de Zanna, den Monte Pelmo, die Cinque Torri und den romantischen Lago Ghedina bei Pomagognon vor. Eine zweite Reihe giebt einige der schönsten Gegenden Oberbayerns (Dorf Kreut, den Sonnenbühelsee mit dem Blick auf den Wetterstein, den Barersee mit Blick auf das Karwendelgebirge und das vieltürmige Schloß Neuschwanstein) mit überraschender Naturwahrheit und mit staunenswerter Schärfe in allen Einzelheiten wieder.

— In der Sammlung „Theuerdank“ des Verlages von Fischer & Franke zu Berlin erschienen zwei neue Hefte von je 10 Blatt. In dem einen giebt Georg Barlösius im Stile der geschilderten Zeit eine Bilderchronik der Schwesterstädte Berlin-Cölln von Kaiser Karl IV. bis zu Kurfürst Joachim II., während im andern Georg Jahn unter dem Titel „Meeresstrand“ stimmungsvolle Motive von der Insel Rügen darbietet. Der gleiche Verlag bringt vier neue Bände seiner Sammlung „Jungbrunnen“. Zu einer Auswahl von Schwänken aus dem alten Rollwagenbüchlein hat M. Bernuth die drolligen Bilder gezeichnet, während Johann Boßard die Illustrationen zu einer Reihe beliebter Volkserzählungen lieferte. Das Märchen „Die Nymphe des Brunnens“ fand in Fr. Müller-Münster und Andersens „Kleine Seejungfer“ in F. Haß die künstlerischen Interpreten.

Weihnachtslitteratur

Zwei hervorragende Werke der Erzählungskunst, die zuerst in unsrer Zeitschrift erschienen sind, liegen jetzt in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart auch als Buch vor. In die Welt des Turfs und der Börse versetzt Wilhelm Meyer-Förster die Leser mit seinem Roman „Süderssen“. Klingt das Werk auch tragisch aus, so wird die düstere Stimmung doch aufgehellt durch zahlreiche heitere Scenen, und mit besonderer Lebendigkeit und vollkommener Sachkenntnis schildert der Dichter die Vorgänge auf dem Rennplatz. — Fröhlicher Humor ist das Gepräge der Erzählung „Herzkrank“ von August Sperl, die Otto Meyer-Wegner mit flotten Abbildungen begleitet. Das Leben und Treiben eines Weltbades ist mit liebenswürdiger Frische geschildert, und der Leser wird wünschen, daß jedem, der sich für leidend hält, die Kur so gut bekomme wie dem Helden der anmutigen Geschichte. — Noch ein drittes Werk des Verlages sei nachdrücklich empfohlen: die illustrierte Prachtausgabe von Wilhelm Hauffs romantischer Erzählung „Lichtenstein“. Mit dem malerischen Reichtum in der Schilderung des Dichters steht die Kraft des Künstlers auf gleicher Höhe. Im Einband wie in der gesamten übrigen Ausstattung stellt sich diese neue Ausgabe des berühmten Werkes als eine hervorragende Schöpfung der Buchkunst dar.

— Die Erzählung „Hütte und Schloß“, mit der einst Heinrich Sohnrey, heute allgemein geschätzt wegen seiner Verdienste um die Förderung ländlicher Wohlfahrt, seinen litterarischen Ruhm begründete, erscheint in vierter Auflage (Berlin, Martin Warneck). Es ist ein treffliches Volksbuch, aus dem kräftiger Erdgeruch den Leser anweht, wie ihn eben nur ein Autor wiedergeben kann, der so innig mit dem Landleben vertraut ist wie der ehemalige Bauernjunge und Dorfschullehrer. Viele Bildchen sind der neuen Auflage beigegeben.



Verzeichnis litterarischer Festgeschenke für den Weihnachtsgabentisch

aus dem Verlag der **Deutschen Verlags-Anstalt** in **Stuttgart.**

Die verehrlichen Abonnenten von **„Ueber Land und Meer“** laden wir hiermit freundlichst ein, bei ihren Einkäufen für das bevorstehende Weihnachtsfest dieses Verzeichnis zu Rate zu ziehen. Es bietet eine reiche Auswahl von Geschenkbüchern für jedes Lebensalter und jede Geschmacksrichtung, mit denen der Geber sicher überall Freude bereiten wird.

Neuheiten für den Weihnachtstisch.

Durch den Indischen Archipel.

Eine Künstlerfahrt. Von **Hugo V. Pedersen.**

Mit 8 farbigen Einschaltbildern und zahlreichen schwarzen Abbildungen nach Original-Zeichnungen des Verfassers. In Original-Prachteinband M. 25.—

Dank seiner Kunst hat der Verfasser das Glück gehabt, einen tiefen Einblick in die Pracht der javanischen Fürstenhöfe thun zu dürfen, deren Inneres vor ihm noch keines Europäers Auge geschaut. Mit der begeisterten Freude des Entdeckers schildert er uns in Wort und Bild die von ihm zuerst gesehenen Herrlichkeiten.

Von Innsbruck nach Kufstein.

Eine Wanderung durch das Unterinnthal.

Geschildert von **Rudolf Greinz.**

Mit 12 Charakterköpfen nach Zeichnungen von **Eduard Grützner** und zahlreichen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von **Ludwig Stirner.** Elegant gebunden M. 10.—

Ein vornehm ausgestattetes Prachtwerk, an dem man noch lange seine Freude hat, wenn die Sommertage, die man im „schönen Land Tirol“ zugebracht, längst von langen Winterabenden abgelöst worden sind. Illustr. Frauen-Zeitung, Berlin.

Die Völker der Erde.

Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller lebenden Völker.

Von **Dr. Kurt Lampert.**

Mit 776 Abbildungen, 4 farbigen Kunstblättern und 1 Völkerkarte.

2 Bände. In Original-Prachteinband M. 25.—

Eine Völkerkunde, die den höchsten Anforderungen entspricht und allumfassend ist; sie stützt sich auf bildliche Dokumente von urkundlicher Treue. Text und Bild greifen vorzüglich ineinander. Die äussere Ausstattung des Werkes, Papier und Druck verdienen höchstes Lob, schreibt der Neue Pfälzische Kurier in Ludwigshafen.

Das junge Mädchen auf eigenen Füssen.

Ein Führer durch das weibliche Berufsleben. Von **Amalie Baisch.**

Elegant gebunden M. 3.—

Das Buch ist für alle jungen Mädchen bestimmt, die sich einem weiblichen Erwerbszweig widmen sollen und vor der Wahl eines solchen stehen. Diesen will die Verfasserin ein verständnisvoller Berater sein, ihnen giebt sie vortreffliche Anleitungen, eingekleidet in die Form gefälliger Plaudereien oder fesselnder Erzählung.

Ueberleg's! Plaudereien

Elegant gebunden M. 4.— von **Tony Schumacher.**

Ein neues Buch von Tony Schumacher — eine Sammlung von Plaudereien, wie wir sie von der Verfasserin schon gewöhnt sind und lieb gewonnen haben! — In jedem dieser Plauderartikel giebt es gute Ratschläge aller Art, aber sie verdriessen nie, weil sie nicht aufgedrungen werden. Das Buch kommt von Herzen und regt, erfrischend und erwärmend, vielerlei Gedanken an.

Süderssen. Roman

von **Wilh. Meyer-Förster.**

Elegant gebunden M. 4.—

Der berühmte Verfasser, der mit seinem Schauspiel **„Alt-Heidelberg“** den grössten Bühnenerfolg der letzten Jahre errang, entrollt in diesem Roman ungemein fesselnde Bilder aus dem Sportsleben, das kaum ein anderer Schriftsteller der Gegenwart so anziehend zu schildern weiss wie er.

Trianon und andere Novellen

von **Joh. Rich. zur Megede.**

Elegant gebunden M. 5.—

Ein neuer Band von Johannes Richard zur Megede ist ein litterarisches Ereignis. Wie er im grossen Roman Vollendetes bietet, so ist er auch ein Meister der Novelle, die, in knappere Form gefasst, doch tiefgründige Seelenforschung mit fesselnder Handlung verbindet. Hiervon liefert den überzeugenden Beweis auch Megedes neuester Band.

Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte

Mit Illustrationen von O. Meyer-Wegner. von **August Sperl.**

Elegant gebunden M. 4.—

August Sperl erweist sich als einen Meister der Erzählungskunst auch in Stoffen aus dem modernen Leben. „Herzkrank“ benannte er sein neuestes Werk, dem er mit vollem Rechte den Nebentitel „eine heitere Badegeschichte“ verliehen hat, denn fröhlicher Humor ist das Gepräge des liebenswürdigen Buches.

Märkische Romane.

Von **Fedor v. Zobeltitz.**

I. Band: **Der gemordete Wald.** Roman. 3. Aufl.
II. Band: **Aus tiefem Schacht.** Roman. 3. Aufl.

Preis pro Band elegant gebunden M. 3.—

Beide Romane haben die Mark Brandenburg zum Schauplatz, die handelnden Personen sind zumeist Bauern, die der Dichter in ihrer knorrigen Eigenart ungemein packend und lebenswahr schildert.

Lichtenstein. Romantische Sage.

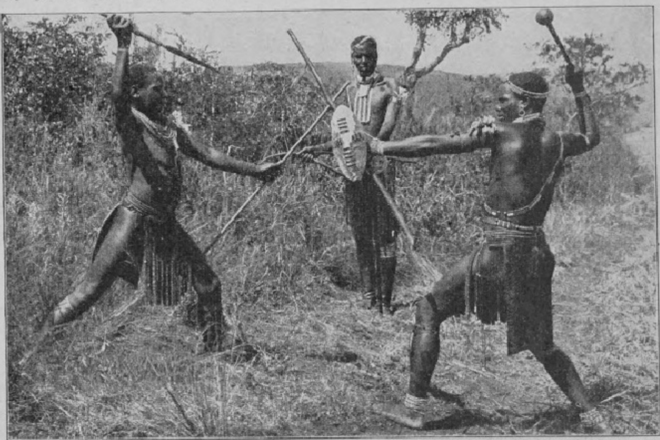
Von **Wilhelm Hauff.**

Mit zahlreichen Abbildungen von *Carl Häberlin, G. A. Closs* und *Walter Zweigle.*

In Original-Prachteinband nach einer Zeichnung von Professor *Honegger* **4 Mark.**

Wohl die populärste Dichtung Wilhelm Hauffs ist sein auch heute noch von der Jugend mit unverminderter Begeisterung, von der reiferen Leserwelt mit innigem Behagen gelesener „Lichtenstein“. Diese Erzählung wirkt heute noch so frisch und unmittelbar auf den Leser wie vor fast 80 Jahren.

Vorzüge dieser Ausgabe: Vornehmer Einband — grosses Format reiche Illustrierung — klarer Druck



Fechtende Kaffernburschen. Illustrationsprobe aus „Die Völker der Erde“.

In **neuer,** durchgesehener **Auflage** ist erschienen:

Leben und seltsame überraschende Abenteuer des Robinson Crusoe.

Von ihm selbst erzählt.

Nach der ursprüngl. englischen Ausgabe des **Daniel Defoe.**

Mit 120 Abbildungen von **Walter Paget.**

In Original-Einband M. 5.—

Eine sorgfältige Uebersetzung des Defoeschen Werkes. Die prächtigen, ganz im Geiste der Erzählung gehaltenen Holzschnitte, der saubere Druck, die freundliche und festliche Ausstattung machen diese Ausgabe zu einer Pracht-Ausgabe im eigentlichen Sinne des Wortes. Leipziger Zeitung.



Zauberer und Schlangenbeschwörer (Singapore). Illustrationsprobe aus „Durch den Indischen Archipel“.

Prächtige Geschenkbücher für Damen.

In **18.** neu bearbeiteter **Auflage** ist erschienen:

Deutscher Dichterwald.

Lyrische Anthologie von **Georg Scherer.**

Mit zahlr. Porträts, schwarzen und mehrfarb. Illustrationen.

1852 **Jubiläums-Ausgabe** 1902

In Original-Prachteinband M. 7.—

Diese Anthologie gehört jedenfalls zu den best ausgewählten und reichlichst ausgestatteten. Schwäbischer Merkur, Stuttgart.

Die elegante Hausfrau.

Mitteilungen für junge Hauswesen. Mit besonderen Winken für Offiziersfrauen von **Isa von der Lütt.**

4., neubearb. Aufl. In Original-Einb. M. 5.—

Kann jeder jungen Frau auf das wärmste empfohlen werden, ja selbst erfahrene Hausfrauen werden das Buch mit Nutzen lesen. Militär-Zeitung, Berlin.

Das feine Dienstmädchen wie es sein soll.

Eine Gabe für Hausfrauen und Dienstmädchen. Von **Isa von der Lütt. 4. Aufl.** Geb. M. 1.20.

Helmuth von Moltkes Briefe an seine Braut und Frau und an andere Anverwandte.

2 Bde In Orig.-Einband M. 12.—

In **10.,** neu bearbeiteter **Auflage** ist erschienen:

Aus der Töchterschule ins Leben.

Ein allseitiger Berater für die jungen Mädchen. Unter Mitwirkung hervorragender Kräfte herausgegeben von **Amalie Baisch.**

In Original-Einband M. 6.—

Ein Werkchen voll nützlicher Winke für junge Mädchen. Praktischer Wegweiser in allen Lebenslagen. Wiener Mode.

Ins eigene Heim.

Ein Buch für erwachsene Mädchen und junge Frauen von **Amalie Baisch.** Unter Mitwirkung bewährter Kräfte. **4. Auflage.** In Original-Einband M. 6.—

Ein ebenso schönes und anziehendes als praktisches litterarisches Geschenk. Schweizer Familien-Wochenblatt, Zürich.

Deutsches Kochbuch.

Von **Margarete von Bennigsen.**

In Original-Einband M. 6.—

Noch selten habe ich ein Kochbuch so befriedigt aus der Hand gelegt wie dasjenige von Margarete von Bennigsen. Die Rezepte sind so klar und leicht verständlich verfasst, dass es auch für weniger tüchtige Köchinnen keine Schwierigkeiten hat, danach zu arbeiten. Schweizer Frauenheim, Zürich.

Spaziergänge ins Alltagsleben.

Plaudereien von **Tony Schumacher.**

3. Auflage. Elegant gebunden M. 4.

Ein Brevier modernen weiblichen Weltverstandes, nützlich und lesenswert genug, um rückhaltlos freundliche Empfehlung zu verdienen. Neue Freie Presse, Wien.

Was ich als Kind erlebt.

Von **Tony Schumacher.**

4. Tausend. Mit Bildnissen und Brieffaksimiles. Elegant gebunden M. 5.—

Die Verfasserin schlägt nicht nur einen warmen Herzenston an, sondern auch den Ton eines frommen Herzens. Der wertvolle und reiche Inhalt macht das Buch zu einem echten Familienbuch. Strassburger Post.

Vom Schulmädel bis zur Grossmutter.

Plaudereien von **Tony Schumacher.**

3. Auflage. In Leinwand gebunden M. 4.—, in Seide gebunden M. 5.—

Ein Büchlein voll Schalkheit und Innigkeit, voll Ernst und Poesie. Der Bazar, Berlin.

Alpenrosen und Gentianen.

Eine Episode aus dem Leben König Ludwig II. von Bayern. Von **Jos. Bajovar. 14. Auflage.** Elegant gebunden M. 3.—

Die vorstehend verzeichneten Werke können durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes bezogen werden. Nach Orten ohne Buchhandlung oder wenn der Bezug auf Schwierigkeiten stösst, liefern wir auf Wunsch direkt unter Nachnahme oder gegen Frankoeinsendung des Betrags. **Stuttgart,** Neckarstr. 121/23. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Romane und Novellen.

Werke von August Sperl.

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit. **4. Auflage.** Elegant gebunden M. 5.50.

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte. **4. Aufl.** Elegant gebunden M. 8.—

Werke von J. Rich. zur Megede.

Unter Zigeunern. Roman. **3. Aufl.** Eleg. geb. M. 4.—

Kismet. Frühlingstage in St. Surin. — Schloss Tombrowska. **2. Auflage.** Elegant gebunden M. 4.—

Quitt! Roman. **8. Tausend.** Elegant gebunden M. 6.—

Von zarter Hand. Roman. **5. Auflage.** 2 Bände. Elegant gebunden M. 8.—

Félicie. Aus den Briefen eines Thoren. **4. Aufl.** Elegant gebunden M. 5.—

Das Blinkfeuer von Brüsterort. **5. Auflage.** Elegant gebunden M. 4.—

Werke von Ossip Schubin.

Maximum. Roman aus Monte Carlo. **2. Auflage.** Elegant gebunden M. 7.—

Gebrochene Flügel. Roman. **3. Aufl.** Eleg. geb. M. 7.—

Erlachhof. Roman. **3. Aufl.** 2 Bände. In einen Band gebunden M. 9.—

Wenn's nur schon Winter wär'! Roman. **4. Auflage.** Elegant gebunden M. 7.—

„O du mein Oesterreich!“ Roman. **3. Aufl.** 3 Bände. Elegant gebunden M. 13.—

Ein müdes Herz. Erzählung. **4. Aufl.** Eleg. geb. M. 3.50.

Werke von W. Meyer-Förster.

Heidenstamm. Roman. **6. Auflage.** Eleg. geb. M. 4.—

Karl Heinrich. Erzählung. Illustriert von Adolf Wald. **15. Auflage.** Elegant gebunden M. 4.—

Derby. Sportroman. **3. Auflage.** Elegant geb. M. 4.—

Die Fahrt um die Erde. Roman. Elegant geb. M. 4.—

Friedr. Th. Vischer, Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft. **9. Auflage.** 2 Bände. Eleg. geb. M. 11.—, in Liebhaberband M. 13.—

Wilhelm Jordan, Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart. **3. Auflage.** 2 Bände. Elegant gebunden M. 12.—

Lieblingsbücher der deutschen Familie.

Werke von Georg Ebers.



Georg Ebers.

Eine ägyptische Königstochter. Histor. Roman. **18. Aufl.** 3 Bände. Fein geb. M. 15.—

Uarda. Roman aus d. alten Aegypten. **14. Auflage.** 3 Bände. Fein gebunden M. 15.—

Homo sum. Roman. **18. Auflage.** 1 Band. Fein gebunden M. 7.—

Die Schwestern. Roman. **21. Auflage.** 1 Bd. Fein gebunden M. 7.—

Der Kaiser. Roman. **12. Auflage.** 2 Bände. Fein gebunden M 12.—

Eine Frage. Idyll. **5. Auflage.** 1 Band. Fein gebunden mit Goldschnitt M. 5.—

Die Frau Bürgemeisterin. Roman. **16. Auflage.** 1 Band. Fein gebunden M. 7.—

Ein Wort. Roman. **12. Auflage.** 1 Band. Fein gebunden M. 7.—

Serapis. Historischer Roman. **10. Auflage.** 1 Band. Fein gebunden M. 7.—

Die Nilbraut. Roman. **7. Auflage.** 3 Bände. Fein gebunden M. 15.—

Elifên, ein Wüstentraum. Poetische Erzählung. **7. Auflage.** 1 Band. Fein gebunden M. 5.—

Die Gred. Roman aus dem alten Nürnberg. **11. Auflage.** 2 Bände. Fein gebunden M. 12.—

Josua. Eine Erzählung aus biblischer Zeit. **10. Auflage.** 1 Band. Fein gebunden M. 7.—

Drei Märchen für Alt und Jung. **7. Auflage.** 1 Band. Fein gebunden M. 6.—

Per aspera. Historischer Roman. **7. Auflage.** 2 Bände. Fein gebunden M. 14.—

Die Geschichte meines Lebens. Vom Kind bis zum Manne. **4. Auflage.** 1 Band. Fein gebunden M. 10.—

Kleopatra. Historischer Roman. **10. Auflage.** 1 Band. Fein gebunden M. 9.—

Im Schmiedefeuer. Roman a. d. alten Nürnberg. **9. Auflage.** 2 Bände. Fein geb. M. 12.—

Im blauen Hecht. Roman aus dem deutschen Kulturleben im Anfang des 16. Jahrhunderts. **11. Auflage.** 1 Band. Fein gebunden M. 6.—

Barbara Blomberg. Histor. Roman. **8. Auflage.** 2 Bände. Fein gebunden M. 12.—

Arachne. Historischer Roman. **7. Auflage.** 1 Band. Fein gebunden M. 10.—

Das Wanderbuch. Eine dramat. Erzählung aus dem Nachlass und gesammelte kleine Schriften. **4. Auflage.** Fein gebunden M. 6.—

Aegyptische Studien und Verwandtes. Zu seinem Andenken gesammelt. Fein geb. M. 9.—

Ein Hausbuch für jede evangelische Familie.

Tausend-Bilder-Bibel.

Die heilige Schrift Alten und Neuen Testaments.

Verdeutscht von **D. Martin Luther.**

Mit 1015 Bildern, wovon zahlreiche nach Meisterwerken christlicher Kunst.

a) **Ausgabe auf gewöhnlichem Illustrationspapier:**

gebunden in **2 Bände** in schwarze **Leinwand** mit Goldschnitt . M. 23.—
gebunden in **2 Bände** in schwarzes **Leder** mit Goldschnitt . . M. 26.—
gebunden in **1 Band** in schwarze **Leinwand** mit Goldschnitt . . M. 21.—
gebunden in **1 Band** in schwarzes **Leder** mit Goldschnitt . . . M. 23.50

b) **Ausgabe auf Kunstdruckpapier:**

In Original-Einband gebunden in **1 Band** in **Kalbleder** mit Goldschnitt M. 30.—

Eine Bibel für das Volk, die es verdient, überall in jedem evangelischen Haus heimisch zu werden. Illustriertes Familienblatt, Stuttgart.



Die Grablegung. — Luk. 23, 53. Illustrationsprobe aus der „Tausend-Bilder-Bibel.“

Alpine Prachtwerke ersten Ranges.

Wanderbilder aus den Dolomiten von **Theodor Wundt.** Herausgegeben von der Sektion Berlin des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins. 16 Lichtdrucktafeln in Imperialformat mit illustriertem Text. In hocheleganter Mappe M. 30.—

Ein wahres Pracht- und Kunstwerk, das geeignet ist, in gleicher Weise das Interesse des Laien und Touristen zu fesseln. Illustrirte Zeitung, Leipzig.

Wanderungen in den Ampezzaner Dolomiten von **Theodor Wundt.** Herausgegeben von der Sektion Berlin des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. In farbigem Original-Einband M. 20.—

Ein alpines Prachtwerk ersten Ranges. Die Ausstattung darf eine wirklich vollendete genannt werden. Hamburger Nachrichten.

Werke für die Hausbibliothek.

Lebenserinnerungen von **Robert von Mohl.** 1799—1875. Elegant gebunden M. 12.—

Ein historisches Dokument von bleibendem Wert. Berliner Tageblatt.

Das deutsche Vaterland im neunzehnten Jahrhundert. Eine Darstellung der kulturgeschichtlichen und politischen Entwicklung, für das deutsche Volk geschrieben von **Albert Pfister.** Mit 6 Karten. In Original-Einband M. 8.—

Ein Haus- und Volksbuch im besten Sinne. Allgemeine Zeitung, München.

Hinter Pflug und Schraubstock. Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs von **Max Eyth. 5. Auflage.** 2 Bände. Eleg. geb. M. 8.—

Jung und Alt werden diesem trefflichen Buche Belehrung und Unterhaltung verdanken. Allgemeines Litteraturblatt, Wien.

Fred Graf Frankenberg. **Kriegstagebücher von 1866 u. 1870/71.** Herausgegeben von **Heinrich von Poschinger.**
a) **2. Auflage.** Elegant gebunden M. 6.—
b) Billige Volksausgabe. In schmiegsamem Einb. M. 3.—

Eine deutsche Geschichtsquelle voll Lauterkeit, Wärme und Wahrheit. Gegenwart, Berlin

Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen von **Adolf Friedr. Graf von Schack. Dritte, durchgesehene Aufl.** 3 Bände. Eleg. geb. M. 18.—

Diese Denkwürdigkeiten gehören zu den reichhaltigsten, lehrreichsten und anregendsten, die unsre Litteratur besitzt. Kölnische Zeitung.

Indische Gletscherfahrten. Reisen und **Erlebnisse im Himalaja** von **Dr. Kurt Boeck.** Reich illustriert. Elegant gebunden M. 10.—

Nach Inhalt und Ausstattung ein wirkliches Prachtwerk und dabei von billigem Preise. Gaea, Leipzig.

Illustrierte Klassiker-Pracht-Ausgaben.

Goethes Werke. Mit 1058 Holzschnitt-Illustrationen u. 15 Lichtdruckbildern nach Originalen erster deutscher Künstler. Herausgegeben von Professor Dr. **Heinrich Düntzer. 5. Aufl.** 5 Bände. In Original-Prachteinband M. 60.—

Kein schönerer Schmuck, kein edlerer Besitz für den Bücherschrank des Hauses als diese schöne, mit den herrlichsten Illustrationen von Meisterhand gezierte Ausgabe. Bazar, Berlin.

Hauffs Werke. Mit 322 Holzschnitt-Illustrationen nach Originalen erster deutscher Künstler. Herausgegeben von Dr. **Cäsar Flaischlen. 2. Aufl.** 2 Bände. In Original-Prachteinband M. 25.—

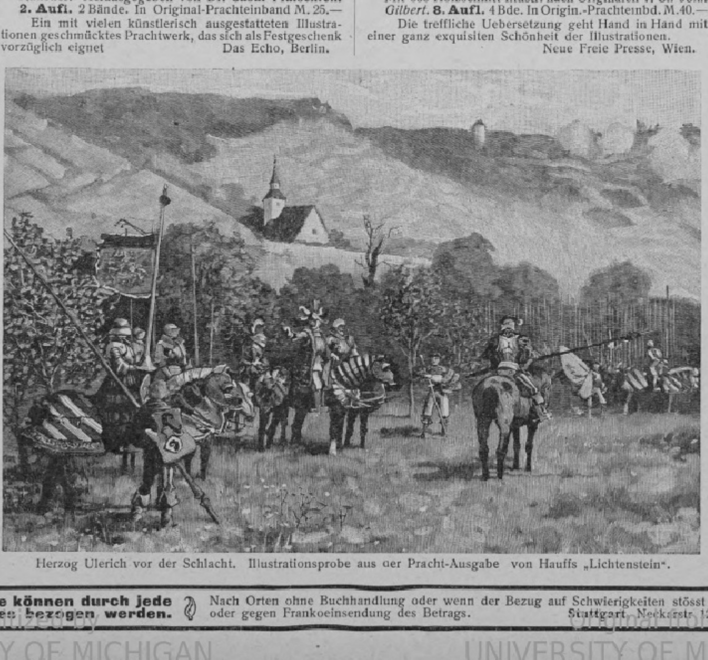
Ein mit vielen künstlerisch ausgestatteten Illustrationen geschmücktes Prachtwerk, das sich als Festgeschenk vorzüglich eignet Das Echo, Berlin.

Schillers Werke. Mit 740 Holzschnitt-Illustrationen und 12 Lichtdruckbildern nach Originalen erster deutscher Künstler. Herausgegeben von Prof. Dr. **J. G. Fischer. 6. Aufl.** 4 Bände. In Original-Prachteinband M 48.—

Eine vorzügliche, durch die glücklichste Verbindung typographischer Technik und zeichnender Kunst hervorragende Ausgabe. Fremdenblatt, Wien.

Shakespeares sämtl. Werke. Eingeleitet und übersetzt von **Schlegel, Bodenstedt, Delius u. a.** Mit 830 Holzschnitt-Illustr. nach Originalen v. *Sir John Gilbert.* **8. Aufl.** 4 Bde. In Origin.-Prachteinbd. M. 40.—

Die treffliche Uebersetzung geht Hand in Hand mit einer ganz exquisiten Schönheit der Illustrationen. Neue Freie Presse, Wien.



Herzog Ulerich vor der Schlacht. Illustrationsprobe aus der Pracht-Ausgabe von Hauffs „Lichtenstein“.

Ein Hausbuch, das in jeder Familie vorhanden sein sollte.

Die natürliche Heilweise.

Ratgeber für gesunde und kranke Menschen

Dargestellt und herausgegeben von **Dr. med. C. Sturm.**

2 Bände. 1596 Seiten gross Oktav mit 268 Abbildungen im Text, 30 farbigen Tafeln und 2 zerlegbaren Modellen. Gebunden in **2 Bände** M. 19.—, in **1 Band** M. 17.—

„Reich illustriert, klar und doch wissenschaftlich geschrieben, vermag es jeden Gebildeten über Bau und Verrichtungen des menschlichen Körpers gut zu orientieren. Dabei schildert es eingehend die naturheilkundlichen Massnahmen für alle Krankheitsfälle“ schreibt die Vegetarische Warte in Berlin über das Werk.

Billigste einbändige Klassiker-Ausgaben.

Goethes Werke.	Gebunden **4 Mark.**
Schillers Werke.	Gebunden **3 Mark.**
Shakespeares dram. Werke.	Gebunden **3 Mark.**
Heines sämtliche Werke.	Gebunden **3 Mark.**
Hauffs Werke.	Gebunden **3 Mark.**
Lessings Werke.	Gebunden **3 Mark.**
Uhlands sämtliche Werke.	Gebunden **4 Mark.**
Körners sämtliche Werke.	Gebunden **2 Mark.**
Lenaus sämtliche Werke.	Gebunden **2 Mark.**

Illustrierte Werke für den Büchertisch.

Eine Studienfahrt. Drei Monate im Ruderboot auf Deutschlands Gewässern von **Otto Protzen.** Reich illustriert. Elegant geb. **M. 10.—**

Das Buch wird allen eine Freude machen, die das Wasser und die nordische Heimat lieben. Neue Preuss. (†) Zeitg., Berlin.

Lustiges aus'm Schwarzwald. Reich illustriert von **Fritz Reiss.** Text von *J. J. Hoffmann* u. *H. Domsch.* In Original-Einband M. 10.—.

Ein Illustrationswerk, dessen köstlicher, humorfrischer Inhalt allen denen, die den Schwarzwald besucht und Land und Leute kennen gelernt haben, zu empfehlen ist. Bazar, Berlin.

Die drei Musketiere. Von **Alexander Dumas.** Mit einem Briefe v. Alex. Dumas d. Jüngern. Illustriert von *Maurice Leloir.* In farbigem Original-Einband M. 16.—

Es ist eine wahre Augenweide, diese keck erfundenen, von prickelndem Leben erfüllten, flott komponierten Zeichnungen zu betrachten, die als Kopf- und Schlussstücke und Vignetten verwendet oder in den Text eingestreut worden sind. Post, Berlin.

Illustriertes Reisewerk.

Im Innern Chinas. (Meine Wanderungen I. Band.) Von **Eugen Wolf.** 298 Seiten mit 67 Abbildungen und einer Karte von China. Elegant geb. **M. 5.—**

Ein sehr wertvolles Geschenk für jedes Haus, denn es ist hochinteressant, belehrend und dabei eine wirklich amüsante, humorvolle Lektüre. St. Petersburger Zeitung.

Hausbücher für jede Familie.



Lewis Wallace.

Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi von **Lewis Wallace.** Mit Genehmigung des Verfassers frei nach dem Englischen bearbeitet von *B. Hammer.*

Ausgabe in zwei Bänden: 15. Auflage. In Original-Einband M. 7.—

Volksausgabe in einem Band: 30. Aufl. Einfach gebunden M. 2.—, in eleg. Geschenkband M. 3.—

Illustrierte Ausgabe: 2. Auflage. In farbigem Original-Einband M. 12.50.

Besonders hervorgehoben werde noch, dass das Buch ohne jedes Bedenken in die Hände der Jugend, auch der weiblichen, gelegt werden darf. Konservatives Wochenblatt, Berlin.

Quo vadis? Erzählung aus dem Zeitalter Neros von **H. Sienkiewicz.** Deutsch von *C. Morsztyn.* **6.—10. Tausend.** **Dünnstes Papier.** Handliches Format. **Feiner schmiegsamer Ledereinband.** Gewicht 225 Gramm. Gebunden M. 4.—

Abgesehen von dem religiösen Wert des Buches ist es das Werk eines Dichters mit machtvoller Phantasie. Neues Tagblatt, Stuttgart.

Onkel Toms Hütte. Von **Harriet-Beecher-Stowe.** Mit 112 Illustrationen. In Orig.-Einband M 7.—

In dem neuen Gewande, reich illustriert, wird das Werk sich neue Freunde erobern und in allen Familien den Ehrenplatz erringen, den es mit Recht verdient. Neue Westd. Lehrerzeitung, Elberfeld.

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die **Brüder Grimm.** Illustriert von *P. Grot Johann* und *R. Leinweber.*

Wohlfeile Ausgabe: In farb. Orig.-Einband M. 8.—
Pracht-Ausgabe: In farbigem Original-Prachteinband mit Goldschnitt M. 25.—

Eine litterarische Erscheinung, von der man ohne Uebertreibung sagen kann, es sei ein köstlicher Hausschatz und eine Zierde für die deutsche Familienstube. Schlesische Zeitung, Breslau.

Illustrierte humoristische Werke.

Hans Huckebein, der Unglücksrabe. **Das Pusterohr. — Das Bad am Samstag Abend.** Von **Wilhelm Busch. 27. Auflage.** Kart. M. 3.— **Kolorierte Ausgabe. 27. Auflage.** Kartoniert M. 4.—

Die kühne Müllerstochter. **Der Schreihals. — Die Prise.** Von **Wilhelm Busch. 14. Auflage.** Kartoniert M. 2.— **Kolorierte Ausgabe. 14 Aufl.** Kart. M. 3.—

Die vorstehend verzeichneten Werke können durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes bezogen werden. Nach Orten ohne Buchhandlung oder wenn der Bezug auf Schwierigkeiten stösst, liefern wir auf Wunsch direkt unter Nachnahme oder gegen Frankoeinsendung des Betrags. Stuttgart, Neckarstr. 121/23. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Weihnachtslitteratur

Vornehmlich an die Frauenwelt wenden sich zwei elegant ausgestattete Werke der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. „Ueberleg's!“ benennt Tony Schumacher eine neue Sammlung ihrer gemütvollen Plaudereien, hinter deren liebenswürdig unterhaltender Form die Verfasserin doch eine Fülle ernster und beherzigenswerter Gedanken zu bergen weiß. Wer hörte nicht gern die Ansichten einer klugen, erfahrenen Frau über Dinge wie „Falsche und wahre Bildung“, „Vergnügungen und Vergnügtsein“, über „Trübe Stimmungen“, denen leider die meisten in unsrer nervösen Zeit mehr oder weniger unterworfen sind. Wen interessierte nicht die brennende Frage „Was soll der Junge werden?“ oder wie sind „einzige Kinder“ zu behandeln, und wie verkehren „die Alten und die Jungen“ am ungetrübtesten untereinander? Erfreuen wird auch die humoristisch-psychologische Federzeichnung „Sonntag vom Fenster aus“, wie auch der Abschnitt „Unsre Hunde“, der mit all den hübschen charakteristischen Zügen und Beispielen gar ergötzlich zu lesen ist. „Weihnachtstrubel, Weihnachtsfreude und Neujahr“ werden seelisch und praktisch vorgeführt. Ueber „Das letzte Wort“, das „Fragen“ und über das oft so gefährliche „Verschieben“ wird geistreich und mit großem Ernste geplaudert. Zum Schluß tritt noch das ganze, sich in andre hineindenkende, helfenwollende Gemüt der Verfasserin hauptsächlich in dem letzten Kapitel zu Tage: „Ueber die Qual und über den Segen des Alleinseins.“ Das Buch kommt von Herzen und regt, erfrischend und erwärmend, vielerlei Gedanken an. — In ihrem Buche „Das junge Mädchen auf eigenen Füßen“ geht Amalie Baisch, unterstützt von einer Anzahl tüchtiger Mitarbeiterinnen, von der Thatsache aus, daß unter den heutigen Verhältnissen vielen Mädchen die Eheschließung und damit die Bethätigung ihres natürlichsten Berufes versagt bleibt, woraus sich dann für die Mehrzahl dieser unvermählt Bleibenden die Notwendigkeit ergiebt, sich einen anderweitigen Beruf zu suchen und sich ihr Brot selbst zu verdienen. Nicht leicht ist es aber, die richtige Wahl eines solchen Berufes zu treffen, und ein Fehlgriff zieht schwere Enttäuschungen nach sich. Um solchen nach Möglichkeit vorzubeugen, will die Verfasserin allen Mädchen, die sich nach einem ihrer Fähigkeiten und Kräften entsprechenden Wirkungskreis umsehen, einen Führer und Wegweiser in die Hand geben, eine Art Berufslexikon mit allen nötigen Aufschlüssen, mit Adressen und Kostenanschlägen. Bei jedem Beruf sind neben den Vorteilen, die er bietet, auch die Schwierigkeiten und Fährlichkeiten gebührend hervorgehoben; wer immer Rat auf dem hier gekennzeichneten Gebiete sucht, wird ihn in diesem höchst anregend gehaltenen Buche finden.

— Im 47., bezw. 48. Bande erscheinen in Carl Flemmings Verlag zu Glogau die beliebten Jugendbücher „Herzblättchens Zeitvertreib“ und „Töchteralbum“, beide einst von Thekla von Gumpert begründet und nach dem Dahinscheiden von Berta Wegner-Zell fortgesetzt. An „Herzblättchen“ werden sowohl kleine Knaben wie gleichalterige Mädchen ihre hohe Freude haben. In mannigfaltigem Wechsel bringt der reiche Inhalt Erzählungen, Märchen, Gedichte, leicht faßliche Schilderungen aus der Natur, allerlei Beschäftigungsspiele und Rätsel, alles begleitet von zahlreichen Abbildungen, worunter 29 Farbendrucke. Dem Verständnis der heranwachsenden weiblichen Jugend ist das „Töchteralbum“ angepaßt, dessen Inhalt sich in ähnlicher Art gliedert, mit dem Unterschiede natürlich, daß hier schon Beiträge von litterarischer Höhe geboten werden. Zu den fesselnden Erzählungen und anmutigen Naturbildern gesellen sich noch Biographien bedeutender Frauen und Männer, Darstellungen aus verschiedenen Gebieten des Wissens, Reisebeschreibungen und mancherlei Anleitungen zur Kunstfertigkeit wie zur wirtschaftlichen Bethätigung, wie sie brave Töchter zur Unterstützung der Mutter gern üben. Auch ein heiteres, leicht aufführbares Theaterstückchen darf allgemeinen Anklangs sicher sein. Den stattlichen Band schmücken neben vielen Textillustrationen eine Heliogravüre und 15 Farbendrucke.

— Rechtzeitig vor dem Weihnachtsfeste ist auch der zweite Band des neulich von uns erwähnten Werkes „Im Kampf um Südafrika“ vollendet worden (München, J. F. Lehmann). Während der erste Band mit den Aufzeichnungen des Präsidenten Krüger mehr die diplomatische Geschichte behandelt, bringt dieser unter dem Titel „Die Transvaaler im Krieg mit England“ die Feldzugserinnerungen des tapferen Generals Ben Viljoen. Der Burenheld liefert den erfreulichen Beweis, daß er nicht nur das Schwert, sondern auch die Feder gewandt zu führen versteht. Sein Stil ist so flott und fließend wie der eines Schriftstellers von Beruf, und seine Ausdrucksweise entbehrt nicht eines gesunden Humors, der um so packender wirkt, als er auch bei Schilderung ernster Begebenheiten zum Durchbruch kommt. Für den Berufssoldaten vollends bieten Viljoens Streifzüge eine Fülle hochinteressanten Materials. Daß Viljoen auch die Fehler auf seiten der Buren rücksichtslos aufdeckt und andrerseits die Engländer ebenso unparteiisch behandelt, gereicht ihm zur besonderen Ehre. So bildet sein Buch den Schlüssel zur zutreffenden Beurteilung des ganzen Burenkrieges, es ermöglicht den richtigen Einblick in die thatsächlichen Zustände bei Freund und Feind und ist somit das erste authentische Quellenwerk über den Krieg. Zahlreiche Abbildungen, eine mehrfarbige Karte von Südafrika und eine Kartenskizze über Viljoens Streifzüge erhöhen die Anschaulichkeit der Schilderungen.

— G. von Lieres und Wilkau, unsre geschätzte Mitarbeiterin, begründet mit ihrem Buche „Highlife“ eine Spezialität, wie sie in Deutschland bisher nicht bekannt war (Berlin-Halensee, Highlife-Verlag). Der Plan der Autorin und des Verlages geht dahin, in jedem Jahre eine Chronik des höfischen Lebens und des Treibens der obersten Zehntausend zu geben und damit eine durch zahlreiche Porträts und sonstige Abbildungen illustrierte Ergänzung zu den Schilderungen der Tagespresse zu bieten. Den vorliegenden ersten Jahrgang eröffnet eine anziehende Schilderung aus der Feder der Herausgeberin: „Ein Jahrhundert preußischer Hoffeste“. Wir finden darin Beschreibungen des berühmt gewordenen „Festes der weißen Rose“ unter Friedrich Wilhelm III. und verschiedener andrer künstlerischer Veranstaltungen am Königshofe bis auf die jüngste Zeit. Besonders markante Erscheinungen und Gruppen dieser Feste sind in 20 Lichtdrucken nach Photographien oder Gemälden berühmter Meister vorgeführt. Da das Werk mit einem Kalendarium versehen ist, läßt es sich gut auch als Merkbüchlein für Einladungen oder sonstige gesellschaftliche Verpflichtungen verwenden.

— Eine Reihe drolliger Bilderbüchlein bietet wieder der Verlag von Braun & Schneider in München dar. Den „Lustigen Bildern aus Afrika“ reihen sich die Scherze „Vom klugen Elefanten“, die „Affenstreiche“ und die „Lustigen Hundegeschichten“ an. Nicht mindere Freude werden die Kleinen an den Büchern „In den Ferien“ und „Aus dem Leben der Zwerge“ haben. Ueberall gesellen sich zu den farbigen Bildern launige Reime. Für Erwachsene bestimmt sind „Die Bergkraxler“, deren Art der Titel ausdrückt, und der allbekannte „Fliegende Blätter-Kalender“, der sich schon des 20. Jahrgangs rühmt.

— Eine ebenso fesselnde wie lehrreiche Erzählung bietet Otto Felsing der reiferen Jugend in seinem Buche „Der blaue Diamant“ (Elberfeld, S. Lucas). Das kostbare Juwel, worum es sich handelt, ist in den Gruben von Johannesburg aufgefunden, aber inmitten der südafrikanischen Kämpfe in unerklärlicher Weise verschwunden. Das Kleinod entwendet zu haben, geraten mehrere Personen in Verdacht, und es dem rechtmäßigen Eigentümer wieder zuzuführen und die Unschuldigen zu entlasten, bedarf es einer ganzen Kette mannigfacher Abenteuer, in deren Vordergrunde ein junger Deutscher steht. Wie die Leser der Lösung des Rätsels mit hoher Spannung folgen werden, so nehmen sie sicherlich nicht geringeres Interesse an den begleitenden Schilderungen, die sich zum weitaus größten Teile auf Deutsch-Ostafrika erstrecken, dessen Eigenart ihnen in anschaulicher Darstellung vorgeführt wird. Zu 12 Vollbildern gesellen sich zahlreiche Textillustrationen.

— In der Sammlung wohlfeiler Liebhaber-Ausgaben älterer deutscher Litteraturwerke mit künstlerischer Ausstattung, die der Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig herausgiebt, ist als neuestes Bändchen eine erste Reihe Romantische Märchen von Brentano und Tieck erschienen. Es enthält von letzterem das Märchen von den Elfen und von Clemens Brentano das Märchen von Gockel, Hinkel und Gackeleia, das seinerzeit den größten Beifall fand, Schulmeister Klopstock und das Märchen vom Komanditchen. Bruno Witte hat der Sammluug eine umfangreiche Einleitung voraufgeschickt, in der er das Wesen des Märchens in geistvoller, ungemein fesselnder Betrachtung zu ergründen sucht.

— Ausgewählte Dichtungen von Nikolaus Lenau nennt sich eine mit Geschick und Geschmack unternommene Blütenlese aus den Werken des Dichters, die im Verlage von Hermann Gesenius in Halle erschienen ist. Die schmucke Ausstattung macht das Büchlein besonders zu litterarischen Weihnachtsgeschenken geeignet.

Spiel und Sport

„Discimus, dum ludere videmur," das bekannte Wort läßt sich mit vollem Recht auf die „Lehruhr" anwenden, die die Vereinigten Uhrenfabriken von Gebr. Junghans und Thomas Haller in Schramberg unter dem Namen „Tick-Tack" auf den Weihnachtsmarkt bringen. Die Lehruhr wird in den einzelnen Bestandteilen versandt. Beigegeben ist eine genaue Anweisung zur Zusammensetzung sowie eine Tafel mit den Abbildungen der verschiedenen Uhrbestandteile. Die letzte Hand an das Werk zu legen und die Uhr als fertiges Ganzes aus ihren Teilen erstehen zu lassen, ist also Aufgabe der kleinen Leute. Und die Arbeit ist ebenso nützlich wie unterhaltend; sie bildet das Auge und die Hand und macht das Kind mit dem sinnreichen Mechanismus des Uhrwerks bekannt. Unterhaltende Lehrmittel giebt es heute gar manche, was aber die Lehruhr von jenen unterscheidet, ist, daß es nicht bei einer lehrreichen Spielerei bleibt, sondern daß sie zu einem praktischen Resultat führt. Das Kind, das die keineswegs schwierige Aufgabe löst, empfindet nicht nur das Gefühl der Befriedigung über seine Leistung, sondern ist auch im Besitze einer hübschen, gutgehenden Schwarzwälder Wanduhr. Marie von Ebner-Eschenbach, die berühmte Verfasserin der Erzählung „Lotti, die Uhrmacherin", hat diesem reizvollen Beschäftigungsspiel ein liebenswürdiges Geleitwort beigefügt.

Kalender

Der illustrierte Deutsche Flotten-Kalender, von Contreadmiral Plüddemann redigiert, ist nunmehr zum dritten Male erschienen (Minden i. W., Wilhelm Köhler). Er enthält Beiträge von Contreadmiral Plüddemann, Korvettenkapitän Graf Bernstorff, Viktor Laverrenz, Hans Wilda, Marinemaler Allers, Marinemaler Stöwer und vielen andern. Von Interesse für jedermann dürfte der Artikel sein: „Die Laufbahn in der deutschen Marine vom Gemeinen bis zum Deckoffizier." Der Kalender will die Bestrebungen des Flottenvereins unterstützen und dem Laien das Leben und Treiben an Bord, die Zustände an den Küsten und jenseits der Meere vor Augen führen.

— Trowitzschs Damenkalender für 1903 erscheint damit zum 56. Male, ein Beweis, daß er sich auch im zweiten halben Jahrhundert seines Bestehens die Gunst der Damenwelt zu erhalten weiß. In seinem vielseitigen Inhalt kommt er den verschiedenartigsten Wünschen entgegen. Ein fein humoristisches Genrebild aus dem italienischen Volksleben von G. Barison bildet seinen künstlerischen Schmuck. Zu gleicher Zeit hat der Verlag von Trowitzsch & Sohn in Berlin seinen Reichskalender, einen echten und rechten Kalender für das deutsche Haus, der wieder neben seinem nützlichen, für das ganze Jahr wichtigen Inhalt einen reichen Unterhaltungsstoff bietet, und seinen Christbaumkalender herausgegeben. Letzterer ist zur Verbreitung in den weitesten Volksschichten bestimmt und darum besonders auch praktischen Bedürfnissen angepaßt, ohne die Unterhaltung darüber zu vernachlässigen.

— Der vom Thüringischen Museum in Eisenach herausgegebene und von Prof. Dr. Georg Voß in Berlin redigierte Thüringer Kalender tritt mit 1903 seinen zweiten Jahrgang an (Berlin, Fischer & Franke). Er vermittelt uns wiederum in Wort und Bild, was von der alten Kunst Thüringens und den Schätzen seiner Vergangenheit übrig geblieben ist. Vortrefflich und volkstümlich im besten Sinne sind die Zeichnungen Ernst Liebermanns, der diesmal die Rathäuser seiner Heimat als Vollbilder zu den einzelnen Monaten dargestellt hat. — Im gleichen Verlage und unter derselben kundigen Redaktion ist der vom Verein für Geschichte Berlins herausgegebene Berliner Kalender für 1903 erschienen, der ebenfalls zahlreiche Beiträge von hervorragenden Schriftstellern enthält, deren Bestrebungen auf die Förderung der Heimatkunde gerichtet sind. Barlösius, der treffliche Illustrator des Kalenders, hat besonders Tüchtiges in den zwölf Monatsbildern aus Berlin zur Zeit des Großen Kurfürsten geleistet.

Briefmappe

C. G. D. in M. Besten Dank für die freundliche Mitteilung, auf die wir gelegentlich zurückkommen werden.

G. A. Z. in N. 1. Verbindlichsten Dank; wir haben den Autor benachrichtigt. 2. „Brunft" kommt vom altdeutschen „breman" (brummen, brüllen) her und ist somit die einzig richtige Schreib- und Sprechweise.

M. F. in L. Das 14. deutsche Bundesschießen findet im nächsten Jahre in Hannover statt. Wer sich an dem Wettbewerb um ein Preislied auf diese Stadt beteiligen will, hat den Text unter den üblichen Bedingungen bis zum 31. Dezember an die Geschäftsstelle (Hannover, Ernst Augustplatz 5) einzusenden. Es sind drei Preise von 150, 100 und 50 Mark ausgesetzt. Der Text kann einer bekannten Melodie angepaßt sein, doch ist noch ein zweiter Wettbewerb um eine neue Tonweise in Aussicht genommen.

E. L. in N. „Punta" ist ein vom Maler E. Lantenberg erfundenes Gesellschaftsspiel mit eigenartigen Würfeln und Karten. Es stellt einen vollständig neuen Spieltypus dar, der viele Variationen ermöglicht (Leipzig, Gustav Menze).

B. L. in N. Die Hortensien soll man, wie der „Westdeutsche Landwirt" rät, im Herbst so lange als möglich im Freien belassen. Dadurch kann das Holz recht ausreifen, was für die Bildung großer schöner Blütendolden im kommenden Jahre ein wesentliches Erfordernis ist. Im Freien ausgepflanzte Hortensien können zur Ueberwinterung im Spätherbst mit gutem Erdball ausgehoben und, in Sand oder Erde eingeschlagen, im Keller oder an einem andern frostfreien Raume aufbewahrt werden. Freilich darf man nur einen trockenen Keller als Aufbewahrungsort wählen, sonst faulen die Triebspitzen ab, und mit der Blütenbildung im nächsten Jahre ist es nichts. Vor der Einwinterung untersuche man die Topferde auf Regenwürmer und dergleichen Ungeziefer. Eine Vernachlässigung in dieser Beziehung hat schon mancher Blumenfreund mit dem Verlust seiner Lieblinge bezahlen müssen.

Camilla in U. Verbindlichsten Dank für Ihr Allerneuestes.

Dezemberstimmung.

Auf der Erde welkes Laub,
In den Lüften Nebelstaub,
Um den Himmel Trauerflor,
Sonnenschein kommt nicht mehr vor;
Luft so rauh, so feucht und kalt,
Nimmt der Brust den Atem bald.
Alles, alles ist umnebelt,
Und mein Herz fühlt sich geknebelt,
Immer mahnt mich diese Zeit
An irdische Vergänglichkeit.

R. v. P. in K. Das Wort „Meine Wiege stand am Webstuhl meines Vaters" stammt allerdings von dem bekannten Parlamentarier Hermann von Beckerath, der zur Zeit der Frankfurter Nationalversammlung Reichsfinanzminister war (1848—49). Das Wort sprach er jedoch schon in der Sitzung des preußischen Landtages vom 5. Juni 1847.

F. F. F. F. Der Turnergruß „Gut Heil!" soll zum ersten Male im Jahre 1824 ertönt sein. Am 24. Juni genannten Jahres wurde in Plauen im sächsischen Voigtlande ein Turnplatz eingeweiht, und bei dieser Gelegenheit soll der damalige Stadtrat G. Fincke, später Bürgermeister in Schöneck, in einer Ansprache an die Festversammlung die Begrüßungsworte gebraucht haben.

J. E. in Th. Der Name der Faröerinseln kommt von dem dänischen Worte „Far" (Schaf) her, bedeutet also Schafinseln. Die Hauptbeschäftigung der 13000 Inselbewohner (nur 17 der 22 Eilande sind bewohnt) bilden nämlich Schafzucht, Wollerzeugung und Bearbeitung der Wolle. Die Anzahl der auf den Inseln befindlichen Schafe beträgt rund 100000. Die Landessprache ist eine Abart des Dänischen.

Schachbriefwechsel

H. S. in Stolpen (Sachsen). In Nr. 4 scheitert Ihr Versuch 1. Df3×b7 an der Entgegnung Ld6—b4, die dem schwarzen König das Fluchtfeld b3, das Sie ihm benehmen wollen, wieder eröffnet. Direkte Zusendungen sind erwünscht.

E. P. in Göttingen. Sie wollen Nr. 27 des vorigen Jahrgangs schon in zwei Zügen lösen, nämlich 1. Sd7—f6† Ke4—f3 2. Le8—b7. Das ist aber kein Mattzug, da Schwarz noch Th4—e4 zur Verfügung hat!

F. Z. in Klagenfurt. Sie lassen Schwarz so ziehen, wie es Ihnen als Führer der weißen Steine paßt. Das wäre eine Mattführung mit gütigem Einverständnis des Gegners — eine Lösung ist das nicht!

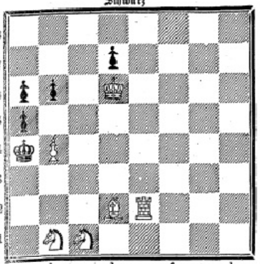
S. in Bulgrin. Besten Dank für den Hinweis. Bei Angabe der Lösung der ziemlich verwickelten Nr. 4 sind leider einige Versehen untergelaufen. Unter D muß es, da 2. Df3×f5 wegen Sb7—c5 nicht genügt, heißen: 2. Df3×b7 ꝛc. (Es könnte also D mit C vereinigt werden.) E ist wie folgt zu fassen: 1. . . . . Sb8—d7 2. Df3—c6† beliebig 3. Le8—f7 matt. Unter F W. 2 ist statt des Zeichens — ein × zu setzen.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 10

Von H. Mikkelsen in Odense („Nationaltidende")

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 7:

W. 1. Db7—b8
S. 1. Kb5×b4
W. 2. Db8×e5
S. 2. Kb4—b3, a3
W. 3. De5—b2 matt.

A.

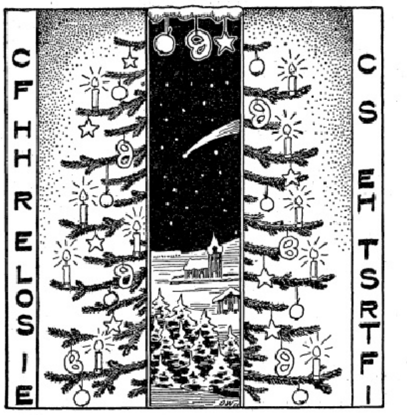
S. 1. Kb5×c6
W. 2. Sb6—c4
S. 2. Kc6—d7
W. 3. Sc4×e5 matt.

B.

S. 1. Kb5—a6
W. 2. Sb6—d5!
S. 2. e6×d5
W. 3. Db8—b7 matt.

Richtige Lösungen sandten ein: Willibald Kühne in Oldisleben zu Nr. 1 und 2; Hans Seidel in Stolpen (Sachsen), H. Menzel in Hainburg, Julius Richter in Brünn und A. Riesebeck in Lübeck zu Nr. 4; Karl Schwartz in Hamm (Westf.), Dr. Ritter v. Schoen in Wien, Markus Birkenfeld in Husiatyn und J. B. in Hedewigenkoog zu Nr. 5.

Weihnachts-Kryptogramm



Homonym

Wem lohntest du wohl schlimmer!
Er schafft dir Brot ins Haus;
Doch tritt er dir ins Zimmer,
Dann wirfst du ihn hinaus. G. P. P.

Scherzrätsel

Setz du den Anfang an
Und setze den zuletzt:
Ein Bergzug nennt sich so;
Hast du die Lösung jetzt? E. S.

Rätsel

Eine Richtung kommt zu Ende:
Wer den Städtenamen fände? E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 222:

Des Silbenrätsels: Starost.
Des Scherzrätsels: Schimmer.
Des Worträtsels: Vermessen.
Des Rätsels: Feder.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Henriette Helbling-Tschudy in Zürich (3); Oedipus in Emden (4); Frl. Alma Th. in Wien; F. K. in St. Ingbert (6); Gustav Scherer in Budapest (3); Joh. P. Stoppel in Hamburg (3) [Ellerbek liegt im Kreise Plön des preuß. Reg.-Bez. Schleswig am Kieler Busen]; „Maus und Mutt" in Hamburg-Uhlenhorst (5); Fritz Hennes in Hannover; Frau Agnes Fiedler in Wien (3); H. Schröder in Berlin (4); Frl. Anna Koch in München; „Hans und Anna" in Innsbruck (2); Frau Frieda Bernheim in Warschau (2); Max Kramer in Königsberg (4); Georg Ohly in Prag (2); Otto Ringler in Ulm; Hugo Ackermann in Frankfurt a. M. (3); Bernh. Manz in Magdeburg (3).

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. — Rücksendung findet nicht statt)

Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem, Der Kampf ums Glück. Roman. ℳ 3.—. Dresden, Pierson.
Marie Bernhard, Das Corpus delicti. Erzählg. ℳ 3.—. Ebd.
Hans Karlsen, Marianne Wildenberg. Roman. ℳ 4.—. Ebd.
Felix Frhr. v. Stenglin, Das Höchste. Roman. ℳ 3.50. Dresden, Minden.
Giuseppe Marcotti, Entehrt. Roman. Autorisierte Uebersetzung. ℳ 4.—. Ebd.
Max Vorberg, Geschichten aus alter und neuer Zeit. II. Folge. ℳ 2.70. Halle, C. Ed. Müller.
H. v. Schreibershofen, Jan van Knebel. Aus Antwerpens Inquisitionszeit. Erzählung. ℳ 4—. Ebd.
Ed. Pötzl, Eingeborene. Wienerische Skizze. ℳ 1.50. Wien, Mohr.
— — Stadtmenschen. Ein Wiener Skizzenbuch. ℳ 1.50. Ebd.
Illustr. Malvorlagen-Katalog. 1903. 75 ₰. Leipzig, W. Möschke.
Bibliothek der Gesamtlitteratur. Nr. 1600/05: Friedrich d. Gr. als Kronprinz im Briefwechsel mit Voltaire. ℳ 1.50; Nr. 1606/09: Wisemann, Fabiola. ℳ 1.—; Nr. 1610: Bauernfeld, Fortunat. 25 ₰; Nr. 1611: Fritz Reuter, Franzosentid. 25 ₰. Halle, O. Hendel.
Hans Stubenrauch, Bilder zu Fritz Reuters Werken. Mit Text von P. Warncke. Lfg. 16—20 à 50 ₰. Berlin, Eckstein Nachf.
Lucie Bacmeister, Zwei Eide. Erzählg. ℳ 3.—. Berlin, Luckhardt.
O. Verdrow, Still u. bewegt. Ged. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.
Paul Heyse, Romane u. Novellen. Liefg. 9—15 à 40 ₰. Stuttgart, Cotta Nachf.
Hch. Sohnrey, Hütte u. Schloß. 4. Aufl. Berlin, Mart. Warneck.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Das Herannahen des Winters legt jedem Pferdebesitzer die Pflicht nahe, den Hufbeschlag seiner Pferde in Ordnung zu bringen, d. h. vor allem für gute, stets scharfe Stollen zu sorgen. Seit vielen Jahren nun stehen die allbekannten H-Stollen infolge ihrer bedeutenden Vorzüge an der Spitze aller Stollen-Arten. Der beste Beweis für die Güte eines Artikels ist unstreitig der, daß Nachahmungen entstehen. Dies trifft auch bei den H-Stollen zu, und deshalb sei aufmerksam gemacht auf die Bekanntmachung der Erfinder, Leonhardt & Co. in Berlin-Schöneberg, woraus hervorgeht, daß die Vorzüge ihrer Stollen nicht allein durch die H-Form bedingt sind, sondern zu einem großen Teil auch auf der besonderen Qualität des bei der Fabrikation verwendeten Stahles beruhen, welch letzterer einzig und allein für obige Firma hergestellt wird. Es sei noch erwähnt, daß der Preis der H-Stollen infolge der sich nach vielen Millionen beziffernden Massenfabrikation jetzt ein sehr niedriger und somit der Beschlag mit Original-H-Stollen nicht nur der beste, sondern thatsächlich auch der billigste aller existierenden Winterhufbeschläge ist.

Zu einer praktischen Winterkleidung dürfen gute, haltbare Gummischuhe, die die Füße warm halten, nicht fehlen. Wir lenken darum die Aufmerksamkeit der Leser auf die Annonce der Vereinigten Gummiwarenfabriken Harburg-Wien (vormals Menier-J. N. Reithoffer in Harburg), von denen ein hochfeiner Gummischuh auf den Markt gebracht wird, der unter dem Namen „Para Comfortable“ das Beste repräsentiert, was in diesem Genre bisher geleistet worden ist. Außer diesen „Para Comfortable“, die infolge des vorzüglichen Rohmaterials naturgemäß auch im Preise etwas höher gehalten sind, fabriziert die Firma noch den „Spezialgummischuh“. Dieser besitzt im großen und ganzen die gleichen hervorragenden Eigenschaften, ist aber mehr für strapaziöses Tragen gearbeitet und dürfte sonach der großen Allgemeinheit ganz besonders zusagen, zumal er bei vorzüglichster Arbeit außerordentlich billig im Preise ist.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.

Für die Krone

Roman von Richard Voß

Zweiter Teil

I

Habe ich nicht eine große Mutter?

So etwas ihrem Sohne zu sagen, ihrem geliebten Sohne! Denn meine Mutter liebt mich. Ihre starre Regungslosigkeit und der fast feindselige Ton ihrer Stimme in jenem fürchterlichen Augenblicke waren auch Mutterliebe. Sie wußte, weshalb ich kam, was ich von ihr hören wollte, und sie sagte mir dann auch das andre. Sie hatte die Größe, es mir zu sagen. In Sparta mag es solche Mütter gegeben haben.

Aber es ist nicht wahr, ist **nicht** wahr, nicht wahr: ich bin gesund! Sie täuschen sich. Es täuscht sich auch der große, weise Mann. Das kommt ja doch bisweilen vor. Ich bin der einzige Gesunde unsers Geschlechts! Krank, schwer krank ist der König, den sie für den einzig Gesunden ausgeben. Er hat die Krankheit unsers Hauses, die Krankheit meines Vaters geerbt: ist also meines Vaters wahrer Sohn. Schon jetzt ist er es!

Ich bin an Leib und Seele gesund. Ich müßte es sonst ja doch wissen. So etwas fühlt man ja doch — so etwas! Ich kann folgerecht denken: zweimal zwei ist vier. Nun also! Ich würde zweimal zwei für siebenunddreißig nehmen, wenn ich wäre, wie sie sagen, daß ich sei. Nur in einem Atom so wäre! Aber es ist gräßlich, zu denken, wie einige Sinnlose einen Vernünftigen von Sinnen bringen können.

Wenn das Land wüßte, was der große Weise, was mein Bruder, was meine eigne Mutter von mir halten ... Aber auch das Land glaubt an meine Gesundheit, meine Willensfreiheit, meine Kraft. Denn das Land liebt mich, glaubt an mich, vertraut mir.

Kraft!

Gebhardts Schwester sprach das große Wort gelassen aus. Es nennt die göttliche Gewalt, die vom ersten Anbeginn da war. „Im Anfang war die Kraft“, müßte es heißen. Wer die Kraft hat, der hat das Leben. Denn Kraft ist zugleich That. Kraft bewirkt Wunder. Wie recht sie hat, die junge Dame, die ich verkannte, die ich fast verachtete.

Eine Kraft ist auch sie!

„Auch“ — nun ja, ja, ja! Ich bin eine Kraft. Ich fühle mich von Kraft durchdrungen, von dem Willen zur Kraft. Wäre ich in Wahrheit ein Schwerkranker, so würde meine Kraft meine Krankheit bezwingen; läge ich auf meinem Sterbebette, so würde meine Kraft mich aufstehen und mich wandeln machen; selbst wenn ich „schon jetzt“ meines Vaters wahrer Sohn, schon jetzt ein Wahnsinniger wäre, so würde dennoch meine



Weihnachtsmarkt in Wien. Nach einer Zeichnung von St. Rejchan

Kraft über mein sich zersetzendes Hirn Gewalt haben wie über eine Mechanik, die ein Druck der Hand regiert.

Und welche Kraft ich haben würde, wenn mein Bruder seiner Schwäche erlegen wäre, — Thyra, Thyra, welche Kraft!

*

In jenem fürchterlichen Augenblicke besaß ich die Kraft, meine weinende Mutter zu trösten. Ich hatte sie noch niemals weinen sehen. Denn Königinnen weinen bekanntlich nicht, und wenn sie Königinnen des Jammers wären, wie deren eine meine Mutter ist. Die Thatsache, daß sie gleich dem ersten besten sterblichen Weibe weinen konnte, schien für sie etwas Entgeisterndes zu haben. Auch ich sah mit stumpfem Staunen zu, wie es aus ihren Augen über ihre Wangen herabrieselte: ein Strom ganz natürlicher Thränen! Es waren gewiß glühende Tropfen, die meiner Mutter Herz verbrannten.

Wir blieben lange beisammen — zum ersten Male! Zum ersten Male waren wir Mutter und Sohn. Es hat mit Staat Dänemark weit kommen müssen, bevor wir beide dahin kamen.

Und weiter habe ich die Kraft zu schweigen. Ich möchte sprechen, rufen, aufschreien. Aber ich halte meinen Mund fest verschlossen. Ich möchte unsern spiritus familiaris citieren. Aber ich überwinde mich. Ich möchte mich an die Brust meines einzigen Freundes werfen und an seinem Herzen mich ausweinen. Aber ich erlaube mir nicht einmal, in meinem einsamen Kämmerlein eine Thräne zu vergießen!

Um von meinem eignen Ich loszukommen, will ich berichten, durch welche Mittel die Schwäche des Königs kurz vor Vermählung und Krönung überwunden wurde. Daß meine kranke Person Mittel zum Zweck war, läßt sich sicher annehmen. Aber es wirkte nicht genug, wie schließlich sich zeigte. Man mußte auf andres und Stärkeres sinnen. Die Not der Stunde sprengte die eherne Pforte der Zelle, in deren Klausur der junge König mit dem Grauen rang, und ließ meine Mutter zu ihm gehen. Es mag ein Bild größten historischen Stils gewesen sein, als der priesterliche Greis mit seinen Mönchen, als die ganze Schar der Weißgewandeten die schwarze Frauengestalt, die eine Niobe unter den Königinnen Europas ist, zu dem kleinen weißen Hause geleitete. Denn auch das geschah mit vollem Kirchenpomp unter großem Zeremoniell — selbst das!

Meine Mutter blieb volle drei Stunden eingeschlossen bei meinem Bruder in der Karmeliterklause. Was mag sie ihm gesagt haben, mit welchen gewaltigen Beweggründen mag sie in ihn gedrungen sein; auf welche zwingende Weise ihn, der abtrünnig werden wollte, wieder zu seiner Pflicht zurückgeführt haben? Jedenfalls machte das große Königswort Pflichterfüllung den letzten und höchsten Inhalt jener denkwürdigen drei Stunden aus.

Nun, wenn es nur seine Wirkung that. Und diese that es — da der König ja König bleibt, weil es unmöglich ist, zu Gunsten eines Kranken abzudanken!

Daß ich nicht immer und immer an dieses eine denke, wird den mächtigsten Willen, die stärkste Kraft erfordern. Denn schließlich ist dieses eine dasjenige, was für mich die Welt erfüllt und das Leben ausmacht. Es ist mein ein und alles. Das hätte meine spartanische Mutter wissen können.

*

Im ganzen Lande werden Hochzeitskuchen gebacken und Krönungsbraten gespickt; denn das ganze Land feiert Hochzeit und Krönung. Wenn der Plebs nur feiern kann, schmausen und zechen, dann ist es gleich, ob die Braut, zu deren Ehre die Hochzeitskuchen vertilgt werden, eine Glückselige oder ein Opfer ist. Darum giebt der Staat, der weise Staat, seinen Unterthanen im ganzen Lande Hochzeitskuchen und Krönungsbraten. Selbst der ärmste Mann soll das Wohl des jungen Königspaares in Wein ausbringen können.

Heute entstieg der König seiner Gruft, und der frechste Spatz im Lande wagt nicht davon zu pfeifen, was in dem Grabgewölbe der Zelle vorging.

Ich erblickte meinen auferstandenen Bruder noch nicht. Auch meine Mutter sah ich seit der Stunde, wo sie mein Haupt mit ihren Thränen badete, nicht wieder. Mit welchem Blicke werde ich Bruder und Mutter in die Augen sehen? Denn auch mein Bruder wird wissen, daß ich erfahren habe, wie es um mich steht, „schon jetzt". Ich meine, wie es schon jetzt um mich stehen soll; denn es ist nicht wahr, ist nicht wahr, nicht wahr! Sie lügen. Der Tag wird kommen, an dem ich ihnen ihre Lüge beweisen werde. Und dann —

Uebrigens brauche ich nicht zu besorgen, in welcher Weise ich Mutter und Bruder in die Augen schauen soll. Solange wir feiern müssen, sind wir weniger „Familie" als je. Und jetzt sind wir gar von der Sohle bis zum Scheitel Repräsentation im Vermählungs- und Krönungsstil. Mein Adjutant überreichte mir eine lange Liste. Darauf steht alles genau verzeichnet. Jedes Kleidungsstück, von der Krawatte bis zum Ordensband, ist rubriziert, und wie oft Krawatte und Ordensband zu wechseln sind. Heute abend schließe ich mich in mein Kämmerlein ein und lerne die ganze Geschichte auswendig. Wenn sie nur in meinen kranken Kopf hineingeht! Gebhardt muß mich morgen in aller Frühe überhören. Bleibe ich stecken, so erkläre ich mich für unfähig, den Krawattenwechsel durch meinen Kammerdiener an mir vollziehen zu lassen. Aber ich werde nicht stecken bleiben. Ich werde die Kraft haben, die lange Liste meinem Hirn einzuprägen und meine Rollen zu spielen. Ich bin ja so wie so nur Statist.

*

Die Gäste kommen. Jede Stunde muß ich auf den Bahnhof und helfen einzuholen, zu empfangen, zu begrüßen Die Stadt „prangt in Festesglanz", Flaggen, Bekränzungen, Embleme, Ehrenpforten u. s. w. Die getreuen Unterthanen jubeln und johlen, soviel die Kehlen aushalten können. Sobald die Tressen eines königlichen Lakaien sich zeigen, geraten sie in Erregung, und erscheint gar ein Vorreiter, bekommen sie vor Entzücken den Veitstanz. Bis zum Abend wird sich halb Dänemark heiser geschrieen haben.

Ich gebe scharf acht. Mir scheint's, als wäre bei meinem Anblick ihre Freude stiller als früher. Warum plötzlich stiller? Schon jetzt! Noch ganz vor kurzem glaubten sie an mich, vertrauten sie mir, liebten sie mich. Sowie sie mich erblickten, drängten sie mir entgegen, jubelten, johlten, zeigten mir ihren Glauben, ihr Vertrauen, ihre Liebe. Und plötzlich stiller, viel stiller! Was that ich ihnen? Ihnen zuliebe bin ich in Gedanken zum Kain geworden. Diesem Gesindel zuliebe! Und jetzt — denn ich habe scharfe Ohren — ist es auf einmal so viel stiller um mich, fast ganz still. Sollten auch sie die grasse, gräßliche Lüge über mich erfahren haben, sollten auch sie wissen, daß ich —

Ich wollte sie jubeln und johlen machen, wenn ich . . . O, ich wollte!

*

Während eines jemaligen Kostümwechsels finde ich Zeit, dieses und jenes aufzuzeichnen. Es beruhigt mich mehr, als nähme ich sechs Gramm Brom, womit mich unser Familiengeist seit einiger Zeit füttert. Er mästet mich förmlich damit.

Gestern abend traf die glückliche Braut auf Schloß Charlottenkron ein. Heute vormittag holt der Bräutigam sie von dort ab, und das junge Paar hält feierlichen Einzug in seine Residenz. Abends findet Familientafel und Hofkonzert statt; morgen folgen Vermählung, Krönung, Huldigung, Galatafel, Galavorstellung, Illumination, Umzug. Endlich, dann endlich läßt man König und Königin allein. Die Armen!

*

Hei, juchhei! Hochzeit im Mai!

Es durchschauert mich, wenn ich mir vorstelle, wie glücklich der Mensch sein könnte. Ein junger Mensch, gesund und gut, die Seele voller Sehnsucht, das Herz voller Hoffnungen, der ganze Mensch Thatendrang und Kraft, Streben und Leben. Und zu dem jungen, gesunden, guten Menschen das junge, gesunde, gute Weib. Beide sich liebend, beide zu einander gehörend, vom Himmel selber füreinander geschaffen. Im holden Monat Mai halten sie Hochzeit. Erde und Himmel leuchten, Blüten quellen aus dem jungen Grase, Blüten und Blätter aus den jungen Zweigen. Die Vögel singen, Lerchenchöre schweben im Aether. Die ganze Welt ist ein von Blumenduft durchströmtes, von Melodien durchtöntes, einziges wonniges Brautgemach.

Aber es läßt sich nicht vorstellen, nicht von unsereinem.

Ich gehörte zu denen, die mit dem Bräutigam die Braut einholten. Sie war unaussprechlich lieblich, unaussprechlich wehmütig. Die goldene Staatskarosse war mit Zentifolien und Maiglöckchen geschmückt; auch die Räder, die Pferde, Kutscher und Lakaien. Aus Zentifolien und Maiglöckchen schienen Braut und Bräutigam aufzusteigen, ihren getreuen Unterthanen sich zeigend.

Der König trug die große Generalsuniform des Regiments, das ihm von dem fremden, uns bald nahe verwandten Staate verliehen ward; die Braut eine lichtgrüne Toilette und darüber einen mit Silber gestickten Mantel aus mattrosenfarbenem Sammet. Sogar ihr Hut prägte sich meinem Gedächtnisse ein: rosa Gaze, Silberstickerei und ein Strauß großer blasser Parmaveilchen.

Die getreuen Unterthanen rasten bei dem Anblick der holdseligen Königsbraut. Sie aber war so befangen, so verschüchtert, so angstvoll, daß sie nicht einmal ihr Köpfchen zu neigen vermochte. Der König grüßte beständig nach allen Seiten — ohne auch nur einen Schimmer von Freude auf seinem blassen, vergrämten Gesicht.

Mit solchem Antlitz wird er vermählt und gekrönt! Ins Grab sollte einer sich legen lassen, der solches Gesicht hat: an seinem Hochzeitstage im Wonnemonat Mai und ein König!

*

Ein Titl. Oberhofmarschallamt bedeckt sich wieder einmal mit Ruhm. Diese Festtage werden in den Annalen des Hofes unsterblich sein. Es ist wunderbar, wie alles klappt. Jeder erhält, was jedem gebührt. Das schwierigste Problem, das der Rangordnung bei dem Zuge in die Kirche, bei der Aufstellung im Dom, bei Tafel, Gratulation, Cercle u. s. w., ward siegreich gelöst, eine geistige Herkulesarbeit glänzend vollbracht. Kurzum: ein Titl. Oberhofmarschallamt darf citieren: „L'état c'est moi!"

Die Pracht ist wahrhaft königlich, das Zeremoniell grandios, die Feierlichkeit auch bei dem geringsten überwältigend. Während der Trauung starrte ich der jungen Königin ins Gesicht und während der Krönung dem jungen König, was beides von mir höchst indiskret war. Aber ich war in Gottes Namen neugierig. Als die Königin das „Ja" sprach, das niemand vernahm, mußte sie gestützt werden; und als dem König vom Erzbischof die Krone aufgesetzt ward, schien er Gespenster zu sehen. Dazu läuteten die Glocken, und Herolde verkündeten den getreuen Unterthanen mit Posaunenton, daß ihr König gekrönt sei.

Meine Mutter hat für die Feier ihre Witwentrauer abgelegt und gleicht in ihrem mit Goldstickereien und Kleinodien bedeckten weißen Gewändern einem byzantinischen Heiligenbilde — auch an Starrheit und Unbeweglichkeit. Es war gewiß ein Traum, daß ich meinen Jammer an dieser Brust barg, daß diese Arme den Schmerzenssohn umfingen, diese Augen über seinem Haupte weinten. Es kann nur ein Traum gewesen sein.

Auch das muß ich von diesen Tagen noch aufschreiben: Gräfin Thyra ist von einer wahrhaft triumphierenden Schönheit. Sie erregt Aufsehen. Die Fremden fragen, wer sie sei. Aber das ist weiter nicht merkwürdig und kann mir höchst gleichgültig sein. Mir ist die junge Dame durch etwas andres eigentümlich interessant, wird es mir mit jedem neuen Sehen mehr und mehr: so oft ich mich in ihrer Nähe befinde, scheint von ihrer stolzen, ruhigen Kraft etwas auf mich überzugehen.

Das ist doch gewiß sehr seltsam.

Uebrigens vermeide ich, sie anzusprechen. Seit jener Unterredung widersteht es mir, mit ihr

banales Hofgeschwätz zu halten. Wir beide haben uns größere Dinge zu sagen.

*

Alles ist vorüber, ist glücklich vorüber! Zum mindesten glanzvoll.

Daß wir solche Tage aushalten können, ohne an Leib und Seele zusammenzubrechen, einfach vernichtet zu sein, erscheint mir stets von neuem unfaßlich. Aber wir haben ja von Jugend auf Uebung darin.

Ich komme von der Illumination zurück. Ein Sternenhimmel schien auf unser finsteres Land herabgesunken, eine neue Sonne darüber gegangen zu sein, ein Heer von Planeten es umkreist zu haben. In roten, grünen und blauen Flammen loderten Paläste und Kirchen auf. Ein Meer weißen Glanzes wälzte sich herum. In der entlegensten Straße der letzten Vorstadt soll die Baracke des ärmsten Mannes festlich erleuchtet gewesen sein: zu Ehren des jungen Königspaars. Ich weiß nicht, wie viele zu seiner Ehre in dem Gewühle totgedrückt wurden.

Jetzt ist alles dunkel, still, öde. Im Schlosse wenigstens. Auf den Straßen werden die getreuen Unterthanen noch lärmen. Von meinen Fenstern aus kann ich hinüberschauen zu den Gemächern, die die Neuvermählten, die Gekrönten bewohnen. Die beiden armen, armen Menschen! Und sie sind noch jung!

II

Von meiner Seealp!

Ich hielt es in der Residenz nicht aus.

Ich fühlte mich bei den Meinen, als steckte ich in einer Menschenmenge und würde zu Tode gedrückt, würde zerquetscht. Mein Herz zermalmten sie ja schon vorher, da sie die große, gräßliche Lüge über mich aussprachen und mich meines Vaters wahren Sohn nannten. Was sollte ich unter ihnen mit meinem zermalmten Herzen? Sind doch selbst sie, die an mich glaubten und mich liebten, still geworden, wenn ich jetzt an ihnen vorübergehe. So ging ich denn lieber ganz von ihnen und allen. Mein Gehen war Flucht. Niemand hielt mich zurück. Aber niemand verfolgt mich.

Es ist mein Glück, daß sie mich gehen ließen, daß ich mich hier verbergen darf, mich einhöhlen wie ein verwundetes, zu Tode getroffenes wildes Tier. Denn sie trafen mich durch ihre große, gräßliche Lüge zu Tode!

Mutter, auch du!

Einsamkeit! Heilige Einsamkeit, nimm mich auf in deine Arme, mich, den Ausgestoßenen, den Vertriebenen! Sei du mir Hüterin, Schützerin, Retterin!

Göttin sei du mir. Ich will dir in meinem Herzen, soviel darin in mir noch lebendig ist, Altäre aufrichten. Opfer will ich dir darbringen, dich anbeten und keine Götter haben neben dir. Dein leises Wehen allein tröstet den Beladenen, und dein bloßes Walten heilt den Wunden. Wer dir sich ergiebt, kann nie verlassen werden; wer an dich glaubt, wird niemals enttäuscht; wem du dich offenbarst, der erkennt die Gottheit.

Einsamkeit, gütige, liebevolle, mütterliche Einsamkeit, in mir den Königssohn verleugnend und abschwörend, nenne ich mich dein Kind.

*

Grade vor einem Jahre kam ich hier an. Ist das möglich? Liegt wirklich kein volles Menschenalter zwischen jenen und diesen Frühlingstagen? Damals lernte ich hier empfinden, ich sei jung; und heute fühle ich, es ist mit meiner Jugend vorbei. Wie ausgelöscht ist sie.

Damals schwor ich in dieser Felsenenge, ein guter Mensch zu sein und zu bleiben; und heute ist mir's, als gäbe es unter der Sonne nichts Erbärmlicheres, weil nichts Schwächeres, als menschliche Güte. Man sollte die „guten“ Menschen mit Keulen erschlagen, wie einstmals zu Sparta die schwächlichen Kinder.

Obgleich ich inzwischen alt und bösartig wurde, fühlte ich mich gerührt, als ich gestern am See eintraf. Ein Titl. Oberhofmarschallamt hatte meine Ankunft natürlich rechtzeitig gemeldet, mit dem vorsorglichen Zusatz: Königliche Hoheit kämen im strengsten Inkognito und verbäten Höchstdieselben Sich daher jeden Empfang, welcher Art er auch sei.

Nichtsdestoweniger empfing man mich. Nur war keine wohllöbliche Behörde vertreten, und feierliche Ehrenpforten, servile Ansprachen, weißgewandete Jungfrauen gab es auch nicht. Dafür Fischer, Holzknechte und Bergvolk, alle im Sonntagsstaat. Alle drängten sich meinem Wagen entgegen, freuten sich, „juachzten“. Und wie sie jauchzten! Als wollten sie mit ihrem Getöse den Weißen Kaiser zum Wanken bringen. Dazu schossen die Burschen ihre Büchsen ab — was für Büchsen! Dem finstersten Mittelalter entstammend, ehrwürdige Altertümer, die ins Nationalmuseum gehörten. Pulver hatten sie ins Rohr gepfropft, daß es das Eisen sprengen mußte. Das gab Blitz und Knall! Es war, als ob von allen Seiten Gewitter aufstiegen. Dazu das Echo! Dazu der Jubel! Bereits nach zehn Minuten wälzte sich der Pulverdampf gleich dichtem Nebel vom Gelände aus über den See.

Sie jauchzten und freuten sich. Wenigstens thaten sie so, als ob sie sich freuten, thaten, wie wenn sie an mich glaubten und mich liebten. Und ich, den Trug erkennend, ließ mich auf das bereitwilligste betrügen und war so gerührt, daß ich am liebsten hätte weinen mögen vor Glück, von Fischern, Holzknechten und Bergbauern scheinbar geliebt zu werden.

Es ist das eine Schwäche, die ich mir aus der Seele reißen muß, gleich Blütentrieben. Fort mit den schönen Wucherungen! Unkraut gehört in die Seele, die brennende Nessel, die stechende Distel, der Wunden reißende Dorn, daraus das Leben dem Kämpfer den Siegeskranz windet.

Mein Nachen war mit maiengrünem Buchenlaub bekränzt, daß er schier hochzeitlich anzusehen war. Als die nämlichen Bäume, mit deren Zweigen das Boot für mich geschmückt ward, in Herbstgluten flammten, ließ ich mit ihrem Scharlach das Gemach ausschlagen, darin ein toter Herrscher aufgebahrt lag, der mich seinen lieben Sohn nannte, an dem er Wohlgefallen hatte. Mit solchem Vatersegen auf mir, schiffte ich mich ein zu seinem Sterbeort, der fortan meine Heimat sein sollte.

Die Freude des Volkes, sein Jubel, seine „Liebe“ brausten hinter mir drein mit Donnergetöse. Wenn sie Wahrheit waren und aus dem Herzen des Volkes kamen, ob sie dann nicht machtvoller sich erweisen könnten als das Geschick, dem ich verfallen sein soll? . . . Ein unheilbar Kranker durch Volksliebe geheilt, wäre das nicht aller Wunder Größtes und Schönstes?

Aber ich bin mit dem Bericht über meine Ankunft noch nicht zu Ende. Das Köstlichste kommt noch. Das Köstlichste von allem war der Augenblick, wo ich bei der letzten Wendung des Ufers die Seealp auftauchen sah — meine Seealp, zur Begrüßung ihres Herrn von Sonnenuntergangsgluten überschwemmt, Flur, Felsenhalde und alle Gipfel in dunkler Rosenröte entbrennend. Schon von weitem bemerkte ich zwei Männergestalten, die von den Häusern in gewaltigen Sprüngen über den Rasengrund zum Strande herunterliefen, wo sie sich wie Besessene gebärdeten. Sie warfen ihre Hüte in die Luft, fingen sie auf, warfen sie wieder, wobei sie Laute ausstießen, mehr einem Gebrüll als einem Jauchzen, das es doch sein sollte, gleichkommend. Es waren der Tonei und der Stigei, die in der Weise von Urmenschen ihrer Freude über meine Rückkehr Ausdruck gaben, einer Freude, an die ich glauben will.

Bekränzt stand das Haus, das mein Asyl sein soll. Bis zum Giebel hinauf schlangen sich Tannengrün und junges Buchenlaub. In allen Zimmern noch der süße Duft wilder Alpenaurikeln, die mit ihrem goldigen Schimmer die Räume förmlich durchleuchten. Der Tisch war für uns gedeckt und mit Blumen bestreut, fast, als wenn Judika —

Es ist natürlich das Kavalierhaus, das ich bezog. Das Königshaus liegt verschlossen, wie ausgestorben und tot. Ich werde mich an den gespenstischen Anblick gewöhnen müssen.

Aber nicht gewöhnen will ich mich an die Lakaiengesichter! Ich möchte höchsten Orts darum einkommen, daß sie abberufen werden und ich mir selbst meine Leute wählen darf. Uebrigens würden Tonei und Stigei zu meiner persönlichen Bedienung vollkommen genügen. Es wird jedenfalls Kampf kosten — sogar das.

Später hatte ich dann seit langer Zeit wieder eine gute Stunde. Mitten in der Nacht stand ich auf und ging hinaus. Die Sterne schienen so hell, daß ich die Farbe der Krokus erkennen konnte, welche die Alpenwiese bedecken: weiß, lila, gelb. Wieder hörte ich das Rauschen aller der Wasserfälle, Bäche und Bächlein, die ringsum niedergehen. Die Eisgefilde des Weißen Kaisers schimmerten wie einsame, zu Wolkenhöhe emporgehobene weiße Blumenmatten, und in der dunklen Seeflut spiegelten sich die Sterne so lockend, daß ich am liebsten, wie ich ging und stand, hinabgetaucht wäre, um mir eines der Himmelslichter aus dem Wogenabgrund empor zu holen für mein sternenloses Leben.

Lange ging ich am Gestade auf und ab, andachtsvoll die Atemzüge der schlummernden Mutter Erde belauschend, tiefe Einkehr haltend, angstvoll aus dem Labyrinth meines Denkens nach einem Ausgange suchend und ihn nicht findend. Ueberwältigt von der Feierlichkeit der Stunde und der Größe meines Jammers, sank ich auf die Kniee, streckte dem gestirnten Himmel beide Arme entgegen und betete laut.

Nicht um Glück betete ich, sondern um himmlischen Schutz gegen die dunklen Gewalten in meiner Seele. Ich kann ihnen keinen Namen geben; aber ich muß sie empfinden.

Es muß weit mit einem Menschen gekommen sein, wenn er nicht mehr zu stammeln vermag: „Lieber, lieber Vater im Himmel, mache mich glücklich, der ich doch auch dein Sohn heiße.“

Aber es giebt auf Erden viele Waisenkinder, die auch jenen Vater nicht haben.

*

Lange sprach ich nicht von meinem lieben Grafen. Ich scheute mich, seinen Namen selbst auf dem Papier zu nennen. Das hat seine Ursache in meinem schmerzlichen Zweifel, meinem qualvollen Mißtrauen, ob er wirklich mein Freund ist. Wenn es wahr ist, daß Fürsten keine Freunde haben können, warum sollte gerade ich eine Ausnahme sein von der Regel? Ich vermag keinen Grund dafür zu finden. Ich müßte für seine Freundschaft Beweise haben. Was aber heißen zwischen ihm und mir Beweise? Wie soll er mir seine Freundschaft beweisen, eine Freundschaft, so voller Uneigennützigkeit, wie ein wolkenloser Sommerhimmel voll Sonnenscheins ist. Darf ich als vollgültigen Beweis seiner Freundschaft nehmen, daß er meine innere Zerrissenheit erträgt — erträgt alle meine Abgründe und Dunkelheiten? Als Beweis, daß er mir auch jetzt folgte in diese Felsenenge, die einer Mönchsklause gleicht, und die für ihn, den glänzenden, zukunftsreichen Mann, ein Gefängnis sein muß? Könnte er mir nicht zum Wächter gesetzt sein mit Aussicht auf allerhöchste Belohnung, wenn er — mich gut bewacht? Gewiß wird er durch mich herrlich Carriere machen. Darum folgte er mir hierher, darum bleibt er bei mir.

Ich belausche und belaure ihn. Unausgesetzt bin ich ihm auf der Spur. Jedes seiner Worte lege ich auf die Goldwage. Ich versuche, mich in sein Inneres zu bohren, seine Seele zu durchwühlen, um eine Regung aufzuspüren, die meinem Zweifel, meinem Mißtrauen recht giebt. Ich zittere vor einer Entdeckung, suche und spüre aber doch. Und sollte ich finden müssen, so will ich fortan an nichts mehr glauben, was Menschenantlitz trägt.

Heute führte ich mit ihm folgendes Gespräch:

„Ich will mit Ihnen von meinem Vater reden.“

„Muß es sein?“

„Ja . . . Mein Vater soll schon als Kronprinz leidend gewesen sein?“

„So hörte ich.“

„In seiner nächsten Umgebung soll man es schon damals gewußt haben. Und man wußte, daß sein Leiden sich rapid entwickeln würde. Oder wurde ich falsch berichtet?“

„Ich glaube nicht.“

„Trotzdem wurde mein Vater König.“

„Allerdings.“

„Sein Leiden wurde demnach verheimlicht?“

„Aus Staatsraison. Der König hatte sich schon als Kronprinz vermählt.“

„Todsünde!“

„Zwei Prinzen wurden geboren.“

„Todsünde! Zweifach und dreifach Todsünde!“

„Ohne Erben wäre das Land an ein andres Reich gefallen. Das mußte vermieden werden.“

„Vermieden durch eine Reihe von Unthaten, begangen aus Staatsraison.“

„Sie ist mitunter eine höhere Gewalt.“

„Sagen Sie: eine Allmacht. In diesem Falle beschloß sie, die stets nur des Landes Bestes wollen sollte, des Landes Schlimmstes, denn sie ließ ein degeneriertes Haus an die Regierung. Wie Sie hören, weiß ich Bescheid, wie es um uns steht.“

Er gab keine Antwort. Was hätte er auch antworten sollen — trostlose Wahrheit, wie alles war. Nach einer Weile meinte er: „Was hätte man thun sollen?“

„Unser Haus mit meinem leidenden Vater erlöschen lassen; das Land einem andern Herrscherstamm übergeben — wohlverstanden einem kraftvollen und gesunden Stamm, einem Stamm, dem die Zukunft gehört, der also fähig ist, selbst unsern Staat noch einmal groß und glücklich zu machen. Hätte mein Vater einen Freund gehabt, nur einen, so hätte dieser eine den König zur Abdankung zwingen müssen, aller Staatsraison zum Trotz.“

Der Graf sah mich an ... Ich werde seinen Blick niemals vergessen.

*

Heute fragte ich ihn, weshalb er mich bei unserm letzten Gespräche so ansah? Von seinem Blick verfolgt, mußte ich ihn fragen. Er erwiderte:

„Ich mußte denken, ob Königliche Hoheit sich hätten zwingen lassen, wären Sie an Ihres Vaters Stelle gewesen?“

„Sie meinen, falls ich einen Freund besessen hätte, der mir solchen gewaltigen Liebesdienst würde erwiesen haben?“

„Gesetzt, Königliche Hoheit hätten ihn besessen.“

„Ich kann es mir nicht vorstellen.“

„Und ich kann mir nicht vorstellen, daß Königliche Hoheit einen ‚solchen gewaltigen Liebesdienst‘ sich würden haben erweisen lassen.“

„Sie glauben es nicht?“

„Nein.“

Ich sah ihn an. Dann sagte ich:

„Ich könnte Ihr ‚Nein‘ für einen Beweis Ihrer Freundschaft nehmen, denn nur ein Freund ist im stande, auf solche Frage solche Antwort zu geben. Ich bedaure nur, niemals Gelegenheit zu haben, Ihre Freundschaft noch weiter zu erproben. Niemals werden Sie in die Lage kommen, mich zur Abdankung zu zwingen, da mein vollkommen gesund sein sollender Herr Bruder sich zwingen ließ, nicht abzudanken.“

Er verneigte sich nur.

*

Es giebt mir viel zu denken, wie gut er mich kennt — vielleicht besser, als ich mich selbst kenne, da ich immer noch Stunden habe, in denen ich mich selbst belüge. Wohin kämen wir aber, wenn wir alles von uns wüßten? Auch das Allertiefste, Allerdunkelste, Allermenschlichste!

Eine solche Erkenntnis müßte selbst eine gesundere Vernunft in die Brüche bringen — und die meine soll ja so wie so von Anfang an nicht festgefügt gewesen sein. Es ist mir unheimlich, von einem Menschen so gut gekannt zu werden. Unter Umständen könnte der Mann gefährlich werden.

Zum Glück bestehen diese Umstände nicht.

*

Seit der Stunde meiner Ankunft will ich mich beim Tonei nach jemand erkundigen. Aber der Name will mir nicht über die Lippen. Was mag aus dem Menschen geworden sein? Ein Friedloser, Glückloser, durch das Bewußtsein seines Verbrechens Verurteilter und Gerichteter! Der Gedanke an seine That wird ihn verfolgen und hetzen, er wird die Furie sein, die an seine Fersen sich heftet, die Ruhe seiner Tage mordend und den Schlaf seiner Nächte. Von keiner irdischen Gerechtigkeit bestraft, ist er der göttlichen anheimgefallen, und diese hat ihn verdammt.

(Fortsetzung folgt)

Weihnacht

Nun prangt herein der heil'ge Abend,
Geschmückt, entflammt steht mancher Baum.
Der heil'ge Christ macht, hold begabend,
Mit Glanz und Duft die Herzen labend,
Zur Wahrheit frommer Kinder Traum.

Die Alten schauen zu und sonnen
Sich in dem sel'gen Wunderglück.
Sie trinken aus dem Märchenbronnen
Der eignen Jugend Himmelswonnen;
Nach Eden ging ihr Weg zurück.

Mir aber lächelt keine Feier.
Wie taugte sie in mein Gemach!
Kalt weht herein der Dämmrung Schleier,
Begraben liegt die goldne Leier,
Wie dort der Schnee begrub das Dach.

Hart treibt der Wanduhr lautes Ticken
Mein Sinnen in ein ödes Nichts.
Kein Gottessternlein läßt sich blicken,
Mir ist's, als zög' mit Todesstricken
Mich alles fort vom Quell des Lichts.

Der Weihnachtsglaube? Eitles Wähnen!
Was hielt der Kindheitstraum dem Mann?
Was frommen Reu' und Sehnsuchtsthränen,
Wenn Schuldabgründe mich umgähnen,
Der Zweifel mich zum Raub gewann?

Ha! Ködert Narren mit den Brocken
Verbrauchter Schwärmerphantasie.
Ihr könnt den Wissenden nicht locken,
Und zögt ihr tausend Weihnachtsglocken,
Mich zwingt kein Ton zur Krippe. Nie!

Doch horch? Was tastet auf der Stiege?
Nun pocht's behende an die Thür,
Und schon zu zärtlichstem Geschmiege
Stürmt's an die Brust im sichern Siege! —
Gemach! Du tolle Ungebühr!

Doch die ruft: „Ohm, wie hast du's dunkel!
Hu! Warum bist du so allein?
Treibst mit Gespenstern du Gemunkel?
Komm mit zum Weihnachtsbaumgefunkel!
Wir alle, alle harren dein!“

Und ich, ich gebe mich gefangen —
Wie kam der Schwachheit solche Macht? —
Bin stille mit dem Kind gegangen,
Und in mein einsam Herz mit Prangen
Zog ein der Glanz der heil'gen Nacht.

Ernst Willich

Weihnachtstage in den Alpen

Eine Skizze aus dem Kärntner Volksleben

Der Städter, der im Sommer zum Vergnügen in den Bergen umhersteigt, ist oft der Meinung, daß es wohl um die Sommertage in den Alpen eine recht schöne Sache sei, im Winter aber, denkt er sich, sehe es in diesen entlegenen Bergnestern und einsamen Bauernhöfen übel aus. Aber es ist gar nicht so schlimm! Der Sommer mit seinem lustigen Alm- und Waldleben ist freilich ein flotter Geselle. Wer kümmert sich da weiter viel um ein schützendes Dach, um einen warmen häuslichen Herd? Verstreut in Berg und Wald leben die Leute, dort schaffen sie, kaum daß sie für die Nacht ihre Wohnstätten aufsuchen; viele von ihnen lassen auch das sein, so die Holzer, die Köhler, die Senner, die Jäger und andre, deren Arbeitsstätte fernab von ihrem Heim liegt, die Tage, Wochen und Monate auf den Almen und in den Wäldern zubringen.

Wenn aber das Laub der Bergwälder rötlich zu werden beginnt und fahle, welke Blätter über die dorrenden Matten hin tanzen und wirbeln und rascheln, wenn das schneidige Berglüftel über die Höhen pfeift und durch den Hochwald singt, daß die Bäume winseln, und wenn die Nebelschwaden schon tagelang an den Berglehnen hängen wie ein grauer Wall — dann kommen sie sacht hervor aus den Bergen und Wäldern, von den Almen und aus den Schluchten, wo sie ihr Sommerquartier gehabt, und ziehen heimwärts.

Der Summar geht umar,
Das Lab fallt von Bam;
Jetzt ziag'n die lustigen
Senderleut ham —

singt der Almhirt, der den ganzen Sommer über in Gemeinschaft mit seiner Rinderschar auf den Hochweiden sein Heim aufgeschlagen hatte. Der Abtrieb von der Alm bedeutet für den Aelpler das Ende des Sommers; das trauliche Klingeln und Schellen der Leittiere ist auf den Almen verstummt, draußen wird's unfreundlich, aber in Haus und Hof wird's um so lauter und lebendiger. Die Leute sind alle wieder beisammen, am Abend brennt wieder die Kienholzleuchte, und in der Stube heben die Spinnräder zu schnurren an. Die Männer klieben Brennspäne und schnitzen allerlei Geräte für die Wirtschaft, und auf der Ofenbank ist's schon recht behaglich. Da sitzt die Ahnl und erzählt den Enkelkindern Geschichten; die Leute wissen viel Neues zu berichten vom Alm- und Waldleben im Sommer, von bösen Wettern und allerlei Gefahren, wie sie den Alpenbewohner heimsuchen. Die Geselligkeit findet kaum anderswo eine so fürsorgliche Pflegestätte als in der Bauernstube zur Spätherbst- und Winterszeit; bei den zumeist wenig anstrengenden häuslichen Arbeiten haben die Leute gern ihre Unterhaltung. Das Schaffen geht dabei kurzweiliger von statten, und die Winterszeit, die in den Bergen sonst freilich öder und langweiliger wäre als anderswo, wird leichter überstanden. Es ist daher ganz natürlich, daß sich gerade zu dieser Zeit das Seelenleben des Bauernvolkes am reichsten entfaltet, und die Tage um die Wintersonnenwende sind in dieser Hinsicht die bedeutsamsten. Die Rauchnächte sind für den Alpenbauer nicht nur eine geheimnisvolle, sondern auch eine heilige Zeit, und bis dahin trachtet er, mit allen schweren wirtschaftlichen Arbeiten zu Ende zu kommen, weil er die Tage vor dem Weihnachtsfeste in andrer Weise benutzt.

Mit der Thomasnacht hebt es an, das ist die erste der Zwölfnächte, in denen der Bergbauer seine Hausräume mit Waldweihrauch und Wacholderbeeren ausräuchert und mit Weihwasser besprengt, damit sein Heim gefeit sei gegen alles Ungemach, Krankheit und böse Anfechtung. Bei dieser Verrichtung hat er seine besonderen Meinungen und wendet alle Vorsicht daran, daß bei der Räucherung kein Stück Kohle aus der Glutpfanne zu Boden fällt, denn dies hätte eine schlimme Vorbedeutung für sein Haus: eine in der Wohnstube gefallene Kohle zeigt den Tod eines Familienmitgliedes an, in der Küche oder im Keller bedeutet es eine Mißernte, unterm Dachboden Feuers- oder Kriegsgefahr und im Stall eine bösartige Krankheit unterm Vieh.

Weil in den Rauchnächten der Mensch nach der Meinung des Volkes auch in die Zukunft zu blicken vermag, gelüstet's schon in der Thomasnacht manch junges Dirndel oder manch vorwitzigen Burschen, auf einem Kreuzweg „losen“ zu gehen, allwo dem Lauscher seltsame Dinge zu Ohren kommen. Mit einem Stück geweihter Kreide wird ein Kreis gezogen, damit die bösen Geister ordentlich Respekt kriegen; dann wartet man der Dinge, die da kommen mögen. Es sind Stimmen aus dem Jenseits, und wenn dem neugierigen Horcher auch nicht unmittelbar über sein zukünftiges Geschick etwas gesagt wird, vermag er sich dennoch die Sache trefflich zu deuten; und wenn das lauschende Dirndel nur den Laut eines Juchzers, eines Gesanges oder gar etwas wie Musik vernimmt, dann weiß es ganz sicher, daß es im kommenden Jahre für sie lustige Zeiten, wenn nicht gar vielleicht eine Hochzeit giebt. Jener aber, der beim „Losen“ ein Poltern oder Hämmern vernimmt, der mag sein Testament machen, der überlebt das neue Jahr nimmer.

Die jungen Mädchen sind schrecklich neugierig; deshalb unternehmen sie in der Thomasnacht die seltsamsten Dinge, wobei sie freilich die Kammerthür verriegeln, so daß es nicht zu kontrollieren



Christmette in den Bergen
Nach dem Gemälde von Th. Kleehaas

ist, ob es damit seine Richtigkeit hat, was das alte Thresele erzählte, daß nämlich die heiratslustigen Dirndeln in der versperrten Kammer wichtige Unterhandlungen mit dem heiligen Thomas anbinden. Der heilige Thomas, sagt das Thresele, kennt sich woltern gut aus in den Ehestandsangelegenheiten, und wenn so ein Dirndel gern heiraten möchte, dann wendet es sich an den heiligen Thomas. Wenn es recht schön umgehen kann mit ihm, so läßt er sich schon herbei, ihr ihren Herzallerliebsten im Traume zu zeigen. Das ist eine sehr schöne Sache; damit sie aber auch richtig gelinge, muß die liebesdurstige Maid sich am Abend vor dem Schlafengehen am ganzen Leibe sauber waschen und mit dem linken Fuß zuerst ins Bett steigen!

Es giebt aber auch ein einfacheres Mittel, um diesen Zweck zu erreichen. Das Mädchen streut, im Bette liegend, eine Handvoll Leinsamen rückwärts über den Kopf und spricht dazu:

„I saa (säe) an Sam'
In Thomas Nam'.
In Thomas Garten
Will i auf mein Liebsten warten."

Und vielleicht gar, daß er schon draußen steht vor dem Fensterlein, der Tone oder der Franze oder sonst einer! Mancher Kirschbaum wird geschüttelt in der geheimnisvollen Thomasnacht, und das Gebell eines Hundes giebt dem Mädchen den Fingerzeig, von wannen der Zukünftige kommen wird. Nebst andern Bräuchen ist auch das „Löseln" (Bleigießen) während des Abendläutens üblich. Viele dieser Bräuche wiederholen sich am heiligen Abend, so das „Losengehen", das Bleigießen u. a. Am Christabend geht der Bauer wieder mit Rauchfaß und Weihwasser durch das Haus, und dem Vieh steckt er frisches Futter in die Krippe, weil des Nachts das neugeborene Jesuskind darauf ausruhen wird, und das bringt Segen für das Gedeihen der Haustiere und für das Wachstum des Futters.

Die Kinder, denen ja das Weihnachtsfest als die freudenreichste Zeit im Jahre gilt, eilen nach dem Ave Maria-Läuten durchs Dorf und singen vor den Häusern, wofür ihnen mancherlei Gaben zu teil werden. Der Bauer geht in der Abendstunde mit seinen Hausleuten um sein Gehöft, wobei der Rosenkranz gebetet wird. Wenn die Leute in die Stube zurückkehren, trägt die Bäuerin das Abendessen auf, denn es wurde den ganzen Tag strenge gefastet. Nach dem Essen trinken sie wohl auch einen Kranebetschnaps (Wacholder), der, am heiligen Abend genossen, gegen Krankheiten schützt. Der „Tschok", ein tüchtiger Holzklotz, wird in die Glut gelegt, um die Stube warm zu halten, bis gegen Morgen die Leute von der Christmette heimkehren. Auf dem gedeckten Tische stehen das Kruzifix und geweihte Kerzen, die während der Mette brennen.

Am Weihnachtsabend sitzen die Leute bei der Kienholzleuchte in der sauber gescheuerten Stube und erzählen sich allerhand Geschichten, damit sie nicht schläfrig werden bis zur Mitternachtsstunde, da die Glocken der Dorfkirche zu klingen anheben und zur Mette rufen. Mit flackernden Kienholzfackeln eilen die Leute über verschneite Berge, durch finstere Wälder dem lichtstrahlenden Gotteshause zu, um dort dem neugeborenen Jesuskindlein ein Loblied zu singen. Sie kommen heraus aus den Waldschluchten und herab von den Höhen, wo zu dieser Stunde die Gehöfte vereinsamt sind. Der Bauer allein ist daheim geblieben, um Haus und Hof vor Dieben zu schützen, die es in der Christnacht auf die verlassenen Gehöfte abgesehen haben und dem Bauer gern den Weihnachtsbraten, so ein solcher vorhanden ist, ausführen möchten. Es sind einsame Stunden im Hause; eine geweihte Kerze brennt auf dem weißgedeckten Tische, und nachdem der Bauer den Kindern, die in der Kammer vom lieben Christkindel träumen, die Weihnachtsgaben in die aufgestellten Teller und Schuhe gelegt hat, setzt er sich mit einem Erbauungsbuch an den Tisch, um die Christmette mitzufeiern.

Wenn gegen Morgen die nächtlichen Kirchgänger ins Bauernhaus heimkehren, ihre Kleider und Stiefel oft voll Schnee, dann werden die Kinder geweckt, und da giebt es dann einen frohen Jubel bei jung und alt. O du hochgefeierte Weihnachtszeit! Wie sie gucken, die Kleinen! Und dann wollen sie über das liebe Christkindel allerhand wissen, wie es denn ausgesehen und was es gesagt habe — ja, dem Vater wird ordentlich warm bei den vielen Fragen der glückstrahlenden Kinder.

In der Glut liegt der glimmende Tschok, der die Stube warm gehalten, und nun macht sich die Bäuerin gleich daran, den Leuten einen heißen Kaffee zu kochen. Wenn sie beim Frühstück zusammensitzen, dann wissen sie zu erzählen vom Christkindel, von der Mette und von Bekannten, die sie getroffen im Kirchdorf, und dabei schmecken ihnen der Kaffee und das Zubrot wie nur etwas.

Am Christmorgen geht der Bauer wieder in den Stall, um die Futterkrippen frisch zu füllen, denn auch das liebe Vieh soll es merken, daß Festtage angebrochen sind. Mittags kommt dann das Beste auf den Tisch, vielleicht sogar ein frischer Schweinebraten mit Erdäpfelsalat, und hierauf bringt die brave Hausmutter Kletzenbrot oder gar einen „Hadennickel", damit es zur Festtagszeit keine Not im Hause hat.

Der Stephanitag (26. Dezember) bringt mitunter eine Veränderung im Hause mit sich. Jene Dienstboten, die für das folgende Jahr nicht mehr bei dem Bauer bedienstet bleiben, schnüren an diesem Tage ihr Wanderbündel und nehmen Abschied vom Bauernhause und seinen Bewohnern.

Der Johannitag (27. Dezember) gehört bei den Bauern auch noch zu den Festtagen, wenn auch nicht mehr ganz so wie sein Vorgänger. Die Arbeit, die zu dieser Zeit meistens nicht drängt, läßt man ruhen und geht dafür in die Kirche, um sich den Johannisegen zu holen; am Nachmittag gehen die Bauern gern ins Wirtshaus, um den Johanniwein zu trinken. In Uggowitz (Oberkärnten) tragen am Johannestage die Burschen die „Brina", das ist ein mit Geldstücken geschmückter großer Tannenast, im Dorfe umher und suchen die heiratsfähigen Mädchen auf, die sie mit der kostbaren Seite der „Brina" berühren; läßt das Mädchen sich dies gern gefallen, dann gilt dies als Jawort für den Burschen, der es mit der „Brina" berührt hat.

Mag's ergründen wer will, die Leute wissen es heute gar nicht mehr, woher solch sonderbare Gebräuche gekommen sind, aber sie üben sie immer noch und haben ihr Ergötzen daran.

In den Tagen zwischen Weihnachten und Dreikönigsfest ziehen die Dreikönigsinger mit ihren naiven Hirtenliedern im Lande umher und heimsen als Lohn für ihre Aufführungen die Ueberreste der Festtagskuchen ein. In früheren Jahren gingen die sogenannten „Sternsinger" im Kirchspiel herum. Das war der Organist mit seinen Chorsängern; sie trugen auf einer Stange einen großen „Kometstern" und sangen den Bauern Weihnachtslieder vor, bei welcher Gelegenheit der Organist seine Naturalgebühren einsammelte. In besseren Häusern gab es dabei manche Bewirtung, so daß es sich mitunter zugetragen, daß die Sänger auf dem Heimweg ihren papierenen „Kometen" verloren; vielleicht ist aus solchen Gründen dieser Brauch abgekommen.

Der Altjahrstag bringt wieder manch Orakelhaftes mit sich, und dem Bauer gilt er auch als Lostag für die Witterung und die Fruchtbarkeit des neuen Jahres. Für die Dorfjugend ist der Unschuldigen Kindertag noch eine vergnügte Zeit in der Weihnachtsperiode. Schon am frühen Morgen sind die Kinder auf den Gassen und stürmen mit ihrem „Pließnastl" und dem Sammelsack in die Häuser, um die erwachsenen Personen, die ihnen in den Weg kommen, zu „schappen" und ihnen ein „Frisch und g'sund" anzuwünschen. Am Abend gehen dann auch die erwachsenen Burschen mit Ruten zu ihren Dirndeln im Schappen herum.

Am Abend vor Heiligendreikönig, als der letzten Rauchnacht, nimmt der Bauer nochmals eine Räucherung seiner Hausräume vor, und gleichzeitig schreibt er mit geweihter Kreide auf alle Thüren die Namen der drei Weisen aus dem Morgenlande, Kaspar, Melchior, Balthasar in folgender Form:

19 K † M † B † 03

und zur Vorsicht malt der Knecht noch an die Stallthür ein fünfzackiges Trudenkreuz, und die Mädchen thun desgleichen an ihren Bettstätten, damit keine böse Trud über sie komme.

Mit der letzten Rauchnacht hat auch die geheiligte Adventzeit ihr Ende erreicht, es winkt schon wieder die Lustbarkeit, die tolle Fastnacht hebt an, und am Dreikönigstag fahren die Alpenbauern lustig in den „Haarlang" aus, hinaus ins Kirchdorf. Dort streichen die Musikanten die Fiedel und spielen zum Tanz auf. Wer möchte noch zweifeln, daß es im winterlichen Bergdorf lustig ist? **Hans Kerschbaum**

Spruch

O, nütze zur Liebe, zur Liebe die Zeit,
So karg dir zugemessen!
Die Welt ist so weit, die Herzen sind weit,
Von fernher schattet die Ewigkeit:
Wie bald ist ein Mensch vergessen!

Aug. H. Plinke

Der Dichter von „Karl Heinrich"

(„Alt-Heidelberg")

Siehe Porträt und Abbildungen Seite 295

Wilhelm Meyer-Förster schuf in seiner Erzählung „Karl Heinrich" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) ein Werk, das in seiner dramatisierten Form — „Alt-Heidelberg" — den größten aller Bühnenerfolge seit vielen Jahren errungen hat. Dieser ungewöhnliche Erfolg ist wohl verständlich, denn in der Erzählung wie im Theaterstück gelangt warmes, menschliches Empfinden zu einem so gewinnend glücklichen Ausdruck, wie er sich nur bei wenigen andern Schöpfungen der neueren deutschen Dichtkunst findet. Wie sympathisch der junge Prinz, der bisher im eisernen Zwange der Etikette nur die beengende Hofluft eingeatmet und nun plötzlich, dank seinem wackeren Mentor, den Hauch der akademischen Freiheit spürt, von ihm berauscht wird. Dem jungen, aus langer Bedrücktheit erwachenden Herzen schlägt ein andres freudig entgegen, und ein holder Traum von einer Glückseligkeit, die nie enden darf, wie sie meinen, umspinnt die beiden. Und während sie sorglich ihr süßes Geheimnis hüten, umbraust sie fröhlich der akademische Jubel, hinter dessen Uebermut sich doch echt deutsches Gemüt birgt. Jäh erfolgt das Erwachen — es muß geschieden sein —, doch als köstlichste Erinnerung werden im Gedächtnis des zum Throne berufenen jungen Fürsten Karl Heinrich die sonnigen Tage von Alt-Heidelberg haften.

Der schlichten Innigkeit, mit der Wilhelm Meyer-Förster auf der Bühne unter Verzicht auf alle geistreichen Posen, durch eine seltene, vornehme Reserviertheit, durch die verhaltene Glut des Gefühlsausdruckes den Zuschauer bis ins Herz zu packen versteht, gesellt sich in seinen erzählenden Schriften die meisterhafte Detailzeichnung des Sportwesens, eines Gebietes, das nur wenigen Schriftstellern von Bedeutung zugänglich ist, und eine bis zur letzten Zeile anhaltende spannende Darstellungsweise. Mit diesen Vorzügen seiner Eigenart ist der Dichter unsern Lesern längst bekannt, so daß einige biographische Notizen über ihn von besonderem Interesse sein werden, zumal da sein Lebensgang zeigt, wie rauh und dornenvoll der Weg zum Erfolg zu sein pflegt. Wilhelm Meyer-Förster ist als Sohn des Verlagsbuchhändlers Carl Meyer in Hannover am 12. Juni 1862 geboren. Schon in früher Jugend verlor er seine Mutter. Ursprünglich für die Offizierslaufbahn bestimmt, mußte er nach einigen in Bensberg verbrachten Kadettenjahren aus Rücksicht auf seine schwächliche Gesundheit nach schwerer Krankheit diesen Lebensplan aufgeben. Kaum genesen, verlor der Knabe die treueste Stütze seines Lebens, seinen in seiner Vaterstadt und im Buchhandel hochgeachteten Vater, und kam nun in eine Umgebung, die bei aller Liebe und Treue für seine früh hervortretenden litterarischen Neigungen nicht das geringste Verständnis hatte. Er absolvierte das Gymnasium in Bückeburg, studierte an nord- und süddeutschen Universitäten Jura und Kunstgeschichte und widmete sich, nachdem er schon als Student schriftstellerische Erfolge gehabt hatte, später ausschließlich seiner litterarischen Thätigkeit. Obwohl er nach Jahren herbsten Ringens mit seinem Schauspiel „Kriemhild", das an allen größeren Bühnen gegeben wurde, auch die zünftige Kritik zur unumwundenen Anerkennung seines Talentes zwang und berufene Federn ihn schon damals als „kommenden Mann" bezeichneten, blieb ihm der äußere Erfolg auf der Bühne lange versagt. In diesen schlimmen Jahren, deren schwere Sorgen durch ein peinigendes Augenleiden oft aufs höchste sich steigerten, stand dem Dichter in seiner Gattin Elsbeth Meyer-Förster, einer Schriftstellerin von hoher künstlerischer Bedeutung, eine Frau, deren hochherzige humanitäre Impulse Tausenden zum Segen wurden, wie ein Engel zur Seite. Da kam für beide der große Erfolg. Für ihn in der beispiellosen Aufnahme, die sein „Alt-Heidelberg" fand, für sie in der siegreichen Durchführung des Kampfes, den sie als Tapferste der Tapferen zu Gunsten der Heimstätten für ledige Mütter geführt hatte. Im Genuß ihres Glückes reisten sie nach dem sonnigen Südtirol, da raubte der Tod ihm die treue Gefährtin.

Wir fügen diesen biographischen Angaben noch hinzu, daß der Erzählung „Karl Heinrich", aus der das Drama „Alt-Heidelberg" sich gestaltete, kein geringerer Erfolg erblühte als der Theaterlaufbahn des Schauspiels, denn bisher erfreute sie sich eines Absatzes von 16000 Exemplaren. Zur Feier der tausendsten Aufführung hat der Verlag auch eine Jubiläumsausgabe von „Karl Heinrich" veranstaltet, die das siebzehnte bis einundzwanzigste Tausend umfaßt.

Eingeschneit

Ein Weihnachtserlebnis

Von

Hans Arnold

(Schluß)

Mit Laternen und Lichtern, unter großer Heiterkeit und voller Thatendurst zerstreute sich die kleine Gesellschaft, und es dauerte gar nicht lange, da stand der große, ernsthafte Tannenbaum mitten in der Stube. Die Inspektorin und das Wunderknäuel banden Naschwerk und Aepfel an schimmernde Goldfäden, der Inspektor befestigte die Lichter mit sachkundiger Berechnung von Gleichgewicht und Beleuchtungseffekt, alles behängte und schmückte den Christbaum mit Schaumgoldnüssen, mit knisternden Fähnchen und Ketten — er sah bald gar prächtig und märchenschön aus. Hans Christoph, wie wir ja den lustigen jungen Mann nun auch nennen dürfen, stand hoch oben auf einer eilig herbeigeschafften Stehleiter und befestigte den großen „Stern von Bethlehem" an der obersten Baumspitze; dort oben brachte er auch die langen, vergoldeten Eichelketten und Bucheckersträuße an, die der Bahnhofsinspektor und seine Frau sich schon lange für den Weihnachtsabend selbst gesucht und vergoldet hatten, und die sich so prachtvoll gegen das tiefe Grün abhoben.

Er, Hans Christoph, hatte mit großer Unbefangenheit und Selbstverständlichkeit Fräulein Gertrud zu seinem Beistand kommandiert, als die größte der anwesenden Damen. Ihr ernsthaftes Gesichtchen wurde, fast wie gegen ihren Willen, ab und zu von einem Lächeln überflogen, wie von einem verirrten Sonnenstrahl, wenn von der luftigen Höhe dort oben gar zu komische Einfälle und Vergleiche über den Baumschmuck kamen.

Hans Christoph hatte auch etwas beigesteuert, nämlich eine Flasche vom allerfeinsten Cognac, der zu einem weitaus größeren Weihnachtstisch hingereicht hätte, als die kleine Gesellschaft bedurfte.

„Und was werden Sie uns schenken?" fragte er nun, von seinem erhabenen Standpunkt zu Gertrud nieder blickend.

Sie schüttelte langsam den Kopf und breitete zwei kleine, zierliche Hände aus. „Leere Hände," sagte sie lächelnd, aber in traurigem Tone, „eine arme Erzieherin, die unter fremde Leute geht, hat nicht viel zu verschenken. Ja, ja, die Zeiten ändern sich!" gab sie als Antwort auf seine stumme Frage zurück, wandte sich ab und trat zum Tisch.

Er war auch still und nachdenklich geworden. Seine sonderbare Bekanntschaft mit ihr, die in einem Coupé erster Klasse vor mehreren Jahren begonnen hatte, die in einem glänzenden Ballsaal weiter gesponnen war, hatte ihn auf dieses Weihnachts- und Schneezusammentreffen ebensowenig vorbereitet wie auf ihre so gänzlich und anscheinend so traurig veränderten Lebensverhältnisse.

Aber jetzt war zu Aufklärungen und Auseinandersetzungen nicht der richtige Augenblick. Der Baum war fertig, ein Licht nach dem andern flammte auf, und als der volle Glanz durch das Zimmer strahlte, da fing die alte Frau mit herzhaftem Tone zu singen an: „Stille Nacht, heilige Nacht!"

Und die fremden Stimmen fielen alle, leichten und schweren Herzens, wie es die Stunde ihnen gab, kräftig mit ein, die klaren Töne des alten, sanften Liedes klangen so beweglich, wie sie immer klingen, und das Goldnetz der Weihnachtsstimmung warf seine schimmernden Fäden über alles und alle und spann sie ein, daß sie es fast vergessen hätten, unter wie eigenartigen Verhältnissen sie hier heiligen Abend feierten.

Der Bahnhofsinspektor hatte sich, scheinbar absichtslos und zufällig, neben seine trotzige kleine Frau gestellt, und als der zweite Vers des schönen Liedes angestimmt wurde, hielt er ihr verstohlen die Hand hin, und sie legte die ihre schweigend hinein. Der Mann behielt diese Hand während des Singens fest in der seinen, und dann nickten sich die beiden mit feuchten Augen zu.

Als das Lied verklungen war und die feierliche Stimmung allgemach der harmlosen Fröhlichkeit wich, nahm alles wieder Platz um den runden Sofatisch.

„Und nun, Herr Bahnhofsinspektor," begann der junge Mann und gab damit dem allgemeinen Gefühl der Versammlung Ausdruck, „können wir nicht in der Restauration uns ein wenig Abendbrot bestellen?"

„Ei freilich können Sie das," sagte der Bahnhofsinspektor vergnügt, „aber in *unsrer* Restauration! Meine Frau ist doch nicht umsonst ein pommersches Landkind, die soll wohl was in der Speisekammer haben."

„Das habe ich," rief die kleine Frau eifrig, „und die beiden großen Spankörbe von zu Hause sind ja auch noch nicht ausgepackt; ich müßte die Mutter nicht kennen, da steckt sicher was Gutes drin!"

„Nein, nein," erwiderte das Wunderknäuel, „wir wollen Sie doch nicht plündern!" Und die andern stimmten, schwach ablehnend, in diese großartige Auffassung ein, die, wie zu erwarten stand, keine Gegenliebe fand.

„Nun, das wäre noch besser!" rief der Inspektor, „geplündert sind wir noch lange nicht, und wenn sich noch mal so viel Leute hier satt essen. Nicht wahr, Fränzchen, das geht uns gegen die Ehre!"

Die junge Frau nickte nur, sie hatte die beiden großen Körbe, die in appetitlichster Weiße auf dem Schrank standen, heruntergeholt und knotete so eifrig an den Bindfaden des einen herum, daß sie einen ganz roten Kopf bekam. Den andern Korb schob sie Gertrud hin: „Bitte, Fräulein," und die machte sich auch sofort ans Aufknoten und wies das Messer, das Hans Christoph ihr hinhielt, kopfschüttelnd zurück: „Das thue ich nie!" — ein tiefer Ausspruch, der den jungen Mann unerklärlicherweise mit einem gewissen Stolz erfüllte, da er immer gehört hatte, daß eine gute Hausfrau diesem Grundsatz huldige.

Und nun ging's ans Auspacken. Unter Lachen und Jubeln wurde der Inhalt gezeigt, belobt und zierlich auf dem Tisch ausgebreitet. Und was hatte die gute Mutter dem jungen Haushalt alles eingepackt! Eine fertig gebratene Pute, die so zart und weiß aussah wie aus Marzipan, Spickgänse und Mettwurst, Schinken und Räucheraal. Der Tisch knickte fast zusammen unter der Fülle, und dem Inspektorpaar glitzerte helle Freude aus den Augen, wie es seine lieben Weihnachtsgäste wieder und immer wieder zum Zulangen nötigte. Der lustige Hans Christoph braute einen herrlichen Weihnachtspunsch, die Gläser klangen aneinander, und alle versicherten, netter und gemütlicher könnte der Weihnachtsabend nie und nirgends sein.

„Ja," sagte der junge Mann nach einer Weile, als die Tafelfreuden zu Ende waren, „Geschenke haben wir nun die Hülle und Fülle bekommen, wir eingeschneites und hereingeschneites Volk: Gastfreundschaft und Spickgans und Tannenbaum, und wer weiß, was sonst noch alles —, aber wir haben gar nichts geschenkt, das geht doch eigentlich nicht an!"

„Sie haben uns ja den gemütlichen Abend geschenkt," sagte der Inspektor, „wer weiß, ob's sonst heute so hübsch bei uns gewesen wäre; den nehmen wir mit bestem Dank an, nicht wahr, Frau?"

Die junge Frau nickte und blinzelte ein bißchen mit den Augen, die ihr heute schon ein paarmal so unklar geworden waren — wohl von dem hellen Lichterglanz.

„Ich schlage vor," fuhr Hans Christoph fort, „jeder schenkt eine Weihnachtsgeschichte, und zwar möglichst eine selbsterlebte, damit müssen sich unsre freundlichen Wirte für heute abend zufrieden geben!"

Wie es nun gewöhnlich mit solchen Vorschlägen geht, es fand sich, daß die meisten behaupteten, nichts erlebt zu haben, obwohl wir doch, streng genommen, alle das ganze Jahr über mit Erleben beschäftigt sind.

Sogar das alte Wunderknäuel erklärte, es hätte nichts erlebt. „Gottlob," fügte sie hinzu, „ich habe alle Weihnachtsabende so ganz gemächlich und vergnüglich erst mit den Kindern und dann mit den Enkelkindern gefeiert, daß wir zum Erleben gar nicht gekommen sind!"

„Ich habe eine Weihnachtsgeschichte erlebt," sagte die junge Frau des Bahnhofsinspektors, und sah mit tapferen, thränenvollen Augen zu ihrem Manne in die Höhe, „ich habe erlebt, daß eine Frau, die am ersten Weihnachten im eignen Hause sehr trotzig und sehr eigensinnig war und gar nicht heiligen Abend feiern wollte, die es nicht einsah, daß ein sehr guter Mann einmal tüchtig poltern kann und es im Grunde nicht böse meint, ich habe es erlebt, daß dieser Frau eine Gesellschaft freundlicher Leute ins Haus schneite, und daß sie ihr ‚Stille Nacht, heilige Nacht!' vorsangen. Und daß sie sich besann und wieder gut wurde und sich freute, daß der Tannenbaum nicht die ganze Nacht im Wagenschuppen stand und fror — das habe ich erlebt!"

„Und ich habe erlebt," sagte der Bahnhofsinspektor und nickte ihr zu, „daß eine gute Frau manchmal viel vernünftiger sein kann als ein Mann, und daß ich nicht wieder toben will, wenigstens ganz gewiß nicht wieder zu Weihnachten!"

„Prosit!" rief das alte Wunderknäuel und hob den beiden ihr dampfendes Punschglas entgegen, „ich habe mir etwas derartiges schon zusammengereimt, wie Sie gar keinen Tannenbaum hier stehen hatten — sehen Sie, da sind wir doch nicht so ganz zufällig und unnötig hier herein geschneit!"

„Nichts ist zufällig!" sagte Hans Christoph mit größerem Ernst, als man bis jetzt an ihm wahrgenommen hatte, „nichts ist zufällig, und manches, das uns so erscheint, das wie ein loser Faden ohne Ende in die Welt hineinflattert, knüpft ganz sicher und gewiß mal anderswo und irgendwo wieder an und wird vielleicht gar zur Kette oder zum — nun, zu allerhand Hübschem, Festen und Schmückenden. Und ganz besonders zur Weihnachtszeit, da habe ich mir meine Erfahrungen gesammelt! Denn ich habe nun schon zweimal um die Weihnachtstage etwas erlebt, wenn man's ein Erlebnis nennen kann, wenn es auch das erste Mal nur in einer ganz unverdienten und unerwarteten Ohrfeige bestand! Soll ich's heute einmal erzählen?"

Fast sah es aus, als frage er Gertrud ganz besonders und ganz allein um ihre Erlaubnis. Die saß aber mäuschenstill mit tief gesenkten Wimpern und schrieb mit der Gabelspitze auf ihrem Teller herum — zum Glück konnte niemand die Schrift lesen.

„Also, da niemand Einspruch gethan hat, will ich meine Geschichte erzählen," begann Hans Christoph und lehnte sich gemütlich in seinen Stuhl zurück. „Ich fuhr einmal — es mögen so vier Jahre und mehr sein — ein paar Tage vor Weihnachten nach Hause zu meinen Eltern. Es war ein andres Wetter wie heute, es war sonnig, hell, und es war Vormittag.

„Im Eisenbahnwagen mit mir saß ein allerliebstes Geschwisterpaar. Der eine war ein pfiffiger, vielleicht sechzehnjähriger Junge, der mit einem heillos vergnügten, von Uebermut glitzerndem Gesicht und einer kleinen, frechen Stupsnase unter einer hellblauen Schülermütze hervor in die Welt guckte. Sein Schwesterchen war ein halbflügges Pensionskind, ein ganz reizender Backfisch, mit zwei dicken Zöpfen, die nach Tiroler Art fest um den Kopf gesteckt waren, mit — nun, ich will sie nicht weiter beschreiben. Ich weiß noch ganz genau, wie sie ausgesehen hat, wie sie später aussah, und wie sie jetzt aussieht, und das ist mir genug.

„Wir fuhren also einen halben Tag zusammen. Der Bruder hatte das Schwesterchen aus einer Genfer Pension abgeholt, um es zu den Ferien heimzuleiten. Wir erzählten uns allerlei, das junge Fräulein wurde ganz munter und zutraulich, und ich hörte mit großem Vergnügen dem niedlichen Geplauder zu. Ich erfuhr von der Pension, von der angeschwärmten Erzieherin und von dem großen Bernhardinerhunde Barry, auf den sie sich so freute, ‚beinahe wie auf zu Hause'. Das Placement hatte sich während dieser Unterhaltung ein wenig verschoben, das allerliebste Mädchen saß mir gegenüber, der Junge hatte am andern Ende des Coupés am Fenster Platz genommen, guckte hinaus und gab anscheinend auf uns und unsre immer eifriger und lebhafter werdende Unterhaltung gar nicht weiter acht. Wir kümmerten uns unsrerseits auch nicht um ihn und amüsierten uns vortrefflich miteinander — von mir kann ich es wenigstens kühnlich behaupten.

„Plötzlich fährt der Zug in einen Tunnel hinein, und es wird stockfinster. Es bleibt eine ganze Weile finster, ich lehne mich in meine Ecke zurück und schließe die Augen, da ich in diesen Minuten ja doch nichts Niedliches zu sehen bekomme, und träume ganz unschuldsvoll vor mich hin. Da — wie wird mir! — höre ich ein lautes, zorniges: ‚Pfui, wie unverschämt!' und eine wohlgezielte, von recht lockerem Handgelenk zeugende Ohrfeige trifft meine, seit Quarta solche Liebkosung nicht mehr gewöhnte rechte Backe.

„In demselben, für mich so ereignisreichen Augenblick fährt der Zug mit mir und meiner Blamage — einer gänzlich unverdienten Blamage — ins grelle Licht des Tages hinein. Ich sitze mit einer lieblich geröteten Wange, wortlos vor Empörung und Staunen da. Der Junge befindet sich, mit dem ehrbarsten Gesicht von der Welt, an seinem Fensterplatz, das Pensionskind steht, die rächende Hand noch erhoben, mit zwei so tiefroten Bäckchen, als wenn sie etwa doppelt so freundlich traktiert worden wäre wie ich. Und in dem Augenblick, als ich mich zu einer — wie ich nicht verhehlen will — nicht ganz sanften Rechtfertigung und Bitte um Aufklärung und Ehrenerklärung erheben will, wird der Name meiner Aussteigestation ausgerufen, ich fliege zornschnaubend zur Wagenthür hinaus und bin nicht einmal mehr in der Lage, zurückzurufen: ‚Na, warte!' was ich



Dämmerstunde

Nach dem Gemälde von Albert Ritzberger

mir sonst unter allen Umständen nicht hätte entgehen lassen.

„Und der Zug saust davon, er entschwindet mit einem gewissen Triumphkeuchen meinen Augen, ich aber mit der Schmach gänzlich unverdienter handgreiflicher Züchtigung auf dem bis dahin unbescholtenen Mannesantlitz ziehe tiefgebeugt meine Straße durchs Leben weiter.

„Und damit noch nicht genug!“ fuhr der lustige Sprecher fort und sah Gertrud scharf an, die das bekümmerte Gesichtchen noch tiefer sinken ließ. „Als ich zwei Jahre später, wieder um Weihnachten, zu einem Gutsnachbarn und Freunde zum Ball komme, als mir dort ein rosenfarbener Schmetterling im Walzer vor den Augen herum fliegt, der inzwischen aus der thatkräftigen Pensionspuppe geschlüpft war, als ich mich, äußerlich mit schöner Selbstbeherrschung und Fassung, innerlich freilich rachedürstend nahe und meine schöne Feindin zum Tanz auffordern will, sieht sie mich einen Augenblick starr und entrüstet an, erkennt mich augenscheinlich, ruft mit allen Zeichen berechtigten Abscheus aus: ‚Um keinen Preis!‘ läuft davon und aus der Stube und ist mir fortgeflattert, wie es ein echter, richtiger Schmetterling nicht schöner, graziöser und spöttischer hätte thun können. Und ich — zum zweitenmal der Gefoppte — stehe und sehe der Entflogenen nach wie ein dummer Junge, der das Sommervögelchen schon an den rosenfarbenen Flügeln zu halten geglaubt hat und dem die Freude ganz unvermutet zu Wasser geworden ist. Ja, was sollte ich nun thun? Ich konnte nur das eine — mir fest und sicher geloben, fliegt mir der Schmetterling ein drittes Mal über den Weg, und sollte es bei Sturm und Schneegestöber sein, dann lasse ich ihn nicht wieder entkommen, wenigstens nicht eher, als bis er mir de- und wehmütig auseinandersetzt, warum ich nicht nur mit einem so unsanften Flügelschlage, sondern nachher auch noch mit seiner allerhöchsten Ungnade bedacht und bestraft worden bin.“

Die Anwesenden, oder doch die meisten unter ihnen, hatten bei der Geschichte erst ganz unbefangen und ahnungslos zugehört. Bei dem immer lebhafter werdenden Mienenspiel der beiden Hauptpersonen fingen die drei andern an, sich immer vergnügter und verständnisvoller anzusehen und zuzunicken und wollten nun gerade mit allgemeinem Kopfzerbrechen beginnen, als das junge Mädchen, tief errötend, aber entschlossen zu sprechen anhob.

„Ja,“ sagte sie mit einer schüchternen Munterkeit, die ihr ganz reizend zu Gesicht stand, „da ich so vor aller Welt ‚gestellt‘ worden, da hilft es ja nichts, da muß ich mich doch wohl verteidigen. Gar nicht böse war ich, nicht die Spur! Aber geschämt habe ich mich damals auf dem Ball, bis zum Weinen, und schäme mich auch heute noch so entsetzlich! Ist denn das nicht zum Schämen, wenn man erfährt, der eigne Bruder, der abscheuliche, heillose Bengel, hat sich im Tunnel ganz sachte zu mir herangeschlichen, hat mir einen Kuß gegeben und ist dann ganz still und dumm thuend wieder auf seinen alten Platz gegangen. Und ich habe einem fremden Herrn dafür eine schallende Ohrfeige gegeben. Ist das nicht zum Schämen? Und bin ich nicht die ganzen zwei Jahre hindurch von dem Jungen ausgelacht worden, sowie wir zusammen waren, und immer bedroht: ‚Soll ich's erzählen?‘ und ‚Weißt du noch?‘ und die Pantomime des Ohrfeigens dabei gemacht, bis ich anfing, zu weinen, wenn überhaupt das Wort ‚Eisenbahn‘ und ‚Tunnel‘ gesprochen wurde. Und war auf dem Ball nicht mein Bruder auch zugegen und hatte er mir nicht gleich, als er Sie erblickte, zugeflüstert: ‚Da ist dein Backpfeifenmann, nun kannst du wieder hauen!‘ Und ich glaube, wenn ich mit Ihnen getanzt hätte, da hätte er mich ja wohl zu Tode geneckt!“

Und halb lachend, halb erschrocken über ihre eigne lange Rede sprang Gertrud von ihrem Platze auf, trat zum Weihnachtsbaum und fing ohne ersichtlichen Grund an, ein paar Goldfähnchen abzunehmen und an andern Stellen wieder aufzustecken, wobei sie der Gesellschaft hartnäckig den Rücken zuwandte.

Hans Christoph sah ihr ein paar Augenblicke nachdenklich zu, drehte seinen Schnurrbart, wie in tiefem Grübeln über einen Entschluß, und dann stand er auf, aber ganz langsam und bedächtig, und trat zu ihr an den Tannenbaum.

Die drei am Tisch Zurückgebliebenen fingen plötzlich an, eine ungeheuer lebhafte Konversation zu führen, sie überboten sich im Erzählen und Durcheinandersprechen, namentlich das gute, alte Wunderknäuel entwickelte nach einem halben Blick auf das junge Paar am Christbaum einen wahren Strom von Beredsamkeit.

Hans Christoph ließ sich die gute Gelegenheit nicht zweimal bieten.

„Und heut?“ fragte er halblaut und bemühte sich vergeblich, einen Blick von seiner alten Bekannten zu erhaschen, „und heut? Warum waren Sie denn heut so ungnädig? Heut ist doch der schreckliche Bruder nicht dabei!“

Sie sah jetzt in die Höhe, und ihr ernsthafter Blick hielt dem seinen stand.

„Das können Sie sich freilich kaum denken,“ sagte sie ruhig. „Als ich Sie das letzte Mal sah, da war ich ein verzogenes, verwöhntes, reiches, glückliches Mädel von siebzehn Jahren, das aus einem schönen, frohen, geliebten Elternhaus seinen ersten Flugversuch in die Welt that, und jetzt ist die Thür jener Welt hart und plötzlich hinter mir ins Schloß gefallen — ich mag gar nicht daran denken! Wenn ich nun jemand wieder begegne, der mich in dieser glücklichen Zeit gekannt hat, da ist mir, als wenn sich die Thür wieder um ein Spältchen aufthäte und ich sähe in die hellen Räume hinein, wo ich so fröhlich war. Ich habe ja von dem allem nichts mehr!“ fuhr sie mit sinkender Stimme fort, „kein Elternhaus und keinen Reichtum, und nur diese zwei Hände zum Arbeiten, damit der ‚böse Bruder‘ von damals, der jetzt ein so guter, vernünftiger Bruder geworden ist, daß mir oft das Herz weh thun will um seine hübsche Unvernunft; ja, damit der bald so weit kommt, daß wir mal zusammen schaffen und bleiben können! Und sehen Sie, da fürchte ich mich vor alten Bekanntschaften und Erinnerungen, die machen nur das Herz weich, und es muß doch fest bleiben! Aber das eine kann ich jetzt — ich bin ja kein dummer Backfisch mehr, ich bin ein ganz ernsthaftes Mädchen geworden, das lehren und erziehen will. Ich kann Sie um Verzeihung bitten, daß ich damals so — so rasch bei der Hand war, und daß ich Ihnen zutrauen konnte, unritterlich zu handeln! Wäre ich älter und vernünftiger gewesen, so hätte ich es nicht gethan. Seien Sie mir nicht mehr böse!“

Und sie hielt ihm freimütig die Hand hin, die er ernsthaft und ehrerbietig an seine Lippen zog.

„Für heut darf ich wohl weiter nichts sagen?“ fragte er leise und eindringlich, „aber die Hoffnung, daß wir uns bald, so bald wie irgend möglich wiedersehen, die werden Sie mir doch lassen wollen? Wohin geht Ihre Reise? Und darf ich nachkommen? Und wann darf ich es?“

Sie schüttelte langsam den Kopf. „Wozu?“ fragte sie traurig.

Er lächelte.

„Wozu? Das werde ich Ihnen schon klar zu machen versuchen, wenn ich Ihnen erst nachgereist bin,“ sagte er.

Sie sah ihn unschlüssig und zweifelhaft an.

„Haben Sie mich denn auch recht verstanden?“ fragte sie bange, „ich bin ein armes Mädchen — ein ganz armes, und —“

„Und ich bin ein reicher Mann,“ sagte er mit tiefem Ernst, „oder ich habe mich doch dafür halten dürfen; aber seit ich heut abend mit Ihnen zusammen den Weihnachtsbaum habe schmücken können, da ist es mir ganz klar geworden, ganz unwiderleglich klar, daß ich arm sein werde, viel, viel ärmer als Sie, wenn ich nicht die Hoffnung mit mir nehmen darf, daß wir künftiges Jahr den Tannenbaum zusammen putzen wollen — nur die Hoffnung! Die können Sie mir doch geben!“

Ich weiß wirklich nicht, was das junge Mädchen dem plötzlich so ernsthaft gewordenen Hans Christoph geantwortet hat — denn gerade in dem Augenblick, wo man es hätte hören können, wurde die Thür aufgerissen, ein Schaffner steckte den graubärtigen Kopf unter einer verschneiten Pelzmütze herein, als wenn der Knecht Ruprecht selber heute bei der Eisenbahn angestellt wäre, und rief laut und vernehmlich: „Einsteigen — die Bahn ist wieder frei!“

Die Gesellschaft stob hastig und unter allseitigem Danken, Abschiednehmen und Händeschütteln auseinander, und der Wintermond, der eben durch die Wolken trat und sie mit Herrscherblick zürnend auseinandertrieb, hat mir nichts über den Abschied der beiden verraten wollen.

Ich weiß nur, daß das alte Wunderknäuel mit Gertrud zusammen bis zum Endziel ihrer Reise fuhr und daß, als sie sich von ihrer jungen Schutzbefohlenen trennte, die brave Alte mit sehr zufriedenem Gesichtsausdruck sagte: „Na, das war doch einmal nett!“ Ich weiß auch, daß Hans Christoph, als er in seinem prächtigen Schlitten dieselbe Nacht seinem großen Schloß in Schlesien zufuhr, ganz genau wußte, daß er noch an keinem Weihnachtsabend in seinem Leben etwas Schöneres und Wertvolleres bekommen hatte wie im heutigen Schneetreiben.

Der kleine Bahnhof lag wieder still und einsam im Winterwalde. Der Inspektor und seine junge Frau standen am Fenster und sahen miteinander dem Zuge nach, der keuchend und dampfend in der Ferne verschwand, bis nur noch ein letztes, zerflatterndes Rauchwölkchen Kunde von ihm gab.

Dann sagte der Mann: „Nun, Fränzchen, was meinst du? Es wäre doch schade gewesen, wenn die Leute heut abend hier nicht eingeschneit wären, da wären wir beide am Ende auch nicht aufgetaut!“

Und sie fiel ihm schluchzend um den Hals: „Es war so schändlich von mir, Karl, — ich will es aber auch nie, nie wieder thun!“

Und darüber brach der erste Weihnachtsfeiertag an, und auch hier war Friede auf Erden!

Pelzwerk

Wie sich auch die Wintermoden alljährlich gestalten mögen, das Pelzwerk bleibt für die Toilette der Damen unentbehrlich. Zwar sind die einzelnen Pelzarten ebenfalls den Launen der Mode unterworfen, insofern als bald die eine, bald die andre besonders bevorzugt wird, aber diese Schwankungen sind verhältnismäßig doch nur unbeträchtlich, und die schönsten Sorten, wie Silberfuchs, russischer Zobel, Seeotter und Sealskin, behalten immer ihre Liebhaber und Käufer. Ehe das Pelzfell zur marktfertigen Pelzware wird, hat es einen langen Weg zu durchlaufen, auf dem es teils die ihm anhaftenden unerwünschten Eigenschaften verliert, teils seine vollkommene Schönheit erst gewinnt. Aber mit diesem regelrechten Gang der Behandlung hat sich die Industrie nicht begnügt. Vielmehr hat sie, wie auf vielen andern Gebieten, so auch hier hilfreich eingegriffen, um billigem Pelzwerk ein den wertvollen Arten so überraschend ähnliches Aussehen zu verleihen, daß es oft schwer hält, die Nachahmungen von den echten Vorbildern zu unterscheiden.

An Ort und Stelle werden die den Tieren abgezogenen Pelzfelle nur gestreckt und getrocknet. Die weitere Behandlung erfolgt in den Zurichtereien. Je nach Beschaffenheit der Lederart und der Haare wendet man hier, um den Fellen den unangenehmen Geruch zu nehmen, sie dehnbar und geschmeidig zu machen, ihre Haare oder Wolle von Schmutz zu befreien und ihren Glanz zu heben, das Walkverfahren oder das Beizen an. Zunächst werden von den Fellen die noch vorhandenen Fleischteilchen entfernt, worauf sie auf der Lederseite leicht angefeuchtet und mit erwärmtem Fett bestrichen werden. Ist das letztere in die Haut eingedrungen, so wandern jetzt beim Walkverfahren die Felle in die Walktröge. Auf und nieder gehende Hämmer bearbeiten sie in diesen so lange, bis das Leder weich geworden ist. Wählt man, um denselben Zweck zu erreichen, das Beizverfahren, so bestreicht man die Lederseite wiederholt mit einer Beize, die aus Salz und Alaun oder auch aus Salz und englischer Schwefelsäure hergestellt wird.

Die nach einer dieser beiden Methoden vorgerichteten Felle werden nun in sich drehende Trommeln gebracht, die mit Sägespänen, Sand und Thon gefüllt sind und durch Holzkohlenfeuer erwärmt werden. Nachdem die Felle durch diese Behandlung geläutert und gereinigt sind, werden sie auf der Lederseite mit Salzwasser angefeuchtet und nun mit den gebogenen Fleischeisen dünn geschabt oder auch auf schräg stehenden Falzbäumen mit der Gerberfalz dünn gefalzt. Dieses Verfahren wird dann noch einige Male wiederholt, worauf man die Felle in sich drehende Trommeln bringt, wo die Lederseite durch das sogenannte Trampeln, d. h. dadurch, daß in den Trommeln befindliche Eisenkugeln Mehl und einen Farbenzusatz einreiben und eindrücken, eine weiße, gelbliche oder rötliche Färbung erhält. Schließlich werden die Felle geklopft, geputzt, gekämmt und gestreckt und sind nun marktfertig.

Bei einem großen Teil der Felle ist hiermit die Bearbeitung noch nicht beendet, sondern sie findet noch eine Fortsetzung. Seltener handelt es sich bloß darum, die Weichheit und Schönheit des Pelzwerkes zur Geltung zu bringen, wie z. B. bei dem Sealskin. Die als Sealskin bezeichnete Pelzart stammt von den Pelz- oder Biberseehunden. Zu ihnen rechnet man den zwischen Kamtschatka und Alaska heimischen Seebären, die Ohrenrobbe der Südsee und noch einige andre Robbenarten der südlichen Gewässer. Der Pelz dieser Tiere setzt sich zusammen aus den harten, grauen Oberhaaren und den sehr feinen, gelblichen Unterhaaren. Behielte er die harten Grannenhaare, so würde er nur wenig tauglich sein. Aus diesem Grunde entfernt man das Oberhaar, indem man die auf der Fleischseite mit Kalk gebeizten Felle stark erhitzt, wodurch das tiefsitzende Oberhaar gelockert wird und abgeschabt werden kann, während das Unterhaar



Berliner Strassenleben zur Weihnachtszeit

Nach einer Zeichnung von Ed. Cucuel

haften bleibt. Das Unterhaar wird darauf noch braun gefärbt, und so gewinnt man das dem schönsten braunen Sammet gleichende und für Muffe, Mützen und Kragen außerordentlich beliebte Pelzwerk. In ähnlicher Weise behandelt man auch den Biberpelz. Hier ist das grobe Oberhaar braun, die dichte, feine Grundwolle dagegen graublau. An die Enthaarung der braunen Grannen schließt sich darum die Dunkelbraunfärbung der Grundhaare.

Hauptsächlich kommen aber die auf die regelrechte Zurichtung folgenden weiteren Zubereitungen zur Anwendung bei der Herstellung von Imitationen und sodann zur Aufbesserung von fehlerhaftem Pelzwerk. Da man sowohl bei der Nachahmung als auch bei der Aufbesserung der einzelnen Pelzarten je nach Bedürfnis bald die eine, bald die andre Behandlungsmethode benutzt, so seien sie zum leichteren Verständnis der Fälschungen und Unterschiebungen kurz mitgeteilt. Meist braucht minderwertiges Pelzwerk, um eine kostbare Pelzart vorzutäuschen, nur gefärbt zu werden. Die Färbung von Pelz ist aber nicht gerade einfach, da einerseits auf die gute Erhaltung des Leders Rücksicht genommen werden muß, andrerseits die Haare die Farbstoffe nur dann hinreichend aufnehmen, wenn sie vollständig entfettet sind. Die Entfettung erzielt man durch Beizen, die als „Tötungen" oder „Mordants" bezeichnet werden.

In der Rauchwarenfärberei unterscheidet man zwei Hauptfärbungsarten, die Schwarzfärberei und die Braunfärberei. In der ersteren benutzt man als Tötung Soda und Kalk. In diese auf 25—45° C. erwärmte Beize legt man die Felle, je nach ihrer Art, zwei bis sechs Stunden hinein. Dann werden sie gewaschen und geschleudert und gelangen nun in das auf 30—45° C. erwärmte Farbenbad. Zu diesem verwendet man Eisenvitriol, Kupfervitriol, Blauholzextrakt und Gallus. Nach dem Eintauchen in das Farbenbad werden die Felle auf Stangen gehängt, da durch den Hinzutritt des Sauerstoffs der Luft sich die Farbe besser entwickelt. Sobald das Fell den gewünschten Farbenton — blau, schwarz oder tiefschwarz — erhalten hat, wird es gewaschen, getrocknet und dann in einer großen Trommel mit Sand und Sägespänen gereinigt. In der Braunfärberei werden teils die unteren Grundhaare, teils nur die Spitzen der oberen Grannenhaare gefärbt. Bei der Färbung der Grundwolle werden erwärmte Bäder hergestellt, die die Tötung und die Farbstoffe vermischt enthalten. Die Tötung ist dieselbe wie bei der Schwarzfärberei. Als Farbstoffe dienen gebrannter Gallus, Schwefelantimon, Salmiak, Pottasche, Kupfervitriol, Rotholzextrakt und Grünspan. Dagegen werden zur Färbung der obersten Grannenteile die Tötung und der Farbstoff nur kalt mit der Bürste aufgetragen. Gewisse Pelzarten müssen fünfzehn- bis zwanzigmal mit der Bürste gestrichen werden. Nach einem jeden Streichen werden die Felle vier bis sechs Stunden lang Haar auf Haar in Haufen zusammengelegt und in Trockensälen getrocknet.

Eine dritte Behandlungsart, die mit der eben geschilderten Methode der Braunfärberei eine große Aehnlichkeit aufweist, ist das Blenden, denn auch bei ihr werden die Tötung und die Farbe mit der Bürste aufgetragen. Für die Tötung wählt man Salmiak, Kalk, Alaun und Weinstein, für die Färbung ebenfalls Salmiak und Alaun, sowie Eisenvitriol und Grünspan. Das Blenden läuft darauf hinaus, helleren oder mißfarbenen Fellen eine dunkelbraune Deckfarbe zu geben oder in der braun geblendeten Deckfarbe der natürlichen Zeichnung des nachgeahmten Felles entsprechend mehrere dunklere Längsstreifen anzubringen. Mißfarbene Bisamfelle, ferner Marder, Zobel und Skunk werden meistenteils geblendet.

Zur Fälschung und Unterschiebung gebraucht man Felle von Ziegen, Hasen, Kaninchen und Katzen. Von den letzteren allein gelangen alljährlich mehr als eine Million in die Rauchwarenzurichtereien. Aber auch das Pelzwerk zweiter Klasse rangiert man mit Hilfe der angeführten Verschönerungsverfahren in die erste oder dasjenige der dritten in die zweite Klasse. Zur ersten Klasse rechnet man russischen Zobel, Silber-, Blau- und Schwarzfuchs, Seeotter, Sealskin, amerikanischen Zobel, Biber, virginischen Iltis, Bär und die Chinchilla, ein kaninchenartiges Tier Südamerikas. In die zweite Klasse fallen Skunk, Waschbär, Luchs, Baum- und Steinmarder, Rotfuchs, Hermelin, Wolf, Affe und Sumpfbiber, während der dritten Klasse russische Eichhörnchen, die das sogenannte Feh liefern, Bisam, amerikanisches und australisches Opossum, sowie die als Schmaschen bezeichneten Lammfelle angehören.

Wenden wir uns nun zu den einzelnen Nachahmungen und Unterschiebungen. Sehr reichhaltig ist der Ersatz, den man für echten Sealskin zu schaffen weiß, der, wie erwähnt, eigentlich von den Pelzseehunden gewonnen wird. Man schiebt ihm Bisamfelle unter, die ihm durch Scheren und Färben ähnlich gemacht werden. Oder man ersetzt ihn durch Nerzfelle, die gerupft und gefärbt werden. Jedoch lassen in diesem Falle die Größe der Felle und die stumpfere Grundwolle die Imitation leicht erkennen. Auch Otterfelle und Kaninchen werden verwendet. Die sichere Unterscheidung kann nur durch eine mikroskopische Untersuchung der Haare erreicht werden. Die kostbaren Silberfüchse, die aus Sibirien, dem nördlichen Amerika und von den Aleuten stammen und von denen ein einziges Fell bis 600 Mark, ein aus den Kehl- und Nackenstücken zusammengesetzter Pelz aber bis 25 000 Mark kostet, werden durch die wohlfeileren Weißfüchse imitiert, deren weißen Pelz man erst braun färbt, um dann die Spitzen der braun gefärbten Grannenhaare wieder zu bleichen. In derselben Weise werden Hasenfelle und geschorene Kaninchenfelle silberspitzig gemacht. Diese Imitationen weisen aber eine gewisse Filzigkeit auf, da die Haare durch das Färben und Bleichen ihre Weichheit und Geschmeidigkeit einbüßen. Edelmarder ersetzt man durch den helleren Baummarderpelz, den man zu diesem Zweck blendet. Das Verfahren wird aber durch das plötzliche Lichterwerden der Grundwolle kenntlich, während bei dem echten Edelmarder sich der Uebergang von dunkel zu hell nur allmählich vollzieht. Ferner benutzt man Nerzfelle zur Imitierung von Edelmarder, indem man sie dunkel färbt. Virginische Iltisfelle werden durch gelb gefärbte Opossumfelle nachgeahmt, denen aber die natürliche Schattierung fehlt und deren Haare bedeutend gröber sind. Ebenso werden schwarz gefärbte Opossumfelle zum Ersatz der Schuppen, worunter man das Fell des Waschbären versteht, herangezogen. Die echten Schuppen haben indessen weniger straffe Haare. Noch häufiger benutzt man als Ersatz schwarz gefärbte Hasenfelle, deren Haare sich aber durch eine mikroskopische Untersuchung unschwer von den Schuppen unterscheiden lassen. Waschbär hinwiederum wird gelegentlich dem Skunk ähnlich gefärbt, der bekanntlich von dem nordamerikanischen Stinktier geliefert wird. Braune oder rötliche, minderwertige Skunk färbt man einfach schwarz. Bei dem natürlichen Skunk ist aber das Fell weiß, wogegen bei den künstlich nachgefärbten Pelzen auch der Grund schwarz gefärbt wird. Die Bisamfelle, die von der Bisamratte gewonnen werden und hauptsächlich aus Nordamerika kommen, sind hellbraun bis schwarz. Die letzteren werden wegen der silbergrauen Bäuche am höchsten geschätzt. Um ihnen die helleren Felle unterschieben zu können, blendet man diese, indem man auf den Rücken den dunkeln Farbstoff aufträgt. Jedoch entsteht hierbei ein sehr auffallender, breiter, gleichmäßiger Streifen, während der ungefärbte Pelz ein allmähliches Uebergehen von den helleren zu den dunkleren Stellen zeigt. Den früher so wertvollen Hermelin ersetzt man jetzt durch weiße Kaninchenfelle. Die Farbe der letzteren ist indessen zu reinweiß, außerdem sind die Haare zu rauh, und die Form des imitierten Hermelinschweifes ist zu schwunglos. Weiße und graue Kaninchenfelle verwendet man weiterhin zur Herstellung der Fehwammen. Diese Fehwammen erhält man eigentlich aus den Seitenstücken der russischen und sibirischen Eichhörnchenfelle, die man zu Tafeln zusammennäht, so daß sie ein aus Grau und Weiß gemischtes Pelzfutter ergeben. Zur Nachahmung der Fehwammen näht man nun Streifen von weißen und grauen Kaninchenfellen in passender Weise zusammen. Die Imitationen haben aber ein rauheres und stumpferes Haar und machen sich außerdem durch die vielen Nähte verdächtig. Die schwarzen, lang- und glatthaarigen Affenfelle aus Südamerika und Westafrika ersetzt man durch schwarze, langhaarige Ziegenfelle, die indessen gegen die echten Felle durch den geringeren Glanz der Haare und das Vorhandensein von Grundwolle abstechen. Ebenfalls durch schwarze Ziegenfelle ahmt man die schwarzen nordamerikanischen Bärenfelle nach. Dem teuren russischen Zobel schiebt man die billigeren, gefärbten, kanadischen Zobelfelle oder auch gefärbte Baummarderfelle unter. Eine mikroskopische Untersuchung legt die Fälschung klar. Aber auch an rein künstlichen Imitationen fehlt es nicht. So sucht man Sealskin, Skunk, Biber, sowie das Pelzwerk der als Astrachan und Krimmer bezeichneten russischen, schwarzglänzenden Lammfelle durch entsprechend gearbeiteten Plüsch zu ersetzen. Hier ist die Erkennung sehr leicht, da sich, auch wenn die Haardecke gut imitiert ist, die künstliche Herstellung durch die regelmäßige Bindung von Fäden zu einem Gewebe am Grunde verrät.

Die Hauptproduktionsländer für Pelzwerk sind Rußland, besonders Sibirien, und Nordamerika, wo Kanada und Alaska in erster Linie stehen. Von weitreichender Bedeutung ist für den russischen Pelzhandel Irbit in Sibirien, wohin die Sibiriaken ihre Beute an Zobel, Hermelin, Weißfüchsen und Eichhörnchen zum Februarmarkt bringen. Das von der russischen Regierung als Steuerbetrag eingenommene Pelzwerk von Zobeln, Weißfüchsen und Eichhörnchen aus den sibirischen Gouvernements Tomsk, Tobolsk, Jenisseisk, Ochotsk und Kamtschatka geht zumeist nach Nischnij Nowgorod. Den Austauschverkehr zwischen Rußland und China vermittelt Kiachta in Transbaikalien. Hierher kommen die russischen Händler mit Fellen von Pelzseehunden, Seeottern, Bibern, Luchsen und Füchsen und entnehmen dafür Thee. Ueber Astrachan gehen die Lammfelle aus Mittelasien. Der ganze Ertrag an Pelzwerk fließt dann alljährlich in Nischnij Nowgorod zusammen, von wo gegen 80 Prozent nach Leipzig wandern. In Nordamerika befindet sich der Pelzhandel in den Händen mehrerer großen Aktiengesellschaften, wie der Hudsonbaicompagnie und der Alaskacompagnie in San Francisco. Diese Gesellschaften haben in ihren Gebieten ständige Agenturen, die von den Indianern Biber, Nerze, Ottern, Silber- und Weißfüchse, Zobel und Bären eintauschen und auch auf eigne Rechnung jagen lassen. Die eingesammelten Pelzvorräte werden nach London und Leipzig weiter verhandelt. Von Wichtigkeit für die Pelzproduktion ist dann ferner noch Skandinavien mit Grönland, von wo Silber- und Kreuzfüchse, Marder, Iltisse, Ottern und Robben bezogen werden. Die königlich dänisch-grönländische Compagnie besitzt in Westgrönland zwei Inspektorate und versteigert ihre Erträgnisse im November und Mai in Kopenhagen.

Den Weltmarkt ersten Ranges bildet für den Pelzhandel Leipzig. Hier erfolgt der Austausch zwischen den russischen, amerikanischen und grönländischen Pelzwaren. Der jährliche Umsatz beläuft sich auf gegen 40 Millionen Mark. Gegen Leipzig steht selbst London zurück, wo regelmäßige Auktionen im Januar, März, Juli und November stattfinden. Für den Umfang des Pelzhandels sprechen am deutlichsten einige Zahlen. Auf den Markt werden alljährlich gebracht an russischen Eichhörnchen rund 8 Millionen, Bisam 3 Millionen, Seehunde 2 Millionen, Zobel 300 000, Nerze 200 000, Marder 600 000, Iltisse 500 000, Biber 150 000, Rotfüchse 300 000, Hermeline 400 000, Bären 20 000, Eisfüchse 85 000, Kreuzfüchse 10 000, Blaufüchse 6000 und der Silberfüchse 2000 Stück. Der jährliche Wert an Pelzwaren wird auf 70 Millionen Mark geschätzt.

Man tadelt so oft den Luxus unsrer Tage. Zum überwiegenden Teil sind ja auch Pelzwaren Luxusartikel, aber der Luxus hat auch seine gute Seite. Um den Bedarf an Pelzwaren zu decken, jagt der Mensch an den kanadischen Seen, in den sibirischen Einöden und den Urwäldern Südamerikas, sind Tausende in den industriellen Betrieben beschäftigt und rollen Millionen von Mark von dem einen bis zum andern Ende der Welt. Th. Haller

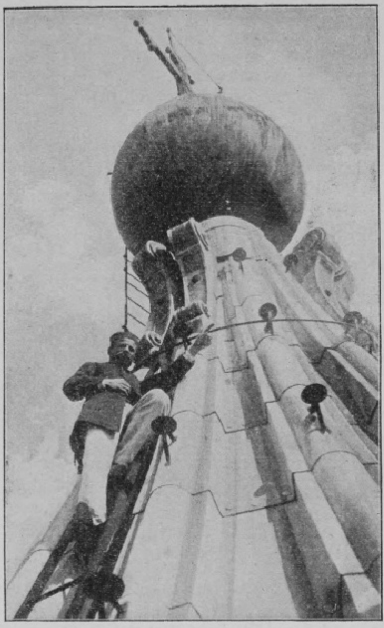
---

Die Peterskirche in Rom

(Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Carlo Abeniacar in Rom)

In den Reisebeschreibungen der Italienfahrer vor der Zeit der Eisenbahnen wird vielfach mit besonderer Hervorhebung der Moment geschildert, in dem der Vetturin des von der Höhe bei Baccano abwärts rollenden Mietwagens mit den Worten: „Ecco Roma!" auf die am Horizont auftauchende gigantische Peterskuppel deutete. Kürzlich wurde als Beispiel der amerikanischen Sucht, alles andre zu überbieten, von einem in Ottawa, der kanadischen Metropole, aufgetauchten Plane berichtet, eine Kathedrale zu erbauen von bisher noch nicht dagewesenen Abmessungen und mit einem Fassungsraume von 70 000 Menschen. Demnach scheinen also die Amerikaner die alte Welt nicht bloß mit ihren Privatbauten übertrumpfen und dem altehrwürdigen St. Petersdom in der Siebenhügelstadt, der mit seinem Fassungsraum von 50 000 Menschen noch immer unübertroffen dastand, „den Rekord nehmen" zu wollen.

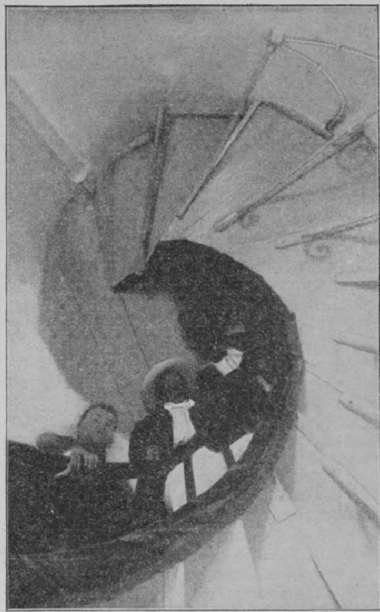
Nun, das bleibt abzuwarten, vorläufig ist San Pietro in Vaticano, die Grabkirche des Apostels Petrus und die imposante Zeremonienkirche des Papstes, nicht nur das berühmteste, sondern auch das größte christliche Baudenkmal. Dennoch geht man wohl kaum irre mit der Behauptung, daß ihr unmittelbarer Eindruck auf jeden, der sie zum erstenmal besucht, nicht der des Riesenhaften ist. Es



Unter der Bronzekugel auf der Zentralkuppel



Die Zentralkuppel vom Dach des Mittelschiffes aus



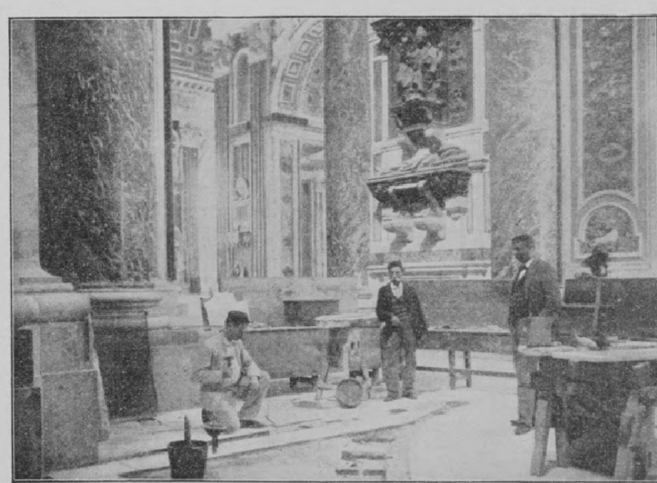
Auf der Treppe zur Bronzekugel

ist vielmehr die feine Uebereinstimmung der verschiedenen Teile, der äußeren wie der inneren, aus denen dieses gewaltige Gotteshaus zusammengesetzt ist, und der Eindruck harmonischer Gliederung läßt für den ersten Blick das Kolossale des Ganzen und des Einzelnen nicht zum Bewußtsein kommen.

Man braucht z. B. nur einen Besucher zu fragen, für wie groß er die Engel halte, die an den Seitenwänden des Mittelschiffes die Weihwasserbecken stützen; er wird sie auf die Größe eines Kindes schätzen, und in Wirklichkeit überragen sie den größten Mann. Oder man frage nach der Größe der Mosaikbuchstaben der die ganze Bedeutung der Kirche bezeichnenden Inschrift über dem inneren Ansatz des Kuppelbogens („Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben"); kein Mensch wird annehmen, daß sie mehr als 2 Meter beträgt. Ebensowenig scheint es beim erstmaligen Sehen glaubhaft, daß die Gesimse, über denen die Tonnengewölbe der Mittelschiffe ansetzen, bereits höher sind als das Berliner Schloß, das bequem im Mittelschiff Platz hätte.

Wer könnte vermuten, daß auf den Dächern des Domes eine ganze Menge Leute lebt und arbeitet, die sogenannten Sampietrini, ausschließlich mit den Reparaturen des Bauwerkes beschäftigt, die jährlich gegen 180000 Lire in Anspruch nehmen.

Zur Ersteigung des Daches und der Kuppel bedarf es für den Besucher eines besonderen „Permesso", den man in der Fabbrica di S. Pietro, Via della Sagrestia, erhält. Damit verfügt man sich in das linke Seitenschiff des Domes jenseits der ersten (Tauf-)Kapelle zur ersten Thür linker Hand, die sich während der Vormittagsstunden zwischen 8 und 11 Uhr auf das Klopfen des Eintritt Begehrenden öffnet. Man ersteigt auf 142 sehr bequemen Stufen das Dach der Kirche, das im Volksmund der „achte Hügel Roms" genannt wird. Eine Ueberraschung für jeden, der diese Höhe erreicht hat, bildet der Bautenkomplex auf diesem Dach der Peterskirche, wo man heute noch ebenso wie zu Goethes Zeit „das Bild einer wohlgebauten Stadt im kleinen findet, Häuser und Magazine, Brunnen, Kirchen und einen großen Tempel, alles in der Luft, und schöne Spaziergänge dazwischen". Besondere Giebeldächer erheben sich über den Tonnengewölben des Langhauses und Querschiffes, ferner Laternen über den sechs Kuppeln der Seitenschiffe, während über der Clementinischen und der Gregorianischen Kapelle die beiden 45 Meter hohen Seitenkuppeln von 92 Metern Umfang emporragen. Einen Springbrunnen von Marmor giebt's dort oben auf dem Dach, der die Kolonie der Arbeiter und Wächter mit Wasser versorgt, und hängende Blumengärten.



Ausbesserungsarbeiten an dem Marmorboden im Innern

Auch davon kann man sich unten keine Vorstellung machen, wie überwältigend von dem Dache erst sich die herrliche Zentralkuppel darstellt, die hier für sich allein größer aussieht als die größte Kirche. Vom Erdboden bis zur Höhe der Laterne sind es 117 Meter; vom Dach bis zur Kreuzesspitze ragt das Meisterwerk Michelangelos noch 94 Meter auf, unten hat die Kuppel 192 Meter Umfang. Als sich im 18. Jahrhundert einige Risse an dem kühnen Aufbau zeigten, brachte man 1744 fünf gewaltige, von außen sichtbare Eisenringe an, die jede weitere Gefahr beseitigten. Vom Dache führen Treppen zur inneren Galerie, von deren Umgang man einen köstlichen Hinabblick in die Kirche genießt. Alsdann steigt man auf einer bequemen Treppe zur Laterne empor, von deren innerer Galerie der Herunterblick in die Kirche jetzt fast schwindelerregend wirkt; geradezu bezaubernd aber ist die Rundschau von der Außenbrüstung auf die Campagna bis zu dem in der Ferne wahrnehmbaren Silberstreifen des Meeres, über die ganze Siebenhügelstadt und den Außenbau der Peterskirche. Wer Lust dazu hat, kann von hier noch weiter aufwärts gelangen, nämlich bis in die Bronzekugel, die auf den Scheitelpunkt der Kuppel aufgesetzt ist. Von unten gesehen, erscheint sie wie ein winziger Knopf; wer würde es glauben, daß im Innern Raum für 16 Personen vorhanden ist und daß die Treppe, die hinaufführt, mehr als 2½ Meter im Durchmesser hat!



Der Marmorbrunnen auf dem Dach der Peterskirche

Man muß sich erst darauf besinnen oder die auf dem Fußboden des Mittelschiffes angebrachten Inschriften lesen, die zur Vergleichung der Maße der größten Kirchen Europas berichten — jede weit zurückstehend hinter dem Petersdom —, um allmählich sich zu einer genaueren Abschätzung der ungeheuren Masse zu befähigen, die man vor Augen hat, und sich Rechenschaft darüber zu geben, daß die Fassade 117 Meter lang, 50 Meter hoch, und daß jede Säule 27 Meter hoch ist.

Das Innere der Kirche mißt 187 Meter in der Länge und das Mittelschiff allein 27 Meter in der Breite; sein Gesims ist 33 Meter hoch über dem Boden und hat eine Breite von 9 Metern. Dagegen hat nach den Angaben der oben erwähnten Maßvergleichungen auf dem Boden des Mittelschiffes St. Paul in London nur 158½ Meter in der Länge, der Dom zu Florenz nur 149½ Meter, von Mailand 135 Meter, von Bologna (San



Arbeiter auf dem flachen Dach der Vorhalle

Petronio) 133 Meter, San Paolo bei Rom (fuori le mura) 128 Meter, der Kölner Dom 132 Meter, der Antwerpener 117 Meter und die Sophienkirche in Konstantinopel 110 Meter.

Die Peterskirche hat eine weit zurückreichende Geschichte. Der ursprüngliche Bau entstand nach dem Jahre 300 n. Chr. an Stelle des antiken Neronischen Cirkus, der Stätte des Martyriums der ersten Christen in Rom. In der alten Peterskirche krönte Papst Leo III. Karl den Großen als Kaiser; Nikolaus V. gab 1450, als die alte Kathedrale baufällig geworden war, den Baumeistern Leo Battista Alberti und Bernardo Rossellino Auftrag zur Wiederherstellung. Fünfzig Jahre später wurden die ins Stocken gekommenen Arbeiten von Giuliano da Sangallo und Bramante wieder aufgenommen. 1515 übernahm Raffael Santi von Urbino und nach dessen Tode 1520 Baldassare Peruzzi die Leitung. Im Jahre 1546 wurde Michelangelo Buonarroti berufen, der einen neuen Bauplan für die Kuppel entwarf, der auch für seine Nachfolger maßgebend blieb; so entstand dieser „Triumph architektonischer Schönheit“.

Wirklich in Angriff genommen wurde die Kuppel aber erst 24 Jahre nach des Meisters Tode, der im Jahre 1564 erfolgte. 800 Arbeiter wurden unter Leitung des großen Architekten Giacomo della Porta daran beschäftigt, die das Werk in zwei Jahren vollendeten. Unter Gregor XIV. wurde die Laterne aufgeführt; 1603 war die Ausschmückung des Innern beendet. Nun war noch die Fassade fertigzustellen, doch wurde dabei von Michelangelos Entwurf abgewichen und Madernas Plan angenommen und ausgeführt. Am 18. November 1626 — nachdem 1300 Jahre seit der Gründung der Peterskirche verflossen waren — weihte Papst Urban VIII. die Basilika ein. Unter Bernini, der seit 1629 als Bauleiter thätig war, sollten die ursprünglich vorgesehenen Glockentürme ausgeführt werden; wegen mangelhafter Fundamentierung mußte jedoch davon Abstand genommen werden. Durch den genannten Architekten erhielt aber 1667 der Petersplatz, der Vorhof dieser Weltkirche, die großartig wirkenden Kolonnaden und Galerien, die den Eindruck übermäßiger Breite bei dem als Langhaus gestalteten Vorderteil der Kirche mildern und die Fassade Madernas weiter zurücktreten und sie größer und höher erscheinen lassen. Die gesamten Baukosten betrugen mehr als 260 Millionen Lire.

Ich habe des eigentümlichen Lebens des Völkchens von Arbeitern auf den Dächern der Peterskirche Erwähnung gethan; was soll ich sagen von dem Leben im Innern des Domes, der eine Welt für sich ist?

Wie ein brausender Strom flutet unaufhörlich durch die weiten Hallen das menschliche Leben mit seinen Freuden und Schmerzen, himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt.

Auf der einen Seite ist eine ausländische Malerin bemüht, die wunderbarsten Schaustücke auf ihre Leinwand zu übertragen; dort küßt ein Frommer den rechten Fuß des Bronzestandbildes des Apostels Petrus, der von ähnlichen Ehrfurchtsbezeigungen schon ganz abgeglättet ist. Diese Bronzestatue am letzten Pfeiler rechts des Mittelschiffes ist für die späteren Darstellungen des Apostels vorbildlich geworden; sie zeigt ihn sitzend mit kurzem, wolligem Haar und rundem Bart, mit der Rechten segnend und in der Linken die Schlüssel haltend. Wahrscheinlich hat ein byzantinischer Kaiser die Statue im 5. Jahrhundert als Weihgeschenk gestiftet; der Stil ist in Form und Gewandung noch antik. Ursprünglich stand der Apostel in der anstoßenden Klosterkirche San Martino; erst bei der Gründung der neuen Kuppel unter Papst Paul V. ward die Statue an ihren jetzigen Standort gebracht. Ueber Petrus ein moderner Thronhimmel und das Mosaikbildnis Pius' IX. Ferner begegnet man im Innern der Peterskirche stets zahlreichen Hochzeitsreisenden aus allen Weltteilen, die ihr Lebensglück durch die Weihe der Kunst zu veredeln suchen. Fromme Pilger führt die Sehnsucht herbei, ihre Sündenschuld zu bekennen, wozu ihnen die im linken Seitenschiff aufgestellten Beichtstühle für elf Sprachen Gelegenheit bieten. Alle Besucher aber möchten dem Statthalter Christi ihre Huldigung darbringen, wenn das Glück ihnen seinen Anblick gewährt.



Eine russische Malerin im Innern des Domes

Wenige Schritte von der Terrasse der Peterskirche erstreckt sich die Fassade des vatikanischen Palastes, geschmückt mit den Standbildern der zwölf Apostel. Der Fremde betritt den Palazzo Pontificio del Vaticano am Ende der rechten Kolonnade des Petersplatzes durch den Portone di Bronzo, wo sich die Schweizerwache befindet. Die beiden ersten Fenster des zweiten Stockes zur linken Seite, zu unterscheiden an den geschlossenen oberen Flügeln, sind die des päpstlichen Gemaches. Von dort steigt der greise Papst hinab in die vatikanischen Gärten, um an den Sommernachmittagen den Weinberg zu besuchen, den er mit besonderer Sorgfalt und hervorragender Sachkenntnis pflegt, und sich dann zur Erholung von dem nachteiligen Einfluß starker Hitze ins Kasino Pius' IV. zu begeben, dessen dicke Mauern Kühle gewähren. Es ist dort ein Gemach mit einem Ruhebett für ihn eingerichtet. Gegen Abend, wenn der Nordwind weht, pflegt Leo XIII. in seinem Wagen in der Gesellschaft seines Neffen, des Kommandanten der Guardia Nobile, Grafen Camillo Pecci, der neben dem geöffneten Fenster reitet, eine Spazierfahrt in den Gärten zu machen bis zum Kaffeehaus und dann in den stillen Palast zurückzukehren, der 11000 Säle, Zimmer und Gemächer umfassen soll.

Litteratur

Was **Heinrich Hansjakob** auf einer Reise gesehen und erlebt, die er im September 1900 von Freiburg i Br. über Württemberg nach Oesterreich und Südböhmen gemacht, hat er in einem schmucken, von **Curt Liebich** illustrierten Büchlein zusammengefaßt, dem er den Titel „**Letzte Fahrten**“ gegeben hat, weil diese Reisen wenigstens seine letzten Fahrten mit der Eisenbahn sein sollen (Stuttgart, A. Bonz & Comp.). Der wackere Pfarrer, der mit seinen hellen, klaren Augen so klug und treffend zu beobachten und so prächtig zu erzählen weiß, hat sich so viele Freunde aus beiden Konfessionen erworben, daß auch sein neues Buch an vielen Orten eine freudige Aufnahme finden wird. Mit großem Geschick versteht es Hansjakob, in seinen lebendigen Schilderungen, aus denen als Glanzstücke die der Stifte Kremsmünster und St. Florian hervorragen, Historisches mit Gegenwärtigem zu verbinden, und aus allem Beobachteten zieht sein gesunder Menschenverstand praktische Nutzanwendungen.



Kuss auf den Fuss der Petersstatue

— Als 17. Bändchen der von **Ed. Heyck** herausgegebenen „**Monographien zur Weltgeschichte**“ (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing) ist eine Charakteristik des **Kaisers Augustus** von Professor Dr. **Otto Seeck** erschienen, die zugleich ein farbenreiches, lebensvolles Bild des gesamten Augusteischen Zeitalters, insbesondere auch von seiner Kunst und Dichtung entrollt. Bei der großen Zahl der aus jenem Zeitalter erhaltenen Kunstwerke konnte die Illustration (mit 106 Abbildungen) besonders reich und nach der historischen Richtung in Porträtbüsten und in Statuen, geschnittenen Steinen, Münzen und Medaillen u. s. w. durchaus authentisch gestaltet werden. Die berühmte Gemma Augustea mit der Apotheose des Augustus ist auf einer besonderen Kunstbeilage reproduziert worden.



Einer der Beichtstühle im linken Querschiff

Notizblätter

Kultur und Wissenschaft

Professor Liversidge hat in der Royal Society von Neu-Süd-Wales während der letzten Sitzung unter dem Mikroskop Teilchen eines hämmerbaren gelben Metalls vorgelegt, das alle Eigenschaften von Gold aufweist und aus gewissen australischen und europäischen Meteoren herstammt. Die Entdeckung von Gold in Meteoren ist insofern noch besonders wichtig, als sie einen Rückschluß auf die Gegenwart von Gold auch im meteorischen Staub gestattet. Dadurch ließe sich manches Vorkommen von Gold auf der Erde und im Seewasser erklären, da Meteore und Meteorstaub beständig im Gewicht von wahrscheinlich vielen Millionen Tonnen im Jahr auf die Erde niederfallen.

Verkehrswesen

In England geht man augenblicklich dazu über, alle Schnellzüge mit Fernsprecheinrichtung zu versehen. Es wird in jeder Abteilung ein Telephonapparat angebracht. Hält nun der Zug auf einer größeren Station, so kann sofort eine Verbindung mit der Telephonleitung des Stationsortes und damit Anschluß nach allen Teilen des Landes hergestellt werden. Um jeden längeren Aufenthalt zu vermeiden, werden die Anmeldungen zu Ferngesprächen schon während der Fahrt angenommen. Ein Beamter sammelt die Bestellungen ein und giebt sie auf der nächsten Station einem Kollegen ab. Dieser benachrichtigt die nächste Haltestation, und so kann das Gespräch beginnen, sobald der Zug angekommen ist. Somit kann in Zukunft jeder Passagier eines englischen Schnellzuges im stande sein, von seinem Platz im Abteil sich mit Bekannten, Geschäftsfreunden u. s. w. zu unterhalten, die viele Meilen von ihm entfernt sind. Sobald die englischen Eisenbahngesellschaften die Kurierzüge mit Fernsprecheinrichtung ausgerüstet haben, soll damit begonnen werden.

Bühne

Im Berliner Lessing-Theater fand Henri Bernsteins Schauspiel „Le Détour“ unter dem Titel „Jack“ nur eine kühle Aufnahme. Besseren Erfolg hatte der junge, erst siebenundzwanzigjährige Dichter im Pariser Gymnase mit seinem neuen Schauspiel „Joujou“, obwohl auch dieses Stück sich weniger durch straffe Handlung als durch flotten Dialog auszeichnet. Es behandelt die entsagende Liebe einer Witwe zu dem Gatten ihrer Freundin.

— Zwei junge Italiener, Alberto Donaudy als Textdichter und sein Bruder Stefano als Komponist, haben es unternommen, Theodor Körner auf die Opernbühne zu stellen, und das Hamburger Stadttheater hat diese „biographische Handlung“, wie die Autoren ihr Werk benennen, zur ersten Aufführung gebracht. Die Kritik erkennt wohl an, daß der Text geschickt verfaßt sei und die Musik manches Schöne bringe, aber der Gesamteindruck wird doch nur als matt bezeichnet. — Freundlicher Beifall wurde im Hamburger Stadttheater der Oper „Sancho“ von Jacques Dalcroze zu teil, deren Text (von Yoe Plessis) Felix Vogt verdeutscht hat.



Phot. Franke & Co., Berlin

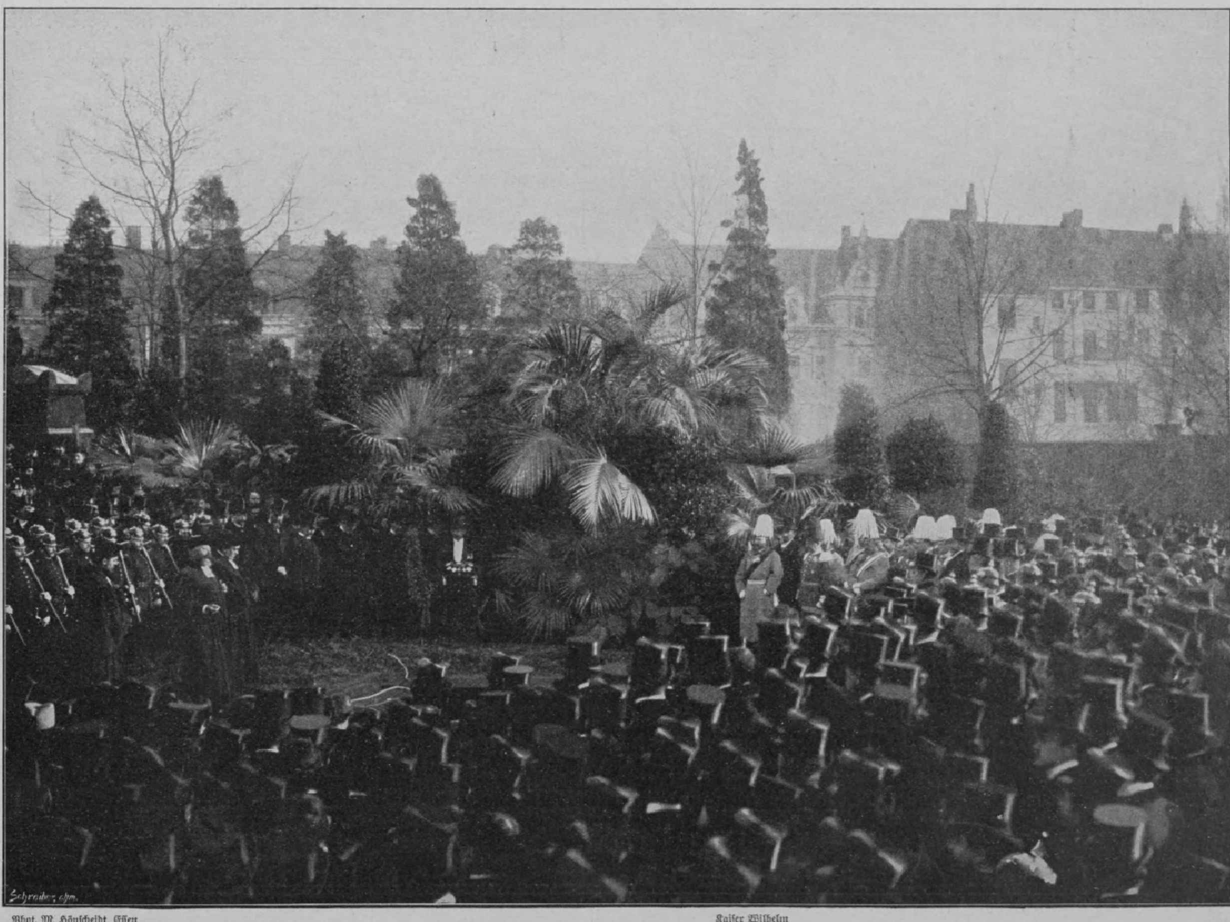
Himmelsbeobachtungen auf der Treptower Sternwarte bei Berlin

— Im Wiener Burgtheater rief Gerhart Hauptmanns Drama „Der arme Heinrich“, das seinen Grundgedanken der berühmten Dichtung Hartmanns von Aue entlehnt, eine gewisse Enttäuschung hervor, denn nicht in allen Teilen zeigte sich das Stück bühnenwirksam. So blieb der Erfolg, der freilich dem Autor persönlich große Ovationen brachte, nicht unbestritten.

— Josef Viktor Widmann, der feinsinnige Dichter in Bern, erzielte mit seiner Komödie „Die Muse des Aretin“ im Theater zu Basel eine sehr beifällige Aufnahme.

— Einen Treffer hat das Pariser Vaudeville mit der Komödie „Das Joch“ von Jeanne Marni und Albert Guinon gemacht. Das Stück schildert keck, wie ein junges Mädchen den alternden Lebemann, der sie geheiratet hat, derb den Pantoffel fühlen läßt.

— Zu einem großen Triumph gestaltete sich im Königl. Theater zu Kopenhagen die Aufführung der Oper „Saul und David“ von Karl Nielsen. Es ist das Erstlingswerk des Komponisten, der selbst dirigierte.



Phot. M. Hönscheidt, Essen

Kaiser Wilhelm

Die Bestattung Friedrich Alfred Krupps in Essen, 25. November 1902

Bildende Kunst

In Wien wurde am 28. November der dem Andenken Viktor Tilgners, des berühmten, 1896 verstorbenen Bildhauers, gewidmete Brunnen enthüllt, der nach einem Entwurf des Verewigten ausgeführt ist. Inmitten des aus rotem gesprenkelten Granit gefertigten Beckens erhebt sich ein Säulenpostament: darauf ruht eine reich ornamentierte Vase, aus der Früchtebouquets hervorschimmern. An der Vase lehnt ein kleiner Knabe, in seiner Rechten einen großen Fisch haltend, der Wasser speit. An dem unteren Ende der Vase hängt ein zweiter Knabe, der lächelnd auf den Rand des Wasserbeckens niederblickt, wo ein großer Frosch liegt, der ihm gegen die rechte Handfläche Wasserstrahlen entgegenspritzt. Gegenüber dem andern Ende der Vase sitzt eine Ente, die ebenfalls Wasser in das Becken speit. Auf dem Beckenrande sonnen sich drei Frösche. Die Kindergruppe ist ebenso wie die Vase und die Frösche aus Bronze gegossen, die stellenweise mit leichter Patina überzogen ist. Die Mitte des Säulenpostamentes trägt die Widmungsinschrift.

Heer und Flotte

Mit dem auf der Schichauer Werft erbauten neuen Linienschiff „Wettin" und den übrigen Vertretern der Wittelsbachklasse ist zugleich ein neuer Typ in der deutschen Kriegsmarine zur Indienststellung gelangt. Diese Schiffe, zu denen außer „Wettin" noch „Wittelsbach", „Zähringen", „Schwaben" und „Mecklenburg" gehören, sind als verbesserte Linienschiffe der Kaiserklasse entstanden, unterscheiden sich aber nicht unwesentlich von diesen, und zwar ganz besonders in der Anordnung des Panzerschutzes und der Artillerie. Für die Probefahrten des Linienschiffes „Wettin" unter Kommando des Kapitäns zur See v. Müller und der übrigen vollendeten Fahrzeuge der Wittelsbachklasse wurde, eben weil es sich um die Erprobung eines neuen Typs handelt, eine ungewöhnlich lange Zeit vorgesehen. An einer dieser Probefahrten nahm unlängst auch Prinz Georg von Sachsen teil, den unsre Abbildung im Kreise der Offiziere darstellt. Bei der „Wettin" ist, wie bei der ganzen Wittelsbachklasse, der früher nur vier Fünftel der Schiffslänge bedeckende Panzergürtel zum erstenmal ganz um das Schiff herumgeführt. Auch eine vollständig gepanzerte Citadelle ist hier erstmals zur Anwendung gekommen. Die Panzerung des Gürtels

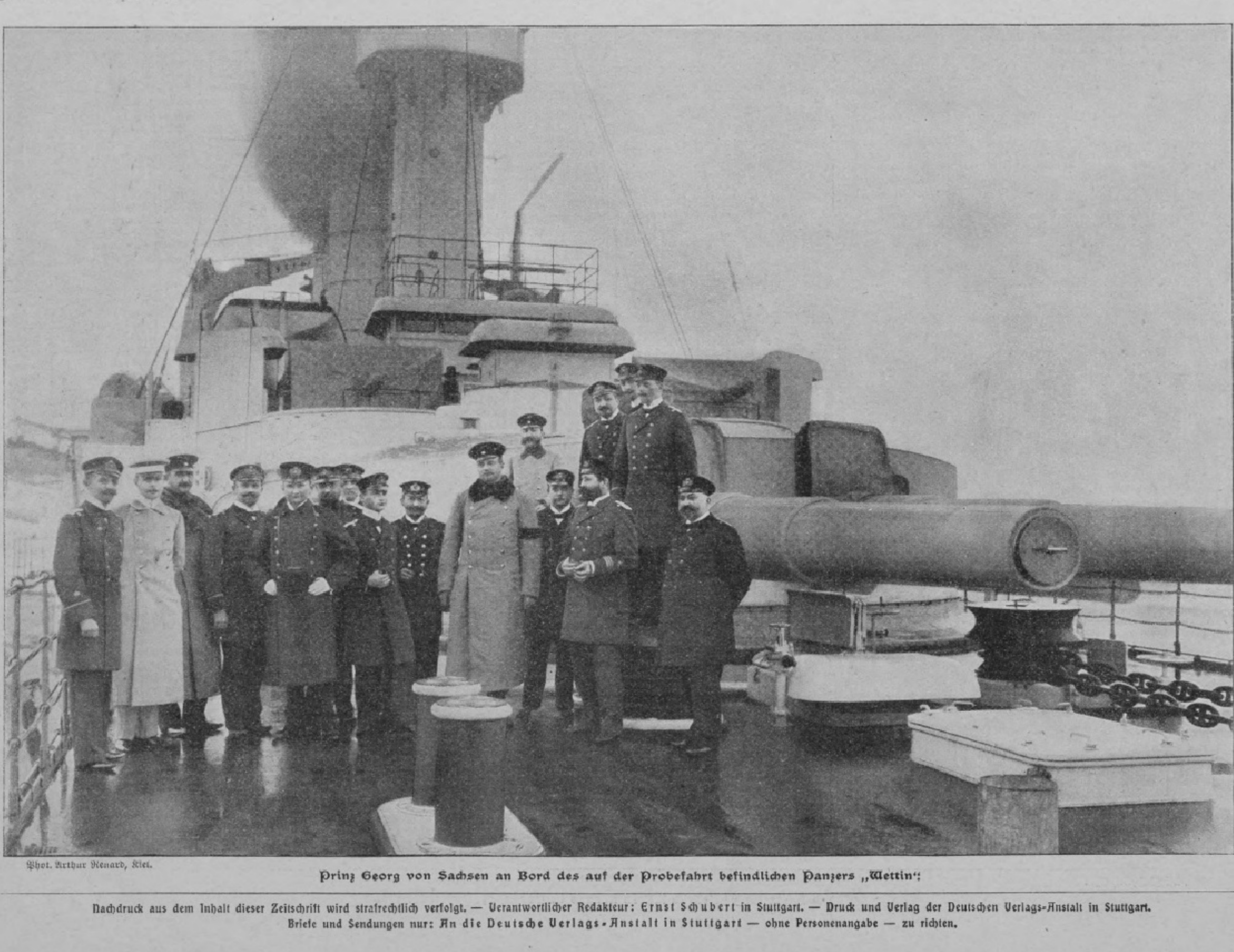


Der Tilgner-Brunnen in Wien

ist wegen Verwendung eines widerstandsfähigeren Materials etwas dünner (von 300 Millimeter auf 225 Millimeter) geworden, wodurch eine Verminderung des Gewichts herbeigeführt wurde. Kasematte und Citadelle haben eine Panzerung von 140 Millimetern erhalten. Die Torpedoarmierung weist 6 Rohre auf. Der Schiffskörper ist bei der Wittelsbachklasse größer als bei der Kaiserklasse. Er weist auf 126 Meter Länge, 20,8 Meter Breite, ,6 Meter Tiefgang, gegen 115 Meter Länge, 20,4 Meter Breite und 7,8 Meter Tiefgang der Kaiserklasse. Demgemäß erreicht die Wasserverdrängung bei „Wettin" 11800 Tonnen gegen nur 11150 bei der Kaiserklasse. Sie arbeitet mit 18000 Pferdekräften gegen 13000 der Kaiserklasse. Hierdurch war es möglich, die Höchstgeschwindigkeit von 17,5 Seemeilen auf 18 zu steigern. Die Dampferzeugung geschieht in zwölf Kesseln. Die Kosten des Linienschiffs „Wettin" belaufen sich auf 22½ Millionen Mark.

Totenschau

Prof. Placidus Condrau, Herausgeber der „Gasetta Romontscha", der einzigen in rhätisch-romanischer Sprache erscheinenden Zeitung, 84 J., † 23. Nov., Disentis in Graubünden. — Graf Eugen Aichelburg, bek. als lyrischer Dichter und Komponist, 40 J., † 25. Nov., Laibach. — Landschaftsmaler Emil Breton, 72 J., † 25. Nov., Courrières. — Feldmarschalleutnant Freiherr Eduard v. Schwartz-Meiller, 94 J., † 26. Nov., Wien. — Geh. Hofrat Georg Querfurth, Prof. für Maschinenbau, † 27. Nov., Braunschweig. — Kirchenhistoriker Prof. Dr. Paul Ernst Lucius, 50 J., † 28. Nov., Straßburg. — Viktor Großbauer v. Waldstätt, bek. Forst- und Jagdschriftsteller, 50 J., † 28. Nov., Wien. — Prediger Dr. Parker, ber. Kanzelredner, 73 J., † 29. Nov., London. — Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Friedrich Rüdorff, bed. Chemiker, 70 J., † 29. Nov., Charlottenburg. — Bildhauer Hermann Tautenhayn, 47 J., † 29. Nov., Wien. — Generalmajor Herman von Lieres und Wilkau, 65 J., † 29. Nov., Oels. — Nikolaus Hompesch, bek. als Herausgeber altklassischer Klavierwerke, 72 J., † 30. Nov., Köln. — Lucien Mühlfeld, Romandichter und Theaterkritiker, 32 J., † 1. Dez., Paris. — Graf Richard Belcredi, vormals österreichischer Ministerpräsident, 79 J., † 2. Dez., Gmunden. — Louis von Selar, bek. Theateragent, 71 J., † 2. Dez., Berlin.



Phot. Arthur Renard, Kiel.

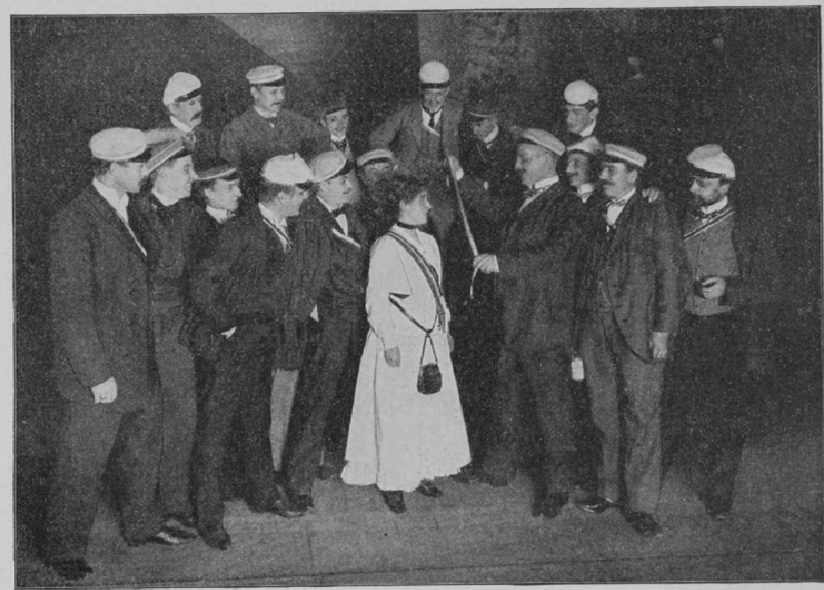
Prinz Georg von Sachsen an Bord des auf der Probefahrt befindlichen Panzers „Wettin"

Über Land und Meer

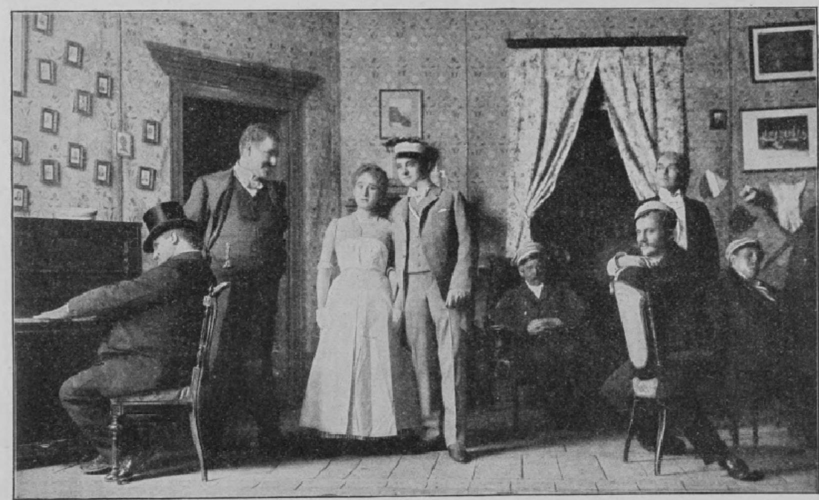
Nr. 12



Wilhelm Meyer-Förster



Käthie erhält die Corpsbänder



Auf der Bude



Als er wiederkam



Karl Heinz und Käthie

Scenen aus Meyer-Försters „Alt-Heidelberg“

(Karl Heinrich)

Siehe den Artikel Seite 284

Weihnachtslitteratur

Nicht nur in der Führung des großen Romans bietet **Johannes Richard zur Megede** Vollendetes, sondern er ist, wie unsre Leser wissen, auch ein Meister der Novelle, die, in knappere Form gefaßt, doch tiefgründige Seelenforschung mit fesselnder Handlung verbindet. Hiervon liefert den überzeugenden Beweis auch sein neuester Band: „Trianon und andre Novellen" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Die erste Erzählung, die dem Buche den Titel gegeben hat, versetzt die Leser in eine ehemalige kleinstaatliche Residenz, die anscheinend in einem Traumdasein dahinlebt, und in der doch all die heißen Empfindungen, die das Menschenherz durchfluten, ihre brandenden Wogen schlagen. Die Kleinstadt ist auch der Schauplatz der zweiten Erzählung: „Die Tugendgans". Diesen Spottnamen hat man einer zart empfindenden jungen Frau gegeben, die ihren Gatten fast abgöttisch liebt. Er ist auch ein sogenannter guter und netter Kerl, aber die Seitensprünge kann er nicht lassen, und die Erkenntnis, daß all ihre reiche und hingebende Liebe an einen Unwürdigen verschwendet worden, treibt die Heldin in den Tod. Im Weltbade Kissingen spielt sich die dritte Erzählung ab: „Das Prinzessinlächeln". Die Handlung wird beherrscht von der Figur eines Mannes, der durch Schuld einer koketten Frau auf abschüssige Bahn gebracht ist. Wohl rafft er sich auf, findet jenseits des Ozeans ein lohnendes Arbeitsfeld und glaubt die alte Leidenschaft überwunden zu haben, aber als er, um nach schwerer Krankheit volle Genesung zu finden, wieder die Heimat aufsucht, tritt in seinen Gesichtskreis abermals die Frau, deren sirenenhaftes Lächeln ihn einst bethört hat, und der alte Zauber nimmt ihn gefangen. Doch bald erkennt er, welch öde Leere sich hinter jener äußerlichen Anmut birgt, welch thörichtes Opfer er einst gebracht, und in wilder Verzweiflung zieht er die einstige Geliebte mit in seinen Untergang hinein. So klingen alle drei Novellen tragisch aus, aber der mitempfindende Leser muß sich sagen, daß nach Anlage der geschilderten Charaktere und nach den Verhältnissen der Ausgang nirgends anders sein konnte. So modern alle die Stoffe behandelt sind, so liegt doch in ihnen und den Figuren etwas von antiker Größe.

— „Eine Jagdfahrt nach Ostafrika" schildert ungemein anziehend der treffliche Jagdschriftsteller, der unter dem Pseudonym **Oberländer** schreibt (Berlin, Paul Parey). Ende 1899 wurde er durch eine Einladung des Elefantenjägers **August Knochenhauer** überrascht, der ihn aufforderte, sein Weidmannsheil auch in Ostafrika zu versuchen, wo es an Wildarten, wie sie dem europäischen Jäger nie zu Gesicht kommen, nur so wimmelt. Unser deutscher Landsmann Knochenhauer, um das vorweg zu nehmen, gehörte zu den bedeutendsten Weidmännern in den Tropenländern, und wenn sein Name nicht so bekannt geworden ist wie derjenige andrer vielgenannter Nimrods, die nicht annähernd so viel Wild zur Strecke gebracht haben, so lag das nur an seiner Bescheidenheit. Oberländer nun konnte der Lockung nicht widerstehen, und in Begleitung eines Freundes, des Rittmeisters C. Bierordt, machte er sich auf den Weg nach dem dunkeln Erdteil. Munter schildert er die Ueberfahrt, ihre Beschwerden wie ihre Reize, und in Tanga betraten die Reisenden zum erstenmal deutsch-ostafrikanischen Boden. Mit dem Marsch ins Innere, in den Waldsteppen des Kinukura, begannen dann die eigentlichen Jagdabenteuer. Hartebeest, Antilope und Gnu waren das erste Wild, die den beiden Jägern zu Schuß kamen, weiter kamen Büffel und Wildschweine, und auch an mancherlei Federwild mangelte es nicht. An diese Schilderungen reiht der Verfasser Auszüge aus dem hochinteressanten Tagebuch Knochenhauers, das sich übrigens keineswegs nur mit dessen Spezialwild, dem Elefanten, beschäftigt, sondern sich auch auf den übrigen Wildstand Deutsch-Ostafrikas erstreckt und auch das Raubzeug, namentlich Löwen und Leoparden, berücksichtigt. Welchen Gefahren sich hier der Jäger aussetzt, mit welchen Beschwerden und Mühen er zu kämpfen hat, das ist anschaulich beschrieben. Besonders eingehend ist allerdings die Elefantenjagd behandelt, und nach diesen Beobachtungen und Erfahrungen eines Kundigen dürfte manche Vorstellung, die bisher als zutreffend galt, zu berichtigen sein. Neben vielen Textillustrationen nach photographischen Aufnahmen sind dem vornehm ausgestatteten Bande 21 Abbildungen nach Originalzeichnungen von **W. Kuhnert** beigegeben.

— Die Gedichtsammlung „Wilde Ranken", die **Theodor Aemilius**, unser geschätzter Mitarbeiter, herausgegeben, erfreut sich der zweiten Auflage (Gotha, G. Schlößmann). Es ist kein seichter Klingklang, sondern tiefes, edles Empfinden in künstlerischer Form. Zu stimmungsvollen Naturschilderungen, die namentlich die Heidelandschaft trefflich malen, gesellen sich anmutige Bilder aus dem Familienleben, aber auch über diesen engen Kreis hinaus hat der Dichter einen klaren Blick für die Fragen, die die Welt bewegen. Er erörtert sie, je nach Stimmung, mit nachdrücklichem Ernst oder mit leiser Ironie. Häufig gelangt eine innige Frömmigkeit zum Ausdruck, die, frei von konfessioneller Tendenz, jeden sympathisch berühren wird, der den Gottesglauben in der eignen Brust trägt. Der Verlag gab dem Bande eine vornehme Ausstattung, wie sie sich für den Weihnachtstisch schickt.

— Zu den berufenen Schilderern des südafrikanischen Krieges gehört ohne Frage Franko Seiner, der einen großen Teil des Feldzuges mitgemacht und seine Erfahrungen in dem schon früher von uns erwähnten Buche „Ernste und heitere Erinnerungen eines deutschen Burenkämpfers“ niedergelegt hat. In demselben Verlage, C. H. Beck in München, giebt er nun eine zusammenhängende Schilderung jener Kämpfe unter dem Titel „Der Burenkrieg“ heraus. Es ist ein gut volkstümliches Buch, das vom Beginn der Verwicklungen bis zum Schlusse der Tragödie führt und einen klaren Ueberblick über den heldenhaften Verzweiflungskampf des Burenvolkes gewährt. Zahlreiche Abbildungen und eine Karte sind beigegeben.

Kunst

Der Verlag von Fischer & Franke in Berlin bringt wiederum 4 neue, je 10 Blatt umfassende Hefte seiner Sammlung „Theuerdank“. Die Märchenpoesie ist darin vertreten durch die „Waldgeister“ von Wilhelm Stumpf und die „Sonnenmärchen“ von Fritz Haß, beides Blätter von launig-phantastischer Auffassung. Auf realem Boden bewegt sich die „Poesie der Landstraße“, worin Ernst Liebermann anmutige Bilder aus dem Wanderleben älterer wie neuerer Zeit giebt, und in „Rügen“ führt Hermann Hirzel stimmungsvolle Ansichten von der berühmten Insel vor Augen.

Hausmusik

Zu den bereits zahlreich erschienenen Musikalien weihnachtlichen Gepräges bringt der Verlag von Gebrüder Hug & Co., Leipzig und Zürich, eine weitere Auswahl. Das „Weihnachtslied“, komponiert von R. Vollhardt, op. 9 (Gedicht von Marg. Denk), ist für eine Singstimme mit Klavier-, Harmonium- oder Orgelbegleitung gedacht und kann noch erhöhtere Wirkung erlangen, wenn ein Kinderchor mitsingt. „Weihnachtstraum“ und „Weihnachtsglocken“ von Wilhelm Alatter sind zwei Klavierstücke leichterer Spielart, in denen unsre altehrwürdigen Festweisen harmonisch zu einem Ganzen vereinigt sind. An sonstigen neuen Musikalien des Verlages nennen wir die elegante Mazurka à la russe „Hélène“ von Carlo Cattanei und dessen „Rosen von der Riviera“, gleichfalls in Mazurkaform. Beide Stücke sind flott empfunden und leicht spielbar.

Kalender

Im siebenten Jahrgange erscheint Meyers Historisch-Geographischer Kalender (Leipzig, Bibliographisches Institut). In reicher Abwechslung bringt er 353 Landschafts- und Städteansichten, Porträts, kulturhistorische und kunstgeschichtliche Darstellungen. Eine unglaubliche Anzahl geschichtlicher Daten ist in den Tagesnotizen enthalten, und was sich an Aussprüchen bedeutender Männer findet, zeugt von großer Sorgfalt in der Auslese.

— Der zum erstenmal 1901 vom Deutschen Flottenverein herausgegebene Flotten-Abreißkalender ist auch in diesem Jahre wieder im Verlag von J. C. König & Ebhardt in Hannover erschienen. Gegen das Vorjahr hat er wesentliche Veränderungen und Erweiterungen im Text sowohl wie in den Abbildungen erfahren. Namentlich sind nicht nur die Daten maritimer Aktionen, sondern überhaupt allgemein bemerkenswerte Tage der neueren deutschen Geschichte hervorgehoben. Das Gebiet der Handelsmarine, des Schiffsbaues und Schiffsmaschinenbaues hat durch umfangreiche Mitarbeit der großen Reedereien Vertiefungen erfahren, das deutsche Kabelwesen, die Hochseefischerei, das Seerettungswesen u. s. w. sind eingehender behandelt.

— Lauterburgs illustrierter Abreißkalender für 1903 ist im Verlag von J. C. König & Ebhardt, Hannover, wiederum in drei Ausgaben (für Deutschland, die Schweiz und internationale Ausgabe) im 9. Jahrgang erschienen und kann durch die Verlagsfirma oder deren Vertretungen in allen größeren Städten Deutschlands bezogen werden. Der Kalender bietet auf seinen 365 illustrierten Blättern eine Fülle von Interessantem und Lehrreichem. Er führt uns durch die bemerkenswertesten Städte und zeigt uns die schönsten landschaftlichen Bilder.

— In dem bekannten eleganten Gewande hat sich A. Haacks Damenkalender wieder für das kommende Jahr eingestellt (Berlin, A. Haack). Die litterarische Beigabe besteht in einer Novellette: „Ella“ von M. von Eschen. Die praktische Einrichtung als Notizbuch, Tagebuch, Haushaltungsbuch, verbunden mit der vornehmen Ausstattung, lassen den Kalender als eine Zierde jeden Damenschreibtisches erscheinen.

Briefmappe

Eduard L. in N. Gedichte von Wunderkindern — und zu solchen rechnen wir die Poeten Ihres „Alters“ — veröffentlichen wir nicht. Nach etwa zehn Jahren dürfen Sie wiederkommen, vorausgesetzt, daß Sie sich bis dahin mit den Gesetzen des Versbaues und der Reimkunst besser vertraut gemacht haben.

W. v. H. in M. Der Spruch:

„Den Feinden Trutz,
Den Freunden Ehr',
In Gottes Schutz
Die beste Wehr“

findet sich, wie Sie richtig annehmen, in dem Buche „Wegerich“ von Josef Grünstein, das schon in vierter Auflage erschienen ist (Berlin, Freund & Jeckel). Mit seinen gedankenreichen Spruchdichtungen empfiehlt sich das elegant ausgestattete Werkchen durchaus als Festgeschenk, namentlich für die Damenwelt.

Treue Abonnentin in Budapest. Auch wir können leider die Lösung nicht geben.

K. F. N. in Wien, R. N. in Br., Otto T. in Budapest, R. Sch. in Pr., Escamillo in München, B. B. in W. Mit Dank abgelehnt.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer

Nr. 13

89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Mit Postaufschlag 3 Mark 75 Pfg.



Bleigiessen in der Sylvesternacht. Nach einer Zeichnung von Ed. Cucuel

Ausblick

Wie wenn die dicken Nebel gehn
Und schwarze Wolken drüber stehn —
Du weisst nicht, siegt die Nacht, der Tag
Mit Sonnenstrahl, mit Wetterschlag? —
Wie des Gebirges blauer Schein
Nicht ahnen lässt den rauhen Stein,
Und dass nur wie ein schmales Band
Der Pfad umschmiegt des Abgrunds Rand:
Wie wenn das weite, tiefe Meer
In breiten Wogen rollt daher,
Und du in deinem schwanken Kahn
Musst ziehn die schauervolle Bahn
Durch Klippengassen, Brandungsgischt,
Ob dir auch jeder Stern erlischt;
Wie wenn die grause Schlacht entbrennt,
Darin der Tod um Beute rennt
Und zwingt dich an sein Würfelspiel,
Dem schon manch Held zum Opfer fiel:
So taucht dir auf das neue Jahr,
So rätselhaft, so voll Gefahr,
Für jede deiner Fragen stumm
Bis auf ein Raunen und Gesumm:
O Pilger, sprich: Wie soll das werden? —
„Ach, quält mich nicht mit Wahnbeschwerden.
Ich denk' nur eins und sage still:
Mit Gott! Er führ' mich, wie Er will!"

Th. Hemilius

Für die Krone

Roman

von

Richard Voss

(Fortsetzung)

Hätte ich die Macht, so würde ich alle Gerichtshöfe abschaffen, alle bereits gefällten Urteile aufheben, alle Kerker öffnen, die Schuldigen ausschließlich dem Richterstuhl des eignen Gewissens überlassend. Wenigstens würden alsdann keine Justizmorde mehr geschehen, an deren Möglichkeit nur zu denken mir Grausen einflößt. Solche Betrachtungen sind bisweilen wie eine Regung meines alten Menschen. Ich beobachte jedoch, daß sie selten und immer seltener werden. Und es macht mich nicht einmal traurig.

Doch ich muß von dem Menschen berichten, dessen Namen ich nicht aussprechen kann. Tonei that es heute für mich. Ich fühlte mich erblassen und mußte mir Gewalt anthun, mich nicht abzuwenden.

„Du, Königliche Hoheit, weißt du denn schon, daß der Loisl Ehemann ist?"

„Ehemann? Der —"

„Freilich, der Loisl. Montag sind's grad zwei Wochen, daß sie Hochzeit gehalten . . ."

„Er hat seinen Schatz geheiratet?"

„Wen denn sonst wohl?"

„Ist das möglich?!

„Warum sollt' das nicht möglich sein? Mich wundert's, daß er mit der Hochzeit so lange gewartet hat bei seinem hitzigen Blut."

„Ich meinte, weil er doch nicht mehr beim Forstamt ist."

„Eine Dummheit war's von dem Loisl."

„Viel gespart wird er sich auch nicht haben?"

„Keinen roten Heller."

„Woraufhin hat er also geheiratet?"

„Das wissen Königliche Hoheit auch nicht?"

Bisweilen kamen dem Tonei die Lehren meines Herrn Kammerdieners in den Sinn, was alsdann jedesmal zur Folge hatte, daß er das brüderliche du mir entzog; glücklicherweise nicht für lange.

„Nichts weiß ich," erklärte ich ihm.

„Ist's möglich? Nicht zu wissen, daß das Fräulein Fritz die beiden zusammengebracht hat." Fräulein Fritz! Das gute, kraftvolle, prächtige Fräulein Fritz! Welche Welt stieg mit diesem Namen in mir auf, welche gute, leuchtende, herrliche Welt! Und darin ich selbst ein besserer Mensch, fast ein guter Mensch; jedenfalls ein glücklicher, glückseliger.

Damit war es vorbei.

Was hatte ich alles gethan, um jene Welt zu vergessen; welche Gewalt hatte ich mir angethan, um sie vergessen zu wollen. Anstatt gleich am ersten Tage zum Alphof hinaufzustürmen, hatte ich mich selbst wie mit Banden an die Scholle geheftet, um von der Stätte zurückzubleiben, wo ich nie wieder reinen Herzens weilen konnte.

Nein, nie wieder!

Jetzt war auch dieser Name ausgesprochen. Als ich ihn wiederholte, bebte meine Stimme:

„So, so! Fräulein Fritz hat die beiden zusammengebracht?"

„Ja, weißt, Königliche Hoheit, wenn das Fräulein Fritz zwei junge Leute, die sich gern haben, nur zusammenbringen kann! Auf der Welt thut das Fräulein Fritz nichts lieber. Auf dem Hof zu schaffen und zu arbeiten wie eine rechte Bäuerin ist gut; aber für zwei Liebesleut' Hochzeit zu richten, ist noch besser. Und wenn's gar zwei blutjunge und bildsaubere sind! Dann weiß sich das Fräulein Fritz vor lauter Freuden gar nicht zu lassen; nicht anders, als wenn es selbst eine Blutjunge und Bildsaubere wäre, die einen Blutjungen und Bildsauberen zum Manne bekäm'. Für den Loisl und seinen Schatz hat es eine Hochzeit gerichtet wie für einen Prinzen und eine Prinzessin — wahr ist's! Braten hat's gegeben und Torten und Wein! Roten und weißen! Und eine Musik war! Drei Fiedeln und eine Posaune, eine wahrhaftige! Und das Tanzen! Den Loisl und seinen Schatz hätt'st zusammen tanzen sehen sollen. Ich sag' dir, Königliche Hoheit, die beiden zusammen . . ."

„Getanzt hat der Loisl?"

„Wie ein Wilder! Die ganze Nacht durch! Das ist einer, der Loisl!"

Plötzlich schien ihm einzufallen, was für einer der Bursch war und wem er von ihm erzählte. Mein Gesicht konnte nicht bleicher sein, als plötzlich das seine ward. Der gute Bursch war zu Tode erschrocken.

Um ihn seine Fassung wiedergewinnen zu lassen, zwang ich mich, weiter von der Sache zu reden, als dächte ich mit keinem Gedanken daran, „was für einer der Loisl sei". Ich erkundigte mich möglichst gelassen:

„Das junge Paar ist wohl aus der Gegend fortgezogen?"

Es dauerte jedoch eine Weile, ehe Tonei im stande war, mir zu antworten. Stockend und stammelnd, mit ganz verstörtem Gesicht that er es endlich.

„Fortgezogen sind sie nicht."

„Nicht?"

„Ja, wissen S', Königliche Hoheit, das Fräulein Fritz hat sie bei sich behalten."

Ich rief aus:

„Sie sind auf dem Alphof?"

„Nicht auf dem Alphof."

„Wo denn sonst?"

„Das Fräulein Fritz hat den Loisl zum Waldaufseher gemacht und ihm die Alm zum Wohnen gegeben, wo seine Mutter war, weil der die Luft in den Höhen gut that."

„Seine Mutter ist jetzt gewiß bei ihm?"

„Freilich, das arme Weib."

Aber sofort ward er von neuem über seine Gedankenlosigkeit von Entsetzen ergriffen, daß ich ihm den Gefallen that, meiner Wege zu gehen.

*

Anstatt von seinem bösen Gewissen verurteilt und gerichtet, ein seliger Bräutigam; anstatt von dem Bewußtsein seiner Unthat für Lebenszeit verdammt, schwelgend in eines schönen Weibes Armen! Ich möchte den Menschen hassen und — muß ihn bewundern. Die Kraft muß ich bewundern, mit der er das Gräßliche aus seinem Leben hinweggeräumt, einfach auslöscht.

Ich sagte es ja: das ist ein Königsmensch, dieser Totschläger und Vatermörder! So muß ein Mensch beschaffen sein, dessen Haupt eine Krone trägt: mit solcher Kraft über alles hinweg, was zwischen ihn und das Leben sich stellt. Hinweg selbst über das Grausige.

Nur ein Atom von der Kraft dieses Menschen, der mein Bruder ist, in meiner Seele, und ich wollte den grinsenden Wahnsinn aus meinem Hirn reißen, wie man von der Stirn eine Mücke scheucht. Mit solcher Titanenkraft begabt, wollte ich trotz allem und allem ein Herrscher sein, der — auch trotz allem und allem — ein Volk groß und glücklich macht.

Was schert mich das Volk, dieses Gemeinste von allem Gemeinen unter der Sonne! Gieb mir, du starker Sohn meines Vaters, Kraft von deiner Kraft, auf daß ich über den Kirchhof des Lebens, über meiner Wünsche und Hoffnungen Leichenfelder hinwegschreite wie über eine Blumenflur.

*

Die Nichte des Fräulein Fritz soll leidend sein — seit länger als einem halben Jahre! Krank soll die kleine Judika sein! Auch das erfuhr ich von Tonei. „Die wird nicht wieder." Er sagte es ganz gleichmütig.

*

Die wird nicht wieder . . .

Morgen gehe ich hinauf zu ihr, die um mich dem Tode geweiht sein soll — durch mich!

*

Ich war droben.

Judika sah ich wieder, die kleine Judika, und — dieses „Und" später!

Im Zusammenhange mit unserm Wiedersehen ist es ein großes, verhängnisvolles, Schicksal schmiedendes Wort. Denn ich habe nicht die Titanenkraft, kalt lächelnd zu morden.

III

Also ich war droben auf den lichten Höhen, und ich bringe von ihrem Glanze einen vollen Strahl mit mir in meiner dunklen Seele zurück.

Je mehr wir uns dem Alphof näherten, um so heimatlicher ward mir zu Mut. Mit jedem Schritte höher hinauf versank nicht nur die Erde unter mir, sondern auch die jüngste Vergangenheit mit allen ihren Schrecken, allem Grauen.

Die Wiesen waren gelbe, rote und blaue Blumenfelder; die blühenden Obstbäume webten um die grauen Mauern, um die schwärzlichen Schindeldächer der Bauernhöfe weiße und rosige Schleier; das Dunkel der Tannenwälder durchleuchtete das junge Laub der Lärchen und Buchen, um deren silberhelle Stämme Anemonen und Hundsveilchen in dichter Menge blühten. Schwärme von Bienen und Käfern umsummten, Schmetterlinge umgaukelten mich, und Vogellied begleitete mich auf meinem Wege empor, ein unsichtbarer Sängerchor des höchsten Herrn, seine Hofmusikanten. Einmal überschritten wir eine Matte, die wie Märchenland war: große, dunkelblaue Gentianen in solcher Fülle, daß von ihrem Grün nichts zu sehen war. Gentianenblaue Augen hatte das Kind, das leidend war, so krank, daß es „nie wieder werden sollte".

Krank war's, weil ich es auf den Mund geküßt hatte und weil das Wasser gar zu tief war. Daran sollte es sterben.

Ich hatte versprochen, Judika ein letztes, allerletztes Mal wiederzusehen. Jetzt sah ich sie wieder. Und ging ich dann fort, so sollte es ein Abschied werden, als ob sie auf ihrem Sterbebett läge — schon jetzt.

Und je näher wir kamen, um so mehr eilte ich. Mir war's, als müßte sie fühlen, daß ich unterwegs zu ihr sei, ihr bereits ganz nahe.

Gewiß würde sie mir entgegenkommen!

Aber wenn sie doch krank war?

Und sollte sie in Wahrheit schon jetzt eine Sterbende sein, so würde sie aufstehen und wandeln, dem Geliebten entgegen, dem Leben entgegen! Ganz gleich, was darauf folgte.

Jeden Augenblick glaubte ich eine feine, lichte Gestalt zu erblicken, mir entgegenschreitend. Denn ich konnte Judika, obgleich ich sie stets im Trauerkleide gesehen, mir nur in einem hellen Gewande vorstellen, gleichsam vom Schimmer umflossen, als würde die ganze Gestalt von ihrer himmlischen Seele durchleuchtet.

Sie kam jedoch nicht. Da ward ich fast böse auf sie.

Ich befahl Tonei — denn dieser begleitete uns —, wenn der Alphof in Sicht kam, kein „Geschrei" anzuheben, womit ich sein Jauchzen meinte. Er war daher etwas gekränkt, denn zu einer fröhlichen Ankunft und einem lustigen Abschied gehört nun einmal das Jauchzen, wie zum Gast eine gute Bewirtung. Nicht zu jauchzen war eine Unhöflichkeit, zu der ihn jetzt die Königliche Hoheit veranlaßte. Er hätte Höchstdieselbe für einsichtsvoller gehalten.

Inmitten blumiger Auen, von der Mittagssonne beschienen, voller Stille und Frieden lag der Hof vor uns. Niemand ließ sich blicken.

Ich bat Gebhardt, mit Tonei zurückzubleiben und mich allein gehen zu lassen. Mir war's wie einem, der nach langer Abwesenheit aus der weiten, wilden Fremde, in der es ihm herzlich schlecht ergangen, nach Hause wiederkehrte. Wäre mir der Hofhund nicht freudig bellend entgegengesprungen, sondern hätte mich für einen Unbekannten gehalten, so würde es mir sicher weh gethan haben.

Dort war die mit wildem Wein umrankte Laube; dort ging es in den Garten, wo im Juli die Himbeeren reiften; und drüben konnte ich ein Stück der Waldwiese sehen, auf der die einsame hohe Tanne stand, darin der Blitz eingeschlagen hatte.

Ich träumte gewiß nur, daß ich seit jener Gewitternacht ein andrer geworden, daß auch durch meine Seele ein flammender, zermalmender Strahl gezuckt hatte. Gewiß brauchte ich nur zu erwachen, um wieder zu zweit rote, reife Himbeeren zu pflücken und mit vieler Mühe im Bergbach buntgesprenkelte Forellen zu fangen.

Da ich ins Haus trat, erkannte ich die Ursache der Einsamkeit und Stille rings um den Hof; fernes, dumpfes Beten begrüßte mich, als träte ich in eine Kirche. Es war Mittagszeit, und Fräulein Fritz setzte sich gerade mit dem Gesinde zu Tisch. In diesem Augenblick stand das Kind unter dem Christusbild. Die feinen, blassen Hände gefaltet, das Köpfchen gesenkt, sprach es die Bitten vor, die die kleine Gemeinde murmelnd wiederholte.

Ich blieb stehen, lauschte und faltete unwillkürlich die Hände. Mein Mund blieb stumm. Aber indem ich an Judika dachte, wurden meine Gedanken zum Gebet.

Da ich sie nicht im Beisein der Knechte und Mägde wiedersehen mochte, ging ich wieder hinaus, leise, wie schleichend, als ob sie meinen Schritt hören und erkennen müßte. Ich hatte die Absicht, mich zu den beiden Zurückgebliebenen zu begeben, um ihnen zu sagen, wir wollten warten, bis das Mittagsmahl vorüber sei, doch plötzlich schlug ich, wie gewaltsam hingezogen zu dem Ort vergangenen Sommerglücks, eine andre Richtung ein, die nach dem Garten hin führte.

Gleich Mittagszauber ruhte es über der Stätte. Selbst das Vogellied war verstummt. Nur das Summen der Insekten ließ sich vernehmen, so fein, leise, geheimnisvoll, gleich einer mystischen Musik.

Auf den Beeten blühten weiße und gelbe Narzissen, Tulpen und Hyazinthen in allen Farben, ihre Düfte mit dem schwülen Wohlgeruch des lieben, altmodischen Buchsbaumes mischend. Noch niemals hatte ich solche ländliche Frühlingspracht gesehen.

Obstbäume gab es nicht auf dem hohen Alphof. Nur einen wilden Apfelbaum sah ich über einer blühenden Weißdornhecke aufragen. Ein mächtiger Stamm wars, bis zum Gipfel in Blüten stehend, die Knospen fast purpurn aus winzigen, ganz lichten Blättern leuchtend, von Bienen umschwärmt, daß der alte Baum zu singen und zu klingen schien.

Von einer Ahnung getrieben, daß ich sie dort finden würde, trat ich leise näher. Plötzlich begann mein Herz heftig zu schlagen, plötzlich versetzte es mir den Atem, und plötzlich stand ich vor ihr.

Die blühende Weißdornhecke hatte mir die Geliebte verdeckt.

Sie saß von mir abgewendet auf einer kleinen, grün gestrichenen Bank und schien in den Sonnenglanz und in die Frühlingspracht hineinzuschauen. Ich wollte sie leise anrufen: „Liebe, kleine Judika!" Jedoch eine jähe Angst erstickte meine Stimme. Sie könnte vor Schrecken, vor Freude den Tod haben! Denn ihre Gestalt ist noch feiner, noch zarter geworden, ganz unirdisch fein und zart! ‚Mit solcher Gestalt lebt man nicht lange', mußte ich denken und blieb stumm, bis in die tiefste Seele erschauernd. Wie sollte ich es nur anfangen, ihr meine Gegenwart bemerklich zu machen, ohne sie heftig zu erschrecken? Es überlegend und nichts findend, stand ich mit angehaltenem Atem.

Regungslos saß sie unter dem Blütenbaum. Ihre beiden Hände lagen matt in dem Schoß.

Noch immer trug sie ihr Trauerkleid. Auf dem schwarzen Stoff ruhten ihre Hände, wie die Hände einer Gestorbenen so weiß! Sie war ohne Hut. Ein Sonnenstrahl schimmerte auf ihrem Haupt. Wie eine Gloriole war's.

Ich fürchtete mich vor dem nächsten Augenblick wie vor etwas Schrecklichem, Unfaßbarem. Wenn sie wenigstens eine Bewegung gethan hätte! ... Im nächsten Augenblick schon wurde mein Wunsch erfüllt. Plötzlich schien sie die Nähe des Geliebten, dessen sie gewiß mit heißer Sehnsucht gedachte, zu fühlen. Ich sah, wie sie plötzlich zusammenfuhr, sah sie die Hand erheben und nach dem Herzen greifen, sah sie sich umwenden.

Schon war ich bei ihr, war vor ihr hingesunken, hielt sie mit beiden Armen umfaßt, ihren zitternden Leib an mich pressend, ihren leisen Aufschrei mit Küssen erstickend.

So blieben wir eine lange Weile ohne Worte. Nicht einmal unsern Namen konnten wir flüstern.

*

Welche tolle Einbildung war es doch von mir gewesen, zu denken, das Glück des Wiedersehens hätte sie töten können, einem Blitzstrahl gleich. Sie töten, die auf mich wartete, die wußte, daß ich kommen und sie an mein Herz nehmen würde, zum „allerletzten Mal!" Töten, sie, für die dieses „allerletzte Mal" das Leben bedeutete!

Was schwatzten die Leute von leidend und krank sein? Wie konnte der Tonei nur das schreckliche Wort von dem „nicht wieder werden" sprechen? Was fiel mir selber vorhin nur ein, sie für noch feiner, noch zarter als früher zu halten, mit weißen Totenhänden und einer Gloriole um das liebliche Haupt?

Nicht einmal bleich sah meine Sterbende aus! Ihr junger, süßer Mund war nicht röter gewesen, als ich ihn mit einer reifen Himbeere verwechselte, und in ihren gentianenblauen Augen strahlte ein wolkenloser Sommerhimmel.

Und wie ihr Herz pochte an meinem Herzen! Wie sollte ein solches, vor Zärtlichkeit und Liebe, vor Glauben und Glück laut pochendes Menschenherz jemals aufhören können zu schlagen?

Jetzt lachte sie mich sogar an mit Augen und Lippen. Was war da natürlicher, als daß ich diese beiden sofort küssen mußte, immer und immer wieder. Endlich brachten wir es dann dazu, uns bei Namen zu rufen, so leise, daß wir uns selbst kaum verstanden und als ob unsre Namen die gefährlichsten Heimlichkeiten enthielten. Darüber mußten wir lachen und uns küssen, und über dem Küssen vergaßen wir Gott und die Welt.

Ja, auch den leuchtenden Frühlingstag vergaßen wir über dem Glanz unsers Liebesglücks. Nur eines war uns bewußt, daß wir wieder beisammen waren! Und noch eines, daß wir beisammen bleiben würden „bis in alle Ewigkeit".

Herz gedrängt an Herz, flüsterten wir die selige Botschaft uns zu, vernahmen sie, glaubten sie.

Von dem wilden Apfelbaum wehten Blütenblätter auf uns nieder, gleich einem Symbol der Vergänglichkeit.

IV

„Judika! Wo steckst du nur wieder? So höre doch, Kind!"

Die kraftvolle, wohllautende Stimme von Fräulein Fritz war es, die uns aus unserm Himmel wieder auf die rauhe Erde herabriß. Aber auch hier war es jetzt himmlisch schön, mitten im Mai, unter dem schimmernden Blütenbaum, die Geliebte zur Seite. So konnte uns denn die rufende Stimme nicht viel anhaben. Wir fühlten uns nicht einmal als ertappte Sünder.

Wir liefen daher weder fort, noch versteckten wir uns. Wenn das Wasser auch tief, viel zu tief war, so dachten wir doch nicht des Wogenabgrunds zwischen uns, sondern nur daran, daß wir uns lieb, viel zu lieb hatten und voneinander nicht lassen konnten. Gewiß würde die suchende rufende Frau uns bedeuten, wir müßten uns trennen, wir jedoch würden mit Augen und Lippen sie anlachen, als ob sie gesagt hätte: ‚Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden.'

„Judika! Judika!"

„Hier!"

Wir riefen es beide wie aus einem Munde. Nicht doch, wir jauchzten es. Danach standen wir auf und gingen ihr Hand in Hand entgegen. Hand in Hand traten wir hinter der blühenden Weißdornhecke hervor.

Die Gute entsetzte sich bei unserm Anblick, als sähe sie uns zusammen auf der Bahre liegen. Und doch mußten wir miteinander ein Bild unsterblichen Lebens abgeben: zwei junge Menschen, die sich liebten, die glücklich waren, glückselig. Konnte es etwas Herrlicheres, etwas Heiligeres geben?

Hand in Hand standen wir vor ihr im Sonnenschein bei der blühenden Weißdornhecke. Wir lachten sie aus über ihren Schreck, der sie sprachlos, regungslos machte. Ich rief:

„Da bin ich wieder! Und jetzt freuen Sie sich mit uns. Sie sehen ja doch, daß wir glücklich sind, glückselig ... Nicht wahr, Judika, kleine, liebe Judika, das sind wir?"

Als liebliches Echo klang es zurück: „Das sind wir."

Sie sah es freilich, die Gute, aber sie freute sich nicht mit uns. Allerdings fragte sie nicht wieder, was daraus werden sollte? Sie sah ja vor sich, was daraus geworden war.

Als sie immer noch stumm blieb, löste Judika ihre Hand aus der meinen, trat dicht vor sie hin, sah ihr mit einem leuchtenden Blick in die klaren klugen Augen und sagte ohne das leiseste Beben in ihrer süßen Stimme:

„Du weißt, wie es um mich steht. Du weißt, daß ich hätte sterben müssen, wäre er nicht zurückgekommen, um mich in seine Arme zu nehmen. Siehe, er ist da! Jetzt will ich leben, jetzt wollen wir leben, und es ist uns einerlei, ob unser Leben das ist, was die Menschen Sünde und Schande nennen!"

Wer hätte diese holden Worte mit anhören können, ohne sagen zu müssen: „Nein, Liebste, keine Sünde und Schande! Nicht vor Gottes Augen und nicht vor den Augen der Menschen."

Meine Hand aus der Judikas lösend, ging ich zu ihr, die an der Verwaisten Mutterstelle vertrat, und sprach weiter, so leise, daß nur sie mich verstehen konnte.

„Ich bin seit der Stunde, in der Sie mit dem Grafen über den ‚guten' Prinzen gesprochen, ein schlechter Mensch geworden, mit Abgründen und Dunkelheiten in der Seele, von denen Sie nichts wissen, nichts wissen können. Es liegt in Ihrer Hand, mich wieder zu dem zu machen, was ich gewesen bin: zu einem guten Menschen. Wollen Sie, die Sie den Glauben an mich hatten, mich für Zeit und Ewigkeit verloren sein lassen?"

Ebenso leise und in tiefer Bewegung ward mir erwidert: „Was reden Sie? Wie können Sie anders geworden sein, als Sie waren? Wodurch anders? Und so plötzlich? Und wie sollte es in meiner Hand liegen, Sie zu verwandeln?"

„Indem Sie mir diese lichte Gestalt zur Seite stellen, diese reine Seele meinen Schutzgeist sein und bleiben lassen."

„Wie vermag ich Ihnen zu geben, was Sie sich bereits nahmen? Und wenn ich Ihnen Judika auch erst geben könnte, wie dürfte ich sie Ihnen verweigern? Erinnern Sie sich doch daran, was ich über Frauenliebe Ihnen sagte. Wie dürfte ich also dem jungen Kinde das Glück rauben, das auch eine unglückliche Liebe für uns Frauen ist?"

„Sie verstanden mich vorhin nicht! Nicht meine Geliebte soll sie sein, sondern mein Weib."

Das Wort war ausgesprochen! Das große, Wunder wirkende, befreiende, erlösende Wort, das die wilden Wasserwogen, die zwischen uns strömten, teilte wie ein Mosesstab. Und wir schritten trockenen Fußes hindurch, zu einem wonnigen Ufer hinüber.

*

Aber Fräulein Fritz wollte uns ihre Einwilligung nicht geben. „Mit meinem Willen darf es nicht sein! Es könnte ein Tag kommen, an dem ich ..." Ich ließ sie jedoch nicht ausreden. Das starke Fräulein Fritz hatte die Fassung verloren. Außer sich rief sie:

„Nehmen Sie das Kind, und lassen Sie es in Gottes Namen nur vor Gott Ihr Weib sein. Ich will die Verantwortung tragen. Es wird darum doch eine rechtsgültige Ehe sein. Auch dann, wenn Sie sie wieder lösen, vielleicht lösen müssen. Aber wird Judika Ihnen angetraut, so ruht auf beiden ein Schwur, der den Mann an das Weib unlöslich bindet, und es könnte doch kommen, daß Sie sie wieder zurückgeben wollen, vielleicht zurückgeben müssen. Aber dann dürfen Sie nicht!"

Sie sagte in dieser Weise noch vieles. Judika stand daneben, hörte zu und schien nicht zu verstehen, daß es darüber so viel zu reden gab. Noch dazu solche ernsthaften, solche traurigen Dinge! Wie konnte man von einer Sache ernsthaft und traurig sprechen, die die reine Glückseligkeit war? Dabei so einfach! Wir hatten uns lieb, waren beisammen, blieben beisammen „bis in alle Ewigkeit".

So stand sie denn daneben, hörte verwundert zu, mit einem Lächeln, als wollte sie sagen: ‚Seid doch nicht thöricht, seht mich an! Seht, wie verständig ich bin. Und ich bin doch sonst nicht gerade sehr weise.'

Da bat ich ihre zweite Mutter, das lächelnde Wesen eine kleine Weile bei der Weißdornhecke stehen zu lassen und mit mir bis zu dem Apfelbaum zu gehen, wo das Kind unser thörichtes Gerede nicht hören konnte. Fräulein Fritz ging mit mir, und Judika rief uns fröhlich nach: „Länger als fünf Minuten bleibe ich nicht. Dann komme ich und belausche eure Heimlichkeiten ... Wie könnt ihr vor mir nur Heimlichkeiten haben?"

Unter dem Apfelbaum sprach ich:

„Sie wissen, mein Vater war krank, aber Sie wissen nicht, daß ich meines kranken Vaters wahrer Sohn sein soll. Verstehen Sie mich wohl: in allem sein wahrer Sohn. Ich bedarf daher nicht nur eines Cherubs, ich könnte auch einer Wärterin, einer Wächterin bedürfen, wie solche meine Mutter meinem kranken Vater zeitlebens gewesen ist: aus höchster Pflicht. Ich aber will ein Weib haben, das aus höchster Liebe sein Leben für mich läßt. Judika soll mich durch ihre Liebe erlösen ... Werden Sie jetzt immer noch sagen, daß Sie mir Ihr Kind meinetwillen nicht zum Weibe geben wollen?"

Als hätte sie das Haupt der Gorgo erblickt, stand sie wie in Entgeisterung. Ihr Blick hatte einen Ausdruck, als wenn sie vor ihren Augen ein fürchterliches Geschick sich erfüllen sähe.

Ich rief:

„Wenigstens handle ich an Ihnen und Judika als ehrlicher Mann. Wäre ich schon jetzt derjenige, der ich jetzt sein soll, so hätte ich Sie und die Geliebte mit mir betrügen können ... Gehen Sie zu ihr! Sagen Sie es ihr! Vielleicht, daß auch sie Entsetzen ergreift und vor mir errettet. Dann mag, was Sie im Geiste sehen, an mir sich erfüllen, an mir allein."

Sie schaute mich voll tiefsten Mitleids an, mit einem Blick reinsten Erbarmens, und erwiderte: „Ich will mit Judika sprechen."

Dann ging sie von mir fort. Sie ging langsam, sehr langsam, mit mühsamen, müden Schritten, als wäre die kurze Strecke vom Apfelbaum bis zum Garten über den blumigen Rasen ein Dornenweg, der ihre Füße wund riß, und sie thäte den schwersten, den schmerzlichsten Gang ihres Lebens.

Nun war ich allein und hätte bedenken können, bedenken müssen. Wie hatte ich meines Bruders Braut genannt? Ein „Opfer!" Wie mußte ich heute mein liebes, holdes Kind nennen? Ein „Opfer!" Es sollte mir dargebracht werden, und ich ließ es mir darbringen. Schlimmer: ich forderte es für mich. War das nicht moralischer Verfall, „schon jetzt?"

Ich vermochte es einzusehen, darüber sogar zu reflektieren; aber ich war nicht mehr im stande, davon mich zurückzuhalten.

Das Verlangen nach des holden Kindes Besitz war stärker als mein ganzer sogenannter sittlicher Wille. Und wenn ich Judika zum Weib begehrte, so war das nur schnödeste Selbstsucht: einem uralten Mythus zufolge sollte die Opferung einer reinen Jungfrau aus höchster, heiligster Liebe eine bereits verlorene Menschenseele retten können. Judikas Leben, an das meine geschmiedet, würde die Dämonen der Finsternis scheuchen, daß sie über mich keine Gewalt gewönnen, würde mich dem Lichte erhalten.

Und schließlich ... Gerade wollte mein Geist in den Abgrund dieses fluchwürdigen Gedankens sich stürzen, als das Fräulein Fritz zurückkam — mit Judika!

Ich wußte es ja: sie wollte das Opfer sein. Und immer noch lächelte das Kind.

*

Von Judikas strahlendem, triumphierendem Lächeln — es war wie ein Sieg über allen Erdenjammer — ging für mich ein Zauber aus, der gleich einem Trunk des Vergessens wirkte. Sie lächeln sehend, ward ich mir von allem Dasein nur des Glanzes bewußt, der von diesem Strahl fortan für mich ausgehen, mein ganzes Leben überfluten sollte.

Wir gingen jetzt nach dem Hause, wo wir Gebhardt fanden, uns in lebhafter Unruhe erwartend und uns entgegenrufend: er hätte uns überall gesucht, wäre auch im Garten gewesen. Aber die Weißdornhecke hatte uns wie eine Wand verborgen gehalten.

Natürlich sah er sogleich, daß etwas Großes, etwas Entscheidendes geschehen sei. Die tiefe Ergriffenheit des guten Fräulein Fritz, Judikas unirdisches Wesen und mein eigner nachtwandelnder Zustand sprachen deutlich genug. Er erbleichte, ging rasch auf mich zu, wollte reden. Ich schnitt ihm jedoch das Wort vom Munde ab, ihn bittend, mich sprechen zu lassen. Darauf nahm Fräulein Fritz Judika schweigend bei der Hand und ging mit ihr hinweg. Da sagte ich es ihm denn.

Ich sagte ihm, daß ich mir das geliebte Weib gewonnen und daß ich, schon in den nächsten Tagen, selbst zum König gehen würde, um seine Einwilligung zu erbitten, nötigen Falls zu verlangen. Sie würde mir indessen sicher in Gnaden erteilt werden. Wer war ich, was war ich? Jemand, der für den Staat nicht in Betracht kam, gar nicht in Betracht kommen durfte. Je weniger ich mich in der Oeffentlichkeit bemerklich machte, je mehr ich daraus verschwand, um so besser für mich und alle. Diese Heirat mit einer Unebenbürtigen kam einer lebenslänglichen Selbstverbannung gleich, einem Selbstversenken in ein dunkles Privatleben. Anfangs würde aus der Sache allerdings Lärm entstehen. Aber nur anfangs. Auch einige Umstände würde sie machen. Man mußte meiner unebenbürtigen Gemahlin der Form wegen einen Rang verleihen, irgend einen Namen; mein Aufenthaltsort, möglichst fern vom Hofe, mußte bestimmt, mein ganzes fortan zum Glück vollkommen unoffizielles Hauswesen geregelt werden, — und dann durften wir untertauchen, verschwinden, durften sterben, verderben. Ein Titl. Oberhofmarschallamt würde fortan durch mich nicht mehr in Anspruch genommen werden.

Was der Graf mir bleichen Gesichts antwortete, will ich ein andermal aufschreiben. Es war — nein, heute nichts davon.

*

Später gingen wir, Judika und ich, auf die Waldwiese zu der einsamen Riesentanne. Sie war nur noch ein verkohlter Stumpf, der wie ein schwarzes Unheilsmal in den leuchtenden Tag aufstieg, eine Denksäule jäher Vernichtung inmitten all des Knospens, Treibens und Werdens. Wir aber nahmen den niedergebrannten Baum als ein Zeichen, daß wir weilen sollten und uns freuen im Sonnenglanz; denn Gott, der allmächtige Herr des Himmels und der Erde, hatte statt unsers Lebens ein Brandopfer angenommen.

Nirgends auf der ganzen weiten Flur war ein solches Blühen wie um den toten Stamm, der mit seiner Asche den Boden gedüngt. In dichter Menge wuchsen ringsum blaue und weiße Anemonen, daraus Judika einen Kranz wand. Diesen setzte ich ihr so feierlich auf, als wäre es eine Krone, nannte sie meine Königin und neigte mich vor ihr.

In dem Schmuck des Anemonenkranzes führte ich sie zurück nach dem Alphof. Das Gesinde stand vor dem Hause versammelt, um mich zu begrüßen. Als die Leute mich mit der Bekränzten kommen sahen, eilten sie uns entgegen, einen Jubel anhebend, als hielte wirklich ein Königspaar Einzug in sein Reich.

So verlief unsre Brautfeier.

(Fortsetzung folgt)

Die wichtigste militärische Frage der Gegenwart

Von

Generalleutnant z. D. **von Reichenau**

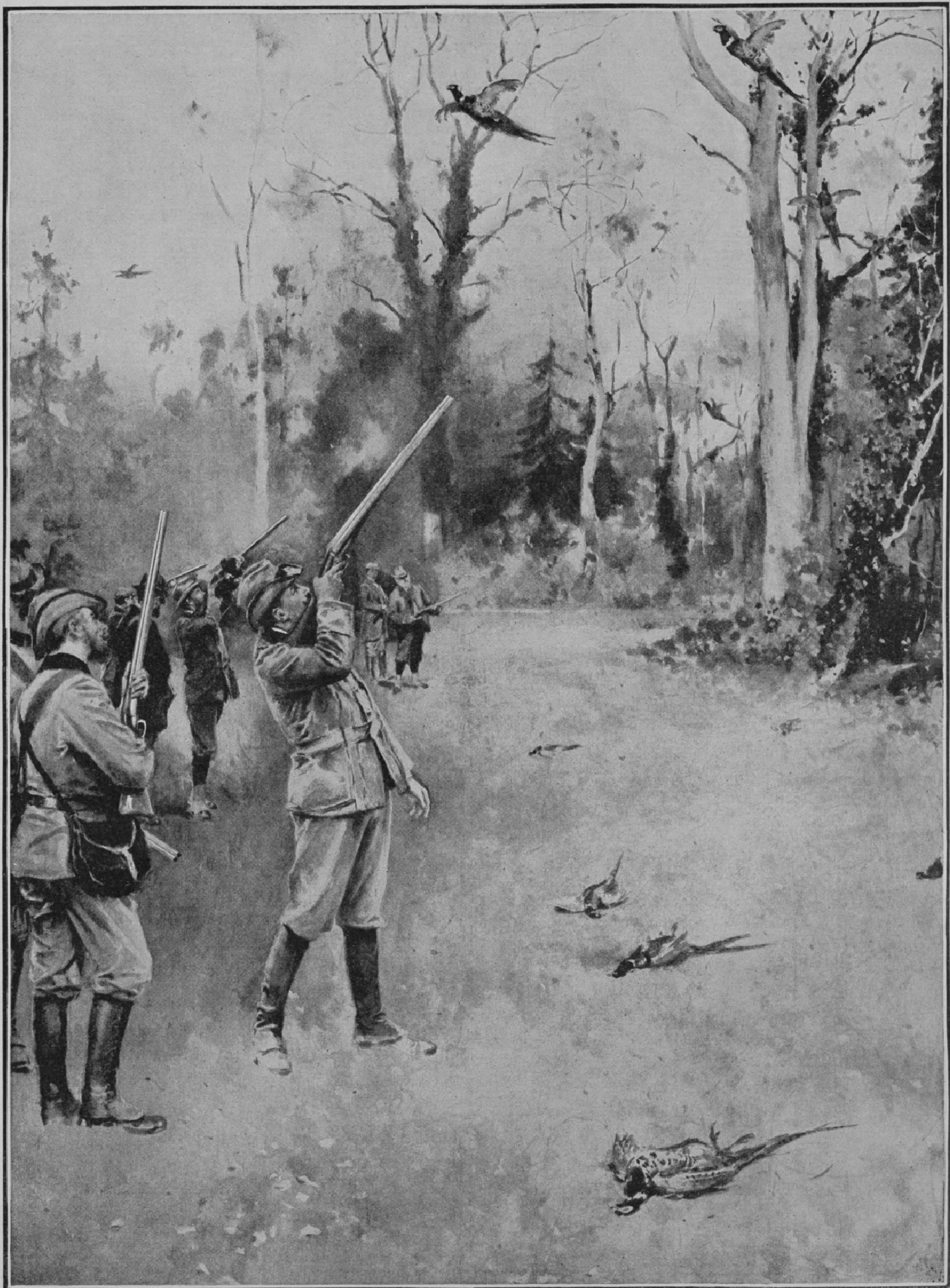
(Mit drei Abbildungen)

In einer Zeit, in der die Gefechte durch die Feuerwirkung entschieden werden, spielen die kraftvollsten Feuerwaffen, die Geschütze, naturgemäß eine bedeutsame Rolle.

Unter den verschiedenen Arten von Geschützen aber sind die Feldgeschütze die wichtigsten, weil in jedem Landkriege die Feldarmee den Ausschlag giebt. Eine geschlagene Feldarmee kann ihr Geschick mildern, indem sie die Hilfe der in Befestigungsanlagen verschiedener Art aufgestellten schweren Artillerie aufsucht; den Sieg indes vermag sie hierdurch kaum wieder an ihre Fahnen zu fesseln. Ueberhaupt wird eine Armee, die nicht durch ihre mobilen Truppen im offenen Felde siegt, auch durch die Festungen, und seien sie an sich noch so stark, keine ausschlaggebenden Erfolge erringen. Kurz, die schwere Artillerie ist immer nur Hilfswaffe der Feldarmee, und deshalb besitzt sie, trotz einer oft großen lokalen Bedeutung, niemals den gleichen Grad des Wertes wie die Feldartillerie.

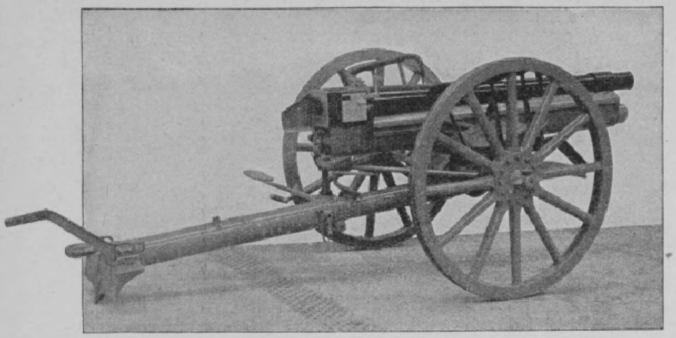
Diese Auffassung wird auch durch die gegenwärtige Bewegung zu Gunsten der Feldartillerie erhärtet, denn seit mehr als Jahresfrist wird in Kreisen, die weit über die der Fachleute hinausgehen, der Frage der Neubewaffnung der Feldartillerie eine Aufmerksamkeit gewidmet, wie sie bisher noch nicht zu verzeichnen gewesen ist. Es dürfte kaum ein politisches Blatt von Bedeutung geben, das nicht seit langen Monaten in eingehenden Artikeln, vielfach sogar in Leitartikeln, seine Leser über die in tiefer Bewegung befindliche artilleristische Frage zu orientieren sucht. Man weiß, oder man fühlt und ahnt doch, daß es sich hier um Vorgänge von hoher Wichtigkeit handelt, um Vorgänge, die eng mit den staatlichen Macht- und Lebensfragen zusammenhängen und die außerdem die Aufwendung bedeutender Mittel gebieterisch verlangen.

Eine Armee, die künftig mit einer der gegnerischen unterlegenen Artillerie ins Feld zieht, hat unter sonst annähernd gleichen Verhältnissen wenig



Kaiser Wilhelm II. auf der Fasanenjagd in Sandringham

Nach einer Zeichnung von W. Paget



Figur 1: Ehrhardtsches Geschütz

Aussicht auf Erfolg. Das zeigte sich schon deutlich im letzten deutsch-französischen Krieg. Hier war die französische Artillerie der deutschen sowohl an Zahl wie an Leistungsfähigkeit unterlegen, und nicht zum geringen Teil ist hierin nach dem Urteil der Kriegsgeschichte der Grund der deutschen Erfolge zu erblicken. Sprachen auch hier, wie in jedem Kriege, noch andre Faktoren mit, so ist es doch jedenfalls beachtenswert, daß die französische Armee trotz ihrer anerkannten Tapferkeit und trotz ihres dem deutschen überlegenen Gewehrs so gründlich zu Boden geworfen wurde. Wer den Krieg mitgemacht hat, weiß, wie standhaft die Franzosen so oft dem deutschen Infanteriefeuer gegenüber waren, wie sie aber schnell ins Wanken gebracht wurden, wenn die deutschen Granaten einschlugen, erst die französischen Geschütze stumm machten und dann die Infanterie erschütterten. Es war tief und schmerzlich empfunden, als Napoleon bei Ueberreichung seines Degens an Kaiser Wilhem sagte: „Sire, c'est votre artillerie qui vous a procuré la victoire!“

Bei der größeren Leistungsfähigkeit und Wichtigkeit, die gegenwärtig die Feldartillerie erlangt hat, würde die artilleristische Ueberlegenheit in einem künftigen Kriege wohl noch stärker zum Ausdruck gelangen. Deshalb will jeder Staat artilleristisch an der Spitze stehen, von der unbedingt richtigen Erwägung ausgehend, daß ein verlorener Krieg ganz andre Opfer auferlegt, als sie durch die vollkommenste Rüstung auf den Krieg erfordert werden.

Das ist der gesunde Kernpunkt des öffentlichen Interesses an der Neubewaffnung der Feldartillerien, ein Interesse, das noch gesteigert wird durch die tiefgehende Umwälzung, in der sich zurzeit die Konstruktion der Feldgeschütze befindet.

Nachdem der Ausgang des deutsch-französischen Kriegs den gewichtigen Einfluß der Feldartillerie auf den Gang des Gefechts und das Gesamtergebnis der kriegerischen Ereignisse gezeigt hatte, führte man im Laufe des nächsten Jahrzehnts fast überall neue und wirksamere Feldgeschütze ein. Nach etwa zwei weiteren Jahrzehnten bedingten die Entwicklung des Infanteriegewehrs wie die in der Artillerietechnik gemachten Fortschritte abermals eine Aenderung der Feldgeschütze, was zu der wichtigen Periode der Entwicklung führte, in der wir uns zurzeit befinden.

Den Reigen hatte Deutschland eröffnet, indem es im Jahre 1896 ein neues Feldgeschütz einführte, das leichter als das bisherige und zugleich wirkungsfähiger war. Die Armee hatte mit dem neuen Geschütz eine vorzügliche Waffe erhalten, die sie an die Spitze der Feldartillerien stellte.

Aber auch Frankreich war nicht unthätig geblieben. Ein Jahr später, also 1897, führte es ebenfalls ein neues Feldartilleriematerial ein, dessen Konstruktion auf völlig neuer Grundlage beruhte.

Während alle bisherigen Feldgeschütze durch den Schuß zurückgeschleudert wurden, wobei die mit dem Rohr fest verbundene Lafette mehr oder weniger zurücklief, blieb die durch einen in den Boden eindringenden Sporn festgehaltene Lafette der neuen französischen Geschütze beim Schuß ruhig stehen, und nur das Rohr bewegte sich in der Lafette zurück und wieder selbstthätig vor. Man nannte dieses Geschütz im Gegensatz zum Lafettenrücklaufgeschütz ein Rohrrücklaufgeschütz

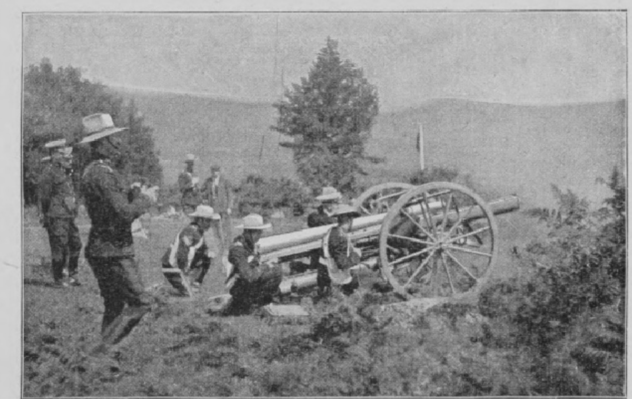
Bald, nachdem die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Neuschöpfung hingelenkt worden war, gelang es auch in Deutschland, und zwar zuerst dem Geheimrat Ehrhardt in Düsseldorf, derartige Geschütze in brauchbarer Weise herzustellen, wobei jedoch im einzelnen andre, und man darf sagen kriegstüchtigere Konstruktionen gefunden wurden, als das französische Geschütz sie zeigte.

Wir bringen in Figur 1 die Abbildung eines Ehrhardtschen Geschützes. Wie schon das Laienauge bemerken wird, unterscheidet es sich in seinem Aeußern erheblich von den Geschützen bisheriger Art.

Während bei diesen das Rohr mittels zweier Schildzapfen oder eines Pivotzapfens direkt mit der auf der Achse ruhenden Lafette fest verbunden war, ist hier ein Zwischenglied, eine Oberlafette eingeschaltet worden, die unterhalb des Rohres liegt und ungefähr dieselbe Länge besitzt wie dieses. Das Rohr bewegt sich auf der mit der Achse verbundenen Oberlafette beim Schuß zurück und wieder vor. Das Vorholen des Rohres in seine ursprüngliche Lage wird durch eine in die Oberlafette eingebaute hydraulische Bremse begrenzt; die Wiedervorbewegung bewirken Federn, die das zurücklaufende Rohr zusammendrückt und dadurch spannt. Um die Rückstoßarbeit des Rohres zu bewältigen, muß sein Rücklauf lang sein, woraus sich nicht unerhebliche konstruktive Schwierigkeiten ergeben haben.

Figur 2 zeigt ein Geschütz unmittelbar nach abgegebenem Schuß. (Diese Aufnahme entstammt einer Schießübung mit den von Ehrhardt nach England gelieferten Geschützen.)

Bei dem französischen Geschütz wird der Vorlauf des Rohres durch komprimierte Luft bewirkt, eine Einrichtung, die zwar bei tadelloser Beschaffenheit aller Teile der Bremse gut funktioniert, die aber leicht schadhaft wird. Daß die Ehrhardtsche Konstruktion vorzuziehen ist, geht auch daraus hervor, daß kürzlich die Kruppsche Fabrik bei Herstellung ihrer Feldgeschütze zu demselben Konstruktionsprinzip übergegangen ist. Obwohl seitens jenes großen Werkes schon während längerer Zeit Versuche zur Herstellung von Rohrrücklaufgeschützen gemacht worden waren, die es aber nicht befriedigt hatten, erklärte es das Rohrrücklaufgeschütz noch für eine nicht kriegsbrauchbare Konstruktion, nachdem das Ehrhardtsche Geschütz bereits lebensfähig geworden war. Dann allerdings hat die Kruppsche Fabrik in Erkenntnis der Wichtigkeit der neuen Erfindung



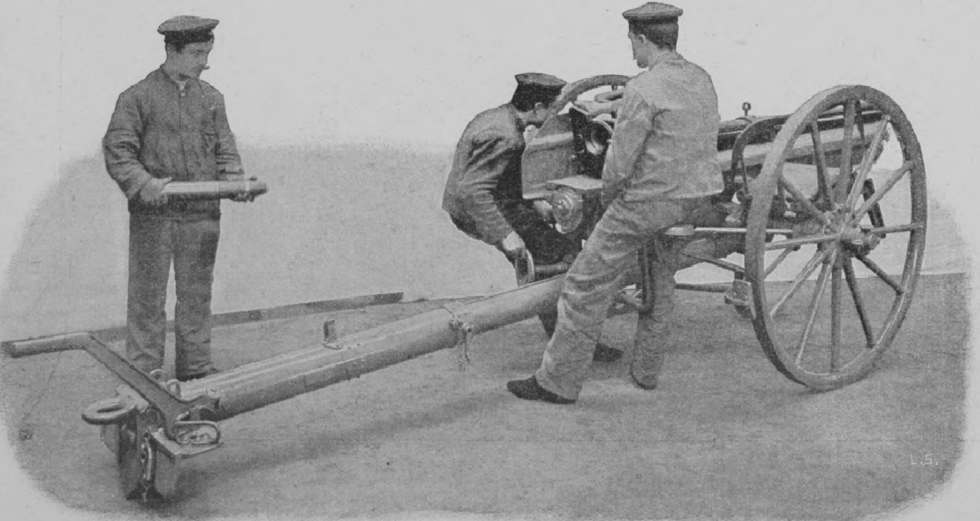
Figur 2: Das Geschütz nach Abgabe des Schusses

sich ebenfalls mit ganzer Kraft der Herstellung der Rohrrücklaufgeschütze zugewandt.

Neben Frankreich ist zur Zeit nur noch ein Staat mit Geschützen des beschriebenen neuen Konstruktionsprinzipes ausgerüstet — das ist Norwegen, das Geschütze Erhardtscher Konstruktion angenommen hat.

Die Erfindung des Rohrrücklaufgeschützes muß als eine epochemachende bezeichnet werden, weil durch sie die Feuergeschwindigkeit des Geschützes wesentlich erhöht wird, besonders aber, weil durch das Stillstehen der Lafette beim Schuß die Möglichkeit gegeben ist, Schutzschilde am Geschütz anzubringen.

Die Erhöhung der Feuergeschwindigkeit wird im wesentlichen dadurch bewirkt, daß die Kanoniere während des Feuerns dicht an der Lafette, zum Teil sitzend, verharren können, wie dies Figur 3 zeigt. Die nicht am Rohr, sondern an der Oberlafette angebrachte Richtvorrichtung gestattet das Richten auch während des Ladens, ja sogar während der Bewegung des Rohres. Als wichtiger noch kommt in Betracht, daß die Kanoniere sich der Bedienung mit größerer Ruhe und Umsicht widmen können, weil sie von der Anstrengung entbunden sind, die das Wiedervorbringen des Geschützes nach jedem Schuß bedingt. Aus diesen Gründen vermag ein Rohrrücklaufgeschütz in derselben Zeit mehr gezielte Schüsse abzugeben als ein Lafettenrücklaufgeschütz. Unter sonst gleichen Umständen ist also das erstere Geschütz dem letzteren überlegen.

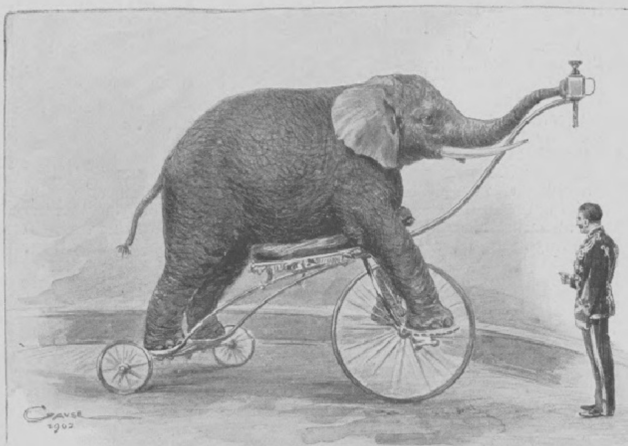


Figur 3: Das Geschütz während des Feuerns



Mit zwölf Abbildungen nach Zeichnungen von W. Gause

Cirkusromantik! Wer von uns wäre in den goldenen Kindertagen von dem Zauber dieses Wortes unberührt geblieben. Wenn man eine Rundfrage ergehen ließe, ich denke, die meisten Erwachsenen würden sich erinnern, daß sie in jener Lebensepoche, wenn auch vielleicht nur flüchtig, von



der heißen Sehnsucht ergriffen wurden, da unten in der Manege mitthun zu dürfen, am schwebenden Reck über den Köpfen der staunenden, bangenden Zuseher durch den weiten Raum zu fliegen, bei den wiegenden Klängen der Musik als Jockey auf ungesatteltem Pferd die verwegensten Voltigen auszuführen, als Csikos mit vier unbändigen Rennern durch die runde Bahn zu jagen, im bunten, flitterbesetzten Akrobatenkostüm die halsbrecherischesten Kunststücke zu zeigen, bejubelt werden von der dichtbesetzten Arena — ein Rausch, ein Traum, ein göttergleiches Dasein! Was mich betrifft, so mag ich erst gar nicht sagen, wie spät ich mich von dem Zauber dieser Vorstellungen befreit habe, und es war schon eine lange Zeit am Arbeitstisch des Schriftstellers verbracht worden, da flog mich — so wie ich einen Cirkus betrat — noch immer der Wunsch an, in dieser Umgebung zu leben, Abend für Abend Kraft, Mut und körperliche Geschicklichkeit bethätigen zu können, zum Ergötzen „eines hohen Adels und verehrungswürdigen Publikums", wie die Cirkusbesucher auf den Plakaten angeredet werden, genau nach dem verjährten Muster der vom Cirkuskönig Renz erlassenen Manifeste. Und dann nach ein paar Wochen aufgepackt und wieder in eine andre Stadt, mit treulos unbeschwertem Gemüt, heute da, morgen dort, überall Beifall, Abenteuer und weiß Gott was noch einheimsend. Glänzendes Vagabundentum! Das sieht anders aus als das Schicksal, steif und lahm zu werden an der Drehbank der Gedanken, in der persönlichen Zurückgezogenheit einer am Ende doch dem Philisterium zusteuernden Laufbahn.

Nun, heute denke ich schon einigermaßen anders darüber, und mit allerlei gemach abbröckelnden Illusionen ist auch die Cirkussehnsucht von dem Los alles Schönen auf Erden ereilt worden. Ich sehne mich nicht mehr nach dem Cirkus.

Hinter der Romantik steckt am Ende auch ein Stück Prosa, ernsthafte Arbeit, Sorge, und nur am Abend, wenn die runden Gaskronen oder die elektrischen Lampen den weiten Raum strahlend erleuchten, schmetternde, anfeuernde Musik erklingt und tausend und mehr aufgeregte Menschen mit angespannten Nerven jede Bewegung des waghalsigen „Künstlers" verfolgen, wenn dann die Galerien in tobenden Massenbeifall ausbrechen, sieht das Ding eben so vorteilhaft aus, um jene Schwärmerei in uns zu erwecken.

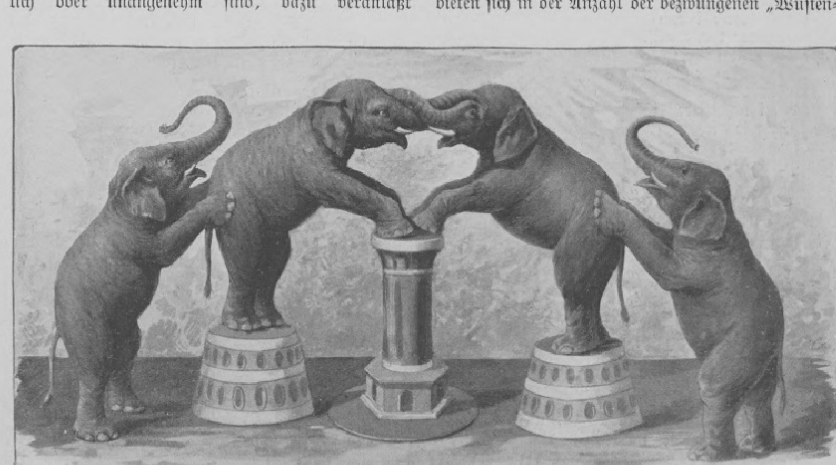
Aber jedenfalls ist das dem Cirkus gewidmete Leben ein ungewöhnliches, an Sensationen reiches und zuweilen sehr vergnügtes. Dafür bürgen schon die Temperamente der Cirkusleute; schwermütige Kopfhänger und spekulative Melancholiker finden sich kaum in dieser Sphäre. Es sind andre Menschen; kosmopolitisch, und doch in einen engen Interessenkreis gebannt; ihre „Arbeit" nimmt ihre Muskelkräfte völlig in Anspruch, die intellektuellen Fähigkeiten treten mehr in den Hintergrund. Man hat freilich Beispiele von gebildeten Cirkuskünstlern, es soll sogar ein paar Clowns geben, die sich vorher zu einem gebildeten bürgerlichen Beruf vorbereitet hatten und dann aussprangen.

Ich selbst habe Gelegenheit gefunden, mehrfach mit einem Clown gesellig zu verkehren, der einen der bekanntesten und am besten accreditierten Namen trägt; es ist mir kein empfindlicher Bildungsmangel an dem liebenswürdigen Mann aufgefallen. Gespräche im Genre Goethe-Eckermanns haben wir ja wohl auch nicht geführt. Jedenfalls war der Umgang mit ihm anregender als der mit manchem Gebildeteren. Er befaßte sich auch — die Vielseitigkeit ist ein Charakteristikum der Artisten — mit der Dressur von Tieren und erklärte mir die übliche Methode, um höhere Dressurerfolge zu erzielen. Sie beruht in der Hauptsache darauf, daß die Tiere — er selbst hatte einen Hahn zu erstaunlichen Kunststücken abgerichtet — Folgen befürchtend, die ihnen schmerzlich oder unangenehm sind, dazu veranlaßt werden, die vom Abrichter gewünschten Stellungen einzunehmen oder ihnen nicht eigentümliche Bewegungen auszuführen. Und wenn die gemütvolle, tierfreundlich gesinnte Cirkusbesucherin bei einer unwahrscheinlichen und überraschenden Leistung eines dressierten Tieres ausruft: „Wie klug doch so ein Tier ist!" so beruht diese „Klugheit" häufig nur darauf, daß die Furcht vor einer unzarten



Berührung oder dergleichen, die Erinnerung an die fatale Lehrzeit, das Tier zur Ausführung der verschiedenen Kunststücke bewegt.

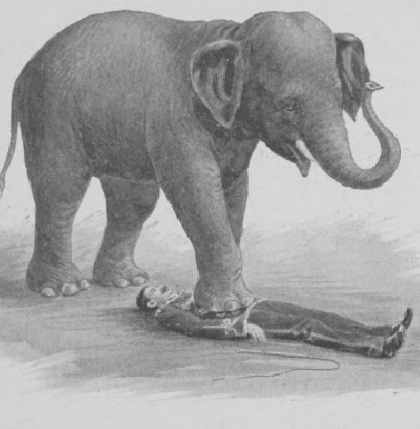
Die dressierten Tiere sind im modernen Cirkus heimisch geworden. Der reitende, durch Reifen springende Bär, gezähmte Löwen und Elefanten, abgerichtete Esel, Böcke, Schweine, Katzen, Tauben, Gänse sind neben den zahlreichen Hunde-Ensembles die gewöhnlichsten Artisten der Tierwelt. Zu den beliebtesten Nummern des modernen Cirkus gehört die Vorführung der Löwen und der Elefanten. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß der erste Löwenbändiger Batty war, der sich in den sechziger Jahren im Cirkus Renz produzierte. Sein „Personal" bestand nur aus fünf Mitgliedern, aber jedes — ein Löwe. Battys Kühnheit erregte das größte Aufsehen. Er war — ich erinnere mich aus der Knabenzeit an die Sensation, in deren Bann ganz Wien stand — das Gespräch des Tages, man mußte Batty gesehen haben! In einem Wiener Theater wurde sogar ein einaktiges Theaterstück unter dem Titel „Der Batty und die Patti" aufgeführt. Es war die Zeit, in der das musikalische Wien durch ein zweites, allerdings zahmeres Ereignis aus dem Häuschen gebracht wurde: die Patti trat hier auf und versetzte das sangesfrohe Wien in einen wahren Taumel. Natürlich fand Batty alsbald Nachahmer und Rivalen. Seither ist die Vorführung dressierter Könige der Wüste — die zumeist nur einen unbedeutenden Rest ihrer königlichen Würde bewahrt haben — eine fast alltägliche Programmnummer. Die Löwenbändiger überbieten sich in der Anzahl der bezwungenen „Wüsten-





„könige“, und F. Seeth, der gegenwärtig mit seinen fünfundzwanzig Löwen reist, dürfte wohl alle Konkurrenten übertrumpfen.

Es dauerte nicht lange, da traten weibliche Löwenbändiger hervor. Es ist eine bekannte Erscheinung in der Cirkus- und Artistenwelt, daß nach einer gewissen Zeit die beliebten Produktionen der Künstler, sogar die schwierigsten, von Künstlerinnen nachgeahmt und oft mit ebenso viel Bravour ausgeführt werden. Die Gleichberechtigung der Frauen auf allen Gebieten! So dürften gegenwärtig die Löwenbändigerinnen sogar in der Ueberzahl sein.



Die jüngste ist Fräulein Bébé, ein junges Mädchen, das erst vor kurzer Zeit die ungewöhnliche Laufbahn einer „dompteuse“ ergriffen hat und bei ihrem Debüt in Wien viel Anerkennung fand. Das Fräulein ist ein Wienerkind, die Tochter einer Bürgerfamilie, und ehe sie mit wilden Tieren intim wurde, ging sie einem ungleich ungefährlicheren Beruf nach. Sie war Schreiberin im Bureau eines Wiener Advokaten. Von einer rätselhaften Vorliebe für die edelste Gattung der wilden Tiere und für den „Umgang mit den Löwen“ erfaßt, widmete sie sich dieser abenteuerlichen Laufbahn. Sie ist mit Leib und Seele ihrem Beruf ergeben, so hat sie allen Wiener Journalisten, die sie mit ihrer beruflichen Neugierde überfallen haben, versichert.

Das Genre der Elefantendressur soll durch einen Franzosen Namens Calignard begründet worden sein, der im Pariser Tiergarten Wärterdienste versah und, wie dies oft geschieht, so zum Zeitvertreib an verschiedenen seiner Zöglinge seine erzieherische Kunst erprobte. So brachte er den Elefanten allerlei Kunststücke bei, vorläufig zum Ergötzen der Gartenbesucher. Dann verfiel er auf die Idee, diese Erfolge auf eine gewinnbringende Art auszunutzen, er wurde professioneller Elefantendresseur, und seither ist auch der Elefant cirkusfähig geworden. Man erinnert sich der kleinen Elefantenherde, die Barnum mitführt; es war dabei hauptsächlich auf Massenwirkung abgesehen, während die vornehmen Elefanten-Dompteurs durch eine subtilere Ausbildung jener Rüsseltiere unfreiwillig für die Verbreitung des Glaubens an die Elefantenklugheit Propaganda machen. Es ist damit nicht gar weit her, sie fürchten eben nur, so wie das zarteste von Menschen beherrschte Tier, die Belästigungen und thun am Ende ihre Arbeit — nach dem Vorbild vieler Menschen — gerade nur, um Ruhe zu haben.

Die hervorragendsten Elefantendresseure sind gegenwärtig der amerikanische Neger Thompson, der Engländer Oxford und der Berliner M. Brose, der unter dem Namen Maximilian auftritt. Seine Produktionen, die sich des Rufes erfreuen, die seiner beiden Rivalen zu übertreffen, haben unserm Zeichner als Vorbilder gedient.

Die Frage, ob zum Elefantenbändiger oder zum Löwenbändiger mehr Mut gehört, bleibt unentschieden. Die Gefahren dürften sich fast die Wage halten. Das Unterfangen, sich von dem monströsen Repräsentanten der Tierwelt, dessen körperliche Verhältnisse längst nicht mehr in unsre Periode gehören, den umfangreichen Säulenfuß auf die Brust setzen zu lassen, ist schließlich ebenso verfänglich wie die Liebkosungen, mit denen der Löwenbändiger seinen Pensionären schmeichelt. Vergißt der Dickhäuter nur einen Augenblick lang seine „gute Erziehung“, so sind die Rippen des auf dem Boden liegenden hilflosen Herrn und Meisters unfehlbar zermalmt. Auch sonst kann es ihm dieser gigantischen Körperkraft gegenüber schlimm ergehen. Rüssel und Stoßzähne sind so unheimliche Dinge wie das scharfe Raubtiergebiß des Löwen.

Bis zur Grausamkeit ging die Dressurmethode der alten Schule. Es ist nicht zu leugnen, daß die Neuerer auf diesem Gebiet — z. B. der berühmte Menageriebesitzer Hagenbeck in Hamburg — die Gewaltmittel möglichst abzuschaffen suchten und besonders das Zusammenarbeiten von wilden Tieren, die sich sonst als Erbfeinde gegenüberstehen, durch Güte zu erreichen pflegen. Diese sogenannte „zahme Dressur“ — die freilich mit fühlbarem Tadel vermischt ist —, wird sogar bei unbändigen wilden Tieren mit Erfolg angewendet und soll sich besonders bei in der Gefangenschaft geborenen Tieren bewähren; eine gewisse Intelligenz der Eleven ist dabei Voraussetzung.

Die meisten dressierten Tiere: Löwen, Tiger u. s. w., die im Cirkus vorgeführt werden, sind seit ihrer frühesten Jugend dem Willen des Dompteurs unterwürfig gemacht worden. Ein Haupterfordernis ist aber, daß die Tiere vom Anfang an nur eine und zwar die Erziehungsmethode ihres Herrn und Meisters kennen lernen. Völlig verdorben für den Zweck der Dressur und die Abrichtung zu „Kunststücken“ sind z. B. Menageriezöglinge, die mit allerlei Menschen in Berührung kamen, abwechselnd Wohlthaten und dann wieder grausame Neckereien erfuhren.

Auch der Nachahmungstrieb spielt bei dem Unterricht der Tiere eine gewisse Rolle. An dem Beispiel eines andern, schon unterwiesenen Tieres ihrer Gattung lernen die Neulinge auffallend rasch. Die professionellen Bändiger bedienen sich darum auch gern dieses Vorteils.

Eine der überraschendsten Nuancen dieses Schaustellungsgenres ist die häufig vorkommende Zusammenstellung von Tieren, die sich in der Natur als Ueberwältiger und als Beute gegenüberstehen. So bringt man Hunde, selbst Lämmer, in den Löwenkäfig, der Bär reitet auf dem Pferd, und die krassesten angeborenen Gegensätze weiß die Geduld und die Methode des Dresseurs endgültig zu überwinden. Es ist nicht so schwierig, den Löwen davon abzuhalten, daß er den Hund, der gemeinschaftlich mit ihm „arbeitet“, anfällt, als die Furcht des Hundes zu überwinden. So hat die Ausdauer des Dresseurs auch schon aus Katzen, Füchsen, Ratten und Meerschweinchen bestehende Quartette zusammengestellt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dabei die Verabreichung von Leckerbissen und gütliches Zureden weniger in Anwendung kommen wird als die Peitsche und die unvermeidlichen Gewaltmittel der sogenannten alten Methode. Ganz und gar verschieden von der menschlichen Pädagogik ist die Tierdressur eben auch nicht ... So weit die Meinung der Sachverständigen.

Natürlich kann der Cirkus nicht mehr bestehen, ohne dem „Recht auf Lachen“, dem Amüsementbedürfnis des großen Publikums, gerecht zu werden.



Dafür sorgen die Clowns, die zumeist Universalkünstler sind, oft Komiker, Musiker, Springer, Dresseure, Akrobaten in einer Person. Ihre kurzen Intermezzi, während die Kunstreiter rasten, haben sich im Laufe der Zeit zu selbständigen Dialogscenen erweitert und sich dem theatralischen Genre genähert. Dieser Entwicklung ist aber kaum das Wort zu reden. Cirkus bleibe Cirkus, und seine Künste sind stumme. Es ist in unsrer Zeit oft beobachtet worden, daß sich das Theater dem Cirkus nähert, — auch das ist nicht in der Ordnung, aber der Erfolg ist hier immer größer, wie in dem gegenteiligen Fall. Auch der klassische „dumme August“ führte sich als stumme Person ein. Er bedurfte keiner Sprache, um den Humor dieses Typus zu veranschaulichen. Es liegt ein satirischer Sinn in dieser Figur, und es wäre interessant, zu wissen, ob Belling, der erste „August“, die tiefere Bedeutung seiner Schöpfung erkannt hat, ob er selber beobachtet hat, wie auch in der Arena des öffentlichen Lebens der „August“ seine lächerliche unnütze Geschäftigkeit entwickelt.

Mehr und mehr weicht der moderne Cirkus von dem ureigentlichen Plan seiner Darbietungen ab.





Jongleuse zu Pferde

Nach einer Zeichnung von W. Gause



Theatralisches spielt hinein, das Ballett und die Ausstattungspantomime, in die man sogar auch schon Chorgesang eingefügt hat. Also Theater ohne Kulissen und ohne Souffleur!

Ich möchte lieber den Cirkus alten Stils erhalten sehen. Wir, die Erwachsenen, sind vielleicht schon ein wenig abgestumpft gegen den großen Effekt der sich bäumenden zehn Trakehnerhengste, gegen die graziöse Märchenerscheinung der reitenden Tänzerin und Reifspringerin, die in ihrem Flitterröckchen ganz reizend aussieht; wir kennen manchen Clowntric, und die unwiderstehlichen Dummheiten haben zu oft an unserm Zwerchfell gerührt, aber nach uns kommen auch noch Leute: die Werdenden, die Jugend, die, ich bin davon überzeugt, für die Wunder des Cirkus der „alten Richtung“ ebenso empfänglich ist, wie wir es waren. Verbannt den Nudelbrettschimmel nicht aus der Manege, nicht den harmlosen Spaß des Clown, die überraschenden Verwandlungsscenen hübscher jugendlicher Reiterinnen und all das, was einst unser Entzücken ausgemacht hat. Vermeidet die dichtere Annäherung des Cirkus an das Spezialitätentheater und an das Theater selbst! Gebt und laßt dem Cirkus, was des Cirkus ist, — seine Wirkungen werden unverwüstlich sein, es ist ein Irrtum, sie verfeinern, vermischen und verfälschen zu wollen, vermeintlich um auf der „Höhe der Zeit“ zu bleiben. Und was mich betrifft, so ziehe ich den Jahrmarktscirkus im Leinenzelt heute noch den glanzvollen modernisierten Cirkus-Unternehmungen vor.

P. v. S.

Stribs, der Leibpage

Neujahrs-Humoreske von Teo von Torn

Der Adjutant der Kadettenanstalt, Oberleutnant von Cornelius, der auch das Amt eines Pagengouverneurs versah, hatte soeben den zweiten Tobsuchtsanfall überwunden. Er fühlte sich noch zu angegriffen, um die Dressur sofort wieder aufzunehmen. Wenigstens ein Glas Bier und ein Lachsbrötchen wollte er genehmigen, ehe er sich wieder an die trostlose Aufgabe machte, den zum Pagendienst ausgewählten jungen Tapiren den höfischen Schliff und die besonderen Obliegenheiten des Ehrendienstes beizubringen.

Es waren durchweg Selektaner von tadelloser Führung, glatten Umgangsformen und zum größten Teile aus den angesehensten Familien des Landes — was doch immerhin eine gute Kinderstube voraussetzen ließ. Dennoch machten die Jünglinge ihre Sache schauerlich schlecht. Und je mehr sie sich in voller Würdigung der viel beneideten und ehrenvollen Aufgabe bemühten, desto mehr näherten sie sich dem drastischen Gleichnis, das der verzagte Gouverneur im Abgehen zwischen den Zähnen hervorstieß: sie bewegten sich wie angesäuselte Kellner mit Leichdornen an beiden Hinterflossen.

Es ging ihnen eben hier genau so wie den Menschen, die zum ersten Male einen Zeitungsartikel zu verfassen oder die Bühne zu betreten haben. Während sie sonst vielleicht einen ganz netten Stil schreiben oder sich frei und natürlich zu bewegen wissen, verfallen sie bei dem Bestreben, sich ganz besonders „gebildet“ auszudrücken, in die verwickeltsten Konstruktionen und bevorzugen auf den Brettern die Gangart rheumatischer Kraniche. Und ein bißchen Theater ist bei einer großen Neujahrscour, zu der die jungen Herren nun schon seit Tagen herangedrillt wurden, immerhin. Wenigstens was die Komparsen betrifft. Da muß jeder Schritt, jede Distanz genau berechnet werden. Haltung und Bewegung sind für alle Gliedmaßen und in allen Einzelheiten vorgeschrieben, und wehe dem Pagen, dreimal wehe dem Leibpagen, der mit irgendeiner Ungeschicklichkeit aus dem feierlichen Rahmen fällt. Die Hauptverantwortung trifft zwar zunächst den Gouverneur, aber da Unannehmlichkeiten beim Militär weitergegeben zu werden pflegen, so kann sich der betreffende „Patzer“ schon gratulieren.



Mithin trat zu dem durch Ehrgeiz heftig überschraubten Bemühen der angehenden Hofherren auch noch die Angst, und diese war es besonders, die dem Reichsgrafen und Edlen Herrn Ludolf von Striebsee, genannt Stribs, blanke Tropfen auf Stirn und Schläfen trieb. An sich schon nicht sehr für ungewöhnliche Motionen, war er durch das stundenlange Hobeln, Stellen und Drehen seiner ansehnlichen, nur noch knapp das Pagenmaß haltenden Körperlichkeit derart echauffiert, daß er nach dem Abgange des Oberleutnants wie ein Bündel Unglück auf einen Schemel sank.

„Kinder,“ stöhnte er kläglich, „das lerne ich nie! Das ist eine Arbeit für einen Seiltänzer. Wenn ich die Geschichte wirklich überlebe, dann kenne ich mich nachher in meinen eignen Armen und Beinen nicht mehr aus.“

„Und das alles, weil du eigensinnig bist, Stribs,“ wandte sein Intimus, von Gramka, ein. „Ich habe dir wiederholt gesagt: ‚Melde dich vom Leibpagendienst ab‘. Wenn du schon mit dem Schleppentragen nicht zurecht kommst, wie soll das erst beim Servieren werden!“

„Na, der Graziöseste bist du auch nicht!“ maulte der Dicke, indem er Stirn und Nacken mit seinem Taschentuche frottierte.

„Darauf kommt es nicht an, Stribs. Ich habe immerhin eine gewisse Anlage und werde schon noch dahinterkommen. Dir fehlt aber das Elementarste, die körperliche Disposition. Es ist meine Pflicht, dir das zu sagen, Stribs, weil ich dein Freund bin.“

„Ein großer Schafskopf bist du und ein mißgünstiger Mensch zugleich! Ich soll bloß Spalierobst machen, während du wie ein geschwollener Truthahn um die höchsten Herrschaften herumscherwenzelst und dich hinterher mit den blauen Sammetaufschlägen auf dem roten Frack photographieren lassen kannst! Nee, mein Junge, das is nich. Ich mache mit — und wenn ich mir noch einen Ballettmeister und einen Akrobaten bestellen sollte.“

„Mach's wiededenkst, wiedewillst Karline,“ warf der andre verletzt hin und wandte sich ab. Aber gleich darauf folgte er wieder dem Rufe seines Freundes.

„Du, Gramka — —“

„Hm —“

„Sei kein Frosch, Menschenkind. Komm her! Wirst mich doch in meinem Unglück nicht verlassen?“

„Wenn du so dumm daherredest —“

„War ja Spaß, Gramka. Im Grunde hast du ganz recht. Ich bin zum Schleppen- und Tellertragen so schwer abzurichten wie ein Nilpferd zum Menuett. Und ob ich einen Wagenschlag im richtigen Moment aufkriege, das ist auch noch sehr die Frage. Gerade wenn es darauf ankommt, klemmt sich so 'n Luder. Ich sehe mich schon, wie ich rüttele und drücke, und die hohen Herrschaften sitzen im Kasten und können nicht 'raus. Und dann kein mitleidiger Erdspalt in der Nähe! Gramka, das ist gar nicht auszudenken!“



„Du darfst dir durch solche Schwarzsehereien nicht jedes Vertrauen zu dir selbst nehmen.“

„Vertrauen? Wenn du mit dir erlebt hättest, was ich mit mir schon erlebt habe, dann hättest du auch kein Vertrauen. Während der letzten Ferien auf Schloß Friedrichsberg sollte ich mit Prinzessin Mathilde ausreiten. Einen baumhohen Schinder hatte man mir hingestellt, und die Prinzessin wettet, daß ich ohne Hilfe nicht 'raufkomme. Ich halte natürlich. Und wie ich gerade mit einem forschen Avec den vierbeinigen Chimborasso erklimmen will, merke ich, daß meine Büxen hinten nachgeben. Ich natürlich 'runter wie das Donnerwetter — und dann immerlos Front gemacht. Nicht für 'ne Million wäre ich unter den Augen der Prinzeß noch einmal hochgekraxelt. Kostete mich ein Pfund Schokolade, und die Blamage hatte ich dazu. Fein, was?“

„Gott, da hättest du doch ruhig sagen sollen.: eingetretener Hindernisse halber ein ander Mal oder —“

„Jawohl, hinten eingetretener Risse halber! Du kennst die Prinzessin Mathilde nicht, mein Lieber. Ausreden hat sie noch nie gelten lassen. Ein kleiner Satan, sage ich dir! Aber lieb — lieb, Gramka — — zum Närrischwerden. Wir sind ja zusammen aufgewachsen und erzogen worden. Ich hab's eigentlich nie gut gehabt bei ihr, und ich war froh damals, als ich ins Corps kam und die Pisackerei ein Ende hatte. Aber jetzt — Gramka, du kannst dir nicht vorstellen, was das für ein wunderherrliches Mädel geworden ist! So viel Dummheiten habe ich in meinem ganzen Leben nicht gemacht, wie die in acht Tagen mit einem aufstellt. Und trotzdem ... Kannst du schweigen, Gramka?“

„Ich kann —“

„Gieb mir die rechte Hand drauf!“

„Hier.“

Der Graf faßte die Hand des Freundes mit festem Druck und zog ihn dicht zu sich heran.

„Sieh mal, die ganze verfluchte Eiertanzerei hier mache ich doch nur Mathildens wegen mit. Sie hat mir streng aufgegeben, mich zum Leibpagendienst zu stellen, dafür will sie es durchdrücken, daß ich bei dem Galadiner hinter ihren Stuhl komme. Verstehst du jetzt?“

„Ja, Dicker, aber das ändert doch nichts an der Thatsache, daß —“

„— daß ich mich dämlich anstellen und blamieren werde. Sei's darum! Es hilft nichts — ich muß. Und deshalb wollen wir beide probieren. Komm — nimm, bitte, nochmal das Laken um. Wie war's doch gleich — ach so! ‚Immer nur mit dem halben Fuß auftreten‘ — himmlischer Vater! Auf dem Parkett mit dem halben Fuß! Da muß man doch breitschliddern, ob man will oder nicht. ‚Die Schleppe muß fest und doch scheinbar locker gehalten werden,‘ — Henckell, Selbach, Brausberg, kommt mal anfassen!“

„J, fällt uns gar nicht ein!“ wehrten die Angerufenen ab. „Die Schinderei wird ohnehin gleich wieder losgehen!“

„Kinder, ihr habt aber auch gar keinen Trieb,“ schalt der von heiligem Eifer Beseelte. Aber er gab sich zufrieden, als Gramka ihm klar machte, daß unter den obwaltenden Umständen mehr das Servieren für ihn in Betracht komme.

„Also schön. Wo ist der Teller mit Wasser? Ich werde ihn dreimal durch die Stube tragen und jedem von euch unter die Nase halten. Und wenn ich dabei auch nur einen einzigen Tropfen verkleckere, dann verpflichte ich mich, den Teller auszutrinken — obwohl ihr alle eure Daumen drin gebadet habt.“

*

Das glänzende Bild der Neujahrs-Defiliercour war vorüber. Auch für den geschulten Blick des Eingeweihten war alles tadellos verlaufen. Oberleutnant von Cornelius, den während der ganzen Stunden des Hangens und Bangens die Angst schier umgebracht hatte, konnte im Pagenzimmer beruhigt verschnaufen und den jungen Herren seine hohe Befriedigung ausdrücken.

Es war auch wirklich, als wenn die roten Röcke, die weißen Kniehosen, die seidenen Strümpfe und ausgeschnittenen Lackschuhe einen suggestiven Einfluß ausgeübt hätten. Was durch kein Proben mit Bettlaken und Thürklinken hatte erreicht werden können, das war mit einem Male da. Nicht ein einziger hatte es an der erforderlichen Sicherheit und Grazie fehlen lassen.

Für die durch blaue Sammetaufschläge und reicheren Treffenbesatz kenntlichen Leibpagen war aber der Dienst noch nicht zu Ende — und damit auch noch nicht die Sorge des Oberleutnants von Cornelius.

Die Galatafel war noch zu überwinden.

Zum tausendunderſten Male schärfte der Gouverneur seinen Zöglingen die allgemeinen Regeln und ihren Spezialdienst ein — von dem Gesichtsausdruck, mit dem ein Wunsch oder Befehl entgegengenommen wird, bis zur Darreichung einer gefüllten Silberplatte. Eine Welt von Schwierigkeiten.

Nach den bisherigen glücklichen Erfahrungen durfte man sich jedoch einiger Zuversicht hingeben. Sogar Ludolf von Striebsee hatte den verängstigten Ausdruck auf seinem gesunden Apfelgesichte verloren. Er bewegte sich mit einer ganz ungewöhnlichen Elastizität und Freudigkeit. Und das hatte seinen Grund nicht nur in der Einwirkung des schmucken Dreß. Beim Spalierbilden vor dem roten Zimmer hatte Prinzeß Mathilde ihn aus ihren munteren schwarzen Satansaugen angeblitzt, und beim Vorbeigehen hatte er deutlich verstanden, wie sie ihm, fast ohne die frischen Lippen zu bewegen, zugeraunt: „'n Tag, Stribs!“

Damit fühlte er sich mobil und ungezwungen wie auf Schloß Friedrichsberg, der Residenz seines fürstlichen Vormundes und zweiten Vaters. Es fehlte eigentlich nur noch, daß die Prinzeß ihn einmal ordentlich geknufft hätte, wie sie das gern zu thun pflegte, dann wäre er hier überhaupt zu Hause gewesen.

Aber es genügte ja auch, daß er sie sehen und ihr dienen durfte nach alter Ritter Weise. Dadurch würde er schon die erforderliche Haltung bekommen.

So ließ sich's auch an, wenigstens zu Beginn der Galatafel.

Trotz der Nähe der allerhöchsten Herrschaften, trotz des blendenden Glanzes von Orden und Uniformen, untermischt von dem mattleuchtenden Perlenschimmer weißer Nacken und Schultern — trotz der rauschenden Musik und der ganzen sinnbethörenden Pracht war und blieb der Leibpage Graf von Striebsee bei voller Contenance.

Erst als die Prinzessin Mathilde, der das Stillsitzen stets sehr bald langweilig zu werden pflegte, sich mit ihm zu unterhalten versuchte — auf ihre Art, — fing er an, unruhig zu werden.

Das mühsam einstudierte und noch mühsamer festgehaltene Kavaliergesicht mit seiner Unternuance von ersterbender Dienstwilligkeit bekam wieder einen Stich ins Unsichere und Verängstigte. Wer konnte denn Ernst und Würde beibehalten, wenn ihm zugeraunt wurde: „Stribs, was hast du dich schön gemacht heute —“ oder „Stribs, fall nicht ins Essen —“ oder „Stribs, du bist fabelhaft geschickt —“

Je mehr der Aermste — in der allernächsten Nähe eines regierenden Großherzogs! — mit solchen Apostrophen bedacht wurde, desto unbeholfener und zittriger wurde er. Aber er bezwang sich mit schier übermenschlicher Kraft, biß die Zähne zusammen und versuchte, nicht hinzuhören. Und das ging — aber nicht auf lange.

Eben reichte er eine Platte mit Forellen, als er wiederum die Stimme seiner kleinen Peinigerin flüstern hörte: „Stribs, du machst ein Gesicht wie ein krankes Huhn — lach mal ein bißchen!“

Gleichzeitig fühlte er sich am Unterarm so heftig gekniffen, daß er einen leisen Zischlaut des Schmerzes und eine auffahrende Bewegung nicht unterdrücken konnte.

Das war sein Unglück, denn die Bewegung teilte sich der Platte mit, und einer der blaugesottenen, zu einem kleinen Kränzchen gebogenen Fische rollte herab, schlug zunächst auf den Tellerrand der Prinzessin auf und rollte dann auf deren Staatsrobe.

*

Auf einen Wink des Tischherrn der Prinzessin Mathilde war Stribs abgelöst worden. Er hatte sich in eine Fensternische des kleinen Malachitsaales verkrochen, den wie im Fieber brennenden Kopf auf beide Arme gestützt, und überlegte nun — nachdem er sich ganz allmählich zu einigem Denken gesammelt —, wie er hier wohl am besten zu einer handlichen Schußwaffe oder im Notfalle zu einem Pfund Cyankali kommen könnte.

Noch bevor er darüber ins reine gekommen, hörte er leise Schritte. Aber er rührte sich nicht. Mochte kommen, wer wollte, — ihm war alles Wurst!

In der nächsten Sekunde jedoch fuhr er auf.

„Stribs,“ sagte eine wohlbekannte Stimme, „armer Stribs, bist du mir böse? Ich konnte aber wahr und wahrhaftig nicht anders — bei dem Gesicht, das du machtest. Ich wäre geborsten vor Lachen, wenn ich dich nicht hätte knuffen dürfen. Sei wieder gut, Stribs! Die Griesheim hat mich wegen des Kleides hinausbegleitet, und da bin ich ihr ausgerückt, um dich zu suchen —“

„Prinzeß!“ rief der Kadett. Es klang wie ein Aufschluchzen.

„S—st, — heul nicht, dummer Kerl! Ich will alles wieder gut machen. Meines Nachbars königlicher Hoheit habe ich bereits vorgekohlt, ich hätte dich versehentlich angestoßen. Er hat seinen Adjutanten beauftragt, ihn bei dir zu entschuldigen für den Anpfiff und davon auch den Gouverneur zu verständigen. Mehr kannst du nicht verlangen! Und was mich betrifft — nimm mal schnell die Hand vom Gesicht, großer Jung! — ich bin noch gar nicht recht dazu gekommen, dir Prost Neujahr zu sagen. Da ...“

Stribs fühlte einen warmen kräftigen Druck auf seinen Lippen, und ehe er sich noch besinnen konnte, war Prinzeßchen trotz der langen Courschleppe wie ein Eierquirl davon.

Als die Hofdame Gräfin Griesheim kurz darauf im Sturmschritt den kleinen Malachitsaal passierte, um die ihr abhanden gekommene Prinzessin Mathilde zu suchen, bemerkte sie mit großer Ueberraschung und noch größerer Indignation, daß Stribs, der ungeschickte Leibpage, eine Art von Irokesentanz aufführte.

Tanzhygiene

Der Kampfplatz Amors ist der Tanzsaal. Unsichtbar legt der kleine Götterkobold überall da, wo sich die Paare drehen, den spitzen Pfeil auf den Bogen und schnellt ihn kichernd auf die ahnungslosen Menschenkinder ab. Mit unfehlbarer Sicherheit trifft er diejenigen, die er sich zum Ziel auserkoren hat, mitten ins Herz. Aber nicht nur Herzwunden trägt das junge Volk oftmals unvermutet aus dem Ballsaal heim, sondern auf dem glatten Boden bedrohen es noch mancherlei andre Gefahren. Der Tanz ist ein Vergnügen, zugleich aber auch ein Sport. Und wie ein jeder Sport die Einhaltung angemessener Regeln verlangt, soll anders er nicht, statt förderlich und zuträglich, schädigend und gesundheitsstörend wirken, so heischt auch der Tanz — den die Götter schufen, als sie die seligste Freude empfanden, wie Lucrez sagt — kluge Umsicht, damit nicht der Körper leidet, wenn der Geist, umflirrt von dem Getändel des Reigens, sich erheitert und ergötzt.

Die körperliche Anstrengung ist beim Tanzen ziemlich bedeutend. Einen Anhalt dafür, welchen Kraftaufwand das Tanzen erfordert, bietet uns das Herz. Der Herzmuskel umschließt zwei Kammern, aus denen durch die Zusammenziehung der Muskulatur das Blut in das Blutgefäßsystem hineingedrückt wird. Die linke Herzkammer treibt bei einer jeden Zusammenziehung 0,188 Kilogramm Blut in die große Schlagader, wobei sie einen Druck zu überwinden hat, der einer Wassersäule von 3,21 Metern Höhe gleichgesetzt werden kann. Infolgedessen leistet die linke Herzkammer bei einer jeden Zusammenziehung eine Arbeit von 0,603 Kilogrammmetern. Diese Bezeichnung wird sogleich ihre Erklärung finden. Unter normalen Umständen zieht sich das Herz 75mal in der Minute zusammen, so daß die Arbeitsleistung der linken Herzkammer in der Minute auf 45,225 und in der Stunde auf rund 2713 Kilogrammmeter aufsteigt. Die rechte Herzkammer hat nur den dritten Teil der Arbeit der linken Kammer zu bewältigen, und es entfallen auf sie demgemäß in einer Stunde nur 904 Kilogrammmeter. Innerhalb dieser Zeit beläuft sich also das Arbeitspensum beider Kammern auf 3617 Kilogrammmeter. Wie schon angedeutet, gilt aber diese Berechnung nur für die Körperbewegung, wie sie das tägliche Leben mit sich bringt. Je kräftiger wir uns nun bewegen, desto schneller atmen wir und desto zahlreicher werden die Herzschläge. Selbst bei dem gemächlichen Tempo des Walzers erfolgen mindestens doppelt so viele Herzzusammenziehungen als bei der sonstigen gewöhnlichen Körperbewegung, und daher wächst jetzt die Arbeitsleistung des Herzens in einer Stunde auf 7234 Kilogrammmeter. Da in einer Ballnacht durchschnittlich fünf Stunden getanzt werden dürfte, so beläuft sich die Gesamtarbeit des Herzens auf 36170 Kilogrammmeter. Unter einem Kilogrammmeter wird eine Kraft verstanden, die ein Kilogramm einen Meter hoch zu heben vermag. Es würde also die während eines fünfstündigen Tanzvergnügens verbrauchte Kraft ausreichen, um 36 170 Kilogramm einen Meter hoch zu heben, oder auch, was sich damit deckt, ein Kilogramm 36 170 Meter emporzuheben.

Man sieht, das Tanzen in einer einzigen Ballnacht bedeutet eine Arbeitsleistung, die sich mit der einer mäßigen Bergbesteigung oder einer ganz

hübschen Radfahrtour wohl in Vergleich stellen läßt. Dieser Kraftaufwendung entsprechend muß dann aber auch für Bedingungen gesorgt werden, durch die die dem Körper auferlegten Anstrengungen nicht erschwert, sondern erleichtert werden. Die Hygiene, die beim Tanzen zu beobachten ist, beginnt bei den Füßen und endet beim Scheitel. Der Infanterist gewinnt den Sieg nach einem Ausspruch Moltkes durch das Gewehr und durch die Füße. Denn von der Brauchbarkeit der letzteren hängen seine Marschleistungen ab. Ganz ebenso werden die Tanzenden nur dann alle die Walzer, Polkas und Rheinländer tapfer und siegreich bestehen, wenn sie danach trachten, gut zu Fuße zu sein. Hiergegen fehlen vielfach die Damen, indem sie ihre zierlichen Ballschuhe mit hohen Hacken versehen lassen. Allerdings erscheint durch diese künstliche Erhöhung der Körperwuchs größer und die ganze Haltung vorteilhafter, zugleich liegt aber die Gefahr nahe, daß die unteren Gliedmaßen beim Tanzen überanstrengt werden. Denn durch die Erhöhung des Hackenteiles der Füße wird der Schwerpunkt des Körpers verschoben und der Oberkörper nach vorn gedrängt. Um das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten, ist daher eine außergewöhnlich starke Anspannung der Muskulatur der Unterschenkel nötig. Man wird diese Anspannung der Unterschenkelmuskeln sofort fühlen, wenn man sich nur für einige Augenblicke auf die Zehen erhebt. Wird der Körper infolge hoher Hacken mehrere Stunden hindurch zu der geschilderten Stellung gezwungen, so äußert sich die Ueberanspannung der Unterschenkelmuskeln durch Krämpfe, die in gelinderen Fällen zwar nur ein unbehagliches Gefühl, mitunter aber auch eine sich immer mehr steigernde erhebliche Schmerzempfindung nach sich ziehen. Aber die anhaltende Ueberanstrengung der Unterschenkelmuskulatur hat auch noch eine weitere Folge. Denn durch die Muskelzusammenziehung wird der Rückfluß des nach dem Herzen aufsteigenden Blutstroms gehemmt. Die daraus hervorgehenden Stauungen des Blutes führen zu Erweiterungen der Blutgefäße. Wiederholen sich die Stauungen und Erweiterungen oftmalig, wie es bei den jungen Damen geschieht, die nicht gern während der Wintersaison einen Ball auslassen, so kommt es zur Bildung der sogenannten Krampfadern. Endlich wirken hohe Hacken auch auf die Form der Füße ein. Das Schwergewicht des Körpers ruht normalerweise zur Hauptsache auf den Hacken. Werden sie nun künstlich erhöht, so wird die Körperlast mehr auf die Fußknochen und die Zehen verlegt. Durch den damit verbundenen Druck wird das Fußgewölbe abgeflacht, so daß sich schließlich ein mehr oder minder ausgeprägter Plattfuß entwickelt. Es giebt also sehr beachtenswerte Gründe, von den hohen Hacken beim Tanzen abzusehen und sich mit niedrigen zu begnügen, auch wenn man dadurch — selbstverständlich nur körperlich gesprochen — klein erscheint. Die Kleinheit des Wuchses kann man ersetzen durch heitere Laune und sprühende Regsamkeit, und diese geistige Beweglichkeit und Größe wird die Tänzer stärker anziehen und fesseln als die Erhöhung des Körpermaßes um einige Centimeter. Das männliche Geschlecht ist hinsichtlich der Fußbekleidung weniger zu tadeln. Nur eine geringe Minderheit hält es für angemessen, den Fuß in zu enges Schuhwerk zu zwängen. Die unausbleibliche Frucht dieser freiwilligen Selbstkasteiung sind Hühneraugen. Man kann sie einer falsch verstandenen und geübten Eitelkeit nur von Herzen gönnen. Nicht ein jeder kleine Fuß ist unbedingt schön, sondern der wohlgeformte und gut gewachsene. Wer im Besitze eines solchen ist, kann sich darüber beruhigen, vielleicht auf einem etwas großen Fuße zu leben. Damit sich aber der Fuß naturgemäß entwickelt und auch die Aufgaben, die ihm beim Tanzen gestellt werden, befriedigend löst, ist das Tragen eines bequemen Schuhwerks unerläßlich. Handelt man gegen diese Forderung, so hat man es sich zuzuschreiben, wenn man Höllenqualen erleidet und das Gefühl hat, auf einem Vulkan zu tanzen.

Ein zweiter für die Hygiene des Tanzes wichtiger Punkt ist die Bewegungsfreiheit des Brustkorbes. Leider sind es auch hier wieder vorwiegend die Damen, die sich nach dieser Richtung hin versündigen. Man wird sagen: „Aha, jetzt wird wieder gegen das Korsett Sturm gelaufen!“ Nein, keineswegs. Wie die Verhältnisse gegenwärtig noch liegen, wäre dies verlorene Liebesmüh'. Vielleicht tritt in dieser Toilettenfrage später einmal eine allgemeine Reform ein. Die Zahl der korsettlosen Damen ist nur gering, und bei einem Ball dürfte man erst recht kaum eine Dame ohne Korsett antreffen. Es wäre demnach völlig aussichtslos, das Wort für die Ausschaltung dieses Kleidungsstückes zu erheben. Aber das eine kann man sehr wohl verlangen, daß die Einschnürung wenigstens nicht übertrieben wird. Die Bewegungsfreiheit des Brustkorbes ist die Vorbedingung für die ergiebige Thätigkeit der Lungen. Je angestrengter wir arbeiten, je schneller wir laufen, desto rascher und tiefer atmen wir, und desto reger ist auch der Gasaustausch in der Lunge, die Aufnahme des Sauerstoffs aus der Luft und die Abgabe der Kohlensäure aus dem Blut. Soll aber der Sauerstoff in hinreichender Menge aus der Luft aufgenommen und im Anschluß daran die Kohlensäure in entsprechendem Maße ausgestoßen werden, so muß dem Brustkorb seine Ausdehnungsfähigkeit bewahrt werden, der sich ja bei einem jeden Atemzug erweitert und darauf wieder zusammenzieht. Wird der Brustkorb daran verhindert, wie es eine feste Einschnürung durch das Korsett mit sich bringt, so leidet die Sauerstoffaufnahme und die Kohlensäureabgabe. Beim Tanzen, wo die Atmung sehr beschleunigt und der Gasaustausch sehr gesteigert ist, müßte eigentlich besonders auf die unbehinderte Beweglichkeit des Brustkorbes gesehen werden. Um so nachteiliger muß demnach gerade hier eine Beschränkung der Atemthätigkeit wirken. Dauert diese Beschränkung durch die Einengung und Zusammenpressung des Brustkorbes längere Zeit an, so vermag sich ein förmlicher Sauerstoffmangel und eine Kohlensäureüberreicherung des Blutes herauszubilden, und so kann es zuletzt geschehen, daß die Tänzerin plötzlich bewußtlos zu Boden sinkt: sie ist ohnmächtig geworden. Sowohl der Fehlbetrag an Sauerstoff, diesem Lebenselement, als auch der Ueberschuß an Kohlensäure, dem betäubenden Körpergift, haben, sich gegenseitig ergänzend, ihren schädigenden Einfluß auf das Gehirn ausgeübt. Erfahrungsgemäß sucht man denn auch ohnmächtigen Damen so schnell als möglich das Korsett zu lösen. Zu keinem andern Zweck natürlich, als der Atmung freie Bahn zu schaffen. Es liegt also im eigensten Interesse der Damen, an den Ballabenden die Einschnürung nicht zu überspannen. Lassen sie dem Brustkorb hinlänglichen Spielraum, so können sie dem Tanz mit voller Lust und Freude huldigen, während umgekehrt früher oder später der Augenblick eintritt, in dem die selbstverschuldete Störung des Atmungsprozesses Unbehagen, vorzeitige Ermüdung und körperliche und geistige Unlust hervorruft.

Nicht selten bemerkt man, daß Damen oder Herren beim Tanzen den Mund offen halten. Anmutend ist dieser Anblick nicht gerade, selbst wenn der Mund mit den weißesten Perlzähnchen geschmückt ist, und geistreich belebt wird das Gesicht durch das Oeffnen des Mundes auch nicht. Aber ganz abgesehen hiervon, empfiehlt sich das Offenhalten des Mundes während des Tanzens auch aus einem andern Grunde nicht. Man hat die Luft der Schulräume, der Restaurants und der Theatersäle auf ihren Gehalt an Staubteilchen untersucht und in einem Kubikcentimeter Luft allein an Pilzkeimen 400 und mehr aufgefunden. Würde man die Luft eines Ballsaales in gleicher Weise untersuchen, so würde sich sicher eher eine größere als eine geringere Verunreinigung der Luft herausstellen. Denn die Anwesenheit vieler Personen, das Schleifen der Füße über den Boden, das Wehen der Kleider, alles dieses trägt dazu bei, Staub anzusammeln und zugleich in die Luft aufzuwirbeln. Man braucht gar nicht daran zu denken, daß unter den Staubteilchen und Pilzkeimen der Ballsaalluft auch die Erreger von Ansteckungskrankheiten vorkommen können. Schon die massenhafte Beimischung an sich unschuldiger Staubteilchen und Pilzkeime gebietet den Mund geschlossen zu halten, damit sie sich nicht an der Schleimhaut der Mundhöhle und des Atmungsapparates niederschlagen. Das Ansetzen zahlreicher, die Schleimhaut reizender Staubteilchen vermag sehr leicht einen Luftröhrenkatarrh herbeizuführen, zumal der Hals und seine inneren Organe durch das Tanzen erhitzt werden und auch häufig beim Aufsuchen kühlerer Nebenräume in den Tanzpausen einem jähen Temperaturwechsel unterliegen. Außerdem dringt ein Teil des Staubes mit der Atemluft bis zu den Lungen vor, wo er aufgefangen und festgehalten wird. Den Mund während des Tanzens zu schließen, ist daher eine Mahnung, die man nicht unbedacht in den Wind schlagen soll. Man hört oftmals die Bemerkung, daß beim Tanzen das Atmen durch die Nase nicht für den Luftbedarf ausreicht. Gewiß, wenn man sehr lange und sehr schnell tanzt, tritt eine Art Lufthunger ein, und man öffnet unwillkürlich den Mund. Aber dadurch wird das Mundatmen keineswegs gerechtfertigt. Vielmehr ist der sich einstellende Zwang, den Mund zu öffnen, ein Zeichen dafür, daß das Tanzen dem Körper eine Anstrengung zu werden anfängt. Man muß also dann den Tanz abbrechen oder verlangsamen und in der Folgezeit ihn immer nur so lange fortsetzen oder ein solches Tempo anschlagen, daß die Nasenatmung möglich ist.

Die unwillkommene Nachwirkung einer fröhlich durchtanzten Ballnacht sind vielfach Kopfschmerzen. Auf seiten der Damen rät man vergeblich hin und her, was die Ursache dieses fatalen Ballandenkens sein könne. Der Anlaß der Schmerzen ist ganz nahe ihrem Sitze, denn sie entstehen durch nichts andres als durch die Haarfrisur. Die Haare werden für den Ball gedreht, gewunden und angestrafft, mit Prunkkämmen, Schleifen und Nadeln besteckt, und der damit verbundene Zug und Druck äußert sich viele Stunden hindurch auf die Kopfhaut, die ihrem Unwillen über die rücksichtslose Behandlung durch Schmerzen Ausdruck giebt. Ein loses und lockeres Frisieren, bei dem das straffe Anziehen der Haare vermieden wird, und eine kluge Beschränkung in der Auswahl des Haarschmuckes sind das einfachste und beste Mittel zur Verhinderung des Kopfwehs.

Bei den Herren haben die Kopfschmerzen einen andern Grund. Auf kleineren Ballfestlichkeiten benutzt man die Tanzpausen, um in einem Nebenzimmer ein Glas Wein oder Bier zu trinken und auch wohl einige Züge an der Zigarre oder Zigarette zu thun. Nun ist es aber eine alte Erfahrung, daß bei starker körperlicher Bewegung und geistiger Erregung, die ja die stete Begleiterin eines Ballvergnügens sind, Alkohol und Nikotin auf das Gehirn viel kräftiger einwirken als im Zustande ruhiger Beschaulichkeit. Man braucht daher in den Tanzpausen an sich nur mäßig zu trinken und zu rauchen, um trotzdem am andern Morgen lästige Nachwehen davon zu verspüren. Ein größerer Alkoholgenuß ist noch aus einem andern Grunde unratsam. Zwar belebt und spornt der Alkohol fürs erste an, aber der Rückschlag in Gestalt von Mattigkeit und Erschlaffung macht sich später unvermeidlich geltend, und zwar desto eher, je beträchtlichere Kraftleistungen dem Körper abverlangt werden. Es soll damit nicht gesagt sein, daß jedes Glas Wein oder Bier beim Tanzen zu verpönen ist. Der Tanz verursacht Durst, und der Durst will gestillt sein. Aber man bemühe sich, möglichst wenig alkoholische Getränke zu sich zu nehmen, und decke den etwaigen Mehrbedarf durch alkoholfreie Flüssigkeiten. Kühl dürfen die Getränke sein, vorausgesetzt, daß man mit dem Tanzen fortfährt. Denn so lange der Körper in Bewegung bleibt, kreist durch alle seine Teile das Blut schneller und erwärmt die dem Magen zugeführten kühlen Flüssigkeiten rasch, so daß eine Schädigung nicht erwächst. Das schöne Geschlecht handelt in der Diätetik des Tanzes recht zweckmäßig. An den alkoholischen Getränken nippen die Damen meist nur, und was sie sonst während des Ballabends verzehren, besteht aus zuckerhaltigen Leckereien. Zucker aber ist ein Kraftspender ersten Ranges. Drei Stück Würfelzucker haben denselben Nährwert wie ein Ei. Ohne Frage ist dieses diätetisch richtige Verhalten einer der Gründe, warum die Damen eine größere Tanzausdauer besitzen als die sich sonst stark rühmende Männerwelt.

Unsre Jugend ist sportlustig geworden. Man radelt, rudert, spielt Fußball, Cricket und Lawn Tennis, schwimmt und turnt. Dennoch behält der Tanz seine Bedeutung als Leibesübung bei. Denn die Mehrzahl der Sportarten ruht im Winter. Daher sollten sich die männlichen Ballbesucher mehr, als es gewöhnlich geschieht, dem Tanz zuwenden. Und nicht nur die jüngeren, sondern auch die mittleren Jahrgänge, denen die Bewegung infolge ihrer Berufsthätigkeit oftmals außerordentlich mangelt. Sie würden sich damit selbst sehr gut dienen, zugleich aber auch den Damen, zu deren schmerzlichsten Begebnissen es ja gehört, still und unbeachtet zu blühen als Mauerblümchen.

Theo Seelmann

Aus dem Reiche der Sterne

Zu den interessantesten Himmelskörpern gehört der **Planet Mars**, denn die neuesten Beobachtungen über ihn haben zum ersten Male die Frage nach dem Vorhandensein denkender Lebewesen jenseits der Erde aus dem Bereich vager Hypothesen auf das Gebiet ernsthafter wissenschaftlicher Erörterungen verlegt. Nachdem die genauen Untersuchungen des uns so nahen Mondes ergeben hatten, daß dort lebende Wesen nicht vorhanden sein können, hatte man die Hoffnung aufgegeben, jemals durch direkte Beobachtungen Aufschlüsse über die Bewohntheit der Himmelskörper zu gewinnen, da die großen Entfernungen der letzteren stets ein unüberwindliches Hindernis bleiben mußten. Da fand sich



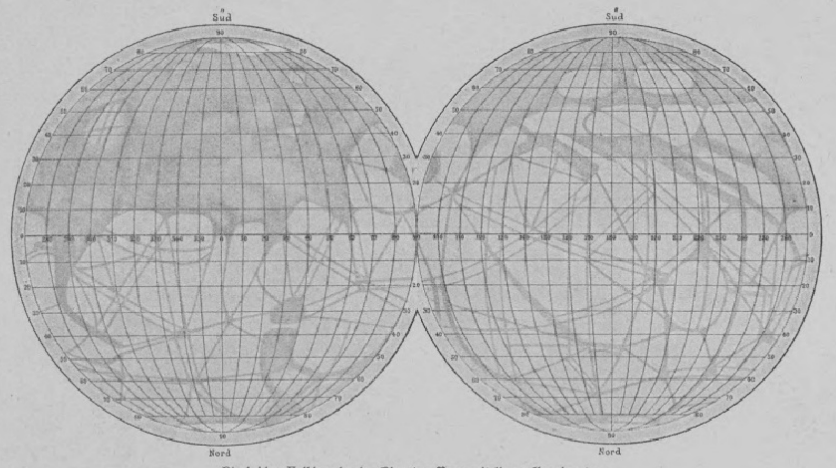
Winterabend

Nach dem Gemälde von A. Fink

denn, daß auf dem Planeten Mars Naturzustände vorhanden sind, die uns zu sehr begründeten Schlüssen über die Bewohntheit jener fremden Welten führten, und damit trat dieser Planet sofort in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses.

Was zunächst die allgemeinen Verhältnisse der Weltstellung des Mars anbelangt, so bewegt er sich in einer elliptischen Bahn um die Sonne, so daß sie die Erdbahn unmittelbar umschließt. Mars kann sich der Sonne bis zu 205 Millionen Kilometern nähern und bis auf 247 Millionen Kilometer von ihr entfernen; der Erde kommt er im günstigsten Falle bis auf 57 Millionen Kilometer nahe. Seine Umlaufszeit um die Sonne, also die Dauer des Marsjahres, beträgt 687 Tage. An Größe steht Mars der Erde sehr nach, denn sein Durchmesser ist nur 6745 Kilometer, d. h. etwas mehr als die Hälfte des Erddurchmessers, und da er eine kugelförmige Gestalt hat, so umfaßt seine Oberfläche weniger als 0,3 der Erdoberfläche und sein Volumen etwa $\frac{1}{7}$ des Erdvolumens. Mars dreht sich wie die Erde um seine Achse, und zwar beziffert sich die Dauer dieser Umdrehung auf 24 Stunden 37 Minuten. Unter dem Aequator beträgt die Dauer des Tages auf dem Mars 12 Stunden 26 Minuten, auf der Erde 12 Stunden 6 Minuten; unter 50 Grad nördlicher Breite auf der Erde (also im mittleren Deutschland) hat der längste Tag 16 Stunden 21 Minuten, der kürzeste 8 Stunden 2 Minuten Dauer; auf dem Mars dagegen hat unter derselben Breite der längste Tag 18 Stunden 7 Minuten, der kürzeste 6 Stunden 59 Minuten Dauer. Die Ungleichheit der Tage und Nächte im Jahreslauf ist also auf dem Mars größer als auf der Erde. Von der Sonne empfängt Mars nur 0,4 der Intensität von Licht und Wärme, die der Erde zu teil wird. Für seine nördliche Halbkugel dauern Frühling und Sommer zusammen 372 Marstage, Herbst und Winter 296; für die südliche Marshalbkugel ist das Verhältnis umgekehrt. Während des sommerlichen Halbjahres der nördlichen Halbkugel ist der Mars weiter von der Sonne entfernt als im Winter, und alles zusammengenommen hat zur Folge, daß auf der nördlichen Halbkugel des Mars der Sommer länger und weniger warm, der Winter kürzer und milder ist als auf der südlichen. Etwas Aehnliches findet auch für unsre Erde statt, allein da die Erdbahn weit mehr kreisförmig ist als die Bahn des Mars, so sind bei uns die Gegensätze der Jahreszeiten für die südliche und nördliche Erdhälfte weniger ausgesprochen. Der Erde kommt Mars am nächsten um die Zeit, wenn er um Mitternacht im Süden steht, allein da seine Bahn merklich vom Kreise abweicht, so erfolgt seine größte Annäherung an die Erde nur nach mehrjährigen Zwischenpausen, auch ist uns alsdann seine südliche Halbkugel zugewendet. Bei solchen Gelegenheiten hat man schon vor 230 Jahren bemerkt, daß in der Nähe des südlichen Poles auf dem Mars ein glänzend weißer Fleck sichtbar ist, und man vermutete, er möchte das Vorhandensein von Eis oder Schnee anzeigen. W. Herschel fand diese Vermutung bestätigt, denn nach seinen Beobachtungen war der weiße Fleck am größten, wenn gleichzeitig die Südhalbkugel des Mars Winter hatte, dagegen am kleinsten, wenn sie im Sommerhalbjahre stand. Aehnliches sah Herschel am nördlichen Pole des Mars, nur war dort der weiße Fleck am kleinsten, wenn er am südlichen Pole die größte Ausdehnung hatte, und umgekehrt. Alle späteren Beobachtungen haben diese Wahrnehmungen bestätigt, so daß an einer Analogie mit den eisigen Polargegenden unsrer Erde nicht zu zweifeln ist. Die mit den mächtigen Ferngläsern der Neuzeit angestellten Beobachtungen haben vielerlei Details über das Aufbrechen des Eises in der Polarregion des Mars kennen gelehrt, so z. B. die Entstehung ungeheurer Spalten, die sich als feine schwarze Linien darstellen. Professor W. Pickering hat im Mai 1890 eine Reihe von photographischen Aufnahmen des Mars ausgeführt, auf denen sich am 10. Mai plötzlich eine große Ausdehnung des südlichen Polarfleckes zeigte. Er schloß daraus, daß an jenem Tage auf der südlichen Hälfte des Mars ein Schneefall von ungeheurer Ausdehnung stattgefunden haben müsse. Außer den glänzend weißen Polarflecken sieht man auf der Marsscheibe auch dunkle Flecke und ausgedehnte rötliche Regionen. Die dunklen Flecke sind in ihren allgemeinen Umrissen unveränderlich, und man hat schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Ansicht ausgesprochen, diese dunklen Flecke könnten ausgedehnte Wassermassen, also Ozeane des Mars sein, die rötlich schimmernden Gegenden aber Festländer. Diese Meinung wurde unterstützt durch mancherlei Wahrnehmungen, die darauf hinausliefen, daß die dunklen Flecke deutlicher in ihrer Sommerzeit, dagegen verwaschener und bleicher während ihrer Winterzeit erscheinen und letzteres als durch Wolken und Nebel verursacht angesehen werden kann. Die größere Dunkelheit während des Sommers erklärte man dadurch, daß alsdann die Schneeschmelze stattgefunden habe und der wasserdurchtränkte, vielleicht auch vielfach sumpfige Boden bedeutend dunkler sich darstellen müsse. Im Jahre 1877 kam Mars der Erde sehr nahe, und Professor Schiaparelli in Mailand beobachtete ihn deshalb an dem dortigen vorzüglichen Fernrohr. Er entdeckte, daß die rötlichgelben Flächen, die man als Festländer bezeichnete, von zahlreichen dunklen Linien durchschnitten sind, wahrscheinlich nichts andres als Meeresstraßen oder Kanäle, die die dunklen Flächen (die Meere) miteinander verbinden. Auch fand er einige Gegenden, meist Inseln oder Halbinseln, deren Farbe oder Dunkelheit die Mitte hält zwischen derjenigen der Meere und der Festländer; er erklärte sie für Gegenden, die teilweise von den benachbarten Meeren überflutet seien. Den einzelnen Meeren, Kanälen und Landgebieten gab Schiaparelli Namen aus der alten Geographie und Mythologie. In dem nämlichen Jahre entdeckte man mit dem großen neuen Fernrohr zu Washington auch, daß Mars von zwei überaus kleinen Monden umkreist wird. Der eine läuft um den Mars in 7 Stunden 40 Minuten, der andre in 30 Stunden 18 Minuten, und keiner von beiden hat einen größeren Durchmesser als etwa 10 Kilometer; ihre Oberflächen sind daher kaum doppelt so groß als der Flächenraum, den die Stadt London einnimmt.

Mit dem Jahre 1877 begann die Reihe der wunderbaren Entdeckungen auf dem Mars, die mit Recht das Interesse der ganzen gebildeten Menschheit erregten und womit wir uns im nächsten Artikel beschäftigen werden. K.



Die beiden Halbkugeln des Planeten Mars mit ihrem Kanalsystem

Litteratur

Jenen Führern des Burenvolkes, die ihre Feldzugserinnerungen niedergeschrieben, hat sich neuerdings auch General **Christian Dewet** zugesellt, der den Widerstand gegen die britische Uebermacht am längsten unterhielt und darum wohl der populärste Held des Burenkrieges geworden ist. „**Der Kampf zwischen Bur und Brite**“ betitelt sich sein bei Karl Siwinna in Kattowitz und Leipzig erschienenes Werk — nicht ganz zutreffend, denn es giebt nicht eine erschöpfende Uebersicht über den ganzen Krieg, der durch drei Jahre die Burenstaaten verwüstete, sondern berichtet in erster Linie von Ereignissen, bei denen Dewet mitgewirkt hat. Dies geschah jedoch bei den meisten Hauptaktionen, und so ist sein Buch von unschätzbarem Werte für die Kenntnis des gewaltigen Kampfes. Er hätte nicht nötig gehabt, sich im Vorwort zu entschuldigen, „er sei kein Schriftsteller“, denn gerade die schlichte, bescheidene Art, in der er von sich und seinen Kampfgenossen spricht, wirkt überzeugend. Er verschweigt nicht die Fehler der Burenkämpfer, rügt den Mangel an Disciplin, legt die Unfähigkeit mancher Führer dar und hat heftige Worte der Entrüstung für die Verräter, die dem Feinde Dienste leisteten. Auch die grausame Kriegführung der Engländer, die planmäßige Verwüstung des Landes, die haarsträubende Behandlung der Frauen und Kinder kennzeichnet er nach Gebühr. Wie sehr man in allem seiner Wahrheitsliebe vertrauen kann, erhellt daraus, daß er jene Legenden, die ihn als einen wahrhaft legendären Helden darstellen, auf die nüchterne Wirklichkeit zurückführt. Aus den Schilderungen gewinnt man den bezwingenden Eindruck: hier spricht ein ganzer Mann, ein echter Patriot, der seinem Lande vielleicht den Sieg errungen hätte, wenn er zur rechten Zeit zu der rechten Stelle berufen worden wäre. Einige Porträts, viele Abbildungen und Kartenskizzen, an deren Hand man genau die Streifzüge Dewets verfolgen kann, sind dem stattlichen Bande beigegeben. — Ein zweites Werk des Verlages bringt unter dem gleichen Titel die Aufzeichnungen Dewets in einer **Bearbeitung für die Jugend**. Geschickt hat es A. **Oskar Klaußmann** verstanden, in die Wiedergabe der geschichtlichen Schilderungen die Erlebnisse und Abenteuer einiger jugendlicher Burenkämpfer zu verflechten. Der Bildschmuck ist im wesentlichen der gleiche wie im Originalwerk.

— **Meyers Großes Konversationslexikon** beginnt in neuer, gänzlich umgearbeiteter und vermehrter Auflage zu erscheinen (Leipzig, Bibliographisches Institut). In seiner Vollendung wird das Werk 20 Bände mit rund 148000 Artikeln und Verweisungen umfassen, und neben mehr als 18000 Seiten Text über 11000 Abbildungen, Karten und Pläne, ferner 1400 Illustrationstafeln, wovon viele farbig, und 300 selbständige Kartenbeilagen bringen. Diese Angaben sind ja rein äußerlicher Natur, aber der imponierende Eindruck des Ganzen verstärkt sich nur, wenn man sich in den Inhalt des Werkes vertieft, von dem bisher der erste Band vorliegt. Um ein besonders glänzendes Beispiel anzuführen, heben wir den Artikel zur Geschichte der Architektur heraus, dem zwölf, die Entwicklung der verschiedenen Stile darstellende Tafeln beigefügt sind. Zur Kennzeichnung der Farbentafeln verweisen wir ferner auf diejenigen, die den Artikeln über die Algen und die altägyptischen Denkmäler beigegeben sind, — wahre Meisterwerke der modernen Reproduktionskunst, die einen hoch erfreulichen, von keinem Erzeugnis des Auslandes übertroffenen Beweis von der Leistungsfähigkeit des deutschen Buchgewerbes bringen. Nach dem ersten Bande zu schließen, steht die neue Auflage des Großen Meyer in Wort und Bild auf der Höhe lexikographischer Vollkommenheit.

Kunst

Ueber **Hans Memlings berühmtes jüngstes Gericht**, das in der Marienkirche in Danzig hängt, hat A. Warburg in einem „Flandrische Kunst und florentinische Frührenaissance“ betitelten Aufsatz, den der 23. Band des **Jahrbuchs der königlich preußischen Kunstsammlungen** veröffentlicht (Heft 3 und 4, Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung), ein neues, überraschendes Licht verbreitet. Aus den auf dem Bilde angebrachten, zu den Bildnissen des Stifterpaares gehörigen Wappen hat er den Nachweis geliefert, daß das Altarwerk von dem kaufmännischen Vertreter des Hauses Medici in Brügge, Angelo Tani, bestellt worden und für eine florentinische Kirche bestimmt war. Damit ist ein neuer Beweis für die hohe Wertschätzung erbracht, der sich die farbenglänzende flandrische Malerei in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Italien erfreute. Es ist bekannt, daß das Bild niemals an den Ort seiner Bestimmung gelangt ist, da das Schiff, auf dem es zunächst von Brügge nach London gebracht werden sollte, von dem hansischen Kapitän Paul Beneke gekapert und an seine Reeder in Danzig ausgeliefert wurde. In demselben Doppelheft veröffentlicht Ernst Steinmann eine scharfsinnige Abhandlung über die ursprüngliche Anordnung der Teppiche Raffaels in der Sixtinischen Kapelle. Gustav Ludwig giebt die Erklärung eines rätselhaften Bildes von Giovanni Bellini, der „Madonna am See“ in den Uffizien zu Florenz, und Richard Förster weist die antiken Vorbilder nach, die Andrea Mantegna für die Gestaltung von Meergöttern auf seinen Kupferstichen benutzt hat. Wilhelm Bode setzt seine interessante Veröffentlichung von Florentiner Bronzestatuetten in den Berliner Museen fort, die zum Teil von ersten Meistern der Frührenaissance herrühren, und Max J. Friedländer veröffentlicht einige neue Arbeiten Lucas Cranachs, die noch früher entstanden sind als die kürzlich für das Berliner Museum angekaufte „Ruhe auf der Flucht“. Alle diese Aufsätze sind von trefflichen Lichtdrucktafeln, Heliographien und Textabbildungen begleitet.

Notizblätter

Kultur und Wissenschaft

Bei der Verteilung der **Nobel-Preise für 1902** erhielt den Preis für Litteratur der Nestor der deutschen Altertumsforscher und Geschichtschreiber **Theodor Mommsen** in Charlottenburg (geb. 30. November 1817 zu Garding in Schleswig). Wenn Mommsen in seiner Gesamtthätigkeit auch eher den Gelehrten als den Schriftstellern zuzurechnen ist, so hat er doch in seiner „Römischen Geschichte“, dem Hauptwerke seines Lebens, zugleich ein litterarisches Werk von monumentaler Größe und Bedeutung geschaffen. Die Stockholmer Akademie hat durch die Verleihung des Litteraturpreises an den greisen Gelehrten eine große Auffassung ihrer Aufgabe bekundet. — Den Preis für Chemie erhielt Geheimer Regierungsrat Professor Dr. **Emil Fischer** in Berlin, einer der hervorragendsten Chemiker der Gegenwart. Geboren am 9. Oktober

1852 zu Ennskirchen, studierte er in Straßburg, habilitierte sich 1878 in München und wurde im folgenden Jahre dort außerordentlicher Professor. 1882 kam er als Ordinarius nach Erlangen, 1885 nach Würzburg, und 1892 wurde er als Nachfolger A. W. von Hofmanns an die Berliner Hochschule berufen, zu deren Zierden er seitdem gehört. Seine Arbeiten erstrecken sich hauptsächlich auf das Gebiet der organischen Chemie; von großer Bedeutung waren namentlich seine Untersuchungen über die Konstitution der Zuckerarten. Er veröffentlichte die bereits in 5. Auflage erschienene „Anleitung zur Darstellung organischer Präparate“.



Phot. Loescher & Petsch, Berlin

Prof. Theodor Mommsen,
durch Verleihung des Nobel-Preises ausgezeichnet

Zeitgeschichte

Der neuernannte bayrische Justizminister Reichsgerichtsrat Ferdinand Miltner ist in verhältnismäßig jungen Jahren auf diesen hohen Posten berufen worden. 1856 in Fürth geboren, besuchte er in Bamberg, wo sein Vater alsdann als Appellationsgerichtsrat seinen Wohnsitz hatte, das Gymnasium, gab sich später am Polytechnikum zu München einige Semester hindurch dem Studium der Ingenieurwissenschaft hin, um sich zuletzt demjenigen des Rechts zu widmen. Bereits im Jahre 1882 fand Miltner seine erste staatliche Anstellung als Hilfsarbeiter im Justizministerium, war dann von 1885 bis 1890 als Amtsrichter in München und ganz kurze Zeit als zweiter Staatsanwalt in der gleichen Stadt thätig, um sodann wiederum in das Ministerium zurückzukehren. Nachdem er hierauf als Landgerichtsrat und erster Staatsanwalt gewirkt hatte, wurde er, inzwischen zum Oberregierungsrat befördert, am 1. Mai 1899 als Rat ins Reichsgericht zu Leipzig berufen.



Phot. Gebr. Lützel, München

Ferdinand Miltner,
der neuernannte bayrische Justizminister

Hygiene und Medizin

Das unter dem Vorsitz der Professoren von Leyden und Kirchner und des Direktors Wutzdorff gebildete Komitee für Krebsforschung in Berlin leitet jetzt eine weitere Sammelforschung in denjenigen Gegenden von Deutschland in die Wege, die anscheinend nach dem Berichte der ersten Zusammenstellung der vor einigen Monaten erschienen ist, durch besonders zahlreiche Krebserkrankungen ausgezeichnet sind. Es ist ferner hervorzuheben, daß das deutsche Komitee die Anregung zur Bildung analoger Einrichtungen in andern Ländern gegeben hat, so daß das Komitee sich immer mehr zu einer internationalen Sammelstelle für die Krebsforschung in allen Ländern herausbildet. Außerdem sollen in einzelne Gegenden von Deutschland, wo besonders zahlreiche Krebserkrankungen vorkommen, Aerzte gesendet werden, um eigne Studien hier anzustellen, so daß für die nächste Zeit ein reiches Arbeitsfeld für das Komitee in Aussicht steht.

— Die schon vielfach erörterte Frage, ob die Nähmaschinenarbeit schädlich sei, läßt sich nach den Untersuchungen Faltes dahin beantworten, daß Maschinennähen, selbst bei gesunden Frauen, in einer wenn auch geringen Anzahl von Fällen einen schädigenden Einfluß auf die Unterleibsorgane ausüben kann, sofern die Maschine mit den Füßen betrieben wird. Bei leidenden Frauen wirkt diese Beschäftigung geradezu verderblich. Sonst ist die Zahl der Arbeitstage und auch die Dauer der täglichen Arbeitszeit bei Fabrikbetrieb von 8 bis 11 Stunden von geringerem Einfluß, so daß sie im Verhältnis zu einer anhaltend stehenden Beschäftigung, besonders bei gleichzeitig schwerer körperlicher Arbeit, als weniger gesundheitsschädlich für den Unterleib zu betrachten ist. Die Schädlichkeit der Nähmaschinenarbeit als solche läßt sich ganz vermeiden durch mechanischen Antrieb, dessen weitere Einführung sehr zu empfehlen ist.

Heer und Flotte

Das auf der Werft von Devonport im Bau befindliche englische Schlachtschiff „König Edward VII.“ wird 30 Millionen Mark kosten. Es dürfte das teuerste Schlachtschiff sein, das jemals für die britische Marine erbaut worden ist. Die beiden Schwesterschiffe des „König Edward VII.“, die „Dominion“ und die „Commonwealth“, werden wahrscheinlich ebensoviel kosten. Die „Irresistible“ kostete 22 266 580 Mark, die „Bulwark“ 21 656 100 Mark und die „Venerable“ 22 595 120 Mark. Die „Queen“ wird wahrscheinlich 22 900 000 Mark und die „Montague“ 21 637 540 Mark kosten. Die hydraulischen Einrichtungen für die zwölfzölligen, neun- und zweizölligen Geschütze „König Edward VII.“ werden ungefähr 2 500 000 Mark kosten und das Anbringen dieser auf dem Schiffe weitere 200 000 Mark. Die Geschütze selbst sind mit 1 600 000 Mark veranschlagt.



Phot. Eug. Jacobi, Metz

General Arno von Arndt †

Alpines

Mit dem Abbruch des alten Schifferhauses zur Treib am Vierwaldstättersee wurde begonnen. Als man die äußeren Verkleidungen entfernte, zeigte es sich, daß das Holzwerk größtenteils faul war; außerdem fand man die meisten Grundbalken geknickt und gebrochen, die Wände verschoben und voll Lücken. Der obere Teil des Hauses hatte sich in den letzten Jahren fast um einen Meter seewärts geneigt. Ein vollständiger Zusammenbruch des Ganzen hätte in nicht allzu ferner Zeit unfehlbar erfolgen müssen. Von einer bloßen Renovation konnte da unmöglich die Rede sein. Nur ein gründlicher Neubau kann da Abhilfe schaffen und eine Katastrophe verhüten. Das neue Schifferhaus wird in allem genau dem Charakter des alten entsprechen.

Ausgrabungen

Auf der Stätte des alten Gezer, heute Tell-ej-Jezari, hat der englische Palestine Exploration Fund seit etwa drei Monaten Ausgrabungen veranstaltet. Die merkwürdigen Ergebnisse dieser neuesten Ausgrabungen in Palästina führen in die Urzeit hinauf. Man fand auf einem 1 Kilometer langen Hügel vier Niederlassungen an derselben Stelle aus verschiedenen Jahrhunderten. Die jüngste Stadt zeigte solide, 14 Fuß hohe dicke Stadtwälle mit massiven vorspringenden Türmen. Von den Bewohnern gaben Zeugnis zwei große Grabhöhlen. Die eine hatte zuerst als Krematorium gedient, da zahlreiche verbrannte Menschenknochen sich darin fanden. Später war sie der Grabplatz eines Volkes geworden, bei dem die Verbrennung nicht mehr üblich war. Die zweite Grabstätte war eine Zisterne gewesen, in der man 15 Leichen ohne weiteren Schutz einfach auf den Boden gelegt fand. Den Leichen war die reichste Sammlung von Bronzewaffen mitgegeben, die bisher in Palästina gefunden worden ist. Den Hauptfund der bisherigen Grabungen bildet schließlich ein großes megalithisches Gebäude. Drei gewaltige Monolithen stehen auf einer Plattform von Steinen, und zwischen ihnen erheben sich viele kleinere Monolithen. Ueber den Zweck der Anlage hat man bisher nur Vermutungen. Jedoch scheinen Krüge mit Kinderknochen, von denen viele verkohlt sind und die unter einem anstoßenden Pflaster begraben waren, anzudeuten, daß es sich um einen Tempel handelt, in dem Menschenopfer dargebracht wurden.



Prof. Emil Fischer,
durch Verleihung des Nobel-Preises ausgezeichnet

Bildende Kunst

Die Düsseldorfer Ausstellungsmedaille, modelliert von dem Bildhauer Heinz Müller in Düsseldorf, ist in der Berliner Medaillenmünze von Otto Oertel hergestellt worden. In prächtiger Ausführung zeigt sie auf der Vorderseite in hoher Prägung eine allegorische Gruppe: den Ruhm verkündend, ruht eine weibliche geflügelte Gestalt zur Seite eines Arbeiters, der, einen Lorbeerkranz in der Rechten, sinnend darein blickt. Die Rückseite enthält die von einem Lorbeerkranz umrahmte, auf die Ausstellung hinweisende Inschrift.



Die Düsseldorfer Ausstellungsmedaille. Von Heinz Müller

— Auch in der Kunst giebt es eine „amerikanische Gefahr“, die den Museumsdirektoren in ganz Europa schwere Sorgen macht. Mit den Summen, die von den Nabobs drüben für Kunstwerke angelegt werden, können sie nicht konkurrieren. Jetzt ist, wie die „Gazette de l'Hotel Drouot“ zu dieser Auswanderung der Kunstwerke nach der Neuen Welt berichtet, ein bedeutender Rembrandt, das „Porträt des Admirals van Tromp“, für 300 000 Franken an Mr. Schwab verkauft worden. Das Porträt ist auf Holz gemalt und mißt 33 zu 27 Zoll. Im Jahre 1832 war dasselbe Bild in Paris für 17 100 Franken verkauft worden.

Bühne

August Trümpelmanns Drama „Die Zerstörung Magdeburgs“, aus dem unsre Abbildung die Schlußscene wiedergiebt, wurde von ca. 250 Bürgern Magdeburgs unter der künstlerischen Leitung des Schriftstellers und Regisseurs Rudolf Lorenz zum ersten Male aufgeführt. Den Protestantismus verherrlichend, entbehrt das größtenteils in Jamben geschriebene Werk nicht schöner, tief empfundener Momente, die als Episoden eingeflochten sind. Der Ertrag der Aufführungen fließt dem Komitee für Errichtung eines Guericke-Denkmals zu. Der große Physiker, der vor 300 Jahren in Magdeburg das Licht der Welt erblickte, kommt im Drama selbst nur episodisch zu Worte, aber die Lebensthat Guerickes, die Wiederaufrichtung Magdeburgs aus den Trümmern, wird uns erst zur Erkenntnis gebracht durch die Größe der Verwüstung, die das Drama erschütternd vor Augen rückt.

Technik und Industrie

In der Bank von England hat man vor kurzem eine Wage von außerordentlicher Genauigkeit aufgestellt. Ihr Erbauer behauptet, daß es das feinste Instrument seiner Art wäre, das es jemals gegeben hat, und die Experimente, die man mit dieser Wage bei ihrer Uebernahme angestellt hat, scheinen diesen Ausspruch zu rechtfertigen. Wenn man auf die eine ihrer Schalen eine einfache Briefmarke legt, so bewegt sich der Wagebalken um etwas mehr als 15 Centimeter auf der Skala. Ja, auch das Gewicht eines Tintenflecks auf einem Blatt Papier genügt, um die Schale zu senken, ein Haar, ein



Phot. v. Seyser, Magdeburg

Scene aus A. Trümpelmanns Drama „Die Zerstörung Magdeburgs“: Tilly und Otto von Guericke auf den Trümmern der Stadt

Sandkorn bringen eine merkbare Senkung des Wagebalkens hervor. Und doch kann die Wage bis 200 Kilogramm Gold und Silber wiegen, ohne daß auch ein Fehler von nur einem Zehntel Milligramm unterliefe. Geht das Gewicht darüber hinaus, so wird dies durch ein automatisches Läutewerk angezeigt. Die Wage der Bank von England, die 2,20 Meter hoch ist und über zwei Tonnen wiegt, hat etwa 16000 Mark gekostet.

— Die Eisenbahndirektion Stettin wird demnächst 63 Wagen und 7 Lokomotiven in Betrieb stellen, die elektrische Notbremsen führen, d. h. mit elektrischer Steuerung der Luftdruckbremsen ausgerüstet sind. Durch diese Steuerung wird, wie die Technische Rundschau ausführt, vermieden, daß der Lokomotivführer, wie dies mehrfach vorgekommen ist, das Ausströmen der Luft infolge Ziehens der Notbremse durch einen Fahrgast für ein Undichtwerden der Luftleitung hält und durch Nachfüllen von Luft der Bremswirkung entgegenarbeitet. Wird ferner das Nachfüllen von Luft aus irgend einem Grunde versäumt, so sinkt der Druck der Bremsluft allmählich auf eine Atmosphäre herab, und der Lokomotivführer hat im Falle einer Gefahr keine Bremskraft zur Verfügung. Die elektrische Steuerung arbeitet derart, daß beim Herabgehen des Luftdruckes bis auf etwa 2,5 Atmosphären sämtliche Bremsen des Zuges selbstthätig angezogen werden. Das Gleiche tritt ein, wenn ein Kuppelungshahn der Luftleitung versehentlich geschlossen blieb und in dem hinter ihm liegenden abgeschlossenen Teil des Zuges sich der Luftdruck auf das angegebene Maß herabmindert. Die elektrische Steuerung ermöglicht es außerdem dem Lokomotivführer, ohne Zuhilfenahme andrer Personen und ohne seinen Stand zu verlassen, auf das richtige Wirken der Bremse die Probe abzunehmen, die früher bei langen Zügen, starkem Verkehr oder Gleiskrümmungen mit großem Zeitverlust verbunden war. Weitere Vorteile der elektrischen Steuerung bestehen darin, daß der Bremsweg verkürzt wird und nach erfolgtem Lösen die Bremse sofort wieder angezogen werden kann, daß ferner die Einstellung nicht bremsbarer Wagen ohne Einfluß auf die Wirkung der Bremse bleibt. Und daß endlich der Luftverbrauch wesentlich vermindert wird.

Verkehrswesen

In zwei bis zweieinhalb Monaten hofft die Unternehmung der Jungfraubahn, am Ziel, d. h. an der Station Eigerwand angelangt zu sein. Die neue Strecke wird voraussichtlich im kommenden Sommer dem Betriebe übergeben werden können. Die nächste Haltestelle wird die Station Eismeer, 3161 Meter über dem Meer und 5,69 Kilometer von der Kleinen Schleidegg entfernt, sein. Bis dahin werden die Verhältnisse für den Tunnelbau im großen Ganzen die gleichen



Wintervergnügen in Montreal: Trabrennen auf dem Eise

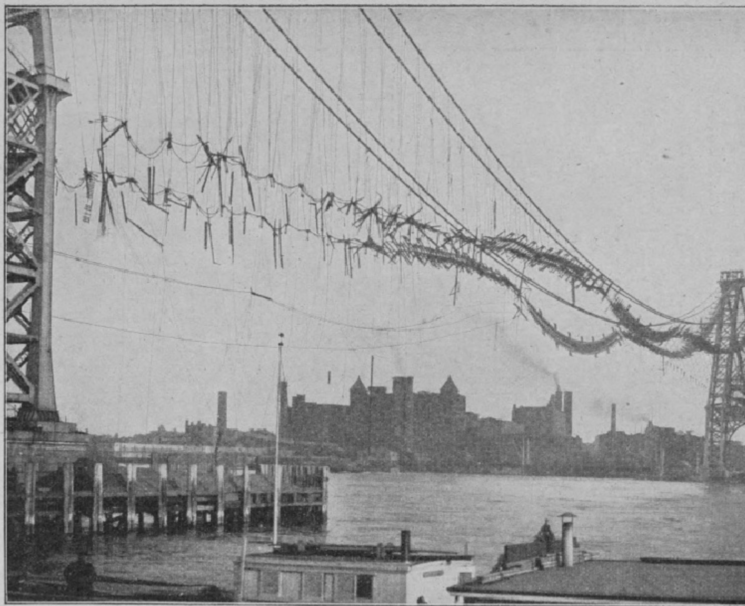
sein wie bisher, so daß vorläufig die Ausführung dieser Strecke gesichert ist. Auf diesem Punkt wird der Bau dann einstweilen wohl zum Stillstand kommen, einmal, weil hier die Jungfraubahn ein gewisses Ziel erreicht haben wird, indem man, auf den Viescherglelscher niedersteigend und über den unteren Grindelwaldgletscher nach Grindelwald zurückkehrend, von der Station Eismeer aus mit kleiner Mühe eine außerordentlich lohnende Gletschertour wird machen können: zum andern, weil die folgende Station Jungfraujoch vier weitere Kilometer entfernt ist.

— Vor kurzem ist die längste Telephonleitung Europas vollendet worden: die Linie zwischen Rom und Paris. Zu ihr wurden über 1593000 Meter Leitungsdraht verwendet. An zweiter Stelle kommt die Linie Berlin-Paris mit 1118 Kilometern Länge, ihr folgen Berlin-Budapest mit 979, Paris-Marseille mit 863 und London-Paris mit 740 Kilometern.

— Auf eine seltene Postverbindung macht ein Erlaß der englischen Admiralität aufmerksam, der bekannt giebt, daß Mitte Januar ein Schiff die kleine vulkanische Insel Tristan da Cunha ufsuchen wird, um Post hinzubringen. Das kleine Inselchen, eigentlich nur die aus dem Meere heraussehende Spitze eines erloschenen Vulkans, liegt im südlichen Atlantischen Ozean und hat etwa 60 Einwohner, die nur selten einmal Post erhalten. Da die Landung von Paketen außerordentlich schwierig ist, macht die Admiralität darauf aufmerksam, daß Pakete nicht mehr als 100 Pfund wiegen dürfen. Der Name des Postschiffes sowie der Zeitpunkt der Abfahrt dieses Schiffes von Simons Bai und St. Helena werden später noch bekannt gegeben. Die Post wird zu dieser entfernten Insel immer durch ein Kriegsschiff gebracht, das die Reise gleichzeitig als Uebungsreise benutzt.

Versteigerungen

Die dritte und letzte Abteilung der großen Münzsammlung des Cavaliere E. Gnecchi in Mailand gelangt vom 12. Januar ab bei L. und L. Hamburger in Frankfurt a. M. zur Versteigerung. Der von 16 Lichtdrucktafeln begleitete Katalog verzeichnet große Seltenheiten in italienischen Münzen.



Der abgebrannte Teil der East-River-Brücke in New York-Brooklyn. (Text S. 316)

Totenschau

In Baden-Baden verschied am 3. Dezember der General der Infanterie Arno von Arndt, ein Enkel des vaterländischen Dichters Ernst Moritz Arndt. Als Sohn des Oberförsters, späteren Forstmeisters Arndt am 9. März 1835 zu Rothebude in Ostpreußen geboren, wurde er im Kadettencorps erzogen und trat 1853 als Fähnrich in das 29. Infanterieregiment ein. Nach 1866 wurde er zum Hauptmann ernannt und erwarb im deutsch-französischen Kriege das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse. Nach Beendigung des Feldzuges wurde er unter Versetzung in das 63. Infanterieregiment Adjutant bei General von Goeben, im Jahre darauf Major und kam Ende November 1873 in das 17. Regiment. 1880 wurde er zum Kommandeur des 11. Jägerbataillons ernannt und erhielt 1884 das Kommando des 110. Infanterieregiments in Mannheim. 1885 wurde ihm der Adel verliehen. Im März 1887 erhielt er das Kommando des neugebildeten 138. Infanterieregiments in Straßburg, 1888 wurde er Generalmajor und Kommandeur der 42. Infanteriebrigade in Frankfurt a. M., 1890 Generalleutnant und Kommandeur der 14. Division in Düsseldorf. Im Jahre 1894 wurde er zum Gouverneur von Metz ernannt, erhielt im April 1896 den Charakter als General der Infanterie und wurde am 7. Juli des genannten Jahres auf sein Ansuchen zur Disposition gestellt.

*

Prudente de Moraes, vormals Präsident der Republik Brasilien, 61 J., † 2. Dez., Piracicaba, Brasilien. — Hieronymus Lorm (Heinrich Landesmann), Dichter und Schriftsteller, 81 J., † 3. Dez., Brünn. — Medizinalrat Dr. Brückner, auch als Altertumsforscher geschätzt, 88 J., † 3. Dez., Neubrandenburg. — Generalmajor Karl Gerber, vormals Direktor der Artilleriewerkstatt Straßburg, 73 J., † 3. Dez., Straßburg. — Mineraloge Prof. Dr. Franz Graeff, 47 J., † 3. Dez., Freiburg i. B. — Kirchenhistoriker Prof. Dr. Alfred Hegler, 39 J., † 4. Dez., Tübingen. — Hofopernsänger F. Strawinski, trefflicher Bassist, 59 J., † 4. Dez., Petersburg. — Hofrat Prof. Dr. Karl Nicoladoni, ber. Chirurg, 55 J., † 4. Dez., Graz. — Geh. Kommerzienrat Karl Michel, Inhaber der großen Tabakfabrik Raulino & Comp., † 4. Dez., Würzburg. — Geh. Hofrat Prof. Dr. Johannes Wislicenus, bed. Chemiker, 67 J., † 5. Dez., Leipzig. — Generalmajor Alfred v. Passavant, vormals Kommandeur der 4. bayr. Kavalleriebrigade, 69 J., † 6. Dez., München. — Geh. Oberregierungsrat und Generalarzt Dr. Struck, vormals Direktor des Reichsgesundheitsamtes, 77 J., † 6. Dez., Blankenburg am Harz. — Hermann Jakob Bertog, bek. Pomologe, 84 J., † 6. Dez., Magdeburg. — Musikdirektor Alexander Eichhorn, 75 J., † 7. Dez., Koburg. — Generalleutnant Adolf v. Linstow, vormals Kommandeur der 7. Inf.-Brigade, 70 J., † 7. Dez., Lübeck. — Alexander Bertrand, ber. Archäologe, 82 J., † 9. Dez., Paris. — Hermann Schöne, vormals beliebter Komiker des Burgtheaters, 67 J., † 9. Dez., Wien.



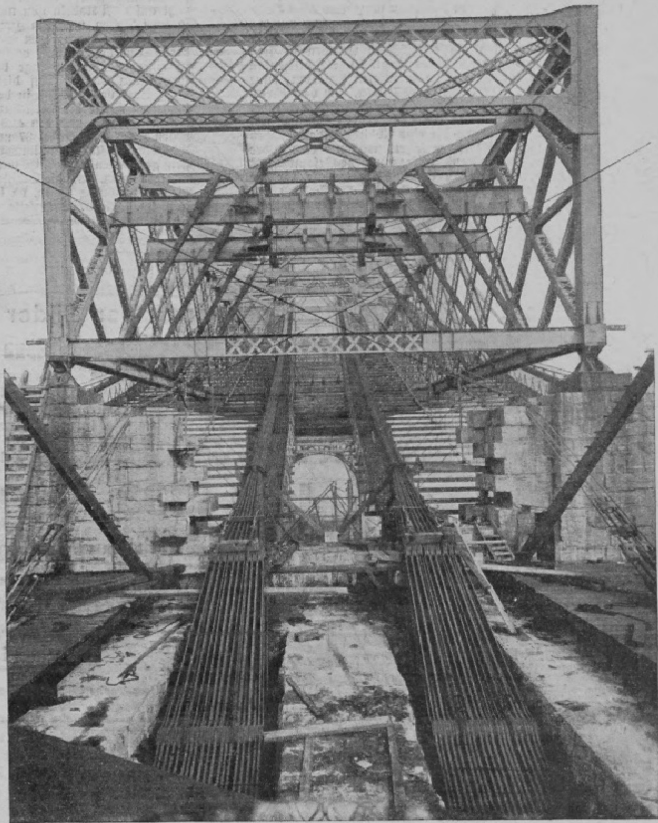
Schlittenrennen in Montreal

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

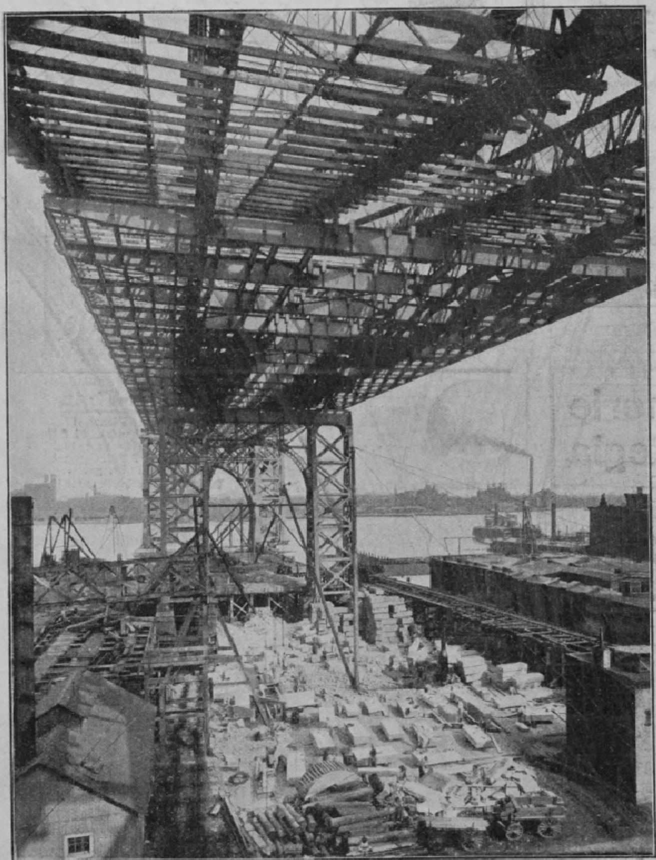
Über Land und Meer.
Nr. 13



Anfertigung der Kabel an Ort und Stelle



Die Arbeiten an einem der Mauerpfeiler für die Verankerung



Die Brücke auf der Brooklyner Seite



Gesamtansicht der Brücke vor dem Brande

Die im Bau befindliche Hängebrücke über den East-River zwischen New York und Brooklyn (Text umstehend)

Die neue Hängebrücke über den East-River zwischen New York und Brooklyn

(Zu den Abbildungen auf vorhergehender Seite)

Das auf der schmalen Manhattan-Insel gelegene alte New York wird von dem gegenüberliegenden Brooklyn durch den Meeresarm East-River getrennt, über den bisher nur die von John A. Roebling 1870 begonnene und nach dessen Tod von seinem Sohne W. Roebling vollendete, 1883 dem Verkehr übergebene eiserne Hängebrücke führte. Da diese Verbindung aber schon längst nicht mehr genügte, so wurde im Jahre 1896 mit dem Bau einer zweiten Riesenbrücke unter Leitung des Chefingenieurs Buck begonnen, die 2,4 Kilometer nördlich der ersteren den East-River überschreitet. Sie ging bereits mit Riesenschritten ihrer Vollendung entgegen, als der Brand vom 11. November eine empfindliche Störung der Arbeiten verursachte. (Siehe auch die Abbildung S. 314.) Er brach in der Spitze des Brückenturmes auf der New Yorker Seite aus, und die von dort um sich greifenden Flammen verzehrten alles Holzwerk, das sie zu erreichen vermochten; insbesondere wurden die beiden an den Hauptkabeln hängenden Brücken für Fußgänger zerstört. Der dadurch angerichtete Schaden ist sehr bedeutend; im übrigen wird dieser unglückliche Zwischenfall den Eifer aller an der Herstellung beteiligten Faktoren, seine Spuren zu tilgen und das Werk zu vollenden, nur vermehren. Die 490 Meter lange und 36,5 Meter breite Brücke verbindet die Clintonstraße auf Manhattan mit Driggs Avenue auf dem Brooklyner Ufer, wo uns die eine Abbildung den fertigen Brückenteil von unten gesehen vorführt, während eine andre eine unmittelbar vor dem Brande aufgenommene Gesamtansicht des Werkes giebt. Die Brücke erhält Doppelgeleise für die Hochbahn, die die im Betrieb befindlichen Hochbahnen der beiden Stadtteile direkt miteinander verbinden soll; außerdem vier Geleise für elektrische Stadtbahnen, zwei Fahrwege und zwei Fußwege. Die mittlere Spannweite beträgt 480 Meter, die größte lichte Höhe der 35,4 Meter breiten Fahrbahn über dem Hochwasser 40 Meter. Die Brücke hängt an vier Kabeln von je 457 Millimetern Durchmesser, bestehend aus je 68000 verzinkten Stahldrähten von 4,7 Millimetern Stärke. Auf beiden Ufern erheben sich zwei eiserne Türme von 102 Metern Höhe, die zur Befestigung der Kabel dienen und die mittlere Spannung der Brücke einschließen. Die Kabel haben ein Tragvermögen von 20000 Tonnen, ihr eignes Gewicht ist so riesig und eine derartig gewaltige Metallmasse so schwer zu handhaben, daß es vielleicht unmöglich sein würde, die Kabel in fertigem Zustande zwischen den Türmen zu befestigen. Außerdem würde schon der Transport von der Werkstatt bis zum Bauplatz außerordentliche Schwierigkeiten bereiten. Man entschloß sich daher, die vier Kabel an Ort und Stelle anzufertigen. Zu diesem Zweck wurde eine vorläufige Hängebrücke zwischen den Türmen hergestellt, nur zur Vornahme jener Arbeit bestimmt und später wieder zu entfernen. Diese Hängebrücke ruht auf zwei Kabeln von nur 6 Centimetern Dicke. Sie geht in zwei Aesten von den zur Verankerung der großen Kabel bestimmten Mauerpfeilern aus, schwingt sich zur Plattform der Türme hinauf und verläuft dann zwischen den Türmen in einem genau der Lage der eigentlichen Brückenkabel entsprechenden Bogen. Auf diesem luftigen Gebäude über dem East-River vollzieht sich in der aus unserm dritten Bilde ersichtlichen Weise die Herstellung der Riesenkabel aus den einzelnen Drähten und den aus diesen gebildeten Tauen, von denen jedes Hauptkabel 37 umfaßt. Durch Zuhilfenahme von Maschinenkraft können immer vier Drahtseile zugleich in Angriff genommen werden. Es muß besonders sorgfältig darauf geachtet werden, daß die Drähte beim Zusammenfügen genau die gleiche Spannung haben, da hiervon die Festigkeit des Kabels abhängt. Die 37 Drahtseile eines jeden Kabels werden in Abständen von je 6 Metern durch stählerne Halter verbunden, an denen die Kabel aufgehängt werden. In der Mitte des großen Bogens müssen die Kabel 4 bis 5 Meter über dem Punkt zu hängen kommen, den sie nach Vollendung der eigentlichen Brücke einnehmen, indem sie um diesen Betrag durch die Belastung herabgezogen werden. Zur Verankerung der Kabel dienen auf jedem Ufer kolossale Mauerpfeiler aus Granit, deren einen die vierte Abbildung zur Anschauung bringt; diese Verankerung muß natürlich außerordentlich fest und widerstandsfähig sein, da sie eine enorme seitliche Zugkraft auszuhalten hat. Von den über die Türme geführten Hauptkabeln gehen kurze Vertikalkabel und von den Türmen Diagonalkabel ab, die die Fahrbahn tragen. Zum Schluß sei noch erwähnt, daß auch bereits für noch zwei weitere Brücken über den East-River, die ebenfalls aus Stahl und Eisen gebaut werden sollen, Mittel bewilligt und Pläne in Arbeit sind.

F. M.

Briefmappe

M. v. R. in L. Die Figur des Octavio Piccolomini ist von Schiller mit poetischer Freiheit behandelt worden. Allerdings gehörte Octavio zu den Gegnern Wallensteins, aber an dessen Ermordung hatte er keinen Anteil. Auch wurde Piccolomini, dessen Ernennung zum Fürsten bei Schiller als Belohnung der Blutthat von Eger erscheint, erst 14 Jahre später, 1648, in den Reichsfürstenstand erhoben. Die Figur des ritterlichen Max Piccolomini ist reine Erfindung. Der Fürst vermählte sich erst in seinem zweiundfünfzigsten Lebensjahre (1651) mit der Prinzessin Maria Benigna von Sachsen-Lauenburg, deren Vater, Herzog Julius Heinrich, in Böhmen reich begütert war. Die Ehe blieb kinderlos. Fürst Octavio starb schon 1656, und der Fürstentitel nebst dem Fideikommiß Nachod ging auf seine Großneffen Aeneas Silvio und Lorenzo Piccolomini über. Die Witwe, beim Tode des Gatten kaum 20 Jahre alt, vermählte sich nicht wieder und starb erst Ende 1701 in Wien. Sie hat also ihren Gemahl 45 Jahre überlebt. Wir sehen, daß es für einen Max Piccolomini an jedem geschichtlichen

Anhalt fehlt. Wallenstein hinterließ allerdings eine Tochter, aber sie hieß nicht Thekla, sondern Maria Elisabeth; sie heiratete mehrere Jahre nach dem Tode des Vaters einen Grafen Kaunitz.

G. L. in Düsseldorf. Die Charakteristik der Deutschen als des Volkes, das sich immer neu entwickelt, enthält eine tiefe Wahrheit. Uebrigens war Hegel der erste, der den Evolutionsgedanken als das Fundament des Denkens erkannte. Der Ausspruch: „Das Rätsel der Welt wird der Mensch in Ewigkeit vergeblich streben zu erforschen," rührt von Fr. Th. Vischer („Neue kritische Gänge") her.

Jung-Heinrich in L. Sie verlangen zu viel auf einmal und mögen das Wort des wackeren Pastors beherzigen, der in Fritz Reuters „Hanne Nüte" dem in die Welt ziehenden Jüngling die Mahnung mit auf den Weg giebt:

> Eins muß der Mensch von Grund aus lernen,
> In einem Stücke muß er reifen
> Und in der Nähe, in den Fernen
> In seiner Kunst das Beste greifen.
>
> Dann kann er dreist mit Fug und Recht,
> Sei's Handwerksmann, sei's Ackerknecht,
> Sich stellen in der Bürger Reih'n:
> Er wird ein Mann und Meister sein!

W. K. in M. Gegen das Gefrieren und Beschlagen der Fenster soll sich folgendes Mittel bewährt haben: 55 Gramm Glycerin werden in einem Liter 63prozentigen Spiritus aufgelöst, dem man, um einen angenehmen Geruch zu erzielen, etwas Bernsteinöl zufügen kann. Sobald die Mischung wasserklar erscheint, wird die innere Fläche des Fensters mit einem Leder- oder Leinwandlappen abgerieben.

J. v. W.-F. in B., F. Ermann, J. Sch. in K., Mähren, E. P.-G. in Berlin. Mit Dank abgelehnt.

Rätsel

> Das, was ich meine, steigt, und doch
> Sind Füße nicht vorhanden,
> Auch ist es ohne Kopf; hast du
> Mich, Leser, nun verstanden?

E. S.

Neujahrs-Kryptogramm



Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 250:

Des Worträtsels: Erlangen.
Des Rätsels: Lage — egal.
Des Worträtsels: Réunion.
Des Rätsels: Pflaster.
Der Charade: Langeweile.
Des Rätsels: Tü-bin-gen.
Des Schiebrätsels: Ki—es—el.
Des Rätsels: Dir-schau.

Richtige Lösungen sandten ein: „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst (2); Frau Ida Kremer in Robschütz (6); Frl. Anna Federsen in Kiel (2); Otto Scherer in München; „Oedipus" in Emden (4); Emil Maier in Berlin; Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg (4); Adolf Franke in Wien (2); Joh. P. Stoppel in Hamburg; Frau Henriette Helbling-Tschudy in Zürich; Frl. Ottilie Fluß in Warschau (2); Ernst Zimmermann in Frankfurt a. M. (3); Frau Olga Kühn in Wien; Frau A. G. in Innsbruck (3); G. Ferber in Königsberg i. Pr.; E. Konnitzka in Prag (4); Alfred Friedländer in Hannover (2); Wilhelm Ernst in Magdeburg (3).

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Den modernen Laboratorien der chemischen Industrie verdanken wir eine ganze Reihe vorzüglicher Erzeugnisse auf diätetischem Gebiete, die in der Heilkunde Aufnahme gefunden haben. Einige zeichnen sich durch außerordentlich hohen Gehalt an Eiweißstoffen aus, was für manche Fälle von großem Werte ist; viele Patienten bekommen solche aber auf die Dauer überdrüssig. Für letztere stellt das von der Firma J. Paul Liebe-Dresden bereitete Malzextraktpulver geradezu ein ideales Nährpräparat dar, das durch sein anregendes Aroma selbst den verwöhntesten Gaumen nicht zuwider werden kann. Es wird aus dem in dickflüssiger Form als Husten- und Kräftigungsmittel altbekannten Malzextrakt mittels besonderer Vacuo-Trockenapparate in Form eines gelblichen Pulvers erzeugt, das vollkommen haltbar, von vorzüglichem Wohlgeschmack und — weil entwässert — 25 Prozent gehaltreicher ist als der Grundstoff, dabei aber wesentlich billiger. Liebes Malzextraktpulver ist in Packungen von 65 Pfennig bis 3,25 Mark in zahlreichen Apotheken und Droguerien erhältlich.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.

Über Land und Meer

Nr. 14

89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Für die Krone

Roman von Richard Voß

V

Von der Seealp. Einige Tage später.

Ich ging doch nicht selbst. Statt meiner begab sich der Graf zum König. Uebrigens gab ich ihm für Se. Majestät ein Schreiben mit. Dieses ist nur kurz, enthält jedoch alles, was ich in der Sache zu sagen habe: meinen festen Entschluß, meinen Willen.

Meiner Mutter zu schreiben, konnte ich mich nicht überwinden. Ich kann noch nicht jene Stunde vergessen, in der sie über meinem Haupte heiße Thränen vergoß und solche Größe zeigte — zu viel Größe. Etwas weniger Heroismus wäre mehr Mütterlichkeit gewesen.

Ist es Feigheit, daß ich nicht selbst ging, sondern den Grafen schickte? Die Sache ist groß. Für mich ist sie das Größte. Ich habe jetzt ein Recht, Hamlet zu citieren, denn Sein oder Nichtsein ist in diesem Falle die Frage. Das fühle ich. Das sagt mir eine innere Stimme. Und da ich in Gottes Namen auch Mensch bin, so... Der Trieb zur Selbsterhaltung ist eben doch der machtvollste aller Lebenstriebe, so gemein er auch ist.

Uebrigens glaube ich nicht, daß ich aus Feigheit zurückblieb. Nicht um einem Kampf um meinen größten und teuersten Besitz zu entrinnen, blieb ich, sondern um den Widerwärtigkeiten zu entgehen, all dem Häßlichen. Das ist nämlich ein gewaltiger Unterschied. Ich lebe jetzt in Schönheit, solange ich nicht grübeln muß. Meine Seealp, meine Einsamkeit; die Alpen rings um mich,



Der Retter in der Not. Nach dem Gemälde von A. Weczerzick

die Wasserflut vor mir; die Stille und Ruhe; der Frieden und der Frühling — heilige Schönheit ist's! Und Schönheit ist mein Bräutigamsglück, ist das süße Mädchenantlitz in meinem Herzen, sein Lächeln und der Blick der Augen, daraus ihre unberührte himmlische Seele mich anstrahlt. Diese ganze Welt würde mir unfehlbar zerstört worden sein, wäre ich selbst zum König bitten und fordern gegangen. Endlich einmal brachte ich etwas Harmonie in mein zerrissenes Inneres! Ich weiß nur zu gut, daß es keine ewigen Melodien sein werden; aber schon jetzt gleich wieder neue Dissonanzen, das zu ertragen fühle ich mich nicht fähig.

Bis die große Affaire in der Hauptstadt geordnet, alle Formalitäten — und sie werden deren genug machen! — erledigt sind und die Genehmigung Sr. Majestät eingetroffen ist, halte ich mich vom Alphof fern, was doch höchst „korrekt" gehandelt ist. Aber ich schreibe. Tonei trägt jeden Morgen einen Brief von mir hinauf — bringt mir jeden Abend ein Brieflein zurück. Wie die steife Kinderschrift mich rührt! Jedes ihrer Worte ist wie ihr Lächeln. Mehr kann ich darüber nicht sagen. Ich schreibe und empfange Liebesbriefe — ich! Es ist so wunderlich.

Und wunderlich ist es für mich, zu denken, daß es jetzt auf der Welt jemand giebt, der ein Anrecht auf mich besitzt, gegen den ich Pflichten zu erfüllen habe, der fürder zu mir gehören und Leben sein soll von meinem Leben. Und daß dieser Jemand ein junges, zärtliches, in Liebe und Hingebung sich auflösendes hilfloses Weib ist, das mich dennoch stützen, halten, über Abgründe tragen soll . . .

Natürlich ist die Sache kein Geheimnis mehr. Mein Herr Kammerdiener und die Hoflakaien sind jedoch zu sehr mit Leib und Seele Ehrfurcht, Devotion und Unterthänigkeit, um den Eindruck, den das Ereignis auf ihre Gemüter macht, sich anmerken zu lassen. Jedenfalls finden sie die ganze Heiratsaffaire höchst überflüssig, da seine Königliche Hoheit nur zu geruhen brauchten —

Dagegen der Tonei und der Stigei! Sie begreifen nicht recht, daß ein Königlicher nicht auch eine Königliche zur Frau nimmt, aber ihr Nichtbegreifen stört sie weiter nicht in ihrer Freude. Und sie freuen sich unbändig. Meine beabsichtigte Heirat, die mich in den Augen der „Welt" herabsetzen wird, erhebt mich in denen dieser Naturmenschen. So gewinne ich denn bei Tonei und Stigei an Ansehen der Person, was mir unendlich schmeichelt. Zugleich bin ich ihnen — auch das fühle ich — menschlich näher gerückt, und wenn Tonei mich jetzt anspricht: ‚Du, Königliche Hoheit!', so klingt jetzt sein Du ganz kameradschaftlich, beinahe brüderlich. Wenn ein Titl. Oberhofmarschallamt das wüßte!

*

Längst müßten Depeschen angekommen sein. Warum bleibt alles stumm? Dieses nichtachtende Schweigen erregt mich, reizt mich. Ich suche Beruhigung in Judikas kindlichen Briefen. Sie wartet nicht angstvoll, sie ist nicht aufgeregt und gequält. Jene ganze Welt kümmert sie nicht. Was schert sie die Komödie, darin ich einen Prinzen darstelle? Ich bin für sie nur der Mann, den sie liebt, ohne dessen Liebe sie verwelkt wäre wie eine abgerissene Blume. Ich gehöre ihr, sie gehört mir. Was darüber hinaus geht, ist ihr verschlossen. Möge es ihr verschlossen bleiben.

Eines weiß ich gewiß: der König gönnt mir dieses Versinken in lange Liebesnacht. Nein, er beneidet mich darum. Seine Krone würde er darum geben, mit mir tauschen zu dürfen.

Aber ob ich seine Krone nehmen würde? Auch jetzt noch?

*

Eine Depesche! Endlich!

Sie besagt wenig genug. Vielmehr: sie besagt mehr als genug! Der Graf kommt morgen zurück. Seine Excellenz der Herr Staatsminister begleiten ihn. Also ward noch nichts beschlossen, handelt es sich noch um Erfüllung von Formalitäten, bevor überhaupt beschlossen werden kann.

Daran erkenne ich die Welt, die meine Welt ist. Nicht mehr für lange!

*

Graf und Minister sind da. Es ist, wie ich dachte: Formalitäten über Formalitäten — Qualen über Qualen!

Eine ganze Rumpelkammer voll mittelalterigen Kramwesens schleppten sie hierher in meine göttliche Einsamkeit.

Niemand will mir zu meinem Glück ein Hindernis in den Weg legen; der König ist so gnädig, zu gewähren. Kurzum, von allen Seiten kommt man mir bereitwillig und gütig entgegen.

Mir scheint, allzu bereitwillig, allzu gütig.

Trotzdem Formalitäten über Formalitäten? Und Formalitäten welcher Art! Ich soll auf die Thronfolge Verzicht leisten, falls Seine Majestät ohne Erben zu seinen Vätern versammelt werden sollten. Der ganze Akt soll streng geheim gehalten bleiben.

Hübsch ausgedacht, fein ausgesponnen! Weil ich für das Land ein Unglück sein werde, falls Seine Majestät 2c. 2c. Darum also so bereitwillig, so gütig und gnädig — darum!

Mir wird ein Dokument vorgelegt; mir wird die Feder gereicht — sie ist sogar bereits in Tinte getaucht. Ich brauche die eingetauchte Feder nur zu nehmen, brauche damit nur einige Züge zu thun; alles bleibt einstweilen aus Staatsraison ein Staatsgeheimnis und — das Land bleibt vor Unglück bewahrt, falls Seine Majestät 2c. 2c.

Ich nehme jedoch die bereits eingetauchte Feder nicht!

*

Seine Excellenz der Herr Staatsminister sind wieder abgereist. Gänzlich unverrichteter Dinge! Und man hatte höchsten Orts schon solche Freude gehabt, das Land vor Unglück bewahrt zu wissen. Einige Federzüge von mir, und es wäre geschehen gewesen. Was nun?

*

Also wäre es besser für das Land, daß es an einen fremden Staat fiele, als daß ich sein Herrscher würde? . . . Tausendmal besser, wie es scheint! Dabei steht es um jenes fremde Herrscherhaus kaum anders als um uns. Und trotzdem wäre es besser, unser Haus verlöschte mit meinem kinderlosen Bruder, als wenn ich, der ich für meines Landes Glück mein Leben lassen möchte, zur Regierung berufen würde . . .

Wie das in mir zerrt und reißt, wühlt und wütet. Wie das schmerzt!

Käme das Land nach uns an ein großes, starkes, machtvolles Staatswesen — ja dann! Käme es zum Beispiel an unsern uns feindlich gesinnten Nachbarn gen Norden. Täuscht mich nicht alles, wird diesem die Zukunft gehören. Und es wird eine große, ruhmvolle Zukunft sein, eine Zukunft, deren Devise „Völkerglück" lautet.

Wir hassen unsern von Kraft strotzenden, von Leben pulsierenden, von Werdedrang erfüllten Nachbarn gen Norden, hassen ihn, wie der Kranke den Gesunden haßt, der Unglückliche den Glücklichen, der Hungernde den Satten.

*

Inzwischen Depeschen über Depeschen: über meine Apanage — sie würde glänzend ausfallen —, über den Namen meiner unebenbürtigen Gemahlin — er würde der einer Gräfin von Sarns sein; über unsern zukünftigen Wohnort — mit Ausnahme der Residenz jeder uns beliebige Wohnort auf der Welt; über ein Sommerpalais und ein Winterpalais, über hundert andre große und größte Dinge, da es in unserm Leben bekanntlich nur große Dinge giebt.

Sie gebärden sich nämlich, als ob ich zu allerletzt doch unterzeichnen würde, als ob meine Verzichtleistung, die Entäußerung eines Königsthrons, das einzige Geringfügige und Kleine wäre, in Wahrheit eine Bagatelle, da es sich ja nur um eine Unterschrift handelt, die überdies streng geheim bleiben soll — fürs erste wenigstens.

Außer den Depeschen Briefe!

Briefe vom König, gnädige, gütige, brüderliche Briefe. Es ist, wie ich sagte: Seine Majestät gönnen mir mein dunkles, unebenbürtiges Privatglück von ganzem Herzen. Und auch das andre ist, wie ich wußte: Seine Majestät beneiden mich darum aus vollster Seele. Natürlich in aller Heimlichkeit! Denn sein königlicher Neid auf meine unkönigliche Liebesseligkeit wäre ein Verbrechen gegen das Land, das er groß und glücklich machen soll.

Briefe von der Königin-Mutter!

Meine Mutter war von jeher eine große Frau; doch in diesen Briefen zeigt sie sich mir am größten, noch größer fast als in jenem unvergeßlichen Augenblick ihrer Mutterzärtlichkeit, ihrer Thränen. Meine beabsichtigte Eheschließung mit einer doch so ganz und gar Unebenbürtigen vollständig ignorierend, bedeutet sie mir dadurch, daß sie sich darein ergiebt, erteilt sie mir damit stillschweigend ihren Segen, ohne den Kinder keine Häuser bauen können. Nach dieser Probe bin ich überzeugt, daß meine Mutter sogar die Größe haben wird, stillschweigend die Existenz unebenbürtiger Enkel, die ihr niemals zu Gesicht kommen werden, zu ertragen.

Und es schrieb mir die junge Königin: glückwünschend, innig, traurig, hoffnungslos traurig. Und alle schrieben mir in einer Weise, als stünde mein Verzicht nahe bevor.

*

Ich schrieb Fräulein Fritz und bat sie, Judika keine Zeitung lesen zu lassen; selbst keine zu lesen: mir zuliebe! Ich thue das nämliche und verbot dem Grafen, mir ein Wort von dem allen zu sagen, was in den Zeitungen über die neueste große Sensation am Hofe geschrieben wird.

Sie brachten natürlich längst die Sache, worüber sie auch natürlicherweise genauer informiert sind als wir oder selbst ein Titl. Oberhofmarschallamt. Das dunkelste Winkelblatt wird unsre hohe, reine Liebe in den Kot zerren, daß mich Ekel packen würde, wenn ich es wüßte. Meine Seele ist so wie so voll davon. Ich bin überzeugt, sie führten ihren Lesern bereits Judikas Porträt vor; und jede Standesdame sowohl wie jede Nähmamsell glossieren über meines Kindes süßes Gesicht. Der Nähmamsell wird mein Liebchen gefallen.

Wie viele, die dies Himmelsantlitz betrachten, werden sagen: ‚Und um die sollte es sich lohnen? Um die! Das hätte er billiger haben können.'

Was wohl die Gräfin zu der Sache sagt? . . . Gewiß das nämliche, was alle sagen: ‚Um die sollte es sich lohnen!' Was würde sie erst sagen, wenn sie wüßte, daß ich „um die" Verzicht leisten soll. Eines Weibes willen Verzicht leisten auf einen Königsthron, zweier blauer Kinderaugen willen! Wie sie mich verachten würde, sie mit ihrer souveränen Kraft. Wie sie mich bereits jetzt verachtet!

*

Ich muß einen Entschluß fassen, muß die Entscheidung treffen. Unterzeichne und verzichte ich nicht, so unterzeichne ich mein moralisches Todesurteil, so verzichte ich auf mein Lebensglück.

Auf der einen Seite Liebe, Dunkelheit, Glück, Reinheit, Frieden, vielleicht Genesung und Rettung vor etwas Grausigem — auf der andern Seite beständig heimliche Erwartung, heimliche Hoffnung, heimliche Folterqualen, heimliche Todsünden und das ganze Chaos all der glanzvollen Nichtigkeiten jener Welt, die mir einstmals so furchtbar vorkam, aus der zu flüchten mir als höchstes Glück erschien.

Und da ich dem Lande ja doch nur zum Unglück gereichen würde, falls Seine Majestät 2c. 2c. . . . Wäre es da nicht so viel besser, edler, stolzer, wenn ich dem Lande den Liebesdienst erwiese und mich durch einige Federzüge unschädlich machte? Aber ich würde mir dadurch selbst das Zeugnis ausstellen, unwürdig eines Thrones zu sein.

Und das ist nicht wahr! Darf ich mich selbst verleumden und verleugnen? Käme es nicht einer Selbstverstümmelung gleich, einem geistigen und moralischen Selbstmord schlimmster und schändlichster Art?

Ich darf nicht verzichten. Um meiner selbst willen darf ich es nicht. Aber nicht um mich handelt es sich, sondern um das Land.

*

In mir ist eine Unentschlossenheit und ein Wirrwarr, ein Kampf und eine Qual, die mich zu vernichten drohen. Ich muß damit zu Ende kommen — noch in dieser Nacht! Diese ganze Nacht will ich durchwachen. Bis morgen muß ich entschlossen sein.

Ich will heute nacht den Felsenpfad gehen, den ich mit meinem Vater stieg, und der dann zu seinem Todesweg ward. Vielleicht giebt der Himmel mir ein Zeichen. Ich wünschte, ein Orkan bräche aus, Stürme umtobten mich, wollten mich in den Abgrund niederreißen. Ich würde mich anklammern, wie mein Vater gethan. Und wenn meine Arme stark genug sein sollten, im Sturme zwischen Himmel und Erde an einer Klippe über dem Abgrund zu schweben, so — würde ich nicht unterzeichnen, würde ich nicht verzichten, wissend, daß über meinem Haupte die Krone schwebt, daß auf mein Haupt die Krone niedersinken muß.

Ich bereite mich zum Ausgang, zum Aufstieg. Ein Sturm! Ein Sturm! Ein Königreich für einen Sturm!

*

Ich kehrte zurück.

Eine wolkenlose, sternenvolle, leuchtende Nacht war's. Kein Lüftchen regte sich. Welche Feierlichkeit, welcher Gottesfriede.

Ich stieg empor, höher und höher, dem Sternenhimmel näher, immer näher kommend. Ich stieg, bis der Morgen graute, der Tag anbrach. Der Gipfel des Weißen Kaisers erglühte wie eine Krone aus rotem Gold. Ein Schimmer davon traf mein Haupt.

Ich bedarf für mein Haupt keines andern Glanzes. Ueber mir ein strahlender Aether, während die Tiefe unter mir schwarze Nebel füllten.

Ich aber will wandeln im Licht.

*

Ich befahl dem Grafen, zu depeschieren. Der Staatsminister soll kommen.

Ich will unterzeichnen, will verzichten. In mir ist's feierlicher Friede.

VI

Gestern war ich zum erstenmal wieder auf dem Alphof, um zu melden, es sei alles „geordnet". Ich durfte nicht ahnen lassen, daß es Kampf gekostet, überdies welch einen Kampf; und ich scheute mich etwas vor den klugen, klaren Augen des Fräulein Fritz, die mehr sehen als andre.

Uebrigens verlief der Besuch besser, als ich besorgte. Ganz vergeblich habe ich doch auch nicht den hohen Kursus der Hofkunst durchgemacht. Obgleich ich ihn durchaus nicht cum laude absolvierte, bin ich im Vergleich zu den guten Leutlein auf dem Alphof im Heucheln und Lügen immerhin ein Meister.

Allerdings half mir der Graf. Seit dem großen Augenblick, da ich die geheimen Staatsakte unterzeichnete — selbst Seine Excellenz der Herr Minister schienen bewegt —, zeigt er ein andres Wesen gegen mich. Er ist unbefangener, freier, gerade wie von einer unsichtbaren, schweren Last befreit. Seine schönen Augen ruhen mitunter verstohlenerweise — denn ich beobachte gut, bemerke alles — mit einem bei ihm ganz ungewohnten Ausdruck von Weichheit, fast von Zärtlichkeit auf meinem Gesicht. Und dieser gute warme Ausdruck liegt in seiner Stimme, wenn er mit mir redet, liegt in seinem ganzen Wesen.

Wäre es in mir nicht gar so kirchhofmäßig ruhig, würde ich es gewiß mehr fühlen, mehr darüber mich freuen können. Jedenfalls betrachtet mich seine wunderschöne Schwester mit durchaus andern Augen: mit verächtlichen! Ich weiß es so genau, als stünde sie in ihrer majestätischen Schönheit vor mir und sähe mir steif ins Gesicht mit einem Blick, der ihre ganze Verachtung ausdrückt: ‚Also ein solcher Schwächling sind Königliche Hoheit, dann allerdings —'

Aber ich wollte vom Alphof reden, von Fräulein Fritz, das sich hintergehen ließ; von Judika, die nicht ahnt, daß man sie überhaupt hintergehen könnte.

Es war kein helles Wetter, was mir leid that; denn der sonnenlose graue Himmel drückte nicht allein auf das Bergland herab, sondern beschwerte auch mein Gemüt. Bei Sonnenschein und Vogellied wäre der steile Pfad hinauf zu meiner Braut — denn das war die kleine Judika jetzt — mit Genehmigung des gnädigsten Königs und einer weisen Regierung — an einem strahlenden Tage wäre der Weg zur Höhe empor dem Erklimmen einer Himmelsleiter gleichgekommen. Jedenfalls war er für mich eine via triumphalis, die ich nach dem ersten großen Siege meines Lebens schritt. Noch dazu war es ein Sieg über mich selbst, über die dunklen Gewalten in mir:

Dieses Mal — wir hatten uns verspätet, und die Essenszeit war bereits vorbei — fanden wir den Alphof voll geschäftigen Treibens. Pfinsten stand vor der Thür. Im Wohnhaus und in den Ställen wurde geputzt und gescheuert, wie es meine prinzliche Seele nicht geahnt hatte, daß auf der Welt geputzt und gescheuert werden konnte. Selbst das liebe Vieh wurde am ganzen Leibe gestriegelt und blitzblank gemacht, was es sich auch gutmütig gefallen ließ, als wüßte es, daß das lieblichste der Feste käme. Nur ein junger Stier rebellierte, doch half es dem Wildling nichts.

Wir trafen Judika mit ihrer Tante in der Wäschekammer, die der Duft getrockneter Kräuter, Rosmarin und Lavendel, füllte, und wo in altertümlichen, weitgeöffneten Schränken die Schätze der Hausfrau hochaufgeschichtet lagen, uns schneeig entgegenleuchtend. Ein langer Tisch war gleichfalls mit Linnenstücken beladen. Sie wurden geordnet und mit breiten, grünen Bändern zierlich zu Packen zusammengebunden. Das sorgliche Ordnen besorgte die Tante, das lustige Binden die Nichte.

Des Kind schien während meiner kurzen Abwesenheit gewachsen zu sein. Jedenfalls war es noch schöner, noch holdseliger geworden. Und wie es das Köpflein hielt! Von wem hatte es das gelernt? So rasch! Als ob meine kleine Judika eine Krone trüge. Nun ja! Jener längst verblühte Anemonenkranz lag unsichtbar immer noch auf ihrem Scheitel. Allen Monarchen Europas hätte ich meine Braut zeigen mögen, sie fragend, ob das keine von Gottes Gnaden geschaffene junge Königin sei?

Seitdem ich sie das letzte Mal gesehen, schien sie zu lächeln nicht aufgehört zu haben. Wohl weil sie immer an mich gedacht hatte. Ich stand daher nur als ihr verkörperter Gedanke vor ihr, mitten unter dem schimmernden Linnen, in das sie selbst gekleidet war; denn sie hatte die Trauer abgelegt und trug das lichte Gewand, darin ich sie mir zu tausend Malen vorgestellt. Wir waren im Augenblicke bei einander. Ich küßte sie, was sie nicht nur ohne jede Verwirrung geschehen ließ, sondern sie gab mir den Kuß in ebenso lieblicher Weise zurück.

Dagegen machte das gute Fräulein Fritz wieder ein sehr ernsthaftes Gesicht; aber Gebhardt kam mir zur Hilfe, führte sie sogleich mit sich fort, eifrig in sie hineinredend. Ich hatte ihn gebeten, der Guten gar nicht recht Zeit zum Fragen zu lassen, sondern ihr mitzuteilen: alles sei nicht gerade auf das schnellste, dafür aber auf das glücklichste erledigt; der König habe in die Heirat gewilligt und hege für uns die gnädigsten, die gütigsten Gesinnungen, wie Judika sehr bald selbst erfahren werde. Ich war dem Freunde dankbar, daß er mir diese Erklärungen abnahm. Mein Meisterheucheln hätte vor den klugen, klaren Augen der Frau vom Alphof schließlich doch zu Schanden werden können. Und dessen war ich sicher: hätte mein grimmiges Ringen sich ihr offenbart, hätte ich ihr vielleicht eingestehen müssen, was man von mir gefordert, und daß ich Judikas willen unterzeichnet und verzichtet hatte, so würde sie noch jetzt, kraft ihrer Mutterrechte auf das Kind, mir es verweigert, es mir noch jetzt wieder genommen haben.

Zum Glück blieb sie ahnungslos; und während Gebhardt mir den Freundschaftsdienst erwies, standen wir zwei vertraulich im Wohlgeruch von Rosmarin und Lavendel vor den offenen Wäscheschränken und zwischen all der schneeigen Linnenpracht. Ich berichtete meinem Bräutlein, daß es zwar die Frau Gräfin von Sarns heißen, aber mein christliches Ehegemahl sein werde. Denn waren wir als Mann und Frau dem Namen nach auch verschieden, so waren wir dafür in allem übrigen ein Herz und eine Seele.

Zuerst schaute sie mich aus großen Augen erschrocken an. Das machte die „Frau Gräfin". Als ich sie jedoch auslachte, weil sie sich vor dieser vornehmen Dame zu fürchten schien, lachte sie schließlich mit. Zu meinem Leidwesen muß ich jedoch berichten, daß sie während unsers ganzen Beisammenseins unter dem Eindruck jener Persönlichkeit viel mehr als unter der ihres Herrn Verlobten stand. Ich ertappte sie verschiedene Male darüber, wie sie den fremden Namen leise sich vorsagte, als müßte sie ihn auswendig lernen. Sie that es mit einem Gesicht, als könnte sie den Namen ihrem Gedächtnis absolut nicht einprägen und fürchtete, wegen schlechten Lernens gescholten zu werden. Selbst das gute Fräulein Fritz, dem ich später die Gräfin von Sarns doch auch vorstellen mußte, hatte etwas gegen die Dame, so daß die Frau Gräfin auf dem Alphof ein entschiedenes Fiasko machte. Weshalb kam sie auch ungebetenerweise herauf?

Als ich mit Judika aus der Schatzkammer des Hauses trat, schien mir der umwölkte Tag viel weniger grau und seelenbedrückend. Fast schämte ich mich, verliebt zu sein, Bräutigam zu heißen und dabei Hunger zu fühlen, noch dazu wahren Bärenhunger! Den spürte auch Gebhardt, ohne jedoch dessen sich schämen zu müssen. Ich schob meinen unnatürlichen Appetit auf die Bergluft. Warum hatte sich Fräulein Fritz ihr Haus auf einen Alpengipfel gebaut? Also mußte sie uns auch satt machen. Hoffentlich gelang es ihr.

Um uns von unsrer Unruhe zu befreien, lief sie voller Hausfraueneifer heraus und — Judika lief ihr nach. So war es nicht gemeint gewesen! Wir hätten auch wirklich weniger gierig zu sein brauchen. Wenigstens zeigt ein gesitteter Gast es nicht so. Aber — „Königliche Hoheit sind auf dem besten Wege zu verbauern. Das kommt davon!"

Dann wurde von dem Kinde der Tisch gedeckt. Ich nenne Judika am liebsten mit diesem schönsten aller Namen; darum der schönste Name, weil er das Unschuldigste, Reinste und Holdeste nennt, was die Menschheit besitzt.

Das Kind hatte es so eilig, that so geschäftig. Wie ein Eidechslein schlüpfte es herein und hinaus, trug herbei, schleppte sich ab, plauderte dazwischen, lachte uns an — denn auch Gebhardt bekam von seinem Lächeln einen reichlichen Teil —, brachte immer noch mehr heran, war so liebenswürdig, so lieblich, daß ich dem Freunde zuflüstern mußte: „Ist sie nicht ein Königreich wert?"

Mir ward erwidert:

„Sie ist des besten Mannes wert, ist wert, von ihm lebenslang auf Händen getragen und als Kleinod behütet zu werden."

Er sagte es mit solchem schweren Ausdruck von Ernst und zugleich Melancholie, daß ich mich verletzt fühlte. Sprach er doch, als ob ich, der ich für das „Kleinod" den höchsten Preis gezahlt, des Juwels vollen Wert nicht erkennte. Zugleich — so wunderlich ist der Mensch — schmeichelte mir die Begeisterung für ein Wesen, das mit jedem Atemzuge mein war; und diese Empfindung von Freude war stärker als der Aerger über jene etwas allzu deutliche Mahnung.

Unsre Tafel ward unter dem Christusbilde geschmückt, das, da die Nelken noch nicht blühten, über und über mit Wiesenblumen bekränzt war, so daß sie des Heilands blutige Wunden verbargen. Selbst die Dornenkrone war mit goldgelben Adonisröslein umwunden und strahlte wie eine wunderbare Glorie.

Der Tisch war gedeckt, nur sein Schmuck fehlte noch, und Fräulein Fritz trug bereits eigenhändig das erste Gericht auf. Kurz entschlossen, stieg Judika auf die Bank und plünderte das Kruzifix, die Blumen von oben herab über den Tisch streuend. Auf den tadelnden Ausruf ihrer Tante erwiderte sie:

„Daran muß der liebe Gott sich gewöhnen, daß ich ihm von jetzt an von allem nur die eine Hälfte gebe, denn die andre gehört in Zukunft diesem langen, lieben Menschen. Die Blumen am Leibe unsers Heilands gönnt er mir vollends für

meinen Schatz. Auch ließ ich die schönsten am Kreuz, und von den Adonisröschen nahm ich nicht eines. Nur die Apfelmyrten auf der Brust über dem Speerstich und die Maiglöckchen an den Füßen."

Sie sagte das so holdselig, daß wir uns nicht würden entsetzt haben, wenn ein Wunder geschehen wäre und der Gekreuzigte alle seine Blüten dem Kinde hinabgeworfen hätte: „Hier, kleine Judika! Schmücke damit für deinen Liebsten den Tisch. Aber ich schenke dir meine Blüten nicht etwa seinet-, sondern deinetwillen."

Gewiß hätte sie dann das blumige Gottesgeschenk gar nicht genommen.

*

Es gab so viel zu essen, daß unsre Gier hätte gestillt werden müssen, und wäre sie noch wilder gewesen. Die köstlichsten Dinge gab's, lauter Festgerichte! Auch eine mächtige Schüssel Forellen erschien; die gekrümmten, leicht aufgerissenen, bunt gesprenkelten Leiber wunderschön blau und jeder Fisch mit einer brandroten Geraniumblüte im Maul.

Als das lockere Fischgericht aufgetragen ward, begegneten sich Judikas und meine Blicke. Die Schelmin wurde nicht einmal rot, was eine kohlrabenschwarze Seele verriet; denn bei solcher Erinnerung nicht schamrot zu werden!

Fräulein Fritz wollte es sich nicht nehmen lassen, alle Schüsseln selbst aufzutragen. Natürlich wollte das Kind wieder Eidechse spielen, hinaus und hinein schlüpfen. Aber ich ließ es nicht fort. Still sitzenbleiben mußte es an meiner Seite. Und ich deuchte mich sehr gnädig, daß ich auf ihr flehentliches Bitten hin ihr zu gewähren geruhte, unsre Teller, Messer und Gabeln zu wechseln. Sie mußte jedoch das Abgeräumte auf einen Tisch im Zimmer stellen, von dem eine Magd es fortschaffte.

Endlich, es dauerte lange, setzte sich auch die Hausfrau zu uns. Vor uns dampfte der Kaffee und leuchtete in kleinen, geschliffenen Gläsern blutroter „Sherry brandy". Eigenbrau! Was jetzt wohl besprochen ward? Wer mir einmal gesagt hätte, daß ich dergleichen ganz einfach menschlich besprechen würde und nicht einem Titl. Oberhofmarschallamt überlassen müßte: meine Hochzeit nämlich. Wahr und wahrhaftig — da saß ich, da saß mein Freund, da saß meine Braut, saß die Brautmutter (in einer ordinären Bauernstube an einem höchst gemeinen Bauerntisch!), und wir vier besprachen, wann Hochzeit gehalten werden sollte, wo und wie?

Ganz wundervoll war's! Ich kam aus dem Staunen, aus der Freude gar nicht heraus. Fräulein Fritz wollte es sich nicht nehmen lassen, ihrem lieben Kinde die Hochzeit auszurichten, natürlich auf dem Alphof. Und wenn auch ihr Kind eine Gräfin würde (da war die unangenehme Dame schon wieder!) und eine veritable Königliche Hoheit zum Manne bekam. Trotz jener beiden vornehmen Personen sollte es eine richtige Bauernhochzeit geben. Nun, mir war's recht, und ein Titl. Oberhofmarschallamt hatte hier nicht mit drein zu reden. Es war zu wundervoll!

Uebrigens bekam die Braut eine Aussteuer mit „wie eine Prinzeß". Darüber lachte die Braut, lachte der Bräutigam, lachte dessen Freund, lachte die Brautmutter. Wir lachten über die prinzeßliche Aussteuer wie über den köstlichsten Witz, wurden ernsthaft, fingen wieder an zu lachen, immer wieder. Kurzum, es gab die lustigste Hochzeitsbesprechung von der Welt.

Schließlich begann auch ich zu renommieren, eifersüchtig auf die Menge selbstgesponnener und selbstgewebter Leinwand der guten Brautmutter. Ich erzählte von unserm Sommer- und Winterpalais, fragend, wo meine Gemahlin zu residieren beliebte? Aber meine beiden Schlösser imponierten gar nicht, wurden auch wieder belacht, bis ich ärgerlich ward und sagte: ich würde die „ganze Geschichte" wohl doch einem Titl. Oberhofmarschallamt zum Arrangieren übergeben.

Da wurden sie still, gleich ungezogenen Kindern, denen die Wärterin den schwarzen Mann auf den Hals schicken will. Nun hatte ich meinen Triumph.

Bald darauf trieb die gestrenge Brautmutter uns fort: es wäre spät, wir hätten einen weiten Weg, und es schickte sich nicht für ein christliches Brautpaar, über Nacht unter einem Dache zu sein, worauf der Herr Bräutigam es abgesehen zu haben schien. Da half es denn nichts und wir mußten abziehen. Fräulein Tante und das Nichtchen gaben uns das Geleit, um uns sicher fortzuschaffen. Das Gesinde schrie und jauchzte hinter uns drein; und es schrie und jauchzte noch, als der Alphof schon weit hinter uns lag.

So war es doch noch ein strahlender Tag geworden.

*

Heute will ich aufschreiben, was Gebhardt mir sagte, als ich ihm auf dem Alphof meine Verlobung mitteilte. Heute finde ich den Mut dazu. Der Graf sagte mir ins Gesicht:

„Königliche Hoheit stehen im Begriff, ein Unrecht zu begehen, das sich rächen wird, nicht an Königlicher Hoheit, sondern an dem reinen, holden Geschöpf."

Dem kühnen Sprecher den Rücken zuwendend mußte ich denken: ‚Ein Opfer! Ein Opfer!'

Dasselbe hatte auch Gebhardt gesagt, nur mit andern Worten.

(Fortsetzung folgt)

Ozean-Telephonie

Die Kunde, daß es dem menschlichen Erfindergeiste gelungen sei, mit dem Telephon auch die Schranken zu überwinden, die die Ozeane dem mündlichen Gedankenaustausch von Erdteil zu Erdteil noch entgegensetzen, ging bereits vor einigen Jahren einmal durch alle Tageszeitungen. Man schüttelte zu dem damals auftauchenden Projekt, ein Telephonkabel durch den Atlantischen Ozean zu legen, ungläubig den Kopf. Selbst Gelehrte und Fachmänner hielten die sich hierauf beziehenden Arbeiten des amerikanischen Professors Pupin für aussichtslos. Wenn dieser eine Finanzgesellschaft hinter sich gehabt hätte, die die Reklame so beherrscht, wie die englischen Marconi-Gesellschaften, so würde sein Name inzwischen nicht wieder der Vergessenheit anheimgefallen und die Ozean-Telephonie vielleicht früher verwirklicht worden sein, als die nunmehr seit über Jahresfrist von Marconi versprochene Ozean-Funkentelegraphie.

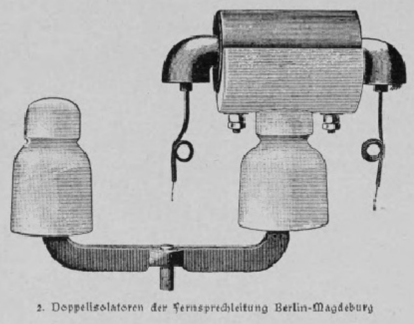
Professor Pupin ließ sich die absprechenden Urteile über seine neue Telephontheorie nicht verdrießen, wenngleich es ihn noch jahrelange emsige und ernste Arbeit kostete, sie so auszubilden, daß sie in der Praxis Verwendung finden konnte. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß unsre deutsche Technik die Bedeutung der Arbeiten des Professors Pupin von vornherein erkannte; so hat sich die Firma Siemens & Halske in Berlin um die Ausbildung des neuen Systems und dessen Uebersetzung in die Praxis in hervorragender Weise verdient gemacht. Das Werk Pupins ist heute so gebrauchsfertig, daß es unbedenklich in den Dienst des Nachrichtenverkehrs eingestellt werden kann und der Telephonie auf weite Entfernungen aller Voraussicht nach einen nie geahnten Aufschwung verleihen wird. Mit Fug und Recht kann man behaupten, daß das Pupin-System das Problem der Ozean-



1. Kasten mit Doppelspulen für das Fernsprechkabel Berlin-Potsdam

Telephonie wissenschaftlich gelöst hat; ihre Verwirklichung ist jetzt in gleicher Weise nur noch eine Kostenfrage wie bei der Ozean-Funkentelegraphie auch. Für sie bedarf es aber nicht der Anlage solcher großen Donnermagazine, wie es die transatlantischen Marconi-Stationen sind, die alle andern gleichartigen Anlagen im Umkreise von 100 Kilometern mundtot machen. Im Gegenteil genügen für die Ozean-Telephonie geringe elektrische Kräfte und einige wenige Hilfsmittel — Drahtspulen besonderer Konstruktion —, über deren Einfachheit man staunen muß. Der Vermittlung eines fortlaufenden Drahtleiters zur Uebertragung der Sprechströme kann die Ozean-Telephonie allerdings nicht entbehren.

Zum Verständnis des Pupin-Systems ist eine allgemeine Kenntnis der Wirkungsweise des Fern-



2. Doppelisolatoren der Fernsprechleitung Berlin-Magdeburg

sprechers unerläßlich; ich will daher das Wichtigste hierüber vorausschicken. Als Geberapparat wird im Fernsprechverkehr das Mikrophon benutzt, dessen Konstruktion darauf hinauskommt, daß der elektrische Strom einer kleinen, gewöhnlich aus zwei Trockenelementen bestehenden galvanischen Batterie durch eine Drahtspule — Primärspule genannt — und eine Anzahl Mikrophonkontakte aus Kohlenkörnern geschlossen wird. Vor den Kohlenkörnern ist eine dünne Platte angeordnet, die beim Auftreffen von Schallwellen in Schwingungen gerät, hierdurch den elektrischen Widerstand der Kohlenkontakte ändert und infolgedessen den bisher konstanten Strom des Mikrophonkreises in einen Wellenstrom umwandelt. Die Intensität dieses Wellenstromes wird durch die Stärke der auf die Mikrophonplatte treffenden Laute bedingt. Auf die eigentliche Sprechleitung werden die Stromwellen des Mikrophonkreises durch Induktion, eine Art elektrischer Fernwirkung, übertragen, indem die durch die Primärspule fließenden Wellenströme in der über sie gewickelten Sekundärspule aus dünnem Draht, die in die Sprechleitung eingeschaltet ist, Wechselströme erregen. Bei jedem Ansteigen seiner Stärke erzeugt der Mikrophonstrom einen Induktionsstrom von entgegengesetzter, bei jeder Abnahme seiner Intensität einen solchen von gleicher Richtung. Der Wechsel zwischen beiden Richtungen findet im allgemeinen 400 bis 900 mal in der Sekunde statt; die höheren Perioden entsprechen den Obertönen, die niedrigeren den Grundtönen der menschlichen Sprache. Die Stromwellen haben gewöhnlich eine Länge von etwa 10 bis 30 Kilometern; die Wellen, die die Obertöne darstellen, sind am kürzesten. Der Fortpflanzung der Sprechstromwellen über die Drahtleitungen treten deren Ladungsfähigkeit und elektrischer Widerstand entgegen; beide hindern die schnelle und ungeschwächte Ueberkunft der Sprechströme zur Empfangsstation. Besonders hemmend wirkt die Ladungsfähigkeit oder elektrische Kapazität in langen Luftleitungen und noch mehr in Kabeln. Es entstehen besondere Ladungsströme, und diese verzehren einen großen Teil der elektrischen Energie der Sprechstromwellen, so daß am fernen Ende der Leitung die Sprechströme nur noch mit geringer Stärke ankommen. Die schädlichen Wirkungen der Ladungsfähigkeit hat man bisher durch Vergrößerung des Querschnittes, also Verringerung des elektrischen Widerstandes der Leitungen, zu kompensieren gesucht. Wenn man jedoch bedenkt, daß für eine Sprechverbindung Berlin-Paris bereits Bronzedrähte von 5 Millimetern Durchmesser zur Verwendung kommen mußten, so läßt sich leicht ermessen, daß von der Einrichtung einer Telephonie für erheblich weitere Entfernungen auf diesem Wege schon aus wirtschaftlichen Gründen Abstand genommen werden muß.

Ein weiteres Mittel zur Bekämpfung der Ladungsfähigkeit der Leitungen bildet die sogenannte Selbstinduktion oder Induktanz. Jeder elektrische Strom erregt beim Entstehen oder Verschwinden, bezw. bei Aenderung seiner Stärke nicht nur einen zweiten Strom in benachbarten Leitungen, sondern auch in der eignen Leitung selbst. Diese Induktionsströme sind den Ladungsströmen entgegengesetzt und heben daher ihre Wirkung auf. Das Mittel,



Photographie-Verlag von Braun, Clément & Co. in Dornach i. E.

Die Anbetung der heiligen drei Könige (zum 6. Januar)

Nach dem Gemälde von P. P. Rubens im Louvre zu Paris

die Ladungsfähigkeit der Fernsprechleitungen durch Einschaltung von Selbstinduktion in Gestalt von Rollen oder Spulen mit Seidenumspinnung isolierten feinen Kupferdrahtes unschädlich zu machen, ist zwar schon lange bekannt, nennenswerte praktische Erfolge sind aber damit bisher nicht erzielt worden.

Es ist das große und unbestrittene Verdienst Pupins, mathematisch genau festgestellt zu haben, wo und wie viel Selbstinduktion in eine Leitung eingeschaltet werden muß, um damit deren Kapazität unschädlich zu machen und ihre Sprechfähigkeit wesentlich zu erhöhen. Der Kernpunkt der neuen Pupinschen Telephontheorie ist folgender:

„Die in die Fernsprechleitungen eingeschaltete Selbstinduktion vermindert die durch die Kapazität bedingte Schwächung oder Dämpfung der Sprachströme dann in wirksamer Weise, wenn der Abstand der eingeschalteten Induktionsquellen voneinander nur einen bestimmten Bruchteil der Wellenlänge der über die Leitung fortzupflanzenden Wechselströme beträgt."

Die Richtigkeit der Pupin-Theorie ist durch praktische Versuche und elektrische Messungen, die die Firma Siemens & Halske mit dankenswerter Unterstützung der Reichstelegraphenverwaltung an einer Fernsprechkabellinie Berlin-Potsdam und einer oberirdischen Fernsprechlinie Berlin-Magdeburg seit mehr als Jahresfrist in umfangreichem Maße ausgeführt hat, einwandfrei bewiesen worden. Aus patentrechtlichen Gründen, die jetzt hinfällig sind, ist über diese Versuche bisher nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen.

Das 32,5 Kilometer lange Fernsprechkabel Berlin-Potsdam enthält 28 Doppeladern von 1 Millimeter starkem Kupferdraht; hiervon wurden in einem Abstand von rund 1300 Metern 14 Doppeladern mit Selbstinduktionsrollen ausgerüstet. Zum Einbau der Spulen wurden die Verbindungsstellen der einzelnen Kabellängen benutzt; es dienten hierzu eiserne Kasten mit je 14 Doppelspulen in ringförmiger Gestalt (Abbildung 1). Die Wickelungsenden der Spulen wurden nach einer eisernen Kabellötmuffe herausgeführt, in der die Verbindung mit den Kabelleitungen erfolgte. Spulenkasten und Lötmuffe wurden mit Isoliermaterial ausgegossen.

Der durch die Einschaltung der Pupin-Rollen erzielte Effekt war ein ganz erstaunlicher; die Dämpfung der Sprechströme wurde durch sie auf den vierten Teil der ursprünglichen Größe herabgemindert. Man konnte infolgedessen die unter Benutzung eines gewöhnlichen Mikrophons auf einer Pupin-Leitung des Kabels übertragene Sprache noch in einer Entfernung von 10 Metern vom Empfangstelephon genau verstehen, während man sich bei Benutzung einer gewöhnlichen Kabelleitung höchstens ½ Meter davon entfernen durfte. Bei Sprechversuchen auf drei hintereinander geschalteten Kabelschleifen, d. h. bei einer Linienlänge von 97,5 Kilometern, war der Unterschied noch größer; auf der gewöhnlichen Leitung konnte man kaum noch etwas verstehen, während man auf der mit Pupin-Rollen ausgerüsteten Leitung noch recht gut in größerer Entfernung vom Empfangstelephon hören konnte. Bei fünf hintereinander geschalteten gewöhnlichen Kabelschleifen (162,5 Kilometer) hörte die Sprechverständigung vollständig auf, während sie bei einer gleich langen Pupin-Leitung noch ebenso deutlich war wie bei einer gewöhnlichen Kabellänge von 32,5 Kilometern. Erst bei 13 Kabellängen, also bei 422,5 Kilometern, ergab sich für die Pupin-Linie eine merkliche Abnahme der Sprechstromstärke; immerhin war die übertragene Sprache noch deutlich, wenn auch schon sehr leise. Mit derselben Drahtstärke von 1 Millimeter, mit der man bisher in Kabeln zur Not noch auf 30 Kilometer Verständigung erzielen konnte, kann man jetzt also bei Anwendung des Pupin-Systems noch auf etwa 350 bis 400 Kilometer sprechen.

Ein Vergleich der Sprechverständigung auf einer mit Pupin-Rollen ausgerüsteten Kabelschleife einfacher Länge mit einer blanken doppeldrähtigen Fernleitung Berlin-Potsdam von 2 Millimetern Durchmesser ergab für beide Leitungen annähernd gleiche Lautstärke. Es ist also gelungen, mittels des Pupin-Systems eine Kabelleitung mit einem Kupferleiter von 1 Millimeter Durchmesser einer gewöhnlichen Freileitung von 2 Millimetern Durchmesser, d. h. von dem vierfachen Querschnitt, gleichwertig zu machen.

Weitere Versuche auf einer oberirdischen blanken Doppelleitung von 2 Millimeter starkem Bronzedraht zwischen Berlin und Magdeburg, denen die Reichstelegraphenverwaltung nun einen Versuch im großen auf der Strecke Berlin-Frankfurt a. M. folgen läßt, haben die auf der Kabellinie gewonnenen günstigen Resultate vollauf bestätigt. Der Einbau der Pupin-Rollen in diese Leitung erfolgte in Abständen von 4 Kilometern unter Verwendung von Doppelisolatoren (Abbildung 2). Die Rolle wurde auf dem muldenförmigen Ansatze eines Isolators festgeschraubt. Die Lautstärke beim Sprechen über die 2 Millimeter-Pupin-Leitung war erheblich stärker als auf einer zweiten aus 3 Millimeter starkem Drahte bestehenden Bronzedrahtleitung Berlin-Magdeburg. Man kann also allgemein bei Fernleitungen nach dem Pupin-System mit dem vierten Teile an Kupfergewicht dieselbe Leistungsfähigkeit erzielen wie bei gewöhnlichen Leitungen, oder aber, man kann mit dem Pupin-System bei gleichem Kupfergewicht die vierfache Entfernung überbrücken. Das würde, an einem praktischen Beispiel erläutert, heißen: zur guten Verständigung über die rund 1200 Kilometer lange Fernsprechlinie Berlin-Paris braucht man jetzt 5 Millimeter starke Bronzedrähte; künftighin wird man bei Anwendung des Pupin-Systems mit der gleichen Drahtstärke mindestens bis auf 4800 Kilometer die menschliche Sprache übertragen können. Der Herstellung von Sprechverbindungen zwischen den Verkehrszentren von ganz Europa stehen also technische Schwierigkeiten kaum noch im Wege, zumal die Ausrüstung und Verlegung von Fernsprech-Seekabeln mit Pupin-Rollen ohne weiteres angängig erscheint, wenn nur geringere Meerestiefen, wie in der Nord- und Ostsee sowie im Mittelmeer, in Frage kommen.

Größere, aber nicht unüberwindbare Schwierigkeiten würde freilich die Auslegung eines Pupin-Kabels für die Ozean-Telephonie durch den Atlantischen Ozean verursachen, denn hier kommen oft Tiefen von 2000 bis 5000 Metern und noch mehr vor. Ob es zur Auslegung eines solchen Kabels noch einmal kommen wird, dürfte in erster Linie davon abhängen, daß für einen direkten Sprechverkehr zwischen Europa und Amerika ein erhebliches Bedürfnis vorliegt. Heute dürfte die Bedürfnisfrage noch zu verneinen sein; ob sie bei dem Unterschiede der Tageszeiten für Deutschland je zu bejahen sein wird, liegt noch in der Zeiten Schoße. Otto Jentsch

Winterreisen

Der Winter ist mit Macht gekommen, und die mit irdischen Glücksgütern besonders bedachten oberen oder sagen wir reichsten Zehntausend rüsten sich zu ihren Reisen nach dem wärmeren Süden, dieweilen wir armen Teufel, die wir nur im Sommer Reise-Urlaub uns gestatten können, unsre Keller mit Holz und Kohlen füllen. Indessen von den Winterreisen der reichsten Zehntausend will ich nicht sprechen. Was ist denn so Besonderes daran? Es gehört dazu doch eigentlich nichts weiter als — recht viel überflüssiges Geld. Ich finde diese Winterreisen der Reichen und Reichsten gar nicht poetisch; vielleicht aber nur, weil mir selbst die süßen Trauben des wärmeren Südens im Winter zu hoch hängen. Nun weiß ich, daß es unzähligen wackeren Leuten, darunter vielen mit ausgesprochenem Reisetalent, genau so geht wie mir, und zu deren Nutz, Frommen und Trost will ich hier von einer ganz andern Art der Winterreisen sprechen, die jedermann in aller Behaglichkeit und mit so gut wie gar keinen Kosten machen kann. Ein bißchen Reisepoesie, ein gut Stück Phantasie und besonders ein Hang zur blauen Unwahrscheinlichkeit sind zu dieser Art von Winterreisen vonnöten. Indessen solcher guten Gaben erfreuen wir Deutschen uns ja mit seltenen Ausnahmen mehr als die meisten andern Völker, und somit frisch auf die Wanderschaft! Man braucht für meine Winterreisen keine Koffer zu packen, also auch keine teure Gepäckfracht zu zahlen; man wird nicht müde davon, man kann die Reisen sogar auf einem bequemen Ruhebett in geistvoller Faulenzerei zurücklegen. Hiermit habe ich mein Geheimnis verraten: es besteht einfach in der phantasievollen Vorbereitung im Winter auf mögliche und auf unmögliche Reisen im Sommer. Mit einer guten Länderkarte ausgerüstet, einen Baedeker oder Meyer daneben, ein paar gute Reisebeschreibungen rund herum und wo möglich das Reichskursbuch, damit die Sache ganz die äußerlichen Formen der Wirklichkeit annimmt: mit dem Aussuchen der besten Züge, dem Vorausberechnen der Fahrpreise, dem Herausklügeln der weitestgehenden Ermäßigungen u. s. w.

Das Reisen ist, wie die meisten guten Dinge, eine Kunst, aber eine von denen, deren Ausübung man besitzt oder nicht besitzt; erlernen läßt sie sich kaum. Wohl lassen sich allerlei gute Ratschläge für die genußreichste, ja künstlerischste Art des Reisens geben; aber es gehören zwei dazu: einer, der sie giebt, und einer, der sie kunstvoll befolgt, und dies geschieht selten.

Von der Kunst des Reisens vielleicht ein andermal; für heute möchte ich von der künstlerischen Auswahl der Reiseziele sprechen, und dazu ist die Zeit der Winterreisen im Zimmer die beste. Wie haben sich doch die Reiseziele im Laufe von wenig mehr als hundert Jahren geändert! Man sollte es kaum für möglich halten, daß bis tief ins 18. Jahrhundert hinein die Schweiz, überhaupt die Alpenländer zu den am meisten gemiedenen Reisezielen gehörten. Das Wort der Römer von den „schauderhaften Gebirgen" hatte bis in die Zeit Rousseaus, ja Goethes hinein fast allgemeine Geltung. Von unsern ganz großen Männern hat eben Goethe zuerst den Bann, der auf Reisen ins Hochgebirge lag, mit genialem Ungestüm durchbrochen. Erst in seiner „Schweizerreise" findet sich das freudige Hochgefühl für die Großartigkeit der gewaltigen Gletschergebiete.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sogar noch bis in den Anfang der siebziger Jahre, waren außer der Schweiz und natürlich Italien, das zu allen Zeiten eines der am häufigsten aufgesuchten Reiseziele abgegeben hatte, noch die Rheinlande und das nordwestliche Europa, also Frankreich, England, Belgien und Holland, die eigentlichen Reiseländer, besonders für die Deutschen. Selbst Tirol ist erst viel später ein beliebtes Reiseziel geworden. Nun gar die nordischen Reiche galten bis vor 20 Jahren als so gut wie ganz außerhalb der sommerlichen Wanderzüge liegend. Als ich vor langen Jahren auf meiner ersten Studentenfahrt gleich frischweg nach Dänemark, Schweden und Norwegen reiste, wurde ich vorher als ein waghalsiger Fant, nachher als ein seltenes Reisewundertier angestaunt. Und heute? Hunderte von wackeren Spießbürgern reisen ohne langes Besinnen bis zum Nordkap, bewundern die Mitternachtssonne, ja sogar Spitzbergen hat für viele nichts Abschreckendes mehr, seitdem man auf den Luxusschiffen der großartigen Hamburger Argonautengesellschaft, der Hamburg-Amerika-Linie, „mit allem Komfort der Neuzeit" bis zum 76. Grade nördlicher Breite reisen kann.

Wir Deutschen sind ohne Widerrede das erste Reisevolk der Welt, selbst die Engländer nicht ausgenommen. Dagegen muß es einmal offen ausgesprochen werden: wir sind ein bißchen philisterhaft in der Auswahl unsrer Reiseziele geworden. Du lieber Himmel, die Kunst, auch die des Reisens, ist groß und das Leben, ach, so kurz, und dabei ist die Erde doch wirklich nicht in der Schweiz, in Tirol, ja selbst nicht in Schweden und Norwegen zu Ende. Gewiß, man soll die Schweiz, Tirol u. s. w. gesehen haben. Warum aber nicht auch einmal eines oder das andre der vielen, vom großen Reiseschwarm Gott sei Dank bisher noch verschont gebliebenen Länder besuchen, in denen doch vor allem neue, noch nicht durch das allgemeine Reisegeschwätz abgenutzte und abgeflachte Eindrücke zu gewinnen sind? Welche Wonne schon, so gut wie allein zu sein, ich meine allein mit sich, mit dem Lande und dessen Menschen und fern von der alltäglichen, herabziehenden Umgebung. Ich liebe meine teuren Landsleute so herzinnig wie einer, und du, lieber Leser, gewiß nicht minder; aber Hand aufs Herz: magst du ihnen gar so gern Tag für Tag und Stunde für Stunde auch auf deinen dir so selten im Leben gegönnten Reisen begegnen, zumal wenn sie gleich in Massen auftreten?

Und dann die hohe Poesie einer solchen Reise ins Unbekannte, ins Unberührte hinein! Ohne sein Leben dranzusetzen, kann sich auch der gewöhnliche Sterbliche etwas von der Entdeckerfreude bereiten, die sonst nur ein Afrikaforscher oder etwa ein kühner Durchstreifer Tibets genießt. Jene unbekannten Reisegebiete, für die man sich auf seinen behaglichen „Winterreisen" so schön vorbereiten kann, haben unter allen Umständen eines voraus vor der Schweiz, Tirol und den andern im Sommer vollgepfropften Ländern: man sieht die Städte und Dörfer in ihrer Echtheit und Wirklichkeit, mit lauter echten Bewohnern und ohne die gekünstelte Mischung aus einheimischer Reise-Industrie und fremden „Reisekonsumenten". Keine Gedränge auf den Eisenbahnen, keine Not in den Gasthäusern, keine von oberflächlich schwatzenden Menschen oft sehr zweifelhafter Bildung angefüllte Museen, und überhaupt nichts von dem platten Reisegeschwätz rundum, das einem feinfühligen, höher gebildeten Reisenden so oft die ganze Stimmung selbst in der großartigsten Landschaft und gegenüber den herrlichsten Kunstwerken verdirbt.

Obenan in der Reihe dieser poetischen, zunächst von der Vorfreude zehrenden Winterreisen steht natürlich eine Wanderung durch das „unbekannte Deutschland". Wie viele Deutsche, die jahraus jahrein ihre Reise machen, kennen eigentlich Deutsch-

land? Wer von den Lesern war schon einmal in Katzenellenbogen? Wer in Buxtehude, in Schmalkalden, in Tauberbischofsheim und wie sie alle heißen, diese alten deutschen Nester mit den teils berühmten, teils drolligen Namen und mit ihrem — darauf kann man sich verlassen — so durch und durch eignen Leben. Hätte ich über eine große Bilderzeitung zu gebieten, ich brächte an Stelle der Beschreibungen von kühnen Forschungsreisen im dunkelsten Teile des dunkeln Weltteils Afrika einmal eine Reihe solcher Entdeckungsausflüge in das wundervolle unbekannte Deutschland. Wie viele noch gänzlich ungehobene Schätze an reizvollem Kleinstadtleben mit großem geschichtlichen und meist auch künstlerischem Hintergrunde birgt unser herrliches Vaterland!

Ob es eine unbekannte Schweiz oder ein unbekanntes Tirol giebt, wage ich nicht zu entscheiden, obwohl ich in jenen beiden Hauptreisegebieten leidlich zu Hause bin. Dann aber das unbekannte Italien! Ein einziges Mal habe ich den Versuch einer solchen Entdeckungsreise gemacht und nie tiefere Eindrücke von Italien davongetragen als auf jener launenhaften, planlosen Wanderung, die mich in allerlei kleine und kleinste Nester führte, davon die meisten von unvergeßbarem künstlerischen und landschaftlichen Reiz. Ich rate den „Winterreisenden“, sich einmal behaglich auf eine Italienreise vorzubereiten — sie kann getrost im Sommer ausgeführt werden —, auf der weder der Comersee, noch der Lago Maggiore, noch der Luganer See, dagegen zum Beispiel der Lago d'Iseo besucht wird. Bei dieser Gelegenheit kann man sich Bergamo und Brescia ansehen, und anstatt zum dritten oder vierten Mal nach Mailand und Verona oder nach Florenz zu reisen, besuche man solche Städte wie Piacenza, Parma, Mantua, Cremona, die sonst für die meisten Reisenden nur Eisenbahnstationen mit so und so viel Minuten Aufenthalt sind.

Aber was kennen wir Deutschen denn selbst von unsern nächsten Nachbarländern? Von Frankreich doch eigentlich nur Paris und Umgebung. Wer aber kennt die Provinz in Frankreich? Wer hat auch nur die Touraine bereist? In der Geographiestunde haben wir einmal vor langen Jahren gelernt, sie sei der Garten Frankreichs, und damit beruhigen wir uns für den Rest unsers Lebens. Ich sollte denken, von einem Lande wie Frankreich, das so angefüllt ist mit entzückenden Werken namentlich der Baukunst, sollten Reisende wohl noch etwas mehr kennen als die Hauptstadt von Kosmopolis: Paris. Auch England ist außer London in Deutschland nahezu unbekannt. Wie viele selbst kunstverständige und auf Reisen viel herumgekommene Deutsche haben die wunderschöne Kathedrale von Salisbury oder die ehrwürdige englische Mutterkirche zu Canterbury gesehen?

Ist man aber einmal auf solchen bequemen Winterreisen begriffen, dann sehe ich nicht ein, warum man nicht überhaupt kühn alle gewohnten Pfade der dichten Reiseschwärme verlassen und abseits wandern will. Ich sollte denken, gerade der Hauptreiz einer Reise für solche, die einmal gründliche Erholung in der Abwechslung, also Erholung vom Ewiggestrigen, vom Gewöhnlichen suchen, sollte darin bestehen, abseits zu schweifen. Auf alle Fälle wird man auf solchen Reisen den hohen Reiz der inneren Einsamkeit ohne Verlassenheit entdecken. Ich spreche bei den nachfolgenden Beispielen nur zum Teil aus eigner Erfahrung, zum andern Teil aus den geheimen Wünschen meiner „Winterreisen“ heraus. Wir Deutschen erteilen uns mit Vorliebe Zensur 1a in Geographie. Lieber Leser, willst du dich dazu hergeben, daß wir miteinander ein kleines Examen anstellen? Weißt du zum Beispiel, was es mit den Kanalinseln auf sich hat? Vielleicht hast du einmal, wäre es auch nur aus der Litteraturgeschichte, erfahren, daß es eine Insel Guernsey giebt, auf der Victor Hugo während seiner freiwilligen Verbannung unter dem dritten Napoleon gelebt hat. Mit dem Worte Verbannung verbindest du wahrscheinlich die Vorstellungen eines trostlosen Aufenthaltes, und doch ist Guernsey ein wahres Paradies für Ruhe und Einsamkeit liebende Reisende und erfreut sich eines Klimas nahezu so mild wie Oberitalien. Noch schöner ist die nahe gelegene Hauptinsel der Gruppe, Jersey. Einige findige Deutsche haben diese Paradiese für Reisefeinschmecker schon entdeckt; doch kann man noch für ziemlich lange Zeit mit Sicherheit darauf rechnen, dort der Welt der Massenreisenden zu entgehen. Nicht weit davon laden die Scillyinseln zum Besuch ein, und wer sich nicht allzuweit von der großen Völkerstraße entfernen und doch nicht die ausgetretenen Pfade wandeln will, dem sei die Insel Wight genannt, auf der sich Lieblichkeit der Natur, verfeinerte englische Behaglichkeit und die Sicherheit vor dem großen Strom der Dutzendreisenden vereinigen.

Ich habe es wiederholt bei meinen phantastischen Winterreisen so gemacht, daß ich mir einfach eine große Karte Europas vornahm und nach den unbekannten, verborgenen Winkeln und Nestern ausspähte. So oft ich dann im Sommer den Eingebungen meiner Winterreisenmuse gefolgt bin, wurde ich reich belohnt und in meinem Hange zu solchen abenteuerlichen Winterreisen nur bestärkt. Warum sollen für mittelbegüterte, reisefrohe und gesunde Menschen Reiseziele wie Kreta, Rhodos, Cypern, Lesbos nur Namen bleiben? Warum suchen die kühnsten unter den Reisekünstlern jetzt zwar schon hin und wieder Korsika auf, meiden aber ängstlich Sardinien? In der Geographiestunde haben wir alle von den Balearen und Pityusen gehört. Warum gehen wir nicht einmal nach Palma und genießen dort die Pracht des Südens mit dem herrlichsten Inselklima? Wir lesen in der Geschichte Napoleons von der Insel Elba, aber wie selten kommt einem der Gedanke, sich Napoleons ersten Verbannungsort auch einmal mit eignen Augen anzusehen. Daß es sich nicht um unwirtliche Gegenden handelt, weiß man ja oder kann es doch leicht erfahren. Wie selten reizt es einmal einen Freund homerischer Dichtung, selbst einen deutschen Philologen vom alten Schlage, die wirkliche oder vermeintliche Heimat des Odysseus, die Insel Ithaka, aufzusuchen! Ich kann aus eigner Kenntnis versichern, daß die so leicht auszuführende und obendrein so billige Reise auch jeden Nichtphilologen höchlich entzücken wird.

Mir will überhaupt scheinen, als bereiten sich in der ganzen Entwicklung unsers heutigen Reiselebens große Veränderungen vor. Die Herdenmenschen, die sich nur als Zubehör zu einer großen Masse wohl fühlen, werden nach wie vor dem Strome folgen und jahraus jahrein dorthin reisen, wohin nun einmal die Herde seit jeher zu reisen gewohnt ist. Ob und wie viel wahre Erfrischung des Leibes wie der Seele sie aus der bloßen Ortsveränderung davontragen, mögen diese Herdenreisenden mit sich abmachen. Sie vertauschen eben nur das heimische Gedränge mit einem Gedränge anderswo, und ihre Seele gelangt nicht zur ruhigen Einkehr, sie weitet sich nicht, sie thut keine neuen starken Flügelschläge. Das kleinere Häuflein der Reisekünstler aber kommt schon jetzt mehr und mehr zu der Erkenntnis, daß man die gewünschte Erneuerung besonders des inneren Menschen nicht finden kann ohne eine gründliche Veränderung der Lebensverhältnisse, der ganzen Lebensluft, in der man atmet. Zwei Neuerungen wird eine nahe Zukunft in noch stärkerem Maße in das Reisen hineinbringen, als sie sich schon jetzt bemerkbar machen: zunächst das Aufsuchen unbekannter Reisegebiete, die einige Gewähr für seelische Einsamkeit bieten. Sie brauchen nicht immer in schwer erreichbarer Ferne zu liegen; man findet sie bei gutem Willen und einigem Geschick oft auf geringere Entfernung als eine Halbtagsfahrt mit der Eisenbahn.

Die zweite große Neuerung besteht in der wachsenden Beliebtheit der Seereisen. Durch die überraschende Vervollkommnung unsrer deutschen Prachtdampfer befreunden sich mit dem Gedanken einer kürzeren oder längeren Seereise zu Erholungszwecken auch solche Gemüter, die sonst bei dem Worte Seereise zunächst und ausschließlich an die Leiden des inneren und äußeren Menschen auf der schwankenden Welle dachten. Die Zahl derer, die zum Beispiel jetzt schon von Hamburg oder Bremen nach Genua und Neapel nicht mit der ermüdenden Eisenbahn, sondern auf einem der herrlichen Dampfer unsrer beiden stolzen Gesellschaften in Hamburg und Bremen reisen, wächst von Jahr zu Jahr und bezeichnet beinahe schon das Aufkommen einer neuen Mode des Reisens. Wenn du also, lieber Leser, auf behaglichem Schaukelstuhl oder noch bequemerem Ruhebett dich auf deine Winterreisen im Zimmer begiebst, so laß dir diese Winke eines nicht ganz unerfahrenen Winter- und Sommerreisenden zur Anregung dienen, und möge dich ein glücklicher Stern nach diesem bitteren Winter eines der schauerlichsten Wetterjahre zu glücklichen, sonnigen Gestaden führen.

Eduard Engel

Der Lebensbecher

Man giesst dir die Liebe wie funkelnden Wein
In den goldnen Lebensbecher hinein —
Wohlauf, lass das Zechen beginnen!

Doch wenn du den Boden des Bechers erschaust,
Sieh zu, ob dir vor der Neige nicht graust —
Die Stunden und Tropfen verrinnen!

Elimar von Monsterberg-Münckenau

Requiescat in pace!

Von

Georg Freiherrn von Ompteda

Die beiden Brüder galten fast als Wahrzeichen der Stadt. Zu gewissen Stunden begegnete man ihnen todsicher, genau um neun Uhr vormittags beim Morgenspaziergang, mittags, wenn sie zu Tisch gingen, nachmittags, wenn sie zurückkehrten, denn sie pflegten ziemlich lange im Hotel de Pologne zu bleiben, — abends noch einmal, wenn sie ihren Stammtisch dort aufsuchten.

Sie gingen immer nebeneinander her, in einer gewissen Entfernung, etwa einen halben Meter getrennt, trugen beide vom frühen Morgen ab Cylinder und einen schwarzen Gehrock. Beide hatten einen grauen Schnurrbart, und man würde sie miteinander verwechselt haben, hätte nicht der Geheimrat a. D. eine Brille und der Oberst a. D. keine getragen.

Unterwegs sprachen sie kein Wort, auch am Junggesellenstammtisch im Hotel de Pologne wurde nicht viel geredet. Die beiden Brüder hatten ihre bestimmten Plätze nebeneinander am oberen Ende der Tafel. Beide qualmten wie die Schlote und hörten aufmerksam durch den Rauch ihrer Zigarren den Erzählungen der übrigen zu, stimmten in jedes allgemeine Gelächter ein und blieben stumm bei jedem allgemeinen Bedauern. Sie beugten sich vor bei allgemeiner Aufmerksamkeit, und sie legten sich in den Stühlen zurück bei allgemeinem Schweigen.

Die Leute um sie herum am Stammtisch wechselten. Die verschiedensten saßen ihnen gegenüber, meist ältere Herren, Pensionäre, fast nie einer, der noch im arbeitenden Leben stand. Aber wenn auch der Präsident, der General, der Kommerzienrat, der Landrat, der Geheime Baurat, der Finanzrat und wer es alles war, die Plätze wechselten, die Sitze der beiden schienen geheiligt, und niemand hätte es gewagt, sich an ihre Stelle zu setzen.

Nur ab und zu einmal begannen sie zu erzählen. Der Oberst stets aus seiner militärischen Vergangenheit, der Geheimrat immer aus seinen Verwaltungsjahren. Ihre Erzählungen setzten ohne Zusammenhang mit den gerade am Stammtisch besprochenen Fragen ein und wurden bei beiden immer mit den Worten eingeleitet: „Ja, das ist ganz schön, aber ich habe da etwas erlebt —“

Ihre Geschichten hatten ein einziges gemeinsam: eine meist stillschweigende, aber manchmal auch offen geäußerte Abneigung gegen die Ehe, ja gegen die Frau im allgemeinen. Und wenn ein Mitglied des Stammtisches, wie es im Laufe der Jahre vorgekommen war, doch sich etwa noch verheiratete, so blickten die übrigen, sobald es bekannt ward, zum Oberst und zum Geheimrat, als wollten sie deren sachverständiges Urteil hören, das regelmäßig das gleiche war.

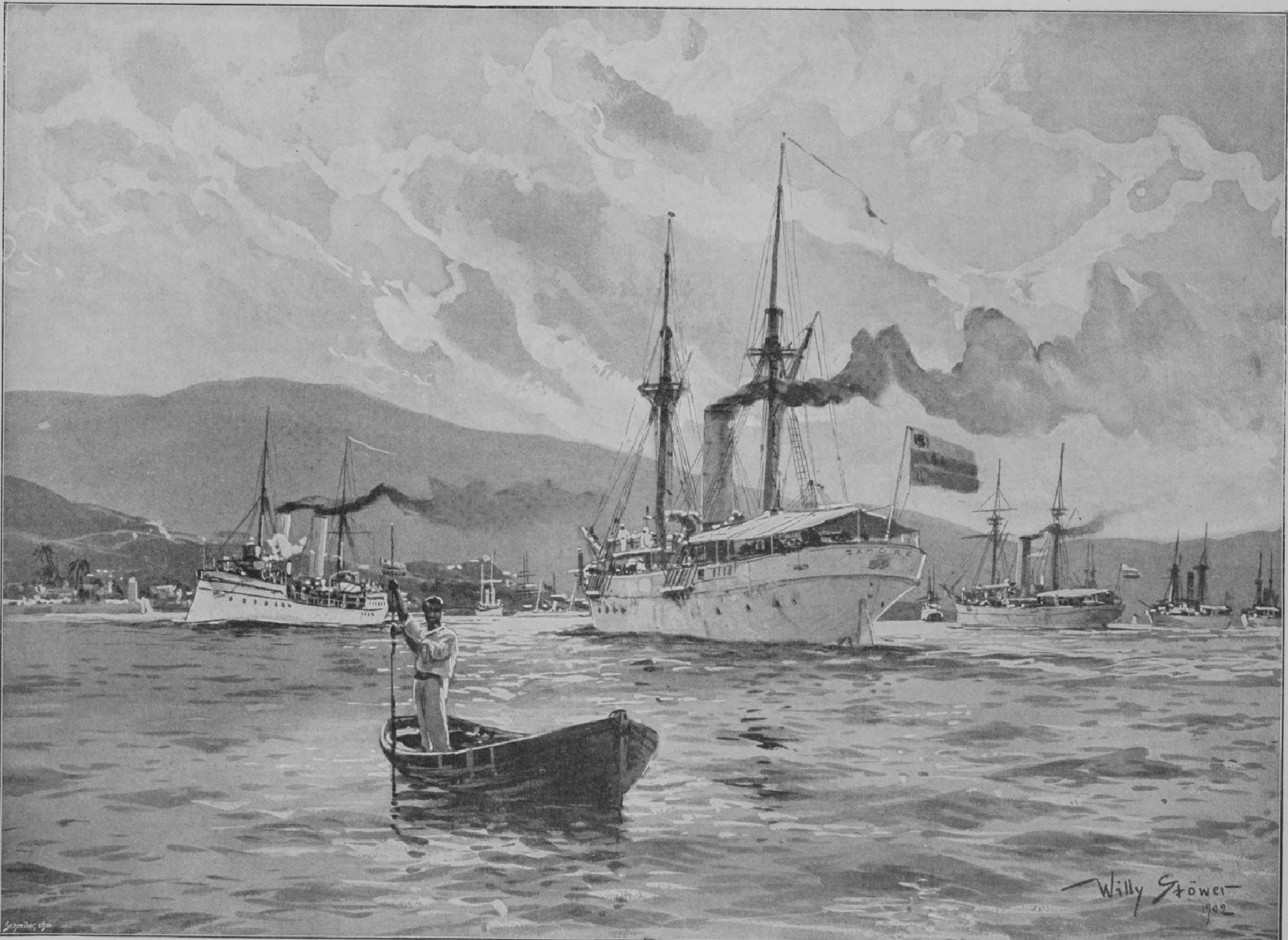
Der Geheimrat, der mit dem Lateinischen auf besserem Fuße stand, sagte achselzuckend: „Requiescat in pace!“ Worauf der Oberst mit demselben Achselzucken und indem er leicht die Hand hob, als wolle er ein Kreuz machen, hinzufügte: „Friede seiner Asche!“

Damit schien am Stammtische die Angelegenheit des Abtrünnigen erledigt, und er war sozusagen aus der Liste gestrichen. Man sprach von andern Dingen.

Die Brüder wohnten einander schräg gegenüber, so daß sie sich gegenseitig vom Fenster aus sehen konnten, und immer genau zur Zeit der verschiedenen Ausgänge meldeten sie einander ihren Aufbruch, indem die beiden Köpfe am Fenster erschienen und der ohne Brille dem mit Brille zunickte, oder der mit Brille dem ohne Brille. Das bedeutete so viel als: wir treffen uns unten.

Sie betraten niemals die gegenseitigen Wohnungen; es hätte auch keinen Zweck gehabt, denn wenn sie sich aussprechen wollten, konnten sie ja das im Hotel de Pologne thun oder auf den gemeinsamen Wegen. Allerdings thaten sie es auch dort nicht. Ueber ihre Privatverhältnisse redeten sie nie; sie haßten den Klatsch und waren übereingekommen, um dem ganz aus dem Wege zu gehen, auch ihren Wirtschafterinnen, deren jeder eine besaß, den Verkehr untereinander gänzlich zu untersagen.

Von dieser Schweigsamkeit wich aber der Oberst seit einiger Zeit ab. Er begann öfters auf der Straße, fast gegen die Abmachung, etwas zu erzählen. Er berichtete einmal von der Unordnung, die früher bei ihm geherrscht, ein andermal fand er es außerordentlich gemütlich zu Haus, ein drittes Mal stellte er fest, daß seine Ausgaben für den Junggesellenhaushalt sich seit einiger Zeit verringert hätten. Er klagte, er müsse früher fürchterlich



Torpedokreuzer „Bolivar“ — Torpedokanonenboot „Restaurador“ — Torpedofahrzeug „Miranda“ — Zollschoner „Zamora“ — Zollschoner „Marschall Ayacucho“ — Zollschoner „General Crespo“ — Einschraubendampfer „Vencedor“ — Dampfschoner „Augusta“

Die venezolanische Flotte. Nach einer Zeichnung von Willy Stöwer. (Text S. 329)



Lorchen

Nach dem Gemälde von O. Erdmann

betrogen worden sein, und wenn er von den jetzigen Zuständen sprach, ging jedesmal ein Leuchten über sein Gesicht.

Der Geheimrat ließ ihn ruhig erzählen, aber antwortete nicht.

Da fing es eines Tages an zu regnen. Das störte die Brüder nicht, denn das Wetter konnte sein, wie es wollte, sie gingen von ihren Gewohnheiten nicht ab, die sie nun jahraus jahrein innegehalten, im Winter wie im Sommer, bei Regen wie bei Sonnenschein. Doch mit dem schlechten Wetter wurde es in diesem Herbst etwas arg, es hatte schon acht Tage geregnet und wollte noch immer nicht besser werden. Und wenn auch beide Brüder Gummischuhe trugen, so konnten sie doch ihre Ueberzieher und Kleidungsstücke nicht schützen, und naß, wie sie waren, mußten sie jedesmal wieder angezogen werden.

Aber immer noch hielt der Regen an, und unter diesen Verhältnissen war es kein Vergnügen, spazieren zu gehen. Da sagte der Oberst, als sie abends aus dem Hotel de Pologne kamen und das Wasser an den Spitzen der Regenschirme nur so herunterlief wie aus Dachrinnen: „Wenn es morgen früh so regnet, werde ich erst zu Tisch ausgehen und schenke mir den Morgenspaziergang.“

Der Geheimrat mochte Aehnliches erwogen haben, er nickte bloß, brummte, und die Sache war erledigt.

Der Himmel hatte kein Erbarmen, es goß unausgesetzt weiter, so daß wieder ein paar Tage darauf der Oberst erklärte, indem er auf seinen Ueberzieher zeigte, der allerdings naß war wie ein Schwamm: „Mein Lieber, ich habe keinen trockenen Faden mehr, die Sachen müssen einmal austrocknen. Ich werde heute nicht wieder ausgehen und mir mein Abendessen zu Hause bereiten lassen.“

Der Bruder, dessen Wirtschafterin schlecht kochte, war etwas ärgerlich, und abends erschien er zum erstenmal allein im Hotel de Pologne. Es war ein solches Ereignis, daß die Stammtischler beinahe von den Stühlen fielen. Man meinte allgemein, der Oberst wäre krank.

Das böse Wetter hielt an, aber regelmäßig kam der Oberst mit zu Tisch. Er machte nur ab und zu eine Bemerkung und erzählte, sein Abendessen wäre ebensogut gewesen wie am Stammtisch. Ja, bald darauf fand er es sogar besser, und er begann, was er sonst nie gethan, mit dem Oberkellner über die Zubereitung der Speisen zu rechten. Er fand das Bier nicht frisch und redete, da der Kellner antwortete, es hätte kein andrer geklagt und es wäre so, wie es immer gewesen, sich dermaßen in den Zorn hinein, daß er plötzlich aufstand mit den Worten: „Nun, so werde ich mir das Abendessen hier schenken!“ Und zum stillen Staunen der Gesellschaft ging er ohne seinen Bruder heim.

Jetzt fiel endlich Schnee, aber es ward frostklar, kalt, die Sonne schien, und trotzdem blieben die Morgenspaziergänge aus.

„Ich habe mich nun mal daran gewöhnt,“ sagte der Oberst.

Aber auch abends kam er nicht mehr. „Ich muß Wort halten, wie stehe ich sonst vor dem Oberkellner da!“ meinte er.

Der Geheimrat fühlte sich in seinen Lebensgewohnheiten dermaßen erschüttert, daß er es gar nicht fassen konnte und verstimmt ward gegen den Bruder. Und nun redeten sie nicht mehr zusammen, bis er ihm eines Tages sagte: „Mein Lieber, wenn du bloß zu Tisch kommst, dann lohnt sich's nicht, daß wir überhaupt zusammen gehen.“

„Wie du willst!“

„Ja, ich binde mich also auch nicht mehr.“

„Wie du willst!“

Und nun warteten sie nicht mehr aufeinander, erschienen nicht mehr am Fenster, um sich zu benachrichtigen, daß sie die Treppe hinuntergingen. Ja, eines Tages blieb sogar zum erstenmal seit fast zehn Jahren der Oberst auch vom Mittagstische fort. Er ließ sagen, er sei erkältet.

Nach einiger Zeit kam er zwar wieder, aber er begann die Woche zwei- bis dreimal zu fehlen, Sonntags blieb er regelmäßig zu Haus.

Als es Frühjahr ward, erschien er einmal vierzehn Tage lang nicht, so daß der Geheimrat in seinem Aerger sagte: „Meine Herren, ich denke, wir brauchen den Platz für den Herrn Oberst nicht länger offen zu lassen; wollen Sie gefälligst nachrücken.“

Sie waren nachgerückt. Da kam der Oberst zu Tisch. Er fand seinen Platz besetzt, stülpte den Cylinder auf und ging, ohne ein Wort zu verlieren, wieder davon. Seitdem erschien er überhaupt nicht mehr.

Der Geheimrat fand aber eines Tages genau so wie die übrigen Herren im Hotel de Pologne auf seinem Platz ein lithographiertes Schreiben, worin Oberst a. D. Robert König seine eheliche Verbindung anzeigte mit der verwitweten Frau Hauptmann Emilie Bleckede.

Der Geheimrat ahnte, daß diese es war, die solche Ordnung in des Bruders Haus gebracht, von deren Wirken und Sorgen er, ohne den Namen je zu nennen, bereits seit einem halben Jahr so schwärmerisch erzählte. Und der Geheimrat, von dem vielleicht die übrigen Stammtischmitglieder eine Aufklärung erhofften, meinte bloß achselzuckend wie immer: „Requiescat in pace!“ Diesmal machte er das Kreuz, das sonst sein Bruder gezogen, selbst, und da der Oberst nicht mehr unter ihnen weilte, fügte niemand die Uebersetzung hinzu.

Ueber den Fall wurde nicht weiter gesprochen, es war ein Verlorener, ein Mann über Bord, und wenn später einmal die andern Herren erzählten, sie hätten den Oberst gesehen, so schwieg der Bruder, als wäre es ein Fremder, von dem man gesprochen.

Der Sommer verging, der Herbst brach an. Die beiden Brüder hatten sich nie wieder getroffen. Der Oberst kannte ja genau die Stunden des Ausgehens und richtete sich ein, sein Haus immer zu einer andern Zeit zu verlassen.

Ein einziges Mal konnte er es nicht umgehen, und gerade zu der Stunde, wo der Geheimrat, allein, wie jetzt immer, den Cylinder auf dem Kopf, die Brille etwas vorgerückt, vielleicht etwas grauer geworden und krummer, aus dem Hotel de Pologne wiederkam, stand ein Leichenwagen vor dem Haus seines Bruders, und der Oberst, schwarzen Flor um Hut und Arm, stieg gerade, als auf der andern Seite der Geheimrat vorüberging, in den Wagen, um das letzte Geleit auf den Kirchhof zu geben.

Da dämmerte in dem alten Junggesellenherzen des Geheimrats die Hoffnung auf, nun würde der Verwitwete, der Abtrünnige zurückkehren. Er wartete Tag auf Tag, aber die Zeit verging, und er erschien nicht.

Doch der Oberst hielt es in der öden Wohnung nicht aus. Die Nachfolgerin konnte es ihm nicht recht machen; sein Haushalt wurde wieder teurer, in der Küche zeigte es sich, daß die liebe, sorgende Hand fehlte, und da erinnerte er sich wieder des Hotel de Pologne.

Das ganze Trauerjahr hindurch hielt er es noch aus, aber genau dreihundertundfünfundsechzig Tage, nachdem er hinausgefahren, hinter dem Sarge her, streifte er selbst den Flor vom Hut, und die neue Wirtschafterin mußte ihm das schwarze Band vom Arme trennen. Dann zog er zur Essensstunde den Ueberzieher an, bürstete den Cylinder, nahm den Stock in die Hand, trat wieder ans Fenster, als wollte er seinen Abmarsch melden, stieg langsam die Stufen hinab, etwas älter, grauer, schwerfälliger geworden, und gerade auf der Straße traf er den Bruder. Er gab ihm die Hand, als wäre nichts geschehen, und die beiden schritten wieder, einen halben Meter voneinander entfernt, ganz gleich fast, nur der eine mit Brille, der andre ohne Glas, dem Hotel de Pologne zu.

Sie sprachen kein Wort. Sie hatten sich nur stumm die Hand gedrückt; es lag darin Beileid und Versöhnung zugleich.

Der Oberst trat an den Tisch, der Oberkellner schob ihm den alten Stuhl zurecht, der Oberst griff in die Tasche, gab dem Mann einen Thaler, dann setzte er sich, und als allmählich die übrigen Herren erschienen, in bunter Reihe, die nun wieder einen herunterrücken mußten, sagte der Oberst, als ihm einer nach dem andern zum Willkomm die Hand reichte, wie zur Rechtfertigung, daß er nun wieder unter ihnen sitzen dürfe, nur die Worte: „Ich bin Witwer, meine Frau ist gestorben.“

Darauf antwortete der Geheimrat mit der alten Redensart, wobei ihm aber diesmal die Stimme zitterte, indem er gerührt den Bruder von der Seite ansah, den er wiedergefunden und nun nicht wieder lassen würde bis ans Ende:

„Requiescat in pace!“

Und sei es alte Gewohnheit, sei es, weil auch er der Entschwundenen ein Wort nachrufen wollte übers Grab, kurz, der Oberst fügte hinzu:

„Friede ihrer Asche!“

Dabei hob er ganz leise andeutend die Hand, aber statt des Kreuzes machte er nur einen Strich, als besänne er sich noch eines andern. Damit war die Angelegenheit erledigt, und es wurde über den Zwischenfall nicht weiter gesprochen.

Wie wir sehen lernen

Das eintägige Hühnchen pickt nach den am Boden liegenden Körnchen so sicher, daß es kaum jemals eines davon verfehlt. Die eintägige Ente schnappt nach einem vorbeifliegenden Insekt und erhascht es. Ebenso richtet der Truthahn am zweiten Tage nach der Art der Alten den Schnabel aufmerksam und bedächtig auf Fliegen. Aehnliche Beobachtungen sind an andern Tieren gemacht worden. Die Tiere sehen daher schon ganz kurze Zeit, nachdem sie ins Leben getreten sind, die Gegenstände ihrer Umgebung deutlich und beherrschen den gesamten Augenmechanismus vollkommen. Anders aber verhält es sich mit dem Menschen. So befremdlich es uns auch erscheinen mag, so steht es doch fest, daß die Neugeborenen in ihrer ersten Lebenszeit sich auf fast gleicher Stufe wie die Blinden befinden, und daß Jahre vergehen müssen, ehe die Kinder die Gegenstände der Außenwelt nach ihrer Eigenart, Entfernung, Farbe und Form zu erkennen und zu unterscheiden wissen. Die menschlichen Augen müssen erst lernen, sich zu üben und zu schärfen, und das menschliche Gehirn muß erst heranreifen, um die durch die Augen und Sehnerven empfangenen Eindrücke verarbeiten und verwerten zu können.

Der ganz junge Säugling starrt mit stumpfem Gesichtsausdruck bewegungslos ins Leere. Bringt man eine brennende Kerze in seine Gesichtslinie, so scheint er den Blick auf sie zu heften. Entfernt man aber die Kerze aus seinem Gesichtsfeld, so folgt ihr der Blick nicht, sondern die Augen behalten starr die frühere Richtung bei. Der Blick fiel also nur deshalb auf die Flamme der Kerze, weil sie zufällig in die Gesichtslinie des Kindes geriet. Erst um den zehnten Lebenstag herum wendet das Kind den Kopf nach der brennenden Kerze, und erst nach einer Reihe von Monaten ist es gewöhnlich im stande, bei ruhendem Kopfe die Augen selbständig so zu bewegen, daß sie einem an ihm langsam vorbeigeführten Lichte folgen. Am auffälligsten tritt das Unvermögen des Kindes, seine Augen zweckmäßig zu gebrauchen und das Gesehene richtig zu beurteilen, bei der Abschätzung von Entfernungen hervor. Noch im zweiten Lebensjahr will ein Kind, das sich auf der Straße befindet, einer Person, die zum Fenster des zweiten Stockwerkes eines Hauses herausschaut, das Spielzeug hinaufreichen oder nach einem weit vorbeifliegenden Vogel oder dem Mond greifen. Das Kind hat in den ersten Jahren noch durchaus keine Vorstellung von der Entfernung der gesehenen Gegenstände. Was das Kind in diesem Alter beim Sehen empfindet, darüber kann es selbst nicht befragt werden. Wohl aber können uns darüber solche Personen Auskunft erteilen, die, am grauen Star leidend, blind geboren wurden und nun im siebenten oder einem späteren Jahr durch eine Operation plötzlich das Augenlicht erhalten. Diese Operierten sind der Meinung, daß alle Gegenstände, die sie erblicken, ihre Augen berühren. Infolgedessen haben anfänglich auch sie keine Vorstellung über die verschiedenartige Entfernung des Geschauten. Und auch dann, wenn sie bereits geübter sind, verfallen sie noch, wie die angestellten Versuche zeigen, in die gröbsten Irrtümer. Um die Schätzung der Entfernung bei einem operierten, blindgeborenen Knaben zu prüfen, legte der Augenarzt Franz eine Flintenkugel in ein fußhoch mit Wasser gefülltes Gefäß und auf die Oberfläche des Wassers ein Stück Pappe von derselben Form, Größe und Farbe wie die Kugel. Auf Befragen erklärte der Operierte, keinen Unterschied in der Lage dieser beiden Körper zu finden, sondern glaubte, beide lägen auf der Oberfläche des Wassers. Der Arzt zeigte nun auf die Kugel und forderte den Knaben auf, sie zu ergreifen. Dieser machte jetzt einen Versuch, die Kugel von der Wasseroberfläche wegzunehmen, als er aber erkannte, daß er sie nicht fassen konnte, sagte er, er habe sich getäuscht, beide Gegenstände lägen in dem Wasser. Nachdem dem Knaben der wahre Sachverhalt mitgeteilt worden war, wurde ihm aufgegeben, die auf dem Boden des Gefäßes liegende Kugel mit einem Stäbchen zu berühren. Er versuchte dieses auch mehrere Male, verfehlte aber stets das Ziel. Erst nach längerem Umhertasten mit dem Stäbchen gelang es ihm schließlich, die Kugel mit dem Stäbchen zu berühren. Eine ältere, von Wardrop operierte Dame streckte die Hände weit über die Gegenstände hinaus, die ihr dicht vor die Augen gehalten wurden, während sie bei Dingen, die weit von ihr entfernt waren, nahe an ihrem Gesicht herumtastete. Selbst einige Monate nach der Operation ist zuweilen die Abschätzung der Entfernung noch unsicher, wie die Beobachtungen

von Uhthoff an einem siebenjährigen Knaben zeigen. Diesem wurde zwei Monate nach Beginn der Sehübungen eine Taschenuhr mit Kette in einer Entfernung von $1\frac{1}{2}$ Metern vorgehalten. Er erkannte die Uhr als solche, war aber nicht fähig, ihren Abstand zu bestimmen. Denn als man ihn veranlaßte, die Uhr zu ergreifen, streckte er nach ihr die Hände aus, als ob sie sich dicht vor ihm befände. Bei den folgenden Versuchen, die Uhr zu erfassen, näherte er sich ihr langsam, indem er dabei fortwährend mit den Händen zugriff. In interessanter Weise bemühte sich ein Operierter Rählmanns, als er sich selbst überlassen war, sich in der Bestimmung der Entfernung zu üben. Er nahm seinen Stiefel, betrachtete ihn genau und warf ihn darauf von sich weg. Dann suchte er den Abstand abzuschätzen, ging einige Schritte auf den Stiefel zu und wollte ihn ergreifen. Als ihm dies nicht glückte, that er wiederum einige Schritte, streckte von neuem die Hände aus und wiederholte das Spiel so lange, bis er endlich den Stiefel erfassen konnte. Unter ganz ähnlichen Verhältnissen, wie diese Operierten, befindet sich das Kind in den ersten Lebensjahren. Es sieht alle Körper wie auf der Fläche seiner Sehhaut aufgemalt und weiß deshalb nicht, wie ungleich ihr Abstand ist. Erst durch die Fortbewegung zu dem gesehenen Gegenstand hin und durch die Vergeblichkeit seiner Versuche, Fernliegendes zu erfassen, lernt es allmählich die wechselnde Entfernung erkennen und begreifen.

Auch die Farben sind für das Kind lange Zeit nicht vorhanden. Im frühesten Lebensabschnitt wird höchstens der Unterschied zwischen hell und dunkel empfunden, und ganz langsam vervollkommnet sich dann das Sehvermögen bis zur Wahrnehmung der grellen Farben. Eingehende Untersuchungen über die Entwicklung des Farbensinns hat Preyer an seinem eignen Kinde angestellt, mit dem er vom Ende des zweiten Lebensjahres an viele hundert Prüfungen durch Vorlegung von Farbentäfelchen vornahm. Zunächst wurde eine rote und eine grüne Farbentafel benutzt. Im Beginn der Prüfungen antwortete das Kind auf die Frage: „Wo ist Rot? Wo ist Grün?“ gar nicht, später gab es in der Mehrzahl falsche Antworten, darauf mehr und mehr richtige, und am 763. Tage antwortete es fünfzehnmal richtig und einmal falsch. Man kann hiergegen einwenden, daß das Kind wohl die Farben unterscheidet, aber noch nicht sicher weiß, zu welcher Farbe das Wort Rot oder Grün gehört. Allein die Fortsetzung der Versuche zeigt, daß dem doch nicht so ist. Denn als später noch andre Farbentafeln mit den Farben Gelb, Braun, Blau, Violett, Grau und Schwarz hinzugenommen wurden, wurden Gelb und Rot genau unterschieden, während bei Grün und Blau noch lange eine große Unsicherheit bestand. Hätten die Fehler nur auf einer falschen Verknüpfung der Bezeichnungen mit den einzelnen Farben beruht, so hätten die Irrtümer ebenso oft bei Gelb und Rot als bei Grün und Blau vorkommen müssen. Es geht also aus diesen Versuchen hervor, daß das Auge des Kindes im zweiten Jahre die grellen Farben Gelb und Rot nur allmählich erkennen lernt und daß es für die kurzwelligen Lichtstrahlen, die Farben Grün und Blau, sogar im dritten Jahre noch nicht die volle Empfindlichkeit besitzt. Eine Bestätigung erhält dieses Ergebnis durch die Farbenprüfungen mit dem schon erwähnten operierten Knaben Uhthoffs, dem größere farbige Tuchstücke vorgelegt wurden. Anfänglich wußte er überhaupt nicht, was der Begriff Farbe bedeutet, so daß ihm ein förmlicher Unterricht in dem Erkennen der Farben Gelb, Rot, Grün und Blau erteilt werden mußte. Gelb lernte er zuerst unterscheiden. Dann fand er Rot heraus, und nach sechs Tagen bezeichnete er alle Farben richtig. Nachdem er hierin durchaus sicher geworden war, wurde er angehalten, unter den genannten Farben die hellsten und dunkelsten Töne auszuwählen. Da er von diesen Abstufungen keine Vorstellung hatte, so mußte ihm erst durch Proben von Weiß und Schwarz der Unterschied erklärt werden. Jetzt wußte er zwar anzugeben, daß ein helles Gelb heller als ein dunkles Grün und ein lichtes Rot heller als ein dunkles Blau sei, als aber alle Tuchstücke zusammen vor ihm ausgebreitet wurden, fand er nur Weiß und Schwarz sicher heraus, irrte sich dagegen oft bei der Bestimmung der übrigen helleren oder dunkleren Farben.

Die Form und Umrisse, sowie endlich das Gesamtbild des Geschauten zu erkennen und zu deuten, erfordert ebenfalls eine lange Uebung. Am frühesten erregt wohl die Aufmerksamkeit des Kindes das Gesicht der Mutter, da es sich am häufigsten auf der Netzhaut seines Auges abbildet und zugleich immer wieder dem Kinde bis zur passendsten Sehweite genähert wird. Jedoch ist es ausgeschlossen, daß das Kind selbst dann die Züge und Gesichtsteile genau unterscheidet, wenn es beim Anblick der Mutter lächelt oder auflacht. Es kann sich hier vielmehr nur um den Gesamteindruck handeln, den das Gesicht der Mutter beim Kinde hervorruft. Erst im sechsten bis siebenten Monate ist das Kind so weit, daß es die Eigenart des mütterlichen Gesichts deutlicher aufzufassen und von andern zu trennen weiß, was sich durch das erstaunte Anstarren fremder Personen kundgiebt. Im nächsten Monat erweitert sich sein Gesichtskreis besonders auf Dinge, die zu seiner Ernährung in Beziehung stehen. Wird das Kind mit der Saugflasche ernährt, so zeigt es jetzt ein lebhaftes Verlangen nach Wein-, Bier- oder Wasserflaschen, — ein Beweis, daß es die Aehnlichkeit dieser Flaschen mit der Saugflasche erkennt. Im zehnten Monat verfolgt es dann mit weitgeöffneten glänzenden Augen die Vornahmen, die zur Bereitung seiner Speisen dienen, und gerät beim Anblick derjenigen Wirtschaftsgegenstände, die dabei gebraucht werden, wie Büchsen, Dosen, Töpfe, Tassen und Teller, in helle Freude. Auch diese Gerätschaften also erkennt es und deutet sie jetzt richtig. Dagegen sind ihm noch im zwölften Monat Tiere, auch wenn sie sich fortbewegen, nach seinem erstaunten und fragenden Gesichtsausdruck völlig rätselhaft und unverständlich.

Eine Ergänzung der Beobachtungen bilden wiederum die Untersuchungen an operierten Blindgeborenen. Obgleich diese Operierten seitens ihrer Angehörigen über die Beschaffenheit der Dinge, die im tagtäglichen Leben verwendet werden, in den Jahren bis zur Beseitigung der Erblindung belehrt werden, und obgleich sie sich selbst durch das beständige Betasten über ihre Umgebung und ihre eigne Person vielfältige Kenntnisse erwerben, so offenbaren sie doch, nachdem sie in den Gebrauch ihrer Augen gelangt sind, eine Unsicherheit in der Erkennung des Geschauten nach Form und Gestaltung, die ein überraschendes Gegenstück zu dem Verhalten der Kinder in der ersten Lebenszeit abgiebt. Sehr erstaunt sind die Operierten in der Regel über das menschliche Gesicht. Der von Franz behandelte Knabe fand es sehr schön, und besonders gefielen ihm die Augen, wenn sie sich bewegten. Aber es erschien ihm vollständig flach wie eine Ebene, und obgleich er durch Betasten von sich selbst wußte, daß die Nase hervorsteht und die Augen tiefer liegen, war er nicht im stande, dieses auf fremden Gesichtern zu erkennen. Als die Patientin Wardrops am 25. Tag nach der Operation eine Ausfahrt unternahm, fragte sie, als sie einen Soldaten erblickte: „Was ist das?“ Ueber einen Reiter erkundigte sie sich: „Wer ist das, der soeben an uns vorbeikam?“ Und beim Anblick einiger Frauen mit roten Umhängetüchern fragte sie: „Was ist das Rote auf dem Pflaster?“ Als dem von Uhthoff operierten Knaben eine Puppe in einem weiß und rot gestreiften Kleide von 30 Centimeter Länge vorgehalten wurde, erklärte er sie bei der ersten Prüfung für ein Halstuch. Nachdem man ihn belehrt hatte, forderte man ihn auf, die einzelnen Teile des Kopfes zu zeigen. Er zeigte auch die Haare richtig, Nase, Ohren und Mund vermochte er dagegen nicht aufzufinden. Dasselbe mangelhafte Erkennungsvermögen besteht Tieren gegenüber. Der von Rählmann operierte junge Mann bezeichnete einen Pinscher als etwas Graues und Weiches, das sich bewegt. Erst als das Tier knurrte, entdeckte er, daß er einen Hund vor sich hatte. Von einer 10 Liter-Flasche, die in der Entfernung von einem Meter vor ihm aufgestellt wurde, gab er an, daß sie ein Pferd sei, obwohl er Pferde oftmals betastet und zuweilen sogar geritten hatte. Ein Patient Chesseldens konnte nicht einen Hund von einer Katze unterscheiden. Der von Uhthoff behandelte Knabe hielt ein still sitzendes Kaninchen für einen Kasten. Nachdem er es berührt hatte, bezeichnete er es als einen Kater, den er bereits kannte. Sehr spät erst lernte er Kaninchen, Katze und Hund voneinander unterscheiden.

Selbst bei ganz einfachen Gegenständen kommen die absonderlichsten Irrtümer und Verkehrtheiten vor. Es seien davon nur einige wenige Beispiele aus den Untersuchungen, die an den genannten Operierten angestellt wurden, angeführt. So wurden viereckige und dreieckige Karten für rund erklärt; eine viereckige Karte, die auf der Vorderseite weiß war, richtig beschrieben, sobald sie aber auf ihre gelbe Rückseite herumgedreht wurde, überhaupt nicht erkannt. Aehnlich fielen die Versuche mit einer Streichholzschachtel aus. Wurde ihre mit der Aufschrift versehene Vorderseite gezeigt, so wurde sie stets richtig bezeichnet, die blaue Rückseite aber verursachte völlige Ratlosigkeit. Nachdem ein einzelnes Streichholz dem Operierten schon lange bekannt war, wußte er dennoch zwei gekreuzte Streichhölzer nicht zu deuten. Während ein schwedisches rotes Streichholz mit gelbem Köpfchen immer genau erkannt wurde, schien ein weißes Streichholz mit schwarzem Köpfchen etwas davon ganz Verschiedenes zu sein. Dieselbe Unsicherheit wiederholte sich bei einer gelben und einer schwarzen Stecknadel. Erstere wurde regelmäßig als eine solche erklärt, als aber einige Zeit später die letztere vorgezeigt wurde, wurde sie Kugel genannt. Ein Stück Zucker wurde richtig bezeichnet. Hing es indessen an einem schwarzen Faden, so wurde es als eine fremdartige, bisher noch nicht gesehene Erscheinung aufgefaßt. Kartoffeln von verschiedener Größe wurden jederzeit schnell benannt. Legte man aber drei davon in einer Reihe dicht nebeneinander, dann wurde die Erkennung so erschwert, daß erst nach längerem Zögern die Antwort erfolgte. Weder konnte eine Schere von einem Messer, noch ein silberner Bleistifthalter von einem Schlüssel, wenn sie nicht berührt wurden, unterschieden werden. Eine Porzellantasse und eine Porzellanschüssel wurden auch dann für zwei Tassen gehalten, nachdem die wirkliche Tasse betastet worden war.

Es ist ein langer und mühsamer Weg, den der Mensch zurückzulegen hat, bis sein Erkennungsvermögen die Höhe der Ausbildung erreicht. Zum Teil beruht die anfängliche Unvollkommenheit und die Langsamkeit des Fortschreitens auf dem Umstand, daß die Fähigkeit zur zweckentsprechenden Bewegung der Augen durch die Muskeln und besonders zur Einstellung und Krümmung der Augenlinse erst allmählich erworben wird, zum Teil aber auch auf dem Entwicklungszustand des Gehirns. Jene Großhirnbezirke, die als die Werkstätten der geistigen Vorgänge aufzufassen sind, erfahren ihren feineren Ausbau erst nach der Geburt, und sie treten auch erst nach dieser mit den inneren Endflächen des Gesichtssinns, sowie der andern Sinne in Verbindung. Erst nach der Ausgestaltung dieser wichtigsten Großhirnbezirke und der Anlegung der Fortleitungsbahnen zwischen ihnen und den inneren Sinnesflächen wird die Umsetzung, Verknüpfung und Verwertung der durch die äußeren Sinnesorgane empfangenen Eindrücke möglich und für das geistige Wachstum fruchtbringend.

G. Weißenberg

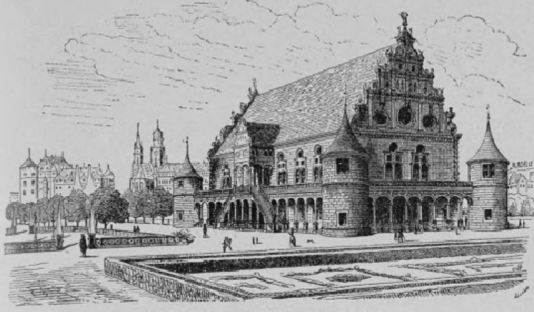
Zu unsern Bildern

Die venezolanische Flotte, von der ein Teil durch die vereinigten deutschen und englischen Streitkräfte auf der Reede von La Guaira zum Sinken gebracht wurde, wird vorzugsweise zum Zolldienst auf dem Orinoko und an dessen Mündungen benutzt. Die beiden größten Schiffe, das Torpedokanonenboot „Restaurador“, das von dem deutschen Kriegsschiff „Vineta“ genommen und unter deutscher Flagge in Dienst gestellt wurde, und der Torpedokreuzer „Bolivar“ sind die schnellsten Schiffe dieser kleinen Flotte. Das Torpedofahrzeug „Miranda“ ist unbedeutend. „Restaurador“ ist mit schnellfeuernden Geschützen bewaffnet, einer 7,6 Centimeter- und vier 5,7 Centimeter-Kanonen. „Bolivar“ trägt zwei gewöhnliche 12 Centimeter- und vier 5,7 Centimeter-Geschütze. Von den Zollschonern sind die meisten ganz leicht armierte, ältere Schiffe; nur „General Crespo“, der inzwischen versenkt wurde, und „Marschall Ayacucho“ stammen aus den neunziger Jahren. „Zamora“ mißt 351 Tonnen und führt gleich den älteren Fahrzeugen eine 3,7 Centimeter-Maschinenkanone und ein Maschinengewehr. Als der Präsident Castro dem ihm gestellten Ultimatum nicht entsprach, fuhren am 9. Dezember das deutsche und das englische Geschwader in den Hafen von La Guaira ein, um von den dort ankernden venezolanischen Kriegsschiffen Besitz zu ergreifen. Hierauf wurden die venezolanischen Schiffe außerhalb des Hafens geschleppt und um zwei Uhr morgens die Schiffe „General Crespo“, „Tutunco“ und „Margerita“ versenkt. Das Schiff „Assun“ entging diesem Geschick, weil der französische Geschäftsträger es als Eigentum eines Franzosen bezeichnete. Außerdem wurden von den Engländern im Golf von Paria das venezolanische Truppenschiff „Zamora“ und das Küstenpanzerschiff „23. Mai“ beschlagnahmt; gleiches widerfuhr dem „Bolivar“ durch das englische Kriegsschiff „Charybdis“, während auch das venezolanische Schiff „Castillo Libertador“ vor Puerto Cabello von den Engländern genommen wurde.

Ampezzo in Südtirol eignet sich vorzüglich für längeren Winteraufenthalt. Wenn nicht Nordwind das Thal durchbraust, ist die mittlere Temperatur 6—7 Grad R. unter Null, wenn es sehr kalt ist, 16—18 Grad R., dafür aber steigt an windgeschützten Orten die Temperatur mittags in der Sonne oft bis zu 35 Grad R. Wärme. Bei großen Schneefällen müssen die Schneepflüge sofort gegen Norden und Süden fahren, gewöhnlich mit 12, sehr oft mit 24 Pferden bespannt. Abgeschnitten von der Außenwelt ist man höchstens einen Tag im ganzen langen Winter, so daß der Tourist immer freien Weg über Belluno nach Venedig hat. Einige Hotels in Cortina sind auch für Wintergäste eingerichtet. Der viele Schnee und das beinahe immer schöne Wetter kommen natürlich dem Wintersport zu gute, dem auch die Eingeborenen eifrig huldigen. Für Skiläufer bietet sich, wie einige unsrer Abbildungen auf Seite 335 zeigen, prächtiges Terrain dar, ebenso wird der Rodelsport gepflegt, und sogar Rennwölfe gleiten auf der tadellosen Straße dahin. Selbstverständlich fehlt es auch nicht an Schlittenpartien. Ueberall lustiges Lachen und Jauchzen, und über den fröhlichen Menschen der dunkelblaue Himmel, von dem sich in blendender Pracht die stolzen Dolomitriesen abheben.



Die Ueberreste des neuen Lusthauses in Stuttgart
Nach einer Zeichnung von Th. Volz



Das ehemalige neue Lusthaus in Stuttgart

Die Ueberreste des Stuttgarter Lusthauses

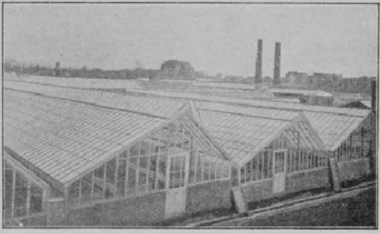
Durch die Abbrucharbeiten am Gebäude des Stuttgarter Hoftheaters, das am 20. Januar 1902 den Flammen zum Raub wurde, sind die letzten Ueberreste eines Bauwerkes zu Tage gefördert worden, das einst weit und breit in deutschen Landen berühmt war: die Ruinen des sogenannten Lusthauses. In den Jahren 1584 bis 1593 ließ Herzog Ludwig von Württemberg durch seinen genialen Baumeister Georg Beer und unter Mitwirkung des jungen hochbegabten Heinrich Schickhardt diesen Bau in seiner Residenz aufführen. Er wurde das „neue Lusthaus“ genannt, im Gegensatz zu dem von dem Vater Ludwigs, Herzog Christoph, früher erbauten „alten Lusthaus“, das mitten im Hofe des jetzigen königlichen Residenzschlosses stand. Seitdem dies abgebrochen wurde, hieß der Neubau das „Lusthaus“ schlechthin. Er stellte ein Meisterwerk der deutschen Renaissance dar, das der herzogliche Erbauer zur Abhaltung von Hoffestlichkeiten bestimmt hatte, und ruhte auf einem Pfahlrost von 1700 Eichen- und Buchenstämmen, die noch heute erhalten sind. Der Prachtbau wurde weit über Württembergs Grenzen hinaus in hohen Ehren gehalten und bewundert; er war in länglichem Viereck angelegt, an den Ecken von vier kräftigen Rundtürmen flankiert und bestand aus zwei Stockwerken. Die Schmalseiten krönten prächtige Giebel; ferner umgaben den ganzen Bau auf korinthischen Säulen ruhende Arkaden mit gewölbten Decken. An jeder Längsseite führte eine gleichfalls von korinthischen Säulen getragene Freitreppe zu dem äußeren Umgang des oberen Stockwerks empor. Die Außenseite des Lusthauses war reich mit Skulpturen geschmückt; wertvolle Bildhauerarbeiten und Malereien zierten die beiden großen Säle im Innern, von denen der obere wegen seiner Größe, seiner ihn überspannenden freihängenden Decke und der ausgezeichneten Akustik als ganz besondere Sehenswürdigkeit galt. In den oben erwähnten, rings um den Hauptbau herumlaufenden Bogengängen sowie an den Türmen waren auf Konsolen die Porträtbüsten des Erbauers mit seinen beiden Frauen und die von 31 Ascendenten der fünf ersten Grade, zusammen 65 Büsten von vortrefflicher individueller Ausführung, aufgestellt. Sie wenigstens sind glücklicherweise erhalten geblieben und befinden sich seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf dem der herzoglichen Familie von Urach gehörigen, durch Wilhelm Hauff verherrlichten Schloß Lichtenstein. Was nun die späteren Schicksale des Lusthauses selbst angeht, so wurde es unter dem Herzog Karl 1750 durch Baudirektor Retti in ein Opern- und Schauspielhaus umgestaltet, wobei der große Saal als Schaubühne mit Parterre und einer Galerie für die Zuschauer eingerichtet wurde, auch brachte man an der Vorder- und Rückseite Anbauten an; in der Hauptsache blieb aber das Aeußere der Umfassungsmauern mit dem größten Teil des herrlichen Portikus noch unversehrt. König Friedrich ließ dann den Zuschauerraum zu einem Parterre mit vier Galerien umgestalten, doch auch jetzt war noch manches von den alten künstlerischen und architektonischen Schönheiten vorhanden und von außen wahrzunehmen, zumal von der Schloßgartenseite her. Die westliche, gegen die Stadt gerichtete Seitenfront war bis zur Dachfläche verbaut, ebenso hatte man die von der Stadt abgewendete Nordseite unter Entfernung des alten Steingiebels mit dem ordinärsten Riegelwandbau umhüllt. Die dem Schloßplatze zugekehrte Giebelfassade wurde unten verdeckt durch die Schloßwache, das Theatervestibül und andre niedrige Vorräume, die jedoch, wie August Köstlin aus dem Anfang der vierziger Jahre berichtet, „der Majestät des hoch überragenden Kernbaues ebensowenig Abbruch zu thun vermochten als die Schuster- und Spenglerhütten, die vor einigen Jahrzehnten noch den gemütlich spießbürgerlichen Sockel fast eines jeden unsrer alten Dome bildeten. Beide runden Ecktürme, der ganze volle Giebel standen frei und offen da; endlich, wenn man den südöstlichen Turm umschritt, um zwischen Turm und Ecke des neuen Residenzschlosses unter dem sogenannten Schloßbogen hindurch in den Schloßgarten zu gelangen, so stand man vor der durch ein Eisenstaket abgesperrten, nahezu ganz unverbaut gelassenen östlichen Seitenfront des Lusthauses und konnte die kunstvollen Arkaden, die bogengetragene Freitreppe mit ihrem kleineren Giebelaufbau, die reizende Bildnerei bewundern.“ Erst dem in den Jahren 1845—1846 unter König Wilhelm ausgeführten Umbau behufs Erweiterung des Hoftheaters fielen die letzten äußerlich sichtbaren Teile des weltberühmten Lusthauses zum Opfer, und nur wenige wußten, daß im Innern des Hoftheaters verborgen noch einige Ueberreste des herrlichen Renaissancebaues steckten. Diese kamen nun beim Abbruch der Brandruinen zu Tage; zunächst natürlich die mächtigen und massigen Mauern, die inzwischen unter sorgsamer Bergung aller ornamentalen Teile abgebrochen worden sind. Neuerdings fand man wider Erwarten auch noch bedeutende Ueberreste der westlichen Langseite, so namentlich die Freitreppenanlage mit dem dahinterliegenden Bogengang; diese nach dem Abbruch der umhüllenden Außenmauern wieder zu Tage geförderten Reste erregen allgemeine Bewunderung. Sie bilden einen Teil der Arkaden mit der Freitreppe auf der westlichen Langseite, und die schöngeschwungenen Bogen und Gewölbe der von zierlichen Säulen getragenen graziösen Halle wecken schmerzliches Bedauern um das, was beklagenswerter Unverstand hier zerstört hat. Wie diese Bogenhalle, deren Schmuck jene Porträtbüsten bildeten, mit der vorliegenden Freitreppe einst aussah, das zeigt den Lesern unsre Ansicht. Für die Wintermonate hat man diese hochbedeutsamen, noch leidlich gut erhaltenen Baureste mit einem Schutzdach versehen; es soll beabsichtigt sein, sie im Frühjahr mit entsprechender Sorgfalt abzutragen, um sie dann im Hofe der Technischen Hochschule zu Studienzwecken wieder aufbauen zu lassen. Von andrer Seite hat man vorgeschlagen, die Bauruine lieber in den nahen königlichen Anlagen mit entsprechender gärtnerischer Umrahmung wieder aufstellen zu lassen, damit sie der allgemeinen Betrachtung zugänglicher sei; jedenfalls wird man Mittel und Wege zu finden wissen, diese Denkmäler schwäbischer Meisterschaft dauernd zu erhalten.

E. M.



Der Wandelgang im neuen Lusthause zu Stuttgart

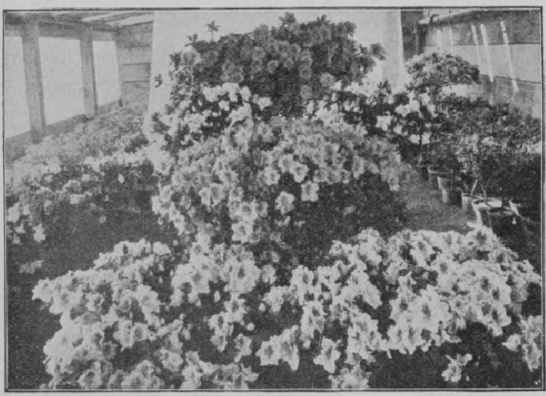
Nach einer Zeichnung von Th. Volz



Rosentreibhäuser nach amerikanischer Art

Winterblumen- und Fruchttreiberei in der Reichshauptstadt

Trotz der allgemeinen Klage über die schlechten Zeiten möchte man fast behaupten, daß der Luxus im Steigen begriffen ist. Abgesehen vom Toilettenaufwand, dem unsre Damen mit lachenden Gesichtern so große Opfer bringen, hat wohl der Blumenluxus die größte Popularität erlangt. Ihm wird nicht nur von den Reichen, sondern auch vom Mittelstande, ja in gewisser Hinsicht sogar von der Arbeiterbevölkerung gehuldigt. Der Arbeiter erfreut sich an den Kindern Floras im Sommer, wenn die Natur die Blumen zu Millionen spendet, der Reiche im Winter, wenn's draußen friert und schneit. Dann kommen die Blumen zum Teil aus dem sonnigen Süden, zum Teil werden sie aber auch in modern eingerichteten Glashäusern getrieben, ein außerordentlich kostspieliges und mühevolles Verfahren, das die hohen Preise für so gezeitigte Winterblumen rechtfertigt. Während die deutschen Gärtner im Anfang dem Massenimport abgeschnittener Blumen thatenlos zusahen, rafften sie sich bald auf und waren schnell im stande, den kurzstieligen, duftlosen und angewelkten Importblumen frische, langstielige und duftende Treibhausblumen entgegenzustellen. So kam es, daß in den Großstädten, namentlich in Berlin, die flatterige Importblüte bald dem Straßenhandel verfiel. Von Jahr zu Jahr hob sich nun die heimische Blumentreiberei, und heute beschränkt sie sich ausschließlich auf solche Pflanzenarten, die uns der Süden gar nicht oder nur in schlechter Qualität liefert.



Blühende Azaleen

Einen ganz besonderen Umfang haben der Blumenhandel und die Winterblumentreiberei Berlins angenommen, und neben der Reichshauptstadt ist in erster Linie Hamburg seiner umfangreichen und mustergültigen Treibereien halber berühmt. In Berlin herrschen bezüglich des Blumenhandels ganz einzig dastehende Verhältnisse. Das erstaunliche Anwachsen der Stadt hat die Handelsgärtnereien zuerst in die naheliegenden Vororte und dann in die entfernteren Ortschaften verdrängt. Hierbei machten die Gärtnereibesitzer brillante Geschäfte, da sie ihre ursprünglich als Ackerland gekauften Grundstücke als teures Bauterrain wieder veräußern konnten. Jetzt liegen die wichtigsten Blumentreibereien so weit von der Hauptstadt entfernt, daß man, um sie zu erreichen, in den meisten Fällen eine etwa einstündige Eisenbahnfahrt im Vorortverkehr unternehmen muß. Diese großen Entfernungen machen es dem Blumentreiber zur Unmöglichkeit, seine Produkte gleich an den Blumenhändler abzusetzen; er ist in den meisten Fällen auf den Zwischenhandel, die Unterhändler angewiesen, von denen jeder mit einer oder mehreren Gärtnereien in Verbindung steht, deren Ertrag an Schnittblumen er regelmäßig abnimmt, um sie dann in der Berliner Engros-Markthalle wieder abzusetzen. Besonders große Züchter beschicken auch diese Engros-Markthalle täglich mit eignem Personal.

Die Engros-Blumenhalle befindet sich in der an der Linden- und Friedrichstraße belegenen städtischen Markthalle II. Tag für Tag findet hier morgens in aller Frühe der Blumenmarkt statt, und die Inhaber der hauptstädtischen Blumengeschäfte decken hier ihren Bedarf. Eine unsrer Abbildungen zeigt eine früh um sechs Uhr verfertigte photographische Aufnahme, die ein deutliches Bild von dem lebhaften Treiben innerhalb dieser Engros-Markthalle giebt. In einer gewaltigen Glashalle findet hier auch der Verkauf von blühenden Topfpflanzen statt.

Die wichtigste Treibblume Berlins ist die Rose. Die ersten hier getriebenen Rosen gelangen gewöhnlich im Laufe des Januar auf den Markt. Es werden dann tadellose, langstielig geschnittene Blumen der beliebten Sorten im Detailhandel mit zwei bis drei Mark und höher das Stück bezahlt, während zur gleichen Zeit das ganze Dutzend italienischer Rosen einen Preis von höchstens zweieinhalb Mark erzielen kann. Diese Preise mögen als Maßstab für den Unterschied zwischen fremden und deutschen Rosen dienen.



Blühende Herzblumen

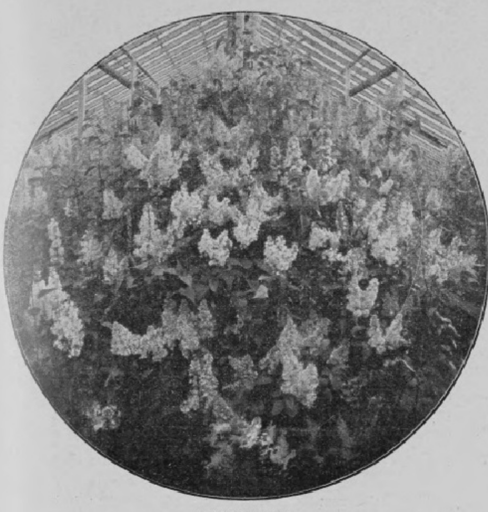
Die ersten Winterrosen werden in verschiedenartig konstruierten Glashäusern getrieben. Eine unsrer Abbildungen veranschaulicht eine im Januar gefertigte Aufnahme, die Innenansicht eines im vollen Flor stehenden Rosenhauses; eine andre bietet die Außenansicht einiger zusammenhängender, nach amerikanischem Verfahren erbauter Rosentreibhäuser. In diesen Häusern werden nicht in Töpfen gepflegte Rosen, sondern auf flache Tische ausgepflanzte getrieben. Durch das letztere Verfahren wird erheblich an Arbeitskräften gespart. Es giebt in Berlin Rosentreibereien, die mitten im Winter täglich tausend und mehr Rosen, zu Beginn des Frühlings täglich dreitausend und darüber schneiden können, von welch letzteren immer noch im Großhandel das Hundert mit achtzig bis hundert Mark bezahlt wird. Die späte oder Frühlingstreiberei der Rosen gelangt in ausgedehnten Blockhäusern zur Ausführung. Es sind dies primitive Treibhäuser, die über ein mehr oder weniger großes, mit Rosen bepflanztes Feld gestellt werden. Manche dieser Häuser bedecken eine Grundfläche von tausend Quadratmetern und darüber.

Nächst der Rose ist die Maiblume die wichtigste Winterblume. Sie wird in der kalten Jahreszeit nach zwei verschiedenen Verfahren zum Blühen gebracht. Nach dem einen werden die Maiblumentreibkeime im Spätherbst aus dem Lande genommen und die blühbaren von ihnen zu ein- bis dreitausend Stück in Kisten verpackt. In dieser Verpackung kommen sie in ein Gefrierhaus, wo sie zu einem festen Klumpen zusammenfrieren. Hier bleiben sie bis zum Hochsommer, zum Herbst und selbst bis zum Winter des nächsten Jahres, durch die eisige, in den Kühlräumen herrschende Kälte in der Vegetation künstlich zurückgehalten. Diese sogenannten Eismaiblumen gehen von Deutschland aus zu Hunderttausenden in die Welt, bis nach Amerika. Nachdem sie im Herbst oder Winter aus dem Gefrierraume genommen, langsam aufgetaut, eingepflanzt und in ein nur wenig warmes Treibhaus gebracht sind, erwacht bei ihnen bald das künstlich zurückgehaltene Leben, sie treiben und blühen, mit herrlichem Blattschmuck versehen. Infolge dieses Verfahrens ist die Maiblume, die, wie ihr Name sagt, ausschließlich dem vorgeschrittenen Frühling angehört, eine ganz gewöhnliche, außer der Zeit aber nicht billige Alltagsblume geworden. Das zweite Verfahren der Maiblumentreiberei besteht darin, daß die frisch aus den Kulturfeldern genommenen Maiblumen vom Dezember ab ohne jede Vorbehandlung getrieben werden. Sie haben dann aber nicht genügend Kraft, um neben den Blüten auch Blätter zu entwickeln. Sie blühen blattlos, wie sie unsre im Dezember gefertigte Aufnahme aus einem Maiblumentreibhause veranschaulicht. Aus diesem Grunde ist es notwendig, im Dezember neben gewöhnlichen auch Eismaiblumen zu treiben, um mit den Blüten auch Blätter verwenden zu können. Vom Januar ab entwickelt auch die frisch getriebene Maiblume neben den Blüten ihre Blätter. Neben Maiblumen werden andre staudenartige Gewächse in Berlin nur ausnahmsweise und in beschränktem Umfange getrieben. Am häufigsten ist noch das Treiben der sehr niedlichen Herzblume, auch „gebrochenes Herz“ genannt. Sie ist eine sehr leicht treibbare Staude; unsre Abbildung zeigt eine Winteraufnahme, eine ganze Gruppe dieser Herzblumen im vollen Flor darstellend.

Unter den Sträuchern giebt es neben den Rosen noch sehr viele, die in Berlin in großem Umfange getrieben werden. So die Azaleen, unsern herrlichen Schneeball, die gefüllten Mandelbäumchen, die als eine unsrer schönsten Schlingpflanzen bekannte Glycine, die Alpenrose, die wunderhübsche japanische Hortensie und in allererster Linie den Flieder. Auch er wird nach zwei verschiedenen Verfahren getrieben. Das erste Verfahren ist neueren Datums, eine Erfindung des Professors Johannsen in Kopenhagen. Es findet nur bei der allerfrühesten Treiberei im Oktober und November Anwendung. Der Flieder, der noch gar keine Ruhezeit durchgemacht hat, erst gerade sein grünes Laub verlor, wird in einem durchaus feuersicheren Raum eine Zeitlang Aetherdämpfen ausgesetzt, die ihn gewissermaßen



Maiblumentreiberei im Dezember



Im Fliederhause

betäuben. Aus diesem mit Aetherdämpfen gefüllten Raume wird er dann direkt in ein warmes Treibhaus gebracht, wo er schon zu einer Jahreszeit vollkommene Blüten bringt, zu der es früher unmöglich war, blühenden Flieder zu zeitigen. Den für spätere Treiberei bestimmten Flieder setzt man erst einer guten Portion Kälte aus und bringt ihn dann vom Dezember ab in die Treibräume. Er bringt tadellose Blüten in reicher Fülle, wenn sie auch zu Beginn des Winters von gar keinen oder nur wenigen Blättern begleitet sind. In der obenstehenden Abbildung bieten wir eine zu Weihnachten gefertigte Innenansicht eines Fliedertreibhauses.



Ranke der Treibhausrebe Black Hamburgh

Während die Blumentreiberei im Winter von Jahr zu Jahr an Umfang und Bedeutung gewachsen ist und immer erfolgreicher ausgeübt wird, ist die Fruchttreiberei ständig zurückgegangen. Am umfangreichsten wurde in Berlin die Weintreiberei gepflegt, aber die Massenimporte billiger Tafeltrauben aus Ungarn, Italien und Belgien haben es verschuldet, daß diese vornehme Treiberei immer unrentabler geworden ist. Der enorm billige Preis hat den ausländischen Trauben das Feld erobert. Die frisch aus dem Berliner Treibhaus geschnittene Frucht wird je nach ihrer Qualität mit fünf bis zehn Mark pro Kilo bezahlt und zwar zu einer Zeit, zu der ungarische und italienische Trauben höchstens fünfzig Pfennige pro Kilo, belgische Treibhaustrauben höchstens drei Mark pro Kilo kosten. In den Rebentreibhäusern werden ausschließlich ganz besondere Trauben gezogen, die sehr großbeerig sind und in unserm Klima im Freien nicht fortkommen. Unsre Abbildung zeigt eine einzelne Ranke einer Treibhausrebe der Sorte Black Hamburgh. In Berlin haben die Handelsgärtnereien die Fruchttreiberei aufgegeben; dort wird sie nur noch durch eine von Großgrundbesitzern begründete Aktiengesellschaft in großem Umfange, aber ohne finanziellen Erfolg betrieben. Daneben gestatten sich höchstens reiche Gartenliebhaber den Luxus eigner Weintreibereien. Für den Handel wird in Berlin am häufigsten das Treiben von Erdbeeren in Blumentöpfen gepflegt. Diese reich mit verlockenden Früchten behangenen Topferdbeeren werden gern von Pflanzenliebhabern gekauft; in weit bescheidenerem Umfange wird ausschließlich vom Privatgartenbau das Treiben von Pfirsichen und anderm Steinobst sowie von Feigen ausgeübt. Die größten Fruchttreibereien in der Nähe Berlins befinden sich in der Hofgärtnerei zu Sanssouci. Es fällt ihnen ausschließlich die Aufgabe zu, die königliche Tafel mit kostbarem zeitlosen Obst zu versorgen. Max Hesdörffer

---

Notizblätter

Kultur und Wissenschaft

Man findet in wissenschaftlichen Werken sehr verschiedene Angaben über die Temperatur der Sonne, die zwischen einigen tausend und mehreren hunderttausend Grad schwanken. Allmählich scheint man sich aber doch innerhalb engerer Grenzen einigen zu wollen. Der Astronom Wilson, der in der Erforschung der Sonne schon viele wichtige Arbeiten geleistet hat, hat jetzt der Royal Society in London eine neue Bestimmung der Sonnentemperatur vorgelegt. Aeltere Forschungen, die in den Abhandlungen der nämlichen Gesellschaft erschienen sind, ergaben einen mittleren Wert von 6200 Grad Celsius. Neuere Beobachtungen, die mit den allerfeinsten Apparaten und mit der größten Sorgfalt angestellt wurden, führten auf eine mittlere Temperatur von 5773 Grad. Die Untersuchungen des berühmten amerikanischen Physikers Langley erbrachten den Wert von 6085 und jetzt die Forschungen von Wilson einen solchen von 6863 Grad. Die Unterschiede sind also doch wesentlich geringer geworden, da sie sich jetzt nur noch zwischen etwa 5800 und 6800 Grad bewegen, so daß man durchschnittlich die Temperatur der Sonne auf 6300 Grad anzunehmen hätte. Die Schwierigkeit in der Bestimmung liegt in der Ermittlung des Betrags an Wärme, der beim Durchgang der Sonnenstrahlen durch die Atmosphäre verloren geht. Freilich ist es auch schwer, einwandfrei den Durchschnitt von Wärme zu ermitteln, den die Erdoberfläche während einer gegebenen Zeit von der Sonne empfängt.

— Für Münzensammler von Wert ist eine auf sorgfältigen Studien beruhende „Geschichte der Egerer Münze", die der kaiserliche Rat Dr. Karl Siegl, Archivar der Stadt Eger, vor kurzem in einer Festschrift des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen veröffentlicht hat. Die inhaltreiche Arbeit enthält vieles, was nicht nur das Münzwesen von Eger, sondern auch die Geschichte des deutschen Münzwesens im allgemeinen angeht. Nach Dr. Siegl kommen Münzen mit Jahreszahlen erst im 15. Jahrhundert vor. In der ersten Hälfte erscheinen noch die römischen Ziffern. Münzen mit Jahreszahlen in arabischen Ziffern werden erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bekannt. Nach Dr. Siegls Erfahrungen, die er als Münzsammler gemacht hat, sind die ältesten Münzen mit Jahreszahlen in arabischen Ziffern eine unter König Friedrich III. geprägte Münze vom Jahre 1456 und der Thaler Erzherzogs Sigismund von Tirol vom Jahre 1484. Die bekannten thalergroßen Schaumünzen auf Hussens Verbrennung mit der Jahreszahl seines Todes 1415 stammen keineswegs aus diesem Jahre, sondern wurden erst seit 1519 wiederholt in Joachimsthal geprägt.

— Bekanntlich ist Seide die Ausscheidung zweier neben dem Verdauungskanal der Seidenraupe liegenden Drüsen. Diese Drüsen, vielfach gewundene Schläuche, laufen in die im Kopf gelegene Spinnwarze aus und münden in eine gemeinschaftliche Oeffnung, aus der das honigdicke Sekret heraustritt, das an der Luft sofort zu einem Faden erhärtet. Gewöhnlich ist die Seide beim Austritt aus dem Körper der Raupe farblos, oft aber auch strohgelb oder grünlich. Ueber den Ursprung dieser Färbung der Seide haben die Gelehrten schon seit langem gestritten. Einzelne glaubten, das Tier erzeuge die Farbe selbst, andre schrieben sie Verunreinigungen bei der Ausscheidung des Sekrets zu, und wieder andre führten sie auf das Blattgrün des Maulbeerbaumes zurück. Letztere Ansicht scheint richtig zu sein. Levrat und Conte fütterten nämlich neuerdings Seidenraupen mit Maulbeerblättern, die mit giftfreiem Anilinrot oder Anilinblau getränkt waren. Danach wurden nicht allein die Seidenraupen rot oder blau, sondern sonderten auch Seide von entsprechender Färbung ab. Einspritzungen obiger Farbstoffe in den Afterfuß der Raupe hatten dasselbe Ergebnis.

Bühne

Felix Philippis neues Schauspiel „Das dunkle Thor" erzielte im Königl. Schauspielhause zu Berlin wohl äußeren Erfolg, doch geht das Urteil der Kritik ziemlich einmütig dahin, daß das Stück kaum anders als ein dramatisierter Kolportageroman aufzufassen sei. Es fehle nicht an spannender Handlung, doch mangle jede künstlerische Motivierung.

— Ernst Clausens Posse „Moderne Seelen", die ihre Satire gegen gewisse gesellschaftliche Verkehrtheiten wendet, fand im Hoftheater zu Weimar nur eine kühle Aufnahme.

— Im Schauspielhause zu München wurde Gabriele d'Annunzios Tragödie „Die Gloria" (verdeutscht von Linda von Lützow) günstig aufgenommen. Große Heiterkeit

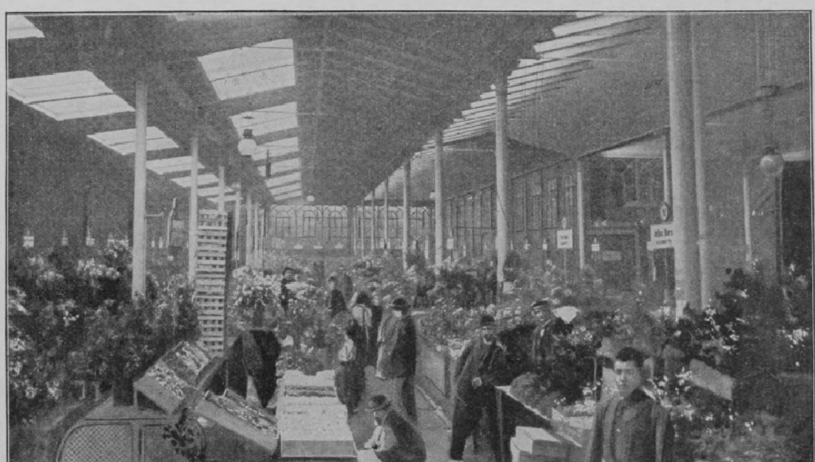


Japanische Hortensien

erweckte die Gesangsposse „In der Sommerfrische" von Benno Rauchenegger und Konrad Dreher im Gärtnerplatztheater.

— Starken Erfolg hatte in der Wiener Hofoper Peter Tschaikowskys dreiaktige Oper „Pique-Dame". Der Text ist vom Bruder des Komponisten, Modest Tschaikowsky, nach der gleichnamigen Novelle Puschkins geschrieben und von Max Kalbeck verdeutscht worden. — „Frieden", Legende von Rudolf Hawel, begegnete im Deutschen Volkstheater zu Wien einer wohlwollenden Aufnahme.

— Das Vermögen der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehörigen hat sich, wie auf der Delegiertenversammlung in Berlin festgestellt wurde, im letzten Jahre um 191 000 Mark vermehrt. Das Gesamtvermögen der Pensionsanstalt beträgt rund 5 816 000 Mark.



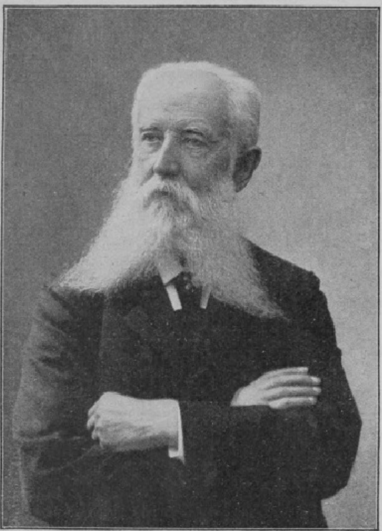
Halle für den Engros-Blumenmarkt

Alpines

Die Renovation des Schiller-Steines im Urnersee ist beendet und darf als gelungen bezeichnet werden.

Zeitgeschichte

Seinen achtzigsten Geburtstag feiert am 9. Januar Geheimrat Johann Friedrich August von Esmarch, der berühmte Chirurg. Zu Tönning in Schleswig geboren, studierte er in Kiel und Göttingen und wurde 1854 Professor an der Universität Kiel. Schon während des schleswig-holsteinischen



Phot. Ferd. Urbahns, Kiel

Geheimer Rat von Esmarch

Feldzuges erwarb er sich hohe Verdienste um die Pflege der Verwundeten und übernahm 1866 die Oberleitung der chirurgischen Thätigkeit in den Berliner Lazaretten. Während des Krieges von 1870—71 organisierte er in Kiel und Hamburg die freiwillige Hilfe und wirkte später als konsultierender Chirurg bei dem großen Barackenlazarett auf dem Tempelhofer Felde. Die Vervollkommnung des Lazarettwesens und der Kriegschirurgie waren wesentlich auf seine Anregung zurückzuführen. Er erfand das seitdem weltbekannt gewordene Verfahren, Gliedmaßen künstlich blutleer zu machen und somit ohne Blutverlust zu operieren. Auch die Einführung des Samariterwesens war sein Werk. Seit 1872 ist Geheimrat von Esmarch mit der Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein, einer Tante der Deutschen Kaiserin, vermählt.

— Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar, der sich mit der Prinzessin Karoline von Reuß ä. L. verlobte, ist am 10. Juni 1876 als einziger Sohn des Erbgroßherzogs Karl August und seiner Gemahlin Pauline geboren. Den Vater, der nicht auf den Thron gelangte, verlor er am 20. November 1894, und am 5. Januar 1901 folgte er seinem Großvater, dem Großherzog Karl Alexander, in der Regierung. Die Braut, Prinzessin Karoline Elisabet Ida, geboren am 13. Juli 1884 zu Greiz, ist die dritte Tochter des 1902 verstorbenen Fürsten Heinrich XXII. Reuß und eine Schwester des jetzigen Fürsten Heinrich XXIV., für den Fürst Heinrich XIV. j. L. die Regentschaft führt.



Phot. Heinrich Fritz, Greiz

Prinzessin Karoline von Reuss ä. L.



Phot. Louis Held, Weimar

Grossherzog Ernst von Sachsen-Weimar

— Der neuerwählte schweizerische Bundespräsident Adolf Deucher ist einer der bekanntesten Staatsmänner seiner Heimat. Im Februar 1831 zu Steckborn (Kanton Thurgau) geboren, studierte er in Heidelberg Philosophie und Geschichte, in Zürich, Prag und Wien Medizin, um dann von 1853 bis 1879 als Arzt in Steckborn und Frauenfeld zu praktizieren. 1854 kam Deucher in den Großen Rat des Thurgaus, wurde 1869 in den Nationalrat gewählt und trat 1879 als Vertreter der radikaldemokratischen Richtung in die kantonale Regierung ein. Er wurde 1883 Mitglied des Bundesrats, als dessen Vizepräsident er 1885 thätig war; 1886 übernahm er das politische Departement und war Bundespräsident für 1886 und für 1897, so daß er jetzt also zum drittenmal die höchste Stellung einnimmt, die die Eidgenossenschaft zu verleihen hat.



Adolf Deucher,
der neue schweizerische Bundespräsident

Vereine und Feste

Veranstaltet vom Deutschen Verein für Volkshygiene, fand am 7. Dezember im Künstlerhause zu Berlin ein Reformkleiderfest statt, das den Zweck verfolgte, die neue Tracht, wie sie von den Malern Schultze-Naumburg und van der Velde befürwortet wird, möglichst anziehend vor Augen zu rücken. Den Glanzpunkt der Veranstaltungen bildete eine Polonaise, an der sich etwa 100 Damen in Reformtracht beteiligten, aber auch unter den Zuschauern befanden sich viele Damen in der neuen Tracht. Unter den Kostümen gewahrte man manches Hübsche und Eigenartige, aber freilich auch manches Mißlungene.

Totenschau

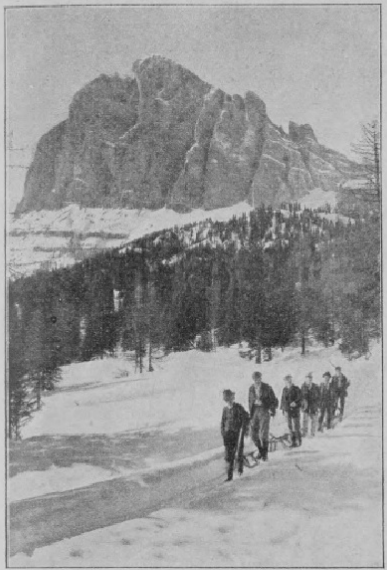
Wirkl. Geheimrat Dr. Richard de la Croix, vormals Ministerialdirektor im preuß. Unterrichtsministerium, 78 J., † 8. Dez., Berlin. — Sanskritforscher Prof. Dr. Sören Sörensen, 54 J., † 8. Dez., Kopenhagen. — Romanschriftsteller Freiherr Gundaccar von Suttner, 52 J., † 10. Dez., Schloß Harmannsdorf in Niederösterreich. — Admiral Kruijs, niederl. Marineminister, † 12. Dez., Haag. — Franz Cornelius, Direktor der Kolonialgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika, 65 J., † 12. Dez., Charlottenburg. — Geh. Oberbaurat Max Spitta, vortr. Rat im preuß. Kultusministerium, † 13. Dez., Berlin. — Peter Rickmers, Chef der weltbekannten Schiffsreederei Rickmers, 64 J., † 15. Dez., Bremen. — Fürst Gregor Cantacuzene, russ. Gesandter am württembergischen Hofe, 58 J., † 15. Dez., Stuttgart.



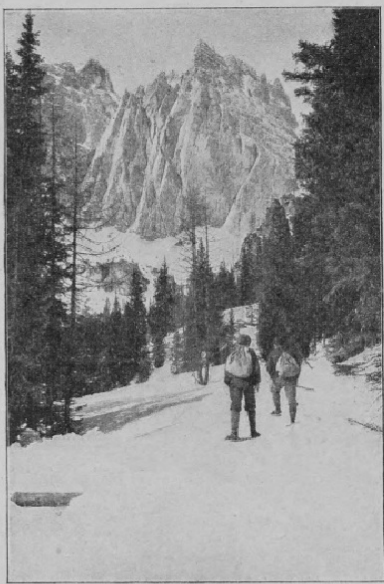
Phot. Zander & Labisch, Berlin

Vom Reformkleiderfest im Künstlerhause zu Berlin

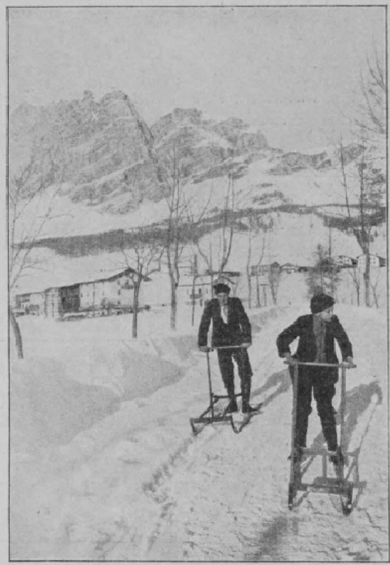




Heimkehrende Rodler (Tofana di Rajes)



Touristen auf einer Winterpartie (Popena)



Rennwolf-Fahrer bei Cortina (× Pomagagnon)



Bei Cortina im Winter (× Monte Cristallo)



Freie Bahn (Ampezzaner Skiläufer)



Eine verwickelte Geschichte (Ampezzaner Skiläufer)



Bauern aus Cadore

Wintervergnügen in Ampezzo. (Text S. 329)

(Text S. 329)

Nach phot. Aufnahmen von Emil Terschak in Cortina

Alpines

Das Werk „Alpine Majestäten und ihr Gefolge“ (München, Vereinigte Kunstanstalten) hat seinen zweiten Band vollendet. Die jüngst erschienenen Hefte 11 und 12 bieten neben dem der letzten Lieferung beigegebenen Begleittexte aus der Feder des bekannten Alpenforschers und Kunstmalers Ernst Platz und einer Uebersichtskarte der Alpen wiederum eine Fundgrube packender Scenerien des Hochgebirges. Da sind vor allen Dingen die meisterhaften Aufnahmen aus den hohen Tauern und aus dem Kaukasus zu nennen. Solche staunenswerten Leistungen in Hochgebirgsaufnahmen, wie sie uns im Donguforun und Kogitai-basch, dem Karakomgletscher, Schchara und Dych-Kotiu-Bugoi-Su-Gletscher und dem Doppelgipfel des Uschba entgegentreten, sind um so wertvoller, wenn man die Kosten, die furchtbaren Mühen und exponierte Lage bedenkt, die beim Künstler-Photographen nötig waren, um diese Bilder festzuhalten. Nicht weniger fesseln uns die mächtigen Schneegipfel Groß- und Klein-Venediger und Reichenspitzgruppe. Das Salzburger Schiefergebirge wird in übersichtlichen Aufnahmen zu Gesicht geführt. Ueberwältigend wirken die Panoramen der Berner Alpen mit der Jungfrau. Aus den Ortler Alpen sind Königsspitze, Ortler und Thurwieser Spitze imposante Repräsentanten eis- und schneebedeckter Gebirgsriesen. Aus den nordrhätischen Alpen zeigt sich uns der bergspiegelnde und bergumschlossene Lüner See, und auch die Lechthaler Alpen bieten hochinteressante Aufnahmen. Das Werk soll im dritten Jahrgange seinen weiteren Ausbau erhalten.

Hauswirtschaft

Wie und wo sollen wir in unserm Haushalt sparen? Diese Frage ist zunächst nur durch pünktliche Buchführung zu lösen. Wenn wir genau wissen, wie viel wir für Speise und Trank, für Kleidung, Wäsche, für Vergnügen u. s. w. zu verausgaben pflegen, dann ermitteln wir auch leicht, wo wir am ehesten Ersparnisse eintreten lassen können. Solche genaue Buchführung wird durch Hoffmanns Haushaltungsbuch (Stuttgart, Julius Hoffmann) spielend erlernt. Es bietet für jeden Tag des Jahres den nötigen Raum, um sämtliche Ausgaben einzutragen. Die Anordnung ist so getroffen, daß man beim Addieren von links nach rechts die Ausgabesumme eines jeden Tages ermittelt; dagegen ergeben sich beim Summieren von unten nach oben die Summen, die man per Woche oder per Monat für jeden einzelnen Artikel verausgabt hat. Den Hausfrauen werden auch die beigegebenen Waschtabellen, Küchenkalender, Ratgeber für den Haushalt und Notizkalender willkommen sein.

Briefmappe

Johanna R. in St. Das Schriftchen „Großherzogin Luise in ihren Beziehungen zum badischen Volke“ (Baden-Baden, Pet. Weber) soll keine Biographie im eigentlichen Sinne des Wortes sein; es bietet vielmehr das in warmen Tönen gehaltene Bild der hohen Frau als Landesmutter und Menschenfreundin. Die Darstellung beruht auf gründlichem Studium, und der Hauch persönlicher Verehrung durchweht das Ganze.

L. P. in M. Lassen Sie sich den Katalog der Musikinstrumenten- und Saitenfabrik Arthur Schnörr zu Scheibenberg i. S. kommen, die ihre Instrumente und Saiten unter Garantie direkt versendet. Der Katalog wird gratis und frei zugestellt. Die Firma führt auch Reparaturen an Musikinstrumenten aus.

O. F. in Ulm. Das Königreich Bayern hat den größten Feuerwehrstand der Welt zu verzeichnen. Nach den neuesten Erhebungen weist es nicht weniger als 7200 freiwillige Feuerwehren mit 370000 Mann auf, also eine Stärke, die fünfmal höher ist als der Friedensetat des bayrischen Heeres.

Frl. Emma v. Th. in Wiesbaden. Nach dem Mitgeteilten können wir Ihnen nur abraten, da wir nicht an einen Erfolg glauben. Beherzigen Sie die Mahnung Th. Fontanes, die nicht bloß für die Männer gilt:

„Nur als Furioso nichts erstreben
Und fechten, bis der Säbel bricht,
Es muß sich dir von selber geben,
Man hat es oder hat es nicht.
Glaub nicht, du könnt'st es doch erklimmen
Und Woll'n sei höchste Kraft und Pflicht,
Was ist, ist durch Vorherbestimmen —
Man hat es oder hat es nicht.“

Frau J. T. in Thorn. Die Devise eines Berliner Haarkünstlers „Es ist erreicht“, die bei uns schon zu einem „geflügelten Wort“ geworden ist, hat die deutschen Grenzen bereits überschritten. Namentlich in Pariser und in belgischen Zeitungen findet man häufig Etiketten von Haarölfläschchen als Reklame abgebildet mit dem aus dem Berlinischen frei ins Französische übertragenen Motto: „Ça y est!“

E. N. in O. Allerdings giebt es auch in Preußen eine staatlich unterstützte Holzschnitzerschule, und zwar in Warmbrunn, wo eine solche kürzlich nach dem Muster der Berchtesgadener Schule errichtet worden ist.

Zur Beachtung.

Allen mit Neujahr **neu hinzugetretenen Abonnenten** wird auf Verlangen das **erste Vierteljahr** (Nro. 1—13) des laufenden 45. Jahrgangs, der mit dem 1. Oktober 1902 seinen Anfang nahm, zum Abonnementspreise von M. 3.50 (bei der Post M. 3.75) auf demselben Wege nachgeliefert, auf dem sie jetzt das Journal erhalten. Sollte der Nachbezug auf irgendwelche Schwierigkeiten stoßen, so ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, dieses erste Quartal von „Ueber Land und Meer“ gegen Franko-Einsendung von M. 3.50 direkt zu übermitteln.

Auch von der **„Deutschen Romanbibliothek“** kann das **erste Quartal** des laufenden Jahrgangs (Nro. 1—13) für M. 2.— noch vollständig nachbezogen werden, entweder von derselben Bezugsquelle, von der das **zweite** Quartal geliefert wird, oder auch direkt gegen Franko-Einsendung von M. 2.—

Stuttgart, Neckarstraße 121/23. **Deutsche Verlags-Anstalt.**

Anagramm

Was sich drin birgt an Gedanken und Plänen,
Hoffen und Fürchten, Erwarten und Sehnen,
Wer vermag's klar bei sich selber zu lesen,
Wer dräng' so tief ein in andrer Wesen?
Laß sich die Zeichen des Wortes nun rühren,
Such sie zu neuer Gestaltung zu führen,
Bis aus den Fluten des Stroms dir gelang,
Lohn deiner Mühe, ein köstlicher Fang. M. Sch.

Dreisilbige Charade

Wer in die Wildnis ward verschlagen,
Muß viel Entbehrungen ertragen,
Und wenn dazu die Erste zählt,
Sie Mund und Magen bitter fehlt.

Als Bild der Festigkeit nicht selten
Mag wohl das andre Paar uns gelten,
Und der Vergänglichkeit zum Raub,
Sinkt doch so oft es in den Staub.

Das Rückwärtsschauen bringt Gefahren,
Wie sich's vor manchen tausend Jahren
Schon zeigte einer Dame klar,
Als plötzlich sie das Ganze war. M. Sch.

Rätsel

Bin als Gewand
Euch wohlbekannt,
Doch auch als Stein
Aus Holz und Bein. G. P. P.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 277:

Des Weihnachts-Kryptogramms: Jeder Baumschmuckgegenstand bedeutet einen Buchstaben, und zwar denjenigen, der sich in gleicher Höhe am Rande befindet. Nun liest man links, von oben nach unten, erst die Buchstaben bei den Aepfeln, dann die bei den Brezeln, endlich die bei den Sternen; ebenso verfährt man dann rechts: Fröhliches Christfest!

Des Homonyms: Flegel.

Des Scherzrätsels: Die Anden.

Des Rätsels: Ost-ende.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Ida Kremer in Robschütz (6); Ernst Zimmermann in Frankfurt a. M.; Otto Köbner in London (4); Oedipus in Emden (3); Karl Muther in Königsberg i. Pr.; „Hans und Anna" in Innsbruck (2); „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst (2); Frl. Anna Catarina von Ferber, Rittergut Melz (5); F. K. in St. Ingbert (5); Frau Adele Glümer in Wien; Frau G. Bernhardi in Budapest (4); Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg (4); Arthur Neumann in Berlin (3); Frl. Paula v. G. in Wiesbaden (3); Frau Alice Henselt in Wien (2); Georg Ohly in Prag (5).

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Eine erstaunliche Fülle von Musikinstrumenten bietet die Fabrik von Jul. Heinr. Zimmermann in Leipzig dar, die auch im Ausland durch ihre Geschäftshäuser in Petersburg, Moskau und London sehr populär ist. Die illustrierten Preislisten werden kostenfrei versandt. In Preisliste I finden wir alle Orchesterinstrumente und deren Bestandteile, Violinen, Celli, Blasinstrumente u. s. w., sowie eine reiche Auswahl der beliebten Hausinstrumente wie Zithern, Mandolinen, Guitarren u. s. w. Preisliste II enthält die mechanischen Instrumente, elektrische Klaviere, Grammophone, Phonographen, die beliebten Imperial-Accordeons, Bandonions, Konzertinos u. s. w. in allen Preislagen. Außer Preisliste III über deutsche und amerikanische Harmoniums sowie Pianinos dürfte noch Preisliste VI über die hübschen Fortuna- und Orgophonmusikwerke von Interesse für jeden Musikliebenden sein. Die Fortunamusikwerke, verbesserte Spieldosen mit auswechselbaren Notenscheiben, entzücken durch ihre reizende Musik jung und alt und sind ein Schmuck für jedes Haus.

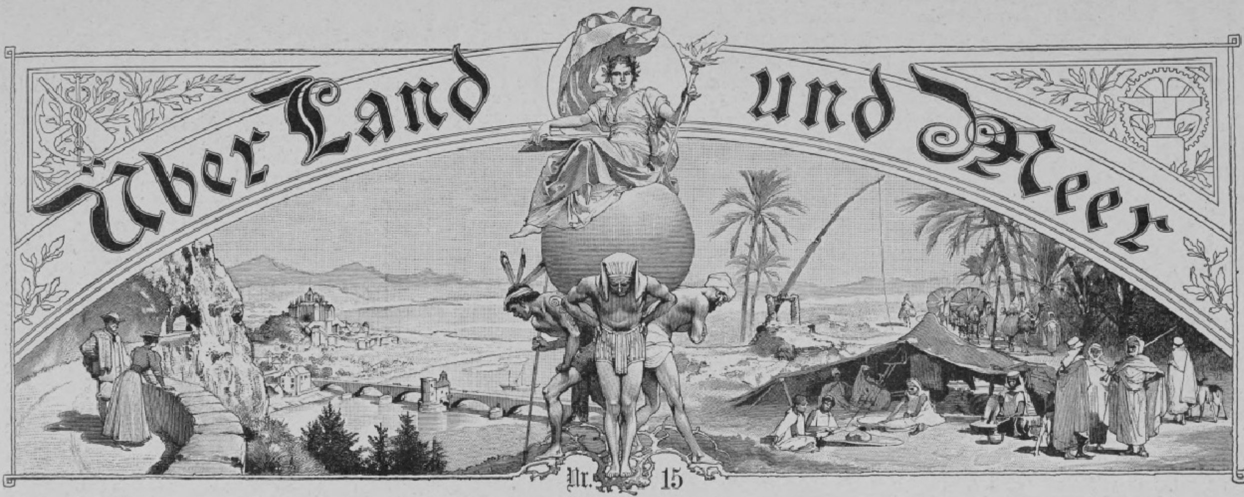
Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile M 1.80 Reichswährung für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.



89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Für die Krone

Roman

von

Richard Voss

VII

Von der Seealp. Pfingstsonntag

Heute begingen wir unser offizielles Brautfest: auf meiner Seealp!

Außer Braut und Brautmutter war der ganze hohe Alphof zur Seematte herniedergestiegen. Eingeladen waren die Fischer und Schiffer, die Forstleute und Holzknechte und sonst noch allerlei Bergvolk. Die Verheirateten mußten Frauen und Kinder, die Ledigen durften ihre Schätze mitbringen und — auch ihre Kinder. Ländlich, sittlich! Wer auf dieser königlichen Jagd- und Lustalp wollte wohl den ersten Stein aufheben?

Judika und Fräulein Fritz kamen bereits am Vormittage, von Tonei und Stigei mit Schüssen und Jubelgeschrei feierlichst empfangen. Ich ließ die Tafel am Seeufer aufstellen und gab Befehl, nur Tonei und Stigei sollten uns bedienen. Für meine Herren Kammerdiener und meine Herren Hoflakaien war diese Anordnung eine tödliche Beleidigung, so daß ich erwartete, sie würden ersuchen, ihres Dienstes bei mir sogleich enthoben zu werden. Aber das Gesindel bezeigte sich serviler als je.

Judika, im schlichten weißen Kleide, einen Strauß bescheidener Pfingstrosen vor ihrer Kinderbrust, sah aus, als käme die Jugend, die Lieblichkeit und das Glück selbst in eigner Person zu mir Einsamem auf meine Alpenflur. Von Rechts wegen hätten unter ihren Schritten Blumen aufsprießen müssen: weiße Maililien! Fräulein Fritz trug ihr schönstes Gewand: eine prachtvolle Schürze aus violetter Seide über dem Faltenrock aus feiner schwarzer Wolle, aus dem mit silbernen Knöpfen reich verzierten steifen Mieder bauschte sich ein veilchenfarbenes seidenes Brusttuch; der Hals war in silberne Ketten förmlich eingewickelt, und auf dem dunklen Filzhut glänzte goldenes Geschnür mit langen, schweren Quasten. Dabei zeigte sie zu dem Kleide einer wohlhabenden Bergbäuerin eine Würde, die sogar mit einem Titl. Oberhofmarschallamt fertig geworden wäre. Nun erst kann man sich vorstellen, wie imponierend sie wirkte.

Jetzt glaubte ich den rechten Augenblick gekommen, um Thüren und Fenster des Hauses, darin der tote König aufgebahrt gewesen, zu öffnen, die himmlische Sonne hinein scheinen und es durch die Gegenwart des Kindes von neuem weihen zu lassen.

Als ich den lieben Frauen das Kavalierhaus, die Küche und alles übrige „Wirtschaftliche“ gezeigt, führte ich sie auch in das Königshaus. Wir blieben jedoch schweigsam und wurden sehr ernst. Ich nahm mir vor, meinen Bruder um Erlaubnis zu bitten, das stummmachende Gebäude niederreißen und ein neues aufführen zu dürfen, denn ich hatte die Absicht, mit meiner jungen Frau sehr viel auf der Seealp zu wohnen, den größten Teil des Jahres womöglich.



Arlesierin

(Zu dem Artikel „Arles“, Seite 345)

Unser Mittagessen gestaltete sich sehr vergnügt. Ich hatte den Tisch eigenhändig à la Judika mit Alpenrosen bestreut, den ersten großblütigen, dunkelroten, deren Blätter auf der Rückseite wie bronziert sind, und nur ländliche Gerichte bereiten lassen, damit mein Liebchen sich möglichst zu Hause fühlen sollte. Es war mir peinlich, in ihrer Gegenwart auf Gedeck, Geschirr und Silber beständig die Königskrone sehen zu müssen. Später sollte auch das anders werden.

Daß ich nicht vergesse: der Graf brachte einen köstlichen Trinkspruch auf das „junge Paar“ aus. Er sprach mit mühsam unterdrückter Bewegung und wie ein Poet. Das Kind weinte. Ich toastete auf Fräulein Fritz. Das war weniger erbaulich. Das Kind lachte.

Er ist wirklich ein seltsamer Mensch. Ich meine den Grafen.

Wir saßen noch behaglich bei Tisch, als unsre Gäste einzutreffen begannen. Allmählich kam Boot um Boot, und zuletzt wurden ihrer so viele, daß Judika mich am Aermel zupfte und mir zuflüsterte: „Hast du denn auch genug zu essen?“

Auch Fräulein Fritz schaute etwas bedenklich drein, als immer noch neue Kähne sichtbar wurden, und schien zu bedauern, vom Alphof nicht ihre gesamten Eß- und Trinkvorräte herabgeschickt zu haben. Ich beruhigte die Aengstlichen:

„An unserm Verlobungsfeste wird niemand hungern und dürsten und sollte jeder von ihnen solchen gewaltigen Appetit mitbringen, wie neulich wir auf dem Alphofe.“

Fräulein Fritz klagte: „Es sind gewiß ein paar hundert. Und die vielen Kinder!“

„Für die sorge ich!“ rief frohlockend mein großes Kind.

Ankunft uud Empfang der Gäste fanden statt wie folgt.

Am Ländeplatz nahm ich mit Judika feierlich Stellung. Sobald ein Schiff in Sicht kam, wurde von den Insassen geschossen, gejauchzt, mit Händen, Hüten und Tüchern gewinkt und immer wieder geschossen. Das dauerte so lange, bis der Nachen anlangte; und es befanden sich auf dem See zehn und zwanzig Schiffe, deren Fahrgäste jauchzten, winkten und schossen. Die buntseidenen Schürzen und Brusttücher der Frauen leuchteten weithin über die strahlende Seeflut, die Burschen hatten ihre Joppen ausgezogen und zeigten ihre schneeweißen Sonntagshemden. Von den Alten kamen etliche in ehrsamen langen schwarzen und braunen Tuchröcken, die schon der Urahn getragen.

Alle waren in Feststimmung, freuten sich des leuchtenden Pfingstsonntags, freuten sich ihres Lebens und des Brautpaars, bei dem sie schmausen, trinken und sich freuen sollten.

Wir beide standen beisammen und begrüßten die Ausgestiegenen. Alle reichten uns die Hände: zuerst mir, dann Judika. Allen schüttelte ich die Hände, was ich nur schütteln konnte, und allen sagte ich: „Schön, daß ihr gekommen seid! Und das hier ist meine liebe Braut.“

Die meisten duzten uns, und fast alle sagten zu mir: „Du hast dir aber eine Saubere ausgesucht! Glaub's eh, daß die dir gefällt.“

„Freilich gefällt sie mir!“

„Uns freut's von Herzen.“

Etliche meinten etwas bedenklich: „Sei nur immer fein brav zu ihr.“ Und die Höflichsten fügten hinzu: „Nimm's nicht für ungut. Aber wir reden schon so, wie mir's meinen.“

Nein, ach nein! Ich nahm keinem seine Meinung übel.

Und immer wieder neue Schiffe! Immer wieder Schießen, Jubeln, Winken! Immer wieder Händeschütteln, Vorstellen und Braut und Bräutigam rühmen hören; denn bisweilen bekam auch ich meinen bescheidenen Anteil von dem allgemeinen Entzücken, das mein Kind bei diesen schlichten guten Leutchen erregte. Dann lagerte man sich auf der Alpenwiese, und es gab Kaffee mit Kuchen für Frauen und Kinder, Bier und Würste für die Männer. Aber auch die Männer tranken Kaffee und die Frauen und Kinder Bier. Der Kaffee wurde in gewaltigen Kesseln gebraut, gleich mit Milch und Zucker, und in nicht minder gewaltigen Kesseln wurden die Würste gesotten.

Nachdem der erste Hunger und der erste Durst gestillt waren — eine lange Reihe von Bierfässern ward ununterbrochen angezapft —, ging es an das Spielen. Es spielten Männer und Frauen, Greise und Kinder. Natürlich war auch Musik da: Fiedeln und Flöten. Sogar ein Trompeter war gekommen, und viele hatten ihre Zither mitgebracht. Die Spiele hatten Tonei und Stigei „arrangiert“, und sie waren auch die maîtres de plaisir. Am Seeufer stand ein Maibaum aufgepflanzt, die höchste Tanne, die der Bergwald zu unserm Fest hatte hergeben können. Der abgeschälte und geglättete Stamm war durch Einreiben mit Oel noch glatter gemacht. Droben an der grün belassenen, in Goldflitter prangenden, mit bunten Seidenbändern geschmückten Spitze war der gleichfalls bebänderte und bekränzte Reifen einer großen Tonne befestigt, und daran hingen die Preise: Schinken, Würste, Seidentücher, Tabaksbeutel (gefüllt), Hosenträger, Gürtel und andre Herrlichkeiten mehr.

Nun wurde geklettert, ausgelacht und verhöhnt. Denn viele strebten an dem glatten Stamm empor, und die meisten glitten wieder herab. Wer sich jedoch einen Preis herunterholte, den belohnten Tusch und allgemeiner Jubel. Dann kam „Sacklaufen“ mit Preisen, „Topfschlagen“ mit Preisen, „Faßlbinden“ mit Preisen, „Rangeln“ mit Preisen und noch andres mehr, wobei es Schande und Hohnlachen oder Ruhm und Ehre zu holen gab, letzteres stets mit Preisen vereinigt.

Das waren die Spiele für Männer, Burschen und die größten Knaben. Für die Frauen, Dirnen und die Kleinen gab es Lotterien, Würfelbuden, Vogelabwerfen und Rätselspiele.

Und alles jauchzte, lachte, drängte durcheinander, freute sich, war seelenvergnügt. Die heilige Pfingstsonne schien, Fiedel und Zither erklangen, ein Faß nach dem andern ward ausgetrunken. Einem Gast nach dem andern mußte ich immer wieder die Hand schütteln und Rede stehen. Meine Hand schmerzte zuletzt, als hätte ich seit dem frühsten Morgen Steine gehauen. Aber schön war es doch.

Bei solch anstrengender Thätigkeit fand ich noch Zeit, mich über meinen feinen Herrn Grafen zu wundern, der sich gebärdete, als wäre er in „Gamsledernen“ mit dem Adlerflaum am Hut auf die Welt gekommen. Er erkletterte den Maibaum, lief im Sacke, schlug nach dem mit Wasser gefüllten Topf, der an einem Stricke hängend über dem Haupte des Spielers geschwungen ward; er lief und sprang, er rang und warf die Geschicktesten und Stärksten, die Ueberwundenen weniger mit den verschenkten Preisen, als mit seinem hellen Lachen und herzhaften Händedruck versöhnend. Er war überall. Ich merkte es wohl: die schönsten Dirnen schauten ihm heimlich nach.

Fräulein Fritz überwachte die Bewirtung, die nach beendigtem Spiele eigentlich erst begann; denn nun kamen die Braten an die Reihe, die Schinken, die gekochten Pökelzungen, das geschmorte geräucherte Schweinefleisch. Alle aßen, so viel sie nur konnten, und — o Wunder! — alle wurden satt!

Und meine kleine Judika? Was that sie während der ganzen Zeit? Wo war sie? Immer unter den Kindern. Mitten darunter!

Sie sorgte für sie, als sei ihr jedes einzelne auf die Seele gebunden. Wie Kletten hingen die Kleinen ihr an. In ihrem weißen Kleide und dem Schmucke der Pfingstrosen glich sie einer Feenkönigin, die zu den Kindern gekommen war. Alle ihre Spiele spielte sie mit; sie haschte, tollte, jauchzte mit ihnen in heller Lust. Ich war über den Kindern vergessen. Pfui, das ist gelogen! Kaum kam ich in ihre Nähe, so schaute sie auf, so grüßten mich ihre Augen, lachte sie mich an. Aber von den Kindern wich sie nicht. Beim Vogelabwerfen gab es einen kleinen König und eine kleine Königin. Das winzige Herrscherpaar bekam von Judika Krönlein aus Almenrausch aufgesetzt und wurde von ihr mit rankendem Bergmoos drapiert. Dann ordnete sie den Zug. Die Musik mußte an die Spitze treten, Fiedeln und Flöten ertönten, und die Majestäten hielten auf der Alpenwiese feierlichen Umzug. Zwischen beiden schritt Judika einher, das Pärlein schließlich zu mir führend. Da ließ der Kollege meines königlichen Herrn Bruders ganz kecklich „den lieben Herrn Prinzen und seine liebe, wunderschöne Prinzessin“ leben. Alle Kleinen schrieen Vivat und Hurra; die Großen schrieen Vivat und Hurra, die Musikanten bliesen Tusch und noch einmal und zum drittenmal Tusch. Es ging sehr lustig zu, und alle waren seelenvergnügt.

Aber die Feier war noch nicht aus, — ach, noch lange nicht! Der Himmel hatte uns zum Feste Mondschein beschert, und nachdem die Tafel — der blumengesprenkelte grüne Rasen bildete das Tischtuch — aufgehoben worden, begann der Ball. Ich mußte ihn eröffnen; aber nicht etwa mit Judika. Die älteste Greisin wurde mir zugeführt, und Judika erhielt als Tänzer den ältesten Greis. Alles vollzog sich mit starrer Feierlichkeit nach den Regeln einer Etikette, von der ein Titl. Oberhofmarschallamt hätte lernen können.

Nach dem ersten Tanz noch viele andre Tänze. Und wenn ich dachte: ‚Jetzt endlich kannst du dir Judika holen!‘ so wurde mir von einem der beiden Zeremonienmeister Tonei und Stigei schon wieder eine neue Tänzerin zugeführt: zunächst alle alten, zuletzt alle jungen. Tanzen mußte ich mit einer jeden und war es auch nur einigemal rundum. Dann legte Tonei oder Stigei seine Hand auf meine Schulter, und die neue Tänzerin stand schon bereit.

Judika erging es genau ebenso, nur mit dem Unterschiede, daß ihre Tänzer das Ablösen selbst besorgten.

Wir konnten zu einander nicht kommen. Der Tänzer waren zu viel. Auch Fräulein Fritz mußte tanzen! Die Gute drehte sich mit einem Ernst, einer Würde, wie ich sie noch nie an ihr wahrgenommen hatte. Aber Ernst und Würde gehören zum Bauerntanz.

Gebhardt dagegen tanzte nur mit den Jungen und Jüngsten. Die schwerfälligste Dirne wurde von ihm geschwungen, als ob sie eine Sylphe sei. Leider war das Parkett unsers Ballsaals der Rasen; selbst für Gebhardt hatte daher das Schwingen seinen Uebelstand. Immerhin brachte er es fertig.

Aber solange die Welt steht, hat ein Brautpaar keinen solchen Festsaal gehabt. Ueber dem noch von seinem Winterschnee umhüllten Gipfel des Weißen Kaisers war der volle Mond aufgegangen. Je höher er stieg, um so strahlender erschienen die grauen Wände in seinem Schein, um so breiter und goldiger wurde die Lichtbahn auf dem Seespiegel, um so glanzvoller, verklärter, unirdischer die Nacht. Die wilde Felsenwelt verwandelte sich in geheimnisvoller Vollmondnacht in einen Kuppelsaal mit silbernen Wänden. Der Sternenhimmel bildete die Decke, in deren Mitte ein gewaltiger Diamant eingelassen war.

Da machte sich Judika von ihrem Tänzer los, eilte zu mir und rief: „Jetzt will ich mit meinem Bräutigam tanzen!“

Das geschah, und kein andres Paar tanzte zugleich mit uns, so daß wir durch den Mondglanz wie zwei einsame, selige Geister dahinglitten.

VIII

Aus dem königlichen Schloß. Nach Pfingsten

Es half mir nichts, ich mußte doch selbst kommen. In tiefer Nacht langte ich gestern an. Ich wollte meines Bruders getreuen Unterthanen keine Gelegenheit geben, mir zu zeigen, daß sie mir jetzt nicht mehr zujubeln. Aus diesem Grunde werde ich nach Möglichkeit alle Ausfahrten vermeiden und mich nicht genieren, den Wagen vollkommen schließen zu lassen. Selbstverständlich bleibe ich keine Stunde länger, als ich notwendigerweise bleiben muß; denn zwischen weiß und schwarz ist der Unterschied weniger groß als zwischen Alpenluft und Hofatmosphäre.

Aber kommen mußte ich; denn ich mußte dem König danken. Ich kann gelegentlich unbrüderlich fühlen; aber ich darf niemals unhöflich sein. Uebrigens bezeigten sich Seine Majestät in meiner großen Angelegenheit wirklich ungemein gnädig.

Ich gab Befehl, das Buch, darin Hofchargen und Lakaiengemüter unterthänigst ihren Namen für

mich einschreiben, überhaupt nicht aufzulegen. Nach dem devoten Entsetzen meines Kammerdieners zu urteilen, begehe ich ein Verbrechen wider meine königliche Würde. Ich darf mir jedoch eine derartige Extravaganz gestatten — ward doch mein Name in einem ganz andern Buche ausgelöscht. Es heißt Weltgeschichte.

*

Hier ist mein heutiger Tagesplan:

Um elf Audienz bei Seiner Majestät dem König; um zwölf Empfang bei Ihrer Majestät der Königin; um zwölf ein halb Dejeuner bei Ihrer Majestät der Königin-Mutter. Nachmittags muß ich noch einmal Seine Excellenz den Herrn Staatsminister in Privatgeschäften bei mir sehen; danach sollte ich die halbe Hofwelt empfangen, empfange jedoch nicht eine Seele. Statt dessen werde ich schreiben. Alsdann afternoon-tea bei der jungen Königin; alsdann Ausfahrt; alsdann Familiendiner zu Ehren des verlorenen Sohnes (der indessen noch gar nicht wieder nach Hause kam); alsdann das Schauspiel, das ich mir wohl schenken werde, trotzdem darin unsre erste Liebhaberin auftritt.

Den Grafen habe ich nach Möglichkeit seiner Dienste bei mir enthoben. Er mag seine Schwester besuchen und dieser stolzen Dame die Prinzenbraut schildern. Ich weiß meine kleine Judika gut bei ihm aufgehoben.

Meine kleine Judika!

*

Man fließt hier über von Huld und Güte für mich. Und das alles eines einzigen Federstrichs wegen! Da verlohnt es sich der Mühe, schreiben gelernt zu haben.

Der König empfing mich so sehr als Bruder, daß mein Haupt durch die feurigen Kohlen, die er darauf sammelte, eigentlich in Flammen lodern müßte. Seine Majestät umarmten und küßten mich zärtlich. Ich mußte bei Allerhöchstdemselben niedersitzen und erzählen: von Judika, von unsrer Liebe, unserm Glück. Fast gierig hörte mein Bruder zu. Ich hab's ja gewußt! Der König beneidet mich um Judikas süße Lippen, wie ein Verschmachtender in der Wüste, der eines an der Quelle Sitzenden gedenkt.

Dann sprach er von unsrer Zukunft, mit Sonnenschein sie malend, mit Vogellied und Lenzesluft sie erfüllend, mit Frieden und einem Hauch von oben herab. Es fehlte nur noch, daß er uns Hirtenkleider anzog und Herdenglocken ertönen ließ, um das Schäferidyll vollständig zu machen. Plötzlich stand er auf und sagte lebhaft erregt:

„Ich verstehe, daß ihr in der Einsamkeit leben wollt, verstehe es nur zu gut. Du magst auf der Seealp bauen und schaffen, wie es dir gut dünkt. Da jedoch selbst du Glücklicher dich nicht Jahr für Jahr in Schnee begraben lassen kannst, so mußt du durchaus noch einen andern Wohnsitz nehmen. Was meinst du zur Solitude? Wie der Name besagt, flutet dort durchaus nicht der Strom der Welt. Das Schloß ist bequem, wohnlich, gut heizbar; man könnte es mit kleiner Mühe noch bequemer und wohnlicher machen, und du sargst dich doch nicht in einen Alpenwinkel ein. Du würdest leicht zu mir gelangen, und ich käme, solltest du das nicht wollen, leicht zu dir, falle ich deiner Hausfrau nicht lästig. Der Anblick deines Glücks wird mir wohl thun, als ob ich . . ."

Er verstummte, seufzte tief auf, versank in Gedanken. Da konnte ich ihn denn genau betrachten. Der König sieht schlecht aus, abgespannt, müde. Todmüde sieht er aus, schon jetzt.

Aus seinem Brüten auffahrend, rief er:

„Nicht wahr, du thust mir den Gefallen und lässest die Solitude für dich einrichten? Der Aufenthalt dort bringt ja keinerlei Konsequenzen, weder für deine Frau noch für dich selbst, und — ich bitte dich darum."

Was blieb mir andres übrig, als zu erwidern: ich danke ihm für seine Güte und ich werde die Solitude, in deren goldenen Gemächern Ahnen meines Hauses ihre schönen Freundinnen einzusperren pflegten, für uns einrichten lassen — da es in der That ohne jede Konsequenzen sein werde und wir dort genau so zurückgezogen leben könnten wie auf der Seealp.

Der König schien sich sehr zu freuen und meinte voll höchster Huld: „Was das Theater anbetrifft, so will ich dir eine möglichst diskrete Loge anweisen lassen. Deine Frau darf sich freilich nichts daraus machen, viel angestarrt zu werden."

Diese neue Gnade schlug ich gerührten Herzens aus.

Wir plauderten darauf noch von allerlei. Kein Wort sprach der König von sich selbst. Auch kein Wort über Politik! Der Königin erwähnte er flüchtig mit der vielsagenden Bemerkung: sie habe sich „bei uns noch immer nicht eingelebt". Und kein Wort sprachen Seine Majestät von jenen wenigen Federzügen unter der bewußten geheimen Staatsakte . . .

Schlag zwölf führte mich der König persönlich zu seiner Gemahlin. Indem wir uns den Gemächern der Königin näherten, verwandelte sich meines Bruders ganzes Wesen mit jedem Schritte mehr; und als man uns bei Ihrer Majestät anmeldete, schritt an meiner Seite eine königliche Repräsentationsfigur mit starren Zügen, leerem Blick. Die Veränderung, die mit ihm vorging, hatte etwas Gespenstisches.

In der That, die Königin hat sich bei uns noch immer nicht recht eingelebt, so große Mühe sie sich auch giebt, eingelebt zu scheinen — viel zu große Mühe! Sie nahm ein heiteres Benehmen an, das zu ihrem Wesen so wenig paßt, als wenn sie, die Weiblichste der Weiblichen, Männerkleider trüge. Sie „fröhlich" zu sehen, macht unendlich traurig, und nie in meinem Leben hörte ich etwas so Melancholisches als ihr Lachen, zu dem sie in Gegenwart des Königs sich zwang. Zum Glück verabschiedete sich dieser sehr bald, mich zurücklassend. Jetzt lachte sie wenigstens nicht mehr.

Ich merkte meiner Schwägerin an, wie gerne sie von Judika gesprochen hätte. Sie unterließ es jedoch, weil sie nicht wußte, ob es dem König recht sein würde. Dank einer pompösen Oberhofmeisterin und ihres ehelichen Unglücks erschien sie mir überhaupt wie ein gefangenes Vögelchen, so eingeschüchtert und angstvoll. Gewiß wagt sie nicht, einen eignen Gedanken zu haben, und Empfindungen kommen vollends nicht in Betracht. Da sie so freundlich und so traurig war, begann ich — ganz gegen alle Etikette — von uns zu reden. Sogar vom Alphof, von Fräulein Fritz und unserm Brautfest auf der Seealp berichtete ich. Sie hörte zu, als ob ich Märchen erzählte. Ihre Augen, die das Weinen kennen, fragten unausgesetzt: ‚Ist das wirklich wahr? Giebt es das auf der Welt? Kann der Mensch so glücklich sein? Können zwei sich so lieb haben? Jeder den andern?' Am besten gefiel ihr das Bild: Judika unter den Kindern. Ihr Blick sagte: ‚Hätte ich dabei sein können!'

Da erschien eine ihrer Hofdamen, und das schöne Märchen war aus. Ihre Majestät erhoben sich, gaben mir die Hand, hauchten: „Bitte, grüße . . ."

Weiter kam sie nicht. Nach einer verlegenen Pause schaltete sie ein: „Aber ich sehe dich ja noch. Wie zerstreut ich bin."

Ich weiß, sie hätte gerne gesagt: ‚Gar zu gern möchte ich deine Braut kennen lernen.' Aber da es unmöglich war, daß Ihre Majestät jemals Judika kennen lernt, so stockte sie sogar bei dem Gruß an sie.

Ich entfernte mich, und etwas von der Traurigkeit, die die arme junge Königin als Lebensluft umgiebt, folgte mir.

*

Dejeuner bei der Königin-Mutter mit nur vier Couverts: Mutter und Sohn, die Frau Oberhofmeisterin, eine Hofdame, die jedoch nicht Gebhardts Schwester war. Man sprach, was man bei uns eben spricht. Einmal ward ich gefragt:

„Findest du den König nicht sehr gut aussehend?"

„Ausgezeichnet."

„Es geht ihm wundervoll."

„So scheint es."

Ein andermal: „Mit deinem Aussehen bin ich gar nicht zufrieden."

„Ich fühle mich brillant."

„Du solltest dich mehr schonen."

„Noch mehr?"

„Ich werde dir den Geheimrat schicken."

„Sehr gnädig."

„Treibst du viele Studien?"

„Ich lese bisweilen etwas."

„Ueberanstrenge dich nur nicht."

„Ich hoffe, es wird dazu nicht kommen."

„Das beruhigt mich sehr."

„Aber du brauchst dich meinetwegen nicht zu beunruhigen."

Ignoriert wurde von der Königin meine Braut, mein ganzes so vollkommen verändertes Leben, ignoriert wurde überhaupt alles, was zu ignorieren eigentlich unmöglich war.

Viel zu denken gab mir, daß die Mutter mit keinem Wort ihrer Schwiegertochter erwähnte. Ich konnte es daher nicht unterlassen, das Gespräch auf die arme junge Königin zu bringen. Meine Mutter ließ mich reden und — sprach sogleich von etwas anderm.

Nicht gerade taktvoll und zugleich etwas ungeschickt war es von mir, daß ich in meiner erregten Stimmung mich hinreißen ließ, in Gegenwart der Damen bei irgend einer Gelegenheit der Gräfin Thyra zu erwähnen. Ich versuchte, möglichst harmlos zu sein, benahm mich jedoch, wie ich selbst fühlte, ziemlich linkisch.

„Hat sich der Gräfin noch immer keine geeignete Partie geboten?"

„Eine Partie?"

„Nun ja."

„Ich wüßte nicht, daß die Gräfin an eine solche denkt."

„Fändest du es für eine junge Dame unpassend?"

„Ich bin nur erstaunt, von dir darüber zu hören."

Jetzt hätte ich klüglich schweigen sollen, war aber gereizt und sprach daher weiter: „Es ist gewiß ein großes Glück, in deiner Nähe leben zu dürfen, indessen —"

„Nun?"

„Indessen scheint mir die Gräfin bei Hofe denn doch andern Zielen zuzustreben."

„Höheren Zielen?"

„Wie man's nimmt."

„Uebrigens wollen wir das doch die Sache der Gräfin sein lassen."

Ich war im Beisein der Hofdamen abgefertigt, und mir war recht geschehen. Was kümmern mich auch die mehr oder minder ehrgeizigen Pläne dieses schönen Mädchens, das so ganz und gar nicht seines Bruders Schwester ist und zu dem mich trotzdem ein unerklärliches Etwas zieht: selbst jetzt noch!

Natürlich wird man der Gräfin jedes Wort dieses Gesprächs in veränderter Gestalt mitteilen. Sie wird mich noch mehr verachten, denn die ganze Unterhaltung war von meiner Seite sehr wenig gentlemanlike. Das ärgert mich an der Sache am meisten. Und daß ich selbst jetzt noch daran denken muß.

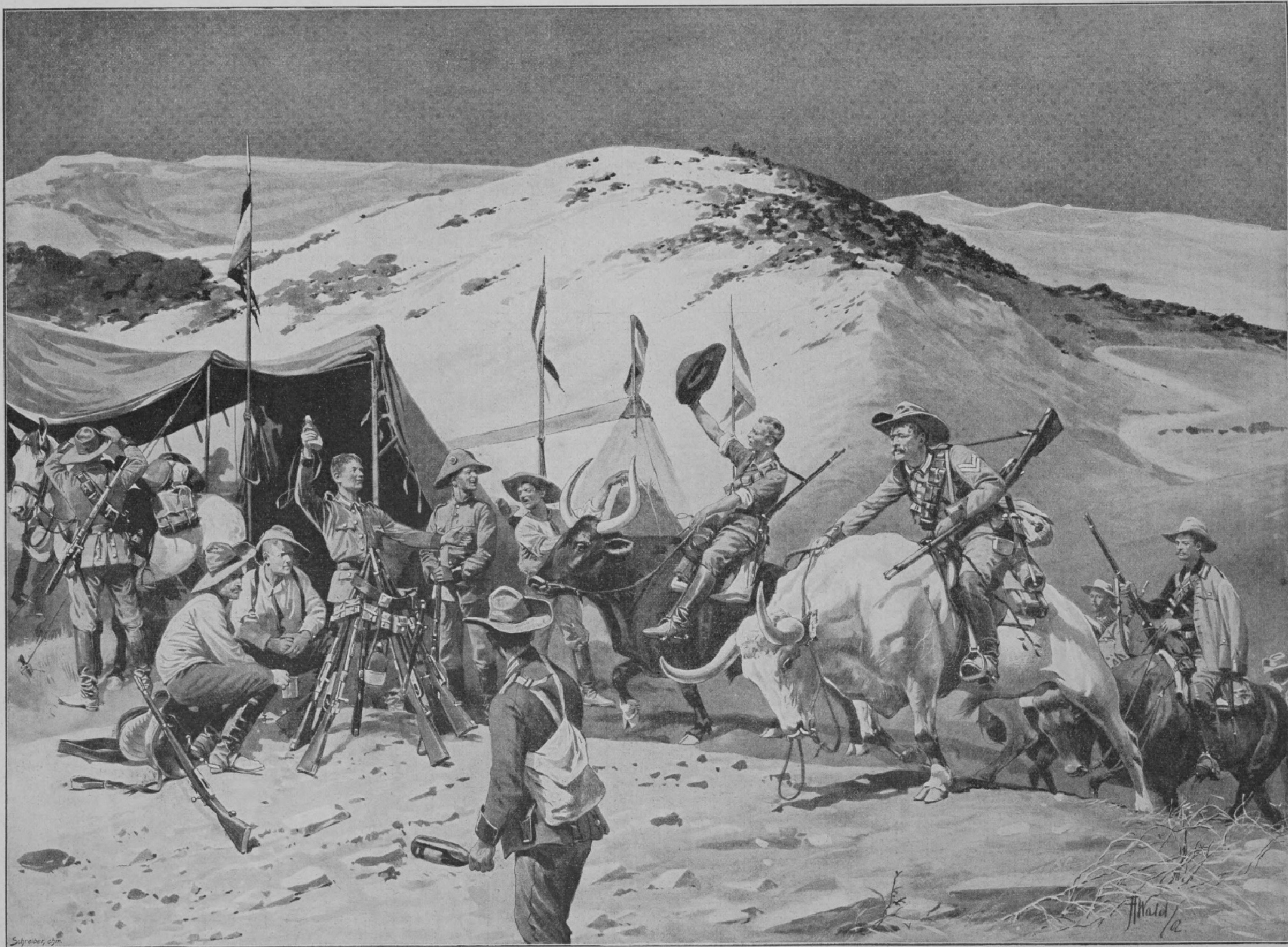
*

Soeben verließen mich Seine Excellenz der Herr Staatsminister. Nochmals ward alles in Betracht gezogen und bestimmt. Man ließ nichts außer acht; besonders nichts, was Form, Etikette und Zeremoniell betraf. Hier einige Proben:

Bekommen wir Kinder — sie führen selbstverständlich den Namen ihrer Mutter — so besitzen diese nicht die mindesten Ansprüche auf Privilegien irgend welcher Art. Sollte meine Frau eigne Dienerschaft halten, so darf diese nicht die königliche Livree tragen. Sie darf ohne mich in keiner Hofequipage ausfahren. Für den Fall meines Ablebens bezieht meine Witwe ein ansehnliches Jahrgehalt, hat jedoch die Wohnung, die sie gerade mit mir teilt — es müßte denn sein, daß es Privatbesitz wäre — binnen einer Woche nach meinem Tode zu verlassen. Sie darf nur ihr und ihrer Kinder Privateigentum mit sich nehmen.

In solcher Tonart geht es weiter. Ich bin abgespannt, nervös, fühle mich angeekelt.

*



Von der Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika: Rückkehr einer Ochsenreiterpatrouille ins Expeditionslager

Nach einer Zeichnung von Adolf Wald



Wißbegierig

Nach einer Zeichnung von Wilhelm Schade

Der Geheimrat ließ sich bei mir melden. Er kam auf Befehl der Königin-Mutter. Ich ließ unsern spiritus familiaris abweisen. Der fehlte mir gerade — der!

Schrieb ich auf, daß meine Mutter mich nicht eine Minute allein sah? Nicht eine Minute!

*

Ich ärgerte mich, daß ich beim Dejeuner heute meiner Mutter nicht sagte: ich fände den König miserabel aussehend, fände ihn schon jetzt todmüde, geradezu geisterhaft. Und weiter hätte ich erklären sollen: ich fände die Königin des tiefsten Erbarmens wert und zugleich anbetungswürdig. Und weiter: ich fände meine Braut einer himmlischen Erscheinung gleich, viel zu gut für diese Welt — für die Welt des Hofes wenigstens.

Unausgesetzt hätte ich zu meiner erhabenen Mutter von dem kranken König, der traurigen Königin, meinem reizenden Liebchen und meinem Glück sprechen sollen.

Das wäre etwas gewesen! Statt dessen schwatzte ich allerlei Thörichtes von der wunderschönen Gräfin. Wütend ärgere ich mich über meine Feigheit. Aber meine Mutter hat eine Art . . .

*

Ich ließ mich bei der Königin, bei der ich mit dem Grafen den Thee nehmen sollte, entschuldigen und fuhr hinaus zur Solitude. Ohne Kavalier fuhr ich hinaus, was durchaus unzulässig war, was ich mir aber gestattete. Uebrigens besitze ich längst Narrenfreiheit.

Man fährt kaum eine Stunde von der königlichen Residenz nach dem Lustschloß. Dieses ist ganz das, was es sein soll: ein kleines, köstliches Asyl geheimer Vergnügungen im Stile des großen Sonnenkönigs. Sollte ich das Haus mit Judika wirklich bewohnen, müßte es durchaus neu eingerichtet werden, so vollkommen neu, daß jede Spur seiner ursprünglichen Bestimmung daraus vertilgt wird. Es dürfte nur lieblich und liebenswürdig sein, ohne einen Geruch jener schwülen Liebesluft, die jetzt seine schwere Goldpracht durchglüht, dem Faltenwurf seiner Sammet- und Seidenstoffe entströmt.

Trotz der Metamorphose, die mit dem Inneren des Hauses vorgehen müßte, würde ich mich nicht entschließen können, mit meinem Kinde dorthin zu kommen, wären die Gärten und der Park nicht wundervoll. Sie entstammen einer späteren Zeit und bilden eine Sehenswürdigkeit. Der Park gleicht einem Hochwald, enthält weite Wiesenflächen, Teiche und Seen; die Gärten zieren Fontänen und zahllose andre Wasserwerke. Ein Marmorvolk von Statuen ist in dem dichten Grün der Haine und Bosketts, auf den Rasengründen der Ufer und zwischen all den Brunnenbecken und Kaskaden aufgestellt, sehr barock, aber sehr pittoresk. Judika wird über manche olympische Gottheit laut auflachen. Auf den Teichen schwimmen Schwäne und blühen Wasserrosen. Die werden mein Kind freuen! Und freuen wird es sich über die Unmenge von Blumen. Große Strecken sind nur Blütenfelder. Es giebt künstliche Labyrinthe aus hohem Buchs; endlose Rosengänge, dunkle Lauben und kühle Grotten. Und überall Statuen, Statuen! Manche etwas gar zu indezent gekleidete Schönheit trägt ein Gewand aus Rosen und Caprifolium gewirkt. Kurzum, ich freue mich schon jetzt über die Freude, die mein Kind haben wird!

Diesem frohen Gedanken hing ich nach, die Gärten durchschlendernd. Da kam mir in einem der Laubgänge eine Dame entgegen. Die scharfen Strahlen der späten Nachmittagssonne durchdrangen die Blattwände und warfen glühende Lichter auf die langsam Schreitende, auf Kleid, Gesicht und Haupt, bestreuten zu ihren Füßen den dunklen Grund mit einem Gewirr hin und her zuckender Flämmchen.

Ich erkannte Gebhardts Schwester, ging rasch auf sie zu, mußte plötzlich denken: ‚Danke dem König nochmals für seine Güte, lehne aber entschieden ab, mit deiner jungen Frau die Solitude zu beziehen, sei es auch nur für kurze Zeit.‘

Ich begrüßte die Dame, sagte irgend eine Phrase, die sie damit beantwortete, daß sie erklärte, auf ihrem Spaziergange sich verspätet zu haben und nun schnell zu ihrem Wagen müßte, da sie abends zum Diner befohlen sei.

An ihrer Seite bleibend, meinte ich höflich: „Hoffentlich habe ich den Vorzug, Ihnen heute gegenüber zu sitzen."

Sie sah mich groß an, erwiderte nichts, schritt nur um so schneller dem Ausgange zu. Da ich sie um jeden Preis reden machen wollte, sagte ich plötzlich in einem ganz andern Tone:

„Ich dachte oft an unser Gespräch in dem Vorzimmer Ihrer Majestät. Der Gedanke daran gab mir die Kraft — denn wie Sie wissen, bin ich durchaus kein Held — mir jetzt mein Lebensglück zu erkämpfen."

„Ihr Lebensglück?"

Es stieg heiß in mir auf. Sie wiederholte das inhaltreiche Wort in solcher gleichgültigen, solcher nachlässigen Weise, daß es geradezu beleidigend war. Um so ernsthafter und nachdrücklicher klang meine Stimme, als ich antwortete: „Ich nenne nämlich meine Braut mein Lebensglück."

„Königliche Hoheit gestatten meinen Glückwunsch."

„Von dessen Aufrichtigkeit ich überzeugt bin. Also danke ich Ihnen."

Jetzt sprachen wir beide im typischen Hofton, der bei Hof eben doch der einzig richtige ist. Ich wollte der Gräfin noch ein gutes Wort über ihren Bruder sagen; aber das hätte meinen Ton unwillkürlich um einen Hauch wärmer machen können. Also schwieg ich, geleitete Gebhardts Schwester zu ihrem Wagen, verneigte mich, bestieg mein dicht verschlossenes Coupé und kehrte in die Residenz zurück, um Frack und weiße Krawatte anzulegen.

Es kann kein Zweifel mehr bestehen: sie verachtet mich, meiner Heirat mit einer Unebenbürtigen willen, nur um so mehr; und das . . . Was im Namen alles Großen, Guten und Schönen auf Erden kümmert mich die Meinung dieser jungen Dame?!

*

Bei Tafel fragte mich der König über den Tisch herüber: „Du warst in der Solitude?"

„Ja."

„Also bleibt es bei der Verabredung?"

Mir gegenüber saß wirklich die Gräfin. Bei der letzten Frage des Königs sah ich sie an. Auch sie blickte zufällig auf und zu mir herüber — mit einem sehr eigentümlichen Ausdruck, wie mir schien. Der König mußte seine Frage wiederholen: „Es bleibt bei der Verabredung?"

Ich wollte verneinend antworten. Aber die Gräfin ansehend und ihrem Blick begegnend, sagte ich: „Ich denke, es bleibt dabei. Du bist wirklich sehr gütig."

„Es freut mich, daß du das findest."

Und darauf mit lauter Stimme: „Ich bat meinen Bruder nämlich, mit seiner jungen Frau bisweilen die Solitude zu bewohnen, und bin ihm dankbar, daß er meine Bitte erfüllt."

An der ganzen Tafel Todesschweigen. Meine Schwägerin wollte mir etwas Freundliches sagen, verstummte jedoch nach dem ersten Wort. Die Gräfin fuhr fort mich anzusehen mit demselben seltsamen Ausdruck in ihren schönen Augen. Darauf sprach meine Mutter mit allzu deutlicher Absicht und starkem Nachdruck von etwas durchaus Nebensächlichem.

Ich muß geträumt haben, daß diese Frau einmal in meinem Leben für mich eine zärtliche Mutter gewesen, da sie nur Majestät sein kann.

*

Ich besuchte dann noch das Schauspiel, von dem ich — es wurde eine Novität gegeben — den letzten Akt sah.

Ich saß in der kleinen Inkognitologe und hatte überdies die rote Seidenwand zwischen mir und dem ausverkauften Haus emporgezogen.

Von dem Stücke weiß ich nichts zu sagen, da es für mich ein Fragment war. Aber das Spiel der Heldin interessierte mich. Die junge Dame — denn sie ist in der That noch sehr jung — hat sich bis zum Pathologischen verinnerlicht. Sie agierte ihre Rolle nicht, sondern sie existierte darin. Sie hatte zu weinen, und ich sah ihre Wangen von Thränen überströmt; sie sollte verzweifeln, und ihr Gesicht wurde in dem Uebermaße ihres Jammers unschön, von Seelenqualen förmlich entstellt; sie mußte sterben, und ihr Todeskampf schien Wirklichkeit zu sein. Noch einmal zum Leben erwacht, sah sie den Geliebten, um dessentwillen sie starb. In dieser letzten Scene erhob sich ihre Kunst zu einer Höhe, daß sie mir nicht mehr wie Kunst, sondern wie eine Art von Autosuggestion vorkam. Und sicher befand sich die junge Tragödin in der Hypnose, denn als das Publikum sie immer wieder und wieder hervorjubelte, erschien sie mit dem Antlitz einer Nachtwandlerin. Kaum, daß sie im stande war, sich zu verneigen. Ich fand die rasende Menge bestialisch und die Schauspielerin bedauernswert. Natürlich liebt sie den König nach wie vor; und jedenfalls der König sie. Aber die Spatzen pfeifen auf den Dächern, daß Seine Majestät fortan nur noch hohe und höchste Pflichten erfüllen. Der Arme! Ich muß ihn immer wieder so nennen.

Nach dem Theater erlebte ich etwas, das ich mir nicht zu deuten vermag. Gott verhüte nur, daß ich darüber nach bekannter Weise zu grübeln anfange. Dergleichen kann ich jetzt weniger als jemals brauchen.

Hier stehe die Sache ohne jeden Kommentar.

Als ich das Schauspielhaus durch den Seiteneingang, der zu der kleinen, versteckten Loge führt, verließ — mit Absicht etwas spät —, harrte draußen eine vielköpfige, schweigsame Menge. Davon betroffen, blieb ich in der Thür stehen, wandte mich um und fragte den Lakaien: „Befindet sich hier auch der Ausgang für die Künstler?"

„Dieser liegt auf der andern Seite."

„Also wollen die Leute den König sehen?"

„Die Majestäten verweilten in der großen Loge (was ich wußte) und sind bereits ins Schloß gefahren."

„Worauf warten sie denn?"

„Um Königliche Hoheit zu sehen."

„Niemand weiß, daß ich das Schauspiel besuchte."

„Es muß doch wohl der Fall sein."

Ich stieg hastig ein, ohne zu grüßen. Sie umdrängten den Wagen in einer Weise, daß der Kutscher kaum fahren konnte.

Was bedeutet das?

Aber ich wollte nicht grübeln.

Morgen reise ich.

Zu Judika!

(Fortsetzung folgt)

Schutz des Privatlebens

Die Unzuträglichkeiten, die sich daraus ergeben, daß mit rauher Hand und in immer wachsendem Maße die das Privat- und Familienleben verhüllenden Schleier hinweggerissen und lediglich zum Nutzen und Frommen der Neugierde und Skandalsucht Vorkommnisse in der Oeffentlichkeit mit behaglichster Breite besprochen werden, an denen die Allgemeinheit kein Interesse hat, sind längst bekannt und als nachteilige Erscheinungen des modernen Gesellschaftslebens auch gewürdigt worden. Nicht nur in Deutschland hat man über diesen Mangel an Diskretion, der mit einem Mangel an Takt gleichbedeutend ist, zu klagen, sondern auch in anderen Ländern, ja in diesen zum guten Teile noch erheblich mehr als bei uns. Die Indiskretion ist in Frankreich und den Vereinigten Staaten von Amerika weit stärker als in Deutschland, wie ein Vergleich zwischen dem Inhalt der Presse der genannten Länder deutlich zeigt.

Die Aufmerksamkeit weiter Kreise hat sich längst diesem Auswuchse der modernen Entwicklung zugewendet, und Versammlungen hervorragender Rechtsgelehrter und Mitglieder gesetzgebender Körper beschäftigten sich eingehend mit der Frage, ob es dem Staate und der Gesetzgebung nicht möglich sei, hiergegen in wirksamer Weise einzuschreiten. Leider läßt sich eine bejahende Antwort hierauf nicht geben, es sei denn, daß man der öffentlichen Erörterung die weitestgehenden Beschränkungen auferlegen wollte, ein Vorschlag, der sich von selbst richtet. Staat und Gesetzgebung sind gegenüber der mißbräuchlichen Verwertung der Vorgänge des Privatlebens so gut wie machtlos; eine Besserung der bestehenden Zustände kann in dieser Hinsicht nur dadurch erzielt werden, daß die Gesellschaft

sich zu einer energischen und nachhaltigen Mißbilligung dieser Unsitte aufrafft, daß sie sich dauernd abwendet von denjenigen Vertretern der Publizistik, die sich nicht bedenken, gleichviel zu welchem Zwecke, das Privatleben unter das grellste Licht der Oeffentlichkeit zu stellen. Man hat in vergangenen Perioden der Rechtsentwicklung den Versuch gemacht, durch Androhung strenger Strafen eine scharfe Grenze zwischen der Behandlung öffentlicher und privater Angelegenheiten in der Presse zu ziehen, insbesondere ist ein solcher Mitte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich unternommen worden, der Erfolg war völlig bedeutungslos. Die Grenze zwischen dem Privat- und öffentlichen Leben zu ziehen, erwies sich vielfach als eine Unmöglichkeit. Infolgedessen führte die Anwendung dieser gesetzlichen Vorschrift zu schreiender Willkür, zu einer Verletzung der Gleichheit aller vor dem Gesetze mit Rücksicht auf die Zugehörigkeit einer Person zu einer bestimmten politischen oder religiösen Gruppe oder einer Gesellschaftsklasse, und nach kürzester Zeit stand das Gesetz nur noch auf dem Papier. Es geriet so rasch in vollständige Vergessenheit, daß kaum noch erforderlich war, ausdrücklich seine Aufhebung auszusprechen.

Dieser Fehlschlag ergiebt sich aus der Natur der Verhältnisse, die hierbei in Betracht kommen. Bei einer Persönlichkeit, die inmitten des öffentlichen Lebens steht, auf dessen Gestaltung vielleicht bestimmend einwirkt, die eine führende Rolle in den Kämpfen um die Fortentwicklung einnimmt, läßt sich die Scheidung zwischen der Sphäre des Privatlebens und derjenigen der Oeffentlichkeit häufig nur äußerst schwer auf Grund einer gesetzlichen Formel vornehmen. Die historische Forschung läßt uns auch das intimste Privatleben der Männer und Frauen, die der Geschichte angehören, bis in die kleinsten Einzelheiten erkennen, und nicht immer und diese Offenbarungen angethan, das Ansehen und den Ruhm jener zu erhöhen, vielmehr ist oft genug manches geeignet, auch den Großen als einen recht kleinen, mit vielen Schwächen des Sterblichen behafteten Menschen erscheinen zu lassen. Und doch gehören auch diese Thatsachen vielfach zu der Würdigung des Gesamtbildes! Nur der Takt und die Achtung vor der Privatsphäre kann hierbei das Richtige treffen.

Gilt dies schon bezüglich der Toten, die der Beurteilung Klios sich nicht entziehen können, so natürlich in unvergleichlich höherem Maße bezüglich der Lebenden. Die Gesellschaft muß sich wieder daran gewöhnen, vor dem Gebiete der persönlichen Angelegenheiten mehr Ehrfurcht zu haben, sie muß die skandalsüchtige Neugierde bekämpfen, die allein den Boden bildet, auf dem das allgemein als Krebsschaden empfundene Uebel — die Nichtachtung der Schranke zwischen Privat- und öffentlichem Leben — sich entwickeln konnte. Die indiskrete Mißachtung dessen, was als die ureigenste Eigentümlichkeit jedes Menschen betrachtet werden muß, ist allerdings im Laufe der letzten Jahrzehnte zu einer früher für unmöglich erachteten Entwicklung gekommen. Gegen den Willen, mittels des Amateurphotographen in mehr oder minder mißlungener Weise dargestellt zu werden, ist das Schicksal, dem die meisten Menschen zur Sommerszeit unterliegen, mögen sie an dem Ufer des Meers oder in den Eis- und Gletscherfeldern die Schönheit der Natur bewundern. Die Veröffentlichung vertraulicher Briefe ist beinahe zu einer Alltäglichkeit geworden, und es erscheint bemerkenswert für die Anschauungen eines Teils der Gesellschaft, daß es Leute genug giebt, die es nicht begreifen können, wenn die Rechtslehre sich bemüht, Mittel und Wege zu finden, wie dieser Mißachtung des Persönlichkeitsrechts endgültig entgegengetreten werden kann.

Man muß es als eine gesunde Reaktion bezeichnen, daß gegenüber diesen indiskreten Eingriffen in die Persönlichkeit deren Unantastbarkeit immer energischer betont wird. Die indiskrete Veröffentlichung eines Briefes ist eine Verletzung des Persönlichkeitsrechts, nicht minder die öffentliche Ausstellung des Bildes oder die photographische Aufnahme ohne Einwilligung, die Verwertung des Namens in einer Bühnendichtung oder einem Roman, und die moderne Rechtsentwicklung neigt mehr und mehr dazu, diesen Satz als einen selbstverständlichen, als einen aus dem Wesen des Rechts sich ergebenden anzuerkennen. Es kann nicht ausbleiben, daß hierdurch die Neigung der heutigen Gesellschaft zur Indiskretion in günstiger Weise bekämpft werden wird, und dies dürfte dann nicht ohne Wirkung bezüglich der Achtung der Privatsphäre, bezüglich der Zurückhaltung in Ansehung der dem Privat- und Familienleben angehörigen Vorgänge bleiben. Aber vor allem hat doch die Gesellschaft selbst dahin zu wirken, daß wir wieder zu Zuständen kommen, in denen die Ehrfurcht vor den persönlichen Angelegenheiten nicht mehr als ein überwundener Standpunkt betrachtet wird. Die Gesellschaft kann und darf sich in dieser wichtigen Angelegenheit, bei der es sich doch um das Interesse aller handelt, nicht auf den Staat und die Gesetzgebung verlassen, deren Macht an den gegebenen Verhältnissen ihre Grenze findet; sie selbst allein kann mit der Zeit einen Auswuchs beseitigen, der mehr Unheil anrichtet, als die allgemeine Auffassung annimmt.

Ludwig Fuld

Das zertretene Herz

Trüb war mein Herz den ganzen Tag,
Nun wird es trüber und trüber, —
Trompeten und Geigen und Paukenschlag, —
Du tanzest mir lachend vorüber.

Es jauchzen Flöte und Klarinett',
Du lachst so ruhig, du Süsse!
Da springt mein Herz auf das blanke Parkett
Und rollt dir unter die Füsse.

Es hüpft wie ein roter Kinderball
Und tanzt und will nicht ruhen,
Es folgt im Saal allüberall
Deinen kleinen tanzenden Schuhen.

Die Herren und Damen lachen wie toll, —
Wie klingt doch Lachen so herzlich!
Ich bücke mich tief und kummervoll
Und lächle selber schmerzlich.

Da seh' ich dich plötzlich vor mir stehn,
Du hast so rührend gebeten:
„Verzeihung — es ist nicht mit Absicht geschehn,
Ich habe Ihr Herz zertreten."

Carl Bulcke

Arles

(Hierzu auch die Abbildungen Seite 339 und 348)

Das Altertum ragt in die Gegenwart mächtig herein, es bildet einen integrierenden Teil der Physiognomie der Stadt" — mächtig werden wir von der Vergangenheit angezogen, um so mehr, als die Gegenwart so sehr viel weniger bietet, aber nur in Bezug auf modernes Leben mit seinen Einrichtungen und Anhängseln.



Die Venus von Arles
(Im Louvre zu Paris)

Wer vermag sofort in dieser Stadt mit ihren engen Straßen, dem Mangel an eleganten Läden, ihrem spitzen Kieselpflaster und ihren 25000 Einwohnern den Platz zu erkennen, der einst mit der griechischen Seestadt Massilia erfolgreich in die Schranken trat, den Julius Cäsar zur Schiffswerfte machte, auf der er seine Seeschiffe zur Einschließung Massilias bauen ließ, den man einst wegen seiner glücklichen Lage pries, wo die Schätze des Orients, die Spezereien Arabiens, die Waren Assyriens, das Getreide Afrikas, Tiere und Waffen aus Spanien und Gallien zu Markte gebracht wurden? Wer wird ohne weiteres daran erinnert, daß einst über 100000 Einwohner innerhalb der Stadtmauern ihre Wohnstätten hatten, oder an die glänzenden Tage, die die Stadt unter Gallienus oder Constantius gesehen, und daran, daß wir uns innerhalb eines festen Platzes befinden, der ein Bollwerk der Römer gegen die germanischen Stämme war? Hier baute sich einst 306—330 Constantin der Große nahe dem Rhoneufer seinen Palast, der noch bis ins 13. Jahrhundert von den Gewalthabern der Stadt bewohnt wurde und auch jetzt in seinen Resten leicht kenntlich ist durch den halbrunden Ausbau mit dem eigenartigen Mauerwerk, bei dem zwei Reihen weißer Kalksteinquäderchen mit zwei Reihen Backsteinschichten der Höhe nach abwechseln. Oberhalb des Palastes baute derselbe Fürst eine steinerne Brücke nach der heutigen Vorstadt Trinquetaille, deren Widerlager auf dem rechten Ufer noch erkennbar sind. Unter Honorius war die Stadt Sitz eines Präfekten, 879 wurde sie zur Residenz des Königreiches Arelat erhoben, 1150—1251 bildete sie eine Republik, bis sie 1482 an Frankreich fiel und ihre frühere große Bedeutung verlor. Der Weg, der uns heute vom Bahnhof nach der „Place du Forum" bringt, wo unter Platanen noch einige Reste von alten Forumsgebäuden stehen und das gute Hotel Forum der Fräulein Michel seine gastlichen Pforten öffnet, ist gerade nicht sehr vertrauenerweckend. Wir fahren durch enge Gäßchen, in denen der Hotelomnibus oft nur schwer seine Wendungen machen kann, aber wir werden dafür durch die Straßen und Anlagen an der „Promenade de la Lice" und der „Avenue Victor Hugo", durch den anstoßenden Stadtgarten und den Boulevard des Alyscamps, die alle abseits der Rhone liegen und mit schönen Platanen und Blumengärtchen besetzt sind, reichlich entschädigt. Das Straßenleben ist gerade kein bewegtes, kein großartiges Getriebe umgiebt uns. Dafür entschädigt uns aber das liebenswürdige, freundliche Wesen der Bevölkerung, und vor allem sprechen uns die durch ihre Schönheit berühmten Arlesierinnen in ihren reizenden Kostümen an. Wie sich die Sprache der Väter in ihrer Glanzzeit — das Provençalische — in reiner Form erhalten hat, so lebt heute noch bei den Frauen ein bestimmter körperlicher Typus fort, in dem manche altgriechische Züge erkennen wollen.



Kirchhof von Alyscamps



Phot. Neurdein-Frères, Paris

Ansicht von Arles von Trinquetaille aus

Bald blond mit tiefblickenden blauen Augen, bald nur dunkle Haare mit dunkeln oder violblauen Augen, mit schönen vollen Brauen, gut geschnittenem Profil, nicht übermäßig groß und schlank, in reiferen Jahren eher etwas zum Embonpoint neigend, die niedlichen Häubchen mit Bandschleifen keck auf dem Hinterkopf tragend, mit Spitzentüchern den Oberkörper verhüllend, mit einem dunkeln oder an Festtagen auch bunten Rock, der bis zum Knöchel reicht, die kleinen Füße in elegantem Schuhzeug zeigend, treten sie uns gegenüber — nicht herausfordernd, nicht ablehnend.

Doch zurück zur alten Stadt mit ihren Baudenkmälern — zum Amphitheater und dem Theater, den Hauptwahrzeichen des alten Römertums. Ersteres ist nicht so gut erhalten wie das im benachbarten Nimes, auch nicht so groß wie das aus der Zeit des Gallienus stammende in Verona, aber dafür schöner in den Einzelformen und vorzüglich in der technischen Ausführung. Ein Bau aus dem ersten und zweiten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, steht es, aus weißem Kalkstein gefügt, da; elliptisch in der Grundform bei Achsenlängen von 136 zu 107 Metern, zwei Stockwerke hoch, die Außenmauern von 60 Rundbogenöffnungen durchbrochen und im Erdgeschoß von viereckigen Pfeilern, im Obergeschoß durch korinthische Halbsäulen gegliedert. Das abschließende Hauptgesimse mit der Attika ist in der Zeit verschwunden; dafür sind über den Eingängen im achten Jahrhundert Türme aufgebaut worden, von denen noch drei stehen. Im Innern siedelte sich später armes Volk an, dessen Wohnstätten aber in der Zeit von 1825 bis 1830 wieder aus dem Baue entfernt wurden. 26000 Zuschauer faßte einst der Bau, etwas mehr als die gesamte heutige Bevölkerung der Stadt.

Haben wir der technischen Ausführung schon Lob gespendet, so überrascht uns weiter die vollständig massive Durchführung des Baues aus Quadersteinen. Mörtellos, mit feinstem Fugenschluß sind sie aufeinander getürmt und in gewaltigen Stücken bis zu 4,72 Metern Länge bei entsprechender Höhe und Breite. Vollständig abweichend in der Konstruktion sind die äußersten Umgänge von denen verwandter Bauten auf italienischem Boden. Sie sind im Erdgeschoß nicht überwölbt, sondern mit horizontal lagernden Platten von 45 Centimetern Dicke und 3,24 Metern freier Länge gedeckt, die auf den mit Pilastern gegliederten Pfeilern ruhen und so ein viel reicheres und feineres Architekturbild abgeben als bei den Anordnungen von Tonnengewölben. Im Obergeschoß ist eine ganz eigenartige Lösung der Ueberdeckung zur Ausführung gebracht, indem dort, den 3,70 Meter weiten äußern Rundbogenöffnungen entsprechend, trichterförmige Tonnengewölbe angeordnet sind, die auf beinahe 5 Meter langen Architraven ruhen und von den Außenpfeilern nach den inneren Wandpfeilern freitragend gespannt sind. Zwischen den beiden genannten Architraven sind wieder Tonnengewölbe eingespannt, deren Längsachse mit der Umfassungswand des Baues parallel läuft. Die Gewölbe selbst sind aus Platten konstruiert, gleichwie am Amphitheater in Nimes, Ringe ohne Verband bildend, wie am Pont du Gard und an der alten Brücke von Avignon. Technisch alles höchst interessant und beachtenswert für Kenner und Laien. Von gleich hohem Interesse ist die noch gut erhaltene Ableitung der Tagwasser am Bau, die mit großer Ueberlegung und Sachkenntnis ausgeführt ist. Die senkrechten Abwasserkanäle, im Innern der Steinpfeiler ausgespart, und ihre Endigungen in Sammelbassins mit Abwasser nach den größeren Kanälen sind noch vorhanden. Trefflich erhalten sind auch noch die unterirdischen Behälter, die in zwei Reihen die Arena umziehen, und von denen aus acht niedrigen Oeffnungen die Tiere den Gladiatoren entgegengeschickt wurden, die selbst dort wieder abschließbare Gelasse hatten.

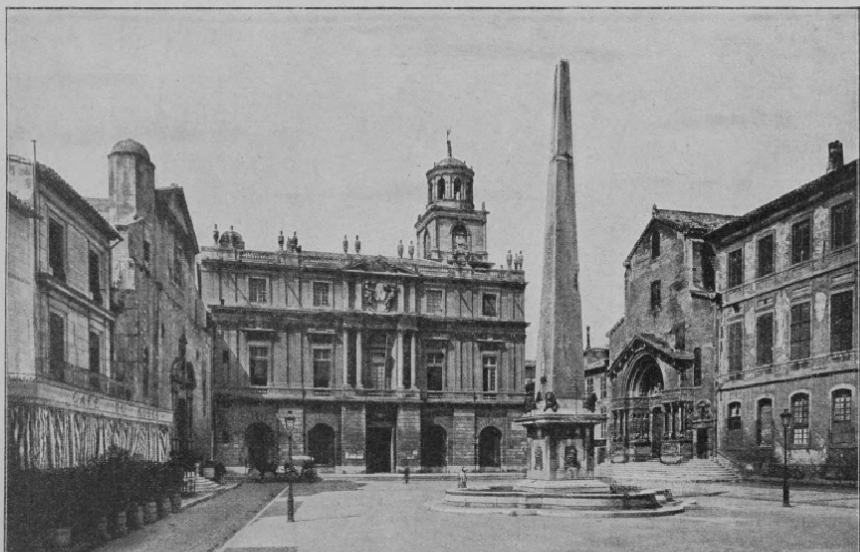
Das in unmittelbarer Nähe befindliche Theater ist zur Zeit des Augustus begonnen, aber erst im dritten Jahrhundert vollendet worden. Es hat die Größe des nahe gelegenen Theaters in Orange, ist aber nicht wie jenes nach griechischer Sitte an den Bergabhang gelehnt. Auch ist die Unterlage der Sitze nicht aus diesem herausgemeißelt. Es ist vielmehr ein echt römischer Freibau mit reicher Außenarchitektur, von der noch einige Bogen erhalten sind. Ganz eigenartig sind dabei die Gesimse über den Eingängen zur Orchestra, wo die Architrave einen Triglyphenfries mit abwechselnden Stierköpfen und Rosetten tragen, der darüber liegende Fries reiches verschlungenes Rankenornament mit Putten, Vögeln, Panthern u. dergl. enthält. Von der Scene stehen noch zwei korinthische Säulen aus afrikanischem Breccienmarmor mit einem Architravstück darüber. Von den Sitzreihen sind wenigstens die untersten noch erhalten. Im Theater wurde auch die im Louvre befindliche hochberühmte Venus von Arles (1651, s. die Abb.) gefunden, und noch im fünften Jahrhundert wurde hier gespielt, wobei der Reiz schlüpfriger Scenen aus dem Mythenkreis der Frau Venus und des Bacchos die christliche Bevölkerung häufiger auf die steinernen Sitzreihen des Theaters lockte als in die weiten Hallen ihrer Kirchen.

Welches Arbeitermaterial an Zahl und Qualität war für diese Bauten nötig, und welche Vorrichtungen, um Steine von 5 Kubikmetern und mehr aus den Brüchen herbeizuschaffen, am Bau zu heben und zu versetzen, besonders wo es sich um Massen von 50000 Kubikmetern und mehr handelte! Und dabei diese vollendete Technik, die sich getrost mit jener an den Perikleischen Bauten entwickelten messen kann. Welche Genauigkeit in der Fügung, velche Vollendung im Steinschnitt! Beschämt stehen wir heute vor solchen Leistungen der Baukunst und des Handwerkes.

Aber auch diese Riesenbauten zerfielen, zu Falle gebracht durch die Vergänglichkeit des Materials, dann durch Aenderungen der Religionen, Sitten und Gewohnheiten, mehr aber noch durch Menschenhände, durch Versündigungen roher oder verbildeter Massen. In der Erhaltung, nicht Verhunzung, und Dienstbarmachung der Werke unsrer Väter zu andern Zwecken können wir von den heutigen Franzosen immerhin noch manches lernen. Jedenfalls finden wir bei ihnen verhältnismäßig wenig verfälschte Altertümer, die Studium und Wertschätzung irreführen.

„Morituri te salutant“, hören wir in der Arena die Gladiatoren rufen; von friedlicher römischer Begräbnisstätte, den Campi Elyséi, grüßen uns die Geister der Verstorbenen und Gefallenen. In den Alyscamps oder Champs Elysées ist uns diese erhalten, sie bietet aber ein Bild des Verfalles und der Zerstörung, das uns ernst stimmt.

Eine Pappelallee führt von der Fahrstraße zwischen den in Reihen aufgestellten, geplünderten antiken Sarkophagen hindurch nach der halb in Ruinen liegenden frühmittelalterlichen Kirche St. Honorat mit ihrem unvollendeten achteckigen Turme und ihrem geheimnisvollen, seltsamen Innern, das vier ungleich dicke gemauerte Säulen zeigt, von denen zwei einen Durchmesser von 3,10 Metern haben; auf unmotiviert aus ihnen heraustretenden Spitzbogen



Phot. Neurdein-Frères, Paris — Musée lapidaire — Stadthaus — Römischer Obelisk — St. Trophime

Place de la République



Arena

tragen sie eine achteckige Kuppel. „Allée des tombeaux" wird heute der Weg mit den Sarkophagen genannt, die, meist einfach aus Steinen gemeißelt, mit dem Christuszeichen, mit Kreuzen, Kerbschnittornamenten u. dgl. geschmückt sind. Auch Bleisärge finden sich hier vor, die in den kirchlichen Seitengemächern aufbewahrt werden.

Als Begräbnisstätte war der Ort, den auch Dante im Inferno erwähnt, besonders im Mittelalter berühmt, da Leichen aus fernen Landesteilen hierher verbracht wurden, um in heiliger, geweihter Erde zu ruhen.

Dem heiligen Trophime, der diese Stätte zum christlichen Kirchhof weihte, ist aber auch die alte Kathedrale mit ihrem überreichen, schönen, aus dem 12. Jahrhundert stammenden Hauptportal nach der Place de la République geweiht. Sechs zum Teil auf Löwen ruhende Säulen tragen einen reichen Figurenfries, über dem sich Rundbogen wölben, die einen Giebel tragen. Im Giebelfeld thront Christus als Weltrichter mit den Symbolen der vier Evangelisten. Das düstere dreischiffige Innere birgt einige Bilder und hat als besten Schmuck an den Wänden der Seitenschiffe elf alte Teppiche. Das Bedeutendste aber in architektonischer Beziehung ist und bleibt der Kreuzgang in seiner aus verschiedenen Bauperioden stammenden Ausbildung. Die Nordseite trägt das Gepräge des 12. Jahrhunderts, die Ostseite ist romanisch und wird in das Jahr 1221 gesetzt, die Westseite wurde um 1380 gebaut und die Südseite in gotischem Stile ums Jahr 1505. Die gekuppelten Säulchen sind mit überreichen phantastischen Kapitellen geschmückt und mit Architraven überlegt, auf denen die schön gegliederten Rundbogen ruhen. Mit reichem Figurenschmuck sind die Eck- und Zwischenpfeiler bedacht, im Stile der Zeit unbeholfen und roh von der Antike zehrend. Die Hallen sind mit glatten aus Quadern konstruierten Tonnengewölben überspannt, die durch Rippen geteilt sind.

Ein Bild stiller, poesievoller Abgeschiedenheit, das das Ungemach der Welt vergessen macht, lassen wir zurück und treten hinaus auf den Platz mit dem in Renaissanceformen erbauten Stadthaus, um hier nochmals durch den 15 Meter hohen Granitobelisken auf einem Brunnengestell an das Römervolk erinnert zu werden und noch mehr in dem am gleichen Platze stehenden Musée antique lapidaire, das, in der einstigen St. Annenkirche untergebracht, reich an Funden aus Arles und seiner Umgebung ist und auch die künstlerisch wertvollen Sarkophage aus den Alyscamps aufzuweisen hat. Neben verschiedenem Architekturdetail, das beinahe durchweg einen guten Stil verrät, ist es vor allen Dingen der sogenannte „Kopf der Livia", der unsre Aufmerksamkeit fesselt. Er ist ein Bildwerk schönster Art aus poliertem weißen Marmor, bei dem das Fleisch wunderbar lebendig modelliert ist, wie es nur ein antiker Künstler verstand.

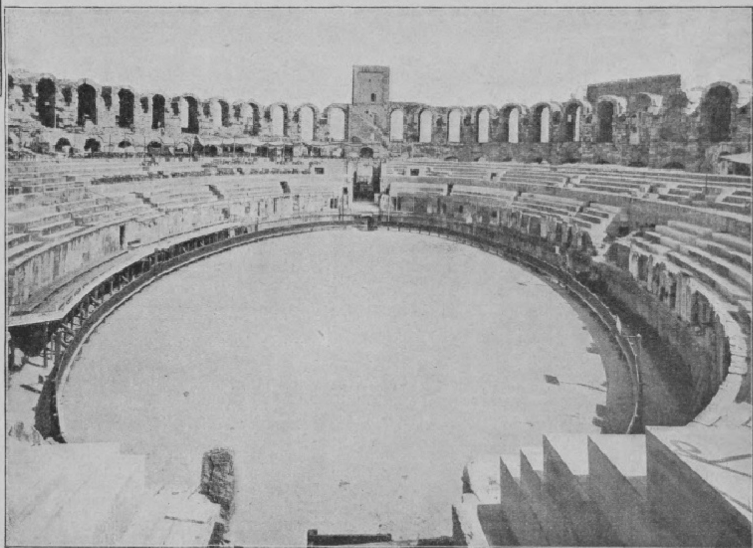
Nicht übergehen dürfen wir zum Schluß das „Museon Arelaten", das durch den Feliber F. Mistral für provençalische Volkskunde ins Leben gerufen wurde und Hausaltertümer, Geräte, Münzen, Trachten u. dgl. enthält. Ansprechend sind zwei lebensgroße Trachtengruppen: die Beglückwünschung einer Wöchnerin und ein Weihnachtsmahl in der Camargue. Der Wöchnerin werden als Angebinde Salz, Brot, ein Ei und ein Streichholz von den Verwandten gegeben:

Sagé coume la sau,
Bon coume lou pau,
Plen coume un ioû,
Drè coume un brouquetto,

(So rein wie Salz, So gesund wie Brot, So voll wie ein Ei, So gerade wie ein Streichholz.)

Mit diesem Wunsche für die jungen Arlesierinnen und Arlesier scheiden wir von der ebenso guten als historisch interessanten und an Denkmälern reichen Stadt, deren Gastfreundschaft wir so gerne genossen.

Gleicht das heutige Bild der Stadt von Trinquetaille aus gesehen dem alten, das wir uns im Geiste



Arena

von dem aus der Zeit Cäsars oder des Constantius machen, und wie verhält es sich zu dem ehemals unterlegenen, jetzt so herrlich emporblühenden Marseille? Die Rollen sind vertauscht, das ist der Lauf der Welt!

Dr. Josef Durm



Phot. Neurdein-Frères, Paris

Römisches Theater

Die Heiligen vom Berge

Novellette

von

M. Widmann

In Locarno war Markttag. Schon vor Tagesanbruch hatten sich die Bauern aus den benachbarten Thälern zu Wagen und zu Fuß aufgemacht. Vieh vor sich hertreibend, rückten sie nun in die Stadt ein, meist von ihren Weibern begleitet, die auf dem Rücken die Erzeugnisse ihres Heimatortes in Tragkörben zum Verkauf auf den Markt schleppten. Die Bewohnerinnen des unteren Valmaggias, das reich und fruchtbar ist, brachten Gemüse, die vom höher gelegenen Campotale boten Ziegenkäse und selbstgesponnenes Garn feil, während die Frauen des Lavvizzarethales Honig und frische Butter lieferten. Schließlich kamen noch die Weiber vom Pecciathale mit eigenartigen kleinen Steinkesselchen, die aus dem weichen, hellgrauen Lavetschenstein, den man nur im Pecciathale findet, gefertigt sind.

Auf dem großen, am Lago Maggiore gelegenen Marktplatz hatte das rege Leben seinen Höhepunkt erreicht. Auch die Fremden der vielen Hotels und Pensionen, die in dieser Jahreszeit — es war Anfangs April — meist überfüllt sind, waren zahlreich erschienen. Der Markt bildet für sie stets einen ganz besonderen Anziehungspunkt und bot willkommene Gelegenheit, die mitgebrachten Photographieapparate zu benutzen.

Mitten in dem fröhlichen Fremdenschwarme ging ein junger Mann für sich allein. Ulrich von Stetten war erst am vorigen Abend in Locarno angelangt und hatte im Sinne, mehrere Wochen am lieblichen Lago Maggiore von anstrengender Arbeit auszuruhen. Er mochte etwa dreißig Jahre zählen, war groß und schlank, hatte ein feingeschnittenes energisches Gesicht und dunkle Haare und Augen.

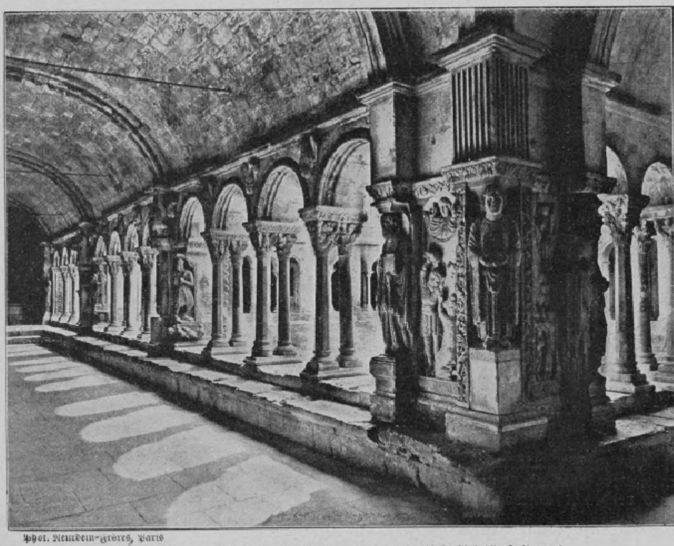
Ulrich war Arzt und wohnte in Klausthal; dort hatte im Winter eine heftige Influenzaepidemie geherrscht, die seine ganze Thätigkeit in Anspruch genommen. Um diese Jahreszeit war es dort noch beinahe Winter; um so mehr genoß er daher den paradiesischen lachenden Frühling der italienischen Seen. Wohlig ließ er sich von der wärmenden Sonne durchstrahlen und atmete die feinen Düfte der blühenden Glycinen und Magnolien, die, alle Gemüse- und sonstigen Marktgerüche überwindend, in der linden Luft schwebten.

Auf einmal hörte er lachen und sah, wie sich die Leute rasch in einem Kreise um eine Gemüseverkaufsstelle scharten. Was mochte da Neues zu sehen sein? Diesmal waren es nicht bloß die Fremden, die sich herzudrängten, auch die Einheimischen liefen herbei, kaufende Frauen, Mägde, Schulkinder und vor allem die nichtsthuende, herumbummelnde, mannbare Jugend Locarnos.

Mit zwei Schritten stand Ulrich von Stetten im rasch sich bildenden Kreise; da ward ihm ein lieblicher Anblick. Vor dem Händler, der die schönsten und verlockendsten Gemüse des ganzen Marktes feilhielt, standen zwei junge Mädchen mit einem Eselchen, dem an beiden Seiten leichtgeflochtene Tragkörbe angeschnallt waren. Aber nicht dieses hellgraue hübsche Tier war es, das die Neugierde des Publikums reizte; den Mädchen und ihrer Kleidung galt die allgemeine Aufmerksamkeit. Beide waren in lange, hemdartige, weiße Kutten gehüllt, die die Arme, den Hals und obersten Brustansatz freiließen und um die Mitte von einem Bande in losen Falten zusammengerafft wurden. Daß die jungen Damen keine Korsette trugen, war leicht ersichtlich, auch trugen sie weder Strümpfe noch Schuhe; die eine hatte leichte Sandalen an den kleinen wohlgeformten Füßen, die andre ging vollkommen barfuß. Auch die Köpfe der Mädchen waren unbedeckt, ihr Haar war schlicht in der Mitte gescheitelt und am Hinterkopf in einen Knoten verschlungen.

Ulrich von Stetten machte es wie die andern Fremden; er blieb stehen und staunte die ungewohnten Erscheinungen verwundert an. Wo um Himmels willen kamen diese fast alttestamentlich aussehenden Gestalten her?

Die beiden Mädchen ließen sich inzwischen durch das allgemeine Aufsehen, das sie erregten, nicht im mindesten stören; sie schienen dergleichen gewöhnt zu sein. Ruhig wählten sie ihre Ware und versenkten Blumenkohl, Spargel, unzählige Büschel rotleuchtender Rüben, Salathäuptchen und Rettiche, kurz was der Markt an Gemüsen bot, in die Tragkörbe des friedlichen Grauchens. Dann wurde die Rechnung beglichen; in gebrochenem Italienisch verständigte sich eines der Mädchen mit dem Händler, der eine schöne Einnahme machte. Der Esel erhielt einen sanft antreibenden Schlag, der Kreis der Zuschauer öffnete sich, und weiter schritt die kleine Karawane, von unzähligen Kindern begleitet. Ulrich von Stetten folgte langsam dem Zuge, und viele thaten gleich ihm. An mehreren Orten noch hielten die Mädchen an, immer jedoch waren es nur Gemüse und Obst, Aepfel, Orangen und Nüsse, die sie kauften, und überall, wo sie gingen und standen, erregten sie dasselbe Aufsehen und ziemlich spöttische Heiterkeit.



Phot. Neurdein-Frères, Paris

Kreuzgang des Klosters St. Trophime. (Zu dem Artikel „Arles“, Seite 345)

Zuletzt hielten sie noch vor einem Konservenladen. Da gleich daneben ein Café lag, dessen im Freien aufgestellte Tischchen einen hübschen Aufenthalt und Beobachtungsposten boten, setzte sich Stetten dort nieder, ließ sich einen Wermut bringen und schaute, was sich etwa noch weiter zutragen werde. An einem andern der kleinen Tische saßen mehrere junge Herren von Locarno, offenbar den besseren Ständen angehörend, und äugten gleich ihm nach dem Laden hinüber, in dem die spärlich bekleideten Schönen verschwunden waren; das Eselchen hatten sie draußen festgebunden. Die jungen Männer besprachen lachend und in dem etwas freien Tone, den junge Männer unter sich gern anwenden, die Kleidung und das Aussehen der Mädchen. Stetten, mit der italienischen Sprache wohl vertraut, konnte der Unterhaltung folgen.

„Es ist ein Skandal,“ meinte der eine, ein grämlicher kleiner Herr, dessen gelblicher Teint ein Leberleiden verriet, „es ist ein Skandal, ich weiß nicht, weshalb unsre Munizipalität so etwas duldet. Ich meine, wir hätten hier im Tessin genug eigne Narren, ohne noch fremde beherbergen zu müssen.“

„Was willst du denn, Vizzi?“ sagte sein Nachbar, ein breitschultriger junger Mann mit einem leichten Ansatz zur Korpulenz. „Ich finde die Sache famos. Die Mädel sind schön, und ich als Mitglied unsers Verschönerungsvereins bin ihnen gewogen: sie zieren die Gegend; da, schau nur die Rote, eben tritt sie heraus, ist die nicht wundervoll?“

Er hatte recht, sie war wundervoll, nun sah es auch Ulrich. Beim ersten Anblick vorhin hatte er nur einen Gesamteindruck der seltsamen Kleidung empfangen. Jetzt aber, wie dieses Mädchen in dem dunkeln Arkadenbogen so dastand, vom weißen, losen Kleide schneeig umflossen, sah er, daß sie prachtvolles, leichtwelliges rotes Haar hatte, dazu den feinen, milchfarbenen Teint der Rothaarigen, nicht aber deren Sommersprossen. Zwar war ihre Haut an einigen Stellen am Nacken und an den Oberarmen leicht gerötet, wohl von den bereits recht kräftigen Sonnenstrahlen, aber ihr Antlitz war rosig und rein. Sie war es, die die Sandalen trug. Ihre Gefährtin war lange nicht so hübsch; sie kam nun eben auch aus dem Laden und trug eine Menge Gemüsekonservenbüchsen, die sie in die bald hochgefüllten Körbe des Eselchens gleichmäßig verteilte. Sie war auch die Sprecherin und Zahlmeisterin. Ihr Haar war strohfarben und glanzlos wie das der Bauernkinder, die ohne Hut in Wetter und Sonne gehen, und ihr Gesicht war von der Sonne gebräunt, was nicht gut zu dem hellen Haar stand. Diese junge Dame schien das Anstarren der jungen Männer nicht peinlich zu finden; sie kehrte sich gar nicht daran und oblag ruhig ihren Geschäften. Die Rothaarige aber hatte sich unter tiefem Erröten zur Seite gewandt und versucht, hinter dem hochbeladenen Esel Deckung zu finden.

„Recht hast du, schön sind sie und dableiben sollen sie,“ rief nun ein dritter der jungen Leute vor dem Kaffeehause. Er war ein großer stattlicher Bursche mit gesund gerötetem Antlitz, hellen Augen und einem hübschen, sinnlichen Munde; seine Toilette verriet die gefällige Eleganz eines italienischen Dandys. „Wir haben hier wahrlich Mangel an fröhlichen Mädchen, die mit sich umspringen lassen. Seid doch froh, daß uns einmal was Rechtes über den Weg läuft, und schreit nicht gleich nach Moral, — verstanden, Vizzi?“

„Du könntest dich täuschen, Marini,“ erwiderte der Angeredete ärgerlich. „Bilde dir nur nicht ein, daß in der Kolonie dieser Nacktläufer*) freie Sitten geduldet werden. Mit diesen Mädchen kann man sich keinen Spaß erlauben; ihr langhaariges Oberhaupt mit dem Christuskopf hält eine strenge Zucht in der kleinen Gemeinde.“

„Jedenfalls ist er schlau, daß er die Rothaarige herumschickt, Propaganda zu machen,“ meinte einer der Herren. „Uebrigens kann sie noch nicht seit langer Zeit bei der Bande sein; ich sehe sie erst seit wenigen Tagen.“

Marini war aufgestanden, um den Anblick der Mädchen besser genießen zu können.

„Macht mir nichts vor,“ sagte er zu den Freunden; „wer so gekleidet herumgeht, kann unmöglich spröde sein. Das ist ja eine direkte Aufforderung an unser südliches warmes Blut, und die fremden Mädchen werden uns höchstens unsrer Schüchternheit halber verlachen. Ich werde jedenfalls nächstens mein Glück bei ihnen versuchen!“

*

Am Abend desselben Tages wurde im neuen kleinen Theater von Locarno der „Barbier von Sevilla“ gegeben. Ulrich von Stetten hatte sich beizeiten einen Platz gesichert und saß nun gegen neun Uhr — in der italienischen Schweiz beginnen die Vorstellungen wie in Italien erst um diese Stunde — in dem hübschen Rokokobau.

Allmählich füllte sich das Theater. Im Parkett nahm das gewöhnliche Publikum Platz; meist Frauen und Mädchen aus dem Volke ohne Hüte, die meisten aber hübsch frisiert und große Ringe in den Ohren tragend, geschwätzig, aufgeregt und erwartungsvoll. Die Männer blieben an den Stehplätzen gleich am Eingange stehen, die spitzigen, etwas eingedrückten Kalabreserhüte schief auf dem Ohr und die Hände in den Taschen.

In den Logen ringsherum saßen die Spitzen der Locarneser Gesellschaft und die Fremden. Da gab es Toiletten in duftigstem Weiß, Blumen im Haar, und Juwelen und Augen blitzten um die Wette. Von Loge zu Loge ward gegrüßt, kokettiert und fixiert, und ein ruhiger Beobachter konnte sehen, wie sich die feinen Fäden kleiner Liebesromane hinüber und herüber spannen. Die Herren waren im Gesellschaftsanzug erschienen und trugen fast alle weiße Kamelien im Knopfloch. Stetten erkannte einige der jungen Herren wieder, die er am Morgen im Café gesehen hatte.

Die Vorstellung nahm ihren Anfang. Stetten war ganz Ohr, als ihn eine allgemeine Bewegung, die durch die Reihen lief, aufschauen ließ. Durch den Mittelgang des Theaters kamen drei abenteuerliche Gestalten gegangen.

„I balla-biutt! — Die Nacktläufer!“ flüsterte man laut und leise, und eine allgemeine Heiterkeit gab sich kund.

Voran schritt ein mittelgroßer schlanker Mann; seine reichen, dunkelblonden Locken waren in der Mitte gescheitelt und wallten bis auf die Schultern nieder; er hatte ein feines, blasses Gesicht mit blondem Spitzbart und melancholischen Augen. Seine Kleidung bestand aus dunkelgrünen Lodenhosen, die bis an seine Kniee reichten, einem weißen, leinenen Kittel, der den Hals freiließ, sonst aber zugeknöpft war, da sich darunter offenbar kein Hemd befand; Beine und Füße waren unbekleidet und stark von der Witterung gebräunt.

Ihm folgte eine magere, nicht mehr jung aussehende Frau, gleich ihm in grüne Loden gekleidet, doch ließ das Gewand die Arme und den Hals

*) Balla-biutt hat der Volksmund diese bei Locarno angesiedelten „Naturmenschen“ benannt; eine Bezeichnung, die am besten mit Nacktläufer übersetzt wird und ein gutmütiges Spottwort bedeutet.



Im neuen Nationalmuseum zu München

Nach einer Zeichnung von M. Barascudts (Text S. 352)

der Dame frei, ihre nackten Füße steckten in Sandalen, und das dünne Haar trug sie in der Mitte gescheitelt und schlicht zurückgestrichen. Als dritter kam hinter ihr ein etwa achtzehnjähriger Jüngling; der hochaufgeschossene Bursche schritt mit vorgebeugten Schultern und etwas gesenktem Kopfe daher. Sein entblößter Nacken und die Arme, die aus einem ärmellosen Sweater hervorsahen, waren vom Sonnenbrand scharf gerötet, aber seine von den Knieen an nackten Beine waren noch weiß und von Dornen arg zerkratzt. Eine lebhafte Verlegenheit malte sich auf seinem hübschen Gesichte, und man sah ihm deutlich den Neuling an, der noch nicht ganz mit den früheren Lebensgewohnheiten und Anschauungen gebrochen hat. Die andern jedoch, offenbar ein Ehepaar, schritten unbeirrt durch die Menge bis in die vorderste Sitzreihe, wo alle drei ihre Plätze hatten. Dort setzten sie sich gemütlich zurecht und schienen gar nicht zu bemerken, welche Sensation ihr Erscheinen hervorgerufen hatte.

Endlich aber ward die Musik Siegerin und fesselte alle Gemüter; es wurde gut gespielt und schön gesungen, und die Zufriedenheit war eine allgemeine. In jedem Zwischenakt jedoch wandte sich sofort die Aufmerksamkeit des Publikums wiederum den sonderbaren Naturmenschen zu. Diese hielten aber ruhig all den neugierigen Blicken stand, und in einer der Pausen gingen sie sogar ins Theatercafé hinunter, um sich an einem Glase Bier zu erfrischen, wie andre Sterbliche auch.

Stetten befand sich gerade in ihrer Nähe und hörte mit einiger Verwunderung, daß die seltsamen Menschen das reinste Hochdeutsch sprachen, also offenbar Landsleute von ihm waren. Vergebens aber schaute er sich um, ob etwa gar noch die kleine rothaarige Schönheit vom Markte auftauchen werde; sie blieb leider unsichtbar.

Nach der Vorstellung setzte sich Stetten noch eine Weile ins Theatercafé, wie es die meisten Fremden und mehrere Locarnesen zu thun pflegten. Natürlich drehte sich das allgemeine Gespräch um das Erscheinen der seltsamen Fremden, die übrigens gleich nach der Vorstellung spurlos verschwunden waren. Mit höflicher Frage wandte sich Ulrich an einen fein aussehenden Herrn, der mit einigen hübschen Damen kaffeetrinkend an einem der kleinen, weißen Marmortische saß.

„Könnten Sie mir nicht sagen, mein Herr, welche Bewandtnis es mit diesen eigentümlichen Menschen hat, die ich heute zum zweitenmal sehe?"

„Sehen Sie, Signore," erwiderte der Angeredete, „es sind eigentlich Vegetarier, harmlose Leute, die sich des milden Klimas wegen hier nach Locarno zurückgezogen haben. Vor einigen Jahren waren ihrer kaum vier oder fünf, jetzt aber bilden sie bereits eine kleine Kolonie von zwanzig bis dreißig Personen. Sie haben ein Stück Land auf einem Hügel bei Ascona erworben und dort eine kleine Ansiedlung gegründet. Man kann den Ort von Locarno aus sehen, weithin erkennbar an der neuen Palissadenumzäunung, die ihre Domäne umgiebt. Wir nennen sie hier scherzweise auch die Heiligen vom Berge, weil sie in ihrer Kleidung und ihren Sitten ein wenig an die Gestalten des Alten Testamentes und die Anachoreten der altchristlichen Zeit erinnern. Der Volksmund hat einen weniger artigen Namen für sie erfunden. Sie selbst nennen sich Naturmenschen."

Stetten dankte für die freundliche Belehrung und beschloß, an einem der nächsten Tage einen Spaziergang nach den Gefilden der Naturmenschen zu unternehmen.

*

„Luzertola, wo bleibst du? Ist mein Kakao noch nicht fertig? Siehst du nicht, daß die Sonne schon acht Uhr zeigt? Sie ist ja schon über dem Einschnitt am Berge drüben!"

Vor einer kleinen, nach neuem Holz riechenden Hütte saß eine alte Dame mitten im Heidekraut und rief diese Worte einer unsichtbaren Person zu, die man drinnen hantieren hörte. Die alte Dame trug das Kleid der Naturmenschen, und ihre fetten Arme und nackten Füße waren von der Morgenkühle leicht blau angelaufen; ihr stark ergrautes Haar hing ihr in losen Strähnen über den Rücken herunter.

Jetzt erschien in der Thür der Hütte die schlanke rothaarige Schönheit im weißen, ärmellosen Gewande; in einer irdenen Tasse trug sie den Kakao, dazu ein schwarzes Brot von länglicher Form.

„Hier, Tante, ist das Gewünschte," sprach sie mit sanfter Stimme, das frugale Frühstück auf einen Stein neben die Alte setzend. „Die Uhr ist aber noch nicht ganz acht."

„Hast du schon wieder nach der Uhr geschaut, du Unverbesserliche? Du sollst dich doch nur nach der Sonne richten, wie wir Alten es hier thun! In den vierzehn Tagen, die du in unsrer Ansiedlung zugebracht hast, scheinst du mir keine Fortschritte im Erlernen unsrer Gebräuche gemacht zu haben. Komm, bring dein Frühstück heraus und setze dich her zu mir," fügte sie in freundlicherem Tone hinzu.

Mit leisem Aufseufzen ging das Mädchen hinein und kam bald mit einer kleinen gefüllten Tasse heraus. Das junge Ding verzehrte mit sichtlicher Mühe die im Kakao aufgeweichten Brotbrocken.

„Magst du den Wasserkakao immer noch nicht? Kannst du die Milch nicht entbehren?" fragte die Alte; sie hatte ihr Frühstück längst mit gutem Appetit verzehrt und schaute nun dem Mädchen mißbilligend zu. Schweigend aß die Rothaarige weiter.

„Du bist nicht dankbar, Luzertola," begann die alte Frau von neuem. „Du weißt, daß ich ja nur dein Bestes will. In den sechs Jahren, da deine Eltern nun tot sind, habe ich treulich für dich gesorgt, habe dich in gute Schulen geschickt und dich nun gar, bis du achtzehn Jahre zähltest, in einem vorzüglichen Pensionat in Dresden gelassen. Was hast du davon gehabt? Ein zartes Zimmerpflänzchen und bleichsüchtiges Dämchen bist du geworden! So war es wohl eine Gottesfügung, die mich im Herbst hier die Bekanntschaft dieser herrlichen Naturmenschen machen ließ, denen ich mich gleich mit Begeisterung anschloß. Ich wartete, bis die rauheste Jahreszeit vorüber sei, die ich alte Frau jedoch tapfer bestand, trotz dünner Kleidung und ungeheizter Räume; und kaum war der Frühling eingerückt, da ließ ich dich kommen, du blasses Treibhauspersönchen. Ich will dich groß und stark ziehen an Luft und Sonne und in freier Natur, mir und der Menschheit zur Freude. Du aber, statt dankbar zu sein, hängst den Kopf, fühlst dich tief unglücklich und sehnst dich fort aus diesem herrlichen, schönen Naturleben. Ist das recht, Luzertola?"

„Nenne mich doch nicht Luzertola, nenne mich wieder Marlena, das ist doch ein schöner, einfacher Name. Warum hast du mir den andern gegeben? Du weißt, wie entsetzlich ich mich gerade vor Eidechsen fürchte, von denen es hier wimmelt, und Luzertola bedeutet ja Eidechse."

„Der Name paßt doch sehr gut für dich," entgegnete Frau Reiffmann. „Du bist gerade so flink und geschmeidig wie solch ein glitzerndes Eidechslein und schlüpfst einem solchen gleich zwischen den Büschen und dem Gestein umher. Alle von der Kolonie kennen dich doch einmal unter dem Namen, und jetzt willst du ihn geändert haben?"

„Mach das, wie du willst, Tante," sagte Marlena ergeben; „das ist es aber nicht allein, was mich bedrückt; meine Leiden sind schlimmerer Art. Ich klage auch gar nicht über das mehr als primitive Essen, nicht über den Laubsack, der mir als Bett dient, nicht über all die vielen Wasserabgüsse, mit denen du mich täglich heimsuchst, nicht über die Sonnenbäder, obwohl ich jedesmal zittere, dabei überrascht zu werden. Mein schweres Leid sind die fast täglichen Gänge zur Stadt in diesem losen Gewande, das mich nur unvollkommen verhüllt und das bei den Männern freche Blicke und schamlose Reden, bei den Frauen aber mitleidige und spöttische Blicke hervorruft. Selbst die Kinder bleiben stehen und schauen mich an. Warum sendet ihr mich immer hinunter nach Locarno zum täglichen Einkauf?"

„Geht Erika nicht mit dir?" fragte Frau Reiffmann erzürnt. „Hab' ich dich jemals allein bis Locarno gesandt, du thörichtes Kind! Auch Erika ist ein junges Mädchen wie du und trägt dasselbe Gewand nun schon seit wohl einem Jahre. Sie hat sich nie beklagt über die Frechheit der Männer. Dem Reinen ist alles rein, merke dir das, mein Kind. Denke etwas weniger an dich und den Eindruck, den du hervorbringst; geh still und bescheiden deinen Weg, dann wird dich niemand kränken."

Verletzt wandte sich Marlena zur Seite und ging in die Hütte zurück, das gebrauchte Geschirr zu spülen und die Laubsackbetten hinaus an die Sonne zu tragen. Ihr hübsches Gesicht trug den Ausdruck tiefer Verzweiflung. Wie sollte sie sich nur helfen? Frau Reiffmann war die Schwester ihrer verstorbenen Mutter und ihre einzige Verwandte, die nun seit bereits sechs Jahren mütterlich für sie gesorgt hatte und von der sie auch pekuniär vollständig abhängig war. Marlenas Eltern waren arm gestorben; das bescheidene Vermögen hatten die letzten Jahre des brustkranken Vaters, die er im Süden zubringen mußte, vollständig verschlungen. Frau Reiffmann hingegen stand sich gut und war kinderlos. Marlena sollte ihre Erbin werden. Dafür verlangte die Tante aber auch blinden Kindergehorsam, und das junge Mädchen litt nun furchtbar unter der Schrulle der Dame, die auf ihre alten Tage noch Vegetarierin geworden und in die Kolonie der Naturmenschen eingetreten war.

Was sie an sich selbst nicht mehr erproben konnte, das wollte sie an der Nichte versuchen. Ihr Traum war, aus dieser ein kräftiges Naturweib zu formen, sie einem der Naturmänner in der Kolonie anzutrauen und in den dieser Naturehe entsprossenen Kindern ein neues, vollkommenes Naturmenschengeschlecht emporblühen zu sehen. Und Marlena fühlte sich wehrlos und gefangen, ohne Freunde, ohne Vermögen, ohne Hoffnung auf Erlösung, den Plänen der unternehmenden Tante preisgegeben.

Inzwischen war die Sonne höher gestiegen, Frau Reiffmann schätzte, daß es neun Uhr sei, und schaute nach den andern Behausungen hinüber; sie erwartete Erika mit dem Esel, die um diese Stunde ihre Nichte zum täglichen Proviantgange nach Ascona oder Locarno, je nach den Bedürfnissen der Ansiedlung, abholte.

In gleichmäßigen Zwischenräumen lagen über den Hügel verstreut kleine hölzerne Hütten primitivster Art, von Gemüsegärten umgeben. Vor den meisten standen große Wasserbecken und Sitzbäder in der Sonne und flatterten große nasse Laken im frischen Morgenwinde. Reges Leben herrschte in der kleinen Ansiedlung; Laubbetten wurden an die Sonne geschleppt, Gemüse ward von Frauen im Garten geholt und geputzt. Männer kamen und gingen, mit Axt und Säge bewaffnet, im Begriff, neue Hütten zu errichten. Die Naturmenschen besorgten jegliche Arbeit selber, getreu ihrem Grundsatz, möglichst aus eigner Kraft und ohne fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen, frei in der Natur zu leben, ohne den untergebenen Lebewesen Schaden zuzufügen. Sie aßen natürlich kein Fleisch, verschmähten die Eier, aus denen ja Hühner werden sollten, und verbannten aus ihrer Kolonie die Milch, da diese einem unnatürlichen Zustande zu verdanken sei, worin die Kühe künstlich gehalten würden. Sie hatten im Sinn, mit der Zeit auch der Wolle zu entsagen, da es eine Grausamkeit sei, die armen Schafe ihrer Kleidung zu berauben. (Schluß folgt)



Einweicheraum

Die Arbeiterheilstätten der Landesversicherungsanstalt Berlin bei Beelitz

In der kurzen Spanne Zeit von vier Jahren hat die Landesversicherungsanstalt Berlin an der Berlin-Wetzlarer Bahn ein Werk errichtet, das seinesgleichen schwerlich irgendwo findet. Auf einem Areal von 140 Hektar, das ziemlich eben, mit Kiefern bestanden, luftig, frei und gesund, etwa 40 Kilometer von Berlin entfernt liegt, hat man vier Heilstätten erstehen lassen, die für die Kranken der Arbeit der Hauptstadt bestimmt sind. Die Landesversicherungsanstalt Berlin hat ein Kapital von neun Millionen Mark verwendet, um den Siechen neues Leben und neuen Mut zum sozialen Kampf zu geben, um dem Volksleben die wirtschaftlichen Kräfte zu erhalten, soweit sie sich erhalten lassen, oder den Kranken Linderung ihrer Leiden zu gewähren. Es ist eine soziale That allerersten Ranges, die sich hier vollzogen hat, und daß die Mittel dazu bereit waren, ist jedenfalls eine der besten Seiten unsrer sozialen Gesetzgebung. Gehen wir einmal die Baukosten der Anlage durch, um uns ein Bild von der Sache zu machen. Es kosteten der Pavillon A I



Die Arbeiterheilstätten der Landesversicherungsanstalt Berlin bei Beelitz

— wir kommen auf diese Bauten noch zu sprechen — 838000 Mark, der Pavillon A II 487000 Mark, die Zentralbadeanstalt 626000 Mark, zwei Kochküchengebäude je 200000 Mark, zwei Waschküchengebäude je 206000 Mark, die Kesselhausanlage 480600 Mark, das Verwaltungsgebäude 276000 Mark, zwei Werkstättengebäude je 47200 Mark, zwei Arzthäuser je 73000 Mark, Kegelbahn 18500 Mark, vier Pförtnerhäuser je 21500 Mark, Pavillon B I 1080900 Mark, Pavillon B II 599000 Mark, Gärtnerhaus 62000 Mark, Desinfektions- und Verbrennungshaus 91000 Mark, Stallgebäude 49000 Mark, Liege- und Wandelhallen für Männer und Frauen 161000 Mark, Gotteshaus 52700 Mark, elektrische Beleuchtungs- und Kraftanlage 335000 Mark, Wasserversorgung 176000 Mark, Zentralwarmwasseranlage 53000 Mark, Kanalisation mit Rieselfeld 183500 Mark, Fernheizwerk 280000 Mark, Terrainkanäle dazu mit Einsteigehäuschen, Luftentnahmehäuschen und Frischluftkanälen 299700 M., Dampfkesselanlage 115000 Mark, Kohlengleis und Tankanlage 54200 Mark, Wäschereianlagen 56000 Mark, Kochkücheneinrichtungen 77000 Mark, Eismaschinenanlage 30000 Mark, Einfriedigung 100000 Mark, Terrainregulierung und Gartenanlagen 150000 Mark, Wegeanlagen einschließlich Fußgängertunnel unter dem die Anstalt durchziehenden Bahnkörper 262000 Mark.

Das sind recht trockene Ziffern, aber sie erhalten Leben, wenn man ein wenig darüber nachdenkt und unsre reizvollen Bilder zu Hilfe nimmt. Es lacht einem geradezu das Herz dabei. Denn man kann die Blätter der Geschichte von Anfang bis zu Ende durchsehen, man wird schwerlich ein Blatt finden, das einen ähnlichen Inhalt hätte. Arbeitnehmer und Arbeitgeber verwenden hier die gesetzlich vorgeschriebenen Beiträge, um den leidenden Arbeitsgenossen sich und den Seinen zu erhalten, und welch eine Summe von Beiträgen! Dort zwischen den alten Föhren, nahe von Berlin, bei der kleinen Stadt Beelitz, geschützt vor Wind und Staub, heilt im Sonnenschein und bei guter Pflege wieder die kranke Lunge. Liebevolle Pflege, kräftige Waldluft, gesunde Nahrung, das ist es, was der Erkrankte gebraucht, und hier findet er es in reichstem Maße.

Es bedurfte langer Vorbereitungen, Verhandlungen und Studien, ehe man zur Ausführung der Sache schritt. Noch während des Baues reiste der Vorsitzende der Landesversicherungsanstalt Berlin, Dr. Freund, im Verein mit Baurat Schmieden und Baumeister Merke in Deutschland, um Zentralbadeanstalten, und in England, um die innere Einrichtung von Krankenhäusern zu studieren. In England bereitete ihnen die Kaiserin Friedrich die Wege. Sie arbeitete ein acht Seiten umfassendes Programm für die Studienreise eigenhändig aus und schrieb den Herren Empfehlungen an alle hervorragenden englischen Aerzte. So ist der Name der edeln Frau mit diesem Werke der Nächstenliebe und wahrer Humanität, der besten Grundlagen des sozialen Friedens, für alle Zeiten verknüpft.



Wandelhalle

Die Anstalt hat gegenwärtig 600 Betten. Das ergiebt bei einem Aufwand von neun Millionen für das Bett 15000 Mark. Die jährlichen Kosten belaufen sich auf 1,2 Millionen, d. h. für Bett und Kopf 5,50 Mark. Die Vermögenslage der Landesversicherungsanstalt Berlin ist so günstig, daß das gesamte Kapital aus den laufenden Einnahmen, die sich allein aus den Beiträgen alljährlich auf 1,5 Millionen Mark beziffern, bestritten werden konnte. Das 55,5 Millionen Mark betragende Barvermögen der Anstalt brauchte gar nicht in Anspruch genommen zu werden.

Das Anstaltsgelände wird von der Berlin-Wetzlarer Bahn und von der Chaussee Potsdam-Beelitz in vier Teile geteilt. Jeden dieser Teile hat man umfriedigt, ihm ein Pförtnerhaus gegeben und damit die Berührung der Geschlechter und der verschiedenen Kranken ausgeschaltet. Nördlich und südlich der Bahn hat man den schönen alten Kiefernwald in einer Breite von 150 bis 200 Metern stehen lassen und so für Schutz gegen Wind und Staub gesorgt. Alle Krankenzimmer liegen der Sonne zu, die ihre belebenden Strahlen bis in die tiefsten Winkel sendet. Das Geräusch der Bahn dringt nicht ans Ohr der Kranken. Jede der vier Abteilungen hat für den Anfang einen Wohnpavillon erhalten. Sie können 600 Betten aufnehmen. Durch weitere Bauten kann die Zahl der Betten bis aufs Dreifache erhöht werden.

Wir haben also ein Sanatorium für Männer, eines für Frauen, zwei Lungenheilstätten, dazu die notwendigen Liege- und Wandelhallen, Wirtschaftsräume u. s. w. Das Sanatorium für Männer ist typisch für die gesamten Einrichtungen, auch für die Lungenheilstätten, deren Apparat nur durch besondere Baderäume, Liege- und Wandelhallen erweitert ist. Der Gesamteindruck des 146 Meter langen Sanatoriums wird von unserm Bilde trefflich wiedergegeben. Den Hauptbestandteil des Sanatoriums bilden die Schlaf- und Wohnräume, daneben findet sich ein gemütliches Rauch- und Spielzimmer, eine weite Halle u. s w. Die Krankenzimmer sind mit 83 Betten im Erdgeschoß, mit 82 im Obergeschoß, mit 21 Betten im Dachgeschoß untergebracht. Von den anstoßenden Wirtschaftsräumen giebt der auf einem unsrer Bilder dargestellte Anrichteraum eine klare Vorstellung.

Das Sanatorium für Frauen wird mit 80 Betten besetzt. Der Pavillon für lungenkranke Männer



Sanatorium der Arbeiterheilstätten

hat so viel Betten wie das Sanatorium, der Pavillon für lungenkranke Frauen ist dagegen wieder kleiner. Hier sind besonders wichtig die Liege- und Wandelhallen. Die Männerseite hat vier Liegehallen, deren jede Platz für 48 Liegestühle hat Um die Hallen gemütlicher zu machen, hat man überall für verglaste Zwischenwände gesorgt und so gewissermaßen eine Anzahl kleinerer Zimmer geschaffen. Die Wandelhallen haben je eine Länge von 84 Metern und geben so genügend Raum für die Kranken, wenn sie sich bei schlechtem Wetter ergehen wollen. Kegelbahn und Werkstättengebäude sind schon in unsrer Aufzählung erwähnt. Namentlich das Werkstättengebäude ist eine sehr glückliche Schöpfung, da es den weniger Leidenden eine Erholung bietet, wie sie selten geboten wird.

Natürlich sind die stattlichen Verwaltungs-, Arbeits-, Nebengebäude dem Charakter der ganzen Anstalt entsprechend eingerichtet. Wir haben das Bild eines Einweicheraums gewählt, um den Lesern eine Vorstellung von den weiten Nebenräumen und Gebäuden, unter denen sich auch eine sehr beachtenswerte Kesselanlage findet, zu geben.

Zieht man die Summe der eingehenden Betrachtung, so muß man sagen, es handelt sich um eine ebenso großartige als vollkommene Schöpfung, deren segensreiches soziales Wirken ohne allen Zweifel die Anerkennung finden wird, die ihr gebührt; es handelt sich um einen musterhaften Bau, auf den Berlin stolz sein kann. Die Benutzung derartiger Heilstätten hat sich durchaus bewährt, und es ist daher mit hoher Freude zu begrüßen, daß jetzt überall im Deutschen Reiche Anstalten getroffen werden, ihre Zahl zu vergrößern. Heinz Krieger



Rauch- und Spielzimmer

(Zu dem Artikel „Die Arbeiterheilstätten der Landesversicherungsanstalt Berlin“, S. 350)

Die Eisenbahn in der Polarregion

(Hierzu die Abbildungen Seite 355)

Im Laufe der letzten vier Jahre ist in demjenigen Teil der skandinavischen Halbinsel, der über dem Polarkreis liegt, eine neue Bahn, die Ofotenbahn, erstanden, die in verschiedener Beziehung einen interessanten Zuwachs im europäischen Eisenbahnnetz darstellt. Einst galt das nördliche Schweden für eine Art unwirtliches Sibirien, das selbst für die im mittleren Teil des langgestreckten Reiches wohnenden Schweden ein unbekanntes Land bildete. Allmählich änderten sich jedoch die Verhältnisse. Eine Eisenbahn, die sogenannte nördliche Stammbahn, wurde bis zum Nordende des Bottnischen Meerbusens verlängert und brachte die entlegenen Landesteile mit dem Herzen des Reiches in Verbindung. Gleichzeitig begannen die im Gebiet von Gellivara liegenden Erzreichtümer die Spekulation zu interessieren, und ein Konsortium baute die Bahn Lulea-Gellivara, um die genannten Naturschätze ausnutzen zu können. Auf dieser Bahn geht seit Anfang der neunziger Jahre ein gewaltiger Erztransport von Gellivara nach Lulea von statten, und von Lulea aus wird das Erz dann nach dem Auslande, meistens nach Deutschland, ausgeführt.

Schon Mitte des vorigen Jahrzehnts bildete sich ein neues Konsortium, um die Lulea-Gellivarabahn bis zur norwegischen Küste zu verlängern, wo die Bahn am Ofotenfjord enden sollte. Was dieser Bahn eine große Zukunft verhieß, war der Umstand, daß sich hinter Gellivara noch weitere Erzfelder, nämlich diejenigen von Kirunavara und Luossavara, befinden; sie sind von einem Umfang, daß sie als die größten der Welt bezeichnet werden können. Dieses Erz ebenfalls über Lulea zu verschiffen, ist aber nicht möglich, da der Hafen den größten Teil des Jahres hindurch von Eis versperrt wird, wogegen der Ofotenfjord fast ohne Unterbrechung eisfrei ist. Somit baute man die Ofotenbahn, die eine Fortsetzung der Linie Lulea-Gellivara bildet und gleich dieser eine Staatsbahn ist, denn die Regierungen Schwedens und Norwegens nahmen den Bau selbst in die Hand. Nun ist der Schienenstrang vollendet, und seit dem 15. November 1902 verkehren etliche Züge, doch findet die feierliche Einweihung erst im nächsten Sommer statt. Dem Vertrage gemäß, der zwischen der Bergwerksgesellschaft von Kirunavara und dem schwedischen und dem norwegischen Staat abgeschlossen wurde, sollen auf der Ofotenbahn nach vollständiger Verkehrseröffnung jährlich etwa 1200000 Tonnen Eisenerz zum Ofotenfjord befördert werden. Auch von diesem Erz wird der größte Teil nach Deutschland verschifft, und zwar durch Fahrzeuge der Hamburg-Amerika-Linie, indem die letztere Gesellschaft die Beförderung von zehn Millionen Tonnen übernommen hat. Im Jahre 1903 soll diese Verschiffung 500000 bis 600000 Tonnen betragen und dann allmählich einen größern Umfang annehmen.

Auf der von der Ofotenbahn berührten Linie haben sich schon jetzt zum Teil gewaltige Umwälzungen vollzogen. Bei dem mächtigen Eisenerzberg Kirunavara ist die Stadt Kiruna, etwa 7000 Einwohner zählend, erstanden, ebenso finden sich an verschiedenen andern Stellen, z. B. bei Wassijaure, neue Ansiedelungen; früher wurden diese Gebiete nur hin und wieder von Lappländern besucht. Auf der Grenze zwischen Schweden und Norwegen liegt die Station Riksgränsen (Reichsgrenze), deren mächtige Halle, um den Zügen bei strenger Witterung Schutz zu bieten, nach Einfahrt des Zuges vollständig geschlossen werden kann. Auf der norwegischen Seite berührt die Ofotenbahn Gebiete von wildromantischer Schönheit, so daß sie auch auf den Touristenverkehr Anziehungskraft ausüben dürfte. Am Endpunkt beim Ofotenfjord ist ebenfalls eine neue Stadt emporgewachsen: Narwik, ein Ort, der schon jetzt etwa 7000 Einwohner zählt und alle Bedingungen bietet, ein großes Handelszentrum für den skandinavischen Norden zu werden. Hier befinden sich großartige Quaianlagen, um eine schnelle Verladung des Eisenerzes von den Wagen in die Schiffe zu ermöglichen. Wenige Stunden von diesem Hafen entfernt liegen die Fischereigebiete, in denen der berühmte Dorsch- und Heringsfang — die Lofotenfischerei — vor sich geht. Dieser wichtige Erwerbszweig Norwegens findet nun in der Ofotenbahn ein bequemes Mittel, sein Absatzgebiet zu vergrößern, denn von dem ungeheuren Meeresreichtum, der bei den Lofoten alljährlich zu Tage gefördert wird, kann ein großer Teil nicht bloß bis ins Innere Skandinaviens, sondern bis nach Rußland hinein versandt werden. Es dauert nämlich nicht mehr lange, bis das schwedische und das finnische Eisenbahnnetz aneinandergeschlossen sind; dann kann jeder, der eine Seereise scheut, mit der Eisenbahn nach Skandinavien gelangen, und im übrigen steht von jenem Zeitpunkt ab einem Waren- und Personenverkehr zwischen der Küste Norwegens und der Küste des Stillen Ozeans nichts im Wege.

F. Mewius

Zu unsern Bildern

In Deutsch-Südwestafrika werden Reitochsen von der Zivilbevölkerung allgemein benutzt, aber auch die Schutztruppe bedient sich ihrer gelegentlich, trotzdem sich unser treffliches ostpreußisches Militärpferd auch dort aufs beste bewährt hat. Namentlich findet der Reitochse beim Spursuchen und Patrouillenreiten Verwendung (siehe die Abbildung Seite 342). Uebrigens sind die Offiziere und Mannschaften der Schutztruppe auch noch auf andre Art in Beziehung zu dieser Rinderrasse getreten, denn ihr mühevoller, verantwortungsreicher Dienst erfuhr in der letzten Zeit eine für Soldaten eigenartige Abwechslung. Es wurden nämlich in sämtlichen Distrikten Offiziere und Mannschaften mit der Impfung der Zugochsen und Kühe zur Abwehr der Rinderpest beschäftigt. Diese furchtbare Seuche hatte auf die Entwicklung unsrer Kolonien ungemein lähmend gewirkt, und wenn Robert Kochs Impfmethode nicht rechtzeitig angewandt worden wäre, sähe es heute im deutschen Südwesten Afrikas traurig aus. So kann nicht genug anerkannt werden, daß die Schutztruppe sofort für die Niederkämpfung der Seuche herangezogen wurde und durch ihr energisches Eingreifen, durch ihre vorzüglich organisierten und durchgeführten Sperrmaßregeln die junge Kolonie vor großem Schaden bewahrte.

Zu den prachtvollsten Monumentalbauten, die Neu-München unter dem Prinzregenten Luitpold erhalten hat, gehört in erster Linie Gabriel Seidls phantasievolles Gebäude des neuen bayrischen Nationalmuseums in der Prinzregentenstraße, das seit dem 1. Oktober 1900 eröffnet ist. Eigentlich bildet es einen Komplex von Bauten, von denen jeder auch äußerlich das Gepräge der Periode trägt, deren Erzeugnisse das Innere birgt. Der gleiche Grundsatz wurde bei der Ausstattung der einzelnen Säle und Gemächer festgehalten, und man darf wohl behaupten, daß nie vorher ein Sammlungsgebäude so ausschließlich für die betreffenden Sammlungen gebaut wurde wie dieses, und daß das neue Münchener Nationalmuseum hinsichtlich der Anpassung der Räume an ihren Zweck und Inhalt vielleicht einzig in der Welt dasteht. Durch das Zusammenwirken des Architekten Seidl mit dem ihm kongenialen Maler Rudolf Seitz, der die Anordnung und Aufstellung der Sammlungen durchgeführt hat, ist für das nach der Isarstadt kommende Fremdenpublikum eine Sehenswürdigkeit allerersten Ranges geschaffen worden. Auch die Einheimischen, sowie das in die „Münkastadt“ kommende ländliche Element suchen das Museum eifrig auf. An den Besuchstagen mit freiem Eintritt, Sonntag und Mittwoch, herrscht ein unaufhörliches Kommen und Gehen in dem prächtigen Vestibül und auf den Stiegen des imposanten Treppenhauses (siehe das Bild Seite 349). Um in den Sammlungsräumen alle Stockungen zu vermeiden, wird den Besuchern überall durch nicht zu übersehende Wegweiser ihre Richtung vorgeschrieben, so daß ein Irregehen oder ein systemloses Kreuz- und Querwandern ausgeschlossen ist. Zugleich wird dadurch ein streng pädagogischer Gesichtspunkt verfolgt, den man auch für die Grundrißanlage maßgebend sein ließ, indem die Besucher die Denkmäler der verschiedenen Kulturepochen genau in chronologischer Folge besichtigen, wobei sie die betreffenden Gegenstände in Räumen finden, die ihrer Entstehungszeit entsprechen. Der Rundgang beginnt im Erdgeschoß rechts mit den prähistorischen Altertümern und erstreckt sich zunächst über sämtliche 48 Räume dieses Geschosses, die die kulturhistorischen Sammlungen umfassen. Dann steigt man zum ersten Stockwerk empor, in dem die reichen Fachsammlungen, die Erzeugnisse der verschiedensten Kunst- und Industriezweige, Jagd- und Kriegsgerät, Musikinstrumente, Kostüme, historische Kuriosa u. s. w. nebst der ganz einzigen Krippensammlung untergebracht sind. Im Untergeschoß endlich befinden sich Folter- und Strafwerkzeuge, eine ganze Flucht von Bauernstuben mit „echten“ Einrichtungen und die Restaurationslokalitäten. Nicht minder sehenswert sind die sieben Höfe und die Gärten des Nationalmuseums.



Anrichteraum

(Zu dem Artikel „Die Arbeiterheilstätten der Landesversicherungsanstalt Berlin“, S. 350)

Litteratur

In die Zeit der Glaubenskämpfe, die im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts von Südfrankreich und Piemont auch nach Deutschland hinübergriffen, führt uns eine Erzählung, „Die Albigenserin“ von Adolf Hausrath, dem gelehrten Kirchenhistoriker, der sich auch als Dichter, anfangs unter dem Pseudonym Georg Taylor, durch eine Reihe geschichtlicher Romane einen geachteten Namen erworben hat (Leipzig, Breitkopf & Härtel). Als nach der Unterwerfung des Grafen Raimund VII. von Toulouse die Sache der Albigenser ihre mächtigste Stütze verloren hatte, zogen sie sich nach Piemont und von da den Rhein abwärts nach Deutschland zurück, wo sie an vielen Orten Anhänger fanden und Gemeinden gründeten. Im Anfang der Erzählung ist das berühmte Kloster Lorsch im Odenwald, später Worms und Mainz der Schauplatz der reich bewegten Handlung, in deren Mittelpunkte eine Frau slavischen Geblütes steht, die alle Künste der Verführung aufwendet, um für die Lehre der Albigenser zu wirken. Ein junger, eben dem Kloster entronnener schwäbischer Edelmann gerät in ihre Netze und wird zu ihrem Kämpfer in einem Gottesurteil, das zu ihren Gunsten ausschlägt. Aber gegen die Glaubenstreue des deutschen Ritters bleiben die Künste der Versucherin machtlos, die schließlich mit den Ihrigen den Feuertod erleidet. Mit großer dichterischer Kraft hat der Verfasser ein farbenreiches Bild jener düsteren Zeit entrollt, in der die Inquisition alle Regungen freier Geister, die sich gegen die Satzungen der Kirche auflehnten, mit Feuer und Schwert unterdrückte.

— Ein ehemaliger flotter Reiteroffizier, der einst den Dienst quittierte, um eine nicht ganz standesgemäße Ehe einzugehen, und nun in einer kleinen Grenzstadt als Bürgermeister waltet, ist der Held von Paul Oskar Höckers Erzählung „Es blasen die Trompeten“ (Leipzig, Paul List). Still und wunschlos lebt er an der Seite der geliebten Frau dahin, bis ein Manöver sein früheres Regiment in das Städtchen führt, die alten Kameraden ihn freudig begrüßen und all die Erinnerungen an das fröhliche Reiterleben wachrufen. Gern hätte man, nachdem mit dem Tode des bedenklichen Schwiegervaters das Hindernis beseitigt ist, ihn wieder im Regiment, und der Kommandeur eröffnet ihm die günstigsten Chancen. Die Versuchung ist groß, und er droht ihr zu erliegen, aber die Liebe zu Weib und Kind hält ihn in seinem bescheidenen Wirkungskreise zurück. In dieser Entsagung erscheint er wirklich ein Held, der die volle Sympathie des Lesers gewinnt. Der Vorwurf ist flott und spannend durchgeführt; es weht etwas von dem frischen Geist durch das Buch, der die deutsche Reiterei belebt. — In eine ganz andre Umgebung versetzt uns der Autor mit seinem in demselben Verlage erschienenen Roman „Weiße Seele“. Dem Jugendgeliebten eröffnet die Heldin durch finanzielle Beihilfe eine glänzende Laufbahn, obwohl sie weiß, daß ihre Tage nur kurz bemessen sind, daß sie schwerlich den Lohn ihres Opfers ernten wird. In der That naht sich ihm die Versuchung in verführerischer Gestalt, aber die besseren Regungen behalten den Sieg, und er kehrt zu der Getreuen zurück, freilich nur, um sie ihre reine Seele in seinen Armen aushauchen zu sehen. Ein großer Teil der Handlung spielt in Norwegen, wodurch der ergreifenden Erzählung ein wirkungsvoller Hintergrund verliehen wird.

— Die liebenswürdige Erzählung „Das heilige Blau“ von Königsbrun-Schaup, die zuerst in unsrer Zeitschrift erschien, liegt nun bei E. Pierson in Dresden als Buch vor. Viele, die sich seinerzeit an der anmutigen japanischen Liebesgeschichte erfreut haben, werden sie gern im Zusammenhange nochmals lesen. Durch Johannes Martini hat sie einen hübschen Bildschmuck erhalten.

Notizblätter

Handel und Industrie

Weitaus das meiste **Platin** wird im **Ural** gefördert, nämlich durchschnittlich etwa 6000 Kilogramm das Jahr, während Kolumbien nur 125, Kanada 65, Borneo 50 und die Vereinigten Staaten 20 Kilogramm liefern. Die Hauptfundstätten am Ural befinden sich im Gebiete der Flüsse Wya, Iß und Tura sowie bei Nischnij Tagil. Dort giebt es mehrere Gesellschaften, die sich mit der Gewinnung des edeln Metalls befassen, die weitaus größte davon ist die Platincompagnie, die etwa 11 200 Hektar platinhaltiges Gebiet besitzt. Neuerdings ist ein Teil dieses Gebiets auf Veranlassung der Compagnie genauer untersucht worden, um einige Anhaltspunkte über die zukünftigen Aussichten der Platingewinnung zu erhalten. Nach dieser Untersuchung soll eine Fläche von 380 Hektaren etwa 17 000 Kilogramm Rohplatin bergen, was bei den heutigen Platinpreisen einen Wert von 36 Millionen Mark ausmacht. Ist der übrige Teil des Gebietes gleich reich an Platin, so dürfte man im Ural noch auf etwa eine halbe Million Kilogramm dieses wichtigen und für manche Zwecke unentbehrlichen Metalls rechnen können.



Phot. Georg Brokesch, Leipzig

Peter Rickmers †

Länder- und Völkerkunde

Leutnant Peary, der schon mehrere Polarexpeditionen mitgemacht hat, giebt interessante Schilderungen über das **Aussterben der Eskimos**. Diejenigen, die an den äußersten Grenzen der von Menschen bewohnbaren Gegenden hausen, gegen die Smithsche Meerenge zu, zählten noch bis vor zwölf Jahren 300 Köpfe. 1897 fand Peary genau 234 vor. Heute sind es noch 200. Dasselbe Phänomen zeigt sich in den andern arktischen Gegenden. In Alaska, wo die ersten Entdecker eine Bevölkerung von etwa 3000 Eskimos vorfanden, leben jetzt noch 500. Die ganze Rasse, die vor 20 Jahren auf 30 000 Individuen geschätzt wurde, ist jetzt auf die Hälfte reduziert. In einem Vierteljahrhundert wird sie völlig verschwunden sein. Leutnant Peary schreibt dieses Aussterben zwei Umständen zu: der Vermischung der Eskimos mit den Abenteurern, die sich in ihren Gebieten niedergelassen haben, besonders in Alaska, und den Existenzschwierigkeiten, die die Walfischfahrer ihnen bereiten, indem sie jene Tierarten dort ausrotten, die die einzigen Hilfsquellen der Eskimos bilden.

Museen

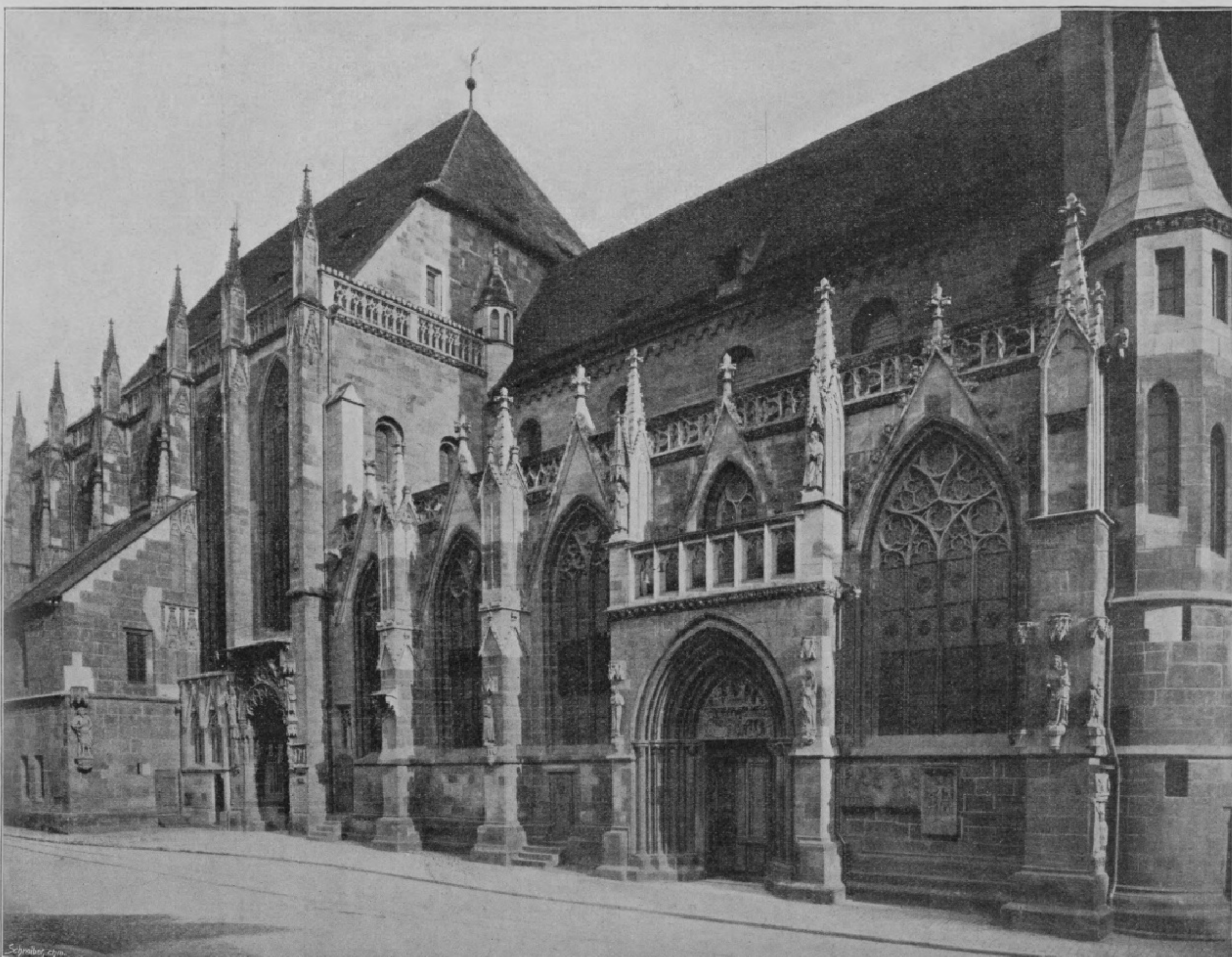
Im Petit Palais zu Paris, das nach der Weltausstellung von 1900 zu einem Museum der Stadt Paris ausgestaltet wurde, ist am 13. Dezember v J. die **Sammlung Dutuit** feierlich eröffnet worden. Ihren Namen hat die Sammlung nach den Brüdern Eugen und August Dutuit, die durch viele Jahre Kunstschätze aller Arten und verschiedener Epochen zusammentrugen und sie testamentarisch der Stadt Paris vermachten. Hierunter befinden sich auch kostbare Gegenstände des Kunstgewerbes, und besonders entzücken das Auge des Kenners die sogenannten Henri deux-Gefäße und -Geräte. Dies sind Fayencen aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, nach König Heinrich II. benannt, weil einige dessen Wappen tragen. Sie sind auch unter dem Namen Fayencen von Oiron oder St. Porchaire bekannt und gehören zu den größten Seltenheiten der Keramik, da nur etwa 70 Stück davon existieren. Einige sind von Sammlern mit 90 000 Franken und darüber bezahlt worden, und auf 100 000 Franken wird der herrliche Fayenceleuchter geschätzt, den unsre Abbildung wiedergiebt.



Oiron-Fayenceleuchter aus der Sammlung Dutuit

Bildende Kunst

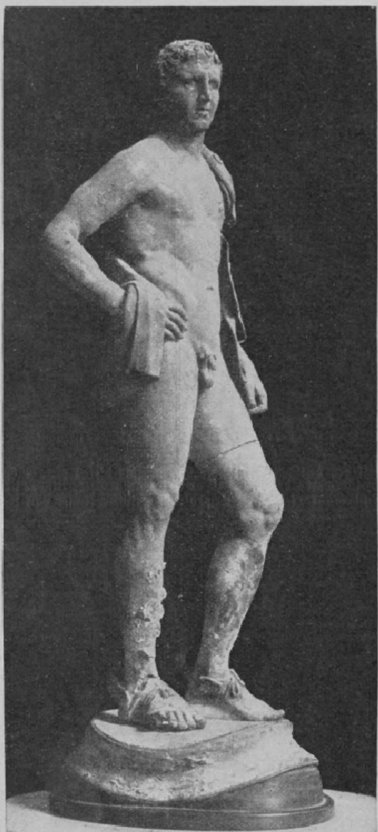
Nach jahrelanger umfassender Restaurierung ist die dem 13. Jahrhundert entstammende **St. Sebalduskirche in Nürnberg** wiederum in alter Schönheit erstanden. Jetzt erst, nachdem das Gestein von dem im Laufe der Zeiten ihm anhaftenden Unreinen befreit worden, alle Schäden daran teils ausgebessert, teils durch Erneuerungen ausgeglichen sind, treten die köstlichen Skulpturen des Monumentalbaues in ihrer vollen Schönheit hervor. Darstellungen aus der biblischen Geschichte und allerlei Heiligengestalten sind es, die, umgeben von kunstvoller Ornamentik, das Aeußere der Kirche schmücken. Besonders hervorragend ist die „Brautthür", so benannt, weil durch sie die Bräute einst zum Traualtar schritten. Symbolisch deuten darauf die auf Postamenten stehenden Figuren der fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen hin, die zu beiden Seiten der mit entzückend reicher Steinarbeit geschmückten Vorhalle jener Thür angebracht sind. Der Innenraum der Sebalduskirche, der gleichfalls durchgreifender Renovierung unterzogen wird, umschließt viele herrliche Kunstschätze. Der wertvollste unter ihnen ist das aus Bronze gefertigte Grabmal des heiligen Sebaldus. Eine Kopie dieses vielgerühmten Meisterwerks des Nürnberger Erzgießers Peter Vischer ist als ein besonderes Wahrzeichen alter deutscher Kunst von Kaiser



Die restaurierte St. Sebalduskirche in Nürnberg

Wilhelm II. der amerikanischen Universität Cambridge als Geschenk überwiesen worden.

— Die Ausgrabungen in Pompeji haben neuerdings wieder zwei kostbare, von uns im Bilde wiedergegebene Funde zu Tage gefördert: eine Perseus-Statue in Bronze, die eine Art Gegenstück zu dem berühmten Narcissus im Museum zu Neapel bildet und dort auch aufgestellt worden ist, und ein Marmorrelief, das die Archäologen als ein vor dem Abbilde der Aphrodite dargebrachtes Opfer auffassen. Das nicht ganz 5 Meter hohe und 6 Meter breite Relief zeigt rechts die auf einem Steinblock ruhende, diademgeschmückte Göttin, an deren rechter Schulter ein langes, in einer Lotosblume endigendes Zepter lehnt. Mit der linken Hand sich auf den Stein stützend, blickt die Göttin hoheitsvoll dem einen Widder daherführenden



Perseus-Statue aus Pompeji

Opferzuge entgegen. Man schätzt das herrlich ausgeführte Relief für eine Arbeit aus dem vierten Jahrhundert vor Christo.

Heer und Flotte

Der auf Tecklenborgs Werft in Geestemünde ganz aus deutschem Stahl erbaute neue Fünfmaster „Preußen" ist augenblicklich das größte Segelschiff der Welt. Es hat eine Länge von 133,5 Metern, breit ist es 16,4 Meter, tief 10,25 Meter. Die Ladefähigkeit beträgt 8000 Tonnen. Sämtliche fünf Masten sind mit doppelten Mars- und Bramrahen versehen, die 5560 Quadratmeter Segelfläche in 43 Segeln tragen. Die Masten haben unten einen Durchmesser von 900 Millimetern, die Großrahen in der Mitte einen solchen von 640 Millimetern bei 31,2 Metern Länge, das Bugspriet hat 920 Millimeter Durchmesser. Die Takelung besteht aus 10800 Metern Stahldraht.

— Die als Seebad vielbesuchte Insel Borkum soll demnächst im Süden und Westen mit Strandbatterien ausgestattet werden, durch die die Emsmündung und der Emdener Hafen sowie Borkum selbst als Ausgangspunkt der deutschen Seekabel geschützt werden sollen. Vom letzten Landungsmanöver ist in Borkum eine Abteilung Marine-Infanterie zurückgeblieben, ferner verbleibt daselbst einstweilen ein Detachement Fußartillerie mit acht Geschützen.

Bühne

Die neue Oper „Die Zwillinge" von Karl Weiß erntete bei der ersten Aufführung im Frankfurter Opernhause großen Beifall. Der vom Komponisten verfaßte Text ist dem Shakespeareschen Lustspiel „Was ihr wollt" entlehnt.

— Das Personal des Eisenacher Stadttheaters brachte in Mühlhausen i. Th. Conrad Albertis Schauspiel „Thomas Münzer" mit starkem Erfolg zur Aufführung. Das Stück ist eine vollständige Umarbeitung des Dramas „Brot", das der Autor schon im Jahre 1888 geschrieben hat.

— Karl Goldmarks Oper „Götz von Berlichingen" errang in der Hofoper zu Budapest stürmischen Beifall. Die Kritik findet freilich, daß das Werk an Frische und Reichtum der Erfindung hinter den früheren Opern des Komponisten zurückstehe und ein guter Teil des Erfolges der pomphaften Ausstattung zu danken sei. Den wackeren Ritter mit der eisernen Hand opernhaft zu gestalten, hat natürlich die Goethesche Dichtung arg vergewaltigt werden müssen.

— Louise de Lavallière, die Favoritin König Ludwigs XIV., ist die Heldin der Oper „Die Karmeliterin" von Raynoldo Hahn. Wenn das Werk in der Pariser Komischen Oper nicht vollen Erfolg errang, so fällt dies dem Textbuche von Catulle Mendès zur Last, das unbeschadet mancher poetischen Schönheiten viele ermüdende Längen enthält.

— Das den Besuchern von Florenz wohlbekannte antike Theater in Fiesole wird wieder hergestellt. Alljährlich im Frühjahr sollen dort klassische Werke aufgeführt werden.



Marmorrelief aus Pompeji: Opferung vor dem Bilde der Aphrodite

Technik

Kürzlich wurde eine in der Bank von England aufgestellte Wage, die mit 1/10 Milligramm Genauigkeit wägt, als die feinste Wage gerühmt, die bis jetzt konstruiert worden sei. Bei den königlich sächsischen Hüttenwerken, Muldenhütten und Halsbrücke, sowie an der königlichen Bergakademie zu Freiberg in Sachsen sind jedoch Feinkornwagen von 1/40 Milligramm im Gebrauch. Sie finden zur Vornahme der Gold- und Silberproben Verwendung und sind eine achtungswerte Leistung deutscher Feinmechanik. Als wirklich feinste Wage der Welt darf aber die kürzlich von Professor Salvioni in Italien konstruierte gelten. Sie wiegt ein geringes Gewicht mit einer Genauigkeit von 1/10000 Milligramm, d. h. ein zehnmilliontel Gramm. Ihr Prinzip ist höchst einfach. Sie besteht aus einem sehr dünnen Glasfaden, der, an einem Ende festgeklemmt, horizontal ausgestreckt ist, und am andern Ende den zu wägenden Körper trägt. Dieser biegt das Ende des Fadens nach unten, und aus der Verschiebung läßt sich das Gewicht berechnen. Mit dieser Wage ist es Salvioni geglückt, die bisher wohl vermutete, aber nicht meßbare Thatsache festzustellen, daß ein duftender Stoff, wie Moschus, mit der Zeit an Gewicht verliert.

— In Manchester beabsichtigt man eine neue Methode zur Druckerei von Kattunen und Tüchern einzuführen, die gegenüber der seitherigen Fabrikationsweise wesentliche Vorteile aufweisen soll. Bislang geschah der Druck mit schmalen Kupferwalzen, dabei war der Verlust durch Abschleifen der alten Walzen und Eingravieren neuer Muster sehr bedeutend. Nach der neuen Erfindung können Tücher in beliebiger Weite und zwar sowohl das Muster selbst als auch die Umrandung gleichzeitig, und zwar direkt von der Metallplatte, bedruckt werden. Ein Syndikat in Lancashire hat die Erfindung erworben und arbeitet bereits danach in kleinem Umfange. Den Handelskammern der verschiedenen englischen Textilzentren soll die Erfindung demnächst erklärt werden. Man glaubt, daß die Einrichtung von Werken nur ein Viertel so teuer ist als die der bisherigen Kattundruckereien, die Fabrikationskosten selbst stellen sich wesentlich niedriger als bisher.

Kultur und Wissenschaft

Bei den Ausgrabungen auf dem römischen Forum hat der Ingenieur Boni einen Teil der berühmten Cloaca maxima freigelegt, jenes großartigen, von Tarquinius Priscus erbauten Abzugskanals, durch den das Forum trocken gelegt und zugleich die von dem Quirinal, dem Viminal und dem Esquilin kommenden Wasser dem Tiberstrom zugeführt wurden. Etwa 600 v. Chr. errichtet, lag dieses Wunderwerk altrömischer Wasserbaukunst seit undenklichen Zeiten verschüttet, bis nun ein Teil davon so weit aufgedeckt ist, daß er der allgemeinen Besichtigung freisteht. Unsre Abbildung giebt jene Biegung wieder, die der Kanal, der eine Höhe von fast 6½ Metern hat, unterhalb der Curia hostilia macht. Luft und Licht werden ihm durch Löcher zugeführt, die man neuerdings in das tausendjährige Mauerwerk geschlagen hat.

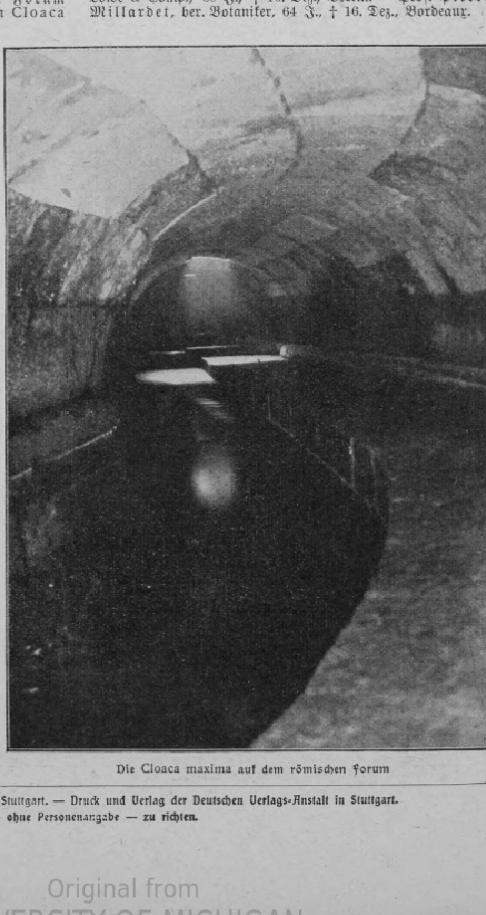
— In Amerika wurden neuerdings zur Feststellung der Geschwindigkeit der Meereswellen von mehreren Seeschiffen Flaschenposten ausgeworfen, die dann an verschiedenen Küstenpunkten des Atlantischen Ozeans wieder antrieben. Es ergab sich dabei, daß der nördliche Aequatorialstrom des Atlantischen Ozeans eine Durchschnittsgeschwindigkeit besitzt, wie sie sonst auf keinem Ozean zu finden ist. Flaschen, die bei Island antrieben, hatten eine Durchschnittsgeschwindigkeit von vier Seemeilen (à 1855,11 Meter) täglich, und ebensoviel ungefähr diejenigen, die bei Norwegen gefunden wurden. Diejenigen Flaschen, die bis zu den Faröern, Shetlandinseln und Schottland gelangt waren, hatten eine tägliche Geschwindigkeit von sieben Seemeilen. Flaschen, die nach Irland, England und an die französische Küste des Kanals trieben, legten täglich sechs Seemeilen zurück, während die nach Westindien gehenden Flaschen acht Seemeilen Geschwindigkeit zeigten. Eine der Flaschen wurde erst nach Verlauf von 512 Tagen wiedergefunden, sie hatte 2587 Seemeilen zurückgelegt. Drei Flaschen, die zu gleicher Zeit an einer und derselben Stelle ausgeworfen wurden, fand man in kurzen Zwischenräumen in derselben Woche an der Westküste Schottlands nach Zurücklegung von 1200 Seemeilen. Ihre Durchschnittsgeschwindigkeit war zehn Seemeilen täglich.

Totenschau

In Bremerhaven verschied am 15. Dezember, wie bereits kurz in vor. Nr. gemeldet, im Alter von 65 Jahren Peter Rickmers, Hauptinhaber und Leiter der weltbekannten Firma Rickmers Reismühlen-, Reederei- und Schiffahrtsaktiengesellschaft. Im Jahre 1838 zu Bremerhaven geboren, unternahm er in seiner Jugend große Reisen, machte sich mit den kaufmännischen und maritimen Verhältnissen des Auslandes bekannt und trat 1889 an die Spitze der genannten Firma, die in den dreißiger Jahren von seinem Vater R. C. Rickmers begründet, aber inzwischen bedeutend erweitert worden war. Unter Peter Rickmers wurde der Geschäftsumfang abermals wesentlich vergrößert, eine stolze Flotte von Seglern und Dampfern nannte die Firma ihr eigen, und Tausende von Arbeitern standen in ihrem Dienste. Zu ihren Gunsten errichtete der Verewigte große Stiftungen, und auch für kirchliche und kommunale Zwecke spendete er bedeutende Summen. Während der Legislaturperiode 1876—79 gehörte er für den Wahlkreis Geestemünde-Lehe dem preußischen Abgeordnetenhause an, trat aber sonst im politischen Leben nicht hervor.

*

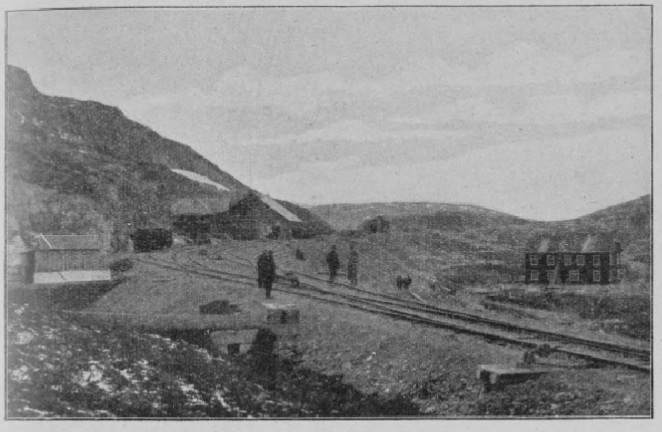
Thomas Nast, ber. amerikanischer Karikaturenzeichner, 62 J., † Guayaquil in Ecuador. — Pancera Besarel, ber. Holzbildhauer, 73 J., † Venedig. — Prof. Dr. Wilhelm Wollner, Dozent für slavische Philologie, 52 J., † 14. Dez., Leipzig. — Landschaftsmaler Heinrich Otto, 70 J., † 14. Dez., Klosterneuburg. — Genremaler Bengt Nordenberg, 80 J., † 14. Dez., Düsseldorf. — Dr. Josef Stern, Chefredakteur der Frankfurter Zeitung, 63 J., 16. Dezember, Frankfurt a. M. — Geheimrat Prof. Dr. Karl von Kupffer, ber. Anatom, 73 J., † 16. Dez., München. — Wirkl. Geheimrat Hermann Burghart, vormals Generaldirektor der direkten Steuern, 79 J., † 16. Dez., Berlin. — Generalmajor Georg Cleinow, bekannt als Militärschriftsteller, 68 J., † 16. Dez., Berlin. — Julius Fr. Pajeken, Direktor der Aktiengesellschaft Ludwig Löwe & Comp., 60 J., † 16. Dez., Berlin. — Prof. Pierre Millardet, ber. Botaniker, 64 J., † 16. Dez., Bordeaux.



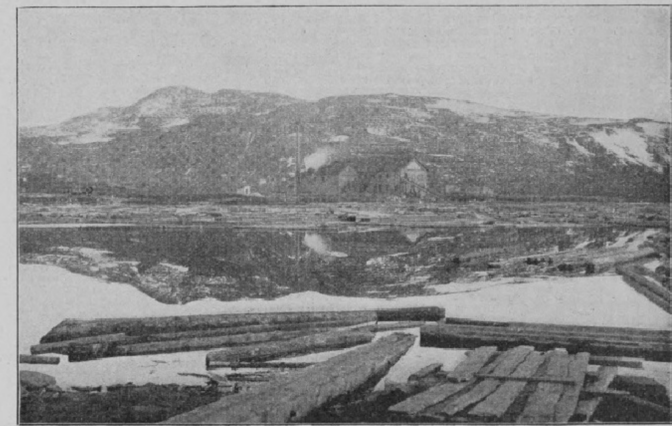
Die Cloaca maxima auf dem römischen Forum

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

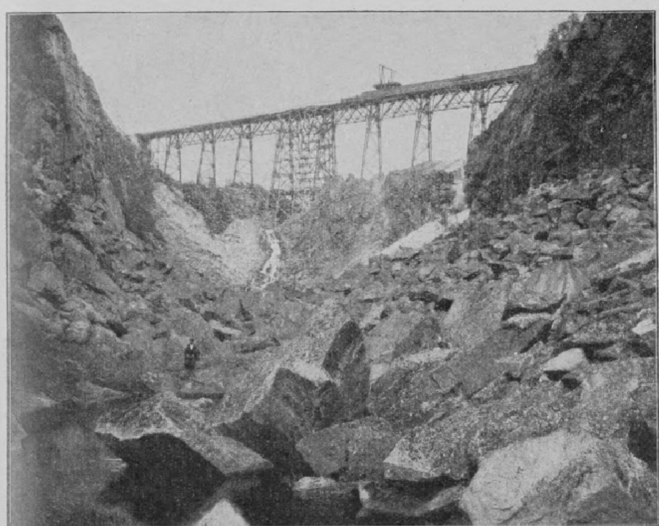
Über Land und Meer
Nr. 15



Die Grenzstation zwischen Schweden und Norwegen



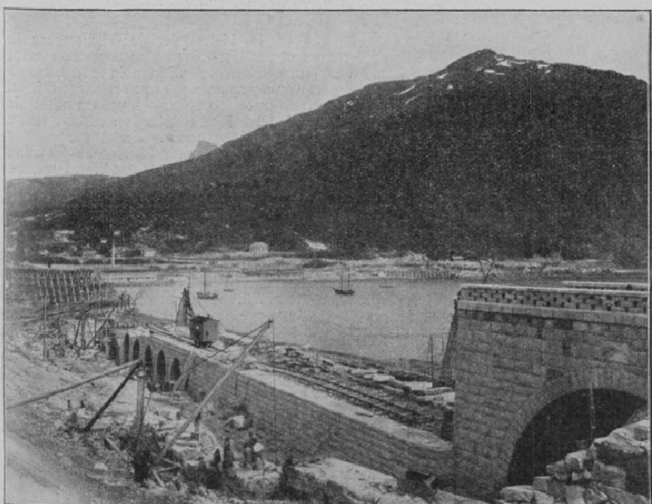
Der Eisenerzberg Kirunavara



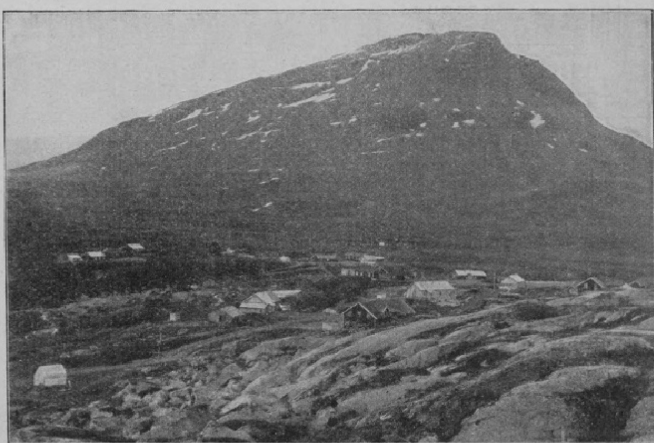
Die Brücke über das Nordthal, vom Rombakufjord aus gesehen



Die das Nordthal überspannende Brücke im Bau



Quaianlagen in Narwik (norwegische Küste)



Die schwedische Ansiedlung Vassijaure unweit der norwegischen Grenze

Die nördlichste Bahn der Welt (Ofotenbahn) [Text S. 352]

Briefmappe

F. W. in Budapest. Bei der Fülle der poetischen Eingänge können wir das einzelne nicht im Gedächtnis behalten. Falls Ihren Gedichten nicht die entsprechenden Freimarken beigefügt waren, sind sie still in den Papierkorb gewandert, aus dem es kein Auferstehen giebt.

G. H. in St. Nur durch Uebung läßt sich die volle Fertigkeit im Maschinenschreiben gewinnen. In Nordamerika werden den Anfängern zu dem Zweck ähnliche Fingerübungen auferlegt wie den Klavierspielern. Als beste Uebung hat man einen Satz gewählt, den der Lernende auf einer alten Schreibmaschine unerbittlich bis zum vollen Erfolg immer wieder abklappern muß: pack my box with five dozen liquor jugs (packe meinen Koffer mit fünf Dutzend Krügen Liqueur). Der Satz hat die Eigentümlichkeit, daß in ihm sämtliche Buchstaben des Alphabets vertreten sind; jeder Konsonant findet sich nur einmal darin vor. Es wäre verdienstlich, wenn jemand zu Gunsten unsrer Anfänger im Maschinenschreiben einen deutschen Satz gleicher Art austüftelte, aber ihn zu finden, dürfte nicht leicht fallen. Einige Bekannte, denen wir den Vorschlag unterbreiteten, indem wir auf den Erfinderruhm hinwiesen, haben sich seitdem nicht wieder bei uns sehen lassen.

Arnold W. in Hannover. Das deutsche Seeoffiziercorps zählt gegenwärtig 1018 aktive Offiziere, nämlich 3 Admirale, 8 Vizeadmirale, 15 Contreadmirale, 52 Kapitäns zur See, 24 Fregattenkapitäns, 100 Korvettenkapitäns, 225 Kapitänleutnants, 354 Oberleutnants zur See und 237 Leutnants zur See; dazu treten 4 Admirale à la suite des Seeoffiziercorps und 34 Offiziere zur Disposition in aktiven Dienststellungen, nämlich 1 Contreadmiral, 11 Kapitäns zur See, 3 Fregatten-, 15 Korvettenkapitäns und 1 Oberleutnant zur See. Als Nachwuchs für das Seeoffiziercorps sind 383 Fähnriche zur See und 197 Seekadetten vorhanden.

Töff-töff in Lüttich. Wir stimmen Ihnen vollkommen bei. Längst veraltet sind Mephistos Worte:

„Wenn ich sechs Hengste zahlen kann,
Sind ihre Kräfte nicht die meine?
Ich renne zu und bin ein rechter Mann,
Als hätt' ich vierundzwanzig Beine."

Der „Geist, der stets verneint", würde sich gegenwärtig etwa folgendermaßen ausdrücken:

„Wenn ich das Nöt'ge zahlen kann,
Dann ist des Autos Kraft die meine.
Ich ras' dahin und bin ein rechter Mann,
Als hätt' ich Flügel statt der Beine."

Kora in L., M. v. G. in H. Mit Dank abgelehnt.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Großherzogin Luise in ihren Beziehungen zum badischen Volke. 4. Auflage. 30 ₰ Baden-Baden, Pet. Weber.
Alfred Klaar, Schauspiel und Gesellschaft. ℳ 1.—. Berlin, Johs. Räde.
Alfred Niedermann, Der Marienmaler. Künstlernovelle aus dem 16. Jahrhundert. ℳ 2.80. Leipzig, Häffel.
Dr. Gust. Riether, Unser Kind. Ein Vormerkbüchlein über das Gedeihen des Kindes. ℳ 1.—. Wien, Hölder.
Neudeck, Unsere Zeit. Roman. ℳ 4.—. Dresden, Pierson.
Joh. Balcke v. Enckevort, Probleme. Roman. ℳ 3.—. Ebd.
J. v. Brun-Brunow, Moorland. Roman. ℳ 2.50. Ebd.
Doris Freiin v. Spättgen, Meteor. Roman. ℳ 3.—. Ebd.
Hermann Ritter, Von der Höhe. Eifeler Skizzen u. Erzählungen. ℳ 3.—. Ebd.
Ad. Besseli, Der Kuß. Die Waldkapelle. Unasten. 3 Dichtungen. ℳ 2.—. Ebd.
Henri Gréville, Truggold. Roman (deutsch von H. Farkas). ℳ 2.50. Ebd.
Dora Helfft, Ein moderner Jurist. Zeitbild. ℳ 3.—. Dresden, H. Minden.
Max Kretzer, Der wandernde Thaler. Märchendichtung. ℳ 3.—, Leipzig, B. Elischer Nachf.
Käthe van Beeker, Fräulein Schulmeister und andre lustige Liebesgeschichten. ℳ 3.—. Wismar, Hinstorff.
Henry S. Olcott, Der buddhistische Katechismus. 35. Ausg. ℳ 1.60. Leipzig, Th. Grieben.
Dr. Gust. Michel, Die Hautpflege des gesunden Menschen. 60 ₰. München, „Aerztliche Rundschau".
Dr. Lobedank, Die Augenkrankheiten, ihre Verhütung und Behandlung. ℳ 2.—. Ebd.
Wilh. Dallmeyer, Jan un Marie. Plattdeutsche epische Dichtg. Osnabrück, Meinders & Elstermann.
Dr. A. Eppler, Das Korsett. 25 ₰. Wolfenbüttel, Zwißler.
E. v. Oertzen, Entenrieke und andre hinterpomm. Geschichten. 3. Aufl. ℳ 2.—. Ebd.
Rich. Deeken, Rauschende Palmen. Bunte Erzählungen und Novellen aus der Südsee. ℳ 3.—. Oldenburg, Stalling.













Silbenrätsel

1.

Den meisten sicher gilt hienieden
Nicht gleicher Sinn damit verwebt,
Und ebenso ist grundverschieden
Der Weg, auf dem man danach strebt.

2. 3.

So Stolz wie Schutz dem Vaterlande,
Dem es mit Gut und Blut geweiht,
Durch unauflöslich feste Bande
Ihm zugesellt in Glück und Leid.

1. 2. 3.

Ein s inmitten eingeschoben,
Die beiden Worte nun vereint,
Doch wirst du den Erfolg kaum loben,
Denn die Gesellschaft, die erscheint,
Mag sie auch Gutes oft vollbringen,
Erfüllt uns nicht mit Sympathie,
Und großen Anhang sich erringen
Wird sie gewiß in Deutschland nie. M. Sch.

Logogryph

Welcher Berg wählt, ohne Spitze,
Sich ein Rad zu seinem Sitze? M. Sch.

Anagramm

Lockt's dich, in Oestreichs Gebiet den Wanderstab rüstig zu setzen,
Wendest du diesem Gebirg wohl dein Interesse zu;
Aber verirre dich nicht, Gefahr sich vereint der Romantik,
Und in das Felsengeklüft stürzet ein Fehltritt dich leicht.
Schäle den Kern nun heraus und ändre die Stellung der Zeichen,
Bis in zwei Worte getrennt, du sie aufs neue geformt,
Lasse dir sagen von ihnen, wo herrliche Waffen zu kaufen,
Oder verlangt dich's vielleicht nach einem Stiergefecht dort?
M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 317:

Des Rätsels: R—auch.

Des Neujahrs-Kryptogramms: Man verfolgt die von den Punschgläsern ausgehenden Linien, von links beginnend, bis zu den Buchstaben, zu denen sie führen, und liest letztere in dieser Reihenfolge ab: Allen Lesern ein frohes Neujahr!

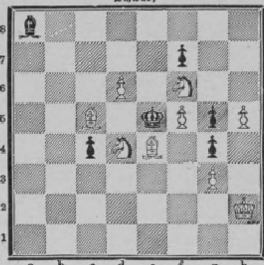
Richtige Lösungen sandten ein: Joh. P. Stoppel in Hamburg; Frau Henriette Helbling-Tschudy in Zürich (4); P. Richter in Basel (2); „Oedipus" in Emden (2); Frl. Anna Große in Prag; Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg (4); Günter Freese in Magdeburg; Otto Kindler in Regensburg (3); Edith und Stephan Mahler in Potsdam (6); „Maus und Mutt" in Hamburg-Uhlenhorst (3) [Bestens dankend erwidert! R.-D.]; „Süddeutsche" am Klingelpütz in Köln a. Rh. (10); „Heureka" in Borghorst i. W. (12); F. K. in St. Ingbert (7).

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 11

Von Gotthard Heinrich in Berlin

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 8:

W. 1. Te4—b4!
S. 1. Df4×b4 (-e4 ꝛc.)
W. 2. Dd5—f5 matt.

A.

S. 1. Tg1×f1 (—h1, g2)
W. 2. Dd5(×)g2 matt.

B.

S. 1. Th1—g3
W. 2. Sf1—h2 matt.

C.

S. 1. Th5×g5 (h6×g5)
W. 2. Dd5—d1 matt.

D.

S. 1. Sh3×g5 (h6×g5)
W. 2. Lh7—f5 matt.

Schachlitteratur

Berliner Schachlieder. Herausgegeben von der Berliner Schachgesellschaft (gegründet 1827) aus Anlaß ihres 75jährigen Bestehens 1902. Verlag von Otto Dreyer in Berlin W. Die Berliner Schachgesellschaft legt hier der Schachwelt eine wertvolle Sammlung von allerhand Schachliedern teils ernsten, teils humoristischen Inhalts aus älterer und neuerer Zeit vor. Von den älteren Dichtern nennen wir: Pahl 1827, v. Carisien 1832, Minding 1832, Nathan 1847; von neueren Bierbach, Cordel, Steinweg. Der Letztgenannte ist auch Unterzeichner des Vorworts, in dem er namentlich auf die schachhistorische Bedeutung des 1847 verstorbenen Majors a. D. Karl Eduard v. Carisien hinweist, der nach den angestellten Forschungen als der eigentliche Gründer der Berliner Schachgesellschaft zu gelten hat. Die Sammlung ist vom Verleger sowie vom Vorstand der Berliner Schachgesellschaft zum Preise von ℳ 1.— zu beziehen, der bei Entnahme von mindestens sechs Exemplaren auf die Hälfte ermäßigt wird.

Aus der Schachwelt

Die Berliner Schachgesellschaft (gegründet 1827) beging am 6. Dezember durch ein Festessen die Feier ihres 75jährigen Bestehens — ein Ereignis, das in der Geschichte des Schachspiels bisher noch nicht erreicht ist. Sie ernannte aus diesem Anlaß ihren früheren langjährigen Vorsitzenden E. Schallopp, unsern Schachredakteur, zum Ehrenpräsidenten — eine Ehrung, wie sie vorher nur dem hochverdienten, vor wenigen Jahren verstorbenen Schachveteranen T. v. Heydebrand u. d. Lasa zu teil geworden war.

Schachbriefwechsel

An verschiedene Korrespondenten. Nr. 6 scheint nun doch in der That auch durch 1. Sa5—b3 gelöst werden zu können; auf e6—e5 folgt nämlich 2. Sf5—e3† Kd5—e6 3. Tf7—e7 matt. Uebrigens braucht auf 1. . . . Kd5—c6 nicht erst 2. Dd3×b5† zu geschehen, es kann vielmehr sofortiges Matt durch 2. Dd3—e4 erfolgen. — Nr. 8 dagegen ist weder durch 1. Ka7—a8 oder b7 (wegen Df4—e4, womit die Dd5 gefesselt ist, also nicht nach f5 gehen kann) noch durch 1. Ka7—a6 (wegen Df4×c4†!) noch auch durch 1. b6—b7 (wegen Df4—d4†) zu lösen.

August Höse in Bialystock. Nr. 1 und 3 lösten Sie tadellos; in Nr. 2 dagegen scheitert Ihr Zug 1. Se4—c3 an sämtlichen Turmzügen außer nach (×) d6 und f4.

K. Sch. in Hamm (Westfalen). Ihr Versuch, Nr. 6 durch 1. Sa5—b3 zu lösen, scheitert sowohl an Sd7—c5 als auch an e6—e5. In beiden Fällen wollen Sie das Ziel mit 2. Le2—f3† erreichen, übersehen aber, daß nun der Sc5 oder der Be5 auf e4 zwischensetzt, wodurch das Matt verzögert wird.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Wilibald Kühne in Oldisleben zu Nr. 3; F. Schneider in Neunkirchen zu Nr. 4, 5 und 6; Markus Birkenfeld in Husiatyn und H. Menzel in Hamburg zu Nr. 6 und 7; Dr. E. N. in Graz zu Nr. 7; Oskar Lungwitz in Hamburg zu Nr. 7 und 8; E. Tiburtius in Fürstenberg (Mecklenburg) zu 8.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Der deutschen chemischen Industrie ist es gelungen, in dem „Ovos“ einen Pflanzenfleischextrakt, der dieselben Extraktivstoffe enthält als das tierische Fleisch, den Konsumenten durch den Markt zugänglich zu machen. Das „Ovos“ wirkt nicht nur appetitanregend, sondern verleiht auch den Speisen, denen es hinzugefügt wird, einen reinen, frischen und kräftigen Fleischgeschmack. Infolge seines doppelt so hohen Eiweißgehaltes als die ausländischen Fleischextrakte erhöht es den Nährwert der Speisen, es ist also auch ein Nahrungsmittel. „Ovos“ findet Verwendung zur Herstellung von Bouillon, Kräftigung von Suppen, Saucen, Gemüsen, Eier- und Milchspeisen und ist billiger als mancher Fleischextrakt.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Für die Krone

Roman von Richard Voß

IX

Eze. Villa Bertola. Winter

Ein volles halbes Jahr schrieb ich kein Wort. Wozu hätte ich schreiben sollen, da ich glücklich bin. Einfach menschlich glücklich! Seit bald zwei Monaten bin ich mit meinem Kinde verheiratet; wir bewohnen an der wonnigen côte d'azur ein weißes Landhaus und sind glücklich, glückselig.

Gebhardt — er begleitet uns als mein Kavalier — machte diesen traumhaften Ort für uns ausfindig, mietete die Villa Bertola, richtete sie für uns ein und — da sind wir!

Wenn ich schrieb, wir befänden uns in Eze, so ist das nicht richtig. Eze ist ein uraltes Felsennest — ich glaube, es ward von den Sarazenen gegründet —, hängt an gelblich grauen, rötlich braunen, senkrecht abfallenden kahlen, himmelhohen Wänden, dermaßen eins mit diesen, daß selbst derjenige, der von dem Orte etwas weiß, ihn immer wieder für Klippen ansieht. Unter dieser seltsamen Menschenansiedlung, tief darunter, in einer sanften Bucht liegt ein vom Meer bespültes Gartengefilde, das ein zweites Hesperien ist: Orangenhaine mit Caruben, Palmen und Bananen dazwischen. Rosige Geranien und feuerrote Salvien, tiefvioletter Heliotrop und blaßblauer Jasmin bilden Hecken, ziehen sich die Mauern und Felswände empor, umranken die Stämme und durchschlingen die Wipfel. Und wo sonst noch ein Fuß breit Raumes ist, wuchern Rosen, Reseden, Nelken, Veilchen, Narzissen. Himmel und Meer erstrahlen in Azurbläue, Frühlingslüfte wehen, und die goldene Sonne der Provence leuchtet uns.

Unsre Villa ist an diesem glückseligen Gestade das einzige Haus. Sie liegt oberhalb der Landstraße, die nach Nizza führt, von dieser weit genug entfernt, um ihrem Getriebe und Staub entrückt zu sein. Auf der einen Seite sind La Turbie und Monte Carlo unsre Nachbarorte; auf der andern Beaulieu und St. Jean.



Faun mit Gänsen. Bronzegruppe von Stefan Schwartz

Während meine kleine Judika hier Erde und Himmel anstaunt, wie ein Elflein durch die Blütenbüsche schlüpft und in ihren weißen Gewändern der lichte Genius dieser lieblichen Stätte ist, versuche ich mehr und mehr aus meinem alten Selbst herauszukommen, Hülle auf Hülle abzuwerfen und nichts andres als glücklich zu sein, so recht gedankenlos, wo möglich ganz stumpfsinnig glücklich.

Da wir heute einen grauen Tag haben — es giebt hier wahrhaftig auch solche Tage — und Judika mit Gebhardt ausgegangen ist, wozu ich des Wetters wegen keine Lust hatte, so holte ich wieder einmal dieses Buch hervor, um nach langer Zeit einige weiße Seiten unnötigerweise mit Schriftzügen zu füllen. Als ob ich meiner Frau nicht selbst sagen könnte — was ihr sagen? Als ob meine Frau nicht ein süßes Kind wäre, das lachen und lächeln, Blumen pflücken, selber ein Blumenleben führen soll im Sonnenschein, unter einem leuchtenden Himmel.

Ich glaube, ich schrieb kein Wort davon auf, wie wir Hochzeit hielten? Anders, als wir geplant hatten; also nicht auf dem Alphof. Ich hatte ganz vergessen, daß ich immerhin ein königlicher Prinz bin und trotz aller Freiheiten, die ich eigenmächtig mir nehme, trotz aller Extravaganzen ein solcher auch bleibe. Der König wünschte eine andre und standesmäßige Feier, und ich mußte gehorchen. Uebrigens war sein Wunsch kein Befehl, sondern eine Bitte. Um so mehr mußte ich sie erfüllen. Wir hielten daher eine ganz „stille Hochzeit“, wie man es im bürgerlichen Leben nennt. Ich begab mich im tiefsten Inkognito nach Schloß O.... Im tiefsten Inkognito kamen dorthin Seine Excellenz der Herr Staatsminister mit einer andern hohen Hofcharge; und gleichfalls im tiefsten Inkognito traf am Tage der Vermählung Judika mit ihrer Tante ein. Seit dem frühesten Morgen regnete es in Strömen, und im Park zeigte sich das erste herbstliche Laub. Seine Excellenz der Herr Staatsminister vollzogen im „weißen Saale“ höchst würdevoll die Ziviltrauung; mein Graf und die hohe Hofcharge machten höchst würdevoll die Zeugen (mein Graf mit tragischem Ernst); das gute Fräulein Fritz (in starrer, grauer Seide als Dame gekleidet und „wie eine Gräfin“ aussehend) bedurfte aller ihrer Kraft, um nicht eine Leichenbittermiene aufzusetzen; mein Kind, in einem einfachen weißseidenen Gewande, einem Hute mit mattrosa Krokus garniert, lächelte mich an.

Nachdem wir unterschrieben hatten, empfingen wir die Glückwünsche Seiner Excellenz des Herrn Staatsministers, der hohen Hofcharge, meines Grafen (dieser beständig mit seiner tragischen Miene) und des guten Fräulein Fritz. Seine Excellenz der Herr Staatsminister nannten meine kleine Judika feierlichst „gnädigste Frau Gräfin“; die „gnädige Frau Gräfin“ machte ein zu Tod erschrockenes Gesichtchen, sah zu mir herüber, lächelte. Alsdann überreichte die hohe Hofcharge meiner Frau mit zermalmender Großartigkeit die Geschenke Ihrer Majestäten: vom König einen königlichen Brillantschmuck, von der Königin ein herrliches Perlencollier; von meiner Mutter ein kleines goldenes Kruzifix.

Inzwischen regnete es noch immer wie beim Weltuntergang. Es ward so dunkel, daß Kerzen angezündet werden mußten.

Alsdann wurde meine Gattin fortgeführt, ihre neue Kammerfrau küßte ihr die Hand, nahm ihr den hübschen, rosigen Blütenhut ab, und das gute Fräulein Fritz krönte das liebliche Haupt mit Myrtenkranz und Schleier.

Es dauerte lange. Gewiß zitterten die Hände, die mein Kind ankleideten, zu heftig.

„Als Opfer, als Opfer!“ schrie es in mir, während ich wartete und mit Seiner Excellenz dem Herrn Staatsminister und der hohen Hofcharge Konversation machte, — über das Wetter!

Endlich erschien Judika, nicht mehr lächelnd, sondern von dem blassen Flor des Brautschleiers wie von einem schimmernden Mysterium umhüllt; alsdann schritten wir im Zuge in die Schloßkapelle, die einem weißen Blütenhain glich. Wir knieten vor dem Altar nieder, und unsre vereinigten Hände empfingen den Segen.

Ich kann mich wirklich nicht mehr auf die Worte des Priesters besinnen. Ich kniete neben Judika, und während ich kniete, fiel mir ein, daß ich, als ich vorhin den Vermählungsakt unterzeichnete, an eine andre Unterschrift hatte denken müssen.

Der geistliche Herr sprach feierliche Worte, Judika an meiner Seite schluchzte leise, der Regen schlug gegen die Fenster, und der Herbststurm drang herein, daß die Kerzen hin und her flackerten und die Kälte mich schüttelte wie Fieberschauer.

Nach dem Anhören einer stillen Messe folgte ein pompöses Hochzeitsdejeuner, bei dem Seine Excellenz der Herr Staatsminister und die hohe Hofcharge viel sprachen; beide Herren hielten sogar Reden: Seine Excellenz der Herr Staatsminister auf das Brautpaar, und die hohe Hofcharge auf das in silbergraue Seide gehüllte Fräulein Fritz. Den ersten Toast brachte übrigens meine Wenigkeit aus; auf das Wohl Seiner Majestät des Königs von — Dänemark, wie ich fast gesagt hätte.

Nach diesem angenehmen Hochzeitsmahl verabschiedeten sich Seine Excellenz der Herr Staatsminister; und es verabschiedete sich die hohe Hofcharge. Auch das gute Fräulein Fritz sagte uns Lebewohl. Gebhardt begleitete sie nach Hause, bis zu ihrem hohen, herrlichen Alphof hinauf. Wir beide blieben zurück. Der Regen rauschte, der Sturm heulte, das erste welke Laub sank herab. Wir standen am Fenster, lauschten auf Regen und Wind, schauten zu, wie das welke Laub lautlos, lautlos herabsank.

*

Aber jetzt strahlt uns die Sonne des Südens; Himmel und Erde leuchten. Es leuchtet das Meer. Ein Blühen ohne Ende, eine Schönheit ohne Ende umschmeicheln uns; da müßte es doch auch ein Glück ohne Ende geben, wie es sicher Liebe ohne Ende giebt.

Wenn mein Kind — ich bleibe auch jetzt bei diesem Namen — mit mir durch die Frühlingspracht wandelt, versuchen wir uns vorzustellen, daß die Seealp eingeschneit ist, eingeschneit der Alphof. Die Briefe, die von diesen beiden geliebten Orten einlaufen, sind wahre Wintertragödien; obgleich Fräulein Fritz sehr fröhlich und Tonei äußerst „g'spaßig“ von ihrer eisigen Einmauerung berichten. Für Tonei gab es lange Zeit keine Möglichkeit, durch die Schneemassen des rechten Ufers einen Pfad zu bahnen, und über den See konnte er auch nicht, da er zwar zugefroren war, aber das Eis nicht trug. Kürzlich wußte er nicht mehr, wo die Quelle lag. Der Sturm hatte die hohen, wegweisenden Stangen umgerissen und starker Schneefall sie zugeschüttet. Von den Häusern sind nur die Dächer sichtbar. Dabei Tag für Tag Sonnenschein und ein Himmel wie eine dunkelblaue Glasglocke.

Es muß von der Schönheit eines Märchens sein. Trotz all der Schrecken, mit denen der Winter dort die Menschen bedroht, wollen wir einen großen Teil des Jahres auf der Alp zubringen, sobald das neue Haus fertig steht. Das alte wurde schon im Herbst niedergerissen. Ich selbst machte die Pläne des „neuen Königshauses“, das jedoch nur eine Prinzenhütte sein wird. Die von meiner schwärmenden Phantasie in jenem erhabenen Alpenwinkel aufgetürmte Gralsburg bleibt, wie so manches andre, ein Luftschloß. Immerhin soll auch die Hütte einem erfüllten Poetentraum gleich werden.

Während auf der Seealp die Welt in Schnee versinkt, wird für uns das Innere der Solitude umgestaltet; denn wir müssen sie bewohnen, bis wir den Neubau beziehen können. Ich freue mich gewiß nicht darauf; aber es graust mir nicht davor wie meinem Kinde — was dieses freilich nicht eingesteht, da es mir Kummer machen könnte.

Müssen wir notgedrungen einmal von diesem Aufenthalt reden und wird Judika trotz aller Mühe, heiter zu bleiben, nachdenklich, so hole ich einen der Toneischen Schreibebriefe, lese dieses Dokument vor, darin auch meine Gräfin „Du, königliche Hoheit“ angeredet wird, und entlocke ihren süßen Augen Lachthränen. So muß uns Tonei bisweilen aus einer schwermütigen Stimmung helfen. Judika wollte ihm zu Weihnachten eine gewaltige Kiste Orangen schicken, freute sich kindisch darauf und war sehr enttäuscht, als ich meinte, eine möglichst umfangreiche Sendung Tabak würde ihm lieber sein. Aber der Alphof erhielt Apfelsinen, in Laub und Blumen verpackt.

Um die Weihnachtszeit ward mein Kind melancholisch; und da Kinder um diese Zeit glückselig sein sollten, so that es mir in seiner Wehmut leid. Am Christabend war es mit allen seinen Gedanken von der wonnigen côte d'azur weit entfernt auf dem hohen, winterlichen Alphof, davon uns gar anmutig erzählend:

„Letztes Jahr buk ich das Klätzenbrot, nahm viel zu viel Rosinen, Feigen und Klätzen und bekam deswegen gezankt. Warum nahm ich wohl von allem viel zu viel? Weil ich sündhaft verliebt war und weil wir den prächtigsten Weihnachtskuchen meinem Prinzen in sein Schloß schicken wollten; wunderschön mit Rauschgold und bunten Seidenbändern verziert.

„Dieses Jahr muß die Bäuerin das Weihnachtsbrot selbst backen. Eine der Dirnen läßt sie's nicht thun. Sie könnte auch sündhaft verliebt sein und viel zu viel Rosinen, Feigen und Klätzen nehmen.

„Das Schwein ward auch schon geschlachtet, und die Leute halten strenge Fasten; nicht allein des lieben Jesuskindes und der ganzen Heiligkeit willen, sondern auch von wegen des Weihnachtsbratens.

„Das ganze Haus ist gescheuert, die Fenster blinken nur so, die Dielen sind mit feinem weißen Sande bestreut und in der großen Stube mit zerpflücktem Wacholder. Der duftet! Vor dem Bilde unsrer lieben Frau brennen geweihte Kerzen; denn eigentlich ist es der Festtag der Mutter.

„Ob zu Hause wohl eine schöne Christnacht ist?“ Der Mond scheint nicht, aber der Schnee leuchtet. Die Sterne funkeln und flimmern. Schon um zehn Uhr brechen sie auf für die Christmette; denn zwei gute Stunden brauchen sie bis zur Klosterkirche — wenn der Weg gut ausgeschaufelt ist. Nur die alte Wabi und der Sultan bleiben zu Haus. Die alte Wabi, um nach dem Weihnachtsbraten zu sehen, und der Sultan der Gesellschaft wegen; denn den Hof braucht in der Christnacht keine Seele zu hüten. Tante Fritz prangt in ihrer violetten Seidenschürze und ihrem violetten Brusttuch, und den ganzen Tag über denkt sie an eine, die von ihr fort ist und ihren Liebsten geheiratet hat.

„Jetzt gehen sie. Die Dirnen müssen die Windlichter tragen; denn die Burschen wollen ihre Büchsen abschießen.

„Von allen Höfen ziehen sie mit Lichtern und Fackeln durch die Nacht zur Christmette, und die Burschen schießen und jauchzen den ganzen Weg über.

„Vor der Klosterkirche versammeln sie sich. Alle sind da. Und alle warten auf die heilige Mitternachtsstunde. Ist sie gekommen, so schießen sämtliche Burschen zugleich ihre Büchsen ab. Darauf wird's still, ganz feierlich still. Dann fangen die Glocken an zu läuten inmitten der heiligen Stille. Die Klosterkirche ist wie ein Festsaal so voller Lichterglanz; drinnen ist die Krippe aufgebaut, und alle kommen, um die Botschaft zu hören:

„Frieden auf Erden und allen ein Wohlgefallen — euch ward heute der Heiland geboren.“

*

Am Weihnachtstage fuhren wir nach St. Jean, stiegen durch die Olivenhaine bis zum Leuchtturm hinauf und suchten zwischen den Klippen nach wilden Narzissen. Das Kind pflückte von den weißen, stark duftenden Frühlingsblumen einen gewaltigen Strauß, freute sich darüber, blieb aber gedankenvoll.

Abends bekam Judika reich beschert: ein ganzes Modemagazin. Ich hatte in Nizza jedes Stück selbst ausgewählt oder bestellt, ohne mir dabei von Gebhardt helfen zu lassen. Es war also ein Stück meiner Liebe, die ich Judika aufbaute. Sie war jedoch über all die Herrlichkeiten aus

Seide, Gaze und Spitzen derartig erschrocken, daß sie zu keiner rechten Freude kam.

Ich fürchte auch, das Kind wird sich schwer „einleben“, wie mein Bruder es nannte.

X

Eze. Villa Bertola

Wie verborgen unser weißes Haus zwischen Orangen und unter Palmen auch liegt, so weiß die Welt doch von uns. Wir können keinen Ausgang machen, keine Spazierfahrt unternehmen, ohne beobachtet und angestarrt zu werden. Man lauert uns förmlich auf, umstellt uns, verfolgt uns. Es soll Sympathie, Verehrung, Bewunderung ausdrücken und vergällt uns unser Idyll an diesen zauberischen Gestaden. Sympathien, wofür? Weil wir ein interessantes Liebespaar sind. Verehrung, weswegen? Etwa, weil ich ein Bürgerprinz sein möchte? Und nun gar ihre „Bewunderung“!

Besonders leidet Judika unter dieser Zudringlichkeit, dieser Neugierde, denn die Leute belagern drunten die Landstraße. Gebhardt erbebt jedesmal und macht ein Gesicht, als wollte er unter sie fahren. Da wir jedoch die Wege nicht durch Gendarmerie absperren lassen können, müssen wir es erdulden; oder wir dürfen den Park der Villa überhaupt nicht mehr verlassen. Wir bleiben auch mehr und mehr bei uns, wandeln wenigstens hier ungestraft unter Palmen. Sie beschatten uns in einer solchen Menge, einer solchen Pracht, als stünde das kleine weiße Haus in einer Oase oder an den Ufern des heiligen Nils.

Uebrigens — das muß ich von der lästigen Zudringlichkeit der Menschen doch berichten — scheint man Judika allgemein reizend zu finden. Sie wird niemals „grande dame“ sein; denn sie ist mehr als das: von einer sublimen Poesie, einer unbewußten Frauenhoheit, die sie souverän macht. Wenn sie gegrüßt wird, was zu ihrem Entsetzen im Uebermaße geschieht, so nickt sie in tödlicher Verlegenheit den Leuten kaum merklich zu. Bei einer Fürstin würde diese Art von Grüßen als hochmütig erscheinen — bei Judika aber wirkt sie, als ob sie jeden auf das lieblichste anlächle, und alle Welt ist davon entzückt.

Und entzückt von meinem Kinde, mehr und mehr entzückt ist der Graf. Ich gewahre es mit stillem Staunen. Er besitzt keine Ahnung davon, daß ich in sein Inneres blicke und darin lese wie in einem aufgeschlagenen Buche. Da er in der Kunst, seinen eigensten Menschen zu verschleiern — und das auch vor mir — ein Meister ist, so zeugt meine Wahrnehmung von einer guten Schulung, zu beobachten und zu belauern. Wer frühzeitig lernt, in sich selbst zu schauen, schärft seinen Blick auch für andre. Aber es bedarf der Uebung. Und diese wiederum ist nur durch eine grenzenlose, eine trostlose innere Einsamkeit zu erlangen, ein Ding, das ich meinem Todfeinde nicht wünsche. Man muß es an sich selber erfahren haben, um zu wissen, was es heißt, eine Oede in sich zu tragen.

Also der Graf adoriert meine kleine Gräfin. Wäre Judika nicht die Gräfin von Sarns, so würde sie sicher sehr bald Gräfin von . . . und eine glückliche Frau werden. Das klingt ja, als sei mein Kind unglücklich.

Verhüte es Gott! Es lächelt mich an, pflückt wilde Narzissen, mit denen es sich für mich schmückt, ist rein und gut und hold, wirft von dem Glanze seiner Seele einen sanften Schein über mein verdunkeltes Leben, ist, mich beglückend, selber beglückt.

So ist es jetzt noch.

Wird es lange dauern? . . . Kann es lange dauern? Muß die Nacht nicht einmal aufsteigen, allen Glanz löschend, wenn es auch ein Licht von oben wäre?

Jetzt denkt sie nicht an das, was ihr von mir gesagt ward; jetzt bekommt sie's noch gar nicht fertig, daran zu denken. Sie sieht mich an ihrer Seite, mit einem Menschengesicht, wie jeder andre es hat. Ich bin gesund. Ich blühe in Jugendkraft. Da glaubt sie denn — wie ich es selbst mehr und mehr glaube —, daß man ein düsteres Gewebe von Lügen um mich spann, das mich verschleiern, vor den Augen des Volkes verbergen, mich ersticken soll. Wird sie jedoch diesen Glauben an mich bewahren können, wie ich selbst das thue, wenn ich sie einmal in die Tiefen meiner Seele blicken lasse, in ihre Abgründe und Finsternisse? Denn sie wird nicht immer „mein Kind“ bleiben: sie wird eines Tages mein Weib sein, Seele von meiner Seele. Wird dann nicht Zweifel sie befallen, Angst sie packen; wird dann das Unglück nicht kommen mit seinen ehernen, zermalmenden Schritten?

So lange als möglich muß ich meine befleckte, nachtdunkle Seele vor ihrer reinen und lichten angstvoll verborgen halten, muß sie so lange als möglich das lächelnde, mit Blumen sich kränzende Kind sein lassen.

Und ein andrer, noch finsterer, noch verderblicherer Schatten steigt drohend auf, bis jetzt allerdings nur in meiner Phantasie, die ja wohl krank sein soll. Wenn sie einmal erfahren sollte, was ich für sie hingab: meine Ansprüche auf einen Königsthron, wenn sie die Größe meines Opfers in seinem ganzen Umfange begreifen sollte — müßte nicht Verzweiflung sie fassen? Und was dann?

Also muß ich verschleiern, verbergen, angstvoll zudecken. Selbst meine Träume muß ich bewachen. Ich muß heucheln und lügen.

*

Es giebt einen, der alles weiß; einen, der mich genau ebenso belauscht und belauert wie ich ihn. Dieser eine ist mein guter Freund Gebhardt! Und es giebt einen, der ein Verbrechen begehen würde, könnte er dadurch Judika vor Unglück bewahren.

Und dieser eine ist mein guter Freund Gebhardt.

Denn mein guter Freund Gebhardt liebt meine Frau.

*

Es ist alles nicht so leicht und einfach, wie eine junge schwärmende Seele es sich denkt. Um sämtlichen Konsequenzen meiner Heirat zu entgehen, müßte ich mit Judika in Wüsten fliehen, in andre, als ich in mir trage.

Unser geliebtes Eze ist der einsamste Ort an dieser reichbevölkerten Küste. Nicht einmal eine Fischerhütte liegt unter uns am Strande. Aber rings um unsre Klippen brandet und braust der Ozean des Weltlebens. Wie es in Monte Carlo von zweifelhaften Individuen aller Nationen wimmelt, so in Mentone, in Nizza und Cannes von Königen und Fürsten. Natürlich wissen alle von mir und meiner holden Unebenbürtigen, halten alle über mich kursierenden Gerüchte betreffs meiner Unzurechnungsfähigkeit schon allein durch meine Heirat verbrieft und besiegelt.

Ich kümmere mich um niemand, bin daher gegen jedermann unhöflich bis zur Ungezogenheit. Bei dem Grafen laufen trotzdem häufig Anfragen ein, ob Königliche Hoheit Besuche annehmen. „Königliche Hoheit bedauern,“ lautet stets die Antwort. Der Graf entschuldigt mich mit sublimer Hofkunst nach allen Seiten hin; aber nach allen Seiten verletze und beleidige ich.

Und vollends gestern!

Ich durchschlenderte mutterseelenallein unser Gebiet, das einen großen Teil der Bucht umfaßt, schaute aus meinen immer grünenden, immer blühenden Einsamkeiten wie von einer hohen Warte herab auf das Getriebe der Landstraße, hörte das Brausen der Eisenbahnzüge, das Branden der Meereswogen, als mir ein Herr entgegenkam. Ich erkannte ihn sofort. Es war Prinz Adalbert, der, falls mein Bruder ohne Leibeserben das Zeitliche segnen sollte — wie der geheime Staatsakt bestimmt —, dermaleinst König von Staat Dänemark sein wird. Bei dem unerwarteten Anblick des jungen Mannes erfaßte mich eine Empfindung . . . Die Gottheit liebt nicht, wen sie so fühlen läßt.

Seine Königliche Hoheit eilten auf mich zu, sagten auf das herzlichste und heiterste:

„Verzeih den Ueberfall. Ich bin in Villefranche und wollte dich gern sehen, da du jedoch unzugänglich bist und da ich, wie gesagt, deines Anblicks teilhaftig werden wollte, so wählte ich diesen Weg, um zu dir, du Unnahbarer, zu gelangen. Du wirst übrigens schlecht bewacht, denn ich fand unten das Thor offen und nirgends eine Menschenseele, die mich hätte hinauswerfen können. Also brauchte ich nur hineinzugehen und — da bin ich.“

Meine Erwiderung lautete:

„Hättest du dich höflicherweise bei mir melden lassen, würdest du deinen für mich allerdings sehr schmeichelhaften Wunsch nicht durchgesetzt haben.“

„Das dachte ich mir und kam daher nicht sehr höflicherweise unangemeldet. Der Empfang ist nicht besonders ermutigend; aber du übst an mir eben dein Sonderlingsrecht aus. Entschuldige mich, wenn ich dir sage, daß ich mich trotzdem freue, gekommen zu sein . . . Du bewohnst ja ein Paradies!“

Was blieb mir anders zu thun übrig, als ihn in unserm Garten Eden zu dulden. Wir gingen weiter; ich stumm, er ohne Unterlaß plaudernd. Und welches Geschwätz der Mensch ausführte! Von den berühmtesten Pferden, die in Nizza laufen, den berühmtesten Schützen, die in Monte Carlo Tauben mordeten, den berüchtigtsten „Damen“, die mit den berüchtigtsten Lebemännern im Hotel de Paris ein vergnügtes Dasein führen, von seinem eignen Ruhm als grandioser Taubenschütze und routinierter Spieler, als Besitzer der kostbarsten Rennpferde.

Und dieses klägliche Menschenwesen sollte meiner Väter Erbe antreten! Dieser Entartete sollte besser sein als ich, sollte das Land, mein Land, segensreicher regieren, sollte das Volk, mein Volk, größer und glücklicher machen können als ich? Ich hätte mich auf ihn stürzen, ihn erdrosseln mögen. Solches dachte ich, während ich an seiner Seite durch all die blühende Pracht schritt.

Mit keinem Worte hatten Seine Königliche Hoheit zu erwähnen geruht, daß ich mich in der Villa nicht allein befand. Da kam uns in einem von hohen Salvien bestandenen Gange Judika entgegen. Die schönen Pflanzen prangten in voller, brennendroter Blüte. Wie wundersame Flammen schlug es zu beiden Seiten des schmalen Weges empor. Durch die Blumenlohe schritt, einer Erscheinung gleich, die feine, weiße Frauengestalt. Nie zuvor hatte ich mein Kind so herrlich gesehen.

Jetzt nahm ich Rache an ihm. Ich blieb stehen, dadurch ihn zwingend, gleichfalls stehen zu bleiben. Judika erwartend, sagte ich so kühl und gleichmütig wie möglich und mit einer lässigen Handbewegung nach meinem Begleiter hin: „Prinz Adalbert wollte dir seine Aufwartung machen. Leider hat mein Herr Vetter keine Zeit, mit uns zu frühstücken.“

Seine Königliche Hoheit, schon durch Judikas Erscheinung betroffen, waren jetzt vollends verblüfft. Höchstderselbe grüßten verwirrt, stammelten etwas. Judika grüßte mit ihrem leisen, lieblichen Nicken und ging in ihrer Verlegenheit an dem voraussichtlichen Erben der Krone vorüber.

Jetzt war ich so höflich, meinen plötzlich stumm gewordenen Besuch zum Ausgang zu geleiten. Vor einem zweiten Ueberfall Seiner Königlichen Hoheit bin ich sicher.

*

Nun machte ich doch bei jemand von meinesgleichen Visite! Aber dieser Jemand ist eine Frau und auch sonst eine Ausnahme von der Regel. Es ist die Königin von . . ., die auch als Mensch von Gottes Gnaden ist. Darum und nur darum begab ich mich zu ihr, ohne meinen Adjutanten, als schlichter Mensch.

Ihre Majestät bewohnt bei Mentone ein Landhaus, neben der Villa . . ., darin die Kaiserin . . . schwer bestraft, unter Palmen wandelt. Eine tragische Frauengestalt haust geschwisterlich neben der andern; denn eine solche ist auch die edle Schwärmerin auf dem Thron.

Ich fuhr mit der Bahn bis Roquebrune und ging dann zu Fuß die Landstraße einen steilen Hang entlang, den wilde, gelbe Margueriten mit Schimmer überzogen. Unmittelbar unter diesen goldigen Bollwerken stieg das Meer in fast schwarzer Bläue zu einem Aether empor, der eine Fortsetzung all des Glanzes der Wasserflut war. Sehr bald gelangte ich in eine Waldung hochstämmiger Oelbäume, deren vielfach gespaltene und gekrümmte silberhelle Stämme von dem

schönsten Gartengrund aufstiegen, denn der Rasen darunter war ein einziges Beet von Narzissen, Anemonen und Veilchen.

Die Pinienwaldung des Vorgebirgs, darauf die beiden Landhäuser liegen, erfüllte ein Duft, als ob Hunderte von Orangenbäumen in voller Blüte stünden. Ich gelangte zuerst zu der kaiserlichen Villa, um welche die Wolke Wohlgeruchs wie Weihrauch schwebte. Der Duft entströmte den lichten Blumentrauben der Olea fragrans. Eine Hecke, hoch wie eine Mauer, umschloß das Tuskulum der unseligen Frau, die sich selbst zum Weiterleben verdammt, nachdem sie über ihr Reich eine blutige Sündflut hereinbrechen ließ und die Welt für sie zum Kirchhof ward. In einem Garten Eden gründete sie für ihr Alter ein Asyl. Für welch ein Alter, erfüllt mit welchen Gedanken, Erinnerungen, Gestalten — es muß eine Vernunft sein, von keinem Dinge auf Erden aus den Fugen zu bringen, wenn sie solche Gedanken, solche Erinnerungen und Gestalten zu hegen vermag und da bei Vernunft bleibt.

Das weiße Haus lag in tiefem Schweigen, in wahrer Totenruhe hinter seinen Blütenwänden, ein erfüllter Traum von Schönheit und Frieden...

Ich ging weiter. Wiederum der lieblichste aller Gartenzäune und ein Aroma wie von allen Wohlgerüchen Arabiens; dahinter wiederum ein weißes Haus unter Pinien, Palmen und Blütenbäumen am felsigen Gestade hoch über dem azurblauen Meer.

Ihre Majestät empfing mich in einem Gartensaal, der als feierliche Halle nach dem Meere zu sich öffnete. Weiße Marmorsäulen, bis zum Kapitäl von rosenroten Geranien umrankt, bildeten den Vordergrund zu dem strahlenden Bilde von Himmel und Meer. Unter einem der duftenden Bogen stand die Königin in einem schwarzen, schleppenden Kleide, gleich dem düsteren Genius allen Erdenleids inmitten einer Welt, die an dieser Stätte ein Hymnus auf die Schönheit wär, ein hohes Lied glückseliger Lebensfreude.

„Du kamst allein zu mir?"

„Hätte ich das nicht sollen?"

„Da ihr zu zwei seid, gewiß nicht."

Und sie reichte mir mit einem Lächeln, das wie ein guter Zauber wirkte, die Hand, so daß mir sogleich fast heimatlich zu Mute ward.

Nun gingen wir miteinander in der schönen Halle auf und ab. Ich mußte ihr von Judika erzählen und immer wieder von Judika! Sie hatte eine Art zuzuhören, die die Herzen erschließt, daß ich mir Gewalt anthun mußte, um ihr nichts von dem Menschen in mir zu verraten, den nur ich kennen darf. Dann sprach sie über meine Ehe, mein Glück, mein Geborgensein in Schönheit und Liebe, — wie nur eine Frau sprechen kann, die des Lebens ganzen Jammer an sich selbst erfuhr und durch sich selbst überwand. Die Seele dieser Frau besitzt einen Flug von solcher Macht, daß er den am Boden haftenden Geist ihres Zuhörers aufhebt und mit sich davonträgt zu Sonnenhöhen empor.

Ich blieb bis zum Abend, mußte versprechen, Judika mitzubringen, für die mir die Königin eine Rosenknospe mitgab.

Jetzt bangt meinem Kinde vor dem Besuch bei der Majestät, sie möchte lieber im Verborgenen bleiben. Ich schildere ihr die Majestät der Frau, die nichts zu schaffen hat mit dem, was offiziell Kronen trägt, und frage sie, ob sie das Diadem auf ihrer eignen Stirn nicht fühle?

*

Heute erhielt ich die Gewißheit, daß mein Kind leidenschaftlich geliebt wird. Eigentlich bedurfte es dafür keines Beweises mehr. Nun ich ihn habe, stehe ich aber doch unter seinem Eindruck.

Wir, Judika, ich und der Graf, machten einen Ausflug nach St. Hospize. Von Beaulieu aus, wo man uns wieder in unausstehlicher Weise anstarrte, nahmen wir den Weg längs des Felsenufers, das gegen das Meer zu wie eine hohe Bastei steil abfällt. An einigen Stellen ist der Pfad so schmal, daß ein Fehltritt genügt, um zum Sturz in die Tiefe zu führen.

Ich ließ Judika vorausgehen, um sie beständig im Auge zu behalten. Bisweilen war's, als schwebte sie zwischen Himmel und Erde, am Rande des Todes. Sie sah so zart und leicht aus, daß mir der Gedanke kam: ‚Sollte plötzlich Sturm aufbrausen, so müßte er die feine Gestalt nehmen und in den Abgrund wehen.' In dieser Wahnidee befangen, war ich jeden Moment vorbereitet, sie vor meinen Augen versinken und verschwinden zu sehen.

Das unheimlichste jedoch war, daß ich meine Arme wie gelähmt fühlte, also nicht im stande war, sie nach der gleitenden Gestalt auszustrecken und sie vom Abgrund zurückzuhalten.

Wie von einem Banne erlöst, atmete ich auf, als der Weg breiter ward, vom Meere abzweigte und auf die nach St. Jean führende Landstraße einbog. Fortan gingen wir drei nebeneinander. Zufällig den Grafen ansehend, fiel mir seine große Bläße auf, und ich dachte noch: ‚Es ist ja beinahe, als hätte er dieselbe schauerliche Phantasie gehabt.'

Wir durchschritten das hübsche Fischerdorf, dessen Bewohner im Schatten von Frankreichs mächtigsten und prächtigsten Oelbäumen ein Wald- und Meeresidyll leben, gelangten nach dem Ende der Halbinsel und hatten nun das Kap mit den alten Befestigungswerken dicht vor uns. Wir erstiegen die Felsenkuppe vollends, umgingen den Turm und befanden uns einem unvergeßlichen Bilde gegenüber.

Ein verlassenes, kleines graues Kloster, eine verlassene, kleine graue Kirche, mit verlassenem, kleinem grauen Gottesacker in trauervoller Einsamkeit an den kahlen, braunen Klippen hängend, mit dem Hintergrunde der purpurnen Meeresfläche, unter einem flammenden Abendhimmel. Auf dem Kirchhof eine einzige, vom Meerwind zerzauste Cypresse; die eingesunkenen Grabreihen von graugrünem Unkraut überwuchert; hie und da ein schiefes morsches Holzkreuz und ganz nahe der trümmerhaften Mauer ein einsames Grab, mit weißen Narzissen hoch überschüttet.

Die Blumen schienen frisch gepflückt. Und über dem grauen Gemäuer, dem düsteren Totenbaum, den schwarzen Kreuzen, dem weißen Grabhügel die violette Seeflut, der in Abendsonnengluten brennende Himmel...

Wir standen, schauten und sprachen kein Wort. Da hörte ich neben mir einen Ton wie ersticktes Schluchzen. Von meines Kindes Lippen kam der jammervolle Laut; und als ich es ansah, flossen Thränen die Wangen herab. Erschreckt rief ich: „Aber Judika!"

Sie bat zuckenden Mundes: „Lieber, sei mir nicht böse."

„Warum weinst du?"

„Ich mußte denken..."

Da sie stockte und verstummte, so drängte ich: „Was mußtest du denken, daß du darüber so bitterlich weinst?"

„Es fuhr mir nur so durch den Sinn."

„Was? Was?"

„Wenn ich sterben muß, möchte ich hier begraben sein; dann sollst du zu mir kommen und weiße Narzissen über mich schütten."

„Du sterben müssen?!"

Wiederum sah ich des andern Gesicht. Es war totenbleich, wie entstellt vor Entsetzen. Auch er blickte mich an. Schweigend standen wir uns gegenüber und schauten einander in die Augen. Da erhielt ich denn jene Gewißheit. Auch er weiß, daß ich sein Geheimnis kenne.

Manches wird jetzt noch schwerer sein.

*

Ich brachte der Königin meine Frau. Ihre Majestät umarmten und küßten Judika, ließen sie während der ganzen Dauer unsers Besuchs nicht von der Seite, sagten zu mir beim Abschiede: „Halte dein Lebensglück fest. Es ist ein Talisman."

Die Königin sprach aus, was ich seit dem ersten Tage meiner Verheiratung weiß: ich habe den Talisman, besitze das Lebensglück, das volle, reiche, große. Und doch und doch...

Oft frage ich mich: ob Judika glücklich ist, so überschwenglich glücklich, daß sie kein Ende absieht? Ob ihr bisweilen in einsamen Stunden, in wachen Nächten nicht einfällt, daß ihr Gatte seines Vaters wahrer Sohn sein soll, der Letzte, Allerletzte eines aussterbenden Königsgeschlechts? Mir ist's, als müßte mein armes Kind inmitten ihres Glücks von Grausen ergriffen werden, bedenkend, daß... Wenn ein Tag käme, an dem Judika mir etwas anzuvertrauen hätte, etwas süß Geheimnisvolles, das sie mir doppelt heilig machen müßte, vielleicht — daß sie dann nicht mehr wünschen würde, in dem verlassenen Kirchhof am Meere ein Grab zu finden, darüber meine treue Liebe einen leuchtenden Narzissenhügel wölbt.

Denn in jener Stunde wünschte sich mein Kind von mir fort und im Schoße von Mutter Erde gebettet, nicht seinetwillen, sondern meinetwillen. Gerade, als ahnte sie, daß ich — schon jetzt — schon so bald... Ich kann es nicht hin schreiben.

Von meinem Bruder noch immer keinerlei Kunde, daß Aussicht vorhanden, dem Staate werde in einem Königssohn ein junger Thronerbe geboren.

(Fortsetzung folgt)

Fleischteuerung und Volksernährung

Von

Geh. Sanitätsrat **Dr. Konrad Küster** (Berlin)

Alle Welt klagt über die gegenwärtig herrschende Fleischteuerung, und zwar mit Fug und Recht, denn ohne Zweifel stellt sie einen das Volksgedeihen bedrohenden Uebelstand dar. Wie es aber gewöhnlich zu gehen pflegt, hat man daraus alsbald ein Schlagwort gemacht, mit dem zu politischen Zwecken zu wirken gesucht wird, ohne Rücksicht darauf, daß man dadurch in die ganze Frage Verwirrung hineinbringt.

Eine Besprechung der Volksernährung vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus dürfte daher gerade in diesem Augenblick für weite Kreise wohl von Interesse sein. Zunächst müssen wir dabei hervorheben, daß man vielfach von einer Fleischnot redet, die aber thatsächlich durchaus nicht vorhanden ist. Der schlagendste Beweis dafür ist, daß Händler auf dem Lande unlustig sind, Vieh aufzukaufen, weil sie es nicht los werden, und daß bei den Kaisermanövern in Posen sogar Ueberfluß an Fleisch herrschte. Wohl aber muß man von einer Fleischteuerung sprechen. Sache der Politiker und Nationalökonomen wäre es, den Ursachen dieser Teuerung nachzuspüren, uns dagegen würde das zu weit von unserm Gegenstande abführen. Erwähnt soll nur werden, daß die Ursachen nicht allein bei den Landwirten zu suchen sind, sondern mehr noch bei dem Großhandel. Eine weitere Ursache führt uns geradenwegs auf unsern Gegenstand zu.

Durch die wirtschaftlichen Krisen in der Industrie und im Handel sind viele Arbeiter in ihren Einnahmen zurückgegangen, auch der Mittelstand muß sich immer mehr einschränken. Es liegt auf der Hand, daß man deshalb bei den täglichen Ausgaben für die Ernährung zu sparen sucht und die teuren Nahrungsmittel möglichst vermeidet, vor allen Dingen das teure Fleisch. Die Fleischer, die mit den Preisen schnell in die Höhe gegangen sind, um ihre frühere Einnahme zu behalten, haben damit einen großen Fehler begangen; der Absatz wird nämlich steigend ein geringerer, und die Einnahmen werden trotz Erhöhung weniger. Schlächter und noch mehr Bäcker suchen erfahrungsgemäß jede steigende Neigung zu einer unverhältnismäßigen Preissteigerung auszunutzen, die bei weichender Neigung nicht in gleichem Schritt zurückgeht. Kaiser Wilhelm II. war bekanntlich seinerzeit nicht für die Berliner Gewerbeausstellung, weil er voraussah, daß durch sie die Preise für Wohnungen und Nahrungsmittel schnell außerordentlich hoch steigen, dann aber eine sehr lange Zeit gebrauchen würden, um wieder zum natürlichen Stande zu gelangen. Während man von der Post und den Eisenbahnen niedrige Preise verlangt und jenen dadurch eine vermehrte Einnahme voraussagt, verfolgen Bäcker und Schlächter entgegengesetzte Grundsätze. Den Schlächtern gereicht das jedenfalls zum Nachteil, denn die Bevölkerung wird sicher den Fleischgenuß einschränken; weniger freilich den Bäckern, da für Brot nicht so leicht Ersatz zu schaffen ist wie beim Fleisch. Aber eine geringe Einschränkung wird auch hier stattfinden; man wird eben mehr Reis und Kartoffeln essen.

Ueber den Wert des Fleisches für die allgemeine Volksernährung haben sich in den letzten Jahren die Ansichten der Fachmänner sehr geändert. Wenn man manchen politischen Rednern Glauben schenken wollte, so müßte man es freilich als sicher erwiesen



An Mutterstatt

Nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach

annehmen, daß durch die Verminderung der Fleischnahrung eine starke Herabsetzung der guten Volksernährung eintreten werde. Dies ist aber nicht der Fall. Es gab allerdings eine Zeit, in der man der Liebigschen Ansicht huldigte, daß Fleisch die allein kraftvolle Nahrung und daß alles andre nur Ballast wäre. Mehrfach ist auch jetzt wohl noch im Volke und sogar bei sehr gebildeten Leuten diese Ansicht vorhanden, die jedoch nicht mehr haltbar ist. Die Vegetarier haben uns ja durch die That bewiesen, daß dies nicht richtig ist. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Kinder und Erwachsene, selbst rein vegetarisch ernährt, gedeihen und blühend aussehen können. Ueberraschend war für viele die Thatsache, daß bei einer Preis-Fußwanderung von Berlin nach Dresden die Vegetarier einen großen Sieg errangen. Einen denkenden Arzt kann dies nicht überraschen. Im allgemeinen wird zweifellos in den wohlhabenden Familien zu viel gegessen und werden zu viel alkoholhaltende Getränke genossen, so daß sich in den inneren Organen leicht Fett ansetzt, das das freie Atmen behindert. Der Vegetarier lebt viel mäßiger, besonders löscht er seinen Durst durch Obst und nicht durch Bier. Da ferner die eiweißhaltige Fleischkost mehr zum Aufbau und die vegetarische Kost mehr zum täglichen Kräfteverbrauch verwandt wird, so sind die Vegetarier leichtfüßiger und ermüden weniger rasch.

Der Ernährungsfrage hat sich die Wissenschaft erst sehr spät angenommen, wie sie überhaupt in früheren Zeiten praktischen Fragen sehr gern aus dem Wege ging. Erst der Münchener Professor Voit brachte die Ernährungsfrage etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Fluß. Er wies durch Experimente nach, daß die aus Eiweiß, Fett und Kohlehydraten gemischte Kost die für den Menschen vorteilhafteste sei, und daß ein Ueberwiegen der Fleischkost, wie man früher geglaubt, durchaus nicht notwendig sei. Er erklärte, daß vielmehr ein Ueberwiegen des Fettes und noch viel mehr der Kohlenhydrate, d. h. der vegetabilischen Kost, als die beste und geeignetste Ernährung anzusehen wäre. Weitere Beobachtungen ergaben, daß jede *einseitige* Ernährung von üblen Folgen ist. Die bekannte Bantingkur, d. h. eine reine Fleischkost, beseitigt nicht nur jedes überschüssige Fett, sondern schädigt auch bei längerer Dauer die einzelnen Organe. Die Kur muß oft wegen großer Mattigkeit, Schlaflosigkeit und andern nervösen Störungen abgebrochen werden. Auch selbst zu einseitig vegetarische Kost ruft Nachteile hervor, obgleich sie nicht so schnell eintreten, da Pflanzenkost ja auch Eiweiß und Fett enthält, wenn auch nicht immer in genügender Menge. Die Fälle stehen nicht vereinzelt da, daß strenge Vegetarier sich wieder der gemischten Kost zuwenden mußten, weil sie allmählich elend und siech geworden waren. Besser ergeht es denjenigen Vegetariern, die nur das Fleisch sich versagen, Milch, Eier, Butter u. s. w. aber genießen und so genügend viel stickstoffhaltige Eiweißnahrung und Fett sich zuführen.

Voit hatte aber einen weiteren wichtigen Bestandteil für unsre Ernährung übersehen. Erst Dr. Lahmann war es vorbehalten, auf die Notwendigkeit der sogenannten Nährsalze und der Mineralien für unsern Körperaufbau aufmerksam zu machen. Da diese hauptsächlich in der Pflanzenkost enthalten sind, so trat mehr als je der reichliche Genuß von Obst und von Gemüsen bei den ärztlichen Diätvorschriften in den Vordergrund. Durch die sichtbaren Erfolge wurden die theoretisch aufgestellten Anschauungen als wahr erwiesen.

Dies ist die wissenschaftliche Grundlage, von der aus wir eine vorteilhafte Ernährung der ärmeren und arbeitenden Volksklassen betrachten müssen. Die teuren Fleischsorten sind demzufolge kein unbedingtes Erfordernis für deren Ernährung. Erbsen, Bohnen, Milch, Eier, die im Verhältnis viel billiger sind, liefern genügend Eiweiß. Dann kommen die Fische in Betracht. Die Nordseefischereien liefern reichlich Seefische zu sehr billigen Preisen. Leider hat sich diese Fischnahrung noch nicht genügend eingebürgert. Auch das Pferdefleisch könnte wohl berücksichtigt werden. Mitte vorigen Jahrhunderts setzte eine Bewegung ein, das Pferdefleisch zu einer allgemeinen Nahrung zu machen. Sie scheiterte, nicht weil das Fleisch schlecht und unappetitlich, sondern weil die Bevölkerung eine angeborene Abneigung dagegen besitzt. Pferdefleisch wird jetzt aber unbewußt gegessen, und zwar viel mehr, als man glaubt. Es wird viel zu Würsten verarbeitet, die wegen ihrer Billigkeit und des guten, etwas süßen Geschmacks wegen gern gegessen werden. Die vielbekannten italienischen Salami werden bekanntlich auch aus Maultier-, Esel- oder Pferdefleisch bereitet. Es wäre wohl an der Zeit, daß dieser Widerwille gegen Pferdefleisch überwunden würde.

Von den Kohlehydraten sind Reis, Grütze, Hirse u. s. w. wichtige und billige Nahrungsmittel, ebenso die verschiedenen einfacheren Kohlarten. Besonders wichtig ist auch die Kartoffel. Gegen diese hat sich hauptsächlich durch Schuld der Aerzte ein Vorurteil entwickelt. Man hat sie in Verdacht, daß sie, reichlich genossen, Skrophulose befördere. Dies ist jedoch unrichtig. Wenn in einigen armen Gegenden die Kartoffel als *einziges* Nahrungsmittel vorhanden ist, treten natürlich auch die schädlichen Folgen der *einseitigen* Nahrung ein, die aber der Kartoffel nicht an sich zu eigen sind. Die Pommern sind bekanntlich sehr große Liebhaber der Kartoffel, und gerade sie zeichnen sich durch Kraft und Gesundheit aus und zeigen durchaus keine außerordentliche Neigung für Skrophulose. Wenn nun die Kartoffel auch in etwas das Brot ersetzen kann, so ist dieses doch im allgemeinen unentbehrlich, und man wird dauernd für ein gutes und preiswürdiges Brot unbedingt Sorge tragen müssen. Von großer Wichtigkeit für die Ernährung und den Kräfteverbrauch ist der *Zucker*, der bisher als ein entbehrliches Genußmittel besonders von der ärmeren Bevölkerung angesehen wurde. Dies sehr mit Unrecht. Man giebt jetzt Soldaten vor anstrengenden Märschen Zucker, um sie in besserem Kräftezustande zu erhalten. Der von unsern Landwirten gewonnene Zucker sollte daher billig auf den Inlandsmarkt gebracht und nicht mittels Exportprämien, also auf Kosten der Allgemeinheit, ins Ausland verschleudert werden.

Speck, Schmalz u. s. w. stellen eine preiswürdige Fettnahrung dar, Butter dagegen ist für viele Bevölkerungskreise schon zu teuer. Man hat deshalb die chemisch bereitete Margarine dafür eingesetzt, wie man ja überhaupt bemüht ist, künstlich bereitete Nahrungsmittel zu schaffen. Schwärmen doch sonderbare Heilige dafür, daß man die ganze Landwirtschaft entbehrlich machen und daß man in chemischen Fabriken genügende und zwar sogar noch zweckmäßigere und bessere Nahrungsmittel künstlich herstellen könne. Die Natur ist aber doch eine bessere Künstlerin. Den chemischen Lebensmitteln haftet immer etwas — man möchte sagen — Totes an. Die natürlichen Lebensmittel enthalten noch besondere anregende, wenn auch von der Wissenschaft noch nicht nachweisbare Faktoren, die für die Verdauung und Verwertung von großer Wichtigkeit sind. Die Landwirtschaft wird uns daher wohl die erforderlichen Lebensmittel, besonders aber auch die Obstfrüchte, die leider noch immer von der ärmeren Bevölkerung für ein überflüssiges Luxusnahrungsmittel angesehen werden, nach wie vor liefern müssen. Traurig wäre es auch, wenn das Land veröden sollte und nur mit Industrieschornsteinen bedeckt wäre.

Es muß nun eine weitere volkswirtschaftliche Sorge sein, daß alle diese erwähnten Lebensmittel nicht nur billig, sondern auch gut geliefert werden. Leider nun ist es eine betrübende Erfahrung, daß gerade die billigen Nahrungsmittel minderwertig und vielfach auch verfälscht sind. Mehrfach machen sich die Produzenten dessen schuldig, aber die Hauptverfehlungen liegen bei dem Handel, der durch allerlei Handhabungen, wie z. B. Entrahmung und Verwässerung der Milch, größere Gewinne zu erzielen sucht. Ueberhaupt fällt die Verteuerung der Nahrungsmittel zu einem großen Teil nachweisbar dem Zwischenhandel zur Last, da der produzierende Landwirt ja kaum die Produktionskosten erhält und somit an einer unnatürlichen Verteuerung der Lebensmittel gar nicht schuld sein kann. Um für die ärmeren Klassen nun aber billige und doch gute Nahrungsmittel zu erhalten, erscheint es notwendig, den verteuernden und verschlechternden Zwischenhandel mit der Zeit ganz auszuschalten. Das geht natürlich nicht von heute auf morgen, und damit wird der einer solchen Reform gern entgegengehaltene Vorwurf hinfällig, daß dadurch zahlreichen Geschäften die Existenzmöglichkeit entzogen werde. Ihre Inhaber behalten Zeit, sich nach neuem Erwerb umzusehen; im übrigen bringt ja jeder Fortschritt auf industriellem und technischem Gebiete stets Nachteile für einzelne Zweige, die aber gegenüber dem Gesamtinteresse, das vorgehen muß, keine Berücksichtigung verlangen können.

Der Produzent, d. h. also der Landwirt, würde nach Durchführung jener Reform an den Konsumenten direkt liefern. Dies ist nur möglich dadurch, daß sowohl die Landwirte wie die Konsumenten Genossenschaften bilden, wozu ja Ansätze bereits überall vorhanden sind. Von großer Wichtigkeit sind die Konsumvereine. Eine Reihe Konsumenten thun sich zusammen und beziehen direkt von einem Gute oder von einer Genossenschaft die Landesprodukte, die sie ja direkt viel billiger erhalten; muß doch jetzt der Landwirt an den Händler den Zentner Kartoffel zu 1 Mark und weniger verkaufen, während der Konsument an den Händler 2 Mark 50 Pfennig bis 3 Mark, also das Zwei- bis Dreifache und mehr zahlen muß, was eine unnatürliche Verteuerung ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei einem direkten Einkauf seitens einer Konsumgenossenschaft eine nicht nur billigere, sondern auch bessere Ware eingekauft werden kann, da der erfahrene Verwalter des Konsumvereins viel weniger angeführt werden wird als die einzelnen unerfahrenen Konsumenten. Von politischen Parteien wird zwar vielfach ein großes Geschrei darüber erhoben werden, daß der Zwischenhändler beseitigt werden soll; habe ich doch in einer hervorragenden Tageszeitung den Ausspruch gelesen, der Zwischenhändler wolle auch leben. Dem gegenüber sei nochmals an das bereits oben über diesen Punkt Gesagte hingewiesen. Produzenten und Konsumenten muß es immer geben, während der Zwischenhändler entbehrlich ist. Vom Konsumenten, und besonders von dem wenig begüterten, ist doch wirklich nicht zu verlangen, daß er von seinem geringen Lohne durch teure Lebensmittelpreise die Zwischenhändler in Wohlhabenheit erhält.

Somit ist für die Volksernährung mit die wichtigste Seite die volkswirtschaftliche. Es ist dringend zu wünschen, daß sich hüben und drüben Genossenschaften bilden, dann ist uns allen geholfen. Nicht nur der ärmeren Bevölkerung, sondern auch dem im Verhältnis am meisten leidenden Mittelstande, ferner aber auch der Landwirtschaft, die notleidender ist, als die Handelsparteien zugestehen wollen.

Budapest über und unter der Erde

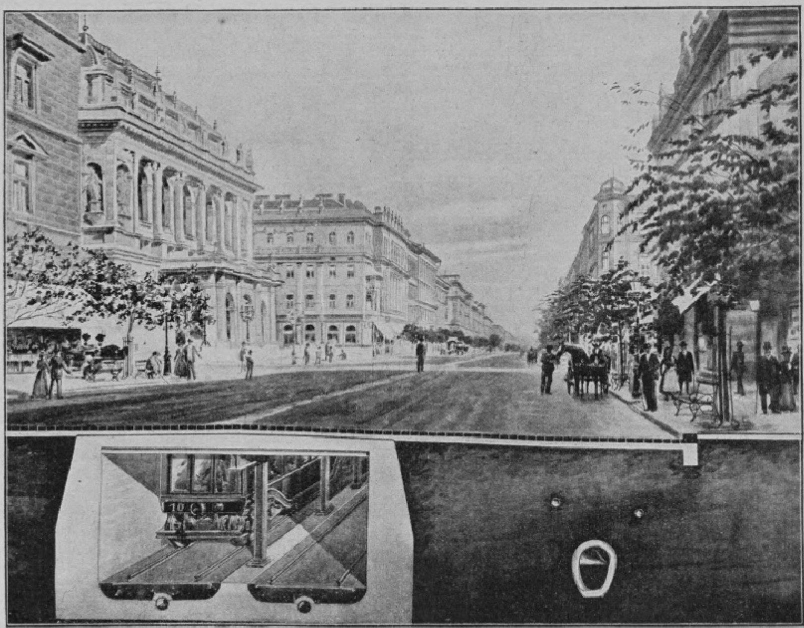
(Hierzu die Abbildungen Seite 365 und 366)

Einen gewaltigen Aufschwung hat die ungarische Hauptstadt in den letzten vierzig Jahren genommen. Die Bewohnerzahl überschreitet die Ziffer von 700 000, und in seinen Einrichtungen wetteifert Budapest mit den modernen Weltstädten. Hiervon geben auch unsre Abbildungen Zeugnis, die der Architekt Georg Brüggemann im Auftrage des Budapester Magistrats ausgeführt hat, um in großen farbigen Aquarellen künftigen Generationen das derzeitige Bild der schönsten Straßenzüge von „Budapest über und unter der Erde“ festzuhalten. Der Andrássystraße sind zwei Ansichten gewidmet, die eine bei der königlichen Oper und die zweite vom Stadtwäldchen aus gesehen. Letztere zeigt uns unter der Erde einen Perron der Untergrundbahn.

Budapest besitzt ein von zwei Gesellschaften betriebenes riesiges Netz elektrischer Bahnen in Straßenhöhe. Eine solche war auch für die Andrássystraße geplant, doch von der Regierung mit Rücksicht auf den großen Wagen- und Personenverkehr nicht genehmigt worden. Hierauf wurde von Siemens & Halske der Plan einer elektrischen Untergrundbahn ausgearbeitet, für deren Ausführung sich die Budapester Straßenbahn sowie die elektrische Stadtbahn gemeinschaftlich interessierten. Diese am Giselaplatz beginnende, den Waizner Boulevard, die 2200 Meter lange Andrássystraße passierende und im Stadtwäldchen mündende Unterpflasterbahn gelangte denn auch zur Ausführung. Um einen flotten Betrieb zu erzielen, wurde sie zweigeleisig ausgeführt. Bei einer Länge von 3800 Metern zeigt sie elf Haltestellen. Der Auf- und Abstieg erfolgt je durch ein zierliches Häuschen.

Die Sohle und die Seitenwände der Untergrundbahn wurden aus Beton, die Decke aus Eisen und Beton ausgeführt. Die lichte Höhe des Tunnels mußte mit Rücksicht auf den Hauptkanal der Ringstraße auf ein Mindestmaß eingeschränkt werden. Die Lichthöhe über Schienenoberkante wurde mit 2,75 Metern und die Lichtweite mit 6 Metern festgesetzt. Als Belastung für die Berechnung der Deckenkonstruktion wurden Lastwagen von 16 000 Kilogramm Gesamtgewicht vorgeschrieben, für einige Straßenkreuzungen sogar eine Belastung von 24 000 Kilogramm. Das Tunnelgewölbe, auf Säulen von Martinflußeisen ruhend, erhielt eine Abdeckung aus Beton, darüber eine Asphaltplattenlage und schließlich eine Lage von Naturasphalt. Die Tragfähigkeit der Decke hat sich vollkommen bewährt. Die Haltestellen sind derart angeordnet, daß je nach ihrer Bedeutung im Tunnel eine Plattform von 3 bis 8 Metern Breite und 24 bis 32 Metern Länge zur Verfügung steht.

Etwa in ihrer Mitte wird die schnurgerade Andrássystraße von der Ringstraße gekreuzt, die in großem Halbkreise fünf Stadtteile durchschneidet. Eins unsrer Bilder zeigt den Elisabethring vom Josephsring aus gesehen, etwa 1000 Meter von der



Untergrundbahn — Kanalisation

Andrássystrasse mit der Fassade der königlichen Oper

Andrássystraße entfernt. Im Vordergrunde steht das Massiv des Volkstheaters. Das Eckhaus mit dem Zwiebelturme, auf dem sich eine Bronzefigur erhebt, ist eine Filiale der Vaterländischen Sparkasse. Weiterhin sehen wir einen eigenartigen spitzen Turm, auf dessen höchstem Obelisken ein Adler seine Schwingen ausbreitet. Dieser Turm ist das Wahrzeichen des New York-Palastes, der nach dem preisgekrönten Plane des Architekten Prof. Haußmann für die gleichnamige amerikanische Versicherungsgesellschaft ausgeführt wurde.

Tausende von Menschen bewegen sich auf diesem belebten Straßenzuge, ohne zu denken, daß es auch unter ihm Leben und Bewegung giebt. Unser Bild zeigt einen Mann, der soeben dem säulenartigen Türmchen entstiegen ist und nun eine unterirdische Treppe hinabsteigt. Er ist gerade zur rechten Zeit eingetroffen, um im Hauptsammelkanale seinen Kameraden zu begegnen. Der eine sitzt in dem großen Eisenkahne, der den Zweck hat, den im Kanale angesammelten Schlamm vor sich her zu schieben, während ein andrer Arbeiter die angestauten Massen mit einer Schaufel entfernt, damit der Kahn seinen schwierigen Weg fortsetzen könne. Natürlich muß die Erde unter dem Straßenniveau auch für andre wichtige Leitungen Raum geben. Hier liegen die Röhren für Leuchtgas und Wasserleitung, die Kabel für elektrisches Licht und für das Telephon meilenlang.

Wir begeben uns nun wieder an das Tageslicht, auf den Franz Josephs-Quai, dessen oberes Plateau uns den Redoutenplatz und den Korso schauen läßt. Am Korso entlang reihen sich die vornehmsten Hotels aneinander. Besonders zwei Bauten treten auffallend hervor: die massige hauptstädtische Redoute, in deren Prachtsälen Elite- und Maskenbälle abgehalten werden, und das mit zierlichen Altanen geschmückte Palais der Ersten Ungarischen Assekuranz-Gesellschaft.

Der neueste Bau auf diesem Platze ist der 7 Meter breite Viadukt, der dazu bestimmt ist, die an zwei weit entfernten Stellen der Donau mündenden elektrischen Bahnlinien der großen Ringstraße längs der Quais abschließend zu verbinden. Wohl sind die Schienenenden der Schwurplatzbrücke schon nahe gerückt, aber da sich deren Bau verzögert, ist der geplante Kreisverkehr noch nicht durchführbar. Indessen steht der auf unserm Bilde sichtbare Viadukt nicht unbenutzt da. Schon entwickelt sich auf ihm ein reger Verkehr der elektrischen Stadtbahn, während die unteren Räume als Magazine, Wartehallen u. s. w. Verwendung finden.

Links mündet ein Hauptsammelkanal direkt in den Donaustrom. Von vielen unbeachtet, erfüllen die Wassermassen eine wichtige hygienische Aufgabe. Begeben wir uns auf den Korso hinauf, dorthin, wo sich auf dem Redoutenplatz ein Gärtchen mit beliebtem Kaffeekiosk befindet, so genießen wir von hier aus über die Donau hinweg eine herrliche Fernsicht ins Ofener Gebirge und auf die malerisch gelegenen Stadtteile jenseits des mächtigen Stromes.

M. Hecht

Volkstheater — New York-Palast — Sparkasse



Elisabethring, unterhalb Durchschnitt des grossen Hauptkanals der Ringstrasse

---

Die Heiligen vom Berge

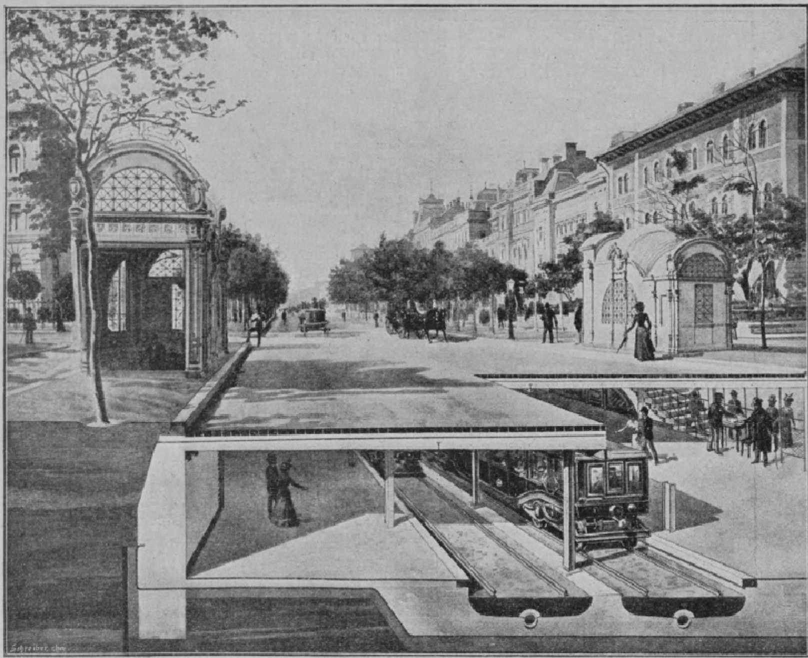
Novellette

von

M. Widmann

(Schluß)

An einem regnerischen Nachmittag eines der folgenden Tage schritt Ulrich von Stetten den schmalen Pfad hinan, der von Ascona quer über den Hügel zu der Ansiedlung der Naturmenschen führt. Er hatte bereits verschiedene hübsche Ausflüge gemacht, und überall war er den sonderbaren Gestalten der Naturmenschen begegnet, die, wie er selber, große Freunde schöner Spaziergänge zu sein schienen. Einzeln und in kleineren Gruppen hatte er sie angetroffen, grüne Rucksäcke auf dem Rücken, immer barfuß und barhäuptig. Bis dahin hatte schönes Wetter geherrscht, heute aber war ein richtiger Regentag, die Luft kühl und frostig, und die Straßen voll Wasserlachen und Kot. Stetten hatte sich nach dem Mittagessen entschlossen, heute einmal die Ansiedlung der Naturmenschen aufzusuchen, deren Bewohner bei Regen jedenfalls am ehesten in ihren Behausungen anzutreffen waren.



Andrássystrasse, vom Stadtwäldchen aus gesehen; unterhalb Perrons der Untergrundbahn
(Zu dem Artikel: „Budapest über und unter der Erde“, S. 364)

Ziemlich lange war er gegangen, ohne einem Menschen zu begegnen, und schon glaubte er sich verirrt zu haben, als er bei einer Biegung des Weges auf einmal die rothaarige Schöne den Weg herunterkommen sah. Heute trug sie nicht das alttestamentliche weiße Kleid, sondern war, wie die älteren Frauen, in ein ärmelloses dunkelgrünes Lodengewand gehüllt; ihr reiches Haar wallte unbehindert wie ein goldener Mantel fast bis zu ihren Knieen herunter. In der einen Hand trug sie eine Art Bergstock, mit der andern raffte sie die Falten des losen Gewandes zusammen, die sie wohl beim Abstieg ins Thal hindern mochten. Mit großer Vorsicht setzte sie die kleinen rosigen Füße auf flache Steine, dadurch die Wasserpfützen und scharfen Kiesel des Weges vermeidend. Ohne Stetten zu gewahren, kam sie geräuschlos näher; erst als sie dicht vor dem jungen Manne stand, hob sie die Augen vom Boden und schrak heftig zusammen. Der Stock entglitt ihrer Hand, brennende Röte überströmte ihr Antlitz und breitete sich über den schneeigen Hals bis in den Nacken aus.

Rasch bückte Stetten sich nach dem fallenden Stock und bot ihn dem Mädchen.

„Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich Sie so erschreckte. Es geschah sehr gegen meine Absicht. Ich bin ein Fremder, mein Name ist Ulrich von Stetten, und ich befinde mich auf der Suche nach dem Wege zur Ansiedlung der Naturmenschen. Gehe ich hier wohl recht?“

Marlena war wieder zu sich gekommen, doch war ihr Antlitz jetzt etwas blaß vom gehabten Schrecken. Da sie jedoch sah, daß ihr von dem jungen Manne kein Unheil drohte, der voll Respekt mit dem Hut in der Hand vor ihr stand und nicht anders mit ihr sprach, als er etwa in einem Salon mit einer fremden Dame geredet haben würde, so faßte sie Mut, schaute ihm freundlich in das hübsche Gesicht und gab ihm Auskunft.

„Sie sind auf dem rechten Wege, mein Herr. Gleich nach der nächsten Biegung da oben werden Sie schon die Palissaden sehen, die die Ansiedlung umzäunen. Dort ist auch ein Thor; Sie können gar nicht fehl gehen.“

„Werde ich die Herrschaften nicht stören, wenn ich als neugieriger Fremdling da oben eindringe?“ fragte Ulrich, mehr um das Mädchen, das ihm ausnehmend gefiel, noch einen Moment festzuhalten, als um sein Taktgefühl zu beruhigen. Er hatte bereits in Locarno vernommen, daß die Ansiedler sehr gerne Besuche empfingen, immer hoffend, für ihre Sache Proselyten zu machen.

„Sie können ruhig hinaufgehen,“ sagte Marlena. „Unser Oberhaupt wünscht sich nichts Besseres; man sendet uns oft um vier Uhr nachmittags, wenn das Dampfschiff ankommt, das die meisten Fremden bringt, am Quai in Locarno spazieren, damit wir Aufsehen erregen und viele Besuche erhalten.“

Während Marlenas Antwort hatte der Regen mit erneuter Heftigkeit eingesetzt und fiel nun in Strömen auf des Mädchens unbedecktes Haupt. Stetten schämte sich fast seiner schützenden Kleidung und seines Regenschirmes. Artig bot er ihn der Vegetarierin an.

„Sie sind sehr freundlich, mein Herr, aber ich darf Ihren Schirm nicht annehmen; gerade an solchen Tagen müssen wir mehr als je beweisen, daß wir Naturmenschen sein wollen. Deshalb auch sandte mich meine Tante, mit der ich zusammen da oben hause, gerade heute um einer Kleinigkeit willen nach Ascona hinunter. Ich muß mich eilen, um bald wieder droben zu sein; leben Sie wohl, Herr von Stetten.“

„Leben Sie wohl — wie darf ich Sie nennen, mein Fräulein?“

„Oben heißen sie mich Luzertola, aber eigentlich heiße ich Marlena; einen Familiennamen führen wir da oben nicht.“

Damit war sie fortgehuscht. Stetten ging ein paar Schritte auf dem Wege zurück und schaute der schlanken Gestalt nach, die, leichtfüßig von Stein zu Stein gleitend, abwärts eilte. ‚Hat man je etwas eigenartiger Hübsches von einem Mädchen gesehen! Das ist ja rein zum Vegetarierwerden,‘ mußte er bei sich denken.

In kurzer Zeit hatte er die Palissaden erreicht und schritt durch das kleine Thor in die Ansiedlung hinein. Mehrere Hunde sprangen ihm bellend entgegen, dann kam der Mann mit dem langhaarigen

Redoute Assekuranzpalais



Franz Josephs-Quai mit Redoutenplatz (Zu dem Artikel: „Budapest über und unter der Erde“, S. 364)



Wintersonntag im grossen Garten zu Dresden

Nach einer Zeichnung von O. Meyer-Wegner

Christuskopf, den er im Theater gesehen, und fragte nach seinen Wünschen. Die waren bald gesagt. Bereitwillig führte der gefällige Mann — er war der oberste Leiter der Kolonie und von Nationalität ein Belgier, wie er Stetten selbst mitteilte — den Fremden in der ganzen Ansiedlung herum. Er zeigte ihm die einzelnen Hütten, die alle einen bedeutenden Abstand voneinander hatten und je nach der Zahl der Bewohner größer oder kleiner gebaut waren. Er führte ihn in eine hinein, erklärte ihm die einfache Einrichtung der Feuerstätte, war stolz auf das primitive Lager, die einfachen, meist von den Ansiedlern selbst gefertigten Möbel, die peinliche Sauberkeit. Er trat mit Stetten in die Vorratskammern, wo zahllose Blechbüchsen und hermetisch verschlossene Gläser alle Arten Gemüse enthielten, wo große Mengen gedörrter Früchte aufgespeichert lagen und ganze Berge englischer Cakesbüchsen sich auftürmten. Er zeigte dem staunenden Gaste die neuen großen Hanf- und Flachspflanzungen und die Kartoffelfeder der Ansiedlung.

Er führte ihn zu den Bade- und Wascheinrichtungen und geleitete ihn schließlich in eine etwas größere Hütte, in der zu Stettens größtem Erstaunen ein wundervoller Steinway-Flügel stand, nebst einem Violoncell und einigen Violinkasten.

„Ja, wir sind eben auch musikliebend,“ lachte der Führer den erstaunten Stetten an. „Wir treiben hier viel Musik und geben recht hübsche Konzerte. Mit Vorliebe spielen wir Brahms neben den älteren Klassikern; auch singen wir viel und verfügen in der Gemeinde über einige recht gute Stimmen. Wilde sind wir denn doch nicht, wenn wir auch Naturmenschen sein wollen. Auch sonst arbeiten wir weiter an unsrer Bildung. Mehrere von uns sind auf die ersten Zeitschriften Deutschlands und Belgiens abonniert. Doch herrscht bei uns einstweilen das deutsche Element vor; mehrere unsrer Ansiedler haben den Doktorhut, und alle sind Leute von Bildung.“

Er stellte denn auch Herrn von Stetten mehrere der Herrschaften vor, unter andern auch ein junges Ehepaar, dessen Hochzeit erst vor wenigen Wochen in der Ansiedlung gefeiert worden war. Inzwischen war es Abend geworden. Vergebens hatte Stetten schon mehrere Male Ausschau gehalten, ob nirgends das rotgoldene Haar der hübschen Marlena auftauchen wolle, aber unter all den sorglos im Regen herumstreifenden Gestalten war sie nicht zu sehen. So verabschiedete er sich mit herzlichem Danke von seinem gefälligen Führer und machte sich auf den Heimweg; bis Locarno hatte er fast zwei Wegstunden vor sich.

Es regnete noch immer, und unter den großen Kastanienbäumen auf dem unteren Teil des Hügels war es schon etwas dämmerig.

Auf einmal hörte Stetten scharfes, zorniges Sprechen. Vom unteren Wege tönte es herauf, aber er konnte niemand sehen; das dichte Laubwerk der Bäume verwehrte ihm jeglichen Ausblick. Er hielt seinen Schritt an und lauschte.

„Lassen Sie mich los,“ tönte es von neuem zornig herauf. „Augenblicklich lassen Sie mich los. Sie haben kein Recht, mich so unverschämt zu behandeln; ich gab Ihnen keinen Anlaß, mich so zu mißachten!“

„Ich mißachte dich aber auch gar nicht, du süßer, reizender Käfer! Ich weiß dich sogar sehr zu schätzen, nur mußt du nicht gleich so maßlos heftig sein. Ich glaube dir ja doch nicht, daß du spröde bist. Wer in solchem Kleide herumläuft und so reizende Arme und solch runden, rosigen Hals hat, ist nicht spröde. Komm, sei kein dummes Mädchen und laß dich küssen!“

Jetzt folgte ein kleiner Schrei, dann ein Geräusch, als ob zwei miteinander rängen. Stetten hatte genug gehört; von einer bösen Ahnung erfüllt, war er in zwei Sprüngen über eine Böschung hinunter auf dem unteren Weg. Er langte gerade auf dem Kampfplatze an, als der junge Marini, den er auf den ersten Blick erkannte, mit starkem Arm Marlenas schlanke Hüften umschlang und, mit der einen Hand ihr feines Köpfchen zurückbiegend, wie wütend heiße Küsse auf ihre weiße Kehle preßte. Das Mädchen wehrte sich mit verzweifelter Kraft, beide Arme gegen die Brust des jungen Mannes anstemmend, und suchte sich aus seinen Armen zu befreien.

„Elender Schuft!“ tönte jetzt plötzlich Stettens Stimme hinter Marini. Ein eiserner Griff faßte nach den Schultern des jungen Mannes, sein Hut fiel zu Boden. Wutentbrannt wandte er sich gegen den unwillkommenen Angreifer und herrschte ihn an: „Wer sind Sie, mein Herr, und was erlauben Sie sich!“

„Was erlauben *Sie* sich! muß man fragen,“ rief ihm Stetten empört ins Gesicht. „Ist das eine Art, eine wehrlose anständige Dame zu überfallen?“

Sein Blick streifte Marlena, die mit sichtlicher Mühe, sich auf den Füßen zu halten, Miene machte, hinter den streitenden Männern den Heimweg zu gewinnen.

„Wir sprechen uns nachher, mein Herr; hier haben Sie meine Karte, ich wohne im Hotel du Parc,“ sagte Stetten, dem andern mit einem Blick der Verachtung seine Visitenkarte hinhaltend.

Marini nahm die Karte nicht; er streifte den Deutschen mit einem feindlichen Blick, dann sagte er, sich zum Gehen wendend, in suffisantem Tone: „Meine Religion verbietet mir, mich zu schlagen. Ich bin Katholik, mein Herr!“

Mit einem verächtlichen Lächeln wandte Stetten dem Burschen den Rücken. Dieser nahm seinen Hut vom Boden und trollte sich eilig den Berg hinunter; Stetten aber ging in raschen Schritten Marlena nach, die inzwischen totenblaß, mit Thränen in den Augen, ihren Weg fortgesetzt hatte.

„Es ist noch gut abgelaufen, mein Fräulein,“ sagte er freundlich zu ihr. „Sie haben sich furchtbar erschreckt und zittern noch wie ein Vögelchen; nehmen Sie meinen Arm, ich führe Sie nach der Ansiedlung hinauf.“

Marlena nahm das freundliche Anerbieten dankbar an, denn sie konnte sich kaum mehr auf den Füßen halten. Im Gehen erzählte sie Stetten, wie ihr Marini schon unten in Ascona begegnet sei, sie durchaus unter seinen Schirm habe nehmen wollen und trotz ihrer kurz abfertigenden Weise weiter mit ihr gekommen sei. Er habe ihr erzählt, wie und wo er die deutsche Sprache erlernt, schließlich sei er immer zudringlicher geworden bis zu jener Scene, die Stettens Dazwischenkunft glücklicherweise zu einem raschen Ende gebracht habe. Sie dankte ihm in herzlichen Worten für seine energische Hilfe, war aber furchtbar niedergeschlagen bei dem Gedanken, derartige schreckliche Auftritte könnten sich öfter wiederholen, ohne daß immer gleich ein Retter in der Not dastände wie heute.

„Ich kann und darf so nicht weiterleben!“ rief sie schluchzend in heller Verzweiflung. „Ich möchte ja gern eine Stelle annehmen und müßte ich Magddienste verrichten, aber dieses Leben kann ich nicht länger ertragen!“

Stetten stimmte ihr bei; ihm selber war bänglich zu Mute bei dem Gedanken, was wohl mit Marlena geworden, wäre er nicht zur Stelle gewesen, und als es ihm klar ward, daß er nicht immer in ihrer Nähe sein könne, solche Scenen zu verhindern.

Inzwischen waren die beiden unter stets noch strömendem Regen in der Ansiedlung angelangt. Diesmal hatte sich Marlena nicht mehr des schützenden Schirmes erwehrt, und so schritten sie zusammen, der elegante Herr im modernen Touristenanzug und das dürftig bekleidete Mädchen, Arm in Arm unter dem Regendache. Erstaunen malte sich auf den Gesichtern der anwesenden Vegetarier, als sie des seltsamen Paares ansichtig wurden. Da sie jedoch Marlenas verstörtes Antlitz erblickten, ward allen klar, daß sich da etwas ereignet haben müsse.

Frau Reiffmann schoß wie ein Stoßvogel auf ihre Nichte zu und nahm sie mit sich von dannen, während Stetten dem Oberhaupt der kleinen Gemeinde in Kürze den Sachverhalt darlegte.

Der Mann errötete in unwilliger Entrüstung und beschloß, in Locarno Klage einzureichen. Die Frauen aber drängten sich eng zusammen und besprachen mit Schrecken das Vorkommnis. Die meisten von ihnen eilten dann nach der kleinen Hütte hinüber, in der Tante und Nichte verschwunden waren.

Stetten machte sich von neuem auf den Heimweg. Einige Vegetarier boten ihm ihre Begleitung an, da sie einen Racheakt des zurechtgewiesenen Stutzers befürchteten. Dem Deutschen aber war nicht bange; wer ehrlos genug sei, schutzlose Mädchen zu überfallen, erklärte er, sei gewöhnlich zu feig, Hand an einen Mann zu legen.

*

Am Abend des folgenden Tages wandelte Stetten wieder auf dem Weg gegen Ascona. Er war noch nicht weit auf der vom gestrigen Regen noch etwas schmutzigen Landstraße gegangen, als ihm einer von den Naturmenschen begegnete. Diesmal war es der junge Mann mit dem Lockenkopfe, den er an jenem Abend im Theater gesehen hatte. Er schien in großer Eile zu sein, seine nackten langen Beine griffen tüchtig aus, und seine buschigen braunen Locken flatterten vom raschen Gehen, sein Gesicht aber war kummervoll. Aus kurzsichtigen Augen blinzelnd, erkannte er den einsamen Spaziergänger erst, als dieser unmittelbar vor ihm stand.

„Ach, Sie sind ja der Herr von gestern, entschuldigen Sie,“ sagte er, grüßend das Haupt neigend. „Ich bin in schrecklicher Eile, ich muß nach dem Arzt! Wir fürchten, Luzertola muß sterben,“ stieß er gepreßt hervor.

„Um Gottes willen, was ist denn geschehen?“ rief Stetten entsetzt. „Hat sich ein neues Unglück ereignet?“

„Nein, Luzertola hat sich nur eben gestern so furchtbar erschrocken, daß sie diese Nacht davon krank geworden ist. Jetzt liegt sie seit Stunden im heftigsten Fieber und wehrt sich in ihren Phantasien gegen jenen Mann, der sie beleidigt hat. Man befürchtet Hirnentzündung; ich laufe, so schnell ich kann.“ Damit stürmte der Jüngling davon.

Stetten beschleunigte ebenfalls seinen Gang. Vor sich im Straßenkot sah er die Abdrücke der nackten Füße des Unglücksboten; schnell und schneller folgte er den Spuren, dort zweigten sie ab und stiegen den Hügel hinan, im Grase verschwindend. In einer halben Stunde war er oben. In der Ansiedlung war niemand zu sehen, die meisten Bewohner mochten des besseren Wetters halber ausgeflogen sein.

Von der äußersten Hütte her aber tönte laut singendes Sprechen. Dorthin wandte Stetten seine Schritte. Unangemeldet durch die offene kleine Thür tretend, sah er sich einem Lager gegenüber, auf dem Marlena in heißem Fieber bewußtlos lag. Ihr Gesicht war stark gerötet, und ihr Atem ging heiß und schwer. Ratlos saß Frau Reiffmann am Lager der Schwerkranken und wartete auf den Arzt; neben ihr stand der Belgier und erteilte ihr dringende Ratschläge, sie aber schüttelte nur den Kopf.

„Schweigen Sie, schweigen Sie vor allem. Sie sind ja an allem schuld. Sie haben mich überredet, das Kind hierher zu nehmen, um es nach Ihren Angaben von seiner Bleichsucht zu kurieren. Und nun sehen Sie da!“

„Und habe ich sie nicht prächtig kuriert? Ist sie nicht wundervoll erstarkt in diesen wenigen Wochen? Versprach sie nicht ein prächtiges Beispiel meiner Naturheilmethode zu werden? Kann ich für diesen unglücklichen Zufall?“ fragte etwas verletzt, aber höflich der Belgier.

„Darf ich die Herrschaften stören? Ich bin Arzt,“ sagte Stetten, plötzlich vortretend. „Hier thut rasche Hilfe not.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, beugte er sich über die Kranke, schob ihr das Thermometer ein, verordnete nasse Wickel, kalte Umschläge um den Kopf, kurz alles, was gethan werden kann, um eine akute Gehirnentzündung zu vermeiden.

Der Belgier hatte Frau Reiffmann ähnliches vorgeschlagen, doch bei ihr kein Gehör gefunden. Jetzt war sie zu allem willig.

„Retten Sie das Kind, Doktor, damit ich mein Unrecht an ihr gut machen kann! Sie hat dieses Leben verabscheut, — wenn sie gesund wird, will ich sie führen, wohin sie nur mag. Retten Sie mir das Kind!“

Und Stetten rettete „das Kind“. Drei Tage lang blieb er oben, saß, ohne zu ermüden, in der kleinen Hütte an Marlenas primitivem Lager, lebte von der einfachen Pflanzenkost und trank frisches Wasser. Auf ihn fielen die ersten Blicke der wieder zu sich gekommenen Kranken, ihm galt ihr erstes Lächeln. Als aber Marlena so weit hergestellt war, daß sie bis zur nächsten Fahrstraße gehen konnte, führten eines Tages Stetten und Frau Reiffmann die zart und durchsichtig Aussehende vom Berge hinunter auf die Landstraße, wo ein bequemer Landauer der Patientin wartete.

Die ganze Gemeinde der Naturmenschen hatte sich hier versammelt, um Luzertola und ihrer Tante Lebewohl zu sagen. Der Abschied war allerseits ein herzlicher; große Büsche wilder Frühlingsblumen wurden den Scheidenden in den Wagen gereicht.

Die Naturmenschen verargen es keinem, der es bei ihnen nicht auszuhalten vermag und nach fehlgeschlagenem Versuche wieder in die Zivilisation zurückkehrt. Es werden aber nur wenige ihnen abtrünnig, die Gemeinde der „Heiligen vom Berge“ vermehrt sich jedes Jahr und wird immer mehr ein Anziehungspunkt für die Fremden, die Locarno besuchen.

Marlena aber fuhr an der Seite dessen, der zweimal ihr Retter geworden war, hinein in ein neues Leben. Ihm gehörte sie jetzt.

Stille

Leg deine Hand ganz leis und weich
Auf meine!
So kühl und doch so warm zugleich
Ist keine andre, keine.

Laß meine Wang' an deine Wang'
Mich lehnen!
Durch all das Schweigen geht ein Klang —
Horch, unsre Seelen tönen!

Aug. H. Plinke

Meister Reineke

Jagdplauderei

von

Fritz Skowronnek

Der Mensch hat einer ganzen Reihe von Tieren, mit denen er öfter in Berührung kommt, einen Stempel aufgedrückt, nach dem er sie in Bausch und Bogen abzuurteilen pflegt. Er nennt den Hund treu, die Katze falsch, den Esel dumm, und in dem roten Halunken, der Tag und Nacht über die Felder streift, sieht er den Ausbund aller Schlauheit. Besonders die Jäger wissen nicht genug von den Listen und Schlichen des Fuchses zu erzählen. Wenn ich boshaft sein wollte, könnte ich sagen, sie wollen dadurch nur ihre eigne Geschicklichkeit in das rechte Licht setzen. Die meisten Weidmänner wissen es aber wohl gar nicht, daß sie bei der Verherrlichung des Fuchses nur einem ausgetretenen Pfade folgen, der sich vom 7. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung bis heute durch die Litteratur hinzieht. Sie folgen einem uralten „Waydgeschrey“, das in der deutschen Tiersage seinen Ursprung hat.

Es ist ohne Zweifel ein Stoff, den die Volksseele geboren hat. Der fränkische Chronist Fredegar hat ihn zuerst aufgezeichnet, ihm folgte eine ganze Schar von Dichtern, die den Stoff erweiterten und bearbeiteten, bis zu Ende des 15. Jahrhunderts daraus das plattdeutsche Tierepos „Reynke de Vos“ entstand, das schließlich von Goethe zu einem unvergänglichen Schatz der Weltlitteratur erhoben wurde. Die Hauptfigur ist der Fuchs, dem die Dichter ursprünglich den Namen „Reinhart“ verliehen hatten. Die plattdeutsche Bearbeitung machte daraus die Form „Reynke“, aus der allmählich unser bekanntes Reineke entstanden ist, das die Jäger, um ihrer großen Verehrung für den Tierhelden Ausdruck zu geben, noch mit der Bezeichnung „Meister“ zu erweitern pflegen. Die Tiersage hat, um menschliche Verhältnisse satirisch schildern zu können, eine Reihe von Tiergestalten mit menschlichen Eigenschaften begaben müssen. Dabei ist Herrn Reinhart die Rolle eines ränkesüchtigen, schlauen Freibeuters zugefallen, und ich will zugeben, daß er diese Rolle nicht übel spielt. Aber andrerseits bin ich doch der Meinung, daß die Phantasie der Jäger zu kräftig dabei mitwirkt. Es ist eine merkwürdige Thatsache, aber es ist doch nun einmal so, daß die Weidmänner aller Zeiten und aller Orten ihre kleinen und großen Erlebnisse schön auszuschmücken pflegen. Sie müssen es sich darum gefallen lassen, daß man ihre Schilderungen, weniger respektvoll als treffend, als Jägerlatein bezeichnet. Trotzdem ist es ihnen gelungen, Herrn Reineke in der landläufigen Vorstellung einen Ruf zu schaffen, der vor der gestrengen Prüfung nicht standhält.

In der Jagdlitteratur verflossener Jahrzehnte findet man eine ganze Anzahl lustiger Geschichten, die wunderbare Erlebnisse anscheinend naturwahr schildern, und meistens sogar durch Datum, Ort und Namen des Gewährsmannes belegt sind. Nun, dadurch braucht man sich nicht irreführen zu lassen, denn es ist eine uralte, nicht nur von Jägern beobachtete Regel, daß man wenig glaubhafte Geschichten mit möglichst vielen Einzelheiten vorträgt. Und wenn man am Abend eines Jagdtages im Kreise feuchtfröhlicher Weidmänner sitzt, dann muß man oft staunen, wie genau selbst alte Jagdgesellen mit grauem Bart sich der kleinsten Einzelheiten eines Erlebnisses erinnern, das manchmal ein Menschenalter oder weiter zurückliegt. Eine von diesen Geschichten hat mir immer viel Spaß gemacht. Ein Jäger, dessen Name leider für die Nachwelt verloren ist, hatte eines Abends auf dem Anstand Gelegenheit zu beobachten, wie ein starker Fuchs von einem Baumstumpfe aus einen Frischling überfiel. Mit der Beute im Fange versuchte der Räuber eiligst den Sprung auf den Baumstumpf, wo er vor den wütenden Angriffen der alten Bache Sicherheit gefunden hätte. Der Sprung mißlang, und Reineke mußte froh sein, daß er bei einem zweiten Sprunge ohne Beute die rettende Höhe gewann. Als dann endlich das Mutterschwein von seinen vergeblichen Angriffen abgelassen hatte, sprang der Fuchs herab, kehrte aber bald mit einem gewichtigen Knüppel im Fange zurück und übte nun mit dieser Last den Sprung so lange, bis er ihm tadellos gelang.

Leider wird diese köstliche Geschichte noch mit einer Variante erzählt. Danach hätte der Fuchs erst den Sprung mit dem Knüppel geübt, und dann mit Erfolg der Bache den Frischling geraubt. Es wäre leicht, die groben Unwahrscheinlichkeiten dieser Erzählung nachzuweisen. Wäre sie bis in alle Einzelheiten wahr, dann hätte dieser rote Räuber eine Reihe geistiger Eigenschaften entwickelt, die manchem Vertreter der Spezies homo sapiens abgehen. Es soll ja gar nicht bestritten werden, daß der Fuchs, dank den ewigen Nachstellungen und Verfolgungen seitens der Jäger, ein mißtrauischer, schlauer und vorsichtiger Geselle geworden ist, der, mit einer großen Sinnesschärfe begabt, dem Jäger sehr oft ein Schnippchen zu schlagen weiß. Aber man soll nicht übertreiben, und das ist bis jetzt seitens der Jäger fast immer geschehen. In der neueren Zeit hat sich in dieser Richtung eine große Besserung angebahnt. Wenn die Jagdzeitschriften interessante Beobachtungen und Erlebnisse veröffentlichen, dann hat sie der Einsender mit seinem vollen Namen vor der Oeffentlichkeit zu vertreten, und hat er dabei seiner Phantasie etwas zu reichlich die Zügel schießen lassen, dann erfolgt sicherlich seitens der Jagdgenossen eine scharfe Kritik. Dadurch ist das gedruckte Jägerlatein etwas aus der Mode gekommen, obwohl es durchaus noch nicht als tote Sprache gelten kann. Und auf diesem Wege ist man auch endlich zu der Erkenntnis gelangt, daß es auch dumme Füchse giebt, die manchmal so dumm sind, daß man sich ihr Benehmen schwer erklären kann. Noch sind wir nicht so weit, um entscheiden zu können, ob kluge oder dumme Füchse die Ausnahme von der Regel bilden, aber so viel steht doch fest, daß das Dogma von der alles überragenden Schlauheit des Fuchses nicht mehr aufrecht erhalten werden kann.

Zum Beweis braucht man nur an den Ausdruck „Fuchspaß“ zu erinnern. Herr Reineke, dem in diesem Falle die Bezeichnung „Meister“ entschieden vorenthalten werden muß, hat in jedem Waldtreiben einige Wege, die er mit Vorliebe annimmt, trockene Gräben, zusammenhängende Dickungen u. dgl. Diese Wege, „Wechsel“ genannt, sind jedem Berufsjäger so bekannt, daß er mit Sicherheit darauf rechnen kann, bei der Treibjagd den Fuchs dort zu Schuß zu bekommen. Sobald der Lärm der Treiber einsetzt, macht der „Schlaue“ sich auf die Socken, nicht seitwärts aus dem Treiben heraus oder gar rückwärts durch die Treiber hindurch, wie es das Wildschwein und das Reh sehr oft und sogar Herr Lampe manchmal thut, sondern schnurstracks auf die Schützen zu, wo ihn dann fast immer das tödliche Blei ereilt. Es ist nicht anzunehmen, daß jeder Fuchs gleich beim ersten Male, wenn er in eine Treibjagd gerät, zur Strecke gebracht wird, denn noch immer ist das Schießen leichter als das Treffen. Man muß also daraus schließen, daß sehr viele Rotröcke nicht im stande sind, Ursache und Wirkung miteinander zu verknüpfen und danach zu handeln. Und wenn es gar keine dummen Füchse gäbe, dann wäre es doch wunderbar, daß sie gerade in diesem Falle von ihrer Schlauheit verlassen werden.

Die größte Wertschätzung genießt Herr Reineke noch immer bei den Jägern, die ihm mit Fallen und Eisen nachstellen. Da hört man erzählen, daß der Fuchs in kein Eisen geht, das schlecht verwittert ist, daß er jeden Kirrbrocken aufnimmt, aber stundenlang vor dem Fangbrocken sitzt, ohne ihn zu berühren. Trotzdem wird alljährlich eine große Anzahl der Rotröcke im Eisen gefangen! Sie müssen doch also ihr Mißtrauen gegen den Fangbrocken schließlich überwunden haben, und das will um so mehr bedeuten, als die Fallenstellerei bei uns in Deutschland noch sehr im argen liegt. Es ist wirklich kein ruhmreiches Kapitel für die deutsche Jägerwelt. Seit uralten Zeiten schleppt sie einen Ballast von Vorschriften mit sich herum, die zum großen Teil überflüssig sind und dem jungen Jägersmann, der Zeit und Lust hat, dem Raubwild mit Fallen nachzustellen, die Freude an dieser Jagdart rauben. Als Beispiel sei eine von den vielen „Witterungen“ wiedergegeben, die man noch in den neuesten Bearbeitungen mancher Lehrbücher der Jagd findet:

„Man nehme 45 Gramm frisches, unausgebratenes Gänsefett, wo möglich von der Blume (im Notfall kann es durch ganz frische, sehr rein gewaschene Butter ersetzt werden), 1 Gramm foenum graecum, 8 Gramm frische grüne Schale, d. h. die zweite vom sogenannten Mäuseholz (Solanum dulcamara L.), sonst auch unter dem Namen Alfranken bekannt, nachdem die obere graue Schale (Epidermis) sorgfältig mit einem mit Sand sehr rein geputzten Messer abgeschabt worden, 1 Gramm weiße Zwiebel, 62 Gramm Fett, das von Schafsknochen ausgekocht und abgeschöpft wird, 8 Gramm Krebsbutter, die auf folgende Art jedesmal frisch zu machen ist: man siede zwei kleine Krebse in einem neuen reinen Topf recht scharf mit Wasser, dann thue man sie in einen sehr genau mit heißem Wasser ausgewaschenen Mörser und stoße sie zu einem Brei. Diesen Brei schütte man nebst einem Stückchen frischer ungesalzener Butter von der Größe eines Hühnereies in einen neuen Tiegel und lasse es auf Schmiedefeuer, nicht über der Flamme, unter beständigem Rühren mit einem reinen Hölzchen so lange braten, bis es schön rot wird. Endlich drücke man es durch ein reines, ungeseiftes Leinwandläppchen in ein neues Töpfchen. Hierauf wird die oben beschriebene Quantität Krebsbutter wieder in den vorher mit heißem Wasser gereinigten Tiegel gethan, in dem sie verfertigt wurde. Ebenso das mit einem reinen Messer würfelig geschnittene Gänsefett hinzugefügt. Beides läßt man unter fortgesetztem Rühren mit dem Hölzchen über Kohle gemächlich zergehen. Dann schütte man alle übrigen, oben verzeichneten Ingredienzien hinzu und lasse die ganze Masse unter beständigem Umrühren zwei bis drei Minuten lang braten, aber ja nicht anbrennen. Hat sich die Masse etwas abgekühlt, so wird sie durch ein reines Leinwandläppchen in ein neues Töpfchen geseiht und gut zugebunden an einem kühlen Orte bewahrt. So hält sie sich die ganze Fangzeit eines Jahres hindurch gut und bleibt brauchbar.“

Man braucht nur noch, um den Wert dieser Vorschrift richtig zu kennzeichnen, die stereotype Formel hinzuzufügen, die man ehedem in ehrwürdigen Arzneibüchern fand: „item, es hilft“ ... Manchmal aber auch nicht! Denn die übrigen Regeln, nach denen der Jäger beim Legen des Schwanenhalses zu verfahren hat, zeichnen sich durch dieselbe Umständlichkeit und Pedanterie aus und lehren oft sogar etwas Falsches. So verlangen z. B. die alten Lehrbücher, daß der Jäger rückwärtsschreitend seine Spur mit einem Strauchbesen verscharren muß. Das ist geradezu widersinnig, denn durch das Aufscharren des Bodens wird der Fuchs mißtrauisch gemacht.

Ein mir befreundeter Jägersmann verfährt gerade umgekehrt. Er beginnt damit, Herrn Reineke an das Aufkratzen des Bodens zu gewöhnen. Im Herbst, wenn der erste Frost das Pelzwerk wertvoll gemacht hat, revidiert er die Baue, ob sie von Füchsen befahren sind. Dann bricht er einen starken Tannenast ab, fährt damit in die Hauptröhren und kündigt den Bewohnern das Ereignis durch ein kräftiges „heute wird gefegt“ an. Reineke ist wohl anfangs über die Fürsorge seines Försters erstaunt und bleibt mißtrauisch in seinem Bau, bis der Hunger ihn zur Ausfahrt treibt. Sowie die frische Spur dem Forstmanne verrät, daß Herr Reineke wieder in seine Burg Malepartus zurückgekehrt ist, erneuert er die Prozedur. Im Laufe von 14 Tagen gewöhnt sich der Rotrock an die ungewöhnliche Sauberkeit, die vor seinem Bau herrscht. Er fährt sorglos aus und ein und sitzt eines Tages in dem Eisen, das der Jäger während seiner Abwesenheit unter den frischaufgekratzten Boden gelegt hat. Daß das Eisen nicht rostig sein und die Witterung des Menschen nicht an sich tragen darf, ist richtig, aber dieser Uebelstand läßt sich durch ein öfteres Abscheuern mit reinem Sand oder durch eine Politur beseitigen, die von den Fallenfabriken in den Handel gebracht wird. Und um die Witterung braucht man sich nicht ängstlich zu kümmern. Der Fuchs ist ein großer Liebhaber von gebratenem Katzenfleisch, er verschmäht keinen der Gänse- oder Entenknochen, die von dem Tische des Jägers abfallen, und nimmt Fleischbrocken, die mit einer würzigen Majoransauce bedeckt sind, ohne Scheu.

Der Fang des roten Halunken hat sich, nachdem man diese Erkenntnis einmal gewonnen hatte, wesentlich einfacher gestaltet. Der Jäger ködert den Fuchs auf einen gänzlich einsam gelegenen Platz am Waldrande durch eine gebratene Katze an, kratzt frühzeitig den Boden auf, da, wo er das Eisen legen will, verwittert die Sohlen seiner Stiefel mit Leinöl und legt das Eisen, sobald die vierbeinigen Räuber den Fangplatz angenommen haben. Er braucht nicht mehr über das Mißtrauen des Meisters Reineke zu klagen und große Loblieder über seine Schlauheit anzustimmen.

In neuester Zeit hat sich eine Methode bewährt und viele Freunde gewonnen, die von dem Fabrikanten für Raubtierfallen, Rudolf Weber in Haynau, erfunden worden ist. Sie beruht auf dem Prinzip, alles Raubtiergesindel der Umgegend an einen Ort zu gewöhnen und es beim Heranschleichen in die bereitstehenden Fallen tappen zu lassen. Zu diesem Zweck legt der Jäger an einem stillen Ort des Reviers einen Platz an, zu dem er alles trägt, was das Gelüste des roten Räubers und seiner Kumpane, Marder, Iltis u. s. w. erregen kann. Dort finden verendete Haustiere, Knochen, Ueberreste der Mahlzeit, Gescheide von Schlachtvieh ihre zweckmäßige Verwendung. Einige Liter Heringslake dienen dazu, den Appetit des Fuchses noch mehr zu reizen. Rings um den Platz zieht man einen schmalen, fußtiefen Graben, von dem nach allen

Richtungen der Windrose ebensolche Rinnen von 10 bis 15 Metern Länge ausgehen. Diese Gräben, die der Fuchs gern annimmt, weil sie seinem Bedürfnis nach Deckung entgegenkommen, werden durch häufiges Abfegen „wund“ gehalten. Den Weg zu diesem verlockenden Platze zeigt man dem Fuchs durch eine „Schleppe“, zu der man am besten eine stark besengte Katze verwendet. Natürlich dauert es einige Zeit, bis der Fuchs den Luderplatz annimmt. Sowie der Jäger diese Thatsache festgestellt hat, legt er in die Zugangsrinnen die Eisen und hat meistens schon am nächsten Morgen das Vergnügen, mehrere der Räuber, nach denen er gegefahndet hatte, darin zu finden. Er fängt nicht nur Marder und Fuchs, sondern auch wildernde Katzen und Hunde.

Im Osten Deutschlands, wo die Nachbarschaft Rußlands stets für neue Nachfuhr von vierbeinigen Raubgesellen sorgt, pflegen die vielbeschäftigten Forstbeamten auch Gift zu legen. Es ist eine alte Streitfrage, ob man dieser Fangart den Ehrentitel „weidmännisch“ zuerkennen darf oder nicht. Früher war sie streng verpönt und wurde nicht selten mit dem Namen „Aasjägerei“ belegt. Neuerdings hat sich eine mildere Auffassung Bahn gebrochen, namentlich den vielgeplagten Grünröcken gegenüber, die von Schreibwerk so überlastet sind, daß sie zu dem leichtesten Mittel greifen müssen, das ihnen bei der Bekämpfung Reinekes Erfolg verspricht. Und das ist die Verwendung des Strychnins. Nur muß man nicht nach alter Weise Spatzen oder Heringsköpfe vergiften. Man muß eine vom Wurm angestochene Haselnuß nehmen, den Wurmstaub ausleeren und mit der erforderlichen Dosis Strychnin füllen. Dann wird die kleine Oeffnung mit Wachs verschlossen, die Nuß in eine starkduftende Sauce getaucht und neben dem Köder„ der dort meistens aus einem Pferdekadaver besteht, ausgeworfen. Sowie der Fuchs die Nuß findet, mag er hungrig herzu- oder gesättigt davonschleichen, nimmt er sie auf und knackt sie. Im nächsten Augenblick hat ihn die fürchterliche Wirkung des Giftes zur Strecke gebracht. Seine Schlauheit hat also nicht hingereicht, ihm zu sagen, daß die mit Fett überzogene Nuß eine Nachstellung des tückischen Jägers bedeute. Vom rein menschlichen Standpunkte betrachtet, ist diese Art, den Fuchs zu töten, durchaus zu billigen, denn sie erspart ihm die Qualen, die er unter allen Umständen erleidet, wenn er stundenlang mit einem zerschmetterten Vorderlauf im Eisen sitzt.

Die Kopfbedeckung der Frau

Von

L. Schulze-Brück



Königin Rekaantme
Nach einer Darstellung auf einem Grabdenkmal in Luksor

Wenn einmal wieder die Zeit da ist, wo die moderne Frau sich mit den Toilettevorbereitungen und Anschaffungen für „die nächste Saison“ beschäftigt, dann steigt aus der tiefsten Brust so manches Gatten und Familienvaters ein gepreßter Seufzer auf: „Schon wieder!“ Es scheint dem würdigen Hausherrn, als ob diese Vorbereitungszeiten merkwürdig oft aufeinander folgten. Kaum sind die winterlichen Toilettenrequisiten beschafft, so wird's schon wieder Frühling, und der Herbst löst den Sommer ab, ehe man sich's versieht. Der Flug der Zeit offenbart sich nirgends so deutlich und so empfindlich — wenn auch nur für den Geldbeutel — als in den Toilettenrechnungen der Frau. Und mancher Mann, der seufzend soeben eine schwere Schneider- oder Modistinnenrechnung beglichen hat, denkt in seinem rebellischen Sinne an die berühmten guten alten Zeiten und bedauert es vielleicht tief, daß er nicht ein paar Generationen früher gelebt hat, damals, als nach den Versicherungen der bekannten ältesten Leute alles so unglaublich billig und Großmutters berühmter Taffethut zehn Jahre lang ein Prunk- und Prachtstück war.

Mögen sich diese Unzufriedenen trösten, wenn es ihnen ein Trost sein kann, daß sie nicht nur damals, sondern zu allen Zeiten, solange es Frauen giebt, Leidensgefährten gehabt haben. Es



Kopfputz griechischer Frauen des Altertums

giebt auch heute noch Großmütter, die ihren heilig gehaltenen Hut zehn Jahre lang tragen, und es gab schon vor einer erklecklichen Anzahl von Jahrhunderten Frauen, die nicht nur ihre Männer, sondern sogar eine hohe Obrigkeit zu strengen Verboten gegen ihren übertriebenen Putz und Luxus veranlaßten, — soviel man weiß, ohne besonderen Erfolg. Was nun die berühmte Einfachheit und Anspruchslosigkeit unsrer Großmütter betrifft, so erscheint sie in einem ganz besonderen Lichte, wenn man einmal mit offenen Augen, unter Berücksichtigung des damaligen Geldwertes, die Toilettenbedürfnisse der Großmütter, als sie noch junge Frauen waren, betrachtet. Nehmen wir z. B. den notwendigen Bedarf an Hüten für eine junge Frau aus dem Jahre 1830. Da gab es zunächst einen täglichen Hut aus schwarzem oder lila oder braunem „Schillertaffet“. Der Hut war ganz über ein Drahtgestell in kleinen Puffen gezogen und mit Kokarden und Schleifen aus demselben Stoff oder aus sehr schönem, schwerem Band in lebhaftem Streifen- oder Blumenmuster verziert. Er kostete die Kleinigkeit von 5 Thalern, also 15 Mark. Da um 1830 5 Thaler genau denselben oder noch mehr Wert hatten als heute 10 Thaler, gleich 30 Mark, so war ein solcher Alltagshut doch keineswegs sehr billig zu nennen, besonders da er etwa dem heutigen Morgen- oder Kommissionenhut unsrer Damen entspricht. Bei weitem kostbarer aber war der Sonntagshut. Er bestand für gutes Wetter im Winter aus weißem, hellblauem oder grünem Taffet, hatte einen Busch schöner Straußfedern oder einen sehr kostbaren Reiher, war mit sehr teuern Blumen aus einer wachsartigen Masse verziert, mit schwerem, teurem Bande reichlich ausgestattet und kostete mindestens 12 Thaler, nach heutigem Gelde etwa 72 Mark. Im Sommer trug unsre Großmutter einen besonders feinen, auch wohl durchbrochenen, mit bunter Seide gefütterten Strohhut, mit einem Kranze von kleinen, sehr kunstvoll gearbeiteten Rosen oder andern Blumen verziert, mit rosa Bändern und Schleifen oder mit Tüllrüschen, die sehr zart und unbeständig waren und oft erneuert werden mußten. Preis: 10 Thaler. Einen „täglichen“, etwas billigeren Hut aus dunklem Stroh mußte sie natürlich ebenfalls haben. Daß diese Hüte einige Jahre Dienst thun mußten, machte sie etwas billiger, aber niemand wird uns einreden können, daß unsre Großmütter verfärbte Bänder, zerknitterte Blumen, zerzauste Federn auf ihren Kopfbedeckungen geduldet haben. Es gab also auch damals schon Aufarbeitungskosten. Und daß ein weißer Taffethut selbst bei sorgsamster Schonung die berühmten zehn Jahre hätte ausdauern sollen, das ist auch eins der vielen Märchen aus alten Zeiten, die wir lächelnd anhören, wie das Märchen vom Aschenputtel, dem Gold- und Silbergewänder vom Baume fielen.



Frauen in Kopfputz und Schleier
Nach einem Manuskript des 10. Jahrhunderts

Wohl aber wissen wir allerhand Interessantes, Erbauliches vom Toiletten- und ganz besonders vom Kopfbedeckungsluxus vergangener Jahrhunderte, ja Jahrtausende. Allerdings sind uns keine Modistenrechnungen und keine Hutmodelle erhalten geblieben, aber wir finden schon in Pyramiden- und Grabdenkmälern, auf ägyptischen Tempeln und an griechischen Tanagrafiguren Darstellungen von Frauenkopfbedeckungen kostbarster und luxuriösester Art. Allerdings sind uns nur von sehr vornehmen, meist königlichen Frauen solche Nachbildungen aus ältester Zeit überkommen, doch läßt sich nicht annehmen, daß bei solchen Vorbildern die große Masse der Frauen eine besondere Einfachheit des Kopfputzes bewahrt haben sollte. Vom Ende des ersten Jahrtausends an aber wissen wir Positives, und die bekannten Kleiderordnungen und Verbote des Mittelalters sind redende Zeugen eines allgemein verbreiteten Luxus.

Dem, der sich genauer mit diesen Dingen beschäftigt, offenbart sich in überraschender Weise der Zusammenhang der scheinbar verschiedenartigsten Dinge. Aus der Kleidung und Kopfbedeckung der Frau ist mit großer Klarheit die ganze Signatur der jeweiligen Zeitströmungen zu konstruieren. Aber auch dem oberflächlichen Beschauer bietet eine Zusammenstellung eine Menge des Interessanten. Wir wissen schon aus der Bibel, daß die Frauen der alten Geschichte das Haupt mit Schleiern umhüllten, daß sie köstliche Bänder und Steine ins Haar flochten, Gehänge und Binden aus Goldstoff als Kopfbedeckung verwendeten. Aber Nachbildungen, etwa Skulpturen biblischer Frauen, sind nicht auf uns gekommen. Wohl aber haben wir unendlich



Kopfputz aus dem 8. Jahrhundert

viele, höchst wertvolle Dokumente in den altägyptischen Baudenkmälern, in den Pyramiden, in den Tempeln, den Denkmälern in Luksor, kurz überall, wo jenes wunderbare Volk uns diese Zeugen höchster Kultur und raffiniertesten Lebensgenusses hinterlassen hat.

Die Aegypterin aus königlichem Geblüt trug den nur ihr zukommenden königlichen Kopfschmuck. Er war ebenso kostbar als kompliziert und symbolisch. An einem unsrer Bilder, das die Königin Rekaantme darstellt, können wir all diese Insignien genau betrachten. Ueber das sorgfältig und regelmäßig gelockte Haar legt sich zunächst eine mützenartige Kopfbedeckung in Form des Sperbers, des königlichen Vogels. Die Flügeldecken reichen zu beiden Seiten des Kopfes bis über den Hals hinab, der Schweif steht am Hinterkopfe ab, und der gekrönte Kopf des Vogels strebt vorn an der Stirn aufwärts. Ueber dieser aus kostbarstem Goldstoff gefertigten Sperbermütze, auf der die Zeichnung der Federn mit Goldfäden eingestickt, der Kopf aus geformtem Golde und die Augen aus Edelsteinen hergestellt waren, sitzt der Atew, die Krone, aus der sich



Hauben und Kopfschmuck des 15. Jahrhunderts

noch einmal der gekrönte Sperber und vorn die Uräusschlange, das königliche Symbol, erheben, aus massivem Gold geschmiedet. Zahlreiche andre Skulpturen zeigen uns, daß auch die Aegypterin der weniger vornehmen Klasse ihr Haar sorgfältig ordnete, es mit Binden, Kränzen und Schleiern schmückte. Griechinnen und Römerinnen umwanden ihr Haar mit Binden, trugen Diademe und Schleier. Aber damals schon kannte man den Hut, — den wirklichen Hut, der allerdings niemals ein Luxus-, sondern nur ein Gebrauchsgegenstand war. Die zierlichen Tanagrafiguren zeigen diesen ersten, aus Stroh geflochtenen Hut. Und Sophokles erzählt uns, daß Ismene, die Tochter des Königs Oedipus, bei ihrer Flucht aus Theben und ihrer Rückkehr nach Athen einen solchen Hut trug. Allzu beschwerlich kann diese Flucht nicht gewesen sein — nach Ismenes Hut zu urteilen. Denn diese Hüte der Damen von Tanagra schienen auf den Köpfen nur zu schweben. Es ist der modernen Frau ein Rätsel, wie sie befestigt waren. Gummibänder existierten damals noch nicht, Hutnadeln allem Anscheine nach auch nicht; der Hut balancierte, schwebte auf dem Scheitel. Bei einer Flucht durch dick und dünn würde Ismene ihn bald verloren haben.

Die nächste bekannte Darstellung eines Frauenkopfputzes ist eine Zeichnung in den römischen Katakomben aus dem dritten Jahrhundert. Sie stellt eine christliche Jungfrau dar, deren Haar gescheitelt und zurückgestrichen ist. Am Hinterkopfe ist es in zwei Zöpfen schneckenartig so hoch gestellt, daß es von vorn gesehen wird, und von hinten nach vorn fallen zwei breite, abgeschrägte, mit Fransen besetzte Bänder herab.

Von da bis zum neunten Jahrhundert wissen wir wenig. Die Frauen umwanden meist ihr Haupt in Hauben- oder Turbanform mit weißen oder gestickten Bändern, wohl auch mit Goldstoffen und Schleiern. Ums Jahr 1100 entwickelten sich dann in deutschen Landen der Schleier und das Kopftuch zu ganz bestimmten Formen mit bestimmten Namen. Da war zunächst die Rise, ein Kopftuch, mit dem man nach der strengen Sitte der Zeit nicht nur das Haar, sondern auch das Gesicht, fast nach der Art der orientalischen Frauen, verhüllte. Aus ihr entstand das Gebende (von gebunden), eine fest den Kopf umschließende Haube, die aber einen steifen, diademartigen, aufrechtstehenden Rand hatte, von dem aus sich eine Binde um das Kinn herum zog. Aber die festliche Tracht und besonders der Kopfputz der Jungfrau war das Schapel. Es ist berühmt geworden, die Minnelieder singen von ihm. Auch vom Manne wurde es getragen, und Liebende schenkten es einander als Minnezeichen. Ein Schapel, dem fahrenden Ritter oder Sänger von der „vieledeln Herrin“ aufgesetzt, galt als höchste Gabe. Walther von der Vogelweide singt in seinem berühmten Liede:

„Nement frowe diesen cranz,
Also sprach ich zu einer wol getanenen Maget,
So zieret ihr den Tanz
Mit den schönen Blumen als ihr uffe traget.
het ich viel edele gesteine
das muzz uf uwer houbet,
ob ir mir geloubet,
daz ich uch mein schappel gerne geben wil,
daz allerbeste daz ich han.“

Das Schapel konnte ein einfacher Reif sein, auch ein Goldreif, es wurde auch wulstartig mit kostbaren Stoffen bewickelt — für Jungfrauen mit Weiß oder Blau, für Frauen mit Scharlach oder Gold —, oder es war ein Blumenkranz.

Das Schapel hielt die wallenden Locken der Jungfrau oder des Mannes zusammen, es krönte die Zöpfe der Frau, es war auch zur Hochzeit das besondere Symbol der Jungfräulichkeit. In manchen Gegenden im Schwarzwald und im bayrischen Gebirge hat es sich als Hochzeitskrone „Schäpel“ noch heute erhalten. Nur die jungfräuliche Braut darf das Schäpel tragen, das allerdings zu einem hohen, runden, flitter- und steingeschmückten Aufsatz umgewandelt ist, aber doch noch unverkennbar an das Schapel des dreizehnten Jahrhunderts erinnert.



Das Barett im 16. Jahrhundert. Nach Hans Holbein

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erscheint auch der erste Hut. Es war der Pfauenhut. Ulrich von Lichtenstein schildert ihn nicht nur:

„Auch fuort die maget reine
auf ihr houbet einen Hut,
der was von Pfawenfedern guot
mit rotem Golde wol beleit“ —

er trug ihn auch, und zwar auf jener wunderlichen Minne- und Abenteurerfahrt durch die Lande, auf der der vieledle, geliebte und liebende Ritter und Sänger als Frau Venus verkleidet gar bunte Abenteuer erlebte. Dazu hatte er sich alle Attribute der Weiblichkeit zugelegt, u. a. auch den „Pfawenhut sammt Zöpfen wol getan“. Damals begannen sich dann auch Rise und Gebende in fertige — heute würden wir sagen „konfektionierte“ — Kopfbedeckungen umzuwandeln.

Im zwölften Jahrhundert eifert noch ein Sittenprediger: „Auch zieren alle upfigen (üppigen) Frauen ihre houbte mit krantzen, mit kronen, mit guldin Schapeln, mit straußfedern, blumen und grünem Buchsbaum“, aber dann kam schnell die feste Haube auf, die den Kopf eng umgab und nur in der Umrahmung des Gesichts mannigfaltige Variationen aufwies. Aus ihr entwickelte sich dann im vierzehnten Jahrhundert die burgundische Tracht: der Hennin. Diese hohe, zuckerhutförmige Haube



Hut aus dem Jahre 1780

mit dem Schleier, die in den seltsamsten Abarten getragen wurde, ist allgemein bekannt, so daß wir hier nicht weiter dabei verweilen wollen. Diese Hennins arteten so sehr aus, daß Obrigkeit, Geistlichkeit und Dichter gleichmäßig gegen sie eiferten. Ein braver, töchterreicher Familienvater, der Ritter von Latour Landry, ermahnt um 1400 seine Töchter: „Die Frauen gleichen den gehörnten Hirschen, die den Kopf senken, wenn sie in den Wald eingehen. Wenn man ihnen an der Kirchthür geweihtes Wasser giebt, achten sie nicht darauf, wohl aber auf ihre Hörner.“



Hut aus dem Jahre 1780

Der Hennin war außerordentlich kostbar. Sein Grundstoff, schwere Seide oder Goldbrokat, wurde noch in allen möglichen Arten bestickt, mit Gold verziert, mit köstlichen Schleiertüchern vervollständigt. Um diese Zeit kam auch zuerst der Gesichtsschleier auf, und zwar aus einer sehr seltsamen Veranlassung. Lübeckische Patrizierfrauen legten ihn an, um unerkannt in den Weinkneipen



Biedermeier-Hüte aus dem Jahre 1828

und niedrigen Schenken an Matrosenorgien teilnehmen zu können.

Alle Predigten und Verbote vermochten nicht, den Hennin aus der Welt zu schaffen, erst im sechzehnten Jahrhundert wurde er verdrängt und zwar jetzt von der runden, dem Männerhut nachgebildeten Kopfbedeckung, dem Barett. Aber hatte früher der Hennin das Mißfallen der Sittenprediger erregt, so that es das Barett in noch höherem Maße. Den Männern kann es eben die Frau niemals zu Danke machen. Schalten sie vorher über die hohe Haube, so ärgerte sie jetzt die Nachahmung der Männertracht: „Es gan jetzt Frauen als die Man, und hand Baretlin mit Hanenfederlin uff.“ Das Barett war übrigens reizend. Kühn und verwegen saß es auf dem Haar, mit besticktem Rand und wallenden Federn reich geschmückt. Unter dem Rand quollen die geringelten Locken hervor, oder ein Goldnetz hielt das Haar gefesselt.

Dann aber kam ein starker Rückschlag. Die Zeiten wurden ernst und mit ihnen die Kopfbedeckung der Frau. Das leichtsinnige Barett verschwand, eine strenge Haube mit Stirnschnebbe und Schleier trat an seine Stelle, und mit der spanischen Tracht, der Mühlsteinhalskrause, der Schnürbrust und dem Glockenrock hielt das spanische Hütchen, in der Form eines oben breiter werdenden Cylinders, seinen Einzug. Die Krausen wurden größer, die Hüte kleiner, und gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts saß auf dem Haar nur ein winziges Häubchen aus Goldbrokat oder Sammet.

Auch diese winzig kleine Kopfbedeckung verschwand. Es gab lange Zeit keinen Hut mehr. Dafür wurde die Frisur immer kostbarer. Lange Locken wallten den Nacken hinab, künstliche kleine Scheitellöckchen legten sich um die Stirn; nur Schleifen und Federn duldete dieser kunstvolle Bau. Erst gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts begann man wieder, diesen ungeheuren Frisuren kokette kleine Häubchen aufzusetzen, die sich dann schnell vergrößerten und, als Ludwig XIV. und sein Regime einen großen Einfluß auf die Mode gewannen, bald zu monströsen Hauben gestalteten. Von einer Favoritin des Sonnenkönigs erhielt diese Haube ihren Namen „Fontange“. Ungeheuerliche Dimensionen nahm sie an. Auf einer kolossalen Frisur wuchs sie immer höher, immer spitziger ins Ungemessene hinein, aus Flor und Bändern kunstvoll getürmt. Nicht die Mode bereitete ihr ein Ende, sondern eine andre Frau. Madame Maintenon erlangte von Tag zu Tag mehr Einfluß auf den Sonnenkönig, und mit jener Favoritin mußte auch die Kopfbedeckung weichen, der sie den Namen gegeben. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts kam dann eine ganz neue Art von „Hut“ auf. Auf dem zu einem ungeheuerlichen Bausch aufgetürmten Haar saßen die seltsamsten Phantasiegebilde: von goldenen Gittern eingezäunte Blumenbeete, bewimpelte Schiffe, Getreideschober, Vogelkäfige. Ganze Tierscenen, Landschaften, Schäferidyllen trug man auf dem Kopfe.

Um 1785 war auch diese Mode vorüber. Die graziösen Bilder Watteaus des Jüngeren zeigen die schönen Französinnen mit Hüten auf dem hochgepufften und in großen Locken herabwallenden Haar, die ganz unverkennbar an unsre heutigen Damenhüte erinnern. Den Hut einer Pariserin von 1785 könnte mit geringen Modifikationen auch heute eine Modedame tragen; er ist die Grundform einer modernen Toque, die, an einer Seite in die Höhe gestellt, mit Rosen verziert und hinten mit dem kurz herabhängenden Gesteck verziert ist, das geradezu die Signatur der diesjährigen Mode ist. In Deutschland wurde damals allgemein der Wertherhut getragen, — der runde Hut Goethes und Karl Augusts, den auch die Goethe-Schwärmerinnen unbedingt acceptierten und nur durch Bänder und Federnzuthaten etwas ausschmückten. In Frankreich war mit der Revolution der Hut verschwunden, er wurde durch die Bürgerhaube ersetzt und errang erst nach der Wiederkehr ruhiger Zeiten abermals die Herrschaft.



Hüte aus dem Jahre 1857

Der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts brachte eine grundlegende Veränderung in der Frauenkopfbedeckung: der Capothut wurde erfunden. Wohl trugen die Frauen des Empire zunächst zu ihren wallenden Gewändern noch den turbanartigen Kopfschmuck mit dem wehenden Federbusch, aber schon in den ersten Jahren des Kaiserreichs taucht der Capothut auf, der den Kopf völlig umschließt und in Schutenform ringsum weit vorsteht. Von 1810 an herrschte er unbeschränkt und schien durch die enge Einhüllung des Kopfes die bis zum Gipfel getriebene Preisgabe aller übrigen Körperformen wettmachen zu wollen. Von 1810 an wurden dann die Kleider wieder etwas dezenter, der Hut dagegen wieder freier in der Form. Die Biedermeierzeit brachte für die Jugend die reizenden, riesengroßen runden Hüte, die um 1830 den Gipfelpunkt der Koketterie erreichten und, mit wallenden Federn, losen Blumensträußen, flatternden Bändern überreich verziert, nichts weniger als „biedermeierisch“ erschienen. Von 1830 ab erhielt sich der Capothut in der Gunst der Frauen. Er überdauerte die unglaublichen Modegeschmacklosigkeiten der vierziger und fünfziger Jahre, man trug ihn zur Krinoline, furchtbaren Angedenkens, und erst um das Jahr 1865 wurde er von jenen form- und geschmacklosen kleinen flachen Mitteldingen zwischen Hut und Haube abgelöst, die unsre mit Reifrock und Tournüre aufs schauerlichste verunstalteten Damen als Krönung ihrer Toilette auf dem mit falschen Zöpfen und Puffen kolossal aufgebauschten Haar balancierten. Dem öden Ungeschmack, der absoluten Stil-, Form- und Zwecklosigkeit der von da an herrschenden Moden — die unter anderm auch eine zweite Periode der Tournüre heraufführten — entsprach auch die Kopfbedeckung der Frau, damit von neuem den Beweis liefernd, daß ihre Art und Form durchaus nichts Willkürliches ist. Zeichnete sich doch überhaupt jene ganze Zeit durch ein völliges Fehlen künstlerischen Aufschwunges aus. Es war die Zeit der allgemeinen Verwirrung, der läppischen und geschmacklosen Nachahmung alter Formen, die jedes originelle Schaffen unmöglich machte, des Klebens am alten Zopf.

Zu jener Zeit der „imitierten“ Möbel, des Zinkgusses, der aufgeleimten „Schnitzereien“ und der Ueberfüllung der Wohnräume mit überflüssigem häßlichen Krimskrams kam dieser Ungeschmack zur vollen Geltung auch in der Kleidung der Frau, in ihrer Kopfbedeckung. Stillos, formlos war der Hut. Von den sechziger Jahren an haben wir bis in die letzte Zeit nur ein alljährlich abwechselndes Durcheinander von Formen zu verzeichnen. Wer auch einmal die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts schreiben möge, er wird als einen schlagenden Beweis für die Wirrnis aller künstlerischen Bestrebungen jener Zeit auch die Kopfbedeckung der Frau erwähnen müssen. Wie man damals alle möglichen „Stile“ wieder in Mode brachte, so trugen auch die Frauen Rubens- und Rembrandthüte u. s. w. Aber wie man es nirgends wagte — und nicht wagen konnte —, den reinen, unverfälschten Stil jener Zeiten durchzuführen, sondern ihm Gewalt anthat, so geschah es auch mit dem Hute. Der moderne Rubens- oder Rembrandthut verhielt sich zu seinem Urbilde wie etwa die Krähe zum Pfau. Aus dem so malerisch kühnen Vorbild wurde ein gar zahmes „modernes“ Hütchen.

Die letzten zehn Jahre haben uns nun einen völlig neuen „modernen“ Stil gebracht, die letzten drei bis vier Jahre einen schüchternen Anfang zu einer Stilisierung der Frauenkleidung. Der Hut ist bis jetzt ihr noch nicht unterworfen worden, — jedenfalls nicht mit Erfolg. Nachdem in den vergangenen Jahren eine gewisse malerische Ausgestaltung des Hutes unverkennbar bemerklich wurde, haben uns die letzten zwei Jahre eine Form beschert, die in den Annalen der Mode einmal einen ganz besonderen, aber keineswegs hervorragenden Platz einnehmen wird. Es ist dies der glatte, runde, völlig pfannkuchenförmige Hut, den die vorige „Saison“ zur unbedingten Notwendigkeit für die elegante Frau gemacht hatte. Dieser Hut, der den kommenden Geschlechtern als der Inbegriff alles Steifen, Ungraziösen und Geschmacklosen erscheinen wird, paßt so schlecht als möglich zu der biegsamen Körperlinie der modernen Frau. Er ist wie ein steifer runder Deckel auf das lose gebauschte Haar gestülpt, und da die Mode im vorigen Frühjahr kategorisch vorschrieb, daß er von einem sehr häßlichen braunen Grau oder grauen Braun zu sein hatte und möglichst symmetrisch mit Püffchen, Rüschchen, Säumchen, Fältchen verziert sein mußte, so war er in Wahrheit der „dunkle Punkt“ im Bilde der Frau.

Und so ist er gar kein übles Symbol für die „neue Kunst“, die ja auch noch nicht ausgereift, noch nicht einheitlich gestaltet ist, noch nicht für alle ihre Bestrebungen den rechten Ausdruck gefunden hat.

Notizblätter

Zeitgeschichte

Von einem schweren Schlage sind das sächsische Königshaus und das österreichische Kaiserhaus durch die Flucht der Kronprinzessin Luise von Sachsen betroffen worden. Am 2. September 1870 in Salzburg als Tochter des Großherzogs Ferdinand IV. von Toscana aus dessen zweiter Ehe mit der Prinzessin Alice von Parma geboren, vermählte sich die Prinzessin Luise am 21. November 1891 mit dem Prinzen



Phot. Otto Mayer, Dresden

Kronprinzessin Luise von Sachsen

Friedrich August von Sachsen, dem ältesten Sohne des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs Georg. Die Ehe, der fünf Kinder entsprossen sind, galt für glücklich, bis die erstaunte Welt plötzlich das Gegenteil erfuhr. In noch grellerem Lichte erscheint die Verfehlung der Kronprinzessin dadurch, daß sie zu einer Zeit stattfand, als ihr Gemahl noch nicht von jenem Jagdunfall geheilt war, den er bei Salzburg erlitten hatte. Unterstützt wurde die Kronprinzessin Luise bei ihrem Vorhaben durch ihren ältesten Bruder, den Erzherzog Leopold Ferdinand, der gleichfalls alle Beziehungen zu seiner Familie abgebrochen hat und eine Unebenbürtige zu heiraten gedenkt. Der Erzherzog ist am 2. Dezember 1868 geboren und stand zuletzt als Infanterieoberst in Iglau. Er hat auf alle Vorrechte, die ihm als Mitglied des österreichischen Kaiserhauses zustehen,



Erzherzog Leopold Ferdinand von Oesterreich

verzichtet und nennt sich jetzt Leo Wölfling, welchen Namens er sich schon früher im Inkognito bediente.

— Feldmarschalleutnant **Heinrich Ritter von Pitreich**, der neu ernannte österreichisch-ungarische Kriegsminister, geboren am 10. Juli 1841 in Laibach, erhielt seine erste militärische Ausbildung in der Genieakademie zu Klosterbruck bei Znaim. Während des Jahres 1866 hatte er Teil an den Verteidigungsarbeiten für die Festungen Krakau und Lemberg und wurde 1871 als Hauptmann in den Generalstab berufen, wo er einen hervorragenden Anteil an der Ausarbeitung des neuen Exerzierreglements hatte. Nachdem er 1883 die Leitung der 5. Generalstabsabteilung übernommen, wurde er 1885 zum Oberst und 1890 zum Vorstand des Präsidialbureaus im Reichskriegsministerium ernannt. Ein Jahr darauf erfolgte die Beförderung zum Generalmajor und 1895 die Ernennung zum Feldmarschalleutnant. 1896 berief ihn der Generalstabschef Freiherr von Beck zu seinem Stellvertreter. Dem neuen Kriegsminister steht sowohl im Generalstabs- wie im Truppendienst eine reiche Erfahrung zur Seite.

Kunst

Papst **Leo XIII.** begeht demnächst das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des Tages, da er zum Oberhirten der katholischen Kirche berufen wurde. Am 20. Februar 1878 zum Papst erwählt, wurde er am 3. März feierlich gekrönt. Aus diesem Anlaß sind ihm bereits zwei besonders hervorragende **Jubiläumsspenden** gewidmet worden, vom Kaiser Franz Joseph und von der Stadt Wien, beides Werke des Wiener Bildhauers und Medailleurs Rudolf Marschall. Die Spende des Kaisers Franz Joseph bedeutet eine Huldigung für den guten Hirten. Auf einem Sockel aus violett geädertem afrikanischen Marmor erhebt sich eine schmale Plinthe aus Gold, eine leicht geschwungene Erderhöhung darstellend, auf der die Figur des Heilandes, ein Lamm auf den Armen bergend, einherwandelt; Widder und einige Schafe folgen nach. Der Sockel trägt die vom Unterrichtsminister von Hartel verfaßte Inschrift, die verdeutscht lautet: „Dem Papst Leo XIII., dem besten Hirten der Gläubigen, der, dank der außerordentlichen Fürsorge Gottes, durch fünfmal fünf Jahre die Kirche aufs glücklichste leitete und ihre Schätze hochherzig erschloß, weiht und widmet Franz Joseph I., Kaiser von Oesterreich und Apostolischer König von Ungarn, dieses Bild des guten Hirten als Zeichen seiner pietätvollen Gesinnung." Rechts und links von der Inschrift befinden sich in Goldemail mit Brillanten das päpstliche und das kaiserliche Wappen. Die Gabe der Stadt Wien steht zu der kaiserlichen Spende in einem gewissen verwandtschaftlichen Verhältnisse. Auch hier herrscht die Verbindung zwischen einem Denkstein aus afrikanischem Marmor und einer Montierung in mattem Gold. Diese Montierung besteht gleichfalls aus einer Inschrift und einer darüber angebrachten Medaille, die in Revers und Avers zerlegt ist. Auf ersterem sehen wir das von Marschall im Jahre 1900 nach dem Leben geformte Bildnis des Papstes, zu dem dieser selbst die Inschrift verfaßt hat: „Reclusit thesauros ecclesiae anno sancto Leo P. P. XIII." Der Avers zeigt eine Gruppe von Palmbäumen und im Hintergrunde, auftauchend aus dem Nebelmeere der Stadt Rom, die Peterskirche mit ihrer Kuppel.



Phot. Otto Mayer, Dresden

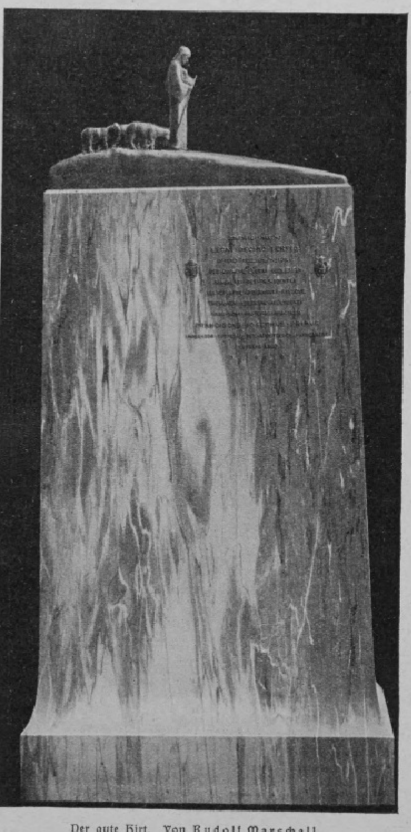
Kronprinz Friedrich August von Sachsen

— Ein durch ansprechenden und originellen Vorwurf wie durch feine und lebensvolle Ausführung gleich anziehendes und wertvolles Werk moderner Kleinplastik veranschaulicht unser Bild auf S. 359. Dieser köstliche, auf den Boden gelagerte **Faun**, der zwei fauchend gegen ihn andringende Gänse neckt, ist eine Arbeit des Wiener Bildhauers und Medailleurs **Stefan Schwartz** (geb. 20. August 1851 in Neutra). In Pest erhielt der Künstler den ersten Zeichenunterricht; dort war er aber auch in einer Metallwarenfabrik thätig und lernte modellieren, gießen und ziselieren. 1867 siedelte er nach Wien über, wo er noch drei Jahre lang wieder in Metallwarenfabriken arbeitete, um dann die Kunstgewerbeschule zu besuchen und sich unter Otto Königs Leitung besonders für die Kleinplastik auszubilden. Schwartz gründete 1872 selbst ein Unterrichtsatelier für Ziseleure; er wurde 1877 Assistent an der Fachschule für Bildhauerei und 1881 Lehrer der Ziseleurschule am Oesterreichischen Museum für Kunst und Industrie und hat als solcher wie durch seine eignen Arbeiten geradezu reformierend auf die Wiener Ziselierkunst und auf die dortige Metallwarenindustrie überhaupt eingewirkt. Wie sein „Faun mit Gänsen", so zeichnen sich alle Schöpfungen dieses Genres, die er in Edelmetall oder Bronze bald als Tafelaufsätze, Schalen und Jardinieren, bald als Kronleuchter, Uhren und Schmucksachen oder als Statuetten und Gruppen ausgeführt hat, durch geistvolle Erfindung und anmutige Formenbildung aus. Schwartz hat außerdem aber auch zahlreiche Büsten, Porträts und Grabmäler (darunter das Eitel-



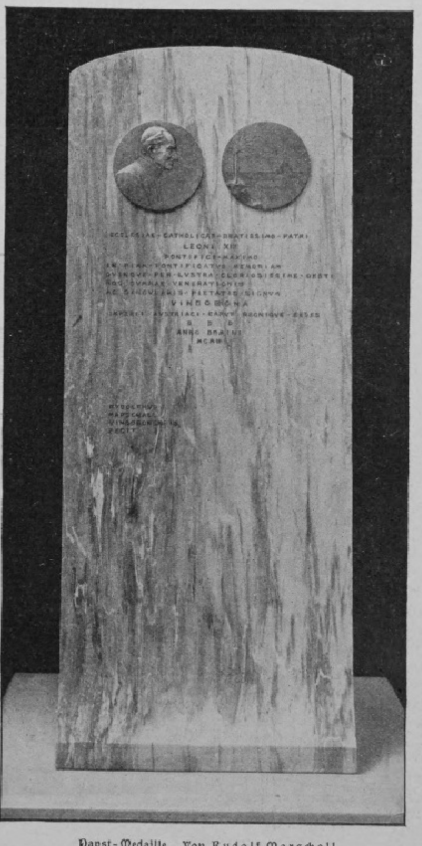
Phot. A. Huber, Wien

Feldmarschalleutnant Ritter von Pitreich, der neue österreich.-ung. Kriegsminister



Der gute Hirt. Von Rudolf Marschall

Jubiläumsgeschenk des Kaisers Franz Joseph an Papst Leo XIII.



Papst-Medaille. Von Rudolf Marschall

Jubiläumsgeschenk der Stadt Wien

bergers auf dem Wiener Zentralfriedhof) entstehen lassen, die eine hohe Meisterschaft bekunden. Eine besonders hervorragende Stellung nimmt der Künstler als Medailleur ein; es sei nur an seine Medaille auf den Tod der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich erinnert, die eine unübertreffliche Behandlung des Flachreliefs in seinen zartesten Abstufungen aufweist.

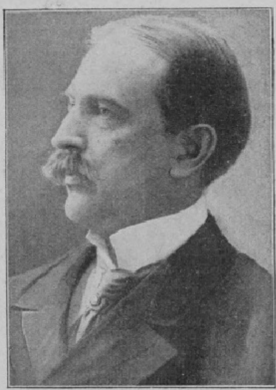


Phot. J. Löwy, Wien

Prof. Richard von Krafft-Ebing †

Heer und Flotte

Auf der Germaniawerft in Kiel fand am 20. Dezember der Stapellauf des neuen Linienschiffes „H“ statt, das bei der durch den Prinzregenten Albrecht von Braunschweig vollzogenen Taufe den Namen „Braunschweig“ erhielt. Es ist nicht nur bis jetzt das größte Schiff der deutschen Kriegsflotte, sondern es stellt auch einen neuen Abschnitt im deutschen Kriegsschiffbau dar. Obwohl nämlich bei der Konstruktion im allgemeinen der Grundtyp der Kaiserklasse beibehalten worden ist, weicht die „Braunschweig“ doch bezüglich der Wasserverdrängung, der artilleristischen und der Torpedoausrüstung, wie nicht minder im Panzerschutz und in der Aktionsfähigkeit von den älteren Linienschiffen wesentlich ab. Die Länge des Schiffes beträgt 121,5 Meter (früher 120 Meter) und die größte Breite 22,2 Meter (bisher 20,8 Meter), so daß die Wasserverdrängung auf 13208 Tonnen (gegen 11800 der Wittelsbachklasse) steigt. Diese Erweiterung des Raumgehalts ist in erster Linie der Geschützausrüstung und der Aktionsfähigkeit zu gute gekommen; die schwere und mittlere Artillerie hat durch den Einbau zweier neuer Kaliber, der 28- und der 17 Centimeter-Schnellfeuergeschütze, eine die Feuerwirkung beträchtlich steigernde Verbesserung erfahren. Besonders zweckmäßig ist die Panzerung angeordnet, so daß man die „Braunschweig“ wohl als das gegenwärtig am besten gegen feindliche Geschosse geschützte Schlachtschiff bezeichnen darf. Die Gürtelpanzerung, deren Stärke bis zu 225 Millimetern geht, erstreckt sich über das ganze Schiff, die Citadellpanzerung über drei Fünftel seiner Länge. Das neue Linienschiff kann 1000 Tonnen Kohlen aufnehmen, 350 Tonnen mehr als die Schiffe der Kaiser- und Wittelsbachklasse. Die Maschinen leisten 16000 Pferdekräfte; der Dampf wird ihnen durch 8 Wasserrohrkessel und 6 Cylinderkessel zugeführt. Den Bau des Schiffskörpers hat die Germaniawerft in kaum 14 Monaten vollendet; am 24. Oktober 1901 war die Kielstreckung.



Bowen, nordamerikanischer Gesandter in Caracas

Bühne

„Der blinde Passagier“, Lustspiel von Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg, entfesselte im Berliner Lessing-Theater fröhlichen Beifall. Wiederum schildern die Autoren die Reiseabenteuer großstädtischer Touristen, aber während sie uns bis jetzt ins Gebirge führten, geht es diesmal nach dem Nordkap. Gleichzeitig im Residenztheater zu Berlin und im Deutschen Volkstheater zu Wien ging das Schauspiel „Die beiden Schulen“ von Alfred Capus, deutsch von Theodor Wolff, mit gutem Erfolg in Scene. Dagegen erwies sich im Neuen Theater zu Berlin das Schauspiel „Pastor Hansen“, worin Ernst Möller die Kämpfe eines freisinnigen Geistlichen mit seinen Oberen behandelt, als ein Fehlschlag.

— Das Kaiser Franz Joseph-Theater zu Berndorf in Niederösterreich, Eigentum des Großindustriellen Arthur Krupp, ist am 26. Dezember von einem Brande betroffen worden, der den Innenraum völlig zerstörte. Ein Werk der Wiener Architekten Fellner und Helmer, war das Haus erst am 27. September 1899 eröffnet worden. Wir brachten damals Abbildungen des schmucken Baues.

— „Der Münzerfranz“, Volksoper von Hans Kößler, fand im Straßburger Stadttheater sehr beifällige Aufnahme. Der Text ist dem vor zehn Jahren erschienenen Volksstücke „Bauernliab“ der oberbayrischen Dichterin Anny Schäfer entlehnt.

— Paul Hervieus neues Drama „Théroigne de Méricourt“ wurde im Sarah Bernhardt-Theater in Paris zur Darstellung gebracht. Das Stück, das neben der Titelheldin eine stattliche Anzahl von Größen der französischen Revolution vor Augen rückt, dankte lediglich dem virtuosen Spiel Sarahs die günstige Aufnahme. Unbestrittenen Erfolg hatte in der Comédie Française Maurice Donnay mit seinem Schauspiel „Die andre Gefahr“. Das Stück beruht auf einem ziemlich verbrauchten Motiv — Liebe von Mutter und Tochter zu demselben Manne —, übt aber durch die geistreiche Behandlung des Themas seinen Reiz aus.

Totenschau

Zu Graz in Steiermark verschied am 22. Dezember v. J. Professor Freiherr Richard von Krafft-Ebing, der berühmte Psychiater. Am 14. August 1840 in Mannheim geboren, studierte er in Heidelberg, Zürich und Prag und wurde 1864 Assistenzarzt an der Irrenheilanstalt Illenau. Im Jahre 1872 war sein wissenschaftlicher Ruf bereits so befestigt, daß er eine Professur an der neugegründeten Universität Straßburg erhielt. Aber bereits nach kurzer Zeit wandte er den Reichslanden den Rücken und wirkte nun eine Reihe von Jahren als Direktor der Steirischen Landesirrenanstalt in Graz, bis man ihm 1889 die Professur für Psychiatrie an der Universität Wien übertrug. Krafft-Ebings wissenschaftliche Bedeutung besteht darin, daß er der Gelehrtenwelt eine Reihe von glänzend geschriebenen psychiatrischen Lehrbüchern geschenkt hat, in denen seine reichen klinischen Beobachtungen und Erfahrungen niedergelegt sind. Mit Vorliebe beschäftigte er sich mit der Kriminalpsychologie und den Zuständen, die die Grenze zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit bilden und das Interesse der Psychologen und Nervenärzte ganz besonders in Anspruch nehmen. Entscheidend waren das Eintreten Krafft-Ebings für die Thatsächlichkeit der hypnotischen Erscheinungen und seine Experimentalstudien auf diesem Gebiete zu einer Zeit, da die offizielle Wissenschaft diese Phänomene nur widerwillig anerkannte.

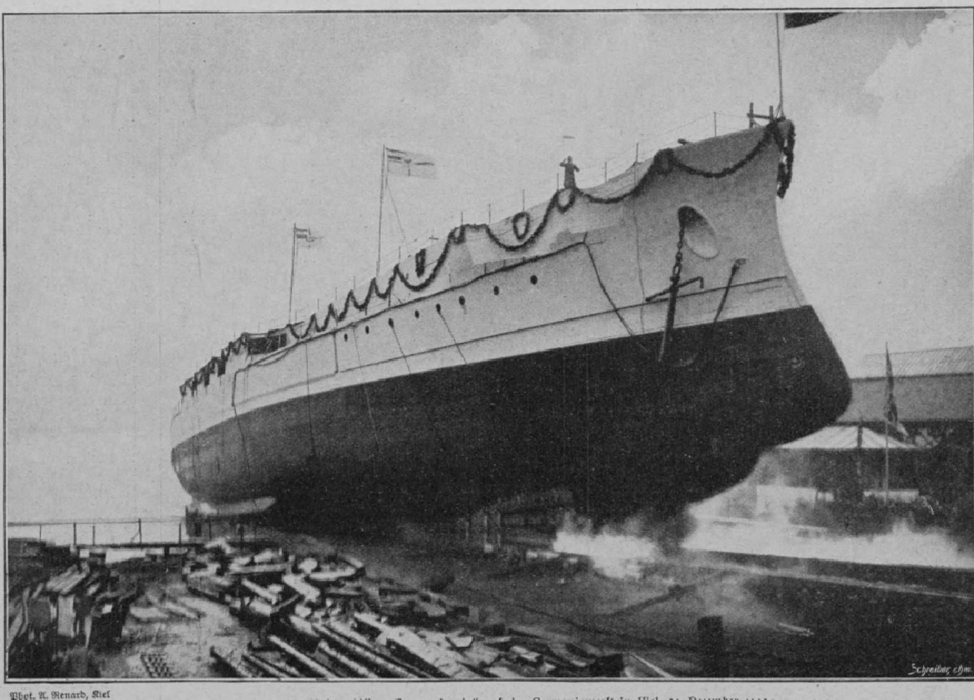


Marie d'Aurignac — Eva Humbert — Frau Humbert

Die Frauen der Familie Humbert im Gefängnis zu Madrid

*

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Tüllmann, vormals Leiter des Unterrichts am Kadettencorps zu Großlichterfelde, 66 J., † 19. Dez., Lichterfelde bei Berlin. — Feldmarschalleutnant Karl Krenosz, 74 J., † 19. Dez., Oedenburg. — Geh. Sanitätsrat Dr. S. Ehrenhaus, bed. Kinderarzt, 68 J., † 19. Dez., Berlin. — Konstantin von Rekowski, vormals Intendant des Hoftheaters in Koburg, † 21. Dez., Nizza. — Porträt- und Genremaler Rudolf von Huber, 69 J., † 22. Dez., Dresden. — Geh. Oberschulrat Dr. Hartwig, Vorsitzender der mecklenburgischen Prüfungsbehörde für Schulamtskandidaten, 73 J., † 22. Dez., Schwerin. — Frederic Temple, Erzbischof von Canterbury, Primas von England, 81 J., † 23. Dez. — Franz Sikora, österr. Forschungsreisender, 39 J., † 23. Dez., Insel Réunion. — Graf Camillo Soranzo, Bibliothekar der Marcus-Bibliothek, † 23. Dez., Venedig. — Prof. Julius von Bernuth, Begründer und Leiter des Hamburger Konservatoriums für Musik, 73 J., † 24. Dez., Hamburg. — Schriftsteller Ernst Ziegler, Mitbegründer der Zeitschrift „Wiener Mode“, 55 J., † 25. Dez., Wien. — Generalleutnant Graf Adolf von Kanitz, einst Flügeladjutant Kaiser Wilhelms I., 80 J., † 25. Dez., Schmuggerow bei Anclam. — Bildhauer Robert Weigl, 51 J., † 26. Dez., Wien. — Prof. Dr. Graf Albrecht v. d. Schulenburg, bed. Sprachforscher, 37 J., † 26. Dez., Königslutter. — Regierungspräsident Hans Dietrich von Holleuffer, 47 J., † 28. Dez., Düsseldorf.



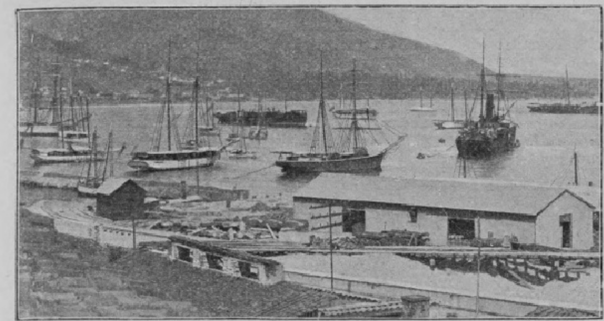
Phot. A. Renard, Kiel

Stapellauf des Linienschiffes „Braunschweig“ auf der Germaniawerft in Kiel, 20. Dezember 1902

 — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Über Land und Meer.

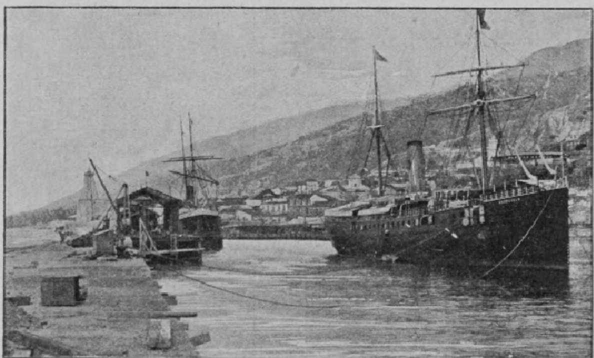
Nr. 16



Gesamtansicht des Hafens von La Guaira



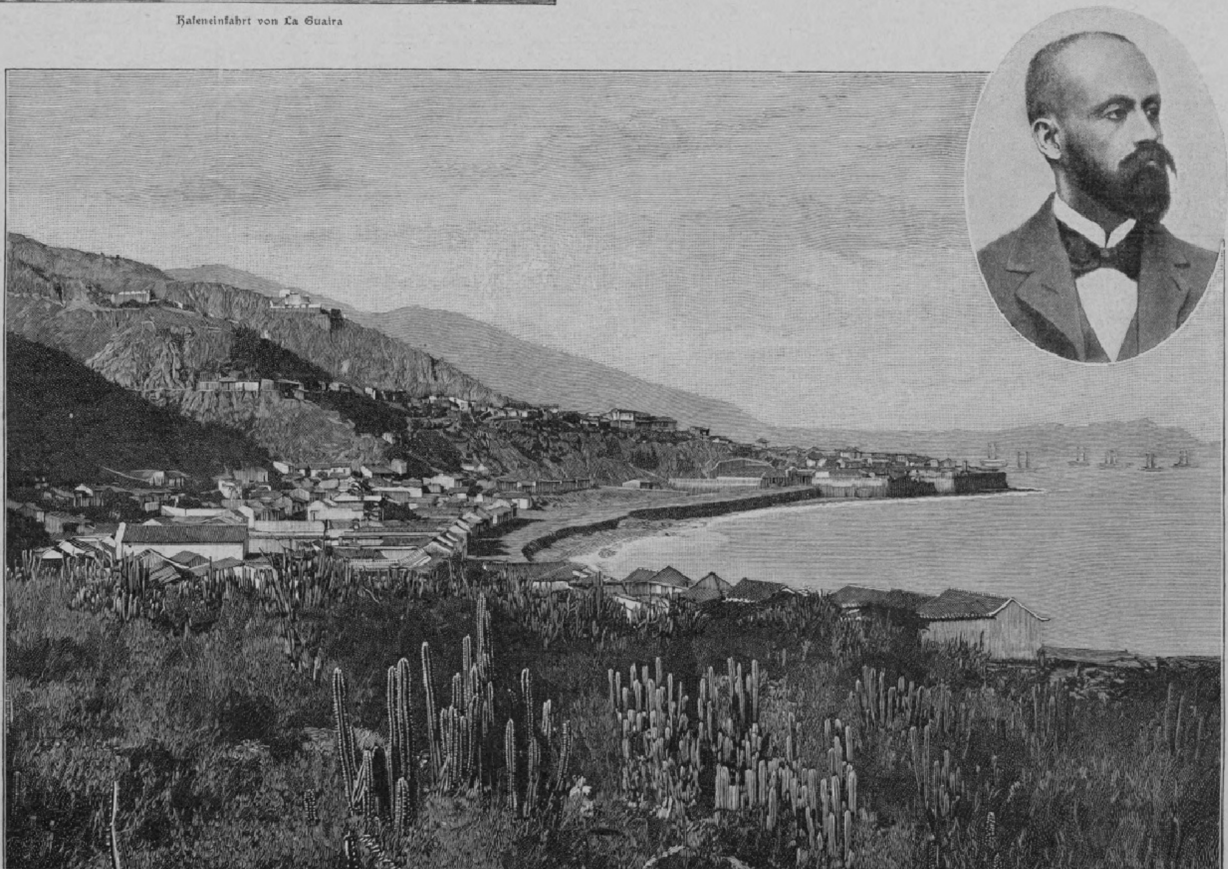
Venezolanische Regierungstruppen



Hafeneinfahrt von La Guaira



Venezolanische Aufständische



La Guaira, Hafen von Caracas

Cipriano Castro, Präsident von Venezuela

Bilder aus Venezuela (Text umstehend)

Bilder aus Venezuela

(Zu den Abbildungen auf vorhergehender Seite)

Es ist noch kein Jahrhundert her, daß Venezuela seine Unabhängigkeit von der spanischen Herrschaft erlangte, und in diesem Zeitraum wurde es von nicht weniger als siebzig Bürgerkriegen heimgesucht. Namentlich seit dem Rücktritt des Präsidenten Guzman Blanco, seit bald drei Jahrzehnten, ist Venezuela aus den Unruhen nicht herausgekommen; man kann also wohl die Revolution als den permanenten Zustand dieses schönen und reichen Landes bezeichnen. Die Vereinigten Staaten von Venezuela bilden eine Föderativrepublik im Norden von Südamerika, im Norden begrenzt vom Karaibischen Meer, im Osten vom Atlantischen Ozean und Britisch-Guayana, im Süden von Brasilien und im Westen von Columbia. Das Gebiet ist etwa zweimal so groß als Frankreich und von ungefähr 2½ Millionen Menschen bewohnt. Die eingeborene Bevölkerung setzt sich durchweg zusammen aus Mischlingen von Weißen und Mestizen, sogenannten Quarteronen, sowie aus Mestizen selbst, und nirgends sonst in Südamerika zeigt sich die Vermischung der indianischen, europäischen und Negerrasse so vollkommen wie in Venezuela. Weiße giebt es kaum ein Prozent darunter, durchweg spanischer Abkunft, wie auch die spanische Sprache vorherrschend ist. Es sind etwa 35000 Fremde, darunter gegen 1000 Deutsche, im Lande ansässig, die den Handel fast ganz in Händen haben und daher die Seestädte und größeren Städte nahe der Küste bewohnen. In den Hafen von La Guaira läuft alles ein, was für die Hauptstadt Caracas bestimmt ist. Eine über das dazwischen liegende hohe Gebirge führende Eisenbahn verbindet beide. La Guaira selbst liegt auf einer in das Meer vorspringenden Abdachung jener Berge und ist von vier großen Forts beherrscht; außerdem hat man die Hafeneinfahrt durch zahlreiche Schanzen und Küstenbefestigungen zu schützen versucht, die aber doch nicht wagten, das Einfahren der deutschen und englischen Kriegsschiffe zu hindern. Der gegenwärtige Konflikt Venezuelas ist eine unmittelbare Folge des noch immer andauernden Bürgerkrieges, der im Dezember 1901 gegen den 1900 gewählten liberalen Präsidenten Cipriano Castro unter dem ehemaligen Finanzminister Matos ausbrach. Castro hatte zunächst die Blockade über jene Häfen, in denen Matos' Anhänger die Zölle erhoben, verhängt, die aber von den Mächten nicht anerkannt wurde, woraus sich die ersten Konflikte, besonders mit England, ergaben. Dann gab es Stockungen in der Bezahlung der auswärtigen Staatsschulden und vielfache Schädigungen der fremden Handelshäuser, wofür nun Entschädigungsforderungen erhoben worden sind, die Castro zu erfüllen sich weigerte. Der jetzige Präsident, der durch einen Aufstand gegen den General Andrade an die Spitze gekommen ist, stand bis dahin als einfacher Landwirt dem öffentlichen Leben ganz fern. Gegenwärtig haben drei Parteigänger zugleich gegen ihn die Fahne des Aufruhrs erhoben: die Generale Rolando und Monagas und Matos, ein Schwager Guzman Blancos. Wie stark die Scharen der Aufständischen sind, die sie ins Feld führen, läßt sich schwer angeben; jedenfalls ist die Mehrzahl davon aber schlecht bewaffnet und undiscipliniert. Die effektive reguläre venezolanische Armee zählt etwa 5000 Mann; die Kerntruppe darunter ist die amerikanisch ausgebildete Artillerie. Die Infanterie ist mit dem deutschen Gewehr Modell 71/84 bewaffnet, die Uniformierung der französischen nachgebildet.

Briefmappe

E. Schn. in Budapest. Nach den Untersuchungen von Wislicenus kann es gar keinem Zweifel mehr unterliegen, daß durch den Rauch von Fabriken auch die Vegetation in der Umgegend häufig schweren Schaden erleidet. Wislicenus, der genaue Untersuchungen der Luft in den sächsischen Staatsforsten angestellt hat, konnte feststellen, daß dort nur in 21 Revieren die Luft normal, dagegen in 82 Revieren die Luft reich an Säuregehalt war, so daß die Waldbestände in gewissem Grade gefährdet sind. Die verschiedenen Raucharten der einzelnen Industriezweige sind dabei in verschiedenem Grade schädlich. Aber auch der Steinkohlenrauch der Haushaltungsessen wirkt auf die Dauer ungünstig auf die Vegetation, nur reicht die Wirkung nicht so weit wie bei dem Rauch der Fabrikessen; ein oder zwei Kilometer Entfernung genügen bei kleineren Ortschaften vollkommen, um das Gedeihen der Fichte nicht zu beeinträchtigen. Viel schlimmer liegen natürlich die Dinge bei Fabrikstädten, denn hier wird viel mehr Rauch produziert; besonders gefährdet ist vor allem der Wald in der Nähe von Hüttenwerken und Ringziegelöfen.

F. L., Madagaskar. Wir danken sehr für Ihre freundlichen Anregungen, doch entspricht das Gedicht nicht dem Rahmen unsers Blattes.

M. A. 33 S. Eine populäre Schrift der bezeichneten Art ist „Der praktische Hypnotiseur" (Berlin, W. Möller, M. 1.—). Wissenschaftlich behandelt das Thema Dr. Albert Moll in seinem Werke „Hypnotismus" (Berlin, Fischers medizinische Buchhandlung, M. 7.50).

F. v. K. Gern werden unsre Leser von der schönen internationalen Weihnachtsfeier hören, an der Sie im Hotel Eden zu Montreux teilgenommen haben. Im festlich beleuchteten Speisesaal versammelten sich abends etwa achtzig Gäste, die sechs verschiedenen Nationalitäten angehörten. Während die Anwesenden deutscher Nationalität das herrliche Lied „Stille Nacht, heilige Nacht" sangen, wurde der prächtig geschmückte Weihnachtsbaum angezündet. Weitere, der Feier des Tages angemessene Vorträge, lebende Bilder u. s. w. verschönten das Fest.

Arthur Pr. in Hildesheim. Muffrika nennt die angrenzende deutsche Bevölkerung scherzhafterweise das Emsland, während „Moff“ oder „Muff“ ein Spitz- und Schimpfname ist, den die Mynheers den Deutschen überhaupt geben. Er soll in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts aufgekommen sein, und zwar zunächst für die Bewohner des Holland benachbarten Emslandes. Dies gehörte damals zum Bistum Münster, dessen Fürstbischof, der streitbare Christoph Bernhard von Galen, mit den Holländern Krieg führte. Angeblich hätten seine Truppen bei der winterlichen Belagerung einer niederländischen Festung Muffen getragen und seien deswegen von den Holländern „Muffs“ oder „Moffs“ genannt worden.

K. M. in H. Sie können sich genau unterrichten durch den „Leitfaden für Krankenpflege“ von Dr. med. Kurt Witthauer (Halle a. S., Carl Marhold). Das schon in zweiter Auflage erschienene, durch zahlreiche Abbildungen erläuterte Buch ist nicht ausschließlich für Berufskrankenpflegerinnen geschrieben, sondern dient der Erlernung der Krankenpflege im allgemeinen, empfiehlt sich also auch für die Familie.

Ph. A. in Merseburg. Das geflügelte Wort von der „göttlichen Grobheit“ stammt aus Fr. von Schlegels Roman „Lucinde“; Th. Storm hat die „goldnen Rücksichtslosigkeiten“ gelobt, die „zuzeiten“ erfrischend wie Gewitter sind. Bleiben Sie jedoch andrerseits auch des Sprüchleins eingedenk:

„Aufrichtig sollst du immer sein,
Ohne in Grobheit auszuarten,
Man pflegt nicht den reinen, goldnen Wein
In schmutzigen Gläsern aufzuwarten.“

St. v. K. in Lemberg. Das ist ganz richtig, wenn auch die Höhe der an solche Artisten gezahlten Gagen nach dem Orte des Engagements und der Bedeutung der „Nummern“ wechselt. Die von Ihnen genannte französische Tänzerin bezieht nach einer zuverlässigen Mitteilung 15 000 Mark im Monat, was allerdings wohl die höchste Gage sein dürfte, die gegenwärtig an Artisten gezahlt wird. Allein arbeitende Jongleure, die schon einen Ruf haben, bekommen bis zu 4000 Mark, größere Truppen bis zu 12 000 Mark im Monat, Athleten und Tanzduettisten je nach ihrem Renommee 2000 bis 3000 Mark, die englischen „Excentrics“ 3000 bis 4000 Mark.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. — Rücksendung findet nicht statt)

Ch. Castellani, Das Weib am Kongo. Deutsch v. Marg. Bruns. ℳ 3.—. Minden, Bruns.
Sofie Meißner, Modernes Kochbuch. Liefg 1 (12 Liefg. à 45 ₰). Wien, Hartleben.
Kunst und Künstler. Monatsschrift f. bild. Kunst u. Kunstgewerbe. I. Jahrg., 1. Heft (vierteljährl. ℳ 4.—). Berlin, B. Cassirer.
Ernst Teja Meyer, Sigrid. Ein Frühling-Traum. Eine Liebesgeschichte. Rostock, Volckmann.
H. de Méville, Auf Back und Schanze. Skizzen aus dem Seemannsleben. Ebd.
Ernst Eckstein, Die Königin der Geselligkeit. Erzählung. Illustr. von O. Meyer-Wegner. ℳ 2.—. Stuttgart, Bonz & Comp.
L. Ganghofer, Das neue Wesen. Roman a. d. 16. Jahrh. Illustr. von A. F. Seligmann. ℳ 5.40. Ebd.
Aug. Ganther, Silwerdischtle us 'em Schwarzwald. Luschdige Gedichtli (niederalemannisch). ℳ 1.50. Ebd.
Heinrich Hansjakob, Meine Madonna. Eine Familienchronik. Illustr. von Hugo Engl. ℳ 4.—. Ebd.
Ludwig Hevesi, Ewige Stadt, ewiges Land. Frohe Fahrten in Italien. ℳ 3.—. Ebd.
Paul Lang, Rusenschloß. Eine Geschichte aus dem 15. Jahrh. 2. Aufl. 80 ₰. Ebd.
Anton v. Perfall, Der Almschreck und andre Geschichten. Illustr. von Hugo Engl. ℳ 3.—. Ebd.
Hermine Villinger, Der neue Tag. Eine Geschichte. Illustr. von W. Claudius. ℳ 3.—. Ebd.
Richard Voß, Die Leute von Valdaré. Ein Roman aus den Dolomiten. Illustr. von C. Liebich. ℳ 4.50. Ebd.
Adolf Kußmaul, Aus meiner Dozentenzeit in Heidelberg. Hrsg. von Vinz. Czerny. ℳ 3.—. Ebd.
Musenklänge aus dem Karlsruher Künstlerbund. („Neue Buchkunst“ Bd. 5.) 80 ₰. Leipzig, Voigtländer.
Ad. Alf. Michaelis, Pflanzenheilkunde. Pflanzen und Kräuter als Volksheilmittel. ℳ 2.40. Halle, Gebauer-Schwetschke.
Edwart Lapsa, Tant' Jula. 50 Kop. Riga, Typo-Lithographie „Gutenberg“.
Chamberlain, Houston S., Dilettantismus, Rasse, Monotheismus, Rom. Vorwort zur 4. Aufl. der „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“. ℳ 1.—. Verlagsanstalt Bruckmann.
— — Kritische Urteile über „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“. 50 ₰. Ebd.
Msgr. Jer. Bonomelli, Das neue Jahrhundert. Uebersetzt von Valentin Holzer. 60 ₰. München, G. Schuh & Comp.
Paul W. H. Spatz, Die Regentschaft Tunis. Handbuch für Touristen. ℳ 1.—. Halle, Kaemmerer & Co.
C. Hirundo, Till Riemenschneider. Erzählung aus dem 16. Jahrh. ℳ 3.—. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Heinrich Vierordt, Vaterlandsgesänge. 2. Aufl. ℳ 2.—. Heidelberg, Winter.
Nanny Lutze, Jene Asra! ℳ 1.50. Berlin, „Harmonie“.
Rich. Weigert, Kleine Unarten. Ebd.
Fr. Kirchhofer, Auch ich! Gedichte. ℳ 1.20. Graz, Leykam.

Dreisilbige Charade

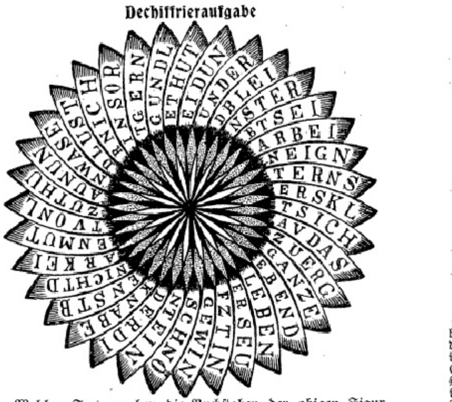
Schützen, trennen — will dir's scheinen,
Beides ließ sich nicht vereinen?
Und doch ist es der Beruf,
Wozu man die Erste schuf.

Blicke zu des Lebens Höhen,
Um das andre Paar zu sehen;
Glücklich, wer sein Riesenfeld
Immer segensreich bestellt.

Kaum daß Größe dich berühret,
Sich das Ganze präsentieret
In der winzigsten Gestalt,
Und du rufst vergebens Halt!

M. Sch.

Dechiffrieraufgabe



Welchen Text ergeben die Buchstaben der obigen Figur, nach Maßgabe der Zeichnung richtig verbunden?

Rätsel

Wohl dir, fühlst du dich so, wenn an die Brust
Des Vaters du als Kind dich bang geschmiegt, —
Wenn in des Liebsten Hand die deine liegt,
Das Herz geschwellt von bräutlich sel'ger Lust.

Ob später deine Bahn auch öde sei,
An Wolken reicher als an Sonnenschein,
Wohl dir, bist du nicht einsam und allein,
Gilt dir noch jetzt das Wort durch Sohnestreu'.

Welch eine Wandlung, fällt der Anfang fort!
Verwischt der Segen bis zur letzten Spur,
Und zwar für die Verlangenden nicht nur,
Oft auch für jene, die gewährt das Wort. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 337:

Des Anagramms: Hirnschale — Rheinlachs.
Der dreisilbigen Charade: Salzsäule.
Des Rätsels: Domino.

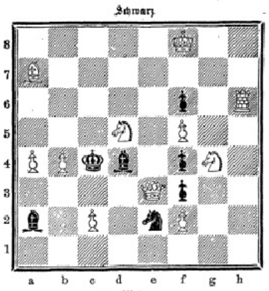
Richtige Lösungen sandten ein: Joh. P. Stoppel in Hamburg; „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst (5) [Bestens dankend erwidert!]; Frau Olga Kühn in Wien; Ernst Zimmermann in Frankfurt a. M. (3); Otto Scherer in München (2); Frau G. Bernhardi in Budapest (5); Frl. Paula v. G. in Wiesbaden (2); Otto Köbner in London (4); „Oedipus" in Emden (5); Eduard Haße in Leipzig; H. Steinmüller in Breslau (3); Frau Henriette Helbling-Tschudy in Zürich (✝ 25. Dez. v. J. Ein dankbares Gedenken der treuen, langjährigen Freundin unsrer Zeitschrift. D. Red.).

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 12

Von Ed. Petsch-Manskopf in Frankfurt a. M.
(Neu)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 9

W. 1. Le8—c6
S. 1. La6—c4
W. 2. Db6—d4+
S. 2. Ke5×d4, -e6, f5
W. 3. Lh4—f6, Dd4—f6, e4 matt.

A.

S. 1. Ke5—e6
W. 2. Db6—d4
S. 2. Ke6—f5, f7 od. bel anders.
W. 3. Dd4—e4, f6 matt.

B.

S. 1. Ke5—d6
W. 2. Lc6—f3+ (auch a8, b7, g2, h1)
S. 2. Kd6—d7, e5
W. 3. Db6—c6, f6 matt.

C.

S. 1. e3—e2, d3—d2
W. 2. Db6—c5+
S. 2. Ke5—f4, e6
W. 3. Dc5—g5, d5 matt.

Partie Nr. 9

Gespielt im „Manhattan Cheß Club“ zu New York am 20. Okt. 1902
(Nach „Daily News“ und „Petersburger Zeitung“)

Holländische Partie

Weiß: A. B. Hodges. — Schwarz: Dr. E. Lasker.

	Weiß.	Schwarz.		Weiß.	Schwarz.
1.	**d2—d4**	**f7—f5**	24.	c4×d5	Te8×e1
2.	e2—e3	Sg8—f6	25.	Df1×e1	Tf8—e8
3.	Lf1—d3	e7—e6	26.	De1—d1 [5])	d7—d6
4.	Sg1—f3	b7—b6	27.	Sd2—f1 [6])	Lh6—g7
5.	Sb1—d2	Lc8—b7	28.	Lc3×g7	Kg8×g7
6.	Db1—e2	Sb8—c6	29.	Tf3—e3	Te8×e3
7.	a2—a3	Dd8—e7	30.	Sf1×e3	Dd8—f6
8.	b2—b4 [1])	g7—g6	31.	Dd1—c1?	Sh5—f4 [7])
9.	0—0	Lf8—g7	32.	La2—c4	Df6—d4
10.	Lc1—b2	0—0	33.	g2—g3	Sf4×d5
11.	c2—c4	Ta8—e8	34.	Lc4×d5	Lb7×d5
12.	Ta1—c1	Sc6—d8	35.	Se3×d5	Dd4×d5
13.	Ld3—b1	Sd8—f7	36.	Dc1—c7†	Kg7—h6
14.	Tf1—d1	e7—e5 [2])	37.	Dc7—e7	Dd5—d4
15.	Lb2—c3	e5×d4	38.	h2—h4 [8])	Dd4—e5
16.	e3×d4	Sf6—h5	39.	De7×a7	b6—b5
17.	Td1—e1 [3])	Sh5—f4	40.	Da7—f7	d6—d5
18.	De2—f1 [4])	Sf7—g5	41.	Df7—f8†	Kh6—h5
19.	Te1—e3	Lg7—h6	42.	Df8—c5	De5—e1†
20.	Tc1—e1	Sf4—h5	43.	Kg1—g2	De1—e4†
21.	d4—d5	Sg5×f3†	44	Kg2—f1	d5—d4
22.	Te3×f3	De7—d8	45.	Dc5—c7	d4—d3!
23.	Lb1—a2	e6×d5	46.	Df7×h7†	Kh5—h4
				Weiß giebt die Partie auf. [9])	

[1]) Weiß läßt dem Gegner viel Zeit. Ein triftiger Grund für diesen Vorstoß jetzt oder später ist nicht ersichtlich. Wahrscheinlich sollte die Befestigung des schwarzen Damenflügels verhindert werden.

[2]) Ein zeitgemäßer Zug, der die Bemühungen von Weiß, auf der Damenseite zum Angriff zu gelangen, zunichte macht.

[3]) Während Weiß die Zeit mit nutzlosen Turm- und Läuferzügen verliert und vergeblich den Vorschub seiner Damenbauern inscenieren will, weiß Schwarz seine leichten Offiziere äußerst geschickt zum Angriff auf den weißen Königsflügel zu konzentrieren.

[4]) 18. De2—e3 wäre wegen Lg7—h6 nebst Sf4—h3† (oder ×g2) verderblich.

[5]) Hier läßt sich Weiß eine Chance, sein Spiel günstig zu gestalten, entgehen. Es mußte geschehen: 26. d5—d6† Kg8—f8 27. De1—d1 Lb7×f3 28. Sd2×f3 Lh6—g7 29. Dd1—d5 Te8—e6 30) Sf3—d4 Lg7×d4 31. Dd5×d4 mit gutem Spiel. Z. B. 31. . . . . Te6—f6 32. Dd4—d2 f5—f4 33. g2—g4! Sh5—g7 (oder f4×g3 34 Dd2—h6† und 35. Dh6×h7 ꝛc.) 34. Dd2—d4 Sg7—e8 35. Dd4—c4 Tf6—e6 36 Dc4×f4† Se8—f6 (falls Te6—f6, so am stärksten 37. Df4—h6†) 37. g4—g5 ꝛc.

[6]) Verlockend wäre 27. Tf3×f5; Schwarz würde aber mit Lh6×d2 antworten.

[7]) Einer jener feinberechneten Züge, durch die der champion of the world brilliert! Wenn jetzt 32. Dc1—c7† Kg7—h6 33. Dc7×b7, so setzt Schwarz in spätestens 4 Zügen matt; wenn aber 32. Dc1—d1, so Df6—c3 und behält das Uebergewicht. — Schwarz gewinnt jetzt einen Bauern, und Weiß verteidigt sich danach so gut es geht, kann sich indessen des schwarzen Freibauern nicht mehr erwehren.

[8]) Droht mit ewigem Schach.

[9]) Auf 47. Dh7—g6† folgt Kg4—h3, und Weiß kann ohne Damenverlust das Matt nicht mehr decken.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Die durch die Mustergültigkeit ihrer optischen Instrumente weit über Deutschlands Grenzen hinaus berühmten „Zeißwerke“ in Jena treten mit einer von ihrer Abteilung für Photographie hergestellten Neuheit hervor, die Fachmänner und Amateure in gleicher Weise interessiert. Es handelt sich um einen neuen Objektivtypus, den der wissenschaftliche Mitarbeiter des Instituts, Dr. P. Rudolph, gefunden und der den Namen „Tessar“ erhalten hat. Das Tessar ist ein neues lichtstarkes Objektiv für alle Zwecke der Photographie und besonders bemerkenswert durch die präzise Schärfe und Brillanz des Bildes. Es ist kurz gebaut, wird in zwei Serien angefertigt und besteht aus vier dünnen Linsen von sehr haltbarem und lichtdurchlässigem Glase, die durch die Blende in zwei Paare geschieden sind. Das dem Bilde zugekehrte Linsenpaar ist verkittet, das andre durch eine Luftschicht getrennt. Trotz dieser kleinen Anzahl von Linsenelementen und trotz der kleinen Zahl von Brechungen aus Luft ist bei dem Tessar jedoch eine große relative Oeffnung (Lichtstärke) bei sehr präziser Zeichnung über ein Feld von großer Winkelausdehnung erreicht worden. Das Tessar Serie IIb mit der relativen Oeffnung 1 : 6,3 stellt ein Objektiv von mittlerer Lichtstärke dar, das an die kompendiösesten Handapparate angepaßt und für universelle Benutzung seitens des Amateurs an erster Stelle empfohlen werden kann; man erzielt damit gleichmäßige Bildschärfe von Mitte nach Rand und ein von störenden Reflexen völlig freies, brillantes Bild. Besonders gut eignet es sich für Momentbilder, die nachträglich vergrößert werden sollen, für Porträts, Gruppen und Landschaften sowie für Vergrößerungen, Projektionen und Reproduktionen. Die kleinen Brennweiten werden für Handapparate, die großen für Stativ-Reiseapparate und für den Gebrauch im Atelier empfohlen. Alle näheren Angaben findet man in der eingehenden Beschreibung, die die optische Werkstätte von Carl Zeiß in Jena, Abteilung für Photographie, auf Wunsch den Interessenten zusendet.

Ergänzung der täglichen Nahrung

mittelst kleiner Quantitäten von

Dr. med. Hommel's Haematogen

(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 81391, 70,0; chemisch reines Glycerin 20,0; Wein 10,0 incl. Vanillin 0,001)

bewirkt bei

Kindern jeden Alters wie Erwachsenen

schnelle Appetitzunahme * rasche Hebung der körperlichen Kräfte * Stärkung des Gesammt-Nervensystems.

Nachstehend einige ärztliche Aeusserungen, soweit dies der beschränkte Raum gestattet. Litteratur mit hunderten von ärztlichen Gutachten stellen wir Interessenten gerne gratis und franco zur Verfügung.

„Dr. Hommel's Haematogen hat mir ganz vorzügliche Dienste geleistet. Ich war bei meinem Alter von 65 Jahren durch die Anstrengungen des Dienstes sehr heruntergekommen und hatte den Appetit vollständig verloren. **Ihr Haematogen hat mich aber (ohne nebenher etwas anderes zu gebrauchen) wieder völlig auf die Beine gebracht.**" (Sanitätsrat **Dr. A. Nicolai, Greussen** in Thüringen.)

„**Haematogen Hommel, aber auch nur dieses, wirkt bei Appetitlosigkeit wahre Wunder.** Andere Präparate mit ähnlich klingenden Namen wurden wegen ihres schlechten Aethergeschmacks gar nicht genommen. Ich kann Ihnen nur wiederholen, dass ich mit Haematogen Hommel, das ich sehr oft verordnet habe, bei Blutarmut und deren Folgezuständen sowohl bei Kindern als auch Erwachsenen stets ausgezeichneten Erfolg hatte."

(**Dr. med. Paul Wieczorek, Kreuzenort,** Schlesien.)

„Dr. Hommel's Haematogen hat sich in meiner Praxis insbesondere bei **anämischen Wöchnerinnen** und **Tuberkulosen, sowie bei Neurasthenikern auf's Beste bewährt.** In einem Falle von Neurasthenie war es mir möglich, selbstverständlich bei geeigneten sonstigen diätetischen Vorschriften, das Körpergewicht binnen 2 Monaten um ca. 13 Pfund zu heben. Ich werde nicht verfehlen, das Präparat auch fernerhin bei Ernährungsstörungen jeglicher Art anzuwenden."

(**Dr. med. Mayer, München.**)

„Von Hommel's Haematogen habe ich seit vielen Jahren den weitgehendsten Gebrauch gemacht, anfangs nur als Versuch, später Hand in Hand **mit der immer mehr erprobten Güte des Präparates** in jeder erforderten Beziehung, in immer ausgedehnterer Weise, so dass ich jetzt sowohl in der privaten Praxis, als speziell im hiesigen Krankenhaus, **in den Fällen, in denen appetitanregende, blutbildende Mittel zu geben sind, fast nur mehr Hommel's Haematogen**, das mir immer von allen Mitteln den schnellsten Erfolg gezeigt hat, **anwende.**

Auch in meiner Familie habe ich das Mittel mit bestem Erfolge angewandt."

(**Dr. med. Schönbrod, Bruck** b. München.)

„Ich habe Hommel's Haematogen mit bestem Erfolge angewandt und erzielte bei einem 7jährigen schwindsüchtigen Kinde binnen einer Woche eine Gewichtszunahme von ½ Kg. Es wurden bei demselben Kinde verschiedene künstliche, neuere sowie ältere Nähr- und Eisenpräparate angewandt, jedoch erfolglos; durch **Hommel's Haematogen**, welches das Kind sehr gerne nimmt, **nahmen die Kräfte** rasch zu und der ganze, wahrlich elende Zustand des armen Kindes besserte sich in der Weise, dass man für die Zukunft die besten Hoffnungen hegen kann. Es wird mich nur freuen, wenn Sie diese Erklärung veröffentlichen, damit das schon vielfach bewährte Präparat bei den Herren Collegen noch mehr Verbreitung findet." (**Dr. med. Richard Recht, Pribram,** Böhmen).

„Mit Dr. med. Hommel's Haematogen bin ich äusserst zufrieden. Ich habe von diesem **Mittel ausgezeichnete Erfolge gehabt** und gesehen. In einem schweren Falle von Blutarmut, Scrophulose und Rhachitis, wo der Appetit und die Ernährung ganz darniederlagen **und durch die neueren Nährpräparate nicht zu heben waren, erwies sich Haematogen Hommel geradezu lebensrettend.** Gleich nach der ersten Flasche hob sich der Appetit und die Kräfte nahmen rasch zu."

(**Dr. med. Bartels, Friedewald,** Hessen-Nassau.)

„Hommel's Haematogen ist ein Präparat, welches ganz der modernen Generation angepasst ist und der modernen Nerven- und Blutbildungs-Absicht der Aerzte und Laien zu statten kommt. Vom klinischen Standpunkte kann man der Verwertbarkeit des Hommel'schen Haematogens das Recht geben, was es in Tagesblättern für sich beansprucht. **Bei Kindern sowohl wie Erwachsenen, nach allen den heutigen subakuten Erschöpfungszuständen, Influenza, bei Anämie, Rhachitis, Scrophulose, bei allen nervösen und menstruellen Verstimmungen,** ist Hommel's Haematogen am Platze." (**Dr. med. A. Rahn, Krippen** i. Sachsen.)

„Haematogen Hommel verordne bereits seit 6 Jahren, immer mit bestem Erfolge, so dass ich in geeigneten Fällen stets mit grösstem Vertrauen zu demselben greife. — Ich erachte es als ein ‚Specificum' bei allen Schwächezuständen im Kindesalter, gleichgültig ob primärer oder secundärer Natur, immer konnte ich schon nach einer Woche eine ganz enorme Steigerung des Appetits constatiren, dann Weichen der blassen Gesichtsfarbe, Kräftigung der Musculatur mit entsprechender Gewichtszunahme. — Ich bin froh, ein Mittel zu besitzen, welches, ich kann sagen, niemals im Stiche lässt, und werde ich auch stets in meiner Kinderpraxis dieses Mittel anderen Eisenpräparaten vorziehen."

(**Dr. med. L. Blum, Krasna,** Mähren.)

Herr Prof. **Gebhard, Berlin,** äussert sich in Veit's Handbuch der Gynaekologie in dem von ihm redigierten Abschnitte über „Amenorrhoe" wie folgt:

„Dasjenige Mittel, welches sich am besten gegen diese Constitutionsanomalie bewährt hat, das Eisen, ist gleichzeitig auch das beste Stärkungsmittel bei der durch Bleichsucht hervorgerufenen Amenorrhoe. **Als eines der wirksamsten darf wohl das Hommel'sche Haematogen angesehen werden.**"

„Mit besonderem Vergnügen kann ich berichten, dass Dr. med. Hommel's Haematogen sich ganz vorzüglich bewährte. Ich wendete es in einem Fall hochgradiger Bleichsucht an, wo vollständige Appetitlosigkeit, ja geradezu Widerwillen gegen jede Speise vorhanden war und wo selbst Eisen-Arsenwässer nicht vertragen wurden. **Gleich nach der ersten Flasche erwachte der Appetit und nach 3 Wochen war sowohl blühendes Aussehen eingetreten, als auch Herzklopfen, Athemnot und rasches Ermüden verschwunden.**"

(**Dr. med. Ernst Schlichting,** Distriktsarzt, **Eggersdorf,** Steiermark.)

„Dr. Hommel's Haematogen ist meiner Ansicht nach ein vorzügliches Nerven-Stärkungsmittel (brain-food) und gerade das Richtige zur Bekämpfung von Nervenschwäche (brain-fag), an welcher die meisten Männer der Wissenschaft zur Zeit leiden. **Ich werde es meinen Collegen auf's Wärmste empfehlen.**"

(Prof. **Dr. Gerland** in **Blackburn,** England.)

„**Bei meinem sechsjährigen Kinde,** welches nach Keuchhusten arg heruntergekommen war, hatte Dr. Hommel's Haematogen **einen wirklich verblüffenden Erfolg.** Der Appetit nahm stets zu. Das Kind sieht nach Gebrauch von 1½ Flaschen blühend aus, die Gesichtsfarbe ist eine ausgezeichnete und die Gewichtszunahme eine starke. Nach diesem guten Erfolge wandte ich Ihr Haematogen in einigen Fällen, wie bei profusen Blutungen, Bleichsucht und überhaupt bei abgeschwächten Individuen an und hatte **überall einen so guten Erfolg, wie bei keinem anderen Präparate.**" (**Dr. med. Maximilian Bett** in **Lemberg,** Galizien.)

„Besonders möchte ich eines Falles erwähnen; es handelte sich um eine nach vorausgegangenen Unterleibsentzündungen sehr heruntergekommene, blutarme, völlig appetitlose Dame; diese hat nach **zweimonatlichem Gebrauch von Hommel's Haematogen 14 Pfund an Körpergewicht zugenommen.**"

(**Dr. med. Emil Meyer in Bad Grund** i. Harz, Prov. Hannover.)

„Ich habe Dr. Hommel's Haematogen bei meinem eigenen 9jährigen, sehr blutarmen Sohne angewendet und **schon nach den ersten paar Löffeln einen so überraschenden Erfolg** in Bezug auf den Appetit gesehen, wie bei keinem andern derartigen Mittel." (**Dr. med. Ad. Hippelein, München.**)

„Haematogen Hommel hat in einem Falle von hochgradiger, auf **vorausgegangener Malaria** beruhenden Blutarmut **einen grossartigen Erfolg** gehabt und ist die betreffende Patientin seitdem zu einem förmlichen Apostel von Hommel's Haematogen geworden."

(**Dr. med. Kux,** Stadtarzt, **Olmütz,** Mähren).

☛ **Warnung vor Fälschung!** Weder in Pillen noch in Pulverform noch mit Cacao gemischt, sondern **nur** in Flaschen mit eingeprägtem Namen ist **Dr. Hommel's Haematogen** echt. ☚

Nicolay & Co.,

Hanau a. Main.
Zürich.
London, E. C., 36 & 36a, St. Andrew's Hill.

Vertretung für **Nordamerika:** Lehn & Fink, William Street 120, **New-York.**
Haupt-Dépôt für **Russland:** Apotheke Gross-Ochta in **St. Petersburg.** „Abteilung Haematogen".

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123.



Nr. 17

89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Für die Krone

Roman

von

Richard Voss

XI

Aus dem Schlosse Solitüde. Frühling

Also wahr und wahrhaftig hier!

Wir kamen ungern, aber — wir kamen.

In Eze blieben wir so lange, bis von der Landstraße her der Staub wie Gewölk zu uns emporstieg, bis der Duft der blühenden Orangen unerträglich ward, bis die Sommergluten die letzten Rosen versengt hatten. Dennoch wurde uns das Scheiden schwer. Die Fremden waren vor der Hitze bereits geflohen. Es war daher rings um uns tief einsam geworden. Uebrigens fühlen wir beide mehr und mehr, daß für uns die Welt nur dort Raum hat, wo sie am einsamsten ist.

Am liebsten hätten wir gleich jetzt die Seealp bezogen. Aber der Neubau macht dort einen Aufenthalt für uns unerträglich. Ich hatte die Absicht, Judika für kurze Zeit auf den Alphof zu schicken, in der guten Meinung, ihr damit eine heimliche heiße Sehnsucht zu stillen. Aber mein Kind verlangte bei mir zu bleiben. Es lehnte mein liebevolles Anerbieten mit solcher Entschiedenheit ab, bat mit solcher flehentlichen Dringlichkeit, sich von mir nicht trennen zu müssen, daß mir's ganz bang ward. Warum will wohl Judika das gute Fräulein Fritz nicht wiedersehen? Gerade als scheue sie sich vor dem klugen, klaren Blick ihrer mütterlichen Freundin. Warum will wohl ich meine Frau nicht hinaufbegleiten? Gerade, als scheue auch ich mich vor den scharfblickenden Augen... So kamen wir denn hierher, in dieses ehemalige Lusthaus der Männer meines Stammes, darin es gespenstisch widerhallt von Seufzern, Schluchzen und Thränen.

Jetzt umfängt der keusche nordische Frühling das erinnerungsreiche Haus, und Judikas Gegenwart reinigt es von allen ruhelosen und unsauberen Geistern. Der Glanz seiner Räume ward übrigens, wenn auch nicht ausgelöscht, so doch nach Möglichkeit gedämpft. Weniger kostbare Stoffe und brillante Farben herrschen durchweg vor; gewisse Gemälde und Statuen hat man entfernt und überall Blumen aufgestellt. Die Gemächer, die meine Gräfin bewohnt, ließ der gute König sogar vollkommen neu einrichten. Lichte Farben, leichte Stoffe, nur einige wenige besonders hervorragende Kunstwerke und wo möglich noch mehr Blüten als in den übrigen Zimmern. In so heiterer und anmutiger Umgebung lebt sie sich hoffentlich bald ein.

Immerhin bleibt es schwer genug für sie. War ihr früher schon die Kammerfrau nicht an=



Mit Genehmigung der Photographischen Union in München

Mutterliebe

Nach dem Gemälde von Sophie Koner

genehm, so leidet sie jetzt unter der Grandezza des Hofgesindes, mit dem ich nicht sogleich aufräumen konnte, da es mir vom König beigegeben wird und Seine Majestät mich mit brüderlicher Güte überschütten.

Die bloße Vorstellung, mit mir in einer königlichen Equipage auszufahren, flößt meinem Kinde solche Angst ein, daß ich mich noch nicht entschließen konnte, sie zu einer Spazierfahrt aufzufordern. Zum Glück ist der Park eine wahre Waldung, und da der König befahl, daß während der Dauer unsrer Anwesenheit die Gärten für das Publikum geschlossen blieben, so können wir uns darin ungestört aufhalten, stundenweite Wanderungen machen und uns ganz in unsre geliebte Einsamkeit hineinträumen. Das müssen wir auch, sonst stünde es bald schlimm um uns.

Sie ahnt natürlich nicht, daß ich dieses unheilvolle „Sonst“ so genau gewahre, wie vor mir ein Spiegelbild. Jedenfalls sehe ich die Dinge in grausamer Klarheit, sie mir überdies mit der Wollust des Selbstquälens noch verzerrend, und jedenfalls thut sie ihr möglichstes, um sich selber zu täuschen. Was ich vermag, um sie in Illusionen zu erhalten, soll geschehen. Mit aller Anstrengung, aller Kraft will ich versuchen, sie in ein Traumleben zu wiegen. Wie aber, wenn es mir nicht gelingen sollte? Wenn sie niemals sich einleben würde, ein zehrendes Heimweh sie fassen sollte?

So frage ich mich angstvoll. Und ich frage mich immer wieder und wieder.

*

Mein Bruder erscheint einsamer, trauriger und müder als je, meine Schwägerin uneingelebter, meine Mutter unnahbarer, der spiritus familiaris geisterhafter und — unentbehrlicher als jemals. Wie soll das werden?

Zu mir sind die Majestäten sehr freundlich. Die Königin „möchte“ Judika gern kennen lernen, was sie jedoch „etwaiger Konsequenzen wegen“ nicht darf; der König sprach wieder davon, uns in der Solitüde zu besuchen, ohne indessen bis heute gekommen zu sein. Es ist fast, als scheute er sich. Jedenfalls gönnt er mir mein Kind nach wie vor von Herzen, beneidet mich nach wie vor in tiefster Seele. Für die Königin-Mutter giebt es keine Gräfin von Sarns. Mit dem Geschenke des kleinen goldenen Kruzifixes ward diese fremde Persönlichkeit für meine Mutter endgültig abgethan.

Und das ist gut.

Da ist noch eine andre Person bei Hofe. Sie kommt für mich weiter nicht in Betracht — nicht mehr in Betracht; aber sie existiert nun einmal und kann daher von mir nicht ignoriert werden. Gebhardts Schwester! Es beliebt der jungen Dame, mir gegenüber korrekter als jemals zu sein; zugleich hat sie — wahrscheinlich in Bewußtheit ihres machtvollen Weibseins — mehr als je etwas Souveränes, gewissermaßen Triumphierendes. Um ihr zu zeigen, daß ich ihre Macht nicht fürchte, sagte ich heute: „Gräfin erteilten früher der Solitüde den Vorzug, sich daselbst bisweilen der Einsamkeit zu ergeben.“

„Früher, Königliche Hoheit.“

Sie legte einen leichten Nachdruck auf das erste Wort. Mit aller mir zu Gebote stehenden Höflichkeit fuhr ich fort: „Der König hatte die Gnade, das Schloß aus Rücksicht für uns — wie Sie vielleicht wissen, bin ich verheiratet — schließen zu lassen. Selbstredend steht Ihnen der Park jederzeit offen. Er ist so groß, daß Sie kaum Gefahr laufen, meiner Frau zu begegnen.“

„Königliche Hoheit sind außerordentlich gnädig.“

„Hoffentlich lassen Sie sich nicht abschrecken.“

„Ich werde mir gestatten, bisweilen von der gütigen Erlaubnis Gebrauch zu machen.“

„Das sollte mich freuen.“

Der höflichste Gruß meinerseits, die korrekteste Verneigung ihrerseits, und wir gingen auf das höflichste und korrekteste auseinander. Trotzdem bin ich wieder einmal unzufrieden mit mir.

*

Ich mache eine Wahrnehmung, die mich empört. Diese wankelmütige Menge! Denn des jungen Königs Popularität erblich so schnell, wie sie aufstrahlte. Und seitdem man davon munkelt, daß die junge Königin ihrem Gemahl vermutlich niemals einen Thronerben schenken wird, beginnt mein armer Bruder von neuem so unpopulär zu werden, wie er es als Kronprinz gewesen. Da nun der süße Plebs keine Gelegenheit versäumt, den König seine sublime Unzufriedenheit fühlen zu lassen, so muß dieser wohl oder übel merken, was nicht mehr zu verbergen ist. Der König weiß also darum, und der König leidet. Er leidet unausgesetzt, leidet schwer.

Und nun stelle man sich vor, daß das Gesindel anfängt, wieder mit mir zu kokettieren! Ich gewahre es, beachte es nicht, verachte es. Denn seitdem ich weiß, wessen Geistes Kind dieses „erlauchte Volk“ ist, hat mich Ekel gepackt und und hält mich fest. Mir ist's, als könnte ein Monarch am Ekel vor dem Volksgeist zu Grunde gehen, wie ein Schwindsüchtiger an seinen kranken Lungen. Gott behüte jeden Fürsten vor diesem schwersten und schrecklichsten aller Herrscherübel.

*

Ich betreibe den Neubau auf der Seealp mit aller Macht, lasse die doppelte und dreifache Zahl von Arbeitern hingehen, setze Belohnungen aus für schnell Vollendetes, leide unter dem langsam schleichenden Fortschreiten der Arbeit, befinde mich in einem wahren Fieber von Unruhe und Ungeduld. Im Gegensatz zur Solitüde wünsche ich in dem neuen Hause nach Möglichkeit viel Pracht und Prunk, flammende Farben, Gold und Glanz — eben des Gegensatzes willen. Es muß märchenhaft sein, in einem Alpenwinkel, einer Felsenschlucht, einer Oede, inmitten tiefster Verlassenheit ein Feenschloß zu bewohnen.

Meinen Traum von einer Gralsburg hätte freilich nur mein Königtum erfüllen können. Aber auch ohne diese Erfüllung will ich unser Leben mehr und mehr zu einem Märchen umgestalten — eben des Gegensatzes willen!

*

Ich halte mich vom Hofe nach Möglichkeit fern, werde mich in Zukunft noch ferner halten. Ich kann das müde Antlitz des Königs, das hoffnungslos traurige der jungen Königin, die versteinerten Mienen meiner Mutter nicht mehr ertragen. Die schöne Gräfin ist in dieser leichenhaften Umgebung das einzig atmende Wesen. Eine Glutwelle von Leben geht von ihr aus und auf mich, den Lebendigen, über. Sie hat etwas Zündendes, etwas in Flammen Setzendes, Verzehrendes. Und das ist besser, ist tausendfach besser als . . . Ich fliehe also auch hier nach Möglichkeit in meine geliebte Einsamkeit. Nur sie ist meinesgleichen! Uns Königlichen ist auf Erden allein das Einsame ebenbürtig. Wir müßten entweder in Wüsten oder auf Alpengipfel fliehen, um uns in einer unser würdigen Umgebung zu befinden.

*

Bisweilen glaube ich zu spüren, daß mein holder Talisman in seiner Zauberwirkung auf mich versagt, daß die Gegenwart meines Kindes in mir nach und nach an Macht über die Dämonen verliert, daß ich anfange, selbst gegen Judikas Lächeln unempfindlich zu werden.

Kann das möglich sein?

Ich will es nicht glauben, wehre mich, es glauben zu müssen. Ich belausche und belaure mich, um mich zu überzeugen, daß meine Wahrnehmung auf Irrtum und Selbsttäuschung beruht. Ich ängstige und quäle mich bei Tag und bei Nacht, denn ich habe von neuem böse, böse Nächte. Wird die Qual übergroß, so flüchte ich mich in die Tiefen des Parkes, möchte am liebsten in Oeden entweichen. Es muß eben doch allerlei in mir ruhn, was — Mir ist's, als sähe ich unsern spiritus familiaris sich vergnügt die Hände reiben.

*

Diese Nacht träumte mir von der Gräfin. Ich sagte im Traum zu ihr: „Du und ich, wir beide gehören zusammen, denn du bist auch ein Königsmensch.“

Und sie antwortete: „Wir werden auch noch einmal aneinander geschmiedet.“

Ich fragte: „Wodurch?“

„Durch Schuld. Oder bist du dazu zu feige?“

„Nein, nein!“

Ich schrie es laut auf und erwachte davon. Judika schlief fest. Wenn ich wieder einmal so unsinnig träumen, sie nicht fest schlafen und meine Träume belauschen würde . . . Ich muß besser auf mich acht geben; selbst in meinen Träumen.

*

In mir ist etwas, dem ich keinen Namen geben kann und das aus mir auszubrechen droht, gleich einem wilden Tier aus seinem Käfig. Ich ringe mit jenem gespenstischen Wesen in meiner Seele. Keine Worte nennen, wie ich ringe und leide.

Ich muß dieses Buch sorgfältig verwahren. Denn ließe ich es einmal liegen und fände Judika es zufällig . . . Ich will das Buch in eine Kassette legen, die ein überaus künstliches Schloß hat; den Schlüssel will ich an einer Kette befestigen und diese hinfort stets bei mir tragen. Ich will gut acht haben und scharf Wache halten.

XII

Aus dem Schlosse Solitüde. Bei glühendem Südwind

Der Scirocco, der seit einer Woche alles, was Odem hat, mit seinem Gluthauch versengt, muß auch mein Gehirn in Brand gesetzt haben.

Heute begegnete ich im Park, wo es am einsamsten und dunkelsten ist, der Gräfin und machte ihr eine Liebeserklärung. Jeden Tag durchstreifte ich den Park in der Hoffnung, ihr zu begegnen, jeden Tag sah ich mich in meiner Erwartung betrogen. Heute nun, bei dem mörderischen Südwinde, traf ich sie endlich, und heute brach das Fieber, brach die Raserei bei mir aus.

Es ist nicht Liebe. Ich kann nicht mehr Liebe fühlen, begreife nicht, daß ich es jemals vermochte. Was ich empfinde, ist Leidenschaft. Und Leidenschaft ist — das weiß ich seit heute — etwas viel Zwingenderes, Mächtigeres als Liebe. Es ist eine Gewalt! Keine Gewalt vom Himmel herab; dafür aber um so unwiderstehlicher, um so verderblicher, vernichtender. Leidenschaft ist um so vieles machtvoller als Liebe, wie des Bösen auf Erden mehr als des Guten ist.

Mein Blut steht in Flammen; meine Sinne lodern; meine Gedanken gehen auf in dem Brande.

*

Wie konnte es nur geschehen? Müßige Frage, da es geschehen ist. Geschehen mußte es wohl. Nur, daß es zu spät geschah.

Was sagte ich dem wunderschönen Weibe? Worte, Worte, Worte! Aber daß sie meine wahnwitzigen Worte anhörte! Sie wandte sich nicht ab, verbot mir meine sinnlosen Reden nicht, hörte sie an — mit ihrer Triumphatormiene.

Wie sie so dastand in dem fast schwarzen Schatten der Bäume mit ihrem weißen Gesicht regungslos auf meine wilden Worte lauschend, war sie von der Schönheit eines Dämons, der die Macht besitzt, einen Heiligen von der Gottheit zu reißen. Um wie viel mehr mich, der ich mich niemals an den Himmel gekettet fühlte.

Ein Mal doch! Ein einziges Mal, als Judika — Das kommt davon, wenn Kinder sich lieben. Wird der Knabe dann Mann, so —

Besinne ich mich recht, sagte ich ihr die nämlichen Worte, die ich im Traume zu ihr sprach: „Du und ich, wir beide gehören zusammen.“

Sie erwiderte jedoch nicht, wie sie in meinem Traume gethan: „Wir werden auch noch einmal aneinandergeschmiedet.“

Ich bin es bereits! Angeschmiedet bin ich ihr durch eine Schuld, die nichts wieder auslöschen kann. Jetzt muß auch sie die unzerreißbare Fessel tragen. Denn nur Schuld kettet zwei Menschen lebenslang aneinander. Jedes andre Band — und wäre es auch tausendfach geweiht und geheiligt — gleicht dem Gespinst, das ein Windhauch zerreißt.

Das habe ich an mir selber erfahren.

Sie hörte mich an, regungslos, schweigend. Aber ihre Augen flammten in dem weißen Gesicht. Was sagte meine Mutter mir einmal von ihr: „Die junge Dame ist schön, weiß, daß Schönheit Macht ist, und will sie ausüben.“

Auf mich wollte sie ihre Macht ausüben, und — sie übte sie aus. Sie siegte über mich.

*

Ehe sie sich abwandte und davonschritt, sagte sie etwas. Es waren zwei Worte: „Zu spät.“

Also würde sie — wenn es nicht zu spät wäre — so würde sie mich wieder lieben? . . . Dieses Wort zwischen ihr und mir will ich nicht hören! Es muß heißen: wäre es nicht zu spät, so würde sie meine Leidenschaft erwidern. Und diese erwidernd, würde sie —

Es darf nicht zu spät sein!

*

Tag für Tag suche ich jene einsame dunkle Stelle im Parke auf; Tag für Tag harre ich, hoffe ich; Tag für Tag läßt sie mich vergeblich harren und hoffen.

Es kann ja auch nicht anders sein, als daß mein Warten umsonst ist. Und doch gehe ich immer wieder hin. Wie könnte sie auch nochmals kommen, nachdem es „zu spät“ sein soll? Und doch denke ich nichts andres, als daß sie nochmals kommen muß. Thut sie's, will ich ihr sagen: „Es darf nicht zu spät sein.“

*

Sie bleibt aus. Ich schreibe ihr.

*

Keine Antwort!

Seit Wochen war ich nicht bei meiner Mutter. Heut werd' ich wieder einmal in die Residenz fahren. Mit einem Gesicht, daß ich mich selbst nicht erkannte, als ich mich heute im Spiegel sah. In welchem Tone sie sagte: „Zu spät.“

*

Sie nahm Urlaub, ist abgereist: zu den alten Verwandten, die sie erzogen haben und bei denen sie sich so unglücklich fühlte, daß sie das einsame Schloß gegen den unseligsten Platz auf Erden vertauschte.

Dort hätte ihr Geschick sich auch erfüllt, wäre es nicht „zu spät“ geworden. Und jetzt ist sie abgereist. Warum? Um durch diese stolze Flucht meinen Wahnsinn zu steigern. Denn ich vermag keinen andern Grund zu entdecken. Und wozu erst noch steigern, da es ja wohl zu spät sein soll?

Wir werden ja sehen.

*

Als man mir bei Tafel mitteilte: „Die Gräfin ist fort,“ hätte ich mich beinahe verraten und mußte mir Gewalt anthun, um möglichst gleichgültig zu äußern: „O, wirklich“, um möglichst gleichgültig zu fragen: „Wann kommt sie wieder?“ Es hieß: „In vierzehn Tagen“, worauf ich mich plötzlich wie erlöst fühlte, denn ich war vorbereitet gewesen, hören zu müssen: „Niemals! Sie forderte ihre sofortige Entlassung“ . . . Warum denn das? hätte ich fragen müssen; und man würde mir diskret zu verstehen gegeben haben: „Weil ein hoher Herr für die Dame eine unsinnige Leidenschaft gefaßt hat und weil an unserm Hofe dergleichen Skandale nicht geduldet werden.“ Auf diesen Bescheid hin hätte ich Seiner Excellenz dem Herrn Oberhofmarschall einfach ins Gesicht lachen müssen.

*

Sie ist fort, und ich kann ihr nicht nachreisen; ich muß bleiben. Ich muß warten.

Warten, worauf?

Daß sie mit ihrem weißen Gesicht wieder schweigend und regungslos in der mystischen Waldesdämmerung steht; daß sie schweigend und regungslos von mir sich küssen läßt? Denn: es darf und darf nicht zu spät sein!

Fortan werde ich hohnlächeln, höre ich die Menschen von „Liebe“ reden. Liebe — ein Spielzeug ist's für Kinder. Gebt den Menschen Leidenschaft, und ihr gebt ihnen die Flamme des Lebens. Was thut es, daß sie eine unheilige Lohe ist, die den verzehrt, den sie ergreift!

*

Heute vertraute mir Judika ein Geheimnis an, das süßeste, das eine Frau ihrem Gatten anvertrauen kann. Das wunderschöne Weib hat recht gehabt: „Es ist zu spät.“

*

Wir reisen ab, auf die Seealp.

XIII

Auf der Seealp. Herbst

Wir bewohnen hier das Kavalierhaus. Ueber hundert Arbeiter sind am Neubau beschäftigt. Bis zum ersten Schnee muß ein Teil des Hauses vollendet sein. Nächste Woche treffen italienische Stuccateure ein; es kommt der ganze Troß höherer Handwerker. Ich lasse auch des Nachts arbeiten bei Fackelschein.

Wir wollen auf der Seealp überwintern.

*

Ich werde Judika für einige Zeit nach dem Alphof hinaufschicken, damit sie diesem Heerlager entrinnt. Was für ein Mysterium ist doch die werdende Mutterschaft eines Weibes! Judikas Wehmut ist von ihr genommen, so daß sie wiederum ganz Lächeln und Lieblichkeit ist. Dazu kommt ein Ausdruck von holdseliger Erhabenheit. Sie schreitet einher, als hätte sie durch Engelsmund eine Verkündigung empfangen, und die Fittiche des Cherubs umrauschten sie fort und fort. Es giebt also immer noch Wunder, schöne, leuchtende.

*

Meinem Bruder bleibt Vaterglück unerbittlich versagt — so heißt es wenigstens. Und mir beschert der Himmel Familie, so daß mein Bruder jetzt noch mehr Grund hat, mich zu beneiden.

Der ganze Staat wird entrüstet sein — bei Hofe natürlich „indigniert“ — daß ich mir den für mich so überflüssigen Luxus einer Nachfolge gestatte. Ob auch dieses Kind, sollte es ein Knabe sein, seines Vaters „wahrer Sohn“ sein wird?

*

Ich bin ganz Bauherr. Ginge alles nur schneller vor sich. Ich möchte die Leute mit der Peitsche antreiben lassen. Aber die große Imperatorenzeit, wo Heerscharen von Sklaven für Nero ein goldenes Haus erbauten, ist vorbei. Damals lohnte es sich, Cäsar und Herr der Welt zu sein.

Der See wimmelt Tag und Nacht von Fahrzeugen, die Baumaterial herbeischaffen. Es treffen bereits Möbel und Stoffe ein. Das Haus kann prächtig werden. Aber lange nicht prächtig genug — des Kontrastes zur Felsenöde und Einsamkeit wegen.

Auch nicht des Goldes und Glanzes genug.

*

Rings um das Haus werden weitläufige Orangerien angelegt, Orchideen-, Lilien- und Veilchenhäuser. Wenn im Winter der See zugefroren ist, die Alpen vereist sind, die ganze Welt in Schnee versinkt, soll uns hier ein Frühling umblühen. Ich will hier Winters mit Judika und ihrem Kinde unter Rosen und Narzissen leben. Im Frühling werden die Treibhäuser abgedeckt und in Blumenfluren verwandelt. Bis zum See hinab müssen sich paradiesische Auen erstrecken, bis zu den Felsen empor. Ich möchte die Gletscher zu Blütenfeldern umschaffen und den Gipfel des Weißen Kaisers durch Rosengluten röten.

Küche und Wirtschaftsräume sowie die Häuser für Gärtner und Dienerschaften dürfen nicht sichtbar sein. Eine hohe Tannenwand muß all das gemeine Wesen verdecken. Beim ersten starken Frost sollen daher Riesenfichten herbeigeführt und gepflanzt werden, eine immergrüne dichte Mauer zwischen mich und die banale Alltäglichkeit ziehend, von der ich nichts gewahren, die ich verneinen will.

*

Ich möchte meinem Vater hier ein Denkmal errichten. Die wilden Wände des Weißen Kaisers möchte ich abschleifen und zu einer Riesentafel umwandeln. Auf diese Tafel möchte ich in flammenden Buchstaben schreiben lassen: „Dem Gedächtnis eines wahren Konigs!“

Denn wenn ich meines Vaters wahrer Sohn sein soll, so muß dieser ein wahrer König gewesen sein, von dessen Wesen ich mich erfüllt fühle, der ich jetzt sein könnte, wäre meine Mutter nicht damals zu meinem Bruder in seine Klosterzelle gegangen. Diesen Bittgang vergebe und vergesse ich meiner Mutter nie.

*

Tonei und Stigei sind beide fort. Ich mußte sie fortschicken lassen.

Es ist alles so anders geworden. Kaum weiß ich noch, wie es einst war. Und das ist gut.

*

Heute hatte ich eine Scene mit dem Grafen. Er vergaß sich. Er warnte mich, machte mir Vorstellungen. Warnte mich wovor? Vor mir selbst.

Vorstellungen worüber? Ueber mein Benehmen gegen meine Frau. Sie ist nämlich noch immer auf dem Alphof, und ich bin noch immer nicht oben gewesen.

Aber mir darüber Vorstellungen zu machen: dieser Mensch — mir! Ich hätte ihm am liebsten mit seiner sofortigen Entlassung geantwortet. Aber er hat etwas in seinen Augen, was mich an seine Schwester erinnert, und das . . . Ich bezwang mich also, hielt angstvoll an mich, sagte ihm nicht einmal ins Gesicht hinein: „Du liebst ja meine Frau, liebst sie so verrückt, wie ich deine Schwester liebe, du Narr!“

Ich konnte ganz ruhig bleiben, konnte sogar freundlich sein, sogar freundschaftlich. O, ich kann mich gut verstellen! Mein Vater konnte es auch, mein Vater, dieser wahre König!

Auch meine unsinnige Prachtliebe warf er mir vor — wagte er, mir vorzuwerfen. Er sagte wahrhaftig „unsinnig“. Und er sagte, daß er darüber beim König vorstellig werden müßte, daß meine Apanage, so glänzend sie sei, bei weitem nicht ausreiche, daß ich mich rettungslos in Schulden stürze. Selbst darüber, daß ich Tonei und Stigei fortschickte, erfrechte sich dieser Mensch mir Vorstellungen zu machen. Aber ich hielt an mich — um seiner Augen willen.

Morgen will ich übrigens hinauf auf den Alphof.

*

„Es war einmal.“

Wenn es einmal Lenz und Sommer gewesen, so war auch das einmal. Jetzt ist es Herbst, und bald wird es Winter. Die blaßvioletten Herbstzeitlosen blühen auf den Rainen und unter den Lärchen und Ahornbäumen, deren Laub schon gelb und rot, goldig und purpurn sich färbt.

Die Gewebe der Kreuzspinnen ziehen silberweiß, strahlenartig durch die Lüfte, und lange Ketten von Wildgänsen segeln hoch über mir dahin, dem Süden zu, der Sonne entgegen. Herbst ist's, und Winter wird's, und das andre — war einmal.

Es war sonst ein froherer Aufstieg gewesen, höher und höher hinauf, daß die Erde tiefer und tiefer unter mir zurückblieb. Blauschwarz standen die Tannenwälder, und darüber auf den Gipfeln leuchtete der Neuschnee im Sonnenschein.

Es war an einem der heiligen goldenen Samstage, an denen das Bergvolk wallfahrten und anbeten geht. Pilgerzüge begegneten uns. Von weither schon vernahmen wir dumpfes Gebetmurmeln oder gellenden Gesang von Litaneien.

Dann sah ich den Alphof, und ich mußte wiederum citieren: „Es war einmal“ . . . Und ich mußte denken, daß niemand für sich selbst einstehen kann. Heute schon kann man ein andrer sein, als man gestern war; ein andrer, der heute schon von dem Gestern nichts mehr weiß.

Ringsumher war Herbstespracht, die ich wohl sah, aber nicht fühlte, herrschte Feiertagsruhe, davon ich nur physisch die Stille empfand. Ich dachte nichts andres, als daß ich mich würde sehr verstellen müssen, und daß das schließlich gar nicht so schwer sei. Auch die klaren, klugen Frauenaugen, deren Blick in mein Inneres sich bohren würde, mußte ich täuschen. Fast freute ich mich darauf.

Ich schickte meinen Herrn Adjutanten ins Haus, um die Hausfrau zu suchen. Wo ich an dem schönen Tag Judika finden würde, wußte ich. Ich ging durch den Garten, der bunt war von Astern und Dahlien, und gelangte zu der Weißdornhecke. Dort sah ich sie sitzen auf der kleinen grünen Bank unter dem mit reifen roten Früchten schwer beladenen Apfelbaum; sie, die mein guter Genius gewesen war — eine einzige wonnige Frühlingsnacht, wie mir jetzt deuchte.

Sie saß jedoch nicht regungslos da, gleichsam von Kummer entgeistert, wie ich gefürchtet hatte. Sie war fröhlich, wie ich sie nie zuvor gesehen. Auf dem Schoße hatte sie ein Kind. Und sie spielte damit wie mit einer Puppe. Es war ein winziges Wesen mit einem Gewirr goldiger Locken und mit Wangen, rot wie die Aepfel, die über den beiden in den Zweigen hingen. Es hatte

nur ein schneeweißes Hemdlein an und strampelte mit den dicken, rosigen Beinchen. Jetzt hob Judika den Buben hoch auf, daß er in der Luft wie ein Fisch zappelte. Jetzt jauchzte das kleine und jauchzte das große Kind.

Da trat ich vor und wurde gesehen. Das Kind in den Armen, sprang Judika auf und lief mir über den Teppich von Herbstzeitlosen entgegen.

Ich sah alles, konnte alles reizvoll und poetisch finden — konnte es aber nicht fühlen. Ich konnte nicht. Und es that mir nicht einmal leid.

Sie klagte nicht, daß ich so selten geschrieben hätte und nicht früher gekommen wäre; sie strömte auch nicht über vor Freude, weil ich nun endlich kam. Sie war ganz Seligkeit über das fremde Kind. Immer wieder hielt sie's mir hin zum Bewundern und Anstaunen, als ob es ein Märchen gewesen sei, ein unbegreifliches Wunder.

Der hübsche Kleine zappelte mit Armen und Beinen, krähte vor Lust, fuhr Judika mit beiden Händen ins Haar, zauste es kräftig. Je tüchtiger das Büblein zerrte, um so strahlender ward seine Wärterin.

So hatte ich Judika noch niemals gesehen; niemals so glückselig und niemals so lieblich. Aber ich fühlte es nicht mehr. In mir war etwas Starres, Totes, Verwesendes.

„Ja, und denke doch, ich finde, das Kind gleicht dir."

„Mir, der fremde Bube?"

„Es ist zu dumm; aber sieh ihn doch nur an! Sieh ihn recht genau an."

„Ich sehe dich an. Wie wirst du erst aussehen mit deinem eignen Kinde im Arm."

„Mit meinem Kinde!"

Und sie schaute mich an mit einem überirdischen Glanz im Gesicht. Ich fragte sie: „Du bist ganz wohl?"

„Kerngesund."

„Bald kommst du wieder hinunter?"

„Ja, ja . . . Jetzt sollst du sehen, wie der Knabe dir gleicht."

„Ich will's glauben, wenn es dir Freude macht."

„Und lustig sind wir! Gelt, mein kleiner Herr?"

„Wessen Kind ist es?"

„Ich habe mir's von seinen Eltern geliehen."

„Zum Spielen?"

„Zum Scherzen und Herzen . . . Laß meinen kleinen Herrn einmal reiten."

Und sie wollte mir den Knaben auf die Kniee setzen. Aber das Jüngelchen mochte nicht, strebte mit gewaltigem Geschrei von mir fort zu seiner Wärterin zurück. Diese meinte betrübt: „Er scheut sich vor dir."

„Sage mir doch, von wem du dir den herzigen Fant geborgt hast?"

„Seine Mutter ist heute nach Maria in Schmerzen wallfahrten gegangen, und sein Vater mußte zum Wildheuen. Aber du kennst ihn ja."

„So?"

„Der Vater des Prachtbuben ist ja der Loisl."

Ich mußte rasch aufstehen und mich abwenden. Mein Gesicht war gewiß ganz verzerrt. Auch fühlte ich plötzlich eine wütende Begier, ihr den Knaben jenes Menschen zu entreißen und —

Was ist das jetzt nur bisweilen mit mir?

Ein roter Nebel legt sich mir vor die Augen wie Blutdunst.

XIV

Auf der Seealp. Spätherbst

Ich treibe die Arbeiter an, treibe und treibe. Trotz der doppelten Löhnung, die ich ihnen zahlen lasse, murren die Kerle. Sklaven haben wir allerdings nicht mehr, dafür Sozialdemokraten und Anarchisten. Es thäte not, daß ein großer Herrscher seinem Volke einmal etwas neronisch käme.

Ich wehre mich gegen solche Anschauungen; indessen drängen sie sich mir auf, immer wieder und wieder.

Als ich jünger war — ach ja, als ich jünger war! Und vollends in jener Zeit, da ich glücklicher war . . . Pah, glücklich sein! Als ob das Glück das Höchste wäre vom Leben!

*

Ich fange wieder an, die Nacht zu meinem Tage zu machen. Könnte ich nur jede Nacht meine Sonne scheinen lassen; dich, blasser Mond mit deinem blauen mystischen Silberschein!

Das Licht der Sonne ist zu gelb, zu grell, zu grob und gemein. Es bestrahlt gar zu viel Erdenjammer, der zum Himmel aufschreit. Hört ihr nicht, wie es aus den Tiefen emporgellt? Ich vernehme es fort und fort. Es ist aber wohl nur in mir.

*

Nun muß ich weiter von meinem Besuch auf dem Alphof berichten.

Er ging glücklich vorüber. Ich konnte mich herrlich verstellen. Selbst liebenswürdig konnte ich sein. Das gute Fräulein Fritz schien etwas ganz andres erwartet zu haben. Sie trat mir an meines Herrn Adjutanten Seite entgegen, als sollte sie einem in den siebenten Kreis von Dantes Hölle verdammten armen Sünder oder unseligen Schatten begegnen. Aber der bloße Umstand, daß ich immer noch ein ganz menschliches Gesicht habe, schien sie zu erstaunen, zu verwirren. Ihr Erstaunen und ihre Verwirrung wuchsen, als sie mich vollkommen unbefangen, harmlos und heiter fand. Ich umarmte sie, plauderte, lachte. Dann bat ich um Speise und Trank, unter dem Christusbilde, davor noch einige späte rote Nelken blühten. Und den Kaffee wieder in der Weinlaube! Die klaren klugen Frauenaugen bohrten sich in mein Inneres, dort nach dem Furchtbaren suchend, das ich in mir tragen soll, fanden es nicht, wurden von Minute zu Minute inniger, wärmer, leuchtender.

Vollends beruhigt, ganz glücklich schien sie zu sein, als ich ihr Judika abforderte, gleich nach dem ersten Frost, wo auf der Seealp die Bauten eingestellt werden, die Arbeiter abziehen mußten. Natürlich sollte sie selbst mir das Kind zurückbringen, sollte selbst sehen, mit welchen Wundern ich es umgeben würde an der Stätte, wo, wenn es Frühlig geworden, das Kind einem Kinde das Leben schenken sollte. Denn auf der Seealp soll es geboren werden, unter Lawinendonner, als sei es ein Königskind.

Es bereitete mir Vergnügen, zu beobachten, wie mein freies, freudiges Wesen auch meinen Herrn Adjutanten betroffen machte. Jedenfalls hatte er unsrer Wirtin von mir berichtet, wie ich bereits jetzt anfinge u. s. w. Nun benahm ich mich „ganz normal". Ueberdies durchaus als guter Mensch, der zu sein und zu bleiben ich damals gelobt hatte. Wir speisten vergnüglich, schlürften behaglich in der Weinlaube unsern Kaffee. Dann kümmerte sich Judika von neuem um jenen kraushaarigen Knaben, der mir ähnlich sein soll, und ich sagte, ich wollte inzwischen umherschlendern.

Fräulein Fritz und mein Herr Adjutant blieben in der Laube miteinander allein. Das hatte ich nur gewollt! Ich schlich also zurück, um zu hören, was sie über mich sprachen.

„Was haben Sie mir denn nur über ihn gesagt?"

„Daß das Unheil seinen Anfang nahm. Es kam bald."

„Er sieht blühend aus."

„Sein Aussehen hat nichts damit zu thun."

„Ich konnte ihm nicht das mindeste anmerken."

„Seinem Vater konnte man das auch nicht. Denn diese Art von Kranken . . ."

Und mein Herr Adjutant sprach unwillkürlich leiser, als ahnte er die Nähe seines gnädigsten Herrn. Fräulein Fritz war ahnungsloser. Sie rief in tiefer Bewegung: „Sie täuschen sich! Gewiß! O gewiß! Sie müssen sich täuschen. Sehen Sie doch seine Augen an! Er hat noch ganz den tiefen, leuchtenden Blick, er ist noch ganz der alte; der Mensch, den man lieben muß."

„Das ist es ja eben! Man kommt nicht los von ihm. Würde ich denn sonst noch bei ihm sein?"

„Sie sind sein treuer Freund."

„Und ich werde es bleiben; auch dann noch, wenn er mich für seinen ärgsten Feind halten wird."

„Das wird er nie."

„Er ist auf dem besten Wege dazu."

„Das bilden Sie sich ein."

„Ich leide an keinen Wahnideen."

„Sie setzen in Gedanken hinzu: wie mein armer Prinz."

„Wie mein ärmster Prinz, den man lieb haben muß."

„Was ist seine Wahnidee?"

„König werden zu wollen."

„O mein Gott!"

Ich hörte meinen Herrn Adjutanten aufstehen und schlich mich fort.

*

So soll es mit mir stehen? So schlimm schon jetzt! Denn schon jetzt begann das „Unheil". Wahnideen soll ich haben. Die souveräne Wahnidee, König werden zu wollen. Ihr Narren, die ihr mich für einen Narren haltet!

(Fortsetzung folgt)

Die elektrische Beleuchtung der Eisenbahnzüge

(Hierzu die Abbildungen Seite 386 und 387)

Die Eisenbahnverwaltungen betrachteten anfänglich die Beleuchtung ihrer Personenwagen während der Dunkelheit als einen unberechtigten Luxus. In Preußen bedurfte es sogar eines vom 11. November 1844 datierten Allerhöchsten Erlasses, um die innerhalb des preußischen Staatsgebietes konzessionierten Eisenbahnen zu einer andern Auffassung der Beleuchtungsfrage zu bestimmen. Dieser für die Geschichte der Eisenbahnzugbeleuchtung denkwürdige Erlaß an die Minister des Innern und der Finanzen lautete: „Des Königs Majestät halten es der Sicherheit und des Anstandes wegen für wünschenswert, daß die Eisenbahnwagen während der nächtlichen Züge erleuchtet werden, und haben mir aufgetragen, Eure Excellenzen auf diesen Gegenstand unter dem Ersuchen aufmerksam zu machen, entweder Anordnungen in diesem Sinne treffen oder sich gegen Seine Majestät über die etwaigen Hindernisse äußern zu wollen."

Nach einem mißglückten Versuche mit Stearinkerzen wurde allgemein die Rübölbeleuchtung eingeführt und diese nach wenig erfolgreichen Versuchen mit Steinkohlengas durch die Fettgasbeleuchtung verdrängt. Der Erfinder dieser noch heute für das gesamte deutsche Eisenbahngebiet fast ausschließlich zur Verwendung kommenden Beleuchtungsart war der Berliner Ingenieur Julius Pintsch; 1869 wurden von ihm zuerst zwei Züge der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn mit der Fettgaseinrichtung ausgerüstet. Die Gasbeleuchtung kostet etwa den dritten Teil der früheren Rübölbeleuchtung.

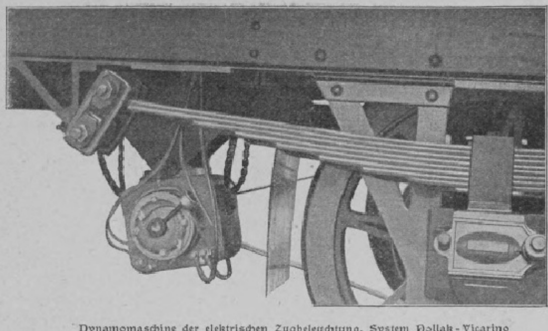
Seit Einführung der elektrischen Glühlichtbeleuchtung für den allgemeinen Gebrauch ist ein scharfer Wettkampf zwischen dieser und der Fettgasbeleuchtung für die Eisenbahnzüge entbrannt. Der Kampf war zunächst ein ungleicher. Der in langjähriger praktischer Erprobung bewährten Fettgasbeleuchtung, zu deren allgemeiner Einführung enorme Kapitalien für Gasanstalten und Wagenausrüstungen festgelegt worden waren, stand eine neue Beleuchtungsart gegenüber, die noch die Kinderkrankheiten zu überwinden hatte, und deren allgemeine Einführung die bisherigen Aufwendungen für die Gasbeleuchtung nutzlos gemacht hätte.

Die ersten Versuche mit elektrischer Zugbeleuchtung in Deutschland fanden bereits in den Jahren 1883 und 1884 auf der Linie Bebra-Frankfurt (Main) statt, 1885 stellte die Generaldirektion der Königlich Württembergischen Staatsbahnen auf der Linie Stuttgart-Hall einen Probezug ein, der außer der Lokomotive und dem Gepäckwagen aus einem Bahnpostwagen, einem Wagen I., einem Wagen II. und drei Wagen III. Klasse bestand. Als Stromquelle für das elektrische Glühlicht diente eine im Gepäckwagen aufgestellte Dynamomaschine, die von einer Achse des Wagens angetrieben wurde, in Verbindung mit kleinen, in den einzelnen Wagen aufgestellten Accumulatorenbatterien. Umfangreiche Versuche unter ausschließlicher Verwendung von Accumulatorenbatterien zur Beleuchtung der einzelnen Wagen fanden in den Jahren 1890 bis 1895 auf verschiedenen preußischen Eisenbahnlinien statt. Das Ergebnis sämtlicher Versuche war aber nicht ein derartiges, daß es vom betriebstechnischen und noch weniger vom wirtschaftlichen Standpunkte aus gerechtfertigt gewesen wäre, die zwar mit unbequemen Mängeln behaftete, aber dennoch sichere Fettgas-



Winterübungsfahrt einer Hochseetorpedoboots-Division

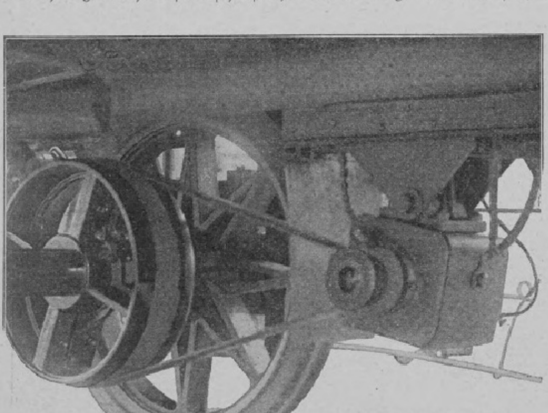
Nach einer Zeichnung von Willy Stöwer (Text S. 396)



Dynamomaschine der elektrischen Zugbeleuchtung, System Pollak-Vicarino

beleuchtung aufzugeben und an ihre Stelle die allerdings angenehmere, aber noch nicht genügend sichere Glühlichtbeleuchtung treten zu lassen. Fiskalische Gründe allein, wie den deutschen Eisenbahnverwaltungen sehr mit Unrecht vorgeworfen wird, sind es sicher nicht gewesen, daß man die Gasbeleuchtung zunächst beibehielt; der Hauptgrund war vielmehr, daß die damaligen elektrischen Zugbeleuchtungen noch keineswegs als mustergültig angesehen werden konnten. Man kann auch überzeugt sein, daß die deutschen Eisenbahnverwaltungen der Frage, „ob Gas oder Elektrizität“ durchaus objektiv gegenüberstehen, und daß sie sich eine Prüfung der Verbesserungen auf dem Gebiete der Beleuchtungstechnik jederzeit angelegen sein lassen. So sind, nachdem sich das Stonesche Zugbeleuchtungssystem, auf das ich weiter unten zu sprechen komme, namentlich in England als durchaus brauchbar erwiesen hatte, auch von den meisten deutschen Staatsbahnverwaltungen und ebenfalls von mehreren Privatbahnverwaltungen mehr oder minder umfangreiche Versuche mit diesem System angestellt worden. Die Versuche sind noch nicht abgeschlossen. Neuerdings stellt die preußische Eisenbahnverwaltung größere Versuche mit einem eignen System an, die recht aussichtsvoll erscheinen. Man sieht also, daß eine Lösung der Zugbeleuchtungsfrage zu Gunsten der Elektrizität angestrebt wird; es ist auch zu erwarten, daß eine Lösung der Frage in diesem Sinne erfolgen wird.

Die einfachste Anordnung der elektrischen Zugbeleuchtung beruht auf ausschließlicher Verwendung



Antrieb der Dynamomaschine

von Accumulatorenbatterien, von denen jeder Wagen die zu seiner Beleuchtung erforderliche Anzahl mit sich führt. Von diesem System hat die Reichspostverwaltung bereits seit dem Jahre 1893 für ihre Bahnpostwagen in größtem Umfange und mit gutem Erfolge Gebrauch gemacht. Die ersten Versuchswagen kamen für die Bahnposten in den Nachtschnellzügen zwischen Berlin und Frankfurt (Main) zur Einstellung; die erforderlichen Accumulatorenbatterien, Lampen und sonstigen Einrichtungsgegenstände waren von dem Fabrikanten W. A. Böse in Berlin geliefert und installiert worden. Da die Versuche außerordentlich günstig ausfielen, wurden 1894 über 400 Bahnpostwagen mit elektrischer Beleuchtung ausgerüstet; jetzt sind über 1200 Bahnpostwagen, selbst viele, die auf Nebenstrecken verkehren, mit elektrischer Beleuchtung versehen.

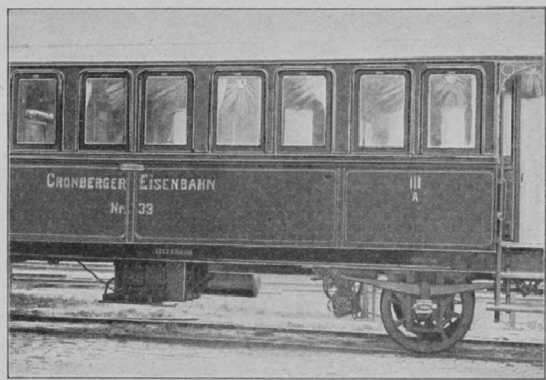
Die Briefpostwagen größter Gattung, die hauptsächlich in Schnellzüge eingestellt werden, sind zwölf Meter lang und mit sechs bis fünfzehn Beamten besetzt; sie durchlaufen Strecken bis zu 750 Kilometern und erfordern für die Hin- und Rückfahrt eine für mindestens zwei Nächte ausreichende Beleuchtung. Die bisher in den Wagen vorhandenen vierzehn Gaslampen wurden durch elf zwölfkerzige Glühlampen ersetzt, für diese genügen durchgängig zwei Accumulatorenbatterien von je sechzehn Zellen, von denen je vier in einen Holzkasten eingebaut sind. Jede Zelle besteht aus einem Celluloidgefäß mit drei positiven und vier negativen, in verdünnter Schwefelsäure stehenden Elektrodenplatten. Die Elektroden sind Bleiplatten; sind sie mit Elektrizität geladen, so ist die negative graue Platte mit einer Schicht von schwammigem Blei, die positive braune mit einer Schicht von Bleisuperoxyd bedeckt. Bei der Entladung, d. h. bei der Abgabe von elektrischer Energie zur Bethätigung der Glühlampen, verwandelt sich ein großer Teil beider Elektrodenüberzüge in schwefelsaures Blei, das bei der Aufladung wieder zersetzt wird.

Zur Aufladung der Accumulatoren mit neuer elektrischer Energie sind auf günstig gelegenen großen Bahnhöfen besondere Ladestellen eingerichtet.

Die elektrische Beleuchtung der Bahnpostwagen hat sich als eine der segensreichsten Einrichtungen erwiesen. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß unter Umständen 15 Beamte in dem engen Wagenraume bei 80 Kilometern Geschwindigkeit in der Stunde in fliegender Hast und dabei mit größter Aufmerksamkeit Berge von Briefen, Drucksachen, Wert- und Einschreibsendungen größtenteils im Stehen bearbeiten müssen, so kann man wohl begreiflich finden, daß sie bei der früheren Fettgasbeleuchtung oft über Brennen der Augen und über Kopfschmerzen klagten. Es war dies eine unausbleibliche Folge der Durchsetzung der Luft im Wagen mit Verbrennungsprodukten des Fettgases, sowie der Erwärmung und Austrocknung der höheren Luftschichten. Die elektrische Glühlichtbeleuchtung hat diese Uebelstände vollständig beseitigt; die Beamten bleiben jetzt frischer und befinden sich nach Schluß einer anstrengenden Nachtfahrt körperlich wohler als früher.

Leider konnte das von der Postverwaltung mit so gutem Erfolge benutzte System von den Eisenbahnverwaltungen nicht ebenfalls allgemein zur Anwendung gebracht werden. Dagegen sprach einmal das große Gewicht der in jedem Wagen aufzustellenden Accumulatorenbatterien, denn dieses Gewicht ist entsprechend dem drei- bis viermal größeren Lichtbedarf der Eisenbahnwagen viel höher als das der Batterien für die Postwagen. Insbesondere aber ergaben sich Schwierigkeiten für die Aufladung der Batterien. Sollten die Batterien beim Aufladen im Wagen verbleiben, so konnte dies nur geschehen, wenn der Zug auf der Ladestation einen mehrstündigen Aufenthalt hatte. Eine Aufladung der Batterien in besonderen Zentralen wie bei der Post würde andrerseits die Bereithaltung einer außerordentlich großen Anzahl von Reservebatterien bedingen und in einem größeren Eisenbahnbetriebe wohl kaum durchführbar sein.

Man suchte daher das Ideal der Einzelwagenbeleuchtung auf andre Weise zu verwirklichen, indem man jeden Wagen mit einer kleinen Dynamomaschine, die von einer Wagenachse aus angetrieben wird, versah, sowie eine kleine Accumulatorenbatterie beigab, aus der die elektrische Energie für die Glühlichtbeleuchtung entnommen wird, wenn der Zug hält oder die Dynamomaschine beschädigt ist. Derartige Beleuchtungssysteme sind von Stone, Pollak-Vicarino, Dick und andern erfunden worden. Die Stonesche Einrichtung hat ausgedehnte Anwendung in England gefunden und sich dort durchaus bewährt, auch das noch jüngere System von Pollak-Vicarino scheint sich Bahn zu brechen.

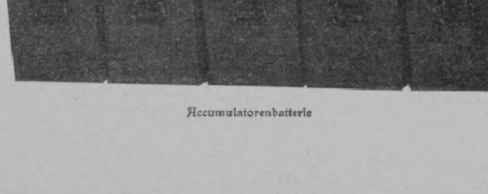


Wagen der Cronberger Eisenbahn
mit elektrischer Beleuchtung nach dem System Pollak-Vicarino

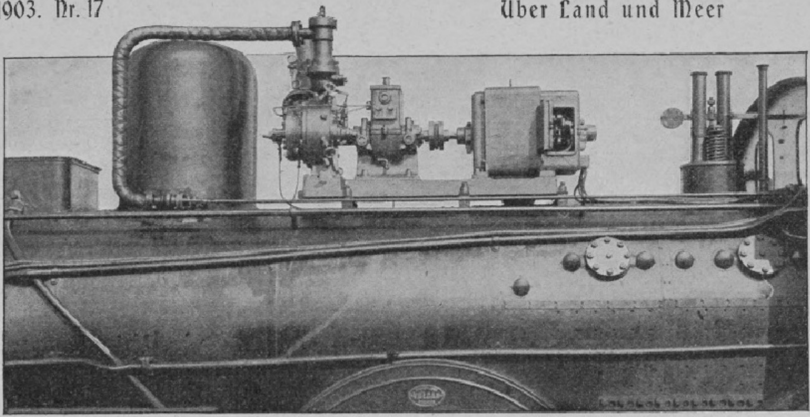
Bei dem aus dem Jahre 1894 stammenden Stoneschen Beleuchtungssystem führt jeder Wagen seine eigne vollständige Beleuchtungseinrichtung mit. Die zur Erzeugung des elektrischen Lichtes dienende Dynamomaschine ist am Untergestell des Wagens so angehängt, daß ihre Riemenscheibe in ungefähr gleicher Höhe mit der antreibenden Wagenachse liegt. Der Antrieb selbst geschieht mittels eines Riemens, wodurch jede Uebertragung von Erschütterungen der Wagenachse auf die Dynamomaschine verhindert wird. Damit die Umdrehungszahl der Dynamomaschine nach Erreichung eines bestimmten Wertes gleichbleibt, wird die Maschine pendelnd an einem verstellbaren Bügel aufgehängt. Infolge der Gleitung des Riemens wird trotz der Aenderung der Zuggeschwindigkeit von der Dynamomaschine innerhalb der Grenzen von 38 bis 115 Kilometern per Stunde ein gleichmäßig starker elektrischer Strom erzeugt, der teils den Wagenlampen, teils der Accumulatorenbatterie zu deren Aufladung zugeführt wird. Die letztere schaltet sich selbstthätig ein, sobald der Zug ganz langsam fährt oder anhält. Die Dynamomaschine beansprucht zu ihrer Bethätigung bei Personenzugwagen 0,6, bei Schnellzugswagen 1,1 Pferdekraft; beim Anfahren der Züge wird keine Kraft beansprucht, da die selbstthätige Einschaltung der Dynamomaschine erst bei einer Geschwindigkeit des Zuges von 16 bis 24 Kilometern in der Stunde erfolgt.

Die Accumulatorenbatterie jedes Wagens besteht aus zwei gleichen Teilen; jede Hälfte der ständig mit den Lampen verbundenen Doppelbatterie dient als Ausgleichsbatterie. Hierdurch wird ein gleichmäßiges, von Zuckungen freies Licht erzielt. Jeder Wagen ist mit einem auf „Licht“ oder „aus“ einstellbaren Lichtumschalter versehen; durch andre Umschalter können auch einzelne Lampengruppen ein- und ausgeschaltet werden. Züge, die viele Tunnels durchlaufen, erhalten besondere, vom Zugführer zu bedienende Fahrschalter zur Beleuchtung des ganzen Zuges. In Speisewagen, Schlafwagen und den in heißen Ländern laufenden Wagen wird ein Teil des Lichtstromes auch zum Antrieb von Ventilatoren benutzt.

Die Vorteile des Stoneschen Systems gegenüber der reinen Accumulatorenbeleuchtung liegen auf der Hand. Die Accumulatoren sind stets gut geladen; sie brauchen weder aus dem Wagenbehälter heraus-



Accumulatorenbatterie



Dampfturbinen-Dynamomaschine nach dem System der Preussischen Staatseisenbahnen

genommen noch von einer besonderen, kostspieligen Stromquelle aus geladen zu werden. Da die Dynamomaschine des Stoneschen Systems nur 24 Volt Spannung liefert, so ist die Gefahr eines wirksamen Kurzschlusses, also eine Feuersgefahr, nahezu ausgeschlossen. Die Firma Accumulatoren- und Elektrizitätswerke Aktiengesellschaft vormals W. A. Böse & Cie., die das Ausführungsrecht für das Stone-System in Deutschland erworben hat, berechnet die Kosten des elektrischen Lichtes nach diesem System mit Einrechnung der Verzinsung, Amortisation u. s. w. der gesamten Anlagen auf ein Drittel der gleichwertigen Fettgasbeleuchtung.

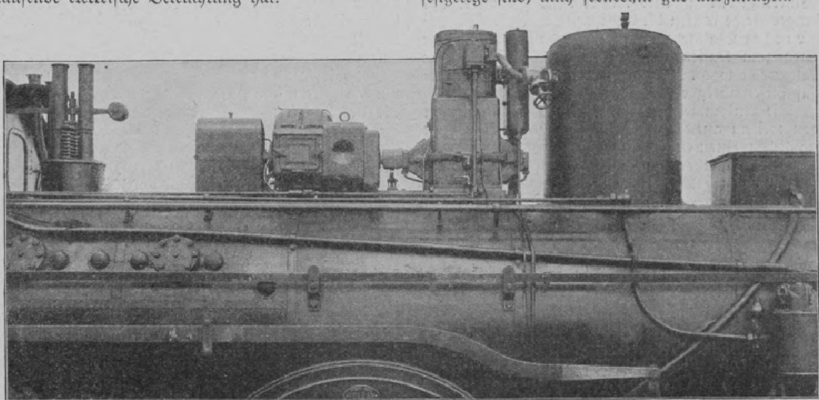
Die Gesamtzahl der nach dem Stoneschen System beleuchteten Eisenbahnwagen beläuft sich auf etwa 15 000 Stück. In Deutschland sind die Versuche mit dem System noch nicht abgeschlossen.

Das von E. Vicarino, dem technischen Leiter der Compagnie Générale Electrique in Nancy, erfundene und in Verbindung mit den Accumulatorenwerken System Pollak in Frankfurt (Main) praktisch ausgebaute Zugbeleuchtungssystem sieht ebenfalls die gleichzeitige Verwendung einer besonderen Dynamomaschine und einer Accumulatorenbatterie für jeden einzelnen Wagen vor. Die Dynamomaschine ist in ein wasserdicht abgeschlossenes Gehäuse eingebaut, das am Untergestell des Wagens auf einem Bolzen pendelnd aufgehängt und mittels einer Spiralfeder in geeigneter Lage gehalten wird. Es kommt Riemenbetrieb zur Verwendung; die Spiralfeder dient zur Erhaltung der konstanten Riemenspannung. Eine Aenderung des Uebersetzungsverhältnisses zwischen Wagenachse und Dynamomaschine durch Zulassung einer Gleitung des Riemens wie beim Stone-System ist hier nicht erforderlich.

Jeder Wagen wird mit einer kleinen, für einen sechs- bis zehnstündigen Lichtbedarf berechneten Accumulatorenbatterie ausgerüstet. Dem Haupterfordernis einer guten elektrischen Zugbeleuchtung, daß den Lampen stets elektrischer Strom von gleicher Spannung zugeführt wird, entspricht Vicarino auf folgende einfache Weise. Den einen Pol der Dynamomaschine verbindet er ständig mit der Accumulatorenbatterie und den Lampen, den andern Pol mit dem oberen Kontaktstifte eines Umschalters. Zwischen diesem und dem unteren Kontaktstifte des Umschalters ist in einer Drahtspule ein Eisenkern derart angeordnet, daß er entweder den oberen oder den unteren Kontaktstift berührt. Ist letzteres der Fall, so ist die Dynamomaschine von der Lampenanlage und der Batterie abgeschaltet und die Batterie direkt mit den Lampen verbunden. Die Lampen erhalten also die volle Batteriespannung. Berührt dagegen der Kern den oberen Kontakt, so kann der Strom aus der Dynamomaschine in die Batterie und die Lampen fließen; zu letzteren gelangt er aber erst durch einen kleinen Drahtwiderstand, so daß die Lampen die gleiche Spannung wie vorher erhalten. Durch eine sinnreiche Vorrichtung wird bewirkt, daß der Eisenkern des Umschalters selbstthätig die eine oder die andre Lage einnimmt, je nachdem die Zuggeschwindigkeit die Leistung der Dynamomaschine erhöht oder vermindert. Bei Zuggeschwindigkeiten von 0 bis 20 Kilometern werden die Lampen nur von der Batterie aus gespeist und erhalten dann eine Spannung von etwa 31 Volt. Bei 20 Kilometern Geschwindigkeit fängt die Dynamomaschine an zu wirken und hebt dann durch ihren die Drahtspirale des Umschalters durchfließenden Strom den Eisenkern an den oberen Kontakt. Die Dynamomaschine übernimmt jetzt die Stromlieferung für die Lampen und von 35 Kilometern Geschwindigkeit an aufwärts auch die Ladung der Batterie.

Das Vicarino-System ist seit mehreren Jahren von der Compagnie Générale Electrique bei den französischen und schweizerischen Eisenbahngesellschaften eingeführt. In Deutschland steht das System bei der Königlich Bayrischen Postverwaltung seit 1899 und bei der Cronberger Eisenbahnverwaltung seit 1900 in Gebrauch.

Seitens der preußischen Staatseisenbahnen bringt man neuerdings dem System der elektrischen Gesamtzugbeleuchtung besonderes Interesse entgegen. Man hofft dadurch, daß man die zur Beleuchtung des ganzen Zuges erforderliche Elektrizität an einer Stelle erzeugt und durch Kabel von Wagen zu Wagen überträgt, nicht nur eine billigere, sondern auch einfacher zu bedienende Beleuchtungseinrichtung zu erhalten. Das seit Frühjahr 1902 probeweise in Betrieb genommene System stammt von dem Geh. Oberbaurat Wichert und dem Baurat Wittfeld; die praktische Ausführung liegt in den Händen der Accumulatorenfabrik A.-G. Hagen i. W., der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Berlin und der Maschinenbauanstalt Humboldt in Köln-Kalk. Bei diesem System wird der Lokomotivkessel als Kraftspender benutzt und die den elektrischen Strom erzeugende Dynamomaschine auf der Lokomotive selbst angebracht. Der Lokomotivführer übernimmt die Bedienung der Beleuchtungsmaschinen nebenbei. In jedem Wagen ist natürlich auch wie bei den übrigen Systemen eine Accumulatorenbatterie untergebracht, die für Licht sorgt, wenn der Zug steht, oder der Wagen in einen Zug umgesetzt werden muß, der keine durchlaufende elektrische Beleuchtung hat.



Dampfturbinen-Dynamomaschine nach dem System der Preussischen Staatseisenbahnen

Die Dynamomaschine wird von einer durch den Kesseldampf gespeisten Dampfturbine angetrieben; beide Maschinen sind, wie unsre Abbildungen zeigen, auf einer gemeinschaftlichen Grundplatte zwischen Dampfdom und Dampfpfeife der Lokomotive so befestigt, daß sie dem Lokomotivführer die Aussicht auf die Strecke nicht versperren. Von den Klemmen der Dynamomaschine wird der erzeugte elektrische Strom in zwei Hauptleitungen unter Anwendung von Stöpselverbindungen von Wagen zu Wagen durch den ganzen Zug geführt. In jedem Wagen ist gleichwirkend mit der Dynamomaschine eine Batterie von 32 Zellen der Accumulatorenfabrik A.-G. in Hagen zwischen die Hauptleitungen geschaltet. Zur Abzweigung der Lampenstromkreise von den Hauptleitungen dient ein kleines Schaltbrett. Damit die Lampen nur Strom von konstanter Spannung erhalten, ist ihnen ein eigenartiger Widerstand zugeschaltet. Die Dynamomaschine liefert während der Fahrt Strom von 68 Volt Spannung, die während des Ladens der Batterien bis gegen 90 Volt steigen kann. Die Batterien liefern gegen 58 bis 64 Volt; die Lampen brauchen aber nur 48 Volt, so daß die erheblichen Spannungsunterschiede durch den Zusatzwiderstand ausgeglichen werden müssen. Der Widerstand wurde zuerst aus Wismut, jetzt aus Eisendraht hergestellt, der spiralförmig in ein mit Wasserstoff gefülltes Glasrohr eingeschmolzen ist. Sobald der Eisendraht ins Glühen gerät, nimmt sein Widerstand sehr stark zu, es erfolgt dadurch eine Abnahme der Spannung und der Stromstärke, die aber alsbald wieder ausgeglichen wird, weil dann auch die Temperatur des Eisendrahtes und mit ihr sein Widerstand wieder sinkt. Es werden daher die Lampen mit Eisenwiderstand durch die wechselnde Spannung in ihrer Helligkeit nicht beeinflußt.

Für die Abteilungen I. und II. Klasse mit Seitengang sind sechs Deckenlampen zu zwanzig Normalkerzen, acht zu sechzehn Kerzen, neun zu zwölf Kerzen und achtundzwanzig Leselampen vorgesehen; die Wagen III. Klasse erhalten keine Leselampen. Zur Lieferung eines solchen Lichtbedarfs für einen Zug von zehn Wagen muß die Lokomotive zwanzig Pferdekräfte an die Dynamomaschine abgeben. Die Leselampen sind zu zwei Stück an jeder Abteilwand über den Rückenlehnen angeordnet; sie haben jede für sich einen Ausschalter, so daß der Reisende sie nach Belieben ein- oder ausschalten kann. Die Ausschalter für die übrigen, in weiteren drei Stromkreisen angeordneten Lampen, von denen der eine die Deckenlampen in der Mitte des Oberlichtes der Abteile, der andre die seitlich an der Decke angebrachten Lampen und der dritte die Lampen in den Seitengängen enthält, liegen in verschlossenen Kasten und können nur vom Wagenwärter bedient werden.

Zur Berechnung der Kosten für diese Art der elektrischen Zugbeleuchtung gegenüber der Beleuchtung durch Gas oder andre elektrische Systeme sind zuverlässige Unterlagen noch nicht vorhanden, indes berechnet der Geh. Oberbaurat Wichert überschläglich, daß die Gesamtkosten für den elektrisch beleuchteten Wagen, insbesondere aber die Einrichtungskosten sich erheblich teurer stellen werden als bei der Gasbeleuchtung. Bei den Annehmlichkeiten der elektrischen Beleuchtung stellt es jedoch der Genannte trotz der Kosten als erstrebenswertes Ziel hin, mit der Zeit sämtliche Schnellzüge mit der elektrischen Beleuchtung zu versehen; für den übrigen Zugverkehr aber die Gasbeleuchtung vorläufig noch zu belassen und damit die Kapitalien, die in den Gasanstalten und den Wageneinrichtungen festgelegt sind, auch fernerhin gut auszunutzen.

Die ersten Versuche mit dem elektrischen Beleuchtungssystem der preußischen Staatsbahnen wurden in den beiden sogenannten Schwedenzügen gemacht, D-Zügen, die vom Stettiner Bahnhof in Berlin nach Stralsund-Saßnitz und zurück verkehren. Diese Züge werden ohne Lokomotive von Stralsund nach Altefähr mittels Fähre übergesetzt. Der Lichtstrom muß also hierbei den Batterien entnommen werden, dies erfolgt für die ganze Hin- und Rückfahrt auf der Strecke Stralsund-Saßnitz. Die mit der elektrischen Beleuchtung der Schwedenzüge erzielten durchaus günstigen Ergebnisse haben zur Ausrüstung je zweier weiteren D-Züge auf der Strecke Berlin-Altona in jeder Richtung geführt; sie sind seit Anfang November 1902 im Betriebe. Ein mit dem neuen elektrischen Beleuchtungssystem ausgerüsteter Probezug ist auch kürzlich Seiner

Majestät dem Kaiser vorgeführt worden. Ob die weiteren Versuche zur ausschließlichen Einführung des elektrischen Gesamtzugbeleuchtungssystems oder zur Annahme des Einzelwagensystems von Stone oder von Pollak-Vicarino u. s. w. führen werden, läßt sich heute noch nicht absehen. Diese Entscheidung kann für Deutschland auch nicht einseitig von einer Verwaltung getroffen werden, es bedarf hierzu vielmehr der vorherigen Vereinbarung mit den andern Eisenbahnverwaltungen. Ebenso wie im Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen hinsichtlich der Kuppelungen, Bremsen, Dampfleitungen u. s. w. bindende Abmachungen getroffen sind, müßten auch besondere Normen für die elektrische Zugbeleuchtung festgesetzt werden, zumal wenn es sich um die Einführung des Systems der Gesamtzugbeleuchtung handeln sollte. Wollte jede Verwaltung ein besonderes System bei sich einführen, so würde das voraussichtlich mehr zu einem Rückschritt als zu einem Fortschritt in der Frage der elektrischen Beleuchtung der Eisenbahnfahrzeuge führen.

Otto Jeutsch

Die Comtesseninsel

Eine Eisgeschichte

von

Teo von Torn

Der betriebsame Pächter der Westeisbahn kalkulierte sehr richtig, daß es eine große Anzahl von Menschen giebt, die dem Schlittschuhsport an sich gern huldigen, die es aber zu dessen intimen Reizen nicht zählen, wenn sie alle Augenblicke an den unteren Extremitäten von schwankenden Kindlein umklammert oder durch die rasante Sportbethätigung losgelassener Commis beunruhigt werden. Er hatte daher die nach zwei Seiten hin wohlthätige Einrichtung getroffen, daß in den Stunden von zwei bis vier Uhr nachmittags der Eintrittspreis von einer Reichsmark erhoben wurde. Geld ist zwar in Sachen der Exklusivität nicht unbedingt zuverlässig, hier aber führte die höhere Besteuerung des Vergnügens doch dazu, daß in der genannten Zeit Grazie und Eleganz vorherrschten.

Die weite, weißblau schimmernde Fläche war von dem vornehmsten Publikum der Residenz belebt. Prächtige Eiskostüme, schmucker Dreß und Uniformen wogten und flirrten durcheinander. In dem Musikpavillon konzertierte das Trompetercorps des Kürassierregiments. Auf der Zugangsseite der Bahn standen eine Unzahl von Offiziersburschen und Lakaien, mit Pelzen und Tüchern bepackt, jedes Winkes gewärtig. Und immer neue Zuzügler. In langer Reihe rollten die Equipagen von der Chaussee her in den Waldweg ein, von dem dann ein schmaler Steg zum Kassenschalter führte. Die Fußgänger hatten es etwas näher, da sie gleich von der Chaussee auf diesen Steg einbiegen konnten.

Die Ankommenden winkten und grüßten schon von weitem auf die Bahn hinaus und wurden mit fröhlichen Zurufen empfangen. Lachen und Plaudern überall, aber in der abgedämpften Stimmung der Wohlerzogenheit und distinguierten Reserve. Um so auffälliger machte sich ein Ruf, der eben mit der Lungenkraft eines Stentors vom Eingange her über das Eis dröhnte: „Großow —!!“

Gleichzeitig erhob sich über alle Köpfe ein pelzverbrämter Aermel, und eine mit kolossalen „Paviansfoten“ bekleidete Hand schwang ein paar Schlittschuhe derart lebhaft, daß die Nächstgehenden sich unwillkürlich duckten und der angerufene kleine Husar seinen Jugendfreund und Kriegsschulkameraden Rolf Marty absolut nicht übersehen konnte.

Freiherr von Großow sauste in einem eleganten Bogen heran und zerrte den blonden Riesen ziemlich unsanft aus dem Gewühl. „Aber Mensch, so brülle doch nicht, als wenn du das Eis sprengen wolltest!“ raunte der Husar zwischen Aerger und Lachen. „Deine Kommandeuse drüben ist beinahe hingeschlagen vor Schreck, und der Brendling hast du den Tuff vom Hut gefegt —“

„Alle Wetter,“ knurrte Rolf Marty, indem er sich verstohlen umsah, „war denn mein Entree so geräuschvoll? Aber das kommt nur von der Aufregung, weißt du. Sowie ich aufgeregt bin, muß ich Krach machen. Ob ich mich bei den Damen entschuldige?“

„Nun thu mir den Gefallen und mach keinen weiteren Aufstand! Was willst du überhaupt hier? Du kannst doch gar nicht Schlittschuhlaufen, hast du mir gesagt. Weshalb außerdem in diesem Nordpolfahrer-Zivil? Und zu Fuß! Wo sind deine Jucker? Und was ist das für eine scheußliche Töle, die du da trägst?“

Rolf Marty, Leutnant im Kürassierregiment Alexander, warf einen zärtlichen Blick auf den kleinen, abschreckend häßlichen Köter, den er krampfhaft unter dem Arm eingeklemmt hielt, und versuchte ihn mit der freien „Pavianspfote“ zu streicheln. Der Hund mißtraute jedoch der bunten Pranke und machte die wahnwitzigsten Anstrengungen, sich der Annäherung zu entziehen. Da ihm das nichts nützte, legte er die Schnauze in unfreundliche Plisseefalten und knurrte. Rolf Marty schien das entzückend zu finden. Er betrachtete das Tier mit einer Art übermütiger Glückseligkeit. Dann drückte er es noch fester an sich und sagte:

„Lieber Heinz, ich bin ein schwerfälliger Mensch. Das weißt du, und deshalb darfst du mich nicht so viel auf einmal fragen. Immer eins nach dem andern. Zunächst sage mal: s i e ist da, nicht wahr?“

„Wer?“

„Sie.“

„Das ist mir zu allgemein; du mußt dich deutlicher ausdrücken.“

„Aber Mensch!“ rief der Kürassier mit maßlosem Erstaunen, und es klang wieder sehr laut, „es giebt doch nur e i n e Comtesse Grove!“

Freiherr von Großow entfernte sich fluchtartig in großen Bogen. Erst nachdem er sich vergewissert, daß der Ausruf doch nicht die gefürchtete Beachtung gefunden hatte, birschte er sich wieder heran.

„Ich will dir mal was sagen, Rolf,“ raunte er ärgerlich; „wenn du deine Bärenstimme nicht einigermaßen bändigst, dann verlasse ich dich zur selbigen Stunde. Du bringst einen ja in Teufels Küche! Ebenso gut kannst du die Kleine doch gleich ausklingeln lassen —“

„Na, wenn du dich so begriffsstutzig anstellst —“ erwiderte der Hüne kleinlaut. „Also sie ist da?“ fragte er im Flüstertone und mit erwartungsvoll hochgezogenen Augenbrauen.

„Allerdings. Drüben auf der Comtesseninsel, wo nach der Frequenz wieder eine große Schlangenverschwörung im Gange zu sein scheint. Offen gestanden, Rolf, ich kann dein unentwegtes Interesse für die Grove nicht recht begreifen. Der hochnäsige kleine Racker behandelt dich en canaille. Wie sie dich vorgestern auf dem Ball bei Conströms hat abfallen lassen, das war doch schon mehr ein Affront. Merkst du denn das nicht?“

Rolf Marty hatte die hellen blaugrauen Augen suchend in die Ferne gerichtet. Etwas abseits von der eigentlichen Bahn, gegenüber dem Musikpavillon, lag die Comtesseninsel — eine aus Brettern zusammengeschlagene und mit Strohmatten bedeckte niedrige Estrade, die die jungen Damen der vornehmen Welt durch Gewohnheitsrecht für sich in Anspruch nahmen und sehr exklusiv behandelten. Eher ging ein Kamel durch ein Nadelöhr, als daß hier jemand Zutritt fand, der nicht mindestens durch eine siebenzackige Krone sich legitimierte. In dieser Gegend irrte Rolf Martys suchender Blick umher, um ganz langsam und verträumt zurückzukehren, als der Husar wiederholte:

„So sprich doch — merkst du das nicht?“

„Das merkt ein Pferd,“ erwiderte er einfach. Es hatte etwas Rührendes, als er dann die breiten Schultern hob und mit einem leichten Seufzer sagte: „Aber es kann wohl auch nicht anders sein, Heinz. Die Comtesse Grove und ich — das ist nicht auszudenken, und ich sage mir das selbst — täglich, stündlich. Aber mach mal einer was mit so einem verdrehten Muskel, wie es das Herz ist!“

„Armer Kerl — —“

„Sag das nicht, Heinz,“ versicherte Rolf Marty eifrig, und ein fast übermütiges Lächeln verschönte das eckige Friesengesicht. „Ich bin auch so schon ganz zufrieden. Mag sie auch ruhig Schindluder mit mir treiben — wenn ich sie nur hie und da sehen und mich ein bißchen ansonnen lassen darf von ihren Augen. Hast du übrigens schon solche Augen gesehen, Heinz? Schwarz mit einem grüngoldenen Rande um die Iris? Herr Gott, sind das Augen!“

Die selbstvergessene Begeisterung hatte sich bei den letzten Worten nicht nur wieder auf die Stimme gelegt, sondern in schmerzlich fühlbarer Weise auch auf den Hund eingewirkt. Der Köter reagierte auf den empfindlichen Druck durch ein klägliches Winseln und erneute Anstrengungen, sich zu befreien.

„Aber laß doch endlich die greuliche Töle laufen!“ rief Herr von Großow ungeduldig. „Willst du sie denn ewig herumschleppen?!“

„Wenn es sein muß, bis ans Ende der Welt,“ erklärte der Riese mit der Bestimmtheit eines Menschen, der sich einer edlen Aufgabe voll bewußt ist. „Der Hund ist keine Schönheit, da hast du recht,“ sagte er dann, indem er das Tier sorglich in eine bequemere Lage brachte; „er ist das, was man so als Bastard von Pinscher und Fußbank bezeichnet — aber es ist i h r Hund! Ich habe heute überhaupt kolossales Glück gehabt, Heinz! Da ich meine Pferde in der Kälte nicht gerne draußen stehen lasse — wie ihr das übrigens euren Burschen zumuten könnt, ist mir schleierhaft! — benutzte ich die elektrische Bahn. Alles gerammelt voll, bis auf einen einzigen Platz. Kaum habe ich mich hingesetzt — wer kommt? Lizzie Grove! Es geht mir wie ein Schlag durch alle Gebeine, aber ich habe doch noch so viel Sammlung, um aufzuspringen und ihr meinen Sitz anzubieten. Sie nimmt an und lächelt dankend. L ä c h e l t, Heinz! Ich war selig, kann ich dir sagen. Leider betrat in demselben Augenblick ein Kontrolleur den Wagen und setzte mich als überzählig hinaus.“

„Und das nennt der Mensch Glück!“

„War es auch. Sie hat gelächelt! Du hast eben keine Ahnung, was mir das ist! Das kann ich nur vergleichen mit dem Empfinden von einst — wenn mein Mutting an mir großem Bengel herauflangte und mir mit ihren weichen weißen Fingerchen die Wangen strich. So ungefähr. Es wird einem ganz warm und mollig ums Herz. — Na, laß! Wie ich aus dem Wagen springe, sehe ich den Hund hinterher keuchen. Ich habe ihn oft auf der Straße bei ihr gesehen. Aber nicht bloß deshalb habe ich ihn angelockt und aufgenommen. Ich habe ein Faible für häßliche Hunde wie für häßliche Menschen. Mir ist immer, als könnte ich an ihnen was gut machen. Möchtest du das Tierchen nicht einen Augenblick halten, bis ich mir die Schlittschuhe angelegt habe?“

„Nicht für 'ne Million!“ wehrte der Husar ordentlich erschrocken ab. „Gieb ihn doch einem der Eisbahnwärter!“

„Nee, mein Lieber, das machen wir nicht. Ich werde meine Schlittschuhe abgeben. Das Laufen ist ohnehin ein riskantes Vergnügen für mich. Habe deshalb auch Zivil angelegt, um im königlichen Rock keine Vorstellungen zu veranstalten. Falle ich so mal hin, dann schadet es nichts. Und — Zivil steht mir doch auch nicht übel, was?“

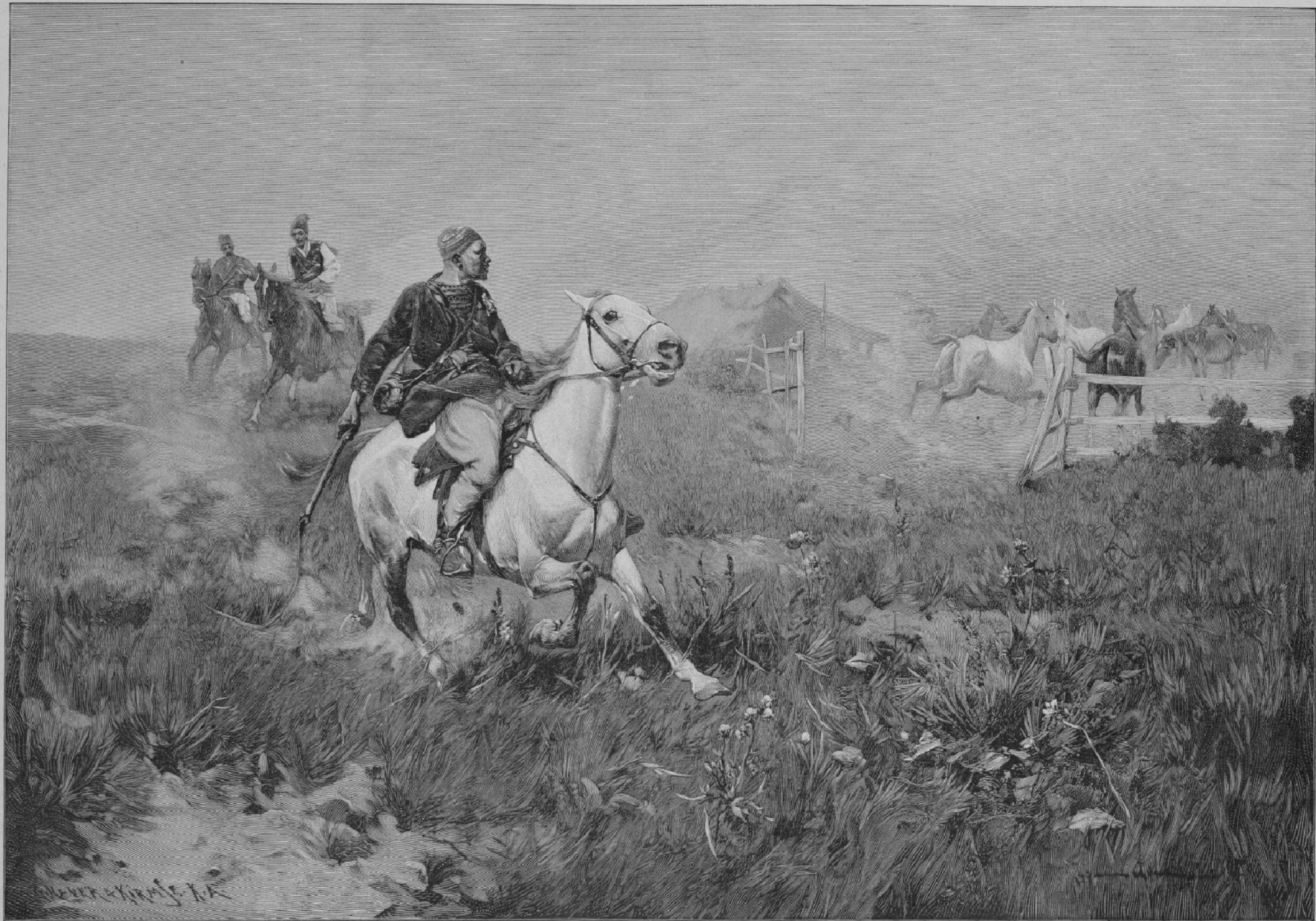
Der baumlange Friese sah mit der naiven Selbstgefälligkeit eines neueingekleideten Konfirmanden an sich herab und achtete deshalb auch nicht auf die Grimasse, die der schmucke kleine Husar bei dieser Frage zog.

Rolf Marty nahm sich nämlich gar nicht vorteilhaft aus. In dem weißen Koller und den hohen Stulpstiefeln hatte seine Ueberlebensgröße noch eine gewisse Proportion. Diese fehlte jetzt vollständig. Alles an ihm war unverhältnismäßig. Der kostbare Pelz erschien viel zu kurz, da die langen Beine bis weit über die Kniee herausragten. Auch die Aermel schlossen sich nur knapp an die ungeheuerlichen Handschuhe, deren nächste Nummer bereits unter die Strümpfe rangierte. Dazu das winzige Pelzkäppchen, das zwar keck auf der rechten Stirnseite saß, aber von dem mächtigen blonden Schädel doch zu wenig bedeckte, um zu „kleiden“. Rolf Marty ging es wie allen Menschen, die sonst auf Aeußerlichkeiten wenig geben und plötzlich einmal den Einfall bekommen, sich besonders hübsch zu machen. Der ungeübte Geschmack begeht dann wahre Orgien von Mißgriffen.

Auch auf der Comtesseninsel hatte man das längst bemerkt. Lizzie Grove war mit ihrem verkleideten Verehrer, den eine kleine österreichische Durchlaucht unter allgemeiner jubelnder Zustimmung als „Ueber-Krampus“ charakterisiert hatte, bereits derart aufgezogen worden, daß es nur noch eines geringen Anlasses bedurfte, um das ohnehin sehr lebhafte und empfindliche Temperament der Comtesse zur Explosion zu bringen. Dieser Anlaß war gegeben, als der lange Kürassier plötzlich aus dem Gewühl auftauchte und seinen Kurs direkt auf die Comtesseninsel richtete — in dem Tänzeln und Schliddern, das man unwillkürlich annimmt, wenn man ohne Schlittschuhe sich auf dem Eise bewegt. Bei dem Hünen machte sich das unsagbar drollig.

Das Kichern und Lachen der jungen Damen ward zur ungebändigten Heiterkeit, als der Ueber-Krampus dicht vor der Estrade noch eine besonders glatte Stelle zu passieren hatte. Er rutschte aus, und nur durch ein heftiges Umeinanderwerfen von Armen und Beinen vermochte er noch glücklich die Balance zu halten. Leider aber hatte er bereits die Mütze gezogen und auf den Hund nicht geachtet. Bei den mit der Verve einer irrsinnig gewordenen Windmühle ausgeführten Bewegungen war die Kappe in weitem Bogen nach rechts, der Pinscher nach links geflogen. Als letzterer sich wieder auf seinen vier Beinen zurechtgefunden hatte, sprang er winselnd vor Freude an der Comtesse hoch.

Dieses rührende Wiedersehen entschädigte den Kürassier für den eben ausgestandenen Schreck und



Weidende Pferde in den Steppen der Ukraine

Nach dem Gemälde von Z. Ajdukiewicz

die vorangegangenen Umständlichkeiten so vollkommen, daß er zunächst gar nicht nach seiner Mütze suchte. Den blonden Enakskopf etwas auf die Schulter geneigt, verfolgte er mit zufriedenem und glücklichem Lächeln die unsinnigen Freudenbezeigungen des Köters. Er fiel aus dem siebenten Himmel, als die Comtesse von der Estrade herabstieg und mit zornfunkelnden Augen auf ihren Schlittschuhen dicht an ihn heranglitt. Indem sie beide Fäuste wütend in den winzigen Muff bohrte, stieß sie zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor:

„Sie haben eine erstaunliche Geschicklichkeit, sich unbeliebt zu machen, Herr Leutnant! Wollen Sie mir, bitte, verraten, was Sie veranlaßt hat, mich mit dem scheußlichen, zudringlichen Hunde zu belästigen?!"

„Gnädigste Comtesse — ich — ich bitte tausendmal um Entschuldigung," stotterte der Riese mit brennrotem Kopf, indem er fassungslos auf das in Erregung zitternde Figürchen herabschaute. „Ich glaubte, es wäre Ihr Hund — und gar so scheußlich ist er doch nicht — —"

„Es ist der Hund unsers Portiers, Herr Leutnant! Nicht der meine! Und er ist fast so zudringlich und widerwärtig wie — —"

Sie vollendete nicht. Das Tier hatte in seiner täppischen Ausgelassenheit nach ihrem Arme geschnappt und wohl etwas fester zugepackt, wie das als Ausdruck von Zärtlichkeit nötig gewesen wäre. Das junge Mädchen schrie auf, und vor Zorn und Schreck ihrer selbst nicht mehr mächtig, stieß sie so heftig nach dem Pinscher, daß er, kläglich aufheulend, mindestens zehn Schritte nach dem Ufer zu über das Eis flog. Einige Sekunden blieb der Hund wie betäubt sitzen; dann zog er den Schweif ein und retirierte weiter, aber derart unachtsam, daß er plötzlich in einer offenen Stelle verschwand.

Das rote Gesicht Rolf Martys färbte sich noch dunkler. Mit einem unartikulierten Laut, der wie das Brummen eines gereizten Bären klang, warf er seinen Pelz ab und stürzte dem Hunde nach — gleich darauf ein vielstimmiger Schrei des Entsetzens.

Gleich hinter dem ersten, zur Warnung ausgesteckten Strohwisch war das Eis unter den wuchtigen Schritten des Offiziers geborsten. Bis zu den Armen eingesunken, schüttelte sich der massige Körper wie im Krampf, aber schon in der nächsten Sekunde hob er sich in gewaltigem Schwunge und gewann festes Eis. Ratlos sah er sich um. Keine Leiter oder Stange in der Nähe — und der Hund tauchte eben mit herzzerreißendem Winseln auf. Da fiel sein Blick auf die Brettereſtrade der Comtesseninsel, wo die jungen Damen wie verängstigte Vögelchen sich aneinanderdrückten; auch Lizzie Grove war wieder hinaufgeflüchtet.

Ein dröhnender Zuruf — gleich darauf ein Ruck — und die gesamte weibliche Jeunesse doree der Residenz trudelte wie der Inhalt eines ausgeschütteten Kartoffelsackes von den Brettern herunter auf das Eis. Dann faßte Rolf Marty noch einmal das Seil, an dem sonst vier Männer zu ziehen hatten, um die Estrade von der Stelle zu bewegen. Die Adern traten dick wie Bindfaden auf Stirn und Schläfen hervor, und der hohe weiße Stehkragen schnitt tief in die gespannten Halsmuskeln.

Ein Krachen, ein knirschendes Scheuern, und als die Fußbalken sich erst von dem Eise gelöst hatten, schob Rolf Marty mit Leichtigkeit die Bretter über die brüchige Stelle hinweg. Dann sprang er hinauf und zog den halberstarrten Pinscher aus dem Wasser.

Ein Beifallstoben erscholl, wie es die fashionable Stunde der Westeisbahn noch nicht erlebt hatte. Namentlich seine Kameraden umringten ihn. Rolf Marty brach sich ungeduldig Bahn. Es lagerte ein herber, finsterer Zug auf seinem sonst so kindlich gutmütigen Gesichte. Er achtete nicht einmal darauf, daß es die Comtesse Lizzie Grove war, die ihm seine Kappe reichte. Aus den Händen Grosows, der nicht recht wußte, ob er heulen oder sich ärgern sollte über den „auffälligen Menschen", nahm er schweigend seinen Pelz entgegen, wickelte das zitternde Tier sorglich hinein und verließ die Bahn. — —

Die Portiersleute im Palais Seiner Excellenz des Herrn Ministers Grafen Grove machten sehr erstaunte Augen, als in den Abendstunden ein hochgewachsener Kürassieroffizier vorfuhr und nicht die Marmortreppe hinanstieg, sondern bei ihnen eintrat und in höchsteigner Person den Pinscher abgab, der bisher eigentlich noch gar nicht vermißt worden war. Noch viel mehr aber erstaunten sie, als gleich darauf, wie von ungefähr, auch die gnädige Comtesse anschwirrte — im bloßen Kopf und mit einer fliegenden Röte auf dem hochmütigen Gesichtchen.

Rolf Marty grüßte förmlich und wollte gehen; aber die Comtesse trat ihm resolut entgegen und hielt ihn zurück. Von dem, was sie zu ihm sprach, verstand er nicht viel mehr, als daß die Comtesse Lizzie Grove den Leutnant Rolf Marty von den Alexander-Kürassieren um Entschuldigung bat, weil sie sich schlecht und herzlos betragen und weil sie sich so furchtbar dessen schäme.

Er verstand das wohl, aber er begriff noch nicht, wie so was möglich war. Erst als er seinen Blick in die dunkeln Augensterne tauchte, deren grüngoldene Iris ihn so warm und bittend ansonnte, da begriff er auch, — und die Comtesseninsel mit ihren Bitternissen ging unter in einem Ozean von Glück.

Aus dem Reiche der Sterne

Die ungeheure Größe der Erde ist es nicht zum wenigsten gewesen, die verursacht hat, daß wir Menschen jahrtausendelang über die Rolle unsers Wohnplatzes im Weltall völlig unrichtige Anschauungen hatten. Wäre der Erdball beträchtlich kleiner gewesen, so daß die alten Völker ihn in allen Teilen hätten durchwandern oder umschiffen können, so würde die gebildete Menschheit nicht darauf verfallen sein, den Planeten, den sie bewohnt, zum Mittelpunkt und Hauptteil der Welt zu machen und die Himmelskörper nur für nebensächliche Schöpfungen zu halten, die bloß zum Nutzen oder zur Freude der Menschen vorhanden seien. Nachdem aber endlich die Rolle des Erdballs im Weltall richtig erkannt war und nachdem mit Hilfe des Fernrohrs und der Meßinstrumente auch die Entfernungen und Größenverhältnisse andrer Himmelskörper erkundet waren, stellte sich heraus, daß der ungeheure Erdball durchaus nicht einer der größten Weltkörper ist, aber freilich auch nicht zu den kleinsten gehört. Der kleinste Himmelskörper, von dem man bereits vor 120 Jahren wußte, war der Mond; aber bis vor weniger als 60 Jahren hatte niemand Kenntnis davon, daß es im Sonnensystem Hauptplaneten gebe, die so klein seien, daß mehr als 10 Millionen von ihnen erforderlich sein würden, um zusammen an Volumen der einzigen Mondkugel gleichzukommen. Bei gleicher Dichte wie die Erde ist auf diesen kleinsten Planeten die Schwerkraft so gering, daß ein Mensch von der bei uns gewöhnlichen Muskelkraft ein Gewicht von 1500 Zentnern davontragen könnte und ohne sonderliche Anstrengung in einem Satze einige Kilometer weit zu springen vermöchte. Für Menschen, wie wir sind, müßte ein solcher Miniaturweltkörper als gar enges Gefängnis erscheinen, denn die Reise um die Welt wäre dort ein wenig anstrengender Spaziergang, und die Antipoden könnten sich gemütlich tagtäglich zusammenfinden. Ob aber auf jenen Planeten Menschen von der Kraft und Größe des Erdenbewohners vorhanden sind, ist eine andre Frage, die wir direkt nicht beantworten können; genug, daß so kleine Weltkörper in unserm Sonnensystem vorhanden sind, und zwar in nicht geringer Zahl. Noch aber sind nicht sechs Jahre verflossen, seitdem man weiß, daß von diesen kleinen Planeten einer zu gewissen Zeiten der Erde so nahe kommt, daß er dann nur halb so weit von uns entfernt ist als der Planet Venus in seiner Erdnähe, oder nur ein Drittel so weit absteht als der Planet Mars, wenn dieser uns am nächsten ist. Das sind höchst merkwürdige Ergebnisse, und sie gewähren neue und überraschende Einblicke in die Anordnung des Planetensystems.

Wenn man die Entfernungen der Planeten von der Sonne durch runde Zahlen und in Millionen Meilen ausdrückt, so hat man nachstehende Aufeinanderfolge:

Merkur	8	Mill. Meilen	Jupiter	100	Mill. Meilen
Venus	14	„ „	Saturn	190	„ „
Erde	20	„ „	Uranus	380	„ „
Mars	30	„ „	Neptun	600	„ „

Man bemerkt sofort, daß zwischen dem Mars und Jupiter eine Lücke ist, die ausgefüllt wäre, wenn in etwa 50 bis 55 Millionen Meilen Entfernung von der Sonne ein Planet stände. Dies war schon vor fast 300 Jahren dem berühmten Kepler aufgefallen, allein es zeigte sich eben dort kein Planet, der hell genug war, um sich bemerkbar zu machen. Da fügte es in der Nacht des 1. Januar 1801 der Zufall, daß der Astronom Piazzi zu Palermo ein Sternchen beobachtete, das an einem der nächsten Abende nicht mehr an seinem früheren Orte stand, sondern etwas abgerückt war. Darauf aufmerksam geworden, verfolgte er die Bewegung weiter, und zuletzt ergab sich, daß es sich um den erwähnten Planeten zwischen Mars und Jupiter handle. Dieser Wandelstern war offenbar im Verhältnis zu den bekannten Planeten klein, was man auch erwartet hatte, da er sonst durch seine Helligkeit längst aufgefallen wäre; was man aber nicht erwartet hatte, war, daß 1802 noch ein zweiter Planet, ebenfalls von geringer Größe, aufgefunden wurde, der auch in die Reihe paßte, endlich 1804 noch ein dritter und 1807 ein vierter kleiner Planet.

Sämtliche vier Planeten bewegen sich um die Sonne zwischen dem Mars und Jupiter, und als man ihre Bahnen auf ein Blatt Papier zeichnete, ergab sich das auffallende Resultat, daß sie einander durchkreuzten, was bei keinem andern Planeten auch nur entfernt der Fall ist. Dies legte einen Gedanken nahe, den der berühmte Arzt und Astronom Olbers (der selbst zwei von den vier kleinen Planeten entdeckt hatte) schon nach Auffindung des zweiten in einem Briefe an seinen Freund, den großen Mathematiker Gauß, aussprach. Er meinte, es möchten diese Wandelsterne wohl zu den Trümmern eines ehemaligen größeren Planeten gehören, der durch irgend ein Ereignis zerschmettert worden sei; in diesem Fall aber dürfte man vielleicht noch mehr Stücke des Urplaneten antreffen. Die Auffindung von noch zwei kleinen Planeten schien in der That die Vermutung von Olbers zu bestätigen. Was die Ursache der Katastrophe anbelangt, so dachte er an den Zusammenstoß mit einem Kometen und meinte, daß ein Kometenkern, der auch nur 20 Meilen im Durchmesser halte und mit einer Geschwindigkeit von 5 oder 6 Meilen in der Sekunde gegen einen Planeten stoße, Kraft genug besitze, um dessen sprödes Granitgerippe zu zersplittern. Als Olbers diese Ansicht äußerte, wußte er noch nicht, was uns heute bekannt ist, daß es bei dem Zusammenstoß solcher kosmischer Massen keineswegs beim Zersplittern verbleiben werde, sondern daß als unmittelbare Folge eines solchen Zusammenpralls beide Weltkörper in den Zustand ungeheurer Hitze geraten müßten. Sie würden wahrscheinlich einen einzigen, mindestens an seiner Oberfläche in dem Zustande glühenden Dampfes befindlichen Körper bilden, der nun allen übrigen Planeten als hell aufleuchtender Stern sichtbar würde. Wenn man mit Kant und Laplace annimmt, daß die Planeten einheitlich aus einer ursprünglich die Sonne umgebenden Nebelatmosphäre durch Ringbildung oder Abschleuderung entstanden sind, so kann man denken, daß unter gewissen Umständen auch einmal statt eines einzigen großen eine Anzahl kleiner Planetenkörper abgetrennt worden ist. Diese Möglichkeit hielt Laplace selbst für vorhanden und glaubte, daß die vier kleinen Planeten, die zu seinen Lebzeiten entdeckt worden waren, auf diese Weise entstanden seien. In jüngster Zeit hat ein französischer Mathematiker, C. Freycinet, diesen Gesichtspunkt genauer erörtert und ist zu folgendem Ergebnis gekommen: In einem sehr frühen Stadium des Planetensystems haben sich da, wo heute der Schwarm der kleinen Planeten zirkuliert, mehrere ringförmige Schichten abgesondert. In jedem dieser Ringe besaß die Materie eine gemeinsame Bewegungsgeschwindigkeit um die Sonne, die aber in den einzelnen Ringen verschieden war. Jeder dieser Ringe zerfiel endlich in kleinere Massen, aus denen sich dann die kleineren Planeten bildeten. So konnte es in der That kommen, daß gewisse Gruppen von ihnen ähnliche Bahnen beschreiben, gleichsam als wenn sie Bruchstücke eines einzigen Weltkörpers wären, ohne daß letzteres wirklich der Fall ist.

N.

Bücher

Bücher sind seltsam. Still und stumm
Liegen und stehn sie um uns herum.
Doch fangen wir an in ihnen zu lesen,
So werden sie zu lebendigen Wesen,
Und grade so wie die Menschenkinder
Gefallen sie uns bald mehr, bald minder.
Die einen haben uns wenig zu sagen
Und werden schnell wieder zugeschlagen,
Bei andern haben in Mussestunden
Wir angenehme Gesellschaft gefunden.
Viele wissen uns zu belehren,
Und wir halten sie hoch in Ehren,
Oder sie werden uns gute Bekannte,
Gesinnungsgenossen, Geistesverwandte.
Ganz wenige doch, — und das sind die wahren! —
Die werden uns lieber nur mit den Jahren,
Die wachsen uns fest ins Herz hinein,
Um lebenslang unsre Freunde zu sein.

Adelheid Stier



Ehrenpforte zur feierlichen Einweihung des Nildammes

Assuan und die Eröffnung des Nilstauwerks

Text und Abbildungen von unserm Spezialzeichner Max Rabes

Ein tiefblauer, fast ewig wolkenloser Himmel wölbt sich über der kleinen, leuchtenden Stadt, deren Hauptstraße am Ufer ein Minaret und einige europäisch freundliche Häuser aufweist. Jenseits des Nils fällt der Blick auf die liebliche Insel Elephantine, die, mit Palmen bestanden und von saftigem Grün umkleidet, den uralten Nilmesser birgt. Dahinter die gelbsandigen Berge und Felsen, die auf dieser Seite die starre Wüste abschließen. Hier gewahrt man noch Höhlen — Felsengräber — und auf der Höhe das zerfallende Grab eines Scheichs.

Majestätisch und ruhig fließt der Nil durch die schwarz glänzenden Granitklippen, die im Strombett liegen; hier umspült er altes Gemäuer aus der Kalifenzeit, dort trägt er spitzmastige Dahabijen mit weißen, leuchtenden Segeln Am Ufer liegen große Touristendampfer und weiterhin, an dem kleinen Palmeneiland, Privatboote.

In der Stadt flutet das Hauptleben durch die enge, winklige Bazarstraße — überdeckte, halbdunkle, schmale Gänge mit kleinen Verkaufsständen, in denen eine erstaunliche Fülle erstehenswerter Gegenstände feilgehalten wird: allerhand Waffen, Schwerter und Dolche mit Krokodillederscheiden, Tiger- und Leopardenfelle, indische Stoffe, Stickereien aus Siut, Korbgeflechte aus Esne, Silbersachen, Edelsteine, Straußenfedern — kurzum ein Sammelsurium aller möglichen Dinge. Und da heißt es handeln und feilschen, will man etwas preiswert erstehen, und glaubt man schließlich, daß der arme Verkäufer nichts mehr daran verdient, wie er mit Thränen in den Augen beteuert, so ist man doch immer noch der allzu Gutmütige gewesen.

Und welch buntscheckige Menge drängt sich hier! Zahlreich vertreten sind namentlich die Nubier mit ihrem typischen großen Haarwust; hier bieten sie Muschelketten zum Kauf an, dort erstehen sie selbst einige Meter weißes Leinen für ihr Gewand, das eben nur aus einigen Metern Stoff hergestellt wird. Touristen bringen ihre „kostbaren“ Einkäufe in Sicherheit, zwischendurch eilen vermummte Frauen, mit Krügen auf dem Kopfe, Berber, Sudanesen, Araber. Weiter fortschreitend, kommen wir durch die Gasse der Getreidehändler über den Topfmarkt an Grünzeug- und Obsthändlern vorbei, die laut ihre Waren anpreisen. Dazwischen tönt einförmiger Gesang und der dumpfe Ton der Tarabuka von einer Straßensängerin oder Tänzerin, die ihre Künste zeigen.

Oberhalb der Stadt werden die Häuser zu elenden Lehmhütten. Dann folgen Friedhöfe, und wir sehen zwischen Gräbern, inmitten der Wüste — eine Kinderschule und weiter das Dorf der Bischarin. Dieses sogenannte Dorf besteht nur aus elenden Hütten, aus alten Matten und Pfählen „erbaut“, zwischen denen eine große Kinderschar in glücklicher Gemeinschaft mit Kamelen und Ziegen haust.

Den Glanzpunkt des Sehenswerten in der Umgebung von Assuan bildet die liebliche Insel Philä. Wir ziehen es vor, zu Esel hinauszureiten. Der Weg führt durch die alten Friedhöfe, Kuppelbauten und Gräber berühmter Heiligen aus dem 9. und 10. Jahrhundert — alles zerfallen und verwittert —, weiter durch die Wüste, vorbei an Steinbrüchen, Granitblöcken und Felsen mit uralten Inschriften, bis an den Nil. Ueberraschend und poetisch zugleich ist der Anblick der Insel Philä. Daneben gewahrt man das kleine Bige und die Felsinsel Konosso mit ihren seltsam geformten, hohen, runden Steinen, die mit altägyptischen Königsnamen und Inschriften bedeckt sind. Welch ruhige, friedliche Stimmung liegt über dem Ganzen! Wir lassen uns übersetzen; liebenswürdige, freundliche Kinder empfangen und begleiten uns bei der Besichtigung der Insel.

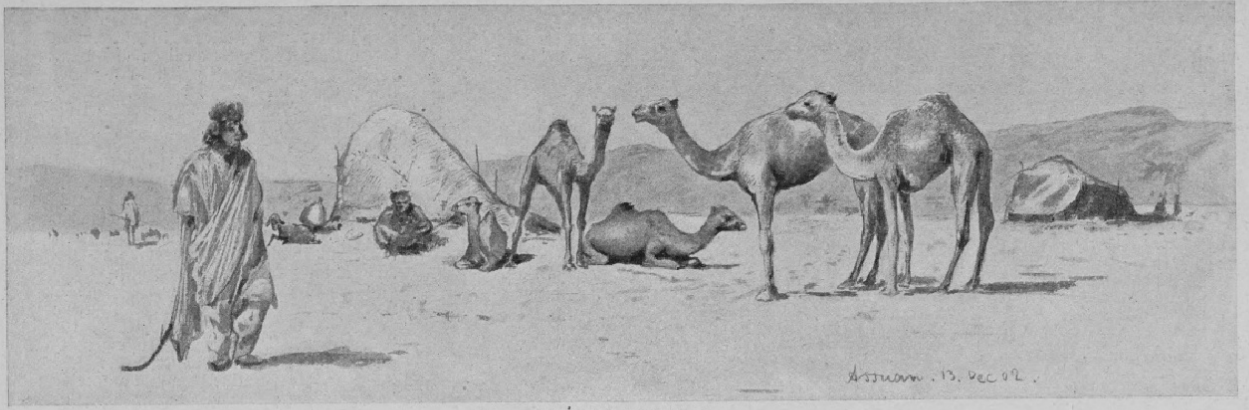
Alsdann unternehmen wir die Fahrt durch die Katarakte. Mit großer Sicherheit steuern uns die Bootsleute durch die Stromschnellen, durch den schäumenden Gischt, unter Anrufung thatkräftiger Schutzheiligen. An einer besonders schwierigen Stelle werfen sich eine Anzahl brauner Gestalten in die Stromschnellen und durchschwimmen sie auf Baumstämmen. Bald haben wir die gefährliche Passage hinter uns, das Boot gleitet in ruhiges Wasser, und der geheimnisvoll rauschende Strom trägt uns im Sonnenglanz in kurzer Fahrt zurück zur Stadt.

In prangendem Festschmuck zeigte sich Assuan am 10. Dezember 1902, dem Tage der Einweihung des großen Nilstauwerkes, das den Lesern dieser Zeitschrift bereits in Nr. 38 des vorigen Jahrgangs in Wort und Bild geschildert wurde. Rote, leuchtende Fähnchen mit Halbmond und Stern, an Schnüren über die Straße gezogen, flatterten lustig im Winde; dazwischen hin und her schwankende japanische Lampions und arabische Laternen. In der Straße am Ufer erhebt sich ein Triumphbogen aus Holzgestell und Leinwand, mit roten und gelben Streifen betüncht; in der Nähe des Bahnhofs gewahrt man ebensolche Obelisken. Weiter eine Ehrenpforte aus rotem Stoff, mit Fahnen, Segenssprüchen und Emblemen geschmückt; in der Station ein grellbuntes Zelt mit Krystallkronen und Sesseln, bereit zum Empfang des Khedive. Auf dem Wasser schaukeln grell bunt angestrichene Feluken, mit unzähligen farbigen Wimpelchen geschmückt. Daneben die große Anzahl der Schiffe und Dampfer mit den eingeladenen Gästen und der Dampfer des Khedive und seines hohen Gastes, des Herzogs von Connaught. In der Straße drängt sich eine neugierige Menge; Polizisten halten den Weg für die Europäer frei.

In heißer, glühender Mittagssonne brachten Sonderzüge die geladenen Gäste hinaus zum Nildamm. Herren in Cylinder und schwarzem Rock, Damen in hellen und farbigen Toiletten, mit bunten Sonnenschirmen, wichtig thuende, wohlbeleibte Paschas, englische Offiziere in engen Uniformen, Kawassen, Diener, Effendis im Tarbusch füllten den Zug, der seine Insassen in zwanzig Minuten ans Ziel führte. Durch eine Reihe Sudansoldaten gehen wir hinauf auf den Damm und werden auf einem Schienenstrang in kleinen Wagen von Sudanesen an das andre Ende des zwei Kilometer langen Bauwerks geschoben. Diesseits sieht man



Die Schlusssteinlegung durch den Khedive von Aegypten



Dorf der Bischarin bei Assuan

hinunter in den Katarakt, jenseits auf einen neugebildeten See. In der Ferne die kahlen Felsberge, dazwischen Philä. Das Wasser spült und nagt um die Basis der Säulen. Von hohen Palmen sieht man nur noch die Häupter, die wie Krautköpfe scheinbar auf dem Wasser schwimmen.

Am Endpunkt der merkwürdigen Bahnfahrt harren die Gäste in praller Sonne nahezu zwei Stunden auf das Erscheinen des Hofes und der höchsten Persönlichkeiten, und dieses Harren wird auch nicht durch das kleinste Moment interessanter Unterbrechung gestört. Endlich künden von drüben einige Kanonenschüsse die Ankunft des Khedive und des Herzogs von Connaught an, und nach einer weiteren „kurzen Weile" kommen diese auf dem Damm in Sicht. Es wird eine Rede abgelesen, der Schlußstein gelegt, dann drückt der Khedive auf einen elektrischen Knopf, und schäumend stürzt das Wasser durch einige Oeffnungen mehr hinunter in den Katarakt. Alsdann fahren die ersten zwei Dahabijen durch den schmalen Seitenkanal, und die Feier ist zu Ende. Wieder wird man „zurückgeschoben", verpackt im überfüllten Zug und ist endlich zufrieden, wieder in der Stadt zu sein. Der Abend brachte eine Illumination der Stadt, der Häuser, der Dampfer und Dahabijen, die einen wirklich zauberhaften Eindruck machte. Unzählige Flammen, Lichter und Lampions leuchteten, flimmerten und schimmerten in der herrlichen Nachtluft, die stahlblau in mildem Mondlicht das Märchenbild überspannte. Leise murmelte der Strom und spiegelte glitzernd und gleißend wie flüssiges Metall in zauberhafter Pracht die vielen tausend Lichter und Flammen wider. Weiter umspült er, wie seit Jahrtausenden, Trümmer und Zeugen alter Herrlichkeit und Kultur — ewig der gleiche, murmelt er sein altes Lied. Was hat er stürzen sehen und was wird er stürzen sehen?! Ein liebliches Eiland, ein Denkmal von zauberhafter Pracht und Poesie wird vergehen — das Moderne verschlingt es.

Winterschlaf

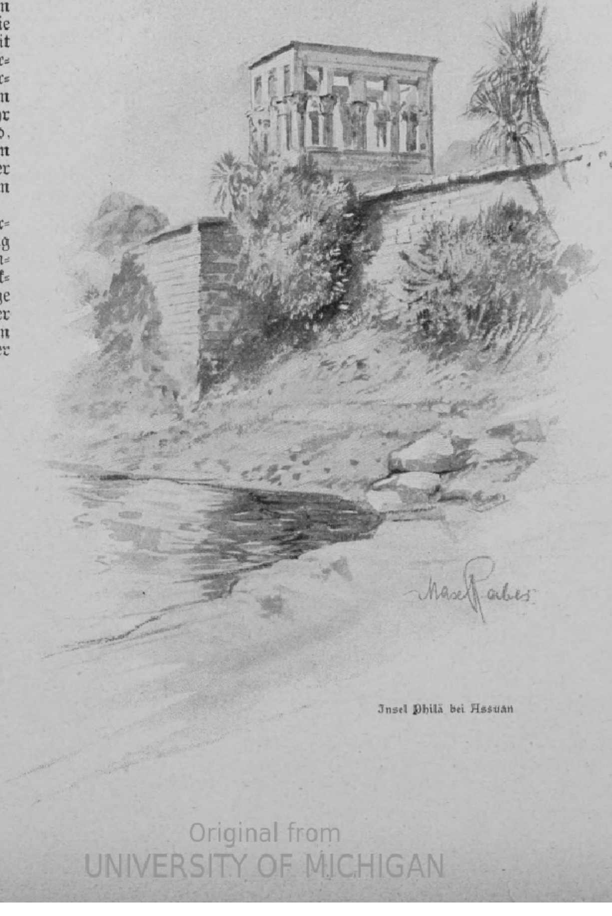
Nicht nur die Pflanzenwelt, sondern ebenso sehr die Tierwelt zwingt die winterliche Jahreszeit unter ihr Joch. Sie nötigt einen Teil zum Abzug nach dem Süden und treibt einen andern in die unterirdischen Wohnungen und schützenden Verstecke, um hier die Ankunft des sonnendurchfluteten Lenzes zu erwarten. Die Wanderung der gefiederten Scharen ist wunderbar, noch mehr aber ist es der Rückzug jener zahlreichen Tierklassen, die sich in den Winterschlaf begeben. Denn während die Vögel an den Zufluchtsstätten der warmen Länder im wesentlichen denselben Daseinsfaktoren unterworfen sind wie in der verlassenen Heimat, geraten die Winterschläfer unter völlig abweichende Bedingungen und verfallen in einen Zustand, der als eine Mittelstufe angesehen werden darf zwischen Leben und Tod.

Unter den warmblütigen Tieren sind die Hauptvertreter der Winterschläfer der braune Bär, der Dachs, der Igel, der Hamster, das Murmeltier, der Siebenschläfer und die Haselmaus. Ihnen schließt sich eine lange Reihe kaltblütiger Tiere an, gewisse Fische, Schlangen, Eidechsen, Frösche, sowie die verschiedenartigsten Insekten. Wissenschaftliche Untersuchungen über den Winterschlaf, sein Wesen und die Veränderungen, denen während seiner Dauer der Körper der Winterschläfer unterliegt, sind erst in neuerer Zeit von dem französischen Forscher Dubois angestellt worden, der für seine Beobachtungen und Experimente das Alpenmurmeltier benutzte. Er ließ die bei Beginn des Winters frisch gefangenen Tiere in Kellerräumen bei einer sich gleich bleibenden niederen Temperatur überwintern. Wenn der Eintritt des Winterschlafs heranrückt, werden die Zeiten des gewöhnlichen Schlafs immer länger und die wachen Perioden immer kürzer. Dieser Uebergang dauert etwa vierzehn Tage. Dann hebt der eigentliche Winterschlaf an, der in Schlafperioden zerfällt, die mit einem kurzen, dämmernden Wachsein abwechseln. Die einzelnen Schlafperioden dehnen sich über 3 bis 4 Wochen aus, während das darauf folgende Erwachen nur 12 bis 24 Stunden währt.

Den äußeren Anstoß zum Beginn des Winterschlafs giebt der Zurückgang der Temperatur.

Wenigstens gelang es, Murmeltiere selbst im Sommer in den Winterschlaf überzuführen, sobald die Temperatur künstlich auf 6 bis 10 Grad Wärme herabgesetzt wurde. Andrerseits konnten Tiere, die bereits längere Zeit im Winterschlaf lagen, zum Erwachen gebracht werden, wenn die Temperatur künstlich erhöht wurde. Auch ist es bekannt, daß Winterschläfer, die in der Gefangenschaft warm gehalten werden, überhaupt nicht in den Dauerschlaf verfallen. Wie eng der Schlafeintritt mit der Temperaturabnahme verknüpft ist, ergiebt sich außerdem aus den Beobachtungen an Menschen, die der Gefahr des Erfrierens ausgesetzt sind. Auch sie überkommt ein schlafähnlicher Zustand, der sie dann gewöhnlich zum Niedersetzen veranlaßt.

Die Ursache dieser Erscheinung ist die Einwirkung der Kälte auf das Nervensystem und die Zurückdrängung des Blutes infolge der Zusammenziehung der Hautblutgefäße nach den inneren Organen. Unter dieser Blutüberfüllung leidet auch das Gehirn. Der Befund an Murmeltieren im festen Winterschlaf, die seziert wurden, deckt sich mit den Erfahrungen an Menschen, die an Erfrieren starben. Das Herz und die großen Blutgefäße der Brust und des Unterleibs, die ungewöhnlich stark entwickelt sind, strotzen von Blut. Nicht ganz so blutreich sind das Gehirn und seine Häute. Bemerkenswert ist die Lebenskraft des Herzens. Das Herz eines im tiefen Winterschlaf getöteten Murmeltieres schlägt noch drei Stunden und länger regelmäßig fort, wie bei einem Kaltblüter, während dasjenige eines wachen Murmeltieres, wie bei einem andern Warmblüter, schnell abstirbt. Der Blutumlauf ist sehr verlangsamt. Je mehr der Winterschlaf zur Geltung gelangt, desto mehr prägt sich die einschneidendste Veränderung in der Körperthätigkeit aus, die Abnahme der Atmung. Die Atemzüge werden seltener und flacher. Die Folge hiervon ist einesteils die Verringerung der Luftzuführung und damit eine Herabsetzung der Sauerstoffzufuhr. Und zwar ist die Verminderung der Sauerstoffzufuhr eine außerordentlich große. Während des tiefen Winterschlafes verbraucht das Murmeltier



Insel Philä bei Assuan



Das Nil-Stauwerk bei Assuan

Nach einem Aquarell unsers Spezialzeichners Max Rabes



Die Insel Philä mit dem neugebildeten See

nur den vierzigsten bis dreißigsten Teil derjenigen Sauerstoffmenge, die es in wachem Zustande aufnimmt. Schon diese hohe Beschränkung des Sauerstoffverbrauchs bedeutet eine starke Hemmung der Lebensprozesse. Allein die Abnahme der Atmung bringt zugleich noch eine andre, viel eingreifendere Wechselwirkung mit sich. Denn sie bedingt auch eine verminderte Abgabe von Kohlensäure, die stetig durch die Stoffumsetzungen des Körpers entsteht. Dieser durch die schwächere Atmung nicht ausgeschiedene Betrag an Kohlensäure bleibt im Blute des Tieres zurück und häuft sich in ihm mehr und mehr an. Das einem im Winterschlaf befangenen Murmeltier entzogene Venenblut ist denn auch thatsächlich viel reicher an Kohlensäure als das normale Blut. Die zurückgehaltene Kohlensäure wirkt aber einschläfernd und betäubend auf das Gehirn und stellt somit ein Narkotisierungsmittel dar, ähnlich dem Chloroformgas oder Lachgas, die vor Operationen beim Menschen verwendet werden. Dieser Kohlensäurenarkose entspricht dann weiterhin eine Erniedrigung der Körpertemperatur. Während im Sommer die mittlere Körpertemperatur des Murmeltieres 37,5 ° C. beträgt, sinkt sie im tiefen Winterschlaf auf 15 ° C.

Die Ernährung des ruhenden Tieres erfolgt durch den Verbrauch der im Sommer im Körper angehäuften Reservestoffe. Und zwar sind es die Fette, die verwertet werden, während die angesammelten stärkemehlhaltigen Reservestoffe in Form von Leberstärke in der Leber zurückgehalten werden. Infolge der Aufbrauchung der Fette nimmt das Körpergewicht während des Winterschlafes dauernd ab. Der Gewichtsverlust während der ganzen Schlafenszeit beläuft sich für jedes Kilogramm Körpergewicht auf nicht weniger als 200 Gramm. Bis zum Ende der Ueberwinterung, die durchschnittlich 160 Tage währt, erreicht aber trotzdem der gesamte Stoffverbrauch nur die Höhe, die beim wachen hungernden Tier innerhalb von 12 Tagen beobachtet wird. Das Nahrungsbedürfnis und die tägliche Zufuhr von den vorrätigen Nährstoffen des Körpers sind demnach nur gering. Dieser Herabsetzung der Nahrungsaufnahme entspricht ein Zurückgang der Absonderungsprozesse.

Der Winterschlaf der warmblütigen Tiere darf hiernach als eine Selbstnarkose durch Kohlensäure betrachtet werden. Für die Thatsächlichkeit dieser Selbstbetäubung zeugt außer dem allgemeinen Verlauf der experimentelle Versuch. Wird nämlich die Atemluft eines wachen Murmeltieres künstlich mit größeren Mengen von Kohlensäure vermischt, so versinkt es in einen dem Winterschlaf gleichen Zustand. Einer übermäßigen Einwirkung der Selbstbetäubung, die die Erstickung herbeiführen könnte, wird dadurch vorgebeugt, daß, wenn die Kohlensäureaufspeicherung im Blute des schlafenden Tieres bis auf einen gewissen Grad gestiegen ist, diese nicht mehr ertragbare Ueberladung mit Kohlensäure das Atmungszentrum im nervösen Zentralorgan, durch das die Atmungsbewegungen geregelt werden, reizt und erregt. Die Atmung wird dann zeitweilig schneller und kräftiger, der Ueberschuß an Kohlensäure im Blut ausgeschieden, dagegen die Sauerstoffaufnahme gesteigert und auf diese Weise ein einstweilen wieder hinreichender Ausgleich in der Zusammensetzung der Blutgase erzielt.

Die Uebereinstimmung des Winterschlafes mit einer Narkose ergiebt sich auch aus der Abwicklung der Bewegungen der Versuchstiere. Ein im Winterschlaf befindlicher Siebenschläfer wurde von Forel auf den Gipfel einer kleinen Tanne gesetzt. Durch den Reiz der Berührung öffneten sich die Pfoten und umspannten die dünnen Tannenzweige. Nach einiger Zeit aber entspannten sich die Muskeln der die Zweige umklammernden Pfoten wieder, so daß es schien, als ob das Tier herabstürzen würde. In dem Augenblick jedoch, wo der Absturz eintreten wollte, griff der Siebenschläfer mit der einen Pfote nach unten und umklammerte mit ihr abermals einen Zweig. Kurz darauf löste sich diese Pfote wieder, so daß das Tier von neuem in Gefahr geriet, herabzufallen. Aber im letzten Moment griff es mit der andern Pfote wie vorher nach einem tiefer sitzenden Zweig, an dem es den nötigen Halt fand. Dieses Spiel setzte sich von Zweig zu Zweig so lange fort, bis das Tier auf dem Boden ankam. Hier blieb es dann schlaftrunken liegen. Das ganze Verhalten des Tieres zeigt, daß die Bewegungen nur die Auslösung der durch die Berührung mit den Zweigen empfangenen Reize sind, und daß sie ohne jedes Bewußtsein rein automatisch ausgeführt werden.

Naht der Schluß des Winterschlafes, so werden die Schlafperioden immer kürzer, und das Aufwachen wiederholt sich immer rascher. In Verbindung hiermit steigert sich auch die Atmung und erhöht sich die Eigentemperatur des Tieres mehr und mehr. Tritt endlich das völlige Erwachen ein, so wird der schon erwähnte Vorrat an Leberstärke, der bisher noch in der Leber angehäuft war, umgesetzt und dem Körper als Nährstoff zugeführt. Damit zugleich geht die Eigentemperatur des Murmeltieres wieder bis zu 37,5 ° C. hinauf.



Alter Friedhof bei Assuan

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Lebensthätigkeit der Eidechsen, Schlangen, Frösche, Fische und der Insekten während des Winterschlafes in ähnlicher Weise herabgesetzt ist wie bei den warmblütigen Tieren. Bei den Schmetterlingspuppen wenigstens hat man für die Zeit der Ueberwinterung eine Abnahme der Atmung und darauf wieder eine ganz allmählich wachsende Steigerung feststellen können, je näher das Ende des Puppenstadiums heranrückt. Auffällig könnte es nur erscheinen, wie alle diese Tiere die strenge Winterkälte schadlos zu überdauern vermögen. Denn die Warmblüter legen zumeist ihre Schlafstätten ziemlich tief in der Erde an, verstopfen die Eingänge, polstern die Höhlen mit wärmendem Material aus und sind außerdem schon durch den dicken Winterpelz gegen eine stärkere Kälteeinwirkung geschützt, während alles dieses bei den Kaltblütern nur in geringem Maße oder überhaupt nicht der Fall ist. Die Erklärung hierfür geben die von Pictet angestellten Versuche. Er brachte die Versuchstiere in ein Metallgefäß, das im Innern mit Holz bekleidet war, damit eine Berührung mit dem Metall vermieden würde, und führte nun in das Gefäß tief abgekühlte Luft ein. Es ergab sich, daß Frösche eine Temperatur bis zu 28 ° C. Kälte ertrugen, ohne zu Grunde zu gehen. Für Fische änderte Pictet den Versuch in der Weise ab, daß er sie in einem Eisblock einfrieren ließ. Karpfen wurden einer Kälteeinwirkung bis zu 15 ° C. unterworfen. Wurden sie darauf vorsichtig erwärmt, so erhielten sie ihre völlige Lebensfrische wieder, obgleich nicht erwärmte Kontrollfische zu einem hartgefrorenen Pulver zerstampft werden konnten. Da die Karpfen den winterschlafähnlichen Zustand, in den sie verfallen, auf dem Grunde der Gewässer verbringen, so dürften sie dort bis 15 ° C. kaum abgekühlt werden. Die Kaltblüter sind demnach gegen die Kälte außerordentlich widerstandsfähig. Eine zeitweilige Nahrungsenthaltung ertragen sie ebenfalls sehr leicht. Die Schlangen liegen in den Zoologischen Gärten zusammengeringelt monatelang schlafbefangen, ohne daß ihnen Nahrung gereicht wird. Jeder Aquarienbesitzer weiß, wie gut seine Pfleglinge den Winter überdauern, trotzdem sie nicht oder nur ganz wenig gefüttert werden. Olme, Wassersalamander und Schildkröten können jahrelang bestehen, auch wenn sie ab und zu nur frisches Wasser erhalten.

Die Zahl der Insekten, die nicht etwa als Eier oder Larven, sondern als ausgebildete Tiere überwintern, ist größer, als man gewöhnlich glaubt. Unter den Schmetterlingen gehören hierher Distelfalter, Trauermäntel, Füchse, sodann Spanner, Eulen, Zinsler und Wickler; im ganzen gegen hundert Arten. Dazu treten Hummeln, Lauf-, Raub-, Rüssel-, Aas- und Wasserkäfer, Springschwänze, Wanzen, Tausendfüße, Ohrwürmer, Grillen und Libellen. Zum Teil sind diese niederen Tiere schon durch die Unterschlupfsorte, die sie sich zur Ueberwinterung auswählen, gegen die Kälte geschützt. In morschen Baumstümpfen und in einer dickeren Laubdecke herrschen wegen der sich entwickelnden Fäulnis- und Gärungsprozesse auch dann noch mehrere Grad Wärme, wenn die Lufttemperatur auf 8—10 ° Kälte gefallen ist. Aber selbst das Eindringen der Kälte in die Verstecke schadet den Tieren nicht, denn auch sie besitzen gegen sehr beträchtliche Kälte eine erstaunliche Widerstandsfähigkeit. Pictet hat auch an Insekten Versuche angestellt. Er konnte Tausendfüße einer Temperatur von 50 ° C. Kälte aussetzen, ohne daß sie starben. Mit Wasserkäfern hat Kochs experimentiert. Er ließ sie in Wasser vollständig einfrieren, taute sie nach 5 bis 6 Stunden wieder auf und sah sie trotzdem in das Leben zurückkehren. Erst wenn die Abkühlung so weit getrieben wurde, daß auch das Innere der Käfer hart gefror, gelang die Wiederbelebung nicht mehr. Die Nahrung entbehren gerade die Insekten, wie vielfältige Beobachtungen erweisen, außerordentlich leicht. Es sei hier nur daran erinnert, daß oft genug Käfer und andre Insekten, die zufällig in Warenballen hineinkrochen, von Südamerika und Afrika zu Schiff munter und frisch nach Europa gelangen, obgleich von einer Nahrungsaufnahme während der monatelangen Fahrt nicht die Rede sein kann.

Der Winterschlaf ist eine Form des „minimalen Lebens", wie man eine Reihe von Zuständen, die mit einer Beschränkung des Nahrungsbedarfs und einer Verminderung der Körperfunktionen verbunden sind, bezeichnet. Durch gewisse Rückenmarksverletzungen läßt sich bei warmblütigen Tieren experimentell ein Zustand herbeiführen, in dem ihr gesamtes Verhalten annähernd auf jenes der kaltblütigen Tiere herabgesetzt und ihr Stoffverbrauch wesentlich verringert ist. Die Fastenversuche des Hungerkünstlers Tanner und andrer haben dar-

gethan, wie auch der menschliche Körper geraume Zeit ohne Nahrungszufuhr zu bestehen vermag. Bei alten Leuten, deren Körperorgane mehr und mehr wasserreich werden, ist bei einer sitzenden Lebensweise das Nahrungsverlangen und der Stoffumsatz ebenfalls äußerst gering. Eine auffällige Aehnlichkeit mit dem Winterschlaf weist die Schlafsucht auf, bei der die Kranken viele Wochen hindurch in tiefsten Schlaf versunken sind und nur ganz kleiner Nahrungsmengen zur Erhaltung des Lebens bedürfen. Alle diese Beobachtungen zeigen, daß der Winterschlaf keine vereinzelt dastehende Erscheinung ist, sondern nur ein Glied einer Kette bildet, die sich von den niederen Tieren hinaufzieht bis zu dem hochorganisierten Menschen.

Th. Haller

Litteratur

Ein Werk umfassenden Wissens, das von eifrigen Studien und von sorgfältiger eigner Naturbeobachtung zeugt, ist Wilhelm Bölsches bei Georg Bondi in Berlin erschienenes Buch „Von Sonnen und Sonnenstäubchen", das den Untertitel „Kosmische Wanderungen" trägt. Der Verfasser ist ein Schriftsteller von ausgesprochener Eigenart, der neben mehreren Romanen, von denen die „Mittagsgöttin" am bekanntesten geworden sein dürfte, verschiedene Bücher verfaßt hat, in denen er sich bestrebt, die Ergebnisse der modernen naturwissenschaftlichen Forschung Laienkreisen zugänglich zu machen. Jedoch nicht in jener flachen popularisierenden Art, die mehr Schaden als Nutzen stiftet, sondern indem er zu eignem Nachdenken anregt und den Leser gewissermaßen auf eine Höhe führt, wobei sich immer weitere Ausblicke vor ihm eröffnen. Das thut er auch in dem vorliegenden Werke, das 17 Abhandlungen enthält, die zwar vorher einzeln in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind, jedoch nicht nachträglich durch bloßes Aneinanderreihen zu einem Buche vereinigt wurden. Sie sind vielmehr von vornherein mit der festen Absicht niedergeschrieben worden, daß eben dieses Buch daraus werden sollte. Mit ernster Aufmerksamkeit, die aber auch reichlich belohnt wird, wollen die Aufsätze gelesen werden, denen als Leitmotiv die „Gesetzmäßigkeit" allen Geschehens zu Grunde gelegt ist und die uns das Natürliche, das Selbstverständliche als das „Wunder aller Wunder" erkennen lehren sollen. Bald bespricht Bölsche die Rätsel in der Milchstraße, die Entstehung der deutschen Landschaft und das Leben im Weltraum, bald den Urvogel (Archäoptrix) und das Riesenfaultier oder die Wunderwelt der Radiolarien, das Ende der Tierwelt, die Anfänge der Kultur bei den Tieren und das Tierleben der Großstadt, kurzum die mannigfachsten kosmischen, astrophysikalischen, geologischen und biologischen Probleme, stets aber in anregender und interessanter Weise. Ueberall tritt sein Bestreben hervor, dem Leser möglichst viel des Wissenswerten zu vermitteln. Als illustrativer Schmuck sind dem Buche vier farbige und vier schwarze Tafeln nach malaiischen Aquarellskizzen von Professor Ernst Haeckel beigegeben.

— Auch in seinem neuesten Roman „Marie Verwahnen" führt Josef Lauff die Leser in seine niederrheinische Heimat, und zwar haben wir als Schauplatz uns wohl das Städtchen Calcar zu denken, das der Dichter im Beginn seiner litterarischen Laufbahn in einem kleinen Epos verherrlichte (Köln, Albert Ahn). Die Heldin, armer Leute Kind, wird vom Sohne des lutherischen Pfarrers geliebt, und sie erwidert seine Neigung, bis im Geiste des schwärmerisch veranlagten Mädchens eine seltsame Wandlung eintritt. Genährt vom Aberglauben ihrer bigotten Umgebung erwächst in ihr der Irrwahn, daß sie zu Heiligem, Uebermenschlichem erkoren sei, und als zur Osterzeit der junge, feurige Benediktinermönch in das Städtchen einzieht, wird sie in jenem Ueberschwange, in dem sich himmlische und irdische Liebe miteinander verschmelzen, von heißer Leidenschaft zu ihm erfaßt. Vor allem Volke verrät sie sich, und entrüstet von dem frommen Manne zurückgewiesen, fällt sie der Verzweiflung anheim. Doch bevor sie aus dieser Welt scheidet, die sie einst wirklich wie eine Heilige verehrte und nun mit Hohn überschüttet, verrichtet sie noch ein gutes Werk. Bisher hatte sie es abgelehnt, das Haus des evangelischen Pfarrers zu betreten, in dem der Jugendgeliebte todkrank daniederliegt, jetzt aber eilt sie zu seinem Schmerzenslager, und ihre weiche, kühle Hand verscheucht das Fieber. Doch während Johannes der Genesung entgegenschreitet, geht sie den Weg, von dem es keine Wiederkehr giebt. Der Dichter hat diese erschütternde Tragödie in ein eigenartiges Gewand gekleidet. Hier berichtet er aus seinen eignen Jugenderinnerungen, dort lauschen wir der Erzählung seines Freundes, eben jenes Johannes van Melle, der neben der Heldin im Vordergrunde der Handlung steht. Durch diesen Wechsel wird eine ganz aparte Wirkung erzielt und zugleich die Möglichkeit geboten, die düstere Stimmung des Romanes durch heitere Schilderungen aufzuhellen. Diese nehmen einen großen Teil des Buches ein, und vieles davon ist den Glanzstücken humoristischer Darstellung zuzurechnen. Das niederrheinische Kleinbürgertum wird hoch ergötzlich geschildert, einzelne seiner Vertreter erscheinen als wahre Prachtfiguren. Nicht zum wenigsten der wackere Moses Herzlieb, der freilich eine gewisse Aehnlichkeit mit dem braven alten Moses in Fritz Reuters „Stromtid" aufweist. Stellenweise ist der Roman allerdings etwas breit angelegt, er bringt Episoden, die mit der eigentlichen Handlung wenig oder nichts zu schaffen haben, aber gerade in diesen Intermezzi offenbart sich der Humor des Dichters am glücklichsten, und deshalb dürfte kein Leser sie missen wollen.

— Hans Stubenrauchs „Bilder zu Fritz Reuters Werken" haben mit der 22. Lieferung ihren Abschluß erreicht (Berlin, R. Eckstein Nachfolger). Der Künstler hat es trefflich verstanden, sich in den Geist des großen niederdeutschen Humoristen zu versetzen, und mit sicherem Griffel zeichnet er die Gestalten und ihre Umgebung, wie sie dem Dichter wohl vorgeschwebt haben mögen. Stubenrauch rückt in seinen Bildern alle markanten Figuren Reuters wirkungsvoll vor Augen, und wie die Prosawerke, so sind auch die Versdichtungen und die lustigen „Läuschen un Riemels" reich bedacht. Den verbindenden Text, der den Zusammenhang mit den einzelnen Bildern vermittelt, hat Paul Warncke geschickt zusammengestellt, und zwar bedient er sich dabei, soweit es sich nicht um Citate handelt, der hochdeutschen Sprache. So ist das Werk durchaus geeignet, auch denjenigen, die mit dem Niederdeutschen nicht ganz vertraut sind, das Verständnis des Dichters voll zu erschließen.

Notizblätter

Bühne

In der Leitung der Königlichen Schauspiele zu Berlin ist ein Wechsel eingetreten. Graf Bolko von Hochberg, der 1887 als Nachfolger des verstorbenen Generalintendanten Botho von Hülsen die Oberleitung der Königl. Theater in der Reichshauptstadt übernahm, hat dieses schwere und verantwortungsreiche Amt, dem er mehr als 15 Jahre mit ernstem Wollen und manchem glücklichen Vollbringen vorgestanden, niedergelegt, und an seine Stelle trat, vorläufig nur „im Nebenamt", Kammerherr Georg von Hülsen, der Intendant des Wiesbadener Hoftheaters, jüngerer Sohn des oben erwähnten verewigten Generalintendanten. Am 15. Juli 1858 zu Berlin geboren, trat Georg von Hülsen 1877 in das Kaiser Alexanderregiment und, nachdem er Offizier geworden, in das Gardekürassierregiment ein, in dem er 1888 zum Oberleutnant aufrückte. 1890 wurde er Adjutant des Kriegsministers und 1892 zur Gesandtschaft nach München kommandiert, wo er 1893 zum Rittmeister befördert wurde. Als Jugendgespiele des Kaisers stand er in engen Beziehungen zum Hofe und begleitete den Kaiser mehrfach auf dessen größeren Sommerreisen. Noch im Jahre 1893 wurde er mit der Leitung des Wiesbadener Hoftheaters beauftragt und im Oktober 1894 endgültig zu dessen Intendanten ernannt. In Wiesbaden hat Georg von Hülsen durch die glänzende Inscenierung der von ihm eingeführten Festspiele die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gezogen. Diese Festspiele brachten teils patriotische Dramen, teils Neubearbeitungen romantischer Opern in blendender Ausstattung und vollendeter Darstellung.



Phot. Schaarwächters Kunstverlag, Berlin

Graf Bolko von Hochberg

— „Krieg im Haus", Verslustspiel von Robert Misch, erwies sich im Berliner Schauspielhause als ein arger Fehlschlag.

— Das Jubiläumstheater in Wien hatte mit dem Märchendrama „Die Friedensrose" von Meinrad Sadil einen freundlichen Erfolg, ebenso die komische Oper „Die Franzosen in Tirol" von Adolf Peter (Text von Raimund von Leon) im Theater zu Bozen.

Heer und Flotte

Alljährlich bei Beginn der Winterzeit, wenn draußen die See stürmt, entsendet die deutsche Kriegsmarine die neuesten Torpedoboote zu sogenannten Uebungsfahrten, um Personal und Bootsmaterial in rauhem Wetter zu erproben und zu stählen. Es werden dann hohe Anforderungen an die Mannschaft gestellt, und der Binnenländer kann sich kaum eine Vorstellung von einer solchen Flottille im Kampfe mit den Elementen machen. Unser Bild Seite 385 veranschaulicht den Typ unsrer neuesten Hochseeboote an einem Dezembertag in der Ostsee. Das Vorschiff ist mit Eis belegt, ebenso Deck und Kommandobrücke. Die großen Boote stürmen in Marschformation dahin, neben dem Heck des Flottillenbootes stampfen die haarscharfen Vorsteven der folgenden Boote in das bewegte Wasser, und die größte Aufmerksamkeit der Kommandanten und Steuerleute ist notwendig, diese schneidigsten Fahrzeuge von 350 Tonnen Wasserverdrängung und 27 Seemeilen Schnelligkeit vor der Berührung mit dem Vordermann zu bewahren.

Verkehr

Die von Lima über San Bartolomeo und Matucana in den Anden führende Linie ist die höchste Gebirgsbahn der Erde. In Matucana hat sie bereits eine Meereshöhe von 2374 Metern erreicht; von hier beständig aufsteigend überschreitet sie auf einer drei Kilometer langen Galerie in der Höhe von 4744 Metern die Anden. Es ist das eine Höhe, die noch um 578 Meter über den 4166 Meter hohen Gipfel der Jungfrau hinausragt.

Unterrichtswesen

Allseitig wird anerkannt, daß zu den allerwichtigsten Aufgaben des Staates wie der Gemeinden die Ausbildung der heranwachsenden Jugend durch ein mustergültig eingerichtetes Schulwesen gehört. Der Vorstand der für dieses Jahr in Dresden vorbereiteten Deutschen Städteausstellung hat deshalb diesem Zweige der städtischen Verwaltung sein besonderes Augenmerk zugewendet und dafür Sorge getragen, daß die Abteilung Schulwesen in hervorragender Weise beschickt werden wird. Nach dem Sonderprogramm für diese Abteilung soll die Verwaltung, die Einrichtung, die Ausstattung und der Unterrichtsbetrieb der städtischen Schulen aller Gattungen: Gymnasien, Realschulen, höheren Töchterschulen, Gewerbeschulen, Fortbildungsschulen, Kindergärten u. s. w. zur Anschauung gebracht werden, und zwar so, daß Wiederholung des Gleichartigen vermieden und nur Eigenartiges und Hervorragendes ausgestellt wird. Für all diese Zweige des Schulwesens sind zahlreiche Gegenstände in Natur, in Modellen und bildlichen Darstellungen neben schriftlichem und gedrucktem Material angemeldet. Ebenso werden die Einrichtungen und Fortschritte auf dem Gebiete der Schulgesundheitspflege durch zahlreiche Darstellungen veranschaulicht werden. Die Abteilung Schulwesen wird ein umfassendes Bild alles dessen bieten, was die Städte auf diesem Gebiete leisten. Bemerkt sei noch, daß im Anschluß an diese Abteilung eine besondere Gruppe für das Bildungswesen der Erwachsenen gebildet werden wird, in der die Einrichtungen der Städte auf dem Gebiete des Volksbildungswesens wie Lesehallen, Volksbibliotheken, Volksheime u. dgl. dargestellt werden sollen.



Phot. L. W. Kurtz, Wiesbaden

Georg von Hülsen

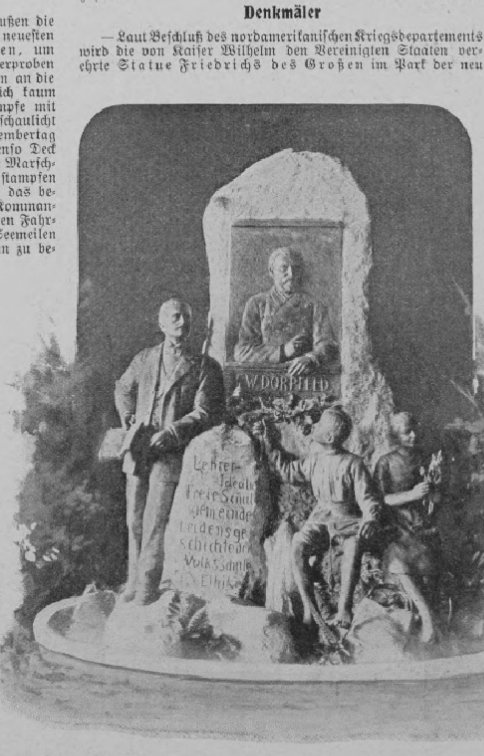
Bildende Kunst

Bei dem Preisausschreiben für ein in Barmen zu errichtendes Denkmal des verdienstvollen Schulmannes F. W. Dörpfeld ist der erste Preis und die Ausführung des Monumentes einem Sohne des zu Feiernden zuerkannt worden. Der zweite Preis wurde dem Entwurfe von Paul Matzdorf zugesprochen — eine Anerkennung, die um so ehrenvoller ist, als Matzdorf nicht Bildhauer von Beruf ist. Geboren am 7. März 1864 im Dorfe Altrüdnitz in der Neumark, wurde er von seinen Eltern für die Laufbahn eines Elementarlehrers bestimmt, auf dem Seminar zu Drossen ausgebildet, dann in einem neumärkischen Dörfchen angestellt und später nach Cöthen in der sogenannten „märkischen Schweiz" versetzt. In Cöthen wirkt er noch heute mit echter Begeisterung als Volksschullehrer und will diesem Berufe, den er gleichfalls als Bildnerberuf auffaßt, auch ferner treubleiben. Aber schon frühzeitig erwachte in Matzdorf die Neigung zur Bildhauerkunst, und ohne je ein Atelier betreten oder Anweisung empfangen zu haben, begann er in seinen Mußestunden, auf eigne Faust zu zeichnen und zu modellieren. Freilich sind diese Mußestunden sehr spärlich bemessen, da sein Lehrerberuf ihm in der Woche nur zwei freie Nachmittage gewährt. Ein Zimmer des Schulhauses hat er sich als Werkstatt eingerichtet, und die Dorfbewohner überbieten sich in Bereitwilligkeit, ihm als Modelle zu dienen. Als Autodidakt, der nur zeitweise in den Ferien die Berliner Museen besuchte, brachte er es doch so weit, daß er 1899 zum erstenmal ein Werk auf der großen Berliner Kunstausstellung ausstellen konnte: Hagen und Volker vor der Pforte des Etzelschlosses in der Nacht vor dem Untergang der Nibelungen. Als Frucht eingehender germanistischer Studien veröffentlichte Matzdorf die kleine Schrift „Jungbrunnen des deutschen Volkes" und schmückte sie mit einer Abbildung des großartig von ihm entworfenen Monumentalbrunnens „Götterdämmerung". Noch zahlreiche andre Entwürfe zeugen von dem rastlosen Vorwärtsstreben dieses begabten Dorfschullehrers, dem jetzt endlich bei der Konkurrenz um das Dörpfeld-Denkmal eine anspornende Anerkennung zufiel.

O. F. Gensichen

Denkmäler

— Laut Beschluß des nordamerikanischen Kriegsdepartements wird die von Kaiser Wilhelm den Vereinigten Staaten verehrte Statue Friedrichs des Großen im Park der neu



Dörpfeld-Denkmal für Barmen Nach dem Entwurf von Paul Matzdorf

zu erbauenden Militärakademie in **Washington** aufgestellt werden. Die Anlagen um die Akademie werden zur Aufnahme einer Anzahl Denkmäler hervorragender Kriegshelden



Praxedes Mateo Sagasta †

verschiedener Länder hergerichtet. Der Grundstein zur Akademie soll am 22. Februar d. J. gelegt werden und kurz darauf die Aufstellung des Standbildes Friedrichs des Großen erfolgen.

Aus der Frauenwelt

Auch in England ist man eifrig bemüht, der weiblichen Thätigkeit neue Wege zu eröffnen. Erst kürzlich wurde aus London von einem ganz neuen Erwerbszweig für Frauen berichtet. Dort hat sich der Gasherd ziemlich allgemein eingebürgert, nicht nur in den Häusern der Reichen, sondern auch in den kleinsten Mietswohnungen. Da jedoch die Behandlung eines solchen Ofens nicht leicht ist und die ersten Kochversuche meistens mißglücken, wird von den Gasfabriken neuerdings eine sogenannte „Gasmamsell" ausgeschickt, um den Küchenfeen die Vorteile des neuen Kochapparates zu zeigen.

— In Rußland giebt es ein richtiges „**Weiberdorf**": Nicolskoie in dem Bezirk Ribinski. Im Laufe einer Inspektionsreise haben Oberbeamte des Bezirks festgestellt, daß die Verwaltung des erwähnten Dorfes sich völlig in den Händen der Frauen befindet. Die Männer, eingeschlossen der Bürgermeister und seine Beisitzer, wie die Gemeinderäte, sind alle das ganze Jahr über durch ihre Geschäfte an St. Petersburg oder Moskau gefesselt. Sie haben daher ihre Frauen beauftragt, die Ausführung der Anordnungen der vorgesetzten Behörden in die Hand zu nehmen. Die Untersuchung hat ergeben, daß alle Gemeindeangelegenheiten mit der größten Regelmäßigkeit erledigt werden. Die Frauen fehlen bei keiner Sitzung des Gemeinderats und stimmen gewissenhaft nach ihren Ueberzeugungen.

Alpines

In schneereichen Jahresreihen nehmen die Gletscher an Dicke und Länge zu; in warmen und trockenen Jahresreihen schwinden sie, wobei ihre unteren Enden oft weit zurückweichen. Gegenwärtig scheint sich in der Schweiz ein periodischer **Rückgang der Gletscher** zu vollziehen, wie die im Herbst 1902 vorgenommenen Messungen wiederum bestätigt haben. Im Hinterrheinthal wurde beispielsweise beim Tamboygletscher ein Rückgang von 4,4 Metern (gegen 3 Meter im Vorjahre) festgestellt; im Oberengadin zeigte der an sieben Stellen beobachtete Roseggletscher ein durchschnittliches Zurückgehen um 24,1 Meter. Der Morteratschgletscher ergab an fünf beobachteten Stellen ein durchschnittliches Zurückgehen um 13,3 Meter, an einer Stelle ist er um 7 Meter vorgerückt. Der Palügletscher ist auf der ganzen Linie zurückgegangen, und zwar um durchschnittlich 14,6 Meter; die Messungen wurden an sechs Stellen vorgenommen. Der Fornogletscher ist an acht beobachteten Orten um durchschnittlich 14,2 Meter zurückgewichen und an zwei Stellen um durchschnittlich 6,5 Meter vorgerückt. Der Picouglgletscher, an zwölf Stellen gemessen, zeigte durchgängig ein Zurückgehen um 11,1 Meter im Mittel.

Totenschau

In Madrid verschied am 5. Januar Don **Praxedes Mateo Sagasta**, der bekannte spanische Staatsmann. Am 21. Juli 1827 in Torrecilla de Cameros geboren, war er nach Absolvierung seiner Studien zuerst Ingenieur an der spanischen Nordbahn, wurde nach der Revolution von 1854 in die konstituierenden Cortes gewählt, flüchtete nach Niederwerfung der radikalen Erhebung in Madrid 1856 nach Frankreich und wurde, nach Erlaß der Amnestie zurückgekehrt, Professor an der Ingenieurschule in Madrid und wieder Mitglied der Cortes. Nach dem Aufstand von 1868 wurde er Minister des Innern und eifriger Anhänger Prims. Nachdem er Präsident der Cortes und 1871 Minister des Aeußern, dann Ministerpräsident geworden war, wurde er durch die alfonsistische Erhebung am 30. Dezember 1874 gestürzt und war seitdem in den Cortes Führer der dynastisch-liberalen Opposition. 1881 wurde er von König Alfonso XII. mit der Regierung betraut. Er hielt sich bis 1883, um nach seinem Sturz 1885 wieder an die Spitze einer liberalen Regierung zu treten, die indes 1890 abermals einer konservativen unter Canovas del Castillo weichen mußte. Er hatte damals das allgemeine Stimmrecht und die allgemeine Wehrpflicht, sowie die Geschwornengerichte eingeführt. Im Jahre 1892 löste er Canovas wieder ab, doch mußte er 1895 abermals zurücktreten. Nach Canovas Ermordung kam er wieder ans Ruder, doch trat schon 1899 der konservative Silvela an seine Stelle. Im Jahre 1900 übernahm Sagasta von neuem die Regierung, um dem jungen König bei dessen Thronbesteigung zur Seite zu stehen, und erst vor kurzem räumte er wegen Schwierigkeiten in der eignen Partei Silvela wieder den Platz. Sagasta ist im ganzen achtmal Ministerpräsident gewesen.

*

Hofrat Dr. **Anselm Ricker**, vormals Professor der Theologie an der Universität Wien, 78 J., † 29. Dez., Maierling. — Geh. Medizinalrat Dr. **Karl Kanzow**, 82 J., † 29. Dez., Potsdam. — **Josef Chavanne**, Forschungsreisender und Geograph, 57 J., † Buenos Aires. — Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Max Schede**, bed. Chirurg, 60 J., † 31. Dez., Bonn. — **Karl von Crämer**, einst bekanntes Mitglied des bayrischen Landtags und des Deutschen Reichstags, 84 J., † 31. Dez., Nürnberg. — **Ludwig Bartok**, ungarischer Lyriker und Dramatiker, 51 J., † 31. Dez., Budapest. — **Graf Maximilian v. Landsberg-Behlen**, bek. Parlamentarier, Vorsitzender des Westfälischen Bauernvereins, 73 J. † 31. Dez., Schloß Behlen in Westfalen. — Wirkl. Geh. Rat **Graf Ludwig v. Unruh**, vormals Direktor im Ministerium des königl. Hauses, 70 J., † 31. Dez., Gr.-Lichterfelde. — Geh. Archivrat Dr. **Ernst Friedländer**, namentlich verdient um die Forschung zur Geschichte der Universitäten, 62 J., † 1. Jan., Berlin. — Generalmajor **Georg v. Bauer**, vormals Kommandeur der 8. Feldartilleriebrigade, 79 J., † 1. Jan., Kassel. — Feldmarschalleutnant **Theodor Ott v. Ottenkampf**, 72 J., † 1. Jan., Wien. — Professor Dr. **Wilhelm Pfitzner**, Anatom und Anthropolog, 49 J., † 1. Jan., Straßburg. — Dompropst Dr. **Stefan Iliasevic**, geschätzt als kroatischer Dichter, † 3. Jan., Warasdin. — Prof. **Pierre Laffitte**, bek. Philosoph, 79 J., † 4. Jan., Paris. — **Teresita Canzio**, Tochter Garibaldis, Gattin des Generals Canzio, † 5. Jan., Caprera. — Geh. Kommerzienrat **Philipp Diffené**, Vizepräsident der ersten badischen Kammer, 69 J., † 5. Jan., Mannheim. — Landschaftsmaler Prof. **Emil Neumann**, † 5. Jan., Kassel. — Schlachtenmaler **Eleutario Pagliano**, 77 J., † Mailand. — Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Alfred Kast**, Direktor der Kgl. Klinik in Breslau, 47 J., † 6. Januar, Nizza.



Sprachlehrer André Giron



Phot. A. Renard, Kiel

Ellerbeker Fischer beim Sprottenfang in der Ostsee

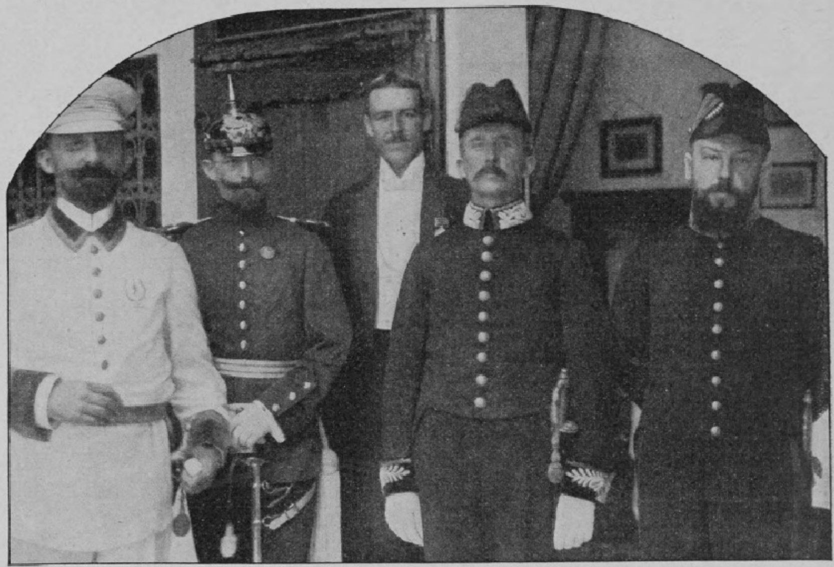
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 17



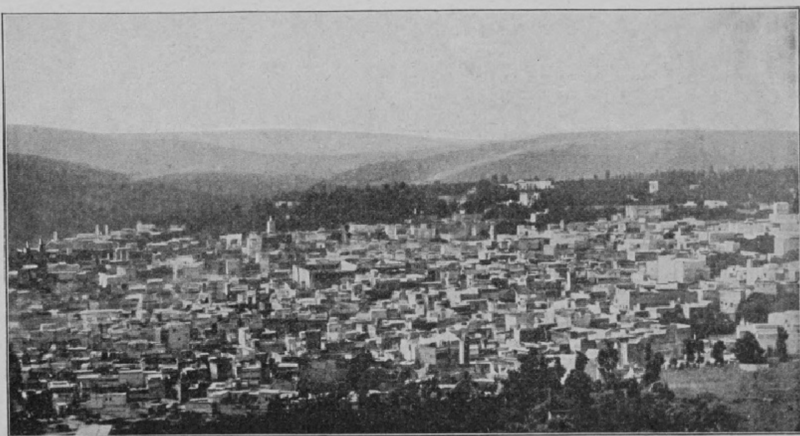
Sultan Muley Abdul Aziz



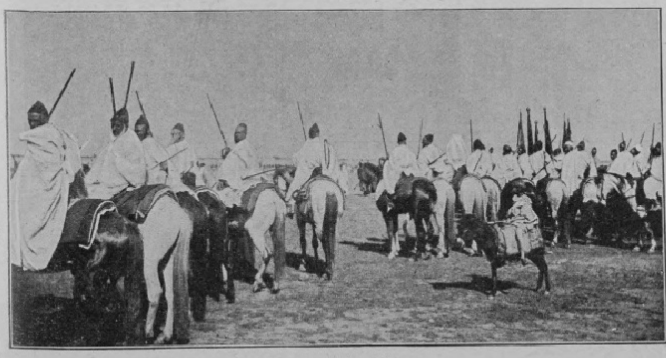
Die Vertreter der europäischen Mächte in Tanger (von links nach rechts): der deutsche Gesandte Frhr. v. Mentzingen und sein Attaché; der Attaché der englischen Gesandtschaft; der englische Gesandte Sir A. Nicolson; der französische Gesandte Révoil



Sir Harry Maclean, der Oberkommandierende der Truppen des Sultans



Ansicht von Fez



Die Leibgarde des Sultans



In den Kampf ziehende Berber

Der Aufstand in Marokko (Text umstehend)

Der Aufstand in Marokko

(Zu den Abbildungen auf voriger Seite)

Die bereits seit fünfzig Jahren schwebende marokkanische Frage ist durch den neuerdings in jenem nordafrikanischen Sultanat ausgebrochenen Aufstand wieder ins Rollen gekommen. Es handelt sich diesmal nicht um die gewöhnlichen Streitigkeiten der Araber- und Berberstämme untereinander oder um die nicht minder häufigen gewaltsamen Steuereintreibungen, sondern um eine auf die Beseitigung des regierenden Sultans Muley Abdul Aziz, der mit den Rebellen unter Bu Hamara im Kampfe steht, abzielende Bewegung. Sein Reich, Maghreb al-Akßâ (d. h. der äußerste Westen), nimmt in der mohammedanischen Welt eine selbständige Stellung ein, und sein Herrscher erkennt keine Abhängigkeit vom Kalifat des türkischen Sultans an. Die Mauren nennen ihn Sultan, die Europäer vielfach Kaiser, sein eigentlicher Titel jedoch ist Emir el-Mumenîn, d. i. Fürst der Gläubigen. Nach dem Tode des vorigen Sultans Muley-Hassan, am 6. Juni 1894, bestieg der gegenwärtige, im Jahre 1878 geborene Herrscher den Thron, obwohl er nur ein jüngerer Sohn war. Er verdankte dies einer Intrigue des Großkämmerers Si Ahmed Ben Musa, der das Ableben des Sultans während zweimal 24 Stunden geheim gehalten und inzwischen die Proklamation des damals sechzehnjährigen Abdul Aziz durchgesetzt hatte. Dies geschah aus Haß gegen den nächstberechtigten Thronerben, den ältesten Sohn des Verstorbenen, Muley Mohammed, mit dem Beinamen „der Einäugige“, der nach einem mißglückten Aufstandsversuche in Mekinez eingekerkert blieb. Erst nachdem Abdul Aziz von den Aufständischen unter Bu Hamara bedrängt wurde, ließ er den Gefangenen wieder frei und setzte ihn in seine früheren Aemter und Würden ein. Der junge Sultan hatte sich während seiner Regierung in mancher Hinsicht als reformfreundlich im europäischen Sinne gezeigt, was ihm die Gegnerschaft der Strenggläubigen zuzog. So kam es, daß die namentlich bei den Berberstämmen des Nordostens längst gärende Unzufriedenheit hell aufloderte, als ein Führer erstand, der eine politisch-religiöse Losung ausgab. Dieser Führer fand sich in der Person eines schlauen Soldaten Namens Omar Zarhuni, der sich nach Prophetenart einen Beinamen gab und nach seinem Lieblingsreittier, einer weißen Eselin, Bu Hamara („Vater der Eselin“) nannte. Er gab sich als Verkünder des Mahdi aus und gewann großen Anhang; in Scharen strömten ihm die kriegerischen Tribus aus dem Innern zu, und seine Streitmacht wurde auf 30000 Mann geschätzt. Das Heer des Sultans besteht aus einer erblichen berittenen Leibgarde (400 Mann), 1000 Mann gewaltsam geworbener Infanterie, 2000 Mann irregulärer Reiter und 18000 Mann Miliz. Im Kriegsfalle sollen noch 40000 Mann irregulärer Reiter zur Verfügung stehen. Der Oberkommandierende der Truppen des Sultans ist ein Engländer oder vielmehr Schotte, der vor einigen Jahren von der Königin Victoria geadelte Sir Harry Maclean. Der wichtigste Handelsplatz Marokkos ist die feste Seestadt Tanger an der Meerenge von Gibraltar, und dort befindet sich auch der Sitz des in Marokko beglaubigten diplomatischen Corps, der auswärtigen Gesandten mit ihren Attachés und Sekretären, und der Konsulate. Vertreter Deutschlands ist Freiherr von Mentzingen; der englische Gesandte ist Sir A. Nicolson, der französische Révoil. Neben der Reichshauptstadt und ersten Residenz des Sultans, Marokko oder Marrâkesch, ist Fes oder Fez die zweite Hauptstadt. Sie liegt, etwa 200 Kilometer südlich der Straße von Gibraltar, in einer von hohen Bergen umschlossenen fruchtbaren Thalebene am Fuß des Dschebel-Salah und wird von einem Nebenfluß des Sebu, dem Wad Fes, in zwei Teile geschieden: im Westen Fes el-Bali, das alte Fes; im Osten auf einer Terrasse Fes el-Dschedid, das neue, im 13. Jahrhundert gegründete Fes. Beide Städte vereinigen sich im Norden an einem Berge, der die Kasbah trägt. Die Einwohnerschaft zählt etwa 100000 Köpfe. Der Sultan bewohnt oberhalb der Stadt ein ganzes, aus Gärten und Palästen bestehendes Viertel für sich, in dem er im März 1902 eingetroffen war, um die nächsten Jahre hier zu residieren. Ganz in der Nähe liegt das von dem italienischen Oberst Ferrara geleitete Arsenal. Das ganze Reich des Sultans von Marokko befindet sich in einem noch viel traurigeren Zustande als die Türkei und ist längst in der Auflösung begriffen. Es hat sich bis jetzt nur erhalten, weil Spanien, Frankreich und England, die in erster Linie interessierten Mächte, einander dies fruchtbare und wichtige Land nicht gönnen und deshalb den bisherigen Zustand zu erhalten suchen.

Briefmappe

Frau K. v. Th. in Karlsruhe. Ueber alle diese Fragen unterrichtet Sie eingehend die ausgezeichnete Schrift von Professor Friedrich von Esmarch: „Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges“, die in zweiter, umgearbeiteter und erweiterter Auflage bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen ist. Der berühmte Chirurg, der kürzlich seinen achtzigsten Geburtstag beging, und unter dessen Verdiensten die Einführung der Samariterschulen mit an erster Stelle genannt werden muß, erörtert darin, was im Laufe des 19. Jahrhunderts geschehen ist, um die Leiden der Verwundeten und Kranken zu lindern, und knüpft seine eignen Vorschläge daran, was geschehen muß, um die Greuel eines Zukunftskrieges durch rasche und genügende Fürsorge für die unmittelbaren Opfer der Schlachten wenigstens nach Möglichkeit zu mildern. Als Anhang zu diesem Schriftchen teilt der Verfasser unter dem Titel „Der Samariter auf dem Schlachtfelde“ einen ungemein interessanten Bericht aus dem deutsch-französischen Kriege mit, der besser als lange Abhandlungen den hohen Wert der Samariterhilfe auf dem Schlachtfelde darthut. Das anziehend geschriebene und durchaus allgemeinverständlich gehaltene Werkchen wendet sich an alle, die ein Herz für wahre Humanität haben, und verdient allgemein gelesen und beherzigt zu werden.

R. G. in K. Eine rühmlichst bekannte Anstalt dieser Art ist das Polytechnische Institut zu Friedberg in Hessen. Es erfreut sich solchen Zuspruchs, daß bis zur Fertigstellung des neuen monumentalen Akademiegebäudes drei weitere Lehrsäle für das neue Semester hergerichtet werden mußten. Auch zu praktischer Thätigkeit erhalten die Studierenden Gelegenheit. Diplomprüfungen finden jährlich zweimal statt. Nähere Auskunft erteilt auf Anfrage bereitwillig die Direktion.

Camilla in U. Herzlichsten Dank für Ihren drolligen Glückwunsch, aus dem wir mit hoher Freude ersehen haben, daß auch die Muse der darstellenden Kunst Ihnen hold ist. Aber mit dieser an sich so liebenswürdigen Gabe sind wir nicht zufrieden, sondern bitten dringend, daß Sie Ihren Pegasus zu neuen Thaten anspornen.

H. v. P. in Wiesbaden. Als der „eleganteste Mann Europas“ gilt gegenwärtig Prinz Albert von Thurn und Taxis, der für Krawatten allein jährlich 300 000 Franken ausgeben soll. Was die augenblicklich als Schmuck des Knopfloches am meisten bevorzugte Modeblume betrifft, so kommt aus London die Meldung, daß dort wenigstens die Chrysanthemen, die so lange den ersten Platz behaupteten, von den Dahlien verdrängt werden. Fast alle eleganten Herren tragen jetzt eine Dahlie im Knopfloch; hauptsächlich sieht man weiße und gelbe.

H. N. in Königsberg i. Pr. Das preußische Heer hat gegenwärtig 13 Eskadrons Jäger zu Pferde, von denen die Eskadron Jäger zu Pferde Nr. 1 dem Kürassierregiment Graf Wrangel (Ostpreuß.) Nr. 3 zugeteilt ist. Außerdem hat Sachsen eine Eskadron, Bayern zwei.

Udo H. in Merseburg. Allerdings giebt es in Deutsch-Ostafrika noch Flußpferde. Ein früherer Augsburger, der kaiserliche Geometer H. Steiner in Saadani, hat im Wamiflusse im August binnen kaum einer Stunde sechs starke, ausgewachsene Flußpferde zur Strecke gebracht. Diese Dickhäuter wurden durch Gehirnschuß mit Vollmantelgeschoß (Gewehr 88) erlegt. Die mindestens 100 Kilo betragende Fleischmasse war ein willkommenes Essen für die zahlreichen in Saadani lagernden Träger.

Maria N. in A., K. v. N. in Sch., M. S. in B. bei W. Mit Dank abgelehnt.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Paul v. Schönthan, Pariser Modell. Roman. ℳ 3.—. Dresden, Moewig & Höffner.
A. Dietrich, Sonne. Lyrik. ℳ 2,50. Dresden, Pierson.
Paul Enderling, Tolle Novellen. ℳ 1,50. Ebd.
Otto zur Linde, Fantoccini. ℳ 4.—. Ebd.
G. W. Viersen, Weite Herzen. Roman. ℳ 4.—. Ebd.
Bertha v. Suttner, Marthas Kinder. (Eine Fortsetzung zu „Die Waffen nieder!“) ℳ 5.—. Ebd.
Emmy v. Egidy, Erschwiegen. Novelle. ℳ 1,50. Ebd.
Gräfin Marg. Keyserling, Dunkle Sterne. Erzählende und andre Gedichte. Breslau, Schletter.
Dr. Fr. Machacek, Gletscherkunde. 80 ₰. Leipzig, Goeschen.
W. Schulte v. Brühl, Grinth, Die von der Kohls und andre bergische Geschichten. ℳ 2.—. Elberfeld, Baedeker.

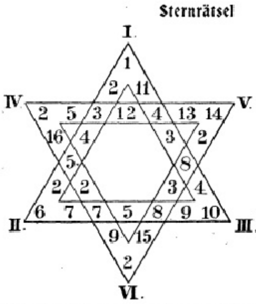
Ernst Borkowsky, Turgenjew. (Geisteshelden-Biogr. Bd. 43.) M. 3.60. Berlin, E. Hofmann & Co.
Wolfg. Kirchbach, Was lehrte Jesus? Zwei Ur-Evangelien. M. 6 —. Berlin, Dümmler.
Methode Toussaint-Langenscheidt: Spanisch. Brief 14/15. M. 1.—. Berlin, Langenscheidtsche Verlagshandlung.
— — Russisch. Brief 21/22. M. 1.—. Ebd.
Carl Chun, Aus den Tiefen des Weltmeeres. 2. Aufl. Liefg. 3—11. à M. 1.50. Jena, G. Fischer.
Jul. Verne, Die Gebrüder Kip. 2 Bde. M. 1.50. Wien, Hartleben.
Fritz Wichert, Zwischen Auf- und Niedergang. Gedichte. M. 1.—. Dresden, Reißner.
Wilh. Maurenbrecher, Gründung des Deutschen Reiches. 1859 bis 1871. 3. Aufl. M. 3.—. Leipzig, Pfeffer.
Emil Schaeffer, Anthonis van Dyk. (Kunstgesch. in Einzeldarstellungen, hrsg. von Dr. Fr. Wolff. Bd. I. M. 1.—. Breslau, M. Müllern v. Schönenbeck.

Rätsel

Ich bin am Rhein ein Städtchen —
Bin dessen erster Teil;
Versuche du mit Raten,
Mein Leser, jetzt dein Heil.

E. S.

Sternrätsel



Die Zahlen sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß auf den sechs Leisten die Wörter bezeichnen:
I.—II. einen Burengeneral;
II.—III. ein Element;
III.—I. eine italienische Stadt;
IV.—V. einen Marktflecken in Mittelfranken;
V.—VI. religiöse Verehrung genießende Verstorbene;
VI.—IV. eine Muse.

F. P.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 357:

Des Silbenrätsels: Heilsarme.
Des Logogryph: Brocken — Röcken.
Des Anagramms: Dolomiten — in Toledo.

Richtige Lösungen sandten ein: „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst (3); „Heureka" in Borghorst i. W. (4); Joh. P. Stoppel in Hamburg; Wilh. Ernst in Magdeburg (2); Alfred Friedländer in Hannover (3); Frau Olga Kühn in Wien; E. Konnitzka in Prag (2); Frl. Ottilie Fluß in Warschau (4); Karl Muther in Königsberg i. Pr. (3); Frau G. Bernhardi in Budapest (5); Arthur Neumann in Berlin; „Oedipus" in Emden (4); Günther Freese in Magdeburg (3); P. Richter in Basel (2); Fritz Menne in Leipzig; Otto Kindler in Regensburg (4).

Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123

Über Land und Meer

Nr. 18

89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Für die Krone

Roman von Richard Voß

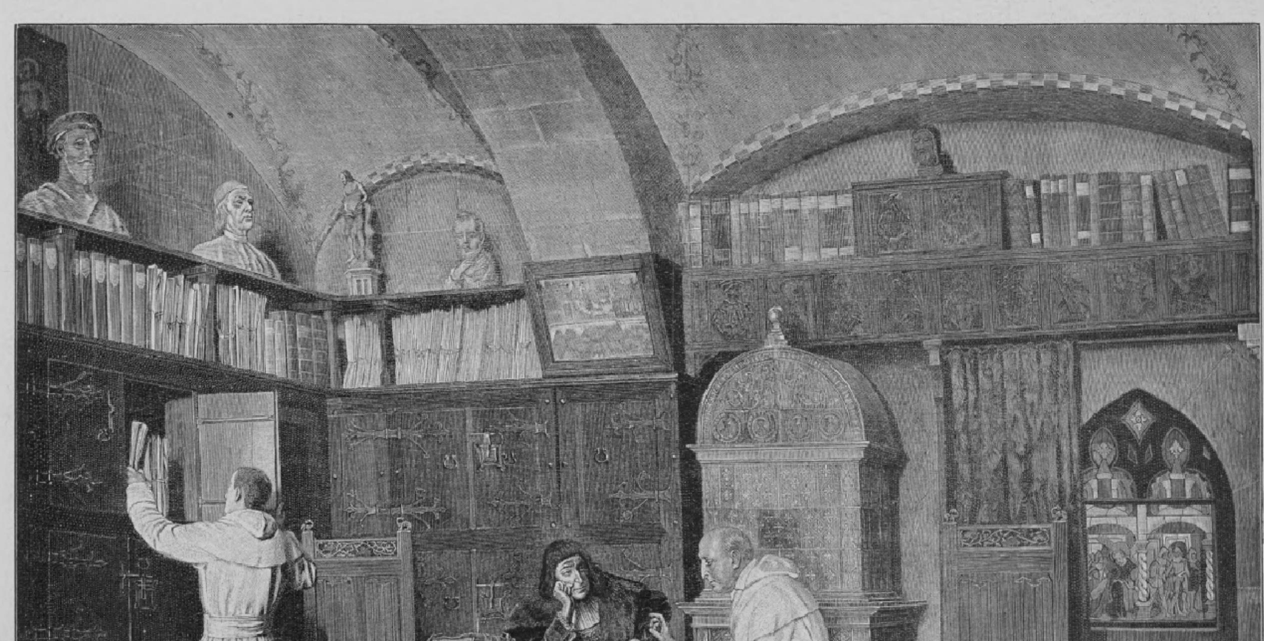
(Fortsetzung)

Ob mein Herr Adjutant wohl über mich einem Titl. Königlichen Geheimkabinett berichtet? Gewiß. Oder gleich direkt Seiner Majestät? Vielleicht. Und was über mich berichtet? Daß ich dermaleinst König werden will — trotz jener Unterschrift unter dem geheimen Staatsakte, die sie mir ablisteten, abzwangen.

Das werde ich dem Volke sagen. Denn ich werde zum Volke sprechen, zum ganzen Volke! Das ganze Volk würde sich erheben für mich und mein Recht; es würde wieder an mich glauben, würde mich wieder lieben. Aber noch lebt der König.

*

Gestern stieg ich — und zwar ohne meinen Herrn Adjutanten — gegen Abend den Pfad empor, der zur Weiß-Kaiser-Alm führt. Es war herbstlich wildes Wetter. Kaum hatte ich meinen Aufstieg begonnen, als Nebel aufbraute, wie der



Photographie-Verlag von J. Löwy in Wien

In der Stiftsbibliothek. Nach dem Gemälde von Carl Probst

Qualm eines ungeheuren Brandes so dicht. Der Wind wehte stark. Hei, wie das Gewölk mich umwogte! Gleich den sturmgepeitschten Wellen eines Gespenstermeeres war's. Ich konnte den Boden unter mir nicht erkennen vor flatternden, jagenden Dunstmassen. Mit den Füßen tappte ich, mit den Händen tastete ich mich vorwärts. Auf der einen Seite die steile, nackte Wand, an der andern der Abgrund. Und der Pfad schmal, so sehr schmal!

Umkehren konnte ich nicht, stehen bleiben wollte ich nicht, vorwärts mußte ich. Und der Sturm zerrte an mir, wollte mich hinabreißen.

Ich aber widerstand ihm. Vorwärts schritt ich, ruhig, stark, freudig. Sogar bewundern konnte ich die Pracht des entfesselten Elements. Die Schönheit konnte ich empfinden. Zum erstenmal konnte ich wieder fühlen. Glücklich war ich wieder zum erstenmal!

Plötzlich jagte ein heulender Windstoß die Nebel auseinander. Und ich sah: vor mir, dicht vor mir jene Klippe über der Untiefe, daran mein Vater während einer ganzen grauenvollen langen Sturmnacht mit beiden Armen sich angeklammert hatte, um nicht in den Abgrund geschleudert zu werden. Mein Vater bestand die Königsprobe. Jetzt wollte ich, der ich sein wahrer Sohn sein soll, sie gleichfalls bestehen. Und wenn ich sie bestand, dann —

Gleichsam einer göttlichen Eingebung folgend, umfaßte ich bereits im nächsten Augenblick das spitzige Gestein, ließ mich vom Sturme packen, vom Pfad fortreißen, hielt den Felsen umklammert, hing zwischen Himmel und Erde, hing über der todbringenden Tiefe, unterdessen es dunkler und immer dunkler ward, die schwarze Nacht emporkroch, die schwarze Nebelflut über mir zusammenschlug und der Sturm fortraste.

Wenn meine Arme stark blieben, wenn ich den Fels nicht fahren ließ, nicht hinabstürzte und im Abgrund zerschmetterte; wenn auch ich die Königsprobe bestand, so war es ein himmlisches Zeichen, daß die Krone über meinem Haupte schwebte, daß sie auf mein Haupt niedersinken würde.

Sturmumrast hing ich in der schrecklichen Schwärze an der Klippe. Aber meine Arme mußten stark bleiben.

Die Zeit verstrich, und ich begann die Minuten zu zählen: eins — zwei — drei — Es dauerte eine Ewigkeit, bis ich sechzig zählen konnte. Aber meine Arme mußten stark bleiben!

Ich schloß die Augen, und die Zeit verstrich. Ich fühlte mich ermatten, und ich mußte doch stark bleiben. Meine Glieder zuckten wie im Krampf, meine Arme wollten erlahmen, meine Hände sich öffnen. Mein Wille war jedoch gewaltiger als meine menschliche Schwäche, und ich behielt die Hände geschlossen um das spitze Gestein.

Dann ward mir zu Mut, als hätte ich statt des Blutes rieselnde Flammen in den Adern. Sie lohten empor zu meinem Gehirn, durchzüngelten es, verzehrten es. Sie sprangen aus meinen Füßen, die in den Abgrund niederhingen. Sie sprühten aus meinen Augen, die ich nicht mehr zu öffnen vermochte. Sie brachen aus meinen Händen, die die spitzige Klippe umkrampften.

Und die Zeit verstrich . . .

Dann kam ein grauenvoller Augenblick! Als ich fühlte: jetzt ist es mit deinem Willen, mit deinen Kräften zu Ende, jetzt bist du überhaupt an die Grenze allen menschlichen Könnens gelangt; jetzt werden deine Arme sich lösen, wirst du die Klippe fahren lassen, wirst du, der du dich für auserwählt hieltest, die Krone zu tragen, dein Land groß, dein Volk glücklich zu machen — wirst du, unechter Sohn deines Vaters, stürzen, zerschmettern. Mörderischer als der Sturz in die Tiefe war dieser letzte Gedanke.

In demselben Augenblick, als meine Hände sich lösen wollten — siehe, vor meinen geschlossenen Augen ein kreisender greller Glanz: die aufgehende Sonne!

Ich hatte die ganze Nacht über an der Klippe über dem Abgrnnd gehangen, schwebend zwischen Himmel und Erde; hatte durch die Macht meines Willens mir Kraft verliehen; hatte etwas Uebermenschliches vollbracht — hatte die Königsprobe bestanden.

Die Krone meines Bruders schwebt über meinem Haupte, wird auf mein Haupt niedersinken; ich werde mein Land groß, mein Volk glücklich machen.

Mit letzter, allerletzter wunderbarer Kraft, in dem Rausch dieses Gedankens, schwang ich mich über den Rand des Abgrundes und auf den Felsenboden zurück. Dann schwanden mir die Sinne.

*

Mein Herr Adjutant fand mich und trug mich — er allein — auf seinen Armen davon und hinab. Ich träumte in meiner tiefen Ohnmacht, Stimmen zu hören. Und eine Stimme hörte ich sagen: der Prinz wäre in dem dichten Nebel vom Wege abgekommen, hätte sich verirrt, wäre an einen Abgrund geraten, wäre unfehlbar dem Tode verfallen gewesen, wenn er sich im Stürzen nicht an einen Felszacken geklammert, aus welcher schrecklichen Lage er dann allerdings bereits nach wenigen Augenblicken durch seinen Adjutanten, der ihm heimlich nachgestiegen war, gerettet wurde.

Bereits nach wenigen Augenblicken wäre ich, der ich doch die ganze Nacht —

Daß man solche wahnwitzigen Träume haben kann!

*

Ich muß das Zimmer hüten, da ich mich etwas matt fühle. Der Mensch schwebt nicht ungestraft über Abgründen, selbst wenn er ein echter Königsmensch ist.

Zwischen mir und meinem Herrn Adjutanten wird des Vorfalls mit keiner Silbe erwähnt. Auch dankte ich ihm noch nicht dafür, daß er mich auf seinen Armen davon und hinabtrug — er allein!

Als ich aus der Ohnmacht erwachte, lag ich in meinen Kleidern auf dem Bette. Es war voller Tag, und ich hörte noch immer die Stimmen meines Traumes sagen: ‚Bereits nach wenigen Augenblicken' . . .

Auch bei meinem Kammerdiener erkundigte ich mich nicht, um welche Zeit ich ins Haus gebracht wurde. Weiß ich es doch: nach Sonnenaufgang.

Wenn die Welt ahnte, was ich in den Stunden der letzten Nacht erlebte; etwas Großes, Gewaltiges, Gigantisches. Zugleich war es ein Mysterium, das an mir sich erfüllte. Mein Haupt, das eine Königskrone tragen wird, empfing eine Weihe.

*

Ich muß viel der heimlichen Unterredung der beiden droben in der Weinlaube gedenken. Mir fiel noch allerlei ein, was sie über mich sprachen. Unter anderm hielt es mein Herr Adjutant für „nicht unbedenklich", wenn Judika bei mir bleibt. Auch sagte er noch:

„Allerdings tritt das Uebel bis jetzt nur periodisch auf, abwechselnd mit Zeiten voller Klarheit, scharfen Denkens, willenskräftigen, sogar machtvollen Handelns. Zu solchen Zeiten mag der Aermste grausam leiden. Das letztere wird mehr und mehr abnehmen, bis dann schließlich —"

Fräulein Fritz unterbrach den Schwätzer. Ich hörte sie mit erstickter Stimme sagen: „Jedenfalls wird seine Frau bis zuletzt bei ihm bleiben."

Wie das klingt: „bis zuletzt".

Aber jedenfalls habe ich immer noch Zeiten „voller Klarheit, scharfen Denkens, willenskräftigen, sogar machtvollen Handelns".

So will ich denn in Geduld meine Zeit abwarten, wissend, daß sie kommen wird: meine Königszeit.

*

In den Zeitungen wird viel geflüstert, daß Seine Majestät der König durchaus nicht so wohl wäre, wie seine treuen Unterthanen es wünschen. Man raunt in den Blättern von hochgradiger Nervosität, von zunehmender Schlaflosigkeit. Das ist schlimm. Neulich wurde eine Nummer des „Morgenblattes" konfisciert, weil darin von der „Müdigkeit" des Königs gesprochen ward. Da ein König nicht müde sein darf, gleicht eine derartige Aeußerung Hochverrat.

Viele Zeitungen werden mir jetzt vorenthalten. Ich weiß auch warum. Weil sie fort und fort meinen Namen bringen. Das ist gleichfalls Hochverrat. Ueber mein Leben in dieser Alpeneinsamkeit sollen sich Legenden bilden. Das ist gut. Ein Fürst muß dem Volke eine Sagengestalt sein und bleiben. Erblickt der Plebs in dem Antlitz seines Herrschers ein Menschengesicht, so sieht er in ihm sein eignes Bildnis, also etwas Allgemeines und Gemeines. Ich begreife die Cäsaren Roms, die sich selbst zu Göttern erhoben. Was war die Folge? Daß ihnen Tempel erbaut, Altäre aufgestellt und Bildsäulen errichtet wurden, daß selbst der römische Senat ihnen die Ehren von Unsterblichen erwies und die Völkerschaften des Universums vor ihnen krochen. Nur so kann ein Herrscherwille zum höchsten Gesetz werden, zum göttlichen Gesetz.

Seitdem ich die Nacht schwebend über dem Abgrund verbrachte, fühle ich mich emporgehoben zu Sonnenhöhen.

XV

Auf der Seealp. Wintersanfang

Das Handwerkerheer ist fort, ein Teil des Neubaues steht fertig und ist eingerichtet; der Haushalt ward organisiert. Alles ist noch gewissermaßen improvisiert, alles nur erst kümmerlich und meiner unwürdig. Aber man sieht doch bereits das Werden und Sichvollenden.

Auch ist noch überall viel zu wenig Gold angebracht. In Farben will ich mehr Gelb und Purpurrot um mich haben; und diese müssen wiederum mit Gold hoch bedeckt werden.

Morgen erwarte ich Judika. Mein Herr Adjutant wird sie vom Alphof abholen. Wir bewohnen sechs Gemächer, die so ziemlich fertig sind. Zwischen unsern Schlafzimmern — denn meiner lauten Träume wegen muß das gemeinsame Schlafgemach aufhören — befinden sich unsre Toiletten und das Bad. Dieses ist ein hoher Kuppelbau, darin ein bläuliches Zwielicht herrscht, das Bassin rosig angehauchter Marmor. Das Wasser ergießt sich aus dem umgestürzten Kruge einer Nymphe, die ihr Spiegelbild in der Flut beschaut, und den Rand bildet ein breites, weißes Blumenband. Blühende Gebüsche — nur weißblühende Pflanzen! — verdecken die Mauern.

In meinem zukünftigen Gralsschlosse muß an Stelle der ärmlichen Wanne ein Seebecken sich weiten. Lotosblumen müssen darauf hintreiben, ein Kranz von Lilien und Papyrus muß es umbuschen, darüber müssen Palmen aufsteigen, von blühenden Schlingpflanzen umschlungen. Ein Wasserfall muß herabrauschen, und ich werde die Gestirne aufgehen und kreisen lassen, wie ich will!

*

Was weiß mein Herr Adjutant davon, daß ich zuweilen „grausam" leide? Wer weiß von meinen nachtdunklen Stunden? Ich muß mich also noch schärfer bewachen, noch besser verstellen. Es darf bald keinen Menschen mehr geben, der etwas von mir weiß. Dann endlich werde ich jene wüstenhafte Einsamkeit um mich haben, jene seelische Kirchhofsruhe und die Unnahbarkeit, die mir gebührt.

Selbst mein einziger Vertrauter auf der Welt, du blasses, unbeschriebenes Papier, wirst weniger und immer weniger von mir erfahren; du könntest einmal zum Verräter an mir werden und die Welt wissen lassen, wie grausam ich zuweilen leide.

Aber das sagen keine Worte.

*

Judika ist hier und geht mit großen, staunenden Augen durch das Haus. Die von mir stark gedämpfte Pracht der Solitüde flößte ihr Schrecken ein, aber hier staunt sie und freut sich. Sie freut sich nicht für sich, sondern für das Kind, das unter diesen schimmernden Wänden aufwachen soll. Denn sie denkt immer nur an das Kind.

*

Mein Schwelgen in Kontrasten beginnt; denn es beginnt der Winter, das Eingeschneitwerden in unsrer glanzvollen Klause, das Lebendigbegrabensein in diesem durchwärmten, von Wohlgerüchen

durchströmten, mit Blüten und Schönheit erfüllten großen Sarkophage.

Seit gestern schneit es.

Jener Forstmeister, der die königliche Laune eines Herrschers erfüllte — ich mußte die Kreatur wieder zu Gnaden annehmen —, erweist sich als ein außerordentlich geschickter, brauchbarer und diensteifriger Mann.

Er organisierte den Schiffsverkehr über den See in mustergültiger Weise und hat eine Schar der kräftigsten und kühnsten Burschen angestellt, um den Felsenpfad, der längs des rechten Ufers hinführt, von Schnee freizuhalten für den Fall, daß der See durch seine Eisverhältnisse nicht länger befahrbar sein sollte. Dieser Pfad würde dann unser einziger Zugang in die Welt und das Menschenleben sein. Ich kann die Pforte nach meinem Willen öffnen oder sie durch Schneemassen verriegeln lassen. Das ist ein wonniges Bewußtsein.

Das Personal darf sich mir möglichst wenig zeigen. Mein Ziel geht dahin, es für mich ganz unsichtbar zu machen. Ich müßte wie von Geisterhänden bedient sein. Wer von den Leuten die Einsamkeit nicht erträgt, soll gehen, wer sie aushält, soll königlich belohnt werden. Nur will ich weder von dem einen noch von dem andern hören.

Mein Herr Adjutant hat so sehr meinen Herrn Oberhofmeister darzustellen, daß ich ihn wenig zu Gesicht bekomme. Das ist mir lieb, sehr lieb. Ich fühle mich trotzdem unausgesetzt bewacht, belauert und umspürt; ich weiß, daß unaufhörlich über mich Bericht erstattet wird, und muß daher beständig auf meiner Hut sein.

Gewiß befindet sich unter der Maske des Fouriers schon jetzt ein weiser Psychiater im Hause; sicher sind schon jetzt die Lakaien verkleidete Wächter und Wärter. Ich besitze Erfahrung darin.

*

Es schneit, schneit, schneit! Wundervoll ist's, wie die weichen, weißen Flocken lautlos herabrieseln. Der schwarze See verschlingt all den himmlischen Glanz und bleibt nachtdunkel. Aber die schwarzen Felsenberge hüllen sich darin ein, bedecken sich dicht damit und stehen da, wie ein zum Himmel sich aufbäumendes weißes Gewölk.

Keine Seele ahnt die Wunder, die ich jetzt allnächtlich erlebe; denn allnächtlich gehe ich aus dem Hause. Es muß über Tag für mich Bahn gemacht werden, und niemand darf mir begegnen. Gleich einem Riesenamphitheater aus schneeweißem Marmor steigt das gewaltige Rund der beschneiten Berge um mich auf. Eine mit Gold bestickte Decke aus schwarzblauem Sammet ist darüber ausgespannt. Plötzlich verbreitet sich um das mit der Eiseskrone geschmückte Haupt des Weißen Kaisers ein Schein wie die Glorie um eines Heiligen Haupt. Das mystische Licht wächst. Dann steigt die große, gelbe Mondesscheibe auf, feierlich, als würde von unsichtbaren Priesterhänden die Monstranz emporgehoben ... Jetzt strömt die Glanzflut hernieder. Die weißen Felsenmauern beginnen zu strahlen, die weiße Erde leuchtet. Es leuchtet das Himmelsgewölbe. Dann steht meine geträumte Gralsburg erschaffen.

Wundersam wäre es, in diesem ungeheuren Festsaale bei Vollmondschein Spiele aufführen zu lassen. Weihespiele müßten es sein, Mysterien. Umzüge von jungen schönen Menschen in feierlichen Gewändern. Tänze und Reigen, von Klängen und Gesängen begleitet. Ein geheimnisvoller Gottesdienst der höchsten Schönheit. Und ich als einziger Zuschauer dieses Schauspiels, der Beherrscher eines Märchenreichs.

Was ich alles schaffen würde! Welche Welt ich aus dem Boden stampfen würde! Gebt mir dazu nur die Macht.

*

Seit Wochen Schneefall, Schneesturm.

Auf meiner Seealp ist's wie in der arktischen Welt. Großartig und grauenvoll ist's.

Aber das ist das Großartige immer.

*

Judika sieht nichts von dem schrecklich Schönen, das uns umgiebt. Sie webt und lebt in dem Traume ihres zukünftigen Mutterglücks. Wenn mein Herr Adjutant zu ihr spricht, so klingt seine Stimme weich wie Musik; wenn er sie anblickt, so leuchtet sein Auge. Es ist gelogen, daß er bei mir aushält — denn das ist der richtige Ausdruck — mir zuliebe. Die Zeiten, wo ich liebenswert war, sind vorüber, und ich allein weiß, wodurch sie ausgelöscht wurden.

*

Starkes Frostwetter. Der See friert zu, trägt jedoch noch nicht.

Jetzt muß die Armee des Forstmeisters an dem rechtsseitigen Gestade den Pfad ausschaufeln. Wie die Maulwürfe müssen sich die Leute durch den Schnee wühlen. Sollte an diesem Ufer ein Felssturm oder eine Lawine niedergehen, so befänden wir uns in einem unzugänglichen Kerker. Denn an der linken Seite giebt es keine Möglichkeit, den See zu umgehen, und über diesen hinüber tragen gegenwärtig nur Flügel. Endlich fühle ich mich von allem abgeschieden und losgelöst genug.

Noch nicht ganz von allem.

*

Jetzt frieren auch die Wasserfälle und Staubbäche. Eiskaskaden stürzen den Fels hinab. Wo an den steilen Wänden der Schnee nicht haften kann, überziehen sie sich mit glatter, glänzender Decke: hier grün, dort blau oder rötlich oder violett. Dome aus Eis entstehen, mit Eisgrotten als Kapellen, vereisten Felsblöcken als Altären. Die Einsamkeit ist Priesterin. Das leise Knarren und Knattern des gefrorenen Seespiegels, der Zusammenbruch einer morschen Fichte unter ihrer Winterlast, der echoweckende Donnerhall einer überhängenden, abbröckelnden Schneemenge sind die Stimmen dieses Hochamts.

Um das Wunder der winterlichen Alpenwelt voll zu machen, ist die Seefläche schneefrei und spiegelglatt. Die geheimnisvollen Abgründe der Tiefe liegen dem Auge des darüber Hinschreitenden aufgethan. Er scheint über offene Grüfte hinzugleiten.

Ein leuchtender Tag folgt dem andern, und bald ist Mondschein. Ich möchte mich in Seine Majestät den Weißen Kaiser verwandeln, der jetzt inmitten einer Schar von Eisjungfrauen Feste feiert. Unersättlich zu sein im Genuß der Schönheit, heißt unausgesetzt sich veredeln und streben, Gottähnlichkeit zu erlangen.

Schrieb ich auf, daß Weihnachten war? Daß meine Mutter die Gnade hatte, mich einzuladen, daß ich nicht ging, sondern mit Judika und dem Grafen auf wundervollen Winterpfaden zum Alphof hinaufstieg, wo wir mitsamen glücklich waren und ich mich derartig gut verstellte, daß ich mich selbst von mir täuschen ließ.

Worüber mich täuschen? Daß ich nur ein armer Märtyrer meiner Phantasie sei und nicht der, der ich schon jetzt sein soll — wie sie von mir behaupten.

Ihre Schuld wäre es allerdings nicht, wenn ich auf dem Wege, auf den sie mich gewiesen haben, nicht unverweigerlich, unaufhaltsam weiterschreiten würde bis zum Ende.

XVI

Auf der Seealp. März

Ich wollte nicht mehr schreiben, nie mehr. Das Papier bleibt ohne meine Schrift so weiß, so sauber und schimmernd. Mir ist's, als ob meine Worte etwas Lichtes und Leuchtendes beflecken. Nun sitze ich doch wieder über diesem Buche, das ein Stück meines Ichs enthält, und darin ich ausspreche, wie mein Geist Todsünde auf Todsünde begeht.

Es sollen Kriegsaussichten möglich sein. Das klingt wie eine Fieberphantasie. Mein eignes fieberndes Hirn könnte dergleichen wahnwitzige Hallucinationen haben. Aber die Sache liegt nicht in meinem kranken Gehirn, sondern steht schwarz auf weiß in den Zeitungen zu lesen: die Möglichkeit eines Krieges von Staat Dänemark mit seinem starken und zukunftsreichen Nachbarstaate. Mit andern und treffenderen Worten gesagt: die Möglichkeit des Vernichtungskampfes eines altersschwachen Staatskörpers mit einer von jugendlicher Kraftfülle und Thatendrang förmlich strotzenden politischen Großmacht!

Der junge starke Fremdling mein Erbe verschlingen, meine Krone, mein Reich mir rauben ... Denn mir bleibt meines Bruders Land zugeteilt, seitdem ich in der Sturmnacht die Königsprüfung bestand.

Wenn ich an die Spitze der Armeen mich stellte: ich, der ich unverletzlich und gottgeweiht bin ... Kraft von meiner Kraft würde auf das Heer übergehen, auf das ganze Land, auf den Letzten des Volkes, und wir würden siegen unter dem Zeichen meiner Bestimmung.

Was ergreift mich so machtvoll?

Ein einziger Sieg würde uns retten, denn dieser einzige Sieg würde uns den Glauben an uns selbst wiedergeben, den wir seit langem verloren haben. Einmal diesen Glauben wieder in unsern Seelen, und wir würden in uns den göttlichen Funken haben. Zur Flamme entfacht, wird uns das heilige Feuer erfüllen.

Gab es in meinem Leben je eine Zeit, wo ich den Krieg abscheulich fand, ein Verbrechen schalt, einen Totschlag alles Menschlichen durch Menschen? Gab es je eine Zeit, wo ich in einem fiebernden Augenblick wünschen konnte, meiner Väter Reich möchte sich auflösen in der Allgemeinheit einer größeren und stärkeren Macht?

Welche Verblendung, welche Schwachheit! welche Feigheit!

Krieg! Krieg!

*

Sobald der Krieg erklärt ist, ziehe ich mit zu Felde. Und müßte ich als Gemeiner kämpfen, mein Geist würde doch der Feldherr sein, der die Truppen führt, die Truppen beseelt, zum Siege sie leitet.

Mein Bruder, der König — ja, der ist schwach. In jedem Atemzuge ist er unköniglich! Bei der bloßen Vorstellung, daß einer Taube der Hals umgedreht wird, fällt er in Ohnmacht. Und dann sollte er sich jemals zu einem Vernichtungskampfe aufraffen können? Allerdings — bei ihm würde es niemals ein Erhebungskampf werden.

Ich vernehme übrigens nur, was die Zeitungen bringen. Kein andrer Laut dringt zu mir — so völlig gelte ich ihnen bereits für gestorben und verdorben. Aus den Zeitungen ersehe ich, daß der Konflikt schärfer und schärfer wird, daß Regierung und Volk wenig Hoffnung auf friedliche Lösung haben — daß sie eine solche gar nicht haben wollen, denn Regierung und Volk wünschen den Krieg. Aber der König wird fort und fort zaudern und zittern, schwanken und schwach sein.

Noch dazu müssen nach der Lage der Dinge wir es sein, die den Krieg erklären. Die Kriegserklärung wird von uns erwartet. Wir werden uns mit ewiger Schande bedecken, halten wir damit zurück. Der König wird seine Zustimmung mit seinem Herzblut geben — wenn er sie giebt. Man wird sie von ihm erzwingen müssen.

*

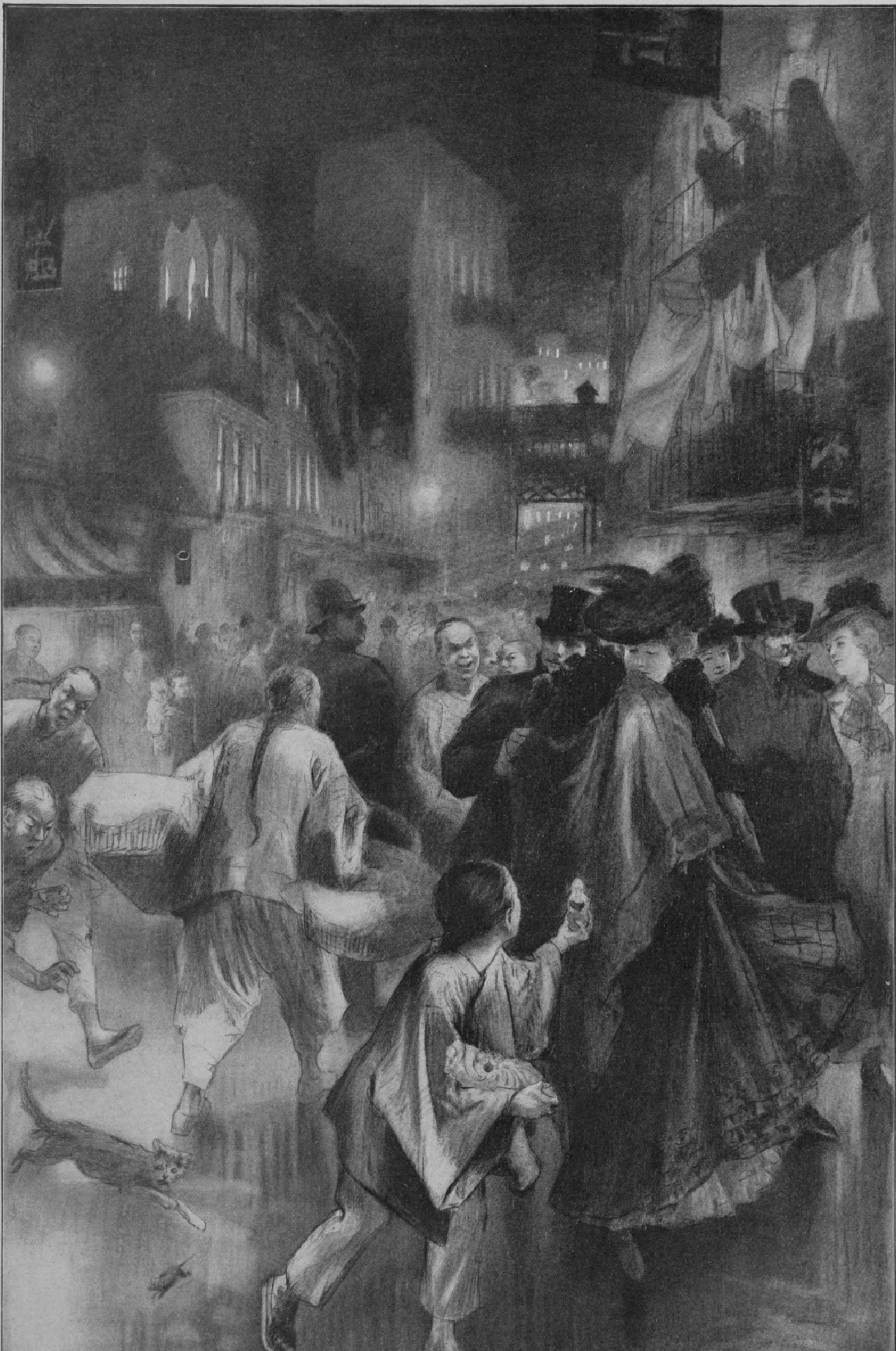
Mehr noch als meines verzweifelnden Bruders muß ich meiner großen Mutter gedenken. Die Weltgeschichte giebt ihr Gelegenheit, sich wieder einmal spartanisch zu zeigen. Sie weiß ja nicht, wer die Wunderkraft besitzt, den Sieg für das Land heraufzubeschwören und es von neuem groß und glücklich zu machen, denn: meine Mutter kennt ja nur den unechten König. Steht sie also auf seiten der Regierung und des Volkes, drängt auch sie den schwankenden, angsterfüllten König zum Kriege?

*

Immer verwickelter gestaltet sich der Konflikt, immer unwahrscheinlicher erscheint eine friedliche Lösung, immer leidenschaftlicher drängt die Regierung, drängt das Volk zu einer Entscheidung durch Schwert und Blut.

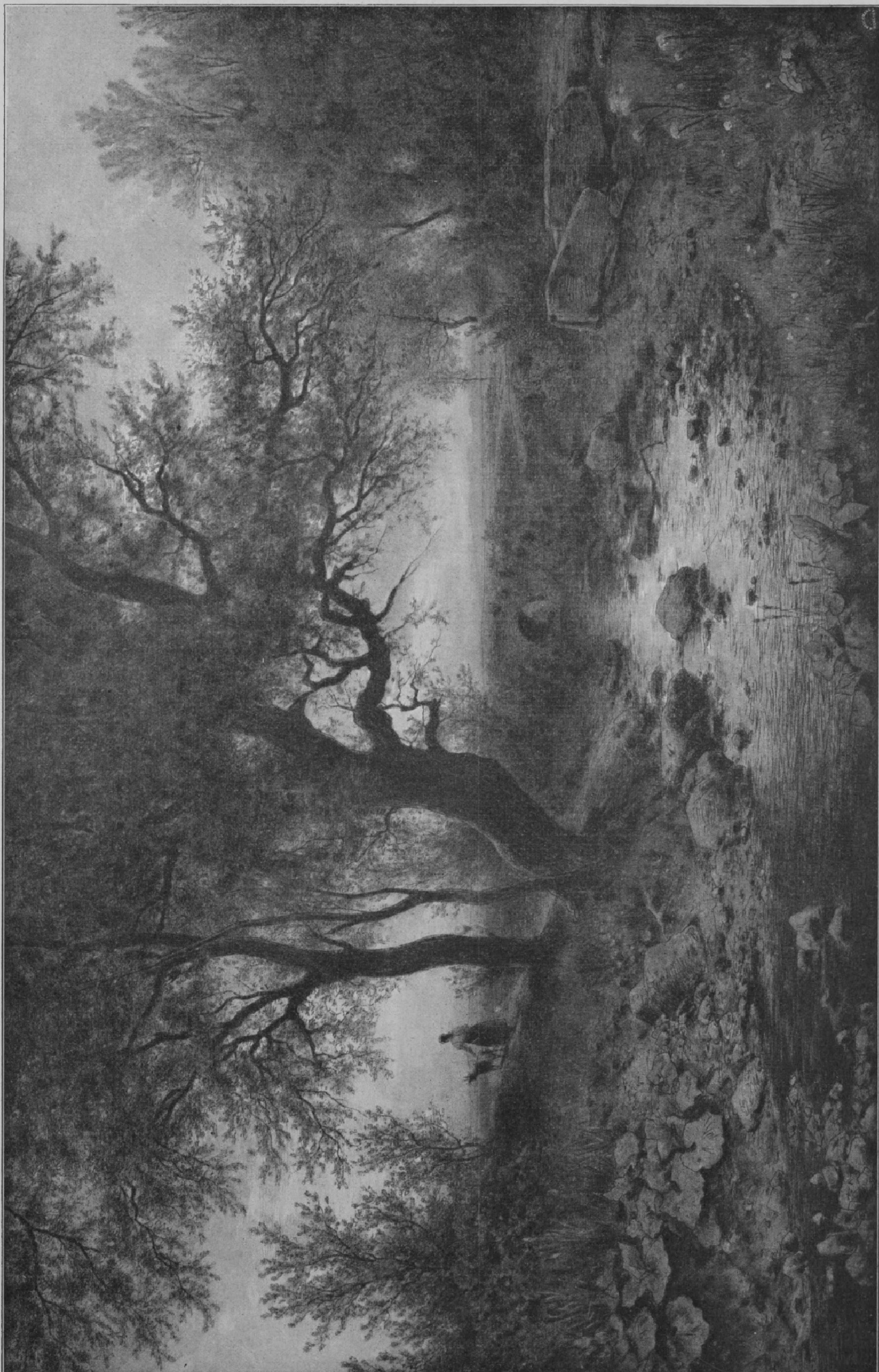
Es wächst die Unentschlossenheit, die Furcht des Königs; und es wächst seine Angst vor der Verantwortung.

Der uns verschwägerte Staat würde mit uns sich verbinden; und verbinden mit uns würde sich das Fürstenhaus, das nach uns über Staat Dänemark weiter regieren soll. Wir würden also drei sein gegen einen. Aber dieser eine wird uns drei schlagen; denn er ist kraftvoller und machtvoller als wir alle zusammen. Es müßte



Im Chinesenviertel von New York

Nach einer Zeichnung von A. Castaigne



Abend

Nach dem Gemälde von Eduard Lichtenfels

denn sein, daß sich das Wunder begebe, darauf ich harre.

Ich werde gewiß nicht vergebens warten müssen.

Was soll alsdann mit Judika und dem Kinde geschehen? . . . Diese beiden dürfen sich mir nicht in den Weg stellen!

*

Föhnwind und Tauwetter.

Auch der See taut auf. Es giebt also, da der See der Eisschollen wegen nicht fahrbar ist, nur einen Weg hinüber: den Pfad an dem rechten Ufer entlang! Und diesen nur so lange, als er von Schnee und Lawinen freigehalten werden kann.

*

Der Südwind heult gleich einer Heerschar losgelassener Dämonen. Sie reißen die Seedecke auf, sie erstürmen die Schneemauern, bringen mit ihrem heißen Odem die Eiskaskaden zum Schmelzen. Von allen Seiten brausen Sturzbäche nieder, gehen Lawinen ab. Es ist ein Donner wie von einer Geisterschlacht, als tobte in den Lüften der Vernichtungskampf, der über das Königreich hereinbrechen wird, wenn der Himmel mich nicht zur rechten Zeit zu des Landes Rettung beruft. Tag und Nacht währt das Donnern und Dröhnen, das Toben und Tosen. Ich lausche darauf Tag und Nacht — Tag und Nacht der Botschaft harrend.

Und Tag und Nacht arbeiten sie, um den einen einzigen Pfad längs des Gestades offen zu halten; denn auf ihm muß die Verkündigung zu mir dringen, muß ich hinaus gelangen. Die Leute arbeiten in beständiger Todesgefahr. Vor ihnen, hinter ihnen stürzen die Lawinen herab, den Pfad von neuem verschüttend, den Zugang und Ausgang versperrend. Es sollen bereits etliche unter den stürzenden Schneemassen begraben und umgekommen sein. Was kümmert das mich? Ich werde über das Leben von Tausenden und Tausenden meinen Weg schreiten, dem Gipfel entgegen, der Sonne zu, um die Größe und das Glück meines Volkes vom Himmel zu reißen.

*

Ein Wunder! Ein Wunder! Sehet, ein Wunder ward für mich vollbracht!

Ich habe es ja gewußt.

Noch eine Stunde bleibt mir Zeit vor meinem Aufbruch nach der Residenz. Ich habe mich eingeschlossen, um sie zusammen mit diesen meinen Vertrauten zuzubringen. Mir ist's, als wäre es das letzte Mal.

Wie erfüllte sich alles so wunderbar?

Sie kam zu mir! Durch Schnee und Eis, durch Schrecken und Tod drang sie zu mir. So leidenschaftlich liebt sie mich. So gewaltig ist ihre Liebe, Schrecken und Tod besiegend, um mich, den Ausgestoßenen und Geächteten, auf den Thron meiner Väter zu rufen, der meiner harrt.

Dafür wird sie meine Königin sein!

*

Doch ich will aufschreiben, wie alles so wunderbar kam.

Nachmittags ging ich aus, bei einem Föhn, so stark, wie an dem Tage, da ich unter den schwarzen Bäumen im Parke der Solitüde dem wunderschönen Weibe mit dem weißen Antlitz und den flammenden Augen begegnete. Gleich gespenstischen Traumgebilden erhoben sich die Alpen unter einem Himmel von fahler Leichenfarbe. Ueber den weißen Gipfeln standen hohe, helle Dunstsäulen, als ob von ihnen ein Qualm ausginge. Der Dunst war ein Zeichen, daß es droben heftig stürmte und der Wind den Schnee hoch emportrieb. Hatte er eine Weile an den eisigen Massen gerüttelt, würde er sie herunterreißen, Felsblöcke lösend und Riesenfichten entwurzelnd. Alles vernichtend, was der Lawine im Wege stand, Verderben und Tod mit sich führend. In der Tiefe war kein Hauch zu verspüren, kein Laut zu vernehmen. Ich wußte, was dieses Grabesschweigen in der Natur zu bedeuten hatte, und wartete ungeduldig auf den Lawinendonner, der die Stille bald zerreißen würde, freute mich auf die dröhnende Stimme der Vernichtung.

Mich weit und weiter vom Hause entfernend, gewahrte ich auf dem Pfade des rechten Gestades zwei menschliche Gestalten, die mir entgegenkamen. Ich konnte genau beobachten, wie sie vollständig erschöpft waren und nur mühsam vorwärts gelangten. Und genau gewahren konnte ich, wie gerade über ihren Häuptern eine Schneewand hing, die jeden Moment sich lockern und lösen konnte, die todmüden kühnen Wanderer unter sich begrabend. Ich sah es und wartete darauf. Wer aber waren sie?

Leute, die zur Seealp wollten, zu mir . . . Gewiß brachten sie mir eine Botschaft. Welche? Vielleicht eine große, gewaltige, das Schicksal meines Hauses und meines Landes entscheidende! Hatte mein Bruder auch dieses Mal das Grausen überwunden? Hatte der König seine Unterschrift gegeben, sie sich abringen lassen? War der Krieg erklärt? Und die beiden, über deren Häuptern der eisige Tod hing, brachten mir davon die Kunde?

Ich mußte die Botschaft vernehmen! Der Tod durfte nicht eher aus den Lüften auf sie herabbrausen, bis ich sie vernommen hatte. Und so eilte ich ihnen entgegen, im Laufe beobachtend, wie ihre Erschöpfung zunahm, wie sie kaum noch weiter konnten, wie von der Schneemenge über ihnen bereits ein feines blasses Staubgewölk aufgewirbelt ward. Und bereits vernahm ich nah und fern dumpfes Getöse, den rollenden, grollenden Donnerhall niedergehender Lawinen. Schon drang der sengende, sausende Odem des Südwinds von hoch oben herab in die Tiefe.

Ich rief, ich schrie. Sie sollten sich eilen, schrie ich ihnen zu. Aber sie hörten mich nicht.

Erst jetzt erkannte ich: die eine der beiden schwankenden Gestalten war eine Frau. Sie schritt voraus. Eine Frau, die zu mir kam, auf diesem Wege, mit Gefahr ihres Lebens! Wer — wer konnte sie sein?

Der Wind wehte stärker, die Schneesäule hoch oben wurde dichter; die beiden schienen mehr und mehr zu ermatten. Sie gingen langsam, immer langsamer.

So schnell ich konnte, lief ich ihnen entgegen, blieb dann stehen, um ihnen zuzurufen: „Die Lawine! Schneller! Um Himmels willen schneller!“

Das Geheul des ausbrechenden Sturmes, das Getöse der ringsum niedergehenden Lawinen verschlang meine Worte. In diesem Augenblick erkannte ich die Frau, die zu mir kam: Gebhardts Schwester! Gleich darauf — Herrgott! — sah ich von hoch oben ein weißes Gewölk niederstäuben, hörte ich über mir den Donnerton. Die Lawine! Die Lawine! Und Gebhardts Schwester darunter! Das Brausen ward zu einem wahren Höllenlärm. Der Fels schien zu wanken, die Erde zu beben. Nach einem Halt greifend, sah ich das weiße Gewölk in wilden Wirbeln herabsausen. Plötzlich befand ich mich inmitten eines wütenden Schneetreibens. Dann ein Krachen, als ob die Alpen zersplitterten.

Ich schrie gräßlich auf, denn ich glaubte Gebhardts Schwester von der Lawine verschüttet, hielt sie für umgekommen: auf dem Wege zu mir! Ich wollte vorstürzen, mußte regungslos stehen bleiben, vor wirbelndem Schnee die Hand vor Augen nicht sehend. Stehen bleiben und warten mußte ich, bis das dichte Gewölk sich gelichtet und zerteilt hatte.

Das erste, worauf mein Blick fiel, war in den weißen Nebeln, einer Erscheinung gleich, Gebhardts Schwester. Auch über ihrem Haupte schwebte schützend eine Königskrone.

*

Folgendes hatte sich im Königsschlosse begeben. Um mir davon Mitteilung zu machen, kam das wunderschöne Weib, das ich liebe und von dem ich wieder geliebt werde, durch Schnee und Eis, durch Schrecken und Tod zu mir . . .

Dringlich und immer dringlicher fordern Regierung und Volk von dem zaudernden, dem zitternden König die Kriegserklärung. Aber der Herrscher fährt fort zu bangen und zu beben. Wiederum entsendet man seine Mutter zu ihm, und wiederum besiegt sie ihres Sohnes Schwanken und Schwäche. Der König erklärt am Nachmittage im Kronrat seinen festen Entschluß, die Kriegserklärung zu unterzeichnen. Schon am Abend des nämlichen Tages wird ihm die Akte vorgelegt. Er wünscht, damit allein gelassen zu werden, er befiehlt, niemand dürfe ihn stören.

Im Nebenzimmer befindet sich Seiner Majestät Flügeladjutant. Der Adjutant wartet. Eine Stunde vergeht, und es vergeht eine zweite Stunde. Der Adjutant hört den König mehremal tief aufseufzen . . . Noch immer wird er nicht zum König gerufen. Im kleinen Audienzsaal ist der Kronrat versammelt und wartet. Eine dritte Stunde vergeht. Der Adjutant begiebt sich für einen Moment hinaus, um den Kammerdiener des Königs zu rufen. Dieser soll hineingeschickt werden. Es ist tief in der Nacht.

Der Kammerdiener betritt des Königs Arbeitszimmer durch die Thür, die aus dem Schlafgemach hineinführt. Er sieht den König am Schreibtisch sitzen, mit dem Kopfe darauf hingesunken, wie eingeschlafen. Leise nähert sich der Mann dem Schlummernden; leise ruft er ihn an.

„Majestät!“

Der König hört nicht, regt sich nicht.

„Majestät!“

Da der König auch jetzt nicht hört, tritt der Kammerdiener näher. Plötzlich gewahrt er —

Von dem Schreibtisch rinnt es auf den roten Teppich herab; und was langsam, lautlos herabsickert, hat die Königsfarbe des Teppichs. Benetzt von Blut, darein getaucht ist die Akte der Kriegserklärung, die — keine Unterschrift trägt.

*

Der König wird von Adjutant und Kammerdiener ins Schlafgemach getragen und auf das Bett gelegt. Das Arbeitszimmer wird abgeschlossen. Es heißt: „Seine Majestät befinden sich nicht ganz wohl.“ Der spiritus familiaris ist sogleich zur Stelle. Die Königin und die Königin-Mutter werden gerufen. Die Königin fällt am Bette des Königs wie leblos zu Boden; die Königin-Mutter ist starr und stark. Des Königs Dienerschaft wird vereidigt, der ganze Teil des Schlosses abgeschlossen und bewacht.

Der Hausminister erscheint, es erscheinen Aerzte und höchste Hofchargen. Der Kronrat bleibt versammelt. Aber man beharrt darauf, daß Seine Majestät unpäßlich wären. Die Aerzte werden befragt, wie lange der König noch „unpäßlich“ bleiben kann . . . Keine vollen achtundvierzig Stunden mehr! . . . Wer ist der Thronfolger? . . . Ein Fremder! . . . Besitzt der König nicht einen leiblichen Bruder? . . . O ja, aber der Bruder leistete Verzicht auf die Thronfolge — mußte Verzicht leisten, weil seine Regierung für das Land ein Unglück wäre. . . . Es besteht darüber eine geheime Urkunde, von dem Prinzen unterzeichnet. . . . Dann freilich! . . . Dann muß man freilich den Fremden rufen!

Es wird beraten und beschlossen, mit der Benachrichtigung des Thronfolgers zu warten, bis es heißen kann: „Der König ist tot — es lebe der König!“

Immerhin existiert der Bruder des Königs noch als Bruder. Als solchen sollte man ihn doch sogleich kommen lassen . . . Besser, er bleibt, wo er ist, bis alles zu Ende. Man kann nicht wissen —

Er soll kommen! Er soll kommen, um seine Rechte geltend zu machen; soll kommen, um sein Erbe anzutreten, um sich die Krone seiner Väter nicht rauben zu lassen.

Das Weib, das ihn liebt, ruft ihn herbei!

Von einem treuen Diener begleitet, verläßt die Gräfin die Stadt. Sie kommt zum See. Im Nachen hinüberzuschiffen ist unmöglich. Hinüber muß sie! Es giebt nur einen einzigen Weg, der hinüber führt: am Ufer entlang! Aber er kann zum Todesweg werden.

Und sie schreitet ihn.

*

Als ich mit der Gräfin und ihrem Begleiter auf der Seealp anlangte, brach die Nacht herein. Ich führte die Herrliche in meine eignen Gemächer, sorgte selbst für Erquickung und begab mich alsdann persönlich zu meinem Herrn Adjutanten, dem ich sagte:

„Der König liegt im Sterben. Ich bin sein von Gott bestimmter Nachfolger. Ihre Schwester berief mich, um am Sterbebette meines Bruders meine Rechte zu wahren und nach seinem Tode

den Thron zu besteigen, den Ihre Schwester mit mir teilen wird, kraft meiner Königsgewalt und meiner Leidenschaft. In einer Stunde trete ich mit der Gräfin die Fahrt nach der Residenz an. Da der Weg durch Lawinensturz unpassierbar geworden, so muß ich über den See. Ganz gleich wie — ich muß! Wollen Sie mich begleiten, so begleiten Sie mich; wollen Sie lieber bleiben, so bleiben Sie . . . Wofür entscheiden Sie sich?"

„Für mich giebt es nur eine Entscheidung."

„Zu bleiben?"

„Zu thun, was ich vermag, um Königliche Hoheit daran zu hindern, die Seealp zu verlassen."

Ich fragte ihn: „Ist das Ihre Treue für mich?"

Seine Antwort lautete: „Das ist sie."

Weiter fragte ich, gewaltig an mich haltend: „Auch Sie halten es also für ein Unglück, wenn ich König werde?"

„Ja."

„Für ein Unglück des Landes?"

„Ja."

„Weil ich unfähig bin, zu regieren?"

„Zu krank."

„Wenigstens besitzen Sie Mut."

„In diesem Falle nur den der Wahrheit."

„Ich sagte Ihnen, Ihre Schwester wird Königin sein."

„Dem Hausgesetze nach ist das unmöglich."

„Ich werde ein neues Gesetz erlassen, das das Unmögliche möglich macht."

„Auch mit einem solchen bleibt es bei der Unmöglichkeit."

„Weil ich bereits vermählt bin?"

„Mit einem Engel."

„In dem Sie aber doch zugleich ein irdisches Weib sehen."

Leichenblaß stand er vor mir, das Geheimnis seiner Liebe — denn bei ihm ist es Liebe — verraten sehend und hörend, wie ich es gelassen aussprach. Er rang nach Worten, vermochte lange nicht zu reden, stieß endlich mit keuchendem Atem hervor: „Ich werde nach wie vor mein möglichstes thun, um Königliche Hoheit zu hindern, die Seealp zu verlassen."

„Wie wollen Sie mich hindern?"

„Ich werde Königliche Hoheit nicht fortlassen."

„Also Gewalt?"

„Wenn es sein muß, dann mit Gewalt."

Da packte es mich, daß ich mich auf den Menschen stürzen mußte. Ich warf ihn mit Riesenkraft, die mir plötzlich zu teil ward, zu Boden, kniete auf ihn, wollte ihn erwürgen. Ich würde es gethan haben, hätte er nicht die Augen seiner Schwester gehabt, mit denen er mich ansah, ohne sich zu wehren. Da ließ ich von ihm ab, erhob mich, verlangte sein Ehrenwort, mich durch nichts zu hindern, die Seealp zu verlassen. Er wollte es jedoch nicht geben. Da berief ich in seiner Gegenwart einen Teil meiner Leute, denen ich sagte: „Der König liegt im Sterben, in wenigen Tagen werde ich euer König sein." Und ich befahl ihnen, bei Strafe völliger Ungnade, den Grafen bis zum Morgen in seinem Zimmer zu bewachen und gefangen zu halten. Und wirklich — die Kreaturen gehorchten mir wie Hunde einem Herrn, dessen Peitsche sie fürchten.

*

Alles ist zur Abfahrt bereit. Nur eines bleibt mir noch zu thun übrig. Von Judika muß ich Abschied nehmen.

Zuerst wollte niemand von den Leuten die Fahrt über den halbaufgetauten See wagen. Selbst die königlichen Belohnungen, die ich reichlichst verhieß, vermochten sie nicht zu bewegen. Da gebot ich ihnen. Als König gebot ich! Daraufhin gehorchten sie, und jetzt kriecht das Gesindel vor mir.

Wir nahmen das stärkste Fahrzeug, dessen Planken aus Lärchenholz den Eisschollen gut Widerstand leisten. Bei Fackellicht müssen wir fahren. Mit Aexten müssen wir uns Bahn brechen. Es wird eine Fahrt auf Leben und Tod.

Die übrigen Nachen ließ ich unbrauchbar machen — für den Fall, daß sie den Grafen nach meiner Abfahrt doch frei lassen sollten und er mich verfolgen wollte.

Man meldet mir, daß die Schiffe warten. Ich muß Judika Lebewohl sagen.

*

Es geschah —

Sie war wie —

Soll ich dieses Buch mit mir nehmen?

Soll ich es in den See werfen, wo er am tiefsten ist? Oder soll ich es in die Flammen des Kamins schleudern, auf diese Weise vernichtend, was ein Stück meiner Seele ist, dieser ringenden Menschenseele mit dem wenigen Guten und Hellen — mit den großen Finsternissen und Zerrissenheiten, den vielen nachtdunklen Abgründen?!

Mit dem vielen Schlechten und Bösen!

Vernichte diese Bekenntnisse!

Thu es! Ach, thu es, thu's!

Und doch —

Wenn ich dieses Buch wieder in die Kassette legte, wenn ich die Kassette offen ließe, wenn ich . . .

Ja, und wenn — (Fortsetzung folgt)

Geheimnisvolle Tiere

Von

Wilhelm Bölsche

Solange es eine „Tierkunde" überhaupt giebt, giebt es auch einen eigentümlich geheimnisvollen dunklen Winkel darin: über die Stelle, wo Phantasie und Wirklichkeit, Legende und Thatsache sich noch streiten. Da stehen wie in einem romantischen Museum die Tiere, über die man sich noch immer nicht hat einigen können, ob sie überhaupt existieren. Es giebt Anhaltspunkte für ihr Dasein, — keine Beweise. Die Phantasie aber, der Forschung voraus und weniger streng als sie, rechnet sie mit besonderer Liebe schon mit und ist lebhafter bei ihnen als bei den bekannten Nummern des Systems. Mit der Zeit wechseln wohl diese Gespenster, es treten aber immer neue an die alte Stelle.

In früheren Tagen war ein charakteristisches Tier dieser Sorte das Einhorn. Wenn man es an seiner Volkstümlichkeit mißt, so scheint es eines der bestgekannten Geschöpfe des Erdballs gewesen zu sein, und doch ist es nie aus dem Nebel jener Spukecke klar herausgekommen. Als der alte Gesner im sechzehnten Jahrhundert sein „Tierbuch" schrieb, bildete er es noch ab: ein Pferd mit einem Horn auf der Stirn, so wie es heute noch bisweilen über Apotheken steht. Er wunderte sich bloß, daß man dieses seltsame Tier noch nie lebend bei uns gezeigt habe. Aber sein Horn war ihm genau bekannt, man bewahrte es in Schatzkammern, denn es hatte ungeheure Heilkraft, — so glaubte man. In Wahrheit war dieses Horn der Stoßzahn eines walfischartigen Seesäugetieres, des Narwal. Das wirkliche vierfüßige Tier von mehr als Pferdegröße, das ein einzelnes spitzes Horn im Gesicht trug, und das damals zum ersten Male nach langer Zeit wieder lebend nach Europa kam, war das Rhinozeros. Als man diese Zusammenhänge merkte, verschwand das Einhorn aus der Naturgeschichte. Es ist aber doch noch einmal auferstanden, in unsrer Zeit. In unsern hellen Tagen entdeckte man das Gerippe eines riesigen pferdeähnlichen Tieres von mehr als Rhinozerosgröße, das oben auf dem Kopf ein Horn ganz nach Einhornart trug. Elasmotherium wurde es wissenschaftlich benannt. Doch dieses Elasmotherium war ein ausgestorbenes Tier, das im Rheinthal und in Sibirien als Zeitgenosse des Mammut gelebt hatte. Wiederum die sibirischen Tungusen aber haben heute noch die Einhornsage in lebhaftester Blüte, ihnen ist es der schwarze Riesenstier ihrer Vorväter, mit einem kolossalen Einzelhorn bewehrt. Wie ist dieser Glaube gerade zu ihnen gekommen? Haben sie bloß die Leiche des Urwelttieres im Eise gefunden gleich der des Mammuts? Oder haben ihre Ahnen wirklich noch das lebende Elasmotherium-Einhorn gejagt, wie unsre eskimohaften Steinzeit-Europäer es zweifellos mit dem Mammut gemacht haben? Oder ist dieses Elasmotherium am Ende gar kein ausgestorbenes Tier, sondern lebt heute noch in nie besuchten einsamen Tundren (Moossteppen) Sibiriens, gleich dem Moschusochsen, der in der Mammutzeit durch ganz Nordeuropa streifte, heute aber nur noch in den eisstarrenden Polarländern Nordamerikas haust?

Es liegt für unsre Forschung heute ein Hauptversteck der „phantastischen Tiere" gerade in diesen beiden Möglichkeiten: einmal dem Hineinspielen der Urwelt in unsre noch lebendige Mitwelt, — und dann der Existenz von Erdgebieten, die wir Herren der Erde immer noch nicht durchforscht haben. Jeder Erdteil, der noch sein Stückchen „Weiß" (d. h. Unbekannt) auf der Karte hat, hat auch in diesem Felde sein Gespenstertier.

Im polaren Nordamerika ist es das lebende Mammut selber, das fort und fort spukt. Es giebt eine ganze amerikanische Zeitungslitteratur darüber. In Alaska soll es nach wie vor hausen mit seinem roten Pelz, seinen ungeheuren krummen Stoßzähnen. Diese Gegenden sind noch so wenig erforscht, daß sich wirklich sehr gut über sie zoologisch — lügen läßt. Aber wahr ist auch, daß wir gar nicht ohne weiteres einsehen, warum das Mammut dort oben verschwunden ist, während seine Genossen aus der Eiszeit, Renntier und Moschusochse, fröhlich weiterleben. Theoretisch stände auch seiner Existenz in verborgenem Polarwinkel schlechterdings nichts im Wege. Gesucht werden im nördlichen Polargebiet mindestens noch zwei Tiere, von denen das zweite noch im achtzehnten, das erste gar noch im neunzehnten Jahrhundert bestimmt gelebt hat: der Riesenalk, ein großer flugunfähiger Seevogel, und die Stellersche Seekuh, ein Koloß aus der Gruppe der Seesäugetiere. Der Vogel ist bei Island, die Seekuh an der Beringstraße „verloren gegangen". Wir rechnen sie zurzeit ebenfalls ausgestorben, obwohl wir von beiden noch die genaue Beschreibung des lebenden Tieres, vom Riesenalk sogar noch ausgestopfte Bälge in unsern Museen besitzen. Die Frage ist nur, ob ihre heutigen Wohnsitze nicht bloß höher am Pol an bisher unerforschten Küsten sich befinden. In der Einhorngegend selber, in den Steppen Innerasiens, ist lange Zeit das wilde Pferd, das einfache ohne Horn, auch ein zoologisches Sagenkind gewesen. Es ist dieses Wildpferd das gleiche, das auch schon zur Mammutzeit bei uns in Europa gelebt hat. Unsre Vorfahren von damals haben sein Bild in Renntierhorn und auf Höhlenwände gekritzelt, das Bild eines dickköpfigen Pferdchens mit kurzer Bürstenmähne. Aber gab es das wirklich noch irgendwo bis heute? Man stritt lange darum. Vor kurzer Zeit ist das endgültig entschieden worden. Der Tierhändler Hagenbeck hat solche Urwildpferde, wie Heck sie mit Recht getauft hat, lebend nach Europa gebracht, und im Berliner Zoologischen Garten ist zur Stunde ein Pärchen zu sehen.

Das regelrechte Spuktier Südamerikas ist aber auch jetzt noch in ganzer Glorie das Megatherium oder Riesenfaultier. Ein ochsengroßer Nachzügler dieses Urweltlers vom Faultiergeschlecht wird neuerdings in Patagonien so lebhaft gesucht, daß man schon besondere Expeditionen um seinetwillen ausgerüstet hat. Die Indianer erzählen von seinem undurchdringlichen Panzerfell, ein Reisender hat den Unhold flüchtig „gesehen", und, was nicht mehr ins Reich des Zweifelhaften fällt, in einer früher von Menschen bewohnten Höhle ist sein dick bepelztes Fell gefunden worden, das durch eine Innenschicht harter Knochenplättchen in der That einigermaßen gegen leichtere Schußwaffen gefeit ist. Ich kann mich einer gewissen Vermutung nicht entziehen, daß wir auch dieses Riesenfaultier noch einmal in unsern zoologischen Gärten begrüßen werden. Wenn Scheffel es erlebt hätte!

Es gab eine Zeit, wo die Giraffe Afrikas auch so ein Sagentier war. Das verlor sich allmählich, seit sie ständiger Menageriegast geworden. Immer aber war sie dem Tierkundigen eine groteske Person, einsam im System, nichts Irdischem sonst vergleichbar in ihrer phantastischen Gestalt. Ihrer wahren Verwandtschaft nach war auch sie eigentlich ein urweltliches Tier, das mehr durch Zufall sich noch lebend unter uns verirrt hatte, ein letzter Mohikaner der Wälder der Tertiärzeit, da noch Palmen in Sachsen grünten. Dann kam aus dem dunkelsten Afrika, dem großen Busch, wo Stanley die Zwergvölker gefunden hat, auch so ein mysteriöses Fellstück, mit dem zunächst kein Zoologe etwas anzufangen wußte. Ein Tier tauchte aus dem Nebel, gestreift wie ein Zebra und doch kein Zebra. Wir „haben" es jetzt: es lebt und heißt „Okapi". Seine Verwandten sind jene ausgestorbenen Giraffentiere der Urzeit, wie sie in Griechenland vor Anfang aller Menschengeschichte lebten, die sogenannten Helladotherien, — und unsre lebende Giraffe, die seine Landsmännin ist. Hier hat also die Forschung den Nebel geklärt und zwar mit hohem Gewinn.

Wo aber kann der zoologische Mythus noch lebhafter blühen, als im alten sagenhaften Südlande, in Australien! Hier ist vor allem das Gebiet der gespenstischen Eidechse. Allen Drachen an Größe „über", sollte sie zuerst im Innern des australischen Kontinents ihr Unwesen treiben, dort, wo die Expeditionen, die Naturforscher (so der arme Leichhardt) verschollen sind, wie von einer Versenkung verschluckt. Als Neuseeland erforscht wurde, nahmen die Eingeborenen sie für ihre Insel in Anspruch.



Die Pest

Nach dem Gemälde von John Collier

Auf schroffen Meeresklippen lauere sie wie die alte Scylla, und Menschenfressen sei ihr Hauptsport. Der Thatsachenkern, der sich zunächst aus dieser neuseeländischen Sage herausschälte, war die Existenz eines häßlichen Reptils von noch nicht Meterlänge auf den bewußten Klippen, das alles eher that als selber Menschen fressen, das aber doch Beziehungen hatte zu Geschöpfen, die, wenn es zeitlich möglich gewesen wäre, ohne Mühe diese edle Beschäftigung übernommen haben würden. Es war nämlich die sogenannte Brückeneidechse, die keine echte Eidechse ist, sondern der einzige noch lebende Nachkomme der alten urweltlichen Saurier, die noch mehr oder minder auf der Grenze von Molch und Reptil standen — also gewiß eines der eigenartigsten Tiere der ganzen Erdenarche.

Für das Festland von Australien ist immerhin merkwürdig, daß in Vorweltstagen gerade dort Verwandte der heutigen Waraneidechsen den erhaltenen Gerippen zufolge gelebt haben müssen, die erheblich noch über die Größenmaße unsrer Krokodile hinausgingen. Wenn nun ein solcher Riese doch noch zäh ausgehalten hätte? Neuere Reisende, die die ganzen Wüsten Zentralaustraliens da und dort einmal wenigstens durchquert haben, sind freilich keinem Anzeichen seiner Existenz mehr begegnet.

Um so energischer hat sich dafür wieder auf anderm Tiergebiet Neuseeland seinen Ruhm gewahrt. In alten Tagen haben auf Erden massenhaft und in den verschiedensten Ländern riesenhafte Vögel gelebt, so groß und schwerfällig, daß unser Strauß von heute nur als ein schwacher Epigone dagegen erscheint. Zum Fliegen waren sie mit ihren Elefantenbeinen nicht gemacht, aber desto mehr zum Laufen. In Südamerika haben sie zuerst geblüht, noch auf der Schwelle der Saurierzeit. Ihren wahren Greifenschnäbeln, die sie dort entwickelt, mag das letzte grimme Sauriervolk selbst erlegen sein. Als der Mensch auftauchte, lebte nur noch die eine oder andre Gruppe dieser Riesengeneration zerstreut da und dort, meist in geringem Häuflein auf einer Insel. So war es auf Madagaskar, so auf Neuseeland. In diesen beiden Fällen ist der gangbaren Annahme nach wenigstens der wissenschaftlich forschende Mensch zu spät gekommen. Die Volkssage und alte Chronisten berichteten noch von der Straußeninsel Madagaskar: im Röhricht fänden sich ungeheure Eier, wie drei Straußeneier groß, und gigantische Knochen. Das lebendige Tier aber schien ausgerottet. Genau so in Neuseeland, wo die Lieder der Eingeborenen noch vom „Moa" sangen, den ihre Väter gejagt. Bis ins achtzehnte Jahrhundert müssen die Ungetüme hier in Menge gelebt haben. Aber Madagaskar wie Neuseeland sind groß, sind noch lange nicht ganz erforscht. Giebt es nicht doch noch den Aepyornis, den Moa, lebendig in ihren tiefsten, verstecktesten Gründen? In Neuseeland glauben eine Masse Menschen steif und fest daran. Noch sind weite Gebiete der neuseeländischen Südinsel von keinem Naturforscher betreten worden. Einsame Wanderer aber melden mit zäher Konsequenz alljährlich wieder von unheimlichen Gestalten im nächtlichen Forst, unter deren elefantenschwerem Tritt dicke Aeste zerknackten und die der Hund nicht anzugreifen wagte: dem Moa, noch immer lebend. Die Zukunft muß die Dinge klären.

Es ist das gleiche Land, diese Alpeninsel Neuseelands, wo das Schattenbild eines geheimnisvollen Vierfüßlers spukt, des Waitoteke oder Waitoreke, wie ihn die Eingeborenen nennen. Neuseeland, dieses Wunderland der Reptile und der Vögel, hat kein einziges ihm eigentümliches, ursprünglich zugehöriges Säugetier, soweit es den Zoologen bekannt ist. Und doch hat es eine Sage von solchem Tier. Ein Wassertier soll es sein, wie eine Fischotter, und in den Alpenseen der Südinsel soll es hausen. Eine Fischotter wäre ja nun nichts Besonderes. Aber die Tierkundigen haben die Nähe Australiens erwogen, wo es nur Beuteltiere und Schnabeltiere giebt, also die Säugetiere der Urwelt, die zuerst mit den Ichthyosauriern und Flugdrachen auf der Erde erschienen. Von da aus ist ein ganzer romantischer Kranz um den Namen „Waitoreke" gewoben worden. Ein Ursäugetier sollte es sein, das Eier legte wie das Schnabeltier, aber noch das Gebiß der alten Ichthyosaurusgenossen der Trias- und Jurazeit trug. Waitoteke oder Waitoreke — wir wissen noch immer faktisch nichts als dieses Wort der Maorisprache. Ein feiner Kenner Neuseelands, der Zoologe Benedikt Friedländer, hat mir aber noch neulich seinen Glauben an die reale Existenz des Tieres, für die ihm gewichtige Gründe vorliegen, ausgesprochen. Gefangen hat auch er es bis jetzt nicht.

Neuseeland deutet schon nach den Südpolarlanden hinüber. Die waren nun so sehr terra incognita bisher, daß selbst die zoologischen Gespenster sich nicht dahin gewagt haben. Aber seit wir ahnen, daß hinter den Eismauern wirklich noch weite „Länder" liegen, über denen Vulkane dampfen, kann auch das nicht ausbleiben. Ist es doch bald das letzte Refugium der Romantik. Schon meinte ein Beobachter, Spuren entdeckt zu haben von einem großen bärenartigen Raubtier. Es mußte am Ende doch ein absonderlicher Bär sein da unten im Bereich der Pinguine. Vielleicht ein raubtierhaft bezahntes Beuteltier von Bärengröße, wie sie in versteintem Gerippe heute noch in Australien liegen.

Dringt ein kühner Schüler Nansens über kurz oder lang auch dort ins Mysterium, so wird die Erde eng für zoologische Wunder großer, auffälliger Art. Dann bleibt nur noch die Weite und die Gaurisankartiefe des Ozeans, die Welt, wo die Seeschlange spukt. Die meisten, die über sie scherzen, ahnen ja nicht, daß auch sie heute schon eine geologische Perspektive hinter sich hat. Wir kennen geschichtlich eine wirkliche Seeschlangenzeit der Erde: die Epoche der sogenannten Kreidezeit, da märchenhaft lange Reptile, die Mosasaurier, die Meere durchschwammen. Ein solcher amerikanischer Mosasaurus wurde über hundert Fuß lang, und sein Leib war trotz verschwindend kleiner Handflossen vollkommen schlangenhaft. Die Existenz einer „Seeschlange" im Sinne der Schiffermärchen brauchte also nichts zu bedeuten als das Fortleben eines solchen Kreideriesen, der sich erhalten hätte, wie in Neuseeland jener kleine Saurier von noch viel älterer Herkunft, die Brückeneidechse.

Das sind die erlaubten Träume des Tierkundigen von heute — wenn er träumen will. Ihre Lösung aber ist nicht in der Hand der Laune, sondern der Arbeit, der ernsten Forschung gleich allem andern, was die Intelligenz des Menschen heute berührt.

Bürgeler Kunsttöpfereien

Von

Else Franken

Von hohem kulturgeschichtlichen Interesse war Forschern wie Laien von jeher die Geschichte der Handwerke. Aus dem unmittelbaren Bedürfnisse des täglichen Lebens herausgewachsen und mit der Gesamtgeschichte der Völker oder auch nur einer engeren Landschaft eng verknüpft, entfalten sie sich und gelangen zu hoher Blüte, um in Not- und Schreckensjahren wieder auf ein kümmerliches Niveau herabzusinken, teilweise auch ganz zu verschwinden.

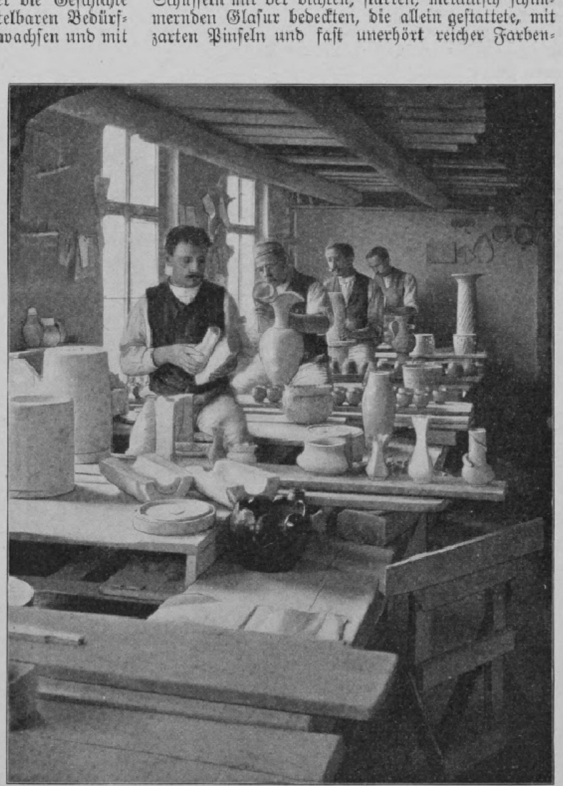
Vielleicht tritt das bei keiner Hantierung so auffällig zu Tage als bei der Töpferei. Wo die Töpfer gedeihen sollen, muß die Natur ihnen den Boden bereitet, den bildsamen Thon, mancherlei mineralische Schätze, Quarz, Kieselerde u. a., für sie geschaffen haben. Wo diese günstigen Bedingungen sich finden, da dreht der Töpfer seine Scheibe, wie er sie schon Jahrtausende vor unsrer Zeitrechnung in Aegypten, später in allen antiken Kulturländern gedreht hat. Auch das Grundieren mit pflanzlichen und mineralischen Farbstoffen, das Ausmalen, Aetzen oder Einritzen meist geometrischer oder streng stilisierter Pflanzen- und Tierornamente ist uralt. Viel später erst traten bildliche Darstellungen hinzu, Motive, dem Götterkult, dem häuslichen oder gewerblichen Leben entnommen. Und wieder sind es Wandfliesen und Vasenbilder, die schon zu Zeiten, aus denen kein litterarisches Dokument erhalten ist, den Töpfer als Dreher, Former, Maler zeigen — viel später erst am Brennofen, da ursprünglich die Geräte nur gefirnißt und an der Luft getrocknet wurden. Zu ungeahnter Größe entwickelte sich die Töpferkunst in der Blütezeit der italienischen Renaissance. Die della Robbia, besonders der alte Luca, hatten die Welt gesehen, die maurischen Vorbilder in der Alhambra, weiße und goldne Glasuren auf Hartmischungen in Oefen von bis dahin unerreichter Brennkraft in Fluß gebracht. Nun suchte der alte Luca jene Mischungen zu erproben, die ihn in Spanien entzückt hatten. Bleioxyd, Zinn, Antimonium, fast alle jene mineralisch-metallischen Schmelzen, mit denen das heutige Kunstgewerbe arbeitet, sind Erprobungen jener Zeit — nur daß sie zum Teil wieder verloren gingen und bald hier bald da neu entdeckt werden mußten.

Diese della Robbia stellen vielleicht am klarsten dar, wa. heutiges Kunstgewerbe neu anstrebt: daß der Künstler nicht nur die Kunst, sondern zugleich das Metier, die Stoffbehandlung genau verstehe, weil nur aus dem Verständnis der Materialien und Techniken die Grenzen sich ergeben, die dem Ideengehalte jeder Kunstübung gesetzt sind. Indem diese großen Italiener den Stoff, dessen sie sich bedienten, umwandelten, aus dem einfachen Töpferscherben, wie er dem Hausbedarf und dem Schmuckbedürfnis der Bescheidenen entsprach, eine Masse gestalteten, die Majolika, die durch ihre Festigkeit sich auch zu Architekturteilen, Nischen, Sopraporten, Wandfüllungen eignete, schufen sie eine neue Kunstgattung. Weil die Majolika den großen und mehrfachen Brand ertrug, bei dem der Töpferscherben zu Grunde gehen würde, so durfte der Pinsel individueller arbeiten, durften die Farben malermäßig gehandhabt werden, konnte das Dargestellte vom bloßen Ornament zum selbständigen Bilde sich wandeln.

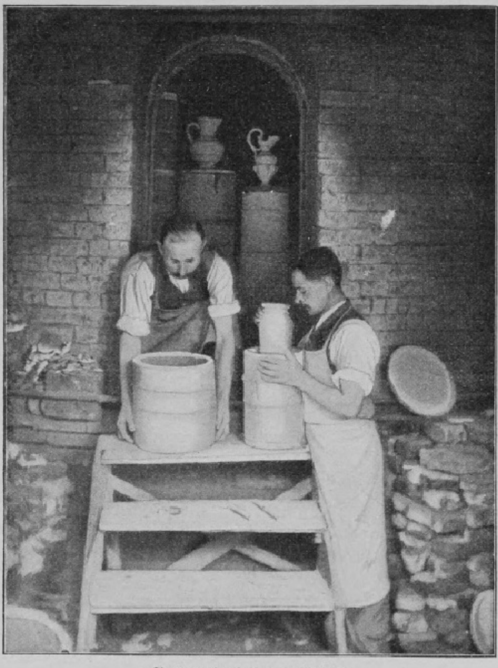
Fast möchte es scheinen, als seien die Jünger der keramischen Kunst ebenso leidenschaftliche Experimentatoren gewesen als etwa die Alchimisten der „tabula smaragdina", der Goldmacherkunst.

Bernard Palissy, jener schon zum Tode verurteilte Hugenotte, dessen heute in allen Sammlungen hochgeschätzte Poterien der König Karl IX. so bewunderte, daß er ihm das Leben schenkte, war schon von seiner Familie des Wahnsinns bezichtigt gewesen. Sechzehn Jahre hindurch hatte er mit den Seinen gehungert, den letzten Pfahl des Gartenzauns, die letzte Dachschindel in seine gefräßigen, immer noch zu primitiven Oefen gesteckt. Endlich, zum Skelett abgemagert, in Lumpen hinsiechend, erzielte er den großen Brand, unter dem sich die Krüge und Schüsseln mit der dichten, starken, metallisch schimmernden Glasur bedeckten, die allein gestattete, mit zarten Pinseln und fast unerhört reicher Farbenskala jene bezaubernden Ornamente zu malen, mit denen Palissy, der große Beobachter der Natur, seine Geräte überschüttete.

Aber Palissy starb in der Bastille als Märtyrer seines Glaubens und nahm seine Kunstgeheimnisse mit ins Grab. So mußten viel später immer



Arbeiter an den Drehscheiben und beim Zusammensetzen einzelner Teile



Einsetzen der Gefässe in Muffeln

wieder, in Meißen durch Böttger, in England durch den genialen Wedgwood, in Holland durch den Delfter Meister de Keyzer, der sich an chinesische Vorbilder hielt, in Ungarn und Böhmen die gleichen oder ähnliche Versuche und Entdeckungen gemacht werden.

Nun ist Bürgel in Thüringen noch heute eine kleine Landstadt, der die Eisenbahn in weitem Bogen ausweicht. Keines Medicäers Gunst hat ihr gestrahlt, aber weil um Bürgel herum die Thonlager und Zementbrüche reichhaltig sind, erbt die alte Handwerkstradition seit Jahrhunderten von Vater auf Sohn fort. „Ueberflieger“ sind die Thüringer nicht; beweglich wohl, auch zähe und genügsam. Nach den Darstellungen thüringischer Stammesgeschichte hatte sich viel Hunnenvolk an den Ufern der Saale niedergelassen, und die große Reisestraße der Geistlichkeit und des Handels führte mitten durch diese hügeligen Waldplateaus, zwischen denen die Kornbreite beengt und auf deren vielfach rauhen Höhen die Ernten karg und spärlich waren. Solche Stammesart ist zwar nicht kühn im Finden, wohl aber klug im Benutzen. Da kam es ihnen denn in allen ihren Hantierungen zu gute, daß die Hauderer mit ihren Frachtwagen der Nürnberger und Augsburger Handwerksmeister, mit ihrer schon so viel älteren und feineren Kunstkultur, nur bis über den Rennsteig kamen und ihre hochgeschätzten Fabrikate fränkischen und sächsischen Spediteuren zum Weiterführen übergaben. Da zerschellte mancher Landsknechtskrug und manche prächtige Ofenkachel, wie wir sie heute im Germanischen Museum zu Nürnberg bewundern, und der Bruch kam gelegentlich auch in die richtigen Hände. So hob sich die Töpferei und wandelte das schlechthin bäuerliche Küchengerät — das seine primitiven Zierate aus Fleckchen und Schlängellinien zusammensetzt, ärmlicher oft an Ideen und Bildervorstellungen als die Töpfereien noch gänzlich kulturroher, wilder Völkerschaften — in das mehr kunstmäßig hergestellte Schmuck- und Prunkgerät.

Als das 1867 gegründete, erst nur Gewerbe-, später Kunstgewerbemuseum in Berlin in sein jetziges stolzes Heim einzog, wurde eine stattliche Vitrine voll Bürgeler Vasen und Krüge viel beachtet: reine Formen, damals überwiegend antiken, zum Teil etruskischen Modellen nachgebildet, tief- und warmtönige Glasuren fielen angenehm auf. Das Ornament litt vielfach unter dem — heute kaum mehr begreiflichen — Tiefstand des damaligen Geschmacks. Klotzig und ganz naturalistisch in prätentiösem Hochrelief gebildete Blumenstücke bedeckten die größeren Flächen; es hatten sich eben, wie damals bei so vielen kunstgewerblichen Leistungen, die Grenzen verschoben, die die Materialbeschaffenheit dem ästhetisch geschulten Sinne setzt. Heute scheint die Bürgeler Keramik auf vorzüglichem Wege, sie schaut über ihre engen Heimatgrenzen hinaus und hat sich künstlerische Anregungen geholt, ohne darüber ihre Metiergrenzen verloren zu haben.

Verblüffend einfach sieht sich die Herstellung dieser fast ganz aus Handbetrieb kommenden Geräte an, wie sie uns in der größten der dortigen Fabriken durch den Besitzer, Herrn Franz Eberstein, und seine kundige Gattin in allen Stadien gezeigt wurde. Ein säuberliches Metier! Wer etwa gerade aus den sausenden und dröhnenden Maschinenhallen einer großen Industrieausstellung käme, den wehte es dort an wie eitel Kirchenluft. Nur ein kleines Maschinenhäuschen, in dem die Brocken zum feingelben Steinmehl gemahlen und zuletzt die kleinen Unebenheiten an den fertigen Stücken abgeschliffen werden. Das Steinpulver kommt dann in Wasserbottiche, wird gesiebt, geknetet, getreten, bis es jene dem Roggenbrotteig frappant gleichende Masse bildet, die nun in kaltfeuchtem Raume ihrer Verarbeitung harrt.



Glasieren der rohen Thongefässe

Es kann nichts Lustigeres geben, als zu beobachten, wie sich unter den geschickten Händen auf der rotierenden Drehscheibe, bei wenigen Griffen und mit den allerprimitivsten Hilfsinstrumenten — kleinen Schwämmchen an Eisendrahtgriffen, kleinen Stäbchen oder Stempelförmchen — in wenigen Minuten die schöne, oft komplizierte Grundform einer Vase, eines Kruges erhebt. Helles Licht fällt in die großen, staublosen Arbeitsräume, in denen nur Leute mit feinerem Kunstsinn gebraucht werden können. Es muß ihnen oft ein flüchtig gezeichneter oder in Papier ausgeschnittener Umriß, eine einfache Profillinie genügen, um neue Formen danach zu drehen. Nur wo für den Handel Massenbestellungen erfolgen oder ganz kapriziöse Modelle vorliegen, werden besondere Gipsformen gegossen. Ein Tag genügt, um die biegsam weichen, nun schon mit Buckeln, Henkeln, Kränzen, Reliefierungen ausgestatteten Gefäße oder die mit Durchbruchmustern geschmückten Pflanzenkübel in Heißluftkammern erhärten zu lassen.

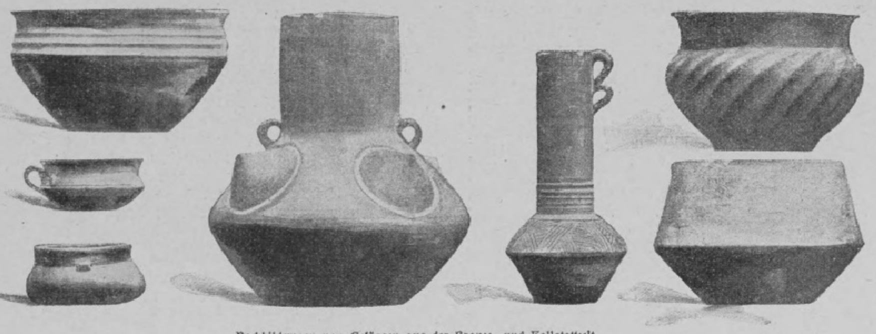
Die Glasurmasse ist dünnflüssig, teils farblos, teils mit jenen so schwer gefundenen Lösungen, mit Zusätzen von Zinn, Blei, Borax, Antimon versetzt. Der jaspisblaue Grund wird durch Kobaltoxyd, der grüne durch Chromoxyd gewonnen. Die Fabrik verfügt über eine fast unbegrenzte Farbenskala. Sie arbeitet nach allen nur in ihr Fach schlagenden Mustern und bekommt daher viele Aufträge von Sammlern und kunstgewerblichen Lehranstalten.

So entstehen auch, durch mehrfachen Glasurauftrag, die jetzt so beliebten Ueberfangglasuren, bei denen es scheint, als quölle Schnee oder rosiger Schaum über das dunkeltönige Gefäß, eine in Paris und Brüssel ziemlich gleichzeitig aufgetauchte, vermutlich bald vorübergehende Modelaune.

In jüngster Zeit ist das Institut in eine ganz neue Phase getreten, die vermutlich höchst belebend und bedeutungsvoll für Unterricht und Kunstverständnis werden wird. Es handelt sich um die



Bürgeler Thonwaren



Nachbildungen von Gefässen aus der Bronze- und Hallstattzeit

absolut getreuen Nachbildungen archäologischer Funde, unter dem Rat und Einfluß eines jüngeren Gelehrten, Dr. Gustav Eichhorn in Jena. Die wissenschaftliche Welt hat heute die Tendenz, sich in früher nie geahnter Weise auch den Ungelehrten zuzuwenden. Fortbildungsschulen, Hochschulkurse, die Vorträge von Dozenten, die ganze Gastreisen absolvieren und für die es eigne Agenten giebt — fast schon so wie für die Künstler der Bretter und Brettel —, sie alle tragen ein großes Quantum von Wissensstoff in weite Kreise. Zudem sind auch bei uns allerorten Ausgrabungen vorgenommen worden, wo man nur hoffen durfte, auf die, wenn auch morschen und modernden Spuren einstigen Lebens und Blühens zu stoßen. Sachsen und Thüringen sind reich an ur- und frühgeschichtlichen Funden, und das Provinzialmuseum in Halle besitzt besonders reichhaltige und zuverlässig geordnete Sammlungen.

In der Ebersteinschen Fabrik werden diese Urnen, Schalen und Krüge peinlich genau mit allen Zufallsverletzungen und Farbentönungen nachgebildet und nur fester gebrannt als die gar zu porösen und leicht verletzbaren Originalgefäße. Sie werden für Lehrzwecke und Sammlungen gleich in den von Gelehrten festgestellten Gruppen oder Serien aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit geordnet. Andre Serien umfassen Geräte, bei denen römische Einflüsse aus der Kaiserzeit oder hunnische aus der Völkerwanderung maßgebend gewesen sind; was wir auf der letzten unsrer Abbildungen zur Ansicht bringen, ist eine Serie Nachbildungen von Gefäßen aus der Bronze- und Hallstattzeit.

Ebenso glücklich sind die antik-griechischen Gefäße nach den Schliemannschen Funden reproduziert. Sie haben, überdeckt mit der antiken grünen Patina, genau das Aussehen mattschwarzen Eisens. Hätten sie nicht im Innern die braune Thonglasur, so würden sie täuschend als Metall wirken. Nun wissen wir ja, daß dieser feine grüne Edelrost auf modernen Bronzen durch mehrwöchentliche Behandlung mit Schärfen — Essig, Kleesalz, Salmiak und Kohlensäure — erreicht wird, da aber handelt es sich um wirkliche chemische Veränderungen auf der Metalloberfläche. Ueber Methode und Substanzen, die auf dem Thon diesen Oxydationseffekt vortäuschen, beobachtet die Fabrik Schweigen, so freundlich und eingehend auch alles andre sonst gezeigt wird.

Für Vorträge über mannigfache Kapitel der Archäologie, speziell der Keramik, dienten bisher die abstrakten, körperlosen Wandtafeln. Nicht nur sie, sondern auch Sammlungen, Lehrmittelausstellungen, der Zeichen- und Modellierunterricht werden aus diesen Reproduktionen großen Nutzen ziehen. Für sie kann auch gar nicht das „neue“, d. h. neu ins Publikum gedrungene Kunstgesetz von Belang sein, daß ein Kunstgegenstand keinen andern Stoff vortäuschen solle, keinen Stoff, aus dem er gar nicht bestehe; denn diese Nachbildungen wollen in erster Linie nicht Kunstwerke mit Selbstzweck, sondern eben Demonstrationsmaterial im Dienste einer Lehre sein.

Bettelkätter

Von

Lotte Gubalke

Das war damals, als das Betteln noch nicht zu den verbotenen Dingen gehörte, als es noch keine Wohlthätigkeitsvereine gab und den Leuten etwas fehlte, wenn sie das Lied missen mußten, das einst Freitags oder Sonnabends auf ihrem Hausflur hergebetet wurde. Manchmal war's auch ein Psalm oder ein alter Spruch. Zuweilen standen die Heischenden auch stumm da, riefen nicht einmal „Holla!“, sondern warteten, bis zufällig jemand daher kam und nach ihrem Begehr fragte.

Kätter Kallmorgen, von der ich erzählen will, gehörte nicht zu den Stummen, aber sie würde auf eine Frage nach ihrem Begehr sicherlich nur mit einem Achselzucken geantwortet haben. Was sie wollte? Nun, ihren Zins. Die Brosamen, die von der Reichen Tische fielen, von denen sie seit Anbeginn ihres Daseins lebte! Kätter (Käthe) gehörte eigentlich niemand an. Schon ihre Mutter hatte nicht sagen können, wer ihr Vater sei, und sie teilte mit ihr dies Schicksal. Ja, ihre Mutter starb, als sie ihr das Dasein gab, und nun führte Kätter das Leben eines Gemeindekindes. Ich will nicht sagen, daß die armen Leute, die für ein paar Heller sich ihrer erbarmten, unmenschlich mit ihr umgegangen wären. Sie hatten aber selbst ein Häuflein hungriger Kinder zu versorgen, und als Kätter die Masern bekam, da wurde sie infolge schlechter Wartung ein wenig „dählsch“. Kein Mensch machte viel Wesens davon. Man suchte der Sache eine gute Seite abzugewinnen und verwies Kätter an die allgemeine Menschenliebe. Zum Glück besaßen die Kallmorgens ein Wohnrecht, das den Familienangehörigen ein kleines Stübchen in einem Hause der Sperbergasse einräumte. Da konnte Kätter gut leben bis ans selige Ende, und das hat sie auch wirklich gethan.

Seit ihrem sechzehnten Jahre lebte sie da. Jetzt war sie über die dreißig und hatte sich vollständig an das Bettelleben gewöhnt, das nur hie und da von irgend einer kleinen Arbeitsleistung, die in einem Botengang oder leichter Feldarbeit bestand, unterbrochen wurde.

Kätter kam pünktlich an jedem Sonnabend kurz vor dem Sechsuhrläuten. Die Hände in die Schürze gewickelt, stand sie da auf dem Hausflur, rieb sich den Rücken an dem Thürpfeiler und trat von einem Bein auf das andre. Im Winter klagte sie über die Kälte, im Sommer über die Hitze. In ihrem Bettelgeschäft war Ordnung und System. Montags und die folgenden Tage ging's zu den Leuten, die ihr vom Sonntag her ein Stück altgewordenen Kuchen oder einen Bratenknochen gaben. Ende der Woche besuchte sie die „Frommen“ und begründete ihre Bitte damit, daß sie keinen „Kirchenheller“ habe. So herunter war sie nämlich doch nicht gekommen, daß sie nicht allsonntäglich in ihrem Kirchenstuhl gesessen hätte, „um Gott die Ehre zu geben“. Und wenn nun der Kirchenälteste mit dem Klingelbeutel kam, da hätte Kätter Kallmorgen bloß nicken sollen? Nein, das ging nicht. Die frommen Leute sahen es ein und gaben ihr reichlich. Ehe sie in die Kirche ging, säuberte sie sich am Bach, der durch die Straße an den Häusern vorbeifloß und in dem die Leute gleichzeitig Erdäpfel und Windeln wuschen, strich sich das schwarze Haar glatt und machte es mit einem Stümpfchen Talglicht glänzend. Dann nahm sie ihr rotes Schnupftuch, legte es säuberlich zusammen, setzte sich ein Weilchen darauf und ersparte auf diese höchst einfache Weise Mangel und Bügeleisen. Das also geglättete Tuch wurde auf das Gesangbuch gelegt, und dann ging's in die Kirche. Da sang Kätter laut und hell mit, ohne sich beirren zu lassen. Während der Predigt schlief sie und fuhr nachher mit einem merklichen Ruck in die Höhe, wenn die Orgel von neuem begann.

Kätter Kallmorgen lebte noch zu einer Zeit, da es keine Kreisblätter gab und nur ganz wenige Leute die „Morgenzeitung“ oder die „Didaskalia“ hielten. Darum fand sie willig Gehör bei Knechten und Mägden, bei Kindern und zuweilen auch bei der heranwachsenden Jugend, wenn sie zwischendurch beim Auslöffeln ihrer Kaffeesuppe Mordgeschichten und Tagesneuigkeiten erzählte. Kam sie doch nicht nur im Städtchen in alle Häuser, sondern wanderte auch manch liebes Mal über Land, besonders zur Zeit, wenn das Obst reifte. Kätter besaß ein wohl assortiertes Obstlager im Bettstroh.

Ihre ganz besondere Gönnerschaft hatte sie der Familie des Doktors Lehstmann zugewandt. Die drei schmucken Söhne gefielen ihr nicht nur darum, weil sie eine offene Hand hatten, sondern auch weil sie einem armen Menschen ein freundliches Wort gönnten. Karl, der Maler, verewigte sie in seinem Skizzenbuch, Georg, der Student, schrieb sich die alten Lieder auf, die sie herbetete, und Richard, der junge Assistent seines Vaters, ließ sich von ihr erzählen, in welchen Häusern die Mädels schon morgens in aller Frühe ebenso schmuck aussähen wie abends auf dem Kasinoball. Ja, die Herren Lehstmänner! Nichts kam ihnen gleich! In lauten Selbstgesprächen sang Kätter ihr Lob, und wehe dem, der widersprochen hätte!

Leider teilten im Städtchen nicht alle Leute diese Begeisterung. Da war vor allen Dingen der Richter Dahlberg, dessen Garten an den des Doktors Lehstmann stieß. Gerade auf der Grenze stand ein Apfelbaum, und durch diesen war Feindschaft entstanden zwischen den Familien Lehstmann und Dahlberg.

Wem gehörte der Baum? Dahlbergs war es sonnenklar, daß er ihnen gehöre. Der Urgroßvater hatte ihn gepflanzt, das stand aktenmäßig fest. Und wiederum konnten Lehstmanns beschwören, daß dieser Apfelbaum ihr Eigentum sei. Ein alter Stammbuchvers und ein Brief vorerwähnten Urgroßvaters gab Kunde, daß er diesen Apfelbaum einem weiblichen Glied der Familie Lehstmann, das er in treuer Liebe verehrte, geschenkt habe. Gerade nun in der Zeit, da unsre wahre Geschichte spielt, war der Streit um den Baum heftig entbrannt. Frau Doktor Lehstmann war eine resolute praktische Frau. Sie las die Aepfel einfach auf, die in ihren Garten fielen, und stützte die über den Zaun hängenden fruchtbeschwerten Aeste, um später in aller Seelenruhe die Aepfel einzuernten. Gerade als sie die letzten Aepfel in den Korb legte, erschien Richter Dahlberg in der Gartenthür und verlor für einige Augenblicke die Sprache. Frau Rosalinde Lehstmann aber sagte lächelnd: „Guten Morgen Herr Nachbar, wohl bekomm Ihnen Ihr Teil,“ und schritt leichtfüßig mit dem gefüllten Korb davon.

Richter Dahlberg konnte nichts gegen diese Auffassung der Dinge sagen. Frau Rosalinde hatte alle Gesetzesparagraphen auf ihrer Seite! „Daß sie recht haben, ist eine Sache für sich,“ sagte er: „daß sie aber ihr Recht ausüben, das ist taktlos und unnobel. Ich wünsche keinen Verkehr mehr mit dieser nach der Gefühlsseite hin degenerierten Familie!“

„Die paar Aeppel!“ meinte Kätter jedesmal, wenn sie mit einem Seitenblick auf den besagten Apfelbaum durch den Garten auf Doktor Lehstmanns Haus zuging. Und dann erzählte sie von der Tyrannei des Richters Dahlberg, die sich immer weiter ausdehne. Nicht einmal das bißchen Kirchenschlaf wollte er ihr gönnen! Woher wußte er denn, daß sie schlief?! Muß einer schlafen, wenn er sich nach dem Gesang bequem im Kirchenstuhl zurecht rückt und die Augen zumacht? „Ich mache die Augen zu,“ rief Kätter, „weil mich sonst die Staatshaube der Frau Richter in der Andacht stört und weil ich dem Richter Dahlberg sein Gähnen nicht sehen mag. Ueberhaupt Richter Dahlberg! Als Gott diesen Mann fertig aus dem Erdenkloß geknetet hatte, aus dem alle Menschen entstanden sind, fiel er ihm aus der Hand vor Schreck, und noch dazu auf die Butterseite, daher die platte Nase von Richter Dahlberg! Mir käm's nicht darauf an, nie mehr bei ihm um einen Kirchenheller vorzusprechen, aber wozu den Leuten, die's nicht brauchen, etwas schenken?“

Diese Rede hielt Kätter in mehreren Variationen, wenn sie den Grenzweg zwischen den Gärten entlang ging. Die ganze Familie Dahlberg stand bei Kätter in geringem Ansehn, ausgenommen Fräulein Mila.

Und das hatte seinen Grund. Mila Dahlberg und Richard Lehstmann dachten: was geht uns der Streit der Alten an! Seit Kätter die beiden jungen Leute einmal an einem Märztag gegen Abend unter dem Apfelbaum hatte stehen sehen, Hand in Hand, da hatte sie den Schluß gezogen, daß nicht nur die Märzluft kalt wehe und dies ein Grund sei, eng aneinander geschmiegt hinter einem breiten Baumstamm Schutz zu suchen, sondern auch, daß Liebe eine ebenso zarte wie heimliche Angelegenheit sei. Kätter wurde die seltsame Beschützerin der Nachbarskinder. Wenn sie auf Dahlbergs Hausflur stand und Fräulein Mila mit flinkem Schritt daherkam, ein Butterbrot auf der einen Hand, in der andern einen Topf Kaffee — obendrein folgte zuletzt noch ein Heller nach —, dann sang sie das Loblied der Herren Lehstmanns. Und Mila blieb wohl ein wenig länger neben ihr stehen, als nötig war, und

that auch ab und zu eine Frage. Und wenn Kätter sagte: „Nur weil ich gerad auf dem Weg bin zu den Lehstmanns, soll ich vielleicht ebbes bestellen?" so schüttelte Mila erst den braunen Lockenkopf und zuckte die Achseln, um zu guter Letzt doch einen Gruß zu bestellen. Aus dem Gruß war nach und nach eine Botschaft geworden. Etwa wie folgt: „Kann sein, — ich weiß noch nit genau — vielleicht daß ich heut abend die Landstraß' entlang gehe, bis zum Kinderkreuz, wo die Steinbank steht" — oder: „Heut geh' ich aber ganz bestimmt auf den Friedhof, meiner Großmutter Grab zu begießen."

Dann sagte nachher Kätter auf Lehstmanns Hausflur: „Den Dahlbergs ihre Mila geht heut im Abenddämmer zum Kinderkreuz! Ich thät' mich halb tot fürchten, wenn ich da allein auf der Steinbank sitzen sollt'! Wo doch ein eigner Vater seine Kinder umgebracht hat!" Oder sie rief: „Nein, wie die Mäderchen von heutzutage sind! Fräulein Mila will das Grab von ihrer Großmutter begießen, und statt daß sie die Magd mitnehmen thut, geht das lose Mädchen allein! Wenn sich's nun an der schweren Gießkanne verheben thät'!"

Mila Dahlberg saß weder allein am Kinderkreuz, noch trug sie die schwere Gießkanne. Richard Lehstmann verstand Kätters Klage, und Kätter kannte ihre Leute. Auch den alten Richter Dahlberg hatte sie richtig taxiert. Der war ein alter Filz. Selbst als der Krieg ausbrach, alle Welt Frieden miteinander schloß in dem Gedanken, daß nun ein großes zerrissenes Vaterland geeint sei und der alte Lehstmann die Hand zur Versöhnung über den Gartenzaun streckte am Vorabend jenes Tages, da seine drei Jungen nach Frankreich zogen, blieb er hart. Auch Milas Thränen erweichten nicht sein Herz. Wieder war Kätter die Botin, die alle guten und traurigen Nachrichten von einem Haus nach dem andern trug.

Einmal kam Kätter zu ganz ungewöhnlicher Zeit angestürmt. Richard Lehstmann war verwundet! Die alten Eltern wollten ihn selbst heimholen. Bei Erstürmung der Spicherer Höhen war's geschehen: wie er die Fahne retten wollte, da hatten sie ihn in die Brust geschossen. Frau Lehstmann packte schon die Koffer! Mila wollte dem Freund gern eine liebe Botschaft senden — aber wie? Kätter wußte Rat: sie hatte einen alter Himmelsbrief in ihrem Gesangbuch liegen. Der stammte von einem alten Vagabunden, den sie auf ihren Bettelwegen kennen gelernt. Der hatte ihn auf der Brust getragen, als er die Düppeler Schanzen hatte stürmen helfen. Den Himmelsbrief wollte sie Richard Lehstmann als Pflaster auf seine Wunde schicken. Kein Mensch konnte ihr verdenken, wenn sie von Fräulein Mila Dahlberg die Adresse schreiben ließ, und sah's am Ende einer, wenn das liebe Mädchen noch etwas in das Couvert steckte — vielleicht eine Haarlocke oder ein Vergißmeinnicht? Es hat niemand nach diesen Dingen geforscht. Aber Richard Lehstmann hat diesen Himmelsbrief, den seine kluge Mutter ihm mitnahm, auf dem Herzen getragen und ist ziemlich schnell so weit genesen, daß er heimtransportiert werden konnte. Und wie Kätter die Kunde zu Mila brachte, daß er morgen heimkommen werde, da rief diese in ihrer Freude: „Kätter, alleweil wünsch' dir etwas, ich schlag' dir nichts ab — nicht einmal eine ganze Cervelatwurst — oder einen Schinken."

Aber Kätter wünschte sich nichts dergleichen. Eine Weile blieb sie stumm, dann hub sie an: „Dieweil ich in Ehren alt geworden bin und wahr und wahrhaftigen Gott eine ehr- und tugendsame Jungfrau blieb, die der Pastor ohne zu lügen von der Kanzel schmeißen könnte . . ."

„Sprich," rief Mila, „was willst du?"

„Guck," fuhr Kätter fort, „die Welt ist so schlecht! Man glaubt einem armen Tier, das in mancherlei Versuchung war, nit, daß es eine unschuldige Waise blieb . . . Aber ich möcht' gern im Sarg mit einem Jungfernkranz liegen, in einem anständigen Sterbekleid vor unsern Herrgott hintreten, und eine ‚Guallande' will ich über das Leichentuch haben, aus Buchsbaum und roten Papierrosen — das wäre mein einziger Begehr!"

Mila legte ihre feine Rechte in die gelbe verschrumpelte Hand Kätters und schloß mit ihr diesen Pakt ab.

„Von einer Singeleich wag' ich nit zu reden" — sagte dann noch Kätter.

„Auch die sollst du haben," versprach Mila tief bewegt. Sie dachte daran, wie neben einem jungen, heißgeliebten Leben der Tod gestanden hatte und daß immer noch nicht alle Angst und Not vorbei sei. Darum seufzte sie: „Ach, wie mag es wohl in Frankreich aussehen!"

„Wer kann das gewisse?" sagte Kätter gelassen. „Und da mer's nit gewisse kann, so soll mer's beste annehmen, hoffen und glauben, denn so sagt der Herr Pfarrer, wenn er auf die Ewigkeit zu sprechen kommt."

Richter Dahlberg hatte 23 Jahre lang geglaubt, daß er das Regiment in seinem Hause führe. Aber als nun der junge Lehstmann zum erstenmal, auf den Arm seines Vaters gestützt, durch die Straßen der Stadt ging und alle Welt den jungen Helden feierte, da entstand im Hause Dahlberg eine Revolution, weil der Richter nicht an dem Festmahl teilnehmen wollte, das die Bürgerschaft zu veranstalten gedachte. Jetzt lernte er das Rednertalent seiner Frau kennen. „Vaterlandslosigkeit" war das geringste, was sie ihrem Manne vorwarf. Er gab nach, und als man dann unter den Klängen der alten Lieder, die Dahlberg und Lehstmann als flotte Burschen einst gemeinsam gesungen hatten und bei Rheinwein, der goldig im Glas blinkte, Versöhnung feierte, gab es zwei glückliche Menschen mehr und eine Woche nachher ein Brautpaar. —

Eines Tages blieb Kätter aus. Ihren Bettelpfennig holte sie nicht, also mußte sie krank sein. Doktor Lehstmann stieg die steile Treppe in ihr Stübchen hinauf und fand das alte Mädchen kränker, als er geglaubt hatte. Er verschrieb Tropfen zur Stärkung, sorgte für Essen und Pflege, aber schon am andern Tag kam die Kunde von Kätters Tod.

Mila erinnerte sich ihres Versprechens. Sie schnitt Zweige von ihrem Myrtenbaum und band einen Kranz, und auch eine Guirlande wand sie. Richard Lehstmann reichte ihr die Rosen zu, die sie zwischen den Buchsbaum fügte. Dann kaufte sie ein anständiges Totenkleid, bestellte die Totenfrau und ging hin zu Kätter, die ihr ein Stück froher Kindheit und seliger Jugend bedeutete. Sie half die Tote schmücken und setzte ihr, nachdem die Totenfrau das alte welke Gesicht gewaschen und das wirre Haar geglättet hatte, den Kranz mit vor Wehmut zitternden Händen auf.

„Schlaf in Frieden, Kätter," sagte sie leise, dann wollte sie zurücktreten.

Da schlug Kätter Kallmorgen die Augen auf, schaute erstaunt auf ihr weißes Kleid und den grünen Kranz mit den roten Rosen — hob langsam und schwerfällig den Arm und tastete nach ihrem Jungfernkranz — dann sagte die Totgeglaubte mit zitternder Stimme, während die Totenfrau und Mila in starrem Entsetzen zuhörten, weil sie zu träumen glaubten:

„Gott auf deinem Himmelsthron, daß unser eins so was erlebt! Richters Mila hält ihr Wort und setzt der Bettelkätter einen Jungfernkranz auf! . . . Aber ich bin nicht gestorben, ich nahm von den guten Tropfen — viel hilft viel —, da schlief ich ein — nun hab' ich mich gesund geschlafen."

Mit bekannter Zungenfertigkeit, aufrecht im Bett sitzend, mit weißem Kleid und grünem Kranz angethan, fuhr sie fort:

„Und ich bin der einzige Mensch auf der Welt, der was davon merkte, wie schön das thut, wenn er für das ewige Leben zurecht gemacht wird — ich, Kallmorgens Kätter! Denn ich wachte schon auf — so halb und halb bei dem Waschen —, ich mocht' das Werk nit stören — drum ließ ich mir's gefallen!" . . .

Kätter lebte noch manches Jahr. Milas Kinder konnten der Uralten noch einen Kirchenheller in die Hand drücken. Seit dieser Krankheit war Kätter noch ein wenig „dählscher", meinten manche Leute. Vielleicht aber war sie gar nicht einmal so dumm, wie es den Leuten vorkam, wenn sie jetzt ihre Bittreden nicht mehr mit den Worten einleitete: „Seht, ich bin eine arme Waise," sondern stolz sagte: „Ich bin eine Witwe geworden, ich war dem Tod mit einem grünen Kranz angetraut — aber es kam anders, als alle Welt glaubte, ich ging ganz heil aus diesen Geschichten hervor."

Buenos Aires

(Hierzu die Abbildungen Seite 414 und 415)

Zu den wichtigsten Seehandelsplätzen Südamerikas gehört Buenos Aires, die Hauptstadt Argentiniens, die ungefähr eine Million Einwohner zählt und durch zahlreiche Dampferlinien mit Europa in direkter Verbindung steht. Von einer oder der andern der großen Hafenstädte, wie Hamburg, Bremen, Antwerpen, Southampton, Bordeaux und Genua, bietet sich fast täglich Gelegenheit, Buenos Aires zu erreichen, und natürlich ist, je nach der Lage des Hafens, die Reisedauer verschieden; so gebraucht man von Bremen oder Hamburg zur Ueberfahrt drei bis vier Wochen, während man von Genua aus in neunzehn Tagen den Ozean durchkreuzt.

Die Stadt Buenos Aires liegt nun nicht unmittelbar an der See, sondern an dem rechten flachen Ufer des La Platastroms, dieser ungeheuren Flußmündung, die hier eine Breite von ungefähr hundert Kilometern hat. Bis vor etlichen Jahren noch war die Landung mit besonderer Schwierigkeit verknüpft, da die großen Ueberseedampfer des flachen Wasserstandes wegen weit draußen, fünfundzwanzig bis dreißig Kilometer vom Lande entfernt, vor Anker gehen mußten und infolgedessen Passagiere und Fracht von hier aus mit kleineren Dampfern weiterbefördert wurden, von denen sie wieder in Boote umsteigen mußten. Jetzt aber hat Buenos Aires eine große schöne Hafenanlage mit einer Reihe von Docks, so daß die Ueberseedampfer unmittelbar an der Stadt anlegen und hier ihre Ladung direkt löschen können. Doch nicht nur durch den direkten überseeischen Welthandel ist Buenos Aires von großer Bedeutung, sondern auch als Ausgangspunkt der Flußschiffahrt auf dem La Plata, dem Paraná und dem Uruguay bis weit hinauf nach Paraguay und Brasilien. Nach allen Richtungen des Landes stellen außerdem verschiedene Bahnlinien die Verbindung mit den Provinzen Argentiniens von hier aus her.

Das europäische Element hat daher von Jahr zu Jahr bedeutenden Zuwachs erhalten und hauptsächlich zu der Entwicklung des Landes beigetragen. Zum größten Teil besteht die Einwanderung aus Italienern, an zweiter Stelle aus Spaniern und Franzosen, speziell Basken, und dann im Verhältnis aus wenigen Engländern und Deutschen, so daß, obwohl die Umgangssprache die spanische ist, die betreffenden Landessprachen einen wesentlichen Anteil am Verkehrsleben haben. Trotzdem nun die Deutschen der Zahl nach nur den geringsten Bruchteil der Einwohnerschaft betragen, so nehmen sie dennoch ihrer Wirksamkeit nach eine hervorragende und geachtete Stellung im Lande ein. Deutsche Handelshäuser allerersten Ranges vermitteln den Export und Import des Landes, deutsche Industrielle haben bedeutende Fabriken eingerichtet, deutsche Aerzte und deutsche Gelehrte haben ihren Lebensberuf dort gefunden und sich in jeder Weise Anerkennung ihrer Leistungen geschaffen. Das Deutschtum selbst wird gewahrt durch gute deutsche Schulen, durch eine protestantische Kirche, ein deutsches Hospital, verschiedene gemeinnützige Institute und Zeitungen. Eine Reihe von Klubs und Vereinen, in denen es bei gutem, nach deutscher Art im Lande gebrautem Bier genau so zugeht wie in denen des Vaterlandes, sorgen für Geselligkeit.

Wenn auch das ganze Land und die Stadt selbst durch Kriege, Revolutionen und Krisen aller Art oft stark in Mitleidenschaft gezogen worden sind und viele Perioden des Stillstandes gehabt haben, so ist doch nicht zu leugnen, daß Argentinien und Buenos Aires diese immer bisher überwunden haben, und trotz aller momentanen Schwierigkeiten und aller Grenzstreitigkeiten mit Chile ist als sicher anzunehmen, daß die Stadt nach wie vor stetig an Bedeutung zunehmen wird. Wenn man allein die Bevölkerungsziffern ansieht, so ist schon hiernach der Aufschwung der Stadt ein bemerkenswerter zu nennen; 1882 hatte Buenos Aires ungefähr 300000 Einwohner, während es jetzt ziemlich eine Million zählt, also in zwanzig Jahren seine Bevölkerung verdreifacht hat. Noch interessanter wird dieses verhältnismäßig rasche Anwachsen der Stadt, wenn man einen Rückblick auf ihre Geschichte wirft.

Nachdem 1515 von dem Spanier Juan Diaz de Solis der Rio de la Plata, der Silberstrom, und auf der nächsten spanischen Expedition 1527 von Sebastiano Caboto und Diego Garcia der Paraná und Uruguay entdeckt worden waren, sandte Kaiser Karl V. im Jahre 1535 den spanischen Befehlshaber Pedro Mendoza aus, um diese Länder zu kolonisieren. Kurz nach seiner Ankunft gründete er auf dem rechten Ufer des Rio de la Plata eine Stadt, die er Buenos Aires, „Gute Lüfte", benannte. Nach Jahrhunderten der äußersten Unterdrückung und Ausbeutung Südamerikas durch die Spanier, nach vielen lang andauernden inneren Kämpfen erfolgte, nachdem im Mutterlande Spanien innere Wirren ausgebrochen waren, die Absetzung des spanischen Vizekönigs der La Plata-Länder und die Bildung eines Regierungsausschusses mit einem Präsidenten. Dies geschah am 25. Mai 1810, und seitdem wird dieser Maitag alljährlich als Nationalfeiertag, als Geburtstag der Republik Argentinien gefeiert. Doch erst nach jahrelangen heldenmütigen Kämpfen erfolgte am 9. Juli 1816 zu Tucuman die Unabhängigkeitserklärung Argentiniens. Die fortgesetzte Rivalität der einzelnen Provinzen und die dadurch immer wieder hervorgerufenen blutigen Kämpfe ließen jedoch das Land nicht zu einer ruhigen Entwicklung kommen. Außerdem wurde Argentinien



Recoleta-Friedhof

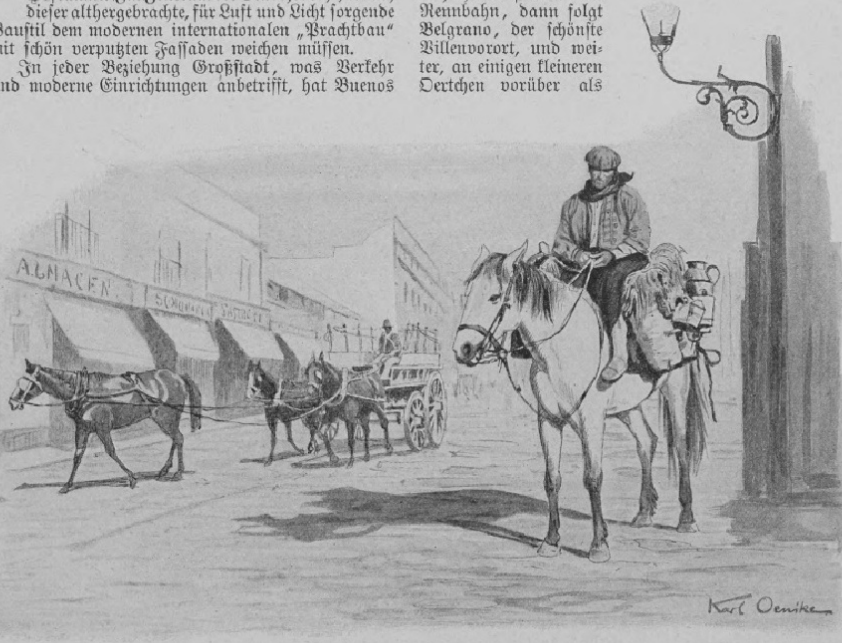
1865 in einen Krieg mit Paraguay verwickelt, in dem es den vereinigten Staaten Argentinien, Brasilien und Uruguay 1870 gelang, Paraguay niederzuwerfen; doch kam es erst 1876 zu einem definitiven Frieden.

In den folgenden Jahren machte das Land in jeder Hinsicht große Fortschritte, die nur durch zeitweilige Unruhen, verursacht durch Präsidentenwahlen, unterbrochen wurden, bis die Mißwirtschaft des Präsidenten Juarez Celman (1886—1890) dem Lande und Buenos Aires den vollständigen Ruin brachte, so daß es noch bis heute an den Nachwehen schwer zu leiden hat. Nur die großen Reichtümer des Landes, gehoben in erster Linie durch die Arbeitskraft der Eingewanderten, und eine ehrliche Verwaltung können ihm wieder zum Wohlstand verhelfen, wie es auch von den letzten Präsidenten, Pellegrini, Saenz-Peña und Roca, in jeder Weise, mit mehr oder weniger Erfolg, angestrebt worden ist. Trotz all dieser fortgesetzten Unruhen und Mißstände hat sich die Stadt selbst, wie schon vorher bemerkt, rapid entwickelt und hauptsächlich in den letzten zehn Jahren bedeutende Fortschritte gemacht.

Die Stadt ist, typisch für südamerikanische Städte, von Anfang an so angelegt worden, daß sich die Straßen, wie die Felder eines Schachbrettes, rechtwinklig schneiden und so große quadratische Häuserblöcke gebildet sind. Die meisten Häuser, in der charakteristischen südamerikanischen Art gebaut, zum größten Teil nur von einer Familie bewohnt, besitzen nur ein oder zwei Stockwerke mit schmaler, unansehnlicher Front, doch mit um so größerer Tiefe und oft prächtiger Ausstattung der Innenräume. Die Zimmer sind, wenn irgend möglich, derartig angeordnet, daß sie auf einen viereckigen Hofraum, den Patio, münden, der meistens mit prächtigen Blattpflanzen, blühenden Topfgewächsen und Springbrunnen geschmückt ist. Größere Häuser haben oft zwei oder drei hintereinander liegende Hofräume. Im Zentrum der Stadt jedoch hat auch dieser althergebrachte, für Luft und Licht sorgende Baustil dem modernen internationalen „Prachtbau“ mit schön verputzten Fassaden weichen müssen.

In jeder Beziehung Großstadt, was Verkehr und moderne Einrichtungen anbetrifft, hat Buenos Aires außerdem eine Fülle von wirklich schönen, monumentalen Bauten, sowohl Regierungsbauten als auch solche von Privaten, Banken, Handelshäusern u. s. w., und großen, mit Gartenanlagen und Denkmälern geschmückten Plätzen, zu denen an erster Stelle die Plaza de Mayo gehört. Erst vor einigen Jahren aus zwei nebeneinander liegenden Plätzen, Plaza Victoria und Plaza 25. de Mayo, entstanden, bildet dieser Platz jetzt eine zusammenhängende große Anlage mit gärtnerischem Schmuck und Denkmälern, umgeben von schattigen Bäumen. Prächtige monumentale Bauten erheben sich hier; auf der einen Seite, am Ufer des La Plata, das Regierungsgebäude, auf der andern die Kathedrale, der erzbischöfliche Palast, das Kongreßgebäude u. s. w. Hier sind wir in dem belebtesten Viertel von Buenos Aires mit seinen Hauptstraßen, der neu angelegten Avenida de Mayo, der Calle Rivadavia, Victoria, San Martin und Florida, und hier befinden sich die Paläste der Banken und prächtige Privatbauten. Hier sehen wir auch die elegantesten Moden- und Juweliergeschäfte, Läden mit den kostbarsten Luxusartikeln der neuesten Pariser Mode, wie man sie an der Seine nicht prächtiger findet. Am auffallendsten zeigt sich dies in der Florida, dem eigentlichen Mittelpunkt von Buenos Aires. In dieser Straße, in der die elegante Gesellschaft promeniert, und wo zu gleicher Zeit das Hasten und Jagen des Geschäftsverkehrs herrscht, konzentriert sich das gesamte Leben und Treiben der Stadt.

Außer vielen andern großartigen Anlagen und Bauten, unter denen besonders der Hafen, die Anlage der Wasserleitung, prachtvolle Kirchen und Schulen hervorzuheben sind, gehört zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten der alte, groß angelegte Friedhof, die Recoleta. Mit seinen prächtigen Marmorbauten und Denkmälern, den Erbbegräbnissen der angesehensten und reichsten Familien von Buenos Aires, gewährt er einen ganz eigenartigen und grandiosen Anblick. Von der Recoleta führt eine Promenadenstraße nach Palermo, einem Wäldchen am Rio La Plata, mit seiner großen und schönen Parkanlage, dem Parque 3. de Febrero, die in der Mitte von einer langen, wundervollen Palmenallee durchschnitten wird. Nirgends kommen der Reichtum und die Eleganz von Buenos Aires mehr zur Geltung als in dieser reizvollen Umgebung. Bei schönem sonnigen Wetter, an den wöchentlichen Korsotagen und ebenso Sonntags sieht man auf dem breiten Fahrweg die prächtigsten Gespanne, in fünf, sechs Reihen nebeneinander, mit ihren schönen Besitzerinnen in den duftigsten und reichsten Toiletten langsam vorüberfahren, bewundert von dem Strom der Spaziergänger, der an den Seiten der Allee hin und her flutet. Da dies der einzige große Park ist, den Buenos Aires besitzt, so ist es oft kaum möglich, diesen Massenverkehr zu bewältigen, obwohl die Straßenwagen ununterbrochen hin und her fahren und außerdem Palermo Eisenbahnverbindung mit der Stadt hat. An derselben Bahn liegt dicht hinter Palermo die Rennbahn, dann folgt Belgrano, der schönste Villenvorort, und weiter, an einigen kleineren Oertchen vorüber als



Milchmann

Endpunkt dieser kurzen Vorortstrecke, die Station Tigre, ein teilweise leicht bewaldetes Inselgebiet, durchzogen von schmalen Seitenarmen des Paraná. Was Palermo und die Rennbahn für den Fahr- und Reitsport, das ist Tigre für den Wassersport; verschiedene Ruderklubs, darunter auch deutsche, haben hier ihr Heim und ihre Bootshäuser liegen.

Das Verkehrsleben unterscheidet sich im allgemeinen bei der vorherrschend internationalen Bevölkerung nicht von dem der europäischen Großstädte, und nur wenige originelle Straßentypen fallen dem Beobachter auf. Zu diesen gehört der Changador, meistens ein eingewanderter Baske, der die Stelle unsers Dienstmanns vertritt und an allen Straßenecken zu finden ist. Besonders auffallend aber ist der Milchmann, der morgens, mit seinen in Futteralen aus Ochsenhaut steckenden Blechkannen am Sattel, zur Stadt geritten kommt. In letzter Zeit ist freilich diese Figur durch moderne Einrichtungen etwas in den Hintergrund gedrängt. Ebenso war es noch vor etlichen Jahren ein merkwürdiger Anblick, wenn morgens die Kühe durch die Straßen getrieben wurden und die Milch frisch von der Kuh in den Topf gemolken wurde; doch diese Zeiten sind vorüber, der allgemeine schnelle Fortschritt in der Entwicklung der Stadt reißt das Veraltete hinweg und schleift die althergebrachten Sitten und Gebräuche des Landes mehr und mehr zu dem Schablonenhaften aller Großstädte ab.

Karl Oenike

Litteratur

In der Reihe der von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart herausgegebenen einbändigen Klassiker-Ausgaben, die durch ihre Handlichkeit und Wohlfeilheit eine große Verbreitung gefunden haben, werden soeben Franz Grillparzers Werke veröffentlicht. Zum ersten Male wird den Verehrern des Dichters, der sich als der einzige unter den Dramatikern des 19. Jahrhunderts einen Ehrenplatz zunächst den Großmeistern der Glanzperiode unsrer klassischen Litteratur, Goethe und Schiller, erobert hat, eine handliche und zugleich wohlfeile Ausgabe seiner Werke in einem Band geboten (Preis 3 Mark). Sie enthält alle Schöpfungen Grillparzers, die bei seinen Lebzeiten erschienen oder in seinem Nachlaß abgeschlossen vorgefunden worden sind, in erster Linie also die Dramen, die seinen Namen unsterblich gemacht haben, seine Gedichte, seine beiden Erzählungen, seine Selbstbiographie und die während seiner Reisen nach Italien, Deutschland, Frankreich, England und Griechenland geführten Tagebücher, die die einen Einblick in das Innenleben Grillparzers und die ganze Eigenart seines geistigen Wesens gewähren. Diesen abgeschlossenen Arbeiten sind die hinterlassenen dramatischen Bruchstücke und Entwürfe angereiht, die uns unmittelbar in die Werkstatt des Dichters führen und uns wertvolle Aufklärungen über die Art seines Schaffens, seine Vorarbeiten, seine Behandlung der historischen Stoffe u. s. w. geben. Der ausgezeichnete Litterarhistoriker Jacob Minor, Professor an der Wiener Universität, hat der Ausgabe eine biographische Einleitung vorausgeschickt, in der er ein ungemein fesselndes, mit feinstem psychologischen Verständnis durchgeführtes Bild von dem Leben und der Persönlichkeit des Dichters darbietet. Im Format wie in der gesamten gediegenen Ausstattung schließt sich diese neue Grillparzer-Ausgabe würdig den früheren Klassiker-Ausgaben der Deutschen Verlags-Anstalt an.

— Die armenische Frage bildet den Angelpunkt eines neuen Romans von Rudolf Lindau, dem der Verfasser den Titel „Ein unglückliches Volk“ gegeben hat (Berlin, F. Fontane & Comp.). Er will damit aber nur im allgemeinen seine Sympathien für die Armenier ausdrücken, ohne zu entscheiden, wen die Schuld an den entsetzlichen Vorgängen trifft, die zur Niedermetzelung von vielen Tausenden geführt haben — die Türken, die Armenier selbst oder das gesamte Abendland. Als gründlicher Kenner der Verhältnisse in der Türkei und im besonderen in Konstantinopel wäre er wohl zu einem kompetenten Urteil berechtigt. Er überläßt es jedoch dem Leser, aus seinen farbenreichen Schilderungen, deren Höhepunkt die Konstantinopeler Schreckenstage vom August 1896 bilden, eigne Schlüsse zu ziehen. Flößt schon die Tendenz des Verfassers dem Leser ein höheres Interesse ein, als es eine gewöhnliche Romanlektüre bietet, so wird dieses noch durch die seltene Kunst der Darstellung, durch die reife Welt- und Menschenkenntnis Lindaus und durch den malerischen Reiz in der Schilderung des häufig wechselnden Schauplatzes der Handlung, deren Held ein ehemaliger deutscher Offizier ist, erheblich gesteigert.

— Der Meister der Jagdnovelle in den Bergen, Anton von Perfall, hat unter dem Titel „Der Almschreck“ drei Geschichten vereinigt, in denen Ernst und Humor so glücklich wechseln, daß es einen guten Zusammenklang giebt (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.). Den tiefsten Eindruck hinterläßt die erste der drei Geschichten, in der der „Almschreck“, ein gefürchteter Wilderer, der durch die Unbill der Menschen zu Einsamkeit und Verbrechen getrieben worden ist, durch die furchtlose Liebe einer jungen Almerin wieder der menschlichen Gesellschaft gewonnen wird. In der Feinheit des Lokalkolorits, das den Hauptreiz dieser Erzählungen ausmacht, thut's keiner Anton von Perfall so leicht gleich.

— Der amerikanische Dichter Edgar Allan Poe, von dem in Deutschland eigentlich nur, außer seinem berühmten Gedichte „Der Rabe“, seine humoristischen und phantastisch-grausigen Novellen im Stile E. T. A. Hoffmanns bekannt sind, erfährt jetzt die Ehre einer kritischen, auf zehn Bände berechneten deutschen Gesamtausgabe, von der bereits sechs Bände vorliegen (Minden i. W., J. C. C. Bruns). Als Herausgeber walten ihres Amtes mit großer Sorgfalt Hedda und Arthur Moeller-Bruck, von denen die erstere auch die übrigens ganz vortreffliche Uebersetzung ausgeführt hat. Die zuletzt ausgegebenen Bände 8—10 enthalten den phantastischen Roman „Die Abenteuer Gordon Pyms“ und die Humoresken des Dichters. Es läßt sich nicht leugnen, daß unter den letzteren manch eine wegen ihrer behaglichen Breite dem modernen Geschmack veraltet vorkommen wird, besonders weil die Nachfolger Poes uns durch die drastische Knappheit ihrer „short stories“ verwöhnt haben. Aber in einer Gesamtausgabe, die uns ein vollständiges Bild des genialen Dichters vor Augen führen will, dürfen sie nicht fehlen. Jedenfalls bildet Poe auch in der Geschichte des amerikanischen Humors einen bedeutsamen Markstein.

— Einen sehr beachtenswerten Beitrag zur Kenntnis des Reiches der Mitte und ihrer Verwertung im vaterländischen Interesse bietet Rudolf Zabel in seinem Buche „Deutschland in China“ (Leipzig, Georg Wigand). Der Verfasser, der als Kriegskorrespondent den ostasiatischen Feldzug mitmachte, schildert anschaulich dessen Verlauf, soweit er Augenzeuge war, und giebt seine Beobachtungen und Erfahrungen in freimütiger Weise wieder. Manches, das ihm bei der Führung der deutschen wie der andern Truppen mißfiel — und von andrer Seite ist ihm mehrfach recht gegeben worden — legt er unumwunden dar, und so ist seine Darstellung keineswegs eitle Liebedienerei. Aber mit ganzem Herzen vertritt er die deutsche Sache, nicht nur soweit es die Kriegsschilderungen angeht, sondern auch in jenem Teile, der sich auf unsre dauernden Interessen in China bezieht. Hierin werden alle, die in kommerziellen und industriellen Beziehungen zu dem ungeheuren Reiche stehen oder solche noch anknüpfen wollen, wertvolle Weisungen finden.

— Meyers altbewährter Führer durch die Türkei, Rumänien, Serbien, Bulgarien ist in sechster Auflage erschienen (mit 10 Karten, 30 Plänen und Grundrissen, 1 Panorama und 2 Abbildungen. Leipzig, Bibliographisches Institut). Auch in seiner neuen Bearbeitung beruht er wieder durchaus auf eigner Anschauung der Verfasser. Das Buch enthält mit den Ausgangspunkten Wien, Budapest und Belgrad zunächst eine vortreffliche Darstellung der hochinteressanten und trotzdem noch viel zu wenig besuchten unteren Donaustaaten Serbien, Bulgarien und Rumänien, soweit sie für den allgemeinen Reisezweck von Bedeutung sind. Neu aufgenommen ist hierbei die Bulgarische Zentralbahn Sofia-Iskerdurchbruch-Plevna-Schumla-Varna, die das Innere Bulgariens erst dem Touristenverkehr erschließt. Auf das Gebiet der europäischen Türkei mit dem nördlichen Kleinasien übertretend, folgt eine Schilderung von Land und Leuten, die alles zum Verständnis der Bevölkerung Notwendige enthält, und daran reihen sich die übersichtlich gehaltenen Abschnitte über Konstantinopel, seine Umgebung, den Bosporus, die Anatolische Eisenbahn, sowie über die Fahrt von Konstantinopel durch die Dardanellen über Dedeaghatsch und Cavala nach Salonik.

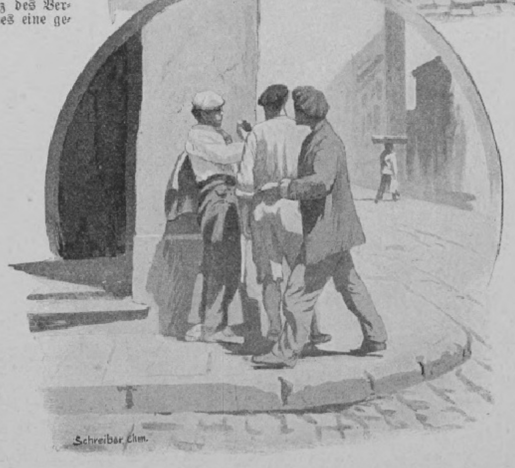
— Die Ansammlung großer Vermögen ist eine wichtige Frage der Volkswirtschaft und sogar schon von der Wissenschaft als ein notwendiger Prozeß der Güterkonzentration angesehen worden, aber ihre sozialpolitische Bedeutung wird recht verschieden bewertet. Dr. Richard Ehrenberg, Professor der Staatswissenschaften an der Universität Rostock, hat nun in seinem Buche „Große Vermögen“ zunächst an drei Beispielen die Frage der Entstehung großer Vermögen einer Behandlung unterzogen (Jena, Gustav Fischer). Die Beispiele sind interessant genug: die Fugger, das Haus Rothschild und Krupp. In dem Abschnitt über die Fugger konnte sich Ehrenberg auf seine eignen früheren Untersuchungen in dem bekannten Buche „Das Zeitalter der Fugger“ stützen, die Darstellung des Vermögenserwerbs der Häuser Rothschild und Krupp ist dagegen ganz neu und fesselt besonders. Die Darlegungen sind auch deshalb wertvoll, weil die Daten und Thatsachen selbstverständlich mit feinster volkswirtschaftlicher Kritik und Würdigung vorgeführt werden.

Kunst

Von den „Graphischen Künsten“, die die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien herausgiebt, sind das Schlußheft des 25. und das erste Heft des 26. Jahrgangs (1903) erschienen. Zugleich sind auch die Jahresmappe und die Prämie für 1902 zur Ausgabe gelangt. Aus dem textlich und illustrativ gleich reichhaltigen Inhalte heben wir vor allem



Kathedrale in Buenos Aires



Changadores (Dienstmänner)

einen Aufsatz hervor, der zur Feier des 90. Geburtstages Rudolf von Alts geschrieben ist. Außer zahlreichen Textillustrationen, unter denen besonders die Wiener Ansichten aus alter und neuer Zeit reges Interesse beanspruchen dürfen, schmücken den Festartikel noch drei Tafeln, eine vollendet gelungene farbige Reproduktion und zwei Radierungen, darunter eine von der Meisterhand W. Ungers, nach Altschen Aquarellen. Ein zweiter größerer Aufsatz ist dem jüngst verstorbenen Maler und Radierer Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm, dem Enkel Schillers, gewidmet. Frau Professor Bertha Frenzel erzählt in herzlichen schlichten Worten das Leben des vornehmen und liebenswürdigen Menschen, und Max Lehrs würdigt den Maler und Graphiker. In einem weiteren Aufsatze analysiert Arthur Weese die Kunst Franz Stucks. Den äußeren Anlaß dazu bietet die Ausgabe der erwähnten Prämie. Sie besteht nämlich in einer großen, prachtvollen Radierung von Professor W. Unger nach Stucks „Bacchantenzug“ (Bildfläche 47 × 76 Centimeter). Die Gesellschaft hat für dieses Kapitalblatt auch einen eignen Rahmen anfertigen lassen, dessen Entwurf von Fräulein Elsa Unger, einer Tochter Professor Ungers, stammt. Wenn ferner in einem der Hefte noch von Clément-Janin Richard Ranft und die moderne farbige Radierung in Frankreich behandelt wird, so steht dies damit in Zusammenhang, daß die Jahresmappe ein Werk dieses Künstlers enthält. Die übrigen fünf Blätter, sämtliche großen Formates, sind drei Radierungen von Oskar Graf, Richard Müller und Otto Ubbelohde, eine farbige Lithographie von Emil Orlik und eine Heliogravüre nach einer Zeichnung Felix Jeneweins.

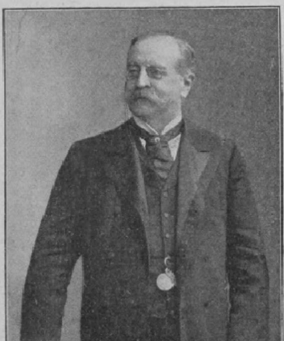


Die Statue König Friedrich Wilhelms III. im Weissen Saale des Königl. Schlosses zu Berlin. Von Gustav Eberlein (Text S. 418)

Notizblätter

Zeitgeschichte

Auf dem deutschen Botschafterposten in Washington vollzieht sich ein Wechsel. Der Botschafter Theodor von Holleben tritt zurück, und sein Nachfolger wird der bisherige erste Botschaftssekretär Freiherr Hermann Speck von Sternburg. Herr von Holleben, am 16. September 1838 in Stettin geboren, war erst Offizier im Gardehusarenregiment und trat 1872 in den diplomatischen Dienst über. Von 1875 bis 1885 war er Ministerresident in Argentinien, wurde dann zum Gesandten in Japan ernannt und ging 1891 in gleicher Eigenschaft nach Washington. Nachdem er von 1893 bis 1897 preußischer Gesandter am württembergischen Hofe gewesen, wurde er wiederum nach Washington, diesmal mit dem Rang als Botschafter, versetzt. — Freiherr Speck von Sternburg ist am 21. August 1852 geboren. Er entstammt einer im Königreich Sachsen begüterten Familie und hat von 1870 bis 1893 im sächsischen Militärdienst gestanden. Bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich trat er in das 2. sächsische Reiterregiment (jetzt 19. Husarenregiment) ein, wurde 1883 zum Rittmeister befördert und kam 1888 unter Versetzung à la suite des 17. Ulanenregiments zum erstenmal nach Washington als Militärattaché bei der deutschen Gesandtschaft. Im folgenden Jahre wurde er in diesem Kommando als Hauptmann à la suite des sächsischen Generalstabs gestellt und 1891 unter Beförderung zum Major zur Gesandtschaft in Peking kommandiert, wo er auch 1893 nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Militärdienst und endgültigen Uebertritt in den diplomatischen Dienst als Legationssekretär blieb. 1896 wurde er zur Gesandtschaft in Buenos Aires und von da nach Belgrad versetzt. Im folgenden Jahre erfolgte seine Ernennung zum Legationsrat und im Februar 1898 die zum ersten Botschaftssekretär in Washington. Im Jahre 1899 gehörte er der Kommission zur Regelung der Samoa-Frage als Vertreter des Deutschen Reiches an, und zu Beginn des Jahres 1901 ging er als Generalkonsul für Britisch-Indien und die Insel Ceylon nach Kalkutta.



Phot. E. Bieber, Berlin

Theodor von Holleben



Freiherr Hermann Speck von Sternburg

Bühne

„Waterkant", ein dreiaktiges Schauspiel von Richard Skowronnek, das die unbezwingliche Sehnsucht nach dem Meere zum Gegenstand hat, fand im Hamburger Thaliatheater großen Beifall. Ebenso wurde im Stadttheater zu Elberfeld das Schauspiel „Außer Dienst" von Wagh (Pseudonym für Franz Wagenhoff) günstig aufgenommen. Das Stück behandelt das herbe Los des noch im rüstigen Alter verabschiedeten Offiziers.

— In die Reihe der Napoleondramen, wie sie neuerdings wieder in Mode gekommen sind, stellt sich das Lustspiel „Colinette" von G. Lenôtre und G. Martin, das am Wiener Josephstädter Theater zur Darstellung kam. Das Stück gehört zu den schwächeren Arbeiten seines Genres, verdankte aber dem flotten Spiel von Annie Dirkens, für die Rudolf Raimann einige muntere Liedchen komponiert hatte, einen guten Erfolg. Derselbe Komponist schrieb die Musik zu der Burleske „Der Verwandlungskünstler", mit der die Brüder Emil und Arnold Golz das Publikum des Wiener Jantsch-Theaters erheiterten.

— Begeisterte Aufnahme fand in Brüssel die Oper „Der Fremdling" von Vincent d'Indy. Der vom Komponisten verfaßte Text lehnt sich an die Sage vom Fliegenden Holländer an.

— Großen Beifall erzielte im Gymnase-Theater zu Paris „Das Geheimnis des Polichinells", eine Komödie, in der Pierre Wolff darlegt, wie ein älteres Ehepaar nach längerem Widerstreben dem illegitimen Bunde des Sohnes Verzeihung gewährt. Ebenso erfreute sich im Antoine-Theater das Lustspiel „Die weißen Schürzen" von M. Benière eines guten Erfolges. Der Verfasser, der sich vom Maurergesellen zum Bauunternehmer emporgearbeitet hat und heute zu den Millionären zählt, behandelt in seinem Werke drollig einen Dienstbotenstreik in einer französischen Provinzialstadt.

— Gabriele d'Annunzio, der berühmte italienische Dichter, hatte schon vor mehreren Jahren den Plan angeregt, ein italienisches Nationaltheater am Albaner See zu errichten. Nachdem hierfür bereits der Grund und Boden geschenkt und durch Privatsammlungen ansehnliche Geldsummen aufgebracht worden waren, soll nun Miß Morgan, die Tochter des bekannten amerikanischen Milliardärs, der Tragödin Eleonora Duse 600000 Lire für den gleichen Zweck zur Verfügung gestellt haben. Falls die Nachricht sich bewahrheitet, dürfte der Plan bald zur Verwirklichung kommen.

Aus der Frauenwelt

Der Verein für wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande hat mit seinen beiden großen Vereinsschulen Reifenstein, Provinz Sachsen, und Obernkirchen in Hessen-Nassau ein praktisches Uebungsfeld für die Frauen höherer Stände geschaffen. Vom Frühjahr 1901 bis 1902 haben 55 Damen die Lehrkurse in haus- und landwirtschaftlichen Fächern durchgemacht. 8 Schülerinnen, die sich der Lehrerinnenprüfung unterzogen, erhielten die Befähigung zur Anstellung als Lehrerinnen an Haushaltungsschulen. In Württemberg und Bayern ist man im offiziellen Anschluß an den Hauptverein ebenfalls mit der Einrichtung landwirtschaftlicher Lehranstalten für gebildete Frauen beschäftigt, die den süddeutschen Verhältnissen angepaßt werden sollen.

— Eine wahre soziale Revolution hat kürzlich Japan herbeigeführt, indem es feierlich das Recht auf Ledigbleiben verkündete. Bisher nötigte ein Jahrhunderte altes Gesetz, das für das ganze Gebiet des „Reiches der aufgehenden Sonne" Geltung hatte, die Japanerinnen, sich vor Erreichung des 36. Lebensjahres mit einem Gatten zu versehen. Wenn diese Frist vorüber war und die Japanerin noch immer nicht ihre Wahl getroffen hatte, gaben ihr die staatlichen Behörden „von Amts wegen" einen Mann, entweder einen Junggesellen oder einen Witwer passenden Alters. Durch kaiserliches Dekret ist jetzt diesem wahrhaft grausamen Zwang ein Ende bereitet worden. Von jetzt an ist also in Japan die erzwungene Ehe abgeschafft.

Totenschau

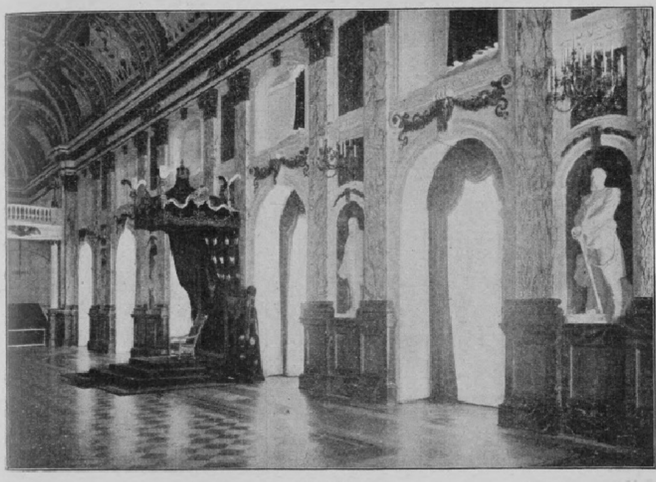
Senator V. S. Breda, Begründer der italienischen Stahlindustrie, 78 J., † 5. Jan., Padua. — Prof. Photinos Panas, ber. Chirurg und Augenarzt, 71 J., † 5. Jan., Paris. — Landschaftsmaler Geo Poggenbeek, 50 J., † 6. Jan., Amsterdam. — Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Julius Sommerbrodt, vormals Provinzialschulrat für Schlesien, 90 J., † 6. Jan., Breslau — Prof. Maximilian Curtze, bed. Mathematiker, 66 J., † 7. Jan., Thorn. — Wirkl. Geh. Rat D. Ludwig Hallwachs, vormals Chef des hessischen Justizdepartements, 77 J., † 9. Jan., Darmstadt. — Geh. Kirchenrat Prof. Dr. Karl Siegfried, Autorität in alttestamentlicher Wissenschaft, 73 J., † 9. Jan., Jena. — Kirchenmaler Alexius Kleinertz, 71 J., † 9. Jan., Köln. — Generalarzt Dr. Karl Wenzel, vormals Vorstand der Medizinalabteilung des Reichsmarineamts, 72 J., † 9. Jan., Berlin. — Vizeadmiral z. D. Louis von Blanc, 71 J., † 11. Jan., Weimar. — Prof. Dr. Max Sänger, ber. Frauenarzt, 50 J., † 12. Jan., Leipzig. — Marine- und Landschaftsmaler Richard Fresenius, † 12. Jan., Monte Carlo. — Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Karl Dziatzko, Direktor der Universitätsbibliothek zu Göttingen, 61 J., † 13. Jan. — Contreadmiral Paul von Pott, Kommandant des See-Arsenals in Pola, † 13. Jan., Pola.



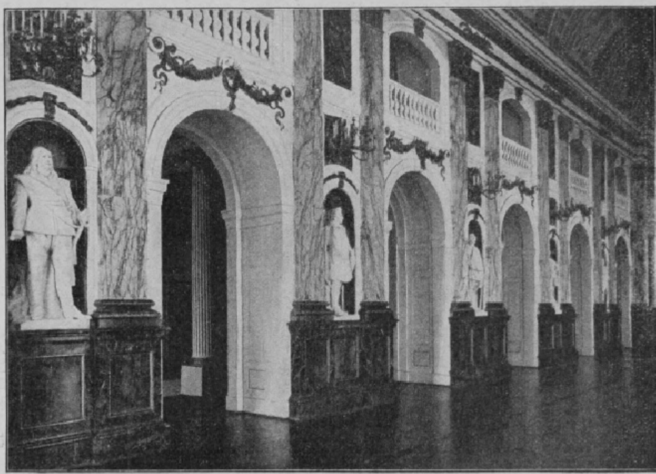
Adolph von Menzel im Ornat des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler, aufgenommen in der Bildergalerie des Königl. Schlosses zu Berlin

Über Land und Meer

Nr. 18



Westseite



Ostseite



Gesamtansicht

Die Neugestaltung des Weissen Saales im Königlichen Schlosse zu Berlin (Text umstehend)

Die Neugestaltung des Weissen Saales im Königl. Schlosse zu Berlin

(Zu den Abbildungen auf voriger Seite)

Die Innenräume des Berliner Königsschlosses haben eine umfassende Umgestaltung erfahren, die sich vor allem auf den Weißen Saal erstreckt, jenen berühmten Festraum, der durch glorreiche, auf Hunderte von Jahren sich erstreckende Erinnerungen geweiht ist. Es ist eigentlich ein Neubau, der inmitten der Mauern des ehrwürdigen Königsschlosses nach Entwürfen des Geheimen Hofbaurates Ihne errichtet wurde. Die Schloßbaukommission unter dem Direktorat des Oberhofbaurates Tetens arbeitete die Pläne weiter aus, und unter Leitung des Hofbaurates Geyer gelangte das Werk in verhältnismäßig kurzer Zeit zur Vollendung. In seiner Bekleidung durch farbigen Marmor entwickelt der Saal jetzt höchste und doch nicht überladene Pracht. Von seiner vergoldeten, harmonisch wirkenden Decke, einer phantasievollen Schöpfung des Bildhauers Prof. Otto Lessing, hängen keine Kronleuchter herab, sondern der Raum wird durch äußerlich nicht wahrnehmbare Vorrichtungen von oben mit Licht durchflutet. An den Wänden sind außerdem noch hie und da Arme mit Beleuchtungskörpern angebracht. An der östlichen Längsseite steht der Thron, überdacht von einem Sammetbaldachin, dessen Spitze Straußenfedern in den deutschen Farben zieren. Beide Längsseiten sind durch Nischen in gelbem Marmor belebt, die die Marmorstatuen der brandenburgisch-preußischen Herrscher vom Großen Kurfürsten bis auf Kaiser Friedrich enthalten. Neben drei Ansichten des neuen Prachtsaales geben wir auf Seite 416 die Statue wieder, in der Gustav Eberlein den König Friedrich Wilhelm III. in jugendlichem Alter dargestellt hat.

Briefmappe

O. Pf. in Leipzig. Um Ihrem Wunsche nach Anführung einer Schrift, die das vielerörterte und hochwichtige Kartellproblem in objektiver, lichtvoller und für jedermann verständlicher Weise erörtert, zu entsprechen, empfehlen wir Ihnen das Buch von Professor Dr. F. C. Huber: „Die Kartelle. Ihre Bedeutung für die Sozial-, Zoll- und Wirtschaftspolitik" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Der Verfasser, eine anerkannte Autorität auf diesem Felde, ist ebenso bewandert auf dem theoretischen Gebiete wie in dem praktischen Erwerbsleben und bietet daher jedem Leser eine Fülle von Anregung und Belehrung. Nachdem er die bisherige Geschichte und Wirksamkeit der Unternehmerverbände vorgeführt hat, bespricht er ihr Verhältnis zu den Konsumenten, zum Mittelstand, zum Arbeiter und zur „hohen Politik" und erörtert die Stellung, die die Staatsgewalt gegenüber der Kartellbewegung einzunehmen hat. Seine Entscheidung trifft Professor Huber auf Grund einer Vertiefung des Kartellproblems und des Endziels der Kartellbewegung, wobei es nicht an neuen Gesichtspunkten fehlt. Mehrere besonders typische Kartelle werden in ihrem Werdegang und ihrer Ausbreitung vorgeführt und dann eingehend die der

Staatsgewalt zukommenden Obliegenheiten und die ihr zur Verfügung stehenden Mittel des Zivil-, Straf-, Gewerbe- und Verwaltungsrechts, sowie die Rückwirkung auf die gegenwärtig im Vordergrunde des Interesses stehende Zollpolitik beleuchtet.

Otto K. in Potsdam. Sie dürfen jene Angabe als unbedingt zutreffend ansehen. Erst unlängst ist die Geschwindigkeit des Lichtes von Perrotin auf dem Observatorium in Nizza nach der Methode Fizeau-Cornu von neuem bestimmt worden. Man machte 1500 Messungen, wozu ein ganzes Jahr gebraucht wurde, da nur bei ganz ruhiger Luft beobachtet werden konnte, und erhielt als die gesuchte Geschwindigkeit den Wert von 299 900 Kilometern in der Sekunde, mit einem Fehler, der 80 Kilometer im positiven oder negativen Sinn nicht übersteigen kann.

M. H. in Budapest. Gleich dem Eisenbahnwesen hat auch der moderne Kanalbau von England seinen Ausgang genommen. Der 1761 eröffnete Bridgewater-Kanal, der dem Herzog dieses Namens und dem Ingenieur Brindley seine Entstehung verdankte, darf als die Anlage betrachtet werden, die den Anstoß zu einer umfangreichen Bethätigung, zunächst in England selbst und dann auf dem Festlande, gegeben hat.

E. N. in Tr. Ihre schwermütige Klage, die uns tief ergriffen hat, wird hoffentlich ihren Eindruck auf die wankelmütige Schöne nicht verfehlen:

Letztes Fragen

Soll ich dich, du holdes Mädchen,
Verlieren denn auf immerdar?
O sprich, o sprich, mein liebes Gretchen,
Ist dir dein herzlos Thun auch klar?

Kannst du so treulos mich verlassen,
Du, mein einzig Glück allein?
Nein, nein, ich kann es nicht erfassen,
Kannst du so herzlos wirklich sein?

Wir nehmen an, daß die Schöne ihr Unrecht einsieht und umgehend antwortet, etwa folgendermaßen:

Nein, nein, du hast mich tief ergriffen,
Laß deine düstre Sorge ruhn!
Ich fühle mich jetzt ganz bekniffen
Und will es niemals wieder thun.

Olga E. in L. Mit Dank abgelehnt.

Schachbriefwechsel

F. Schneider in Neunkirchen. Ihre Aufzeichnung der Nr 6 wird wohl richtig sein, daß das Hauptspiel 1. Sa5—b7 Kd5—e6 2. Dd3×b5† durch 2. Dd3—e4 (matt) umgangen werden kann, haben auch wir inzwischen bemerkt. — Lösung der Nr. 9 richtig.

F. Hüttig in Breslau. Nr. 7, 9 und 10 losten Sie richtig; in Nr. 8 dagegen haben Sie sich irre führen lassen. Nach 1. b6—b7 Df4—d4† ist 2. Te4×d4† kein Mattzug wegen der Entgegnung Sh3—f4.

August Höse in Bialystock. Nr. 4 lösten Sie richtig; Nr. 6 haben wir bereits auf Seite 223 durch Hinzufügung eines schwarzen Be3 berichtigt.

A. K. in Szeged (Ungarn). Ihr Versuch, die Aufgabe 10 durch 1. Te2—e4 zu lösen, scheitert an b6—b5; auf 2. b4×a5†, was Sie für einen Mattzug halten, geschieht b5—b4, und Schwarz hält sich über den dritten Zug hinaus.

Richtige Lösungen sandten ein: Julius Richter in Brünn zu Nr. 7 u. 8; J. B. in Hedewigenkoog u. Hans Seidel in Stolpen (Sachs.) zu Nr. 8; Horst Wiedemann in Königsberg (Pr.) zu Nr. 9; H. Menzel in Hamburg-Bergefelde und Hüffermann in Arnsberg zu Nr. 10.

Silbenrätsel

1. 2.

Man hört zuweilen drüber klagen,
Daß heut die Eigenschaft nicht mehr
So häufig wie in frühern Tagen,
Und wie's erwünscht für jeden wär'.

3. 4.

Daß wir so zahlreich, gilt hingegen
Nicht als Veranlassung zum Lob,
Doch will ein Ei man zu uns legen,
Der allgemeine Wert sich hob.

5.

Gleich wie der Anfang uns verborgen,
Enthüllt sich uns das Ende nicht,
Und das bereitet wenig Sorgen,
Wenn nur das Jetzt dem Wunsch entspricht.

1. 2. 3. 4. 5.

Ironisch lächelnd es zu nennen,
Versteht man ja vortrefflich heut,
Doch wer so alt, es noch zu kennen,
An der Erinnrung sich erfreut. M. Sch.

Logogryph

Stetig, unaufhaltsam strebt es
Vorwärts mit dem Lauf der Zeit,
Aber ohne Kopf erhebt es
Stolz das Haupt in Ewigkeit. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 377 u. 378:

Der dreisilbigen Charade: Zaunkönig.

Der Dechiffrieraufgabe: Liest man, beginnend mit der Buchstabengruppe „GEWIN", rechts herum und von innen nach außen zunächst die Buchstabengruppen, die in der Verlängerung der weißen, und sodann die, die an der gleichen Stelle der schwarzen Strahlen des mittelsten Sternes stehen, ab, so erhält man:

Gewinnt ein Knabe nicht den Mut,
Zu thun, was er nicht gerne thut,
Und ernster Arbeit ernst sich zu ergeben,
Der seufzt in schnoder Dienstbarkeit
Von Laun' und Lust in Sorg' und Leid
Und bleibt sein eigner Sklav' das ganze Leben.
(Fr. W. Weber, Gedichte, Harter Dienst)

Des Rätsels: Geborgen — Borgen.

Richtige Lösungen sandten ein: Frl. Anna Katharina v. Ferber, Rittergut Melz (2); Joh. P. Stoppel in Hamburg; „Oedipus" in Emden (3); Gustav Mittler in Potsdam (2); Frau Olga Kühn in Wien (4); Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg (3): H. Steinmüller in Breslau; Otto Kindler in Regensburg (3); Günter Freese in Magdeburg (5); Georg Ohly in Prag (3); Frl. Alice Henselt in Wien; Frl. Paula v. G. in Wiesbaden (4): Arthur Neumann in Berlin (2); Frau G. Bernhardi in Budapest; Ernst Kerner in München (3); Karl Richter in Leipzig (2); Frl. Ottilie Fluß in Warschau (4); Heinrich Finck in Frankfurt a. M. (3).

Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123

Über Land und Meer

Nr. 19

89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Für die Krone

Roman von Richard Voß

Drittes Buch

I

Aus meiner Gralsburg. Nach Jahren

Also schreibe ich, der König, doch wieder in diesem Buche, das ich in der Nacht meiner Seefahrt in die Kassette legte, das in der unverschlossenen Kassette von Judika gefunden ward, das Judika las. Ich ließ die Kassette unverschlossen, damit sie das Buch finden und lesen sollte. Und ich wußte: las sie das Buch, so würde sie, an die ich unlöslich gebunden war, freiwillig in den Tod gehen, um mich von sich zu befreien. Auch das wußte ich: sie würde in einer Weise aus dem Leben gehen, daß niemand behaupten durfte: ich, der König, hätte sie in den Tod getrieben. Ihr letzter Wunsch auf Erden war, mir das Bewußtsein meiner That zu ersparen. Ich sollte die Krone tragen und das wunderschöne Weib meiner Leidenschaft zu meinem Gemahl machen, ohne vor der Welt und vor mir selbst in Sünde und Schuld zu verfallen. Ruhigen Gewissens sollte ich in Frieden regieren können.

Sie hat vor ihrem Ende keiner Menschenseele eingestanden, daß sie das Buch fand und las. Als ich — nach Jahren, die ich nicht zähle — die Kassette unter meinen Sachen zufällig entdeckte, war sie verschlossen, war der Schlüssel, der an einer feinen Goldkette hing, verschwunden. Wenn ich nicht nur zu gut gewußt, daß ich die Kassette



„Ende gut, alles gut!" Nach dem Gemälde von Carl Zewy

absichtlich offen ließ, hätte ich glauben können, sie verschlossen und die Kette mit dem Schlüssel irgendwie verloren zu haben.

Aber nicht allein ihr Opfertod verriet mir, daß sie das Buch las; davon zeugten die Merkmale, die ich in dem Buche fand. Es waren Spuren von vergossenen Thränen. Und zwar hatte sie nicht etwa bei jenen Stellen geweint, die von meiner erstorbenen Liebe zu ihr und meiner glühenden Leidenschaft für eine andre sprachen; sondern sie weinte so bitterlich da, wo ich auf dem Papier meinen einsamen Jammer ausschrie, mein grimmiges Ringen wider die dunkeln Gewalten in mir, meinen blutigen Kampf mit dem eignen Menschen, meine Leiden und meine Qualen.

In diesem Buche die Geschichte meines unseligen Menschen weiterschreibend, will ich, der König, es gleich aufzeichnen. Die Worte sollen auf dem Papier wie auf einer ehernen Tafel stehen, mit unverlöschlicher Flammenschrift darauf eingegraben:

Was sie schon jetzt an mir meinen Wahnsinn nennen, ist nicht die spezielle Krankheit eines Menschen, sondern es ist das allgemeine Böse im Menschen. Mein Wahnsinn ist das Böse in mir! Den andern Namen giebt man dem Dinge nur deswegen, um das Ding nicht bei seinem rechten Namen nennen zu müssen.

*

Der einzig Gute und Reine von uns war mein verstorbener Bruder, den ich schwach und unköniglich schimpfte. Zu dieser Erkenntnis bin ich in den Jahren gelangt, die von mir nicht gezählt werden.

Aber jetzt will ich aufschreiben, wie mir eine andre Erkenntnis zu teil ward, und wie ich durch sie dazu kam, trotz allem und allem mein Land groß, mein Volk glücklich zu machen.

II

Das war eine Fahrt: bei sternenloser, schwarzer Nacht und heftigem Föhnsturm durch die Eisschollen des Alpensees. Eine echte Königsfahrt war's!

Mit eisenbeschlagenen Stangen mußten wir uns der treibenden Schollen erwehren, mit Beilhieben die Bahn für unsern Nachen offenhalten. Ich stand im Vorderteil bei der qualmenden Pechpfanne, trieb die Schiffer an, griff selbst nach einer Axt und hieb ins Eis hinein, daß mich die Splitter wie bleiche Funken umsprühten.

Sah ich zurück, so begegnete mein Blick dem des wunderschönen Weibes mit dem weißen Gesicht und den flammenden Augen, die es unverwandt auf mich gerichtet hielt und mit denen es mich vorwärts trieb: unaufhaltsam, unwiderstehlich durch Schrecken und Tod einem Königsthron zu.

‚Sei stark und behaupte dein Recht; sei stark und fordere dein Erbe; sei stark und erzwinge dir die Krone, wenn man sie dir weigern sollte. Dann will ich dein sein, nur dann.‘ So sprachen fort und fort ihre Augen zu mir. Und mein Blick gab dem ihren zur Antwort: „Ich will stark sein, denn ich will, daß du mein wirst.‘ Dazu von allen Seiten Lawinendonner ... Niemals hat ein Herrscher solche Fahrt gethan, um die Stufen zu seinem Thron emporzusteigen.

Wären wir nur nicht so qualvoll langsam vorwärts gekommen! Wir schlichen förmlich dahin. Während wir mühselig weiterdrangen, konnte der König seinen letzten Atemzug thun, konnte der andre Thronfolger, der fremde und falsche Erbe, eintreffen, konnte dieser als König proklamiert werden. Die Schiffer antreibend, auf das Brausen des Südwindes, das Donnergepolter der Lawinen lauschend und mit der Gräfin stumme Zwiesprache tauschend, gebot ich im Geiste meinem sterbenden Bruder: ‚Du mußt leben bleiben, bis ich angelangt bin! Vorher darfst du nicht sterben! Hörst du, du darfst nicht!‘ Und ich fühlte, daß mein machtvoller Wunsch und Wille den Tod von ihm fernhalten würde, bis ich angelangt war.

*

In der Morgendämmerung traf ich in der Hauptstadt ein — ohne die Gräfin, die sich vorher von mir getrennt hatte —, in einem gemeinen Mietswagen, unerkannt und unbeobachtet, traf ich ein. Auf den Straßen war es noch tief einsam. Eine totenhafte Ruhe herrschte. Es regnete in Strömen.

Als ich in die Nähe des Schloßplatzes gelangte, hielt der Wagen. Ich wollte wissen, warum? Der Kutscher erklärte, nicht weiter fahren zu können, weil trotz der frühen Stunde und des Unwetters vor dem Schlosse eine dicht gedrängte Menge stünde. Ich fragte, weswegen? Weil der König zu Tode erkrankt sei und das Volk warte. Worauf? Auf die Nachricht, der König sei tot.

Also lebte der König noch ... Ich hatte es ja gewußt!

Ich stieg aus, warf dem Kutscher ein Goldstück zu und ging zu Fuß weiter. Eine Straßenbiegung, und — im fahlen Zwielicht des Morgens lag das Schloß vor mir.

Kopf an Kopf stand das Volk. Wie in einer Kirche beim Segen des Priesters stand es. Lautlos harrte es auf die Nachricht vom Tode seines Königs. Kein andrer Laut als das prasselnde Rauschen des Regens.

Mir, dem neuen König, versperrte die harrende Menge den Weg zum Sterbebette meines Bruders und den Stufen meines Thrones. Hindurchzudringen war unmöglich. Auch ekelte es mich vor der Berührung mit der gemeinen Menge, mit einer Menge, die angstvoll — denn angstvoll wartete sie — auf die Todesnachricht eines Herrschers harrte, den sie im Leben nicht geliebt hatte.

Da gewahrte ich eine Ordonnanz, die in das Schloß eilte. Das Volk machte Bahn, lautlos, ehrfurchtsvoll: der Offizier begab sich dorthin, wo sein sterbender König lag. Es gelang mir, dem Herrn mich zu nähern. Ich rief ihn an, flüsterte ihm einige Worte zu, hieß ihn, ohne mich zu grüßen, vorausgehen und mir freien Weg zu schaffen.

Ich fand im Schlosse eine Verwirrung ohnegleichen. Vor allen Thoren und Thüren Wachtposten; auf allen Gesichtern Schrecken und Sorge. Und überall das Schweigen des Todes. Wer mich erkannte, entsetzte sich bei meinem unerwarteten Anblick, als sähe er meinen Geist.

Geradeswegs begab ich mich dorthin, wo mein Platz war: geradeswegs nach des Königs Sterbezimmer. Auf dem ganzen Wege gewahrte ich die Gegenwart des mächtigsten Herrschers der Erde: Seine allmächtige Majestät Kaiser Tod hielt triumphierend Einzug in meiner Väter Haus, darin ich bald, vielleicht schon nach wenigen Augenblicken, meines Hauses Letzter war, um kraft meines Rechts und kraft meiner Kraft mein Erbe anzutreten.

Auch im Innern des Schlosses ein lautloses Gewimmel von Chargen und Schranzen aller Grade und Gattungen. Viele von diesen höheren und höchsten Kreaturen trugen Gala, und die Säle waren bei geschlossenen Vorhängen erleuchtet wie bei einem glänzenden Feste. Aber man wagte nicht einmal untereinander zu flüstern, so daß die stumme Versammlung einem Rout hoffähiger Gespenster glich.

Geleitet von dem Genius, der über mir schwebte, als ich in der Sturmnacht an der Klippe hing, setzte ich meinen Weg fort bis zu den Gemächern des Königs. Diese waren geschlossen, und zwei Offiziere der Leibgarde hielten davor Wache. Sie hatten strengen Befehl, niemand passieren zu lassen; aber ich winkte, und die Thüren flogen vor mir auf. Die Garden salutierten vor ihrem neuen Herrn, und ich schritt hinein.

Nur wenige Kerzen brannten in diesen Räumen. Der matte Schein kämpfte mit dem Lichte des anbrechenden Tages, und das schwere Schweigen des Hauses wurde unterbrochen durch dumpfes Gemurmel. Es waren die Priester, die am Bette meines Bruders die Sterbegebete sprachen.

Das Arbeitszimmer des Königs betrat ich jetzt. Auf dem Schreibtische brannte ein Armleuchter, und neben dem Tische hielten wiederum zwei Garden Wache. Es waren junge, schöne Leute, die auch dann sich nicht rührten, als sie mich sahen.

Ich trat an den Tisch.

Auf dem Tische die Urkunde, die der König hatte unterschreiben sollen, und die er mit seinem Lebensblute gezeichnet. Die Feder lag daneben, als hätte er sie bereits gefaßt gehabt, bereits eingetaucht und zum Schreiben angesetzt, dann aber hingeworfen, um nach einem andern Gegenstande zu greifen: nach dem kleinen metallenen Dinge, das ihm helfen sollte, die Verantwortung eines Krieges von sich zu laden und dem Lande das Leben seiner Söhne zu erhalten.

Ihn, den König, hatte es nur einige Blutstropfen gekostet, und ein Meer von Blut blieb dem Lande erspart — erspart aber nur dann, wenn ich die fortgeworfene Feder nicht aufnahm, um unter die Urkunde meinen Namen zu setzen.

Ich sah das am Leben erhaltende, vom Uebel des Krieges erlösende königliche Blut auf dem Kriegsdokument, und ich sah es als schwärzlichen Flecken auf dem Purpur des Teppichs. Die beiden Jünglinge, die das vergossene Königsblut bewachten, standen gleich ehernen Bildsäulen, ohne meiner zu achten, der ich das gerötete Papier auf dem Tische und das geronnene schwärzliche Naß am Boden anstarrte, unverwandt und so lange, bis ich mich gewaltsam von dem Anblick losreißen mußte, um den Platz einzunehmen, der mir in diesem Augenblick gebührte.

Also wandte ich mich ab und setzte meinen Weg fort.

Die Thüren des Sterbezimmers standen weit offen. Langsam darauf zuschreitend, sah ich hinein — gerade auf das Bett. Eine einzige hohe Wachskerze brannte zu Füßen des Lagers: das Sterbelicht. Und vor der brennenden Kerze sprach der Erzbischof mit zwei Diakonen die Sterbegebete.

Ich sah im Zimmer den Hausminister, den Oberhofmarschall, den Flügeladjutanten. Ich sah den Geheimrat. Der erste Kammerdiener des Königs war anwesend, und anwesend war meine Mutter. In ihrer schwarzen Witwentracht saß sie zu Häupten des Königs, regungslos, thränenlos, mit einem Antlitz, als ob die Sterbekerze für sie brenne, das Sterbegebet für sie gesprochen würde.

Da erblickte sie mich. Sie erhob sich, schritt auf mich zu mit einer Miene, einer Gebärde, als wollte sie mir den Eintritt verwehren, als wollte sie meine Hand, die nach meiner Krone sich ausstreckte, mit ihren beiden erhobenen Mutterhänden aufhalten.

Ich stand auf der Schwelle des Sterbegemachs, sah meine Mutter auf mich zuschreiten, trat vor, ging hart an meiner Mutter vorüber, ging bis dicht an das Lager, sagte mit lauter Stimme:

„Da niemand mich rief an den Platz, der mir zukommt, so erscheine ich ungerufen.“

Die Priester hatten mit ihrem Beten aufgehört. Nur das Röcheln des Sterbenden war vernehmbar. Als ich gesprochen hatte, stand ich und wartete auf eine Antwort. Aber niemand sprach. Nicht der Erzbischof, nicht der Hausminister, nicht der Geheimrat. Auch meine Mutter blieb stumm.

Ich konnte die Stille nicht ertragen, neigte mich zum König herab, rief ihn an!

„Wenn noch Leben in dir ist, so höre mich! Höre mich! Ich, dein Bruder, trete nach dir die Herrschaft an. Und ich, dein Nachfolger, gelobe an deinem Sterbebette, über dein Land und dein Volk regieren zu wollen, weise und wahr, gut und gerecht, stark und getreu; oder dir nachzufolgen auf dem Wege, den du mir gewiesen hast.“

Ich leistete diesen Schwur; mein sterbender Bruder vernahm ihn und antwortete mir darauf. Seine brechenden Augen öffneten sich und schauten mich an. Der Blick des sterbenden Königs rief mir zu: ‚Du wirst mir nachfolgen auf dem Wege, den ich dir gewiesen habe.‘

Mir in die Augen schauend, verschied der König.

III

Alle knieten nieder, nur ich blieb stehen. Der Erzbischof sprach ein Gebet. Jemand schluchzte laut. Es war jedoch nicht meine Mutter, sondern ein alter Kammerlakai, der sich heimlich eingeschlichen hatte. Ich hörte nicht auf die Worte des Priesters, die den Himmel anflehten, an



Träumerei

Nach dem Gemälde von A. Asti

diesem Könige von Gottes Gnaden Gnade zu üben, — ich stand, schaute in das Totenantlitz, hörte auf das Schluchzen des Dieners, dachte: ‚Wird an deinem Totenbette wohl auch ein Mensch weinen?‘

Der Erzbischof schwieg, erhob sich von den Knieen, schritt vor, löschte die Sterbekerze, daß nur ein leichenfahles Zwielicht in dem Gemache herrschte. Jetzt begab sich der Hausminister zu der toten Majestät, drückte ihr die Augen zu, die noch im Tode auf mich zu schauen schienen, und konstatierte mit lauter Stimme, daß auch ein König ein sterblicher Mensch sei.

Darauf wurde über des Königs Tod die Urkunde aufgesetzt.

Nun meines Bruders Augen geschlossen waren, war es ein Totenantlitz voll göttlichen Friedens. Das Antlitz eines Streiters war's, der ausgekämpft hatte. Und siehe — des Kampfes Ende war Sieg gewesen.

Während der Tod des Königs dokumentiert ward, regte ich mich nicht vom Platze, von dem friedlichen, feierlichen Antlitz kein Auge abwendend. Trotz des dämmernden Lichtes konnte ich erkennen, daß meines Bruders Stirn von der kleinen scharfen Falte zwischen den Brauen im Tode frei war, als hätte eine göttliche Hand von seiner Stirn das Merkmal unsers Geschlechtes fortgewischt. Aber ein andres Zeichen stand leuchtend auf dieser Königsstirn: eine kleine, sehr kleine, leicht gerötete Wunde. Wo sein Haupt die Krone gedrückt, hatte er es tödlich getroffen. Da faßte ich meines Bruders rechte Hand, die noch warm war. Seine Hand in der meinen, sprach ich ihn an, als lebe er noch:

„Wie ich deine Hand fasse und in der meinen halte, so ergreife ich in diesem Augenblick Besitz von deiner Krone und deinem Throne, dem ich widerrechtlicherweise entsagen mußte, und den ich hiermit wiederum rechtlicherweise an mich nehme, die Erbschaft des Königreichs antretend mit Gottes Gnaden, von Gottes Gnaden.“

Und die schnell erkaltende Totenhand aus meiner heißen, fiebernden, lebensvollen lassend, wendete ich mich zu den Versammelten und fragte:

„Bestreitet hier jemand meine Anwartschaft auf Krone und Thron, der möge vortreten.“

Ich stand und wartete. Jedoch niemand regte sich. Auch diejenige Persönlichkeit nicht, von der ich mit Sicherheit erwartete, sie würde auch jetzt noch wider mich sein. Aber niemand wagte sich zu regen. Sie hatten mir die Verzichtleistung vorgelegt, hatten mich sie unterzeichnen lassen, weil ich ein unheilbar Kranker sein sollte, unfähig, König zu sein; und sie hatten sich dadurch in ihren eignen Schlingen gefangen. Denn war ich in Wahrheit der, der ich sein sollte, so hätten sie mich jenes Dokument nicht unterschreiben lassen dürfen, da ich ja — nach ihren eignen Aussagen — ein Kranker, ein Unzurechnungsfähiger war.

Jetzt wurde dem Volke angekündigt, daß sein Herrscher das Irdische vollendet habe. Auf dem Dache des Schlosses sank die Standarte auf Halbmast herab, im nächsten Augenblick erdröhnte von allen Kirchen der Stadt das Trauergeläute.

Ich verließ das Sterbegemach, unbekümmert, wer mir folgte. Durch das Arbeitszimmer meines Bruders schritt ich, vorüber an dem Tische, vor dem die beiden regungslosen Jünglingsgestalten das vergossene Königsblut bewachten; ich schritt durch die lange Flucht der Gemächer, wimmelnd von hohen und höchsten Chargen, die vor mir sich neigten, die fortan meine Kreaturen waren, über die ich mit einem verächtlichen Blick hinwegschaute, mit einem Ekel, den ich seitdem in meiner Seele trage, der in mir bleiben wird, bis ich meinen letzten Seufzer aushauche.

Das Heer wurde vereidigt. Ich beschwor in Gegenwart der beiden Häuser die Verfassung, nahm ihre Eidesleistung entgegen und bestätigte die Ministerien. Als ich nach dem feierlichen Akte mich auf dem großen Altan vor dem Thronsaal der dicht gedrängten, lautlos harrenden Menge zeigte, brach sie beim Anblick ihres neuen Königs in Jubel aus.

IV

Für meines Bruders jähen Tod mußte offiziell eine Ursache bekannt gegeben werden, die Mutter des Toten verfaßte selbst die Akte:

„Vor die Notwendigkeit gestellt, die Kriegserklärung zu unterzeichnen, die Erklärung eines Krieges, darin der König für sein Land die Quelle unendlichen Jammers sah; von dem innigsten Wunsche beseelt, dem Lande diesen Krieg zu ersparen, fand der Monarch keinen andern Ausweg als den von ihm erwählten. Er beschritt ihn bei vollem Bewußtsein, mit klarer Absicht, nichts andres über seinen letzten Wunsch und Willen zurücklassend, als das nicht unterzeichnete Dokument und sein vergossenes königliches Blut.“

Dieser Mitteilung folgte meinerseits in dem „Aufruf an mein Volk“ die feierliche Erklärung:

„Die Sache, für die Mein nun in Gott ruhender erhabener Bruder freiwillig in den Opfertod ging, ließ er Mir als Erbe zurück. Wofür Mein geliebter und unvergeßlicher Bruder starb, dafür werde Ich leben: für die Erhaltung des Friedens, für das Wohl Meines Landes, für die Größe und das Glück Meines Volkes . . .“

Ungeheuer war die Ergriffenheit des Landes, beispiellos die Teilnahme der Staaten; am tiefsten und am menschlichsten die unsers feindlichen Nachbarn. Wie das ganze Schloß als ein einziges Sterbezimmer erschien, so die ganze Hauptstadt als ein Trauerhaus, das ganze Land als ein Kirchhof, der das Grab des edelsten aller Toten empfangen sollte. Bei der Aufbahrung im Dome drängten sie sich zu dem Leichnam, als sei der tote Leib eines Heiligen ausgestellt, der Wunder vollbrachte.

Ich erkannte schon damals, daß die Liebe des Volkes, daß des Volkes Vertrauen und Glauben fortan bei dem Verstorbenen sein würden. Schon damals erkannte ich, daß der Tote nicht nur besser und reiner, sondern auch stärker und machtvoller als der Lebende war. Diese Erkenntnis — auch das sei hier ausgesprochen! — erfüllte mich mit Mißgunst, mit Neid, mit Haß gegen den Toten, dessen Segen auf mir ruhen mußte, wenn meine Regierung eine gesegnete sein sollte.

*

Ein einziges Mal erfolgte bei meiner Mutter ein Ausbruch ihres Schmerzes. Das war, als sie, von ihrem toten Sohne Abschied nehmend, auf sein Antlitz sich herabneigte und die kleine rote Wunde auf der Stirn küßte. Da schluchzte sie jammervoll auf — nur ein einziges Mal!

Aber die Königin-Witwe war wie vernichtet. Allen andern gegenüber stumm und thränenlos, verlor sie bei meinem ersten Besuche die Fassung, strömte in Trauer, in Verzweiflung über. Dabei schaute ich tief in ihr Herz.

Die Aermste hatte gelernt, den König glühend zu lieben, und sie hatte erkennen müssen, daß ihre Liebe hoffnungslos sei. Die Fremde, die sie ihrem Gatten am Tage ihrer ersten Begegnung gewesen, war sie ihm bis zu seinem letzten Tage geblieben. Seine Liebe hatte einer andern gehört, jener jungen Schauspielerin. Diese Frau war des Königs erste und einzige Liebe; und sie, die Königin, hatte es gewußt, hatte sich in rasender Eifersucht verzehrt, die dadurch nicht gemildert ward, daß sie auch das wußte: seit seiner Vermählung hatte der König die Geliebte nur auf der Bühne gesehen.

Ausgenommen ein einziges Mal: an seinem Todestage.

Bald nach dem Diner, bei dem der König ungewöhnlich angeregt und fast heiter war, zog er sich zurück, ohne mit einem Wort, einem Blick von der Königin Abschied zu nehmen. Er befahl den Wagen und fuhr aus: in den Park. Hier, in der Nähe des dorischen Tempels, ließ er halten, stieg aus, gebot seinem Leibjäger, bei dem Wagen auf ihn zu warten, ging schnell davon.

Eine Stunde blieb der König aus.

Als hätte er es selbst der Königin gesagt, wußte sie, wo er gewesen war: bei der geliebten Frau. Er würde bei ihr sich getötet haben, vielleicht zusammen mit ihr gestorben sein, wäre ein solcher Tod mit der königlichen Würde vereinbar gewesen. Aber sicher wußte jene Frau, daß der König, als er sie verließ, in seinen Tod ging; wie sie wußte, daß er nur sie geliebt hatte.

Nun überhäufte sich seine Witwe mit Vorwürfen, mit Selbstanklagen: sie allein trug an seinem Tode die Schuld! Hätte sie verstanden, liebenswürdig zu sein, liebenswert sich zu machen, hätte sie ihrem Gatten ein Kind geboren, dem Throne einen Erben geschenkt, so wäre sie gewiß eine Stütze des Thrones geworden; so hätte ihre Liebe vielleicht die Macht besessen, ihrem Gatten auch über diesen letzten großen Konflikt hinüber zu helfen . . .

Bei meines Bruders Leichenbegängnis war es, als würde des Landes letzte Hoffnung zu Grabe getragen. Alle Ideale der Volksseele legte die Nation in den stillen Mann, der mit gewaltigem weltlichen und kirchlichen Pomp in der Fürstengruft beigesetzt ward, zur Seite meines Vaters, dessen „wahrer Sohn“ jetzt die Krone trug. Ich zeigte die mächtige Selbstbeherrschung eines Souveräns und ließ nicht ahnen, daß die zügellose Trauer des Landes um den Toten mir, dem Lebenden, wie mit Peitschenhieben die Seele zerschlug. Hinter dem Sarge schritt ich. Mir zur Linken ging der, dessen Geschlecht nach mir kommen sollte; mir zur Rechten der Kronprinz unsers großen und starken Nachbarn, dessen Händen durch meines Bruders Tod die Waffe wider uns entrissen worden war. Aber auch mir hatte sein Tod, der mir eine Krone gegeben, etwas entrissen: den Sieg über meinen machtvollen Feind, der mir beschieden gewesen wäre.

Daran mußte ich denken, als erster Leidtragender hinter dem Sarge drein schreitend, durch die umflorte Hauptstadt, darüber das Gebrause des Grabgeläutes zusammenschlug wie eine Sturmflut himmlischer Trauerklänge.

Und denken mußte ich an meinen Neid gegen den Toten. Tiefer konnte mein zu einem Thron emporgehobener sittlicher Mensch nicht sinken, als es in jener Begräbnisstunde geschah: der zerschmetternde Sturz von der Klippe in den Abgrund hinab, wäre, mit jenem verglichen, ein sanftes Niedergleiten auf ein blumiges Bette gewesen.

*

Von dem Tage der Beisetzung muß ich noch berichten, daß ich an diesem zum erstenmal seit meiner Königsfahrt über den durch Eisschollen versperrten, von Lawinen umdonnerten See das wunderschöne Weib wiedersah, das mich herbeigerufen hatte.

Die Gräfin war nicht wieder an den Hof zurückgekehrt, hatte sich selbst einer schweren Dienstverletzung angeklagt, hatte um ihre sofortige Entlassung gebeten und sie noch in der nämlichen Stunde erhalten. Nun stand sie mitten unter der Menge, hart am Wege, den die beiden Monarchen, der tote und der lebende, gezogen kamen. Ich hielt mein Haupt tief gesenkt, aber als fühlte ich ihre machtvolle Gegenwart, sah ich gerade in dem Augenblick auf, wo ich im Zuge langsam vor ihr vorbeischritt. Unsre Blicke begegneten sich, begrüßten sich . . .

*

An dem Beisetzungstage verschwand die junge Dame, von der mein Bruder Abschied genommen hatte. Es wurde von ihr niemals eine Spur aufgefunden, trotzdem ich selbst eifrig suchen ließ. Sie war eine große Künstlerin gewesen und eine glückliche Frau: eines Königs einzige Liebe!

V

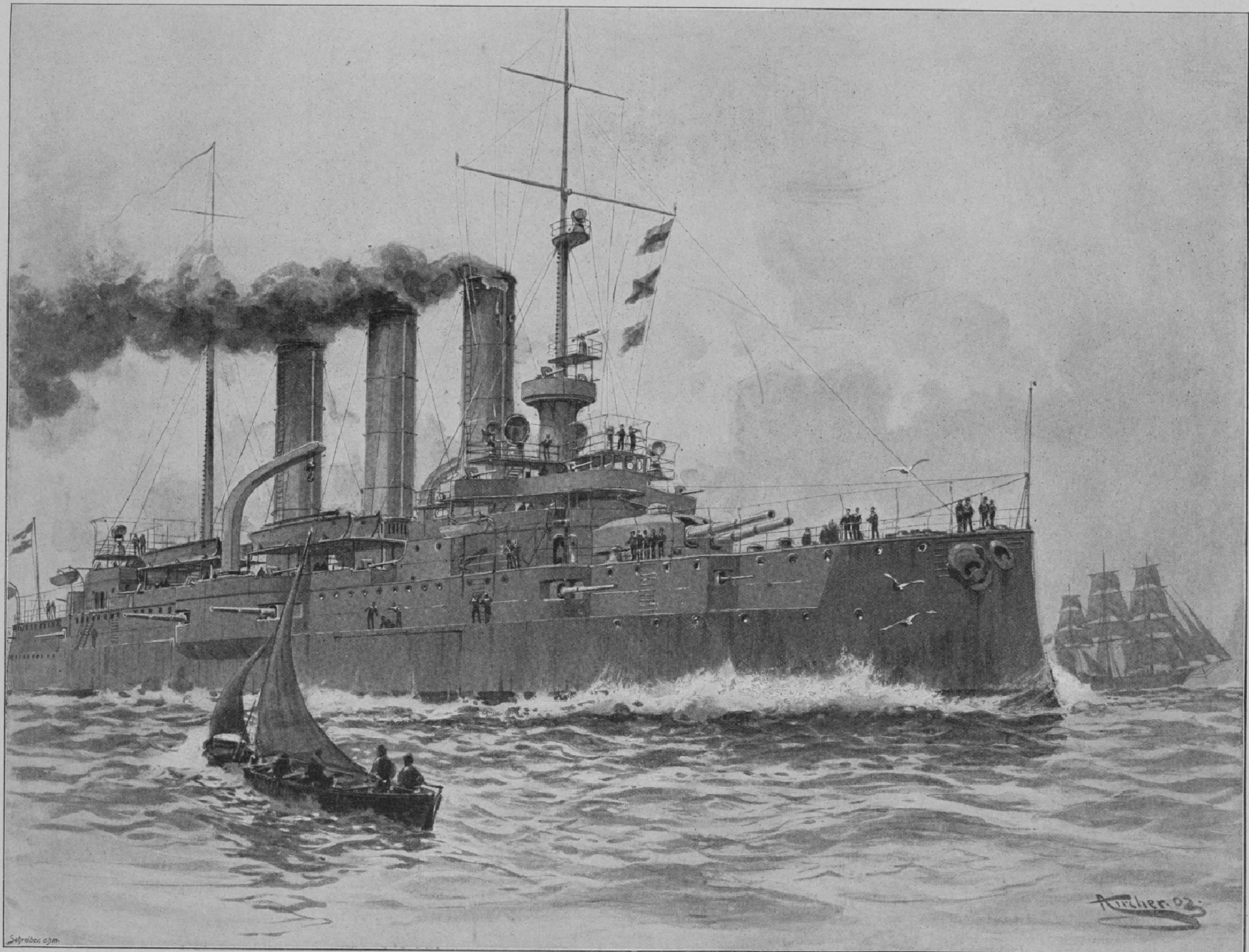
Und jetzt ist es Zeit, von einer andern ewig Verlorenen zu sprechen, von dir, Judika.

Jetzt glaube ich auch von dir, daß du eines Königs einzige Liebe warst; während des Traumes eines leuchtenden Sommertags, an dem der Mann, der dich liebte, noch jung und gut war; auch nur für einen flüchtigen Tag.

Aber du mußtest erst dein Leben für mich lassen, damit ich das erkennen konnte. Und auch dann noch nicht gleich ganz und gar erkennen. In deinem Grabe auf der hohen, hellen Waldwiese mußtest du noch lange auf die Stunde warten, die mir erst die volle Erkenntnis brachte.

Doch auch diese Stunde kam . . .

Und jetzt rede ich auf den Seiten dieses Buches, darin du dich zu Tode lasest, von dir. So redet der fromme Christ zu seinen Heiligen und Märtyrern, wie ich jetzt von dir zeugen will, du süße



Der neue österreichisch-ungarische Panzerkreuzer „Mohács"

Nach einer Zeichnung von Alex Kircher (Text S. 436)

Märtyrerin, einstmals mein liebliches, lächelndes Kind.

*

Noch einmal muß ich von der Zeit sprechen, die wir mitsammen unter Schnee und Schönheit auf der Seealp verlebten . . . Sie hatte sich daran gewöhnen müssen, daß ich, der ich die Nächte zu Tagen machte, sie selten sah, was sie in der schweigenden Erwartung ertrug, ihre Stunde würde sicher wieder kommen. Und das bald: sobald sie mir ihr Kind darbringen konnte. Das Kind würde — so hoffte sie zuversichtlich — der himmlische Strahl sein, der in mein mehr und mehr sich umdüsterndes Gemüt den Tag bringen sollte, einen Glanz, von ihr mir geschenkt. So wartete sie denn.

Als in jener Herbstnacht, in der der heftige Föhn wehte, das wunderschöne Weib durch Schrecken und Tod zu mir kam, um mich auf den Thron meiner Väter zu rufen; als der Graf mir drohte, mich gewaltsam zurückzuhalten; als meine Kreaturen ihn auf mein Geheiß gefangen hielten — da, erst in dem Augenblick meiner Abreise ging ich zu ihr, die leidend zu Bette lag, teilte ihr flüchtig die schwere Erkrankung des Königs mit und sagte ihr mit verlogener Zärtlichkeit Lebewohl.

Bei Tagesanbruch gaben meine Kreaturen den Grafen frei. Sogleich wollte er mir nach, fand jedoch sämtliche Kähne unbrauchbar gemacht und den Pfad durch die am Abend niedergegangene Lawine versperrt. So mußte er denn bleiben, in Wahrheit ein Gefangener, und das in einem Kerker, daraus es für den Augenblick kein Entrinnen gab.

Obgleich ich der Dienerschaft bei Strafe meiner Ungnade strengen Befehl gegeben hatte, alles Nähere, wie die Ankunft der Dame und das unfreiwillige Zurückbleiben meines Adjutanten, nach Möglichkeit geheim zu halten, erfuhr Judika doch, daß der Graf nicht mit mir war. Sie erschrak auf das heftigste, wollte sich von der Kammerfrau nicht zurückhalten lassen, stand aus dem Bette auf, ließ sich ankleiden und schickte nach Gebhardt, der sie, so gut es ging, zu beruhigen suchte. Er erklärte die Nachricht, des Königs Zustand sei bedenklich, für stark übertrieben und durchaus unzuverlässig; behauptete, der Prinz habe ihn lediglich aus Sorgfalt für seine leidende Gemahlin zurückgelassen, bestellte letzte zärtliche Grüße und sprach davon, Judika, sobald Bahn gemacht worden oder der See schiffbar sei, nach dem Alphof zu bringen. Auch meine tolle Bootfahrt durch die treibenden Eisschollen, auf der er mir nicht gefolgt war, schilderte er zwar als abenteuerlich, aber als durchaus gefahrlos: ich sei mit den nämlichen Schiffern fort, die die Nachricht von des Königs Erkrankung gebracht hatten, und die er als sichere Leute schilderte. Genug, es gelang ihm, Judika wenigstens ihre Angst um mich zu benehmen. Sie verlassend, traf er alle Anstalten, daß der wilde Vorgang der Nacht, die gegen ihn ausgeführte Gewaltthat und die Zerstörung der Boote verschwiegen blieben. Das gethan, begab er sich zu den Männern, die auch von der Seite der Seealp aus bereits seit Tagesanbruch an der Freilegung des verschütteten Pfades arbeiteten, selber mit Hand anlegend.

Auch des Nachts wurde bei Fackelschein gegraben und geschaufelt. Gebhard befand sich bald im Hause bei Judika, bald bei den Arbeitern. Hier hatte er beruhigende und tröstende, dort befehlende und anfeuernde Worte. Der Föhn dauerte fort, heulte um das Haus, warf auf dem See die Eisschollen durcheinander, schmolz auf dem Gebirge die Schneemassen, riß sie von den Wänden herunter.

Keine Kunde gelangte auf die Seealp: ob der kranke König besser oder schlimmer, ob des Königs Bruder noch zur rechten Zeit oder zu spät angekommen sei — ob er überhaupt hinübergekommen? Gebhardt wünschte sehnlichst das letztere. Er weilte bei Judika und wünschte es doch; er dachte ihrer, wenn er nicht bei ihr war, und wünschte es doch: Nein — überhaupt nicht hinüber!

Auch an das Land dachte er bei diesem heißen Wunsche, der in seiner Seele zu einem glühenden Gebete ward. Aber mehr als des Landes gedachte er Judikas.

Er hat es mir später selber gesagt.

*

Bereits am ersten Tage scheint mein armes Kind auf meinem Schreibtische die unverschlossene Kassette gefunden, das Buch heimlich heraus und mit sich genommen zu haben: der treue Wächter, den ich bei ihr zurückließ, hatte sie davor nicht bewahrt!

Ob sie in dem Buche sogleich las? . . . Ihrem Wesen konnte ihre Umgebung auch später nicht anmerken, daß sie aus dem Buche ihr Todesurteil empfangen: von dem Manne ihrer Liebe, von dem Vater ihres Kindes. Als sie den Leuten, die in ihren letzten Tagen um sie waren, so seltsam freudig, so leuchtend heiter erschien, hatte sie ihren Todesentschluß bereits gefaßt, hatte sie bereits ausgekämpft, ausgelitten. Das Irdische war von ihr abgefallen, daß sie, noch unter den Lebenden weilend, bereits einer Vollendeten, einer Verklärten glich.

Erst am dritten Tage wurde die mächtige Schneemauer niedergelegt. Man hatte den Leuten auf der Seealp von der andern Seite nicht zu Hilfe kommen können, weil auf dem Pfade noch mehr Lawinen zu durchbrechen waren und das Eistreiben auf dem See bei dem rasenden Südwind jeden Versuch, meine tollkühne Kahnfahrt zu wiederholen, unmöglich gemacht hatte.

Jetzt erfuhr es die von der Welt abgeschieden Gewesene:

Der König war tot — es lebte der König.

*

Gebhardt teilte es Judika mit.

Sie hörte ihn stumm an, reichte ihm darauf die Hand, bat ihn, sie allein zu lassen, „nur etwas.“

Sehr bald ließ sie ihn rufen, schien tief ergriffen zu sein, fragte angstvoll, ob der Himmel, der mir mein hohes Amt gegeben, mir dafür wohl auch die nötige Kraft verleihen würde?

Gebhardt erwiderte: „Das wird der Himmel gewiß.“

„Dann müssen wir also nicht mehr um ihn bangen?“

„Unsre Sorge dürfte sich als stark übertrieben erwiesen haben,“ log der treue Freund weiter.

„Er wird stark und gut regieren?“

„Das ist sehr zu hoffen.“

„Ich weiß, er wird glücklich sein, was er ja nur kann, wenn er glücklich macht. Ein ganzes Volk glücklich zu machen . . . Denken Sie doch: ein ganzes Volk!“

„Es ist das Höchste auf Erden. Es ist wie ein Stück Gottheit, das einem Menschen verliehen wurde.“

„So wird es auch der König empfinden.“

„Sie kennen ihn ja auch, lieben ihn ja auch.“

Und sie lächelte ihm zu. Dann verlangte sie von ihm: „Sie werden sich doch noch heute zu ihm begeben?“

„Der König bedarf meiner Dienste nicht mehr.“

„Er bedarf Ihrer Freundschaft erst recht.“

„Ich muß leider meinen Abschied einreichen.“

„Sie wollen ihn verlassen?“

„Glauben Sie mir, ich muß.“

„Sie könnten das wollen?!“

„Machen Sie mir meinen Entschluß nicht noch schwerer. Er wird mir ohnedies schwer genug.“

Sie bat: „Bleiben Sie bei ihm.“

„Ich kann nicht.“

„Ich bitte Sie inständigst, bei ihm zu bleiben.“

„Der König würde es selbst nicht wünschen.“

„Er sollte nicht wünschen, seinen treuesten Freund bei sich zu behalten?“

Sie war so voller Schmerz, sie bat ihn so beweglich, daß er nicht anders konnte, als ihr zu versprechen: „Wenn der König meiner ferneren Dienste bedürfen sollte, werde ich bleiben.“ Im Herzen fügte er hinzu: ‚er wird ihrer nicht bedürfen. Und wenn auch. Aber belügen muß ich sie.‘ Er belog sie also und mußte ihren Dank ertragen. Darauf schien sie ruhiger zu werden. Von sich selbst sprach sie kein Wort.

Das alles hat Gebhardt mir später, viel später gesagt.

*

Er reichte dann von der Seealp aus seinen Abschied ein, seinem „unterthänige“ Gesuche beifügend: Majestät mögen die Gnade haben, ihn so lange im Dienst zu belassen, bis er die „Frau Gräfin“ zu ihrer mütterlichen Verwandten gebracht, was wegen des noch immer gefahrvollen Weges erst im Verlauf einer Woche geschehen könnte.

In einem Handschreiben bewilligte ich des Grafen Gesuch, gewährte ihm seine Bitte, überschüttete ihn mit Dank und Auszeichnungen für geleistete treue Dienste. Letztere wies er zurück. Auch hat er mich mit keinem Worte zu meiner Erhöhung beglückwünscht.

(Fortsetzung folgt)

Fürstenehen

Während in verschiedenen außerdeutschen Staaten für die Ehen fürstlicher Personen die gleichen Vorschriften gelten wie für die Ehen bürgerlicher, giebt es in Deutschland für erstere ein Sonderrecht, das in einem zum Teil recht schroffen Gegensatz zu dem allgemeinen Recht steht und Anschauungen verkörpert, die von dem modernen Rechtsbewußtsein nicht mehr anerkannt werden. Es ist sehr bemerkenswert, daß dieses Sonderrecht, das in überwiegendem Maße auf Traditionen und Uebung (Observanz) beruht, seine Existenz durch alle politischen und wirtschaftlichen Stürme hindurch zu erhalten vermocht hat und heute noch den gleichen Standpunkt vertritt wie in den Zeiten des alten Reichs. Zunächst ist der Kreis der Personen, mit denen fürstliche Männer oder Frauen eine vollgültige Ehe eingehen können, dadurch ein engbegrenzter, daß nur die Ehen zwischen Ebenbürtigen als vollwirksam anerkannt werden. Die Ebenbürtigkeit steht aber nur den Familien des hohen Adels zu, also einmal den regierenden Familien und sodann den vormals regierenden, die durch die politische Entwicklung die Souveränität verloren haben, endlich aber den sogenannten Reichs-Unmittelbaren, die infolge der Auflösung des alten Reichs zu Unterthanen, wenn auch zu bevorrechtigten, wurden.

Eine Ehe zwischen Personen, denen die Ebenbürtigkeit nicht beiderseits zusteht, gilt als Mißheirat im Sinne des Privatfürstenrechts, die Kinder aus einer solchen Ehe sind nicht thronfolgeberechtigt. Auch für die Eingehung einer fürstlichen Ehe gilt teilweise besonderes Recht; insbesondere ist die Eheschließung durch Stellvertreter hierbei auch heute noch zulässig.

Die Ehegerichtsbarkeit steht bei fürstlichen Ehen nicht den ordentlichen Gerichten zu, sondern besonderen Gerichten, über deren Zusammensetzung die Hausgesetze der fürstlichen Familien zum Teil nähere Bestimmungen enthalten. Mehrfach ist auch die Ausübung dieser Gerichtsbarkeit dem Chef des Fürstenhauses überlassen, der mit der Entscheidung im Einzelfalle eine bestimmte richterliche Behörde betrauen kann. Die Regelung des Verfahrens bei der Behandlung von Ehestreitigkeiten ist gleichfalls Sache des Chefs des Fürstenhauses, der dabei nach Gutdünken verfährt und sich um die Vorschriften der geltenden Prozeßgesetzgebung nicht zu kümmern hat. Rechtsmittel und Rechtsbeschwerden sind in diesem Verfahren zumeist ausgeschlossen, so daß mit der Entscheidung des Sondergerichts die Sache ihre endgültige Erledigung gefunden hat, sofern nicht der Chef des Hauses sich die Bestätigung des Urteils vorbehält.

Für die Ehen der fürstlichen Familien gilt auch vielfach in Ansehung der vermögensrechtlichen Verhältnisse der Ehegatten besonderes Recht. Die modernen Rechtsgedanken, denen die jüngste Gesetzgebung Anerkennung verschafft hat, sind in dem Eherecht der fürstlichen Familien nicht anerkannt, wie überhaupt das ganze Privatfürstenrecht von dem Wellenschlag der modernen Rechtsentwicklung ziemlich unberührt geblieben ist. Es zeigt sich dies auch in Ansehung des rechtlichen Verhältnisses zwischen Kindern und Eltern.

Schon zu den Zeiten des alten Reichs galt das Eherecht der fürstlichen Häuser als ein dunkles Labyrinth, in dessen Irr- und Winkelgängen sich nur diejenigen Rechtsgelehrten auskannten, die sich diesem Sondergebiet ausschließlich widmeten. Es mutet uns heute etwas sonderbar an, wenn wir in den Bibliotheken die zumeist in Schweinsleder gebundenen Folianten zur Hand nehmen, in denen auf vielen Hunderten von Seiten Männer wie die beiden Moser die sämtlichen Detailfragen des fürstlichen Eherechts unter Aufwendung eines außerordentlichen Scharfsinnes behandelten und zu lösen

versuchten; noch seltsamer mutet es uns allerdings an, wenn wir hören, daß die dickleibigen Bücher dieser längst verstorbenen Rechtskundigen für die fürstlichen Ehen noch heute maßgebend sind.

Das alte Reich ist seit mehr denn einem Jahrhundert verschwunden, ein neues, kraftvoll entwickeltes Reich ist an seine Stelle getreten, das sich ein den heutigen Bedürfnissen entsprechendes Recht gegeben hat, aber das fürstliche Eherecht hat den Untergang des alten Reichs siegreich überstanden und ist auch durch die neueste Gesetzgebung nicht berührt worden. Der Rechtszustand, der insoweit besteht, ist infolgedessen heute noch ebenso unklar wie zu den Zeiten, in denen die Reichsstände sich dagegen verwahrten, daß der Kaiser Personen und Geschlechter als ebenbürtig betrachte, denen ihrer Auffassung nach diese Eigenschaft nicht zukam. Diejenigen Fürstengeschlechter, die ein vollständiges und zu Zweifeln keinen Raum lassendes Hausgesetz besitzen, bilden die Minderheit; das Hausrecht der meisten dagegen beruht auf der Observanz und der Tradition, die nicht immer leicht festzustellen ist.

Das neue Bürgerliche Gesetzbuch hat dieses Sonderrecht der fürstlichen Familien aufrecht erhalten; seine Bestimmungen sollen auf die fürstlichen Familien nur insoweit Anwendung finden, als nicht die Hausgesetze oder Verfassungen abweichende Vorschriften enthalten. Ob auch die Observanz der Fürstenhäuser dem Bürgerlichen Gesetzbuche vorgehen soll, ist nicht in zweifelfreier Weise zum Ausdruck gekommen, und daher bildet diese Frage einen neuen Streitpunkt, der den Juristen gegebenen Falles viel Kopfzerbrechen verursacht.

Die Interessen, um die es sich bei diesen Streitfragen des Privatfürstenrechts handelt, sind in jedem Einzelfalle von außerordentlicher Tragweite. Nicht nur familiäre und finanzielle Fragen stehen dabei auf dem Spiele, sondern vor allem staatliche Interessen, und daraus erklärt es sich auch, daß nicht selten die juristische Frage zu einer politischen wird, die die ganze Bevölkerung angeht und bei deren Beantwortung dann auch die politischen Parteistellungen eine gewisse Rolle spielen.

Das Eherecht der fürstlichen Häuser Deutschlands ist nicht zu verstehen, wenn man nicht auf die politische Geschichte Deutschlands Rücksicht nimmt, und hierauf dürfte es wohl mit in erster Linie beruhen, daß der Ausländer dieser eigentümlichen Sonderrechtsbildung vielfach ohne jedes Verständnis gegenübersteht. Es ist nicht anzunehmen, daß dieses, einen streng aristokratischen Charakter tragende Recht in absehbarer Zeit nennenswerte Modifikationen erleiden wird, vielmehr muß mit der größten Sicherheit darauf gerechnet werden, daß auch in den kommenden Menschenaltern die Ehen fürstlicher Personen in Deutschland unter der Herrschaft eines Rechtes stehen, das mit dem für die übrigen Stände und Klassen geltenden Recht keine gemeinsamen Berührungspunkte aufweist.

Ludwig Fuld

Mein Lied

Wenn ich aus tiefster Seele singe,
Mich lockt nicht eitlen Ruhmes Glanz,
Mich lockt es nicht, daß ich erringe
Der Nachwelt welken Lorbeerkranz.

Ich mag den Namen nicht vererben
Der Zukunft blindem Zufallsspiel:
Er mag dereinstens mit mir sterben,
Wenn ich erreicht mein letztes Ziel.

Doch wenn von meinen Liedern allen
Nur eines wär' von Gott geweiht,
In meinem Volke nachzuhallen, —
O selige Unsterblichkeit!

Vielleicht, daß es die Mutter sänge,
Ihr Kind im Arm, mit leisem Mund,
Daß es zum Takt der Sense klänge
Im Abendlicht vom Wiesengrund.

Und wenn der Mann zur Hütte kehrte,
Der Knab', wenn er vom Hause schied,
Der Greis es seinen Enkel lehrte, —
In aller Herzen wär' mein Lied!

Und käm' es dann zu meinem Grabe
Mit leisem Klang dahergeweht, —
Ach, was ich auch gelitten habe,
Ich hätte nicht umsonst gelebt.

Aug. H. Plinke

Die Bocche di Cattaro

Von

S. Poschinger

(Phot. Aufnahmen von Franz Laforest in Cattaro)

Eine Flut von Licht aus unendlich tiefer Bläue, eine langgezogene, stille Bucht, eingeschnitten in grauweiße Bergriesen, ein grüner Ufersaum mit einem Gewirr von Myrten und Epheu, Oliven und Feigen, Rosen und Granaten, Lorbeer, Kaktus und Aloë, hie und da ein längst vergessener Ort mit grauem zerfallenden Gemäuer, malerisch übersponnenen Glockentürmen, einsamen Kirchen, verlassenen Palästen — und hie und da in weißen Häuschen frisches Leben: Hafengetriebe, bunte Farbenpracht der Gewänder. Ueber allem der Zauber des Südens, der Duft von tausend und abertausend Blumen und Blüten und Sträuchern. Unendliche Melancholie und zugleich üppigstes, ungebändigtes Leben. Tod, Vergangenheit auf Schritt und Tritt — und daneben ewig erstrahlende Jugend. Tiefste Schwermut und Knospen, Blühen, Reifen überall — das ist die Bocche di Cattaro.



Perasto mit den Dörfern Stolivo

Parallel mit Italien zieht sich an der Ostküste der Adria der schmale Landstrich Dalmatiens hin, so wenig entfernt von dem herrlichen Lande unsterblicher Kunst, daß man an ganz hellen Tagen von Dalmatiens schroffen Höhen über die Bläue des Meeres den Strand Italiens leuchten sieht. So nahe dem Lande, das alljährlich von Kunstdürstenden überschwemmt wird — selber an Kunst, Geschichte und Schönheit überreich und doch in Vergessenheit geraten. Die bis vor kurzem recht schlechten Verkehrsverhältnisse, die ungenügende Unterkunft, die Unmöglichkeit, die Bocche von der Landseite aus zu erreichen, mögen die Ursachen der heutigen Vergessenheit sein. Den Verfall verschuldete die Dampfmaschine, die die segenbeladenen Kauffahrteischiffe der einst so reichen Bocchesen überflügelte.

Von Ragusa erreicht man die Bocche, die fast auf demselben Breitegrad wie Rom liegt, in zwei Stunden. Bei der Landzunge Punta d'Ostro verläßt das Schiff das offene Meer und biegt an der kleinen Insel Mamola vorbei in die Bucht. Durch den hier meist hochgehenden Wellenschlag steuert es direkt auf Castelnuovo zu, das, freundlich in Grün gebettet, auf einer Höhe liegt, im Hintergrunde gekrönt von den ersten Bergen der Krivoscie, dem finsteren, sich meist in Nebel hüllenden Radostcak und andern.

Castelnuovo wird malerisch beherrscht von den Trümmern der Forts, die einst die Türken hier erbauten, Fort di Mare und Fort Spagnuola: mächtige Quaderbauten, die teils durch Erdbeben, teils durch Belagerung zerstört, geborsten und von Grün überwuchert sind, aber noch heute imposant wirken.

Die Bucht rahmen nördlich von Castelnuovo die Orte Topla und Igalo ein, südostwärts liegt das altehrwürdige griechische Kloster Savina, umringt von hohen Cypressen, von fruchtbeladenen Orangenbäumen. Man kann dies Kloster, die Sommerresidenz des griechisch-katholischen Bischofs von Cattaro, auch auf einem auf der Höhe durch einen Hain führenden Weg mit herrlichem Ausblick erreichen.

Weit blickt man hier hinaus ins pfauenblau gefärbte Meer und hinein ins Land, zu den schwarzen Bergen Montenegros, die gewaltig mit ihrem höchsten Berge, dem Lovcen, über Cattaro aufsteigen. Eine schneidend weiße Linie in scharfem Zickzack ist ihnen deutlich sichtbar eingeschnitten — die Serpentinen, die nach Cettinje führen.

Meligne, Kombur stoßen an Savina; das gegenüberliegende Ufer bilden sanfte, von Myrtengebüsch überwucherte Hügelketten mit dem kleinen Orte Porte Rose.

Die Bucht erweitert sich nun gegen Süden zu einem weiten Becken, und drüben am Rande blitzen die weißen Häuschen von Teodo; daneben im grauen Hintergrunde auf kleiner Insel das Kloster Otok. Die sonst so stille Bucht von Teodo wird alljährlich ein- oder zweimal durch eine stattliche Reihe österreichischer Kriegsschiffe belebt. Dann liegen die mächtigen, prächtig blitzenden Kolosse schwerfällig da, und zwischen ihnen eröffnen Tender, Barkassen und Barken ein gar geschäftiges Leben.

Im weiteren verengt sich die Bucht immer mehr, und zuletzt treten die Berge ganz nahe zusammen und gestatten nur einen schmalen Durchweg, die sogenannten Catene (Ketten). Der Name rührt daher, daß diese Stelle in früheren Zeiten gegen feindliche Eindringlinge durch ausgespannte Ketten abgesperrt wurde.

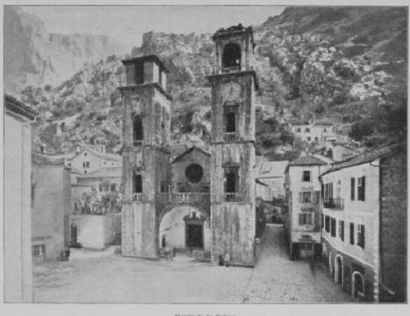
Noch haben wir die Catene nicht verlassen, und schon eröffnet sich ein andres Bild von unbeschreiblicher Schönheit, ein Punkt, der sich den gepriesensten Naturschönheiten Europas getrost an die Seite stellen kann.

Zu der imposanten Höhe von circa 1000 Metern erhebt sich gerade vor uns der steil aufsteigende Monte Casson; sein graues Weiß hebt sich markant vom blauen Himmel ab. Weißgrau ist er vom Gipfel bis fast zum Fuße, aber da, wo ihn die Fluten kosend berühren, baut sich terrassenförmig der kleine, jetzt fast gänzlich verödete, einst bedeutende Ort Perasto auf. Leere Paläste und Kirchen, ein verfallener Bischofssitz, ein prächtiger, unvollendeter Dom, auf dem Platze die Säule mit dem Markuslöwen weisen auf eine glänzende Vergangenheit hin; die hohen Mauern auf der Seeseite rufen die Erinnerung an die feindlichen Angriffe zurück, denen dieser Ort beständig ausgesetzt war. Wenn man heute Perasto betritt, wiederhallen Wort und Schritt unheimlich in den verödeten Gassen. Und ringsum und darüber, wie um mit seiner ewigen Jugend die Vergänglichkeit liebevoll zu bedecken, ein dichtes Gewebe von glühenden, brennenden Granatblüten, Rosen, Oleandern. Wie sich das vom grauen Gestein abhebt!

Vor Perasto liegen zwei kleine Inselchen. Die eine, Sta. Madonna di Scarpello, ein Juwel an

Kunstschätzen, die niemand zu schauen begehrt, leuchtet mit dem seltsamen Grün der Kuppeln weit hinein in die Buchten, die sich zu beiden Seiten öffnen, links die von Risano, rechts von Cattaro.

Der Eildampfer berührt die Bucht von Risano leider nicht. Blaugrün scheint das Wasser hier, amphitheatralisch wird es durch den mächtigen Gebirgszug der Berge der Krivoscie abgeschlossen. Als wahre Trutzburgen erscheinen sie, als unheimlich finstere Vorposten des Landes der unendlichen Oede, der Steinwüsten, das sich hinter ihnen birgt. Das Auge eilt schnell zurück zum Leben, zum grünen Ufersaum mit den Häuschen von Risano. Barken aus Italien, aus Albanien, Dampfer zum Verladen der nach England gehenden



Domkirche in Cattaro

Schafe liegen im Hafen. Im Hintergrunde Trümmer einer römischen Wasserleitung, auf einer Anhöhe die Reste einer Burg.

Der größere Teil Risanos liegt drunten im Meere, von einem Erdbeben hineingebettet. Erdbeben sind ein hier oft wiederkehrender Feind, wie überhaupt die Natur immer mit elementarer Gewalt auftritt, der Regen als Wolkenbruch, der Wind als Orkan — immer Dissonanzen, deren mächtige Accorde sich an den hohen Steinwänden im hundertfachem Echo brechen, um sich zum Schlusse wieder in sinnbestrickenden Frieden aufzulösen.

Neben Risano gewahrt man in einer Felswand eine Höhle, aus der sich bei Regen ein brausender Wasserfall ergießt, um nach dem Regen ebenso plötzlich wieder zu

verschwinden. Morinje links im Winkel, rechts auf dem Vorsprung ein unbenutztes Spital und das alte Kloster Bagna.

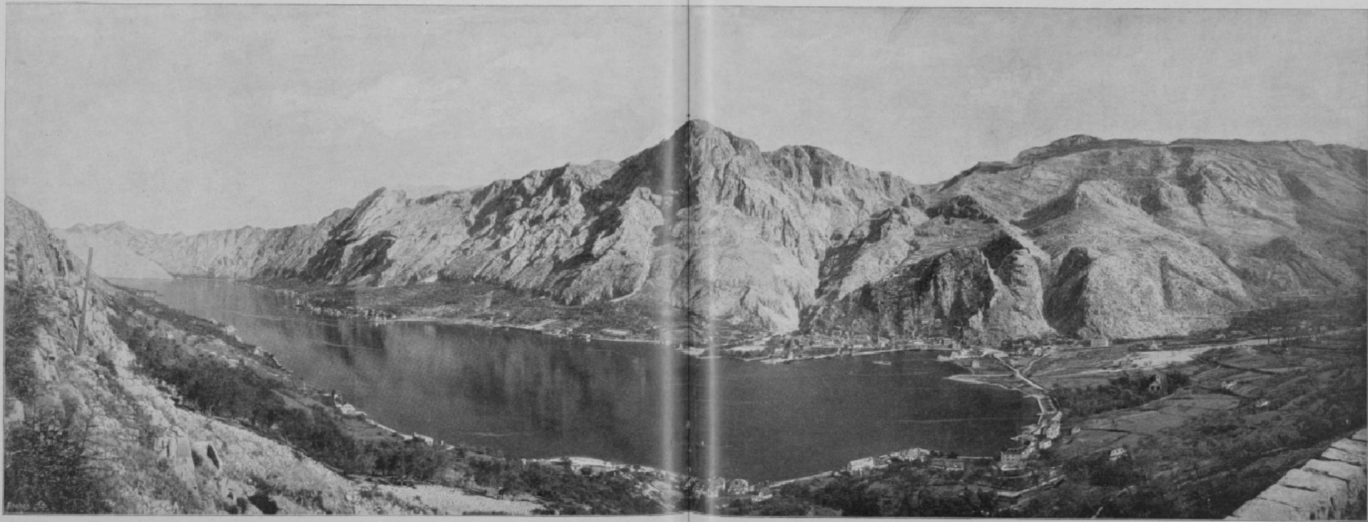
Bei der zweiten kleinen Insel vor Perasto und ihrem vergessenen Kirchlein fährt der Dampfer vorbei in die Bucht von Cattaro. Rechts liegen, von Kastanienbäumen überschattet, die Dörfer Stolivo und Stolivo superiore. Drüben am Uferrand in weitem Bogen, von hohen Bergen beschattet, Orahovac und das über eine Stunde sich hinziehende Dobrota — alles eine lange Linie. Es sind fast durchweg verlassene, zerfallende Bauten. Weiter rechts Perzagno, von einer stilvollen, unausgebauten Kirche beherrscht, Glavati, Mula, links auf hoher Terrasse San Mateo und endlich, das Ende der Bucht bildend, Cattaro.



Partie oberhalb von Risano gegen die Catena

Cattaro ist mit seinen grauen Häusern, umgeben von hohen Festungsmauern, so eins mit dem dahinter aufragenden Fels, daß man es beim Näherkommen kaum entdeckt; erst nach und nach lösen sich die Türme, die Mauern, die Dächer vom grauen Hintergrund.

Eine Stadt von über 3000 Einwohnern ist Cattaro mit seinem Gewirr von engen, nicht befahrbaren Gassen mit seinen hohen, düsteren Häusern, auf einem winzigen Flächenraum erbaut. Bemerkenswert ist der Dom, im 12. Jahrhundert erbaut, mit unvollendeten Türmen; die griechische Kirche, die sich ebenfalls eines hohen Alters rühmte, ist bedauerlicherweise vor einigen Jahren einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen. Hier und da ein malerischer



Gesamtansicht der Bocche di Cattaro

Winkel, ein gotischer Bogen, eine Weinterrasse; hübsch ist das ganz mit wildem Wein überwachsene Festungsthor. In den eigentümlich gebauten Läden fallen manchmal auf Tischen sitzende Montenegriner auf, die mit kunstfertiger Hand die Bestandteile der kostbaren Nationalgewänder verfertigen und verzieren. Feinstes Tuch in schönen, gesättigten Farben, wundervolle Muster der reichen Goldstickerei gleiten durch ihre fleißigen Hände.

Das bunteste Bild bietet die Riva vor den Thoren. An Markttagen tummelt sich hier eine bunte Menge malerischer Gestalten. Die Montenegriner und Krivoscianer in ihren eigenartigen, schönen Kostümen, das goldgestickte Käppchen auf dem Rabenhaar; der Türke mit Fes und weiten, blauen Hosen; die Hünenfigur des Albanesen in weißem, schwarz ausgenähtem, enganliegendem Gewand aus Ziegenhaar, — in ihrer ursprünglichen Wildheit alles Bilder männlicher Schönheit. Dann die Bewohner der Bocche, Kroaten, Serben, Italiener, schwarzäugige, kraushaarige Frauen mit kühnem Blick; frühreife, wohlfrisierte, geschminkte Backfische, und mit klingenden Sporen und rasselndem Säbel die sehr zahlreich vertretenen Söhne des Mars. Sie alle schieben, lachen, feilschen, gestikulieren, promenieren, drängen vorbei an den armen, elend aussehenden Weibern der Berge, die auf dem Boden kauernd ihre ärmliche Ware feilbieten: Eier, Hühner, Käse, ein Häuflein Holz; an den Fischbuden vorüber mit ihren ungezählten Mengen von Sardellen, Barboni, den geschätzten Sfolgien, Thunfischen, unter die sich manchmal die seltenen Exemplare der Seetauben oder Muränen mischen. Hier locken die feinerem Geschmack entsprechenden Gemüse und Früchte aus Italien, Berge von Zucker- und Wassermelonen, Feigen, köstlichen Trauben — je nach der Jahreszeit. Dort schreit ein alter Mann seine Ware aus: Korallen, Seeigel, Seesterne, eine Riesenschildkröte. Ein Weib handelt mit Antiquitäten, die von den Fremden gerne gekauft werden und die ein beredtes Zeugnis des einstigen Glanzes bilden: fein gestickte Tücher, Teppiche, kunstvoll eingelegte Gewehre, seltene Schmuckstücke.

Zahlreich liegen die Weinbarken aus Italien vor Anker, daneben die vielen Fischerbarken und ein oder zwei große Dampfer.



Kloster Savina

An Sommerabenden, wenn man der unerträglichen Hitze, die die Mauern der Stadt zurückstrahlen, entflieht — die Sonne strahlt oft monatelang ohne Unterbrechung vom wolkenlosen Himmel — promeniert die Bewohnerschaft Cattaros auf der Riva oder erfrischt sich in dem hübschen Caféhausgarten an Granita und Gelato bei den Klängen der Militärmusik. Von der Landzunge aus, auf deren Spitze ein Denkmal für den Fürsten Danilo I. von Montenegro steht, der hier seinen Tod fand, erfreut man sich des Meerleuchtens — des Silberstreifens, den jedes streichende Ruder, jedes schwimmende Fischlein hervorruft, und bewundert den südlichen Himmel, dessen Sternenpracht greifbar nahe erscheint.

Cattaro sieht, wie die ganze Bocche, auf eine ungemein bewegte, mit blutigem Griffel geschriebene Geschichte zurück. Die Ascrivenser setzten sich zuerst hier fest, dann die Illyrier. Roms Herrschaft, unter der sich Dalmatien blühend entwickelte, währte gegen 500 Jahre, dann eroberten oder zerstörten der Reihe nach Bosnier, Byzantiner, Kroaten und Serben, Sarazenen und Bulgaren die Bocche. Königreiche wurden gegründet und vernichtet. Eine Zeitlang wechselte die Herrschaft zwischen Serbien und Byzanz, die Tataren verwüsteten mit ausgesuchter Barbarei die Landschaften, Venedig, Ungarn, Genua und Bosnien stritten sich darum. Eine verhältnismäßige Ruhepause gewährte die $3^{1}/_{2}$ Jahrhundert währende Herrschaft des Markuslöwen, obgleich die Türken das Land fortwährend bedrohten und Castelnuovo, diesen für ihre Seeräubereien so wichtigen Stützpunkt, durch anderthalb Jahrhunderte behaupteten. Erst 1687 wurden die Muselmanen von den Venezianern endgültig vertrieben, und heute noch feiert ein Tag in Castelnuovo diese Stunde der Befreiung. Napoleon I. machte auch hier der venezianischen Herrschaft ein Ende und besetzte, nicht ohne heiße Kämpfe, das Land. Seit 1814 befindet es sich unter Oesterreichs Doppeladler.

Ein reger Fremdenverkehr ist vorläufig ein Hauptwunsch der Bocchesen, und wahrlich, keiner, der ihre Heimat aufsucht, wird es bereuen. Man



Partie von Castelnuovo

muß sie gesehen haben, diese kahlen, mächtigen Berge, auf deren Höhen alle Schrecken wohnen und die naturgemäß ein wildes, räuberisches Bergvolk zeitigten, — man muß in dem Streifen üppigsten Wachstums unten am Rande gelebt haben; man muß die Bocche geschaut haben im Sonnenglanze, in der Pracht ihrer Blüten und in der Stunde der Angst, da das entfesselte Element mit rasender Gewalt über sie hinfährt. Man muß das blaue Wasser mit den stillgleitenden Segeln und den darüberhuschenden Möwen geschaut, die blühende Rose um die zerfallenden Fenster haben ranken sehen, man muß sich an dem Dufte, der die ganze Luft erfüllt, berauscht haben, um zu verstehen, daß man dich nimmer vergessen kann, du herrliche Bocche, daß dein Zauber ewig seine Netze spinnt!

Moderne Operationsräume

Von

Dr. A. Blumenthal

Frei von Keimen, die den Ablauf der Wundheilung stören, Krankheiten erregen können, aseptisch muß alles sein, was mit einer Wunde in Berührung kommt — das ist der große Grundsatz, der alles chirurgische Handeln durchdringt. Wo seinen Anforderungen Genüge geschehen konnte oder kann, da ist eine Antisepsis — eine Bekämpfung und Abtötung der in die Wunde eingedrungenen Keime durch chemische keimtötende Mittel — überflüssig. Daraus ergiebt sich, wie viel wichtiger bei Operationen die Asepsis ist, wie viel weiter hierbei das Ziel gesteckt ist, wie viel sicherer durch sie ein ärztliches Eingreifen geschützt und der Erfolg gesichert wird.

Nach der geschichtlichen Entwicklung kam allerdings die Antisepsis zuerst, denn der gewaltige Umschwung in der Chirurgie, der immer ein hervorragendes Merkmal für das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts bleiben wird, wurde durch die Antisepsis geschaffen, deren Einführung sich allezeit an den Namen Joseph Lister knüpft. Ist auch eigentlich der erste Grundstein zur Lehre der Antisepsis von J. P. Semmelweis gelegt worden, der schon in den vierziger Jahren ihre Grundlehren aussprach, so fanden sie doch in weiteren Kreisen keine Beachtung.

Für die Chirurgen gab Lister in den sechziger Jahren den Anstoß zur großen Umwälzung, der, auf den Pasteurschen Untersuchungen fußend, eine komplizierte Wundbehandlungsmethode erfand, bei der die Vernichtung der Keime durch desinfizierende Flüssigkeiten und Dämpfe, Schutz der Wunde durch desinfizierte Verbandstoffe und durch Drainage erfolgte. Eine überraschende Besserung der sanitären Verhältnisse, besonders in den chirurgischen Hospitälern, folgte der Anwendung der Listerschen Lehren und trat wohl am meisten in Deutschland zu Tage. Wenn auch mancher, namentlich in Bezug auf die Entstehung der Wundkrankheiten, sich noch nicht ganz zur neuen Lehre bekehrte, so hinderte dies doch nicht, daß diese überall siegreich vordrang. Nun kam 1878 Robert Koch mit seinen bakteriologischen Untersuchungen. Jetzt lernte man die Erreger der Wundkrankheiten von den meist harmlosen Luftkeimen unterscheiden, und man wies nach, daß sie meist durch Hände, Instrumente, Verbandzeug u. dergl. in die Wunde gebracht wurden. Dagegen richtete sich sogleich die Hauptarbeit, und mit Hilfe der Bakteriologie hatten die Aerzte nun die Mittel zum aseptischen Vorgehen.

Wenn unter dem Einfluß der Asepsis großartige, nicht geahnte Erfolge erreicht wurden, so ist dadurch kein selbstbewußtes Behagen entstanden, daß man so großartig weit gekommen ist. Vielmehr wird in ernster Arbeit immer Neues versucht, das Alte geprüft und korrigiert. Man sucht alles einfacher zu machen, da man nicht überall den großen Apparat eines Hospitals zur Verfügung haben kann.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob nicht exklusive oder wenigstens bevorzugte Behandlung in Privatwohnungen vorteilhafter sei als die in besonderen Heilanstalten. In den ärmeren Volksschichten wird man stets auf solche Anstalten angewiesen sein, bei wohlhabenden Personen lassen sich manche Eingriffe in der Privatpraxis durchführen, aber keineswegs alle und manchmal nur auf sehr umständliche Weise. Bei manchen Kranken ist der Zustand derart, daß ein Erfolg nur bei steter Aufsicht des Arztes, bei geschultem Wartepersonal und bei Vorhandensein des ganzen Hilfsapparats einer Klinik möglich ist. Eine künstliche Desinfektion von Privaträumen ist nur sehr schwer, oft gar nicht denkbar; die Räume selbst eignen sich nicht immer für Krankenaufenthalt, da die Umgebung und der Haushalt störend wirken. Endlich giebt es unter unsern sozialen Zuständen Leute genug, die, obwohl bemittelt, aus Mangel eigner Familie bei ernsteren Erkrankungen ein Hospital aufsuchen müssen. Demnach ist es heute für den Reichen wie für den Armen nötig und zweckmäßig, eine Behandlung im Hospital der Behandlung zu Hause vorzuziehen.

Freilich muß man verlangen, daß die Klinik dem Kranken entschiedene Vorteile vor der Privatwohnung verschaffe, abgesehen von dem Arzt, dem Wartepersonal u. s. w. Und dies ist heute möglich bei einem Bau, der ausschließlich zu einem bestimmten Zweck errichtet wird. Das Ganze ist eine Geldsache, und das pekuniäre Interesse ist in diesem Falle wohl identisch mit dem gesundheitlichen. Mit den alten, schlecht eingerichteten Krankenhäusern hat man ja, wie durch Zahlen klar nachgewiesen werden kann, eine schlechte gesundheitliche und auch finanzielle Spekulation gemacht.

In den alten Spitälern waren die Wundkrankheiten so zahlreich, daß schließlich die Privatbehandlung, weil besser, vorgezogen wurde. Operierte bekamen mitunter accidentelle Leiden und erforderten eine lange kostspielige Pflege. Bemittelte Kranke, die recht gern in einem gut eingerichteten Hospital Aufnahme suchen und damit einen Teil der Unterhaltungskosten tragen, blieben aus. Die Besserung und den Umschwung dieser Verhältnisse danken wir nun Listers Lehren.

Alle diese Gesichtspunkte sind bei der Errichtung eines chirurgischen Hospitals zu berücksichtigen. Für den Ausbau eines Gebäudes, das nur für operative Zwecke dienen soll, sind demnach folgende Grundsätze heute maßgebend:

Alles Material, das durch seine Veränderlichkeit, durch Risse und Sprünge so leicht geeignete Nährböden für Krankheitsstoffe und Keime giebt, ist nicht zu verwenden. Ebensowenig dürfen scharfe Ecken vorhanden sein, weder an den Böden, Wänden und Decken, noch an Fenstern, Thürnischen, da der hier angesammelte Staub sich immer nur mit größter Mühe entfernen läßt. Es gilt dies gleich den folgenden Bemerkungen namentlich für den Operationssaal selbst.

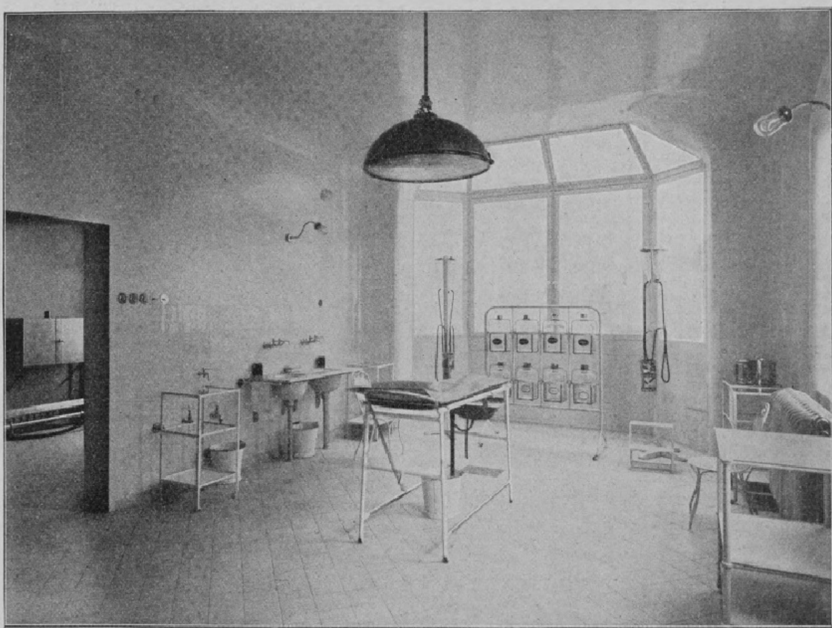
Die Räume müssen einerseits leicht und rasch mit Wasser, Dampf und desinfizierenden Flüssigkeiten gereinigt werden können und dürfen andrerseits durch Desinfektionslösungen nicht angegriffen werden. Große Beachtung verlangt die Frage der Versorgung mit gutem Licht und guter Luft. Sodann muß die Innenluft gleichmäßig erwärmt und gut gelüftet werden können; die zugeführte Luft muß einer besonderen Vorbehandlung unterworfen, die verbrauchte Luft so entfernt werden, daß keine zu starken Luftströme auftreten, um die Keime der Luft möglichst in Ruhe zu lassen. Die letzteren durch Karbolspray zu töten, ist heute aufgegeben, und man legt nur noch Wert darauf, die Luft ruhig und staubfrei zu halten. Die Erfahrung lehrt, daß die Asepsis bei Operationen trotzdem mit gleicher Vollständigkeit gelingt.

Ein glänzendes Beispiel moderner, speziell für Operationen bestimmter Räume, die mit den besten Errungenschaften der Technik und Wissenschaft ausgestattet sind, bietet nun das neue Operationsgebäude des Katharinenhospitals in Stuttgart, in das wir einen Blick werfen wollen. Es wurde nach Angaben des Obermedizinalrats Dr. von Burckhardt unter Leitung von Baurat Mayer nach denselben Grundsätzen und Plänen erbaut, nach denen seinerzeit der Umbau des Ludwigspitals unter der Leitung des Oberbaurats Leibbrand erfolgte.

Von außen bietet der Bau, der eine Front von ca. 18 Metern und eine Tiefe von ca. 25 Metern hat, nichts Besonderes; er ist aus Backsteinen, Beton und Eisenbalken hergestellt. Die Ecken zwischen Fußboden und Wandungen sind abgerundet; im großen Operationssaal, der bis zu etwa 2 Meter Höhe mit Marmorplatten verkleidet ist, sind die Auskehlungen in Marmor ausgehauen. Die Wandungen sind an den senkrechten und horizontalen Zusammenstößen ebenfalls abgerundet und mit Zonkafarbe bestrichen.

Die Heizung aller Räume mit Ausnahme des Operationssaales und des Narkosenraumes erfolgt mittels Dampf, der von den Dampfkesseln zugeleitet wird. In den Nebenräumen sind Rippenheizkörper mit glatter Oberfläche angebracht. Die Heizung des Operationssaales ist eine besondere. Durch einen in den Garten ausmündenden Frischluftkanal wird die Luft mit einem Ventilator durch ein Filter von zahlreichen Filzplatten in eine große Kammer getrieben, wo sie durch einen Sprühregen befeuchtet wird. Von hier aus gelangt sie in einen zweiten Raum, in dem sie durch ein System von Dampfröhren erwärmt und beliebig dem Operationssaal zugeführt wird, wo die regulierbaren Ausströmungscylinder stehen. Die verbrauchte Luft kann durch einen zweiten unter dem Dach befindlichen Ventilator abgesaugt werden, der durch Röhren mit dem Saal verbunden ist. So kann die Luft im Saal erneut und gewärmt oder gefrischt werden. Im letzteren Falle dient im Sommer der Sprühregen zur Abkühlung der Luft.

Die Beleuchtung der Räume ist elektrisch. Im Operationssaal ist etwa in der Mitte ein großer Reflektor mit Glühlampen aufgehängt; er ist mit gerippter Glasscheibe versehen, um ein gleichmäßiges Licht zu erzielen und zugleich allzugroße Hitze abzuhalten, die den Operateuren lästig werden kann. Eine gleiche Lampe finden wir im septischen Operationssaal. Kaltes und warmes Wasser wird vom Kesselhaus zugeleitet.



Grosser Operationssaal



Eine Operation

Wenden wir uns nun zu den einzelnen Räumen, so kommt man durch einen mit Schiebthüren versehenen Vorraum in die foyerartige Vorhalle, die eine Galerie für den oberen Stock hat, und um die alle Räume gruppiert sind. Die Halle ist zugleich Lichthof. Mit den Andeutungen des Jugendstils in dem blendend weißen Zonkaanstrich macht sie einen beinahe festlichen Eindruck. Dem Eingang gegenüber ist der Raum, in dem die Narkosen und die Desinfektion der Operationsgegend vorgenommen werden, und von hier aus gelangt man direkt in den großen Operationssaal, das Hauptstück des ganzen Neubaus. Er ist groß und hell und hat eine Länge von ca. 8 Metern, eine Breite von ca. 6½ Metern. Die nördliche Seite ist eine doppelt verglaste Wand, die eine Strecke weit auf die obere Wand sich fortsetzt und so noch Oberlicht giebt. Die Spiegelglasscheiben sind bis zu einer gewissen Höhe matt geätzt, um sich des Einblicks von benachbarten Häusern aus zu erwehren. Die doppelt verglaste Fensterwand ist durch zweckmäßig angebrachte Heizkörper innen heizbar, damit die Fenster von Eis und Tau freigehalten sind. Fenster und Thüren können während einer Operation geschlossen bleiben, weil dafür gesorgt ist, daß die Hahnen für steriles Wasser, Kochsalzlösung u. s. w. wie die elektrischen Kontakte für Licht, Sägen, Bohrer, Brenner u. s. w. innen im Saal sich befinden.

Decken und Wände können abgespritzt und gewaschen werden, das Abwasser fließt dem Auslauf zu, der, mit einem im Souterrain angebrachten Wasserverschluß versehen, einen Rückstrom schlechter Luft von den Kanälen aus unmöglich macht. Der Saal ist gegen Norden gerichtet und enthält nur das jeweils Allernötigste für den Gebrauch bei den Operationen, ausgenommen den Waschtisch, der fest angebracht ist. Alle Geräte ruhen auf Gummirädern und ermöglichen so leicht und rasch jegliche Platzveränderung. Fest angebracht sind, wie schon bemerkt, nur ein Waschtisch, die Hahnen zu den sterilen Lösungen und die Beleuchtungskörper. Besonders schön ist der Operationstisch, der ein Kugelgelenk hat und so nach allen Seiten leicht bewegt und fixiert werden kann. Drei fahrbare Tische für Instrumente, Tupfer u. s. w., zwei Ständer mit Irrigatoren, die durch einen Triebel höher oder tiefer gestellt werden können, ein großer Ständer mit Flaschen für desinfizierende Lösungen vervollständigen die Einrichtung. In den Ecken vorne links und rechts stehen je ein vernickelter Cylinder, in die die oben erwähnten Luftkanäle einmünden. Eine Kugelkappe, die auf dem Cylinder drehbar ist, öffnet und verschließt hiebei Oeffnungen, wodurch die warme ausströmende Luft reguliert wird.

Streng geschieden hiervon und von den andern Räumen ist natürlich der kleinere Operationssaal für septische Krankheiten, auf den ich später zurückkomme.

Links vom Operationssaal befindet sich das Instrumentenzimmer, und dahinter liegt, mit besonderem Eingang vom Operationssaal aus, das Zimmer des Chefarztes, das einfach, aber sehr zweckmäßig eingerichtet ist; es enthält einen Schreibtisch, Waschtisch, Ruhebett, Kasten, einen Tisch und einige Stühle und einen verdunkelten Nebenraum für laryngoskopische u. a. Untersuchungen.

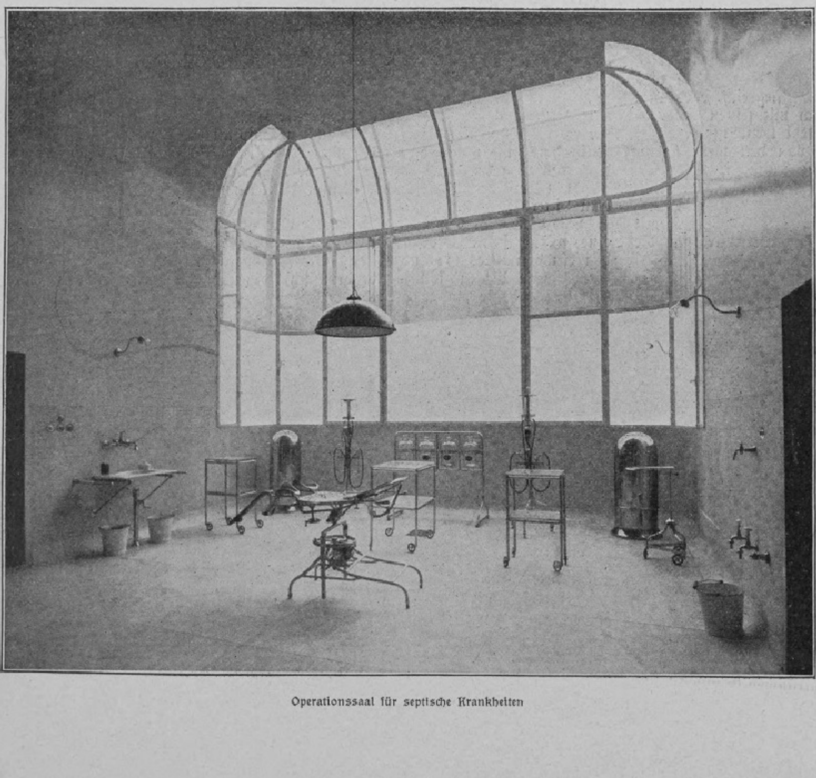
Rechts vom Operationssaal kommt man in das Sterilisier- und Apparatenzimmer mit den modernsten Einrichtungen für alles, was zu einer Operation und zu ihrer Vorbereitung gehört. Da sind zwei Apparate zum Auskochen der Instrumente; Sterilisatoren für Kochsalzlösung und Wasser mit Ausläufen nach dem Operationssaal; ein Trockensterilisator mit Asbestdichtung; ein Schrank für Erwärmung antiseptischer Flüssigkeiten; ein Wärmekasten für Decken, Teppiche u. s. w., ferner einige große Dampfsterilisatoren für Operationsröcke, Schürzen, Verbände, Tupfer, Tücher u. dergl.

Hinter diesem Zimmer liegt der Waschraum, in dem sich die Operateure, Assistenten, Schwestern und die andern bei der Operation beschäftigten Leute vorbereiten, d. h. die Hände desinfizieren und sich mit aseptischen Röcken versehen. Zu diesem Zwecke sind verschiedene Waschtische da, mit kaltem und warmem Wasserzulauf. Der Ablauf an ihnen ist senkrecht, der Verschluß und die Oeffnung zum Abfluß geschieht durch einen unten angebrachten Hebel, der mit dem Knie verstellt werden kann, so daß der Arzt nach der Desinfektion seiner Hände nicht genötigt ist, noch irgend etwas anzufassen, was nicht zur Operation gehört. An den Waschraum schließt sich eine Garderobe zum Ablegen der Kleider an.

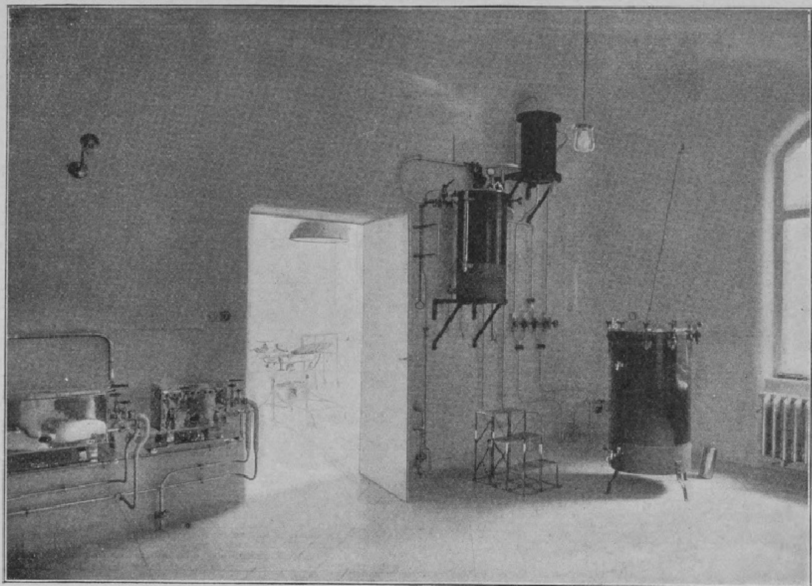
Gehen wir nun zurück zum Eingang, so kommen wir rechts zu den Operationsräumen für septische Krankheiten, die aus dem Operationssaal und dem Instrumentenzimmer mit Instrumentenauskocher, Wäschewärmer und Wassersterilisator bestehen. Der Saal ist bedeutend kleiner als der andre, die Einrichtung im ganzen dieselbe wie im Operationssaal. Links vom Eingang liegt das große helle Wartezimmer.

Daneben kommen wir nun zu einem Raum, der heute ein besonders wichtiger Faktor für die chirurgische Diagnose ist, zu dem Röntgenkabinett. Es ist mit aller Finesse eingerichtet. Neben einem bequemen verstellbaren Ruhebett, auf das der Patient bei den Aufnahmen zu liegen kommt, haben wir hier einen Röntgenapparat mit großem Induktor und Turbinenunterbrecher, Wehneltunterbrecher und chemischem Unterbrecher, die je nach Bedarf verwendet werden können, mit besonderem Schalttisch und den neuesten X-Röhren mit Wasserkühlung u. dergl., dann die Lichtschirme, die sofort ein sichtbares Bild geben; ferner Stative für Arm, Hand u. s. w. In die Augen fällt uns ein besonders schönes Negatoskop, in dem jede Größe von Röntgennegativen eingesetzt werden kann, die dann von hinten erleuchtet werden und so direkte Bilder geben, so daß das Kopieren der Negative überflüssig wird.

Eine Wendeltreppe führt nun hinunter in die im unteren Stock gelegene Dunkelkammer, die nur für Entwicklung der Röntgen-Photographien bestimmt und mit allen photographischen Entwicklungsutensilien versehen ist. Man findet hier alle Größen von Schalen zum Entwickeln und Fixieren, große Tröge mit Brausen zum Auswaschen der fixierten Platten und einen sogenannten Standentwicklungskasten, der mit verdünntem Entwickler gefüllt ist und in den die Platten einfach hineingestellt werden



Operationssaal für septische Krankheiten



Sterilisier- und Apparatenzimmer

und dann sich selbst überlassen bleiben. Nach einer bestimmten Zeit werden sie herausgenommen und fixiert.

Als letztes Zimmer im Erdgeschoß ist ein Zimmer für Gipsverbände zu nennen, in dem spezielle Einrichtungen und Apparate für jegliche Arten von Verbänden vorhanden sind.

Im oberen Stock befinden sich weitere 10 Räume; 3 für die im Hause wohnenden Schwestern, wozu noch eine Theeküche gehört, sodann ein Aktenzimmer, in dem die Kranken- und Operationsgeschichten in besonderen Schränken übersichtlich untergebracht sind. Ein weiterer Raum dient für Vorräte an Verbandzeug, Operationswäsche ꝛc., zum Zuschneiden von Verbandstoffen und zur Vorbereitung von Verbandgegenständen.

Da nun die moderne Chirurgie ohne Photographie undenkbar ist, so ist auch dafür gesorgt; in erster Linie, wie schon berichtet, durch das Röntgenkabinett mit besonderer Dunkelkammer, dann aber auch noch weiter durch ein tadellos angelegtes Atelier mit ausgezeichnetem Licht, an dem mancher Berufsphotograph seine Freude hätte. Eine vorzügliche Kamera, mit bestem deutschen Objektiv (Görz, Doppelanastigmat) versehen, macht sogar Momentaufnahmen möglich. Zum Atelier gehört wieder eine eigne Dunkelkammer, ebenfalls gut eingerichtet und mit drei elektrischen Lampen (je eine weiße, rote und gelbe) versehen, außerdem mit einer roten Scheibe, die im Fenster eingelassen ist und gestattet, ohne künstliches Licht zu arbeiten.

Ein großer Raum, zurzeit noch leer, ist bestimmt zur Aufnahme der Apparate für das neue Lichtheilverfahren, das der Kopenhagener Professor Finsen angegeben hat und das namentlich bei Lupus (Gesichtstuberkulose) Anwendung findet. Finsen wendet neben dem konzentrierten Sonnenlicht elektrische Bogenlampen an (bis zu 80 Ampères) und läßt das Licht durch eine blaugefärbte Wasserschicht treten, um die Wärmestrahlen abzuhalten, und konzentriert das „kalte“ Licht durch ein Linsensystem auf die kranke Stelle. Die Erfolge, die allerdings monatelange Behandlung erfordern, sind beachtenswert und haben solches Aufsehen erregt, daß die dänische Regierung dem Forscher eine Heilanstalt zu weiteren Studien erbauen läßt. Auch in Deutschland wird die Methode schon vielfach angewandt, doch sind die Erfolge bisher unsicher.

Für pathologisch anatomische Arbeiten und chemische Untersuchungen verschiedener Art dient das Laboratorium, das alle nötigen Apparate und Utensilien enthält und große helle Arbeitsplätze hat.

Das Untergeschoß endlich enthält eine Anzahl Räume für Vorräte aller Art, das Kesselhaus, Badezimmer u. s. w.

Die Stadt Stuttgart besitzt mit diesem Bau die schönsten jetzt existierenden Operationsräume — man kann ruhig sagen: auf dem Kontinent, die den höchstgestellten chirurgischen und hygienischen Anforderungen der Neuzeit entsprechen. Kaum eine Universitätsstadt ist in der Lage, derartig geradezu ideal ausgestattete Räume aufzuweisen. Mit vollem Recht können die Stuttgarter darauf stolz sein und nicht zum mindesten auf den Urheber der Räume, Obermedizinalrat Dr. von Burckhardt, der sich damit ein bleibendes Denkmal errichtet hat; ebenso auf den Leiter des Baues, Baurat Mayer. In ihrem gemeinnützigen Werke wurden sie unterstützt durch die Väter der Stadt, die einsichtsvoll die reichen Mittel für das große Unternehmen bewilligten.

Wenn die Brüder nicht wären!

Skizze von Jan Gerdes

Sie war nie hübsch gewesen, nicht einmal mit achtzehn und zwanzig Jahren. Ihren Teint „wie Milch und Blut“ hatten die Sommersprossen verdorben; ihre Augen, die zu klein waren und zu matt in der Farbe, hatte auch das fröhlichste Aufleuchten nicht schön zu machen vermocht. Und ihre frischroten Lippen — „die sind noch das Beste,“ hatten die guten Bekannten der Familie immer bedauernd gefunden, „das heißt, wenn sie nicht lacht und nicht spricht. Aber sowie sie den Mund aufmacht, daß man diese häßlichen, schief stehenden Zähne sieht — o weh.“

„Garstig biste, aber gehörig; so, nun weißt es!“ hatte einmal eine Schulkameradin ihr zornsprühend entgegengeschleudert, in einer jener schweren Schlachten, die die kleinen Mädchen noch mit den kleinen weichen Fäusten auskämpfen, die größeren aber schon mit den kleinen scharfen Zungen. Und dieser Hieb hatte gesessen. Wie eine Ohrfeige waren ihr die wüsten Worte am Gesicht niedergesaust; dann war es heiß in ihr aufgestiegen, und sie war drauf und dran gewesen, ihrer Angreiferin und der ganzen kleinen Bande an die Gurgel zu springen. Da hatte sich fest und dabei sanft ein Arm um ihre Schulter gelegt, und „Stillgeschwiegen, augenblicklich!“ hatte ihre Mitschülerin und Freundin Grete Braun der andern zugerufen, mit dem Ausdruck einer so flammenden Empörung, in einem so festen Befehlston, daß alle wie niedergedonnert waren und sich scheu davonschlichen. Und zärtlich und mitleidig hatte die ihr das rotblonde Haar gestreichelt und sie auf die Wange geküßt. Seit diesem Tage wußte Olga Claussen, daß sie häßlich war.

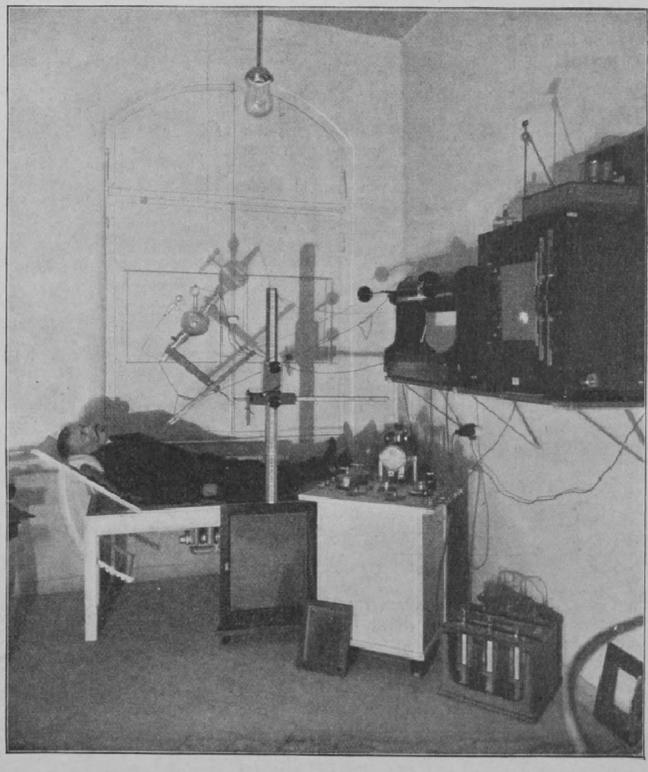
Und dies Bewußtsein verließ sie nicht mehr. Es blickte ihr aus dem Spiegel entgegen, jedesmal, wenn sie hineinsah. Sonst hatte sie ihn nur gefragt: „Bin ich in Ordnung?“ „Ist mein Haar nicht zerzaust?“ „Sitzt mein Hut nicht schief?“ O, das war ihr jetzt Nebensache, ganz und gar Nebensache.

Was sie jetzt in dem klaren hellen Glase suchte, das waren Dinge, die sie früher gar nicht bemerkt hatte, die sie nun aber an all ihren Freundinnen zu sehen glaubte. Das waren die weichen runden Wangen, so hell und so licht rosig überflogen wie Pfirsiche. Das waren lange seidene Wimpern, die sich aufschlagen und senken über strahlenden Augen, über Augen, die wie schwarze Diamanten blitzen oder die tief sind wie ein Brunnen und wie ein See. Das waren die berückenden tanzenden Härchen an Scheitel und Schläfen, die dichtgezogenen Augenbrauen. Ein feines Näschen war das mit leicht bebenden Flügeln; ein Mund — ach, zum Weinen, wenn sie daran dachte, was für süße Mäulchen es giebt! Und von allem, was sie suchte, immer wieder suchte, als ob sie's die vorigen Male übersehen haben müßte, fand sie nichts.

Das waren die Kümmernisse ihrer Jugend, ihrer ersten Jugend, der noch ganz unvernünftigen und unwissenden. Diese Kümmernisse waren schwer, gewiß, aber sie waren auch die einzigen; die häßliche kleine Claussen saß so weichgebettet und sorglich behütet in dem warmen Nestchen, das Elternliebe bereitet, wie nur irgend ein andres, sicherlich schöneres, aber schwerlich geliebteres Kind.

Thatsächlich war auch der Kummer der Eltern über die ausgesprochene Häßlichkeit ihrer einzigen Tochter kein allzu großer; wem drei blühende hübsche Söhne heranwachsen, der kann schon ein „häßliches graues Entelein“ mit in den Kauf nehmen.

Das natürlich ließ sich nicht bestreiten: auf Heiratsaussichten für ihre Aelteste mußten sie verzichten. Aber ging das vielleicht ihnen allein so? Bewahre! Da wußten sie ja gleich von einer



Röntgen-Kabinett

ganzen Menge von Fällen, wo bildhübsche Mädchen ebenfalls sitzen geblieben waren. Im großen und ganzen fragt man ja bekanntlich nicht: „Ist dies reiche oder arme Mädchen hübsch oder häßlich?" sondern die Frage lautet gerade umgekehrt: „Ist dies hübsche oder häßliche Mädchen reich oder arm?"

Also daß sie nicht reich war, das verdarb ihre Heiratsaussichten; daß sie nicht hübsch war — o nein, das verdarb sie nicht. Sie hätten doch mal sehen wollen: wenn sie ihrer Tochter eine nette halbe Million oder wenigstens hübsche runde Hunderttausend mitgeben könnten, wie da die Freier von allen Seiten herbeigeschwirrt wären. Da hätten sie mal sehen wollen, wen ihre Häßlichkeit wohl nur im geringsten geniert hätte. Ganz gewiß keinen! „Schön? nein, das läßt sich nicht behaupten," hätte man gesagt, „aber so einen gewissen Charme hat sie doch, das ist nicht zu leugnen."

Und wäre sie hübsch und anmutig und dabei arm „wie 'ne Kirchenmaus," da hätten sie sehen mögen, wen solche Armut nicht geniert hätte. Aber ganz gewiß, jeden! „Gott, ein reizendes Kind, aber wissen Sie, Verehrtester, auch nicht ein blasser Schimmer von Vermögen!"

Also was das Heiraten anbetraf, da war ihre Häßlichkeit thatsächlich kein Unglück für sie. Darüber konnten ihre Eltern ganz beruhigt sein und waren es auch. Aber denken denn Eltern vielleicht nur ans Heiraten ihrer Töchter? Holen sie sie denn direkt aus der Kinderstube, um sie zum Altar zu begleiten?

Wenn sie nun erwachsen sein würde? Wie wird's ihr im Ballsaal gehen, in den Gesellschaften, wo man nicht dem edlen Charakter flattiert, sondern dem hübschen pikanten Gesichtchen, wo man nicht denen schönthut, die ein gutes edles Herz besitzen, sondern denen, die blendende Schultern und Arme haben. „Nun," sagte sich die Mutter, „da kommt eben sehr viel auf die Toilette an."

Und der Vater sagte sich: „Da kommt eben alles auf die Stellung des Vaters an." Jetzt war er Hauptmann, zu jener Zeit würde er Oberst oder wohl gar schon General sein. Obersten- und Generalstöchter amüsieren sich immer, man amüsiert sie. Man wetteifert, man beeilt sich, man überstürzt sich, ja, man schmeichelt und beehrt sich sogar, sie zu amüsieren, mögen sie Bilder von Schönheit sein oder — nicht.

Wie die Eltern vorausgesehen hatten, so kam es auch. Der Vater war Oberst zu der Zeit, da sein häßliches Töchterchen „in die Welt trat". Und selbstverständlich war „unser Fräulein Kommandeuse" bereits zu allen Tänzen engagiert, ehe sie nur den Saal ganz hinuntergegangen war. ‚Man kann häßlich sein wie die Nacht,' dachten geärgert ein paar hübsche junge Damen, die noch eine Anzahl von Tänzen unbesetzt hatten, ‚wenn man Fräulein Kommandeuse ist, hat's nichts zu sagen.'

Und auch die Mutter hatte recht gehabt: es war ganz auffallend, wieviel thatsächlich eine hübsche Toilette thut; Olgas leichte Figur sah recht gut aus in dem duftigen Tüllkleide. „Wenn man vom Gesicht ganz absieht, geht's ja zur Not," sagten mitleidig giftig ein paar Mütter noch nicht völlig engagierter Töchter.

Für Olga Claussen war es sehr gut, daß sie so viele Jahre Zeit gehabt hatte, sich an den Gedanken „häßlich bin ich nun mal" zu gewöhnen. Er war ihr nun ganz alltäglich geworden, dieser Gedanke, so alltäglich, wie einem schönen Mädchen der Gedanke, schön zu sein, mit der Zeit alltäglich wird. Was man jahrelang in allen Blicken gelesen und aus allen Worten gehört hat, liest und hört man schließlich überhaupt nicht mehr; und sie machen nicht mehr hochmütig, diese Blicke und Worte, wenn sie schmeicheln, und sie machen nicht mehr bitter, wenn sie beleidigen. Und so war es gekommen, daß Olga Claussen sich ihre natürliche Liebenswürdigkeit bewahrt hatte, und daß man nicht sagte „sie ist zwar liebenswürdig, aber mordshäßlich, die Aermste," sondern daß man sagte „häßlich ist sie ja, das läßt sich nicht bestreiten, aber sehr liebenswürdig. Alles, was wahr ist!"

Und die Pflicht, sie zu amüsieren, diese Pflicht, die durch ihre Häßlichkeit so sehr erschwert wurde, machte ihre Liebenswürdigkeit fast leicht. So genoß sie ihre Jugend so gut, wie ihre Freundinnen, auch die schönen und schönsten, sie genossen, nicht um ein Atom weniger.

*

Aber die Jugend — lieber Himmel! Alles scheint sie zu sein, wenn man ihr entgegensieht; ein kleines Bündelchen Jahre ist sie gewesen, wenn sie sich aufmacht, Abschied zu nehmen. Und die Jahre, die danach kommen — o, die sind zahlreich, die sind kaum auszuzählen und kaum abzusehen, so weit, weit ziehen sie sich dahin. Ohne Unterbrechung! Das ist es, was diese Jahre so lang macht, so endlos lang, diese Jahre der Einsamen! Ohne Unterbrechung! Ohne ein ganz Neues, noch nie Gekanntes, nie Empfundenes — ohne die Liebe! Ohne die Liebe des Mannes, die feurig und stark ist, ohne die Liebe von Kindern, die süß ist und kosend!

Zwei Brüder im Kadettencorps, der dritte auf der Universität, da hieß es sparen, sparen und selber keine Ansprüche machen, nicht die geringsten. Die Jugend hatte man nun hinter sich; schön war sie gewesen, dafür konnte man nur dankbar sein. Damit aber auch genug, nun einen Strich! „Und den Kopf immer oben, Mädchen!" sagte der Vater. „Nur tapfer voran!" Soldatenkinder haben tapfer zu sein, das versteht sich von selbst.

Tapfer war sie, weiß Gott! Tapfer im Hinunterwürgen, im Verzichten. Ob das schwer war! Immer nur dieses Stillhalten, wo sie mit ihren frischen gesunden Kräften hätte schaffen mögen, um selber Geld zu verdienen, um dem Vater doch eine Sorge wenigstens abnehmen zu können bei seiner schweren Mühe, die Söhne durchzubringen!

„Geld verdienen!" Ihr schien es, als wenn sie zusammenzuckten, Vater und Mutter, als sie zuerst dies Wort ausgesprochen hatte. Geld verdienen! — die Tochter eines Offiziers!

„Du bist wohl von Sinnen!" sagte der Oberst mehr traurig als ärgerlich. „Und wie denn? Wie denkst du dir dies Geldverdienen? Was kannst du, daß du es den Leuten, den fremden Leuten verkaufen könntest — für Geld?" Wie von Scham wurde er rot bei dieser Frage.

„Was ich kann, Vater? Jetzt noch nichts," mußte sie gestehen.

Um was zu können, muß man was gelernt haben. Und sie hatte nichts gelernt, was fremde Leute bezahlen, weil sie es brauchen; weil sie es brauchen wie das tägliche Brot oder wie den täglichen Luxus. Sie konnte nicht faulen Untertertianern Nachhilfestunden geben, damit sie bei der Versetzung nicht sitzen blieben, und sie konnte nicht „talentvollen" Töchtern Gesang-, Klavier- oder Deklamationsstunden geben, damit sie in Gesellschaft zu glänzen vermöchten. Sie konnte ihnen auch nicht zeigen, wie man diese entsetzlichen kleinen Blumensträuße pinselt, diese unmöglichen Landschaften und undenkbaren Architekturstücke auf Kästchen, Kistchen, Tellerchen und Schälchen, mit denen man wehrlose Verwandte und Bekannte zu Weihnachten glücklich macht. Von all dem konnte sie nichts.

„Nun also!" sagte der Vater.

„Aber wenn ihr mir zwei, drei Jahre geben wolltet, mich vorzubereiten. Zum Beispiel ein Kursus im Seminar in der Hauptstadt, wenn ich den durchmachte, mein Examen bestände und später Lehrerin werden könnte."

„Zwei, drei Jahre — gut, mein Kind!" entgegnete der Oberst. „Und wovon bezahlen? Von meinem Gehalt? Unmöglich! Ich bin froh, wenn ich da eben glatt herauskriege, was die Jungens mich kosten. Ja, wenn die nicht wären! Aber was nun mal durchaus sein muß, das geht doch selbstverständlich vor, nicht wahr?"

„Selbstverständlich!" stimmte die Tochter bei.

„Also von dem kleinen Kapital nehmen," fuhr der Oberst fort, „das wir für dich aufgespart haben, damit du einen Notgroschen hast, wenn wir mal nicht mehr sind? Das wäre sträflicher Leichtsinn, das ist schon mehr als knapp. Ja, wenn man eine Sicherheit hätte! Sieh mal, was du dazu thun kannst, da ist mir nicht bange. Das Lernen hat dir ja nie Schwierigkeiten gemacht . . ."

„Im Gegenteil, großes Vergnügen!" warf die Tochter ein. „Und jede Minute setz' ich mich wieder auf die Schulbank, wenn's sein muß."

„Ganz schön! Glaub' ich dir gern. Also du machst die drei Jahre durch — bon! Dann das Examen — geht auch glatt, bezweifle ich nicht. Aber dann? Dann kommt's! Die Anstellung! Glaubst du, die fällt vom Himmel 'runter? Bei dieser erdrückenden Konkurrenz in diesem einen einzigen Berufe, den Töchter unsrer Kreise heute im neunzehnten Jahrhundert ergreifen können?"

Sie mußte zugeben, von einer nur irgendwie sicheren Aussicht war keine Rede. Sie mußte dem Vater zustimmen, für solche zweifelhaften Chancen auch nur das Geringste zu riskieren, wäre sträflicher Leichtsinn.

„Wir wollen uns das ganz aus dem Kopf schlagen," sagte der Oberst zuletzt.

„Und überhaupt," hatte die Mutter eingewandt, „ich wüßte wahrhaftig nicht, Olga, wie das werden sollte, wenn du jetzt auf einmal im Haushalt fehltest! Die große Wohnung, der viele Verkehr — ich könnte nur gleich noch ein zweites Dienstmädchen mieten, allein käm' ich mit der Lore nicht durch."

„Nun also," sagte der Vater gut gelaunt, „an allerhöchster Stelle wird dein Entlassungsgesuch glatt abgelehnt. Kannst ganz stolz drauf sein! Uebrigens Scherz beiseite," fuhr er fort, „das ist auch durchaus nicht zu unterschätzen: Geld sparen, heißt Geld verdienen. Nehmen wir nun mal an, Mutter meinte das in vollem Ernst, daß du ihr ein zweites Dienstmädchen sparst . . ."

„Aber natürlich mein' ich das in vollem Ernst! Die Lore kann sich doch schließlich nicht zerreißen!"

„Also gut, ein komplettes zweites Dienstmädchen. Was kriegt die Lore Lohn, Mutter?"

„60 Thaler im Jahr."

„Schön, also erstens 60 Thaler. Und was kostet ihr Unterhalt?"

„Eine Mark pro Tag rechnet man im allgemeinen für Unterhalt eines Dienstmädchens in unsern Verhältnissen. Bei reichen Kommerzienräten und dergleichen natürlich mehr . . ."

„Sind wir aber nicht, reiche Kommerzienräte und dergleichen. Also in unsern soliden, aber nicht üppigen Verhältnissen eine Mark pro Tag, macht also im Jahr 365 Mark. Nun Weihnachten. 30 Mark, was?"

„Behüte, seit Jahren schon 40, unter dem geht's nicht mehr."

„Gut, also 40. Nun mal zusammenrechnen. Also erstens 60 Thaler Lohn; das heißt in heutigem deutsch 180 Mark. Dann zweitens 365 Mark Unterhalt — macht 545 Mark. Drittens Weihnachten 40 Mark — macht 585 Mark. Sonst noch was?"

„Sonst nichts, nein. Doch, natürlich, fällt mir eben ein: noch Mietsthaler und das Geld für die Vermieterin."

„Aber doch nicht jedes Jahr?"

„Doch, so ziemlich jedes Jahr; daß die Mädchen heute nicht jedes Jahr wechseln, ist eine Seltenheit."

„Also kommt noch dazu: Mietsthaler 3 Mark."

„Mietsthaler ist schon lange nicht mehr 3 Mark. Heute zahlt man 5 Mark, und 5 Mark kriegt auch die Vermieterin. Hier in der Industriegegend ist alles teuer."

„Also viertens Mietsthaler und Vermieterin zusammen 10 Mark — macht 595 Mark. Tausendnochmal, Mädchen! Sieh mal an, bare 600 Mark weniger 5 verdienst du thatsächlich im Jahr! Rechne mal nach!" Er schob ihr Papier und Bleifeder hin.

Sie rechnete nach. „Ja," gab sie ihm recht, „595 Mark kommt heraus."

„Seht ihr," meinte der Oberst, „wenn man nur immer ordentlich nachrechnen wollte! Man unterschätzt das immer, was man mit Sparen verdient; das macht aber mit den Jahren ganz ordentlich was aus . . ."

„Wenn man's recht überlegt, schade ist es ja mit Olga," sagte die Frau Oberst abends zu ihrem Mann.

„Was denn schade?"

„Ich meine, daß es nicht geht mit dem Lehrerinnenexamen oder dergleichen. Es wäre eine große Beruhigung für uns gewesen, wegen ihrer Zukunft."

„Zukunft? Wieso?"

„Nun, was sie aus ihrem kleinen Kapital mal später an Zinsen kriegt — lieber Gott, davon leben zu können, daran ist doch natürlich kein Gedanke."

„Braucht sie ja auch gar nich. Wegen Olga bin ich ganz ruhig, aber absolut."

„Das könnte ich nicht grade behaupten."

„Begreife ich nicht. Thatsächlich nicht. Nein. Sieh mal," fuhr der Oberst fort „einstweilen leb' ich noch, nicht wahr?"

„Ja, gottlob!"

„Und da kann ich doch noch mit der Zeit manchen harten Thaler zu dem Kapitälchen zulegen, wenn's Glück gut ist und wir alle gesund bleiben."

„Ja, hoffentlich!" gab ihm seine Frau recht.

„Und dann, wenn ich mal nicht mehr bin, dann hat sie ja dich noch. Und du hast dann eine Pension, siehst du. Die ist ja nun freilich nicht glänzend, aber allein aufbrauchen wirst du sie trotzdem nicht. Oder ich müßte dich nicht kennen! So'n Spartalent, — ach was, Spargenie, kann man schon direkt sagen."

„Aber wenn's mit mir ebenfalls mal vorbei ist?"

„Na, nu nimm mir's aber nicht übel! Hat sie denn da nicht ihre drei Brüder?! Und was für Brüder! Sapperlot, wenn die mir nicht für ihre eine einzige Schwester sorgen wollten! Das wäre denn doch . . ."

„Aber wer sagt denn, daß sie das nicht wollen, Mann? Denkt ja meine Seele nich dran! Vom Können ist die Rede. Ob sie's können werden, das ist hier die Frage, auf die es ankommt."

„Frage? Gar keine Frage ist das!“ Fast empört war der Oberst. „Nun hör mal zu!“ fuhr er fort. Wir haben doch durchaus nicht die Absicht, uns schon so bald aus dieser Welt zu verabschieden, nicht wahr?“

„Nein, die haben wir gerade nicht.“

„Also erst nach einer Reihe, einer ziemlichen Reihe von Jahren, wollen wir mal annehmen . . .“

„Wollen wir mal annehmen.“

„Na, nach einer ziemlichen Reihe von Jahren da werden die drei denn doch so weit auf ihren diversen Leitern hinaufgeklommen sein, daß sie gemeinschaftlich ihre eine einzige Schwester mit durchfuttern können!“

„Ja, das wollen wir hoffen, natürlich. Ich sage ja auch nur — verstehst du —, ganz bestimmt, ganz sicher ist das nicht.“

„Das ist sicher, positiv sicher, da geb' ich dir mein Wort drauf!“ (Schluß folgt)

Litteratur

Als vor kurzem der bekannte bayrische Hofschauspieler Konrad Dreher sein fünfundzwanzigjähriges Bühnenjubiläum feierte, hat die Tagespresse seinen Verdiensten als Darsteller, seiner stets einer durchschlagenden Wirkung sicheren Verkörperung komischer Figuren volle Würdigung zu teil werden lassen. Es sollte jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß Dreher auch ein nicht minder eigenartiger und meisterhafter Humorist mit der Feder ist, wie vor allem seine bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienenen beiden Werke: „Kirchweih“ und „Münchner Or'ginale“ darthun. Beide enthalten von köstlicher Laune eingegebene und von Witz und Humor sprühende Gedichte in oberbayrischer Mundart, die der Verfasser in souveräner Weise beherrscht und zu den drolligsten Wendungen und Wirkungen zu benutzen versteht. In der „Kirchweih“, auf gut bajuvarisch „Kirta“ geheißen, werden zunächst die Hauptmomente eines derartigen Volksfestes, die kirchlichen wie die weltlichen, in einer Reihenfolge von köstlichen Genrebildern vorgeführt und dann die dabei am meisten in den Vordergrund tretenden Typen einzeln geschildert. Um die schlagende Wirkung dieser urwüchsigen Dichtungen noch zu erhöhen, haben hervorragende Meister wie Franz von Defregger, Wilhelm Diez, F. A. von Kaulbach, Hugo Kauffmann, Eduard Grützner, A. Oberländer, Klaus Meyer, Walter Firle, Heinrich Lossow, Hugo Engl, Franz Stuck u. a. wahrhaft klassische Illustrationen dazu geliefert. — Die „Münchner Or'ginale“ verkörpern in frischen, charakteristischen Versen Typen aus dem Straßen- und Volksleben der „Münkastadt“:

„Or'ginale ist dies Buch genannt,
Figuren sind's, die stadtbekannt,
Getauft mit reinstem Isarwasser,
Als wie ich selber — der Verfasser.“

Den Charakterkopf des Dichters selbst führt uns Lenbachs Meisterstift vor Augen, Oberländer einen Münchener Backträger, H. Albrecht den volkstümlichen Humoristen „Papa Geis“, Franz Stuck den „Wagelprotz“; die übrigen Illustrationen haben E. Grützner, R. Seitz, A. Hengeler, F. A. von Kaulbach und andre treffliche Künstler geliefert. Allen Freunden eines heiteren Humors und des bayrischen Volkslebens seien die beiden elegant ausgestatteten Sammlungen bestens empfohlen!

— Hermann von Gilm, neben Lenau der größte deutsche Lyriker österreichischen Stammes, gehört zu jenen Dichtern, deren Ruhm langsam und spät erblühte, heute jedoch sich voll entfaltet hat. Gilm, der schon 1864 starb, erlebte eine Ausgabe seiner Gedichte überhaupt nicht, obwohl viele seiner Lieder seit Jahrzehnten von Mund zu Munde gingen. Seither hat sich jedoch erwiesen, daß Gilms Gedichte von stärkster Lebenskraft erfüllt sind und ursprünglich und jugendfrisch wirken, unabhängig von der Zeiten Wandel, wie alle echte Kunst. Gedankenreichtum und Sprachschönheit schmücken seine Verse, in denen sich reizvoll die Natur des herrlichen tirolischen Landes widerspiegelt, das dem Dichter die Heimat war und ihm den Stempel der Eigenart aufgedrückt hat. Sind nun auch Gilms Dichtungen heute zum Gemeingut des deutschen Volkes geworden, so fehlte doch noch eine Ausgabe, die schon in ihrer äußeren Erscheinung die Würdigkeit des Inhaltes ausdrückt. Eine solche bietet nun A. Edlingers Verlag zu Innsbruck. Auf schönem, festem Papier gedruckt, enthält der stattliche Band eine sorgfältige Auswahl der Dichtungen Gilms. Ein Lebensabriß des Dichters von Hugo Greinz ist vorangestellt, und jeder der vierzehn Abschnitte des Bandes wird von einem die Seite füllenden Bilde des Malers Max Bernuth eröffnet, von dem auch der Haupttitel und der Rahmen der Textseiten gezeichnet sind.

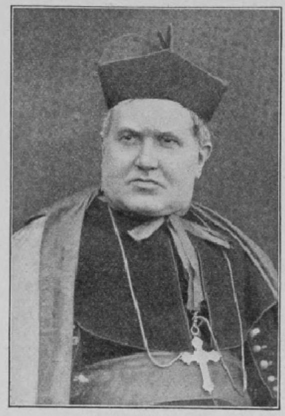
— Die „Erinnerungsblätter aus dem Leben Luise Mühlbachs“, die ihre Tochter Thea Ebersberger herausgiebt, bringen manches Bemerkenswerte über diese Dichterin, deren sogenannte historische Romane einst vom Publikum verschlungen wurden, heute aber kaum noch antiquarischen Wert haben (Leipzig, Schmidt & Günther). Ohne Frage war Klara Mundt, wie sie mit bürgerlichem Namen hieß, eine reichbegabte und federgewandte Frau, und nicht nur als Gattin des seinerzeit geschätzten Schriftstellers Theodor Mundt, eines Hauptführers des „jungen Deutschland“, sondern auch in eigner Person rühmte sie sich der Freundschaft hervorragender Zeitgenossen. Mit einer großen Anzahl bedeutender Männer und Frauen stand sie in enger Verbindung und hätte so zu deren Charakteristik viel Interessantes berichten können. Hinter so hohen Erwartungen bleiben nun wohl diese Blätter zurück, die sich mehr als leichte Plaudereien geben, aber auch aus ihnen läßt sich manches Bemerkenswerte herauslesen. Um einiges hervorzuheben, nennen wir vor allem die Erinnerungen an Louis Napoleon und an die Gräfin Ida Hahn-Hahn und deren Vater, den vielgenannten „Theatergrafen“, der in der deutschen Bühnengeschichte eine so sonderbare Rolle spielt. Für die Bewohner Mecklenburgs sind ferner von besonderem Reiz die Schilderungen aus der guten alten Zeit dieses Landes, in dem Luise Mühlbach ihre heitere Jugend verlebte.

— Helene Böhlaus prächtige „Ratsmädelgeschichten“, die das alte Weimar zur Zeit Goethes und Schillers dem Leser so lebensfrisch und klar vor Augen führen, daß er das Wehen des Geistes jener Zeit zu verspüren meint, sind jetzt in J. C. C. Bruns Verlag in Minden i. W. in sechster Auflage erschienen. Es ist so recht ein Buch für das deutsche Haus, an dem alt und jung seine Freude hat.

Notizblätter

Der neue Panzerkreuzer der österreich.-ungar. Marine

Der auf der kaiserlichen Werft in Pola nach Plänen des obersten Schiffsbauingenieurs S. Popper erbaute Panzerkreuzer „Mohács“ stellt einen verstärkten Typus der bisherigen Schiffe dieser Klasse dar (s. die Abb. S. 425). Bei einer Länge von 117 Metern beträgt die Breite 18,96 Meter, die Seitenhöhe vom Kiel bis zum Oberdeck 11,84 Meter, der mittlere Tiefgang mit kompletter Munition und 400 Tonnen Kohle 6,54 Meter, die Wasserverdrängung 7400 Tonnen. Die Maschinenanlage besteht aus zwei unter Panzerdeck befindlichen vertikal viercylindrigen Tripel-Expansionsmaschinen von von zusammen 13000 Pferdekräften, die dem Schiffe eine durchschnittliche Fahrgeschwindigkeit von 21,50 Knoten in der Stunde verleihen, während die Dampfkraft mit zwölf weitrohrigen Jarrow-Kesseln in drei gesonderten Räumen erzeugt wird. Der Kohlenvorrat beträgt 1000 Tonnen und reicht auf 5000 Seemeilen bei 10 Knoten Fahrgeschwindigkeit. Die Armierung besteht aus zwei 24 Centimeter-Schnellladegeschützen L/40, d. h. 40 Kaliber Rohrlänge, in einem gemeinsamen sogenannten Doppelpanzerturm am vorderen Oberdeck, fünf 19 Centimeter-Schnellladegeschützen L/42, wovon vier in je einem Panzerreduit im Batteriedeck und eines in einem Panzerdrehturm am achteren Oberdeck; ferner befinden sich vier Stück 15 Centimeter-Schnellladegeschütze L/40 am Batteriedeck in sogenannten Panzerreduits, neun Stück 7 Centimeter-, zwölf Stück automatische 37 Millimeter- und zwei Stück automatische 8 Millimeter-Maschinengewehre, bezw. Mitrailleusen am Oberdeck, auf den Brücken und im Gefechtsmast. Zwei Landungsgeschütze und zwei Unterwasser-Torpedolancierrohre vervollständigen die artilleristische Armierung. Die Panzerung erstreckt sich vom Vordersteven bis zum Achterturm und beträgt im Gürtel 210 Millimeter; sie reicht bis 1,80 Meter unter und 2 Meter über Wasser, die Kasematten bezw. Türme haben einen Panzer von 240 Millimetern Stärke, die Querwände einen solchen von 200 Millimetern, das Panzerdeck hingegen eine Stärke von 50 Millimetern. Um selbst bei schwerem Leck ein Sinken des Schiffes zu verhindern oder doch möglichst zu verzögern, ist der unter Wasser befindliche Doppelboden mit einer großen Zahl wasserdichter Zellen versehen und sind zahlreiche Querschotten angebracht worden. Die maschinelle Anlage ist die denkbar vollkommenste, wie überhaupt alle neuesten Errungenschaften der Technik bei dem Bau und der Einrichtung dieses neuen Panzerkreuzers Anwendung gefunden haben. Alex Kircher



Kardinal Parocchi †

Neuuniformierung der päpstlichen Nobelgarde

Die päpstliche Armee von heute umfaßt nur noch die Nobelgarde, die Guardia Palatina, die Schweizer- und Palastgarde und die päpstlichen Gendarmen. Für die Schweizer soll die alte Gala-Uniform mit Küraß, Stahlhelm und langem Schwert wieder eingeführt werden; gleichzeitig erhält auch die päpstliche Nobelgarde eine neue Uniform, die wir unsern Lesern neben der alten im Bilde vorführen. Die Nobel- oder adelige Leibgarde des Papstes umfaßt 30 Offiziere und 60 Gardisten; auch die letzteren haben Offiziersrang. Alle Mitglieder gehören römischen Adelsgeschlechtern an, sie beziehen auch eine höhere Gage und Löhnung als die andern Truppen. Die Nobelgarde stellt sich bei den Zeremonien, an denen der Papst persönlich teilnimmt, in der Sixtinischen Kapelle, bei großen Empfängen zu beiden Seiten des Thrones auf. Sie trug bisher eine Kürassieruniform: Helm mit Roßschweif, weiße Lederhosen, Stulpenstiefel und Pallasch. Die neue Uniformierung ist einfacher und mehr der in den modernen Armeen üblichen angepaßt, immerhin aber noch prächtig genug. Eingeweiht soll die neue Uniform am 3. März werden, wo der heilige Vater in der Peterskirche ein feierliches Tedeum abhalten wird.

Bühne

Die Oper „Anno 1757“ von Bernhard Scholz fand im Königl. Opernhause zu Berlin freundliche Aufnahme. Der von Richard Scholz, einem Sohne des Komponisten, verfaßte Text behandelt eine Episode aus dem Siebenjährigen Kriege. Als ein Fehlschlag erwies sich im Berliner Theater das Schauspiel „Heimkehr“ von Hans Volkmar, das eine Satire auf den engherzigen Kleinstadtgeist darstellen will. Im Neuen Theater erweckte der französische Schwank „Die Fliege“ von Antony Mars große Heiterkeit.

— Heinrich von Kleists berühmtes Lustspiel „Der zerbrochene Krug“ ist von Heinrich Lee zu einem Operntext verarbeitet und von Georg Jarno in Musik gesetzt worden. Da der Komponist sich seiner Aufgabe mit leidlichem Geschick entledigt hat, so wurde die litterarische Versündigung vom Publikum des Hamburger Stadttheaters mit Beifall aufgenommen.

— Die erste deutsche Bühne, die Alfred Bruneaus „Messidor“ zur Aufführung brachte, war das Münchener Hoftheater. Die Kritik hat an dem von Emile Zola verfaßten Text mancherlei auszusetzen, zollt jedoch dem Komponisten und der Vorführung reiche Anerkennung.

— Alfred Grünfeld, der gefeierte Pianist und geschätzte Klavierkomponist, errang mit seiner Operette „Der Lebemann“ in Wien einen großen Erfolg. Die gesellschaftliche Beliebtheit des Tonmeisters und das virtuose Spiel Girardis hatten freilich daran ihren redlichen Anteil. — Ein seltsames Schicksal hatte am Deutschen Volkstheater zu Wien die erste Aufführung von Ludwig Ganghofers Bauerndrama „Heiliger Rat“. Das Publikum folgte der Handlung mit reger Teilnahme, als aber der Vorhang sich zum letzten Male senkte, verharrten die Zuschauer auf ihren Plätzen in der Meinung, daß nun ein effektvoller Schluß zu erwarten sei. Aber es kam nichts mehr, und so endete die Vorstellung mit allgemeiner Enttäuschung.

— „Karl Heinrich“, der Held von Wilhelm Meyer-Försters reizvoller Erzählung, die in der Dramatisierung unter dem Titel „Alt-Heidelberg“ ihre Triumphe feiert, kommt jetzt auch auf der Bühne wieder zu seinem ehrlichen Namen.



Phot. John Thiele, Hamburg

Wasserschout Tetens †



Neue Uniform



Alte Uniform

Päpstliche Nobelgardisten

Professor Karl Larsen in Kopenhagen hat das Stück ins Dänische übersetzt, und unter dem ursprünglichen Titel wird es im dortigen Volkstheater zur Darstellung gelangen. Wie bekannt, ist die Urform der Dichtung, die Erzählung „Karl Heinrich“, bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart als Buch erschienen.

Höhe des Vogelfluges

Meist wird die Höhe, in der die verschiedenen Vögel fliegen, weit überschätzt. Man hört oft von Vögeln sprechen, die „Meilen“ hoch geflogen sind, uneingedenk der Thatsache, daß mit dem normalen Auge Vögel auf solche Entfernungen überhaupt nicht mehr wahrgenommen werden können. Luftschiffer haben bessere Gelegenheit, um exakte Beobachtungen zu machen, und einige dieser haben uns interessante Daten hierüber gegeben. So hat z. B. Hergesell von Straßburg einen Adler in der Höhe von 3000 Metern angetroffen, während er über 900 Meter hoch noch Störchen und einem Bussard begegnete. Ueber die Höhe des Lerchenfluges berichten drei Offiziere der königlich bayrischen Luftschifferabteilung von einer Freifahrt mit dem Ballon „München“: Wir hatten gegen ein Uhr mittags die Donau über der Befreiungshalle bei Kelheim überflogen und näherten uns mit gutem Winde um zwei Uhr Mitterau in der Oberpfalz. Plötzlich schien uns in der Höhe von 1900 Metern ein schwarzer Punkt in der Luft zu begleiten, der unsre Aufmerksamkeit auf sich zog. Wir dachten zuerst an eine etwa aus dem Korbe gefallene Meldekarte, die beim Fallen des Ballons gleiche Höhe mit uns hielt, ein Blick auf das Aneroid zeigte indessen, daß der Ballon nicht fiel, sondern stieg. Wir tauschten unsre Meinung über diese Erscheinung aus, als ein lautes, erschrecktes Gezwitscher uns darüber belehrte, daß wir eine Lerche vor uns hatten, die in der erstaunlichen Höhe von 1900 Metern durch unsern Ballon in Aufregung versetzt worden war.

Eine neue Karte des Mondes

Es giebt wenig astronomische Unternehmungen, die sich mit der neuen Mondkarte vergleichen lassen, die zurzeit von der Pariser Sternwarte aufgenommen und ausgeführt wird. Die Aufnahmen sind gänzlich unabhängig von allen früheren und in einer außerordentlichen Genauigkeit ausgeführt. Das Werk, das augenblicklich von den französischen Astronomen Loevy und Puiseux geleitet wird, setzt sich aus einer Unmenge einzelner Karten von großem Umfange zusammen und wird in absehbarer Zeit sein Ende erreichen. Immer wieder werden die früheren Aufnahmen durchgesehen und mit neuen verglichen, so daß auch der geringste Irrtum, der durch einen Plattenfehler oder durch Störungen in der Luft verursacht wurde, vermieden wird. Eines der Hauptergebnisse dieser neuen Aufnahme sind die sichersten Zeugnisse für die Veränderungen, die die Mondoberfläche ehedem erlitten hat. Durch ein eingehendes Studium aller Geländelinien sind die Pariser Gelehrten zu dem Schlusse gekommen, daß der Mond wenigstens sechs große, noch jetzt an den Spuren sichtbare Entwicklungszeiten gehabt hat. Dadurch wird der Grund gelegt zu einer urkundlichen Geschichte des Mondes und in der letzten Beziehung zu einer Vergleichung der Entstehung des Mondes mit der der Erde, wobei es sich herausstellt, daß der Mond in manchen Erscheinungen seine eignen Wege gegangen ist.

Zusammenhang zwischen Nasenatmung und geistiger Thätigkeit

Es ist eine den Spezialisten wie auch vielen Lehrern wohlbekannte Thatsache, daß durch Atemstörungen in der Nase Unfähigkeit bedingt wird, die Aufmerksamkeit längere Zeit auf einen bestimmten Gegenstand zu lenken. Ferner tritt auch die Schwierigkeit auf, neue Vorstellungen, besonders abstrakten Inhalts, aufzunehmen, zu verarbeiten und festzuhalten. Kasemann hat nun neuerdings in dem Heidelberger Institut von Professor Kräpelin die Frage des Zusammenhanges zwischen Nasenatmung und geistiger Thätigkeit experimentell untersucht und kommt dabei zu ganz interessanten Resultaten. Die Nase wurde bei den Versuchen durch einen Apparat künstlich verschlossen. Es ist aber nicht der Druck, den der Apparat in der Nase hervorruft, dem die ungünstigen Beeinflussungen



Phot Léon Bouët, Paris
Das russische Kaiserpaar auf der Jagd im Park von Livadia

zuzuschieben sind, da beim Druckreiz des Apparates ohne Behinderung der Atmung nur ein ganz geringer ungünstiger Einfluß auf die Rechenarbeit beobachtet wird. Dagegen wird durch die künstliche Behinderung der Nasenatmung das Festhalten äußerer Eindrücke in der Erinnerung deutlich erschwert, nicht aber die Aufnahme solcher Eindrücke. Vor allem erfährt jedoch die Rechenarbeit eine sehr erhebliche Erschwerung, die sich binnen einer Viertelstunde zu ihrer Höhe entwickelt und dann infolge der Gewöhnung langsam etwas abnimmt. Diese Erschwerung der Rechenarbeit gleicht sich nach Beseitigung des Hindernisses nur allmählich aus. Die Rechenarbeit geht wesentlich langsamer von statten als für gewöhnlich. Die Verstopfung scheint außerdem eine Neigung zu häufigeren Irrtümern zu bedingen; infolge der gleichzeitigen Verlangsamung der Arbeit werden aber diese Irrtümer eher gemerkt und so die Verbesserung der begangenen Fehler ermöglicht. Daher nimmt die Zahl der Verbesserungen an den Versuchstagen ganz erheblich zu.

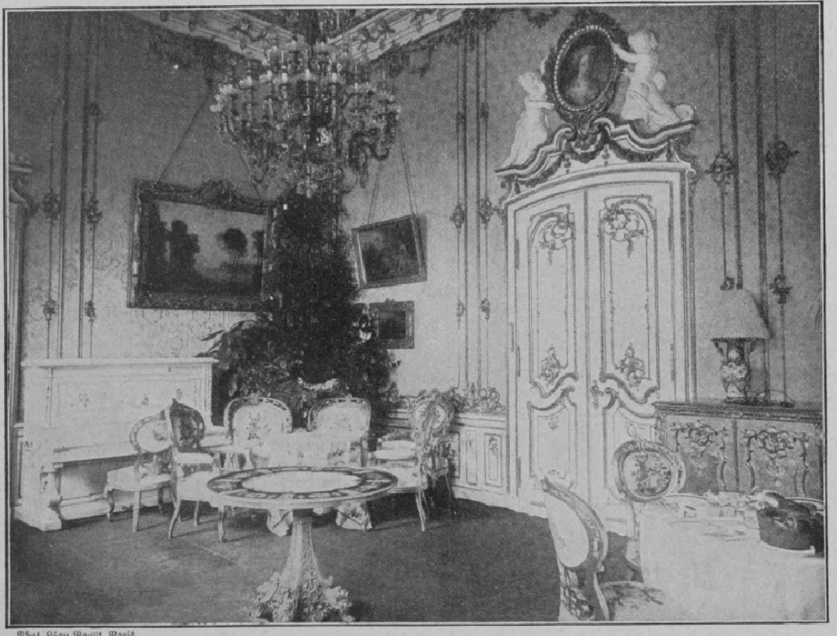
Totenschau

Mit dem am 15. Januar in Rom gestorbenen Kardinal Lucido Maria Parocchi ist eine der hervorragendsten Gestalten des Kardinalskollegiums verschwunden. Er gehörte noch zu den von Pius IX. ernannten Kardinälen, die den jetzigen Papst wählen halfen, von denen jetzt nur noch Kardinal Oreglia übrig ist; lange Zeit galt er neben Monaco Lavalletta für den am meisten in Frage kommenden „Papabile“ oder Kandidaten der Tiara. Der Kardinal war am 13. August 1833 geboren zu Mantua, das damals noch österreichisch war, und wurde 1857 zum Priester geweiht. Durch eifrige Studien am Kollegium Romanum in Rom hatte er sich ein ganz hervorragendes Wissen angeeignet. Nachdem er in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, ernannte ihn der Bischof zum Professor der Moral und Dogmatik an dem dortigen Priesterseminar, und daneben war Parocchi unausgesetzt litterarisch und in der Seelsorge thätig. Noch in jungen Jahren, am 27. Oktober 1871, wurde er Bischof von Pavia, doch verweigerte ihm die italienische Regierung das Exequatur. Das Gleiche geschah, als der Papst ihn am 12. März 1877 auf den Metropolitanstuhl von Bologna erhob. Am 22. Juni desselben Jahres wurde er Kardinal; als solchen berief ihn Pius IX. nach Rom und übertrug ihm die Leitung der Presse. 1884 wurde Parocchi zum Generalvikar von Rom ernannt, der den Papst in seiner Eigenschaft als Bischof von Rom zu vertreten hat; außerdem wurde er Unterdekan des heiligen Kollegiums und erlangte großen Einfluß in allen kirchlichen Angelegenheiten. Zuletzt fungierte er als Sekretär der Inquisitionskongregation und Vorsteher der Apostolischen Kanzlei. Er war einer der geistvollsten und gelehrtesten Kirchenfürsten und wegen seiner schlichten Freigebigkeit und Hilfsbereitschaft bei der römischen Bevölkerung sehr beliebt.

— Eine weit über Hamburgs Grenzen hinaus bekannte Persönlichkeit, Wasserschout A. F. Tetens, der Vorsitzende des dortigen Seemannsamtes, ist am 14. Januar ins Jenseits abgerufen worden. Tetens, ein Seemann von altem Schrot und Korn, war am 1. Juli 1835 in dem damals noch unter dänischer Hoheit stehenden holsteinischen Städtchen Wilster geboren und kam schon mit 15 Jahren als Schiffsjunge zur See. Seine erste Fahrt ging nach dem La Plata, die zweite nach Melbourne, beide auf deutschen Schiffen. Dann war Tetens auf Schiffen verschiedener Nationen thätig, namentlich englische und peruanische Reedereien wußten seine Umsicht und Entschlossenheit sowie seine gediegenen Kenntnisse zu schätzen. Sein englisches Kapitänspatent stammt aus dem Jahre 1861. Mit dem englischen Schiff „Acis“ besuchte er die Südsee und erwarb sich unter Kapitän Chaine eine so eingehende Kenntnis von Land und Leuten der dortigen Inselwelt, daß er, nachdem Chaine von Eingeborenen erschlagen worden war, an dessen Stelle treten konnte. Er weilte mehrere Jahre in jener paradiesischen Inselwelt, von Eiland zu Eiland Handelsgeschäfte betreibend. Nach der Heimkehr trat er mit der großen Hamburger Firma J. C. Godefroy & Sohn in Verbindung und ging, nachdem er 1865 das Hamburger Kapitänsexamen gemacht hatte, mit der Godefroyschen Brigg „Vesta“ zur Anknüpfung neuer Handelsgeschäfte nach den Karolinen- und Palau-Inseln hinaus. Sein fünf Jahre währender Aufenthalt auf diesen Südsee-Eilanden ist für die Handelsbeziehungen Hamburgs von weittragender Bedeutung geworden. Durch einen verfrüht losgegangenen Flintenschuß wurde ihm das linke Bein zerschmettert, das dauernd verkrüppelt blieb. Am 1. Juni 1870 wurde Tetens laut Beschluß der Deputation für Handel und Schiffahrt zum Wasserschout (sprich: -schaut) von Hamburg ernannt. Dieses Amt, das die Beaufsichtigung der An- und Abmusterung der Schiffsmannschaften und gewisse polizeiliche Befugnisse mit Bezug auf die Seeleute der Handelsmarine, sowie die Vorstandschaft des Seemannsamtes umfaßt, hat er bis zu seinem Tode in treuer Pflichterfüllung verwaltet.

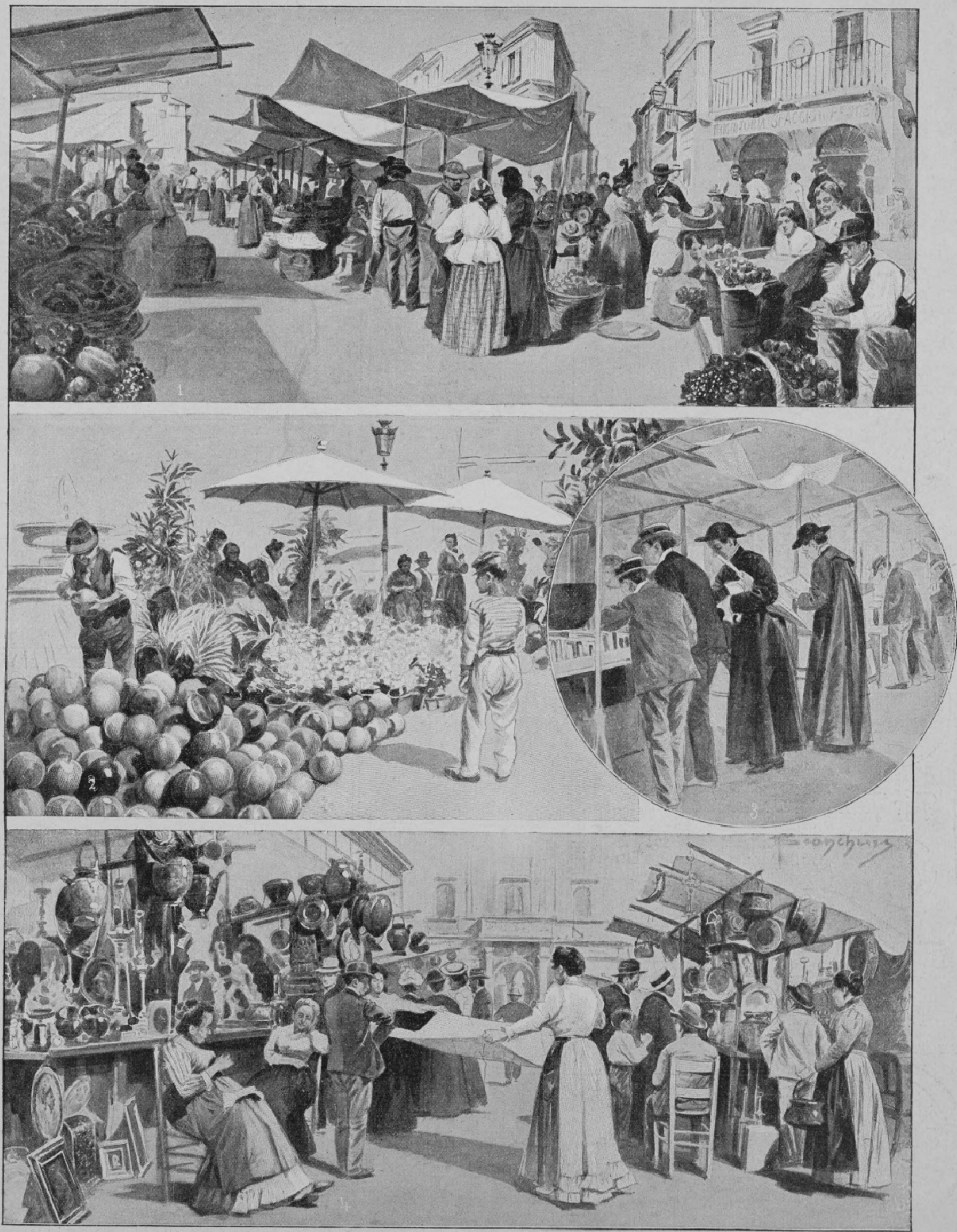
*

Hofgartendirektor Hermann Wendland, 77 J., † 12. Jan., Herrenhausen bei Hannover. — Dr. Eduard Schunck, bek. Chemiker, 83 J., † 13. Jan., Manchester. — Wirkl. Geh. Oberjustizrat Dr. Karl Rocholl, 82 J., † 14. Jan., Naumburg a. S. — Ingenieur Goubet, Erfinder der nach ihm benannten Unterseeboote, 60 J., † 15. Jan., Paris. — Dr. Hermann Scherer, bek. Journalist, 86 J., † 15. Jan., Rom. — Hofrat Dr. Albert Wittstock, bekannt durch Schriften auf den Gebieten der Pädagogik und der Sprachlehre, 66 J., † 16. Jan., Leipzig. — Anna Bäckers, einst beliebte Possensoubrette, 44 J., † 16. Jan., Berlin. — Heinrich Oppert, unter dem Namen Oppert von Blowitz langjähriger Korrespondent der „Times“, 78 J., † 18. Jan, Paris. — Geh. Finanzrat Emil Riemann, erster Direktor der Koburg-Gothaischen Kreditgesellschaft, † 18. Jan., Koburg. — Damad Mahmud Pascha, Führer der türkischen Reformpartei, Schwager des Sultans Abdul Hamid, † 18. Jan., Brüssel. — Geschichtsmaler Emanuel Liska, 51 J., † 18. Jan., Prag. — Musikdirektor und Komponist Friedrich Rosenkranz, 85 J., † 18. Jan., Heidelberg. — General der Kavallerie Freiherr Ludwig von Salmuth, 82 J., † 19. Jan., Schöneberg. — Graf Erwin Schönborn-Buchheim, Chef der böhmischen Linie dieses Hauses, 61 J., † 20. Jan., Schönborn in Böhmen.



Phot. Léon Bouët, Paris
Der kleine Saal im Winterpalais zu Petersburg, wo der deutsche Kronprinz vom russischen Kaiserpaare empfangen wurde

 — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten



1. Gemüse- und Obststände — 2. Blumen und Melonen — 3. Beim Antiquar — 4. Händler mit Hausgerät und Altertümern

Der Markt auf dem Campo dei Fiori in Rom (Text umstehend)

Nach Zeichnungen von A. Bianchini

Der Markt auf dem Campo dei Fiori in Rom

(Zu den Abbildungen auf vorhergehender Seite)

In dem modernen Rom ist die Hauptstraße die von den Diocletiansthermen im Nordosten bis zur Piazza Venezia reichende Via Nazionale mit ihrer Fortsetzung durch den Corso Vittorio Emanuele, der unweit der Engelsbrücke auf den Tiber ausmündet. In dem Stadtviertel südlich des Corso Vittorio Emanuele liegt als einer der Mittelpunkte des gewerblichen Verkehrs der Siebenhügelstadt die Piazza Campo dei Fiori (nicht: di Fiore, wie man vielfach irrtümlich angegeben findet). Dieses „Blumenfeld" soll seinen Namen von den Blumenspielen führen, die eine Römerin in mittelalterlicher Zeit angeblich dort veranstaltete; heute bildet es die Stätte, wo an jedem Mittwoch der Obst-, Gemüse- und Blumenmarkt, verbunden mit einem Kram- und Trödelmarkt abgehalten wird. Früher fanden diese Märkte auf der Piazza Navona, nördlich vom Corso Vittorio Emanuele, statt; seit dreißig Jahren etwa aber wurden sie auf den Campo dei Fiori verlegt, der einst als Hinrichtungsstätte diente; auch der berühmte Philosoph Giordano Bruno ist hier verbrannt worden. Sein von Ettore Ferrari modelliertes ehernes Standbild erhebt sich seit 1889 auf der Stelle, wo am 17. Februar 1600 der Scheiterhaufen loderte. Man gelangt vom Corso Vittorio Emanuele zum Campo dei Fiori über die schmale Piazza della Cancellaria mit der berühmten, im Stil der Bramanteschen Frührenaissance ausgeführten Cancellaria, vorüber an der Kirche San Lorenzo in Damaso. Auf dem langgestreckten Platze erheben sich die Stände der Gemüse- und Obstverkäufer, der Blumen- und Melonenhändler. Ihnen schließen sich die Buden der Antiquare oder „fliegenden Buchhändler" an, sowie Krambuden für Hausrat, Schnittwaren u. s. w., und die Reihen der Händler mit Antiquitäten aller Art erstrecken sich bis vor die Fassade des Palastes der Cancellaria, in dem einst der große Archäologe Winckelmann ein paar Jahre als Gast des Kardinals Archinto gewohnt hat. Vom frühen Morgen an herrscht ein lebhaftes, geschäftiges Treiben vor all diesen Verkaufsständen. Auch die Fremden stellen sich zahlreich ein und machen namentlich bei den Antiquitätenhändlern, die billigere Preise haben als ihre Kollegen in der Via Condotti oder Balbiuno, gern Einkäufe, um eine Hermesstatuette, eine Messinglampe antiker Form, ein Papiermesser mit Mosaikgriff, eine Kamee oder dergleichen als echtrömische Andenken heimzubringen. Es bestehen besondere Fabriken, in denen dergleichen „Antiquitäten" jahraus jahrein eigens für die „forestieri" neu hergestellt werden. Jedenfalls bietet aber das bunte Marktgetümmel auf dem Campo dei Fiori dem Fremden Gelegenheit, noch einen der immer weniger werdenden Reste originell römischen Lebens mit eignen Augen zu sehen und dem Gedächtnis einzuprägen.

Briefmappe

H. O. M. Verbindlichen Dank, aber leider nicht verwendbar. Behufs Rücksendung bitten wir um genaue Angabe der Adresse.

L. H. in New York. Wir halten den Versuch für aussichtslos, da der deutsche Büchermarkt mit solchen Schriften bereits überfüllt ist. Jedenfalls würde für derartige Uebersetzungen ein so geringes Honorar gezahlt werden, daß es der Arbeit nicht verlohnte.

M. F. in N. Die „Neue Südwestafrikanische Siedelungsgesellschaft" betreibt die Ansiedelung von ca. 16 Buren und weiterhin auch von Reichsdeutschen in Deutsch-Südwestafrika. Der Prospekt ist von hervorragenden Männern, unter andern Geheimrat von Bergmann, Professor Hasse, Professor Siemering, Freiherrn von Thüngen, zur Zeichnung empfohlen. Das Auswärtige Amt hat sich bereit erklärt, 180000 Hektar Land zu ℳ 0.50 per Hektar zur Verfügung zu stellen, sobald das Betriebskapital von ca. ℳ 400000 gedeckt ist. Die Versendung des Gesellschaftsvertrages und der Anmeldungen zu Zeichnungen von mindestens ℳ 500 für jeden Anteil übernehmen die Geschäftsführer Dr. E. Th. Förster und Andrieas de Wet in Groß-Lichterfelde bei Berlin, für Süddeutschland und Oesterreich auch die Deutsche Buren-Centrale, München 23. Da die betreffenden Buren vollkommen sachverständige Farmer sind, bietet sich Gewähr für rationelle Kolonisation in Deutsch-Südwestafrika.

Frau Emilie Z. in Prag. Jene Angabe ist zweifellos viel zu gering: die Wissenschaft kennt und nennt ungefähr 400000 Tierarten, während sie kaum 150000 Pflanzensorten aufzuzählen vermag. Die Insektenwelt allein liefert gegen 280000 Arten, darunter 120000 Käfer; von Vögeln kennt man 13000 Arten, von Fischen 12000 und von Reptilien 8300. Weiter kennt man 1300 Amphibienarten, 20000 Spinnen, 50000 Mollusken, 8000 Würmer u. s. w.

B—n in D., M. F. in O. Mit Dank abgelehnt.

Silbenrätsel

„Ich hätte gern den Herrn gekannt,
Den heut ich traf auf meiner Reise;
Er war so vornehm und gewandt
Und sicherlich aus bestem Kreise.

Er blickte mich so forschend an —
Mein erstes Paar konnt' es nicht wehren —
Ich fühlte seiner Augen Bann
Und lauschte schweigend seinen Lehren.

Er sprach von Kunst und Poesie,
Von großen Männern, wie vom Ganzen,
Sprach vom Charakter, vom Genie,
Vom Schlittschuhlaufen und vom Tanzen.

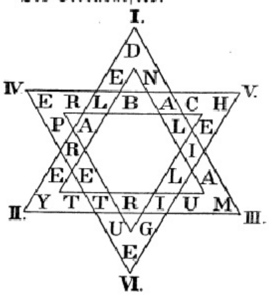
Ist er Gelehrter? Diplomat?
Ein letztes Paar mit andrer Mitte?
Gern möcht' ich's wissen in der That;
Weißt du's nicht, liebe Doppel-Dritte?" B.

Rätsel

Kennt ihr den See, den einst ich sah?
Wie glänzt er doch! Das Ende da!
Der Anfang gar!
Wie schön er war! E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 400:

Des Rätsels: Bin—gen.
Des Sternrätsels:



Richtige Lösungen sandten ein: „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst (4); Frl. Else Förster in Pirna a. d. E; „Süddeutsche" am Klingelpütz in Köln a. Rh. (5); Joh. P. Stoppel in Hamburg; Frl. Anna Catharina von Ferber, Rittergut Melz; H. Steinmüller in Breslau (3); Otto Scherer in München; Frau G. Bernhardi in Budapest (5); Ernst Zimmermann in Frankfurt a. M.; Frau Olga Kühn in Wien; P. Richter in Basel; Fritz Menne in Leipzig (4); A. Friedländer in Hannover; Frl. Ottilie Fluß in Warschau (3).

Schachbriefwechsel

Dr. E. L. in Graz. Nr. 11 lösten Sie richtig. Wir möchten aber doch bitten, wenigstens uns gegenüber die Anonymität aufzugeben.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: A. Wremest in Charkow zu Nr. 1, 2, 3; August Höse in Bialystock zu Nr. 6, 7, 8, 9; Hugo Sackowski und Napoleon Mietiedewicz ebendaselbst und Felix Kirn in Friedrichshafen zu Nr. 8.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Vor andern Desinfektionsmitteln hat das Lysoform den Vorzug, daß es keinen unangenehmen penetranten Geruch ausströmt. Man erhält das allgemein beliebte Mittel in jeder Apotheke und Drogerie in Originalpackungen von 65 Pfg. an. Jeder Arzt wird auf Befragen die Anwendung des Mittels empfehlen. Es wirkt stark desinfizierend, und seine Lösungen sind nicht nur selbst geruchlos, sondern beseitigen jeden üblen Geruch. Ferner ist Lysoform infolge seines hohen Seifengehaltes ein vorzügliches Fleckreinigungsmittel, das in keiner Weise die Stoffe angreift.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile ℳ 1.80 Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123

Über Land und Meer

Nr. 20

89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Für die Krone

Roman von Richard Voß

VI

Sie fing es listig genug an, die verlassene Königsfrau.

Nie würde sie — das wußte der Mann, der sie liebte — Hand an sich legen, ehe sie das Kind geboren hatte. Erst nachdem sie ihrem Kinde das Leben gegeben, würde sie selbst das ihre auslöschen — wenn es bei der Geburt des Kindes der Himmel nicht that. Er wußte, daß sie darum den Himmel anflehte mit jedem Gedanken bei Tag und Nacht.

*

Das alles sagte er mir später, viel später.

Es kamen schöne Tage. Auf der Seealp schmolz der Schnee fast über Nacht, und kaum war er fort, so quoll der fahle Rasen förmlich über von den ersten Frühlingsblüten, von weißen, gelben und violetten Krokussen. Das letzte Eis auf dem See zerging, und es konnte auf den neuen Kähnen übergeschifft werden.

Nur Gebhardt sollte Judika auf den Alphof begleiten. Alles, was königliches Gesinde und königliches Eigentum war, wollte des Königs verlassene Frau zurücklassen. Darin blieb sie fest.

Sie bereitete sich zur Abfahrt.

Sie nahm dieses Buch, meine Bekenntnisse, legte es in die Kassette, verschloß sie, zog den Schlüssel ab, als hätte ich ihn im Schlosse niemals stecken lassen, als hätte sie das Buch, darin die Spuren ihrer Thränen als ihre heimlichen



Armenische Teppichhändler

(Zu dem Artikel: „Die Teppichindustrie im Kaukasus und in Transkaspien", Seite 448)

Verräter zurückblieben, gar niemals gelesen — und stellte die Kassette an ihren Platz auf den Schreibtisch. Den Schlüssel nahm sie mit sich fort. Vielleicht warf sie die Goldkette bei der Abfahrt in den See, wo er am tiefsten ist.

Nachdem sie mir diesen heiligen Liebesdienst erwiesen, schiffte sie sich mit Gebhardt ein.

Er hatte für sie im Nachen einen bequemen Sitz herrichten lassen, auf dem sie thronte, eine Königin der Verlassenheit und des Schmerzes. So zog sie die nämliche Wasserstraße dahin, auf der ich in der Föhnnacht meine Königsfahrt hielt. Sie aber umstrahlte der Glanz eines wolkenlosen Frühlingshimmels, zu dem ihre Seele unaufhaltsam emporstrebte.

Gebhardt saß ihr gegenüber, und sie plauderte mit ihm von vergangenen Zeiten: von dem Sommertag, an dem er mit mir das erste Mal auf den Alphof gekommen war, und wie sie mich gleich beim erstenmal über alles lieb gewonnen hatte, ohne zu bedenken, daß sie mit mir nicht zusammen kommen konnte, da das Wasser viel zu tief war.

Das war ihr erst in den Sinn gekommen, als es bereits — zu spät gewesen. Nein, nicht zu spät! Der Geliebte hatte das viel zu tiefe Wasser überbrückt. Was konnte er dafür, daß die Brücke einstürzte, weil der Abgrund weit und weiter auseinanderbarst! Es war schön gewesen, als sie an seiner Hand über den schwankenden Steg geschritten, sich wie eine Schwebende fühlend. Und sie plauderte von den ersten glückseligen Monaten, die sie mit mir und ihm in dem weißen Hause über dem azurblauen Meere unter Palmen und Blumen zugebracht hatte. Seltsam, daß sie sich damals bisweilen nach dem einsamen Alphof und den winterlichen Bergen gesehnt: aus all der Frühlingspracht und dem Liebesglück heraus, weit hinweg! . . . Recht thöricht war sie auch bei dem Ausfluge nach St. Hospiz gewesen, wo sie bei dem Anblicke des mit weißen Narzissen überschütteten Grabes auf dem kleinen, verlassenen und verwilderten Kirchhof hatte wünschen können, so möchte einmal auch sie begraben liegen, unter weißen Blumen, am Meeresstrand . . . Und wie schön der Besuch bei der kranken, traurigen, gütigen Königin, die sie ihres Geliebten Lebensglück genannt, das er fest, fest halten sollte. Eine kurze Stunde sein Glück gewesen zu sein, sei eines langen Lebens voller Leiden wert.

So plauderte die kleine Judika auf ihrer letzten Fahrt. Und der Mann, der sie mehr als sein Leben liebte, saß ihr gegenüber, hörte ihr zu und wußte, daß sie sterben wollte, sterben würde.

Und er mußte sie sterben lassen!

*

An das jenseitige Ufer hatte Gebhardt einen Tragsessel und Leute bestellt; denn für Judikas Zustand war der Weg zum Alphof hinauf zu weit und zu beschwerlich. Sie wollte sich jedoch nicht tragen lassen, wußte so herzlich zu bitten, so lieblich zu überreden: der Weg sei durchaus nicht zu steil, die Wanderung werde für sie, also auch für das Kind, nur gut sein, daß Gebhardt die Männer mit dem Sessel folgen ließ, damit sie gleich bei der Hand seien, sowie Judika die leiseste Ermüdung verspürte.

Also trug sie ihren gesegneten Leib durch den Glanz des Frühlingstags zur Höhe empor, deren lichte Region ihre Heimat war.

Wie eine Heimkehrende freute sie sich bei jedem Schritte höher aufwärts. Die Amseln flöteten ihre ersten Lieder, und die ersten gelben und roten Schmetterlinge flatterten im Sonnenschein, der sich wie ein goldenes Gewand um sie legte. Fräulein Fritz wußte die Stunde ihrer Ankunft, kam ihr entgegen und erschrak, als sie sie zu Fuß kommen sah. Aber Judika lachte sie aus, war bester Dinge und wollte nicht die mindeste Müdigkeit fühlen. Da das gute Fräulein Fritz sich scheute, meinen Namen auszusprechen, so that sie es.

„Was sagst du nur dazu, daß er König ist? Denke doch: König! Ich bin so stolz für ihn, bin so glücklich. Denn auch der Graf sagt, jetzt gebe es für ihn keine Gefahr mehr . . . Weißt du, was ich glaube? Es gab überhaupt niemals eine Gefahr. Wir haben sie uns nur eingeredet. Er selbst hat sich eingebildet, unheilbar krank zu sein. Was muß er gelitten haben! Es läßt sich nicht ausdenken. Aber jetzt ist es vorbei; jetzt wird alles gut . . . Du kannst dir nicht vorstellen, wie glücklich ich bin. Ich wollte nur, daß er es wüßte."

Nur damit ich erfahren sollte, mit welchem Glück sie für mich in den Tod ging, sprach sie in dieser Weise von sich selbst.

Und wie eine Heimkehrende wurde sie auf dem Alphof empfangen. Knechte und Mägde standen vor dem Hause. Als würde auf dem Alphof Hochzeit gehalten, schossen die Burschen ihre Büchsen ab; und Burschen und Dirnen jauchzten, wie auf der ganzen Welt nur dort droben gejauchzt werden kann.

Unter dem Gesinde stand ein junges Weib, das gekommen war, um Judika zu Hause willkommen zu heißen. Einen blondhaarigen blauäugigen Buben hatte die Frau auf dem Arm, einen blondhaarigen blauäugigen Buben führte sie an der Hand; und das große Büblein hielt Judika einen Strauß goldgelber Aurikeln entgegen.

Es war das Weib des Loisl und das Büblein das Kind, mit dem Judika unter dem blühenden Apfelbaum gespielt hatte. Auf der Schwelle ihrer Heimat kniete sie hin und preßte den Knaben an ihre Brust.

Alles hat Gebhardt mir später, viel später erzählt.

*

Sie bewohnte wieder ihr Mädchenzimmer mit den blendend weißen Wänden, den blendend weißen Fenstervorhängen und dem schneeigen Bettlein. In diesem Raume stand die silberne Wiege, die aus der Hauptstadt bereits angelangt war. Denn es war eines Königs Kind, das dort droben in der Nähe der Alpengipfel geboren werden sollte.

Neben Judikas Zimmer sollte die weise Frau wohnen. Ein Arzt sollte kommen; und, da die Mutter zart war, zu zart, um selbst ihrem Kinde Nahrung zu geben, wurde auf dem Alphof eine Amme erwartet. Die silberne Wiege ließ Judika aufstellen. Aber alle die andern Herrlichkeiten, aus Musselin, Spitzen und Seide, die für das Kind eintrafen, wurden fortgethan; denn ein jedes Stück, dessen das Kind in seiner ersten Lebenszeit bedurfte, hatte die Mutter selbst genäht, gehäkelt und bestickt — in den vielen einsamen Wintertagen auf der Seealp. Aber über die glanzvolle Wiege freute sie sich und ließ sie dicht neben ihr Bett stellen.

Sie fühlte sich gar nicht recht wohl, wollte es jedoch nicht wahr sein lassen und duldete nicht, daß der Arzt und die beiden Frauen schon jetzt gerufen wurden. Anfang Juni erst erwartete sie ihre Stunde, und es war noch nicht Mitte Mai. Sie hatte also noch Zeit genug, über die Pracht der Wiege sich zu freuen, von Fräulein Fritz sich auf Händen tragen zu lassen, Gebhardt, der als Freund auf dem Alphof blieb, dankbar anzulächeln und gegen jedermann holdselig zu sein.

Als der Apfelbaum bei der Weißdornhecke zu blühen begann, brachte sie jede schöne Stunde unter ihm zu. Aber sie wollte auf der unbequemen harten Bank sitzen und bat, man möchte sie unter dem Baume allein lassen. Nur der älteste Knabe des Loisl durfte ihr dort Gesellschaft leisten, und das Jauchzen des Kindes schallte oft bis zum Hause hinüber.

Am fünfundzwanzigsten Mai gebar Judika einen toten Sohn. Die Mutter blieb am Leben.

VII

Fräulein Fritz bettete den totgeborenen Königssohn in die silberne Wiege neben dem schmalen Bettlein seiner Mutter, deckte ihn mit ihrem feinsten selbstgesponnenen und selbstgewebten Linnen zu und streute die ersten roten Nelken von dem Christusbilde darüber. Wundersamerweise kam der Knabe mit weit offenen Augen von der Farbe der väterlichen Augen zur Welt. Auf seiner winzigen Stirn, zwischen beiden Brauen, soll er eine Falte gehabt haben, wie ein Wundmal so blutrot und tief.

Judika lag in schweren Leiden, that keinen Klagelaut, flehte im Herzen den Himmel an, sie zu erlösen. Dasselbe Gebet hatten für die junge Mutter voll heißer Inbrunst zwei andre Herzen.

Sie bat in rührenden Worten ihrem „teuren König" mit ihrem innigen Liebesgruß möglichst schonend von dem Geschehenen Mitteilung zu machen und ihm zu sagen, ihr selbst gehe es gut, recht gut gehe es ihr. Der Bote, der die Depesche hinabtrug, sollte aus der nächsten Ortschaft den Arzt mitbringen. Aber wenn der Mann auch noch so sehr eilte, konnte er vor dem Morgen mit dem Doktor nicht auf dem Alphof sein.

Fräulein Fritz nahm alle ihre Kraft zusammen, beugte sich über die Leidende und fragte sie, ob sie nicht nach einem Priester verlange. Denn sie wußte, daß Judika eine fromme katholische Christin war und daß sie sterben wollte — sterben würde. Und das sollte sie nicht, ohne zuvor das letzte Sakrament empfangen zu haben, das sie wunderbar stärken und trösten würde.

Aber Judika lächelte sie an:

„Ach nein, schicke nicht nach dem guten geistlichen Herrn. Er ist alt, und der Weg herauf wäre für ihn gar so mühselig. Ich leide etwas Schmerzen; aber daran stirbt der Mensch nicht gleich. Bitte, bitte, lasse für mich ja nicht den Priester kommen."

Fräulein Fritz begab sich hinunter zu Gebhardt und besprach sich mit ihm. Aber auch der Freund meinte: „Keinen Priester! Wozu bedarf sie einer letzten Vergebung ihrer Sünden? Sie, die sündenlos ist." Fräulein Fritz hielt im Nebenzimmer die Nachtwache. Die Thür stand weit offen. Die treue Wärterin konnte von ihrem Platz aus Bett und Wiege sehen. Nur das ewige Lämplein brannte vor einem Muttergottesbild an der dem Lager gegenüberliegenden Wand.

Judika hatte die Augen offen und hielt sie unverwandt auf das Bildnis der heiligen Jungfrau gerichtet; eine schmerzensreiche Mutter der andern ins Gesicht schauend.

Gegen Mitternacht schloß die Wöchnerin ihre Augen. Sie schien eingeschlummert zu sein. Leise stand Fräulein Fritz auf, begab sich aus dem Zimmer und hinunter in die große Stube, wo Gebhardt aufgeblieben war, und sagte: „Sie ist eingeschlafen."

„Gott sei Dank!"

„Nicht für ewig eingeschlafen."

„O!"

„Ein fester Schlaf kann für sie Leben und Rettung bedeuten."

„Verhüte es der Himmel."

„Und was dann, wenn sie erwacht und fühlen sollte, daß sie am Leben bleiben wird?"

„Dann —"

Er beendete den Satz nicht; aber Fräulein Fritz verstand ihn. Eine lange Weile saßen sie stumm nebeneinander. Plötzlich sagte die Frau leise: „Sie ist in ihrem Leben doch glücklich gewesen."

Gebhardt erwiderte: „Glücklich wird sie auch im Tode sein; denn sie darf für ihre Liebe sterben."

Und wieder schwiegen beide eine lange Weile, bis Gebhardt aufstand und sagte: „Jetzt gehen Sie zu Bett und lassen mich oben wachen."

„Nein, nein."

„Wenn ich Sie aber bitte?"

„Auch dann nicht."

„Also wollen Sie mir nicht gönnen, daß ich noch einmal —"

Sie fiel ihm ins Wort: „Gehen Sie hinauf zu ihr."

„Ich danke Ihnen."

Sie standen einander gegenüber und sahen sich an. Dann gab Fräulein Fritz dem Grafen die Hand und ging schweigend hinaus.

Nun hielt Gebhardt die Nachtwache.

*

Er stand in der offenen Thür und schaute hinüber zu der jungen Mutter, die mit geschlossenen Augen in dem schmalen weißen Bettlein lag, neben sich die Königswiege. Das kleine Gemach wurde jetzt von einem wahren Glorienschein erfüllt, als befände sich auf dem Lager eine Verklärte, von der aller Glanz ausging. Der Mond war aufgegangen und ließ sein Licht hineinfluten, das



Photographie-Verlag von Viktor Angerer in Wien

Eine Frage

Nach dem Gemälde von J. Hamza

matte Glühen des Lämpleins vor dem Marienbilde gleichsam auslöschend.

Immer noch stand Gebhardt in der offenen Thür, schaute hinüber nach dem lichten Lager und lauschte dabei auf die Stimmen der Nacht. Ein Kauz klagte im nahen Bergwald; der Hof-Hofhund heulte einmal kläglich auf; im Stalle regte sich das Vieh.

Plötzlich schlug Judika die Augen auf.

Sogleich trat ihr Wächter lautlos zurück in das Nebenzimmer, zu einem Platze schleichend, von dem aus er alles beobachten konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Weit offenen Augs lag sie da. Er hörte sie flüstern. Zu beten schien sie. Dann rief sie mit ihrer süßen Stimme: „Tante Fritz!"

Er antwortete nicht. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Auch als sie das zweite Mal rief, blieb er stumm. Er gewahrte nur, daß sie sich mit Anstrengung aufrichtete und in das Nebenzimmer blickte. Vom Bett aus konnte sie sehen, daß der Stuhl, auf dem Tante Fritz gesessen hatte, leer war. Ihn gewahrte sie nicht.

Was aber that sie jetzt? Sie stand auf. Das konnte — das mußte ihr Tod sein!

Gebhardt wollte sie anrufen, aber unsichtbare Hände schienen gewaltsam seinen Mund zu verschließen. Er wollte zu ihr, aber seine Füße waren wie am Boden gefesselt.

Plötzlich wußte er, was sie thun wollte, und — er ließ sie es thun. Ihr zuliebe!

*

Im langen, leichten Hemdlein stand sie da; mit bloßen Füßen inmitten des Mondglanzes. Sie konnte sich kaum aufrecht halten. Doch sie wollte nicht umsinken. Aufstehen und wandeln wollte sie. Er hörte sie ein Stöhnen ersticken, sah die schwankenden Schritte zur Wiege treten, darüber sich neigen und den kleinen Leichnam enthüllen.

Behutsam, als lebte es, hob sie das tote Kind auf, preßte es an sich, stand mit ihrem Kinde an der Brust eine Weile da — legte das Kind dann wieder in sein Bettlein, deckte es weich und warm zu, trat zurück, schickte sich an, das Zimmer zu verlassen: im leichten Hemde, mit bloßen Füßen.

Sie betrat das Nebengemach, wo ihr Freund verborgen stand, unfähig, einen Laut auszustoßen, eine Bewegung zu thun. Hart an ihm vorüber schritt sie schleppenden, schleichenden Ganges hinaus. Er hörte, wie sie die Treppe hinabstieg, wie sie auf den Flur ging, wie sie die Hausthür öffnete und das Haus verließ. Den Hofhund hörte er anschlagen, und er hörte, wie der Hund plötzlich ein Freudengeheul ausstieß. Gleich darauf klang es jedoch winselnd, wie wimmernd.

Eine kleine Weile wartete er noch. Dann entriß er sich gewaltsam seiner Erstarrung und schlich ihr nach, die aufgestanden und hinausgegangen war, um ja einen sicheren Tod zu finden. Niemand im Hause war erwacht; niemand sah sie auf ihrem Todeswege; niemand konnte sie davon zurückhalten, konnte sie retten. Niemand, außer ihm ...

Vor sich sah er sie schleppenden, schleichenden Ganges hinschreiten im weißen Mondschein, über die taufeuchte Wiese, einem Nebelstreif gleich.

Der Hund begleitete sie.

Aber das treue Tier sprang nicht voll unbändiger Freude um die Herrin, sondern schlich leise winselnd ihr nach, gerade als wüßte er's.

Gebhardt folgte ihr, sich wundernd, daß ihre Füße auf der schimmernden Wiese eine dunkle Spur zurückließen. Bisweilen drohten die Kräfte sie zu verlassen, bisweilen schien sie zu straucheln und zu sinken. Aber immer wieder setzte sie ihren Weg fort. Bis zu der Waldwiese ging sie, im leichten Hemde, mit bloßen Füßen. Ihr Tod mußte es sein!

An der Stelle, wo die alte Riesenfichte gestanden, darunter sie bei dem Gewitter hatte sterben wollen, brach sie zusammen. Sie hatte sicher geglaubt, die Kraft zu besitzen, den Weg bis zum Hause wieder zurück zu gehen, sich, ohne von einer Seele bemerkt zu werden, wieder zu Bette zu legen, wo man sie dann am Morgen tot gefunden hätte.

*

Später, viel später hat Gebhardt mir alles erzählt. Und erzählt hat er mir, daß ihr Todesweg auch für ihn ein solcher war. Einmal warf er sich hin und drückte sein Gesicht in das nasse Gras, darüber sie geschritten war, biß hinein, denn er fühlte, daß er laut aufschreien müßte vor Jammer und Qual. Und das würde Judika erschreckt haben.

Als er einige Augenblicke nach ihr auf die Waldwiese gelangte, sah er sie bei dem verkohlten Baumstumpf liegen und den Hund neben ihr kauern. Er stürzte zu ihr, hob die Entseelte auf, trug sie zum Alphof zurück, legte sie auf das Bett, hielt dort Totenwache — er allein!

Seine einsame Totenwache war der Lohn, den er sich selbst gab für seine Liebe bis zum Grabe und darüber hinaus.

*

Zwölf Stunden nach der Anzeige von der Geburt eines toten Sohnes wurde mir von meinem ehemaligen Adjutanten der Tod meiner Frau mitgeteilt: die Mutter sei dem Kinde nach im Wochenbette gestorben. Mein ehemaliger Diener fragte bei Seiner Majestät „unterthänigst" an: ob Mutter und Kind zusammen bestattet werden dürften?

Ja, zusammen.

Ob die Bestattung auf der Seiner Majestät bekannten Waldwiese stattfinden dürfe?

Mit Genehmigung der Kirche — ja.

Ob Seine Majestät persönlich dem Begräbnis von Gattin und Sohn beizuwohnen gedächten?

Nein — Seine Majestät gedachten nicht.

Aber Seine Majestät sandten die herrlichsten Blumen, die Seiner Majestät ehemaliger Adjutant in des Königs Namen an dem gemeinsamen Grabe von Mutter und Kind niederlegen sollte; Seine Majestät schickten den Erzbischof in eigner Person, um den Platz auf der Waldwiese zur christlichen Grabstätte zu weihen; und Seine Majestät befahlen, daß über dem einsamen, waldumrauschten Grabe unter den Alpengipfeln ein Mausoleum aus weißem Marmor sich erheben sollte.

Denn Seine Majestät wünschten Weib und Sohn königlich bestattet zu wissen — wenn der König auch nicht selbst kommen konnte, um seine Toten begraben zu helfen. Er hatte andres und größeres zu thun: ein ganzes Volk zu beglücken!

*

Zu beglücken —

Ich hatte ein liebe- und glaubensseliges junges Weib nicht beglücken können und sollte nun ein ganzes Volk beglücken müssen, dessen Liebe und Glaube bei einem toten Herrscher waren. Denn das mußte ich mit jedem Tage, mit jeder Stunde mehr und mehr erkennen: der Pistolenschuß, der meinem Bruder verwehrte, die Kriegserklärung zu unterzeichnen, um seinem Lande die Greuel eines Verzweiflungskampfes zu ersparen — dieses schwache, von niemand gehörte Geräusch hallte in der Volksseele als himmlischer Posaunenton nach, dem Lande die Seelengröße seines im Leben nicht erkannten Königs verkündend.

Vergessen war von Regierung und Volk, daß sie selbst den Krieg leidenschaftlich begehrt, daß sie selbst den unglücklichen Monarchen ungestüm zum Kriege gedrängt hatten. Sie sahen in dem einsamen Sterben ihres Königs am Schreibtische einen Heldentod für das Vaterland, wie einen solchen von ähnlicher tragischer Größe kein Held der Geschichte auf dem Schlachtfelde gefunden; und das Blut, das die nicht unterzeichnete Kriegsurkunde befleckt hatte, bildete über dem Haupte des Verblichenen eine Gloriole.

Die Regierung beschloß, dem toten Herrscher solle der Ehrenname des „Guten" beigelegt werden, und im Volke wurden Sammlungen für ein gewaltiges Nationaldenkmal veranstaltet, dazu die ärmste Witwe ihr Scherflein beitrug. Ich aber, der Lebende, wurde mit jedem Tage, mit jeder Stunde mehr und mehr von Eifersucht auf den vergötterten Toten verzehrt. Mit ihm, der sich selbst jeglichen Kampfes enthoben hatte, mußte ich Tag für Tag, Stunde für Stunde kämpfen. Und es war ein Kampf auf Leben und Tod; denn es war ein Kampf um die Liebe und den Glauben des ganzen Volkes, also um Sein oder Nichtsein.

Als ich bereits wähnte, allein durch meine Erhebung zum König gesiegt zu haben, begann erst das Ringen. Aber ich wollte nicht erliegen! Und noch ein andrer grimmiger Streit nahm erst jetzt seinen Anfang: der gegen mich selbst und gegen alle die dunkeln Gewalten in mir.

Wollte ich den mächtigen Toten bezwingen, so mußte ich zuvor über mich selbst triumphiert haben; meinen wütenden Neid mußte ich überwinden, meine wilde Eifersucht totschlagen! Ich mußte meinen Bruder in seinem Grabe lieben, verehren, bewundern können — dankbar mußte ich ihm sein. Es war schwer; doch es war nicht das Schwerste.

In keiner Weise zu einem zukünftigen Herrscher erzogen, in jeder Weise dazu veranlagt, ein schlichter Privatmann zu sein, mußte ich mich selbst zum Regenten ausbilden: jetzt, da ich Regent war! Zweiundzwanzig Jahre war ich erst alt — schon zweiundzwanzig Jahre! Die Anlage zu einem weltverlorenen Träumer, einem schwermütigen Grübler und Märtyrer meiner Phantasie hatte ich in mir groß gezogen und entwickelt, was gar nicht notwendig gewesen war; denn mein Talent zu diesen traurigen Künsten war an und für sich groß genug. Mein Bruder allein sollte von dem Fluche unsers Geschlechts eine Ausnahme bilden — wenn er die Furcht, die Angst, das Grausen überwand. Er aber ließ sich von diesen dämonischen Gewalten bei der ersten großen Gelegenheit übermannen.

Nun regierte ich an seiner Statt. Und ich regierte aus eigner Kraft, nachdem sie mich ungerechterweise von der Erbfolge ausgeschlossen hatten. Meine Königsthat zerriß jene geheime Urkunde. In meiner Vorstellung jedoch bleibt sie bestehen. Sie läuft durch mein ganzes Herrscherleben als der rote Faden, flammt darüber als Menetekel: „König, gedenke des Endes!" Jeden Tag, jede Stunde muß ich von neuem dagegen kämpfen. Ich muß kämpfen, damit das Ende nicht werde, wie über meinem Haupte verzeichnet steht, sei es auch nur in meiner Phantasie.

In diesem Kampfe würde ich hoffnungslos unterliegen, ich würde an mir verzweifeln müssen, wenn ich nicht den Glauben an mich selbst hätte. Und diesen Talisman, der mich feit, der mich unbesiegbar macht, gewann ich mir durch meine Königsprobe in der Sturmnacht an der Klippe über dem Abgrund.

Diese Erlösung von der Wahnidee meiner Krankheit, diese Errettung meines ganzen Menschen vor etwas Furchtbarem verdanke ich keinem zärtlichen Weibe und keinem ergebenen Freunde, nicht dem Vertrauen meines teuren Landes und auch nicht der Liebe meines getreuen Volkes — ich verdanke sie einzig und allein meiner eignen Kraft.

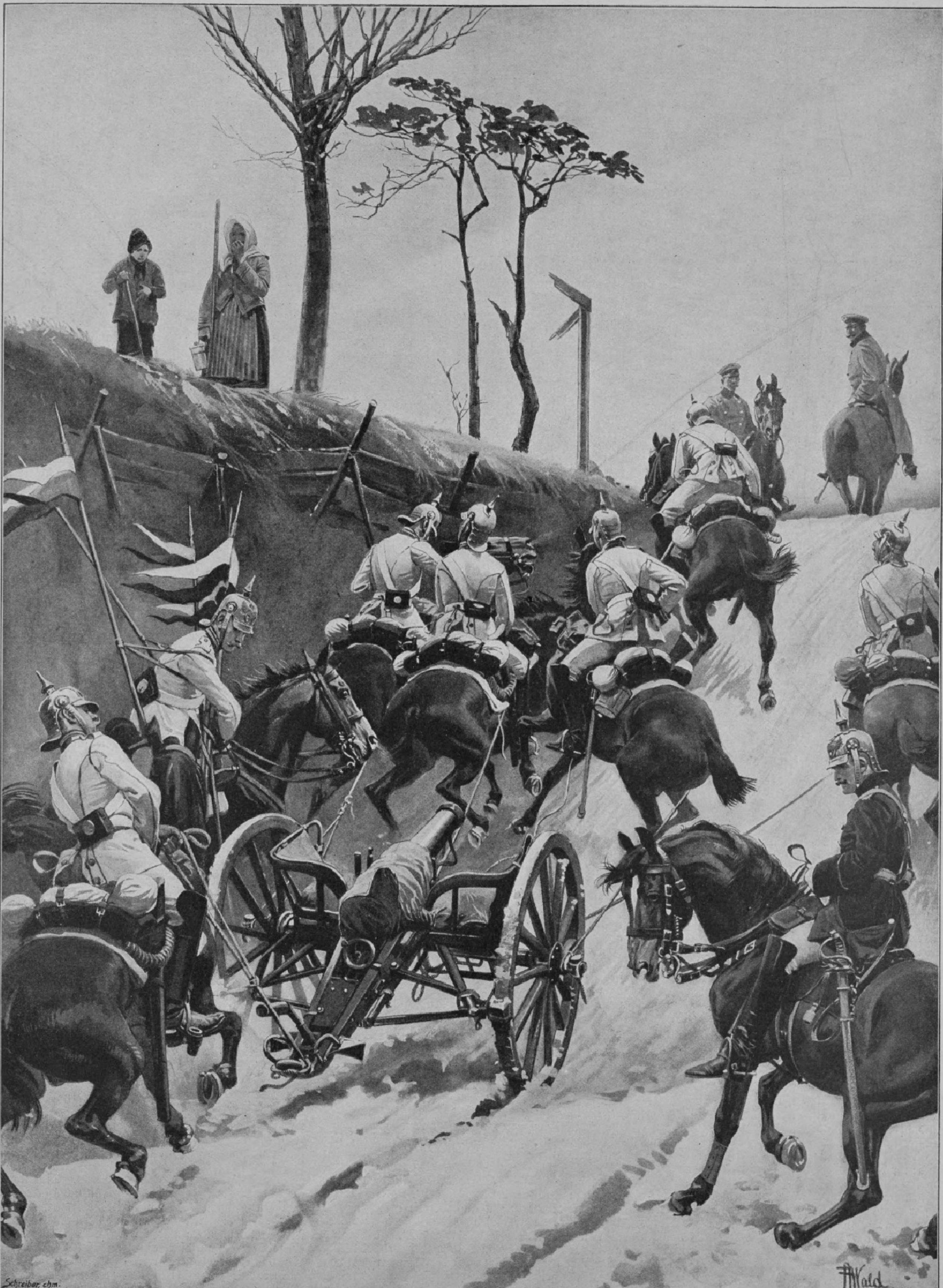
Unter diesem Zeichen werde ich siegen.

*

Ich wußte es nur zu wohl: alle mißtrauten mir, denn alle verkannten mich. Ich aber kannte sie alle. Da war meine spartanische Mutter, die mir nicht verzeihen konnte, daß mein Bruder starb und ich lebte. Da war unser spiritus familiaris, der mir nicht verzeihen konnte, daß er in seiner sublimen Weisheit sich getäuscht haben sollte, da war mein Herr Minister, der mir nicht verzeihen konnte, daß er meine Verzichtleistung vergeblich so herrlich aufgesetzt hatte, in einem durchaus historischen Stil. Und da war noch mein getreues Volk, das mir nicht verzeihen konnte, daß ich ein stärkerer Herrschergeist war als mein großer Bruder. Wenn alle gewußt hätten, wie gut sie von mir gekannt wurden.

Jeden Tag, jede Stunde von neuem erzog ich mich selbst mehr und mehr zu einem Fürsten, übte ich die größte und schwerste aller Herrschertugenden und — beherrschte mich selbst. Meiner spartanischen Mutter erwies ich Ehrfurcht, meinem Herrn Minister bezeigte ich blindes Vertrauen, ja, ich duldete sogar, daß unser spiritus familiaris als unheilvoller Schatten sein spukhaftes Wesen im Schlosse weitertrieb, unausgesetzt mich bewachend, mich belauernd und darauf wartend, daß er dennoch und dennoch recht behalten würde. Mit voller Zuversicht wartete er darauf.

*



Winterübungen der deutschen Kavallerie: Wegnahme eines Geschützes durch Kürassiere

Nach einer Zeichnung von Adolf Wald (Text S. 455)

Es blieb daher einstweilen im Staate Dänemark alles beim alten, und die Spatzen bekamen so viel zu pfeifen, daß selbst sie sich die Kehlen heiser schrieen.

Auch von allerlei Privatgeschichten, davon bei Hofe niemand zu flüstern wagte, wußten die frechen Vögel auf den Dächern ein lautes Lied zu singen, „von einem vergessenen Grab auf einer hohen Waldwiese“, von einem „in Gnaden“ entlassenen treuen Diener seines Herrn und einem wunderschönen Weibe, das die Solitüde bewohnte, dieser ihre einstmalige Bestimmung zurückgebend. Nur daß König Hamlet weniger gute Wirtschaft hielt als die weiland dänischen Majestäten, und nach dem Leichenschmaus nicht gleich das Hochzeitsmahl richten ließ, zu sehr sich fürchtend vor den in seiner Seele umgehenden Geistern.

Auch daß der junge König auf der Seealp eine Gralsburg erbaute, pfiff das im Staate Dänemark allmächtig gewordene, allwissende Spatzenvolk, das sich durch kein Titl. Oberhofmarschallamt das Pfeifen mehr verbieten ließ …

Weil nun aber die Majestät von Majestät umkleidet sein soll, so umgab ich mich mit einer Pracht und einem Pomp, wie es niemals zuvor gesehen worden war. Meine unsinnige Verschwendung machte mich im Volke beliebter, als meine heiligste Menschenliebe vermocht hätte. Sie machte mich allmählich populär! Das half denn meiner Menschenverachtung, zu wachsen und zu gedeihen, daß es eine wahre Wonne war. Es war nicht zu glauben, wie üppig sie bei mir in Blüte schoß, jeden Tag, jede Stunde mehr und mehr.

Und nicht zu glauben war's, wie mein großer Selbstglaube mir schließlich den Glauben des Volkes an seinen König gewann. Jeden Tag, jede Stunde segnete ich von neuem die Sturmnacht, darin mir diese Zauberkraft gegeben ward. Ohne sie wäre ich ein schwaches, schwankendes Rohr geworden, mit ihr war ich ein Fels.

Und siehe — es kam eine Zeit, wo unter meiner Regierung mein Volk anfing glücklich zu werden. Groß und glücklich durch mich!

Aber der weise Arzt wartete noch immer voller Zuversicht, und — ich wußte es. (Schluß folgt)

Der Sardinenfang an der Küste der Bretagne

(Vergl. auch die Abbildungen Seite 457)

Unter den Fischern an der Küste der Bretagne herrscht zurzeit, wie aus den Tagesblättern bekannt ist, bitterstes Elend. War schon während der vorletzten Sardinencampagne dieser sonst so ausgiebige Zweig der Fischerei fast völlig versiegt, so sind während der letzten Fangperiode die Sardinen aus bisher nicht aufgeklärten Gründen gänzlich ausgeblieben. Alle Anstrengungen der Fischer waren vergeblich, und ihre Lage ist nun um so kritischer, als sie ihre letzten Mittel für Anschaffung der Netze und Lockspeisen verbraucht haben.

Bei der großen Bedeutung, die die Sardine nicht nur für einen erheblichen Teil der französischen Küstenbevölkerung, sondern auch für die ganze Welt hat, dürften einige Mitteilungen über den Fang dieses Fisches von Interesse sein. Von Rothan bis zur Bai von Lannion, besonders aber zwischen Sables d'Olonnes und Camaret gewährte bisher der Sardinenfang fast der Hälfte der gesamten Küstenbevölkerung den Lebensunterhalt. Unzählige Mengen dieses kleinen Fisches bevölkerten sonst das Meer längs der Küsten der Bretagne und der Vendée, und Millionen von ihnen wurden alljährlich gefangen. Das Städtchen Douarnenez zählt 800 Boote, die mit 4000 Fischern bemannt sind; ihr Fang belief sich in jeder Campagne auf ungefähr 800 Millionen Sardinen, die in 40 Millionen Büchsen konserviert wurden. Dieselben Zahlen, sogar noch höhere, galten für Concarneau, während eine andre Ortschaft, Audierne, deren Bucht als außerordentlich fischreich galt, mit 150 bis 200 Booten im Jahre 400 Millionen Fische erbeutete und somit 20 Millionen Büchsen lieferte. Als weitere Mittelpunkte für den Sardinenfang wären noch das schon oben erwähnte Camaret und Sables d'Olonnes, Morgat, Saint Guenolé, Kerity, Guilvinnec, Latudy, Douëlan, Port-Louis, Belle-Isle, Quiberon, Le Croisic, die Insel d'Yeu, La Turbelle u. s. w. zu nennen. Die Gesamtzahl der Menschen, die sich am Sardinenfang beteiligen, wird auf 40 000 geschätzt, während eine noch größere Menge von Männern und Frauen damit beschäftigt ist, die gefangenen Fische einzusalzen oder in Oel zu sieden.

Im Jahre 1872 kosteten 1000 Sardinen 64 Mark, 1880 war der Preis schon auf 20 Mark gefallen, in neuerer Zeit war er sogar noch erheblich niedriger. Wenn gegen den Schluß der Fangzeit der Fisch seltener wird, bezahlen ihn, so wenigstens bis 1900, die Konservenfabrikanten mit 8 bis 12 Mark für das Tausend, während der Campagne selbst aber schwankte der Preis zwischen 1,60 und 4 Mark. Dieser niedrige Preis war eine Folge des kolossalen Ueberflusses an Fischen und der immer größer werdenden Zahl von Fabriken, in denen die gefangenen Fische verarbeitet werden. Die meisten Fabriken produzierten mehr, als sie verwerten konnten; sollen doch drei Viertel von ihnen nicht bloß die Produktion eines, sondern sogar zweier Jahre auf Lager gehabt haben. Natürlich war dementsprechend auch die Menge der Fischer von Jahr zu Jahr ganz beträchtlich gewachsen. Trotzdem die Fischerei so wenig einträglich war, verließen alljährlich zahlreiche Landleute ihren Grund und Boden, um sich als Sardinenfischer anwerben zu lassen. Zu Concarneau bestand denn auch während der Fangzeit die Hälfte der Bootbesatzungen aus Fremden. Crozon und Umgegend schickten jährlich allein ungefähr tausend Freiwillige nach Douarnenez, die man hier die Crozonaiser „Schwalben“ getauft hat, weil sie mit diesen Vögeln kommen und gehen.

Der Ueberfluß an Fischen war in einzelnen Häfen, wie z. B. in Camaret, so groß, daß die Bootbesitzer sich gegenseitig verpflichtet hatten, mit einem Male nicht mehr als 10 000 Fische zu fangen, um dadurch so lange wie möglich den Preis von 4 Mark für das Tausend zu erhalten.

Den Ertrag des Verkaufs teilt man in zwei gleiche Teile, von denen der eine zur Deckung der Unkosten bestimmt ist, während der andre dem Bootbesitzer und seinen Leuten, gewöhnlich deren fünf, zufällt. Wenn man jeden Tag 10 000 Sardinen, das Tausend für 4 Mark, verkaufte, so würde die ganze Campagne nicht gerade als besonders günstig, doch auch nicht als schlecht gelten. Zufälligkeiten aller Arten beeinträchtigen übrigens den Erfolg der Fischerei; so das schlechte Wetter, die Launen des Fisches, der, auch wenn er bis dahin in großen Mengen aufgetreten war, plötzlich verschwindet, vor allem aber die Hitze, die in wenigen Stunden die ganze Ladung verderben kann. Daß die Kaufleute bei reichlichem Fange die Preise zu drücken versuchen, ist natürlich. Früher, und dies ist noch nicht allzu lange her, konnte ein Bootbesitzer während einer Fangzeit nach Abzug aller Unkosten 1200 Mark verdienen; in den letzten Jahren erlitten die meisten bei einer drei- bis vierfachen Menge von gefangenen Fischen noch Verluste. Ein Mann einer Bootbesatzung, der in fünf Monaten angestrengtester Arbeit und unter mancherlei Entbehrungen 320 Mark erübrigt, gehört zu den Bevorzugten.

Das Boot kostet mit voller Ausrüstung durchschnittlich 1600 Mark. Es hat zwei Masten und mißt gewöhnlich 28 Fuß. Aushalten kann es zehn Jahre, mithin müssen jährlich 160 Mark für seine Amortisierung abgeschrieben werden. Kostspieliger ist die Erneuerung der Netze. Jedes Boot muß davon einige zwanzig und zwar verschiedenster Art, von 46 bis 75 Millimeter Maschenweite, führen, da die Größe der Sardine außerordentlich verschieden ist. Der Preis eines solchen Netzes beträgt, je nach der Beschaffenheit der Maschenweite, 56 bis 88 Mark. Gerät nun ein Thunfisch oder ein andrer Sardinenjäger von ähnlicher Größe in ein solches Netz, so zerreißt er es gewöhnlich derartig, daß es sich nicht mehr ausbessern läßt. Infolgedessen müssen in jedem Jahre zwei bis drei, in manchem sogar vier Netze ersetzt werden.

Die größten Kosten verursacht aber der für den Sardinenfang nötige Köder. Er ist es, dessen scharfer Geruch jeden belästigt, der einen Sardinenhafen besucht: ein Präparat, das aus den Eiern und Eingeweiden des Kabeljaus hergestellt wird. Der beste Köder kommt aus Bergen in Norwegen. 1900 kostete das Fäßchen 32 bis 40 Mark; es hat aber auch schon 104 Mark gekostet. 1898 sind allein für den Hafen von Douarnenez 2 018 064 Kilo, ungefähr 15 000 Fäßchen, dieses Präparates von Bergen aus eingeführt worden. Jedes Boot braucht während der Fangzeit bei normalem Erscheinen der Fische mindestens 20 Fäßchen, also für 640 bis 800 Mark. Rechnet man nun, daß für den Fang von 10 000 Sardinen für 9,60 Mark Köder nötig ist, so sieht man, was bei einem Verkaufspreis von 2,40 Mark für das Tausend dem Bootbesitzer für Amortisierung des Bootes und Erneuerung der Netze übrig bleibt.

Amerikanischer Köder kostet nur 16,80 Mark das Fäßchen, er ist aber auch erheblich schlechter als der norwegische. Der französische Köder, den die Kabeljaufänger von Paimpol herstellen, wird mit 22,50 bis 24 Mark bezahlt; er ist zwar besser als der amerikanische, kommt aber dem norwegischen ebenfalls nicht gleich. Vielfach verwenden die Fischer noch eine Substanz, die im Handel als Erdnußkuchen bezeichnet wird; es ist der mehlartige Rückstand der Erdnußsamen nach der Entölung (Arachis hypogaea, eine in den Tropenländern Amerikas einheimische, jetzt auch in Spanien, Italien und Frankreich kultivierte Pflanze aus der Familie der Leguminosen). Allein für sich kann dieser Kuchen aber nicht benutzt werden; man muß ihn mit Rogen im Verhältnis von 1 zu 2 mischen.

Die Lebensgewohnheiten der Sardine sind noch nicht mit völliger Sicherheit bekannt. Früher glaubte man, daß sie nur ein Wanderfisch sei und aus den hochnordischen Meeren in die südlicheren ziehe, während man später durch sorgfältigere Beobachtungen ihre Lebensweise besser feststellen konnte und sich nunmehr für berechtigt halten darf, von ihr aus auf die des Herings zu schließen. Nach Couch leben die Sardinen im Januar verhältnismäßig vereinzelt auf dem Grunde des Meeres, vereinigen sich aber gegen den März hin in Heere, die sich bald auflösen, bald wieder sammeln und bis zum Juli in einer gewissen Verbindung bleiben. Die Fülle an Nahrung auf einer bestimmten Stelle des Meeres und die Fortpflanzung tragen zu diesen Vereinigungen und ebenso zu den Bewegungen, die das Heer ausführt, wesentlich bei. Die Sardine gehört zu den gefräßigsten Fischen, verzehrt jedoch fast nur kleine Kruster, vorzugsweise eine zwerghafte Garnele, von der man oft viele Tausende in dem bis zum Platzen gefüllten Magen findet. Ihr zu Gefallen hält sie sich auf dem Boden des Meeres auf und durchsucht nach Art der Karpfen den Sand oder die Lücken zwischen den Steinen im seichten Wasser. Glaubwürdige Fischer erzählen, zuweilen Myriaden von Sardinen in solcher Weise beschäftigt gesehen zu haben. Die Laichzeit fällt in die Herbstmonate, doch findet man in einzelnen Jahren bereits im Mai viele laichfähige Sardinen, kann also von einer streng bestimmten Fortpflanzungszeit eigentlich nicht sprechen.

Die Beschaffenheit des Wassers wie das Wachstum des Fisches verändern sehr schnell die Qualität. Fabrikanten und Fischer führen die Ueberlegenheit der Bretagner Sardine in Bezug auf Feinheit und Schmackhaftigkeit des Fleisches auf die bessere Nahrung zurück, die sie an der Küste erhält, wo ja sechs Monate hindurch im Ueberfluß Köder ausgestreut wird und außerdem von den Fabriken her, in denen die Sardinen eingelegt werden, enorme Mengen Oel ins Meer fließen.

Die Fischerei beginnt um die Mitte April an den Küsten von Saintonge; hernach erscheint der Fisch ganz plötzlich mehr nördlich. Mit den ersten Juniwochen kommt er nach Port-Louis, Concarneau und Douarnenez; vom 15. Juli bis 15. September nimmt er — wenigstens war dies in früheren Jahren der Fall — überall überhand. Gegen Ende des Herbstes, wenn das Meer unruhiger wird, verlangsamt sich die Fischerei, um Mitte November ganz aufzuhören. Kühne und unerschrockene Fischer, die schlechtes Wetter nicht fürchten, fangen im Winter auf offenem Meere Sardinen, wohl der beste Beweis dafür, daß die Fischchen die früher angenommenen weiten Wanderungen nicht unternehmen, vielmehr auch während des Winters in den heimatlichen Breiten bleiben und dann allerdings tieferes und weniger kaltes Wasser aufsuchen.

Wird die Ankunft der Fische angekündigt, so setzen die Fischer ihre Netze in stand und teeren die Boote. Alsbald versucht man auf offenem Meere den ersten Fang. Man muß zuvörderst mehrere verschiedene Netze einigemal ins Wasser senken, um das Maß des Fisches kennen zu lernen. Dies sind sogenannte Driftnetze von durchschnittlich 15 Meter Länge und 3 bis 4 Meter Breite, die durch Bleigewichte in die Tiefe gezogen und oben durch Korkstücke schwimmend gehalten werden. Man versenkt ein solches Netz am hinteren Ende des Bootes in der Art, daß es mittels der vorerwähnten Einrichtung im Wasser eine zum Grunde des Meeres senkrechte Wand bildet. Die Netzfäden sind blau gefärbt und so dünn, daß die Sardine sie nicht bemerkt. Die Maschenweite muß genau zur Größe des Fisch-

kopfes an den Kiemen passen. Sind nun die Netze aufgestellt, so streut der Fischer vom Boote aus um die Korkstücke herum den Köder aus. Die Sardine stürzt gierig auf diesen, und diejenige, die dabei den Kopf durch die Netzmaschen hindurchsteckt, bleibt mit den Kiemen hängen, so fest, daß sie sich, wenn die Maschenweite richtig gewählt ist, unter keinen Umständen befreien kann. Der Fischer erkennt am Glanze der Schuppen, wie groß die Menge der gefangenen Fische ist. Erscheint sie ihm genügend, läßt er das Netz ins Boot ziehen. Mit einem einzigen Fange können fünf- bis zehntausend Fische erbeutet werden. Ist noch Zeit, so wird wohl ein zweiter Zug versucht, doch muß man sich damit beeilen, da die gefangenen Tiere, besonders bei heißem Wetter, ohne Salz sehr schnell verderben. Von schreienden Möwen umgeben, die der Anblick der erbeuteten Fische erregt, segeln die Fischer dem heimatlichen Hafen zu.

An der äußersten Spitze der Hafenmole erwarten die Einsalzer und die Kaufleute die Ankunft der Fischer. Bevor noch das Boot angelegt hat, wird der Kauf durch Zeichen und Zuruf abgeschlossen. Jeder Fabrikant hat bestimmte Bootbesitzer, von denen er kauft, und so ist denn schon vom Hafendamm aus eine Verständigung und eine Vereinbarung des Preises möglich. Die Preise steigen oder fallen entsprechend der vermuteten Höhe des eingebrachten Fischertrages.

Die Großfabrikanten, die auf Güte ihrer Marken halten, kaufen die ersten Schiffsladungen, vor allem frische Fische, und bezahlen auch demzufolge gut. Zu Ende des Marktes kommen die kleinen Fabrikanten — und es sind deren eine Legion —, um ihren Bedarf zu decken. Sie bieten oft so niedrige Preise, daß die Fischer es vorziehen, ihre Beute wieder ins Meer zu werfen.

Bei Beginn der Rückkehr hissen die Fischer ihre Netze am Maste in die Höhe, um sie zu trocknen. Ist der Markt beendet und die Qualität der Fische kontrolliert, zählen sie die Sardinen zu 200 in runde Körbe, die die Schiffsjungen dann den Einsalzern und den Fabriken, in denen die Fische in Oel gesotten werden, zutragen. Dabei müssen die Menschen in manchen Häfen, in denen die Boote zur Ebbezeit nicht anlegen können, oft bis zur Brust im Wasser waten.

Von Mitte Juni bis Michaelis schlafen die Bootsleute an Bord, nur Sonnabends kommen sie abends an Land zu ihren Angehörigen. Sonntags wird nicht gefischt, dafür aber sind die Gastwirtschaften um so gefüllter. Ein altes Sprichwort sagt, daß der Montagsfang um so ergiebiger ist, je größer am Sonntag die Trunkenheit. Thatsächlich ist nun auch der Ertrag am Montag gewöhnlich größer als an andern Tagen, aber einfach deswegen, weil die Sardinen achtundvierzig Stunden lang nicht beunruhigt wurden.

An Bord leben die Bootsleute von minderwertigen Sardinen oder von einer Suppe aus Pironen, kleinen Fischen ohne Handelswert. Ein Topf wird über einem Holzfeuer am Fuße des großen Mastes aufgestellt und darin aus Pironen, ein wenig Schwarzbrot, Salz und, wenn der Fang ein guter gewesen ist, unter Zusatz von etwas Butter die Suppe bereitet. Für das Nachtlager wird aus einem Segel und Rudern eine Art niedrigen Zeltes hergestellt, das dem verankerten Boote das Aussehen eines riesigen Holzschuhs verleiht. „Ich kenne," so schreibt Remy Saint-Maurice, „kein kurioseres Schauspiel als eine Fahrt durch den Hafen von Douarnenez an einem Wochentage nach Sonnenuntergang, wenn alle die zahllosen Sardinenboote ihre Nachttoilette angelegt haben."

Schließlich seien noch einige allgemeine Mitteilungen über die sardinenfangende Bewohnerschaft der Bretagne angeführt. Eine Abnahme ist im Gegensatz zur jetzigen Bevölkerung Frankreichs nicht bemerkbar. In Douarnenez übersteigt trotz der schlechten gesundheitlichen Verhältnisse die Zahl der Geburten die der Todesfälle um das Doppelte. Die Einwohnerzahl dieser Stadt mit der dazu gehörigen Umgebung ist in 20 Jahren von 12000 Seelen auf 22000 gestiegen. Der Ueberfluß an Menschen in dieser Gegend hat naturgemäß zahlreiche Auswanderungen zur Folge. So sind mehrere Sardinenhäfen, wie Kerity, Guilvinnec und andre Kolonien, von Douarnenez aus gegründet. In Guilvinnec trifft man denn auch überall unter den Frauen die in Douarnenez gebräuchliche Kopfbedeckung. Vor ungefähr 20 Jahren mit größter Anstrengung auf einer unfruchtbaren dürren Düne angelegt, hat Guilvinnec jetzt schon über 3000 Einwohner, ist heute der vierte Sardinenhafen dieser Gegend und folgt unmittelbar nach Audierne.

C. Müller

Der Kadi

Muslimanische Geschichten von M. Sandor

Im Mittelpunkte der orientalischen Märchenphantasie thronte seit jeher der Richter. In unendlicher Menge gehen die Volkserzählungen über seine Klugheit von Mund zu Mund, viele davon sind auch schon aufgezeichnet und durch die Uebersetzungen von „Tausend und eine Nacht" über die ganze Welt verbreitet. Freilich sind gerade die besten, in europäischen Zeitschriften gedruckten Anekdoten vom weisen Kadi im Abendlande entstanden, aber auch auf dem Balkan beschäftigt sich die Dichtung der Gebildeten und Ungebildeten gern mit der Gestalt des weißbärtigen „Kadija". Zu seiner Findigkeit blicken Muslimanen und Christen mit gleichem Vertrauen auf, an seiner Habsucht und Bestechlichkeit reibt sich der scharfkantige Witz des Volkes. Unsre deutsche Bezeichnung „Richter" vermag den Begriffsinhalt des Wortes „Kadija" nicht zu erschöpfen. Der Richter im Reiche der Pforte, wo Kur'an und Tschitap (die heilige nachmuhammedanische Schrift) noch immer die obersten Gesetze sind, deckt auch mit einem guten Teil seines Wirkungskreises den Boden des kirchlichen Lebens: er bestimmt zum Beispiel im Verein mit dem Muftija, einem hohen Würdenträger der Kirche, den Gang des Festkalenders. Dafür greift aber der Mufti wieder mit mächtiger Hand ins Rechtsleben ein und giebt seine „Fetfa" (Gutachten) in schwierigen Fragen ab, nach deren Wortlaut sich der Kadija bei seiner Entscheidung richten muß.

Der Tiefstand der ottomanischen Gesetzgebung (Kanum) läßt natürlich dem Gewohnheitsrecht und dem freien Ermessen des Richters einen breiten Spielraum. Auch das Verfahren mag in jedem Valiluk (Landschaft) des Sultans ein durchaus verschiedenes sein. In der Herzegowina mußte zum Beispiel vor der Occupation für einen Mord, dessen Thäter unentdeckt blieb, der ganze Polizeibezirk (Mahala) herhalten und den Angehörigen des Erschlagenen ein Blutgeld entrichten. Gelang es aber, den Sünder zu erwischen, so fällte der Kadija über ihn alsbald das Todesurteil. Der Wahrspruch ging mit allen Akten nach Konstantinopel, wo der Schejch ul Islam, der erste Hüter des Glaubens, ihn prüfte und bestätigte. Dann folgte am Orte der That eine Scene, deren Tragik das Blut in den Adern starren macht. In Gegenwart des Mörders und des Scharfrichters befragte nämlich der Kadija dreimal die Erben des Toten: „Begehrt ihr den Vollzug des Urteils?" Sobald die Frage zum drittenmal bejaht war, lag der Kopf des Missethäters im Sande. Uebten die Erben aber Gnade, dann kam der Verurteilte mit einer Kerkerstrafe davon. Doch das Leben des Kadija bewegt sich sonst in ruhigeren Bahnen. Die kleinen Zänkereien der Tscharschija (Geschäftsviertel) vertreiben ihm die Zeit. An der Verschlagenheit der Armenier, Griechen und Zigeuner, an dem starrköpfigen Trotze der eignen Genossen übt und mißt er seine Weisheit. Eheschließungen und die ziemlich häufigen Scheidungen, Verlassenschaftsangelegenheiten und dergleichen beschäftigen ihn vorwiegend.

Den Tod auf der Pilgerreise nach Mekka zu finden, gilt dem Osmanli für sehr verdienstlich. Wer sich auf die weite Fahrt zur Tschaba, dem heiligen Steinwürfel, begiebt, rechnet immer mit der Möglichkeit, nicht mehr zurückzukommen, und verteilt daher Haus und Habe unter seine Kinder. Also that es auch Salih-beg. Als er zurückgekehrt war, bereute er es tief. Seine Kinder wollten ihn, einen König Lear des Ostens, nicht im Hause dulden. Hadschi Salih-beg war aber schlau, viel schlauer als die ungetreuen Kinder. Er lieh sich von einem seiner alten Freunde eine Rolle Dukaten und zählte sie in der Stille nach dem Akscham (Vesper) in seiner ärmlichen, schmalen Stube. Die Kinder im Zimmer nebenan horchten beim Klange des Goldes überrascht auf. Von nun an gingen sie dem Hadschi (Mekkapilger) wetteifernd um den Bart und behandelten ihn mit zartester Aufmerksamkeit. Wenn sie ihn um den Verbleib seiner Schätze befragten, wies er auf einen versiegelten Topf im Winkel des Gemaches und sagte geheimnisvoll: „Nach meinem Tode werdet ihr euern Teil erhalten." Hadschi Salih-beg starb endlich, umgeben von seinen Lieben, eines ruhigen Todes. Der Musliman wird sofort begraben, wenn die Leiche erkaltet ist. Aber ehe sich die Erben noch Zeit genommen hatten, den Vater zu bestatten, trugen sie den schweren Topf gemeinsam und argwöhnisch aufeinander zum Kadija. Der sollte den kostbaren Inhalt aufteilen. Der Kadija schlug die Ferajsa (Erbrecht) auf, las lange, lange darin und sprach: „Eure Sache ist ungemein verwickelt, denn jeder von euch hat schon bei Lebzeiten des Hadschi seinen gebührenden Anteil erhalten. Möge denn Allah selber über den Rest entscheiden. Ich will diesen Topf hoch an der Decke des Gemaches aufhängen. Ihr schart euch alle um mich, der Schreiber wird das Gefäß mit einem Hiebe zerschlagen, und was dann auf jeden fällt, sei von Rechts wegen sein Eigentum."

So geschah's. Der Kadija aber stellte sich gerade in die Mitte, nachdem er seine Turbanbinde recht weit aufgelockert hatte, um eine möglichst große Summe zu erhaschen.

„Schlag zu!" befahl der Richter. Der Schreiber schwang den Stock, und aus dem Topf fiel ein großer Stein dem Kadija gerade auf den Scheitel.

Die ottomanische Regierung traut den eingeborenen Beamten selber nicht. Sie pflegt die Richterstellen mit Leuten aus entfernten Provinzen des Reiches zu besetzen. So kam auch einst nach Bosnien ein Kadija aus Angura in Kleinasien, der weder die Sprache noch auch die Sitten seines neuen Bezirkes kannte. Eine orientalische Griechin hatte sich vor dem Asiaten wegen Diebstahls eines Ferkels zu verantworten. Der Kadija, der in seiner islamitischen Heimat nie ein Schwein gesehen hatte, nahm mit Widerwillen den Namen eines Tieres in den Mund, das der Kur'an als unrein brandmarkt. „Hast du das kleine Schwein gestohlen?" ließ er die Sünderin befragen.

„Ja, Herr!" antwortete sie, und der Dolmetsch übersetzte.

„Was hast du mit dem Ferkel gethan?"

„Gegessen habe ich es," entgegnete die Griechin erstaunt.

„Und die Haut?"

„Die erst recht!" Der Angeklagten lief das Wasser im Munde zusammen bei der Erinnerung an die knusprige Mahlzeit.

„Nun," sprach der Kadi, „wenn du so sehr Hunger littest, daß du sogar die Haut des ekelhaften Tieres verschlungen hast, magst du frei ausgehen."

In alter Zeit pflegten sogar die Bauern der österreichischen Militärgrenze das bündige Verfahren des Kadija einem langwierigen Prozesse bei ihren zuständigen Militärgerichten vorzuziehen.

Wohnte da irgend einmal vor 1873, als die kaiserlich königliche Militärgrenze noch in ihrem starrsten Glanze stand, auf dem kroatischen Ufer der Save ein Bauer Namens Pavao Nigrin. Er besaß ein recht armseliges Häuschen, das, wie es dort der häufigen Ueberschwemmungen wegen eben üblich ist, auf hohen Pfählen stand. Pavao Nigrin würde es gerne gesehen haben, wenn sein Sohn geheiratet hätte. Aber der junge Luka sträubte sich immer. Es sei kein Platz für eine junge Frau im Hause, sagte er. Pavao Nigrin wußte Rat. Luka solle ein Stockwerk auf das Haus setzen und oben wohnen. Der Sohn war's zufrieden. Er fuhr in den Wald, hackte etliche Buchen um und baute sich über der väterlichen Wohnung ein luftiges Gelaß.

Als Pavao Nigrin einst hinanstieg, um das junge Ehepaar zu besuchen, gefiel es ihm oben gar wohl. Die Wände waren frisch, die Fenster blank, und Lukas Frau hielt auf Ordnung und Sauberkeit. Wenn der Alte diese Stube mit der seinen unten verglich, kam ihm die Wohnung oben begehrlicher vor. Kurz und gut, der Vater verlangte auf einmal, oben zu hausen, und wies seinem Sohne das untere Zimmer an. Luka, und wohl noch mehr Lukas Frau, mochten davon nichts wissen; sie hätten sich das neue Stockwerk erbaut und wollten es auch besitzen. Es kam zu endlosen Streitigkeiten, bis sie beschlossen, den Fall vor den Kadi drüben im Türkischen zu bringen.

Pavao und Luka Nigrin ruderten im Nachen über die Save.

Der Kadija ließ sich den Gegenstand vortragen. Daß die Sache im österreichischen Auslande geschehen sei, focht ihn nicht im mindesten an — genug, wenn er seine Urteilsgebühr bekam. Er holte den Tschitap hervor und blätterte und blätterte.

Dann ging ein Strahl der Erleuchtung über sein Antlitz. „Bekreuzige dich, mein Sohn!" sagte er.

„Ich werde mich doch nicht vor einem Türken bekreuzigen?" entgegnete Luka erzürnt.

„Nun? — Wird's?" sprach der Kadija befehlend.

Luka bekreuzigte sich: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes ..."

„Halt!" donnerte der Kadija. „Thu's noch einmal!"

Luka wiederholte, Stirn und Mund berührend: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes ..."

Der Kadija rief: „Wo ist der Vater?"

Luka zeigte auf die Stirn.

„Und der Sohn?"

Luka wies auf den Mund.

„Siehst du? Der Vater oben — der Sohn unten! So will es euer Glaube. Geh hin, Luka Nigrin, und handle nach seinen Geboten!"

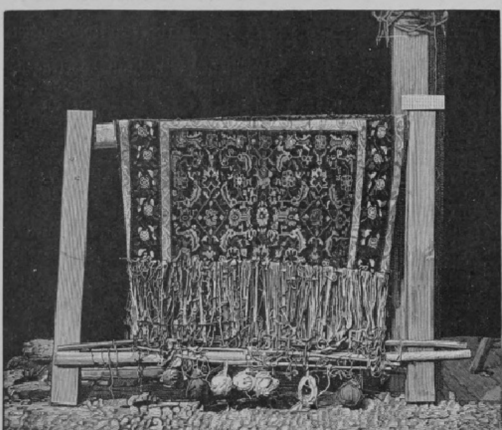


Turkmenenfrauen, einen Teppich reinigend

Die Teppichindustrie im Kaukasus und in Transkaspien

Man muß längere Zeit im Orient gelebt haben, um ganz zu begreifen, welchen Wert der Orientale darauf legt, möglichst viele und schöne Teppiche zu besitzen. Der Teppich ist den meisten Völkern Vorder- und Zentralasiens ein unentbehrlicher Begleiter im Leben; sie bedürfen seiner im Hause ebenso wie auf der Reise, er dient ihnen als Lagerstätte, als Reisesack, als Unterlage bei Verrichtung ihrer Gebete, kurz, der Teppich bildet einen Teil des Lebens im Orient.

Die Frage, wie alt die Teppichweberei im Morgenlande sei, würde schwierig zu beantworten sein, doch jedenfalls ist sie viel älter als tausend Jahre und hat im Wechsel der Zeiten die mannigfaltigsten Wandlungen durchgemacht, die in innigem Zusammenhange mit der Kulturgeschichte stehen. Anfangs einen einfachen Bodenbelag im Felde und im Wanderkarren des Nomaden bildend, gestaltete sich der Teppich allmählich zu einem Kunstwerk, dessen Wert weit über die Grenzen seiner Erzeugungsstätten Anerkennung fand. Wie entwickelt die Teppichweberei schon frühzeitig war, beweist der Umstand, daß uns Teppiche aus dem 6. und 7. Jahrhundert erhalten sind, von denen einzelne auf einen Wert von mehreren Millionen Mark geschätzt werden.



Gestell zum Teppichknüpfen mit halbfertigem Teppich

Im großen und ganzen läßt sich die orientalische Teppichindustrie in fünf Hauptgruppen einteilen: die persische, mittelasiatische, kaukasische, kleinasiatische und indische, von denen die ersten drei Gruppen hier Berücksichtigung finden sollen. Von vornherein sei bemerkt, daß in neuerer Zeit zwischen persischer und kaukasischer Industrie zum mindesten an einigen Plätzen eine Art Verschmelzung stattgefunden hat, die aber immerhin noch den persischen oder kaukasischen Charakter im Muster und in der Ausführung erkennen läßt. Bei der Beurteilung orientalischer Teppiche ist der antike vom modernen Teppich scharf zu trennen, denn der Orientale hat sich jederzeit dem Geschmacke des Konsumenten anzupassen verstanden, und jene Teppiche, die der Orient zur Zeit der römischen Kaiser erzeugte, entsprachen ebenso der damaligen Geschmacksrichtung, wie sie es heute in Bezug auf das moderne Abendland thun.

Seit altersher giebt es zweierlei Arten der Herstellung, die Webe- und die Knüpfarbeit, doch immer ist es Handarbeit, die von Frauen und nur in ganz vereinzelten Fällen von Männern ausgeführt wird. Besonders die letztere Art der Teppicherzeugung wurde vom Abendlande angenommen, und es giebt heute in Europa mehrere Fabriken, die ausgezeichnet schöne Knüpfteppiche in orientalischer Art erzeugen, ohne daß



Kaukasische Pferdedecke

es freilich gelungen wäre, den Originalen völlig gleichzukommen. Die Seele der orientalischen Teppiche ist das Muster; in ihm liegt eine Legende, ein Märchen, das durch die Hand des Zeltweibes auf dem Webstuhle zum Ausdrucke gebracht wird. Alles, was das Weib des Orientalen verrichten kann, ist die Teppichweberei, und je besser sie sich darauf versteht, desto mehr wird sie von ihrem



Teppichhändler aus Kurdistan

Manne geschätzt. Es kommt vor, daß Perser und Turkmenen für alte häßliche Frauen einen Preis zahlen, um den sie drei junge, schöne Frauen kaufen könnten, lediglich wegen deren Geschicklichkeit im Teppichweben.

Das Nomadenweib bleicht die Wolle mit Hilfe der Sonne, säuert sie mit Traubensaft und beizt sie mit Alaun. Mit Ausnahme von essigsaurem und schwefelsaurem Eisen, das zum Schwarzfärben dient, werden ausschließlich pflanzliche Farbstoffe, Indigo, Krapp, Saflor, Japanholz, Kreuzbeeren u. a. m., verwendet. Seit mehreren Jahren werden allerdings vielfach auch Anilinfarben gebraucht, doch bedient sich der Orientale ihrer nur dann, wenn die Nachfrage nach Teppichen so groß ist, daß er nicht viel Zeit zu verlieren hat. Die Färbeweise des Nomadenweibes ist ein Geheimnis, das durch alle Generationen bis heute gewahrt ist; trotzdem wäre es wohl möglich, diese Kunst zu erforschen, doch was würde dies helfen, da den Abendländern die ornamentale „Sprache“ fehlt, mit der das Perser- oder Turkmenenweib ihre Teppiche mit einer unglaublichen Fülle von Motiven auszustatten versteht.

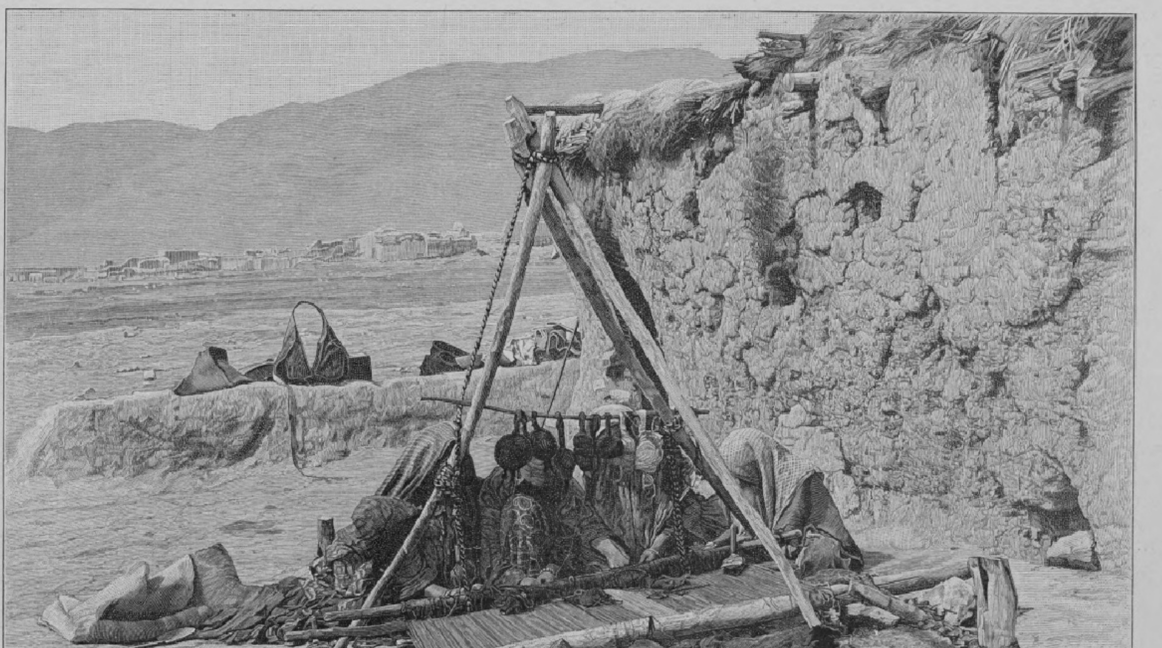
Der Perserteppich ist der König aller orientalischen Teppiche, denn er weist in Muster und Gewebe eine Mannigfaltigkeit auf wie kein andrer Teppich. Teheran, Khorassan, Kurdistan, Kaschkai und Kirman geben den bekanntesten Teppichen ihre Namen; jeder von ihnen hat seinen eignen Charakter und tritt in bestimmten Variationen auf, eine Fülle und schier unfaßliche Pracht in der Ornamentik darbietend. Dem Hausgebrauche der Perser, Tataren, Kaukasier und Turkmenen dient der einfache Palaß; auf ihm schläft, betet und reitet der Besitzer, aus ihm fertigt er seine Satteltaschen, Koffer und Wagenbelege an — kurz, der Palaß ist ihm ein unentbehrlicher Begleiter im Leben.



Persischer Teppich

Der von den kurdischen Gebirgsfrauen geknüpfte Teppich ist durch seine zierliche Musterung und die Feinheit der Knüpfung ein wahres Kunstwerk orientalischer Teppicharbeit. Der „Kurde“ besitzt 7000 bis 8000 Flormaschen auf den Quadratmeter und ist in Färbung und Arbeit durchaus echt, obgleich seine Musterung stark in die Richtung des abendländischen Geschmackes schlägt. Der „Kirman“ ist einer der teuersten Teppiche und wird ausnahmsweise auf horizontalen Webestühlen durch Männer erzeugt. Im Kaukasus ist es besonders das wilde, räuberische Daghestan, das die schönsten und prächtigsten Teppiche liefert, und man muß zugestehen, daß die kaukasischen Teppiche ihren originellen Charakter am meisten bewahrten; das wilde Bergvolk ist eben konservativ. Der dünne, glänzende „Schirwan“, der broschierte „Sumakh“, der „Daghestan“, alle sind sie verschieden im Gewebe, doch charakteristisch ist für sie das braunrote Ornament des „laufenden Hundes“.

Der Turkmenenteppich steht, was Material und Arbeit anbelangt, in vorderster Reihe, obgleich er in Bezug auf Musterung und Farbenentwicklung keinesfalls den ersten Platz einnimmt. Im allgemeinen werden alle hochasiatischen Teppiche in Europa unter dem Namen „Bokhara“ zusammengefaßt, doch muß man sie scharf nach den Stämmen scheiden, deren Frauen sie weben. Obenan steht der Teppich des Teke-Turkmenen, der so eigentümlich kräftig in seiner Ornamentik, so fest im Gewebe ist, daß man ihn zu den allerbesten Teppichen zählen muß.



Persische Zeltweiber, einen Teppich knüpfend



Persischer Teppich

Im Orient sind viele schöne Teppiche zu haben, doch ist das Kaufen nicht so einfach, wie man denken sollte. Abgesehen davon, daß viel Erfahrung und Fachkenntnis dazu gehört, den Wert des Teppichs zu erkennen, verstehen es die orientalischen Händler in ganz vorzüglicher Weise, das Auge des Käufers zu verwirren; durch rasche Aufeinanderfolge der vorgelegten Stücke wissen sie ihm die Beurteilung der Details derartig zu benehmen, daß er zum Schlusse gewöhnlich einen Teppich kauft, den er unter normalen Verhältnissen nicht erstanden hätte. Wer im Orient Teppiche kaufen will, der muß vor allem Zeit genug haben, um nötigenfalls mehrere Stunden beim Händler zu sitzen, ganz phlegmatisch seinen Thee zu schlürfen und Tabak zu rauchen und nur ab und zu ein besonders schönes Stück aus der Zahl der vorgelegten auf die Seite legen zu lassen. Nach einer längeren Pause, während der man dem Auge Ruhe gönnt, wählt man von den ausgewählten den schönsten. Bei einem persischen Teppich ist darauf zu achten, daß er keine Falten und Wülste habe und daß Florschnur und Knüpfung gleichmäßig seien, was an der Rückseite erkannt werden kann; die Ecken müssen im Muster passen, sonst ist der Teppich um 30 Prozent weniger wert. Niemals biete man mehr als ein Drittel des verlangten Preises und gebe nach langem Feilschen etwa die Hälfte. Wichtig ist auch, daß der Teppichhändler nicht merke, man habe besondere Vorliebe für dieses oder jenes Stück, sonst verlangt er sofort den dreifachen Preis. Wer an Ort und Stelle lebt, kann mitunter in den Steppen Zentralasiens oder den Bergen des Kaukasus unter der Hand von Eingeborenen die kostbarsten antiken Stücke kaufen, die in der Regel billig zu haben sind und nach gehöriger Reinigung den zwanzig- bis fünfzigfachen Wert besitzen.

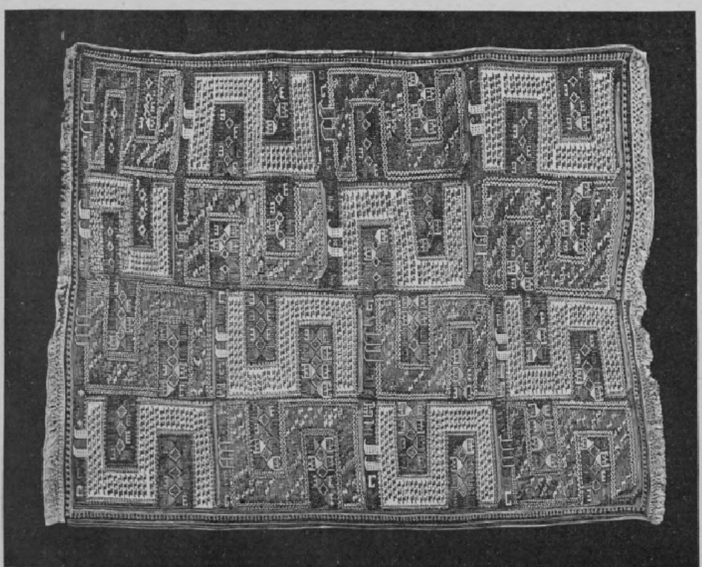
R. Wischin

Wenn die Brüder nicht wären!

Skizze von Jan Gerdes

(Schluß)

Die drei Söhne waren fertig für ihren Beruf: zwei waren Leutnants, der dritte war Privatdozent für neuere Litteratur an einer mitteldeutschen Universität. Er hatte die gediegenen Kenntnisse des tüchtigen jungen Gelehrten, auch glücklicherweise das Talent, diese Kenntnisse in fesselnder Art mitzuteilen. Da aber der Professor für neuere Litteratur der Prüfungskommission angehörte, so hatten selbstverständlich die meisten Studenten dieses Fachs bei jenem Kolleg belegt, und das Auditorium des jungen Privatdozenten war infolgedessen nicht gerade überfüllt. Es ging ihm, wie es vielen der zukünftigen Zierden der Wissenschaft geht, die ihrem Vaterlande lange Jahre so gut wie gratis zu dienen haben: er brauchte eine beträchtliche Zulage vom Vater.



Kaukasischer Teppich

„Ein wahrer Staat, Ihre Drei!“ sagten dem Obersten die alten Regimentskameraden. Und ihm schwoll das Herz vor Stolz, daß er seinem Könige die beiden „prächtigen Kerle“ auferzogen, und daß auch der „andre“, der dritte, so gut eingeschlagen.

„Alle drei sollen sie mal ihres Königs Rock tragen, wenn's Gottes Wille ist,“ hatte er freilich gesagt, als die Söhne noch Kinder waren. Bei den beiden war's ihm ja nun auch geglückt; der dritte hatte aber seinen eignen Kopf, und den setzte er auch durch mit der ruhigen Zähigkeit, die er vom Vater geerbt hatte. „Na,“ tröstete der sich, „wenn's partout nicht geht, dann ist nichts zu wollen.“ Am Ende ließ sich ja doch nicht bestreiten, daß der Staat auch noch andre Männer braucht als Militärs, „vom Kommandierenden angefangen bis hinunter zum Leutnant“.

Wie die Natur das mitunter so prächtig ökonomisch einzurichten weiß! Solange die jungen Sprossen den alten morschen Stamm noch brauchen, trotzt der noch Wind und Wetter; wenn's dann doch endlich mit ihm zu Ende geht, sind jene so erstarkt, daß sie ihn entbehren können. Mit dem Obersten war's ebenso gewesen: die Söhne waren herangewachsen, waren stark und männlich geworden; ihren Vater beugte jetzt jedes Jahr ein klein wenig mehr als das vorangegangene. Das eine Jahr brachte den Rheumatismus, das andre eine beginnende Schwerhörigkeit. Dann nahm er den Abschied, der ihm mit der Pension des Obersten und dem Titel eines Generals in Gnaden bewilligt wurde. Dann eines Tages sagte man: „Jetzt ist er ein Greis. Das ist doch recht rasch gekommen.“ Und dann noch eine kurze Weile — dann sagten seine Kameraden und Bekannten: „Nun ist es mit dem auch vorbei!“

„Die Söhne sind ja wohl alle drei schon in Amt und Brot?“

„Jawohl, ja. Das heißt, Zuschuß brauchen sie alle noch. Der Aelteste, der Zivilist, der hat vor längerer Zeit seinen Doktor gemacht und ist jetzt Privatdozent; er hat also nur das, was aus den Kollegiengeldern seiner Zuhörer herauskommt. Und erfahrungsgemäß ist das ja bei den meisten Privatdozenten nicht viel, denn das Fettabschöpfen besorgen natürlich die Herren Professoren der betreffenden Fächer selber. Von den beiden Offizieren ist der eine jetzt Sekondeleutnant und Adjutant, der andre Premier. Aber der Alte hat ja immer sehr sparsam gewirtschaftet, mit dem Zuschuß wird's also nicht hapern. Er hat ja ziemlich hinzuverdient, seit er pensioniert war; an verschiedenen Fachzeitschriften war er Mitarbeiter, noch ziemlich bis in die letzte Zeit. Das Militärwochenblatt zum Beispiel brachte häufig Artikel von ihm.“

„Und dann noch eine Tochter da, was? Unverheiratet noch?“

„Ja, eine Tochter. Und unverheiratet. Wird's auch wohl bleiben; die ist jetzt wohl schon so fünf-, sechsunddreißig, ja, so alt ungefähr muß sie sein. Aber auch wenn sie noch jünger wäre, an Heiraten wäre wohl kaum zu denken. Sie ist nämlich ungewöhnlich häßlich. Und arm und obendrein häßlich — das ist zu viel des Schlimmen.“

„Für die wird er ja auch wohl gesorgt haben, daß sie für ihre alten Tage zu leben hat. Einstweilen hat ja nun die Mutter die Witwenpension, und wenn das ja auch etwas knapp ist ...“

„Ja, knapp is das ja nur, das is richtig. Gut, daß es nur die eine Tochter ist! Mit Töchtern is das immer so 'ne Sache. Verdienen können die nichts, wenigstens in unsern Kreisen nicht. Und wenn es mit dem Heiraten dann auch nichts wird, dann is das wirklich gar nich so einfach. Und standesgemäß leben müssen sie doch.“

„Natürlich! Schon der Brüder wegen müssen sie das. Na, müssen sich eben einrichten.“

„Freilich. Da is denn weiter nichts zu wollen.“

Damit hatten die alten Herren ihr Thema zufriedenstellend erschöpft.

Das war nun fast schon ein Kunststück, das Leben der beiden Damen. Was das heißt: eine Summe X zum Verzehren haben und dabei den Anschein erwecken müssen, als ob sie X + Y wäre, das weiß nur der, der Gelegenheit gehabt hat, das ganz in der Nähe zu sehen und zu studieren. Da fangen sie ganz dilettantisch an mit dem Sicheinrichten, diese stillen unscheinbaren Heldinnen; und wenn das so jahrelang fortgegangen ist, dann haben sie fast schon eine Routine in diesem standesgemäßen Auftreten bei „bescheidenen Mitteln“. Ein ordentliches Studium hat's aber auch gekostet, von selbst kann das keiner; der eine lernt's leichter, hat von Natur mehr Begabung dafür, dem andern wird's bitter schwer. Es ist ja kaum zu glauben, was man sparen kann, wenn man's ordentlich versteht; wenn man die ganze Zeit, die mancher

andre zum Erwerben braucht, nur darauf verwendet, zu überlegen und zu studieren, wie man sparen kann! Nur haarscharf muß man unterscheiden, wo dies Sparen unbemerkt geschehen kann und wo nicht.

Einmal war ihnen der Gedanke gekommen, ein Pensionat einzurichten. Es kamen stets so viele Ausländer, die hohe Preise zahlten, in die Stadt, und in den letzten Jahren hatten sich mehr und mehr alleinstehende Damen der guten Gesellschaft, die ihre Einkünfte erhöhen mußten, diesem Erwerbe zugewandt; er war ganz standesgemäß geworden. ‚Wenn einem das gelänge, wie ruhig könnte man dann in die Zukunft sehen; welches Glück wäre das für Olga!‘ dachte die Generalin.

„Brillante Einnahmen könntet ihr davon haben,“ versicherten ihre Bekannten sie.

„Aber auch brillante Ausgaben,“ gestanden sich die beiden Damen, als sie miteinander die Sache näher überlegten. Brillante Küche, brillante Möbel, brillante Bedienung, jawohl, das alles wurde verlangt von denen, die einigermaßen gut zahlten. Also alles müßten sie ändern, alles müßte einen andern Zuschnitt bekommen. Vor allem müßten sie die kleinere und billigere Wohnung, die sie seit dem Tode des Vaters innehatten, wieder mit einer größeren vertauschen, müßten ihre Einrichtung, von der sie damals einen Teil verkauft, solcher größeren Wohnung entsprechend wieder vervollständigen. Und was das alles kostete, das war sehr leicht zu berechnen, aber sehr schwer zu bezahlen.

„Die einzige Möglichkeit wäre die, daß wir's von meinem Kapital nähmen,“ sagte die Tochter.

„Um des Himmels willen, Kind!“ wehrte die Mutter ab. „Der Vater hätte ja keine Ruhe im Grabe, wenn wir das thäten. Allein das Risiko, wenn man das bedenkt! Nun nimm mal an, wir machen alle möglichen Anschaffungen, und dann geht die Sache nicht so, wie man denkt. Das ist schon vielen passiert. Nein, von deinem bißchen Kapital dürfen wir nichts, gar nichts nehmen, das rühren wir nicht mit dem kleinen Finger an. Deine Zukunft darf auf keinen Fall in Frage gestellt werden. Wir müssen mit Sparen verdienen, wie der Vater sagte, weißt du noch? Da ist wenigstens nichts riskiert.“ Und sie riskierten nichts und gewannen nichts, sondern sie sparten weiter wie bisher; so viel als nur möglich war, schränkten sie sich ein.

Der Zuschuß der Brüder, um den wenigstens brauchten sie sich keine Sorge zu machen, für den hatte der Vater gesorgt, über seinen Tod hinaus: für mehrere Jahre lag dieser Zuschuß bereit. Das heißt, wenn Mutter und Schwester keinen Pfennig von dieser Summe für sich gebrauchen würden. Und nicht um die Welt hätten sie das gethan, der „Zuschuß“ war ihnen heilig.

„Eher trocken Brot essen!“ sagte die Mutter.

„Lieber hungern!“ pflichtete die Tochter bei.

Uebrigens lebten die Brüder so solide, wie es sich mit ihrem Berufe nur eben vertrug; von Schuldenmachen war keine Rede. Und doch kam eines Tages ein Brief vom Jüngsten, der die Damen in Angst und Schrecken versetzte. Sein Pferd war gestürzt, so schlimm, daß es hatte getötet werden müssen; nun hieß es, ein neues kaufen. Aber woher die 1200 Mark nehmen, die es kostete?

„Wir nehmen's von meinem Gelde,“ sagte die Tochter. „Selbstverständlich!“

„Ja, mein gutes Kind,“ erwiderte die Mutter, „ich wüßte auch thatsächlich nicht, was uns andres übrig bliebe. Denn sieh mal, wenn er's ja auch vielleicht erst aus einer militärischen Kasse bekommen könnte, da wird es ihm doch sofort nach und nach am Gehalt wieder abgezogen. Und das wäre doch wahrhaftig nicht leicht für ihn. Das einfachste wäre da allerdings, wenn du es ihm geben wolltest.“

„Aber natürlich, das versteht sich von selbst!“

„An und für sich ist ja auch gar keine Gefahr dabei,“ fuhr die Mutter fort. „Die Zinsen wird Georg dir ja immer pünktlich zahlen können. Daß er dir das Kapital dann vielleicht erst spät und nach und nach zurückzahlen kann, das schadet ja nichts.“

„Nein, das schadet ganz und gar nichts.“

„Der arme Junge kann ja doch nichts dafür, daß er das Malheur gehabt hat.“

„Behüte! Man muß Gott danken, daß ihm selber bei dem Sturze nichts passiert ist. Ich will nun gleich zum Banquier gehen und das Geld holen und es dann gleich selbst zur Post bringen, damit der Aermste sich nicht ängstigt.“

Am andern Tage hatte der Bruder das Geld. Das hatte er auch mit Bestimmtheit erwartet. Er wußte ja, daß für die Schwester ein kleines Kapital angesammelt war. Was war also natürlicher, als daß die ihm die Summe einstweilen gab; wenn 'er erst mal Stabsoffizier war, konnte er sie ja zurückerstatten. ‚Ob sie nun die Zinsen vom Banquier bekommt oder von mir, das bleibt sich doch gleich,‘ dachte er.

„Nun sieh,“ sagte die Mutter, „was für'n Glück, daß wir dein kleines Kapital noch unangetastet hatten! Was hätte nun sonst der arme Georg machen sollen!“

*

„Wissen Sie schon, die Generalin Claussen ist gestorben!“ hieß es eines Tages. In den scharfen windigen Oktobertagen hatte sie sich eine Lungenentzündung zugezogen, von der sie nicht wieder gesunden sollte.

„Die Aermste!“ sagten die Damen der Bekanntschaft des Fräulein Claussen, „nun steht sie hier ganz allein! Gottlob hat sie die Brüder, die sie zuweilen sehen kann!“

Und die Herren sagten: „Das ist jetzt schlimm für sie. Nun fällt die Pension der Mutter fort, von der sie doch mit profitiert hat. Es fragt sich nun, ob die Ersparnisse, die der Alte früher machen konnte, groß genug sind, daß sie davon leben kann, wenn auch nur sehr bescheiden. Aber das ist kaum anzunehmen.“

„Ein wahres Glück, daß sie die Brüder hat! An denen hat sie doch nun einen Halt.“

„Und wenn die jetzt auch nichts für sie thun können, heiraten sie doch vielleicht einmal reich und können dann ordentlich für sie sorgen.“

Es war sehr wohlthuend für Olga, in den schweren Tagen so viel herzliche Teilnahme zu finden, aber es war geradezu beruhigend für sie, mit den Brüdern ihre Lage besprechen zu können. Die bare Hinterlassenschaft der Eltern verteilte sich sehr einfach. Da war erstens der vom Vater bestimmte Zuschuß der Brüder. Und da war ferner das kleine Kapital der Schwester. Und da war außerdem — nichts.

„Wir verzichten doch sämtlich zu Olgas Gunsten auf jeden Nachlaß der Eltern an Mobiliar und sonstigem Hausrat, nicht wahr?“ fragte der Privatdozent, als er mit den Brüdern die Lage der Schwester besprach.

„Aber versteht sich!“ stimmten sie zu. „Natürlich, gern!“

„Ich denke, sie kann auch alles am besten verwerten,“ fuhr der Aelteste fort. „Uns, die wir bis jetzt keinen eignen Hausstand haben, wären die Sachen doch nur zu Last.“

„Ja, ich wüßte auch thatsächlich momentan nicht, wohin damit. Ich bin so gut aufgehoben in meinem jetzigen Logis, daß ich wegen 'nem paar eigner Möbel nicht gern wechseln möchte.“

„Und wenn wir mal später heiraten, dann passen die Sachen auch nicht recht in eine neue Einrichtung hinein,“ sagte der Leutnant. „Was sollte man dann also damit machen? Dann müßte man sie ja doch verkaufen.“

„Und dabei kommt nur wenig heraus, das weiß man ja, wenn auch alles sehr gut erhalten ist, weil die Mutter und Olga so musterhaft zu schonen verstanden. Aber schließlich hat jedes Ding ja doch seine Zeit und geht mal zu Ende. Viel Wert steckt thatsächlich nicht mehr drin.“

„Also gut, wir sind alle drei einverstanden,“ resümierte Doktor Claussen, „wir verzichten zu Olgas Gunsten auf jeden Nachlaß an Hausrat. Aber nun die Hauptsache: was meint ihr, wird sie von den Zinsen ihres kleinen Kapitals leben können?“

„Na, wenn ich so nachrechne — nein, an und für sich wär' das nicht gut möglich,“ entgegnete der Premier. „Schließlich kann sie doch nicht existieren wie 'ne Tagelöhnerin!“

„Unsre Schwester! Nein, das kann sie weiß Gott nicht!“ bestätigte der Leutnant. „Aber seht mal,“ fuhr er fort, „ich denke mir, wenn sie nun diese komplette Einrichtung ganz allein bekommt — damit läßt sich was anfangen, tausendnochmal!“

„Das ist leicht gesagt,“ meinten die beiden Aelteren, „was anfangen! Aber was denn? Sie kann doch nicht Zimmervermieterin werden! Und außerdem — ohne daß man eine Summe, wenn auch nur eine geringfügige, riskiert, ist fast nichts zu machen. Und den Frauen fehlt es meistens an Unternehmungsgeist; etwas riskieren ist ihnen gewissermaßen gegen die Natur.“

„Am nächsten läge es ja, einer von uns nähme sie zu sich. Man wäre ja auch brillant bei ihr aufgehoben. Und das, was man jetzt fremden Leuten zu verdienen giebt, das käme dann der eignen Schwester zu gute. Aber …“

„Aber?“ fragten wie aus einem Munde die beiden andern.

„Aber was wird aus ihr,“ wollte ich sagen, „wenn der, mit dem sie jetzt zusammenziehen würde, heiratet?“

„Ja eben, das ist die Schwierigkeit,“ fanden alle. Nein, mußten sie gestehen, es wäre gewissenlos, sie jetzt zu einer Loslösung aus den gewohnten Verhältnissen zu veranlassen, wo man ihr nicht zugleich garantieren konnte, daß die neue Heimat, die man ihr böte, eine für die Dauer sein würde. Nein, diesen Plan mußte man entschieden fallen lassen. Ueberhaupt, das wollte reiflich überlegt werden, übers Knie ließ sich das nicht brechen.

„Zum Glück brennt ja die Angelegenheit nicht; jetzt, in der ersten Zeit, bekommt sie ja noch das Gnadenquartal von unsrer seligen Mutter Pension. Das ist für den Augenblick erst mal eine große Beruhigung, und inzwischen läßt sich ja weiter überlegen. Unsre nächste Aufgabe ist nun, ihr Mut zu machen. Dafür sind wir doch nun mal die Brüder.“

„Sieh mal, wegen des Zuschusses da brauchst du dir keine Sorgen zu machen,“ sagten ihr die beiden Offiziere. Jeder für sich teilte ihr vertraulich mit, daß er so gut wie verlobt sei. Und da war ja kein Grund vorhanden, mit der Heirat noch lange zu warten. Eine „Geldheirat“ würde das nicht sein, bewahre, keine Rede davon. Aber daß das angenehm war, daß sie voraussichtlich hübsch zu Vermögen kommen würden, das war ja nicht zu leugnen. Und bis zu ihrer Verheiratung würde der vom Vater deponierte Zuschuß ausreichen. Vielleicht würde Karl, der Premier, auch über Nacht Hauptmann — zwei Vordermänner hatte er nur noch — dann war für den ja überhaupt keine Zulage mehr nötig. Und mit dem Zuschuß für Robert — das konnte doch auch nur noch kurze Zeit dauern, dann hatte der seine Professur und brauchte gleichfalls nichts mehr.

„Und wegen der 1200 Mark von damals, weißt du, da sei ganz ruhig,“ sagte Bruder Georg. „Auf die Zinsen kannst du immer mit Bestimmtheit rechnen, die schick' ich dir auf den Tag. Und das Kapital selber — na, ich denke, das kann ich dir bald gleich auf einem Brett zurückzahlen.“

„Und überhaupt,“ ermutigte sie der zukünftige Professor, „vergiß nicht, für alle Fälle hast du ja uns, deine Brüder, die dir mit Rat und That zur Seite stehen.“

*

‚Ich will doch mal sehen,‘ dachte ein alter Freund ihres verstorbenen Vaters, ‚ob sich da nichts machen läßt. Man müßte mal versuchen, ob sie nicht aus einer dieser Kassen eine jährliche Unterstützung bekommen kann. Da könnten vielleicht die beiden Brüder, die Leutnants, mal auf den Busch klopfen. Muß mal mit denen sprechen. Möglicherweise kostet das denen nichts als ein paar gute Worte an der richtigen Stelle.‘

„Ja natürlich,“ stimmte der Premier bei, „das wäre äußerst günstig für sie, wenn sich da was erreichen ließe.“

Und der jüngste Bruder war derselben Ansicht. „Vortrefflich wäre das, thatsächlich vortrefflich!“

„Vielleicht könnten Sie da mal ein wenig sondieren,“ meinte der alte Herr, „da Sie ja am Orte sind.“

„Das wäre am Ende ganz praktisch,“ gab der eine zu. Und der andre erwiderte: „Mit der gehörigen Vorsicht ließe sich das vielleicht ganz gut machen.“

Und dann war der alte Herr wieder fortgegangen mit dem angenehmen Bewußtsein, die Vorarbeiten für die Sache in die besten Hände gelegt zu haben.

Darauf war der eine der Brüder mit großen Schritten, die Arme auf dem Rücken verschränkt, im Zimmer auf und ab gewandert, und der andre hatte aus dem Fenster geschaut. Und dann war jener stehen geblieben, und dieser hatte sich zu ihm umgedreht.

„Das wird verflucht schwierig sein,“ hatte der eine gesagt. Und der andre hatte geantwortet: „Läßt sich überhaupt nicht machen.“

Und beide waren übereingekommen: das ging einfach nicht, irgend jemand merken zu lassen, daß sie eine unterstützungsbedürftige Schwester hatten.

„Das würde sicher keinen guten Eindruck bei den Vorgesetzten machen.“

„Da riskierte man thatsächlich allerlei.“

„Das könnte direkt schädlich für unsre Carriere sein.“

„Schließlich, wozu braucht man da auch erst zu sondieren? Ob es da nicht das richtigste ist, sie macht selber direkt eine Eingabe? Und dann vielleicht eine Befürwortung des Gesuchs durch den Alten selber? Das wäre doch sicherlich das beste. Der Freund ihres verstorbenen Vaters, ein General, das wiegt doch entschieden ganz anders, wenn der ein Wort sagt, als wenn wir das thun. Wollen mal sehen, wie Robert darüber denkt.“

Es fand sich, daß Robert genau so dachte wie sie. „I behüte, ihr könnt das nicht. Für die eigne Schwester um Unterstützung nachsuchen, das würde sich sehr wenig schön machen. Das kann ein unbeteiligter Dritter viel besser."

„Na also, ganz unsre Ansicht. Es ist besser, wir lassen die Finger davon."

„Ganz ohne Zweifel!"

„Aber ich will ihr sehr gern ein Gesuch aufsetzen, wenn sie das wünschen sollte," erbot sich der Leutnant.

„Ich auch, mit Vergnügen. Sie wird mit der Form nicht genau Bescheid wissen. Das ist ja auch nicht zu verlangen."

„Natürlich, da müßte man ihr selbstverständlich behilflich sein," sagte der Gelehrte.

Und sie berichteten der Schwester von dem Besuch des alten Freundes der Familie und von seinem guten Rate, daß sie sich um eine jährliche Unterstützung bewerben möge. Und sie sagten: „Wenn du Schritte in dieser Richtung thun willst, so sag's nur. Wir setzen dir das Gesuch auf, du brauchst es nur abzuschreiben. Wir stellen uns ganz zur Verfügung."

*

„Und nun nehmen Sie mal an, wie man oft so wider Erwarten Glück haben kann," begann die freundliche alte Excellenz. „Unsre gute Claussen ..."

„Ja, die soll ja einen Klosterplatz bekommen haben," unterbrachen sie ihre beiden Nachbarinnen rechts und links. „Ist das wirklich wahr?"

„Freilich ist das wahr. Grad wollt' ich erzählen, wie das so plötzlich gekommen ist. Sie wissen, daß ihr einer Bruder, der jetzt Hauptmann ist, sich vor längerer Zeit verheiratet hat. Zwei Jahre oder so kann's her sein."

Ja, das war so ungefähr zwei Jahre her, sie erinnerten sich genau.

„Nun, und seine Frau, die ist doch, wissen Sie, die Nichte von dem Geheimrat Kersten. Und der intimste Freund von diesem wieder ist eine sehr maßgebende Persönlichkeit im Ministerium des Innern. Und diesem Ministerium dem untersteht doch eben die Klosterkammer."

„Aber wie ist denn die Sache überhaupt zuerst in Fluß gekommen?"

„Auf die einfachste Weise von der Welt. Ich weiß es von Olga selber. Eines Tages spricht ihr Bruder mit seiner jungen Frau über seine Schwester. Und wie das doch ganz natürlich war, sprechen sie auch haarklein ihre ganze pekuniäre Lage durch bei Heller und Pfennig. ‚Und davon soll sie existieren?' fragt die Schwägerin ganz erstaunt. ‚Aber das kann sie ja einfach nicht, das ist doch nicht menschenmöglich!' hat sie gesagt. Die ist als einzige Tochter reicher Eltern natürlich sehr verwöhnt und wird wohl so viel für Handschuhe und Krawatten gebraucht haben, wie Olga Claussen für ihren ganzen Unterhalt brauchen darf.

„‚Und ist da nirgends eine Chance, daß sie einmal mehr bekommen könnte?' hat sie dann gefragt.

„‚Eine Chance? Nein, wenigstens nicht, soviel mir bekannt ist. Das heißt: doch, eine Chance hat sie, nämlich die Anwartschaft auf einen Klosterplatz, und zwar bereits seit vielen Jahren. Wenn sie Geduld hat, kann sie diesen Klosterplatz vielleicht noch einmal in ihrem Leben thatsächlich bekommen.' Und dabei hat er spöttisch gelacht.

„Da fällt es auf einmal der Frau ein: ‚Aber, mein Himmel, der alte Geheimrat von Werdow ist ja Dezernent für diese Geschichte mit den Klosterplätzen. Da geh' ich doch wahrhaftig morgen sofort zum Onkel Kersten, der muß mir mal mit dem ein Wörtchen reden. Ob es nicht vielleicht möglich ist, da etwas Dampf hinterzusetzen ...'

„Und was glauben Sie, diese verwöhnte kleine Frau hat mit ihrer Energie die Sache thatsächlich fertiggebracht: sie hat gebohrt und gebohrt, die ganzen zwei Jahre hindurch, und seit acht Tagen hat ihre Schwägerin nun wahrhaftig den Klosterplatz!"

*

Auch in dem engeren Bekanntenkreise des Fräulein Claussen war man allgemein überrascht und, da Fräulein Claussen sehr beliebt war, auch allgemein erfreut.

„So lange hat das gedauert, und nun auf einmal fällt ihr dies Glück so vom Himmel herunter!"

Und man verarbeitete dies Thema, man zerbröckelte, man zerkrümelte es geradezu.

„Hübsch ist sie nie gewesen, Geld war ebenfalls nicht da. Also von Heiraten war keine Rede."

„Und was gelernt, womit sie sich ihr Brot hätte verdienen können, hatte sie auch nicht, soviel ich weiß."

„I behüte, nein!"

„Und was die Eltern für sie haben ersparen können, das kann doch auch nicht viel sein."

„Bewahre! Aus irgend einer Kasse soll sie eine jährliche Unterstützung haben, sonst wär' es überhaupt nicht gegangen."

„Nun also, wovon hätte sie denn da auf ihre alten Tage leben sollen?"

„Ja, die kann froh sein!" sagten die Bekannten. „Versorgung auf Lebenszeit, das läßt man sich gefallen. Ja, wer solchen Klosterplatz ergattert, der ist gut dran!"

„Aber dafür muß man eben auch seine Fürsprecher haben. Wenn sie alleinstände, da hätte sie lange warten können! Aber zwei Brüder in der Armee, die natürlich alle möglichen Konnexionen haben — das soll wohl helfen!"

„Ja, wenn die Brüder nicht wären," sagte eine gute alte Freundin der verstorbenen Generalin, „da sollte es wohl manchem armen Mädchen schwer werden, standesgemäß durchzukommen!"

Ergrauen des Haares

Von

Dr. med. J. Pohl*)

Tritt beim Menschen das Ergrauen des Kopfhaares in höherem Alter ein, so ist diese Erscheinung nicht Gegenstand des ärztlichen Eingreifens, wohl aber vermag die Kunst unter Umständen gegen das *vorzeitige* Ergrauen erfolgreich einzuschreiten. In solchen Fällen ist es möglich gewesen, im Verlauf von 1 bis 3 Jahren die weißen Haare durch solche von der früheren Farbe zu ersetzen. Dies waren aber sämtlich Fälle, in denen erbliche Anlage nicht vorlag und in denen das Leiden im Gefolge andrer Zustände, namentlich lokaler Nervenreizungen, aufgetreten war. In einem Teil der Fälle gelang es, das weitere Vorschreiten zu verhüten; die grauen Haare blieben bestehen, vermehrten sich jedoch nicht, so daß der Gesamteindruck des Haares ein jugendlicher blieb. In vielen Fällen hatte freilich das Heilverfahren keinen Nutzen. Man unternehme deshalb die Behandlung nur dann, wenn nach den persönlichen Verhältnissen des einzelnen Patienten es sehr wesentlich ist, daß das vorzeitige Ergrauen verhütet werde, und, wo erbliche Anlage vorhanden ist, nur im Anfangsstadium des Leidens; ist in einem solchen Falle bereits jedes vierte Haar weiß, so ist von einer Behandlung kein Nutzen zu erwarten.

Von den Patienten, denen keine ärztliche Hilfe gegen das Ergrauen geleistet werden kann, werden in der Regel zwei Fragen vorgelegt: Soll man die weißen Haare ausziehen? Sobald es sich um vereinzelte Haare handelt, ist das Ausziehen unbedenklich; es scheint dadurch zuweilen allerdings auch das benachbarte Haar (oder vielleicht die ganze Haargruppe) zu etwas rascherem Ergrauen gebracht zu werden. Indes selbst dieser Schaden ist gering; und wen die vereinzelten grauen Haare an seinem Kopfe stören, der entferne sie unbedenklich. Tritt das Ergrauen hingegen in ausgedehnterem Maße ein, so widerrate ich das Ausziehen ernstlich.

Soll man nun die weißen Haare färben? Prinzipiell widerrate ich auch dies. Man wünscht es gewöhnlich „um der Leute willen"; man fürchtet, vorzeitig älter, als man ist, zu erscheinen oder anderweitig falsch beurteilt zu werden. Ausdrücklich und nachdrücklich erhebe ich hiermit meine Stimme gegen den Verdacht, daß Unsolidität zum vorzeitigen Ergrauen des Haupthaares führe. Das ist fast niemals der Fall. Sorgen und Kummer und ernste Studien thun es. Und wer hiervon die Silberfäden bekommen hat, der hat gewöhnlich nicht nötig, sie zu verbergen. Und wer ohnedies vorzeitig zu dem Grau gekommen ist, der scheue sich nicht, dem Vorurteil zu trotzen und bemühe sich, durch die Frische seiner Stimmung, durch Haltung und Miene zu zeigen, daß er im Kern seiner Empfindungen und seiner körperlichen und geistigen Kräfte frisch und jugendlich ist.

Allein es giebt Fälle, in denen wichtige Gründe für das Verbergen des grauen Haares sprechen. Für diese mache ich die folgenden Angaben: Die vegetabilischen Färbemittel sind im ganzen unzuverlässig. Oft erreicht man mit ihrer Hilfe die gewünschte Farbe, oft erscheint aber auch ein sehr unerwünschtes Grau-Grün oder Blau-Rot (Violett), und der Gefärbte möchte dann möglichst rasch von dieser Unzier befreit werden.

*) Wir entnehmen den folgenden interessanten Aufsatz dem in fünfter, erweiterter Auflage demnächst erscheinenden Buche: „Das Haar, die Haarkrankheiten, ihre Behandlung und die Haarpflege" von Dr. J. Pohl (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt). Das Werk, das sich sowohl an den Fachmann wie an den gebildeten Laien wendet, bringt, gestützt auf eingehende Studien und langjährige Beobachtung, in dieser jüngsten Auflage vieles Neue, das anderweitig noch nicht veröffentlicht worden ist.

Unter den mineralischen Färbemitteln ist früher das Blei fast ausschließlich zu diesem Zweck verwendet worden. Es ist ein tückisches Gift; noch Jahr und Tag nach dem Aufhören mit diesem Färbemittel habe ich erheblichen gesundheitlichen Schaden beobachtet. Man kann es auch ganz gut entbehren. Ich empfehle nach sehr vielfältigen Erfahrungen als sicher, unschädlich und verhältnismäßig nicht zu unbequem die Anwendung des salpetersauren Silberoxyds (Höllenstein). Die Anwendungsweise will ich hier so genau angeben, daß eine weitere Ratseinholung unnötig wird.

1. Man nehme ein kleines Mäntelchen aus einem glatten und undurchlässigen Stoffe (am besten aus Wachsleinwand) um die Schultern; es muß am Halse gut schließen, damit das Bespritzen der Kleider vermieden wird.

2. Man entfette das Haar, damit die Silbereinreibung tief und gleichmäßig in das Innere der Haare eindringe. Die Entfernung des Fettes von den Haaren kann durch laues Seifenwasser, durch Sodalösung (Soda 1 bis 4 auf 100 bis 200 Wasser) oder Salmiakgeist (1 Teil Salmiakspiritus auf 50 bis 100 Teile Wasser) erreicht werden. Am bequemsten finde ich die Sodalösung und rate, es zunächst mit dieser zu versuchen, da die Seife oft das Fett nicht völlig auflöst, und weil andrerseits der Salmiak für die Augen und Nase zuweilen, auch trotz starker Verdünnung, unangenehm ist. Man bereite sich die Sodalösung, ermittle durch Versuche deren am besten geeignete Konzentration, fertige dann eine größere Menge der Lösung mit destilliertem Wasser an und stelle sie für den Weitergebrauch beiseite. In manchen Fällen (wenn die Kopfhaut nicht besonders empfindlich ist) bedarf es einer sorgfältigen Abwägung der Dosis nicht, und dann braucht man sich auch die Lösung nicht vorrätig zu halten. Das Einreiben der Lösung erfolgt mit einem kleinen Schwamme oder einem Rasierpinsel oder einer weichen Zahnbürste; man vergegenwärtige sich bei dem Reiben den Zweck: Entfernung des an den Haaren haftenden Fettes, damit unnötige Kraftanstrengung und Reizung vermieden werde.

3. Man trockne das Haar; am besten etwas rasch, indem man durch einen Fächer die Verdunstung beschleunigt. Je sorgfältiger das Trocknen erfolgt, desto gleichmäßiger wird die nachträgliche Färbung.

4. Die Applikation der Höllensteinlösung. Ich lasse diese stets in der Apotheke bereiten:

Höllenstein:
1 bis 4 Gramm,
destilliertes Wasser:
20 bis 50 Gramm.

Die für ihn passende Konzentration der Lösung kann der Patient durch Versuche feststellen; ich halte es nicht für nötig, über die Zahlen, die ich hier angegeben habe, hinauszugehen. Man gießt etwas von der Lösung in ein kleines Schälchen, taucht in dieses eine langhaarige weiche Zahnbürste und reibt mit dieser die Flüssigkeit in das Haar ein, teils nach der Spitze, teils nach der Wurzel hin.

Der Färbungsvorgang ist nun folgender: in Berührung mit den organischen Stoffen des Haares und vollends bei Einwirkung des Lichtes erfolgt eine Zersetzung des Medikamentes; das Silber wird in Form punktförmiger Körnchen ausgeschieden, die eine schwarze Farbe haben, und in dieser erscheint nun das Haar. Durch die Vermischung dieser Körnchen mit den fast immer noch vorhandenen Pigmentkörnchen des Haares erscheint der Gesamteindruck nicht schwarz, sondern bräunlich oder braunschwarz und nähert sich in hohem Grade der natürlichen Farbe des dunklen Haares. In vielen Fällen ist es nützlich, noch eine Mischung von Schwefelmilch nachträglich anzuwenden; es wird hierdurch oft ein gleichmäßigeres und tieferes Nachdunkeln erreicht. Ich verordne diese in Form einer zugleich zur Einfettung dienenden Salbe,*) die in der Apotheke anzufertigen ist:

Schwefelmilch:
3 bis 5 Gramm,
Cold-cream oder Lanolin:
30 Gramm.

5. Es ist fast unvermeidlich (besonders wenn das Haar nicht sehr dicht ist), daß etwas von der Silberlösung auch auf die Haut komme und diese schwarz färbe. Um dies auszugleichen, wasche man diese Stellen (möglichst solange sie noch feucht sind)

*) Wenn Salbe auf die Kopfhaut eingerieben werden soll, so benutzt man hierzu am besten ein Glasstäbchen, das an einem Ende ein linsengroßes Glasplättchen trägt.



Fischerbarken auf den Lagunen von Venedig

Nach dem Gemälde von Manuel Wielandt

mit einer Lösung von Jodkali oder unterschwefligsaurem Natron in destilliertem Wasser:

Jodkali:
1 bis 2 Gramm,
destilliertes Wasser:
50 bis 100 Gramm.

Oder:
Unterschwefligsaures Natron:
2 bis 4 Gramm,
destilliertes Wasser:
50 bis 100 Gramm.

Dieses Waschen erfolgt am besten mittels eines kleinen Schwammes. Das Haar lasse man nun unverbunden trocknen. Damit ist das Verfahren beendet.

6. Für die am besten geeignete Zeit halte ich den Abend; namentlich die ersten Male beginne man abends 5 Uhr, damit man die gehörige Muße habe und sich nicht übereile. Es ist nicht möglich, daß die eigne Hand die kleinen Operationen ausführe; sie müssen durch einen andern geschehen, am besten durch ein Mitglied der Familie oder durch einen Friseur oder eine Friseurin. Das ganze Verfahren dauert 1 bis 2 Stunden. Ausdrücklich bemerke ich hier: auch bei der geschicktesten Beihilfe ist das ganze Verfahren nicht gerade angenehm, indes ist es völlig schmerzlos.

7. Alle 4 bis 8, bis 12 Wochen muß das gleiche Verfahren wiederholt werden, teils weil die nur auf der Oberfläche aufgelagerten Silberkörnchen mechanisch abgerieben werden, teils weil das graue Haar nachwächst.

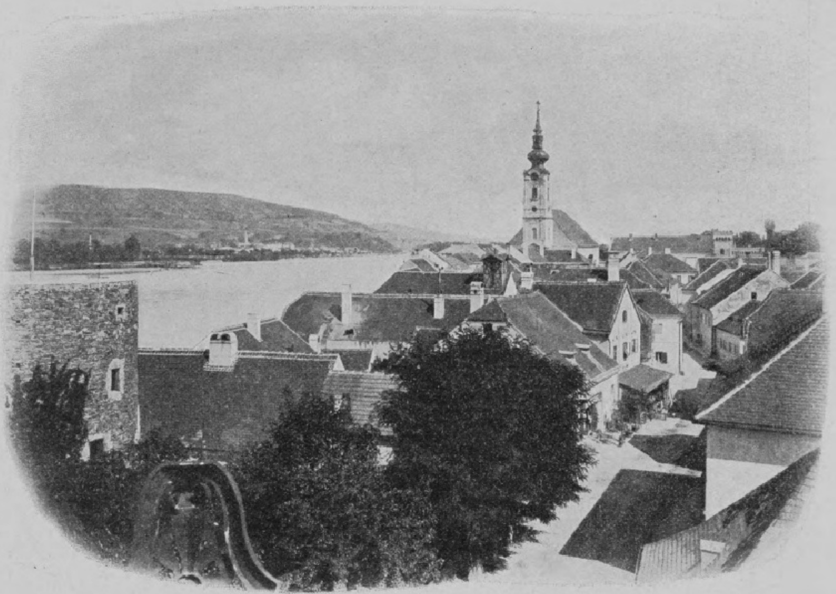
8. Wo es darauf ankommt, eine mehr hellbraune Färbung herbeizuführen, wende man eine schwache Konzentration der Höllensteinlösung an.

Pöchlarn und das geplante Nibelungen-Denkmal

Wenn man von Wien mit der Kaiserin Elisabethbahn westwärts hinauseilt, erreicht man nach Durchquerung seines villen- und bergreichen Zaubergartens, des Wiener Waldes, in ungefähr zweistündiger Fahrt die Donau und das an ihrem rechten Ufer auf einem nach dem Strome zu schroff abfallenden Felsen hochanstrebende Stift Melk. Zu seinen Füßen breitet sich nach Süden die freundliche Stadt aus, das einstmalige Medelicke des Nibelungenliedes, das Melicum der Römer; den nördlichen Abhang umspült der Strom. Wer dort an einem lichten Sommermorgen landet und zu dem weit ausgebauchten Altan der ehrwürdigen Benediktinerabtei aufschaut, genießt einen überwältigenden Anblick. In gewaltigen, blendenden Strahlen sprüht die Sonne durch die architektonische Herrlichkeit der Bogen, flüssiges Gold auf die Wellen legend, vom Grün der Auen smaragdartig widerfunkelnd und Säulen wie Balkon zu Lichtträgern gestaltend, wie sie großartiger nicht gedacht werden können. Von dem Altan blickt man in die westliche Donaulandschaft hinein mit der sich am linken Ufer erhebenden Ruine Weitenegg und dem hinter ausgedehnten, üppigen Auen versteckten, zum politischen Bezirk Melk gehörigen Städtchen Pöchlarn. Nur zwei Wegstunden vom Hochsitz der Benediktiner entfernt, bildet es seine nächste Station stromauf, ob man das Dampfschiff oder die Eisenbahn benutzt. Klein und unansehnlich, mit wenigen Ueberresten der großen historischen und sagenreichen Vergangenheit, schneidet es ein flaches Kreissegment in den Fluß. Ihm gegenüber, jenseits des Stromes, liegt Klein-Pöchlarn mit dem Aufstieg nach dem von tausend und abertausend Wallfahrern besuchten Maria-Taferl. Der Charakter der Landschaft ist gut bewaldetes, felsdurchsetztes Bergland, das auf dem linken Ufer nach dem Ostrong und in das höher gelegene Waldviertel, rechts in die Voralpen hinüberleitet. Wiesen, schön bestandene Felder und weit ausgedehnte Obstgärten sind Zeugnis der Fruchtbarkeit. Von Ybbs, der zur Zeit der Babenbergerherrschaft unzweifelhaft bedeutendsten Donaustadt oberhalb Wiens, wo der Strom, von Norden kommend, die Greiner und Sarmingsteiner Felsengen verläßt, um sich, ein ganz kreisförmiges Flachland, die sogenannte Scheibe, scharf umfließend, nach Osten zu wenden, bis Melk, dem Eingang in den interessantesten Teil seines deutschen Laufes, in die Wachau, weicht die zuweilen düstere Großartigkeit der Ufer freundlicherem Reiz. Die Poesie minniglichen Gesanges ruht auf Fluren und Gewässern. Vom zeitigen Frühjahr bis tief in den Spätherbst hinein liegt Wohlgeruch darüber. Aus der lebensfrischen Destillierkammer des Waldes, der Wiesen und Obstgärten, aus der Räucherschale würziger, porösem Boden entsprungener Kräuter steigt er auf. Ganz erfüllt ist von dem Duft gerade dieser Teil der Donau. Von beiden Waldufern legt es sich über den eilenden Strom wie ein Schleier von Wohlgeruch.

In die lieblichste, freundlichste Donaulandschaft fällt auch der anmutigste Teil der im Nibelungenliede zum Ausdruck gebrachten Geschehnisse. Hier holte Gotelinde, die Gattin des edlen Markgrafen Rüdiger von Bechelaren, der von seinem Herrn, dem König Etzel, gen Worms gesandt worden war, damit er in seinem Namen um die Hand Kriemhildens, der Witwe des vom grimmen Hagen erschlagenen Siegfried, werbe, die Braut mit ihrem Gefolge ein. Bis zur hohen Enns war sie ihr entgegengeritten, dort begrüßten sich die Frauen, während man zu Bechelaren die festlichen Empfangsvorbereitungen traf.

Das war freilich damals eine andre Stadt als jetzt. Sichere Spuren von der Burg des getreuen Markgrafen sind nicht mehr vorhanden, und vergebens hat man bisher nach ihrem Ort geforscht. Nur die Gewißheit ihres einstigen Bestandes ist erwiesen. Daran geknüpfte Vermutungen führten den Schriftsteller Wilhelm Schriefer und mich nach jenem Landstrich, etwaige Spuren aufzusuchen. Die Erwägung, daß das heutige Pöchlarn in keiner Weise so gelegen sei, um die Schilderung seiner



Pöchlarn a. d. Donau

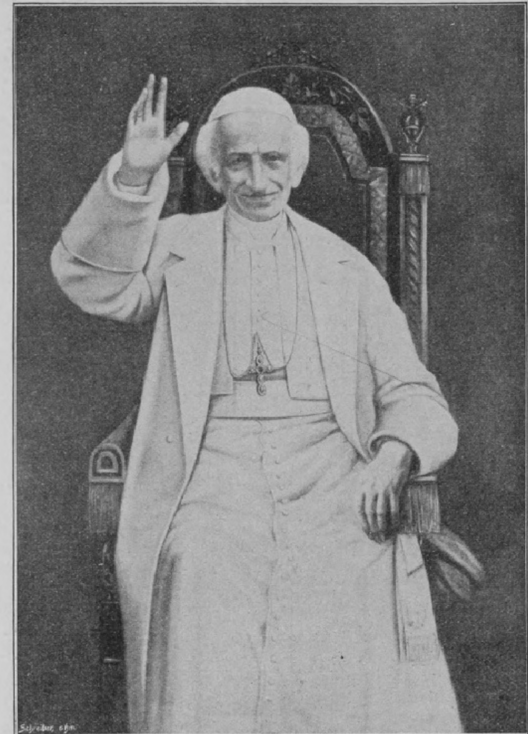
Burg im Nibelungenliede zu rechtfertigen, ließ uns weiter südlich über die braune Erlauf nach Haarlanden wandern. Nahezu sicher ist es, daß dieser sehr wohlhabende Ort, dessen Bewohner etwas Selbstbewußtes, etwas von dem Stolze der ehemaligen Freibauern und Adalinge haben, gemeinschaftlich mit Erlauf und Ornding einmal zu Pöchlarn gehörte. Es war eine einzige große Stadt, das Augusta praeclara oder Arelate der Römer. Kaiser Valentinian erließ 365 ein auf sie bezügliches Gesetz. An der Kirche und in die Kirchhofsmauer eingefügt findet man noch einige sehr interessante Steine, die aus jener Zeit stammen. Sonst spricht nur noch ein hart an der Donau gelegener mächtiger Rundturm, der heute das städtische Acetylenwerk birgt, von der einstigen Macht. Ueber eine halbe Quadratmeile groß hat sich einst Arelate erstreckt. Nach dem heutigen Auseinanderliegen der damals dazugehörenden Ortschaften ist die Ausdehnung der Römerstadt zu ermessen, die großenteils auf einer von der Donau umschlossenen Insel aufgebaut war. Ein heute versiegter Arm des Stromes umspülte die südlichen Höhen, auf denen Haarlanden liegt. Man sieht dort eine Bodenerhebung, dem Uferdamm eines Strombettes vergleichbar, Wograin geheißen, die sich durch das Ackerland zieht und dem deutlich erkennbaren versandeten Laufe folgt. Vor noch kurzer Zeit will ein Ingenieur am Rande Pfähle mit Schiffsringen gefunden haben, wie man sie zum Anbinden der Fahrzeuge beim Landen braucht. Die Leute erzählen es, und daß man bei tieferem Graben überall auf Donausand stoße. Das sind augenfällige Beweise, die zu den aus dem Nibelungenliede selbst geschöpften hinzutreten. Dabei ist ein Umstand höchst interessant und bemerkenswert. Die Lage und Zusammengehörigkeit der Orte, die einst das alte Arelate bildeten, führt ganz von selbst zur Verquickung zweier sagenhaften Helden der Vorzeit. Der getreue Eckart und der getreue Markgraf erscheinen als ein und dieselbe Gestalt, die uns zwar in doppelter Verkörperung, aber unter demselben Prinzip unentwegter deutscher Treue überliefert wurde.

In Haarlanden stand ehemals ein Ritterhof, dessen mittelalterliche Spuren noch deutlich erkennbar sind. Auch hat man solche eines andern Gebäudes unter der Erde gefunden, das einem römischen Schwitzbade ähnelte, sowie die Reste eines römischen, offenbar dem Bacchus und der Venus gewidmeten Tempels. Freilich sind das Erinnerungszeichen über Eckart und Rüdiger, über Severin und Etzel hinaus, aber was sonst die Erde birgt, davon erzählt die Ueberlieferung. Einfache, durchaus geschichts- und sagenunkundige Leute berichteten von einer verschollenen Ruine. Es geht von Mund zu Mund, ohne daß die Bewohner irgend welche Folgerung daraus zögen. Ein Zimmermann sprach von einer „Harlungaburg", eine alte Frau in Haarlanden wies nach dem unfernen Waldrande und meinte, dort habe die „Harlungaburg" gestanden.

Allerdings übersieht man von dort die am Eingang bezeichnete Donaugegend in wunderbarer Schönheit. Es drängt sich dem bewußten, von der Höhe Hinabschauenden fast unwillkürlich die Gewißheit auf, daß die Burg nur dort emporgeragt habe, diese Burg König Harlungs, der zu früh gestorben war, um seine Söhne vor den Nachstellungen des bösen Kaisers Ermanrich zu schützen, und die auch der von ihm bestellte graue Hüter und weise Warner, der getreue Eckart, vor schmählichem Untergange nicht hatte retten können — die Burg des getreuen Markgrafen Rüdiger, der bis in den Tod zu Kriemhilden hielt.

Von diesen beiden Getreuen hat der Gau nunmehr einen Namen erhalten, der sich in der Bevölkerung einzubürgern beginnt. Man nennt ihn den „Gau der Treue". Zwischen Melk und dem Lande um die Erlauf ist er gelegen und umfaßt das ganze Gebiet des einstmaligen Bechelaren, des Arelate der Römer. Dort ein großes nationales Nibelungen-Denkmal zu errichten, ist ein schöner Gedanke, der sicherlich in die Ausführung umgesetzt werden wird, sofern alle dazu berufenen Faktoren einmütig vorgehen. Oesterreich ist nicht Deutschland, Deutsch-Oesterreich nicht das Reich, aber beide gehören zusammen in Gesittung und Sprache, und die Donau ist ein deutscher Strom, der voll berechtigt ist, den Fuß eines Denkmals zu bespülen, das den Nachkommen Zeugnis ablegen soll von deutsch-österreichischer Treue und der Tüchtigkeit der Landesbewohner. In Deutschland fand der nationale Gedanke nach den kriegerischen Erfolgen der Jahre 1870—71 seinen Ausdruck in dem der Wiedererrichtung des Reiches

geweihten Niederwalddenkmal, das Hermann-Denkmal und der Riesenbau auf dem Kyffhäuser versinnbildlichen dieselbe Idee. In Pöchlarn, im Herzen Niederösterreichs, möge sich nun gleichfalls ein Denkmal erheben, das zwar nicht von gewonnenen Schlachten erzählt, aber jene Helden der Sage und Vorzeit verherrlicht, die schon das Kindergemüt erfreuten und allen vertraut wurden. Mag auch noch über den Ursprung des Nibelungenliedes, dieses unvergleichlichen Heldenepos der Deutschen, gestritten werden, sicher ist, daß alle diejenigen



Papst Leo XIII.
(Zu seinem Jubiläum am 20. Februar)

Teile der Dichtung, die vom getreuen Markgrafen Rüdiger von Bechelaren erzählen, österreichischen Ursprungs sind, und daß die charakteristischen Züge des Markgrafen selbst, besonders in ihren seelischen Momenten unverwüstlicher Heiterkeit und urwüchsigen Frohsinns, so viel des auch dem modernen Oesterreicher anhaftenden, sprichwörtlich gewordenen Humors enthalten, daß der Held, ob aus der Wirklichkeit oder lediglich aus der Sage hervorgegangen, nur deutsch-österreichischem Boden und deutsch-österreichischem Denken und Fühlen entsprossen sein kann. Darum kann ein Nibelungen-Denkmal, das uns die nationale deutsche, im Markgrafen Rüdiger von Bechelaren erprobte Treue versinnbildlichen soll, nur an der Donau seinen Platz finden, kann es nirgends anderswo als im „Gau der Treue", und zwar in Pöchlarn selbst errichtet werden.

Um dem auch vom niederösterreichischen Landtag unterstützten Unternehmen reichere Mittel zuzuführen, hat sich ein Komitee zur Veranstaltung von Festspielen gebildet, die in naher Zeit ihren Anfang nehmen sollen. Die vorbereitenden Arbeiten werden von dem Ausschuß des Nibelungen- und Volksschauspielvereins Bechelaren, der seinen Sitz in Wien hat, geleitet. Dem Verein strömen schon jetzt Mitglieder aus allen Schichten der Bevölkerung, Männer aller Parteischattierungen zu. Kein Unternehmen in Oesterreich dürfte jemals volkstümlicher gewesen sein.

A. M. Kolloden

Notizblätter

Zum silbernen Papstjubiläum Leos XIII.

Der oberste Pontifex der katholischen Kirche feiert in diesem Jahre nicht weniger als drei Jubiläen, nämlich das silberne Papstjubiläum, das goldene Kardinals- und das diamantene Erzbischofsjubiläum. Am 19. Februar sind 60 Jahre verflossen, seitdem der damalige päpstliche Delegierte zu Perugia, Gioacchino Pecci, zum Erzbischof von Damiette in partibus ernannt wurde; am 20. Februar 25 Jahre seit seiner Wahl zum Papst und am 19. Dezember 50 Jahre seit seiner Erhebung zum Kardinalat. Das bemerkenswerteste unter diesen Jubiläen ist das fünfundzwanzigjährige Papstjubiläum Leos XIII., das voraussichtlich zahlreiche Pilger nach der Siebenhügelstadt führen wird, um dem ehrwürdigen Greise auf dem Stuhle Petri ihre Huldigungen darzubringen. Bis auf den heiligen Petrus und Papst Pius IX. war es noch keinem der Lenker der katholischen Kirche vergönnt, so lange die Tiara zu tragen. Vor einem Jahre hegte man im Vatikan die Besorgnis, der greise Pontifex möchte das Jahr 1903 nicht mehr erleben, und deswegen wurde schon am 20. Februar 1902 der Eintritt des Papstes in das fünfundzwanzigste Jahr seines Pontifikates festlich begangen. Doch wie sein Vorgänger hat auch er die früher jedem neugewählten Papst gemachte Prophezeiung: „Non videbis annos Petri" (du wirst St. Peters Alter nicht erreichen) hinfällig gemacht, und mit um so größerer Begeisterung wird die ganze katholische Welt das seltene Jubelfest des Papstes, der wenige Tage später, am 2. März, auch die Schwelle des dreiundneunzigsten Jahres überschreitet, begehen.



Phot. Carl Günther, Berlin

Professor Friedrich Delitzsch

Professor Friedrich Delitzsch und sein Vortrag über Babel und Bibel

Großes Aufsehen hat in der gesamten gebildeten Welt der Vortrag hervorgerufen, den Friedrich Delitzsch, der berühmte Assyriolog, in Gegenwart des deutschen Kaiserpaares und zahlreicher hoher Reichs- und Staatswürdenträger am 12. Januar in der Berliner Singakademie gehalten. Schon vor einem Jahre sprach er an derselben Stelle über den gleichen Gegenstand, und seine Ausführungen gipfelten vornehmlich darin, daß vieles und wesentliches in der mosaischen Ueberlieferung, wie sie sich im Alten Testament findet, der babylonischen Kultur entlehnt ist. Diese Ausführungen begegneten damals manchem Widerspruch, fanden aber auf andrer Seite hohe Anerkennung und freudige Zustimmung. Nun hat der scharfblickende Forscher das Thema wesentlich erweitert und auf Grund der neuesten Funde in den Trümmern des alten Babylon seine Anschauungen noch eingehender begründet. Er gelangt zu dem Schlusse, daß es keine größere Verirrung des menschlichen Geistes gebe als den Glauben, die Bibel sei eine persönliche Offenbarung Gottes, denn dem widerspreche der Inhalt des Alten Testamentes selbst in verschiedenen Teilen, und an einzelnen Beispielen legt der Gelehrte den babylonischen Ursprung manchen Abschnittes der Bibel dar. Und an ein Wort des Kaisers anknüpfend, das dieser kürzlich bei feierlicher Gelegenheit sprach, weist er auf das unaufhaltsame Vorwärtsdringen der freien Forschung und auf die Notwendigkeit der Weiterbildung der Religion hin. Abermals hat der Forscher mit seinen Darlegungen Widerspruch hervorgerufen, sowohl auf orthodox-christlicher wie auf orthodox-mosaischer Seite, aber in gleichem Maße erfreut er sich auch der unumwundenen Zustimmung. Einen Teil des bedeutungsvollen Vortrags, der das größte Aufsehen weit über Deutschlands Grenzen erregt, bringt soeben das Februarheft der „Deutschen Revue" unter dem Titel „Die mosaische Gesetzgebung", und der vollständige Abdruck mit den dazu gehörigen Abbildungen erscheint in diesen Tagen bei der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart. — Friedrich Delitzsch wurde am 3. September 1850 als Sohn des ausgezeichneten Theologen und Hebraisten Franz Delitzsch in Erlangen geboren. Nach Absolvierung seiner Studien wurde er 1877 außerordentlicher Professor in Leipzig, 1893 ordentlicher Professor in Breslau. Im Jahre 1899 erfolgte seine Berufung nach Berlin, wo er neben seiner Professur noch das Amt als Direktor der vorderasiatischen Abteilung der Königl. Museen bekleidet. Er verfaßte zahlreiche Schriften aus dem Bereiche seiner Fachwissenschaft und ist seit 1881 Mitherausgeber der Assyriologischen Bibliothek.

Winterübungen der deutschen Kavallerie

„Ein echter Reiter soll alles können," sagt mit Recht Graf Lippe, der bekannte alte Kavallerist des 18. Jahrhunderts. Die Aufgaben, deren sich eine selbständige Kavalleriepatrouille versehen muß, sind allerdings der mannigfachsten Art; bald soll sie eine Eisenbahn zerstören, bald genau ausspähen und den Feind beschleichen, dann wieder unter den heikelsten Umständen fouragieren, wo möglich sich selbst das Korn mähen und zwischendurch auch einmal attackieren. Das will alles gelernt sein! Wenn nun gar die Patrouille das unerhörte Glück hat, eine Anzahl von Geschützen zu nehmen oder solche zu finden, die der Feind aus irgend einem Grunde stehen ließ, die aber als verloren zu betrachten sind, falls sie nicht sofort abgebracht werden können, so muß die Kavallerie darauf bedacht sein, so schnell wie möglich sich selbst ein paar feldmäßige Geschirre herzustellen, an denen die vorgespannten Pferde das Geschütz aus dem Bereich des feindlichen Feuers ziehen können. Hierbei handelt es sich um die technische Findigkeit der Reiter und auch um die Uebung, damit der Mann im Frieden schon einen Begriff davon bekommt, worauf er bei einem schnellen Anspannen von Reitpferden im Krieg hauptsächlich zu achten hat. Auf unserm Bilde Seite 445 sind die betreffenden Geschütze, die von der am Platze liegenden Artilleriegarnison gestellt wurden, mit drei Pferden bespannt. Das improvisierte Geschirr, aus Futterleinen, Vorderzeug und am Geschütz oder an der Protze selbst befindlichem Tauzeug hergestellt, ist den Rossen bereits an den Bauchgurten befestigt, und im strammen Galopp (einer Gangart, bei der die Lafette am besten das Gleichgewicht behält) suchen die schneidigen Reiter mit dem geretteten oder dem Feinde abgenommenen Geschütz das Weite. Manchmal wird bei der Uebung angenommen, daß Lafette oder Räder eines Geschützes zum Transport unbrauchbar geworden sind. Um nun das Rohr



Papst Leo XIII., den Pilgerführern eine Messe lesend



Alter Zustand



Neuer Zustand

Der Nürnberger Patrizier Stephan Paumgartner. Von Albrecht Dürer

allein zu bergen, wird es aus dem Lager gehoben und unter der Lafette eines intakten Geschützes festgebunden, so daß auf diese Weise zwei Rohre befördert werden. Als Kaiser Wilhelm II., damals noch Prinz Wilhelm und Abteilungskommandeur beim 2. Gardefeldartillerieregiment, seinem Großvater einst eine ganze Batterie vorführte, die von Pferden vorbeigezogen wurde, die nur mit Stall- und Fouragierleinen an die Geschütze gespannt waren, war der greise Herrscher über diese praktischen Uebungen sichtlich erfreut, die die Gewandtheit der Leute erhöhen und zugleich Nutzen für den Ernstfall bringen.

Die Wiederherstellung zweier Münchener Dürer-Bilder

In dem Saale III der Alten Pinakothek zu München, der Albrecht Dürers gewaltigste Schöpfung, die Doppelbildnisse der Apostel Johannes und Petrus, Markus und Paulus — auch die „vier Temperamente" genannt —, enthält, befindet sich noch ein zweites hervorragendes Werk des großen Nürnberger Meisters: das Paumgartnersche Altarwerk. Dieses Altar-Tryptichon gilt als das liebenswürdigste und bedeutendste unter den Gemälden religiösen Inhalts aus der Zeit vor seiner italienischen Reise (1505) und zeigt im Mittelbild die Geburt Christi, während die Seitenflügel die ritterlichen Bildnisse zweier Stifter aus dem Hause Baumgarten oder Baumgarten schmücken. Als der bayrische Kurfürst Maximilian I. 1613 das wertvolle Werk von den Nürnbergern geschenkt bekam, wurden vor der Absendung Kopien angefertigt, die sich jetzt im Germanischen Museum und in der Lorenzerkirche befinden. Fischer, der Hofmaler Maximilians, übermalte dann die Dürer-Bilder zum Teil im Geschmack seiner Zeit. Dr. K. Voll, der Konservator der Pinakothek, hat nun, nachdem er die späteren Uebermalungen nach den Kopien genau festgestellt und zugleich nachgewiesen hatte, daß die Dürersche Fassung diesen Aenderungen an Größe und Kraft weit überlegen war, die Flügelbilder durch den auf diesem Gebiete bestens bewährten Professor Hauser in ihrer alten Gestalt wiederherstellen lassen. Diese Restaurierung ist ausgezeichnet gelungen, und der Beschauer des Altars empfängt jetzt, wie unsre Abbildungen des früheren und des jetzigen Zustandes der Flügelbilder deutlich erkennen lassen, den Eindruck, als ob ein entstellender Schleier von ihnen weggezogen sei. Das Format hat, nach Abtrennung der angefügten Streifen, die alte, weit geringere Breite erhalten. Die hinzugemalten Schlachtrosse und die grüne Landschaft im Hintergrunde sind verschwunden; beide Figuren stehen auf einem hellen Erdstreifen vor dem dunklen, leeren Hintergrunde. Die beiden Ritter haben die plumpen Helme verloren und tragen jetzt schmucke Goldhauben und eine Fahne am Lanzenschaft: der nach rechts blickende Stephan Paumgartner hält eine Kreuzesfahne, der nach links schauende Lukas eine Fahne mit dem Kopfe eines Hirsches, der zwischen dem Geweih ein Kruzifix zeigt; der erstere, der früher sich auf einen Schild stützte, hebt nunmehr den von ihm erlegten Drachen am Hals empor. Es sind also die beiden Heiligen Georg und Eustachius (oder Hubertus), die nach der Sitte der Zeit in voller Porträtähnlichkeit die Züge von zwei, den Altar stiftenden Patriziern trugen. Auf der bisher rot übermalten Rückseite des linken Flügels ist bei dieser Gelegenheit eine Madonna wieder zum Vorschein gebracht worden, die als eine der lieblichsten Schöpfungen Dürers bezeichnet wird. Ob auch das Mittelstück restauriert wird, steht noch dahin.



Alter Zustand



Neuer Zustand

Der Nürnberger Patrizier Lukas Paumgartner. Von Albrecht Dürer

Kunstphotographische Ausstellung in Hamburg

Vom 8. bis 22. März 1903 wird in der Alsterlust zu Hamburg eine kunstphotographische Ausstellung stattfinden. Sie soll aus den künstlerischen Erzeugnissen der Amateurphotographie bestehen, und alle Amateurphotographen sind zugelassen, sofern deren Werke den allgemeinen Ausstellungsbestimmungen entsprechen. An Auszeichnungen werden verliehen: goldene, silberne und bronzene Medaillen sowie Ehrenpreise im Gesamtwerte von 2000 Mark. Eine große Anzahl bedeutender Kunstphotographen aus allen Teilen Europas beteiligt sich an der Ausstellung.

Bühne

Maxim Gorkis Drama „Nachtasyl", das der Dichter nach seiner Novelle „Verlorene Leute" geformt hat, fand im Kleinen Theater zu Berlin großen Beifall. Das Werk besitzt keine konzentrierte Handlung, weist aber eine Reihe sehr wirkungsvoller Scenen auf. Weniger Glück hatte das Schiller-Theater mit August Strindbergs Schauspiel „Das Geheimnis der Gilde". Das Stück, das der Autor schon vor 23 Jahren geschrieben, mutete antiquiert an.

— Im Deutschen Volkstheater zu Wien hatte die Komödie „Mädchenliebe" von Julius von Gans-Ludassy freundlichen Erfolg, dagegen fand der Humor des Lustspiels „Der Leibbursch" von Lothar Schmidt beim Publikum keine Gegenstimmung.

— Das Musikdrama „Titania" von Georges Hue sprach in der Komischen Oper zu Paris nur mäßig an. Die Musik wird wohl gerühmt, doch der Text, eine schwache, von dem unlängst verstorbenen Librettisten Gallet verfaßte Umdichtung der Oberon-Legende, als mißlungen bezeichnet. Im Vaudeville-Theater erweckte „Die Familie des Offiziersburschen", ein übermütiger Verwechslungsscherz von Tristan Bernard, stürmische Heiterkeit.

Totenschau

Landgerichtspräsident Gustav von Schoder, bed. Jurist, 77 J., † 20. Jan., Reutlingen. — Ingenieur Paul Simon, hervorragend als Brückenbauer, 50 J., † 20. Jan., Bern. — Prof. Dr. Schaepmann, Führer der holländischen Katholiken, auch als Dichter bekannt, 59 J., † 21. Jan., Rom. — Großindustrieller Geh. Kommerzienrat Bruno Naumann, einer der ersten Rennstallbesitzer Deutschlands, 58 J., † 21. Jan., Dresden. — Astronom Franz von Schwarz, Observator der erdmagnetischen Station der Münchener Sternwarte, 55 J., † 22. Jan., München. — Fürst Alfred zu Stolberg-Stolberg, 83 J., † 22. Jan., Stolberg. — J. F. Didrikson, norwegischer Eisenbahnverkehrsdirektor, 53 J., † 22. Jan., Christiania. — Geh. Hofrat Dr. Lorenz Grasberger, Prof. der klassischen Philologie, 73 J., † 23. Jan., Würzburg. — Admiral Tyrtow, Kommandant der russischen Flotte im Schwarzen Meere, † 23. Jan., Sebastopol. — Architekturmaler Friedrich Karl Mayer, 79 J., † 24. Jan., München. — Gynäkolog Prof. Dr. Adolf Geßner, 38 J., † 24. Jan., Erlangen. — Bildhauer Prof. Thomas Dennerlein, 56 J., † 24. Jan., München. — Wirkl. Geh. Rat Adolf Sachse, vormals Direktor im Reichspostamt, 68 J., † 25. Jan., Berlin. — Augustus Hare, beliebter Reiseschriftsteller, 69 J., † 25. Jan., Holmhurst bei Hastings. — Fürst Wolfgang zu Stolberg-Stolberg, Sohn und Nachfolger des vorgenannten Fürsten Alfred, 53 J., † 27. Jan., Rottleberode.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

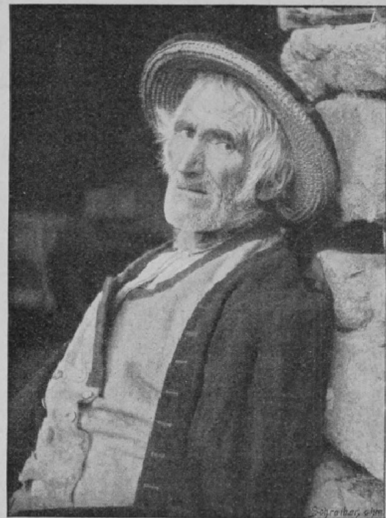
Nr. 20



Ein echter „Chouan" (Gegner der Republik)



Junge Mädchen aus dem Departement Morbihan



Mit dem Leben fertig



Junges Mädchen aus Ploërmel



Jungvermähltes Paar aus dem Departement Morbihan



Junges Mädchen aus Fouesnant (Departement Finistère)



In der Kirche



Vor der Schule



Strickende alte Frau

Typen aus der Bretagne (Text Seite 459)


Reims.
Jm
Monate Januar 1903
meldeten wir beim
Hauptsteueramte Mainz zur Verzollung an
120 Waggons
Weine der Champagne im Fass
für die Herstellung unserer Marke:
HENKELL TROCKEN
Henkell & Co
Mainz.
Gegr 1832.
Mainz.

Typen aus der Bretagne

(Zu den Abbildungen auf der ersten Seite der Beilage)

An die Festlandsmasse Frankreichs schließt sich nach Nordwesten hin eine reich gegliederte Halbinsel an, die Bretagne, auf die die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt wurde durch die Kunde von der bitteren Not, die unter ihrer den Sardinenfang betreibenden Fischerbevölkerung ausgebrochen ist (vgl. den Aufsatz auf Seite 446). Kühn ragt diese nordwestlichste Provinz Frankreichs in den Atlantischen Ozean hinaus, dessen Brandung gegen die Felsen ihrer Küste donnert. Die ausgewaschenen Ufer, die längs der ganzen Küste sich hinziehenden gefährlichen Riffe und Untiefen, die einzelnen Felskegel und Klippen zeugen von diesem ununterbrochenen und auf die Dauer nicht vergeblichen Kampfe der Fluten gegen das Festland. Die Bretagne stellt dem übrigen Frankreich gegenüber nach geologischem Bau, Oberflächenform und Bevölkerung etwas Fremdartiges dar. Während sonst die Nordhälfte Frankreichs ein fast wellenförmiges, fruchtbares Hügelland bildet, hat die Bretagne das Aussehen eines rauhen Gebirgslandes, dessen im Kern aus Thonschiefer und nördlich wie südlich aus Granitmassen bestehenden nackten Kämme und Gipfel in allen Richtungen über magere Bergterrassen emporragen. Die Bretagne bildete einst als Herzogtum eine der Provinzen Frankreichs, die gegenwärtig in die fünf Departements Ille-et-Vilaine, Finistère, Morbihan, Côtes-du-Nord und Loire-Inférieure zerfällt. Ihre Urbevölkerung war rein keltischen Stammes; noch gegenwärtig erinnern an sie in den drei westlichsten Departements die vier Dialekte der alten bretonischen Sprache und eine große Anzahl merkwürdiger Denkmäler des Druidentums. Unsre Abbildungen veranschaulichen eine Reihe charakteristischer Typen dieses Landes, dessen Natur vorwiegend düster und wild ist. Namentlich die wetterfesten, ernsten Züge der Alten lassen deutlich gewahren, wie hart der Kampf ums Dasein ist, den die Fischer und Schiffer hier zu führen haben. Der Bretagner hat eine vorwiegend melancholische Gemütsstimmung, eine lebhafte, poetische Einbildungskraft und eine geradezu leidenschaftliche Liebe für seine Heimat; er ist ein kühner Seefahrer und tapferer Soldat, stolz auf seine Abkunft und anhänglich an das Alte. Treu bewahren die Bretonen die überlieferten Sitten und Bräuche ihrer Vorfahren, desgleichen die alten Trachten, die zumal bei dem weiblichen Teil der Bevölkerung höchst eigenartig sind. Ebenso halten sie fest an dem Glauben ihrer Väter und an ihrer Sprache, die einen Teil von dem britischen Zweige des keltischen Sprachstammes bildet. Seit der Einverleibung in Frankreich ist das Bretonische zwar aus der oberen Bretagne durch das Französische ganz verdrängt und auch sonst stark eingeschränkt worden; in der Basse-Bretagne dagegen hält es sich, namentlich auf dem Lande, wenngleich mit vielen französischen Worten durchsetzt, und wird noch von mehr als einer Million Menschen gesprochen. Bis zur Revolution hatte die Bretagne einen eignen Landtag; während der Revolutionskämpfe war sie der Schauplatz eines blutigen Bürgerkrieges gegen den Republikanismus. Auch in der Gegenwart sind die Bretonen, wenngleich gute Franzosen, doch großenteils keine allzu begeisterten Republikaner. Trotzdem hat man in ganz Frankreich alsbald nach dem Bekanntwerden des Notstandes der armen Fischer eine allgemeine Hilfsaktion zu ihren Gunsten eingeleitet. Auch haben der Präsident der Republik und der Marineminister den Abgesandten des in Quimper gebildeten Hilfskomitees ein nachdrückliches Eingreifen mit staatlichen Mitteln in Aussicht gestellt. Die Regierung hat auch alle Ursache, den Notleidenden zu Hilfe zu kommen, da die Bretagne anerkanntermaßen die allerbesten Elemente für die Bemannung ihrer Kriegsflotte liefert.

Briefmappe

P. M. in H. Auch in diesem Jahre findet in Höritz das Böhmerwald-Passionsspiel statt, und zwar sollen die Spiele am 1. Juni beginnen und allsonn- und feiertäglich mit Ausnahme des Fronleichnamstages bis Anfangs September wiederholt werden. Die Mitglieder des Höritzer Passionsspielvereins genießen beim Besuch der Spiele Preisermäßigungen. Beitrittsanmeldungen nehmen die Ortsgruppen Budweis, Nikolsburg und Höritz entgegen. Der Urtext des Passionsspieles stammt vom Leinenwebermeister Paul Gröllhesl in Höritz, doch gelangt schon seit mehreren Jahren die Neubearbeitung dieses alten Textes von Probst Karl Landsteiner zur Ausführung.

Ida K. in N. Nehmen Sie unsern herzlichen Dank für die warmen Worte des Gedenkens an die Dahingeschiedene und den Ausdruck unsers aufrichtigen Beileides für den eignen Verlust entgegen. Ihrer regen, so liebenswürdigen Teilnahme sind wir auch fernerhin gewiß.

M. v. P. in O. Mögen Sie sich den neuen Katalog der Firma Schiedmayer & Comp., Flügel- und Pianofortefabrik in Stuttgart, kommen lassen. Neben geschichtlichen Notizen über die Firma, die zu den ältesten Fabriken ihrer Art in Deutschland gehört, giebt der reich illustrierte Katalog einen interessanten Ueberblick über den umfassenden Betrieb und die Mannigfaltigkeit seiner rühmlichst bekannten Erzeugnisse.

B. in New York. Besten Dank für den gedruckten Bericht über den Kommers alter deutscher Studenten in New York. Gern nehmen wir davon Notiz, daß im Anschluß an diesen zu Ehren des Prinzen Heinrich veranstalteten Kommers eine Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika begründet worden ist, der sich bereits in mehreren großen Städten der Union Zweigvereine angeschlossen haben.

G. B. in B. Mit Dank haben wir Ihre Mitteilung empfangen, können aber nicht nochmals auf die Sache zurückkommen.

H. S. in Ch. Mögen Sie bei der Direktion des Berliner Kunstgewerbemuseums anfragen.

R. v. L. in K. Ein lebenswahr gezeichnetes Bildnis des Reichskanzlers Grafen von Bülow von der Hand des bekannten Porträtmalers Anton Schöner ist in A. Hildebrandts Kunstverlag zu Berlin als Kabinettkupfergravüre erschienen.

G. W. in St. Francesco d'Andrade hat sich in Harzburg niedergelassen und bewohnt dort eine im Barockstil neu erbaute Villa bei den „Eichen", dem bekannten Sammelpunkt der Kurgäste und Sommerfrischler. Von hier aus unternimmt er fortan seine Gastspielreisen.

B. B. in Wien. Mit Dank abgelehnt.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

L. Melschin, Im Lande der Verworfenen. Tagebuchblätter eines Verbannten. 2 Bde. M. 10.—. Leipzig, Insel-Verlag.
Rud. Huch, Hans der Träumer. M. 4.—. Ebd.
Helene Böhlau, Der schöne Valentin. Novellen. 2. Aufl. M. 4.—. Berlin, Fontane & Co.
— — Sommerbuch. Altweimarische Geschichten. M. 3.—. Ebd.
Dietrich E. Braun, Auf und Ab in Südafrika. Erlebnisse eines Deutschen über See. M. 5.—. Ebd.
Gg. Frhr. v. Ompteda, Aus großen Höhen. Alpenroman. M. 3.50. Ebd.
Stan. Przybyszewski, Totentanz der Liebe. 4 Dramen. M. 4.—. Ebd.
Wilh. Schmidt-Bonn, Uferleute. Geschichten v. unteren Rhein. M. 5.—. Ebd.
Georg Wasner, Die Stelle im Wege. M. 3.—. Ebd.
Konstantin, Großfürst von Rußland, Ausgewählte Dichtungen. M. 2.50. Berlin, E. Hofmann & Co.
K. Aug. Vorsteher-Schmidt, Frühlingsblüten. Lieder. M. 3.—. Elberfeld, Baedeker.
Clara Roth, Die Verwendung von Speiseresten. 462 erprobte Rezepte. M. 1.50. Leipzig, E. Twietmeyer.
Th. Vaillant, Hans. Ein feucht-fröhlich Burschenlied aus Alt-Heidelberg. M. 2.—. Kassel, Gg. Weiß.
Johs. Pöschel, Taschenbuch der deutschen Rechtschreibung. Gbd. M. 1.—. Leipzig, C. E. Pöschel.
Carl v. Torresani, Oberlicht. Die Geschichte eines Ehebruchs. 3. Aufl. M. 5.—. Dresden, Pierson.
Donat v. Stauffenburg, Sein Lied. Roman. M. 3.50. Ebd.
E. v. H., Eine Hochzeitsreise. Gedichte. M. 1.50. Ebd.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Partie Nr. 10

Gespielt durch Briefwechsel vom Februar bis Juni 1902
(Nach der „Deutschen Schachzeitung")

Sizilianische Partie.

Weiß: Schachklub zu Stuttgart. — Schwarz: Schachklub zu München.

	Weiß.	Schwarz.		Weiß.	Schwarz.
1.	**e2—e4**	**e7—e5**	18.	Lc7—b6	Sd4—f5 [9])
2.	Sb1—c3	e7—e6	19.	Se4—c3	Ld7—c6
3.	Sg1—f3	a7—a6 [1])	20.	Ta1—d1	Sf5—h4
4.	d2—d4	c5×d4	21.	f2—f3	Sh4—g6
5.	Sf3×d4	Sb8—c6	22.	Tf1—e1	Tf8—e8 [10])
6.	a2—a3 [2])	Dd8—c7	23.	b2—b4!	Te8—c8 [11])
7.	Lf1—e2	Lf8—d6 [3])	24.	a3—a4 [12])	Lc6—e8
8.	Lc1—e3	Ld6—e5	25.	b4—b5	Se7—f5 [13])
9.	Dd1—d2	Sg8—e7	26.	Ld3—e4!	a6×b5
10.	Sd4—f3	Le5—f6	27.	Le4×b7	b5×c4
11.	0—0	0—0	28.	a4—a5	Le8—c6
12.	Le3—f4! [4])	Lf6×c3 [5])	29.	Lb7×c8	Ta8×c8
13.	Lf4×c7	Lc3×d2	30.	Td1—d8†	Tc8×d8
14.	Sf3×d2	d7—d5	31.	Lb6×d8	Sg6—f4
15.	e2—e4! [6])	d5×e4	32.	a5—a6	Sf4—d5
16.	Sd2×e4 [7])	Sc6—d4 [8])	33.	Te1—b1 [14])	f7—f6
17.	Le2—d3	Lc8—d7	34.	Tb1—b8	Kg8—f7
			35.	Sc3×d5	Aufgegeben.

[1]) Mit dieser von L. und W. Paulsen empfohlenen Fortsetzung geht Schwarz vielen Eröffnungsfallen aus dem Wege.

[2]) Verhindert Lf8—b4. In Betracht kommt auch 6. Sd4×c6 b7×c6 7. Lf1—d3 d7—d5 8. 0—0 Sg8—f6 9. Dd1—e2.

[3]) Besser Sg8—f6.

[4]) Um eventuell den e-Bauer rückständig zu machen.

[5]) Wenn e6—e5, so 13 Lf4—e3 nebst Ta1—d1.

[6]) Ein vorzüglicher Zug; Weiß droht den d-Bauer zu isolieren.

[7]) Weiß steht freier und entwickelter; sein Hauptvorteil ist aber die Bauernmajorität am Damenflügel.

[8]) Oder e6—e5 17. Se4—d6 Lc8—e6 18. b2—b4 und Weiß steht überlegen.

[9]) Falls Sd4—c6, so 19. Se4—c5.

[10]) Ein Zug, der nichts bedeutet.

[11]) Ein Verlegenheitszug.

[12]) Der Bauernvorteil am Damenflügel sowie die beengte Stellung des Nachziehenden werden von Weiß sehr hübsch ausgebeutet.

[13]) Etwas besser war a6×b5.

[14]) Ein hübscher Schluß.

Schachbriefwechsel

Richtige Lösungen sandten ein: Dziuk in Zawiercie und Wilibald Kühne in Oldisleben zu Nr. 10; Dr. E. L. in Graz zu Nr. 10 und 12; E. Tiburtius in Fürstenberg (Mecklenburg) zu Nr. 12.

Füllrätsel

Kennt ihr eine ölige Flüssigkeit,
Die viel benutzt wird seit langer Zeit,
Doch, mit Respekt zu sagen, stinkt?
Wenn nun hinein ein Wort versinkt,
Das eine enge Gemeinschaft nennt,
Das aber als Bindewort auch man kennt:
Dann nennt das neuentstandene Wort
Eine asiatische Stadt sofort.

F. M.-S.

Rösselsprung

und	er	en	ten-	wäl-	du	reh	ein	en	si-
da	gar-	der	selt-	ein	hag	ge-	ges	ger.	lein
aus	au-	sah	dem	an	durch	früh	schau-	ro-	was
lein	gu-	dem	tag	sam	schehn	mer	ist	mägd-	jä-
ren-	gaß	tier-	halt	im-	am	ge	das	ver-	ü-
ten	doch	net	dich	uh-	ge	fuß	noch	ein	reh
ver-	lein	und	dan-	mehr	lan-	land	es	her	let-
der	pferd	ger	zet	daß	den	thal	ist	dem	jagt
reh-	het-	es	ruft	so	nicht	schehn	ger	zet	berg
hat	jä-	das	er	sich	wert	was	und	ge-	jä-

E. B.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 420:

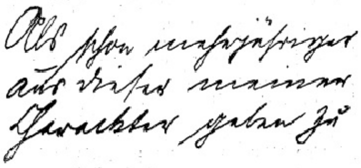
Des Silbenrätsels: Biedermeierzeit.

Des Logogryph: Zeiger, Eiger.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg (2); „Maus und Muki“ in Hamburg-Uhlenhorst (3); Polenu Skama in Sarajewo; Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); Frau Adele Glümer in Wien (6); Ernst Zimmermann in Frankfurt a. M. (3); „Hans und Anna“ in Innsbruck (2); Frau G. Bernhardt in Budapest; Otto Ringler in Ulm (4); H. Schröder in Berlin (2); Frl. Anna Koch in München; Georg Ohly in Prag (3); B. Manz in Magdeburg (2); Max Kramer in Königsberg (5); Alfred Friedländer in Hannover; Frl. Ottilie Fluß in Warschau (4).

Handschriften-Beurteilung

E. K. Ziemlich bewegte Schrift, ungleiche Lage und Höhe der Buchstaben: Erregbarkeit, Wechsel der Stimmung und Empfindungsweise. Zeilenrichtung gewellt, bald abnehmende Wortendungen, bald zunehmende. Sie wollen sich nicht durchschauen lassen, bringen es aber nicht immer fertig (anwachsende Wortendungen: unkluge Offenheit, kombiniert mit vorhergenannten Zeichen von Erregbarkeit). Die Langbuchstaben unter der Linie sind meist kurz und fast ohne Verdickungen: in Verbindung mit dem bewegten Duktus Ihrer Schrift lassen diese Verkürzungen auf Naschheit schließen. Sie halten sich nicht unnötig lang bei einer Sache auf und haben es meist eilig. Der Raum ist gut ausgenutzt, Anstriche fehlen oder



sind steil abfallend, ebenso Endstriche, wenn überhaupt vorhanden, spitzig in die Höhe fahrend: sparsam, scheuen die Diskussion nicht und können dabei scharf werden. Schwache Rundungen am Fuße der Minuskeln kommen auch vor: weichere Regungen fehlen nicht, und die Schärfe ist nicht schlimm.

Emmy in Hamburg. In allem, was Sie thun und sagen, mehr korrekt als originell; um Anspruch auf letzteres machen zu können, haben Sie nicht genügend entwickelte Eigenart und zu wenig neue, selbständige Ideen und Ideenverbindung. Sie sind ordentlich, pünktlich, wissen alles um sich nett zu gestalten. Der Verstand ist klar und mehr entwickelt als das Gemüt. Sie schließen sich nicht leicht an und besitzen auch nicht große Anpassungsfähigkeit, Geschmeidigkeit und Biegsamkeit. Ihr Sinn ist mehr auf das ideale Moment als auf materiellen Vorteil gerichtet. Was Ihnen fehlt, ist freudiges Vorwärts- und Emporstreben, einem hoch gesteckten Ziel entgegen, das Sie — und sei es mit persönlichen Opfern — zu erreichen trachten würden.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Für die Krone

Roman von Richard Voß

(Schluß)

VIII

Helferin in allen diesen Kämpfen und Mitkämpferin war das wunderschöne Weib, das mich die Leidenschaft kennen lehrte. Ihr Wesen war ausschließlich Kraft, und sie ließ ihr Wesen über mich ausströmen fort und fort, gleich einem Wunderquell, darin mein Geist badete, wenn er einmal ermüdete.

Jetzt weiß ich, daß Thyra mich nicht liebte, daß sie überhaupt nicht lieben konnte — ausgenommen sich selbst und die Kraft, die von ihr ausging. Es gab wohl selten ein schönes Weib, das seiner Macht in solchem Maße sich bewußt war. Noch einmal muß ich es an dieser Stelle aussprechen: sie war verkörpertes Bewußtsein des Weibes und seiner Allmacht. Zuerst versagte sie sich mir, weil sie mich dadurch beherrschte, alsdann schenkte sie sich mir, verschwendete sie sich an mich, weil sie mich dadurch unterjochte.

Ich wollte sie zu meiner Gemahlin erheben, wollte ihretwillen ein uraltes Hausgesetz umstoßen und ein neues Staatsgesetz aufstellen lassen, das die Söhne, die ich von ihr bekommen hätte, thronfolgefähig machte. Sie selbst hielt mich jedoch davon zurück, wissend, daß es dafür zu früh gewesen wäre. Durch dieses höchste Maßhalten bewies sie ihre höchste Klugheit — bewies sie mir, daß ich noch immer nicht machtvoll genug gegen Lebende und Tote gerungen hatte, daß mein junges Königtum noch immer auf Sand gebaut war. Es fehlte meiner Regierung noch zu sehr an Königsthaten, um diese eine Gewaltthat vollbringen zu dürfen.

Das wurde mir durch sie selbst klar gemacht. Diese zweite unebenbürtige Vermählung hätte in meinem eignen Lande sowohl wie bei andern Nationen einen Aufschrei der Empörung erweckt. Denn des Landes Wunsch vermählte mich mit meines verstorbenen Bruders jugendlicher Witwe, auf deren Haupt von dem Glorienschein, der den Toten verklärte, ein Abglanz fiel. Sie sollte — so war des Landes heißer Wunsch — unter ihrem reinen Herzen trotz allem und allem den Thronfolger tragen.

Um des Landes Lieblingswunsch nicht sogleich zu zerstören, hatte ich geschehen lassen müssen, daß beim Papst unter der Hand angefragt wurde: ob der heilige Vater die Ehe unter Verschwägerten zulassen würde? Die Antwort war, besondere Umstände in Betracht ziehend, hoffnungsvoll ausgefallen. Nun mußte ich auf ein Mittel sinnen, das den Wunsch des Landes allmählich von selbst aufhob, ohne daß mein ohnedies noch nicht befestigter Thron dadurch ins Schwanken gebracht wurde. Im Volke ließ ich verbreiten, der Schoß der verwitweten Königin sei unfruchtbar.



Ein neu entdecktes Gemälde von Thomas Gainsborough: Prinz Octavius von England

In der Königl. Staatsgemäldegalerie zu Stuttgart (Text S. 466)

Dabei wußten alle Eingeweihten, daß die junge Königin niemals das Weib ihres Gatten gewesen war.

Wissend, daß ihre Zeit kommen würde, wartete Thyra mit derselben Ruhe und Zuversicht, wie am Hofe noch ein andrer wartete, dessen Todfeind ich im geheimen war — tief im geheimen! Der große Arzt war zugleich mein bester Lehrer in der Schule meines Königtums; er lehrte mich unausgesetzt, mich selbst zu beherrschen. Wenn ich seinen forschend auf mich gerichteten, in mein dunkles Inneres sich bohrenden Blicken mit einem huldvollen Lächeln begegnete, so leistete ich jedesmal ein Meisterstück . . .

Verleugnet von ihrer Familie, verhaßt bei Hofe, verachtet vom Volke, vergöttert vom König — wenn Leidenschaft vergöttern kann! — bewohnte Thyra die Solitüde, darin jede Erinnerung an eine andre vertilgt war, die ein Nest aus Gold und Purpur geworden. Jeden späten Abend fuhr ich hinaus nach dem glanzvollen Hause, das meine heiße Jünglingsphantasie als Luftschloß meiner Liebesträume erbaut hatte. Kein großer Empfang oder sonst eine Festlichkeit konnte mich abhalten, noch spät hinauszufahren.

Ich fand das kleine Schloß stets von einer Lichtflut erfüllt; aber seine Herrscherin trug ausschließlich schwarze Gewänder. Denn keine Farbe kleidete sie so herrlich wie die düstere, darin ich sie zuerst gesehen. Nur Purpur konnte ihrer majestätischen Schönheit wirksamer stehen! Blumen paßten nicht zu ihr und von Juwelen keine andern Steine als Brillanten. Noch nicht Königin, besaß sie bereits den Schmuck einer solchen, den sie jedoch nur anlegte, weil sie mir damit gefiel.

Waren wir beisammen, so wurden alle Schritte beraten, alle Kämpfe vorbereitet, alle Kräfte gesammelt und gestählt — jeden Tag von neuem.

So ging es fort, bis der politische Sieg kam, dem eine ganze Reihe von Triumphen ähnlicher Art folgte; so ging es fort, bis der leuchtende Schatten des verklärten königlichen Toten im Staatswesen sowohl wie im Volksherzen blasser und immer blasser ward; so ging es fort, bis ich zum Meister wurde in der Selbstbeherrschung und der Beherrschung von andern. Es ging so fort, bis mein Volk anfing mich wieder zu lieben und an mich zu glauben, bis ein erster Anfang sich zeigte, daß es mir dermaleinst vielleicht gelingen könne, mein Volk zu beglücken: ich, der Unfähige, der Entartete!

Meinen Bruder hatte Todesangst vor eines Königs Verantwortung, hatte tiefste Verzweiflung an sich selbst von dem Thron herab ins Grab gestoßen — mich hatte Sehnsucht nach eines Königs Wundermacht: ein ganzes Volk groß und glücklich zu machen, hatte höchster Glaube an mich selbst aus einem Grabe auf den Thron gehoben. Von uns beiden war ich der stärkere!

IX

Ich will nun aufschreiben, wie es dann anders kam.

Das Papier dieses Buches geht zu Ende, und ein zweites soll nicht begonnen werden . . .

Die Dinge standen damals so, daß ich wagen durfte, daran zu denken, die Gräfin Thyra mittels besagten neuen Staatsgesetzes zu meiner ebenbürtigen Gemahlin und zur Königin zu machen. In tiefer Zurückgezogenheit lebend, hatte Thyra es dennoch verstanden, im Staate eine Macht zu werden, von um so sicherer und stärkerer Wirkung, als sie eine geheime war. Sie zwang sogar mein Staatswesen, mit ihr zu rechnen. Ich wußte, daß sie diesen und jenen Minister und die ersten meiner Räte empfing, daß sie den großen Coup für sich vorbereitete, daß ihr Einfluß über meine Person weit hinausging. Und ich wußte, daß sie des felsenfesten Glaubens lebte, sie wäre der einzige Beweger, Lenker und Erhalter jener mystischen Kraft, die mich der Nacht des Trübsinns, dem Fluch meines Hauses entrissen hatte.

Bethört durch das Bewußtsein ihrer wachsenden Macht, gelangte sie, die sonst so Maßvolle und Weise, dazu, jene zu mißbrauchen. Es brachte sie um einen Königsthron und machte mich zu dem, der ich heute bin: ein König, der aus freiem Willen von seinem Thron herabstieg, wissend, daß nur sein Wahn ihn darauf erhoben, — es wissend, bevor seines Vaters Erbe ihn mit seinen finsteren Fittichen für die Zeit seines Lebens unentrinnbar umfängt.

*

Zu keinem Menschen auf Erden hatte ich von meiner Königsprobe — wie ich sie nannte — von jenem nachtlangen Schweben über dem Abgrund in der Sturmnacht gesprochen. Selbst nicht zu Thyra. Gegen ihren Bruder, der mich bei Aufgang der Sonne besinnungslos in den Felsen am Rande des Abgrunds gefunden, hatte ich des Vorfalls auch später niemals erwähnt.

Gereizt durch einen geradezu elementaren Ausbruch ihrer Herrschernatur, ließ ich mich hinreißen, ihr das symbolische Ereignis jener Nacht zu erzählen. Ihrer Kraft verdankte ich Großes, aber das Größte verdankte ich meiner eignen Kraft, die mich während einer ganzen langen Spätherbstnacht bei wütendem Orkan über einer Untiefe schwebend erhalten hatte.

Sie vernahm meinen Bericht, sah mich an, als spräche ein Sinnloser zu ihr, entgegnete mir mit einer furchtbaren Gelassenheit:

„Mein armer Freund, die ‚ganze lange Nacht‘ hast du geträumt. Es werden fünf Minuten gewesen sein, die du an den Klippen gehangen hast, — höchstens fünf Minuten! Wie kannst du nur glauben, daß du — du ‚eine ganze lange Spätherbstnacht‘ . . . Es wäre etwas Uebermenschliches gewesen.“

Diese mörderischen Worte hörte ich sie mit klarer, kalter Stimme sagen, und plötzlich war mir's, als würde meine Seele erleuchtet durch einen himmlischen Glanz. Durchflammt von dem Blitzstrahl, erkannte ich die sternenlose schwarze Nacht, die meinen Geist bis zu diesem Augenblick umfing, erkannte ich meinen Irrtum, meinen Wahn.

„Uebermenschlich“ wäre es gewesen, wenn ich die ganze lange Spätherbstnacht über dem Abgrunde gehangen . . . Fünf Minuten waren es — höchstens fünf Minuten! Nach diesen war es mit meiner Kraft vorbei. Wäre nicht mein Adjutant hinzugekommen, so hätten bereits in der sechsten Minute meine die Klippen umklammernden Arme sich gelöst, so wäre ich wie jeder andre irdische Mensch — wie der erste beste schwache Mensch — in den Abgrund gestürzt und drunten zerschmettert.

Höchstens fünf Minuten —

Und ich hatte eine Stimme des Himmels zu vernehmen geglaubt, die mir meine Bestimmung auf Erden verkündigt; ich hatte es für eine Prüfung genommen, die mich auf einen Thron berief: dieser Wahn hatte mir meinen fanatischen Selbstglauben gegeben!

Plötzlich erinnerte ich mich der Worte, die damals, als ich bewußtlos dalag, gesprochen worden, und die ich für einen Triumph gehalten hatte — hatte halten wollen! Auch sie berichteten von nur „wenigen Augenblicken“, die ich —

Plötzlich war es Tag in mir geworden, greller, erbarmungsloser Tag.

*

Mit keinem Worte ließ ich verlauten, wie es um mich stand. Ich glaube, auch meine Miene verriet nichts. Wenigstens bemerkte ich auf dem Gesicht der Gräfin keine Veränderung. Mit furchtbarer Gelassenheit konnte ich ihr erwidern: sie habe gewiß recht; es seien wohl nur fünf Minuten gewesen — höchstens fünf Minuten! Ich konnte lächeln über meinen Wahn, der wirklich ein Wahnsinn war. Darüber scherzen konnte ich mit ihr.

Ich blieb noch eine ziemliche Weile, sprach von diesem und jenem, lauter gleichgültigen Dingen, erhob mich alsdann zum Gehen, wissend, daß ich nie wiederkehren würde, sagte dem Weibe meiner Leidenschaft Lebewohl, wissend, daß es ein Abschied für ewig war.

Das alles sah ich bei der grellen Helle in meiner Seele so klar, wie ich sie selbst sah, die in der Pracht ihrer Schönheit vor mir stand, auf ihrem Haupte bereits die Königskrone fühlend.

Dann ging ich und sah nicht zurück.

*

Ich hieß den Wagen vorausfahren, befahl dem Kutscher, an einer bestimmten Stelle auf mich zu warten, ließ den Leibjäger bei dem Wagen bleiben und ging allein meines Weges.

Es war eine herrliche Sommernacht, der Himmel voller Sterne, die Erde voller Blüten und Düfte. In den Gehölzen an der Straße flöteten die Amseln, und Sternschnuppen fielen, als regnete es Strahlen. In mir war es so still, daß ich mit Entzücken den Wohlgeruch einatmete und auf den Liebesgesang der Vögel lauschen konnte.

Langsam meinen Weg fortsetzend, dachte ich mein ganzes Leben zurück. Und ich dachte an das von mir belauschte Gespräch der beiden in der Laube auf dem Alphof, hörte die klare, wohllautende Stimme des guten Fräulein Fritz wiederum sagen: „Aber Ihr Prinz ist doch gut!“ den Freund wiederum antworten: „Noch ist er gut“. Ja, und dann vernahm ich mich selbst, wie ich das Gelübde sprach, gut zu sein und zu bleiben.

Ein andres Bild: Mein Vater, der kranke König, sollte die Seealp beziehen. Der Geheimrat kam, bereitete mich auf die Ankunft des Königs vor, auf seine Krankheit, die die Krankheit unsers ganzen Geschlechts sein sollte, mit Ausnahme eines einzigen. Dieser eine und einzige war jedoch nicht ich.

Und wiederum sah ich den Blick des großen Arztes auf mich gerichtet, diesen bohrenden, alles durchdringenden, alles erkennenden, alles vorausschauenden Blick. Voller Trauer war er auf mich gerichtet, voller — Mitleid. Seines Mitleids willen haßte ich den Mann.

Ein andres Bild: Mein Vater nannte mich seinen wahren Sohn, mein wahnsinniger Vater!

Ein andres Bild: Meine Mutter umschlang mich mit beiden Armen, preßte mein Haupt an ihre Brust und weinte über mich.

Dann die Zeiten der Versuchungen, der Kämpfe, der bösen Gelüste, der Eifersucht, des Neides, der Gier nach dem dämonischen Goldglanz der Krone. Die Zeiten heißer Sehnsucht nach Hilfe und Rettung durch die alleinseligmachende und erlösende Liebe eines reinen holdseligen Weibes. Nach kurzem Liebes- und Lebensglanz alsdann von neuem eine lange, lange Nacht voll wilden Ringens und schweren Leidens, voll verbrecherischer Wünsche und Begierden.

Dazwischen die Sturmnacht und ihre Wahnidee. Und jetzt plötzlich die volle Erkenntnis, der der Entschluß folgte, mein unerschütterlicher, machtvoller, letzter Wille.

Durch die wonnige Sommernacht meiner schlummernden Hauptstadt zuschreitend und im Geiste den Passionsweg zum Thron, der jetzt mein Golgatha wurde, von Station zu Station wieder und wieder zurücklegend, sah ich in dem blendenden Glanze, der jetzt meine Seele durchleuchtete, mein Ziel klar vor Augen. Nur den Weg zu diesem Ziele sah ich noch nicht.

X

Der überirdische Glanz meines Selbstglaubens war verlöscht gleich einem Kerzenlicht im Winde. Dunkelster Zweifel an mir selbst hatte sich meiner bemächtigt, aus dem mich nur eines zu retten vermochte: daß ich den Weg fand, der mich zum Ziele führte.

Dieses Ziel war: dennoch mein Land groß, dennoch mein Volk glücklich zu machen. Indem ich freiwillig die Stufen meines Throns wieder hinabstieg, mich selbst für unfähig erklärte, die Regierung weiter zu führen, die Abdankungsurkunde unterschrieb, mußte ich verhindern, daß das Land an jenes Herrscherhaus fiel, darin es nicht minder faul war wie im Staate Dänemark.

Ich mußte für mein Land eine Liebesthat vollbringen, die zugleich eine echte Königsthat war. Mit einer solchen wollte ich von meinem Volke scheiden, einem andern Herrscherhause überlassend, es glücklich zu machen, einem Herrscherhause voller Kraft und Würde, dem die Zukunft gehörte.

Eine solche That, für mein Land und Volk vollbracht, würde aus dem Abgrunde, darein mein Wahn mich stürzte, mich emporheben, hoch über Alpengipfel bis zu Sonnenhöhen empor. Eine solche That, die mein Andenken in meinem Lande und unter meinem Volke gesegnet sein ließ, würde meinen befleckten Geist wieder rein baden im Aether des Edlen und Guten. Eine solche That

würde mein wirr und unnütz hingebrachtes Dasein zu einem doch nicht vergebens gelebten umwandeln.

Jener kraftvolle nordische Nachbarstaat, mit dem wir einen Vernichtungskrieg führen wollten, vor dem der Pistolenschuß meines Bruders uns bewahrte, mußte, ohne daß ein Blutstropfen floß, nach mir herrschen. —

Mein nächstes war, der Gräfin mitzuteilen, daß ihr Königstraum unerfüllt bliebe, daß ich von meiner Krone, also auch von ihr mich schied. Aber ich würde königlich für sie sorgen — wenn sie mir dazu Erlaubnis erteilte. Ihre Antwort bestand darin, daß sie die Solitüde in nächster Stunde verließ. Es war der einzige Bescheid, dessen sie mich würdigte.

Dieser erste Schritt meinem Ziele zu war nicht leicht; der zweite fiel mir schwer: ein zeugenloses intimes Gespräch mit unserm spiritus familiaris.

Er trat ein, verneigte sich tief, stand schweigend da. Ich ging langsam auf ihn zu, blieb dicht vor ihm stehen und begegnete seinem erwartungsvoll auf mich gerichteten Blick. Ohne den meinen abzuwenden, sprach ich mit lauter, klarer Stimme: „Ich erkläre mich hiermit für Ihren Patienten."

„Majestät fühlen sich unpäßlich?"

„Genau so unpäßlich, wie mein Vater sich fühlte."

Ich reichte ihm meine Hand, die der Greis küßte. Während er sein weißes Haupt auf meine Hand niederbeugte, mußte ich denken: ‚Ob er auch bei dir so lange aushalten wird, bis du ihm nach dem Leben trachtest? Oder noch länger: bis du deinem Bruder nachgefolgt bist? Und ob er dann auch um dich weinen wird?‘

Als ich ihn später verabschiedete, hätte er wie ein Triumphator von mir gehen können; denn die Stunde, auf die er gewartet hatte, war gekommen. Aber er schlich hinaus als gebrochener alter Mann.

Nach einer Weile begab ich mich zu meiner Mutter, zu der ich sagte: „Ich sehne mich, von dir wieder umfaßt zu werden, mein Haupt auf deine Brust zu legen und auf meinem Gesicht deine Thränen zu fühlen."

Und meine Sehnsucht wurde gestillt.

*

Im Staatsrat proklamierte ich alsdann meinen unerschütterlichen Entschluß und sprach meine Wünsche betreffs der Thronfolge aus.

Die große Angelegenheit wurde in geheimen Sitzungen beiden Häusern vorgelegt.

*

Es durchbrauste das Land wie ein Orkan, fuhr wie ein Orkan durch die andern beteiligten Staaten. Es war, als ob ich etwas Ungeheuerliches, etwas Unmögliches wollte. Und ich wollte doch nur meines Volkes Größe und Glück.

Als des Streitens und Stürmens, des Tosens und Tobens zu viel ward, suchte ich auf Geheiß meines Leibarztes eine Zuflucht dort, wohin außer einem noch ungekrönten König sich nur solche zu begeben pflegten, die aus dem Leben bereits abgeschieden waren: in der Kartäuserzelle sargte ich mich ein. Hier, wo kein andrer Erdenton zu mir drang als Glockengeläut, Gebetmurmeln und Kirchengesang, lauschte ich auf die Stimme in mir und verfaßte einen Aufruf an mein Volk.

Ich weiß die Worte nicht mehr; ich weiß nur, daß ich Worte fand, die zum Herzen meines Volkes sprachen, die in meines Volkes Herz drangen und dort einen Flammenbrand anfachten.

Hätte mein Staatswesen nicht auf meine Stimme gehört, hätten die Häuser sich geweigert, ihr zu gehorchen, so wäre, entflammt von meinen Worten, das Volk, das ganze Volk, aufgestanden und hätte meines Willens Vollstreckung gefordert. So half mir denn mein Volk selbst, es der Größe und dem Glück zuzuführen; meiner Väter und mein Erbe trat derjenige Staat an, dem vor allen andern Staaten Europas die Zukunft gehört.

Die Königskrone mir vom Haupte nehmend, vollbrachte ich meine Königsthat.

XI

Was blieb mir danach noch zu thun übrig?

Begangenes Unrecht zu sühnen und an einem heiligen Ort auf das Ende mich vorzubereiten. Diese fromme Stätte jedoch sollte nicht das Kloster sein. Auch nicht das Grab. Jetzt noch nicht das Grab. —

Ich hatte Gebhardt nicht wiedergesehen. Er hatte mir meinen „Dank" ins Gesicht geschleudert und auch seinen Dienst beim Militär quittiert, weil er des Königs Rock nicht tragen wollte — nicht den Rock eines solchen Königs! Einmal vernahm ich flüchtig von ihm: er hätte sich auf das leidenschaftlichste der „Propaganda für das Volk" zugewendet. Also Sozialist war der Mann geworden, dessen Eleganz und Hyperkultur einstmals den Haß jenes jungen Menschen erweckt hatten, der die Riesenkraft besaß, Königs- und Vatermörder zu sein und ein glücklicher Gatte, der stolze Vater blühender Söhne zu werden.

Als ich über mein ferneres Schicksal, das wüstenhafte Einsamkeit und ein mitternächtliches Dunkel sein sollte, die Entscheidung traf; als ich mir den Ort wählte, wo ich mich auf das Ende vorbereiten wollte; als ich die wenigen Menschen bestimmte, die mir dorthin folgen sollten, schrieb ich an Gebhardt.

Ich bat ihn nicht um Verzeihung. Ich sagte ihm, daß ich, freiwillig auf den Thron verzichtend, der Worte gedachte, die er einstmals zu mir sprach von dem König, der einen Freund besessen hatte, daß ich seines Blickes bei seinen Worten gedacht. Ich forderte ihn auf, mich in meine Selbstverbannung zu begleiten, meine lebenslängliche Kerkerhaft mit mir zu teilen, wieder mein treuer Wärter und Wächter zu sein, so lange bis —

Das war mehr gethan, als seine Vergebung zu erbitten. Ich wußte, daß er mich verstehen, daß er kommen würde. Und siehe — er kam!

Begleitet von treuen Männern, gesegnet durch die Liebe meines Volkes, schied ich aus meiner Väter Haus. Ich mußte heimlich gehen; sonst hätten tausend und abertausend Arme gestrebt, mich zurückzuhalten. Das war mehr, das war unendlich viel mehr, als ich verdiente.

*

Mein erster Weg war mir vorgezeichnet. Selbst Gebhardt sollte dabei nicht mit mir sein. Nur bis an das Seeufer begleitete er mich. Alsdann begab er sich über den See nach dem hohen Alpenhause, das fortan mein zu Hause sein sollte — so lange bis ich mir selbst die Pforte eines andern Asyls erschloß. Nur von meinem Leibjäger gefolgt, stieg ich vom Seeufer aufwärts.

Frühling war's, der nämliche Frühling, der nach jedem Winter kommt. Allüberall das nämliche Knospen und Keimen, Grünen und Blühen; der nämliche glanzvolle Aether; die nämliche Sonne und die nämlichen weichen Lüfte. Sogar der nämliche Vogelgesang und all dasselbe Weben und Leben der Natur, das seit Jahrtausenden war. Und in dieser Welt Schicksal und Seele des Menschen Wandlungen unterworfen, die das Heute schon zum Gestern machen können . . .

Durch den Frühlingstag über die blumigen Wiesen emporsteigend, höher und höher, wo über den lichten Buchengehölzen, den schwarzen Tannenwäldern die Schneegipfel erglänzten, mußte ich mich gewaltsam auf das eben verflossene Gestern besinnen.

Bald würde ich den Alphof vor mir liegen sehen. Sonnenschein und Feiertagsruhe umfangen das braune Balkenhaus. Die Fenster leuchten weit hinaus. Drinnen ist alles hell, heiter, friedlich. Der Nelkenstock umrankt das hölzerne Christusbild, der Geranium treibt Blüten, und in der Wäschekammer duftet es nach Rosmarin und Lavendel.

Auf der Wiese wird das erste junge Gras gemäht; Fräulein Fritz hilft dem Gesinde; der Hofhund hält im Sonnenschein Mittagsruhe. Des Wanderers Schritte hörend, wird er sein zottiges Haupt erheben, aber mit keinem Freudengeheul wird er ihm entgegenspringen.

Mägde und Knechte werden zum Willkomm nicht jauchzen — und ihre Herrin wird dem Rückkehrenden nicht die Hand entgegenstrecken, dazu sprechend: „Und so seien Sie denn in diesem Hause willkommen!"

*

Ich ließ den Jäger zurück, ging allein weiter, jeden Augenblick erwartend, eine feine lichte Gestalt würde mir entgegengewandelt kommen, hinschwebend über den Blüten der Wiese, das süße Gesicht durch ein himmlisches Lächeln verklärt.

Aber Judika kam nicht.

Vielleicht saß sie in der Laube, die der wilde Wein schon mit dichten Blättern umspann, und hielt durch das Gerank nach mir Umschau, wissend, daß ich heute zurückkehrte. Gleich würde sie im weißen Kleide wie ein Elflein auf mich zugehuscht kommen; gleich würde sie an meinen Hals sich werfen, sich an mich schmiegen und ihre Lippen auf meine drücken, die Lippen, die küßten wie ein Kindermund.

Aber sie kam nicht.

Gewiß war sie im Garten! Es war freilich noch nicht Himbeerzeit. Doch der Apfelbaum blühte noch. Der Apfelbaum! . . . Natürlich saß sie unter dem blühenden Apfelbaum hinter der Weißdornhecke, dort mich erwartend.

Ich schlich um das Haus, schlich in den Garten, schlich zur Weißdornhecke —

Der Apfelbaum stand in voller Blütenpracht, aber das grüne Bänklein darunter war leer.

Ich brach von dem Baum einen Zweig und ging hin, wo ich meine kleine Judika sicher finden würde.

*

Ich ging den nämlichen Weg, von dem ich damals noch nicht wußte, daß es ihr Todesweg gewesen war. Es fiel mir nur auf, wie dicht er voller Blumen stand, und wie das Summen der Insekten um mich gleich leisem, leisem Gesang tönte. Aber die himmlische Sonne hätte mich auf diesem Wege nicht bescheinen dürfen.

Ich kam zu der Waldwiese und sah darauf einen weißen feierlichen Marmorbau sich erheben. Plötzlich hörte ich lautes Lachen und Jauchzen von Kinderstimmen. Zugleich sah ich die Kleinen, eine ganze Schar war's! Alle hatten goldblondes Haar, und alle tobten und tollten um das Grab meines Weibes, zu dem noch im Tode die Kinder kamen.

Von fern stand ich und schaute hinüber nach dem Mausoleum, über dessen Eingang in goldenen Lettern geschrieben stand: „Gesegnet die Toten, die ihr Leben aus höchster Liebe ließen." Ich las die Worte, lauschte auf das Lachen und den Jubel, wagte mich nicht näher hin zu ihr, die ihr Leben für mich gelassen hatte.

Ich fürchtete mich vor den blondhaarigen Kindern, die bei dem Grabe meines Kindes spielten.

*

Nein — sie reichte mir nicht ihre gute starke Hand! Sie nannte mich Majestät und fragte nach meinen Befehlen. Ich bat sie, noch einmal bei ihr eintreten zu dürfen: es sei das letzte Mal.

Schweigend ließ sie mich in ihr helles Haus, folgte mir in das Zimmer, wo der gekreuzigte Gottessohn mit brechenden Augen auf uns herabsah.

Auf das erhabene Dulderantlitz deutend, sagte ich: „Sterbend vergab er seinen Feinden. Wenn ich ihm gleichkomme in seiner Todesqual, will ich ihn anrufen, mir gnädig zu sein. Aber er wird es mir nicht sein können, wenn ich ihm nicht sagen darf, daß auch Sie mir vergaben."

Ich stand vor ihr, sah sie an, der ich eine Tochter gemordet hatte, und wartete angstvoll auf das Wort, das mir eine ruhige Sterbestunde bescheren sollte. Lange ließ sie mich warten. Aber dann sprach sie:

„Es war in diesem Zimmer, wo jetzt unter dem Christusbild jeden Morgen, Mittag und Abend der Platz leer bleibt, daß ich Ihnen sagte, wie es für das liebende Weib kein Unglück giebt, nicht im Leben und nicht im Sterben. Auch im Sterben war Judika glücklich, wie in ihrer Todesnacht ihr treuester Freund ihr sagte. Da Sie also mein liebes Kind nicht unglücklich machten, habe ich Ihnen nichts zu vergeben."

„Also würden Sie mir wieder Ihre Hand reichen?"

„Zum Abschiede."

Sie reichte mir ihre Hand, die ich schweigend in der meinen hielt. Und schweigend gingen wir auseinander.

Das Letzte

Seitdem lebe ich auf der Seealp, wo mein Königswahn mir die „Gralsburg" aufgetürmt hat.

Eine Stunde höher als das Haus, darin ich

meinem Wahne verfallen war, an fast unzugänglicher Stelle erhebt sich der gewaltige Bau: Mauern, Türme und Kuppeln wie von einem Unsterblichen für die Ewigkeit errichtet.

Es giebt darin ein Gemach, ganz aus weißem Marmor, mit viel Gold an Wänden und Decke. Eine Seite dieses Raumes ist offen, und wer hinzutritt, fährt entsetzt zurück; denn eine grausige Tiefe thut sich zu seinen Füßen auf. Vom Schwindel erfaßt, greift der Erschreckte nach einem Felsenzacken, darauf in blutroter Juwelenschrift geschrieben steht:

„Ich habe die Prüfung bestanden."

Nur wenige Gemächer sind eingerichtet, und von diesen werden nur zwei bewohnt von mir, der ich in meiner Gralsburg kein höchstes Eigentum zu hüten habe, überhaupt nichts andres als das zitternde, zuckende Licht meiner Vernunft.

Heute brennt es noch, heute fühle ich noch sein Flammen und Flackern. Ich fühle es in diesem Augenblick kräftig glühen — fühle es im nächsten matt glimmen, wissend, daß es schon morgen ausgelöscht sein kann.

In den Stunden, wo ich das Licht meiner Vernunft noch leuchten fühle, schreibe ich auf den letzten Seiten dieses Buches das Letzte.

Mitunter vergehen Wochen, es vergehen Monate, ehe ich weiter schreiben kann . . .

Ich kenne genau die Anzeichen, wann es Zeit ist, mit dem Schreiben aufzuhören — ich werde gewiß noch die Anzeichen erkennen, wann es Zeit sein wird, den Schlußpunkt zu machen.

*

Inzwischen lebe ich weiter ohne Jahreszeiten, ohne Tageszeiten. Der große Weise lebt bei mir als treuer Familiengeist. Und bei mir lebt der Mann, der das Sprichwort: „Könige haben keine Freunde," so herrlich Lügen straft. Beide sind meine Wärter und Wächter.

Bisweilen besucht mich meine Mutter. Wenn sie kommt, schließt sie mich in ihre Arme, preßt mein Haupt an ihre Brust und weint über meinem Haupte. Ihre Mutterthränen rieseln über meine Stirn, rinnen in mein Hirn und erhalten das Licht meiner Vernunft länger brennend. Ihre Mutterthränen sind das heilige Oel, womit der Himmel das Licht meiner Vernunft speist. Auch das ist millionenfach mehr, als ich verdiene.

*

Gestern besuchte mich die junge Königin-Witwe. Auch für sie waren die Wasser viel zu tief — trotzdem sie ein Königskind war.

*

In meiner Gralsburg mich besuchen würden Tausende und Abertausende; das ganze Volk, das einst mein Volk war, würde zu mir drängen, wenn See und Uferpfad nicht streng bewacht blieben. Das ganze Volk würde zu mir gepilgert kommen, wie es damals zur Bahre meines Bruders gewallfahrtet kam. Es würde zu mir kommen, um mir zu danken, daß ich es unter einem andern Herrscherhaus groß und glücklich werden ließ. Unter einem Herrscherhaus, das in voller Kraft blüht.

*

Immer wirrer und wirrer flackert das Lichtlein. Heute erblickte ich mich seit langer Zeit zum ersten Male wieder in einem Spiegel. Da las ich es denn auf meinem Gesichte: in tiefer und scharfer Falte zwischen meinen Brauen.

*

Immer wirrer und wirrer; immer wirrer und wirrer.

Ich empfinde ein wütendes Gelüste, eine Herde Menschen auf das Gebirge treiben und jener Felsenwand zuhetzen zu lassen, von der man für meinen wahnsinnigen Vater die Gemsen hinabstürzen ließ.

Jetzt nicht weiter! Jetzt ist es Zeit!

Das Licht flammt noch ein letztes Mal auf; und dann — bevor es erlischt — Abgrund, öffne dich für mich!

Auf der Felsenklippe darüber soll geschrieben stehen: Er hat die Prüfung bestanden.

Zwei Porträts von Thomas Gainsborough in der Stuttgarter Staatsgemäldegalerie

Von

Professor **K. Lange** in Tübingen

(Siehe auch die Abbildungen Seite 463, 467 und 469)

Soviel ich weiß, gab es bisher keine Originale Thomas Gainsboroughs auf dem Festland, wenigstens keine, die den Kunstforschern bekannt geworden wären. Selbst Hannover, wo man sie am ersten erwarten sollte, scheint nichts derart zu besitzen. Wollte man den größten Porträtmaler Englands, einen der feinsten Koloristen des 18. Jahrhunderts kennen lernen, so mußte man nach England reisen. Das Schloß Windsor, der Buckingham-Palast in London, die Dulwich-Galerie, Edinburgh und ein paar Schlösser und Landsitze des englischen Adels bergen seine Meisterwerke, die etwa 200 Schöpfungen, die ihm den Weg zur Unsterblichkeit gebahnt haben.

Seit einigen Wochen kann sich Stuttgart diesen Stätten seiner Verehrung an die Seite stellen. Die verwandtschaftlichen Beziehungen des württembergischen Königshauses zum englischen, die Heirat des Erbprinzen Friedrich mit einer Prinzessin des Hauses Hannover im Jahre 1797 erklären die Thatsache, daß sich seit jenem Jahre im Königlichen Schlosse zu Ludwigsburg zwei hervorragende Bildnisse des Meisters nach Mitgliedern der englischen Königsfamilie befanden. Aber eine seltsame Verkettung von Umständen, auf die ich hier nicht näher eingehen will, trägt die Schuld, daß diese Bilder den zahlreichen Besuchern des Schlosses bisher völlig entgehen konnten. Auch für mich bedurfte es einer genauen Durchmusterung des in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Ludwigsburg zurückgebliebenen Gemäldebestandes auf die Frage etwaiger Ueberweisungen an die Staatsgemäldegalerie hin, um diese verborgenen Schätze ans Tageslicht zu fördern.

Nachdem die Entdeckung einmal gemacht war, wurde die Kuratel der Königin Charlotte Mathilde-Stiftung, zu der diese Bilder gehören, ersucht, bei dem Könige Wilhelm II. ihre leihweise und stets widerrufliche Ueberweisung an die Stuttgarter Gemäldegalerie zu beantragen. Dies ist denn auch geschehen, und so konnten die Bilder dank dem regen Interesse, das Seine Majestät an dem Gedeihen der Gemäldegalerie nimmt, dort an einem Ehrenplatz in dem neu eingerichteten Saal der Engländer, Franzosen u. s. w. (J der neuen Ordnung) aufgehängt werden.

Das erste der beiden Porträts stellt in ganzer Figur die Königin Charlotte von England, Gemahlin König Georgs III., das kleinere, ein Profilbrustbild, ihr früh verstorbenes Söhnchen, den Prinzen Octavius, dar. Die erstere war die Mutter



Königin Charlotte von England

Nach dem Gemälde von Thomas Gainsborough in der Windsor-Galerie



Ein neu entdecktes Gemälde von Thomas Gainsborough: Königin Charlotte von England

In der Königl. Staatsgemäldegalerie zu Stuttgart

der Königin Charlotte Mathilde von Württemberg, der die beiden Bilder früher gehörten, der letztere ihr frühverstorbener 13 Jahre jüngerer Bruder. Es ist begreiflich, daß die beiden besten Familienporträts, die die Prinzeß Royal bei ihrer Verheiratung in ihre neue Heimat mitnahm, die beiden Personen darstellten, die ihr daheim die liebsten gewesen waren, die Mutter und das offenbar zarte Brüderchen. Das Originalporträt des Königs, das sie auch mitbekam, vermachte sie ihrer Schwester, so daß von ihm nur eine schwächere Wiederholung, das bisherige Gegenstück zu unserm Porträt, in Ludwigsburg vorhanden ist. Von ihren übrigen Verwandten in England besaß die Königin nur Miniaturporträts und Kupferstiche. Die ganze Sammlung nebst dem Mobiliar der von ihr bewohnten Gemächer in Ludwigsburg, Monrepos und Teinach vermachte sie bei ihrem Tode 1828 der Königlichen Familie als Fideikommiß unter dem Namen Königin Charlotte Mathilde-Stiftung. Hätte damals die Staatsgemäldegalerie schon bestanden, so hätte sie ohne Zweifel die beiden künstlerisch wertvollsten Gemälde unbeschadet des Eigentumsrechts der Königlichen Familie für jene bestimmt, und man kann wohl sagen, daß König Wilhelm II. von Württemberg durch die Ueberweisung der Bilder an die Gemäldegalerie den letzten Willen der hohen Stifterin erst vollständig in ihrem Sinne durchgeführt hat.

Ueber die Persönlichkeit der beiden Dargestellten und die Urheberschaft Gainsboroughs an diesen Bildern kann kein Zweifel bestehen. Gainsborough war in der Zeit, in der sie entstanden, der bevorzugte Porträtmaler der Königlichen Familie. Er hatte sich 1774 in London niedergelassen und scheint schon wenige Jahre darauf bei Hofe eingeführt worden zu sein. Zu Ende der siebziger und in den achtziger Jahren hat er sowohl den König und die Königin als auch sämtliche Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses einzeln und in Gruppenbildern, in ganzer Figur und als Brustbilder wiederholt gemalt. Er genoß eine entschiedene Bevorzugung vor seinem großen Landsmann Reynolds, was wohl teilweise seiner liebenswürdigen Persönlichkeit, teilweise aber seiner idealisierenden, das Häßliche abschwächenden Kunstrichtung zugeschrieben werden muß.

Die dargestellten Persönlichkeiten werden nicht nur im Testament der Königin Charlotte Mathilde genannt, sondern ergeben sich auch aus einem Vergleich mit den in Windsor-Castle befindlichen Brustbildern derselben Persönlichkeiten, die wir nach den Braunschen Photographien abbilden.

Die Königin ist auf unserm Porträt noch etwas jugendlicher dargestellt als auf dem in Windsor, und man wird kaum fehlgehen, wenn man die Entstehung des ersteren in die Mitte oder die zweite Hälfte der siebziger Jahre setzt, also in die Zeit, als sie 35 bis 40 Jahre alt war. Die Behandlung des Gesichts ist noch nicht so frei und locker, wie es Gainsborough in seiner letzten Zeit liebte, sie hat etwas Glattes, Vertriebenes, was auf seine frühere Kunstgewöhnung hinweist.

Das Brustbild des Prinzen ist, wie ich glaube, etwas später entstanden. Prinz Octavius, der seinen Namen daher erhielt, daß er der achte von neun Söhnen des Königlichen Paares war, ist nur vier Jahre alt geworden. Er kam 1779 zur Welt und starb 1783. Da er auf dem Bilde als etwa vierjähriger Knabe dargestellt ist, muß es ungefähr im Jahre 1783 entstanden sein. Aus derselben Zeit dürfte auch das en face-Porträt in Windsor stammen, das wir wiedergeben. Wahrscheinlich sind die beiden Bildnisse nach den Skizzen entstanden, die Gainsborough am Totenbette des Prinzen anfertigen durfte. Es ist erstaunlich, wie er es verstanden hat, die toten Züge ins Leben zu übersetzen.

Leider läßt sich aus den drei Testamenten der Königin Charlotte Mathilde (von 1808, 1816 und 1828) und dem nach ihrem Tode aufgenommenen Inventar ihrer Nachlassenschaft, die ich auf dem Königlichen Haus- und Staatsarchiv einsehen durfte, eine Bestätigung des Namens Gainsborough für diese Bilder nicht erbringen. Sie werden in den Testamenten gar nicht, in den Inventaren zwar mit der Bezeichnung der dargestellten Personen, aber ohne den Namen des Malers erwähnt. Das erklärt sich auch sehr einfach. Die Königin selbst hatte keine Veranlassung, die Bilder aufzuführen, da sie die englischen Familienporträts bis auf einige für ihre Geschwister bestimmte Legate im ganzen dem Königlich württembergischen Hause vermachte. Und die württembergischen Hofbeamten, die bei ihrem Tode das Inventar ihres Nachlasses aufnahmen, kannten den Urheber der Bilder wahrscheinlich nicht, wußten jedenfalls nicht, was es heißt, ein Porträt von Gainsborough zu besitzen. Die Königin selbst, die die Gemälde in ihrer Heimat hatte entstehen sehen und deren gutes Gedächtnis für historische Fakta ebensosehr gerühmt wird wie ihre Kunstliebe, wußte natürlich, von wem sie stammten. Aber sie hatte, wie gesagt, keine Veranlassung, es zu sagen. So erklärt sich der eigentümliche Umstand, daß der Name Gainsborough gerade bei diesen Bildern nicht erwähnt wird, wohl aber bei einem Porträt des Königs und einem Kniestück der Königin, die als Legat in den Besitz ihrer Schwester Elisabeth, Landgräfin von Hessen-Homburg, kamen.

Leider ist das englische Beibringensinventar auf dem Stuttgarter Archiv nicht vorhanden, und die Ehepakten erwähnen die Bilder nicht. Doch hoffe ich, daß sich noch Beweise in England finden werden, und möchte hierdurch englischen Gelehrten Anregung zu weiteren Nachforschungen geben. Bis dahin muß es uns genügen, daß die beiden Bilder, wenn auch nicht äußerlich beglaubigt, so doch durch Auffassung und Ausführung in gleicher Weise als Werke Gainsboroughs bezeugt sind. Dieser hat ja seine Werke niemals mit seinem Namen bezeichnet. Aber auch die künstlerische Handschrift ist eine Bezeichnung. Und wer hätte in der ganzen englischen Malerei jener Zeit denselben leichten Pinsel geführt? Wer ein Auge so leicht, ja man kann sagen leichtfertig besessen, und dabei doch so lebendig und beweglich zu zeichnen gewußt? Wer hätte diese wundervolle Harmonie in hellen gebrochenen Tönen, die bei dem Prinzenbildnis fast wie Pastell wirken, jemals erreicht? Das graugelbe Jäckchen mit der blauseidenen Schärpe, dem weißen Kragen und dem blonden Haar, das sich so weich und schmelzend auf dem neutralen violetten Ton der Wolken abhebt, — kann man sich etwas koloristisch Schöneres denken?

Und dann die Königin, bei der zu allen diesen malerischen Vorzügen noch ein hervorragender Sinn für vornehme Repräsentation, für weiblichen Liebreiz und königliche Würde kommt!

Königin Charlotte von England war eine Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, die jüngste Schwester des damals regierenden Herzogs. König Georg III. erkor sie bald nach seinem Regierungsantritt 1761 zu seiner Gemahlin. Er war auf sie aufmerksam geworden durch einen Brief, den sie, die Sechzehnjährige, das Jahr vorher an Friedrich den Großen gerichtet hatte, um ihn gleichzeitig zu seinem Siege bei Torgau zu beglückwünschen und die Verwüstung ihres Heimatlandes durch die ewigen Truppendurchzüge in beweglichen Worten zu schildern. Friedrich der Große hatte dem jungen König von England diesen Brief, wie es heißt, zugeschickt, und dieser glaubte demnach bei der Schreiberin alle die Eigenschaften vermuten zu dürfen, die für eine englische Königin wünschenswert waren. Ihr protestantisches Glaubensbekenntnis, ihre Parteinahme für Preußen, gepaart mit echt weiblichem Gefühl und einer für ihr Alter hervorragenden litterarischen Geschicklichkeit, alles das nahm ihn für sie ein, und die bald darauf eröffneten Verhandlungen führten zu einer Werbung, die natürlich nicht zurückgewiesen wurde.

Die Prinzessin hatte in Mecklenburg in ländlicher Zurückgezogenheit eine gute Erziehung genossen und zeichnete sich durch rasche Auffassung, lebhaftes Wesen bei sanftem Temperament aus. Außerdem war sie musikalisch, sang und spielte Klavier, worauf der König besonderen Wert legte. „Sie ist gefühlvoll, munter und liebenswürdig,“ sagt Walpole, „redet viel, ist leutselig, leicht im Verkehr und nicht in Verlegenheit zu setzen.“ Schön im eigentlichen Sinne war sie nicht, und der König scheint in dieser Beziehung, als er sie zum erstenmal sah, etwas enttäuscht gewesen zu sein. Aber Gainsborough war nicht der Mann dazu, die Fehler der Natur unkorrigiert zu lassen. „Er gewinnt selbst unsrer alten Königin Charlotte eine malerische Seite ab,“ hieß es in späteren Jahren.

Die Hoffnungen, die man auf die neue Königin setzte, sollten nicht getäuscht werden. Ihr Verhältnis zum König ist immer das beste gewesen. Fünfzehn Kinder entsprossen ihrer Ehe, und der Lebenswandel des königlichen Paares war so tadellos, daß man auf das gute Beispiel, das der Hof in dieser Beziehung gab, die verhältnismäßige Ehrbarkeit der englischen Gesellschaft inmitten der sonstigen sittlichen Verwilderung der Zeit zurückführen durfte. Das einzige, was man ihr vorwarf, war eine gewisse Sparsamkeit, und diese glaubt man auch unserm Porträt noch anzusehen: ein einfaches, weißseidenes Kleid ohne Verzierung umschließt die Formen, um die Arme ist ein dünner schwarzer Spitzenshawl geschlungen, kein Schmuck bis auf ein leise angedeutetes Perlenhalsband charakterisiert sie als Königin. Der bewegliche Ausdruck des Gesichtes mit dem verbindlichen schalkhaften Lächeln erinnert uns daran, daß sie in jüngeren Jahren eine geistreiche Konversation liebte und selbst mit Vorliebe Anekdoten hörte und erzählte. Später muß das etwas nachgelassen haben, worüber man sich ja auch bei der großen Zahl ihrer Kinder nicht wundern kann. Doch zeigt uns unser Porträt, daß sie ihre Jugendfrische ziemlich lange bewahrte. Man sieht ihm nicht an, daß sie, als es gemalt wurde, schon mindestens zwölf Kinder hatte. Das Glück des Familienlebens spricht aus ihren Augen, und man darf vermuten, daß das Bild vor den Prüfungen der achtziger Jahre, dem frühzeitigen Tode der beiden letztgeborenen Prinzen Octavius und Alfred, und der zunehmenden Schwermut des Königs, die schließlich in völlige geistige Umnachtung überging, entstanden ist.

Die Technik, in der das Bild gemalt ist, ist höchst instruktiv. Warme braune Lasuren bilden die Untermalung des Kleides, dessen weiße Farbe mit jenen breiten und flüchtigen Pinselstrichen hingesetzt ist, die Reynolds, nicht ohne die Zöglinge der Akademie vor dieser genialen Freiheit zu warnen, in seiner am 10. Dezember 1788 zu Ehren des verstorbenen Gainsborough gehaltenen Rede folgendermaßen charakterisierte: „Die Flüchtigkeit, die wir an seinen besten Arbeiten bemerken, darf nicht immer als Nachlässigkeit gelten. Es muß anerkannt werden, daß diese Manier Gainsboroughs, die Farben unvermittelt nebeneinander zu setzen, sehr viel zu der wirkungsvollen Leichtigkeit beiträgt, die eine so hervorragende Schönheit seiner Bilder ist. Und es ist gewiß, daß alle jene seltsamen Flecken und Striche, die man bei genauerer Prüfung in Gainsboroughs Bildern bemerkt und die selbst geübten Malern eher ein Werk des Zufalls als der Absicht zu sein scheinen, daß dieses Chaos, diese grobe, formlose Masse, von einer gewissen Entfernung betrachtet, wie durch Zauber Form annimmt, und daß alle Teile an ihren richtigen Platz rücken, so daß wir, trotz dieses Scheines von Zufall und flüchtiger Nachlässigkeit, nicht umhin können, der vollen Wirkung des Fleißes Anerkennung zu zollen.“

Arme und Hände sind in der Ausführung absichtlich vernachlässigt. Sie zeigen, wie Reynolds in derselben Rede sagt, „nicht mehr, als was gewöhnlich zur Untermalung gehört.“ Auch dieses Verfahren entschuldigt der vornehme Rivale in geistreicher Weise, indem er die feine Bemerkung macht, „daß der allgemeine Eindruck, der in dieser unbestimmten Behandlungsweise liegt, genügt, um den Beschauer an die Natur zu erinnern. Die Einbildungskraft ergänzt das übrige und für sich vielleicht befriedigender, wenn nicht gar genauer, als der Künstler es mit aller Sorgfalt nach Möglichkeit hätte thun können.“

Ganz besonders frappant ist die außerordentliche Dünne und Leichtigkeit der Malerei. Alles ist wie hingehaucht. Nur im Gesicht und den Haaren liegen dickere Farbschichten übereinander, und leider haben sich die braunen Töne infolge der Benutzung von Asphalt in ihrem Volumen stark verändert, so daß die obere Schicht rissig geworden ist und die Untermalung durchscheinen läßt. Und da sieht man denn, wie der Maler den Eindruck des Puders auf Wangen und Haaren herausbekommen hat: indem er die Zeichnung und Modellierung in der Untermalung ausführte und darüber alsdann die Fleischfarbe des Gesichts und das Grau der Haare mit einem dünneren Ton lasierte, so daß die Untermalung grau und kreidig durch die obere Farbenschicht hindurch scheint.

Die eigentliche Stärke Gainsboroughs liegt entschieden in der Farbe. Auch bei dem großen Porträt ist das Kolorit meisterhaft. Das weiße Seidenkleid mit den dünnen braunen Schatten, die zarte meltauartige Farbe des Gesichts, das leuchtende Braunrot des Vorhangs rechts und das bräunliche, schmutzige Grün der Landschaft links im Parke, alles das ist zu einer wundervollen Harmonie zusammengestimmt. Die Fähigkeit des Malers, die Ausführung gerade so weit zu treiben, wie es zur Erzeugung einer möglichst starken Illusion nötig ist, erscheint bewundernswert. Dem gegenüber treten die geistigen Qualitäten mehr zurück.

Wir müssen uns überhaupt bei der kunsthistorischen und ästhetischen Würdigung Gainsboroughs nicht irre machen lassen durch die Mode, die in der Kunsthistorie eine Zeitlang herrschte, noch auch durch die enormen Preise, die seine Bilder neuerdings im Kunsthandel erzielen. Er ist gewiß ein hervorragender Maler gewesen, der größte des 18. Jahrhunderts neben seinem französischen Geistesverwandten Antoine Watteau. Aber den älteren Meistern der Porträtmalerei, einem Tizian und Rembrandt,

einem Rubens und Velazquez ist er nicht ebenbürtig. Schon das eine scheidet ihn von ihnen, daß seine Stärke nicht in der Charakteristik männlicher Individuen liegt. Weibliche Anmut und kindliche Unschuld sind seine Lieblingsstoffe, eine Eigenart, die gerade in unsern Bildern hervorragend zur Geltung kommt. Besonders der Liebreiz jugendlicher Frauen hat seinen Pinsel öfter beschäftigt als der Ausdruck ernster geistiger Arbeit und eines kräftigen, energischen Charakters. Als Seelenmaler bleibt er wirklich etwas auf der Oberfläche, und eine intime Darstellung der Natur um ihrer selbst willen lag ihm ziemlich fern. In dieser Beziehung ist er ein Epigone van Dycks. Es ist kein Zufall, daß er auf seinem Sterbebette zu Reynolds sagte: „Wir kommen alle in den Himmel, und da werden wir mit van Dyck zusammen sein.“ Hatte er doch schon im Leben den großen Flamländer stets vor Augen gehabt. Und die Schwächen der van Dyckschen Kunst treten bei ihm in gesteigerter Weise hervor. Man halte eine dieser leblosen, puppenhaften Hände neben eine der eleganten, spitzfingerigen Hände van Dycks und dann wieder eine solche neben eine in den Umrissen lebendig, wenn auch barock geschwungene Hand des Rubens, und stelle an die Spitze die rechte Hand Christi auf Tizians Zinsgroschen, und man wird sofort sehen, daß dieser Entwicklungsgang von der Renaissance zum Rokoko nicht einer aufsteigenden, sondern einer absteigenden Linie gleicht.

Gainsborough ist eben ein Rokokomaler, — damit ist alles gesagt, im Guten wie im Schlechten. Von den Niederländern und Watteau hat er am meisten gelernt, sie hat er kopiert, an ihnen sein Auge gebildet. Sonst war er ein Naturkind, das wenig von den alten Meistern wußte, um so mehr aber von der Natur, die ihm von Jugend auf Lehrmeisterin war. Das erhielt ihn frisch und verhinderte den wirklichen Verfall. Es ist ein letztes Aufflammen des malerischen Geistes, des technischen Raffinements vor dem Eintritt der klassizistischen Bewegung, was seiner Kunst die historische Bedeutung giebt. Und wir können seine Schwächen ruhig zugeben, ohne seinen malerischen Blick, seine Fähigkeit der Konzentration, seine geniale Leichtigkeit, seinen hervorragenden Farbensinn irgendwie zu unterschätzen. Die Geschichte der Malerei weist nicht so viele Maler von dieser Bedeutung auf, daß wir Grund hätten, einer neuen Mode, einer Reaktion gegen das Rokoko zuliebe ihm einen niederen Rang anzuweisen.



Prinz Octavius von England

Nach dem Gemälde von Thomas Gainsborough in der Windsor-Galerie

---

Tabakbau in Deli auf Sumatra

(Zu den Abbildungen Seite 479)

Die hervorragendsten Tabakpflanzungen auf Sumatra (sprich Sumâtra) befinden sich in Deli (Residentschaft Sumatras Ostküste). Unsre Bilder, Originalaufnahmen von C. J. Kleingrothe, Medan (Sumatra), sind dem interessanten Prachtwerk „Sumatra“ entnommen, das bei J. B Obernetter, München, erschienen ist. Das von den dortigen Pflanzergesellschaften für den Tabakbau benutzte Gelände ist, wie Giesenhagen in seinem lehrreichen Werke „Auf Java und Sumatra“ mitteilt, Eigentum des Sultans von Deli, der schon 1862 die niederländische Oberherrschaft anerkannt hat, und von dem das Land auf hundert Jahre gepachtet worden ist. Um das Feld für den Tabakbau herzurichten, wird das Grasland mit Ochsenpflügen bearbeitet. Wo das Land mit Buschwald bedeckt ist oder unberührter Urwald erstmals urbar gemacht werden soll, fällt man zunächst die Bäume und Sträucher und verbrennt sie an Ort und Stelle, um hierauf den Dampfpflug in Thätigkeit treten zu lassen. Die Arbeiter sind teils eingeborene Malaien, namentlich Batak, deren Dörfer sich vielfach in unmittelbarer Nähe der Pflanzungen erheben, teils chinesische Kulis. Der von der natürlichen Vegetation befreite Boden wird während der ersten Monate des Jahres mittels Hackspaten durchgearbeitet; im April setzt man dann auf ihm die in besonderen Saatbeeten gezogenen jungen Tabakpflanzen aus. Diese jungen Pflanzen erfordern eine sehr aufmerksame Behandlung; im Juli sind sie zu mannshohen Krautstämmen herangewachsen und zur Ernte reif. Früher schnitt man die ganzen Pflanzen ab und hing die Stämme mit den daransitzenden Blättern zum Trocknen auf, wobei die letzteren in der Qualität aber sehr ungleich wurden. Deshalb schneidet man jetzt die einzelnen Blätter von unten nach oben, je nach dem Stande ihrer Reife, von den Stämmen ab und schafft sie bündelweise nach den in unmittelbarer Nähe der Felder errichteten Trockenscheuern, um sie darin zum Trocknen aufzuhängen. Sobald sie in diesen luftigen Räumen den erforderlichen Grad von Trockenheit erlangt haben, werden sie in die großen Fermenturscheuern gebracht, wo sie nun einen Gärungsprozeß durchmachen müssen. Zu dem Zweck werden sie sorgsam auf untergelegten Schilfmatten in Haufen geschichtet, die oben gleichfalls mit Matten zugedeckt werden. Die im Innern eines jeden Haufens herrschende Temperatur wird durch Thermometer, die an Bambusrohren befestigt und bis in die Mitte des Haufens hineingeschoben werden, unablässig kontrolliert; sobald die Wärme eine bestimmte Grenze übersteigt, muß der Haufen auseinander genommen und umgesetzt werden. Nach der Fermentation geht der Tabak in die Hände der Sortierer über, die die Blätter nach Festigkeit und Farbe auswählen und aus ihnen gleichartige Bündel bilden, von denen jedes eine bestimmte Anzahl von Blättern enthalten muß, da hiernach die Berechnung des Arbeitslohnes erfolgt. Revisoren prüfen die Arbeit der Sortierer; die für gut befundenen Bündel gelangen in den Packraum, wo sie in einer Kastenpresse zu Paketen zusammengepreßt und in Schilfmatten eingenäht werden. Diese handlichen Kolli werden mit dem Zeichen der Pflanzung und mit Zahlen und Buchstaben, aus denen Sorte und Blätterlänge ersichtlich ist, versehen. Sie werden auf Flußläufen verschifft oder auf eigens angelegten kleinen Bahnen nach den Küstenplätzen transportiert, von wo nun ihre Versendung nach den europäischen Märkten stattfindet.

Der Simulant

Militär-Humoreske

von

Roda Roda

Der Stammsitz der Grafen Callini steht irgendwo im Trentino in Südtirol. Er ist längst verfallen, und in seinem Gemäuer nisten zwei andre uralte, weitverbreitete Familien — die Dohlen und die Krähen. Die Callinis aber haben seit vielen Generationen die höchsten Stellen in der österreichischen Diplomatie inne. Ihr Adel, der ursprünglich italienisch war, ist schon von Kaiser Franz in einen Reichsadel umgewandelt worden. Der große Stamm hat sich mannigfach geteilt. Ein Hauptzweig, der der Grafen Nerini-Callini, gehört noch heute mit zahlreichen Vertretern der diplomatischen Welt an. Ein zweiter, Callini di Santa Barbara, ruht allein auf den beiden Augen des jungen Grafen Otto.

Graf Otto ist neunzehn Jahre alt, hübsch zum Verlieben und ein arger Sausewind. Die Sorge um ihn beschäftigt seinen Vormund und Schwager, den königlich ungarischen Ministerialrat Baron Parkany, fast mehr als die Amtsobliegenheiten des Ackerbauressorts. Graf Otto Callini wollte schon das Jahr vor seinem Abiturientenexamen mit einer einigermaßen überspannten jungen Dame der besten Gesellschaft zu den Buren durchgehen, das Unternehmen scheiterte aber an der Ebbe des beiderseitigen Taschengeldes. Wenige Monate später verliebte sich Graf Otto in die Schwester seines gestrengen Herrn Vormundes und war nicht dazu zu bewegen, seinen Ferienaufenthalt innerhalb der vorgeschriebenen Grenzen zu bemessen. Das wurde dem Baron Parkany denn doch zu bunt; er sah ein, daß er nach der ewigen Beaufsichtigung Ottos einiger Erholung und der junge Herr Schwager einer strengeren Zuchtrute bedürfe — kurz, Baron Parkany sprach sein Machtwort, und Ottchen mußte als Einjährig-Freiwilliger zum ungarischen Husarenregiment Nr. 17 einrücken.

Die Maßregel erwies sich als durchaus segensreich. Ottchen wurde ein strebsamer Krieger, verließ im Mai die Schule als rangältester Korporal, und da Baron Parkany rechtzeitig eingegriffen und einen schneidigen Eskadronschef für Otto ausgesucht hatte, schien es, daß die erziehliche Wirkung des Truppendienstes nicht versagen würde.

Doch alles kommt ja ſimmer ganz anders ...

Ottos neue Garnison hatte einen schweren Mangel, an den niemand gedacht hatte: sie war langweilig. Nicht als ob es an Offiziersumgang gefehlt hätte — im Gegenteil! Es waren viel zu viel Truppen da, für Ottos Geschmack wenigstens: nämlich ein Infanteriebrigadier mit allen seinen Untergebenen bis auf den letzten Mann. Aber Ottchen trug die Nase etwas hoch und hatte „eine Aversion“ gegen Infanterie. Die Husaren wieder waren nur mit einer einzigen Unterabteilung vertreten, deren Leutnants beide für die Kriegsschule „bimsten“, und der Herr Rittmeister — du meine Güte! — der war hoch, sehr hoch in den Dreißig und mehrfacher Vater. Otto sah also schon nach acht Tagen ein, daß er in diesem Neste nicht ewig, das heißt fünf Monate, leben könne.

„Was willst du aber sonst beginnen?“ fragte der andre Freiwillige der Eskadron, von Kostitsch.

„Durchgehen,“ gab Otto flink und sicher zurück.

Kostitsch zuckte die Achseln. „Unsinn! Sie bringen dich ja wieder.“ In dem mißbilligenden Ton klang doch ein wenig Bewunderung mit für den energischen Kameraden, der mit so fester Hand in sein Schicksal eingreifen wollte.



Karneval

Nach einer Zeichnung von Ed. Cucuel



Der Elektrisierapparat im Kloster

Nach dem Gemälde von Ad. Humborg

„Sie bringen mich wieder — meinst du? Ja, glaubst du denn, daß sie's überhaupt merken werden, wenn ich wegfahre?"

„Du denkst also nicht daran ..."

„Ganz und für immer davon zu gehen?" fiel Otto ein. „Keine Spur! Ich gönne mir nur etwa eine Woche Freiheit, dann bin ich wieder da."

„Ah! Der Urlaub, den du gestern beim Rapport nachgesucht hast, ist dir doch versagt worden."

„Na — siehst du, Kostitsch! Darum bewillige ich mir ihn nun selber. Denn wenn ich auf die Gnade des Chefs warten wollte, könnte ich ja alt und grau werden."

„Das verstehe, wer kann!" rief Korporal Kostitsch. „Wie willst du auf acht Tage verschwinden, ohne daß der Rittmeister es merkt?"

Graf Callini nahm eine unendlich schlaue Miene an und weidete sich erst eine ganze Weile lang an der neugierigen Ratlosigkeit seines Freundes, ehe er mit der Erklärung kam: „Was, Kostitsch, du kämst nie auf den Weg, der aus unserm Nest in die Welt führt? Siehst du, ich — ich bin doch ein wenig findiger! Ich werde mich krank melden und wegfahren."

„Wenn nun der Regimentsarzt kommt und dich untersuchen will?"

„Dann findet er einen Kranken im Bett. Unten im Haus arbeitet ein Schustergeselle aus Wien, der so prächtig hustet wie nur irgend ein schwer leidender Soldat des Dreibundes."

„Der Arzt wird aber sofort sehen, daß er einen Ersatzmann vor sich hat," warf Kostitsch ein.

„Wieso denn? Doktor Hölty ist gestern nach Pest gefahren, und der neue Oberarzt kennt mich so wenig wie ich ihn. Der Schuster ist ein Lustigmacher, wie alle Wiener Schuster, und wird für Geld und gute Worte meine Rolle mit allem Aufwand seines Geistes und Rachenkatarrhs spielen — so lange, bis ich eben wieder hier bin."

Kostitsch schüttelte den Kopf. „Nein, nein, das darfst du gewiß nicht thun, Otto."

„Ich muß, Freundchen, ich muß," entgegnete Graf Callini eifrig.

„Sprich doch nicht so unbedacht! Warum müßtest du?"

„Kennst du die Schwester meines Vormundes, die Etelka Parkany? Nein? Dann red' nichts! Etelka ist so lieb und so schön, daß sie die ältesten Herren im Ackerbauministerium nur an hohen Feiertagen anschmachten dürfen, um nicht ganz verrückt zu werden. Und diese Etelka hab' ich nun seit fast sieben Monaten nicht mehr gesehen!"

„Gut, Otto, ich verwehre dir nicht, in deine Muhme verliebt zu sein. Kannst du aber nicht — sagen wir nur: einen Monat — mit dem Wiedersehen warten?"

„Bist du toll, Kostitsch? Ich — warten? Ist die Sache in einem Monat etwa leichter durchzuführen als morgen?"

„Leichter freilich nicht. Doch in einem Monat bist du vielleicht andern Sinnes und riskierst nicht deinen Hals um das bißchen Minneglück."

„Glaubst du?" erwiderte Otto ironisch.

„Freilich glaub' ich's. Allen Respekt vor der Tiefe deiner Gefühle, aber man hat doch Beispiele —," sprach Kostitsch anzüglich — „Beispiele, die beweisen ..."

Nun war Otto ernstlich gekränkt. „Ich weiß nicht, worauf du anspielst," rief er, „vielleicht auf den kleinen unschuldigen Flirt mit der Blondine auf unsrer Reise hierher? Das hat doch nichts zu sagen! Das ist ein Zeitvertreib, aber keine Untreue!"

„Gewiß, die Blondine hatte ich auch schon vergessen —"

„Dann denkst du also offenbar an Miß Miller, die beim Schulkommandanten zu Besuch war?" fragte Otto.

„Meinetwegen auch! In erster Linie aber an die Grazerin in der roten Bluse, der du wochenlang Fensterpromenaden zu Pferde gemacht, dann an Comteß Lola, der zu Gefallen du deinem Braunen sogar das Niederknieen beigebracht hast ..."

„Ah, hör mir auf! Das waren eben Meteore, oder nicht einmal Meteore. Mein Stern, meine Sonne war und ist doch nur Etelka. Sie muß ich sehen — und wenn ich blind darüber werden müßte."

„Ich habe ja grundsätzlich nichts dagegen, denn ich merke, du hast dich in den Gedanken zu weit verbohrt, um locker zu lassen. Noch mehr, Otto: ich will dir, so gut es geht, helfen. Nur verlang' ich, wie gesagt, daß du deinen Ausflug um einen Monat verschiebst."

„Ja — aber warum, Mensch, warum?"

„Um Zeit zu gewinnen."

„Zeit? Wozu?"

„Zur Ueberlegung, zur besseren Einleitung."

„Nichts da, Kostitsch! Schlag dir das aus dem Kopf. Ich melde mich morgen krank und reise."

„Melde dich später krank und reise später."

„Damit mir mittlerweile mein Schuster gesund wird — was? Der Mann ist's im stande! Und damit mich die ganze Garnison, den Arzt mit eingeschlossen, wie schlechtes Geld kennt? Ferner wäre mein ganzes Abenteuer in einem Monat erfolglos. In einem Monat ist Etelka wieder auf Schloß Parkany, und dort kann ich sie nicht einen Augenblick lang sprechen, ohne von meinem Herrn Vormund und Schwager bemerkt zu werden."

„Ist sie denn jetzt nicht in Parkany?"

„Wie, hab' ich dir das noch nicht erzählt? Mein Schwager ist gestern mit beiden Damen, meiner Schwester und Etelka nämlich, nach dem Balkan gereist."

„Davon hast du nichts erwähnt. Das kompliziert ja die Sache noch bedeutend!"

„Nicht wahr? Mein selbstbewilligter Urlaub gewinnt immer mehr an Reiz! Oesterreich-Ungarn will nämlich mit einem Balkanstaat — na, sagen wir mit Macedonien, denn man darf das nicht ausplaudern — einen Schweinevertrag schließen. Nun kann man doch füglich von unserm Geschäftsträger dort nicht verlangen, daß er sich auch auf die Schweine-Ausfuhr- und Gesundheitsverhältnisse verstehe. Da hat denn das zunächst beteiligte ungarische Ackerbauministerium einen Experten, eben meinen Schwager, zum Studium der Frage entsendet."

„Du willst also nach — Macedonien fahren, Otto?"

„Jawohl, nach Macedonien! Denk nur, wie schön das wird! Mein Schwager irrt sicherlich auf der Suche nach Trichinen im Land umher, und meine Schwester und Etelka langweilen sich in der Hauptstadt — in, sagen wir, Asurnik. Da komm' ich als rettender Engel — meine Schwester drückt, wie gewöhnlich, beide Augen zu, Etelka strahlt vor Wonne — wir machen Partien in die Umgebung, gehen im Park spazieren —"

„Im Park von Asurnik!" warf Kostitsch ein.

„Nenn es Asurnik. Es giebt da gewiß einen Irrgarten oder doch französisch geschorene Gruppen, vor denen meine Schwester zum Beispiel ein wenig zurückbleiben kann ... He, Bruderherz!" Otto packte seinen Freund an beiden Schultern und schüttelte ihn lachend — „he, Bruderherz, gefällt dir mein Gedanke?"

*

„Diese Freiwilligen! Diese verdammten Muttersöhnchen!" fluchte der Rittmeister, als er am andern Morgen Ottos Dienstzettel auf seinem Tische fand. „Jetzt meldet sich mir der Callini marod — kaum daß er eine Woche bei der Schwadron ist. Und was fehlt ihm? Rachenkatarrh! Prochaska, schaun S' nach, ob etwas über Rachenkatarrh im Dienstreglement steht!"

„Nein!" antwortete der alte Rechnungsunteroffizier, ohne mit einer Wimper zu zucken. Er kannte schon die Schrullen seines Chefs.

„Also im Exerzierreglement?"

„Nein, Herr Rittmeister."

„In der Adjustierungsvorschrift? In der Schießinstruktion? In den Normen für die Aufstellung und Ausrüstung der Feldeskadronen?"

„Nein. Herr Rittmeister, meld' ich gehorsamst, nirgends kummt vur die Rachenkatarrh."

„Na, also! Folglich giebt's keinen Katarrh beim Militär! Tragen S' diesen Wisch zum Herrn Oberarzt, geben S' dem Herren Kommißäskulap die Adresse vom Freiwilligen Callini an, und sagen S', ich lass' den Doktor bitten, mir den freiwilligen Simulanten bis spätestens elf Uhr vormittags gründlich zu kurieren."

Prochaska schlug die Hacken zusammen, daß die Sporen klirrten, und ging. — —

Indessen lag der Schustergeselle Johann Eippeldauer blitzblank gewaschen und parfümiert in Callinis Bett und bemühte sich, einen Grafen darzustellen. „Sü, Schan!" rief er, „einen Cognac!"

Jean, der nicht wenig wütend über den Eindringling war, that, als hörte er nichts.

„Sü, Schan! Einen Cognac!"

„Bedaure, gräfliche Gnaden haben alle geistigen Getränke verboten!" entgegnete der Diener giftig.

„Was, gräfliche Gnaden? Wer — gräfliche Gnaden? Sü scheunen nücht zu wüssen, mit wem daß Sö die Ehre haben zu reden? Uech bün — dös haßt, üch stell' vur — den k. und k. Einjährig-freiwilligen Husaren Titularkorporal Otto Grafen Callini di Santa Barbara, verstöngen Sö! Schan, einen Cognac!"

„Nein! Spirituosen bekommen Sie überhaupt nicht."

„Alsdann wünschö üch a Lemonad'. Aber mit Eule, wenn üch bitten därf! Und eunen halben Meter von der allerfeunsten Krakauerwurscht."

„Ja, freilich, damit Sie nach Knobel riechen, wenn der Herr Doktor kommt!"

„Der kummt nöt a so g'schwind, mei Lieber! Der überlegt si so was langmächti'! I kenn' dös, i hab' a' dient, drei vulle Jahr' bei Hoch- und Deutschmeister Nummer vier! Aber jetzten hab' i gnua von den Reden. Schan, brüngen Sü mir eune Lemonad' und eun besseres Frühstück!"

„Es ist nicht Frühstückszeit," brummte Jean gereizt.

„So?" keifte „Graf" Eippeldauer. „Alsdann, warten Sö nur, bis der Herr Otto kummt! I wir eahms scho klogen! Hot er epper nöt 'n Beföhl 'geben, Sö soll'n mir alles, was i will, herbringen?"

Die rasselnde Entreeglocke enthob Jean der Antwort. Als der Diener öffnete, erblickte er zitternd den Oberarzt vor sich.

„Wohnt hier der Freiwillige Graf Callini? Ja? Dann führen Sie mich zu ihm."

Als der Arzt in das Krankenzimmer eingetreten war, zog sich Jean diskret zurück und — horchte. Um Himmels willen, jetzt wird der Trug entdeckt.

„Guten Morgen!" rief der Arzt und stellte sich vor. Johann Eippeldauer antwortete mit einem furchtbaren Hustenanfall.

„Na, na — nur nicht verzweifeln, es wird schon besser werden! Husten Sie schon lange so, Freiwilliger?"

„Seut dreu Täg'," hauchte Eippeldauer.

„Lassen Sie mich mal den Puls fühlen. So! Der ist in Ordnung. Haben Sie Fieber? Nein? Und wie steht's mit dem Appetit?"

„Uje!" rief Eippeldauer und fing schnell seine Stimme, die ihm so laut ausgekommen war, wieder ein, „Appetit hätt' üch für zweu."

„Ja, wenn man jung ist! Sie müssen aber sehr, sehr vorsichtig sein! Keine reizenden Speisen, durchaus nicht rauchen, vor allem keinen Schritt aus dem Bett. Sie werden sich kalte Umschläge auf Brust und Hals machen lassen —"

„Muß düses seun?"

„Ohne Widerrede. Dann will ich Ihnen Pulver verschreiben, davon nehmen Sie früh, mittags und abends je ein Stück. Morgen komme ich wieder und finde Sie gewiß schon beim besten Wohlsein. Wo haben Sie Papier, Tinte und Feder?"

„Schan! Schaan!! Schaaan!!!" schrie der Kranke. „Wo stecken Sü?"

„Still, Freiwilliger! Was fällt Ihnen ein? Um keinen Preis eine Anstrengung der Stimme! Wenn Sie so lärmen, können Sie einen Zentner Codëin essen und sind doch in hundert Jahren nicht gesund."

„Schan, brüngen Sü Föder und Tünte," sagte Eippeldauer großartig dem Diener, der eben eingetreten war.

„Ich werde dem Herrn Rittmeister gehorsamst melden, daß Sie eine Woche lang zu Hause bleiben müssen," meinte der Oberarzt beim Abschied, und fragte draußen den Diener: „Sagen Sie, was ist der Graf für ein Landsmann?"

„Ein — Ti — Tiroler," stammelte Jean errötend.

„Sein Dialekt ist aber gar nicht tirolerisch —"

*

Johann Eippeldauer hatte dem ungläubigen Jean wiederholt versichert, daß ihm der Oberarzt kräftige Nahrung „und nur feine Zigarren" verordnet habe. Er hatte auch die kalten Kompressen auf Brust und Hals verschwiegen. Nun zeigte sich Jean zwar merkwürdig gut unterrichtet über die Anordnungen des Arztes und suchte Eippeldauers Diät in den Grenzen der Krankenkost zu halten, aber Ottos Befehl, „den Kerl gut zu füttern," hatte sehr bestimmt gelautet, und Jean war gewohnt, zu folgen. Er rächte sich an seinem anspruchsvollen Patienten dafür durch immer neue Eisumschläge, die er Eippeldauer trotz allem Sträuben auflegte, „weil doch der Doktor jeden Augenblick kommen könnte."

So verlebte der wackere Schuster herrliche drei Tage. Es ist doch schön, Graf zu sein, auch ohne Cognac! Immer einen — freilich ein wenig unwilligen — Diener um sich, den man malträtieren kann — einen weichen Pfühl, auf dem man sich streckt — Speisen in Hülle und Fülle — das behagliche, elegante Zimmer — und alles das bloß fürs Husten! Johann Eippeldauer hätte sein Leben lang ein Graf sein mögen! Teufel, seine Kollegen würden schauen, wenn sie ihn hier sähen, der Schurl zum Beispiel, der immer so nobel that! Oder die Frau Meisterin, die sich auf ihren „Salon" so viel einbildet! Hier ist das Badezimmer schöner als der Salon der Frau Meisterin!

Am vierten Morgen seines gräflichen Schwelgens erwachte Johann Eippeldauer aus einem Traume,

in dem er wirklich Kavalier gewesen war, reckte und dehnte sich, dachte nach, was er mit den fünfzig Gulden beginnen würde, die ihm der junge Herr Graf als Extravergütung versprochen hatte — da schreckte ihn Jean durch einen Dienstzettel auf, den eben eine Ordonnanz gebracht hatte.

> K. u. k. Husarenregt. Prinz Kreyberg Nr. 17 — 5. Feldeskadron
>
> **Dienstzettel**
>
> Aranybánya, am 12. Mai 1902
>
> Sie haben sich mit Ihrem „Rachenkatarrh" sofort ins hierortige Truppenspital zu begeben und bis zu Ihrer Genesung daselbst zu verbleiben. Für die Zeit Ihres Aufenthaltes haben Sie täglich im vorhinein das Menagegeld von 23.2 h., sage dreiundzwanzig + 2/10 Hellern zu entrichten. Verpflegsdokumente und Partikular-Revisionsliste gehen von hier aus direkt an das Spitalskommando ab.
>
> v. Réthay m. p.
> Rittmstr.

Das war eine Bescherung!

„Meiner Sex!" versicherte der Schuster dem Diener, der ihm höhnisch die Siebensachen zusammensuchen half, „wann i 's nöt aus Liab z'an jungen Herrn machet' und dö fuchzig Gulden Extraprämie nöt war'n, kriegeten s' mi nie nöt in dös Spital eini!"

(Schluß folgt)



Abfahrt der Funkenwagen - Telegraphenstation

Die Funkentelegraphie in der Armee

Welche Wichtigkeit die moderne Kriegstechnik einer zuverlässigen und schnell einzurichtenden Telegraphenverbindung zwischen den einzelnen Truppenteilen und Heeresverbänden beilegt, geht am besten aus der Thatsache hervor, daß man in den letzten Jahren in den meisten Ländern mit stehenden Heeren besondere Vorkehrungen getroffen hat, die die Einrichtung einer sicheren Feldtelegraphie im Ernstfalle gewährleisten. Deutschland hat in den vor einigen Jahren neugebildeten drei Telegraphenbataillonen in Berlin, Frankfurt a. d. Oder und Coblenz eine telegraphentechnische Spezialtruppe erhalten, deren Einrichtung und Ausrüstung als mustergültig allseitig Anerkennung findet. Frankreich und Italien haben in ähnlicher Weise vor kurzem ihre Feldtelegraphie reorganisiert; Oesterreich-Ungarn und Rußland verfügen ebenfalls über wohlausgerüstete Feldtelegraphenformationen.

Bei der Feldtelegraphie kommt es in erster Linie auf die schnelle Herstellung einer sicheren telegraphischen Verbindung zwischen der Heeresleitung und den in der Operationszone vorgeschobenen Truppenteilen an. Es werden also namentlich in der Nähe des Feindes oder beim Vormarsch die Feldtelegraphenstationen meist als „fliegende Stationen" heute hier, morgen dort zur Einrichtung kommen. Wenngleich es einer gut geschulten Truppe bei Verwendung isolierten Leitungsdrahtes möglich ist, 1 Kilometer Feldtelegraphenleitung schon in 15 Minuten herzustellen, so reicht diese Geschwindigkeit doch noch nicht aus, wenn es sich um den Vormarsch größerer Kavallerieformationen handelt. Zieht man ferner in Betracht, daß die Feldtelegraphenleitungen nicht nur durch Witterungseinflüsse beschädigt werden, sondern auch namentlich in der Nähe des Feindes leicht der Zerstörung durch gegnerische Patrouillen ausgesetzt sind, so ergiebt sich von selbst, daß die Militärverwaltungen der Entwicklung der Funkentelegraphie, die eine Drahtleitung zwischen den Stationen entbehrlich macht, überall das größte Interesse entgegenbrachten und deren Verwendung für Feldzwecke sofort in Aussicht nahmen.

Praktische Erfolge sind allerdings mit der Funkentelegraphie im Feldkriege bisher noch nicht erzielt worden. Marconi hat mit seinen Funkentelegraphenstationen im Transvaalkriege glänzendes Fiasko gemacht, und von den beiden fahrbaren Funkentelegraphenstationen, die die Nachrichtenexpedition des Deutschen Flottenvereins seinerzeit mit nach China genommen hat, hat auch nichts verlautet. Damals war die Funkentelegraphie für Feldzwecke noch nicht reif; sie steckte noch in den Kinderschuhen. Mit der anfänglich zur Verwendung kommenden älteren Marconi-Schaltung, d. h. der direkten Erregung des Senderdrahtes durch den elektrischen Funken, konnte man zu Lande keine großen Entfernungen sicher überbrücken.

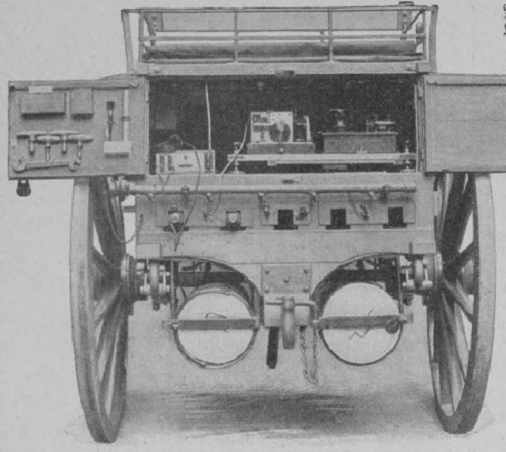
Die Mißerfolge bei der Verwendung seines älteren Systems im Transvaalkriege haben Marconi inzwischen veranlaßt, besondere fahrbare Funkentelegraphenstationen für Kriegszwecke zu konstruieren, bei denen an Stelle der früheren einfachen hohen Luftdrahtleitung, die nur eine geringe elektrische Aufnahmefähigkeit hat, metallische Cylinder mit großer elektrischer Kapazität treten. Als Fahrzeug nimmt Marconi den Thornycroft-Dampfmotorwagen, der jetzt in England allgemein für schwere Lasten gebräuchlich ist. Der Wagen hat eine Tragfähigkeit von 5 Tonnen und kann 20 bis 25 Kilometer in der Stunde zurücklegen. Der hintere Raum des Wagens ist als Telegraphenstation eingerichtet und enthält sämtliche Apparate und Batterien. Auf dem Dache ist der die Luftleitung ersetzende Cylinder angebracht, der nach Bedarf und ohne Zeitaufwand in die Höhe gerichtet oder flach auf das Dach gelegt werden kann. Der Cylinder besteht aus Zinkblech, hat eine Länge von 8 bis 10 Metern und ist vom Wagen vollständig isoliert. Die Punkte, an denen die Funkenwellen nach innen geleitet werden, bezw. auf den Cylinder übergehen, liegen an der Spitze des Cylinders; sie sind mit den Apparaten im Wagen durch isolierte Drähte verbunden. Der Wagen ist so fest gebaut, daß selbst bei schlechter Wegebeschaffenheit im Fahren eine telegraphische Verständigung erzielt werden soll. Die Tragweite einer solchen fahrbaren Marconi-Station beläuft sich auf 30 bis 35 Kilometer. Von der deutschen Heeresverwaltung sind seit länger als zwei Jahren die eingehendsten Versuche mit der Verwendung der Funkentelegraphie für Feldzwecke angestellt worden. Die Leitung der Versuche untersteht dem Luftschifferbataillon; um sie hat sich auch der leider im besten Mannesalter bei einer Luftballonfahrt verunglückte Hauptmann Bartsch v. Sigsfeld (vergl. das auf Seite 477 wiedergegebene Grabdenkmal) in hervorragender Weise verdient gemacht. Die Versuche haben zur Annahme des Funkentelegraphensystems von Professor Braun geführt. Es ist den vereinten Arbeiten des Luftschifferbataillons und der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie System Professor Braun und Siemens & Halske gelungen, fahrbare Funkentelegraphenstationen mit einer sicheren Reichweite bis 100 Kilometer zu schaffen. Für diese Stationen hat man von der Cylinderanordnung Marconis keinen Gebrauch gemacht, sondern man benutzt eine einzelne, recht hoch geführte Luftleitung in Gestalt eines an einem Fesselballon befestigten litzenförmigen Stahldrahtes. Bei günstigem Winde kann die Luftleitung auch durch einen gewöhnlichen oder einen amerikanischen Kastendrachen in die Höhe geführt werden. Durch die hohe Luftleitung wird erreicht, daß der von ihr ausgehende elektrische Wellenzug ohne Behinderung durch Bodenerhebungen, Türme u. s. w. frei durch den Aether sich fortpflanzen kann und den störenden Einflüssen der Elektrizität des Erdbodens möglichst entzogen wird.

Die einfache Luftdrahtleitung hat zwar gegenüber der Marconischen Cylinderluftleitung nur eine geringe elektrische Aufnahmefähigkeit; dieser Mangel wird aber bei der Braunschen Anordnung dadurch vollständig ausgeglichen, daß die vom Senderdraht in die Luft ausgestrahlte elektrische Energie ihm sofort wieder aus einem Energiereservoir zugeführt wird. Dieses elektrische Energiereservoir ist der von Professor Braun zur Erzeugung reiner und nachhaltiger elektrischer Schwingungen konstruierte Leydener Flaschenstromkreis. Die Uebertragung der elektrischen Wellen aus dem geschlossenen Erregerkreise in die Luftleitung erfolgt durch elektromagnetische Kuppelung, d. h. die Luftleitung wird durch Induktion in elektrische Schwingungen versetzt. Zu diesem Zwecke ist in den Leydener Flaschenkreis die primäre und in die Luftleitung die sekundäre Spule eines Induktionsübertragers besonderer Bauart eingeschaltet.

Das vollständige Apparatsystem und alle Hilfsmittel für eine solche bewegliche Funkentelegraphenstation sind in einem sechsspännigen Fahrzeug untergebracht, das aus einem Vorder- und einem nach Art des Protzensystems angehängten Hinterwagen besteht. Zu einem Funkenwagen gehören 1 Offizier, 1 Unteroffizier und 6 Soldaten sowie das vom Train zu stellende Fahrpersonal. Zwei unsrer Abbildungen zeigen eine fahrbare Funkentelegraphenstation beim Abmarsch und im Betrieb. Im Vorderwagen sind die Empfangsapparate, im Hinterwagen die Sendereinrichtungen untergebracht. Die Abbildung des Vorderwagens läßt rechts das elektrische Auge, d. h. den eigentlichen Wellenempfänger oder Fritter erkennen, der infolge der ihm durch die Luftleitung zugeführten elektrischen Wellen leitend wird, hierdurch den Stromkreis des neben ihm stehenden, mit ihm zusammengeschalteten Relais schließt und dadurch den in der Mitte sichtbaren Morse-Schreiber bethätigt. Für den Betrieb des Fritterstromkreises und des Morse-Systems kommen Hellesen-Trockenelemente der Firma Siemens & Halske zur Verwendung. Die Fritter haben Stahlelektroden, zwischen denen sich eine Füllung aus gehärtetem und gesiebtem Stahlpulver befindet. Solche Fritter sind fast unbegrenzt haltbar, sehr



Funkenwagen - Telegraphenstation im Betriebe



Vorderwagen mit Empfängereinrichtung

empfindlich und sicher wirkend; durch einen kleinen Ringmagneten kann ihre Empfindlichkeit während des Betriebes reguliert werden.

Reicht die Stärke der ankommenden Funkenwellen zur sicheren Bethätigung des Fritters und Morseschreibers nicht aus, so kommt ein sogenannter Mikrophonfritter zur Verwendung, der durchaus sicher arbeitet und dreimal so empfindlich wie der Stahlfritter ist. Er gestattet jedoch die Aufnahme der Telegramme nur mittels des Telephons, also nur nach dem Gehör. Der von Dr. Köpsel konstruierte Apparat enthält ein Mikrophon einfachster Bauart, das lediglich aus einem an einer Blattfeder befestigten harten Stahlplättchen besteht, gegen das eine meist zu einer Spitze ausgebildete Kohlen- oder Stahlelektrode durch eine Mikrometerschraube gepreßt wird. Das Mikrophon ist mit einem Trockenelement und einem Telephon zusammengeschaltet; der so gebildete Wellenempfänger spricht auf jede elektrische Welle an. Er kann also auch zum Abfangen von Telegrammen feindlicher Funkenstationen benutzt werden.

Am Untergestell des Vorderwagens sind Stahlblechcylinder aufgehängt, in denen das zur Füllung der kleinen Fesselballons erforderliche Wasserstoffgas mitgeführt wird. Eine Anzahl Ballonhüllen und Drachen sind in dem Wagen vor Witterungseinflüssen gesichert untergebracht.

Die in den Hinterwagen eingebaute Gebervorrichtung wird durch unsre Abbildungen 3 und 4 veranschaulicht; der Wagenkasten ist bei der Aufnahme der Bilder abgehoben worden, um die Apparate freizulegen. Der Stromerzeugungsapparat besteht aus einer Dynamomaschine, die von einem Benzinmotor mit 5 Pferdekräften Stärke angetrieben wird. Der Benzinbehälter ist am Untergestell des Hinterwagens aufgehängt. Der Rippenkühler des Motors ist an einer Zwischenwand über der Mitte des Wagens angebracht; er steht mit dem Kühlmantel durch zwei Rohrleitungen in Verbindung, in denen eine kleine Rotationspumpe für die Bewegung des Kühlwassers eingeschaltet ist. Die Rotationspumpe erhält ihren Antrieb von der Motorachse. Die Dynamomaschine leistet 2,5 Kilowatt*) bei 120 Volt Spannung; diese elektrische Leistung hat sich für die bei der Funkentelegraphie im Felde zu überwindenden Entfernungen als ausreichend erwiesen.

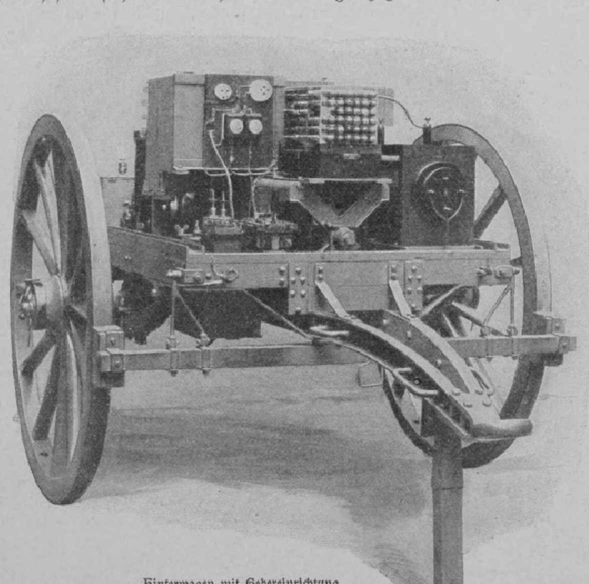
Auf der andern Hälfte des Hinterwagens ist die Dynamomaschine aufgestellt; sie speist den rechts neben ihr sichtbaren Funkeninduktor von 40 Centimetern Schlagweite. Die sekundäre Spule des Funkeninduktors endet in Metallkugeln und bildet mit einer Batterie von Leydener Flaschen den Braunschen geschlossenen Schwingungskreis für die Erzeugung der Funkenwellen. Auf einer Metallkugel sammelt sich die positive, auf der andern die negative Elektrizität an. Der Luftraum zwischen den beiden Polkugeln heißt die Funkenstrecke. Sobald die Leydener Flaschen mit Elektrizität voll geladen sind, erfolgt der Ausgleich der elektrischen Spannungen zwischen den Polkugeln der Funkenstrecke als Lichtbogen. Der Ausgleich oder die Entladung ist eine schwingende; die elektrische Erregung ruft Wechselströme hervor, die mit einer durch das Auge nicht wahrnehmbaren Geschwindigkeit bis zu 100 Millionen Mal in einer Sekunde zwischen den Polkugeln der Funkenstrecke hin und her pendeln. Hierdurch gerät der ganze Stromkreis in schnelle und kräftige elektrische Schwingungen, die in der oben angegebenen Weise durch elektromagnetische Kuppelung dem Senderdraht aufgezwungen und von diesem in den Luftraum ausgestrahlt werden.

Bei einer Funkenwagenstation kommen insgesamt 40 Leydener Flaschen zur Anwendung, die in zwei gleichen Teilen symmetrisch zur Funkenstrecke angeordnet sind. Für die Leydener Flaschen ist die Röhrenform gewählt. Die Röhren bestehen aus starkem Glase, sind innen und außen mit einem Belag aus Zinnfolie versehen und haben eine bestimmte elektrische Aufnahmefähigkeit. Jede Röhre kann, wenn sie mechanisch oder elektrisch durchschlagen wird, auf einfachste Weise durch eine andre ersetzt werden.

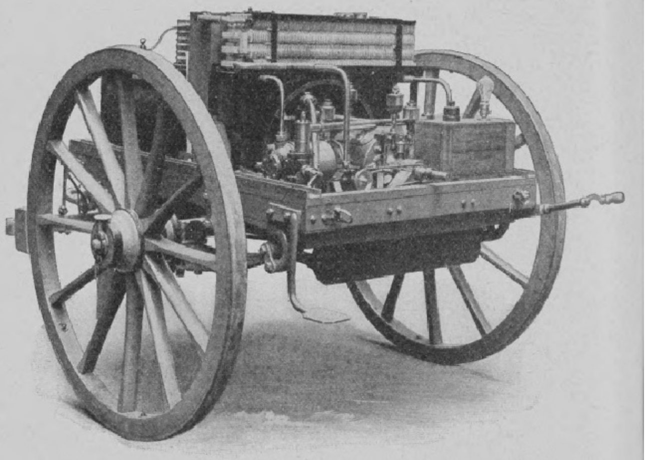
Die Inbetriebnahme einer Funkenwagenstation kann nach dem Auffahren in wenigen Minuten erfolgen. Sobald die Luftleitung mittels des Fesselballons oder Drachens in die Höhe geführt ist und die Dynamomaschine durch den Benzinmotor bethätigt wird, kann ein betriebssicherer Telegrammverkehr mit den übrigen in der Reichweite des Funkenwagens liegenden Funkentelegraphenstationen aufgenommen werden. Bedingen die kriegerischen Operationen eine Verlegung der Stationen, so wird der Benzinmotor abgestellt und die Luftleitung eingeholt; die Funkenwagenstation ist dann ebenfalls in wenigen Minuten zum Abmarsch bereit. Der enorme Zeitaufwand, der bei der jetzigen Feldtelegraphie für die Herstellung und den Abbruch der Leitungen erforderlich ist, kommt also bei der Verwendung fahrbarer Funkenstationen für die Zwecke der Feldtelegraphie in Wegfall. Sie werden daher bei einem Feldzuge vornehmlich in der vordersten Operationszone von Nutzen sein, wo ihr Standort einem öfteren Wechsel unterliegt.

Vorbedingung aber für die Verwendung von Funkenwagenstationen im Felde überhaupt ist deren unbedingte Betriebssicherheit. Rastlosen zweijährigen Bemühungen des Luftschifferbataillons und der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie ist es schließlich gelungen, den mit dem Braunschen System ausgerüsteten Funkenwagenstationen eine solche Betriebssicherheit zu geben. Bei den letztjährigen Kaisermanövern haben diese Funkenwagenstationen ihre Feuerprobe bestanden; es wurde durch sie der wichtige Nachrichtendienst zwischen der Manöverleitung, dem betreffenden Corpskommando und einer Kavalleriedivision zur vollen Zufriedenheit der Militärverwaltung vermittelt. Im allgemeinen erstreckte sich der funkentelegraphische Verkehr auf Entfernungen von 40 bis 50 Kilometern, in einzelnen Fällen wurden jedoch auch 60 bis 80 Kilometer überbrückt. Versuche ergaben eine sichere Verständigung auf 100 Kilometer. Eine betriebssichere Ueberbrückung solcher Entfernungen genügt für die Verwendung der Funkenwagen im Felde. Es wird daher in Zukunft nur noch darauf ankommen, die Einrichtung der Funkenwagenstationen möglichst zu vereinfachen und ihren Betrieb zu einem absolut sicheren zu gestalten. Otto Jentsch

*) 1 Watt ist das Einheitsmaß der elektrischen Leistung, 1000 Watt gleich 1 Kilowatt gleich 1,36 Pferdekräfte.



Hinterwagen mit Gebereinrichtung



Hinterwagen mit Benzinmotor

Dr. Fausts Heimat

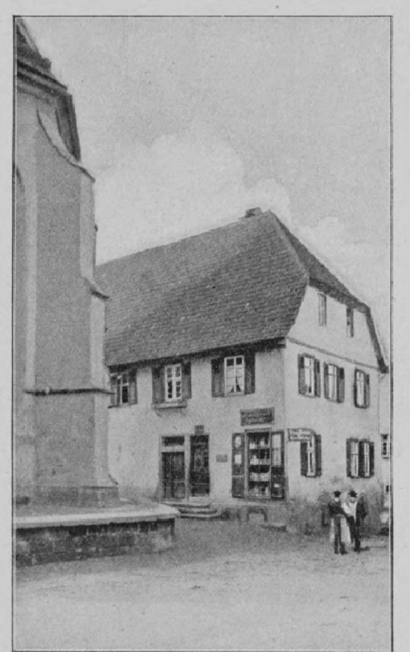
Es giebt wohl kaum zwei Personen, die in ihrer äußeren Erscheinung so grundverschieden sind, wie der Faust der Bühne und der Faust der Wirklichkeit, von dem seine Zeitgenossen berichten und den Rembrandt nach einem alten Bilde in einer Radierung wiedergegeben hat. Der Held der Bretter ist ein schöner, stattlicher Mann mit wohlgepflegtem Vollbart, der Faust Rembrandts ein buckliges Männlein von etwa fünfzig Jahren, dessen vergrämtem Gesicht ein Henriquatre nicht eben zum Schmucke gereicht. Die weit vorladende Stirn und ein spärlicher Haarwuchs vollenden das Unangenehme der Erscheinung. Der Typus des Zauberkünstlers, der einem wenig gewählten Publikum seine Künste zeigt, ist unverkennbar. Die Züge tragen den Stempel, den Leidenschaften und Sorgen ums tägliche Brot aufgedrückt haben.

Der Philosoph und Aesthetiker Kuno Fischer charakterisiert in wenigen Worten treffend das Wesen des Faust der Wirklichkeit: „Es war ein Mann, in dem der Originalkopf und der Marktschreier, die erhabenen und niedrigen Züge der zeitgemäßen Magie zusammentrafen.“

Der Faust der Tragödie ist daher nicht lediglich Phantasiegebilde. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hat ein Mann gelebt, der sich „Philosoph der Philosophen und Astrolog“ nannte. Er war in Knittlingen, einem württembergischen Dorfe zwischen der Melanchthonstadt Bretten und dem Kloster Maulbronn, geboren. In Heidelberg, wo er als „Heidelberger Halbgott“ schon im Jahre 1505 Aufsehen erregte, sowie in Erfurt und vielleicht auch in Wittenberg (1518) lag er dem Studium ob. In den Jahren 1516—25 läßt sich sein Aufenthalt im Kloster Maulbronn bei dem Freunde und Landsmann, dem Abt Johann Entenfuß, nachweisen; dieser überließ ihm eine Turmwohnung, in der Faust ungestört der Alchimie, der Chemie

jener Tage, nachgehen konnte.*) Der Abt hoffte, wie so mancher Fürst seiner Zeit, daß Faust den Stein der Weisen, das fünfte Element, das alle übrigen in sich vereinigte, finden und ihn zum reichsten Mann der Welt machen werde. An Versprechen und Vorspiegelungen in dieser Hinsicht hat es Faust, der ein feiner, aber gewissenloser Menschenkenner war, nicht fehlen lassen.

Faust hatte zuerst Theologie studiert, einen Beruf, für den der genußsüchtige Mann sich sehr wenig eignete. Er widmete sich dann der Medizin und kurierte die Kranken nach seiner Art. Die Berichte sagen, daß er „im Verheißen groß, in der That aber sehr klein“ war; ja, er wird als Betrüger hingestellt, der den Leuten das Geld auf jede Art aus der Tasche zu locken suchte. Von den Zigeunern erlernte er die Chiromantie, er konnte die „Nativität stellen“, wahrsagen und Kalender schreiben; auch einige naturwissenschaftliche Kenntnisse besaß er. Er verkaufte heilkräftige



Das Geburtshaus des Dr. Faust in Knittlingen

Kräuter, und in der Alchimie hatte er einen Ruf. Um in der Sprache seiner Zeit zu reden, er spekulierte die Elemente, hatte Visiones in Krystallen und verkaufte allesvermögende Homunculi (Alräunlein) an die leichtgläubige Menge; er bannte Dämonen in ein Glas und verstand die Nekromantie, die Totenbeschwörung.

Die Leute jener Zeit waren meist des Lesens und Schreibens unkundig und ließen sich leicht von den Worten des „Zauberers“ bethören. Er rühmte sich des Umgangs mit dem Teufel, der ihm alle Genüsse verschaffe. Um jedoch als Bundesgenosse des Bösen die Leute nicht zu sehr abzuschrecken, teilte er ihnen mit, daß der Teufel „nit so schwarz sei, als man ihn malt, noch die Hölle so heiß, wie man davon sagt.“ Er behauptete, durch seine Zauberkunst die Siege Kaiser Karls V. in Italien bewirkt zu haben, — eine seiner ärgsten Aufschneidereien. Die Gebildeten seiner Zeit durchschauten ihn, sie erkannten ihn als einen Charlatan und eitlen Renommisten. Seine Sitten standen in bösem Rufe. Manlius (Kollekt. Basel, 1562) schilt ihn einen ausschweifenden Wirtshausmenschen, der mit üblen Gesellen verkehre.

Als Kind seiner Zeit war er dem wiedererwachten Studium der Alten ergeben. Er rühmte sich, er werde die Handschriften des Plautus und Terenz herbeischaffen, Plato und Aristoteles wieder herstellen. In seiner besseren Zeit war er im Lehrfach thätig, und als Universitätslehrer verfügte er über ein ausgezeichnetes Vortragstalent. Er bediente sich in einem dunklen Raume der laterna magica, die damals eine wirkliche Zauberlaterne war, um den Studenten die Gestalten der antiken Heldensage vorzuführen. So zeigte er ihnen den Riesen Polyphem, wie er zum Entsetzen der Zuschauer den Schenkel eines Kindes verschlang, ein Verwandlungsbild, das heutzutage leicht vorzuführen wäre. Faust war für seine Zeit eine Art Universalgenie, das trotz aller Charlatanerie die Mehrzahl auch der gebildeten Zeitgenossen überragte. Nachdem er alle Genüsse der Welt gekostet, endete er, wohl angeekelt von seinem Treiben, in dem Wirtshause seines Heimatdorfes Knittlingen wahrscheinlich durch Selbstmord.

Manlius erzählt in den Diskursen Melanchthons: „Vor wenigen Jahren saß Johannes Faust zuletzt traurig in diesem Dorfe Württembergs. Der Wirt fragte ihn, warum er so traurig wäre, das sei bei ihm nicht Sitte; da sagte Faust: ‚Erschrick nicht diese Nacht. Um Mitternacht wird das Haus beben.‘ Als Faust am andern Morgen sich nicht erhob und es schon Mittag war, betrat der Wirt, nachdem er noch andre geholt hatte, sein Zimmer und fand ihn neben dem Bette am Boden liegen, das Antlitz verdreht. So ist er vom Teufel getötet worden.“

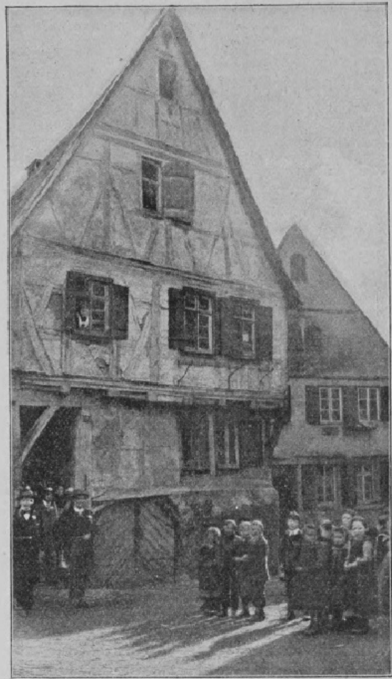
Die Persönlichkeit Fausts hat mächtig auf die Volksphantasie eingewirkt. Er wurde zum Typus der Magussage und in ganz Deutschland ebenso bekannt wie Till Eulenspiegel oder Doktor Eisenbart. Die Gebildeten seiner Zeit haben von ihm nicht als einer historischen Person berichtet. Der dankbare Stoff seiner Lebensgeschichte, die der Neigung des Volkes zum Geheimnisvollen so sehr entsprach, pflanzte sich hauptsächlich durch die mündliche Ueberlieferung überallhin fort, bis er schließlich im Volksbuch, der hauptsächlichsten Lektüre jener Tage, festgehalten wurde. Das älteste Volksbuch über Faust stammt aus dem Jahre 1587, ist daher etwa fünzig Jahre nach seinem Tode gedruckt worden.

Es ist begreiflich, daß der populäre Stoff viele Bearbeiter fand, die ihn dann mit bestimmten Tendenzen verquickten und durch Zusätze erweiterten. Sie trübten und entstellten das ursprüngliche Bild Fausts. So bekamen wir eine lutherische Magussage, in der Faust die Magie begreiflicherweise nicht in der Lutherstadt Wittenberg, sondern in Krakau erlernt und an der katholischen Universität Ingolstadt studiert. Wittenberg wird dann nicht der vorübergehende Aufenthalt Fausts, sondern seine zweite Heimat, wo er ausführlich die Lehren der lutherischen Theologie mit dem Teufel, der in Mönchsgestalt erscheint, bespricht. Diese Faustbearbeitung verfolgt eine ausgesprochen antikatholische Tendenz. Andre sahen in einer andern Bearbeitung der Sage eine allegorische Darstellung der Reformation. Die Phantasie konnte eben mit dem Stoffe schalten und walten, wie sie wollte, und hatte die Kritik der Gebildeten, die auf die Volksbücher verächtlich herabsahen, nicht zu fürchten.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein späterer „falscher“ Faust, den Ruhm seines Vorgängers ausnützend, mit der Reklame dieses Namens im Lande herumzog. Auch der Buchdrucker Fust, dessen „schwarze Kunst“ dem Volke verdächtig war, wurde mit Faust in Zusammenhang gebracht. Eine Volkssage nennt als Fausts Todesort Staufen im Breisgau. Dort soll ihn, so erzählt die Zimmersche Chronik, der Teufel im Jahre 1560 geholt haben. Die Lokalisierung dieser Sage verliert jedoch ihre Bedeutung gegenüber den bestimmten Angaben der Leute, die Faust gesehen haben. Mephisto war in der lutherischen Magussage ein Mönch; in dem katholischen Wien wurde er ein Kavalier, als der er noch heute auf der Bühne erscheint.

Knittlingen ist ein lebhaftes Dorf, bekannt durch seine Mundharmonikafabriken. Der Chor der Kirche neben dem Fausthaus ist im Jahre 1469 gebaut worden, hat daher noch das alte Fausthaus gesehen. Er zeigt das Wappen des Klosters Maulbronn, eine Erinnerung an die ehemalige Klosterherrschaft. Das mit einer Erinnerungstafel versehene heutige Fausthaus stammt wohl aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Es ist auf den Grundmauern des alten Fausthauses aufgebaut.

Wohl nur das Nachbarhaus des Geburtshauses und die „Alte Post“ haben die von den Franzosen



Altes Haus neben dem Geburtshaus des Dr. Faust

gelegten Brände vom Jahre 1632 und 1662 überdauert. Die „Alte Post“ ist eine altertümliche Gebäudegruppe, in deren Hof das alte Knittlinger Wappen sowie ein Posthorn vom Jahre 1572 zu sehen ist — zwei schwarze Knüttel, die ein goldner Abtstab bedeckt (Knittlingen-Knuttellingen); auch im Hofe findet sich die Jahreszahl 1572. Es ist jenes älteste Wirtshaus des Dorfes, in dem Dr. Faust seinem Leben angeblich ein Ende gesetzt hat. Das Portal des Hofes stammt aus dem Jahre 1624 und trägt in der Krönung die Inschrift:

> Der Her geb Glück und Heil dem Haus
> Und treib alls Uebel fern daraus,
> Zu dienen ihnem ohn all Beschwer
> Draus arm und Reich geehret werd.

Das Haus gehört jetzt den Herren Louis und Gotthilf Combe, Nachkommen von Waldensern aus der benachbarten Waldenserkolonie Groß-Villars. Durch Knittlingen führt der alte Postweg Heilbronn-Pforzheim. **Dr. Stork, Freiburg i. Br.**



Alte Post in Knittlingen, wahrscheinlich das Sterbehaus des Dr. Faust

*) In dem heute noch stehenden Faustturm wünschte der Dichter Viktor Scheffel Wohnung zu nehmen, um die idyllische Klostereinsamkeit Maulbronns auf sich wirken zu lassen. Er wollte aus der reichen Geschichte des Klosters den Stoff für einen Roman schöpfen; die Erlaubnis, in dem Turme zu wohnen, wurde ihm jedoch nicht gegeben, und die Dichtung unterblieb.

Der Karneval zu Köln

Schön Käthchen vor dem Spiegel steht,
Bald rechts sich und bald links sich dreht,
Setzt an das Füsschen wie zum Tanz,
Beschaut am Kleid den Firlefanz.
„Sitzt gut es auch und schleppt es nicht?"
Auf einmal dreht sich's um und spricht:
„Ihr Katzen, Hunde, Vögel all,
Dies ist mein erster Karneval,
Der Karneval mit frohem Schall,
Der Karneval zu Köln."

Mit ihren Schwestern soll sie gehn,
Sie sind gar stattlich anzusehn,
Sind mit Geschmeide reich behängt,
Und jede ihres Liebsten denkt.
Schön Käthchen nicht von solchen spricht,
Sie hofft und denkt, und denkt auch nicht
Und ruft nur fröhlich überall:
„Dies ist mein erster Karneval,
Der Karneval mit frohem Schall,
Der Karneval zu Köln."

Weil sie so zierlich ist und fein,
Will jeder gern ihr Tänzer sein;
Sogar ein Ritter, den zur Zeit
Der Zufall hat nach Köln verschneit,
Führt manches Mal zum Tanze sie.
Sie schwebt dahin und weiss nicht wie,
Die Fiedel singt ihr überall:
„Dies ist mein erster Karneval,
Der Karneval mit frohem Schall,
Der Karneval zu Köln."

Am Aschermittwoch morgen dann
Schwang sich aufs Ross der Rittersmann.
Er zog dahin, vielleicht zum Krieg,
Gott weiss, warum er davon schwieg.
Er sandte einen Blick, so lang,
Zu ihr hinauf, da sprach sie bang:
„Dahin ist nun die Freude all',
Dies war mein letzter Karneval,
Der Karneval mit frohem Schall,
Der Karneval zu Köln."

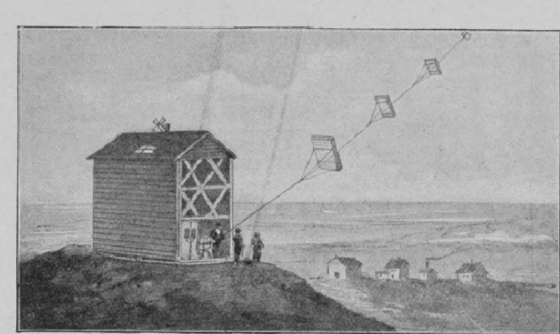
Hans Reinhard Schäfer

Die Erforschung der Luft durch Drachen und Ballons

Wer hätte wohl früher gedacht, daß der Drachen, einst ausschließlich ein Spielzeug für kleine und große Kinder, das zu Ehren kommt, wenn um die Herbstzeit ein frischer Wind zu wehen beginnt, in den Dienst der Wissenschaft gestellt würde? Und doch ist dem so. Schon seit etlichen Jahren werden in Amerika und Frankreich Drachen, allerdings von besonderer Konstruktion, dazu benutzt, die oberen Luftschichten zu ermitteln, Forschungen, die eines der besten, ja vielleicht das einzige sichere Mittel sind, das Wetter vorauszusagen. In Dänemark trat vor einigen Monaten eine Drachenstation großen Umfangs in Thätigkeit, und neuerdings hat auch das Königl. Meteorologische Institut in Berlin bei Tegel ein Aeronautisches Observatorium errichtet, bei dem Drachen und Ballons zur Verwendung kommen.

Für die Feststellung der Richtung und Geschwindigkeit des Windes bis zu gewissen Höhen hat man in den Wolkenbeobachtungen längst ein geeignetes Mittel. Professor H. H. Hildebrandsson in Upsala führt schon seit drei Jahrzehnten derartige Beobachtungen aus, und im Verein mit dem Engländer Sir Ralph Abercrombie stellte er für die verschiedenen Wolkenformen eine Klassifikation auf, die internationale Geltung erlangt hat und auf deren Grundlage in den meisten zivilisierten Ländern eine Menge Forschungen über Gang, Höhe und Geschwindigkeit der Wolken ausgeführt wurden. Schwieriger dagegen ist die Ermittelung der Temperatur und der Feuchtigkeit in den verschiedenen Luftschichten. Sie kann wohl durch Luftschiffer bewirkt werden, aber am praktischsten geschieht dies durch Aussendung von Drachen oder Ballons, die selbstregistrierende Instrumente mit sich führen, und hierbei nehmen Drachen den wichtigsten Platz ein.

In Europa genießt schon seit Jahren das Observatorium in Trappes auf dem Gebiete der Erforschung der höheren Luftschichten einen großen Ruf. Diese in der Nähe von Versailles belegene Anstalt wurde von dem Professor Teisserence de Bort gegründet und hat hauptsächlich Wolkenbeobachtungen ausgeführt, wobei die Höhe der Wolken über der Erde teils durch photographische Aufnahmen, teils durch Messungen ermittelt wurde, die von zwei verschiedenen, einige Kilometer voneinander entfernten Punkten aus stattfanden. Außer den Forschungen, die in Trappes und andern Plätzen Europas vor sich gehen, lassen eine Anzahl meteorologischer Institute, wie bekannt sein dürfte, an bestimmten Tagen zu gleicher Zeit unbemannte Ballons aufsteigen, die mit selbstregistrierenden Instrumenten versehen sind und zahlreiche Aufschlüsse über Wind- und sonstige Verhältnisse in den höheren Luftschichten ergeben, und diese vielseitige Thätigkeit führte schließlich dahin, daß im Mai 1902 in Berlin ein meteorologischer Kongreß abgehalten wurde, der u. a. ein wichtiges Unternehmen zeitigte. Der französische Gelehrte Professor Mascart lud nämlich Dänemark und Schweden ein, in Gemeinschaft mit Frankreich in Jütland eine Drachen- und Ballonstation zu errichten, und nachdem die beträchtlichen Mittel beschafft waren, wurde die Station errichtet und in Betrieb gesetzt. Sie ist das größte Unternehmen dieser Art und dadurch von besonderer Bedeutung, daß die Forschungen, die im August 1902 begonnen haben und bis zum Frühjahr 1903 dauern, ununterbrochen vor sich gehen. Daß Jütland gewählt wurde, hat seinen guten Grund. Es ist in meteorologischer Beziehung eines der interessantesten Gebiete Europas, da hier die meisten Stürme herrschen und die Westwinde, die von der Nordsee kommen und den großen Unwetterzentren folgen, über Jütland ihren eigentlichen Mittelpunkt haben.



Drachenstation auf Jütland

Die Station liegt auf der dem Hofjägermeister Krabbe gehörigen Besitzung Hald in der Nähe von Wiborg und hat, abgesehen von den meteorologischen Verhältnissen, auch insofern einen äußerst günstigen Platz, als sie von ausgedehntem ebenen Heideland umgeben ist und ein ungehindertes Aufsteigen der Drachenballons gestattet. Für die meteorologische Drachen- und Ballonstation bei Tegel bietet die Nähe Berlins und der Umstand, daß die Station am Rande des Tegeler Schießplatzes liegt, auf dem fortwährend Truppen üben, ein Hindernis, aber trotzdem gelang es im Dezember 1902 an einem Tage, wo der herrschende Wind die Drachen über die von großen Wäldern bedeckte Gegend von Spandau trieb, mit Hilfe eines 10 Kilometer langen Drahtes eine Höhe von 5475 Metern zu erreichen. Bisher hatte die meteorologische Beobachtungsstation in Trappes mit 5200 Metern den höchsten Aufstieg zu verzeichnen. Im übrigen ist jedoch die deutsche Station mit vollkommen so guten Maschinen und Instrumenten wie die ausländischen Anstalten dieser Art versehen. Ihr Hauptfehler besteht nur in der Beschränkung des Platzes, und dieser Umstand dürfte wohl schließlich dazu führen, daß die Station nach einer günstigeren Gegend verlegt wird. Ein Draht von 10 Kilometern Länge würde beispielsweise über ganz Berlin hinweggehen, und die daran befestigten Drachen würden im Falle des Reißens des Drahtes, ein Vorkommnis, das nicht zu den Seltenheiten gehört, über Fernsprechleitungen und elektrische Bahnen, über Straßen und Plätze geschleift werden und Unheil aller Art anrichten.

Unter den Gebäuden einer Drachenstation ist in erster Reihe die Halle zu nennen, von der aus die Luftfahrzeuge ihre Reise in die höheren Regionen antreten. Sie ist an der einen Seite offen, und um dieses Gebäude je nach der Windrichtung stellen zu können, muß es drehbar sein. Zum Auflassen und Einholen der Drachen dienen Winden, die mit Elektrizität getrieben werden und an denen sich der Draht ab- oder aufwickelt. Die Drachen selbst, die jetzt für Erforschung der höheren Luftschichten hauptsächlich zur Verwendung kommen, sind sogenannte Kastendrachen, eine Erfindung des Australiers Hargrave. Sie bestehen aus einem kastenartigen, von dünnen, zähen Holzleisten und Stahldrähten zusammengesetzten Gestell, deren oberes und unteres Drittel straff mit einem geölten Zeugstoff bespannt ist. Ihr Gewicht beträgt höchstens 10 Kilogramm, während der Registrierapparat, der in den Drachen aufgestellt oder in einem besonderen Korb angebracht wird, nur 1 Kilogramm wiegt. Ist der erste Drachen aufgeworfen, mit dem Draht verbunden und die Winde in Bewegung gesetzt, dann steigt er mit außerordentlicher Geschwindigkeit. In Abständen von 1000 bis 1500 Metern spannt man noch weitere Drachen an den Draht, bis drei oder vier dieser Luftgefährte unterwegs sind, und der Apparat macht nun während der Dauer seines Aufenthalts in den Lüften die gewünschten Aufzeichnungen, indem verschiedene Stifte auf einen Cylinder, der mittels eines Uhrwerks bewegt wird, Diagramme zeichnen. Nach Ablauf einer gewissen Beobachtungszeit werden die Drachen durch die elektrische Winde herabgeholt, aber mitunter kommt es vor, daß sie bei eintretender Windstille herabstürzen, und den beobachtenden Meteorologen bleibt dann nichts andres übrig, als sich auf den Weg zu machen, um Drachen und Instrumente zu suchen. Herrscht Windstille oder ein Wind, der für die Aussendung der Drachen nicht günstig ist, wird der Registrierapparat mittels eines Drachenballons aufgelassen. Ein solcher Ballon hat die bekannte cylindrische Form, ist aber für diese Zwecke nur von geringerem Umfang und besteht aus gummierter Baumwolle. Infolge seiner Konstruktion und der Art, wie er am Draht befestigt ist, wirkt er wie ein Drachen, bleibt also auch bei frischem Winde in der Höhe, während ein kugelförmiger Fesselballon zur Erde herabgedrückt werden würde.

Wie man sieht, sind es ziemlich einfache Mittel, mit denen sich heutzutage eine Erforschung der Luftverhältnisse bis zu beträchtlicher Höhe ausführen läßt, und da die Kosten einer Drachenstation sich nicht übermäßig hoch stellen, wäre zu wünschen, daß die meteorologische Wissenschaft aller Länder in den Stand gesetzt würde, dauernd eine Anzahl solcher Stationen zu unterhalten. Erst dann wird es möglich sein, eine sichere Grundlage für Wetteransagen zu gewinnen und letztere immer vollkommener zu gestalten, wie dies vor allem im Interesse der Landwirtschaft und der Schiffahrt liegt.

F. Mewius

Litteratur

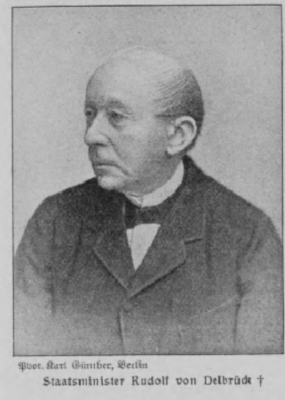
Nach dem Siege der Preußen bei Königgrätz urteilte Marschall Randon, der Kriegsminister Napoleons III.: „Wir sind es, die bei Sadowa geschlagen wurden!" Der Ruf nach einer „Revanche für Sadowa" ging durch das französische Offiziercorps und bald durch das ganze Volk, so daß jene Schlacht gewissermaßen die Ursache von Sedan geworden ist. Die Erinnerung an das Jahr 1866, das dem alten Vormachtstreit in Deutschland ein Ende machte, wurde aber durch die gewaltigen Ereignisse von 1870/71 in den Schatten gedrängt, und erst in neuester Zeit macht sich wieder ein lebhafteres Interesse dafür geltend. Die Franckhsche Verlagshandlung in Stuttgart veröffentlicht: „Königgrätz, ein Schlachtenbild von Fr. Regensberg. Mit Illustrationen von R. Gutschmidt und L. Burger." Es fehlt ja nicht an hervorragenden wissenschaftlichen Arbeiten und Memoirenwerken über jene Zeit, wohl aber mangelte es immer noch an einer alle die neueren Aufschlüsse berücksichtigenden populären Darstellung. Es ist deshalb beifällig zu begrüßen, daß der genannte Verlag eine Geschichte des Krieges von 1866 in volkstümlichen Einzelschilderungen bringen will, deren erste die vorliegende Monographie bildet. Der Verfasser entwirft darin auf Grund eingehender Studien des gesamten einschlägigen Materials in sicheren Zügen ein übersichtliches und ungemein anschauliches Bild der Lage, die der Entscheidungsschlacht unmittelbar vorherging, und dann des Schlachtenverlaufs selbst. Er weiß die Motive und den ursächlichen Zusammenhang der Ereignisse dem Leser überall klar zu machen, schildert die Hauptmomente des gewaltigen Ringens am 3. Juli in fesselnder Form und hebt unparteiisch die auf beiden Seiten gemachten Fehler hervor. Die heroischen Leistungen der preußischen wie der kaiserlichen Truppen werden gebührend anerkannt, namentlich auch die bewunderungswürdige Haltung der österreichischen Kavallerie und Artillerie.

— Freiherr von Schlicht hat eine neue Sammlung seiner Militärhumoresken nach deren erster benannt: „Der höfliche Meldereiter" (Dresden, Carl Reißner). In der Mehrheit der Histörchen gelangt ein harmloser Humor zum Ausdruck, und nur einige spitzen sich satirisch zu, in allen jedoch weiß der Autor die Lacher auf seine Seite zu ziehen.

Notizblätter

Landerziehungsheime für Knaben und Mädchen

In den von Dr. Lietz begründeten Landerziehungsheimen für Knaben, deren bis jetzt eines in Ilsenburg am Harz und ein zweites zu Haubinda in Thüringen errichtet wurden, wird angestrebt, das Maß von Kenntnissen, das der Staat und das heutige Erwerbsleben vom jungen Manne fordern, mit vollkommener körperlicher Gesundheit und mit einer harmonischen Charakterbildung zu vereinigen, wie sie sich nur aus einem wohlabgewogenen Gleichmaß von Zwang und Freiheit, von Sozialisierung und Individualisierung, ergeben kann. In gleichem Geiste ist bereits ein Landerziehungsheim für Mädchen in Wannsee bei Berlin entstanden, und die dort gemachten günstigen Erfahrungen ließen den Plan reifen, auch in Bayern eine solche Anstalt zu gründen, als deren Sitz das Dörfchen Breitbrunn (Ammersee) in Aussicht genommen ist.



Phot. Karl Günther, Berlin

Staatsminister Rudolf von Delbrück †

Eine neue Form sozialer Hilfeleistung

Als jüngste Form der Wohlthätigkeitspflege wurden die sogenannten Gesellschaftskolonien (Social Settlements) zuerst in England ins Leben gerufen; die erste derartige Einrichtung, Trynber Hall, 1885 im Osten von London, dem Sitze des grauenhaftesten Elends. Neuerdings kommen sie auch in den Vereinigten Staaten immer mehr in Aufnahme, weil man sieht, daß sie sich vorzüglich dazu eignen, arm und reich, die Gebildeten und die Unwissenden einander zu nähern. Man erreicht dies in den Gesellschaftskolonien dadurch, daß Wohlhabende und Gebildete in die ärmsten und verkommensten Viertel der Großstädte ziehen und dort Klubhäuser für die Bewohner der nächsten Straßen errichten, in denen sie als Lehrer und Klubleiter wirken. Dabei wird angestrebt, den Teilnehmern nicht nur Wissen beizubringen, sondern auch das Formgefühl zu entwickeln, den Sinn für Anstand, das Kunstbedürfnis, den Gemeinsinn zu wecken, alles Ideale, das im Menschen schlummert, an den Tag zu fördern. Die Mittel, durch die dies alles erstrebt wird, sind so mannigfach, wie die örtlichen Bedingungen und die Neigungen und Gaben der Lehrenden sie machen können. In einigen Klubs wird mehr das gesellige Element in den Vordergrund gerückt, in andern das belehrende; die einen wenden sich mehr an die unreife Jugend, die andern an gesetztere Altersklassen. Häufig wachsen sie sich geradezu zu Vertretern der unteren Volksschichten gegenüber dem Staat und der Obrigkeit aus.

Graf Franz von Ballestrem

Infolge der gegen seine Geschäftsführung gerichteten Angriffe legte Graf Ballestrem, der seit 1898 im deutschen Reichstage das Präsidium inne hatte, dieses Amt am 23. Januar nieder, wurde jedoch sechs Tage später mit großer Majorität wiedergewählt. Daß er in ungemindertem Maße auch des Vertrauens an höchster Stelle sich erfreut, lehrte seine fast gleichzeitig erfolgte Berufung in das Herrenhaus. Am 5. September 1834 auf Schloß Plawniowitz in Oberschlesien geboren, trat Graf Ballestrem 1855 in das preußische Heer ein, machte die Feldzüge von 1866 und 1870/71 mit und nahm nach Beendigung des letzteren Krieges als Rittmeister seinen Abschied. 1872 wurde er in den Reichstag gewählt, in dem er als Mitglied der Zentrumspartei bald eine bedeutende Rolle spielte; 1891 wurde er auch in das Abgeordnetenhaus gewählt. Seine Berufung in das Herrenhaus bedingte die Niederlegung dieses Mandates.



Phot. Schaarwächters Kunstverlag, Berlin

Graf Franz von Ballestrem



Denkmal-Relief für Hans Bartsch von Sigsfeld
Von Hans Weddo von Glümer

Ausgrabungen auf klassischem Boden

Ein ständiges Hauptunternehmen des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts werden für die nächste Zeit wieder die Ausgrabungen in Pergamon bilden. Im letzten Jahre ist unter Leitung von Professor Dörpfeld die Ausgrabung des neuen Marktes der Königszeit vollendet und die von da bis zur Südostecke der Gymnasiumterrasse im Zickzack ansteigende Hauptstraße aufgedeckt worden; an ihrem Ende, bevor sie auf die Ostseite der Stadt umbiegt, fand man die Reste eines großen Brunnenhauses. Einzelne der Funde sollen demnächst in den Athenischen Mitteilungen des Instituts veröffentlicht werden. — Auf Leukas hat die Freigebigkeit des Holländers Goekoop es Professor Dörpfeld ermöglicht, dem dort von ihm gesuchten Ithaka des Odysseus weiter nachzugehen. Eine vorgeschichtliche Ansiedlung wurde am Südende des Hafens von Vlicho nachgewiesen, auch links um diesen Hafen und an der Stelle der Stadt Leukas wurden altgriechische Bauten, darunter turmartige Wohnhäuser, gefunden, und auf einer ansehnlichen Höhe bei Syvros ein Athena-Heiligtum mit einer altdorischen Bronze-Inschrift.



Phot. W. Kunzemüller, Baden-Baden

Prof. Josef von Kopf †

Originelle Benutzung der Röntgenstrahlen

Von einem Vertreter der japanischen Regierung wurde vor einiger Zeit eine Anzahl Apparate zur Erzeugung von Röntgenstrahlen bei einer Fabrik in Philadelphia angekauft. Dabei erfolgte die Angabe, daß diese Maschinen in den Münzwerkstätten Japans benutzt werden sollten, und der Zweck, zu dem das thatsächlich geschieht, ist originell und merkwürdig genug. Alle Beamten der kaiserlichen Münze werden nämlich vor dem Verlassen des Gebäudes „durchstrahlt“, um die Verwaltung vor etwaigen Diebstählen zu sichern. Es war vorgekommen, daß Angestellte der Münze eines von den durch ihre Hände gehenden Goldstücken sich aneigneten, indem sie es verschluckten. Seit Einführung der Röntgen-Untersuchung ist dieser Kniff nicht mehr möglich, weil nun das gestohlene Goldstück im Magen des Betreffenden ohne weiteres nachgewiesen werden kann.

Berliner Automobilausstellung 1903

Der Deutsche Automobilklub und der Verein deutscher Motorfahrzeug-Industrieller veranstalten in der „Flora“ zu Charlottenburg vom 8. bis 22. März eine Deutsche Automobilausstellung. Prinz Heinrich von Preußen hat das Protektorat übernommen; Ehrenpräsident ist der Herzog von Ratibor, Präsident Generalmajor Becker. Dem Ehrenkomitee sind neben hervorragenden Persönlichkeiten aller Kreise auch die Minister des Innern, der Landwirtschaft, des Handels und der öffentlichen Arbeiten beigetreten. Dem weiteren Komitee gehören die Hauptfirmen der Motor-Industrie, die Vorstände der Deutschen Automobilverbandsvereine und hervorragende Sportleute an. Auch wird die deutsche Heeresverwaltung die Ausstellung mit ihren Fahrzeugen und einer Abordnung der Verkehrstruppen beschicken. Der Werdegang des Automobils wird durch eine historische Abteilung veranschaulicht.

Ein Luftschifferdenkmal

Am 1. Februar wurde auf dem Gelände des neuen Kasernements des Luftschifferbataillons am Tegeler Schießplatz bei Berlin das Denkmal für Hauptmann Hans Bartsch von Sigsfeld, der vor einem Jahr bei einer Fahrt mit dem Ballon „Berson“ auf belgischem Boden ums Leben kam, feierlich enthüllt. Das vom Offiziercorps und dem Verein zur Förderung der Luftschiffahrt errichtete Denkmal ist ein Werk des Bildhauers Hans Weddo von Glümer und zeigt einen sich verjüngenden Granitfelsen mit dem von uns abgebildeten Epitaphium aus Bronze. Das lebendige und ausdrucksvolle Profilbild des Verewigten ist umgeben von Eichen- und Lorbeerzweigen; darunter erscheint die mit dem Relief verbundene Inschrifttafel, an der Mohnranken leicht angedeutet sind. Der künstlerische Denkstein wird von Tauen eingehegt, die an den Seiten von Sauerstoffcylindern gehalten werden.

Ludwig Manzel

Zum Vorsteher des akademischen Meisterateliers für Bildhauer in Berlin ist an Stelle von Reinhold Begas, der dieses Amt aus Gesundheitsrücksichten niedergelegt hat, Professor Ludwig Manzel ernannt worden. Am 3. Juni 1858 zu Kagendorf bei Anclam in Vorpommern geboren, besuchte Manzel von 1875 bis 1881 die Berliner Hochschule für die bildenden Künste, wo er Schüler von Fritz Schaper wurde, und vervollständigte seine Ausbildung durch mehrjähriges Studium in Paris. Nachdem ihm schon 1886 eine ehrenvolle Erwähnung zu teil geworden war, erhielt er 1891 die kleine goldene Medaille für sein Werk „Friede durch Waffen geschützt“, das später, in Bronze ausgeführt, vom damaligen Kultusminister Bosse seiner Vaterstadt Quedlinburg überwiesen wurde. Das Hauptwerk Manzels, der imposante Monumentalbrunnen in Stettin, brachte ihm 1896 die große goldene Medaille für Kunst ein. Die Nationalgalerie besitzt von ihm das Werk „Abendlied“ und einen weiblichen Marmorkopf. Für Anclam schuf er ein Denkmal Kaiser Wilhelms I., für die Siegesallee die Gruppe des Kurfürsten Friedrich I., für Braunschweig das Denkmal des Herzogs Wilhelm, eine seiner bedeutendsten Arbeiten. Im Jahre 1895 zum Mitglied der Akademie der Künste erwählt, trat er 1897 in den Senat ein. Auch der Landeskunstkommission gehört Ludwig Manzel an.



Phot. Wilh. Fechner, Berlin

Prof. Ludwig Manzel

Bühne

Oskar Wildes Drama „Salome“, das in Preußen vom Zensurverbot betroffen wurde, gelangte im Königlichen Wilhelma-Theater zu Stuttgart-Cannstatt zur öffentlichen Aufführung. Das Stück, das den biblischen Stoff viel tiefgründiger und poetischer behandelt als Sudermanns „Johannes“, erzielte eine starke Wirkung.

— Die Oper „Michel Angelo und Rolla“ von Crescenzo Buongiorno erlebte im Hoftheater zu Kassel ihre erste Aufführung in deutscher Sprache und errang einen großen Erfolg. Die Uebertragung des Textes rührt von Ludwig Hartmann her. — Das Volksstück „Der Freibauernsohn“, das Ferdinand Wilferth nach einer Erzählung von Maximilian Schmidt geschrieben, fand im Passauer Stadttheater lebhaften Beifall.

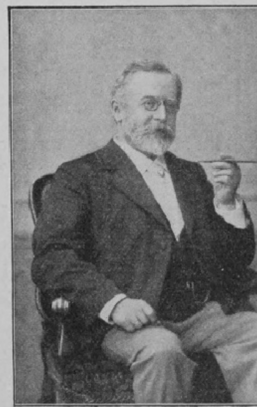
— Das Schauspiel „Der Richter“ von Oskar Bendiener begegnete im Josephstädter Theater zu Wien einer günstigen Aufnahme. Die Kritik tadelt die auf Sensationssucht zugespitzte „Mache“, erkennt aber die große Bühnenwirksamkeit an.

— Arthur Fitger, der rühmlichst bekannte Maler und Dichter in Bremen, ließ sein neuestes Bühnenwerk, „San Marcos Tochter“, im Deutschen Theater zu Prag die Feuerprobe bestehen. Das „romantische Trauerspiel“, wie der Autor sein Werk bezeichnet, behandelt in hochpoetischer Sprache den Heroismus zweier Brüder, die aus Staatsraison und Liebe zu einander die Leidenschaft des Herzens niederkämpfen. Das Publikum spendete stürmischen Beifall.

— Im Scala-Theater zu Mailand kam die Oper „Oceana“ des dalmatinischen Komponisten Antonio Smareglia, der auch dem deutschen Publikum durch frühere Werke bekannt geworden ist, zur ersten Vorführung. Der Komponist wandelt mit Glück auf den Pfaden Richard Wagners, und wenn seine neue Schöpfung nicht durchschlagenden Erfolg erzielte, so liegt die Schuld an dem nur schwachen Text, der einen romantisch-mythologischen Stoff wenig geschickt ausbeutet.

Die schweizerischen Ski-Rennen in Glarus

Allgemeines Interesse in Sportkreisen haben die schweizerischen Ski-Rennen in Glarus erregt, die der dortige Ski-Klub kürzlich veranstaltete und aus denen wir drei besonders charakteristische Momente im Bilde wiedergeben. Unerwartet groß war die Teilnahme am schweizerischen Meisterschaftsfahren Muottathal (Gutthalboden)-Pragelpaß-Seck ob Glarus, 25 Kilometer. Sieger war Kanonier Hans Regli-Andermatt, der die genannte Strecke in 2 Stunden 38 Minuten zurücklegte; ihm folgte Alfred Stingelin-Basel in 2 Stunden 40 Minuten. Es sind dies wahrhaft großartige Leistungen, die deutlich zeigen, welche enormen Vorteile die Benutzung von Skis gewährt. Das Hauptereignis am Sonntag (25. Jan.) war das Militärrennen oder Wettfahren der Gotthardtruppe auf der Sackallmend oberhalb Glarus. Bei diesem interessanten militärischen Wettspiel starteten die Teilnehmer in Uniform, mit Gewehr und Seitengewehr mit Patrontasche. Vor der Abfahrt wurden den Teilnehmern je



Phot. Georg Brokesch, Leipzig

Kommerzienrat Ernst Mey †



Die Ski-Rennen in Glarus am 25. und 26. Januar: Weitsprung von 24 Metern

5 Patronen verabreicht und die Gewehre geladen, denn kurz vor dem Ziel hatte jeder auf 300 Meter 5 Schüsse auf eine Mannsscheibe abzugeben, dann erst ging es in rascher Fahrt bergab durchs Ziel. Es handelte sich um die Prüfung, inwieweit eine vorher angestrengte Truppe noch fähig ist, sich plötzlich zu verteidigen. Das Ergebnis muß als überraschend gut bezeichnet werden, wenn man erwägt, daß die Teilnehmer bereits 5 Kilometer Fahrt hinter sich hatten, wobei es einen Höhenunterschied von 300 Metern zu überwinden galt. Von den 20 Wettfahrenden fehlten nur zwei die Scheibe ganz, die meisten brachten es auf zwei und zwei Mann sogar auf fünf Treffer. Am Nachmittag ging das norwegische Ski-Sprungrennen vor sich, das in der Schweiz zum erstenmal gezeigt wurde. Die Bahn dafür war an der sehr steilen Berglehne am Fuß des Glärnisch hergerichtet worden. Es hatten sich zum Sprungrennen außer drei Schweizern zwei Norweger, Heyerdahl und Holte, Studierende in Darmstadt, angemeldet; jedem Teilnehmer waren drei Sprünge gestattet, von denen nur der beste in Anrechnung kommt. Holte machte die beste Leistung mit 21,2 Metern und kam auch jedesmal sicher wieder auf die Beine zu stehen, um dann unter dem Jubel der nach mehreren Tausenden zählenden Zuschauer den Hang vollends hinabzusausen. Zum Schluß gaben die beiden Norweger noch eine Extraleistung zum besten. Beide machten einen Sprung von 24 Metern, diesmal war jedoch Holte der weniger vom Glück Begünstigte: er kam zu Fall, so daß Heyerdahls Leistung als schweizerischer Rekord bestehen bleibt. Nach Beendigung des Sprungrennens begab man sich wieder auf den eigentlichen Rennplatz, die Allmend, wo dann noch das Glärnisch-, das Bergführer- und das Jugendrennen stattfanden.

Totenschau

Mit Rudolf von Delbrück, der am 1. Februar, beinahe 86 Jahre alt, in Berlin dahinschied, hat Deutschland einen der verdienstvollsten Staatsmänner verloren, der an der Gründung des neuen Reiches und seinem inneren Ausbau hervorragend beteiligt war. Er war am 16. April 1817 als Sohn des Geheimrats Johann Delbrück geboren, der die Jugenderziehung der späteren Könige Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. geleitet hatte. Nach Absolvierung seiner juridischen Studien trat er schon mit 20 Jahren in den Staatsdienst ein. Dem preußischen Handelsministerium, das 1848 ins Leben gerufen wurde, gehörte er von Anfang an, seit 1859 als Direktor der Abteilung für Handel und Gewerbe; hier erwarb er sich eine so gründliche Kenntnis der wesentlichsten Bedürfnisse aller Zweige von Handel und Verkehr, von Kleingewerbe und Großindustrie, daß sie nahezu sprichwörtlich geworden ist, und daß sie außer ihm schwerlich je ein andrer deutscher Staatsmann in solchem Umfang sich zu eigen gemacht. Seit 1859 Ministerialdirektor, hatte er, wie schon vorher um die Erneuerung der Zollvereinsverträge, besondere Verdienste um das Zustandekommen der Handelsverträge mit Frankreich, England, Belgien und Italien. 1867 wurde er Präsident des Reichskanzleramtes, 1868 Mitglied des Staatsministeriums. Die Verfassung, die Versailler Verträge und viele Gesetze sind großenteils aus seiner Feder geflossen. Er war die rechte Hand des Fürsten Bismarck im ganzen Bereich seiner Thätigkeit. 1874/75 gehörte er dem Abgeordnetenhause, 1879/81 dem Reichstag an. Aus dem Amt schied er am 1. Juni 1876, da er dem Fürsten Bismarck auf dem neu eingeschlagenen Wege der Wirtschaftspolitik nicht glaubte folgen zu dürfen. Durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens wurde er 1896 ausgezeichnet.

— Im Alter von fast 76 Jahren ist am 2. Februar ein Altmeister der Bildhauerkunst, Professor Josef von Kopf, in Rom der Influenza erlegen. Er war am 10. März 1827 auf einem oberschwäbischen Bauernhof bei dem Orte Unlingen im württembergischen Donaukreis geboren und mußte sich unter den schwersten Entbehrungen vom Ziegelarbeiter, Maurergesellen und Steinmetzen zum Bildhauer emporarbeiten. 1850 gelang es ihm endlich, in das Atelier des Bildhauers Sickinger in München einzutreten, das er bald mit dem des Bildhauers Knittel zu Freiburg i. Br. vertauschte, wo er auch Vorlesungen an der Universität hörte. Immer mächtiger wurde seine Sehnsucht, nach Italien zu gehen, um namentlich Roms Museen und Kunstschätze zu sehen. Im Jahre 1852 wanderte er nach der Siebenhügelstadt, die die Wiege seines Glückes und Ruhmes werden und wo er seine zweite Heimat finden sollte. Cornelius, Overbeck, Riedel und andre Künstler interessierten sich für den hochbegabten jungen Schwaben; König Wilhelm I. von Württemberg ließ ihn ein Relief, „Die Verstoßung Hagars“, in Marmor ausführen, und der damalige württembergische Kronprinz Karl und seine kunstsinnige Gemahlin Olga, die Tochter des Kaisers Nikolaus I., bestellten bei ihm die Statuen der „vier Jahreszeiten“ für den Garten ihrer Villa bei Berg und empfahlen Kopf auch andern Fürstlichkeiten. Bald wurde nun sein Name rühmlich bekannt, und er erhielt eine Menge von Aufträgen. Seinen Wohnsitz behielt Kopf in Rom, besuchte jedoch häufig die Heimat und brachte von 1875 an den Sommer gewöhnlich in Baden-Baden zu, wo die Stadtverwaltung dem Meister unweit des Konversationshauses ein Atelier hatte erbauen lassen. Von Professor von Kopfs größeren Schöpfungen heben wir noch hervor: eine Brunnengruppe in der Villa Oranienbaum bei St. Petersburg; Mädchen, vor einer Eidechse zurückschreckend, und eine griechische Tänzerin auf dem Rosenstein bei Stuttgart, zwei Marmorkamine im Stuttgarter Residenzschloß und eine Pietà für die dortige Marienkirche. Ganz hervorragend sind seine Büsten, Reliefporträts und Porträtstatuen, deren er über 300 ausgeführt hat. Hochinteressant sind seine autobiographischen Aufzeichnungen, die er vor einigen Jahren unter dem Titel: „Lebenserinnerungen eines Bildhauers“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) erscheinen ließ; sie gehören zu den anziehendsten und wertvollsten Künstlerdenkwürdigkeiten, die unsre Litteratur aufzuweisen hat.

— Im neunundfünfzigsten Lebensjahre starb am 30. Januar Kommerzienrat Ernst Mey, der Begründer und Chef der Weltfirma Mey & Edlich in Leipzig-Plagwitz. Als Sohn eines Lehrers zu Niederschmiedeberg im Erzgebirge am 5. September 1844 geboren, widmete er sich dem Handelsstande und trat erst in ein Leipziger Bankgeschäft, sodann in eine Papierwäschefabrik zu Paris ein. Im Jahre 1870 errichtete er eine eigne Fabrik dieser Art in Plagwitz, die er zu hoher Blüte brachte und im Laufe der Zeit gemeinsam mit seinem Jugendfreunde und Compagnon Bernhard Edlich zu einem allgemeinen großen Versandgeschäfte umgestaltete. Durch die vom Generalpostmeister Stephan eingeführte Einrichtung des 50 Pfennig-Pakets war die Möglichkeit gegeben, für geringes Porto die Fabrikate direkt den Konsumenten zu übermitteln, und in kluger Benutzung dieses Vorteils wurde Ernst Mey der Begründer des deutschen Versandgeschäftes, das seitdem eine so große Ausdehnung gewonnen hat. Ebenso war er der erste, der in Deutschland illustrierte Geschäftskataloge herausgab, wie sie heute vielfach in Gebrauch sind. Neben der Hauptfirma in Plagwitz begründete Ernst Mey Zweiggeschäfte in Leipzig, Hamburg, Berlin, Zürich und London, Unternehmungen, die bis heute gegen 2000 Personen Beschäftigung gegeben haben.



Schiessen nach der Scheibe während des Militärwettfahrens

*

Wirkl. Geh. Rat Wilhelm Jordan, vormals deutscher Generalkonsul in London, 75 J., † 27. Jan., Baden-Baden. — Freifrau Ottilie v. Faber, Inhaberin der weltbekannten Bleistiftfabrik A. W. Faber, 72 J., † 27. Jan., Stein an der Rednitz. — Numa Auguez, bekannter Konzertsänger, 56 J., † 27. Jan., Paris. — R. A. Aksakoff, Hauptführer der Spiritisten in Rußland, 70 J., † in Moskau. — Schuldirektor Heinrich Arnold, bis vor kurzem Herausgeber der „Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung“, 56 J., † 28. Jan., Leipzig. — Karl Raab v. Rabenau, Chefredakteur der „Grazer Tagespost“, 53 J., † 28. Jan., Graz. — Paul Reglia v. Ohmucević, vormals österr. Geschäftsträger in Marokko, † 28. Jan., Zara. — Operettenkomponist Robert Planquette, 53 J., † 28. Jan., Paris. — Komponistin Augusta Holmes, 49 J., † 28. Jan., Paris. — Senator Raynal, vormals Minister der öffentl. Arbeiten und des Innern, 63 J., † 28. Jan., Paris. — Wojwode Peter Vukotic, Vater der Fürstin Milena von Montenegro, † 30. Jan., Cetinje. — Dr. Martin Berendt, bekannt durch philosophische und volkswirtschaftliche Schriften, 54 J., † 31. Jan., Berlin. — Landschafts- und Genremaler Giovanni Costa, 77 J., † 31. Jan., Rom. — Prof. der Theologie Dr. R. Rüetschi, 82 J., † 31. Jan., Bern. — Sir George Stokes, ber. Mathematiker und Physiker, 83 J., † 31. Jan., Cambridge. — Komponist Meyer Lutz, Kapellmeister des Gaiety-Theaters, 74 J., † 31. Jan., London. — Generalleutnant Julius v. Bumke, vormals Inspekteur der 3. Ingenieurinspektion, 70 J., † 1. Febr., Berlin. — Bildhauer Johann Hautmann, 83 J., † 1. Febr., München. — Geh. Oberjustizrat Elenz, erster Senatspräsident des Oberlandesgerichts Köln, 59 J., † 1. Febr. — Erbgraf Siegfried zu Castell-Rüdenhausen, deutscher Gesandter in Chile, 43 J., † 2. Febr., Santiago. — Architekt H. Wanner, bed. Baukünstler, 73 J., † Zürich. — General der Inf. Dr. Karl Ritter von Hoffmann, vormals Inspekteur der bayerischen Militärbildungsanstalten, 70 J., † 3. Febr., München. — Fürst Moritz Lobkowitz, 72 J., † 4. Febr., Raudnitz in Böhmen.



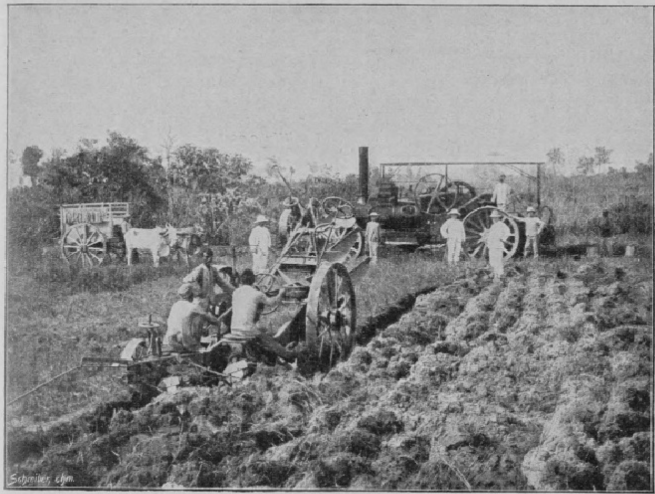
Phot. Aufnahmen von A. Krenn, Zürich

Schweizerisches Ski-Meisterschaftsfahren in Glarus: Wettfahren der Gotthardttruppen

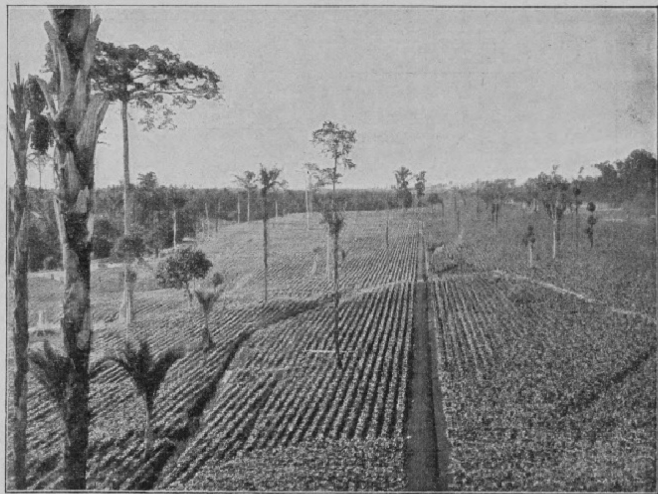
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

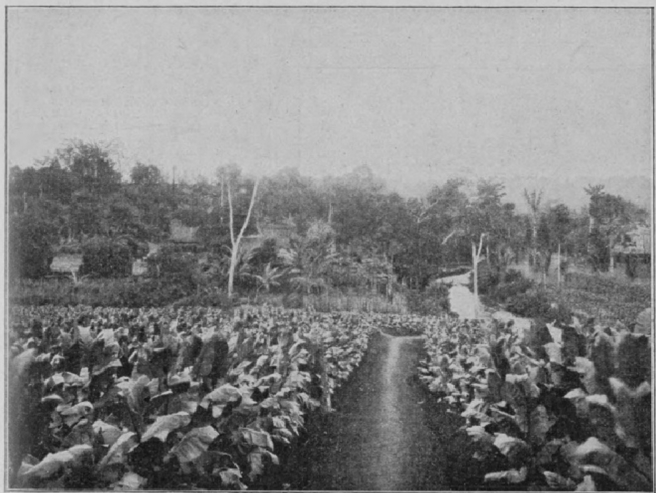
Nr. 21



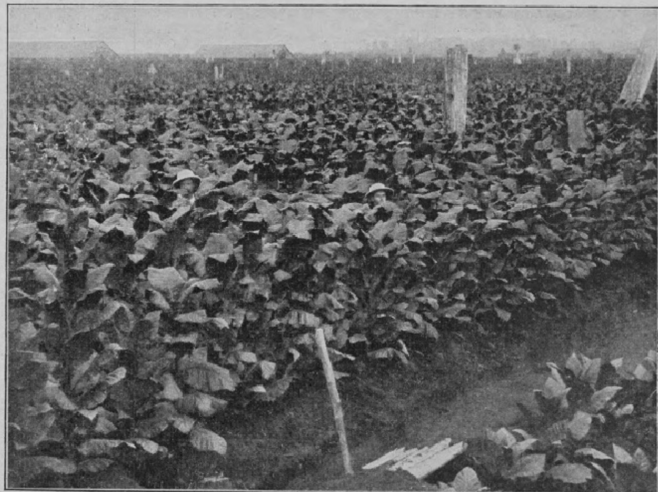
Urbarmachung mit dem Dampfpflug



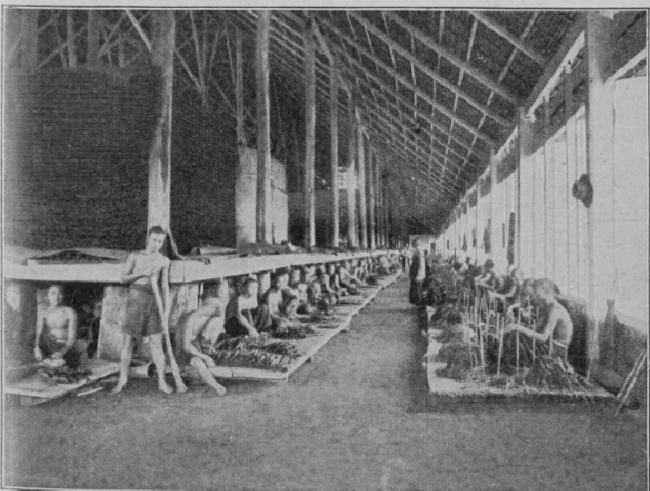
Junger Tabak



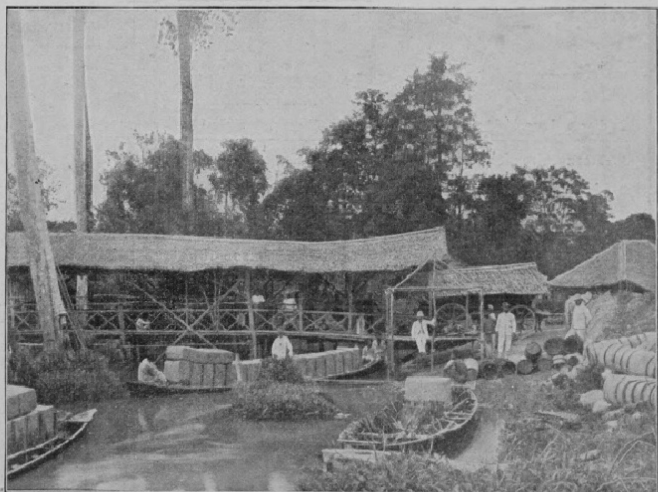
Tabakfelder und Batakdorf



Reifer Tabak



Sortieren in der Fermentier-Scheuer



Verschiffen der Tabake nach den Küstenplätzen

Tabakbau in Deli auf Sumatra (Text Seite 469)

Nach phot. Aufnahmen von C. J. Kleingrothe in Medan, Sumatra

Litteratur

An naturwissenschaftlicher Jugendlitteratur besteht eigentlich kein Mangel; Bücher jedoch, in denen der Stoff so systematisch geordnet und aufgebaut erscheint, daß er neben der Freude an zielbewußter Fröhlichkeit auch diejenige an naturwissenschaftlichem Erkennen und selbständigem Denken erweckt, dürften bisher dünn gesäet sein. Spielend zu belehren und belehrend zu unterhalten, ohne in den trockenen Magisterton zu verfallen, ist eine schwere Kunst und kann jedenfalls nur von dem zur Auswahl seines Stoffes berufenen Fachmann ausgeübt werden. In diesem Sinne ist das „Physikalische Spielbuch“ von B. Donath (Braunschweig, Vieweg & Sohn) eine neuartige Erscheinung, für die Jugend ein heiterer Kamerad, für den Erwachsenen mehr: ein zuverlässiger und fröhlicher Lehrmeister, der sich nicht scheut, gerade die dem jungen Gehirne aufstoßenden Schwierigkeiten zu suchen und zu beseitigen. Zahlreiche Abbildungen und Figuren dienen zur naheren Veranschaulichung.

— Unter dem Titel „Mutter“ hat Marta Volkart einen Cyklus stimmungsvoller Lieder vereinigt, die die Empfindungen der Frau von den ersten Lebenstagen des Töchterchens bis zur Großmutterfreude schildern. Durch zehn Vollbilder von Hans Leiter erhalten die Gedichte ihre künstlerische Interpretation, und auch das Porträt der Dichterin nebst einem Widmungsblatte ist beigegeben.

— Der dritten Auflage erfreut sich das schon früher erwähnte Buch „Entenrieke und andre hinterpommersche Geschichten“ von E. von Oertzen (Wolfenbüttel, Julius Zwißler). Der Erfolg ist wohlverständlich, denn die neun Novellen verbinden mit flotter Darstellung eine treffliche Lokalfarbe und bekunden in der Mehrzahl guten Humor. Die mehrfach angewendete plattdeutsche Mundart ist leicht verständlich.

— „Aus Wald und Heide“ benennt Oberförster Richard Schier eine Anzahl anziehender Skizzen aus deutschen Forsten (Dresden-Neustadt, C. Heinrich). In lehrreicher und doch anregender Weise schildert er die verschiedenen Baumarten, ihren Nutzen und ihre Pflege und giebt auch eine kurze Geschichte unsrer heimischen Waldwirtschaft. Eine größere Anzahl Illustrationen veranschaulicht interessante Partien aus deutschen Wäldern.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rucksendung findet nicht statt)

Emil Koeppel, Lord Byron. Geisteshelden-Biogr. Bd. 44. ℳ 3.60. Berlin, E Hofmann & Co.
Dr. W. Marshall, Charakterbilder aus der heimischen Tierwelt. Gebd ℳ 6.—. Leipzig, A. Twietmeyer.
A. Fitger, San Marcos Tochter. Ein romant. Trauerspiel. ℳ 2.—. Oldenburg, Schulze.
Rob. Eysler, Das Gänschen und andre lieblose Gedichte. 2. Aufl., illustr. von Frz. Christophe. ℳ 2.—. Berlin, „Harmonie“.
W. Jansa, Alt-Prag. 80 Aquarelle mit Begleittext v. J. Herain und J. Kamper. Liefg. 13/18 à ℳ 4.60. Prag, B. Koci.
Böhmische Künstler (Kunstverlagskatalog von B. Koci in Prag). ℳ 2.—.
Ludwig v. Sybel, Weltgeschichte der Kunst im Altertum. 2. Aufl. ℳ 10.—. Marburg, Elwert.
*** I Die gute und die schlechte Erziehung in Beispielen. ℳ 1.20. Braunschweig, Vieweg & Sohn.
Jul. Thikotter, Hildegard. Erzählung aus altfränkischer und altsächsischer Vorzeit. ℳ 2.—. Elberfeld, Baedeker.
Fr. Polack, Kantor Grobe und andre Leute. Gebd. Wittenberg, Herrosé.

Carl Chun, Aus den Tiefen des Weltmeeres. Schilderungen der deutschen Tiefsee-Expedition. 2. Aufl. Liefg. 10/11. à ℳ 1.50. Jena, G. Fischer.

Hoursch's Opernführer (aktweise Erzählung der Handlung einer Oper) à 15 ₰. Köln, Hoursch & Bechstedt.

Bibliothek der Gesamtlitteratur. Nr. 1612/16: Flammarion, Gott in der Natur. ℳ 1.25; Nr. 1617/19: Emerson, Aus Welt und Einsamkeit. 75 ₰; Nr. 1620/21: George Eliot, Silas Marner. Nr. 1622: Fr. Halm, Griseldis. 25 ₰; Nr. 1623/25: Sienkiewicz, Am sonnigen Gestade. 75 ₰. Halle, O. Hendel.

Leo Brenner, Neue Spaziergänge durch das Himmelszelt. Astronomische Plaudereien. Berlin, H. Paetel.

Hch. Bals, Lustige Musikanten in Feld und Wald (unsre Singvögel). ℳ 1.20. Regensburg, Verlagsanstalt Manz.

Wilh. Dusch, Aus'm Isarwinkel. Gedichte in oberbayr. Mundart. Gebd. ℳ 2.—. München, Lindauer.

K. E. Knodt, Wir sind die Sehnsucht. Liederlese moderner Sehnsucht. Gebd. ℳ 4.—. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Maria Pospischil, Volkstümliche Erklärung von Goethes Faust. I. und II. Teil. Hamburg, E. Hirt.

Adair Welcker, A dream of realms beyond us. San Francisco, Cubery & Co.

Carl v. Heugel, Lachende Geschichten. ℳ 2.50. Dresden, Pierson.

Briefmappe

W. M. in G. Das Rheinische Technikum zu Bingen ist ausschließlich dem Maschinenbau und der Elektrotechnik gewidmet. Im gegenwärtigen Halbjahr wird das Institut von 725 Schülern besucht. Die Frequenz wäre eine noch größere, wenn auch eine Bauabteilung damit verbunden wäre, was aber zu Gunsten der strengeren Konzentration vermieden ist. Trotz des starken Besuches sind die einzelnen Klassen nicht überfüllt, da die untersten Semester in vier, die oberen in drei Parallelklassen unterrichtet werden. Die Anstalt steht unter Staatsaufsicht; Leiter ist der im Lehrfache bekannte Regierungsbaumeister Hoepke. Der Unterricht des Sommerhalbjahres beginnt am 20. April. Eine rechtzeitige Anmeldung empfiehlt sich, da wiederholt Abweisungen erfolgen mußten. Programme werden kostenfrei versandt.

P. F. in W. Es giebt Liebig-Albums, in denen Sie die zierlichen Kärtchen der bekannten Fleischextrakt-Compagnie sammeln können. Eine neue Folge dieser Karten zeigt die mannigfache Verwendung des Steines in allen seinen Arten, vom schlichten Pflasterstein bis zum Marmorblock, aus dem der Bildhauer sein Kunstwerk gestaltet.

„Medusa" in K. Was Sie uns androhen, ist allerdings bedenklich: drei dreibändige Romane auf einmal! Aber so leicht fürchten wir uns nicht, und darum mögen Sie den einen zur Prüfung einsenden. Hoffentlich hat er ein freundlicheres Gesicht, als sich nach Ihrem Namen vermuten läßt.

Sch. in N. Gern nehmen wir davon Notiz, daß die Dampfturbinen-Dynamomaschine, von der in dem Artikel „Die elektrische Beleuchtung der Eisenbahnzüge" die Rede ist (Nr. 17), von der Elektrizitäts-Aktiengesellschaft vormals Schuckert & Comp. in Nürnberg geliefert worden.

B. K. in Hamburg. Solche daneben treffenden Prophezeiungen sind namentlich in der Geschichte der Technik und des Verkehrswesens so häufig, daß man ohne Mühe ein langes Register davon entwerfen könnte. Der Engländer Lardner hatte, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, ein dickes und grundgelehrtes Werk geschrieben über die absolute Unmöglichkeit, eine Dampfschiffsverbindung zwischen England und den Vereinigten Staaten herzustellen. Als das Buch fertig gedruckt war, kam das erste Exemplar auf einem — Dampfer in New York an.

Frl. A. Th. in Wien. Gewiß, das alte Sprichwort: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold" enthält eine sehr beherzigenswerte Mahnung. Dennoch kann man aber auch selbst das Gute übertreiben; eine gescheite Dame meinte deshalb: „Doppelwährung ist am allerbesten."

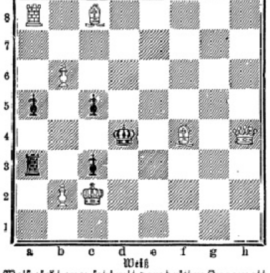
B. in D., Fr. L. in Berlin, Fritz K. in Gr.-L. Mit Dank abgelehnt.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 13

Von K. B. Schmidt, Hamburg-Eimsbüttel (Neu)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 10

W. 1. b4—b5
S. 1. a6×b5
W. 2. Ld2—b4
S. 2. Ka4×b4, a5×b4
W. 2. Te2—e4, a2 matt.

A.

S. 1. Ka4×b5
W. 2. Te2—e4
S. 2. a5—a4
W. 3. Sb1—a3 matt.

Partie Nr. 11

Gespielt im Jubiläumsturnier der Berliner Schachgesellschaft am 28. November 1902

Französische Partie

Weiß: E. Schallopp. — Schwarz: Max Kempner-Hochstaedt.

	Weiß.	Schwarz.		Weiß.	Schwarz.
1.	**e2—e4**	**e7—e6**	22.	Ta1—c1	Se7—g6 [5])
2.	d2—d4	d7—d5	23.	Sf3—d2	Dc7—d8
3.	Sb1—c3	Sg8—f6	24.	Sd2—b3	h7—h5
4.	Lc1—g5	Lf8—e7	25.	Sb3—c5	Dd8—c8 [6])
5.	e4—e5	Sf6—d7	26.	Sd4—b3 [7])	h5—h4 [8])
6.	Lg5×e7	Dd8×e7	27.	Tf1—d1	Ld7—c6
7.	Sc3—b5	Sd7—f8 [1])	28.	Sb3—d4 [9])	Th8—g8
8.	c2—c3	a7—a6	29.	Td1—g1	Ta8—b8 [10])
9.	Sb5—a3	c7—c5	30.	g2—g4	h4×g3
10.	Sa3—c2	Sb8—c6	31.	Tg1×g3	Tg8—h8 [11])
11.	f2—f4	Sf8—g6	32.	Sc5×e6!	Sg6—e7 [12])
12.	Dd1—d2	Lc8—d7	33.	Se6—c5	Lc6—d7
13.	Sg1—f3	b7—b5 [2])	34.	Tg3—g7	Tb8—b6 [13])
14.	d4×c5!	De7×c5	35.	e5—e6!! [14])	f7×e6
15.	Sc2—d4	Sg6—e7	36.	Df2—g3	Ke8—d8 [15])
16.	b2—b4	Dc5—b6	37.	Tg7×e7	Kd8×e7
17.	Lf1—d3	g7—g6	38.	Dg3—g7†	Ke7—d6
18.	0—0	Se7—f5	39.	Dg7—e5†	Kd6—e7
19.	Ld3×f5 [3])	g6×f5	40.	Sd4×f5†! [16])	Ke7—d8
20.	Kg1—h1	Sc6—e7	41.	De5×h8†	Kd8—c7
21.	Dd2—f2	Db6—c7! [4])	42.	Dh8—e5†	Kc7—d8
			43.	Tc1—g1	Aufgegeben.

[1]) Als das beste gilt hier De7—d8.

[2]) Weiß erlangt nun vorzügliche Plätze für seine Springer.

[3]) Hier konnte auch sofort die Rochade geschehen, da nach Se6(f6)×d4 20. c3×d4 die Wegnahme des Bd4 wegen 21. Dd2—f2 eine Figur kosten würde. Weiß könnte dann sehr gut einen Turm auf c5 postieren. Er sucht aber seine Springer nach Möglichkeit zu erhalten.

[4]) Es drohte 22. Sd4×f5 Db6×f2 23. Sf5—d6† mit Bauerngewinn.

[5]) Ein Tempoverlust wäre Dc7—c4 wegen 23. Sf3—d2, worauf die Dame weder nach d3 ziehen noch den Ba2 schlagen darf, da sie im ersten Falle durch 24. Df2—e1 und 25. Tf1—f3, im andern durch 24. Tc1—c2, 25. Df2—g1 und 26. Tf1—a1 verloren geht.

[6]) Auf Ld7—c8 folgt 26. a2—a4 mit vorzüglichem Spiel; auf andre Züge droht immer Sc5—b7—d6†.

[7]) Weiß will den Gegenangriff a6—a5 nicht zulassen.

[8]) Hiernach hat Weiß die Oeffnung der g-Linie jederzeit in der Hand und könnte zu diesem Zweck jetzt sofort 27. Tf1—g1 ziehen. Schwarz sollte den Bauer auf h5 belassen und auf dem Damenflügel lavieren.

[9]) Der Springer steht hier doch am besten.

[10]) Schwarz muß es ruhig über sich ergehen lassen.

[11]) Ein Fehlzug, der den Verlust beschleunigt. Indessen auch bei Lc6—d7 32. Tg3—h3 steht Weiß ausgezeichnet.

[12]) Bei f7×e6 33. Tg3×g6 ist das schwarze Spiel ganz aussichtslos.

[13]) Ke8—f8 ist wegen 35. Tc1—g1 wirkungslos, da Se7—g6 nun an 36. Tg1×g6 f7×g6 37. Tg7×d7 scheitert.

[14]) Dies leitet den entscheidenden Schlußangriff ein.

[15]) Dies nutzt nichts, da der Se7 ohnehin geschlagen werden sollte. Auf Th8—f8 entscheidet 37. Dg3—g5, auf Dc8—d8 dagegen am schnellsten 37. Sd4×f5 e6×f5 38. Tc1—e1.

[16]) Nun ist der Th8 und damit die Partie nicht mehr zu retten.

Gitterrätsel

	a		c		c		c	
c	c	d	d	d	d	e	e	e
	e		e		e		h	
h	h	h	i	i	l	l	l	l
	m		m		m		m	
n	n	n	n	o	o	o	o	o
	o		o		p		p	
r	r	r	r	s	s	s	s	t
	t		t		t		y	

Die Buchstaben sind so umzustellen, daß die wagerechten Reihen nennen: 1. ein Fremdwort für Obstkenner; 2. Fremdwort für Vielweiberei; 3. einen Indianerstamm in Alaska (Nordamerika); 4. ein Längenmaß.

Die senkrechten Reihen bezeichnen: 1. Fremdwort für Starrkrampf; 2. einen Bildhauer der alten Griechen; 3. einen Indianerstamm; 4. ein Längenmaß.

F. P.

Worträtsel

Ein Maß, gebraucht im Deutschen Reiche,
Ein Mann, bekannt durch schlaue Streiche,
Ein großer See in der Neuen Welt:
Wer die drei Worte zusammenstellt —
Dem nennt das neu entstandene Wort
Eine furchtbar wirkende Waffe sofort. F. M.-S.

Silbenrätsel

Auf verschwiegnen Waldespfaden schritten
Selig wir dahin; an mancher Dritten
Säumten wir und rasteten ein Weilchen,
Pflückten Schlüsselblumen und auch Veilchen
Unsrer Eins und Zwei daheim zum Gruße,
Zogen dann, ob Drei (mit anderm Fuße)
Oft der Weg auch ward, doch froh und heiter,
Ohne Eins (verkehrt, mit einem Fuße) weiter.
Endlich fühlten wir Ermüdung nahen,
Als das ganze Wort wir vor uns sahen. B.

Homonym

Was die alte Kirche
Dort schon lange ist —
Sonntags stets von neuem
Wird's in ihr der Christ. F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 439:

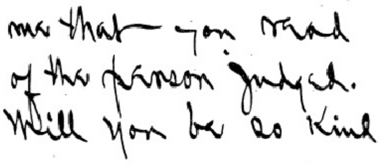
Des Silbenrätsels: Schleiermacher.
Des Rätsels: Gar-da-See.

Richtige Lösungen sandten ein: Ernst Zimmermann in Frankfurt a. M. (3); „Oedipus" in Emden (5); Frau Adele Glümer in Wien; F. Ibscher in Soldau; „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst (3); Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg (2); Max Mayer in Buchau a. Federsee (2); Alfred Schröder in Wiesbaden; Frau G. Bernhardi in Budapest (5); Emil Frese in Münster i. W. (3); Georg Kerner in Dresden; „Hans und Anna" in Innsbruck (3); Frl. Anna Koch in München (4); Karl Muther in Königsberg i. Pr.; Frau Frida Bernheim in Warschau (2); Frau Agnes Fiedler in Wien (4).

Handschriften-Beurteilung

Cousine Adele. Sie sind egoistisch und haben wenig Sinn für philanthropische Bestrebungen, auch wollen Sie diejenigen Menschen, für die Sie sich interessieren und die Sie in Ihr Herz geschlossen, für sich haben und wachen mit Eifersucht über Ihnen. Sie sind erregbar, empfindlich, überhaupt schwierig, und da Sie instinktiv das Gefühl haben, oft unrichtig beurteilt zu werden, treten Sie schwer aus sich heraus. Sie sind nicht gleichmäßig energisch, aber oft eigensinnig.

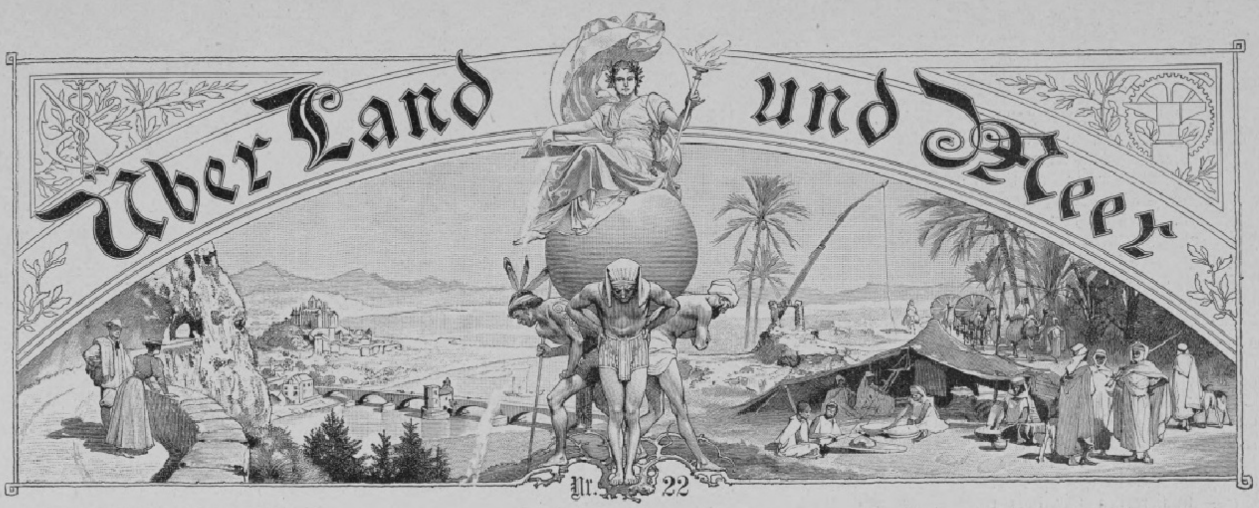
Herbert F. K. Der ganze Schriftduktus hat etwas Gewaltthätiges und Gewaltsames, dazu kommen steil abfallende Endstriche, siehe d in „read“, „you“, „kind“ und spitz auslaufende Endungen in „that“, sowie die von links nach rechts abfallenden Querstriche (Starrsinn). Folglich hat man es mit einem etwas gewaltthätigen, sehr dezidierten und energischen Mann zu thun, der gut zu Ende führt, was er einmal begonnen hat. Freilich viel Rücksichtnahme auf die Wünsche andrer und große Feinfühligkeit darf man dabei nicht von ihm erwarten (Kombination von eben Gesagtem und der schweren Schrift, der Weichheit fehlt, obgleich die häufigen Kurven in dieser Nachgiebigkeit und Anpassungsfähigkeit andeuten). Die Schrift ist ziemlich leserlich, die Buchstaben sind wohl geformt, wenn auch alles Unnötige dabei vermieden bleibt: klarer Kopf und gutes Urteil. Die Schrift ist fast ausschließlich verbunden: Vernunft, mehr ableitender als selbsterfindender Verstand; auch groß: Stolz und Selbstbewußtsein. Die Linienbasis ist eine gewellte, der Anfang des Wortes steht meist höher als das Ende: Beweis von stetem Kampf gegen auf den Schreiber eindringende Mutlosigkeit oder Ermüdung. Die Schriftlage, teils linksschräg,



teils senkrecht, in Verbindung mit den geschlossenen, oft auch verknoteten o u. s. w. und dem bewegten, Lebhaftigkeit verratenden Duktus der Schrift: Selbstbeherrschung, aber auch Verstellung und Verschlossenheit. Kollisionen und Schleifenverwicklungen werden vermieden, folglich wird nach Klarheit gestrebt und zwar mit Erfolg. Federspaltende Züge kommen häufig vor: Energie; Endstriche oft scharf und dolchartig: Schärfe, folglich ein energischer Mann, der manchmal auch unangenehm scharf sein kann. Die Buchstaben im Innern eines Wortes sind ungleich hoch: erregbares Gemüt, kann heftig werden. Wortendungen meist abnehmend, siehe „read“, in Verbindung mit Wellenlinie: Schlauheit, Verschlossenheit. Anstriche fehlen oder sind knapp: kurz angebunden. Querstrich von links nach rechts abfallend, dabei dick und kurz, spitz endend: Starrsinn und Schärfe. Ober- und Unterlängen mäßig entwickelt: mäßig weiter Ideenkreis, dabei sich nach dem vorhandenen Raume richtend: kann sich Menschen und Verhältnissen anpassen. i-Zeichen gut plaziert und gut, etwas schwer geformt: Genauigkeit auch in Details. y, p, g unten abgebrochen: resoluter Wille, Heftigkeit. Raum gut ausgenutzt: sparsam und einteilsam.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Der goldene Käfig

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

I

Hans war soeben aufgewacht. Durch die geblümten Kattungardinen am halboffenen Fenster leuchtete die helle Morgensonne in das Zimmer, dies liebe altfränkische Fremdenzimmer mit der einen schrägen Wand. Hinter der lag die Obstkammer; es duftete, wie immer, nach gedörrten Aepfeln und Birnen. Hans schloß die Augen wieder halb und rekelte sich in dem breiten Bett. Das war so ziemlich die behaglichste Stunde zu Hause, diese Frühstunde, ehe die alte Alwine die Treppe heraufschlurkte auf ihren Strohpantinen und anpochte: ‚Junge gnä'ge Herr, die gnä'ge Frau un 's gnä'ge Frölen sin schon lang beim Kaffeeh!‘

Nachher kamen doch die unvermeidlichen langen Gespräche und Auseinandersetzungen. Aber diese dreißig Minuten — köstlich! So mit halboffenen Augen zu träumen, dabei die achtundvierzig Lauben auf der wunderbaren Tapete aus Olims Zeiten mechanisch zu zählen, den süßen Duft des Dörrobstes in der Nase, den Kopf ganz tief in Mutterns weiche Kopfkissen eingebuddelt — zu schön das! Da kamen so ganz von selbst all die alten lieben Geschichten angekrochen aus den sorglos glücklichen Kindertagen: vom Ponny Velocitas, den Onkel Fritz immer in Pigritia umtaufte, von der greisen Kinderfrau Beate, die schon drei Generationen der Hagelitze abgewartet hatte, vom demokratischen Hauslehrer und seinen Zänkereien mit Großpapa, über die so manche Algebrastunde in ihr nichts verschwunden war . . .

Ja so! Richtig! Bei einem Haar zu vergessen, daß man heut nicht Alleinherrscher in Pompeji ist! Drüben lag ja der Spatz im Bette. Ob der wohl noch dachste? Hoffentlich!

Hans drehte sich so vorsichtig um, als erfordere das eine ganz gehörige Kraftanstrengung, und lugte nach der andern Zimmerseite hinüber. Da begegnete er auch schon zwei weit offenen blauen Augen.

„Morgen, Spatz!“

„Morgen, hochedler Hans!“

„Gut geschlafen, mein Junge?“

„Wie ein Murmeltier.“

Nun war's wieder ein paar Minuten still. Bis dann der andre lachte und fragte: „Sag mal, Hans, warum heißt eigentlich in des Deubels Namen dies Zimmer Pompeji?“

„Das ist doch ganz einfach, geliebter Kronensohn. Als mein teurer Großvater, Gott hab ihn selig, Anno 1830 seine letzte Erbschaft machte — er beerbte glücklich vier unverheiratete



Krankenpflege

Marmorgruppe von Josef Kassin im Kaiserin Elisabeth-Krankenhaus zu Wien (Text Seite 499)

Tanten und kriegte sie alle klein, die Erbschaften nämlich —, also als er 1830 Tante Beer beerbte, fühlte er wieder einmal das dringende Bedürfnis, auf Goethes Spuren zu wandeln. Er reiste also nach Italien, und als er zurückkam, ließ er die beiden Riesenbetten, in denen wir zu ruhen geruhen, angeblich nach pompejanischem Muster anfertigen. Sieh dir nur die beiden Monstra mit den kühn geschwungenen Zopflinien genau an — großartig, was? Na, nachdem die ganze liebe Nachbarschaft sie genugsam bewundert hatte, kamen sie hier ins Fremdenzimmer, und da meine Großmama allen Räumen einen absonderlichen Namen geben muß, so taufte sie dies ‚Pompeji‘. Das darf dich nicht wundern. Wir haben in Vielberg auch 'ne ‚Bleikammer‘, weil das Zimmer im Sommer sehr heiß ist, und ein ‚Handtuch‘, weil das Zimmer sehr lang und sehr schmal ist; das Frühstückszimmer heißt die ‚Futterkiste‘, und ein Zimmer unten, in dem 'ne alte verstaubte esquilinische Venus in Gips steht, heißt der ‚Vatikan‘. Uff — nun wollen wir doch wohl lieber aufstehen, Spatz — was?“

Der andre war schon auf und in den Unterkleidern. Ein langer, hagerer Mensch — der Spitzname Spatz mochte daher kommen. Er hatte das Fenster vollends geöffnet und bog sich weit hinaus, wie um mit großen Zügen die frische Morgenluft einzuatmen. Als er sich endlich umwandte, stand Hans Hagelitz am Waschtisch und ließ Ströme von Wasser über den blonden Schädel rinnen.

Es war nur ein Waschtisch im Zimmer. So mußte Gallweg warten. Er sah noch einmal ins Freie hinaus und sagte dann: „Du, Hans, ich hab' das gestern abend in der Dämmerung gar nicht so beachtet, wie wunderhübsch euer Vielberg liegt. Der Blick hier über den Garten auf die Wiesen, den kleinen Bach mit den Erlen am Ufer — dahinter der Höhenzug, das ist ja ganz reizend. Wär' was für Leistikow!“

Hans sprudelte noch immer. Aber dazwischen lachte er: „Na ja. Ne Oase in der Wüste Brandenburg. Aber, weißt du, Spatz, eben nur eine ganz kleine Oase. Grade so weit etwa, wie der segensreiche Einfluß unsrer geliebten Pleske da unten reicht. Sonst alles Sand — Sander — am Sandesten. Heißt nicht umsonst Vielberg. Nämlich, wo in der guten Mark Berge sind, ist auch Sand. Und da wir eben viel Berge haben — verzeih den Ausdruck Berge! — so haben wir eben viel Sand. Zum Verhungern, seit uns Großvaters Kunst, Tanten zu beerben, verloren ging . . . So, jetzt kannst du deinen Reinlichkeitsgelüsten frönen, Herbert Freiherr von Gallweg, genannt der Spatz! Ich mache dich vorher noch auf die Vorzüglichkeit unsers Wassers aufmerksam, damit du nicht gar zu sehr erstaunst, wenn es dir nachher von allen Mitgliedern unsers edlen Geschlechts über die Hutschnur angepriesen wird. Es ist das auch eine Eigentümlichkeit unsers Hauses. Etwas muß der Mensch doch lobpreisen, und da es sonst . . .“

Er brach kurz ab.

„Du bist närrisch, Hans!“ meinte Gallweg. „Ich weiß wirklich nicht, wenn ich dich so sprechen höre: warum du mich eigentlich mitgenommen hast?“

„Reinige nur gefälligst erst dein Gefieder, geliebter Spatz — alles weitere findet sich.“ Hans war an den großen, auf einer kolossalen Säule ruhenden Tisch in der Mitte des Zimmers getreten und machte sich an seinem Reisenecessaire zu schaffen, einem kostbaren Kasten in Maroquin, der gar nicht recht in das einfache Zimmer hineinpaßte. Er zog einen Spiegel heraus, legte die Schnurrbartbinde über das flotte Bärtchen auf der Oberlippe, begann seine Nägel zu feilen, zu pulvern und zu polieren. Dazwischen sprach er weiter.

„Ja — warum ich den guten Spatz mitgenommen oder vielmehr allerunterthänigst gebeten habe, mich zu begleiten? Nun — ich könnte ja schön thun und sagen: der gute Spatz, das gelehrte Haus, der Schriftgelehrte und Schriftsteller, hat sich da oben, unter dem Schädeldach, 'n bissel überarbeitet, ich wollte den bravsten Leutnant Seiner Majestät gern mal 'n bissel feinfeine Landluft riechen lassen. Ich könnte auch — bekannter Egoist, der ich bin — behaupten, ich hätte mich durch Herrn Herbert Freiherrn von Gallweg über die Langeweile des Landaufenthalts hinwegzutäuschen beabsichtigt oder meiner Mutter oder meinem Schwesterlein, die's weiß Gott gebrauchen könnte, in ihm einen plaisierlichen Unterhalter zuführen wollen. Denn in dem gebenedeiten Rufe, das zu sein, steht bewußter Spatz ja . . .“

Hans sah so aufmerksam auf den Nagel am rechten kleinen Finger, als hinge von dem seiner Seelen Seligkeit ab. . . . „Ja, das alles könnte ich sagen, und weil es mir auf ein paar Schnurren nie angekommen ist, noch allerlei mehr. Aber, liebster Spatz, wozu soll ich eigentlich dir selbst gegenüber lügen? Offen gestanden: ich brauch' dich so als Nerven- und Rückgratstärker, als 'ne Art moralischen Geradehalters. Verstehst du? Falls es nämlich kriseln sollte . . . und es wird kriseln, sag' ich dir, Spätzlein . . .“

„Du hättest klüger gethan, dir für solchen Zweck einen andern Urlaubskameraden auszusuchen, Hans. Ich bin sicher nicht der rechte Mann dafür.“

„Sag das nicht, Spatz, sag das nicht. Du unterschätzest dich wieder einmal in deiner thörichten — pardon! — Bescheidenheit. Im Grunde genommen, hab ich doch immerzu zu dir wie zu einem illustren Vorbild aufgesehen, seit ich Offizier bin. Hab' ich nicht alleweil das Mäulchen gehalten, wenn du mich gerissen hast? Hab' ich je gegen den Stachel gelöckt? Hab' ich mich nicht immer geduckt, wenn du mir von strenger Pflicht, von spartanischer Einfachheit, von der löblichen Tugend der Sparsamkeit sprachst?“

Nun lachte der andre doch. „Aber in den Wind geschlagen hast du's auch, Hans Kasimir!“

Hagelitz legte die Nagelfeile beiseite, betrachtete ein Weilchen aufmerksam die sanfte Rundung seiner rosigen Fingerspitzen und begann dann, die mattblaue Seidenkrawatte in einen kunstvollen Knoten um den hohen Kragen zu schlingen. Er hielt, wenn er Zivil trug, auf eine persönliche Note bei diesem Kunstwerk.

„Das ist eine sehr harte Beschuldigung, Spatz!“ sagte er endlich. „Ich hab' es mir sogar stets hinter die eigens dazu geschaffenen Ohren geschrieben, alles, was du mir gepredigt hast. Aber wer kann gegen Veranlagung? Ich bin doch nun einmal erblich belastet. Großvater war ein Verschwender größeren Stils, mein guter Vater war's in kleinerem Maßstab — weißt du, kleiner wohl nur deshalb, weil's Bargeld fehlte und Mama ihm gottlob etwas auf die Finger sah — na, und ich bin's also, wie sich's für die absteigende Generation geziemt, in kleinstem Stil. Großvater hat's bis zum Major gebracht, Papa bis zum Hauptmann a. D. Daß ich's nicht über den Leutnant hinausbringe, ist mindestens wahrscheinlich.“

Er nahm den Handspiegel und trat damit an das Fenster, wie um hier im volleren Licht den üppigen Krawattenknoten besser besichtigen zu können. Aber die Hand strich nur einmal liebkosend über die weiche Seide. Dann winkte er den Kameraden zu sich heran: „Guck noch mal hier heraus, damit ich dich informiere, Spatz. Siehst du: hier unten, unmittelbar neben unsrer Herrlichkeit, das ist Kantorsgarten; nichts Besonderes darüber zu sagen, als daß an schönen Nachmittagen eine Kuh, ein Schaf, ein Spitz und acht lebendige Kinder darin ihr Wesen treiben. Ueber Kantorsgarten hinweg siehst du ins Pfarrreich. Dein scharfes Auge wird sofort herausfinden, daß bei unserm Dorfmagister alles mehr auf Nützlichkeit zugeschnitten ist — Kartoffeln, Rüben, Zwiebelbeete —, beim Pastor loci auf die Schönheit. Du wirst davon noch mehr erfahren, guter Spatz.“ Er hatte die letzten Worte fast wie mit ein wenig bewegter Stimme gesagt. Sie klangen auch natürlicher als der Eingang des Satzes und seine Fortsetzung: „Und nun erhebe deine Augen und schaue auf jenen, ‚die Berge‘ genannten Höhenzug. Papa pflegte da seine jährliche Badereise herauszuschlagen, das Wiedereinschonen blieb ein frommer Wunsch. Nur da — rechts — hat er mal einen kleinen Anfang gemacht. Gerade über dem Saum der Schonung siehst du etwas wie eine Turmspitze aufglitzern. Nun gut . . . da wohnt also unser ‚Fürscht‘.“

„Woldegg? Das ist Glaring?“

„Schloß Glaring, zu dienen. Und da wohnt in der That Fürst Peter zu Woldegg-Altenbrunn, Graf von Ernsthagen.“

Sie sahen sich einen Augenblick fest in die Augen. Gallweg ernst, fragend, forschend; Hagelitz mit einem etwas gemacht übermütigen Lächeln.

„Wenn du genauer hinsiehst, wirst du vielleicht sogar an dem Turm eine flatternde Fahne sehen können. Unser ‚Fürscht‘ ist also at home.“

„Und Ellinor . . . Ihre Durchlaucht, wollte ich sagen?“

„Wird sich jedenfalls auch der glitzernden Turmspitze erfreuen wollen, die in diesem Frühjahr neu vergoldet wurde. Ob das Edelmetall dafür direkt oder indirekt aus ihren eignen Minen stammte, weiß ich nicht. Ist ja auch gleichgültig.“

Draußen klopfte es kräftig an der Thür: „Junge gnä'ge Herr, die gnä'ge Frau und das gnä'ge Frölen sind schon beim Kaffeeh!“

Hans riß sich zusammen. „Ist gut, alte Alwine! Morgen, du treues Tierchen! Wir kommen gleich!“ rief er zurück. Die Strohpantinen schlurkten langsam den Korridor entlang, die Treppe hinunter.

Die beiden Freunde vollendeten schnell ihre Toilette, fast wortlos. Erst als sie die stark ausgetretenen Holzstufen der Treppe hinabstiegen, bat Hans halblaut: „Du, Spatz, sprich unten nicht unnötig von den Woldeggs. Alte Damen sind so komisch — ich möchte nicht, daß Mamas Neugier vorzeitig geweckt wird. Sie würde sich sonst Schlüsse konstruieren, die . . . nun, die in jeder Beziehung unzutreffend sind. In jeder.“

Der Frühstückstisch war auf der breiten Veranda gedeckt. Sehr schlicht und einfach, aber mit ländlicher Fülle und Behaglichkeit.

Man hatte auf die Gäste gewartet. Nur die alte Großmutter, die quer vor saß, löffelte schon an ihrer Roggenmehlsuppe, ihrer gewohnten Morgenmahlzeit von Kindsbeinen an. Sie hatte in ihrer Art bereits Toilette gemacht, wie immer, wenn Hans auf Urlaub war. Ein schwarzseidenes Kleid, das ihre Gestalt wie ein Sack umfloß, ein schwarzseidenes Häubchen auf dem schwarzen, etwas ins Fuchsige spielenden falschen Scheitel, von dem an beiden Schläfen ebensolche getollte Locken herabhingen. Das sehr volle und doch sehr feine Greisengesicht geschminkt; sehr ungeschickt, denn sie war zu kurzsichtig, um wie ehedem die Hasenpfote richtig benutzen zu können. Alles in allem eine etwas komische Figur — für den, der nach der Außenseite urteilte.

Rechts neben ihr saß in hausmütterlicher Würde Frau von Hagelitz; links Malwine.

Als Herbert Gallweg aus der großen düsteren Diele auf die helle Veranda hinaustrat, fiel sein Auge zuerst auf das junge Mädchen. Er zuckte unwillkürlich zusammen, denn ihm schoß gerade in diesem Moment die Erinnerung an ihr trauriges Geschick durch den Sinn. Hans hatte ihm ja oft genug davon erzählt. Sie war als Kind verunglückt, von einem Erntewagen überfahren worden. So jung — kaum vierundzwanzig Jahre mochte sie zählen — so hübsch, und ein hölzernes Bein! Es war zu schmerzlich.

Aber als er ihr dann gegenüber saß, neben der stattlichen Mutter, las er in dem rosigen Mädchengesicht bald etwas, das ihm sagte: ein Bedauern war hier nicht recht am Platze. Es lag, bei aller Jugendlichkeit, etwas so innerlich Ausgereiftes in diesen feingeschnittenen zarten Zügen, in dem Ausdruck der braunen Augen, daß er sofort erkannte: sie ist keine Unglückliche. Wie ähnlich die Geschwister einander doch waren — und wie ungleich!

Den Löwenanteil der Unterhaltung trugen Mutter und Sohn.

Soviel sie um ihn schon gelitten haben mochte, sie hing ja an Hans mit einer Liebe, die an Abgötterei streifte, und so leicht sein Sinn war, seine Verehrung für die Mutter war tief und echt.

Gallweg fand es ganz selbstverständlich, daß sich das Gespräch zunächst fast ausschließlich um Hans und dessen Interessen drehte; er würde es als unnatürlich empfunden haben, wäre es anders gewesen. Man zog ihn ab und zu mit einer Frage hinein, er antwortete, meist mit einer scherzhaften Wendung — das war alles, und es war ganz recht so. Sein Auge schweifte währenddessen über den Vorgarten und durch die Akazienreihe nach dem anstoßenden Wirtschaftshof hinüber. Ueberall dasselbe Bild leichten, mühsam verschleierten Verfalls! Eigentlich fing er schon an den verwitterten, wohl seit Jahrzehnten nicht ausgebesserten Treppenstufen zur Veranda an; im Garten die Wege berast, die Rasenflächen stark ausgedörrt, als habe es an Arbeitskräften gefehlt; der Wirtschaftshof öde, die langgestreckte Scheune jenseits stark baufällig; der Zaun zwischen Garten und Hof voll bedenklicher Lücken, das Thor in den Angeln hängend.

Kein Herr im Hause, und die an dessen Stelle hier schaltete, eine schwache Mutter!

Plötzlich schlug der Name Woldegg an sein Ohr. Die Großmutter sprach ihn aus. Sie fragte ganz unvermittelt in das Gespräch zwischen Mutter und Sohn hinein: „Der Peter Woldegg ist ja wohl wieder da mit seiner Millionärin? Hast du sie in Berlin gesehen, Hans? Sie sind ja wohl im Winter ausgegangen? Bei Hofe sogar . . .“

Herbert sah, wie das Blut in Hansens Gesicht kam und ging. Aber dann bezwang Hans sich gleich und sagte in gleichgültigem Ton: „Gewiß, Omama! Ich hatte den Vorzug, der Fürstin vorgestellt zu werden.“

Auch der Mutter mußte das jähe Erröten des Sohnes nicht entgangen sein. Sie sah ihn fragend, etwas unsicher an. Und wie um vorzubeugen, fuhr er fort: „Sie ist sehr hübsch, viele nennen sie schön. Sie ist auch durchaus Dame. Großer Stil sogar. Ich sag's gleich, weil ich wohl nicht mit Unrecht vermute, daß die lieben Klatschmäuler der Nachbarschaft alles mögliche über sie in Umlauf gesetzt haben.“

„Eine Mesalliance bleibt es doch, lieber Hans. Das decken auch die amerikanischen Millionen nicht zu.“

Die Antwort wurde ihm erspart. Denn die Großmutter kicherte leise und meinte: „Was du nur willst, liebe Minna?! Wären es deutsche Millionen, du hättest vielleicht recht. Aber englische oder amerikanische — das ist ganz etwas andres. Und dann: bei den Woldeggs rechnet man nicht so. Sie hatten von jeher das Recht der exotischen Wahlen. Der Großvater — ich hab' noch manchesmal mit ihm getanzt, obwohl er ja viel älter war als ich —, der ließ sich von seiner ersten Frau scheiden, vorsichtigerweise nachdem sie ihre Pflicht gethan und ihm einen Erbprinzen geschenkt hatte, und heiratete deren Kammerfrau, solch schwarzen polnischen Deubel mit großen stechenden Augen. Das Karlchen, Peters Vater, machte es umgekehrt, aber nicht anders. Er heiratete erst eine französische Tänzerin, Mademoiselle Girand, übrigens auch eine bildschöne Person, ließ sich nach drei Jahren scheiden und nahm sich die Gerta Lengenfeld, Peters Mutter. Sie sind doch nun einmal so, die Woldeggs. Und überhaupt, lieb' Kind, Mesalliance! Die Woldeggs sind doch selbst aus einer Mesalliance hervorgegangen, wenn sie's auch nicht wahrhaben wollen. Pflaumen vom Apfelbaume!“

Die alte Dame sprach sehr leise, aber sehr deutlich, in merkwürdig hoher Stimmlage. Dabei blitzten ihre Augen ganz seltsam in dem geschminkten Greisengesicht, und um die Lippen spielte ein schalkhafter Zug. Während sie mit ihren beringten Fingern eine Semmel zerbröckelte für die vielen Sperlinge, die ungeniert bis dicht an ihre Füße herankamen, fuhr sie fort: „Mesalliance! Als ob es das nicht immer gegeben hätte! Es kommt doch nur auf die Auslegung an. Wenn im 16. Jahrhundert ein Fürst der Ehre gewürdigt wurde, eine Medici zur Frau zu bekommen, pries man ihn glücklich. Was waren denn diese Medici? Krämer, Banquiers! Im 17. und 18. Jahrhundert krochen die Söhne der ersten Familien Frankreichs vor den Töchtern der Steuerpächter auf den Knieen umher; vorgestern waren's die Sinas, gestern die Rothschildtöchter, heut sind's die amerikanischen Millionärinnen oder Milliardärinnen, übermorgen werden's vielleicht Sibiriakinnen sein oder Japanerinnen. Es ist einfach ein Naturgesetz. Der ganze Adel Europas — glaubt's mir doch, Kinder — ist nicht zum Erwerb geschaffen, der hohe wie der niedere. Nicht mal zu erhalten weiß er. So muß er reich heiraten, und daß er dabei frisches Blut in seine Adern bekommt, ist noch ein unverdienter Nebenvorteil.“ Sie schöpfte tief Atem, lachte kurz auf und schloß: „Du wirst's ja auch nicht anders machen, lieber Hans — das sehe ich voraus.“

Hans antwortete nicht. Aber wie für ihn sagte die Schwester: „Großmutter, du predigst schreckliche Grundsätze. Es ist, gottlob, auch gar nicht dein Ernst!“

Es war fast das erste Mal, daß Gallweg, von den ersten Begrüßungsworten abgesehen, Malwine sprechen hörte. Sie hatte die volle sympathische Stimme des Bruders, nur etwas ins Herbere abgetönt.

„Nicht mein Ernst, ma petite?“ Die Greisin warf den Sperlingen die letzten Brocken hin und lachte wieder fröhlich auf. „Gewiß ist's mein Ernst. Ich kann die Welt aber nicht so feierlich ansehen, wie du Kiek-in-die-Welt. Denn ich kenne sie besser. Ihr Jungen von heute nehmt überhaupt alles und jedes zu seriös. Lebt mehr dem Tage, lebt der Stunde, und ihr werdet mehr vom Leben haben!“

Ueber das feine Gesicht des Mädchens flog ein leises, schmerzliches Lächeln. DieG roßmutter konnte es unmöglich sehen, doch sie fühlte, daß sie weh gethan hatte. So griff sie sogleich nach Malwinens Hand, streichelte sie zärtlich: „Du gutes liebes Kind, du! Du kleine Idealistin!“ Aber dann blitzte es gleich wieder in ihren Augen auf: „Und Sie, Herr von Gallweg? Nach allem, was ich von Ihnen gehört habe — eben immer nur das Allerbeste und Allerschönste —, muß ich wohl annehmen, daß Sie über mich alte leichtsinnige Frau auch böse den Kopf schütteln.“

„Gnädigste Frau, ich kann nur Ihr glückliches Temperament bewundern!“ Er sagte es nicht ohne eine leichte Verlegenheit.

„Sieh! Sieh! Ein Diplomat! Sogar einer von der alten Schule, die immer eine hübsche Ausflucht bereit hatten. Sie waren mir lieber, ehrlich gestanden, als die rücksichtsloseren Herren, die der vielberühmten Bismarck-Schule entsprossen sind. Aber ich lasse Sie so nicht los. Sie kennen doch Peter Woldegg gewiß auch.“

„Oberflächlich, gnädigste Frau.“

„Ganz das rechte Wort. Man kann ihn ja gar nicht anders kennen. Also: wie stehen Sie zu seiner berühmten Mesalliance?“

„Ihre Durchlaucht, die Frau Fürstin, ist so schön, daß ich —“

„. . . doch nicht am Ende an eine Liebesheirat denke? O nein, mein Herr von Gallweg! Wenn es nicht auch wieder nur eine hübsche diplomatische Ausflucht-Phrase war, sind Sie entschieden auf dem Holzweg. Ich kenne die Woldeggs nun in drei Generationen. Wenn die aus Liebe heirateten — was man so Liebe nennt! — fiel ihre Neigung gemeinhin tief nach unten. Diese Amerikanerin aber soll ja doch Dame sein, sagt Hans. Und überhaupt: diese Erbinnen sind ja immer eiskalte Mädchen. Geld, viel Geld macht stets kalt! Da kann, und nun zumal bei Peter Woldegg, von Liebe gewiß keine Rede sein.“

Das Gespräch schien Hans zu langweilen, vielleicht auch peinlich zu werden. Er gähnte versteckt, er suchte sichtlich nach einer Ablenkung; schob erst dem Kameraden die Butterbüchse noch einmal hin, zog dann sein Zigarettenetui heraus. „Dürfen wir rauchen, Omama?“ — fragte er und hatte auch schon Feuer angestrichen, ehe die alte Dame antwortete.

Da ließ er plötzlich das Wachsstreichholz fallen und sprang auf.

„Tina! Da kommt ja Tina!“ rief er. Und, wie nach ganz kurzem, schnellem Ueberlegen: „Wiwi, wollen wir ihr nicht entgegengehen?“

Gallweg sah zuerst nur, wie Malwine sofort aufstand, sich ganz leicht mit der Hand auf die Tischkante stützend, und wie sie, ohne den Arm des Bruders anzunehmen, die Verandastufen hinabstieg. Man merkte kaum, daß sie ein künstliches Bein hatte; nur ein klein wenig hinkte sie oder zog vielmehr den rechten Fuß nach. Dann erst sah er, drüben am Thor, zwischen den Fliederbüschen, die schlanke hohe Mädchengestalt im lichten Sommerkleide, den Kopf unbedeckt trotz der hellen Sonne, deren Schein, als sie aus dem Schatten heraustrat, um die volle blauschwarze Flechtenkrone eine förmliche Aureole zu weben schien.

„Nun halten Sie aber Ihr Herz fest, Herr von Gallweg,“ sagte die Großmutter. „Die Schönheit von Vielberg kommt. Oder, richtiger, eine wirkliche Schönheit.“

„Aber, Mamachen, das ist doch wohl übertrieben,“ warf Frau von Hagelitz ein.

„Durchaus nicht, lieb' Kind. Ich denke immer, wenn ich die Tina seh': wie kommt diese römische Prinzipessa in unser märkisches Pfarrhaus? Es bleibt schon ein wunderliches Zufallsspiel: unser alter Heckstein, seine blonde Maria — Gott hab' sie selig — und diese südliche Schönheit mit den Feueraugen. Die hat die Tina nämlich wirklich! Prenez garde, Herr von Gallweg!“

Er lächelte. „Unbesorgt, gnädigste Frau —“

Aber als die drei unten, den breiten Einfahrtsweg entlang schlendernd, nun näher kamen, war er doch überrascht.

Der Vergleich der alten Dame traf wirklich zu. Dies märkische Pfarrerskind mit der hohen, zarten, schlanken und doch ebenmäßig gerundeten Gestalt, dem feinen und doch scharfgeschnittenen Profil, den roten schwellenden Lippen, der schöngeschwungenen Nase, den großen Augen und den starken Brauen glich in der That den Gestalten, die er in Rom gesehen hatte, damals als er seine erste, in heimlichen Schmerzens- und Wonnestunden geschriebene Novelle glücklich verkauft hatte . . . glich diesen Prinzipessen, wie sie, lässig in den Wagen zurückgelehnt, auf dem Monte Pincio, in der Corsostraße paradierten. Nur ein Unterschied war: diese römischen Prinzipessen von der weißen und von der schwarzen Partei, der Gefolgschaft des Quirinal oder des Vatikan, sie hatten alle einen alabasternen Teint — Stubenluft oder Schminke! Aber dies junge Mädchen hier hatte eine Gesichtsfarbe . . . ja wie denn? Fast ein ganz lichter Bronzeton war's, ein köstliches helles Gelb, unter dem das Blut rosig herausschimmerte. War er nicht am Nemisee einmal einem ähnlichen Antlitz begegnet oder in Frascati?

Die drei stiegen die kleine Treppe heran. Gallweg hatte sich erhoben.

„Teuerste Tina! Erlauben Sie: Hier der weltberühmte Spatz, Herbert Freiherr von Gallweg, Oberleutnant im Regiment Garde-Grenadiere, zur Zeit Ueberstudierter im dritten Cötus der Kriegsakademie — zukünftiger Moltke, Fulda, Sudermann . . . mein Freund! Das heißt, er behauptet es zu sein — mit der leichten Herablassung des großen Mannes einem unwürdigen Altersgenossen gegenüber!“

Hans gefiel sich wieder einmal in Tiraden, wie gewöhnlich, wenn er sich nicht ganz sicher fühlte, irgend etwas verschleiern, verheimlichen, hinausschieben wollte.

Das junge Mädchen — wie alt mochte sie sein? Es konnten achtzehn, es konnten fünfundzwanzig Jahre sein? — schien nicht darauf zu achten. Sie küßte den Damen die Hand und reichte ganz unbefangen dem Offizier ihre Rechte. Dann schob sie sich auch schon einen Stuhl zurecht, nicht ohne sich vorher vergewissert zu haben, daß Malwine bequem saß, mit dem kleinen niedrigen Hockerchen, auf den sie den rechten Fuß hinstrecken konnte.

„Was macht der Papa?“ fragte Frau von Hagelitz, ein klein wenig im Ton der wohlwollenden Patronin.

„Ich danke, gnädige Frau. Er liest seinen geliebten Goethe und schilt über den bösen Heiden. Das ist immer ein gutes Zeichen. Die warmen Tage thun ihm ja überhaupt gut. Uebrigens komme ich in seinem Auftrag. Papa läßt fragen —“,

sie sagte es mit einer etwas neckischen, graziösen Kopfneigung ringsherum — „ob die Herrschaften uns die Ehre erweisen wollen, heut abend in der Laube ein Gericht Krebse zu essen. Der Ewald vom Schlichtsee hat sich nämlich seiner Pflicht erinnert —"

„Sind sie groß?" fragte Hans, noch ehe jemand antworten konnte.

Sie zuckte die Achseln. „Wie die märkischen Krebse jetzt sind, Hans. Wenn Vater recht hat, und er wird wohl recht haben, waren sie ja früher wie die Hummern. Das ist vorbei."

„Die Welt geht eben rückwärts, Tina. Was bei den Krebsen ja freilich kein Wunder ist. Aber ob groß oder klein: ich sage feierlichst für uns alle zu."

Die schnelle Antwort von Hans schien ihr nicht ganz zu genügen. Sie nickte ihm zwar wie dankend zu, holte sich aber dann, mit einem fragenden Blick ihrer großen Augen, noch die besondere Zusage der beiden älteren Damen. Die Großmutter gab sie, indem sie ihr zärtlich ein wenig in ihren Arm kniff: „Daß du sie aber auch ordentlich kochst, Tinchen. Springlebendig in kaltem Wasser angesetzt —"

Ein Schrei der Entrüstung, halb ernst gemeint, halb scherzhaft, erhob sich. Die Greisin lachte: „Das wollte ich ja bloß hören, ihr junges Volk. Human, wie ihr alle seid — den Tieren gegenüber! Als ich so alt war wie ihr, that's selbst die frömmste Hausfrau nicht anders. Zog auch dem Aal bei lebendigem Leibe die Haut ab" —

„Hör auf, Großmutti!" bat Malwine und hielt sich die Hände vor die Ohren.

„Gleich, Kindl! Nämlich, ich wollte nur sagen, daß die Welt nicht rückwärts geht, sondern wirklich besser wird. Man muß nur eine genügend lange Zeit leben, um das rückblickend erkennen zu können. Die Welt ist überhaupt gar kein solch Jammerthal, wie sie euch mein alter Freund Heckstein — Tinas Vater, Herr von Gallweg — alle drei Monate einmal von Berufs wegen zu schildern pflegt. Die Welt ist sogar sehr schön, wenn man sich ihrer zu freuen versteht —"

„Und dazu das nötige Kleingeld hat," ergänzte Hans lachend.

„Natürlich, mein Junge. Das muß man haben ... man muß es aber auch auszugeben wissen. Na, ich denke, die Hagelitze haben wenigstens dafür immer die nötige Anlage gehabt." Sie erhob sich, indem sie sich schwer mit beiden Händen auf den Tisch stützte: „Die Gallwegs auch?"

„Ganz armer Schwertadel, gnädige Frau. Selbst wenn Wille und Anlage da gewesen sein sollten, meinen Vorfahren fehlte das Kleingeld, wie Hans so schön sagte. Aber vergnügt sollen sie trotzdem gewesen sein, keine Kopfhänger wenigstens."

Die alte Dame hatte ihren Stock mit der mächtigen Elfenbeinkrücke in die Rechte genommen und stapfte langsam um den Tisch herum. Neben Gallweg blieb sie noch einen Augenblick stehen, tupfte ihm leise mit dem Stock auf die Schulter: „Es giebt auch solche!" sagte sie. „Aber sie sind sehr rar. Nicht weil sie wirtschaftlich sind — davon halte ich gar nicht so arg viel, ich alte unwirtschaftliche Person —, aber weil sie zufrieden sind. Das ist eine köstliche Gabe."

Gallweg war höflich aufgestanden. Die Greisin schob ihre Krücke unter den Arm, nahm ihre langstielige Lorgnette vor die Augen: „Ich hab' Sie eigentlich noch gar nicht recht genau sehen können. Seien Sie nicht böse, wenn ich's jetzt so ungeniert nachhole. Ich muß doch suchen, ob ich den Zufriedenheitszug bei Ihnen auch finde." Nun ließ sie die Lorgnette fallen und drohte lächelnd mit dem Stock. „Ei, ei! Es scheint, Sie schlagen aus der Väter Art. Ich finde da etwas in Ihrem Gesicht, das mit Zufriedenheit nicht recht zusammenpaßt: den Ehrgeizzug nämlich!"

„Bravo, Omama!" rief Hans. „Wieder den Nagel auf den Kopf getroffen!"

Auf dem hageren Gesicht Gallwegs war eine leichte Röte der Verlegenheit gekommen und gegangen. Nun beugte er sich aber gleich über die Hand der Greisin: „Darf ich mich für die große unverdiente Güte unterthänigst bedanken, gnädigste Frau —"

„Wieder der Diplomat der alten Schule!" Sie nickte noch einmal erst ihm, dann dem ganzen Tisch zu und ging ins Haus. Noch eine ganze Weile hörte man das feste Aufsetzen ihres Stockes.

Auch Frau von Hagelitz hatte sich erhoben. In der Hand den Schlüsselkorb, stand auch sie einen Moment neben Gallweg. „Hans wird Sie mit unsern schlichten Lebensgewohnheiten vertraut machen. Wir essen um ein Uhr, Herr von Gallweg. Bis dahin auf Wiedersehen."

Er begleitete die Hausfrau bis zur Thür. Als er sich umwandte, sah er, daß Hans sich einen Stuhl zwischen die beiden jungen Damen geschoben hatte und lachte, daß ihm die Thränen nahe schienen.

„Großmutti ... heute! Großartig! Prachtvoll! Was? Ein Drittel Sibylle, ein Drittel Marquise, ein Drittel ... Mecklenburgerin! Sie ist nämlich von da oben her, Herbert, aus dem gesegneten Lande, wo Milch und Honig fleußt. Aber nun, Tina, Malwina, was unternehmen wir, um dem Spatz den Tag zu kürzen? Vorschläge — bitte!"

„Mich mußt du entschuldigen. Ich habe um elf Uhr meine Kleinen —"

Hans schlug ein Kreuz. „Immer noch die schmutzigen Dorfgören? Na, des Menschen Wille ist sein sogenanntes Himmelreich. Aber Sie, Tina? Wissen Sie was? Wir gehen hinten in die Buchen, und Sie winden uns tapferen Kriegern je einen Lorbeer- —, pardon, einen Buchenkranz. Neuere Forschungen haben ja unleugbar erwiesen, daß nicht die Eiche, sondern die Buche der echt deutsche Baum ist! Ein Buchenkranz von Ihrer Hand — mit Gott, für König und Vaterland —"

Tina antwortete nicht gleich. Es währte nur den Bruchteil einer Sekunde, aber trotzdem glaubte Gallweg zu bemerken, daß sie kämpfte. Nicht um ein Ja oder Nein, sondern um die Art der Ablehnung. Es zuckte so seltsam um die wundervoll geschnittenen Lippen.

„Für Junker Hans den Kranz zu winden? Mag andre suchen er und finden! Pardon, Herr von Gallweg — Reimen ist meine schwache Seite! Aber ich habe wirklich keine Zeit, sonst käm' ich doch am Ende mit. Es ist so schön unter den Buchen! Ich bring' dich bis zum Schulhaus, Wiwi ... auf Wiedersehen also heut abend!"

Ganz schnell hatte sie es herausgesprudelt, als könne sie damit den Widerspruch in ihren Worten übertäuben.

„Tina, Sie werden immer abscheulicher!" rief Hans.

Sie drehte sich auf der unteren Treppenstufe noch einmal halb um und gab, aber ohne Hans anzusehen, zurück: „Kann's nicht ändern, Hans!"

Es sollte scherzhaft klingen, aber selbst Gallweg fühlte aus dem Ton etwas wie Abwehr heraus. Vielleicht nicht so Abwehr gegen Hans, wie gegen das eigne Innere. Trotz lag in den vier Worten, und doch auch Bedauern.

Diesmal antwortete Hans nicht. Er schlug die Beine übereinander, strich an der rechten Fußsohle ein Schwefelholz an, warf es, als es nicht gleich brennen wollte, beiseite, holte sein Etui mit den Wachsstreichhölzern heraus und zündete sich sehr umständlich eine Zigarette an. „Rauchst du denn nicht, Spatz? Ach so ... du bist ja passionierter Nichtraucher. Ich bin heut' wirklich etwas schwach von Gedanken, scheint's. Ja ... was machen wir nun? Das Schönste, was wir hier haben, hast du ja nun schon in aller Morgenfrühe gesehen." Er that ein paar Züge und blies den Rauch in langen Kreisen aus. „Ist sie nicht wunderschön, die Tina? Aber alle Rosen haben eben ihre Dornen. Alle? Vielleicht hat diese gar nicht einmal welche, sondern ... Früher war das alles anders. Wie sagte sie doch: ich kann's nicht ändern! Pah!" Er schleuderte die Zigarette fort, zog die Füße unter die Stuhllehne und sah eine Weile stumm auf die Steinfliesen. Dann meinte er plötzlich wieder, halblaut, fast wie für sich: „Wer kann's wissen, vielleicht wird sich's noch einmal ändern, wieder ganz ändern ..." Und dann: „Die Lust auf die Buchen ist mir übrigens vergangen. Komm, Spatz, wir wollen uns die Hängematten holen und unter den Kastanien drüben ein bissel dösen. Dösen ist überhaupt das beste. Und sind's eben nicht Buchen, so sind's Kastanien. Freilich nur ganz gemeine Kastanien ... essen kann man sie nicht. Als Kinder bissen wir wohl hinein ... pfui Geier ... gallenbitter! Na, komm! Himmel, was schwätzt man doch manchmal für dummes Zeug ..." (Fortsetzung folgt)

Zur „Burentaktik"

Selten wohl ist ein Name so unglücklich gewählt worden, um die Wesenheit einer Sache zu bezeichnen, als das Wort „Burentaktik". Eine Taktik der Buren gab es nicht und giebt es nicht. Zur Zeit ihrer siegreichen Kämpfe am Tugela- und Riet-Fluß trat nur eine im Frieden organisierte Truppe ihrerseits auf, die Artillerie; ihre sonstige Streitmacht bestand in dem bezirksweise zusammengefaßten Aufgebot aller Waffenfähigen ohne irgend eine organisatorische Einteilung oder Gliederung, ohne irgend welche Schulung zu gemeinsamer Kampfthätigkeit. Man darf diese Abteilungen, die unter selbstgewählten Führern auf dem Kampfplatz erschienen und ihn wieder verließen, wie es ihnen gut dünkte, und wie jedem einzelnen sein Urteil, ob seine Anwesenheit auf dem Gefechtsfelde oder auf seiner Farm notwendiger sei, als richtig erscheinen ließ, nicht einmal als Miliztruppen, überhaupt nicht als Truppen bezeichnen. Und da kann man unmöglich von „Taktik" sprechen. Hätten die Buren Organisation, Taktik und die damit notwendigerweise verbundene Disciplin besessen, so würden die Engländer trotz aller Uebermacht schwerlich ihrer Herr geworden sein. Die Buren sind tüchtige Reiter, vortreffliche Schützen und als Jäger wie durch ihre Kämpfe mit den Eingeborenen zu großer Findigkeit und Geschicklichkeit in Ausnutzung des Geländes erzogen, aber sie sind keine Soldaten, und die mangelnde Organisation und Schulung machte sie unfähig, die anfangs so günstige Kriegslage auszunutzen; erst als es zu spät war, lernten sie im langwierigen Guerillakriege das im Frieden Versäumte.

Heißt „Burentaktik" die Ausgestaltung der Taktik, wie sie sich aus der Nutzbarmachung der im Burenkrieg gemachten Erfahrungen ergiebt? Nächst dem spanisch-amerikanischen Krieg ist es der einzige, in dem die neuen Waffen: Magazingewehr und Schnellfeuergeschütz, zur Bethätigung gekommen sind, und da jener recht wenig ausgiebig war, ist es allerdings von außerordentlicher Bedeutung, die im Burenkriege gemachten Erfahrungen zu Rate zu ziehen, da wir im übrigen nur auf Schießplatzergebnisse angewiesen sind. Wie wenig zuverlässig diese sind, darauf werfen freilich manche Ereignisse des südafrikanischen Krieges ein grelles Licht; aber zu zuverlässigen Folgerungen berechtigen immer nur einwandfreie, unparteiische oder von beiden Seiten erstattete Berichte über die nutzbar zu machenden Vorgänge. Damit sieht es jedoch noch recht dürftig aus, denn die britische Berichterstattung ist schon wegen ihrer Lückenhaftigkeit wenig geeignet, die Grundlage für wichtige Neuerungen abzugeben, und von seiten der Buren sind wir zunächst beinahe nur auf einzelne Mitteilungen von Mitkämpfern angewiesen. Einen Ueberblick über die Vorgänge im großen konnten diese aber kaum haben, da die Buren bekanntlich alle ihnen zuströmenden ausländischen Offiziere als gemeine Reiter verwendeten und nur wenige ausnahmsweise zu höheren Stellungen zuließen. Danach würde es zu reglementarischen Aenderungen noch zu früh sein. Aber man hat sich englischerseits, um gewissermaßen die Schuld an den anfänglichen Mißerfolgen von sich abzuwälzen, darauf berufen, daß die Truppen auf den Gefechtsfeldern Südafrikas nur das zur Anwendung gebracht hätten, was sie von der deutschen Armee gelernt hätten; und wenn das der Fall wäre, wenn unser Reglement zu einem derartigen Angriffsverfahren die Handhabe böte, wie die englischen Generale es ausführten, dann könnte eine Aenderung allerdings gar nicht rasch genug erfolgen. Nun ist ja nicht zu leugnen, daß auf unsern Manöverfeldern bisweilen Bilder einer veralteten und den modernen Feuerwaffen gegenüber unanwendbaren Angriffsweise zur Anschauung kommen, und englische Zuschauer mögen sie kritiklos in sich aufgenommen haben; das kann sich aber unmöglich auf die Ausbildung und Anschauung einer ganzen Armee übertragen, wenn nicht ihre Reglements derartige fehlerhafte Auffassung begünstigen. Es müßte also schon das englische Reglement genau dem deutschen entsprechen, und beide müßten solche veraltete Manöverbilder



In der Kärnthner Straße zu Wien

Nach einer Zeichnung von St. Rejchan

rechtfertigen, wenn der seitens der Engländer uns gemachte Vorwurf uns wirklich treffen und zu einer Aenderung unsrer Vorschriften veranlassen sollte. Nun zeigen aber beide Reglements wesentliche Verschiedenheiten, von denen ich nur die eine erwähnen will, daß das englische dem vordersten der drei Treffen (Einleitungs-, Durchführungs- und Reserve-Gruppe) die Erkämpfung der Feuerüberlegenheit ganz allein überläßt, während das deutsche die **zwei** vordersten Treffen dazu verwendet wissen will, daß ersteres das zweite Treffen nur zum Sturm tambour battant einsetzt und das dritte ganz zurückhält, während das deutsche Reglement auch letzteres zur Herbeiführung der Entscheidung verwendet. Jenen reglementarischen Bestimmungen entsprach aber genau die Verwendung der Truppen seitens der englischen Generale, die niemals die ganze Kraft zur Durchführung ihrer Aufgabe einsetzten und das vorderste Treffen sich unter den Kugeln der Buren verbluten ließen. Daß man auch Kolonnenformationen bis dicht an den Feind heranführte, wovon selbst im englischen Reglement nichts steht, sei nur nebenbei zur Charakteristik der in Südafrika vorgeführten Taktik erwähnt.

Bot nun vielleicht das Angriffsverfahren der Buren Momente, die für uns zu verwerten wären? Natürlich legten die Schießplatzergebnisse der neuen Schußwaffen die Frage nahe, ob ein Frontalangriff im offenen Gelände überhaupt noch ausführbar sei, und man suchte nach Formen, die die angreifende Truppe ohne zerschmetternde Verluste das Angriffsfeld überwinden ließen. Um diese Fragen zu lösen, müßte eigentlich der Burenkrieg Anhaltspunkte bieten, aber er scheint sie vielmehr noch zu erschweren. Die Verluste erreichten auf beiden Seiten nicht die erwartete Höhe. Ein angriffsweises Verfahren der Buren ist (mit Ausnahme eines Angriffs auf die englische Stellung vor Ladysmith) im ersten Abschnitt des Krieges nur zweimal vorgekommen: bei Magersfontein und bei dem Kampf um den Spionskop. Im letzteren Falle werden uns die Verluste mitgeteilt: 70 Tote, 230 Verwundete, das wären 7,5 Prozent von den 4000 Mann, deren Beteiligung man annimmt. Es ist aber sehr fraglich, ob letztere Zahl stimmt und ob sie nur die bei dem Angriff auf die englische verschanzte Truppe auf dem Spionskop verwendete oder auch andre Abteilungen umfaßt; diese Zahl ist also ganz unzuverlässig. Wenn man nun etwa folgern wollte, daß die Buren so geringe Verluste erlitten, weil sie in kleinen Gruppen vorgingen, so würde man dem entgegenhalten können, daß sie auch keine Erfolge errangen. Sie haben wohl durch ihr mutiges Vorgehen die Engländer gehindert, die ganze Hochfläche des Berges in Besitz zu nehmen, womit ihre Stellung durchbrochen und der Kampf zu ihren Ungunsten entschieden worden wäre, aber sie haben nicht vermocht, jene von der Höhe hinunterzuwerfen. Der Rückzug der Engländer erfolgte freiwillig und, soweit sich übersehen läßt, auch nicht mit absoluter Notwendigkeit; die Buren sind also nicht dazu im stande gewesen, die Stellung zu durchbrechen und unhaltbar zu machen. Bei Magersfontein hatte allerdings das Vorgehen der Buren auf ihrem rechten Flügel den Erfolg, daß ein großer Teil der Hochländer-Brigade, nachdem sie viele Stunden lang im wirksamsten Gewehr- und Geschützfeuer ausgehalten hatte, feldflüchtig wurde; wir können auch annehmen, daß jene in ihrer gewohnten Jägerart nur sprungweise und mit Ausnutzung aller Geländedeckungen vorgingen, aber es fehlt jeder Anhalt, um ihre und die Verluste der Engländer bei diesem Vorgehen abzuschätzen.

Man hat andrerseits aus den geringen Verlusten der Engländer den Schluß ziehen wollen, daß das Vorgehen im Feuer der modernen Gewehre nicht verlustreicher sein werde als den Einzelladern gegenüber, wie wir sie 1870 71 in den Chassepots vor uns hatten. Zieht man in Betracht, daß die Gesamtverluste bei Colenso nur 5,8, bei den Kämpfen vom 19. bis 24. Oktober 1900 nur 7,2 und bei Magersfontein 7,4 Prozent betrugen, so ist das allerdings wenig gegen die 25 Prozent, die unsre Infanterie bei Mars la Tour einbüßte; und die Verluste einzelner Abteilungen, wie der Royal Dublin-Füsiliere bei Colenso, 23,9 Prozent, der Lancashire-Füsiliere auf dem Spionskop, 17,2 Prozent, und der Black Watch-Hochländer bei Magersfontein, 35,2 Prozent, erreichen bei weitem nicht die des Garde-Schützenbataillons bei St. Privat, 54 Prozent, einzelner Infanterie-Bataillone bei Mars la Tour, 52 und 68 Prozent, oder des französischen 2. Turko-Regiments bei Wörth, 86 Prozent. Trotzdem ist die Schlußfolgerung nicht richtig. Zunächst zählt Oberstleutnant v. Lindenau, dem ich obige Zahlen entnehme, bei den Verlusten der Engländer die Vermißten nicht mit, und doch ist anzunehmen, daß deren Zahl nicht nur viele verwundete Gefangene, sondern auch nicht aufgefundene Tote enthält. Zweitens sind offenbar die Stärkeangaben der beteiligten Truppen nur geschätzt, es können daher weder die absoluten Zahlen noch die Prozentzahlen Anspruch auf Genauigkeit machen. Bei dem Vergleich mit den Verlusten von 1870 bleibt aber zweierlei unberücksichtigt: die deutschen Verluste betrafen Truppen, die bis in die nächste Nähe der feindlichen Stellung vordrangen, den wirksamsten nächsten Feuerbereich überschritten und mit ihrem Blute den Erfolg erkauften, dagegen blieben die Engländer immer in größerer Entfernung vom Gegner liegen, unfähig, weiter vorzudringen, suchten sich hier so gut als möglich im Gelände zu decken und gelangten zum größten Teil gar nicht in den wirksamsten Bereich des Gewehres. Endlich aber war die Zahl der Gewehre, mit der die deutschen Truppen bei ihren Gegnern zu rechnen hatten, eine wesentlich größere, als sie die Engländer in den dünnen Linien der Buren vor sich hatten. In der 8—9 Kilometer messenden Linie von Colenso standen nach hoher Schätzung 3000 Buren, also auf je 3 Meter etwa ein Gewehr; dagegen hatte das Garde-Corps bei St. Privat mindestens 4 Divisionen auf die Frontausdehnung von 3 Kilometern vor sich, und die Zahl der Gewehre betrug 11 oder 12 pro Meter, also mehr als das Dreißigfache der Burenstellung. Selbst die besten Schützen können mit dem Magazingewehr einen solchen Unterschied in der Zahl der Gewehre nicht ausgleichen. Das Garde-Corps erlitt fast 30 Prozent, die Engländer, wenn ich die Hälfte der Vermißten mit einrechne, 6,5 Prozent Verlust; hätten sie aber anstatt 0,33 auf den Meter auch nur 4 Gewehre sich gegenüber gehabt, so würden bei gleichen Schießergebnissen ihre Verluste auf 78 Prozent gestiegen sein. Das ist mit der Vernichtung der Truppe gleichbedeutend. Nun hätten aber sogar die wenigen Buren die Wirkung noch steigern können, wenn sie die Tragfähigkeit der Waffe ausgenutzt, d. h. bereits auf größere Entfernung das Feuer begonnen und dann unausgesetzt Gebrauch von Schnellfeuer gemacht hätten. Ihre Gewohnheit aber war — und das war unter den obwaltenden Verhältnissen sehr richtig —, erst auf nahe, wirksame Abstände zu schießen und keine Patrone zu vergeuden, also nur einen Schuß abzugeben, wenn sie ihres Ziels sicher waren. Auf europäischen Kampffeldern wird man nicht so sparsam mit der Munition umgehen, und wenn die Treffer im Verhältnis zu dem Patronenverbrauch auch weniger zahlreich sein sollten, so wird doch deren absolute Zahl gewiß gesteigert werden.

Wenn man daher auch dem General v. Boguslawski darin beistimmen kann, daß an den englischen Mißerfolgen zum großen Teil die Ungunst des Geländes und der begleitenden Umstände, vor allem die mangelhafte Leitung der Gefechte und nicht die Wirkung der modernen Waffen **allein** die Schuld tragen, so erscheint doch seine auf den Vergleich der Verluste gestützte Behauptung, daß „die Entscheidung beim Gebrauche des Einzelladers ganz dieselbe gewesen wäre, und daß in einzelnen Momenten der Ausgang des Gefechts, selbst wenn der Verteidiger Vorderlader geführt hätte, kein andrer gewesen wäre“, nicht gerechtfertigt. Man wird vielmehr notgedrungen mit einer wesentlichen Steigerung der Verluste bei einem Angriff im offenen Gelände rechnen müssen, wenn man nicht schwere Nackenschläge gewärtigen will. Auch bleibt, wenn wir von den Ergebnissen des Schießplatzes auch noch so viel abziehen, immer die Erfahrung bestehen, daß die Verluste des zum Angriff Vorgehenden in einem gewissen Verhältnis größer sein werden als die des in Deckungen liegenden Verteidigers. Dies beträgt 1:4 bis 1:5 beim stehenden Feuergefecht und steigt auf das Doppelte, wenn ersterer sich in Bewegung befindet.

Es kann nicht verwundern, daß die Heeresleitung trotz der scheinbar geringen Verluste der Engländer aus den Erfahrungen des Burenkrieges die Notwendigkeit ableitet, nach Mitteln sich umzuschauen, die den Angriff ohne unerträgliche Verluste ermöglichen; und es wird kaum etwas dagegen einzuwenden sein, daß sie zuvor Versuche mit dem ihr zweckentsprechend erscheinenden Verfahren anstellt, ehe sie reglementarische Aenderungen vornimmt. Sie folgt damit nur dem Vorbilde Friedrichs des Großen, der auf den Uebungsplätzen bei Potsdam gar mancherlei Exerzitien ausführen ließ, von denen weder etwas in den Reglements stand noch jemals hinein kam. Wir leben allerdings nicht mehr unter den Verhältnissen der Zeit des großen Königs, und jene Uebungen haben deshalb, wie wir sehen werden, etwas Bedenkliches; das Verfahren aber, das dabei zur Anwendung kommt, ist dasjenige, das man allgemein — unzutreffend, wie wir sahen — als „Burentaktik“ bezeichnet. Es charakterisiert sich in folgender Weise: anstatt der dichten Schützenlinien, mit denen bisher der Angriff vorging, werden die Schützen anfangs sehr dünn, mit 10 und mehr Schritt Zwischenraum entwickelt; auch gehen sie nicht in langen, sondern in kurzen Sprüngen vor, nicht gleichzeitig in längeren Linien, sondern nur in kleinen Gruppen, möglichst unregelmäßig in räumlicher und zeitlicher Folge, um des Feindes Aufmerksamkeit leichter zu entgehen und weniger lange — während der Bewegung — seinem wirksameren Feuer ausgesetzt zu sein. Den lichteren Räumen im kleinen sollen auch lichtere Räume im großen entsprechen, d. h. Regimenter und Brigaden sollen größere Frontbreiten einnehmen und die Abstände in der Tiefengliederung gesteigert werden. Da nun aber die Feuerüberlegenheit, das anerkannt einzige und unentbehrliche Mittel, um des Feindes Widerstand zu brechen, nur durch eine möglichst große Zahl Gewehre in der Schützenlinie erreicht werden kann, ist die Haupt- und schwierigste Frage, auf welche Weise mit möglichst wenig Verlusten deren allmähliche Verstärkung auszuführen ist. Es geschieht nicht durch geschlossene Abteilungen, sondern gewissermaßen durch neue lichte Schützengruppen, die den ersten folgen, bis das Auffüllen die Schützenlinie auf die zur Erreichung der Feuerüberlegenheit notwendige Stärke gebracht hat.

Ohne weiteres ist ersichtlich, daß das Angriffsfeld sich alsbald mit Kampfatomen anstatt mit Gefechtskörpern bedecken wird, und daß bei der ungeheuren Erschwerung der Führung der Truppeneinheiten von jedem Mann eine bisher unbekannte Selbständigkeit und Entschlossenheit verlangt wird, daß also dies Angriffsverfahren die Erziehung und Ausbildung des Soldaten noch bedeutend erschweren wird. Daher wird nicht mit Unrecht von den Gegnern dieses Verfahrens auf die große Gefahr aufmerksam gemacht, die in der Verminderung des persönlichen Einflusses der Vorgesetzten auf ihre Truppe liegt. Es wird auf die zahlreichen Fälle hingewiesen, wo lediglich das Beispiel, der Zuruf des Offiziers, das Bewußtsein der steten Beobachtung durch sein aufmerksames Auge die Truppe zur mutigen Lösung ihrer Aufgabe veranlaßt und befähigt hat.

Unsre Zeit ist dadurch wesentlich verschieden von der Friedrichs des Großen, daß unser Verkehrs- und Nachrichtenwesen nichts an einem Ende des Staates sich ereignen läßt, ohne daß es am nächsten Tage am andern Ende bekannt wäre. Es ist deshalb natürlich, daß die „Burentaktik“ kaum vom allerhöchsten Kriegsherrn in Versuch genommen war, als sie in allen Teilen des Reiches Nachahmung fand, obgleich sie den reglementarischen Bestimmungen nicht entspricht. Dadurch kommt aber die Stetigkeit und Gründlichkeit der Ausbildung der Truppe ernstlich in Gefahr, denn ein gewissenhafter Bataillonskommandeur wird vor die Frage gestellt, ob er nach dem Reglement oder nach den Grundsätzen der „Burentaktik“ ausbilden soll; und hiermit erhält die andre Frage die Bedeutung der Dringlichkeit, ob eine Aenderung des Reglements notwendig ist oder nicht. Auch hierin sind die Ansichten geteilt, indem einerseits hervorgehoben wird, daß der weite Spielraum, den das Reglement der Ausführung seiner Bestimmungen läßt, auch für die Ausbildung eines neuen Angriffsverfahrens ausreiche, während von andrer Seite gerade dieser weite Spielraum bemängelt und aus ihm die Thatsache hergeleitet wird, daß jeder kommandierende General ein andres Angriffsschema aufzustellen in der Lage sei, worunter die Gleichmäßigkeit der Ausbildung notwendigerweise leiden muß. Es ist deshalb eine baldige Aenderung wenigstens der für den Angriff wesentlichsten Paragraphen nicht nur dringend zu wünschen, sondern auch mit einiger Bestimmtheit zu erwarten.

H. Frobenius

Lied der Sehnsucht

Ich gleite durch dein Leben hin,
Ein Schatten, den keiner sieht;
Du weißt nicht, daß ich dein eigen bin,
Hörst nicht meiner Sehnsucht Lied.

Ich sing' es leise in jeder Nacht,
Und siehst du am Tage mich kaum, —
Mir ist, als trügen die Winde sacht
Mein Lied durch deinen Traum.

Maidy Koch

Der Simulant

Militär-Humoreske

von

Roda Roda

(Schluß)

Während sich der Herr Rittmeister diebisch freute, „diesen Callini, diesen Simulanten," so gründlich im Spital eingesponnen zu haben — bei 23,2 Heller Verpflegsgebühren täglich — saß Freund Otto seelenvergnügt mit Schwester und Muhme in Asurnik und verschaute sich immer tiefer in Etelkas kohlschwarze Augen. Garden-Parties, wie sich sie Otto ausgemalt hatte, gab's nun zwar nicht, immerhin aber ließ es sich leben.

Nach einer lange andauernden Spannung zwischen Rußland und England — Madame Wassiljewitsch hatte Mistreß Langfields letzten Herbsthut „einfach scheußlich" genannt — war's wieder Friede in der diplomatischen Kolonie von Asurnik geworden. Die Sekretäre der Großmächte wetteiferten nach der schrecklichen, langweiligen Zeit in der Veranstaltung von Picknicks und Tänzen. Deutschland lud zu Abend, und von Frankreich munkelte man, es sei gerüstet bis auf den letzten Gamaschenknopf für einen wahrhaftigen Ball. Madame Wassiljewitsch, die gute Beziehungen zur Republik hatte, machte gelegentlich über diesen bevorstehenden Ball Andeutungen, die alle Erwartungen aufs höchste spannten. Baronin Parkany, eine stattliche, vornehme Dame, ging am Horizont der Gesellschaft von Asurnik mit Sonnenherrlichkeit auf. Etelka und Otto, ihre Planeten, gestatteten weite Ausblicke auf neue Varianten des Courschneidens, das bei der geringen Anzahl von verfügbaren jungen Damen und Herren fast gedroht hatte, eintönig zu werden. Kurz, Otto fühlte sich nichts weniger als „eingesponnen". Nur täglich kurz vor dem Schlafengehen bekam er kleine Beklemmungen. Daß die Sache bei der Schwadron zu Hause etwa schief gehen könnte, daran dachte er keinen Augenblick. Nein, dazu waren Eippeldauer, Jean — und im ärgsten Falle Kamerad Kostitsch viel zu geriebene Bursche. Aber vor der Rückkehr seines Vormundes von der Landbereisung graute es ihm ein wenig, denn Schwager Béla konnte manchmal unangenehm energisch sein … Er wird sich auch gewiß nicht mit Ottos Versicherung begnügen, daß der Urlaub ordnungsgemäß bewilligt sei — wie es Baronin Parkany gethan hatte —, sondern nach dem Urlaubsschein fragen. Dann sind natürlich die schönen Stunden mit Etelka zu Ende. Wenn Béla nur wenigstens nicht vor dem Ball beim französischen Geschäftsträger zurückkäme!

Nein, Baron Parkany kam nicht zurück. Er studierte noch eifrig die Gesundheitsverhältnisse der Schweinchen von Südmacedonien, als die Kapelle des fürstlichen Garderegiments bei Madame Duvernois zur Polonaise aufspielte. Otto, die Gattin des bulgarischen Militärattachés am Arme, folgte mit glänzenden Augen den elastischen Bewegungen Etelkas, die von Mister Langfield geführt wurde. Die zweite Quadrille, der Herzenstanz, sollte ja ihm gehören …

Da plötzlich brach, mitten im Takt, die Musik jäh ab. Der Kapellmeister, Herr Waschitza aus Prag, machte verzweifelte Gelenkübungen mit Armen und Beinen — Trommelwirbel und Fanfaren tönten — und mit mächtigen Klängen brauste die macedonische Hymne durch den Saal. Ehe Otto wußte, wie ihm geschehen, hatte ihn seine besonnene Tänzerin in das Spalier zurückgezerrt, zu dem sich die Gesellschaft rasch formiert hatte. Aller Augen hingen an der Eingangsthür. Eine schlanke Gestalt in goldstrotzender Uniform ward sichtbar, Damen und Herren grüßten mit tiefer Verneigung. Der junge Landesfürst Mihajlo I. hatte auf die Kunde von dem Balle seine Jagd aufgegeben und war in eigner Person, von großem Gefolge umgeben, erschienen, um das befreundete Frankreich in seinem Hause zu ehren!

Otto stand noch, geblendet von der bunten Pracht der eben aufgetauchten Erscheinungen, als er zu seinem namenlosen Schrecken mitten in der Suite des Fürsten eine wohlbekannte, bescheidene Uniform erblickte. Indes die Hausfrau Seine Durchlaucht ehrerbietig begrüßte und die Herren des Gefolges sich mit den Ballgästen zu kleinen plaudernden Gruppen vereinten, löste sich der bescheidene Herr aus seiner Umgebung, schritt auf Baronin Parkany zu und rief lachend: „Grüß Gott, Marischka! Grüß Gott, Etelka! Was? — eine Ueberaschung! Seine Durchlaucht selber haben geruht, mich mitzubringen! Ich war eben im fürstlichen Jagdterrain beschäftigt, als die Kunde vom Balle zu uns gelangte."

Die bulgarische Oberstin war zum Glück eine handfeste Frau. Sie konnte Callini festhalten, als er in die Erde zu sinken gedachte. Sie wehte ihm auch mit ihrem Fächer so lange Luft zu, bis er halbwegs wieder feststand. Er hörte noch mit halbem Ohr die Freudenausbrüche Marischkas und Etelkas, sah, wie sich Schwager Béla unversehens umwandte, staunend die Augen aufriß und — fast umfiel.

„Otto! Du — hier??"

„Ja, i—ich bi—bin hier!" stammelte der unglückliche Ausreißer.

„Wie kommst denn du —?"

„Mit dem Orientexpreß!" antwortete der junge Graf Callini, der seine Fassung schon wieder hatte. Jetzt war ja die Partie doch schon verloren. An einen Urlaub würde Béla ja nicht gutwillig glauben, und Papiere hatte Otto nicht. Also frisch mit der Wahrheit heraus! „Mit dem Orientexpreßzug bin ich gekommen — eigenmächtig natürlich," erzählte er keck. „Nicht einmal meine Abreise hab' ich angemeldet, geschweige denn die Erlaubnis dazu erwirkt."

Béla, Marischka, Etelka, die bulgarische Oberstin und Miß Langfield schlugen wie auf Kommando die Hände über dem Kopf zusammen! Ob man solch einen wahnwitzigen Leichtsinn schon je erlebt habe!

„Mensch, da wirst du ja als Deserteur behandelt werden!"

„O nein! Ich habe eine Krankheit vorgeschützt und anstatt meiner einen Schuster ins Bett gelegt."

Mister Langfield und Frau Mamonoff lachten.

„Du mußt auf der Stelle einrücken, Otto."

„Das kann ich ja gar nicht, Schwagerchen. Der nächste Zug geht übermorgen nachts."

Béla schleuderte seine wütendsten Blicke auf sein unverfrorenes Mündel. Dieser Skandal. Wenn sich das in der Gesandtschaftskolonie herumspricht!

„Um Himmels willen, wie ist es dir eingefallen, ohne Urlaub hierherzukommen?" fiel Frau Marischka verzweifelt ein.

„Etelkas wegen!" antwortete Otto mit knabenhaftem Trotz.

Das auch noch, jetzt kompromittierte er Etelka! Baron Parkany war nahe am Bersten. Die Baronin bat voller Geistesgegenwart Frau Mamonoff und Mister Langfield um tiefstes, unverbrüchliches Schweigen. Und Etelka? Deren Blicke hingen gerührt am Antlitz ihres heißblütigen, unbesonnenen, leichtsinnigen, kreuzbraven lieben Otto, der alles gewagt hatte für ein paar Stunden süßen Beisammenseins. Wenn er schon ihretwegen in den Arrest mußte, unbelohnt sollte seine Kühnheit nicht bleiben!

„Aber, Béla," begann sie freundlich, „es ist doch selbstverständlich, daß Otto seine — Braut nach dem Balkan begleitet."

„Was für eine Braut?" fragte Baron Parkany verständnislos.

„Nun — mich doch — bist du so verwirrt, daß du unsre Verlobung vergessen hast?" entgegnete Etelka scheinbar unbefangen — und das Herz pochte ihr unter der Seidentaille zum Zerspringen.

Frau Mamonoff und Mister Langfield lächelten diplomatisch. England zog sich diskret zurück — bei Bulgarien siegte die angeborene weibliche Neugier über das anerzogene Taktgefühl. Man hat nicht alle Tage das Glück, Zeugin solch spannender Familienscenen zu sein!

Endlich erinnerte sich auch Baron Parkany, daß er heute nicht Ministerialrat, sondern Diplomat sei und daher gute Miene zum bösen Spiel machen müsse. „Ihr habt mich mißverstanden — ich sprach ja gar nicht von eurer Verlobung, am allerwenigsten hatte ich sie vergessen. Es handelt sich jetzt um die Rolle, die Otto hier im Saale spielen soll."

„Das ist doch sehr einfach, cher Baron," riet Frau Mamonoff belustigt. „Wenn Sie Ihren Schwager nicht gerade als Deserteur vorstellen wollen, ernennen Sie ihn eben für heute zu Ihrem Sekretär."

„Wird wohl nichts andres übrig bleiben," seufzte Baron Parkany.

„Gewiß — umsomehr, als Seine Durchlaucht die beiden neuen Sterne des Ballhimmels, das Brautpaar, bereits bemerkt zu haben scheint."

„In Gottes Namen denn!" rief der Herr Ministerialrat, perlenden Schweiß auf der Stirn, und führte seine Gemahlin und das Brautpaar der Hausfrau zu, die Seiner Durchlaucht beim Cercle beistand.

*

Johann Eippeldauer lag mißmutig auf dem ehernen Kommißbett des „Simulantenzimmers" im k. und k. Truppenspital von Aránybánya und sah den fidelen Zimmergenossen zu, die sich für die Nachmittagsvisite rüsteten. Die einen, die Fieberkranke vorstellten, schlugen mit Todesverachtung die Ellbogen an den Tisch, um den Puls zu beschleunigen, die andern, Magenleiden heuchelnd, naschten an der Kalkwand, denn es galt, eine „belegte Zunge" zu zeigen. Wieder andern war das ewige Chininschlucken ebenso zuwider wie dem armen Eippeldauer. Lieber Gewehrgriffe im Freien als die bitteren Tränklein „Doktor" Geyerschnabels im Spital! Die bemühten sich überhaupt nicht mehr, marod zu scheinen. Aber ihren Spaß mit dem alten, kurzsichtigen Oberwundarzt Geyerschnabel wollten sie noch zum Abschied haben. Aus Polstern, Leintüchern und Monturen wurde kunstreich eine Puppe geformt und säuberlich auf einem der Betten aufgebahrt.

Die Spitaluhr schlug mit vielem Rasseln und Knacksen fünf — jetzt mußte er kommen. Richtig, da war er schon! Durch die Reihen der truppenscheuen Krieger, die „Habt acht" vor ihren Schlafstätten standen, ging ein unterdrücktes Kichern.

Oberwundarzt Geyerschnabel, ein verkniffenes, glatzköpfiges Männchen, blieb schon an der Thür schnuppernd stehen. „Es scheint geraucht worden zu sein," rief er in schneidendem Diskant.

„Nein — Herr — Dok—tor!" brüllte die Schar der Patienten im tiefsten Baß zurück.

Um des Doktortitels willen, den ihm seine „Simulanten" an jedem Nachmittag taxfrei verliehen, verzieh er manches, auch das Tabakrauchen. „Also nicht!" entschied er kurz, und wandte sich an den ersten: „Was fehlt Ihnen angeblich, Nummer eins?" Oberwundarzt Geyerschrabel liebte es, seine Simulanten zu zählen, damit nicht am Ende einer der Chininbehandlung entgehe. „Was fehlt Ihnen angeblich?"

„Ich bin unwohl," klagte der Kerl frech und herzbewegend. Er hatte eben erst Kalk geleckt.

„Unwohl giebt's nicht. Beim Militär ist man entweder schwer krank oder ein Simulant. Sind Sie schwer krank?"

„Nein — ja — ich glaube."

„Also nicht! Zeigen Sie Ihre Zunge. Ist sie belegt, Sanitätswärter? Ja? Ich sehe nämlich schlecht. Also nicht!"

„Doch, Herr Oberwundarzt, ich melde gehorsamst, sie ist belegt," stellte der Wärter fest.

„Geben Sie ihm Chinin," sprach Meister Geyerschnabel und wandte sich schon an Nummer zwei.

Indessen hatte der brave Sanitätssoldat einen Löffel voll der „Simulantenmedizin" geschöpft und hielt sie dem Kranken hin. Als er in der Linken die gewohnte Taxe — ein Zehnhellerstück — verspürte, goß er das Tränklein langsam wieder in den Flaschenhals zurück. Wer schmeert, gut fährt — auch im Truppenspital von Aránybanya.

Oberwundarzt Geyerschnabel hatte, immer sorgsam zählend, eine Bettenreihe abgegangen, als er plötzlich rief: „Hier fehlt mir ein Simulant!"

„Der — ist — tot — Herr — Dok—tor!" brüllte der ergötzte Chorus und wies auf die Puppe.

Geyerschnabel näherte sich dem Bette, sah das Leinengesicht gedankenvoll an und meinte dann: „Der Schurke simuliert! Er schaut ja prächtig aus!"

Nun hielt die Ordnung im Krankenzimmer nicht länger an. Ein Wiehern und Scharren erhob sich.

„Aha, hab' ich dich erwischt, du Schlingel! Mit Musik begraben lassen — was? Das wär' dir recht, und mich dann hinterher noch auslachen!" zankte Geyerschnabel den ausgestopften Mann aus. „Gleich stehst du auf und gehst die Treppe scheuern, elender Betrüger!"

Die Herren Simulanten krümmten sich vor Vergnügen. Geyerschnabel wurde unsicher. Er griff unter die Decke — da ward der Streich offenbar. Ein großes Strafgericht ging nieder. Aber nun wollte es keiner gewesen sein. „Morgen allen Wassersuppe mit nichts!" verfügte Geyerschnabel. Die Aussicht auf die magere Kost übte ihre heilsame Wirkung — jedenfalls mehr als die Drohung des Herrn Oberwundarztes, den Vorfall dem Spitalkommando zur weiteren Amtshandlung melden zu wollen. Denn daß Geyerschnabel seine Blamage nicht verbreiten würde, wußte jeder.

Mit neuem Diensteifer befragte der Oberwundarzt nun die zweite Reihe. An ihrem Ende lag Johann Eippeldauer, zerknirscht und vernichtet durch Hunger, Chinin und Enttäuschung. Nein, so hatte er sich das gräfliche Leben nicht vorgestellt! Mochte nun kommen, was da wollte, — er war fest entschlossen, nicht länger die Rolle des jungen Grafen zu spielen, der sicherlich irgendwo in der Welt herumfuhr, Cognac trank und die allerfeinste Krakauerwurst aß, während er, der arme Eippeldauer, die dem Grafen zugedachten Medizinen schlucken mußte. Nein und tausendmal nein! Heute wird sich Eippeldauer zu erkennen geben!



Tümmlerjagd von Bord S. M. Schulschiff „Charlotte“ im Atlantischen Ozean

Nach einer Zeichnung von Poppe Folkerts (Text S. 499)

„Ah! Guten Tag, gräfliche Gnaden!“ grinste der Herr Oberwundarzt mit ironischer Unterwürfigkeit. „Wie haben Gnaden geruht, geruht zu haben? Ausgezeichnet — was? Ja — das thät' dem Freiwilligen gefallen, hier auf den k. und k. Daunen zu schwelgen, wenn die Kameraden draußen früh und spät im Sattel hängen! O nein! Daraus wird nichts! Sanitätswärter, geben Sie ihm eine Protektionsportion!“



Märchenerzählerin. Nach dem Gemälde von Hermann Buschbeck

Der Wärter that, wie ihm geheißen worden, und füllte den Löffel übervoll. Als in seine begehrlich ausgestreckte Linke wieder kein Zehnhellerstück geschoben ward — Eippeldauer war arm, o so arm! — brachte er den Löffel näher.

Jetzt schwoll dem Schuster die Zornader: „An' Ruah will i!“ schrie er. „I bin ka Graf — verstengan Sö? I bin der Schuafter Johann Eippeldauer, und Ihnere Trankeln können S' selber saufen!“

„Was, Sie sind kein Graf? Also nicht?“ fragte Geyerschnabel mit gemachtem Wohlwollen.

„Na, sag' i Ihna! I bin a freier Gewerbsmann und sag' Enk adieh und pfüat Enk Gott, und geh' wohin, daß i will!“ Sprach's erhob sich und machte Miene, auf und davon zu eilen.

„Halt!“ donnerte Geyerschnabel. „Auf solche Witze sind wir eingerichtet! Sie bleiben liegen, bis ich Ihnen erlaube, aufzustehen.“

„Sö, da täuschen S' Ihna! I bin a Staatsbürger, wissen Sö — i bin a freier Gewerbsmann! Mir hab'n S' goar nix zu beföhlen!“

„Halt! Herbei, ihr Leute! Renitenz! Disciplinwidrigkeit! Zu Hilfe! Faßt ihn an!“ zeterte Geyerschnabel. „Meuterei! Wer nicht zulangt, geht in den Arrest!“

Der Sanitätssoldat ergriff den ungehorsamen Schuster am Kragen, zwei oder drei Kranke, die der Oberwundarzt herbeigezogen hatte, mußten ihn wohl oder übel an den Handgelenken festhalten. Durch den Lärm hereingelockt, erschienen Wärter und packten mit an.

„Er simuliert Größenwahn!“ johlte Geyerschnabel. „Er will für einen freien Mann gelten! Na, warten Sie, Freiwilliger, das wollen wir Ihnen austreiben! Unter die Dusche mit ihm! Augenblicklich unter die Dusche — und den Herrn Stabsarzt rufen!“

Johann Eippeldauer, der nicht Graf Callini sein wollte, schlug um sich, schrie sich heiser, aber es half ihm nichts. Als er eine Viertelstunde später, naß bis auf die Knochen, zähneklappernd vor Kälte, in der Gummizelle kauerte, sah er ein, daß er buchstäblich vom Regen in die Traufe gekommen war.

Der Herr Stabsarzt und Spitalkommandant saß eben bei einer Tarockpartie im Café Corso, als ihn die Ordonnanz abberief.

„Was ist denn los?“ fragte er unwirsch.

„Der freiwillige Graf ist verrückt geworden.“

„Blödsinn!“ Aber der Herr Stabsarzt sagte doch drei Runden an. Als sie beendet waren, marschierte er mit großen Schritten zum Spital, um nach dem Rechten zu sehen. Kadett Junker von der 5. Schwadron des Husarenregiments 17, der die Meldung der Ordonnanz mitangehört hatte, folgte neugierig in passender Entfernung.

„Hallo, wohin so rasch, Herr Doktor?“ rief in der Festungsallee der General den Stabsarzt an, der ihn fast umgerannt hätte.

„Herr Generalmajor, ich melde gehorsamst, der Einjährigfreiwillige Graf Callini soll irrsinnig sein.“

„Nicht möglich! Ist er im Spital?“

„Ja!“

„Ah — da muß ich doch mitgehen.“

Vor dem Guckfensterchen der Tobsuchtszelle blieben beide Herren stehen und äugten aufmerksam den Schuster Eippeldauer an. Oberwundarzt Geyerschnabel berichtete flüsternd die Krankengeschichte. An der Ecke des langen Korridors tauchte Kadett Junker auf.

„Glauben Sie, daß man ungefährdet zu ihm hineingehen kann?“ fragte der General.

„O, seit er die Dusche bekommen hat, kann man ihm den Finger in den Mund halten,“ versicherte Geyerschnabel und winkte dem Wärter, aufzuschließen.

Eippeldauer hob kaum die Lider.

„Freiwilliger Graf Callini, was fehlt Ihnen?“ fing der General an.

Eippeldauer nahm die Reste seiner Widerstandskraft zusammen: „Herr Gen'ralmajor,“ wimmerte er, „i woaß nöt, wia—r—i derzu kumm, a so behandelt z' wer'n. I bin ka Freiwülliger nöt, i bin an oarmer Gewerbsmann, mei Namen is Eippeldauer, Johannes Eippeldauer. I bin Schuaster von Profession und hab' niemanden nix 'than.“

Das klang denn doch zu natürlich. Der General sah den Stabsarzt befremdet an, der Stabsarzt den General. Nur Geyerschnabel ließ sich nicht verblüffen. „Er simuliert schon wieder!“ rief er. „Wärter, duschen Sie ihn noch einmal! Ich frage Sie zum letztenmal: sind Sie der Graf Callini oder nicht?“

Eippeldauer zuckte zusammen. Lieber das Schwerste tragen — nur nicht die eiskalte Dusche! „Ja,“ hauchte er mechanisch, „i bin der Einjährig-freiwillige Titularkorporal Otto Graf Callini di Santa Barbara.“

„Und nicht der Schuster?“

„Na!“

„Also nicht!“ rief Geyerschnabel triumphierend. „Sehen Sie — unsre Kaltwasserkur heilt jeden Wahnsinn auf der Stelle.“

Der Generalmajor schien dennoch nicht befriedigt. Er schüttelte den Kopf, dann durchblitzte ihn ein Gedanke: „Ich habe draußen einen Husarenkadetten gesehen — holen Sie den mal herein, Sanitätssoldat!“

Gleich darauf erklang die Meldung: „Herr Generalmajor, Kadett Junker des 17. Husarenregiments meldet gehor—“

„Schon gut, Kadett! Sehen Sie sich diesen Mann an. Kennen Sie ihn?“

Kadett Junker sah sich ihn an. Teufel, er kam ihm so bekannt vor — wo war er ihm denn nur begegnet?

„Kennen Sie ihn?“ fragte der General noch einmal.

„Ja — das heißt, ich glaube . . .“

„Was heißt das: ich glaube? Kennen Sie ihn oder nicht?“

„Ja!“

Der General und der Stabsarzt wechselten wieder einen Blick. Also doch Graf Callini!

„I woaß nöt, was Sö vo mir woll'n,“ sprach Eippeldauer wie traumverloren zu sich selber, „i bin do a freier Gewerbsmann — i —“

„Ah, das ist zu dumm!“ unterbrach der General. „Jetzt fängt er wieder an, seine Komödie zu spielen. Graf Callini, ich warne Sie! Scherzen Sie nicht mit mir.“

Junker war überrascht. Wie? Der da sollte Callini sein? „Aber das ist ja gar nicht Callini, Herr Generalmajor!“ rief er.

„Wer ist's also sonst?“

„Ich melde gehorsamst, das weiß ich nicht — aber Callini ist's nicht.“

„Sie behaupteten doch, ihn zu kennen, Kadett?“

„Ja, aber ich — ich — kann mich nicht erinnern . .“

„Dann erinnern Sie sich gefälligst sofort, sonst sperre ich Sie ein, daß Ihnen die Schwarten krachen!“

„Der Herr Kadett woaß ja, wer i bin, er is mei' Master eh no dreizehn Guld'n fufzig Kreuzer schuldi — erscht vur a paar Täg' bin i eahm (ihn) mahnen g'wesen . . .“

„Ich hab's, Herr Generalmajor!“ rief Kadett Junker erleuchtet. „Der Mann ist Gesell beim Schuster Brandner!“

„Also — nicht Callini!“ meinte Geyerschnabel resigniert.

*

Die Entdeckung des großen Schwindels war das Tagesgespräch der Garnison. Kostitsch ging ratlos hin und wider — mit einem Kopf wie ein Wasserschaff. Was beginnen? Wie Otto verständigen?

Aufs Geratewohl nahm Kostitsch nachmittags einen Wagen und fuhr zum Bahnwärterhäuschen hinaus, wo der Zug hält, der täglich einmal Aránybányas Verkehr mit der großen Welt vermittelt.

„Callini! Callini!“ schrie Kostitsch — und richtig erschien im Rahmen eines Coupéfensters Ottos selig verschlafenes Antlitz.

Kostitsch sprang mit einem Satz in den Abteil und berichtete in fliegender Hast die schreckliche Geschichte: „Alles entdeckt, Otto — in Aránybánya erwartet dich die Patrouille auf dem Bahnhof, um dich in den Garnisonsarrest abzuführen. Steig sofort aus und komm in meinen Wagen.“

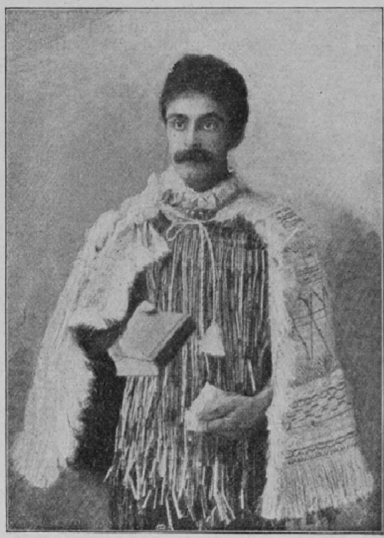
„Aber das Gepäck!“

„Was Gepäck! Thu, wie ich dir sage! — Du mußt geradeaus zum General gehen und versuchen, dich reinzuwaschen,“ entschied Kostitsch, als sie im Landauer dahinfuhren.

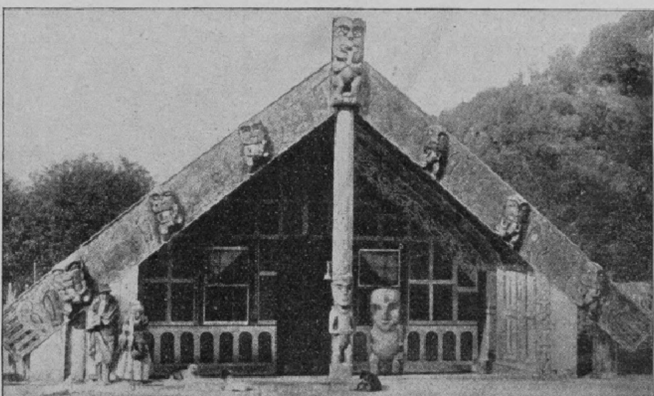
Leicht ging das freilich nicht. Der Herr Generalmajor war schrecklich zornig. Vorerst gelang es Otto nur, die drohende Arretierung abzuwenden. Sein Geständnis, daß er die Fahrt um Etelkas willen unternommen und sich in Asurnik verlobt habe, begeisterte die Kommandeuse derart, daß sie all ihren Einfluß geltend machte, um ihren Gemahl zu einer milderen Beurteilung des Liebesabenteuers zu bestimmen. „Du bist doch auch einmal jung gewesen,“ sagte sie. „Desertion war's ohnehin nicht. Und er ist sonst ein gut erzogener Mensch aus einer der ersten Familien.“

Doch auch diese warme Fürsprache hätte nichts genutzt. Aber eines Tages kam das Dekret, durch das Fürst Michajlo I. von Macedonien dem „Sekretär“ Grafen Callini „in Anerkennung seiner Verdienste um die guten Beziehungen der beiden Staaten“ den hohen Orden vom goldenen Falken verlieh. Na, einen Mann, dem die Monarchie zu Dank verpflichtet ist, kann man doch nicht einsperren!

Als der österreichisch-ungarische Bevollmächtigte später einmal den Fürsten in guter Laune antraf, erzählte er ihm die Sache ganz so, wie sie sich zugetragen. Der Fürst lachte so herzlich über den rettenden goldenen Falken und den Schuster, der sieben Tage Graf gewesen, daß er am liebsten auch Eippeldauer dekoriert hätte. Weil das doch aber nicht gut anging, begnügte er sich damit, der mutigen Baronesse Etelka just an dem Tage, da sie Gräfin Callini wurde, ein kostbares Armband mit den Initialen M. I. überreichen zu lassen.



Wherahiko Rawei, eingeborener Maori-Missionar, dessen Grosseltern noch Kannibalen waren



Ein Wharepuni, Schlafzelt für etwa hundert Eingeborene. Mit Götzenbildern geschmückt

Die Maoris von Neu-Seeland

Mitten in einer wildromantischen Natur liegt auf Neu-Seeland das Maoriland, die Heimat einer interessanten, leider im Aussterben begriffenen Volksrasse. Nach der Tradition der Eingeborenen ließen sich ihre Vorfahren vor etwa 800 Jahren dort nieder. Wherahiko Rawei, ein eingeborener Missionar, erzählte mir darüber folgendes:

Vor Tausenden von Jahren lebten auf der Insel Hawaiki die Vorfahren unsers Volkes. Einer ihrer Priester, Te Kupe mit Namen, hatte das Mißfallen seines Häuptlings erregt und mußte fliehen, um nicht dem Tode zu verfallen. Mit Nahrung ausgiebig versorgt, fuhr er auf einem Kanoe hinaus ins weite Meer; Heimat und Freunde, so glaubte er, würde er nimmer wiedersehen, und von den Seinen wurde er alsbald für tot beweint. Zwölf Monate später aber kehrte er zum Erstaunen der Inselbewohner zurück und erzählte in glühender Schilderung von einem wunderbaren Land, das er entdeckt habe. Sein Bericht rief stürmische Aufregung hervor. Sieben reichlich ausgestattete Kanoes, genannt Aotea, Avawa, Piami, Mata, Takitumu, Kurahuape, Atua, dicht besetzt mit Hawaiki-Eingeborenen, fuhren hinaus aufs Meer, das gelobte Land in Besitz zu nehmen. Te Kupe befand sich in dem Kanoe „Aotea“, und da sein Boot Neu-Seeland zuerst erreichte, nannten die Angekommenen Neu-Seeland „Aotearoa“. Der Ueberlieferung nach haben die Eingeborenen seit Generationen berichtet: „Der Same unsrer Herkunft stammt aus Hawaiki,“ und so darf wohl kein Zweifel über den Ursitz der Maori-Rasse aufkommen. Wer die hier wiedergegebenen Bilder der Maorifrauen und das des Eingeborenen Rawei betrachtet, dürfte mit uns darin übereinstimmen, daß diese Leute einen durchaus orientalischen Typus haben.

Wie die Bildungsfähigkeit der Maoris ganz erstaunlich ist, so sind ihre Körperformen prächtig, ihre Gesichtszüge so geistig belebt, daß man sich des Gedankens kaum erwehren kann, daß ihre Urväter einst einer in der Kultur vorangeschrittenen Völkerklasse angehört haben. So dürften wohl jene Kulturgeschichtsforscher recht haben, die meinen, daß die Eingeborenen von Hawaiki einem Zweig jenes babylonischen Geschlechtes entstammen, das nach der Zerstörung des Turmbaues in alle Welt zerstreut wurde. Von Te Kupe glaubte das Maorivolk, daß er übernatürliche Kräfte besäße. Die Maoriballaden, die ebenfalls ein Beweis für die Intelligenz der Rasse sind, berichten ausführlich von ihm. In einer von ihnen heißt es, ins Deutsche übersetzt:*)

Ich will singen, ich will singen von Kupe, groß und tapfer,
Der sein Kanoe aussetzte und die mächtigen Wellen durchkreuzte,
Der, als die Welt aus ihrem Chaos geboren wurde,
Die Erde in Kontinente teilte,
Die Thäler und die Berge schuf
Und der Erde, so fruchtbar, ihre herrlichen Farben verlieh.
Wie der Vogel, leicht sich schwingend, aus der Tiefe emporsteigt,
So rief er die Inseln, aus ihrem totenähnlichen Schlaf sich zu erheben.

*) Nach Raweis Uebersetzung aus der Maorisprache ins Englische, die deutsche Uebersetzung aus dem Englischen von Malwina Lampadius.

Die Kapiti und Mana*) küßten die Wellen,
Und Arozava verließ ihr Ozeangrab.
Dies sind die Zeichen, die unsern Vorfahren wurden,
Da Aotearoa zuerst ihr Angesicht erblickte.
Und nun will ich jeden verborgenen Winkel, jeden Strand erforschen,
Um Besitz von dem fruchtbaren Land zu ergreifen.



Maori-Prinzessin im Hochzeits-Federkleid

Diese Ballade stammt also nach unsrer Zeitrechnung ungefähr aus dem 11. Jahrhundert und wird noch heute von den Maoris gesungen. Rawei trug sie uns mit einer klangvollen, tief ergreifenden Baritonstimme vor und begleitete seinen Gesang durch Spiel auf einem mandolinenähnlichen Saiteninstrument, ebenso eines seiner von ihm selbst gedichteten und komponierten Lieder:

Meines Lebens Geschichte.*)

„Viele Jahre wandert' ich in Dunkelheit und Sünde,
Von Furcht erfüllt, im Herzen kummervoll!
In meiner Trauer kniet' ich nieder dort am Kreuze,
O welcher Friede! Welche Wonne überkam mich da!
Die Dunkelheit ward mir zum Licht des Tages!
O welche Seligkeit, da Furcht und Zweifel schwanden,
O welch unsagbar Glück, da ich nicht mehr
Zu trauern brauche ob der eignen Sünde!"

Die Maoris waren einst ein mächtiger Volksstamm und von den Engländern gefürchtet. Aber wie die Gebräuche der Zivilisation überall verheerend auf die wilden Völkerrassen einwirken, so haben sie auch bei den Maoris dazu beigetragen, daß der Stamm dem Aussterben nahe ist. Zivilisierte Kleidung, Branntwein, Tabak, Kriegsgewehre sind die Träger der Vernichtung gewesen, die seit kaum einem Jahrhundert massenweise ihre Opfer dahingerafft haben. Von der kleinen Schar der übriggebliebenen so schönen und talentierten Rasse wird bald keine Spur mehr zu finden sein. Auch die ansteckenden Krankheiten, die der Schiffsverkehr nach Maoriland gebracht, haben zahlreiche Opfer gefordert. Verderblich sind übrigens auch die eignen Hochzeits- und Begräbnisgebräuche. Bei letzteren ist es zum Beispiel Sitte, daß Häuptlinge 14 Tage bis 3 Wochen, je nach ihrem Range, über der Erde aufgebahrt liegen müssen. Während dieser Zeit haben die Angehörigen der Verstorbenen alle Leidtragenden in den „Whavepunis" zu beherbergen und zu bewirten. Oft sind 50 bis 100 Eingeborene in dem schlecht ventilierten Raume zusammengedrängt. Sehr häufig, besonders dann, wenn der Verstorbene am Fieber zu Grunde gegangen ist, bricht dieselbe ansteckende Krankheit unter den Leidtragenden aus. Auch alle Hochzeitsgäste bleiben wochenlang im „Whavepuni" gesellig zusammen, bis der große Moment gekommen ist, da die Eltern der Braut die Festgenossen unter reichen Geschenken an Schmucksachen entlassen, wobei besonders der funkelnde Grünstein von Neu-Seeland eine Rolle spielt. Massenweise werden Speisen serviert, und die Kumaras (Kartoffeln) sind ein Lieblingsgericht. Selbst die arme Klasse der Maoris bemüht sich, diese Schenksitte aufrecht zu erhalten, die häufig der Grund ist, daß ganze Familien nach dergleichen Hochzeits- und Totenfesten ein Jahr lang am Hungertuche nagen.

Unsre Abbildungen von Frauen, nach Aufnahmen des Missionars Rawei, zeigen Angehörige der bemittelten Häuptlingsklassen. Die Gewänder bestehen aus einem feinen Handgewebe, aus einer neuseeländischen Rohrpflanze angefertigt. Je nach dem Rang, den die Frauen und Töchter der Häupt-



Maori-Prinzessin von der nördlichen Insel



Maori-Zwillingspaar mit selbstgewebter Bekleidung



Maori-Mädchen im Staatskleide

*) Kapiti und Mana sind zwei Inseln.

*) Gleichfalls nach Raweis Uebersetzung.

linge einnehmen, werden in diese Kleidungsstücke mit Nadeln, die aus Fischgräten verfertigt sind, Federn eingenäht. Die sogenannten Maori-Prinzessinnen tragen die kostbarsten Gewänder aus Federn seltener Vögel, ebenso ist ihr kronenartiger Kopfschmuck mit wertvollen Federn geziert. Die unbemittelten Maoris sind nur dürftig bekleidet, die Kinder meist gar nicht.

Hochinteressant sind die alten, aus Holz erbauten Wohnstätten, die schon erwähnten „Whavepunis". Die Holzschnitzereien an und in ihnen sind geradezu Meisterwerke. Eigentümlich ist es, daß die aus Holz geschnitzten Maori-Götzen stets einen ungeheuer großen Kopf auf einem Zwergenkörper tragen. Der Eingeborene Wherahiko Rawei bemüht sich, seitdem er selbst zum Christentum bekehrt wurde, fortgesetzt, das Evangelium unter den Maoris zu verbreiten und sie von ihrem Götzendienst abzubringen. Er ist in Mangawhero-O-te-Au geboren, einer kleinen Ansiedelung der Maoris hinter Pipiviki am Wanganni-Flusse. Seiner Erzählung nach wurde er von einer durch seine Heimat reisenden Engländerin adoptiert. Sie brachte ihn nach Wanganni, Neu-Seeland, und sandte ihn dort acht Jahre lang in die englische Schule. Im Jahre 1866 bekannte er sich aus eignem Antrieb zum Christentum. Nach weiterem dreijährigen Studium und einem glänzend bestandenen theologischen Examen in der englischen Christ-Church zog er als Missionar in seine Heimat zurück. Um Geld für seine Missionszwecke zu erwerben, bereiste er, Vorträge über sein Volk in England und Amerika haltend, mehrere Jahre die Welt. In Paumarere, einem kleinen Ort in der Bucht der Insel von Neu-Seeland, errichtete er ein Missionsheim und eine Schule für seine bildungsfähigen Landsleute. Mit seiner Frau und seinen beiden lieblichen Kindern lebt und wirkt er hier noch heute.*)

Malwina Lampadius

*) Weitere interessante Abbildungen von Maoris finden unsre Leser in dem reich illustrierten Werke „Die Völker der Erde" von Dr. Kurt Lampert (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), 2 Bände; Preis 25 Mark.

Gefährliches Schiffsgut

Von Zeit zu Zeit veröffentlichen die Seeämter die Namen und Heimatshäfen solcher Schiffe, die trotz langer Ueberfälligkeit weder ihren Bestimmungsort noch einen Nothafen erreicht haben und daher als verschollen angesehen werden. Mit dieser Veröffentlichung pflegt gleichzeitig eine Aufforderung an die seemännischen Kreise und die Konsulate zu ergehen, etwaige Nachrichten über das mutmaßliche Schicksal der Fahrzeuge dem Seeamte einzusenden. Vielfach bleiben diese Ersuchen erfolglos; in glücklichen Fällen erfährt das Seeamt von einer vor langer Zeit erfolgten Begegnung mit dem vermißten Schiffe, erhält vielleicht auch einige Andeutungen über die Witterungslage zur Zeit der Begegnung, ohne jedoch aus diesem wenigen Material auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Ursachen, die zu einer Katastrophe geführt haben, schließen zu können. So fehlt jeder sichere Anhalt über Zeit, Ort und Ursache des Untergangs, wie das z. B. vor zwölf Jahren mit dem Schiffe des Erzherzogs Johann von Oesterreich (Johann Orth) der Fall war.

In der Natur der Sache liegt es, daß verschollene Schiffe fast ausnahmslos auf hoher See untergegangen sein müssen, da Katastrophen in Küsten- oder Binnengewässern durch die Anschwemmung von Schiffsteilen oder Leichen schnell bekannt zu werden pflegen. Die Ursachen, die zu jähen Schiffsuntergängen führen, können ganz verschiedener Art sein; in sehr vielen Fällen aber werden sie sich, wenn auch nicht unmittelbar, so doch mittelbar auf schweres Wetter zurückführen lassen. Zwar zeigen die modernen großen Stahlschiffe einen solchen Grad von Stabilität und Seetüchtigkeit, daß sie bei sorgfältiger Navigierung auch den schwersten Stürmen Trotz bieten könnten, wenn ihnen unter Umständen nicht die Ladung gefährlich würde; ja die Ladung bringt bisweilen auch dann noch schwere Gefahr, wenn die Wetterlage die denkbar günstigste ist.

Es giebt eine ganze Reihe von Schiffsgütern, auf die der Ausdruck „gefährlich" mit Recht anzuwenden ist. In Kreisen, die der Schiffahrt fernstehen, wird man bei diesem Ausdruck wohl ziemlich allgemein an Explosivstoffe denken und überrascht sein, neben ihnen auch Dinge aufgezählt zu finden, die völlig harmlos erscheinen, und dennoch sind gerade diese letzteren weit öfter Schiffen verderblich geworden als jene. In den Unfallverhütungsvorschriften der Seeberufsgenossenschaft erscheinen die gefährlichen Schiffsgüter nach vier Gruppen geordnet: a) Sprengstoffe und feuergefährliche Gegenstände, b) Säuren, c) Getreide, d) Steinkohlen, ja die beiden letzteren sind sogar den ersteren vorangestellt.

Zu der Gruppe a gehören alle im gewerblichen Leben zur Verwendung kommenden Explosivstoffe, leicht entzündliche Flüssigkeiten und deren Destillate, sowie viele Gespinstpflanzen, wie Baumwolle, Flachs, Hanf, Jute u. dgl., deren Gefährlichkeit auch ohne weiteres dem Laien einleuchtet. Für die Verpackung und Verschiffung solcher Güter sind eine Reihe von Sondervorschriften erlassen. Wird während des Löschens und Ladens auf dem Schiffe Feuer unterhalten, so sind geeignete Vorkehrungen zur Verhütung des Funkenfluges zu treffen und daher die Schornsteine der Hilfsmaschinen, der Schiffsküchen und -öfen mit Funkenfängern zu versehen. Die Schiffsräume dürfen mit keinem andern Licht als mit zuverlässigen Sicherheitslampen betreten, auf keinem Teile des Schiffes, selbst in den Kajüt- und Logisräumen darf nicht geraucht werden. Es ist Sache des Schiffers, über die strikte Befolgung dieser Vorschriften zu wachen; geschieht das nicht, so wird er für die etwaigen Folgen haftbar gemacht. Noch sei bemerkt, daß auf Passagierschiffen in der Watten- und kleinen Küstenfahrt Sprengstoffe, mit Ausnahme der zur Abgabe von Signalen notwendigen Mengen an Pulver und Feuerwerkskörpern, Explosivstoffe und feuergefährliche Flüssigkeiten überhaupt von der Beförderung ausgeschlossen sind.

Die zweite Gruppe der gefährlichen Schiffsgüter bilden Säuren, besonders die Schwefel- und Salpetersäure. Bei ihrer Verladung unter Deck muß ihnen eine Unterlage von Kalkstein, Kreide, Kieselguhr, Sand oder dgl. gegeben werden, wodurch eine Berührung der etwa ausfließenden Säuren mit der Schiffswand, bezw. der übrigen Ladung vermieden werden soll. Auch müssen sie, wenn beide Säuren gleichzeitig zur Verladung gelangen, mindestens 10 Meter voneinander entfernt und dazu in getrennten Räumen verstaut werden.

Die dritte Gruppe bildet das Getreide, wozu auch Saat-, Kern- und Hülsenfrüchte gezählt werden. Es ist hier vorauszuschicken, daß Getreide nur in dem Falle als gefährliches Schiffsgut gilt, wenn es lose zur Verschiffung gelangt, während bei der Beförderung in Säcken von einer besonderen Gefährlichkeit nicht die Rede sein kann. Die Gefahr, die mit der Verschiffung losen Getreides verbunden ist, ist eine doppelte. Zunächst besteht die Möglichkeit, daß loses Getreide oder lose Saat durch die sogenannte Wegerung in die Bilge (unterste Höhlung des Schiffsrumpfes) und von da an die Saugstellen der Pumpen gelangt und diese dann unbrauchbar macht. Sind aber die Pumpen verstopft, so steigt das Wasser im Schiffsraum und gelangt schließlich zur Ladung. Die Körner saugen Wasser, schwellen an und sprengen endlich das festeste Schiff auseinander. Ein derartiger Fall ereignete sich vor einigen Jahren auf der Unterelbe. Eine aufkommende, mit Erbsen beladene Bark hatte durch den Eisgang ein schweres Leck bekommen. Die Pumpen erwiesen sich alsbald durch die an die Saugstellen dringende Ladung als verstopft und konnten das Wasser nicht bewältigen. Noch bevor es gelang, das Schiff durch Schleppdampfer in den Hafen zu bringen und zu bergen, war ein großer Teil der Ladung derartig aufgequollen, daß die Fugen des Schiffsrumpfes gewaltsam auseinandergetrieben wurden, was das völlige Sinken des Schiffes zur Folge hatte und eine Hebung unmöglich machte.

Die weitere Gefahr besteht darin, daß loses Getreide bei schwerem Seegang sehr leicht „übergeht". Wenn nämlich das Getreide nicht so sorgfältig verladen ist, daß die Laderäume bis unmittelbar unter Deck gefüllt sind, wenn es also Spielraum hat, so rollt es bei schwerem Wetter mehr und mehr nach einer Seite und stört die Gleichgewichtslage des Fahrzeuges. Man bezeichnet diesen Zustand als Schlagseite. Ein Schiff aber, das schwere Schlagseite hat, gehorcht dem Steuer nicht mehr oder doch nur mangelhaft und ist bei starkem Seegang der Gefahr des Kenterns ausgesetzt.

Daß Kentern selbst großer Schiffe infolge übergegangener Ladung durchaus nicht zu den Seltenheiten gehört, beweisen die alljährlich wiederkehrenden Meldungen von Schiffsführern, die solche gekenterte Fahrzeuge kieloben treibend auf hoher See angetroffen haben. Nur selten gelingt es, die Namen solcher verunglückten Schiffe nachträglich festzustellen, da sie bald völlig zu sinken pflegen. Jedenfalls aber helfen sie die Liste der Vermißten, der Verschollenen zu vergrößern.

Um die Gefahr, die mit der Verschiffung losen Getreides immer verknüpft ist, für Schiff und Mannschaft möglichst zu verringern, hat die Seeberufsgenossenschaft eine Reihe wichtiger Vorschriften erlassen. Sie betreffen die Anbringung von Schotten, d. h. festen Wänden in der Längs- und Querrichtung des Schiffes. Diese müssen durch Stützen und Streben gegen den Druck der Ladung gesichert sein. Ebenso bestehen über die Abdeckung und Beschwerung des Getreides bestimmte Vorschriften, die verhüten sollen, daß die leicht gleitende Ladung nicht in Bewegung gerät und von einer Schiffsseite zur andern übergeht.

Die Gefahr des Uebergehens der Ladung besteht nun endlich auch für die vierte Gruppe der gefährlichen Schiffsgüter: lose geschüttete Steinkohlen. Daher muß auch bei der Kohlenverladung auf besonders gutes „Trimmen" geachtet werden, wie denn ebenfalls die Einbauung geeigneter Schotten unerläßlich ist. Aber bei Steinkohlenladungen besteht noch eine ganz andre Gefahr, nämlich die, daß sich aus ihnen leicht entzündliche Gase entwickeln und im Schiffsraum ansammeln. Nicht alle Kohlenarten neigen gleich sehr zur Gasentwicklung, aber gewisse englische und schottische Sorten sind in Schifferkreisen geradezu verrufen. Der Gefahr der Gasansammlung läßt sich nur durch eine ausreichende Oberflächenventilation begegnen; deshalb bringt man wenigstens an jedem Ende eines Laderaumes Ventilatoren an, deren Querschnitt nach Vorschrift der Seeberufsgenossenschaft mindestens $^1/_{900}$ des horizontalen Querschnittes des Laderaumes betragen muß. Zur Verwendung gelangen meistens eiserne Röhren, die, um dem Seeschlag widerstehen zu können, mindestens 60 Centimeter über die Reeling, bezw. die Decksbauten hinausgeführt, bei sehr hohem Seegang aber durch Deckel verschlossen werden müssen. Von allen Gelassen, in denen sich brennbare Gase ansammeln können, wie auch von den Köpfen der Ventilatoren ist offenes Licht oder Feuer sorgfältig fern zu halten. Natürlich besteht auch das Rauchverbot, und die Laderäume dürfen nur mit zuverlässigen Sicherheitslampen betreten werden. Bei langer Fahrt sind außerdem durch Röhren, die bis auf den Boden reichen, Vorkehrungen zu treffen, daß wiederholte Messungen der Temperatur vorgenommen werden können.

Man sieht, daß es durchaus nicht an zweckmäßigen Bestimmungen für die Behandlung gefährlicher Schiffsgüter fehlt, und im allgemeinen ist auch an deren Befolgung nicht zu zweifeln. Wenn dennoch immer wieder Katastrophen vorkommen, so liegt das wohl in erster Linie daran, daß durch das beständige Umgehen mit der Gefahr sich bei einzelnen Personen der Besatzungen eine gewisse Gleichgültigkeit dagegen geltend macht, so daß bisweilen die einfachsten Vorsichtsmaßregeln außer acht gelassen werden. Ein Beispiel hierfür bietet das Schicksal der Hamburger Viermastbark „Euterpe", das wir nach den Aussagen der geretteten Leute vor dem Seeamte hier kurz anführen wollen.

Die „Euterpe", Kapitän von Kaufmann, nach der Westküste Südamerikas bestimmt, verließ am 6. September 1902 mit einer aus 3200 Tonnen Kohlen bestehenden Ladung Port Talbot in England. Das Wetter blieb zunächst gut. Am 8. September herrschte eine so günstige Brise, daß alle Segel gesetzt werden konnten und das Schiff eine Fahrt von 12 Meilen lief. Am Vormittag war die wachhabende Hälfte der Besatzung zum größten Teil mit dem Reinigen des Decks beschäftigt, während die Leute der Freiwache in ihren Kojen schliefen. Der auf Deck anwesende Kapitän hatte dem Schmied einen Auftrag erteilt und dieser sich darauf unter Deck begeben.

Wenige Minuten später, um 11 Uhr vormittags, durchzitterte plötzlich ein gewaltiger Ruck unter donnerähnlichem Krachen das Schiff. Die Leute sahen, wie sich das ganze Vorderdeck hob und auseinanderbrach, während gleichzeitig eine riesige Feuergarbe, von dichten Rauchwolken begleitet, aus dem Schiffsraum hervorschlug und die Luke wie auch die Schanzkleidung fortriß. Noch stand die Mannschaft von Schrecken erfaßt, als sich die Explosion im Hinterschiffe wiederholte. Diesmal waren die Folgen noch entsetzlicher. Die ganze Kommandobrücke, das Steuerhaus, die Rettungsboote waren verschwunden, die Wanten zerrissen, der Kreuzmast demoliert und dem Sturze nahe, der Eingang zur Kajüte durch Trümmer aller Art versperrt. Sechs Mann der Besatzung waren getötet oder tödlich verletzt. In das aufgerissene Vorderschiff drang gurgelnd das Wasser.

Aus ihren Kojen stürzten die jäh aus dem Schlafe geschreckten Matrosen; niemand wußte, was geschehen, niemand, was zu thun war. Doch nur wenige Augenblicke dauerte die Panik. Die Rauchwolken verzogen sich, die fürchterliche Verwüstung war mit einem Blick zu übersehen. Fest und klar

gab der Kapitän seine Befehle, und rasch wurden sie ausgeführt. Man warf die Falls oder Aufziehtaue der Segel los, um das stark geneigte Schiff aufzurichten und dem Einströmen des Wassers soviel als möglich Einhalt zu thun. Nun ließ sich die Lage des Schiffes feststellen. Von den vorhandenen Booten stand nur noch eines zur Verfügung, die andern waren zertrümmert oder spurlos verschwunden. Nachdem festgestellt war, daß das Schiff verlassen werden mußte, traf der Kapitän die erforderlichen Anordnungen zur Rettung seiner Leute. Das noch vorhandene Boot wurde zu Wasser gelassen, doch es kenterte in der hohen See, so daß auch dieser Rettungsweg abgeschnitten erschien. Nun wurden die Leute mit Schwimmwesten versehen, soweit solche bei dem Zustand des Schiffes noch zu erreichen waren. Wenige Minuten später sank die „Euterpe“, aber schon nahte auch die Rettung. Vom englischen Dampfer „Rydal Hall“ war die Explosion gehört und die Rauchsäule gesehen worden, weshalb der Kapitän seinen Kurs auf die Unglücksstätte richtete. Durch die Boote des Dampfers wurden sämtliche Verunglückte aufgefischt.

Für die Besatzung war es ein Glück, daß die Katastrophe sich an einer Stelle ereignete, die einen lebhaften Schiffsverkehr hat, nämlich vor dem Eingang zum englischen Kanal. Wäre der Unfall unter gleichen Umständen ein paar Tage später erfolgt, so würde man schwerlich vom Schiff oder von der Mannschaft je wieder etwas erfahren haben.

Bei Untersuchung des Unfalles kam das Hamburger Seeamt zu der Ueberzeugung, daß die Explosion durch den in den Raum beorderten Schmied veranlaßt sei, der daselbst, entgegen dem Verbote, nicht mit einer Sicherheitslampe, sondern wahrscheinlich mit einem offenen Licht hantiert hatte. Der Beweis freilich fehlte, denn der einzige kompetente Zeuge, der unglückliche Schmied, war mit dem Fahrzeug untergegangen.

C. Lund

Die Holzschnitzerei des Berner Oberlandes

In allen Kulturländern finden sich Erzeugnisse der Schnitzerei des Berner Oberlandes; die Touristen, die allsommerlich dieses Gebiet besuchen, seine blauen Seen befahren, seine stolzen Gebirge bewundern, wissen aus Erfahrung, wie zahlreich und mannigfaltig die Gegenstände sind, die von der Kunstfertigkeit der Holzschnitzer zeugen und als Erinnerungen an glückliche Tage und frohe Gebirgswanderungen gekauft werden. Nicht nur niedliche Nippsachen zum Zimmerschmuck, sondern auch Gebrauchsgegenstände aller Art finden sich darunter; ferner gehen eingelegte Tische, Stühle, Konsolen, Wandfüllungen, kunstreich stilisierte Zimmerdecken, Spiegel- und Gemälderahmen aus den Werkstätten hervor, deren meiste Brienz aufweist. Aber auch die andern Orte am Brienzersee und das durch seine Aareschlucht bekannte Meiringen haben lebhaften Anteil an diesem Kunstgewerbe. Die Erzeugnisse der Schnitzerei sind vielfach Nachbildungen von Scenen aus der Alpenwelt: Gemsen, einzeln oder in Gruppen, der königliche Aar, der schlaue Reineke, der täppische Bär, Alpenrose, Edelweiß und die großglockigen Enziane sind beliebte Vorbilder. Ein Tierpark auf einem Hügel bei Brienz enthält Edelhirsche, Gemsen, einen Steinbock, Adler, verschiedene Wildhühner und andres Getier, so daß der Schnitzer nach der Natur arbeiten kann.

Außer der Tier- und Pflanzenwelt ist auch der Mensch, zumeist der Aelpler und der Jäger, ein Gegenstand der Nachbildung. Alphornbläser, die ertappten Wilderer, der siegesfrohe Jäger mit dem erlegten Grattier zu seinen Füßen, werden in ungezählten Variationen dargestellt. Auch das Volk der Gnomen ist sehr beliebt; mit langem Bart und Zipfelkappe sind sie in allerlei Hantierungen thätig, denn auch Humor läßt sich in das Holz bringen, wenn nur der Schnitzer nicht hölzern ist.

Eine Spezialität der Holzschnitzerei sind die Miniaturchalets als Sennhütten oder schmucke Holzhäuschen mit glitzernden Fensterscheiben; häufig werden sie als Gehäuse von Musikdosen verwendet, andre als Schmuckkästchen. In der Herstellung solcher Schweizerhäuschen ist das malerisch gelegene Iseltwald hervorragend; hat es doch auch in einigen seiner Wohnhäuser die schönsten Vorbilder. Ringgenberg am andern Seeufer leistet besonders Gutes in Einlegearbeiten, in denen durch verschiedenfarbige Hölzer die schönsten Figuren gebildet werden. Und wie die einzelnen Ortschaften durch verschiedene Zweige der Schnitzerei sich hervorthun, so giebt es auch manche Schnitzer, die sich auf Einzelheiten verlegen. Es giebt Bärenschnitzer, andre machen fast ausschließlich Kopien von Thorwaldsens sterbendem Löwen in Luzern.

Die Oberländer Holzschnitzerei wird hauptsächlich als Hausarbeit betrieben; sie hat darum weder die Vorzüge noch die Schattenseiten des fabrikmäßigen Großbetriebs. Unter den Vorzügen ist insbesondere eine prompte regelmäßige Zahlung gemeint; diese muß der Schnitzer oft schmerzlich vermissen, da er



Johann Huggler, Altmeister der Brienzer Holzschnitzer, in seiner Werkstatt

es meistens mit kleinen Geschäftsleuten zu thun hat; die Zahl finanzkräftiger Händler, die bar bezahlen, was sie erst nach langer Zeit absetzen können, ist gering. Dies führt oft zu einer schädlichen Kreditgeberei, die für den Schuldner entweder peinlich ist oder ihn zu ökonomischer Fahrlässigkeit veranlaßt. So giebt's für mittelmäßige Arbeiter und deren Familien oft schmale Bissen, aber Fabrikelend kennt man nicht. Der Arbeiter ist nicht in Räume gebannt, wo Staub, Hitze und die Ausdünstungen der verarbeiteten Stoffe seine Gesundheit schädigen.

Begeben wir uns in eine der Werkstätten, wo feine Alpenblumen, stattliche Hirsche, barfüßige Hirtenknaben und langbärtige Zwerge aus totem Holz hervorgezaubert werden. Ja, tot muß das Holz sein, nämlich trocken; es darf nicht mehr „arbeiten“, sonst giebt es Risse, Reklamationen und Verdrießlichkeiten; darum wird es gedörrt und gedämpft. Meistens verwendet man Nußbaumholz, das zum Bearbeiten wohl geeignet, weder zu hart, noch zu weich ist, und dessen dunkle Färbung und schöne Maserung am effektvollsten wirken. In zweiter Linie steht das Lindenholz, fein und jungfräulich weiß; auch Birnbaum und Eiche kommen zur Verwendung. Natürlich wird die Wahl der Holzart nach dem Charakter des Gegenstandes bestimmt, der daraus entstehen soll. In der Schnitzerwerkstatt gewahren wir an Wänden und auf Bänken zahlreiche Skizzen, Zeichnungen, Photographien, Gipsmodelle, ausgestopfte Vögel als Vorbilder; jeder Arbeiter hat eine Schnitzbank und eine große Zahl von Werkzeugen.

Die Schnitzerei zerfällt nicht bloß in verschiedene Zweige, deren hauptsächlichste das Ornament- und das Figurenschnitzen sind, sie beschäftigt auch eine beträchtliche Zahl von Hilfsarbeitern und Arbeiterinnen. Die Mitwirkung weiblicher Kräfte ist nicht sehr bedeutend, obwohl begabte Frauen für einige Spezialitäten sich ebenso gut eignen als Männer. Das weibliche Geschlecht ist meist in leichteren Schnitzerarbeiten und der Herstellung der kleinen Schweizerhäuschen thätig; Beizen, Lackieren und Brennen der Waren ist ihnen besonders zugewiesen. Andre



In der Schnitzerschule zu Brienz

Hilfsarbeiter sind die Aussäger, die hergerichtete Bretter nach den darauf gezeichneten Bleistiftkonturen aussägen, Kleinschreiner, die Kassetten, Kästchen, Etuis u. s. w. machen, die sodann mit Schnitzereien verziert werden. Frauen polstern die Schmuckkästen mit Seidenzeug aus, was sie „capitonieren“ heißen. Selten hat der Vergolder Hand anzulegen; dies kommt etwa vor bei Rahmen und einzelnen Teilen von Möbeln. Glasaugen für Katzen, Eulen und andre Tiere, Schnitzerwerkzeuge, Schräubchen, Stifte und dergl. finden selbstverständlich in den Schnitzerzentren reichen Absatz.

Die Holzschnitzerei des Berner Oberlandes ist noch jung und entwicklungsfähig; obgleich weniger als hundert Jahre umfassend, ist ihre Geschichte auch für den Fernerstehenden nicht ohne Interesse; zeigt sie doch, wie ein armer Mann durch erfinderische Schöpfungskraft zum Wohlthäter seiner Gegend wird, ein kunstgeschulter Fremdling das Werk fortsetzt, und wie dann die Mission des Fortschritts, von Privaten und Behörden begriffen und erfaßt, auf alle leistungsfähigen Fachgenossen verteilt, in einer gedeihlichen Anstalt ihren Ausdruck und wirksamsten Pionier findet.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte in Brienz ein armer Drechsler Namens Christen Fischer. Sein Gewerbe ging schlecht, die Not und sein Erfindungsgenie drängten ihn, neue Bahnen zu betreten, und er schuf sich solche. Ums Jahr 1816 begann er, gedrechselte Dosen, Becher, Fruchtschalen und dergl. mit Laubwerk und andern primitiven Ornamenten zu verzieren. Material und Vorbilder fand er in den heimischen Holzarten, in Blättern und Blumen; Werkzeuge zu seinen Versuchen erfand und verfertigte er selbst. Sein Unternehmen glückte um so mehr, als zu derselben Zeit der Fremdenzuzug im Oberlande sich mehrte. Fischer konnte bei den Gießbachfällen seine Waren zu guten Preisen absetzen; dadurch ermutigt, schritt er weiter, wagte sich an schwierigere Aufgaben, an Tier- und Menschenfiguren; alles autodidaktisch, ohne jemals seine Heimat zu verlassen und in der Welt sich umzusehen.

Hiermit war die Schnitzerei gegründet; denn selbstverständlich fand Fischer zahlreiche Schüler und Nachfolger, die seine Kunst erlernten und weiter verbreiteten, und neidlos ließ er alle, die um ihn sich drängten, die Früchte seines Erfindungsgeistes genießen. Mit einer wunderbaren Kunstfertigkeit begabt, verstand er sich doch nicht auf die Kunst des Geldmachens, ihm fehlte die Stetigkeit, er eilte von einem Arbeitsgebiet zum andern, rieb sich vor der Zeit auf und starb im Jahre 1848 arm, nachdem er viele reich gemacht und seinem Lande eine blühende Industrie geschaffen hatte. Auf den Schöpfer der Schnitzerei folgte ihr Reformator. Gegen Ende der fünfziger Jahre gründete ein Elsässer, Eduard Wirt, in Brienz eine „Fabrique de Sculptures“. Es war ein Glück für die Schnitzerei; denn Wirt, ein gebildeter Mann und Künstler, goß neues Lebensblut in ihre Adern, indem er den bisherigen Naturalismus veredelte und die fähigen Köpfe unter seinen Arbeitern zu stilisierten Arbeiten anleitete, die bis dahin fast unbekannt gewesen waren. Dadurch kam ein neuer Impuls unter die Massen der Holzschnitzer, die in ausgetretenen Pfaden stehen geblieben waren. Durch Musterarbeiten aus Paris, durch Modelle und Zeichnungen wurde den Schnitzern eine neue Welt eröffnet, das Vermächtnis der Hellenen, der Gotik, der Renaissance.

„Und es kam eine Zeit, da kein Richter war in Israel, und jeder that, was ihn gut deuchte,“ lautet eine Stelle der Bibel. Aehnlich ging es in Brienz, nachdem die allgemeine Weltlage und die innere Entwicklung der Schnitzerei dieser ein goldenes Morgenrot bescherten. Die Preise waren gut, der Absatz reichlich, die Arbeiter verwöhnt. Alles wollte Schnitzer werden, die Bauern wurden als dumme Tölpel verlacht, in den Wirtschaften knallten die Propfen und jubilierten nicht arbeitende Arbeiter. Da kam in den siebziger Jahren die Reaktion. Die Preise sanken, man stutzte; sie sanken noch mehr, da jammerte man, so könne es nicht bleiben, es müsse wieder besser werden, es kam aber noch schlechter. Da griffen viele, die ihr bißchen Land nicht leichtsinnig verkauft und verjubelt hatten, wieder zur Heugabel und Milchbrente, andre wanderten nach Amerika aus.

Ernsthafte Männer aber sahen, daß es mit Zuwarten und Jammern nicht gethan sei; sie fanden das Heilmittel in besserer Ausbildung der Lehrlinge und sorgfältigerer Ausführung der Arbeit. Und siehe da, es half. Zwar blieben die Preise gedrückt, aber die Lage besserte sich, man konnte und kann wieder existieren, bescheiden zwar, aber leidlich. Und noch eine gute Frucht hat jene Drangsal gereift. Die Nötigung, der zunehmenden Konkurrenz gewachsen zu sein und mit den Fortschritten des Auslandes Schritt zu halten, führte zur Gründung einer Fachschule. Nachdem schon lange eine Zeichen- und Modellierklasse bestanden hatte, die aber meist von Knaben, von Erwachsenen nur spärlich besucht wurde, kam im Jahre 1884 die Gründung einer Schnitzerschule zu stande, unterstützt durch kantonale und eidgenössische Beihilfe. Die Schule führt in drei Jahreskursen ihre Zöglinge in die Praxis der Schnitzerei ein, gewährt ihnen aber auch durch Unterricht im Freihand- und Technischzeichnen, Modellieren und in der Stillehre eine theoretische Grundlage, wie sie der einzelne



Holzschnitzer bei der Arbeit

Fabrikant nicht bieten kann. Vier Lehrer und ein Werkführer erteilen den Unterricht in Theorie und Praxis. Die Tüchtigkeit der austretenden Schüler und die Erfolge der Anstalt an schweizerischen und internationalen Ausstellungen sind eine erfreuliche Gewähr, daß die Schnitzerschule die in sie gesetzten Hoffnungen erfüllt und durch Hebung des Kunstverständnisses dem Lande eine Industrie sichert, die schon Tausenden zum Segen geworden ist. F. Bichsel

---

Litteratur

Unlängst hat einer der berühmtesten Aerzte der Gegenwart, Hofrat Professor Dr. H. Nothnagel, in einem öffentlich gehaltenen Vortrage die Forderung aufgestellt, die Medizin müsse sich selbst entbehrlich machen. „Eine Paradoxie,“ setzte er hinzu, „und doch ist dies nach meiner tiefinnersten Ueberzeugung die eigentliche und wahrhafte Aufgabe der Medizin. Um es sofort scharf umrissen zu formulieren, ist dieses so zu verstehen: nicht die Therapie, sondern die Prophylaxe, nicht die Heilung, sondern die Verhütung der Krankheiten muß das Endziel der Medizin sein.“ Es kann dies Ziel jedoch nur erreicht werden, wenn außer den Aerzten auch die Laien selbst dabei mitwirken, und dies wiederum ist allein zu ermöglichen durch zweckentsprechende Aufklärung und Belehrung über das ganze Gebiet der Hygiene und über das Verhalten in gesunden und kranken Tagen. Eine solche Belehrung bietet nun in anerkannt mustergültiger Weise Dr. med. C. Sturms: „Die natürliche Heilweise“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Dieses zweibändige und reichillustrierte Werk will eben in erster Linie den Krankheiten vorbeugen, was selbstverständlich am besten und sichersten durch eine vernünftige Lebensweise zu erreichen ist. Um diese zu lehren, beginnt der Verfasser mit einem allgemeinen Teil über den Bau des menschlichen Körpers, den Stoffwechsel und die Arbeitsorgane und schließt daran die Pflege des gesunden Menschen. Die gesondert behandelte Hygiene der Jugend sollte von allen Eltern und Erziehern gelesen und beherzigt werden. Der dritte Teil bringt zunächst Allgemeines über Krankenpflege und erörtert dann die Krankheiten und Leiden der einzelnen Körperteile, woran sich als Anhang die naturgemäßen Behandlungsmethoden der Krankheiten in systematischer Schilderung (von Dr. G. Lehnert) schließen. So bietet das empfehlenswerte Werk, dem behufs besserer Veranschaulichung nicht weniger als 268 Abbildungen im Text, 30 farbige Tafeln und 2 Modelle des männlichen und weiblichen Körpers beigegeben sind, auf jeder Seite wichtige Fingerzeige, wie man sich seine Gesundheit erhalten oder die schwankend gewordene wieder kräftigen kann.

— „Auf dem Wege zum Paradies“ hat Martha Renate Fischer nach der ersten der Geschichten ihren neuen Band thüringischer Novellen benannt (Leipzig, F. W. Grunow). Er enthält fünf Erzählungen, in denen die Begabung der Dichterin für feine Kleinmalerei und humoristisch gestimmte Färbung zu gewinnendem Ausdruck gelangt. Zwar sind nicht alle Novellen durchaus heiteren Charakters, aber auch den ernster getönten weiß die Autorin Züge ihrer schalkhaften Eigenart einzufügen. Am bedeutendsten erscheint uns die Erzählung „Die Liebesüße“, die die Abenteuerchen eines naiven Dorfkindes ergötzlich schildert. — Der gleiche Verlag bringt in dritter Auflage das Buch „Kleine Frauen“ von Louisa M. Alcott. Es ist kein straff geführter Roman, sondern mehr eine Folge von Scenen aus dem Leben des geschwisterlichen Vierblatts, das auch treu zusammenhält, nachdem aus den Kindern große Leute geworden sind. Die Schilderungen muten etwas altfränkisch an, aber mit jenem traulichen Duft, wie er Großmutters Truhe entströmt, wenn das junge Volk einmal an den sorgfältig gehüteten Schätzen sich weiden darf. Darum werden auch die herangewachsenen Mädchen von heute das liebenswürdige Buch mit Behagen lesen.

— Den Nebentitel „eine Geschichte aus dem Winkel der Welt“ verleiht Bernhardine Schulze-Smidt ihrem neuen zweibändigen Roman „Ein Bruder und eine Schwester“ (Dresden, Carl Reißner). Die Kennzeichnung ist zutreffend, denn einen Hauptteil des Werkes nimmt die Schilderung eines traulichen, reichen Familienlebens ein, das in den innigen Beziehungen eines früh verwaisten Geschwisterpaares seinen Mittelpunkt hat. Paul Heyses anmutiges Gedicht:

> Ein Bruder und eine Schwester, —
> Nichts Treueres kennt die Welt,
> Kein Goldkettlein hält fester,
> Als eins zum andern hält,

bildet das Lebensmotto der beiden trefflich gezeichneten Hauptpersonen, denen sich noch eine Reihe nicht minder kernig entwickelter, sympathischer Figuren anreiht. Besonders sei hiervon die rührende, vom anheimelnden Reiz der Liebenswürdigkeit umwobene Gestalt der Großmutter hervorgehoben. Ueber diesen engen Kreis stillen Familienlebens hinaus führt uns die Dichterin weit in die Ferne, fast durch die ganze geographische Ausdehnung der deutschen Lande. Von dem norddeutschen vornehm-bürgerlichen Landgut, von dem es uns wie frischer Erdhauch anweht, gelangen wir in das kunstfrohe München und von dort in die erhabene Gebirgswelt. In begeisterter Schilderung wird uns die majestätische Schönheit der Dolomiten vorgeführt, wir machen die Fahrt nach Weißlahnbad und zum Karersee mit, besteigen den Delagoturm und sehen entzückt die Rosengartengruppe im Zauber des Mondlichtes vor uns stehen. Im Verlaufe der Handlung bleiben auch die Geschwister nicht vor den Gefahren bewahrt, die die Anforderungen des Lebens mit sich bringen, aber als edle Menschen finden sie für die Verwicklungen die rechte Lösung. Wer von seiner Lektüre durchaus Spannung und Aufregung verlangt, dürfte bei dem Roman kaum auf seine Rechnung kommen, aber es ist ein Werk voll tiefer Stimmungen und von anheimelndem Reiz, eine Schöpfung echter Poesie.

— Der Bericht über die erste italienische Nordpolfahrt 1899—1900, das Unternehmen des Prinzen Ludwig Amadeus von Savoyen, Herzogs der Abruzzen, ist jetzt unter dem Titel „Die Stella Polare im Eismeer“ erschienen (Leipzig, F. A. Brockhaus). Trotz der kurzen Dauer dieser Entdeckungsfahrt ist durch eine tollkühne Schlittenexpedition ein Punkt erreicht worden, der dem Nordpol viel näher liegt als der nördlichste, von Nansen erreichte. Nach einer lehrreichen Einleitung über die sorgfältigen, wohlüberlegten Vorbereitungen für die Reise lernt der Leser an der Hand des fürstlichen Verfassers das Leben an Bord der „Stella Polare“ während ihres Vordringens bis zur nördlichsten Insel und während der langen Polarnacht kennen. Da Schiff und Mannschaft Gefahr liefen, mußte es ganz geräumt und auf dem wüsten Kronprinz Rudolf-Land ein Winterquartier gesucht werden. Die Darstellung gipfelt dann in dem dramatischen Bericht, den Kapitänleutnant Cagni über seine nun folgende Schlittenexpedition erstattet. Dem Herzog selbst mußten zwei erfrorene Finger amputiert werden, so daß es ihm versagt war, an dem Vorstoß teilzunehmen, der Italien dem Pole am nächsten brachte. Leider gingen drei blühende Menschenleben elend zu Grunde. Graf Querini, der Bergführer Ollier und der Norweger Stökken kamen nicht wieder, obwohl sie, fast angesichts des Landes, ins Winterquartier zurückgesandt worden waren. Und welche Qualen mußten die übrigen erdulden! Tag für Tag verzeichnet Cagni bei den monatelangen Wanderungen über die unter dem Einflusse des Windes und der Strömung sich stauenden und pressenden Eisfelder des Polarmeeres mit erstarrten Fingern den furchtbaren Ernst der Lage. Auch der Bericht des Arztes der Expedition, der den Schluß des Werkes bildet, ist von hohem Interesse. Von besonderem Reiz sind die in zwei Farben ausgeführten Separatbilder und namentlich die zwei farbigen Panoramen.

— Alexander Baumgartners gehaltvolles Buch über Island und die Faröer liegt jetzt in dritter, vermehrter Auflage vor (Freiburg i. B., Herder, mit einem Titelbilde in Farbendruck, 135 Abbildungen und einer Karte). Was der Verfasser auf einer 1883 unternommenen Reise nach den entlegenen Eilanden gesehen, erlebt und durch eingehende litterarische Forschungen zu einem farbenreichen Bilde gestaltet hat, ist, als er die Ergebnisse seiner mühevollen Arbeit zum erstenmal der Oeffentlichkeit zugänglich machte, als eine ungemein verdienstvolle That gepriesen worden. Waren doch Island und die Faröer seit 1814 nicht wieder zum Gegenstande wissenschaftlicher Erforschung gemacht worden. Mit Recht wurde dem Buche nachgerühmt, daß es „zu dem Lehrreichsten, Unterhaltendsten und Gediegensten zu rechnen ist, was je über diese hochinteressante vulkanische Insel (Island) und ihre uralte Kultur geschrieben worden ist.“ Diesen Ruhm hat der Verfasser seinem Werke auch in der dritten Auflage zu erhalten gewußt, obwohl es ihm nicht wieder vergönnt war, Island zu besuchen. Mit Hilfe isländischer Freunde hat er nicht nur den Inhalt bedeutend erweitert, so zum Beispiel durch einen Abriß der isländischen Geschichte im 19. Jahrhundert und der neuisländischen Litteratur, sondern dem Ganzen auch das Gepräge der Aktualität gegeben. Auch die Zahl der sehr lehrreichen und anschaulichen Abbildungen ist um 90 vermehrt worden.

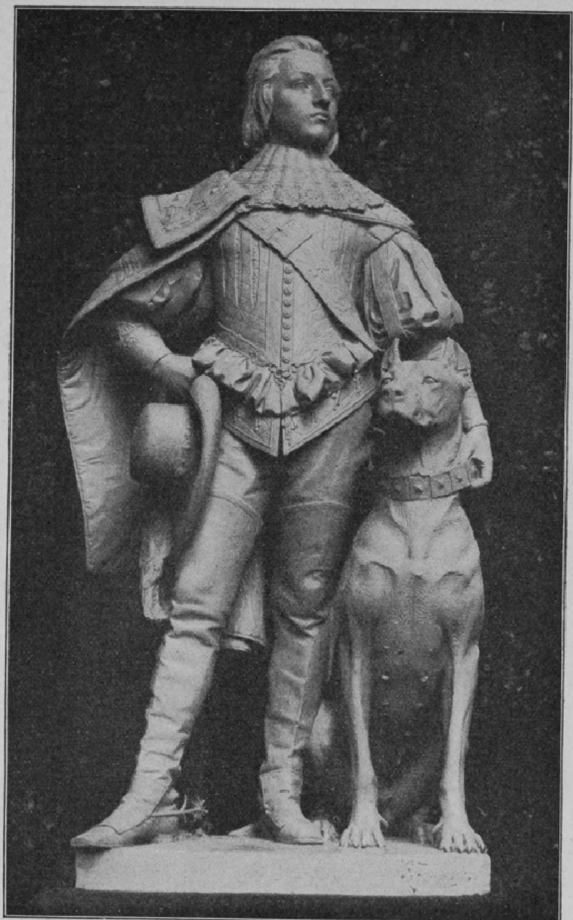
Notizblätter

Der Grosse Kurfürst als Kurprinz

In einem der belebtesten Teile des Berliner Tiergartens, auf dem sogenannten Schneckenberg, wird ein Denkmal seinen Platz erhalten, das den Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm im Jünglingsalter darstellt. Mit der Ausführung des Bildwerks wurde vom Kaiser Wilhelm Professor Gerhard Janensch betraut, der seine Aufgabe in glücklicher Weise gelöst hat. Mit der Linken die ihn begleitende prächtige Dogge am Halsband fassend, stützt der Kurprinz die den großen Schlapphut haltende Rechte in flotter Haltung gegen die Hüfte. Das Monument, in Marmor ausgeführt, wird eine Höhe von fast 4 Metern erhalten, wovon 2,30 Meter auf die Figur entfallen.

Josef Kassins Marmorgruppe „Krankenpflege"

Durch seine trefflichen Porträtbüsten aus der Wiener Gesellschaft hat sich Josef Kassin rasch einen guten Namen gemacht. Ein Kärntner von Geburt, erhielt er als Schüler Kundmanns den Rompreis, und seither sind aus seinem Atelier mehrere plastische Werke, so namentlich Grabdenkmäler für Klagenfurt und sein engeres Heimatland hervorgegangen. Man verdankt Kassin das zur Centenarfeier des Erfinders der Schiffsschraube, Josef Ressel, in Mariabrunn, der bekannten Sommerfrische im Wienerwald, 1893 errichtete Denkmal. Doch sein Bestes leistete der Künstler bisher mit der in carrarischem Marmor ausgeführten Skulptur „Krankenpflege" für den von Baron Rothschild errichteten Bethina-Pavillon im Kaiserin Elisabeth-Spital zu Wien. Diese überlebensgroße Gruppe, die wir auf Seite 485 abbilden, wurde im Auftrage des österreichischen Staates ausgeführt. Die im Lehnstuhl sitzende junge Frau mit ihren von Leiden gezeichneten Zügen und die sie betreuende Wärterin bilden eine Gruppe von packender Lebenswahrheit. Die vorzüglich durchgeführte Beziehung beider Gestalten zu einander, das Aufblicken der Leidenden zu ihrer Pflegerin und die schlaff niederfallende Hand der Kranken sind meisterhaft aufgefaßt. Von Kassins weiteren Arbeiten verdient noch eine gewaltige, in Kupfer getriebene Viktoria, die auf der hohen Attika der neuen Hofburg ihre Aufstellung erhalten hat, besondere Erwähnung. Bald werden die im Sommer nach der benachbarten Kurstadt Baden kommenden Wiener Kassins neuestes Werk bewundern können, das im Atelier des Künstlers soeben der Vollendung entgegengeht. Es ist ein prächtiger Monumentalbrunnen für den dortigen Kurpark, der die Undinen-Sage zur Darstellung bringt.



Der Grosse Kurfürst als Kurprinz. Von Gerhard Janensch

Tümmlerjagd von Bord S. M. Schulschiff „Charlotte"

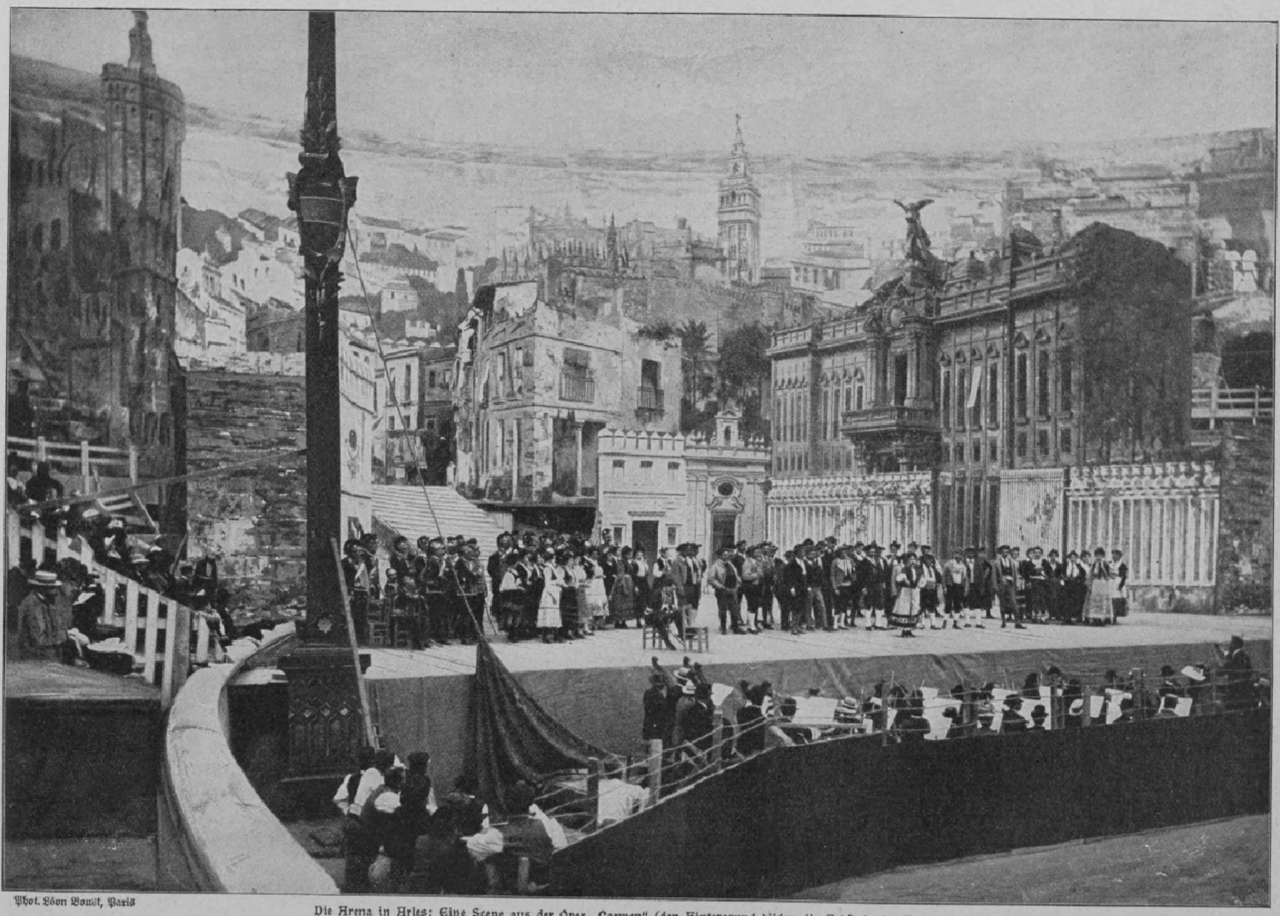
Mit 5 bis 6 Seemeilen Fahrt segelt das Kaiserliche Schulschiff „Charlotte" im Atlantischen Ozean. Es ist Sonntagnachmittag und für die Mannschaft Freizeit. Plötzlich erscheint, von achtern aufkommend und das Schiff überholend, eine Schar Schweinsfische oder Tümmler, eine Abart der Delphine. Schnell begiebt sich ein Bootsmannsmaat, der als guter „Schütze" bekannt ist, mit der Harpune bewaffnet zum Stampfstock, wo die Fische, mit der Bugwelle spielend, aus jeder ankommenden See herausschießen, um in der nächsten zu verschwinden. Einen der stärksten Fische nimmt der Schütze aufs Korn, im nächsten Moment saust die Harpune herunter, und mit Hurra ziehen die Schiffsjungen das etwa 100 Kilogramm schwere Tier an Deck (vergl. die Abbildung Seite 492). Das Fleisch, die sogenannte Karbonade, wird gebraten und von der Mannschaft gern gegessen, ebenso das Gehirn. Die Speckschicht wird zur Bereitung von Thran verwertet oder auch als Köder für die Haifischangel gebraucht.

Frauen als Patentinhaberinnen

Bekanntlich konnte das deutsche Reichspatentamt im verflossenen Jahre das Jubiläum seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens feiern. Unsre Leserinnen wird die Mitteilung interessieren, daß von den seit 1877 erteilten 133000 Patenten 502 von Frauen erworben worden sind. Die meisten Erfindungen von Frauen bezwecken Vereinfachung der Arbeit, des Betriebes auf verschiedenen Gebieten, ihre größte Anzahl (70) entfällt auf hauswirtschaftliche Geräte und Möbel. Besonders haben sie verbesserte Kochvorrichtungen ersonnen. Für das Wäsche- und Bleichverfahren haben sie 12 Neuerungen patentieren lassen, 30 für die Bekleidungsindustrie. Die gleiche Zahl kommt auf Gegenstände der Gesundheitspflege, darunter praktische Schulmappen, Apparate zur besseren Haltung beim Lernen, Klavierspielen u. s. w. 54 Frauen erhielten Patente auf dem Gebiete des Handwerks, für Werkzeuge u. dgl., von denen allein 6 auf die Schusterei entfallen; 7 für chemische Neuerungen und 4 für Erfindungen, die Schiffsbau und Schiffswesen betreffen.

Die Arena in Arles

Den neulich von uns wiedergegebenen Abbildungen aus der altberühmten Stadt Arles fügen wir noch eine hinzu, die die aus der Römerzeit herstammende Arena vor Augen rückt. Noch heute finden in ihr Schaustellungen statt, allerdings nicht so blutiger Art, wie zur Zeit des alten Arelate, und durch die natürliche Umgebung erhalten die Vorführungen einen ungemein wirkungsvollen Hintergrund. Unsre Abbildung veranschaulicht eine Scene aus Bizets weltbekannter Oper „Carmen".



Phot. Léon Bouet, Paris

Die Arena in Arles: Eine Scene aus der Oper „Carmen" (den Hintergrund bilden die Gebäude der Umgebung)



Abendlied. Von Ludwig Manzel (in der Berliner Nationalgalerie)

Zwei Bildwerke von Ludwig Manzel

Schon in voriger Nummer haben wir, als wir die Berufung des Professors Ludwig Manzel zum Vorsteher des akademischen Meisterateliers in Berlin erwähnten, auf zwei seiner anziehendsten Werke hingewiesen, das „Abendlied“ und einen weiblichen Studienkopf. Wir geben beide Skulpturen, die sich im Besitze der Berliner Nationalgalerie befinden, hier im Bilde wieder; sie sind charakteristisch für die vornehme Schaffensart des Künstlers.

Blumen bei Wiener Hoffesten

Auf den Hofball in der Wiener Hofburg ist kürzlich der „Ball bei Hofe“ gefolgt; letzterer eine intimere Festlichkeit gegenüber dem großen Repräsentationsfest, das „Hofball“ heißt. Für die beiden glänzenden Festlichkeiten nun bestimmt das Zeremoniell das Wichtigste wie das Kleinste „nach ewigen, ehernen Gesetzen“. Bei dieser Gelegenheit verlauteten auch einige interessante Angaben über den Blumenschmuck, der bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten aufgeboten wird. Beim Cotillon, der keine Sekunde länger als 25 Minuten dauern darf, bekommen die Damen Bouquets aus duftenden Veilchen, vielfarbigen Hyazinthen u. s. w.; für beide Hofbälle werden 500 Bouquets vorbereitet, die in einer runden seidenen Manschette stecken und rund gebunden sein müssen, obwohl dies sonst nicht mehr für modern gilt. Die frischen Blüten für diese Bouquets werden von den Hofgärten mit vereinten Kräften beigesteuert; außer Schönbrunn senden auch Prag, Innsbruck, Miramare, Hellbrunn und Budapest dazu ihre schönsten Schätze in die Hofburg. Die „Jahresproduktion“ dieser Gärten beträgt insgesamt: 350000 Einzelblüten, 2500 Meter Guirlanden, 14000 Blütenpflanzen in Töpfen, 38000 grüne Dekorationspflanzen, 12000 Warmhauspflanzen und Palmen, 1 Million Gruppenpflanzen.

Desinfektion durch heisse Luft

Durch Versuche in Laboratorien und Anstalten ist zweifellos nachgewiesen, daß die heiße Luft zu den sichersten Desinfektionsmitteln gehört. Sie kommt denn auch vorwiegend in Betracht, wenn es sich um die Desinfektion von Kleidungsstücken, Betten, Matratzen u. s. w. handelt. Aus Experimenten, die neuerdings Dr. Schumburg angestellt hat, geht allerdings hervor, daß — wie Robert Koch es bereits vor zwei Jahrzehnten gelehrt hat — bei der Desinfektion solcher Gegenstände die trockene heiße Luft sich so unsicher in ihrer Wirksamkeit zeigt, daß sie als absolut untauglich für praktische Zwecke bezeichnet werden muß. Dagegen tötet die Luft, wie Schumburg in der Zeitschrift für Hygiene und Infektionskrankheiten ausführt, bei einer Temperatur von 100 Grad Celsius in und an Kleidungsstücken, Matratzen u. s. w. binnen einer Stunde selbst die widerstandsfähigsten Krankheitskeime ab, wenn sie etwa 55 bis 65 Prozent relativer Feuchtigkeit enthält Dieser Feuchtigkeitsgrad wird regelmäßig erreicht, wenn man ein Wassergefäß, nicht zu nahe der Wärmequelle, in einen Raum von 100 Grad Celsius setzt. Das verdampfende Wasser schafft dann einen hinreichenden Feuchtigkeitsgehalt. Einige besonders zähe Dauerformen, zumal die Milzbrand- und Starrkrampfsporen, werden allerdings erst in erheblich viel längerer Zeit vernichtet, so daß die feuchte heiße Luft für sie nicht in Betracht kommt. Da aber eine Desinfektion von Kleidern u s. w., die Milzbrand- und Starrkrampfkeime enthalten könnten, zu den größten Seltenheiten gehört, so reicht in fast allen Fällen die Desinfektion mit feuchter heißer Luft aus. Andrerseits gewährt gerade die feuchte heiße Luft gegenüber dem reinen Wasserdampf den Vorteil, daß Leder, Farben und zarte Stoffe nicht angegriffen werden.

Das grösste antike Theater Kleinasiens

Die von der preußischen Regierung bisher mit reichem Erfolge veranstalteten Ausgrabungen in Milet sind seit Oktober v. J. wieder aufgenommen worden, seit ihr verdienter Leiter, Dr. Wiegand, der Direktor der königlich preußischen Museen, mit seinem Begleiter, Professor Dr. Philippson (Bonn), von der im Auftrag des Archäologischen Instituts in Berlin unternommenen Forschungsreise im nordwestlichen Kleinasien zurückgekehrt ist. Auch die neueren Mileter Ausgrabungen haben besten Erfolg schon jetzt aufzuweisen; sie haben während des Oktobers zur Aufdeckung eines sehr großen, von marmornen Kolonnaden mit doppelten Säulenstellungen umgebenen Marktplatzes geführt, der sich südlich vom Buleuterion nach dem Maeander zu erstreckt. Jetzt ist man dazu übergegangen, das in byzantinischer Zeit in eine Festung verwandelte Theater, das größte antike Theater Kleinasiens, freizulegen. Auch hier werden reiche Beiträge zur Kenntnis der griechisch-kleinasiatischen Geschichte zu erwarten sein. Der preußischen Regierung, die beim Landtage darin verständnisvolle Unterstützung gefunden hat, muß man für die umsichtige und zielbewußte Sicherung und Unterstützung dieser wichtigen Ausgrabungen von Milet aufrichtig dankbar sein.

Die geplante Automobilrennbahn bei Berlin

Mit der Verwirklichung der von Kaiser Wilhelm II. angeordneten Umwandlung des Grunewaldes in einen Volkspark wird Berlin eine großartige Automobilrennbahn erhalten, wie sie keine andre Stadt der Welt besitzt. Der Plan dazu ist in dem vom königl. Tiergartendirektor Geitner ausgearbeiteten, vom Kaiser genehmigten Plane der Erschließung des Grunewaldes enthalten, dessen Ausführung etwa sieben Millionen erfordern wird. Es handelt sich darum, die beiden je 20 Meter breiten, baumlosen sogenannten Schutzstreifen, die aus feuerpolizeilichen Gründen die den Grunewald durchschneidenden Geleise der Berlin-Wetzlarer Bahn nach beiden Seiten vom Forstbestande trennen, auf einer Strecke von 12 Kilometern als Rennbahn herzurichten und für den ausschließlichen Gebrauch von Motorwagen zu bestimmen. In der Nähe des Bahnhofes Grunewald und des Bahnhofes Nikolassee sollen zwei Unterführungen angelegt werden, die die beiden Motorwagenfahrwege östlich und westlich der Bahn verbinden, so daß eine Rennbahn von 20 Metern Breite und 12000 Metern Länge geschaffen würde, die sowohl Prüfungszwecken als auch sportlichen Wettbewerben dienen könnte.

Ein neues landwirtschaftliches Museum in St. Petersburg

Die Kaiserl. Russische Oekonomische Gesellschaft in St. Petersburg hat eine Schenkung des verstorbenen Professors W. W. Dokutschajew in Gestalt seiner Sammlung von Bodenarten zum Anlaß genommen, ein offizielles Museum für Bodenkultur zu errichten. Das Material des Museums wird zunächst in der Hauptsache durch die von dem genannten Gelehrten der Gesellschaft geschenkten Kollektionen dargestellt, die in Bezug auf ihre Reichhaltigkeit einzig in der Welt dastehen. Diese Sammlung umfaßt u. a. mehrere tausend Muster von Bodenarten aus ganz Rußland, den übrigen europäischen Ländern, Kleinasien, Amerika, Indien, China und Japan Die Materialien sind teils in Säcken oder Glasbüchsen aufgestellt, teils vielfach in ihrem ursprünglichen Durchschnitt dargestellt. Ferner weist das neue Museum, das übrigens den Namen Dokutschajews tragen soll, eine große Reihe von Bodenkarten auf, die handschriftlich hergestellt worden sind und wahre Unika genannt werden können. Bilder, Kartogramme vervollständigen diese eigenartige Schöpfung.

Ein neues System der Rauchverhütung

Unstreitig ist nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen, sondern auch im Interesse des Gesundheitszustandes größerer Städte und besonders aller Fabrikorte eine Einschränkung der Rauchbildung durch möglichste Verhinderung des Austretens von Rauch und Ruß aus den Schornsteinen der Feuerungsanlagen dringend geboten. Es sei daher auf ein neues System der Rauchverhütung aufmerksam gemacht, das H. Lipffert in Niederpfannenstiel bei Aue in Sachsen erfunden und durch Patentierung geschützt hat, da es in dem Industrieorte Aue bereits mehrfach mit überraschend gutem Erfolge sich im Betrieb befindet. Der Rost der vorliegenden Feuerung wird dabei nicht gleichmäßig hoch, sondern aus Fülltrichtern mit kegelförmigen Haufen regulierbar beschickt. Es erfolgt dies mittels Schrauben ohne Ende durch fortlaufendes Einfallen der Kohlen, wobei letzteres derart geregelt wird, daß über dem Kohlenhaufen bis zum Feuergewölbe genügend Raum für die freie Entwicklung der Flammen verbleibt. Je nach Qualität des Brennmaterials kann sich jeder Haufen in seiner Höhe so entwickeln, daß die Kohlen auf der Kegeloberfläche selbstthätig abrollen und somit der Rost ohne Aufbrechen oder Verschieben des Brennstoffs voll belegt wird. Man erhält auf diese Weise in kürzester Zeit, ohne Anwendung von Schüreisen, einen durchglühten Kohlenhaufen (Koks), und die Rückbildung von Kohlensäure in Kohlenoxydgase wird äußerst wirksam unterstützt. Letztere werden beim Entweichen aus dem durchglühten Kohlenhaufen sofort von den hellen Flammen, die noch die nötigen Mengen hochgradig erhitzten Sauerstoffs enthalten, ohne jede Abkühlung eingeschlossen, und dadurch wird bei vollkommener Rauchverbrennung ein ungemein günstiger Heizeffekt erzielt. Die Feuerungsanlage läßt sich trotz ihrer überraschenden Einfachheit auf das feinste regeln; sie ist wie jede gewöhnliche Planrostfeuerung beim Anheizen sofort betriebsfähig und somit für Feuerungsanlagen aller Art, besonders vorteilhaft auch für Dampfkessel mit bloßem Tagesbetrieb, verwendbar Das Feuerungssystem eignet sich für Stein- oder Braunkohlen wie für Klarkohlen und gröbere Sorten gleich gut. Es sollen auf diese Weise Nutzwirkungen erreicht werden, die man sonst noch nicht zu gewinnen vermochte.

Bühne

Nach langer Pause hat sich Adolf L'Arronge wieder auf die Bühne begeben, aber nicht eben Ruhm geerntet. Sein neues Volksstück „Sanatorium Siebenberg“ fand zwar beim Publikum des Berliner Theaters vielen Beifall, aber ein guter Teil des Erfolges war doch dem Umstande zuzuschreiben, daß die Aufführung gerade zusammentraf mit der Verhandlung eines Sensationsprozesses. Der Autor richtet nämlich seine satirischen Pfeile gegen das gemeingefährliche Kurpfuschertum, das in jenem Prozeß seine vernichtende Charakteristik erhielt, und so wirkte das an sich sehr schwache Stück wie eine Aktualität. Nicht viel Günstigeres läßt sich über den Erfolg berichten, den Max Dreyers historischer Schwank „Das Thal des Lebens“, dessen öffentliche Aufführung die Berliner Zensur verboten hatte, vor einem geladenen Publikum des Deutschen Theaters errang. Es ist eine derbe Posse im Geschmack der grotesken Serenissimusscherze, die unter andern Umständen kaum eine große Wirkung erzielt hätte, aber nun in unverkennbarer Opposition gegen die Zensur stärkeren Beifall fand, als er ihr sonst wohl gespendet worden wäre. — Den Versuch, die für tot und begraben gehaltene Berliner Posse neu zu beleben, hat mit gutem Glück Leon Leipziger im Berliner Thalia-Theater mit seinem „Kamelien-Onkel“ unternommen. Nach langen Jahren öder Produktion auf diesem Gebiete unterscheidet sich das Stück vorteilhaft von den krampfhaft aufgeputzten Machwerken dieses Genres in neuerer Zeit. — „Bauer Markfeld“, eine Anzengruber-Nachahmung von Paul Hermann Hartwig, fand im Residenztheater zu Wiesbaden nur eine geteilte Aufnahme.

— „Da speit das vielfach geöffnete Thor fünf Leoparden auf einmal hervor“ könnte man, sehr frei nach Schiller, gegenüber den fünf Einaktern citieren, die Franz von Hornstein unter dem gemeinsamen Titel „Kleinigkeiten“ dem Publikum des Münchener Residenztheaters kredenzte. Aber von allen fünf vermochte nicht einer den Zuschauern zu imponieren, und so erschienen die Kleinigkeiten lediglich als Nichtigkeiten. Noch übler erging's im Münchener Schauspielhause dem Drama „Bei Frau Liebegott“ von Ludwig Heller. Das ernst gemeinte Stück, das einen seinerzeit viel besprochenen Kriminalfall behandelt, erregte nur spöttische Heiterkeit.

— Heinrich Schrottenbach, der vor zwei Jahren in Wien mit seinem Drama „Die Schröderischen“ den Raimund-Preis gewann, hat mit dem Volksstück „Der Herr Gemeinderat“ abermals auf dem dortigen Raimund-Theater einen guten Wurf gethan. Die Satire des Stückes wendet sich gegen jene Haustyrannen, die nach außen hin als die wohlwollenden Gönner erscheinen und die eignen Angehörigen in sklavischer Abhängigkeit zu halten suchen.

— Im Züricher Stadttheater kam Massenets Oper „Griseldis“ mit starkem Erfolge zur ersten Aufführung in deutscher Sprache.

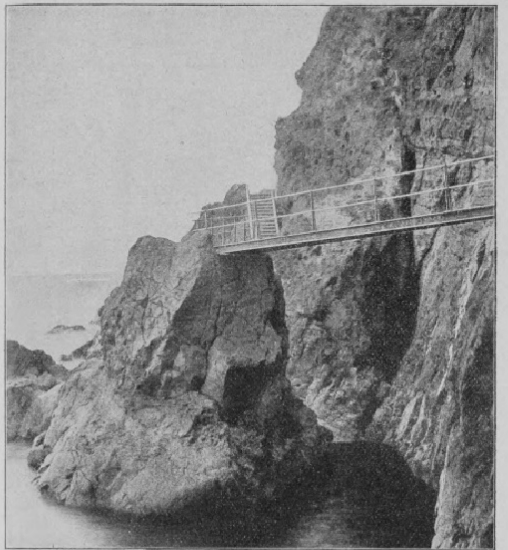
Totenschau

Nikolaus Tereschtenko, der russische „Zuckerkönig“, 65 J., † 5. Febr., Kiew. — Geh. Rat Dr. Freiherr Woldemar von Biedermann, bek. Goetheforscher, vorm. Direktor der sächs. Staatsbahnen, 85 J., † 6. Febr., Dresden. — Ralph Milbanke, engl. Botschaftsrat, 51 J., † 6. Febr., Wien. — Petko Karawelow, vorm. bulgar. Ministerpräsident, 63 J., † 7. Febr., Sofia. — Fürst Nikolaus von Mingrelien, einst russischer Kandidat für den bulgarischen Fürstenthron, 56 J., † Petersburg. — Feldmarschalleutnant Leopold Kupelwieser, † 8. Febr., Wien. — Geschichtsforscher Prof. Dr. Hermann Knothe, 82 J., † 8. Febr., Dresden. — Herzog Carlos von Tetuan, Führer der spanischen Konservativen, 69 J., † 9. Febr., Madrid. — Altertumsforscher Prof. Dr. Joseph Führer, 45 J., † 9. Febr., Bamberg. — James Glaisher, ber. Physiker und Meteorolog, 94 J., † 9. Febr., Croydon bei London. — Geh. Rat Prof. Dr. Karl Adolf Cornelius, bed. Geschichtsforscher, 84 J., † 10. Febr., München.

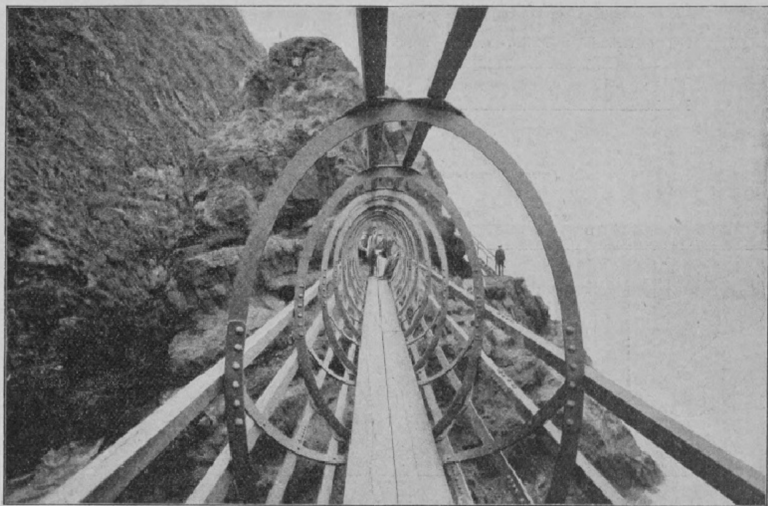


Studienkopf. Von Ludwig Manzel (in der Berliner Nationalgalerie)

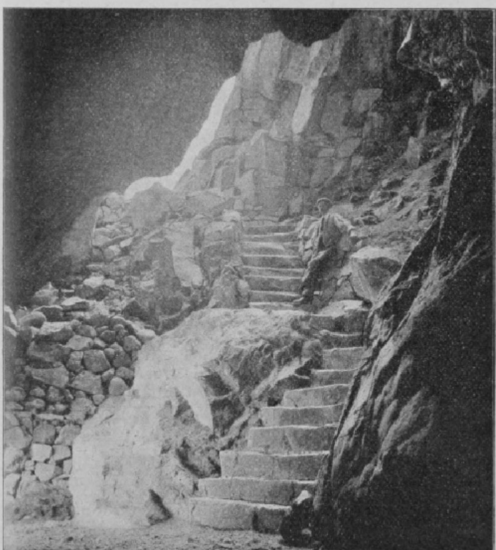
Über Land und Meer
Nr. 22



Die Höhle der Sieben Schwestern und das vorläufige Ende des Klippenstegs



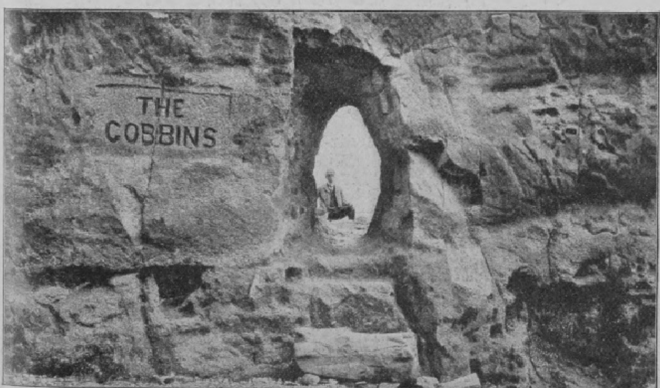
Die elliptische Stahlbrücke (Längendurchsicht)



Eingang zur Otternhöhle



Die elliptische Stahlbrücke (Seitenansicht)



Südeingang zum Klippensteg



Gesamtansicht der Gobbins-Klippe mit dem Steg

Der Steg um die Gobbins-Klippe in Irland. (Text umstehend)

Der Steg um die Gobbins-Klippe

(Zu den Abbildungen auf vorhergehender Seite)

An der Küste des „grünen Erin“ ist jüngst ein Werk vollendet worden, das von den Fachleuten als eine hervorragende Leistung der Ingenieurkunst gerühmt wird: ein Steg um die Gobbins-Klippe auf der Südostseite der irländischen Grafschaft Antrim. Dieser Steg erschließt den Touristen eine ungemein malerische Strecke der Uferlandschaft; er wurde hergestellt unter Leitung des Oberingenieurs der Northern Counties Railway, Mr. Berkelay Wise. An jenem Teil der Küste von Antrim, der nordöstlichsten Grafschaft Irlands in der Provinz Ulster, ragen vielfach Basalte schroff aus dem Meere hervor als Zeugen für das Walten der vulkanischen Kräfte in der Urzeit. Weithin berühmt ist z. B. eine gewaltige Masse von Basaltpfeilern an der Nordostspitze Irlands, die den Namen „Giant's Causeway“ führt; dieser „Riesendamm“ ist 40 Meter breit, 175 Meter lang und umfaßt gegen 40 000 Basaltsäulen. Aus dem gleichen Eruptivgestein besteht auch die Hauptmasse der pittoresken Gobbins-Klippe, die vielfach von Touristen, besonders von amerikanischen Reisenden, in Augenschein genommen wird. Bisher konnte man ihren Anblick jedoch nur von der See aus genießen, indem man sich ihr in einem Boote näherte, während man jetzt in aller Bequemlichkeit um die Uferfelsen herumspazieren kann. Der südliche Zugang zum Steg erfolgt durch ein natürliches Felsenthor; man kann den Steg gegenwärtig etwa 4 Kilometer weit verfolgen, doch soll er noch um 3 Kilometer weitergeführt werden, womit man im Laufe dieses Sommers fertig zu werden hofft. So kühn dieser Klippensteg auch in seiner Anlage erscheinen mag, ebenso sicher und solide ist er ausgeführt. Der Weg selbst ist in entsprechender Breite aus dem Felsgestein gebrochen oder gesprengt und auf der Seeseite mit einem festen Geländer versehen; wo er steiler auf- oder abwärts führt, sind hölzerne Galerien und Treppen angebracht. Breite Schluchten, die die brandende Flut aus dem Felsgestein herausgebrochen hat, werden auf Brücken aus Stahl oder Eisen überschritten. Technisch besonders hervorragend ist die elliptische Stahlbrücke, die von der Hauptklippe zu einem isoliert davor aus dem Meere aufragenden Felskegel und auf dessen entgegengesetzter Seite wieder zur Klippe zurückführt. Sie ist „Goban's Bridge“ benannt und gleicht, von fern gesehen, einem zierlichen Flechtwerk, ist aber ganz aus Trägern und elliptisch geformten Ringen vom besten Stahl konstruiert; nur die Brückenbahn besteht aus hölzernen Bohlen. Die Felswand der Klippe steigt bis zu einer Höhe von 95 Metern teilweise fast senkrecht aus dem Meere empor; bei jeder Wendung des Steges erhält man ein andres Bild. Interessant sind verschiedene Höhlen, die ebenfalls bequem zugänglich gemacht worden sind; da ist z. B. die Otternhöhle und die „Höhle der Sieben Schwestern“, bei der vorläufig der Steg sein Ende in nördlicher Richtung erreicht. In einer der Höhlen fand man zahlreiche Knochen vorweltlicher Tiere; in andern Gegenstände, die darauf schließen lassen, daß die Höhlen ehedem der Küstenbevölkerung in unruhigen Zeiten als Zufluchtstätten, auch wohl als Verstecke für Schleichhändler dienten. Die Schichten von Kalkstein, Kreide und Sandstein, die sich am Fuß und an den Seiten der Basalte abgelagert haben, umschließen zahlreiche Versteinerungen, die die Aufmerksamkeit der Geologen und Naturforscher erregt haben. Auch seewärts erschließt sich von dem Klippensteg eine prachtvolle Aussicht; man schaut z. B. hinüber zu den Copeland-Inseln und erblickt die Küste der Grafschaft Down und die herrlich bewaldeten Gestade der Bucht von Belfast-Lough, an der Belfast, die Hauptstadt der Grafschaft Antrim, liegt.

Briefmappe

A. C. v. F. in M. Poetisch empfunden und auch gefällig im Ausdruck, aber Frühlingsgedichten gegenüber müssen wir äußerste Enthaltsamkeit bewahren, denn von solchen Poemen besitzen wir noch Vorräte für Jahre, und die edlen Sänger, die vor Ihnen den holden Lenz angedichtet haben, müssen doch zunächst berücksichtigt werden. Also mögen Sie uns entschuldigen!

W. v. K. in G. Ein treffliches Lehrbuch für Amateure ist „Die Photographie im Hause“ von Ottomar Anschütz (Berlin, Verlag des Verfassers). Eben erschien von dem Werke der zweite, ebenfalls reich illustrierte Teil, der vornehmlich die Moment- und Landschaftsaufnahme behandelt.

M. C. M. in M. Wir erinnern uns einer solchen Zuschrift nicht. Sie würden, falls diese überhaupt in unsre Hände gelangt wäre, umgehend Bescheid erhalten haben, wenn Sie das Porto beigefügt hätten. Die in Aussicht gestellte Skizze werden wir gern prüfen.

Junge Mutter in N. Mögen Sie das Büchlein „Die gute und die schlechte Erziehung“ lesen (Braunschweig, Vieweg & Sohn). Es ist keine Schrift für gelehrte Pädagogen, sondern ein Berater für Väter und Mütter, der in ansprechendem Plaudertone die Eltern zum Nachdenken anregt und auf die Hauptgrundsätze einer guten Erziehung hinweist.

K. N. in P. Ihrem Wohnort am nächsten liegt wohl das Technikum Limbach bei Chemnitz. Es verfolgt in seinen drei Abteilungen (Maschinenbau, Elektrotechnik, Hochbau) das Ziel, jungen Leuten, die Maschinen- oder Elektro-Ingenieure oder Hochbau- und Eisenbahnbautechniker werden sollen, eine in sich abgeschlossene technische Ausbildung zu geben, daneben will es aber auch solche, die später zu Fabrikanten oder Betriebsleitern berufen sind, die nötige wissenschaftliche Grundlage beschaffen. Zwar ist es erwünscht, daß zur Aufnahme sich meldende Studierende eine möglichst hohe Vorbildung haben, aber es ist andrerseits kein Befähigter ausgeschlossen, selbst wenn er nur eine Volksschule besucht hat.

R. F., Osnabrück. Der Einsendung behufs weiterer Prüfung sehen wir gern entgegen.

Schachbriefwechsel

August Höse in Bialystock (Rußland). Ihre eigne, uns freundlichst zugesandte Aufgabe ist wohl nicht richtig aufgeschrieben. Der schwarze Bf2 verhindert Le1×g3; ferner kann Schwarz sich mit Le1—d2† genügend verteidigen, und schließlich hat in der letzten Ihrer Wendungen der König noch das Fluchtfeld d4. — Lösung zu Nr. 10 richtig.

Hans Seidel in Stolpen (Sachsen). Nr. 12 lösten Sie richtig. — Die von Ihnen verfaßte Aufgabe ist, wie Sie ganz richtig vermuten, wenn auch korrekt, doch allzu leicht, um von uns verwendet werden zu können. Namentlich ist es kein besonderer Vorzug, daß sie ohne jede Variante ist.

Richtige Lösung sandte ferner ein: J. B. in Hedewigenkoog zu Nr. 12.

Fr. L. in H., Julius B. in M., Leonie B. in G., K. v. W. in P., O. N. in St. Mit Dank abgelehnt.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. — Rücksendung findet nicht statt)

Johannes Paul, Lucie. Eine Dichtg. M 2.—. Dresden, Pierson.
Wilh. Fladt, Thalwardt. Gedicht. M 1.50. Ebd.
J. Binegg, Frühlingsstürme. Roman. M 3.—. Ebd.
Dr. H. Breitenstein, 21 Jahre in Indien. Aus dem Tagebuche e. Militärarztes. III. Teil: Sumatra. M 6.—. Leipzig, Grieben.
Dr. H. v. d. Pfordten, Handlung u. Dichtung der Bühnenwerke Richard Wagners. Gebd. M 6.—. Berlin, Trowitzsch & Sohn.
Alfred H. Fried, Die Grundlagen der modernen Wirtschaft und der Krieg. — Die Lasten des bewaffneten Friedens und der Zukunftskrieg. à 30 ₰. Eßlingen, Langguth.
Chr. Petzet, Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik 1840 bis 1850, Liefg. 4/5 (Schluß). München, Lehmann.
Krupkes Konversationslexikon der Börse und des Handels für 1903. M 4.50. Berlin, Börsenhandels-Zeitung.
Herm. Krone, Beethoven in seinen Symphonien. Betrachtungen über den idealen Inhalt derselben. 60 ₰. Halle, O. Hendel.
Eugen Stangen, Antinouslieder. M 2.—. Zürich, C. Schmidt.
Hans H. Busse, Wie beurteile ich meine Handschrift? M 1.—. Berlin, W. Vobach & Co.
E. C. W. Sandré, Der Drilling (Gewehr). München, J. Schön.
Hugo Tomicich, Von welchem Werke Richard Wagners fühlen Sie sich am meisten angezogen? Ansichten bekannter Persönlichkeiten. M 3.50. Bayreuth, Grau.
Enzian. Ein neues Alpenliederbuch. M 1.—. Dessau, Oesterwitz.

ROYAL-MALAGA-BODEGA-Co.

Hoflieferanten S. M. des Königs von Spanien.

IN MALAGA

TRADE MARK

Illustrierte Preisliste

Liefert erstklassige Südweine verzollt & franco jeder Station. auf Wunsch

LIEBIG'S FLEISCH-EXTRACT.



Technikum Altenburg (S.-A.)



Höhere und mittlere technische Lehranstalt für **Maschinenbau, Elektrotechnik** und **Chemie**.

Lehrwerkstätte.

Programm kostenfrei durch die Direktion.

Regierungs-Kommissar.

Technikum Rendsburg (Schleswig-Holstein). **Maschinenbau und Elektrotechnik.** Ausbildung in **Theorie** und **Praxis**. Grosse Lehrfabrik mit Giesserei, Modelltischlerei etc. Programme kostenfrei durch die Direktion.

Polytechnisches Institut, Friedberg in Hessen, bei Frankfurt a. M.

I. **Gewerbe-Akademie** f. Maschinen-, Elektro-, Bau-Ingenieure und Baumeister. 6 akad. Kurse.

II. **Technikum** (mittlere Fachschule) f. Maschinen- u. Elektrotechniker. 4 Kurse.

Programme kostenfrei. Prüfungskommissar.

Technikum Mittweida (Königreich Sachsen).

Höhere technische Lehranstalt für Elektro- u. Maschinentechnik.

Elektrotechnische u. Maschinenbau-Laboratorien sowie Lehrfabrik-Werkstätten.

Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Serravallo's

China-Wein mit Eisen.



Unentbehrlich für Schwächliche, Blutarme und Reconvalescenten.

Appetit anregendes. — Nerven stärkendes.

Blut verbesserndes Mittel.

Vorzüglicher Geschmack. Ueber 2000 ärztliche Gutachten.

J. SERRAVALLO, Trieste-Barcola.

Nur in Originalflaschen zu $1/2$ Liter à M. 3.— oder zu 1 Liter à M. 5.50.

Käuflich in den Apotheken.

Rheinisches Technikum Bingen.



Höhere Fachschule für Maschinenbau und Elektrotechnik. Lehrwerkstätte f. Elektrotechnik. Programme frei. Direktor **Hoepke.**

786 Schüler.

✚ UM SCHLANK ✚

zu werden, ohne der Gesundheit zu schaden, bediene man sich der **"Pilules Apollo"**, auf Basis von Meerespflanzen hergestellt und von Pariser ärztlichen Autoritäten für gut befunden. Diese leicht zu befolgende Behandlung vertreibt *übermässigen Embonpoint* unfehlbar in kurzer Zeit und sichert die Heilung von *Fettleibigkeit* beiderlei Geschlechts. *Dies ist das Geheimnis jeder eleganten Frau, welche sich eine schlanke und jugendliche Gestalt bewahren will.* Preis per Flac. mit Notiz Mk. 5 franko. Man wende sich an Herrn Ratié, Apoth., 5, Passage Verdeau, in Paris, oder an dessen Depositär in Berlin: Herrn B. Hadra, Apoth., Spandauerstr. 77. Für Österr-Ungarn, Török, Königsgasse, 12, Budapest. — *Man verlange den Stempel der "Union des Fabricants".*

Echt **STEMLER'S**

Friedrichsdorfer ZWIEBACK

Der beste Zwieback, *nicht mit vielfachen Imitationen zu verwechseln.* *Probedosen M. 3.—*

FERD. STEMLER Friedrichsdorf (Taunus) *Gegründet 1788.*

Gicht

Rheuma, Fettsucht, Magen-, Hals-, Blasenl. u. s. w. sendet **H. Trültzsch, Berlin N., Boyenstr. 37,** ☞ **an Leser dieser Zeitschrift eine** Probefl. Citronensaft u. Dankschr. Geheilter frco. u. **gratis** od. Saft v. ca. 60 Citronen M. 3.50, v. ca. 120 Citr. M. 6.— frco. u. kistefrei ☞ Berlin 1 Kilo M. 3.— frei Haus.

Adam Rackles Hoflieferant Frankfurt a. Main.

Aepfelwein *naturrein. glanzhell. haltbar.*

BAD BRUNNTHAL — MÜNCHEN



Kur- u. Wasser-Heilanstalt

Sommer und **Winter** sehr gut besucht.

Sehr schön und ruhig, 520 m ü. d. Meer, geleg. Aerztl. rationell geleit., vorzüglich geführt, comfort. einger. Heissluft- u. Dampfbäd.; **Kohlensäure-**, Moor-, Soole- und Sandbäder mit Centralheizung, sowie grosser Saal für Heilgymnastik und Vibrations-(Thermoph.-)Therapie neu installiert. Besond. geeign. für Nervenleiden (Geisteskr. u. Epilept. ausgen.), **Schwächezustände** (spec. sexuelle), **Verdauungs- und Stoffwechselkrankh.**, (chronisch. Obstip. Hämorrhoid., Gicht und Rheuma, Fettsucht und Zuckerkrankheit), Morfium- etc. Entziehungskuren (seit 1875) von October bis Mai. (2 Aerzte.) Preise sehr mässig. Prosp. grat. fr. durch den Besitzer u. ärztl. Dirig. **Dr. V. Stammler.**



Hotel Eden Montreux

In **allerbester Lage** am Südquai neben dem **Kursaal.**

Modernster Comfort. Lift, elektr. Licht, Centralheizung. Bäder. Garten.

Fallegger-Wyrsch

zugl. Bes. Schimberg-Bad b. Luzern.

Koch- & Haushaltungsschule Gesundheitsstation Schloss Ralligen am Thunersee. Prospect d. Christen, Bern (Schweiz)



Nächste Kurse von $1/4$ bis $1/2$ Jahr. Schulgeld Mk. 200 bis Mk. 480.

Damen-Wohnungen.



1—4 Zimmer m. Kochgelegenheit, vollständig in sich abgeschlossen. Billiger Lebensunterhalt durch gemeinsamen Haushalt. Schutz für Person und Eigentum. Gemeinsame Interessen, keine spekulative Ausbeutung. Geselliger Verkehr ohne persönliche Beschränkung. Kein Stift, sondern genossenschaftliche Vereinigung. **Berlin-Schöneberg**, Hauptstr. 20a, Akazienstrasse 5. **Charlottenburg**, Marchstr. 4/5, Mommsenstr. 6. **Potsdam**, Marienstrasse 11. Prospekte gratis vom Vorstand des

Damenheim, Hauptstr. 20a., **Berlin-Schöneberg.**

Continental Pneumatic



Bester Reifen für Fahrrad u. Automobil.

CONTINENTAL-CAOUTCHOUC-U. GUTTAP.-Co. HANNOVER.

MUSIK-INSTRUMENTE aller Art Phonographen etc.



zu allen Preisen gegen mässige Monatsraten **Bial & Freund** in Breslau II

Ill. Kataloge gratis.

"Immer jung! Immer schön!"



BEETHAM'S Regd. *"Larola"*

Beetham's Lait Larola übertrifft alle anderen Präparate zur Conservierung der Haut im Winter gegen den Einfluss von Frost, kalt. Winden u. hart. Wasser. Es erhält die Haut weich, glatt u. weiss, verhind. und entfernt Rauheit, Röthe, Entzündung, Sprünge etc. Zu haben bei all. erstklassigen Droguerien etc. in Flaschen zu M. 1.—, 2.— und M. 3.50 etc.

In Berlin: Gustav Lohse; in Hannover: C. Brulls & Co.; in Wiesbaden: Drog. Moebus; in Cöln: Jacobine Schlüssel.

Photograph. Apparate



schon von M. 3.— an, bis zur feinsten Ausführung, sowie sämtl. Bedarfsartikel zu billigsten Preisen.

Katalog gratis.

Hess & Sattler, Augsburg.

Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Der goldene Käfig

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

II

Hans war während des ganzen Tages merkwürdig unruhig, hastig, zerfahren. Er lief treppauf treppab; er band sich dreimal eine andre Krawatte um, so daß die Schwester schließlich fragte, warum er sich denn gleich am ersten Tage so verausgabe? Am Nachmittag ging er in den Garten und plünderte die Rosen zu einem mächtigen Strauß für den Kaffeetisch. Der Mutter war er gradezu ausgewichen. Sie hatte ein paar Male versucht, ihm eine Viertelstunde abzugewinnen, es gab ja so vielerlei zwischen ihnen zu besprechen und leider nur wenig Erfreuliches. Aber er wehrte immer ab. „Nur nicht heute! Gönne mir doch wenigstens den einen Tag!“ Dagegen hatte er, wie in alten Zeiten, eine ganze Weile in der Küche gehockt, auf dem Küchentisch, und zugesehen, wie Alwine Kartoffeln schälte. Ihr ewiges gleichförmiges „Juwoll, junger gnä'ger Herr!“ erquickte seine unruhige Seele. Er forderte es geradezu heraus.

„Alwine, altes treues Tier, möchtest du in 'nem großen schönen Schloß wohnen?“

„Juwoll, junger gnä'ger Herr!“

„Und alle Tage Kalbsbraten essen? Oder Schweinebraten, den futterst du ja noch lieber, was?“

„Juwoll, junger gnä'ger Herr!“

„Und eine Tonne voll Geld haben und immer bloß hineinzugreifen brauchen, und sie kann nie leer werden. Wie im Märchen.“

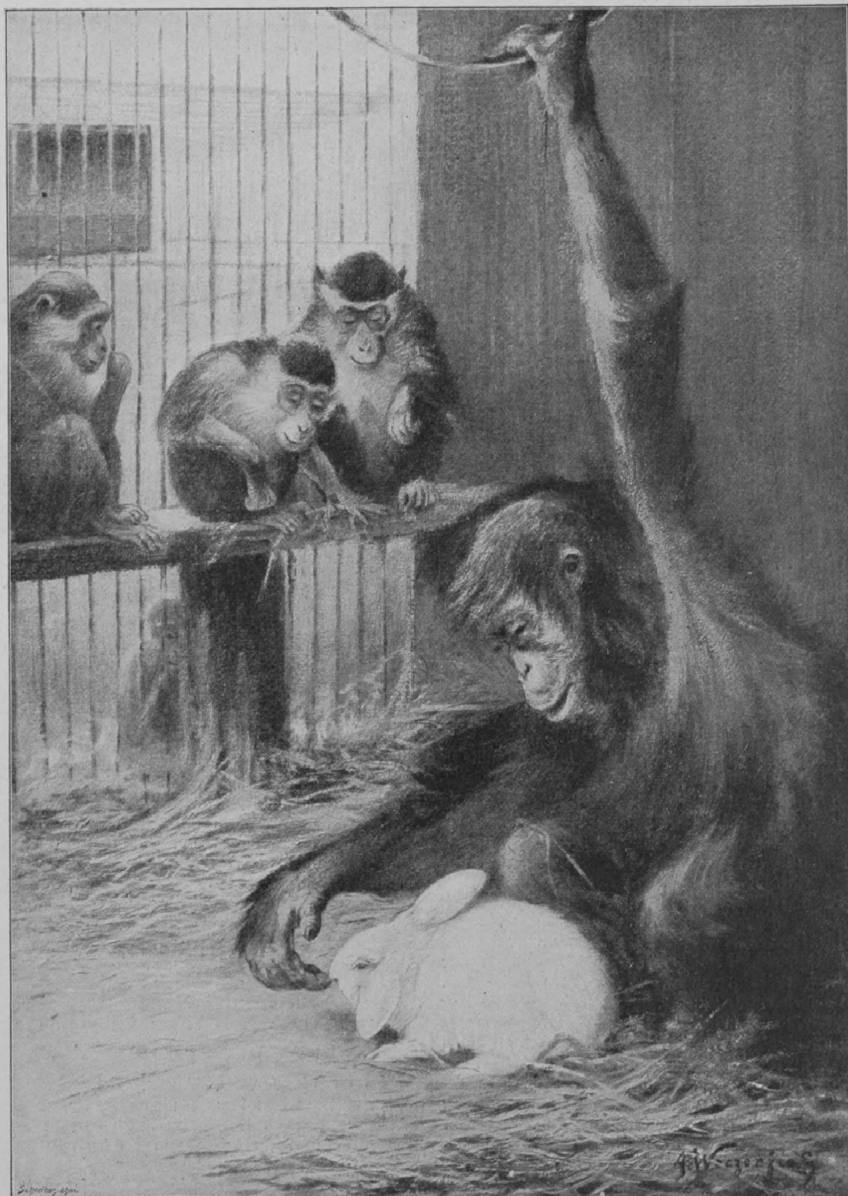
„Juwoll, junger gnä'ger Herr!“

So war es wohl zwanzig Minuten fortgegangen, bis er dann endlich aufsprang und fortlief. Auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um: „Alwine, heut nimmst du mir zuliebe aber 'ne Bohne mehr zum Kaffee. Du, und nichts von eurem verflixten Surrogat. Wenn ich das herausschmecke, brat' ich dich bei lebendigem Leibe.“

„Juwoll, junger gnä'ger Herr!“

Vergnügt grinste sie hinter ihm her. Sie mochten ihn alle so gern. Er hatte solch eigne Art, sich „gemein und niederträchtig“ zu machen.

Nun saßen sie endlich auf der Veranda beim Kaffee, und Frau von Hagelitz hatte soeben Gallweg zum vierten der selbstgebackenen Mürbekringel genötigt — „Mama würde glauben, eine Pflicht der Gastfreundschaft zu versäumen, wenn sie nicht nötigte —“, als sie den durchbrochenen Porzellankorb mit zitternder Hand niedersetzte: „Hans ... der Fürst ... was machen wir denn nur? Und ich bin eigentlich gar nicht angezogen ...“



Befreundet. Nach dem Gemälde von A. Weczerzick

Mit einem Male schien der Sohn all seine Ruhe wiedergewonnen zu haben. Er setzte das Einglas ins Auge, sah sehr befriedigt dem eleganten Landauer entgegen, der quer über den Dorfanger fuhr und nun grade in das Gartenthor einbog, und sagte höchst energisch: „Mama, ich bitte dich ... nur jetzt nicht kleinlich! Und, hörst du, nur bis zur ersten Verandastufe, nicht einen Schritt weiter ...

„Aber wenigstens meine Schürze ... und auch Wiwi ... mein Gott ..."

„Nein, Mama —"

Er war aufgestanden, hörte noch, wie die Großmutter sagte: „Hans hat ganz recht. Kindl, um den Peter Woldegg doch kein Aufhebens!" und schritt langsam die Treppenstufen hinunter, so daß er gerade auf der Rampe stand, als der Wagen vorfuhr.

„Durchlaucht, wie freue ich mich, daß ich zufällig selbst daheim bin!"

Der Fürst sprang aus dem Wagen. Die beiden Damen, die im Fond gesessen hatten, folgten. Hans, der ihnen behilflich gewesen war, küßte beiden die Hand.

„Durchlaucht lassen doch ausspannen? Ich werde gleich ..."

„Nein! Nein! Lieber Hagelitz, wir sind, sozusagen, auf der großen Tour. Fahren Sie in den Schatten drüben, Fred! Ich ... ich wollte nur Ihrer verehrten Frau Mama meine Frau und meine Schwägerin vorstellen, lieber Hagelitz ... ja ... bitte ... und der gnädigsten Großmama ... ja ..."

Von der Veranda aus hatte man mit sehr verschiedenen Empfindungen der ersten Begrüßung zugesehen. Die Greisin war ruhig sitzen geblieben, hatte ihr Lorgnon vorgenommen und betrachtete mit etwas ironischem Lächeln den langen hageren Fürsten in seinem etwas übertrieben eleganten englischen Visitenanzug und die beiden schönen schlanken Frauengestalten. Frau von Hagelitz hatte sich hastig erhoben; einige Verlegenheit, eine starke Neugier mischten sich in ihr mit einem gewissen Stolz auf den Besuch und dem andern froheren Empfinden, wie gut doch der Hans neben dem „kümmerlichen" Fürsten sich ausnahm. Malwine schien ganz ruhig, unberührt; sie war an den Klingelzug getreten und bestellte bei dem Hausmädchen Kaffee. Dann erst wandte sie sich an Gallweg und sagte leise zu ihm: „Ich hätte doch nicht gedacht, daß diese Amerikanerinnen so hübsch wären."

Er nickte. Auch er hatte soeben die gleiche Beobachtung gemacht. Beide, die Fürstin wie die Schwester, waren wirklich auffallend schöne Erscheinungen. Groß, sehr schlank, biegsam, sehr elegant und doch mit scheinbarer Einfachheit gekleidet; feine, zarte Gesichter mit großen dunkeln Augen. „Welche ist die Fürstin?" fragte Wiwi noch. „Die hellere Blondine ... sie sehen sich zum Verwechseln ähnlich!"

Frau von Hagelitz war wirklich nur bis zur ersten Treppenstufe getreten, nun plötzlich von tausend heimlichen Aengsten erfüllt. Was sollte sie den Herrschaften anbieten? War auch das Tischtuch noch ganz sauber? Und die Minna war so ungeschickt beim Bedienen! Und dann — das Schlimmste — am Ende sprachen diese Amerikanerinnen gar nicht deutsch!

Alle ihre Befürchtungen waren umsonst. Der Fürst sprach ein paar abgerissene Worte von „lieber nachbarlicher Pflicht" und „gute Freundschaft halten ... ehem ... wie ehedem, immer zwischen den Hagelitzens und den Woldeggs", und stellte seine Damen vor; diese machten ungezwungen shake-hand, nahmen ebenso ungezwungen Platz — Hans lancierte sich zwischen beide — und sprachen ein so fließendes reines Deutsch, als ob sie nie jenseits des großen Wassers gewesen wären. Als dann auch der Kaffee erschien und gern angenommen wurde, und als die Hausfrau sich überzeugte, daß Alwine, der Muckebold, ihren guten Tag gehabt hatte, atmete sie erleichtert auf. Sie wagte sogar, sich an dem Gespräch zu beteiligen.

„Wie gefällt Schloß Glaring Eurer Durchlaucht?"

„Vortrefflich, gnädige Frau. Ein schöner, feudaler Sommersitz. Man scheut sich geradezu, das alte Schloß etwas modernisieren zu lassen, trotzdem es an Komfort ja hier und dort fehlen mag."

Der Fürst lachte. Er wurde nicht schöner, wenn er lachte. Das Eckige seines übermäßig langen Gesichts trat dann noch mehr hervor, und seine künstlich erhaltenen gelben Zähne wurden sichtbar: „Meine Frau hat einen förmlichen Respekt vor dem alten Kasten. Aber es hilft nichts, wir müssen doch umbauen."

„Das glaub' ich wohl!" meinte die Großmama, die sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen konnte, einen kleinen Hieb auszuteilen. „Schloß Glaring ist sehr alt. Es saß schon um 1560 ein Hagelitz als Komtur auf der Johanniterburg. Als Ihr Großvater Glaring kaufte, lieber Fürst, hat er freilich auch schon allerlei Umbauten ausführen lassen. Ich erinnere mich, damals wurde auch der runde Turm am linken Flügel niedergelegt. Aber es half nichts: der kleine graue Mann, der dort hauste, zog nur etwas weiter, in den Seitenflügel selbst."

„Arme Ruth! Das ist, wo du jetzt wohnst." Die Fürstin wandte sich an die Schwester, die bisher ziemlich teilnahmlos dagesessen hatte, sehr aufrecht, in tadelloser Haltung, mit einem Finger der rechten Hand leise an dem Henkel der Tasse spielend.

„O, ich fürchte mich nicht vor Gespenstern. Ich glaube nicht an sie," sagte sie jetzt, sich ein wenig vorbeugend.

Die alte Dame lächelte leise. „So ist die Jugend. Ich meinerseits fürchte mich auch nicht vor Gespenstern, aber ich glaube an sie. Ihr graues Männchen habe ich selbst gesehen."

„Aber Großmama!"

„Ganz gewiß. Das war noch zu Lebzeiten des Fürsten Dietrich. Wir Damen hatten uns nach einem Diner ein wenig zurückgezogen, denn der Fürst liebte es, mit den Herren schauderhaft viel Port zu trinken — englische Sitte! Mir hatte man ein Zimmer im Seitenflügel angewiesen, und ich hatte mich etwas hingelegt, war wohl auch eingenickt. Als ich aufwache, seh' ich auf dem Kaminsims ganz deutlich den kleinen grauen Kerl sitzen, wie einen Hofnarren, im geschlitzten Rock. Er guckt mich mit seinen grünen stechenden Augen hinterlistig an, und dann streckt er die Hände aus und klappt seine goldene Schnupftabakdose auf, als ob er mir ein Prischen anbieten wolle. Nun, wie gesagt, ich fürchte mich nicht. Aber erschrocken war ich doch. Und so in einem unwillkürlichen Gefühl der Abwehr nehme ich ein Glas, das vor mir auf dem Tische steht, und werfe es nach dem Greuel. Es springt am Kamin in Scherben — fort ist er —"

„Du erzählst Räubergeschichten, Großmutti! Du warst im Halbschlaf. Es war ein Traum."

„Bewahre, Hans. Es war kein Traum. Denn als ich nun klingelte und ein Diener kam, und wir genau nachsahen, da fanden wir ein paar Tabakskörner auf dem Kaminsims. Und Ihr Großvater, lieber Fürst, hat auch nie mehr erlaubt, daß das Zimmer bewohnt wurde."

Es war heller lichter Tag, und durch die Kastanienzweige spielten die Sonnenstrahlen. Trotzdem — war's durch die Art, wie die Greisin ihr Geschichtchen erzählte? — verstummte der ganze Kreis auf ein paar Augenblicke, bis dann die Fürstin sagte: „Aber, gnädigste Frau, wenn sich unser Schloßgespenst unsichtbar machte, hätte er seinen Tabak doch auch unsichtbar machen können."

„Er wird wohl nicht gewollt haben!" entgegnete die alte Dame trocken. „Haben Sie den grauen Kerl denn nie gesehen, lieber Fürst?"

Er schüttelte den Kopf, aber antwortete nicht. Mit zusammengekniffenen Lippen saß er da und zerbröckelte ein Mürbeplätzchen zwischen den Fingern.

Das Gespräch stockte.

„Ich schlage vor, Durchlaucht, Sie quartieren mich einmal in dem bewußten Zimmer ein. Ich versichere, daß ich das Männchen fange. Wir sperren es in einen Käfig und schicken es nach Berlin in den Zoologischen Garten."

„Ich bitte mir vorher seine Tabakdose aus!" scherzte die Fürstin und wandte sich dann, das Thema abbrechend, an die Hausfrau und Malwine mit einem kleinen artigen Loblied auf die große Sandstreubüchse Mark Brandenburg, die gar nicht so bös sei, wie man sie immer schildere. Sie sei ganz überrascht gewesen, auf das angenehmste überrascht.

Dann erhob sie sich. „Wir wollen im Vorüberfahren noch Ihrem Herrn Pastor, der ja auch der unsre ist, einen kurzen Besuch machen. Komm, Peter, — bitte!"

Als der Wagen um das große Rundell vor der Rampe herumgefahren war und die Fürstin noch einmal grüßend zurückgenickt hatte, begann Frau von Hagelitz ihr Loblied zu singen. Sie war entzückt. Was man doch nur immer rede! Diese Amerikanerin sei ja wirklich eine scharmante Person; schön, gewandt, liebenswürdig und dabei bescheiden. Auch die Schwester ... nur etwas sehr still. „Aber beide — du hast ganz recht, Hans, durchaus Damen —"

Die Großmama lächelte vor sich hin. „Vielleicht hat der Peter wirklich das große Los gezogen. Wenn ich ihn so sehe, muß ich immer an eine altbackene Semmel denken. Was solch schöne Frau, denn schön ist sie, das muß ihr der Neid lassen — was solch schönes Weib nur veranlassen konnte, diese ausgedörrte Kreatur zu heiraten?"

„Doch wohl die Fürstenkrone," warf Malwine dazwischen. Ein klein wenig spöttelnd kam es heraus.

„Aber, Wiwi! Einmal kannst du vielleicht gar nicht einmal von einer Fürstenkrone sprechen — kaum von dem Fürstentitel. Denn ob es nicht nur gesellschaftliche Höflichkeit ist, wenn man sie Durchlaucht nennt, ist mir vorläufig zweifelhaft. Und selbst wenn: solch ein Krönchen! Sie haben sich ja nur so mit Ach und Krach in den Gothaischen, dritte Abteilung, hineingeschoben — diese Woldeggs. Es sind ja keine Standesherren — bewahre! Oesterreichischer Fürstenstand, und dann so langsam, à conto eines Gutes in Schlesien, nach Preußen hereingekrochen. Nicht Uradel ... nicht einmal guter Schwertadel."

„Großmama, das ist doch heut ganz gleichgültig."

„Ja, Hans, mir wenigstens! Denn ich bin ja nun einmal, wie du immer sagst, demokratisch angefressen. Aber wenn ich solch schöne reiche Amerikamiß wäre, einen andern Mann wie diesen Nußknacker hätt' ich mir doch genommen ... Lieber einen jungen frischen Leutnant, hübsch und schneidig. Für die Sorte hat mein demokratisches Gewissen immer noch etwas übrig. Ich hätt' sogar mit Vergnügen seine Schulden bezahlt, Hans!"

Er hob lachend die Hände hoch. „Großmutti, warum bist du keine Millionärin und nicht ein kleines halbes Jahrhundert jünger! Von der Stelle weg hielt' ich um dich an!"

„Ich danke dir für deine gute Absicht, mein Junge. Aber ... ich hab' an einem Hagelitz gerade genug gehabt!"

Eine Stunde später schritten sie die Dorfstraße entlang zum Pastorhause. Die Großmutter, Hans und die Mama voran. Gallweg folgte in einigem Abstand mit Malwine. Er hatte, nach einigem Zögern, ihr den Arm geboten, und sie hatte sofort angenommen, stützte sich kräftig auf und sagte auch ganz unbefangen: „Besten Dank, Herr von Gallweg. Es ist mir doch eine Erleichterung." Und dann: „Da haben Sie nun unsern Anger, auf den wir Vielberger eigentlich ein wenig stolz sind. Auf seine Geräumigkeit, auf die schönen Pappeln ringsum, auf den kleinen Tümpel in der Mitte sogar."

„Es ist auch hübsch. Nicht zuletzt aber seine Umrandung. Ueberall diese sauberen Vorgärten mit den Sonnenblumen, drüben der Kirchhof mit den alten Bäumen und das kleine Kirchlein mitten drin."

„Eines der ältesten in der Neumark. So schlicht und einfach, — armselig würden es viele nennen. Aber mich rührt keine Predigt so, wie in ihm. Unser alter guter Heckstein ist gewiß kein großer Redner. Aber er paßt in unser Kirchlein. Er ist ein so guter Mensch."

„Ist er denn so alt? Nach der Tochter zu urteilen ..."



Herzblättchen

Nach dem Gemälde von George F. Carline

„Ja, Tina ist ein Spätling. Er heiratete als hoher Fünfziger noch einmal, unter Umständen, die viel Aufsehen erregt haben sollen und ihm manche unverdiente Kränkung zuzogen. Sie mögen sich das einmal von Großmutter erzählen lassen, die in ihrer energischen Herzengüte damals ihm endlich Ruhe verschafft hat."

„Was ist das für eine wunderbare Frau, Ihre Großmutter, gnädiges Fräulein!"

Malwine nickte eifrig. „Für das Wort danke ich Ihnen! Viele würden ‚wunderlich' sagen und hätten nicht einmal unrecht, denn wunderlich ist ja manches an ihr. Aber ‚wunderbar' ist doch das richtige. Es mag nicht viele Frauen geben, bei denen sich das Herz so jugendlich erhalten hat bis ins Greisenalter und in denen sich ein so gutes treues, weiches Herz mit einem so scharfen Verstande so prächtig eint."

Sie waren bis an den Pfarrersgarten gekommen. Die Vordersten warteten. Von drinnen hörten sie heiteres Lachen, und Hans zeigte mit seinem Spazierstöckchen nach vorn, zum Kruge hin, vor dem die Woldeggsche Equipage hielt: „Nein, aber so etwas! Da haben Pastors also den Fürsten richtig festgehalten. Und man scheint sich ja schon sehr gut zu amüsieren — ohne uns!"

„Das gefällt mir wieder sehr!" meinte die Mutter. „Der Fürst — nun ja! Aber von den beiden Damen ist es doch sehr nett, daß sie so vorlieb nehmen."

„Erlaube mal, Kindl!" Die Großmama klinkte gerade die Thür im Lattenzaun auf. „Der Herr Vater dieser Damen wird vielleicht mit Käse en gros gehandelt haben. Jedenfalls ist mein alter Heckstein tausendmal vornehmer, als jener je gewesen sein kann. Von vorlieb nehmen kann da gar keine Rede sein."

Sie waren schon von innen bemerkt worden. Von dem freien Platz seitlich des epheuumsponnenen niedrigen Pfarrhauses, unter dem großen Birnbaum, kam Tina herübergelaufen, flink, mit heißen Wangen und leuchtenden Augen. Und hinter ihr, langsam, auf seinen Krückstock gestützt der Vater, ein Greis mit vollem weißen Haar, das das feine Gesicht völlig umrahmte und im Nacken in langen Locken bis auf den Rockkragen hinabfiel. Im Hintergrund schimmerten die hellen Sommerkleider der Damen.

Tina bemächtigte sich sofort Malwinens und umfaßte sie mit ihrer etwas jungenhaften Grazie, die so eigen zu ihrer südlichen Schönheit paßte: „Ein Glück, daß ich dich endlich habe, du Beste! Ich armes Käuzchen — ich! Ich hab' doch noch nie eine leibhaftige Fürstin nebst Konsorten zu Tisch gehabt. Du mußt mir helfen, Wiwi!"

Nun kam auch der Fürst heran mit einem Worte halb der Erklärung, halb der Entschuldigung; er und seine Damen hätten der liebenswürdigen Einladung nicht widerstehen können. Und dann saß man bald an der langen, zierlich gedeckten Tafel unter dem Birnbaum, und Tina brachte selbst die dampfende Terrine mit den Krebsen.

Der Pastor saß zwischen der Fürstin und der alten Frau von Hagelitz, bediente beide mit seiner stillen Grandezza und plauderte heiter in etwas langatmigen Sätzen. „Es geht rückwärts in der Welt, wenigstens was die Krebse anbetrifft," meinte er. „Und mindestens bei uns. Als ich hierherkam, Eure Durchlaucht, vor nun vierzig Jahren, brauchte man eigentlich nur den Finger ins Wasser zu stecken, um einen Krebs zu fangen — so groß! Heute lädt man sich zu einem Gericht Krebse fast wie zu einer Delikatesse ein und schämt sich dann, daß die Dinger so winzig sind. Aber ich lasse doch nichts auf sie kommen. Denn unsre märkischen Krebse sind nun einmal die wohlschmeckendsten der Welt."

„Sie sind wirklich vortrefflich, Herr Pastor," erklärte die Fürstin liebenswürdig.

Aber die alte Dame schüttelte den Kopf: „So ist er nun, mein guter Freund. Immer muß er loben, was unsre Mark hervorgebracht hat. Pastorchen, Pastorchen, anderswo giebt's auch gute Krustentiere — ich sage Ihnen, solch guter masurischer Krebs ist nicht zu verachten. Uebrigens sind diese hier gut, auch gut gekocht! Meine Hochachtung, Tina! Du hast an der Butter nicht gespart. Es ist nämlich eine Thorheit, wenn die Leute behaupten, Butter an die Krebse zu thun, sei Verschwendung. Ueberhaupt ... aber Durchlaucht haben gewiß noch nie einen Blick in die Küche gethan."

Die schöne Frau schüttelte lächelnd den Kopf. „Zu meiner Schande gesagt — nein! Wir sind beide so gar nicht zur Hausfrau erzogen. Erzogen ... sind wir's überhaupt? Sie wissen ja, gnädige Frau, wie das bei uns geht. Ein wenig Mädchenlyceum, dann ein Jahr in einem Pariser Pensionat, dann mit kaum fünfzehn Jahren in die Welt. Fast immer auf Reisen. Ein Jahr in Italien, eine Season in London; ein paar Monate in Paris, ein paar andre in Biarritz — dann wieder einmal drüben — und eigentlich von klein auf selbständig."

„Das scheint mir das beste dabei, Durchlaucht. Machen Sie nicht so große Augen, Pastorchen — ich fürchte mich doch nicht. Unsern jungen Mädchen fehlt die Selbständigkeit. Im ganzen Leben spüren sie's nach, bleiben als Frauen dieselben Schäfchen, die sie waren, und lassen sich von euch Männern scheren. So, und nun geben Sie uns noch einmal die Terrine herüber, Pastor —"

Am andern Ende des Tisches saß Hans zwischen Miß Ruth und Tina. Auch er plauderte heiter, kam aus dem Hundertsten ins Tausendste und machte seine kleinen Witzchen. Aber war's nun, daß Tina sich zu sehr in ihrer hausfraulichen Wichtigkeit fühlte und nur Ohr und Auge für den Tisch hatte, oder war's, daß die Amerikanerin das Garn, das er spann, nie recht aufnahm — allmählich verstummte er. Und seine Blicke gingen immer häufiger dort hinüber, wo die Fürstin saß.

Dann wurde endlich die Tafel aufgehoben. Es dämmerte schon. Hans war zur Fürstin herangetreten. Er sagte so laut, daß es die andern hören mußten: „Ich möchte Durchlaucht gern noch ein kleines Stückchen schöner Landschaft zeigen — die Aussicht hinter dem Hause nämlich. Es wäre das gerade in dieser Beleuchtung etwas für Ihren Pinsel."

Sie sah zu ihrem Manne hinüber. Er hatte sich eine Zigarette angesteckt und sprach mit dem Pfarrer. „Schön, Herr von Hagelitz. Es ist doch nicht weit?"

„Bewahre! Wenige Schritte."

„Vielleicht begleitet uns Ihr Fräulein Schwester?" Sie wandte sich direkt an Malwine. Aber Malwine verneinte. Wie es Gallweg, der neben ihr stand, schien, in fast unfreundlicher Weise.

„So kommen Sie, Herr von Hagelitz!"

Er schritt neben ihr her. Wortlos zuerst, durch den schmalen Gemüsegarten mit den bunten Blumenrabatten, bis an den Rand der Pfarrwiese. Hier blieb er stehen, immer noch schweigend, mit hängendem Kopf, die Lippen fest aufeinander gepreßt.

Die Fürstin schien völlig von dem landschaftlichen Bilde eingenommen. „Das ist wirklich schön. So schlicht und herb. Diese Wiese mit dem leichten Nebelhauch, drüben der Bach mit den Erlen und dann der weite Blick bis zu den Hügeln mit den seltsamen Wolkenbildungen darüber. Ich danke Ihnen, daß Sie mir das zeigten, Herr von Hagelitz."

Jäh warf er den Kopf zurück und blickte ihr mit lodernden Augen ins Gesicht. „Als ob ich Sie deshalb hierher geführt hätte! Sprechen wollte ich Sie! Endlich einmal allein sprechen —"

Sie sah ihn lächelnd an, mit größter Ruhe, mit einer Art überlegenen, gelassenen Wohlwollens. „Aber, lieber Hans, so seien Sie doch vernünftig," sagte sie. „Sie verderben mir wirklich mit solch unsinnigen Worten diese prächtige Abendstimmung."

„Vernünftig sein! Immer vernünftig sein! Wo ich rasen möchte in verzweifelter Leidenschaft."

„Unsinn, lieber Freund! Sie denken ja gar nicht daran, reden sich das alles nur ein. Ich kenne Sie besser: Sie sind einer großen Leidenschaft überhaupt gar nicht fähig."

Er wollte aufbrausen: „Ellinor!" und fiel sogleich in einen weichen, bittenden, vorwurfsvollen Ton: „Sie spielen mit mir! Wie Sie so grausam sein können ..."

Die Fürstin war ein paar Schritte in das wogende Grasmeer hineingegangen, bückte sich, um einige Wiesenblumen zu pflücken, Pechnelken und Zittergras; nun wandte sie sich wieder um: „Eigentlich sollte ich böse auf Sie werden! Ernstlich böse, lieber Hans. Ich spiele mit Ihnen? Wieso? Ich habe Ihnen erlaubt, mir ein wenig zu huldigen ... mir die Cour zu machen, wenn Sie wollen. Warum? Weil ich Sie nett fand und frisch und artig. Ich habe Ihnen das erlaubt, wie ich es — voraussichtlich — manchem andern auch noch erlauben werde. Pour passer le temps ... und selbstverständlich ohne jede gegenseitige Verpflichtung. Das wußten Sie doch — den ganzen Winter hindurch! Also ... was wollen Sie eigentlich? Sie sind sehr unbescheiden, mein Lieber —"

„Und wenn ich es bin!"

„Dann leben Sie eben in einem bedauerlichen Irrtum, Hans. Vielleicht ist es gut, daß ich Ihnen das heut schon offen sagen kann. Und besser noch ist es, daß ich weiß: Sie gehören nicht zum Stamme der Asra. Nun kommen Sie, Sie Unverstand, wir müssen zu den übrigen zurückgehen."

Schwer schritt er neben ihr her. Schweigend zuerst. Dann stieß er plötzlich bitter hervor: „Also Durchlaucht beliebten nur, mich vor Höchstihren Triumphwagen zu spannen ... als artigen Esel ..."

„Aber Hans! Welch ein Vergleich! Esel spannt man doch nicht vor einen Triumphwagen." Sie lachte heiter, ging noch ein paar Schritte und blieb dann stehen. „Geben Sie mir Ihre Hand, lieber Hans! Soyons amis, Cinna! sagt ja wohl der große Corneille, wenn mich mein bißchen Schulweisheit nicht betrügt. Sie wollen nicht? Aber, Hans ..."

Noch immer hielt sie ihm die schmale, weiße Hand hin. Sie leuchtete, wie ihr Gesicht, förmlich aus der Dämmerung heraus. Langsam legte er schließlich die seine hinein. „Das ist etwas sehr Kümmerliches, Fürstin ... Freundschaft."

„Oho! Kommt ganz darauf an, wie man es auffaßt. Sehen Sie, Hans, ich hab' Sie wirklich gern. Mehr wohl, als Sie es verdienen. Ich möchte Ihnen dafür den besten Beweis geben ..." Sie zögerte doch ein paar Augenblicke, dann fuhr sie halblaut fort: „Lassen Sie sich raten, Hans ... heiraten Sie Ruth!"

Diesmal war er es, der lachte. Aber es klang sehr unfroh. „Sie sind verschwenderisch in Ihrer Güte, Fürstin. Erst bieten Sie mir Ihre Freundschaft — ein kostbares Gut, wie ich unter andern Umständen gern zugeben würde — und nun gar die Schwester! Aber ich danke unterthänigst —" er warf den Kopf trotzig zurück — „ich liebe Miß Ruth nicht."

„Und wenn ich Ihnen nun sagen würde: Ruth liebt Sie —"

Hans stutzte einen Augenblick. Dann schüttelte er den Kopf: „Nein, nein, Fürstin! Sie irren! Und wenn auch! Miß Ruth ist schön. Fast so schön wie Sie. Aber es liegt eine Welt zwischen Ihnen beiden. Sie wissen es besser als ich. Vielleicht wissen Sie's freilich auch nicht, — noch nicht! Sie sind das Feuer ... Ruth ist das Wasser. Ich könnte mich vom Feuer verbrennen lassen ... zu eitel Kohle und Asche! Aber am Rande des Wassers würde ich verdürsten! Nein ... nein ... nein!"

„Das ist wieder alles Einbildung ... Phrase, mein lieber Hans! Ruth paßt sogar viel besser für Sie ... nun, als ich je gepaßt haben würde! Paßt überhaupt besser zu einem deutschen Manne. Gerade weil sie die passivere Natur ist. Aber lassen wir das Thema fallen ... für heute. Es wird auch Zeit. Mein Mann wartet gewiß schon voll Ungeduld, der Pferde wegen nämlich."

In der That, der Wagen war bereits vorgefahren. Die andern Herrschaften saßen noch plaudernd unter dem Birnbaum um den abgedeckten Tisch, auf dem ein paar Windlichter standen. Der Fürst aber lehnte neben dem Pfarrer an der Gartenpforte im Dunkeln; nur das leise Glimmen der Zigarette leuchtete, als er die Asche



Thorwaldsen-Museum

Der Gammelstrand (Fischmarkt) in Kopenhagen

Nach dem Gemälde von C. H. Kuechler († 2. Februar 1903)

abstieß, über sein seltsam müdes und jetzt zugleich etwas spöttisches Gesicht.

„Nun, Elly, genug Landschaftsstimmung bewundert? Ein Stück feuchter Wiese, ein paar Erlen —"

„Ganz recht, Peter! Und nebenbei ein kleines Stück Himmel, in ganz eigner Beleuchtung. Aber du weißt das ja nicht zu schätzen. Nun wollen wir uns übrigens empfehlen."

Wenige Minuten später fuhren sie ab, nachdem die Fürstin noch die dringende Bitte ausgesprochen hatte, ohne feierlichen Gegenbesuch sich recht bald auf Schloß Glaring anzusagen. Auf einen Augenblick hatte ihre Hand auch in der von Hans geruht; die seine fiebrig heiß, die ihre kühl, ganz ruhig.

Kurze Zeit standen die andern noch beisammen um die Großmutter und den Pfarrer, die sich in irgend ein kleines Neckgespräch verwickelt hatten. Nur Hans war etwas abseits an den Tisch getreten und sah starr auf ein paar Nachtschmetterlinge, die rastlos die Windlichter umschwärmten. Dann brachen auch sie auf.

War's ein Zufall? Ganz zuletzt standen sich auf einen Moment Tina und Hans allein gegenüber, dicht am Tisch. Der Lichtschein huschte über ihr bräunlich angehauchtes Gesicht. Er konnte deutlich erkennen, wie sie die vollen Lippen zusammengepreßt hatte, und das trotzige Leuchten in ihren dunkeln Augen. Es that ihm schmerzlich weh. Wie schön sie doch war! Und nun so ganz anders zu ihm wie ehedem. Nun ja, es konnte eben nicht anders sein.

„Gute Nacht, liebe Tina." Er streckte ihr die Hand hin.

Aber da schob sie ihre beiden Hände auf den Rücken, sah ihn groß an, erwiderte kurz: „Gute Nacht!" und trat unmittelbar an den Tisch heran, die Kerzen zu löschen. Er hörte noch, wie sie sagte: „Die armen Schmetterlinge," dann verschwand sie im Dunkel.

Der Pastor war mit den übrigen ein paar Schritte auf dem Anger mitgegangen. Als Hans sie einholte, kehrte er um.

Die Mutter hakte sich in den Arm des Sohnes. „Warte ein wenig, Hans. Laß die andern voraus. Ich muß dir etwas sagen ..." bat sie in ihrem ängstlichen Tonfall.

„Es ist schon so spät, Mama ... Aber bitte, was giebt's denn?"

Sie hüstelte ein wenig, wie immer, wenn ein Gefühl der Verlegenheit sie drückte. Und das hatte sie leicht, wenn sie mit dem großen Sohn ein ernstes Wort sprechen wollte. Dann begann sie endlich: „Lieber Hans, wie konntest du denn mit der Fürstin allein in die Dunkelheit hinauslaufen ..."

War es nur das? Er zwang sich zu einem Lachen. „Aber, Mama, was habt ihr denn hier immer noch für kleinliche Ansichten!"

„Kleinlich oder nicht, Hans, es mußte auffallen. Ihr bliebt auch so lange fort. Hans, ich sorge mich. Du hast mir nie geschrieben, daß du bei den Woldeggs viel verkehrst. Das ist schon wie Absicht. Ganz überrascht war ich, wie intim ihr seid ..."

„Nun, Mama? Was weiter?"

„Nun ja, Hans! Lieber Gott, eine verheiratete Frau ... eine Fürstin ..."

„Eine Fürstin ist ein Mensch genau wie jeder andre, liebe Mama. Die schöne Ellinor läßt sich vielleicht ein bißchen gern die Cour schneiden — flirten, nennen sie's drüben —, aber ich kann dir zuschwören, mit den heiligsten Eiden, es hat nichts auf sich. Sie ist nämlich, unter uns gesagt, kalt wie eine Hundeschnauze!"

„Pfui, Hans, welch häßlicher Ausdruck!" meinte die Mutter, scheinbar sehr empört, aber sie atmete doch erleichtert auf.

Sie gingen gerade am Zaun des Kantorgartens entlang. Ein Hund schlug an. Dann war wieder tiefe Stille.

„Weißt du eigentlich, daß Tina einen Antrag gehabt hat?" begann die Mutter wieder.

„Aber nein! Und das sagt ihr mir jetzt erst —"

„Der Pächter aus Salikow, der Habert. Ein netter, wohlhabender Mann. Aber das dumme Ding hat ihn ausgeschlagen — rundweg!"

Er atmete etwas schwer. Der Abend war doch schwül. „Dann wird sie ihn eben nicht geliebt haben, Mama," brachte er endlich hervor. Und nach ein paar Sekunden fügte er, fast wie in unwillkürlicher Anerkennung hinzu: „Tina wird ganz gewiß überhaupt nie ohne Liebe heiraten."

„Nun ja ... ja doch! Es ist das ja auch sehr recht. Nur ... sie ist doch auch schon zweiundzwanzig Jahre, und Gelegenheit hat sie nicht viel, und wenn unser alter Heckstein mal die Augen zumacht — weißt du, Vermögen ist nicht da. Mein Gott, ich fürchte manchmal, sie hat so etwas wie eine Jugendliebe für dich, Hans."

„Ach Unsinn, Mama! Wir sind stets wie zwei gute Kameraden gewesen! Was du dir nur immer für Sorgen machst. Geradezu eine eigne Gabe hast du dafür."

„Mein lieber alter Junge ... ja ... ja! Das sagte Papa auch immer. Aber die Sorgen kommen eben von allein. Wenn ich so vorausdenke ... die Oktoberzinsen ..."

Er hieb mit dem Spazierstock in seiner Linken eine Quart durch die Luft: „Ach — wenn es nur das wäre — kommt Zeit, kommt Rat!"

Sie bogen in den Parkweg ein. Und da sahen sie, daß Großmutter sich unter die große Kastanie gesetzt hatte. Malwine und Gallweg standen neben ihr, und Großmutter sang, scherzhaft mit ihrem Krückstock drohend, den Enkel mit dem uralten märkischen Sprüchlein an:

„Hans mit dem Kruselkragen
Stieg up den Kakelawen.
Fiel hinunger,
War des keen Wunger:
Wär' er net hinupgestiegen —
Wär' er net hinunne liegen!"

Sie sang es mit ihrer zittrigen halblauten Stimme, und ihre Augen glitzerten dabei ordentlich schelmisch durch das Dunkel. Als ob sie sagen wollte: ‚Ja, ihr Hagelitze! Ganz verflixte Kerlchen seid ihr doch!'

(Fortsetzung folgt)

Klopstock und der Sport

Ein Gedenkblatt zum 100. Todestage des Dichters, 14. März 1903

Von

Prof. **Dr. Leo Langer**

Sport ist heute die Losung des Tages. Vielen mag das als eine Laune der Zeit, als ein Spiel der Mode erscheinen, und doch dürfte auch das kein Zufall sein, sondern seine psychologische Begründung haben. Der moderne Mensch zerrüttet in dem aufregenden Kampf ums Dasein, dem Hasten und Jagen des Lebens, einer ungeheuren Fülle von Eindrücken ausgesetzt, seine Nerven, und da muß dann der Rückschlag in dem Bestreben erfolgen, den Körper zu stählen, ihn widerstandsfähig zu machen. Auch die Körperübungen haben ihre Geschichte im Volke und in der Schule, sie fanden Feinde und Freunde, je nach der Strömung der Zeit. Heute sind sie die Losung des Tages, und solange nicht Uebertreibung die Feindin des Guten wird, können wir die sportfrohe Stimmung der modernen Menschen nur freudig begrüßen. Von diesem Standpunkte aus wollen wir Klopstocks gedenken, denn hundert Jahre sind am 14. März verflossen, seitdem er seiner geliebten Meta im Tode nachfolgte. Und er verdient ein Gedenkblatt; hat er doch die zweite Blütezeit unsrer Litteratur angebahnt, ihr Würde und Schwung verliehen und die blinde Nachahmung gebrochen. Trotzdem sind seine Werke vergessen, denn sie gingen aus einer Zeitströmung hervor und verschwanden mit ihr. Seine Persönlichkeit aber wird unvergänglich bleiben, denn Klopstock hat Vorzüge, die allen Zeiten trotzen, alle überdauern, und besonders seine Neigung für den Sport macht ihn zu einem Genossen der Modernen.

Der Dichter hatte einen festen, männlichen Charakter, so fromm, schwärmerisch und empfindsam er auch war. Dies bekundete er besonders im Verkehre mit den Großen der Erde, die ihn schätzten. Frische des Geistes und der Empfindung bewahrte er sich bis in sein hohes Alter, er verdankte sie seinem gesunden, gestählten Körper, den er seinem Willen unterthan zu machen wußte. Und doch erschien er eher schwächlich als für Kraftproben geeignet, denn Klopstock war kaum mittelgroß, zierlich gebaut, seine blauen, verhältnismäßig kleinen Augen sahen wohl sehr gut in die Ferne, doch nicht gut in der Nähe, so daß er beim Lesen und Schreiben eine Brille tragen mußte; auch seine zierlich frisierte Perücke, seine sorgfältig gewählte Kleidung — er trug meist einen perlfarbenen Gala- und einen roten plüschenen Oberrock — hatte nichts von der sorglosen Kraftgenialität der Stürmer und Dränger. Doch auf mannigfachen Gebieten des Sports war er Meister.

Einige Jahre seiner ungebundenen Jugend verbrachte Klopstock auf dem Pachtgute seines Vaters, dem schönen Friedeburg an der Saale, in Gottes freier Natur seine Kräfte stählend, und mancher Jugendstreich zeugt von Mut und Stärke. Dieser Bethätigung der Körperkraft blieb Klopstock sein Leben lang treu, wie er auch immer jung blieb unter der Jugend und im Genusse der ungekünstelten Natur. Nicht mit Unrecht rühmt der



Friedrich Gottlieb Klopstock

französische Schriftsteller Chênedollé an ihm das freie und offene Wesen und die kindesgleiche Reinheit. Ihn hatte Gott gesegnet, daß er ihn in der schönen Umgebung von Kopenhagen leben ließ, ihn hat er geprüft, da er ihm keine Kinder gab, denn Klopstock wurde unter Kindern zum Kinde. Wie gerne machte er Ausflüge mit seinen Freunden, deren Frauen und Kindern, wie lustig konnte da der Messiassänger werden, besonders wenn er an der Spitze einer tollen Knabenschar durch dick und dünn kletterte, sprang und watete, den Weg durch Gestrüpp einschlug, einsame, unwegsame Pfade aufsuchte, Gräben mit Baumästen überbrückte oder unter einer schattigen Eiche zu heiteren Spielen einlud. Diese Liebe wandte er auch geistig hochstrebenden Jünglingen zu, deren Vorbild und Förderer er wurde.

Mit besonderer Begeisterung hing Klopstock an der winterlichen Natur. Galt es den Zauber einer Winterlandschaft zu schildern, fand auch der sonst in seraphischen Gefilden schwebende Dichter kräftige Farben und wußte anschaulich zu wirken. Ihn zog es mit magischer Gewalt zur spiegelnden Eisfläche. Schreibt er doch an Denis, den Wiener Barden, dem er Braga, den nordischen Apollo, Tialf und Uller als die rüstigsten Schlittschuhläufer der nordischen Götterwelt preist, mit herzlicher Begeisterung: „Es giebt für mich gar keine Leibesbewegung, die meiner Gesundheit so vorteilhaft ist als diejenige, über die ich bisher gescherzt habe. Ich liebe das Reiten und meilenlange Spaziergänge, aber das Schrittschuhlaufen ist noch viel etwas andres!" Wie der Liedergott Braga leicht über das Eis hin zu schreiten — Klopstock tritt für die Form Schrittschuh ein — gilt ihm nicht nur als das gesündeste, sondern auch als das schönste Vergnügen, denn in der Schlangenlinie des Eislaufes will er das Geheimnis der Schönheit entdecken; er schätzt die Holländer gleich nach den Deutschen, weil sie ihre Tyrannen verjagten und die besten Eisläufer sind, er will Deutschlands Gaue durch Kanäle verbinden, damit man es auf Schlittschuhen durchreisen könne. Klopstock ist der Apostel dieses Sports, und mit glühendem Eifer sucht er ihm Anhänger zu werben. Cäcilie Ambrosius, mit der der Dichter, ohne sie zu kennen,

einen empfindsamen Briefwechsel führte, möchte er zu seiner Schülerin machen, indem er ihr die Eisfreuden vorzaubert. Er plant, unter dem Patronate Bernstorffs eine Akademie der Eisläufer errichten zu lassen, und auch die Damen will er zu dieser Leibesübung bekehren. So schreibt er an Gleim: „Ich habe eine große, erhabene, wichtige, schwere Sache vor, ich will unsre jüngsten und leichtesten Damen hier zu Schrittschuhläuferinnen machen!“ An Gleim sandte er auch folgendes scherzhafte Rezept: „Es ist doch ewig schade, liebster Gleim, daß Sie, wenn Sie kränkeln, sich nicht durch Schrittschuhlaufen kurieren können. Es ist dies eine von den besten Kuren:

„Recipe, den 4. März 1766.

Drei helle Stunden des Vormittags,
Zwei des Nachmittags,
Gute Gesellschaft!
Viel Frühstück.
Item ein wenig Nordwind zum Trunke bei der Arznei.
Treib dies acht Tage hintereinander! Probatum est!“

Klopstocks Werbearbeit war nicht fruchtlos, auch andre Dichter tummelten sich bald auf dem Eise; ich erinnere nur an Gerstenberg, Matthias Claudius; Herder und Goethe. Letzterer erzählt in „Dichtung und Wahrheit“, wie Klopstock während seines Besuches in Frankfurt nur vom Reiten und Schlittschuhlaufen gesprochen habe, so daß man etwas enttäuscht war, da man den Dichter des „Messias“, nicht einen Sportsman erwartet hatte. Und Goethe schildert auch, wie er selbst oft morgens aus dem Bette sprang, eine schöne Stelle aus einer Klopstockschen Eislaufode ausrief und dann mit Freunden bis zum sinkenden Tage, immer Klopstocks gedenkend, des Eises frische Freuden genoß. „Fürwahr, diese Kraftäußerung verdiente wohl von Klopstock empfohlen zu werden, die uns mit der frischesten Kindheit in Berührung setzt, den Jüngling seiner Gelenkheit ganz zu genießen aufruft und ein stockendes Alter abzuwehren geeignet ist.“ So urteilt Goethe, der in Weimar das Schlittschuhlaufen hoffähig machte. Der Messiassänger aber würdigt diese Kunst auch der Verherrlichung durch einige schöne, frische, lebensvolle und farbensatte Oden, von denen eine sogar einen humorvollen Zug trägt.

Der „Eislauf“ preist vor allem den unbekannten Erfinder des Schlittschuhes, den er höher schätzt als den ersten Schiffsbauer.

„Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach, verging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand!
Und sollte der unsterblich nicht sein,
Der Gesundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß, mutig im Lauf, niemals gab,
Welche der Reiche selber nicht hat?“

Dann fordert er den jungen Freund, der ihn zu dem Lingbyer See begleitet, auf, die Melodie zu einem Eistanze zu erfinden, die von dem Waldhorn begleitet werden soll. Sonst war wohl Klopstock kein Freund des Tanzes, doch auf dem Eise in der herrlichen Winterlandschaft, da gefiel ihm die schöne gleitende halbkreisförmige Bewegung, nur das Kunstlaufen erschien ihm wenig ästhetisch:

„Künstle nicht! Stellung, wie die, lieb' ich nicht!“

Und da er in dieser Kunst Meister war, so pflegte er auch gerne zu belehren und warnte eindringlich vor keckem Wagemut, der verhängnisvoll werden könne.

„Zurück! laß nicht die schimmernde Bahn
Dich verführen, weg vom Ufer zu gehn!“

Selbst im Versmaße sucht er des Eislaufes Bewegungen nachzuahmen in seiner Ode „Braga“, die den nordischen Gott als Erfinder und Meister des Eislaufes preisen sollte, um das Alter und die Bedeutung dieser Kunst hervorzuheben. Wandor, Wittekinds Barde, erzählt einem Freunde, wie ihm an einem sonnenklaren Wintertage auf der Eisbahn Braga selbst erschien, die Füße mit silberglänzendem Stahle bewehrt, wie er sich als den Erfinder des Schlittschuhlaufes pries und dann entschwebte.

„... Es wehet ihm sein goldnes Haar,
Seiner Ferse Klang fernte sich hinab am Gebirg ...“

Dramatisches Leben enthält „Die Kunst Tialfs“, eine Ode, die uns eine längere Eisfahrt in einem anschaulichen Bilde vorführt, worin alles von der erfrischenden und erheiternden Eisluft belebt ist. Er läßt einen Barden seine Verlobte zu dem am Abend stattfindenden Balle abholen, zwei andre sind ihm entgegengefahren, begegnen dem Festzuge auf dem Eise und begleiten ihn dann zu dem Festorte. Es ist ein buntes Bild, wie der Bräutigam, auf den Stahlschuhen fortgleitend, dem in Hermelinpelze gehüllten, im Eisschlitten ruhenden Mädchen Liebesworte zuflüstert und neben dem jungen Paare die fröhlichen Freunde einherschweben, wobei sie Rheinwein trinken und Eislieder singen, von den verderblichen Waken, vom bösen Tauwinde, von der Todesfahrt eines Jünglings, von Gletscherthoren und dem auf Schneeschuhen auf dem hartgefrorenen Bergschnee laufenden Normannen,

„von des Normanns Sky. Ihm kleidet die leichte Rinde der Seehund;
Gebogen steht er darauf und schießt mit des Blitzes Eil'
Die Gebirg' herab!
Arbeitet dann sich langsam wieder herauf am Schneefelsen.“

Humoristisch ist die Ode „Der Kamin“. Wie der Wucherer Alfius bei Horaz die Seligkeit des Landlebens preist, dem er sich widmen will, trotzdem aber ruhig in der Stadt bleibt, so feiert der Weichling Behager abends am Kamin die Freuden des Eislaufes, indem er die Reize eines Dezembermorgens preist, die Schönheit und Gesundheit des Eislaufes



Klopstocks Grabstätte auf dem Friedhof zu Ottensen

hervorhebt und auch den Zauber einer Mondscheinfahrt auf glitzernder Fläche schildert.

„So ertönet das erstarrte Gewässer
Hinter den Fliegenden.
Mit Gefühle der Gesundheit durchströmt
Die frohe Bewegung sie,
Da die Kühlung der reineren Luft
Ihr eilendes Blut durchwehn
Und die zarteste des Nervengewebs
Gleichgewicht halten hilft.“

So rühmt Behager mit Emphase das köstliche Wintervergnügen, dann gürtet er fester seinen Pelz, schürt den Brand im Kamine, läßt den Punschnapf mit köstlichem Naß füllen — und bleibt zu Hause.

„An des Schwatzenden Stahlen naget indes der Rost.“

Elegisch nimmt der Dichter in der letzten dem Eislaufe gewidmeten Ode Abschied von den Winterfreuden:

„Also muß ich auf immer, Krystall der Ströme, dich meiden?
Darf nie wieder am Fuß schwingen die Flügel des Stahls?
Wasserkothurn, du warest der Heilenden einer: ich hätte,
Unbeseelet von dir, weniger Sonnen gesehn!

Er denkt zurück an die glücklichen Stunden, die er des Morgens und Abends auf dem Eise verlebte, gedenkt aber auch des Unfalles, der ihn dem Tode nahe brachte, und seines Retters, des Predigers Beindorf. Klopstock war nämlich einst im Lingbyer See eingebrochen, sein Begleiter, damals ein junger Mann, stand ratlos da, der Dichter aber schwamm rüstig, als die Eisdecke immer wieder sich löste, und gab dann dem kopflosen Helfer kaltblütig die Weisung, niederzuknieen, den einen Schlittschuh vorwärts in das feste Eis einzuhacken, um sich anstemmen zu können, und ihm dann das eine Ende seines Schnupftuches zu reichen. So würde Klopstock gerettet, allerdings mehr durch eigne Geistesgegenwart als durch fremde Hilfe.

Auch als leidenschaftlicher Reiter hatte Klopstock, der einen scharfen, ausdauernden Galopp liebte und nicht wie Gellert oder Gleim fromme Pferde wählte, sondern an feurigen und schnellfüßigen ungarischen, ukrainischen und arabischen Rossen seine Lust hatte, manchen ernsten Unfall erlitten. So stürzte er, wie er im Jahre 1788 an seinen Freund Ebert schreibt, mit einem Pferde, das er vom Herzog von Oldenburg erhalten hatte, so unglücklich, daß er sich das Knie verletzte und längere Zeit hinkte; trotzdem erlahmte seine Leidenschaft nicht, und er mäßigte auch nicht die Gangart seiner Pferde. Als er einst Gleims Leibroß bis zur völligen Erschöpfung ermüdet hatte, ließ sich sogar dieser begeisterte Freund des Dichters zu einem gereizten Briefe hinreißen, und eine längere Entfremdung der beiden Männer war die Folge. Damals schrieb Klopstock an Gleims Tante: „Wenn ich ein Pferd hätte, das in den olympischen Spielen den Preis des Wettlaufs davongetragen hätte, so würde ich dennoch einen solchen Brief an einen Freund nicht geschrieben haben. Ich will nichts davon erwähnen, daß ich an dem zu starken Reiten des Kerls ebenso unschuldig als Sie war. Ich hatte es mit der größten Ueberwindung meiner selbst in einem kleinen Trabe hinübergeritten. Wäre es mein Pferd gewesen, so hätte es mit der Schnelligkeit einer Weiberzunge eilen sollen.“ Dabei war aber Klopstock nicht bloß ein Kenner der Pferde, wie aus Goethes Berichte und dem Umstande hervorgeht, daß er von fürstlichen Gönnern den Auftrag erhielt, dänische Rosse zu beschaffen, sondern er liebte auch dieses edle Tier wie einen treuen Freund und Gefährten. Das erhellt besonders aus seinen schönen Reiteroden. In einer davon („Unterricht“) schildert er dem Dichtergrafen Stolberg, wie er die von diesem gespendete Stute „Iduna“ in mancherlei Künsten unterwiesen und ihr Sattelzeug prächtig geschmückt habe. Auf diesem schmucken Pferde sprengte er oft gegen die östlich von Hamburg gelegenen Dörfer Ham und Horn. Oder der Dichter schildert uns einen erfrischenden Morgenritt in der herrlichen Herbstlandschaft, er plaudert mit „Iduna“, deren Wiehern und Niesen er launig als beifällige Zustimmung auslegt, er schmeichelt ihr und ermahnt sie, wenn sie ihn durch allzu hastiges Fressen auf grasreicher Flur in der Betrachtung der prächtigen Natur stört. Und auch sonst können wir aus Klopstocks Dichtungen und vielen Briefstellen sein Bemühen entnehmen, sich in die rätselhafte Tierseele zu versenken; der empfindsame, gemütvolle Dichter reitet auch mit ritterlicher Glut, in seinen Adern rinnt echtes Reiterblut. Und diesem Sport blieb er bis in sein höchstes Alter treu und neckte den greisen Gleim wiederholt, daß er kein Pferd mehr zu besteigen wage. So schreibt er, selbst schon 71 Jahre alt, an den um ein Lustrum älteren Freund: „Aber, Gleim, warum unterstehen Sie sich denn, daß Sie so lange leben, da Sie doch nicht reiten? Damit müssen Sie mir nicht kommen, daß Sie mir sagen, Sie wären zu alt dazu! Sie erinnern sich, daß Juba noch in seinem fünfundneunzigsten Jahre ritt.“ Ebenso war Klopstock ein flotter Fahrer, und er rühmt sich oft in seinen Briefen, mit einem „olympischen“ Viergespann in kurzer Zeit weite Strecken durcheilt zu haben.

Wie er ein Meister war auf der gefrorenen Wasserfläche, so war er auch mit der sommerlichen Flut vertraut. Auf seinen Ueberfahrten von Dänemark nach Deutschland erwies er sich stets als seetüchtig, und ebenso war er ein kühner Schwimmer, dem Graf Friedrich von Stolberg, als er mit Klopstock im Eutiner See badete, voll Bewunderung zurief: „Was würde Lavater nicht darum geben, Sie zu sehen! Er ließe Sie wahrlich so in Kupfer stechen!“ Oft badete er mit Lessing, mit dem er in Hamburg bekannt wurde; eine Flut vereinte die beiden Feinde der französischen Dichtung, den seraphischen Messiassänger und den schneidigen Freigeist und kühnen Kämpen. Welche kindliche Lust dem Dichter das Baden machte, beweist der Umstand, daß er ganze Briefe mit seinen Berichten über die Wasserbelustigung füllte und mit Behagen die Gegenden beschrieb, die hiezu Gelegenheit boten. Da liebte der bejahrte Dichter mancherlei Scherz und Schabernack, der zur Genüge seine frische,

gesunde Natur bezeugt. „Stolberg“, schreibt er an Schönborn, „deklamierte einmal Verse aus Homern, und ich machte die Gestus dazu, auf der Fläche des Wassers nämlich und ihm oft ins Gesicht. Wenn er es mit Poseidaonen zu laut machte und es gar selbst sein wollte, so bekam er selbst Wellen ins Gesicht, daß er fliehen mußte.“

Auch dem edlen Weidwerk blieb Klopstock nicht fremd. Zwar war er kein ausgesprochener Nimrod, doch sahen die weiten Forste des Selkethales, wo Klopstock als Gast des Freiherrn Achatz Ferdinand von der Asseburg-Falkenstein weilte, oft hernieder auf den edlen Jäger, und noch heute hat sich das Andenken daran in diesem deutschen Gau erhalten.

Auch das Ballspiel, das heute im Vordergrunde des sportlichen Interesses steht, übte Klopstock, und seine kräftige Schwungkraft war bei den dänischen Hofdamen besonders gefürchtet. War er aber an das Haus gefesselt, so spielte er gern **Billard** oder Schach; auf einen Sieg war er sehr stolz und hörte es nicht gern, wenn der verlierende Partner unachtsam gespielt zu haben behauptete. Dagegen mochte er das lange Sitzen am Kartentische nicht leiden. Ein eigenartiges Vergnügen des Dichters und seines Hamburger Kreises war das Sprichwörterspiel. Klopstock erklärt dieses seiner bereits erwähnten Freundin Ambrosius folgendermaßen: „‚Sprichwörter spielen‘ heißt irgend eins, das ein wenig unbekannt ist, pantomimisch, ohne ein Wort dabei zu sagen, so deutlich und so versteckt vorstellen, daß es eine andre Partie Spieler raten kann und doch nicht leicht rät. Wenn diese dreimal falsch geraten hat, so müssen sie spielen, und solange wir ihre Sprichwörter raten, so müssen sie immer fortspielen. Unterdes kommt die Hauptsache vornehmlich auf die burleske Vorstellung an.“

Sportlichen Freuden bewahrte der Dichter auch im vorgerückten Alter, als die Bequemlichkeit und Behaglichkeit im trauten Heim ihn immer mehr anzog, ein warmes Interesse und frische Anteilnahme; weitere Spaziergänge, ein Ritt oder Bewegung im Hausgarten erhielten seinen Körper bis zu der Stunde lebensfrisch, da sein feuriges Auge brach. Und wenn auch dem Dichter der seiner Dichtung entfremdete Geist unsrer Zeit Schmerz bereitet hätte, zur Freude würde es ihm doch gereichen, wenn er den Thatendrang und das Kraftbewußtsein des sportfrohen modernen Menschen sähe. Mag ihm der Messiassänger wenigstens in dieser Beziehung ein Vorbild sein!



Das Schloss in Schleissheim

Das Schloß in Schleißheim

Von

Gustav Levering

In der weiten, wenig fruchtbaren Ebene zwischen Freising, Dachau und München liegt, nahe der Station Schleißheim, das allen Münchnern und besonders den Radfahrern als beliebter Ausflugsort wohlbekannte Schloß Schleißheim. Weitläufige Wirtschaftsgebäude umgeben das der Krone gehörige Anwesen; ein Remontedepot füllt mit munteren Fohlen jetzt die ausgedehnten ehemaligen Marstallgebäude; für die Erquickung der auf dem sonnigen Wege müde gewordenen Gäste, die an schönen Sonn- und Feiertagen nach vielen Tausenden zählen, sorgt, im Schatten herrlicher alter Bäume belegen, die noch aus bischöflichen Zeiten stammende Schloßbrauerei mit vortrefflichem Stoff.

Ursprünglich stand hier eine dem Bischof von Freising gehörende Meierei, eine sogenannte Schweige; auch das umliegende Land befand sich in der Hand der Kirche; ein Teil gehörte dem Kloster Niedermoching, ein andrer dem Stift Inderdorf. Um 1590 faßte der Herzog Wilhelm V. (1579—1597), als er sich, älter und kränklich geworden, aus dem lärmenden Hofleben in die Einsamkeit „abseits der Welt“ sehnte, den Entschluß, sich hier in der endlosen Ebene für den Lebensabend ein buen-retiro zu errichten. Nicht leicht wurde es ihm, von den geistlichen Herren einen ausgedehnten, wohlarrondierten Besitz zu erwerben. Als ihm dies endlich gelungen, bildete er aus den „fast drey Meylen Wegs“ umfassenden Grundstücken eine Musterwirtschaft, deren Betrieb ihn weit mehr interessierte als die Staatsgeschäfte, sie blühte bald mächtig empor, kostete aber viel mehr, als sie einbrachte. In die Mitte dieses Besitzes baute er das Herrenhaus, einen einfachen Renaissancebau, in dem er mit seiner Gattin Renata von 42 Zimmern nur zwei bewohnte.



Aus dem südlichen Billardsaal

Das merkwürdigste an dieser Schöpfung Wilhelms V. war der ununterbrochene Kranz von Kapellen, die der Herzog, der nach reichlich genossenen Lebensfreuden ein gar frommer Herr geworden war, ringsum an den Grenzen des Gutes errichten ließ.

Unter seinem Sohn, Herzog Max I., dem späteren Kurfürsten (1597—1651), wurde das Gut Schleißheim rasch rentabel, so daß er schon 1617 das einfache Herrenhaus durch ein im Rustikastil erbautes geräumiges Schloß, das jetzige „alte Schloß“, ersetzen konnte, dessen Inneres von dem berühmten Niederländer Peter Candidus mit prächtigen Fresken, die zum Teil noch heute erhalten sind, ausgeschmückt wurde.

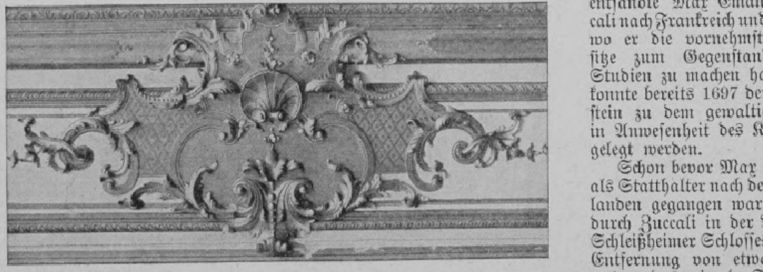
Unter Maximilians Nachfolger, Ferdinand Maria (1651—1679), erstanden für Schleißheim glänzende Zeiten; die Hofhaltung erinnerte an die Fürstenhöfe von Florenz und Ferrara. Zwar der Kurfürst war ein bequemer und einfacher Herr, aber seine Gemahlin, die schöne Adelheide Henriette Maria, Prinzessin von Savoyen, die an dem elterlichen Hofe zu Turin den ganzen Glanz und alle Künste Italiens kennen gelernt hatte, riß ihren Gatten mit fort zur Entfaltung eines Luxus und einer Pracht, wie er an nordischen Höfen bis dahin ungesehen war.

Das Schloß wurde nach den Ideen der Italienerin umgebaut, mit fürstlicher Pracht und künstlerischem Geschmack ausgestattet. Fest reihte sich an Fest; italienische Sänger und französische Komödianten führten Opern und Schäferspiele auf, deren Verfasserin häufig die Kurfürstin selbst war. Es wurde gejagt, geritten, getanzt und geliebt, und in vollen Zügen genossen das kurfürstliche Paar und seine vornehmen Gäste die Freuden des Lebens, die aber immer durch Geist und Kunst veredelt wurden.

Dem lustigen Treiben machte eine Schreckensnacht ein jähes Ende. In der Nacht vom 8. zum 9. April 1674 vernichtete ein Brand die mit großer Pracht erbaute, eben erst vollendete kurfürstliche Residenz in München. Die Kurfürstin siechte seitdem an einem Herzleiden dahin und starb bald darauf. Der Kurfürst, der auf die Nachricht von dem Brande in einem Zuge von Straubing, wo er gerade weilte, nach München geritten war, hatte sich einen gefährlichen Leibschaden geholt; er zog sich nach Schleißheim, das jetzt still geworden war, in die Einsamkeit zurück, einzig dem Andenken an seine geliebte Gattin lebend, und starb, erst 43 Jahre alt, dort im Jahre 1679.

Ihm folgte sein Sohn Max II. Emanuel (1679 bis 1726), der durch seine unstete, nach allen Seiten auf Glanz und Macht ausgehende Politik während des spanischen Erbfolgekrieges die Reichsacht und das Exil sich zuzog. Erst der Friede zu Rastatt, 1714, gab ihm seine Länder und Würden zurück. Am 10. April 1715 zog er wieder in München ein.

Für die hochstrebenden Ideen Max Emanuels hatte das wenn auch prächtige, doch nicht übermäßig geräumige Schloß in Schleißheim nicht genügen können; den künftigen Beherrscher der spanischen Monarchie konnte nur ein Schloß als Wohnsitz befriedigen, das sich an Größe und Pracht mit dem Schlosse des Sonnenkönigs zu Versailles messen durfte. So berief Max Emanuel schon 1695 seinen Baumeister, den einer berühmten Architektenfamilie aus Graubünden entstammenden Enrico Zuccali, nach den Niederlanden und gab ihm dort den Befehl, Pläne für den Bau eines neuen Schlosses in Schleißheim zu entwerfen. Zu diesem Zwecke entsandte Max Emanuel Zuccali nach Frankreich und Italien, wo er die vornehmsten Edelsitze zum Gegenstand seiner Studien zu machen hatte. So konnte bereits 1697 der Grundstein zu dem gewaltigen Bau in Anwesenheit des Kurfürsten gelegt werden.



Fries im Schlafzimmer

Schon bevor Max Emanuel als Statthalter nach den Niederlanden gegangen war, hatte er durch Zuccali in der Achse des Schleißheimer Schlosses in einer Entfernung von etwa 3 Kilometern das reizende Schlößchen

Lustheim erbauen lassen. Das Gelände zwischen beiden wurde zu einem prachtvollen Garten und Park umgestaltet. Zwischen Lustheim und dem bisherigen Schloß auf der Hauptachse der ganzen Anlage, ungefähr 500 Meter von letzterem entfernt, erstand das neue Schloß in unglaublich kurzer Zeit, denn der Bau wurde ohne Rücksicht auf die Kosten mit fieberhafter Eile betrieben.

An den Hauptbau, dessen Front durch ein Mittelrisalit mit korinthischen Pilastern und zwei Eckpavillons auf das glücklichste gegliedert ist, schließen sich nach beiden Seiten ausgedehnte Galerien an, die wiederum in Pavillons mit einfacherer Gliederung endigen. Die ganze Front hat die ungeheure Ausdehnung von 335 Metern mit 77 Fenstern in einer Flucht. In seinen Höhenverhältnissen ist das Schloß weniger imposant; denn nach dem Kodex des französischen Königs, der dem Kurfürsten als unverbrüchliches Gesetz galt, durfte niemand über den Räumen des Monarchen wohnen, und nicht mehr als eine Treppe durfte durch ihn erstiegen werden.

So erhebt sich im Mittelbau über dem hohen Erdgeschoß und einem niedrigen, durch „Ochsenaugen“ gekennzeichneten Mezzanin nur das Hauptgeschoß und darüber ein niedriges Obergeschoß; während den Pavillons das letztere fehlt, bestehen die Seitengalerien nur aus Erdgeschoß und Mezzanin. Das zur Ausführung gelangte Gebäude ist nur ein Bruchteil des ganzen geplanten Baues, dessen vollständiges Holzmodell sich noch heute in einem der Säle des Schlosses befindet. Nach diesem sollten sich an das Hauptgebäude mächtige Seitenflügel anschließen, so daß das ganze, nach dem Muster der französischen Schlösser, in Form eines gewaltigen Hufeisens einen ungeheuren Hof, den sogenannten Ehrenhof, umschlossen hätte. Diesem Plan wäre das alte Schloß zum Opfer gefallen, was uns nun glücklicherweise erhalten geblieben ist. Nur nach der Gartenseite kam der Plan vollständig zur Ausführung, und noch heute bewundern wir die herrlichen Anlagen, Wasserwerke und die aus breiten Alleen und mittlerem Kanal gebildete Avenue, die das Schloß mit Lustheim verbindet.

Das Innere des Schlosses ist mit unerhörter Pracht und vollendeter Kunst ausgeführt; doch überwiegen hier italienische Einflüsse die französischen. In der Mittelachse des Schlosses liegt das Vestibül*), ein weiter, hoher Raum, dessen mit herrlichem Stuck verzierte Gewölbe auf mächtigen, tiefgrünen Marmorsäulen ruhen; daneben das Treppenhaus, das sich durch alle Stockwerke bis unter das Dach erstreckt und durch eine Kuppel gekrönt wird. Die mächtige Treppe, deren Wände und Stufen aus rötlichem Marmor gebildet sind und die mit zahlreichen plastischen Bildwerken geziert ist, gabelt sich beim Podest in zwei Arme.



Treppenhaus im Schlosse zu Schleissheim

Sie reicht nur bis zum Hauptgeschoß; so bleibt der ganze Oberbau frei, wodurch eine imposante Wirkung erzielt wird. Unmittelbar von der Treppe aus betritt man durch drei hohe Pforten den reichgeschmückten Vorsaal, dessen gewaltige Verhältnisse — er ist 27 Meter lang, 15 Meter breit und 17 Meter hoch — überwältigend wirken. Die ganze Decke überspannt ein einziges, ungeheures Freskogemälde von Amiconi, den Kampf zwischen Turnus und Aeneas darstellend. Der nächste Raum, der Viktoriensaal, ist der herrlichste des Schlosses. Gurlitt bezeichnet ihn als einen der künstlerisch vollendetsten Innenräume des deutschen Barocks; er ist ganz dem Kriegsruhm Max Emanuels gewidmet; hier sind in ungeheuren Gemälden die Schlachten, die der Kurfürst geschlagen, die Belagerungen, die er geleitet, die Verhandlungen mit den Türken, die er geführt, Truppenparaden, Lagerscenen u. a. dargestellt. In den mächtigen Fries, der durch 24 die Decke tragende Atlanten durchbrochen wird, sind Gemälde eingesetzt, die den Krieg und den Kriegsruhm symbolisieren. An diese Prunksäle reihen sich die für nach französischem Muster gebaute Schlösser überaus charakteristischen, langgestreckten Galerien, die die große Längenausdehnung der Bauten ermöglichte und die als Ahnengalerie und als Museum für die angesammelten Kunstwerke aller Art dienten. Hieran schließen sich in fast endloser Zahl die fürstlichen Wohngemächer, unter denen das Schlafzimmer mit dem herrlichen Reiterbildnis des spanischen Ministers Olivarez von Velasquez und mit dem durch eine reichgeschmückte Balustrade abgeschlossenen Paradebett das glänzendste ist. Und hierin weicht die Einteilung der Räume des Schleißheimer Schlosses von seinem Versailler Vorbild ab; denn während dort das Schlafzimmer mit dem Paradebett, wo der König seine berühmten Levers abhielt, den Mittelpunkt der ganzen ungeheuren Schloßanlage bildet, um den sich alle übrigen Räume wie Vasallen um den Herrscher lagern, ist hier das Schlafzimmer etwas zur Seite gerückt.

Doch nicht in einem Zuge ist all diese Pracht entstanden; denn kaum war das Schloß im Rohbau vollendet, kaum glänzte das Kupferdach weithin in die Ebene hinaus, als das Verhängnis hereinbrach und der Feind das Land überschwemmte. Oesterreichs Truppen belagerten München und drohten, wenn die Hauptstadt nicht geöffnet werde, das Schloß Schleißheim niederzubrennen. Glücklicherweise ging diese Gefahr vorüber, aber der kurfürstliche Baumeister Zuccali mußte die „Baustüb'lschlüssel“ an den kaiserlichen Administrator ausliefern. Zehn Jahre lang stand der Torso unberührt, und man konnte schon von Glück sagen, daß er nicht zu zerfallen anfing. Endlich, nach dem Rastatter Frieden, als der Kurfürst wieder in seine Erblande zurückgekehrt war, belebte sich die Baustelle wieder, und wie ehemals wurde mit fieberhaftem Eifer daran gearbeitet. Neue Kräfte waren es, die jetzt den Bau, zwar nach den alten Plänen, aber mit neuem Geist förderten. An die Stelle des inzwischen zum Greise gewordenen Zuccali war jetzt der Deutsche Effner als Baumeister getreten, der im Auftrage des Kurfürsten in Paris und besonders in Italien seine Studien gemacht hatte. Unvermerkt hatte sich inzwischen der künstlerische Geschmack verändert. In Frankreich war um die Wende des Jahrhunderts für Innendekorationen an die Stelle des wuchtigen Barocks das zierliche und elegante Rokoko mit seinen dem Chinesischen entnommenen Motiven getreten. So sehen wir in Schleißheim die herrlichsten Rokokoornamente im Innern eines noch ganz im Barockstil gedachten Baues entstehen.

Die Räume füllten sich mit kostbarer Ausstattung und mit den von dem Kurfürsten in jahrelangem Sammeln und mit oft königlicher Freigebigkeit erworbenen Kunstwerken der italienischen und besonders der niederländischen Malerei. Kostbare Gobelinwebereien, in Paris auf besondere Anordnungen des Kurfürsten von hervorragenden Künstlern entworfen und ausgeführt, schmückten eine Reihe von Prachträumen. Mit spezieller Genehmigung des Prinzregenten Luitpold von Bayern sind wir in der Lage, die hauptsächlichsten davon in photographischen Nachbildungen wiederzugeben. Auch diese kunstvollen Wandteppiche haben, wie die Gemälde der Prunksäle, die Verherrlichung der Kriegsthaten des Kurfürsten zum Gegenstand. Die gelungenste Komposition, deren wunderbare, noch heute vorhandene Farbenwirkung hier leider nicht wiedergegeben werden kann, ist ohne Zweifel die Darstellung einer Seeschlacht, die gewöhnlich als die Schlacht bei Lepanto bezeichnet wird.

Nicht ohne Grund wurden die Arbeiten im Schloß mit Hochdruck gefördert; denn bis zur Heimholung der Braut des Kurprinzen, der stolzen

*) Die architektonischen Abbildungen sind mit Erlaubnis des Verfassers dem im Verlag von L. Werner zu München erschienenen Werk von Otto Aufleger über das Schloß Schleißheim entnommen.



Gobelin im Schlosse zu Schleissheim

Kaisertochter, sollte nach dem Willen des Kurfürsten das gewaltige Werk fertiggestellt sein. Und es gelang. Zwar mußten an Stelle des Echten oft genug Attrappen als Ersatz dienen; so bestand die mächtige Freitreppe nicht aus Marmor, sondern nur aus stucküberzogenem Holz; aber so gelungen war die Täuschung ausgeführt, daß niemand entdeckte, daß es nur Blendwerk war. Erst König Ludwig I. ließ in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts die Treppe aus dem kostbaren Material erbauen, in dem sie heute in unübertroffener Schönheit vor unsern Augen steht.

Und nun begann höfisches Leben die glänzenden Räume zu füllen. Die Feste zur Feier der Vermählung des kurprinzlichen Paares bilden den Höhepunkt in der Geschichte des Schlosses Schleißheim. Sie ließen an Glanz und Pracht die Festlichkeiten Ferdinand Marias noch weit hinter sich. Aber noch vieles fehlte zum völligen Ausbau des Schlosses. Da gab es noch eine prachtvolle Marmorkaskade zur Vollendung der märchenhaften Wasserkünste zu errichten; da mußte die runde Galerie, die hinter dem Schlößchen Lustheim einstweilen nur in Holz aufgeführt war und die der ganzen Anlage einen überaus malerischen Abschluß gab, in Marmor ausgeführt werden. Nach der Hofseite zu war noch so gut wie nichts gethan. Die projektierten Seitenflügel, die den Ehrenhof umschließen sollten, waren noch gar nicht in Angriff genommen. So ging man nach den Vermählungsfeierlichkeiten wieder eifrig an die Arbeit; aber das tragische Geschick des Schlosses war es, daß es nie fertig werden sollte. Mitten im regsten Schaffen wurde der Kurfürst vom Tode dahingerafft. Sofort stockten alle Arbeiten, und der neue Kurfürst Karl Albrecht (1726—1745) als Kaiser Karl VII., 1742—1745, folgte zwar in der Politik treulich der Spur des Vaters, hatte aber keine Sympathie für dessen Lieblingsbau. Seine Neigung ging nach dem eben erstehenden Nymphenburg. Trotz des vorhandenen und bereits zugerichteten Materials wurde nicht einmal die große Treppe ausgebaut; kaum die notwendigsten Reparaturen, um den Bau vor dem Zerfall zu schützen, wurden gestattet, und abermals bedrohte der Feind das Schloß mit Vernichtung.

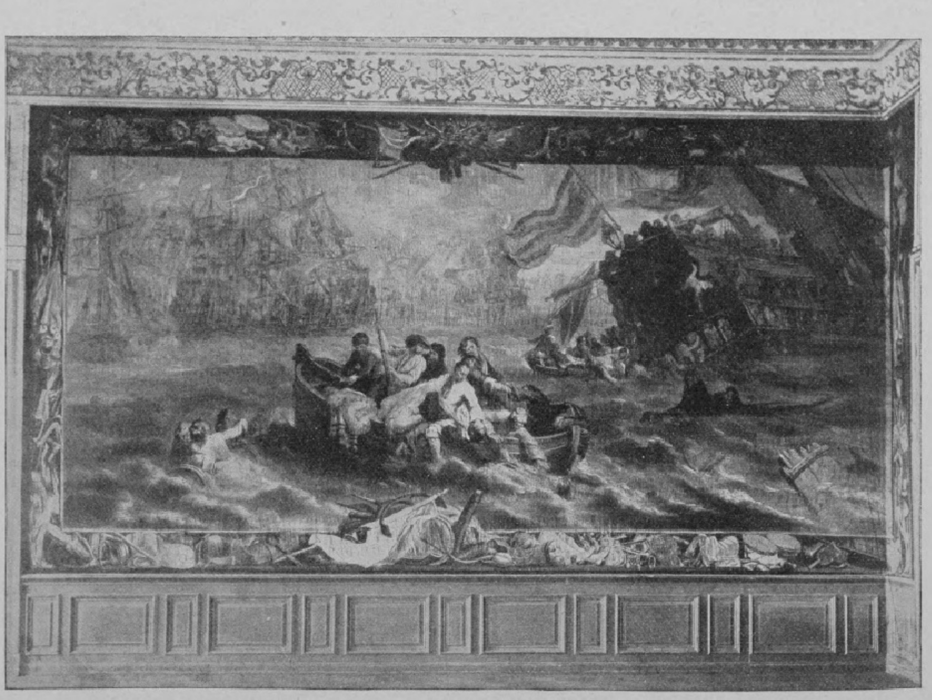
Erst nach dem Tode Karl Albrechts, als der Friede in das schwer heimgesuchte Land zurückgekehrt war und dieses von neuem aufzublühen begann, zog wieder fröhliches Leben in den verlassenen Schloßbau. Max III. Joseph (1745—1777) nahm dort häufig für längere Zeit Aufenthalt, und wie in den Zeiten Ferdinand Marias und Max Emanuels wurde dort wieder, wenn auch in stillerer und einfacherer Weise, Hof gehalten. Max III. Joseph ließ vieles noch Unbeendete ausbauen und manches Verfallene wieder herstellen. Wodurch aber seine Regierungszeit für das Schloß von Bedeutung wurde, war, daß er der dortigen Gemäldegalerie seine besondere Aufmerksamkeit und Fürsorge widmete. Diese Sammlung, deren Anfänge schon in die Zeiten Wilhelms V. zurückreichen, war von allen Fürsten durch kostbare Stücke bereichert worden. Die besten davon sind inzwischen in die Münchener Pinakothek übergeführt worden, doch ist die Sammlung noch immer reich an kostbaren Gemälden aus der Rokokozeit, und Georg Hirth nennt sie geradezu die Pinakothek des 18. Jahrhunderts.

Verrauscht ist der Lärm der höfischen Feste, erloschen der Glanz der feenhaften Beleuchtung der Gärten und Fassaden; still liegt in der weiten Ebene das Schloß und träumt von den wunderbaren Zeiten, die es erlebt. Aber manchmal wird es dort wieder lebendig, und die alten Zeiten scheinen wieder zu erstehen; heller Lichterglanz durchflutet wieder die prunkvollen Säle, spielt auf den Marmorsäulen des Vestibüls und spiegelt sich auf den glatten Stufen der mächtigen Treppe. Wieder leuchten von Zeit zu Zeit das Parterre, der Kanal der Avenue und die Fassade von Lustheim in märchenhaftem Glanze; aber statt der mit Allongeperücken und Galanteriedegen geschmückten Herren, die sich mit steifer Grandezza einst über das spiegelglatte Parkett bewegten, sind es jetzt ernste Gelehrte mit bebrillten Gesichtern, in schwarzem Frack und weißer Binde, und statt der gepuderten Damen mit hohen Frisuren und weitbauschigen Reifröcken tummelt sich jetzt das lustige Volk der Künstler durch Park und Garten, neckische Festspiele mit unerschöpflichem Humor agierend. Der Prinzregent hat nämlich den glücklichen Gedanken gehabt, die herrlichen Räume des Schlosses bei gewissen besonderen Veranlassungen zur Abhaltung heiterer Feste zur Verfügung zu stellen. So hat vor einigen Jahren ein großes Fest zu Ehren des deutschen Naturforscher- und Aerztetages dort stattgefunden, später ein „Mummenschanz“ zum fünfzigjährigen Jubiläum des Bayrischen Kunstgewerbevereins. Mit den veränderten Zeiten dient das Schloß veränderten Zwecken, und es ist ein schönes Zeugnis für die Kunst des Baumeisters, daß es auch diesen in ebenso vollkommener Weise entspricht als seiner früheren Bestimmung.

Ein Handel

Novelle von Ida Boy-Ed

Es war abgegessen, und die beiden Mädchen nahmen Schüssel und Zinnlöffel mit hinaus, da sie nun gingen. Die kleine Petroleumlampe, die nur gerade die Platte des Holztisches erhellte, blieb darauf stehen. Lena schob den Rollstuhl, in dem ihre Mutter saß, aus dem Bereich des Lichtes in die Nähe des braunen, breiten, niedrigen Kachelofens.



Schlacht bei Lepanto. Gobelin im Schlosse zu Schleissheim

Dort, im Halbdunkel, mochte die Frau gern sitzen und stricken und denken. Durch ihren scharfen und wachen Geist gingen dann die Geschäfte und Arbeiten von heute und morgen. Sie bedachte die Nützlichkeit des Geschehenen und die beste Art des Vorzunehmenden.

Auch Lena nahm ihr Strickzeug und setzte sich auf die Ofenbank. Aber sie hielt die Arbeit noch unaufgewickelt im Schoß. Mit ängstlichen Blicken sah sie zu Momme, dem Großknecht, hinüber, der an der andern Zimmerwand saß. Auch auf ihn fiel nur spärliches Licht. Aber doch sah Lena, wie seine Augen funkelten und was für ein böser, bitterer Zug auf seinem weißen, bartlosen Gesichte war.

Er saß rittlings auf einem der braunen Stühle, seine Hände falteten sich auf der Lehne, gerade oberhalb der beiden Rosen, die gelb und rosa auf die Rückseite des Stuhles gemalt waren.

Unfern neben ihm in der Wand war das Alkovenbett der Mutter; ein blau- und weißgewürfelter Leinenvorhang hing gekraust davor, er bildete mitten auf der braunen, getäfelten Wand einen hellen, großen, länglich viereckigen Fleck.

Es waren nicht viel Möbel im Zimmer: zwei Truhen, ein paar Stühle noch außer dem Eßtisch, und alle mit Rosen, Buchstaben und Jahreszahlen in gefälliger Gruppierung bemalt. Auf den Farben aber lag die graue Fahlheit des Alters. Zwischen den beiden niedrigen, breiten Fenstern stand ein einfaches Pult. Da saß Frau Metta Albers viel am Tage und rechnete und schrieb. Jetzt stand die Nacht draußen und ließ die unverhüllten Scheiben schwarzblank scheinen.

Das Bild des Zimmers spiegelte sich in ihnen wider, vielfach unterbrochen durch die dünnen Holzstäbe, die jedes Fenster in zwölf kleine Scheibchen teilten. Und über dies Bild hin ging immerfort eine sonderbare Bewegung, so als stehe es in Schwanken, als führen auslöschende Wasserrinnsale bald da, bald dort darüber hin.

Der Regen schlug in schwerem Fall gegen die Scheiben, der Wind, der stoßweise durch ihn hinsauste, gab den Tropfen willkürliche Richtung.

Im Zimmer sprach niemand. Man hörte den brausenden Wind, das Niederpladdern der Näsße und das Rauschen eines starken Wasserstrahles. Im dicken Polster des mächtigen Strohdaches, dessen rauhbewimperter Rand bis dicht über die Stubenfenster sich herabsenkte, mußte sich eine Rinne gebildet haben; aus ihr floß nun die Wassertraufe herab, gerade vor dem einen Fenster.

Mit Unbehagen hörte die Frau darauf.

Draußen auf der Diele rührte sich allerlei. Am Herde kramten die Mädchen mit Geschirr und plauderten. Von hinten her, wo sich die Tenne mit den Verschlägen für die Kühe an den vorderen Wohnteil des Hauses anschloß, klang das Rasseln von Ketten und das dumpfe Rumoren der unruhigen Tiere; der Jungknecht pfiff bei seiner Arbeit. Die drei in der Stube wußten, was das für eine war. Er schirrte die Pferde an den Ackerwagen, der fertig mit Säcken voll Sand beladen auf der Tenne stand. Momme, der Großknecht, hatte diese Nacht Deichwache. Das Hochwasser drohte, und die gewaltigen schmutziggelben Wasser, die sich vom Oberland her in der Elbe meerwärts wälzten, schwollen auch in alle ihre Nebenarme hinein. In der Dove-Elbe flutete es in ungeheurem Schwall. In jeden kleinen Kanal drang es und ließ seinen Wasserspiegel wachsen.

Und das Wasser wächst so rätselhaft. Man sieht es nicht kommen, wie am Meer. Es scheint von unten heraufzusteigen. Es ist, als sei in den Untergründen eine stille, stetige Macht am Werk und schraube ungeheure Platten höher und höher. Und auf ihnen, mit ihnen steigen die Wasser.

In den Landschaften der Vierländer Marsch waren die Bewohner zur Deichwacht aufgerufen. Denn das Hochwasser nagte an den Fundamenten der Deiche.

Frau Metta Albers dachte bei solchem Wetter sonst immer an das große Erlebnis ihrer Kindheit, den Deichbruch Ende der fünfziger Jahre. Sie wohnte mit ihren Eltern hinter dem Kurfürstendeich, und damals hatten sie sich auf den Heuboden flüchten müssen und zwölf Stunden dort für ihr Leben gezittert, indes unten im Haus durch Stube und Tenne still die Flut sich wiegte und das ertrunkene Vieh darauf schwamm, gegen die Wände gestoßen, bis eine Welle zufällig es hinaustrug in die großen Wasser. Frau Metta erzählte alle ihre Eindrücke von damals immer wieder, wenn im Februar oder März die großen Tauwassermengen kamen und ihre Erinnerungen lebendig machten. Sie sprach dann gern davon, wie viel anders jetzt der Deichbau in stand gehalten werde und daß solches Unglück wohl nie mehr vorkommen könne. Aber daß die Einrichtung der Deichwache fortbestehe, sei doch gut.

Heute abend aber waren ihre Gedanken zu sehr mit einer gegenwärtigen Sorge beschäftigt.

Nur die abscheuliche Traufe, die sich da gebildet hatte und plätschernde Wasserstrahlen herabfallen ließ, lenkte sie endlich ab. Gerade wollte sie sagen, daß es morgen früh das erste sein müsse, nach dem Schaden zu sehen, als der bleiche Mann mit den funkelnden Augen sich erhob.



Gobelin im Schlosse zu Schleissheim

Er war so groß, so mächtig und wohlgebaut, daß Lena sich immer ganz scheu und klein neben ihm vorkam.

„Das soll Ihr letztes Wort sein?“ fragte er und trat vor die Frau hin.

Ruhig und fest sah sie zu ihm auf. Ihr kluges Gesicht, eng von der schwarzen, das ganze Haar verdeckenden glatten Haube umschlossen, machte den Eindruck der vollkommensten Entschlossenheit.

Und Momme kannte die Frau, bei der er seit ihres Mannes Tod, seit einem halben Jahr, als Oberknecht in Diensten war: ihr Wille, einmal kundgegeben, blieb unbeugsam. Sie sprach ihn nur nach langer, klarer Ueberlegung aus.

„Es muß wohl das letzte Wort sein,“ wiederholte sie.

„Und Lena! Wo sie mich doch will! Und keinen lieber hat als mich?“ fragte er finster weiter.

„Lena muß darüber weg.“

Er sah Lena an. Zitternd, mit leicht geöffnetem Mund saß sie, und ihre Blicke hingen an ihm, als habe er ihr befohlen: sieh nur mich, denke nur mich, fühle nur mich.

Sein heißer Blick wurzelte tief in dem ihren.

„Lena kann nicht darüber weg,“ sprach er langsam.

Und das junge Mädchen schüttelte den Kopf. Nein, das konnte sie nicht. Lieber ins Wasser. Ihn oder keinen!

„Wenn Lena warten will, bis sie mündig ist,“ sagte die Frau leise.

„Gott — Mutter!“ schluchzte Lena auf und hielt ihre Hände vor das Gesicht.

Das that zu weh. Das hatte die Mutter schon einmal gesagt, und das hieß: wenn du ihn dann ohne meinen Segen willst, warte bis dahin, dann zahl' ich dich aus, wie es im Testament bestimmt ist, denn der Hof bleibt mein, ich bin die Haupterbin. So hart war die Mutter, die beste, klügste Frau deichauf, deichab, gerade gegen Momme! Und hatte doch erst gesagt, gleich nach der Testamentseröffnung: wenn du einen tüchtigen Mann bekommst, der dich lieb hat, tret' ich euch den Hof ab.

Und war Momme nicht tüchtig? Die Mutter gab es selbst zu, daß er es war. Und hatte er sie nicht lieb? O, Lena wußte, wie er küssen konnte! So wild, daß ein seltsam heißes, ängstliches Glücksgefühl ihr in der Brust entbrannte.

„Dann gehe ich wohl besser auf der Stelle,“ sprach er hart.

Lena schluchzte lauter auf.

„Daß Sie in diesen Tagen nicht gehen können, wissen Sie. Aber sobald die Wassergefahr vorbei ist und wir keine Deichwache mehr zu stellen haben.“

„Gut.“ Er sah sie drohend an. Er ging hinaus. Und besinnungslos lief Lena ihm nach.

Die Mutter mußte es geschehen lassen. Was kann eine lahme Frau dagegen machen, wenn ihr einziges Kind ins Verderben läuft? Da hinein läuft die Jugend auf zu flinken Füßen.

Zorn und Schmerz packten sie. Anstatt hinterher zu stürzen und dreinzuschlagen, hieß es stillsitzen und denken.

Es war, als habe der Mensch eine unheimliche Gewalt über ihr Kind. Lena war immer eine Stille, Feine gewesen, zierlich und sehr blaß, wie oft die Töchter der schattenreichen, feuchten Marsch. Auch klug und gebildet, wie es der Tochter der reichen Albers zukam, die nicht nur ihren großen Hof mit dem bedeutenden Gemüse- und Fruchtbau besaßen, sondern auch einen Anteil an einer Hamburger Firma, die nach England Obst und Gemüse exportierte. Halb Bauern, halb Kaufleute, wie sie waren, hielten sie dennoch ihr Bauerntum vor allem hoch, und auch ohne die Bitten einer Kommission, die hier einmal für Beibehaltung der alten Tracht gewirkt, würde Frau Albers sich und Lena nie ein städtisches Gewand gestattet haben.

Wie sah auch ihre Lena im faltenreichen Flanellrock, mit dem reich von vielfarbiger Metallstickerei schimmernden Brustlatz und den weißen, umgestülpten Aermeln hübsch aus. Und fast bis zum Rocksaum hingen ihr die braunen, mit buntem Band durchflochtenen Zöpfe. Noch schöner sah sie jetzt aus, wo die Trauer um den toten Vater das Gewand schwarz, die Metallstickerei silbern gebot.

Ja, stolz war Frau Albers auf ihre Tochter, und alles, was an Herz in der willensstarken, geschäftskundigen Frau lebte, gehörte Lena. Dieses warme Herz nun, das für den täglichen Gebrauch vielleicht ein wenig zu tief versteckt war, kehrte sich in feindseligen Vorurteilen gegen Momme.

Beweisen konnte sie ihm nichts. Unredliche Absichten lassen sich eben nicht beweisen. Sie sind noch keine Thaten. Er war fix bei der Arbeit. Auch solid und nüchtern. Wer bewies ihr denn, daß er sich mit dem allem als Schwiegersohn empfehlen wollte? Dennoch glaubte sie das von ihm. Ein schöner Kerl war er auch. Ihr selber war's ja mit sonderbarem Schreck durch die Glieder gegangen, als sie ihn zuerst sah. Und oft beobachtete sie es: es schien allen Frauenzimmern rein unmöglich, ganz unbefangen mit ihm zu reden. Es gab ein verlegenes Kichern oder ein Erröten.

Er schien aber nur Gedanken und Absichten auf Lena zu haben, und vor acht Tagen kam es zur Sprache, daß sie sich einig seien. Seitdem ging der Kampf. Aber Metta Albers blieb fest: mit

ihrem Willen und Segen bekam Lena nicht den Mann. Die Mutter hatte einen Glauben: wenn ein Mann der Rechte für mein Kind ist, muß ich ihm auch gut sein; das kann nicht der Rechte sein, gegen den ich so einen Widerwillen habe.

Diese ihre innere Stimme war ihr mehr als alle Beweise.

Und in dem harten Kampf der letzten Woche war ihr Widerwillen beinah bis zum Haß gestiegen. Der Glaube, er ist nicht der Rechte, hatte sich zu der Gewißheit entwickelt: es würde Lenas Unglück sein.

Nun saß sie hier, zornbebend, lahm, hilflos und wußte, daß die beiden sich draußen küßten. Sie fluchte ihrer Lahmheit, die sie ehedem gelassen ertragen. Nur wegen dieses Gebrechens mußte sie nach dem Tod ihres Mannes den Oberknecht halten, nur wegen dieses Gebrechens konnte sie ihn nicht sofort wegschicken, als sie Mißtrauen faßte. Denn solche Art Kräfte sind nicht alle Tage zu finden, und die Wirtschaft draußen brauchte Aufsicht. Und er verstand seine Arbeit. —

Die beiden küßten sich wirklich draußen. Auf der Tenne, über die eine Stallaterne eine leise hin und her schwankende Lichtscheibe gondeln ließ, standen sie in einer dunkeln Ecke.

Das bebende Mädchen klammert sich an den großen Mann.

„Wir warten,“ flüsterte sie. „Mutter ist so gut. Sie wird andern Sinnes werden, wenn sie sieht, daß ich immer noch will, auch wenn ich mündig bin.“

„Warten — das ist nicht für mich,“ sprach er. „Aber wir werden sehen ... du hast es in der Hand ... wir sprechen noch davon ... morgen nacht bin ich zu Haus ... Dann findet es sich ... Komm ... ich muß fort jetzt — fort.“

Aber er zog sie noch einmal an sich und küßte sie lange, bis all ihr augenblicklicher Jammer in einem brennenden, qualvoll süßen Glücksgefühl unterging.

Das Knarren des großen Einfahrtsthores schreckte sie auf. Heini, der Jungknecht, hatte es geöffnet.

Nun fuhr Momme in die Nacht hinaus. Der Regen wurde vom Winde hereingepeitscht, und Heini mußte alle Kraft anwenden, mit gestemmter Schulter das Thor wieder zuzudrücken.

„Nee — wat'n Weder,“ sagte er und dachte voll Ungemütlichkeit daran, daß es morgen ihn traf, so in die Nacht hinaus zu müssen.

Lena aber lief mit heißem Kopf und klopfenden Adern wieder in die Stube zurück.

Der große, forschende Blick der Mutter genierte sie so, daß sie in Thränen ausbrach. Mutter sah sie jetzt oft so an ... Lena verstand den Blick nicht.

Die Frau aber dachte, daß dem Manne jedes, auch das häßlichste Mittel recht sein könne, sich Lena und ihren Reichtum zu erringen. Sie zitterte davor, daß ihre Tochter ihr sagen könne: Mutter, ich m u ß ihn heiraten.

Noch war Lena ihr liebes, unschuldiges Kind. Nur erst fieberhaft beunruhigt und blind verliebt. Das spürte ihr sorgenvolles Herz.

„Kind,“ begann sie.

„Ja, Mutter?“ fragte Lena beflissen und liebevoll.

„Wenn ich dich nun fragte: er oder ich?“ sprach die Frau leise.

„Sag das nicht, Mutter,“ jammerte Lena, „was soll ich denn antworten?! Wie kann ich Unfrieden mit dir haben? Wie kann ich von ihm lassen?“

Sie saß und weinte in ihre Schürze hinein.

Die Frau schwieg. Sie wußte es ja, der schöne, große, herrische, heiße Mensch hatte das junge Blut ins Kochen gebracht. Was sollte werden? Wie dies enden? Wer machte Lena wieder still und klar?

So saß sie lange. Und in ihre Gedanken hinein schlich sich allmählich die Aufmerksamkeit auf das Getöse draußen. Rastlos und ungleich schlug der Regen gegen die Fenster. In pfeifenden Tönen fuhr der Sturm vorbei.

Schlimmes Wetter, schlimmes Wetter. Morgen mußte sich der Wind drehen. Denn dieser wilde West trieb die Wasser aus der Elbmündung flußaufwärts, und was aus dem Oberland in sich überstürzenden Mengen herabkam, konnte nicht ins Meer hinaus. Der Wind trotzte entgegen.

Und morgen mußte der Regen aufhören, denn sein Fall vermehrte die Wassermengen.

*

Aber am andern Morgen brauste der Wind noch immer von Westen her. Er schwoll zum Sturme an, und der Regen rauschte in dichterem, größerem Tropfenfall ohne Pause. Grau stand die durchfeuchtete Luft über der verschlammten Erde.

Vom Einfahrtsthore des Bauernhofes bis hinauf zur Deichkrönung war in sanfter Steigerung ein Fahrdamm aufgeschüttet. Seine tiefausgefahrenen Räderspuren wandelten sich in gelbe Wasserbäche, die in stetigem, eiligem Fluß gegen das Haus zu liefen.

Den Frauen im Hause schlich der Morgen hin. Die Tochter hantierte mit den Mädchen auf der Diele am Herde. Die Mutter saß an ihrem Pult vor den Rechnungsbüchern. Zuweilen sah sie auf, hinüber zum Deich. Durch die Kreppschleier des Regens fuhr da manchmal ein Gefährt. Man erkannte nur die Form. Als dunkler Schatten glitt es gespenstisch durch das Grau des dichten Tropfenfalles.

Gegen Mittag erst kam Momme heim. Er war durchnäßt, trotz des Regenrockes. Seine hohen Wasserstiefel von Schlamm beschmutzt. Essen und Schlaf war sein Bedürfnis. Der kurze Bericht, den er brachte, machte alle still.

Ungefähr einen Kilometer deichauf, die dumme Stelle, wo sich diesen Winter bei dem barbarischen Frost die großen Risse gezeigt, die dann beim allzujähen Tauwetter verschwunden waren, die Stelle machte Sorge. Sie war ja vorgemerkt zur gründlichen Sicherung, das Material und die Leute waren ja schon zur Stelle. Nur acht Tage später hätte das Wasser kommen müssen ... kleine acht Tage später. Aber es wurde rasend gearbeitet.

Die Hausbewohner sprachen kaum noch miteinander. Heini ging zur Deichwacht.

In der Tiefe der Tenne und in den Ecken der Diele lauerte nächtliche Dämmerung. Auch in der Stube war es gar nicht ordentlich Tag gewesen.

Früh schon zündete Lena für die Mutter die Lampe an. Auf der Diele die Hängelampe und auf der Tenne die Laterne baumelten beständig leise. Der Wind pfiff herein, und es war so unheimlich, zu sehen, wie der Lichtkreis sich auf dem Estrich immer hin und her schob.

Momme kam wieder aus seiner Kammer. Alle seine Kräfte waren nun frisch und wach. Aus seinen dunkeln Augen sprühten die Blicke lockend und vielsagend über Lena hin.

Er stand am Herde mit ihr und trank den Kaffee, den sie ihm warm gehalten. Nur mit Blicken konnte er zu ihr reden, denn drei Schritte von ihnen saßen auf Schemeln die beiden Mädchen und schnitten Steckrüben in den großen Grapen, der zwischen ihnen auf dem Boden stand.

Und Lena atmete kurz und hatte leuchtende Augen.

Mit einem Male horchten sie alle auf. Wie Schreien und Rufen hatte es durch die Sturmtöne und das Regenrauschen gegellt.

Aber es war schon vorüber. Die beiden Mädchen, gern bereit, einen Augenblick die Arbeit zu verlassen, liefen an das Einfahrtsthor. In seinen mächtigen Flügel eingelassen war eine kleine, zweiteilige Thür für den Personenverkehr. Die Mädchen öffneten deren obere Hälfte und horchten hinaus. Tropfen peitschten ihnen ins Gesicht, der Sturm zerwehte gleich ihr Haar. (Schluß folgt)

Sollen wir uns das Fleisch mit Chemikalien versetzen lassen?

In der Volksernährung muß es als oberstes Prinzip gelten, nur unverfälschte, von chemischen Zusätzen freie Nahrungsmittel in den Handel zu bringen. Sie sollen rein, so wie die Natur sie produziert hat, ohne künstliche Präparation, der Bevölkerung zur Verfügung gestellt werden. Mit Recht hat man es als unstatthaft bezeichnet, wenn zum Beispiel den Gemüsekonserven durch Kupferlösung eine schöne grüne Farbe, manchen Fruchtkonserven durch Fuchsin eine intensiv rote, den Würsten durch unterschwefligsaures Natron ebenfalls ein brillantes Rot gegeben wird. Man betrachtet es mit Recht als Fälschung, wenn etwa der Milch behufs Konservierung Salicylsäure zugesetzt, wenn das Mehl mit Mineralstaub gemischt wird, wenn Bier, Wein oder Milch gewässert werden.

Alle derartigen künstlichen Veränderungen sind unlautere, auf Täuschung des Konsumenten berechnete Manipulationen, die der Treue und dem Glauben in Handel und Wandel zuwiderlaufen, Ansehen und Vertrauen in die Reellität der Landwirtschaft schädigen. Deutschlands Viehzucht und Ackerbau haben es, sollte man meinen, nicht nötig, beim Absatze der Produkte zu allerhand Kunstgriffen ihre Zuflucht zu nehmen. Gewiß setzt die Mehrheit der tüchtigen Landwirte eine Ehre darein und betrachtet es als selbstverständlich, daß aus ihren Händen keine minderwertige Ware auf den Markt kommt. Sie fühlen ganz richtig, daß künstliche Konservierungs- und Präparationsmethoden meist etwas von Unreellität an sich haben und daß Präservemittel ein Luxus sind, den man durch ausreichende Produktion und raschen Konsum entbehrlich machen kann.

Das gilt ganz besonders vom Fleisch. Es liegt auf der Hand, daß den Großimporteuren des Auslandes, zumal Amerikas, daran gelegen sein muß, das nach Europa gesendete Fleisch in schönem, frischem Aussehen und anscheinend auch in gutem Zustande zu erhalten. Die bedeutendsten, kapitalkräftigsten Produzenten legen naturgemäß Wert auf Präservemittel, die ihrem Interesse fast unentbehrlich sind, obwohl ja auch die Kälte für den überseeischen Fleischtransport von hohem Nutzen ist und vielfach Verwendung findet, während die Konservierung, beziehungsweise Sterilisierung des Fleisches durch hohe Hitzegrade zwar theoretisch vorgeschlagen, aber praktisch noch nicht verwirklicht worden ist. Den Chemikalien hat nun das Kaiserliche Gesundheitsamt mit Fug und Recht einen Riegel vorgeschoben, indem es deren Anwendung behufs Konservierung des Fleisches untersagte. Diese oberste Instanz in Fragen der Hygiene ist auf Grund der dort angestellten Versuche zu dem Ergebnis gekommen, daß die Borsäure teils ihren Zweck verfehlt, teils gesundheitlich nicht indifferent, also für den Konsumenten keineswegs gleichgültig und harmlos ist.

Wie bekannt, wurden die Resultate, zu denen das Kaiserliche Gesundheitsamt gekommen war, von autoritativer Seite als irrig bezeichnet, wird die Korrektheit der Versuche angezweifelt. Diesen Stimmen stehen aber andre gegenüber, die die chemischen Präserve- und Zusatzmittel als bedenklich, ja als gefährlich verwerfen. Die Gründe der letzteren verdienen hier etwas eingehender betrachtet zu werden, damit man zu einem objektiven Urteil gelangt.

Was zunächst die Wirkung des Natriumsulfats auf das Fleisch betrifft, so ist es kein Konservierungs-, sondern ein Verschönerungsmittel. L. Janke und A. Stroscher haben festgestellt, daß das genannte Salz den roten Blutfarbstoff am Verblassen hindert, dadurch allerdings dem Fleisch, soweit das Mittel von der Oberfläche aus in dieses eindringen kann, eine schöne rote Farbe verleiht, daß es ihm also den Anschein der Frische, das appetitliche Aussehen gewährt. Allein die tieferen Schichten des Fleisches, bis zu denen es nicht gelangt, kann es in der Entfärbung nicht aufhalten. Natürlich bleibt, wie bekannt, Hack- und Wurstfleisch, wenn es vor der Mischung mit Natriumsulfat behandelt war, durch und durch schön rot. Diese den Konsumenten über das Alter des Fleisches täuschende prächtige Farbe, die übrigens bei schon grau gewordenem Fleisch nicht mehr nachträglich hervorgerufen werden kann, hindert nun durchaus nicht etwa im Sinne einer Konservierung die Zersetzung durch Fäulnis. Das Natriumsulfat wirkt nicht keimtötend, ja es hemmt nicht einmal die Entwicklung der Fäulniserreger und vermag deren Thätigkeit, den Zersetzungsvorgang, nicht aufzuhalten. So kann es kommen, daß ein Fleisch, das den Anschein der Frische besitzt, im Innern thatsächlich schon verdorben, also ungenießbar ist; die künstliche Rotfärbung, die ästhetisch etwa auf derselben Stufe steht wie das Schminken des Gesichts, ist aber auch ekelhaft. Man zerschneide nur einmal eine frisch gekochte, saftige Brühwurst, die auf solche Weise „präpariert“ war; die hervorquellende, unnatürlich rote Flüssigkeit kann dem Hungrigsten den Appetit verderben.

Die Borsäure dient in erster Linie nicht zur Verschönerung des Fleisches. Sie soll auch seine Frische nicht „vortäuschen“, sondern sie erhalten. Sie soll das Fleisch oder auch die bekannten, in Dosen versendeten Würstchen konservieren und könnte dies natürlich nur thun, wenn ihre keimtötende Kraft in der für die Ernährung zulässigen Stärke wirklich ausreichte. Allein sie ist ein schwaches, unzuverlässiges Mittel von nur sehr mäßiger bakterienhemmender Wirkung. Die Zersetzung des Fleisches kann sie nur kurze Zeit aufhalten.

Was die Wirkung der erwähnten Chemikalien auf die Gesundheit betrifft, so geht aus den Untersuchungen und Experimenten von J. Kisters, E. Rost, A. Heffter, Schlenker & Forster, G. Sonntag, Franz Hofmann, R. Boehm und Rubner mit Sicherheit hervor, daß derartige Konservierungsmittel keineswegs, wie manche meinen, unschädlich und unbedenklich sind. Im Gegenteil! Ist schon die schweflige Säure gesundheitsschädlich, so ist es noch mehr die Borsäure, die im amerikanischen Fleisch und in Würstchen bis zu 3 Prozent und mehr nachgewiesen wurde. Bereits eine Tagesdosis von 1 Gramm, die aber bei borisiertem Fleisch bis auf 3 Gramm steigen kann, ist mit Wahrscheinlichkeit schädlich, und zwar um so sicherer, wenn sich diese Dosis täglich wiederholt. Nach übereinstimmenden Beobachtungen verursacht nämlich die Borsäure: subjektive Beschwerden, Uebelkeit, Brechreiz, Diarrhöe und 4 bis 10 Tage lang

Eiweißausscheidung durch die Nieren. Erst nach dieser Zeit ist sie wieder vollständig aus dem Körper ausgeschieden, während sie, täglich genossen, sich in ihm aufspeichern und dadurch in ihrer ungünstigen Wirkung auf die Nieren noch verstärken muß. Die Ausnutzung der Nahrungsmittel, speziell des Eiweißes, wird herabgesetzt; infolgedessen wird mehr als normalerweise Stickstoff ausgeschieden, und das Körpergewicht sinkt.

Nicht weniger schädlich wirkt das Natronsalz der Borsäure, der Borax, auf den Menschen.

Tierversuche sind zahlreich angestellt worden, um zu konstatieren, wie die Borsäure den Organismus beeinflußt. Es zeigte sich an Hunden und Kaninchen, daß alle Versuchstiere auf das in der Stärke von 1 bis 3 Prozent gegebene Mittel reagierten und daß einzelne starben. Von besonders hervortretenden Symptomen bemerkte man Erbrechen, Durchfall und verminderte Freßlust. Wenn man die Borsäurelösung nicht bloß über die Magen- und Darmschleimhaut hinfließen, sondern, wie dies ja in Wirklichkeit beim Fleischgenuß der Fall ist, bis zum Ablaufe der Verdauung mit der Schleimhaut in Berührung läßt, so zeigt diese schwere Schädigungen und erweist sich als stark angegriffen Sie bietet das Bild entzündlicher Reaktion und ist geschwollen; ihre Oberhaut ist abgestoßen, bisweilen sind selbst ganze Schleimhautfetzen abgelöst. Stellenweise sind die Darmzotten durch Nekrose abgestorben. Fische, in ¼prozentige Borlösung gesetzt, erkrankten an Reizung des Darmes; Frösche in einprozentiger Borlösung wiesen Schädigungen der Oberschleimhaut und Blasenbildung der Haut auf; in dreiprozentiger Borlösung starben sie.

Nach alledem muß man zugeben, daß die Borsäure ein starkes Zellgift ist. Sie zur Konservierung von Fleisch zu verwenden, ist entschieden gesundheitswidrig und um so bedenklicher, weil der Käufer meist nicht in der Lage ist, die Stärke des Zusatzes zu kontrollieren. Demzufolge kann das Urteil des Reichsgesundheitsamtes, das die Anwendung von Borsäure für unstatthaft erklärt, nur als vollkommen gerechtfertigt bezeichnet werden.

Dem konsumierenden Publikum ohne sein Wissen und sein Einverständnis mit Bor behandeltes Fleisch zu verkaufen, würde also unhygienisch und demgemäß zu mißbilligen sein, mögen auch die durch das Verbot betroffenen deutschen und ausländischen Interessentengruppen noch so sehr für das Präparat eintreten. Die Borsäure ist und bleibt ein fremdartiger Zusatz. Das Volk aber will sein Fleisch ohne solchen genießen und hat ein Recht darauf, für sein Geld unpräpariertes Fleisch zu erhalten.

Ω

Sehnsucht

Die Nacht ist stumm, so stumm und schwül,
Die Sterne schimmern wie Hochzeitskerzen,
Jetzt fliegen die Pulse, jezt schlagen die Herzen —
Mein Lieb, wo weilst du?

Ich bin wie trunken, ich harre dein!
Meine Liebe ist stürmisch wie Meeresfluten,
Mein Kuss ist sengend wie Sonnengluten, —
Mein Lieb, wo weilst du?

Die Sterne verblassen, der Mond enteilt,
Vergebens ... du kamst nicht, wirst niemals kommen!
Hast du meinen Sehnsuchtsschrei nicht vernommen?
Mein Lieb, wo weilst du?

Ich suchte nach dir im Menschengewühl,
Ich blicke nach dir auf allen Wegen,
Doch niemals kommst du mir je entgegen, —
Mein Lieb, wo weilst du?

Ich sah dich noch niemals von Angesicht,
Und du, du sahst mich vielleicht im Traume,
Nun irren wir suchend im Weltenraume . . .
Mein Lieb, wo weilst du?

Lola Frisch



Antal Pollák



József Virág

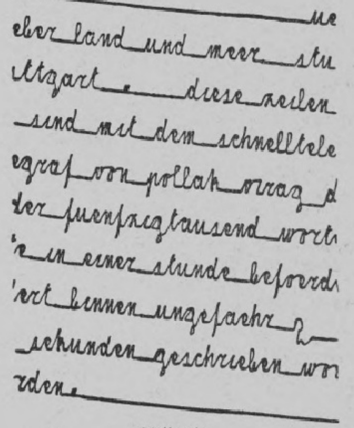
Der Schnelltelegraph von Pollák und Virág

Vor einigen Tagen ist in der Berliner Technischen Hochschule dem deutschen Kaiserpaar der neue Schnelltelegraph von Pollák und Virág vorgeführt worden. Die Erfindung dieses geistreichsten aller Schnelltelegraphensysteme, die in erster Linie dem vor Jahresfrist in dürftigen Verhältnissen in Budapest gestorbenen ungarischen Elektrotechniker Virág zu verdanken ist, hat bereits im Jahre 1900 die berechtigte Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich gezogen. Während die bisher bekannten Schnelltelegraphensysteme von Wheatstone und Delany eine theoretische Maximalleistung von 24000 Wörtern in der Stunde aufzuweisen hatten, vermochte das Virág-System bereits in seiner ersten Ausführung 40000 Wörter über eine 600 Kilometer lange Doppelleitung aus Bronzedraht zu befördern; das verbesserte System leistet jetzt im Durchschnitt 50000 Wörter in der Stunde. Die Leistung kann sogar auf 100000 Wörter erhöht werden.

Die Reichstelegraphie hat mit dem Pollák- und Virágschen Schnelltelegraphen bereits vor zwei Jahren umfangreiche Versuche angestellt. Die Versuchsergebnisse waren damals schon recht günstig zu nennen; sie ließen aber doch noch einige Verbesserungen des Systems als wünschenswert erscheinen. Diese Verbesserungen sind inzwischen erfolgt, und nach den jüngsten Versuchen auf der 215 Kilometer langen Linie Pest-Preßburg scheint nunmehr der neue Schnelltelegraph vollständig gebrauchsfertig für den Nachrichtenverkehr zu sein. Bei der Reichstelegraphie finden zurzeit wiederum ausgedehnte Versuche mit dem System auf einer Linie Berlin-Königsberg (Pr.), rund 700 Kilometer, statt.

Der neue Schnelltelegraph ist ein telephonischer Lichtpunktschreiber, d. h. ein Apparat, bei dem die Bewegungen einer Telephonmembran mittels Spiegelübertragung einen Lichtpunkt die Telegramme in einer Dunkelkammer auf photographisches Papier aufschreiben lassen.

Die Erfinder gingen beim Aufbau ihres Systems davon aus, daß man mit einem Spiegel einen Sonnenfleck auf der Wand eines Zimmers spielen lassen kann. Man wird daher in gleicher Weise, wie man mit diesem Lichtbild durch geeignete Bewegung des Spiegels beliebige Figuren oder Schriftzüge auf die Wand zeichnen kann, auch mittels einer passenden Lichtquelle in einer Dunkelkammer solche Schriftzeichen auf lichtempfindlichem Papier niederschreiben und durch einen photographischen Entwickler sichtbar machen können. Für eine solche lichtelektrische Telegraphie würde es also nur nötig sein, von der Senderstation aus mit Hilfe des elektrischen Stromes einen kleinen Spiegel in Bewegung zu setzen, der einen Lichtpunkt in eine Dunkelkammer wirft und in dieser auf lichtempfindlichem Papier dann das übermittelte Telegramm

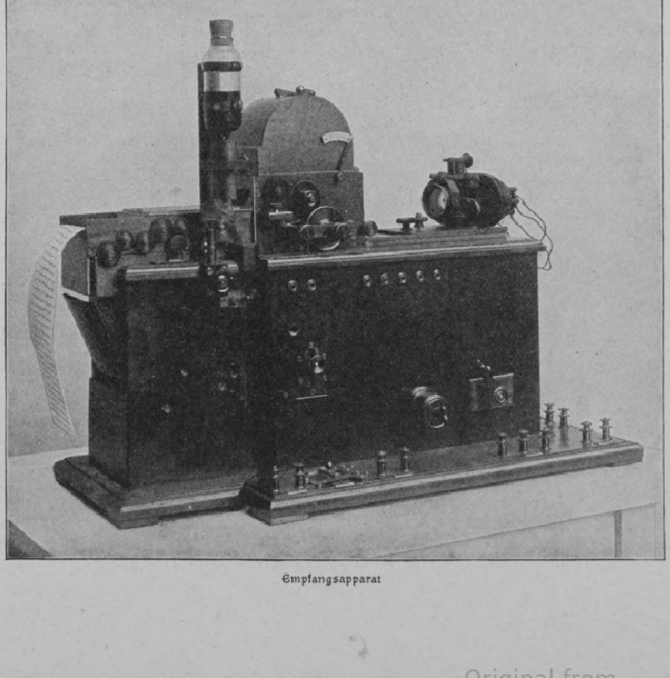


Schriftprobe

aufschreibt. Das Telegramm wird erst durch die photographische Entwicklung sichtbar.

Das Pollák-Virág-System benutzt in dieser Weise eine bewegliche Lichtquelle und einen beweglichen kleinen Spiegel. Die Lichtquelle ist in dem Empfangsapparat (vgl. Abbildung) so angeordnet, daß sie eine und dieselbe geradlinige Strecke in der gleichen Richtung immer aufs neue durchläuft. Das Spiegelbild der Lichtquelle bildet den Schreibpunkt. Er erscheint auf dem lichtempfindlichen Papier, wenn sich dieses quer zur Zeile fortbewegt, als eine Aufeinanderfolge von schrägen Linien. Zu dieser wiederkehrenden geradlinigen Bewegung des Lichtpunktes treten die Bewegungen des Spiegels hinzu, und durch das Zusammenwirken beider Bewegungen wird, während der Schreibpunkt die Zeilenlinien zieht, gleichzeitig von ihm auch die Schrift erzeugt.

Die bewegliche Lichtquelle wird durch den Faden



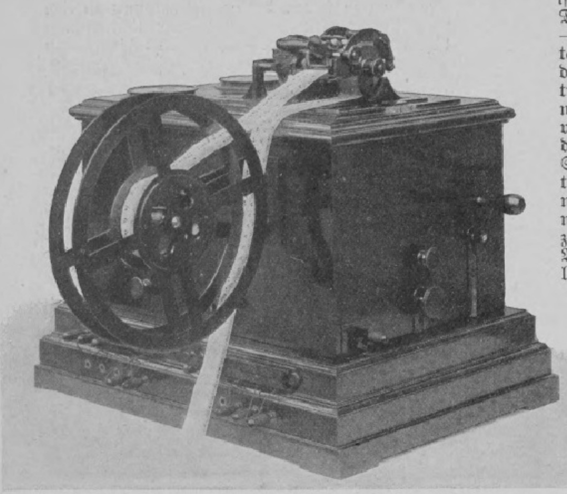
Empfangsapparat



Gelochter Senderstreifen für das Schnelltelegraphieren

einer Glühlampe dargestellt, von dem jedoch immer nur ein Punkt auf den Spiegel fällt. Damit dieser Punkt wiederkehrend dieselbe geradlinige Bahn durchwandert und dementsprechend den Schreibpunkt auf dem lichtempfindlichen Papier in Zeilen laufen läßt, ist ein Schirm mit einem zum Glühfaden senkrecht stehenden schmalen Schlitz vor den Faden gesetzt. Der Schirm hat die Gestalt einer Trommel, in die der Schlitz schraubenförmig eingeschnitten ist. Bei der Drehung der Trommel schreitet der Lichtpunkt von der einen Seite nach der andern fort. Die eingeschlitzte Spirale ist so weit über den Trommelumfang geführt, daß, bevor noch der aus dem Schlitz hervorscheinende Lichtpunkt das Ende seiner Bahn ganz erreicht hat, er sofort am andern Ende den Lauf wieder beginnt.

Zur Erzeugung der eigentlichen Schrift durch die Spiegelbewegung dienen zwei Telephone. Diese sind nebeneinander angeordnet und so mit dem



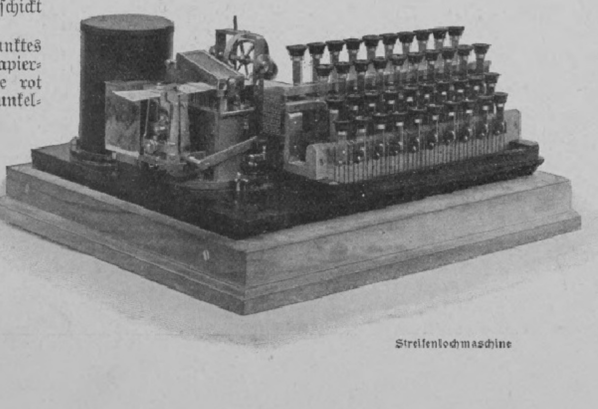
Senderapparat

Spiegelchen verbunden, daß das eine Telephon senkrechte und das andre wagerechte Drehungen des Spiegelchens und damit entsprechende Ausschläge des sonst geradlinig fortschreitenden Schreibpunktes erzeugt. Das Spiegelchen ist zu diesem Zwecke mit seiner mit Eisen bespannten Rückenfläche nach Art eines Ankers auf drei magnetische Spitzen aufgelegt, von denen eine feststeht und die beiden andern mit den Telephonmembranen durch Stäbchen so verbunden sind, daß sie genau deren Bewegungen wiedergeben. Ein Schwingen des Spiegels um seine wagerechte Achse bringt ein Schreiben des Lichtpunktes in aufrechten Zügen, ein Schwingen um die senkrechte Drehachse dagegen ein wagerechtes Verschieben oder Verdrücken der aufrechten Schriftzüge hervor. Beide Bewegungen vereinigt erzeugen als Resultierende die durch die abgebildete Schriftprobe dargestellte lateinische Buchstabenschrift des Systems. Die den Schriftzügen entsprechenden Schwingungen der beiden Telephonmembranen werden durch entsprechend abgestimmte Stromstöße hervorgerufen, die von der Senderstation in die Leitung geschickt werden.

Das Schreiben des Lichtpunktes auf dem lichtempfindlichen Papierband kann man durch eine rot abgeblendete Oeffnung der Dunkelkammer in einem kleinen Spiegel als Flammenschrift deutlich verfolgen. Es ist indessen merkwürdig, daß man nicht wie beim gewöhnlichen Schreiben Wort für Wort mitlesen kann, sondern infolge der außerordentlichen Schnelligkeit dieses telegraphischen Schreibens nur immer zu gleicher Zeit eine aus dem Zusammenhang herausgerissene Silben- oder Wortgruppe, die für einen Augenblick stehen zu bleiben scheint, mit dem Auge erhascht. Die Erklärung für diese Wahrnehmung beruht darin, daß derartige Lichteindrücke eine bestimmte Zeit, vielleicht eine halbe Sekunde, im Auge haften bleiben. Nachdem der Lichtpunkt seine Arbeit gethan hat, wird das Telegramm selbstthätig durch einen mit dem Empfänger vereinigten photographischen Entwickler gezogen; es kommt wenige Sekunden nach der Aufnahme vollständig fertig aus dem Apparat. Wenn man beim Hineinsehen in die rotabgeblendete Oeffnung bemerkt, daß der Lichtpunkt nur noch leere Zeilen schreibt, so ist das ein Zeichen, daß die Telegrammbeförderung beendet ist. Es wird dann mit einer Schere das photographische Papierband abgeschnitten und damit der Empfangsapparat still gestellt. Nur der abgeschnittene Teil des Papierbandes durchläuft noch die photographischen Bäder.

Der Senderapparat (vergl. Abbildung) besteht im wesentlichen aus einer Walze, die aus sechs voneinander isolierten Metallscheiben zusammengesetzt ist, und auf der ein mit zahlreichen Durchlochungen versehenes Papierband — der Senderstreifen — über zwei metallenen Kontaktbürsten mittels eines durch einen kleinen Elektromotor getriebenen Räderwerkes hindurchgezogen wird. An den Metallscheiben liegen sechs verschiedene Stromquellen I—VI, von denen II und III sowie IV und V gleiche Spannung, aber entgegengesetzte Polarität haben, wärend I die doppelte Spannung von II, und VI die doppelte Spannung von V hat. Das Papierband zwischen den Metallscheiben und den Bürsten hält erstere von letzteren so lange elektrisch getrennt, bis durch die Lochungen des Papierstreifens hindurch Stromschluß eintritt. Um den Stromstößen verschiedene Dauer und dadurch den Telephonmembranen entsprechend verschiedene Ausschläge zu geben, erhalten die Lochungen des Papierstreifens verschiedene Größen. Die von der einen Kontaktbürste versandten Ströme wirken auf das eine Telephon, die von der andern ausgehenden auf das zweite. Um die störenden Wirkungen der Eigenschwingungen der Telephonmembranen zu beseitigen, ist den Stromstößen eine etwas kürzere Dauer gegeben als diesen Membranschwingungen. Damit aber dann der Stromstoß doch erst in dem Augenblick aufhört, in dem sich die Telephonmembran am nächsten zu ihrer Ruhelage befindet, werden parallel zu den Telephonen Kondensatoren eingeschaltet. Während der Dauer eines Stromstoßes wird der Kondensator des betreffenden Telephons geladen. Nach Unterbrechung des Stromes entladet er sich in die Telephonspule und verlängert dadurch die Wirkung des Stromstoßes. Die Kapazität des Kondensators muß also so reguliert werden, daß die Telephonmembran ohne Nachschwingungen in die Ruhelage zurückkehrt. Den störenden Einfluß der Kapazität langer Luftleitungen beseitigen die Erfinder durch Einschaltung von Selbstinduktionsrollen.

Die Herstellung der gelochten Senderstreifen geschieht mit Perforiermaschinen (vergl. Abbildung), die wie gewöhnliche Schreibmaschinen gehandhabt werden. Um einen Virágschen Schnelltelegraphen dauernd zu beschäftigen, müssen etwa 30 Perforiermaschinen arbeiten.



Streifenlochmaschine

Der neue Schnelltelegraph bietet u. a. auch den großen Vorteil, daß die Herstellung des Telegramms außer Zusammenhang mit der Telegraphenleitung erfolgt. Das Publikum kann sich, da die Bedienung der Perforiermaschinen recht einfach ist, das Telegramm also in Lochschrift selbst herstellen und braucht dann nur den betreffenden Lochstreifen auf der Telegraphenstation abzugeben. Man könnte daher bei Verwendung dieser Telegraphen auch die Telegraphengebühren nach Längeneinheiten des Lochstreifens bemessen. Es ist das ein Ziel, das für die Telegraphie der Zukunft durchaus erstrebenswert erscheint. Ob auf diesem Wege mit dem Pollák-Virágschen Telegraphen ein Stück vorwärts gethan werden kann, dürften die bei der Reichstelegraphie bevorstehenden größeren praktischen Versuche ergeben; hier wird das neue Schnelltelegraphensystem seine Feuerprobe zu bestehen haben. Von außerordentlicher Bedeutung würde es sein, wenn es möglich wäre, mit dem System Kabelleitungen zu betreiben. Dies ist bis jetzt noch nicht der Fall; die stromverzögernde Wirkung der elektrischen Kapazität der Kabel ist das Hindernis. Vielleicht gelingt es jedoch auch hier unter Zuhilfenahme der neuen Pupintheorie (vgl. Ozeantelephonie in Nr. 14), die schädlichen Wirkungen der Kapazität der Kabel zu beseitigen.

Otto Jentsch

Litteratur

Wohl selten ist einer Veröffentlichung reinwissenschaftlichen Inhalts in Laienkreisen mit solchem Interesse entgegengesehen worden, wie dem Erscheinen eines vollständigen Abdrucks des von dem Berliner Assyriologen Professor Delitzsch jüngst in Anwesenheit des deutschen Kaiserpaares gehaltenen zweiten Vortrages über das Thema „Babel und Bibel“. Die Ausführungen des gelehrten Forschers haben einen vor Jahresfrist gehaltenen Vortrag über dasselbe Thema ergänzt und eingehender dargelegt, in welch enger Verbindung das hebräische Altertum mit der babylonisch-assyrischen Welt steht. An der Hand der neuesten Forschungen und Ausgrabungen, der Denkmäler und Keilschrifttexte beweist er den Zusammenhang der biblischen Ueberlieferung mit jener altbabylonischen Kultur. Seine Darlegungen haben nun ein solches Aufsehen erregt und so lebhafte Erörterungen für und wider hervorgerufen, daß man in den weitesten Kreisen das Bedürfnis empfand, nachdem Delitzsch sich gegen verschiedene Irrtümer und Mißverständnisse in den Berichten über seine Rede zu verwahren genötigt gesehen, eine authentische Wiedergabe seiner Worte in die Hand zu bekommen. Diesen Wunsch erfüllt der soeben von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart herausgegebene Abdruck unter dem Titel: „Zweiter Vortrag über Babel und Bibel von Friedrich Delitzsch. Mit 20 Abbildungen“ (Preis 2 Mark). Der Verfasser weist zunächst auf die Schwierigkeiten hin, die einseitige Rücksichtnahme auf dogmatische Fragen den reichen Ergebnissen altbabylonischer Forschung bereitet. Er geht dann näher auf die neuen Erkenntnisse ein, die uns die mühseligen Ausgrabungen auf den babylonischen und assyrischen Ruinenstätten, von denen die Illustrationen eine anschauliche Vorstellung geben, bereits vermittelt haben und noch unausgesetzt vermitteln. Auch für jeden Laien sind von höchstem Interesse die Darlegungen, wie gerade durch die Keilschriftforschung auf die Sprache des Alten Testaments vielfach erst ein neues Licht gefallen ist, und was für überraschende Gleichklänge die babylonisch-assyrische Litteratur mit der alttestamentlichen aufzuweisen hat. Nicht minder anziehend sind die Wiedergaben aus dem jetzt im Original gefundenen großen Gesetzbuch des Königs Hammurabi, die uns zeigen, daß in Babylonien schon um 2250 v. Chr. ein hochentwickelter Rechtsstaat bestand. Wohlthuend berührt die ruhige, durchaus objektive Beweisführung des Autors, die er auch seinen Widersachern gegenüber beibehält. Zuletzt stellt er noch einen dritten (Schluß-)Vortrag in Aussicht, der lehren soll, daß ihm „Erhalten und Bauen weit mehr am Herzen liegt als Erschüttern und Abtragen wankend gewordener Pfeiler“. Diesen Eindruck muß jeder Unbefangene auch aus der vorliegenden Schrift gewinnen, die niemand ungelesen lassen sollte, der an dem geistigen Ringen und Streben der Gegenwart seinen Anteil nehmen will.

— Das Rechtsbewußtsein des Volkes empfindet es höchst peinlich, wenn die Rechtsprechung an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten voneinander abweicht. Für solche Unterschiede giebt es zahlreiche und gewichtige Erklärungen und Entschuldigungen, und ganz werden sie vielleicht nie sich vermeiden lassen, allein anzustreben bleibt die einheitliche Rechtsprechung dennoch mit allem Nachdruck, und deswegen ist der Wahlspruch: „Ein einig Volk, ein einig Recht, eine einige Rechtsprechung!“ ein schöner und berechtigter. Ihn stellt Dr. Hs. Th. Soergel an den Schluß seines Vorworts zu dem soeben erschienenen 3. Jahrgang seiner „Rechtsprechung“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, Preis geb. 4,80 M.), da er von seinem Werke erhofft, es möge dazu beitragen, daß die Rechtsprechung in Deutschland eine immer gleichmäßigere werde. Der zweite Jahrgang dieses handlichen und außerordentlich klar und schön gedruckten Buches umfaßte — da auch der Inhalt des ersten hineinverarbeitet worden war — die gesamte Rechtsprechung der beiden Jahre 1900 und 1901. Er erlebte binnen kurzer Zeit fünf Auflagen, da die juristischen Kreise alsbald erkannten, welchen Wert diese fortlaufende Ergänzung der in Gebrauch befindlichen Kommentare und Handbücher der berücksichtigten Gesetze namentlich für alle Richter, Rechtsanwälte und Notare besitzt. Der neue, dritte Jahrgang trägt den vollständigen Titel „Rechtsprechung 1902 zum B. G. B., E. G. z. B. G. B., C. P. O., K. O., G. B. O., R. F. G., und Zw.-V. G., nach der Reihenfolge der Gesetzesparagraphen bearbeitet.“ Neben den Entscheidungen auf den Gebieten des Bürgerlichen Gesetzbuches und des Einführungsgesetzes dazu, der Zivilprozeß-, der Konkurs- und der Grundbuchordnung, sowie des Reichsgesetzes über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit bringt dies in der That einem längstgefühlten Bedürfnis entsprechende Handbuch auch noch die

gesamte bisherige Rechtsprechung zum Reichsgesetz über die Zwangsversteigerung und die Zwangsverwaltung. Als ein fernerer Fortschritt des neuen Jahrgangs muß hervorgehoben werden, daß man bei den einzelnen Entscheidungen nicht mehr wie früher bloß eine, sondern die verschiedenen Zeitschriften als Quelle angeführt findet, sowie daß er durch fortlaufende Verweise auf die früheren Jahrgänge deren bequeme Benutzung vermittelt und einen raschen Ueberblick über den Stand der Judikatur 1900—1902 bietet. Bei den Juristen gilt Soergels „Rechtsprechung" bereits als ein geradezu unentbehrliches Vademekum, so daß wir ihnen bloß das Erscheinen des neuen Jahrgangs auf dem Büchermarkte anzukündigen brauchen. Es soll jedoch der Hinweis nicht unterlassen werden, daß auch zahlreichen Laien, insbesondere allen Kaufleuten, Gewerbetreibenden, Hausbesitzern, Banquiers u. s. w. das Buch in vielen Fällen die wertvollsten Dienste zu erweisen vermag.

Notizblätter

Eine photographische Himmelskarte

Von welcher Bedeutung die Anwendung der Photographie mit besonders lichtempfindlichen Platten für die Astronomie ist, dürfte wohl allgemein bekannt sein; man erhält auf diese Weise ein Bild des Sternhimmels, das an Schärfe und Treue kaum noch zu wünschen übrig läßt. Deswegen haben sich 18 der bedeutendsten Sternwarten seit 1887 zur Herstellung einer photographischen Himmelskarte vereinigt, die man in einigen Jahrzehnten fertigzustellen gedenkt. Das Riesenwerk umfaßt den gesamten Sternhimmel vom Nordpol bis zum Südpol und wird in zwei Serien hergestellt, deren erste noch Sterne elfter Größe und deren zweite noch Sterne vierzehnter Größe enthält. Die erste Serie wird gemessen, berechnet und als Sternkatalog herausgegeben, während die andre auf dem Weg der Heliogravüre als Sternatlas erscheinen soll. Jede der beteiligten Sternwarten hat gegen 1200 Platten von jeder der beiden Serien aufzunehmen und wird allein für ihren Sternkatalog ungefähr 4 Millionen Sternbildchen erhalten, die einzeln zu messen und zu berechnen sind. Die Reproduktion ihrer 1200 Aufnahmen für die zweite Serie kostet für jede Sternwarte nahezu 2 Millionen Mark.



Phot. Charles Scolik, Wien

Erzherzogin Elisabeth von Oesterreich †

Die Ausgrabung eines unterirdischen Felsengebirges bei Hamburg

Durch einen glücklichen Zufall ist in der Umgegend von Hamburg-Altona eine höchst interessante Naturmerkwürdigkeit zu Tage gefördert worden. Als man vor drei Jahrzehnten bei Langenfelde an der Altona-Kieler Bahn eine umfangreiche Thongrube auszuschachten begann, um Material für eine nahgelegene Ziegelei zu gewinnen, stieß man bald auf eine Schicht mitteltertiären Glimmerthons, die sich auf einem einstmaligen Meeresboden dort abgelagert hat, in einer um endlose Zeiträume zurückliegenden Erdperiode, als in jenen Breiten noch ein heißes Klima herrschte. Der Thon enthält zahllose prächtig erhaltene Reste und Versteinerungen von Meerbewohnern der verschiedensten Arten, Rückenwirbel von Walen und Haifischen, Haifischzähne, Schnecken, Muscheln u. s. w., die meisten von Seetieren, die heute lebend nicht mehr vorkommen, ein kleinerer Teil von solchen, die noch jetzt die Ozeane der Tropen und subtropischen Gebiete bevölkern. Als man nach einigen Jahren wegen des stark zunehmenden Wasserandranges nicht tiefer graben konnte, mußte man in wagerechter Richtung weitergehen. Dort endete plötzlich der mit Versteinerungen durchsetzte Glimmerthon, und es erschien eine noch viel ältere Thonschicht mit feinen Quarzkrystallen; ein Thon von dieser Art ist sonst bisher nirgends gefunden worden. Bei der Fortsetzung dieser Ausschachtungen traten nun im vorigen Jahre ganz eigenartige, knollenförmig geschichtete Gipsmassen zu Tage, die man anfangs für isoliert im Thon liegende Felsblöcke hielt. Bald aber stellte es sich heraus, daß man zusammenhängende Felsmassen, aus Gips und sogenanntem Marienglas bestehend, vor sich hatte, die in der Urzeit den Thon durchbrochen haben. Von diesen unterirdischen Felsengipfeln, die dazumal das Meer bedeckt haben muß, sind, wie auf unsrer Abbildung zu sehen, bereits mehrere Kuppen freigelegt worden. Zwischen zweien von ihnen hat man eine breite Lücke durch das Felsgestein gebrochen, um eine Feldbahn anlegen zu können. Wahrscheinlich gehört dies Felsengebirge gleich den Lüneburger und Segeberger Kalkbergen der Keuperformation an. Das Vorkommen großer Felsmassen in jener Gegend ist um so merkwürdiger, als sonst auf viele Meilen im Umkreis, bis auf die eben genannten Kalkberge, die Kreideablagerungen bei Stade und die Insel Helgoland, keine zu Tage tretenden Felsen bekannt sind. Man darf mit Recht darauf gespannt sein, was für fernere Entdeckungen hier etwa noch gemacht werden. Namhafte Geologen haben sich bereits an die Forschungsarbeit gemacht, und erst kürzlich wurden Bohrungen in den Felsen bis zu 15 Metern Tiefe vorgenommen.



Phot. Schuhmann & Sohn, Karlsruhe

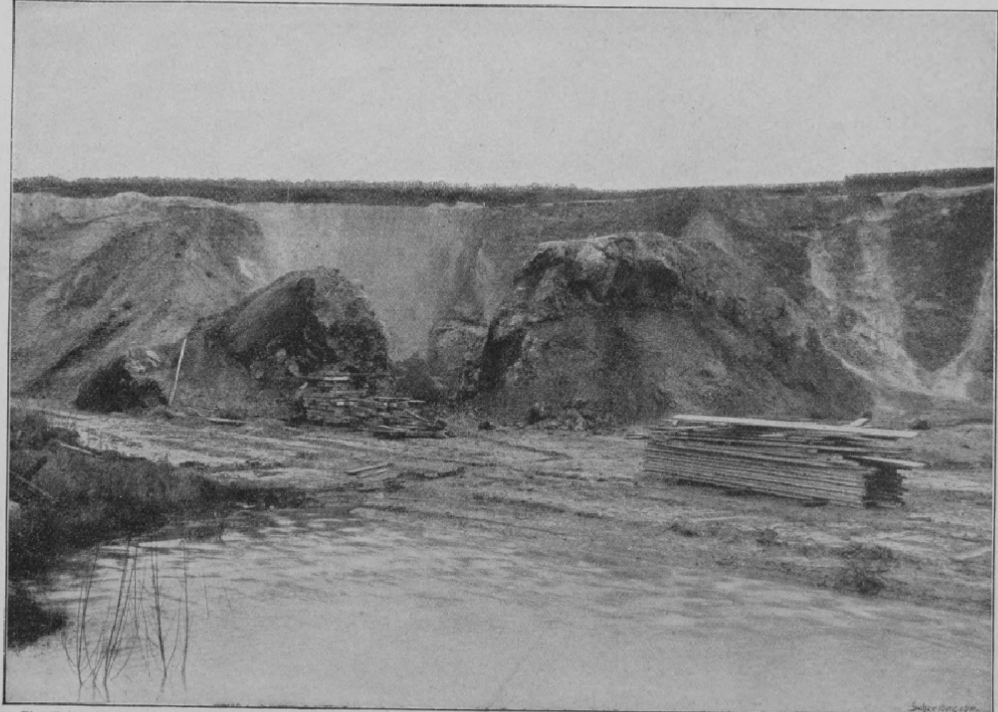
Staatsminister a. D. Dr. Wilhelm Nokk †

Ein wiedergefundenes Gemälde von Tizian

Eine ungemein wertvolle Entdeckung wurde kürzlich in England gemacht: man hat ein von Tizian gemaltes Bildnis aufgefunden, das Isabella von Este, die Gemahlin des Markgrafen von Mantua, Gian Francesco Gonzaga, darstellt. Eine Kopie dieses Porträts von Rubens' Hand befindet sich in der Kaiserlichen Galerie zu Wien, die auch ein zehn Jahre vorher gleichfalls von Tizian gemaltes Bild Isabellas als Original besitzt. Der jetzt in England wieder entdeckte Tizian, der in den Besitz des Herrn Leopold Goldschmidt in Paris übergegangen ist (s. die Abb.), war einst Eigentum König Karls I. und wurde nach seiner Hinrichtung auf Cromwells Anordnung mit vielen andern Kunstgegenständen verkauft; seitdem war seine Spur verloren gegangen. Dies Porträt ist von ebenso hohem geschichtlichem wie künstlerischem Interesse. Isabella von Este, Markgräfin von Mantua, die Schwester Alfonsos von Ferrara und Mutter Federigo Gonzagas, war eine der anziehendsten und hervorragendsten Frauen des Renaissancezeitalters, eine Kennerin und Beschützerin der Kunst und eine feine Diplomatin. Es ist ein Schreiben von ihr aus dem Jahre 1534 erhalten, in dem sie ein älteres Porträt von Tizian zurückverlangt, das sie ihm behufs Anfertigung einer Wiederholung geliehen hatte. Letztere ist offenbar das in der Kaiserlichen Galerie zu Wien befindliche Bildnis, auf dem die Markgräfin in einem prächtigen Kostüm und im Glanze jugendlicher Schönheit dargestellt ist. Dies Werk des größten Meisters der venetianischen Malerschule hat jedoch im Ausdruck des Gesichts wie in den Händen und in der Haltung des Körpers etwas Unpersönliches, Kaltes und Leeres. Zu dem jetzt wieder aufgefundenen Porträt dagegen hat Isabella dem Maler zweifellos persönlich gesessen, und getreu hat er sie dem Körper wie dem geistigen Ausdruck nach so wiedergegeben, wie sie sich zur Zeit ihrer vollen Reife darstellte. Tizian stand in engen Beziehungen zu den Höfen von Ferrara und Mantua; er war von 1516 an häufig der Gast Alfonsos von Ferrara und seit 1522 auch Federigo Gonzagas. Um diese Zeit muß er das Porträt gemalt haben, als Isabella nicht unter 40 Jahren und nicht über 45 alt war. Das wohlerhaltene Bildnis zählt zu den schönsten Tizians und zeigt seine Kunst auf ihrer vollen Höhe. Von einem dunkelgrünen Hintergrunde hebt sich die als Halbfigur in Vorderansicht gemalte Gestalt der Markgräfin ab. Sie trägt ein dunkelrotes Kleid mit weiten Puffärmeln; das Oberhemd läßt den Hals, um den ein Perlencollier geschlungen ist, und die obere Partie der schöngeformten Büste frei. Die rechte Hand hält die Falten des schweren Kleiderstoffes gerafft. Auf dem zierlichen Haupte mit goldbraunem Haar trägt sie einen turbanartigen Kopfputz. Der feingezeichnete Mund lächelt, und die in feuchtem Glanze schimmernden Augen verleihen den sanften Zügen der gereiften Frau noch jugendliches Feuer. Unverkennbar hat Tizian dieses Bildnis mit besonderer Sorgfalt und mit einer Art von zärtlicher Sympathie gemalt, mit so viel geistiger Grazie hat er diese üppige Schönheit, die bereits ihren Höhepunkt überschritten hat, geschmückt. Von besonderem Interesse ist es, die Kopie von Rubens mit diesem Original zu vergleichen. Auch das Werk des niederländischen Meisters ist schön, allein es zeigt nicht die erlesene Feinheit, die Tizian dem seinen gegeben hat. Alle Formen erscheinen robuster; die Wangen, der Mund und die Hand sind derber.



Isabella von Este, das wiederaufgefundene Gemälde von Tizian



Phot. Walther Schulz, Hamburg

Das jüngst ausgegrabene unterirdische Felsengebirge bei Hamburg

und das runde Antlitz trägt einen mehr bürgerlich-gemütlichen Zug. Rubens hat eben seine Art zu sehen und zu fühlen der des Italieners untergeschoben.

Graf Krafft von Crailsheim

Graf Crailsheim, der bisherige bayrische Ministerpräsident, der seinen Abschied genommen, hat sein verantwortungsreiches Amt seit dem 31. Mai 1890 geführt, ist also fast 13 Jahre lang der leitende Staatsmann des Königreichs Bayern gewesen. Am 15. März 1841 zu Ansbach geboren, studierte er in Erlangen, Leipzig und Zürich die Rechtswissenschaften, wurde 1868 Bezirksamtsassessor und im Verfolg seiner Laufbahn 1879 Geheimer Legationsrat. Im März 1880 übernahm er das Ministerium des Aeußern und im Mai 1890 als Nachfolger des Ministers von Lutz den Vorsitz im Ministerrat. Seine Erhebung in den Grafenstand erfolgte vor zwei Jahren.



Graf Krafft von Crailsheim

Bühne

Von den Berliner Bühnen ist wenig Erfreuliches zu melden. Ein vieraktiger Schwank von Felix Dörmann, betitelt „Der reine Mann“, wurde im Neuen Theater nur durch das treffliche Spiel der Hauptdarsteller vor dem Fiasko bewahrt, und im Bunten Theater hatte Rudolf Rittner, der treffliche Darsteller vom Deutschen Theater, der sich bisweilen auch als Dramatiker versucht, es lediglich seiner persönlichen Beliebtheit zu danken, daß sein Schwank „Lorenzo di Medici“ nicht völlig Schiffbruch erlitt. Nicht minder übel stand es um drei aus dem Ausland importierte Stücke, die die „Moderne Bühne“ ihrer sonst so wohlwollenden Gemeinde vorführte. Sowohl „Herbstabend“ von Gabriele d'Annunzio wie „Im Frühling“ von Sigbjörn Obstfelder begegneten einer kühlen Aufnahme, und allein „Kain und Abel“ von Helge Rode vermochte wirkliche Teilnahme zu erwecken. Das immerhin beachtenswerte Stück hat in die biblische Legende ein neues Moment hineingetragen, die Liebe zum Weibe, um dessentwillen die Brüder sich entzweien. Das Biblische geht in dieser Auffassung freilich verloren, aber der Dichter weiß doch rein menschlich zu packen, und darum kann sich sein Werk vielleicht für einige Zeit auf der deutschen Bühne halten.

— Ein fröhlicher Erfolg war im Münchener Hoftheater der Volksoper „Der Dusli und das Babeli“ von Karl von Kaskel beschieden. Die Textdichter Wilhelm Schriefer und A. M. Kolloden haben keck in die Zeit der frumben Landsknechte hineingegriffen und dabei ausgiebig aus dem deutschen Volksliede geschöpft. Aus demselben reichen Schatze entnahm der Komponist einen Teil seiner Tonweisen, gab aber auch viel Hübsches aus Eignem hinzu, und wenngleich er damit nichts Bedeutendes schuf, so ist doch ein ansprechendes, liebenswürdiges Werk entstanden, das sich den Weg auch über andre deutsche Bühnen bahnen wird.

— Freundliches Wohlwollen wurde im Altonaer Stadttheater dem einaktigen Drama „Die Schwarzen“ von Peter Werth bezeugt. Das Stück bietet Scenen aus dem mühseligen Schaffen und Leben der Heizer und Trimmer auf Dampfschiffen.

— Im Jubiläumstheater zu Wien begegnete das Lustspiel „Der Regiments-Don Juan“ von E. Norini und Emerich von Gatti nur einer lauen Aufnahme.

— Massenets Oper „Griseldis“ gelangte in Zürich zur ersten Aufführung in deutscher Sprache und errang einen starken Erfolg. Dagegen fand das Napoleon-Drama „St. Helena“ des Schaffhausener Dichters Arnold Ott beim Publikum des Baseler Stadttheaters keinen Beifall.

Eisenbahnwesen in Japan

Eine Länge von rund 10000 Kilometern haben gegenwärtig die japanischen Bahnlinien erreicht; nur etwa der vierte Teil davon gehört dem Staate. Die jährlichen Bruttoeinnahmen der Staatsbahnen belaufen sich auf ungefähr 17 Millionen Mark, der Reingewinn auf über 9 Millionen. Die Privatgesellschaften haben im Verhältnis geringere Einnahmen, denn der jährliche Nutzen beläuft sich nur auf etwas über 14 Millionen Mark, obgleich die Länge des in ihrem Besitz befindlichen Schienenweges die der Staatseisenbahnen um das Dreifache übertrifft. In einer Beziehung haben die japanischen Bahnen mit einem Uebelstand zu kämpfen, wie er in gleichem Grade in keinem andern Lande der Erde gefunden wird, nämlich mit der Wirkung der Erdbeben, die großen und häufigen Schaden auf die Beschaffenheit der Geleise und des Unterbaues ausüben. Das gewaltige Erdbeben vom 28. Oktober 1891 z. B. führte auf der kurzen Linie zwischen Tokio und Kobe an 45 verschiedenen Punkten Dammrutschungen herbei.

Die Hussiten im Berliner Künstlerhause

Die allbekannte, auch durch die Dichtung verherrlichte Legende von den „Hussiten vor Naumburg“ war der Gegenstand des vom Verein Berliner Künstler am 14. Februar veranstalteten Winterfestes. Die strenge Geschichte will zwar nichts davon wissen, daß im Juli 1432 die alte thüringische Stadt dadurch von der Berennung befreit worden sei, daß die liebe Schuljugend das Herz des Hussitenführers Prokop zu rühren verstand, aber in der Volksmeinung hat die Sage feste Wurzeln geschlagen, und noch heute findet alljährlich in Naumburg das Hussiten- oder Kirschenfest statt, zu dem von nah und fern die Mengen herbeiströmen. Wunderbar echt nun hatten die Berliner Künstler den großen Festsaal ihres Heims im Charakter der Zeit umgestaltet. Man sah die Mauern und Basteien mit den dahinter aufragenden Dächern und Türmen der bedrängten Stadt, ebenso das im Waldesschatten aufgeschlagene Hussitenlager, im Vordergrunde das große Zelt Prokops. Auf diesem Schauplatz ging das von Marx Möller gedichtete Festspiel in Scene, das in frischen Versen die Hussitensage behandelt und seinen Gipfelpunkt in dem Auszuge der rosenbekränzten Kinderschar hatte, deren rührender Anblick das harte Kriegerherz erweichte.



Vom Hussitenfest im Berliner Künstlerhause



Vom Hussitenfest im Berliner Künstlerhause

Totenschau

In tiefe Trauer ist das österreichische Kaiserhaus durch den Tod der Erzherzogin Elisabeth versetzt worden, die am 14. Februar in Wien dahinschied. Die Verewigte war am 17. Januar 1831 als drittes Kind dritter Ehe des Erzherzog-Palatins Josef mit Herzogin Maria Dorothea von Württemberg zu Ofen geboren. Am 4. Oktober 1847 vermählte sie sich mit Erzherzog Ferdinand Karl Victor von Oesterreich-Este, der am 15. Dezember 1849 starb. Dieser Ehe entsproß Erzherzogin Maria Theresia (geb. 5. Juli 1849), die mit dem Prinzen Ludwig Leopold von Bayern vermählt ist. Am 18. April heiratete die dreiundzwanzigjährige Witwe den Erzherzog Karl Ferdinand, den Sohn des Helden von Aspern, der ihr am 20. November 1874 durch den Tod entrissen wurde. Die Kinder dieser zweiten Ehe der Erzherzogin sind: Erzherzog Friedrich, vermählt mit Prinzessin Isabella von Croy-Dülmen; Erzherzogin Maria Christine, Witwe des Königs Alfons XII. von Spanien; Erzherzog Karl Stefan, vermählt mit Erzherzogin Maria Theresia, und Erzherzog Eugen. Erst vor kurzem war Erzherzogin Elisabeth Urgroßmutter geworden, da ihre Enkelin, Prinzessin Maria Christina von Salm-Salm, einem Kinde das Leben geschenkt.

— Mit dem früheren Minister Dr. Wilhelm Nokk, der am 13. Februar in Karlsruhe dahinschied, hat das Großherzogtum Baden einen seiner bedeutendsten Staatsmänner verloren, der namentlich auf den Gebieten der Wissenschaft und der Rechtspflege segensreich gewirkt hat. Am 30. November 1832 in Bruchsal geboren, trat Wilhelm Nokk nach Vollendung seiner juristischen Studien 1854 in den Staatsdienst ein und wurde 1862 zum Sekretär beim Oberschulrat, der höchsten badischen Schulbehörde, ernannt. 1874 zu deren Direktor befördert, trat er 1881 an die Spitze des neugebildeten Ministeriums der Justiz, des Kultus und des Unterrichts und wurde 1893 zum Präsidenten des Staatsministeriums ernannt. Aus Gesundheitsrücksichten nahm er 1901 seinen Abschied. Von nationaler und liberaler Weltanschauung erfüllt, wußte der Verewigte im politischen Streite versöhnend zu wirken, so daß seine Tüchtigkeit, sein redliches Wollen und das segensreiche Vollbringen von allen Parteien einmütig anerkannt wurde. Mit dem Lande Baden betrauert das gesamte große Vaterland den Verlust des kerndeutschen Mannes.

*

Generalmajor Eggert von Estorff, vormals Chefredakteur des Militärwochenblattes, 71 J., † 10. Febr., Eldingen bei Hannover — Architekt Desiderio Fraschetti, verdient um die Florentinische Altertumsforschung, † Florenz. — Prof. Carlo Galozzi, bed. Chirurg, † 11. Febr., Neapel. — Freiherr Karl von Engerth, Zentralinspektor der österr.-ungar. Staatseisenbahngesellschaft, 53 J., † 13. Febr., Wien. — Feldmarschall Sir John Lintorne Simmons, 82 J., † 14. Febr., London. — Josef Beck, bek. Baritonist, einst beliebtes Mitglied der Berliner und der Frankfurter Oper, 54 J., † 15. Febr., Preßburg. — Sir Charles Gavon Duffy, einst vielgenannter Führer der irischen Partei im englischen Unterhause, später Ministerpräsident der australischen Kolonie Viktoria, 86 J., † 15. Febr., Nizza.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten





Menhirs und Dolmen in Carnac



Dolmen an der Strasse von Plouharnel nach Carnac

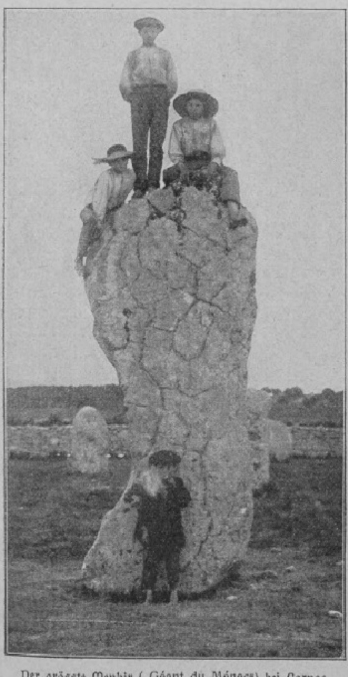
Die vorgeschichtlichen Steindenkmäler der Bretagne

(Phot. C. Chusseau-Flaviens, Paris)

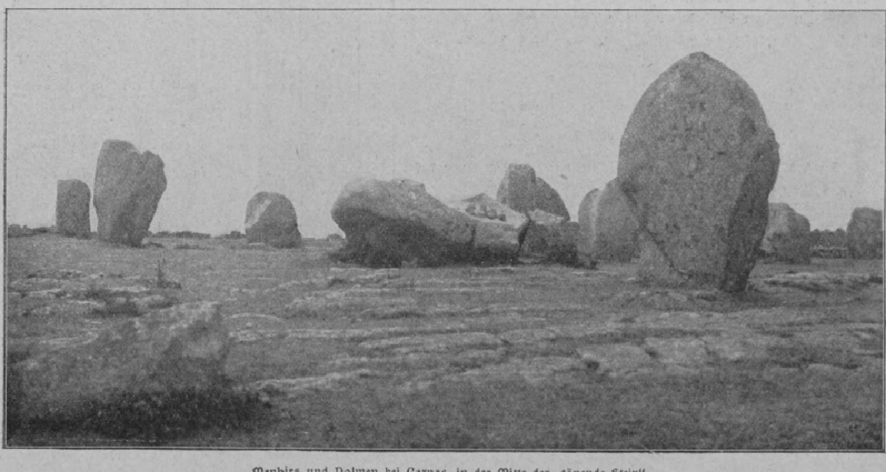
Vielfach ist in neuester Zeit von der Bretagne die Rede gewesen anläßlich des Notstandes, der unter der dortigen Küstenbevölkerung infolge des Ausbleibens der sonst regelmäßig sich einstellenden Sardinenzüge herrscht. Jene von der Festlandsmasse Frankreichs nach Nordwesten hin in den Ozean hineinragende Halbinsel ist nicht nur interessant durch ihre eigenartige Bevölkerung keltischen Stammes (vgl. S. 459), sondern auch durch die in großer Anzahl auf ihrem Boden vorhandenen megalithischen Steindenkmäler, die von jeher die Aufmerksamkeit der Altertumsforscher auf sich gezogen haben. Man bezeichnet als megalithische Denkmäler (vom griechischen megas, groß, und lithos, Stein) verschiedenartige, aus großen unbehauenen Steinblöcken errichtete Monumente aus vorgeschichtlicher Zeit, über deren Zweck und Bedeutung schon viel hin und her gestritten wurde. Sie stehen bald einzeln, bald in Gruppen oder Reihen als stumme Zeugen einer unendlich fernen Vorzeit. Man findet sie in den meisten Ländern Europas, im nördlichen Afrika und in Asien. Unter den megalithischen Steindenkmälern Großbritanniens sind die berühmtesten die von Stonehenge und Abury; auf dem europäischen Festlande hat die Bretagne nicht nur die zahlreichsten, sondern auch die größten und schönsten aufzuweisen, und sie spielen dort eine wichtige Rolle in dem Sagenschatz der Bevölkerung. Sie stammen von einem Volke, das in der jüngeren Steinzeit bis zum Beginn des Bronzezeitalters noch vor den Kelten in der Bretagne gelebt hat; da man sie aber zuerst für keltische Altertümer hielt, so wurden ihren verschiedenen Arten die keltischen Namen, die sie in den betreffenden Gegenden tragen, ganz allgemein beigelegt. Davon führen nunmehr derartige Einzelsteine den Namen Menhir (von dem bretonischen Maen = Stein und hir = lang); die Felsentische und Felsenkammern heißen Dolmen (von Daul oder Dol = Tisch und Maen = Stein) und die Steinkreise Cromlechs (von Crom = Kreis und Lech = Stein). In besonders großer Anzahl finden sich diese megalithischen Steindenkmäler auf bretonischem Boden in und bei Carnac, und unsre Abbildungen führen eine Anzahl der merkwürdigsten und großartigsten von ihnen dem Leser vor Augen. Carnac ist ein kleiner Flecken im Kanton Quiberon, Arrondissement Lorient des Departements Morbihan, 30 Kilometer südöstlich von dem befestigten Kriegshafen Lorient, auf einer Anhöhe in der Nähe des Meeres gelegen. Massenhaft sind hier zunächst die Menhirs vertreten: riesige drei- oder viereckige, oft auch spindelförmige Blöcke, die als unbehauene oder grob behauene Obelisken erscheinen. Ein ganz isoliert stehender Menhir ist z. B. der sogenannte „Géant du Ménec“



Steinallee von Ménec bei Carnac



Der grösste Menhir („Géant du Ménec“) bei Carnac



Menhirs und Dolmen bei Carnac, in der Mitte der „tönende Stein“

bei Carnac; noch größer als dieser „Riese“ ist der spindelförmige Menhir bei dem Dörfchen Lochmariaker, der jedoch umgestürzt und in vier Teile zerbrochen ist. Er hat 21 Meter Länge bei 4 Metern Durchmesser und ein Gewicht von 5000 Zentnern, so daß man nicht begreifen kann, auf welche Weise jene Steinzeitmenschen mit ihren primitiven Hilfsmitteln einen solchen Koloß aufzurichten vermocht haben. Einer der Menhirs wird der „tönende Stein“ genannt, weil an ihm ein ähnliches Phänomen wie ehedem an einer der sogenannten Memnonssäulen in Aegypten wahrzunehmen sein soll. Zum Teil sind die Menhirs in der Gegend von Carnac in quadratischen oder kreisförmigen Steinsetzungen, von denen jede etwa ein Dutzend bis 50 Stück umfaßt, angeordnet. In der Steinallee von Ménec bei Carnac dagegen sind die Menhirs in 11 Reihen aufgestellt, die sich in genau ostwestlicher Richtung etwa 4 Kilometer weit in vier Gruppen mit geringen Zwischenräumen dahinziehen und nicht weniger als 2813 Menhirs umfassen. Nach Westen hin finden sie ihren Abschluß in einem Halbkreise von besonders hohen Blöcken, die den Cromlech dieses ganzen merkwürdigen Systems darstellen. Nach der Vermutung Professor Dr. K. Keilhacks war er der Mittelpunkt bei den feierlichen Kultushandlungen, deren Schauplatz diese imposante Steinsetzung aller Wahrscheinlichkeit nach bildete. Noch an verschiedenen andern Stellen sind solche Steinalleen in dem Bezirk von Carnac vorhanden, und die Gesamtzahl der hier in solcher Weise symmetrisch aufgestellten Menhirs mag noch gegen 4000 Stück betragen. Jedenfalls war der Raum, den diese Steinkreise umschrieben, ein geheiligter, ein Bannkreis, und die Annahme, daß sie als Opferplätze, Kultusstätten oder auch Versammlungsstätten des Volkes bei feierlichen Gelegenheiten gedient haben, hat viel Einleuchtendes. Dafür spricht auch das Zusammenvorkommen derartiger Steinsetzungen mit den Dolmen, die nach den in ihnen gemachten Funden zweifellos als Grabstätten für einzelne Häuptlinge oder ganze Familien anzusehen sind. Diese „Steintische“ bestehen in der Regel aus einem oder mehreren Steinkolossen, die horizontal auf drei oder vier als Pfeiler dienenden Felsblöcken ruhen, mitunter auch auf einem Steinhaufen. Ursprünglich wölbte sich über allen Dolmen ein Erdhügel, während jetzt ihre Steinblöcke, wie verschiedene unsrer Abbildungen zeigen, meist frei daliegen. Nur wenige jener Hügel sind erhalten geblieben; auf einem von ihnen ist in neuer Zeit ein dem heiligen Michael geweihtes Kirchlein errichtet worden.

Briefmappe

Camilla in U. Lebhaft beklagen gleich uns zahlreiche Leser Ihr andauerndes Schweigen. Von den vielen Schreiben, die dieserhalb an uns gerichtet sind, heben wir nur das eine hervor, das uns aus Tsingtau, dem Hauptort Deutsch-Chinas, zugegangen ist. Sie sehen, Ihr Ruf ist bereits über den Erdball verbreitet! Der genannte Einsender hat uns auch einen Brief für Sie übermittelt, den wir leider nicht zustellen können, da Sie hartnäckig Ihre Adresse verschweigen. Mögen Sie uns gütigst mitteilen, in welcher Form dieser deutsch-chinesische Gruß Ihnen behändigt werden soll. Vor allem aber: erhören Sie das Flehen Ihrer ungezählten Verehrer und spenden Sie uns neue Gaben Ihrer unvergleichlichen Verskunst!

C. W. in Tsingtau. Wie Sie aus Obigem ersehen, haben wir das Unsrige gethan, Ihren Auftrag zu erfüllen. Deutschen Gruß über Land und Meer!







Fritz L. in A. Bei der unendlichen Fülle uns zugehender Gedichte können wir das einzelne nicht im Gedächtnis behalten. Unser Verfahren ist sehr einfach: Ungeeignetes verfällt, wenn die Freimarke fehlt, dem Papierkorb, wird jedoch an dieser Stelle registriert. Vermissen Sie solchen Vermerk, so ist die Sendung nicht in unsre Hände gelangt. Allerdings vergeht zwischen Empfang und Beantwortung einige Zeit. Darum mögen Einsender von Gedichten nicht die Beifügung des Portos versäumen. Das erleichtert uns die Arbeit, und darum betrachten wir selbstverständlich die frankierten Poeme von vornherein mit einem gewissen Wohlwollen.

M. G. in N. Die Handels- und Fortbildungsschule für Frauen und Mädchen in Weimar nimmt zu Ostern neue Schülerinnen auf. Sie bietet in einjährigen Kursen die Fortbildung des in der Schule Erlernten auf vornehmlich volkswirtschaftlichem, praktischem Gebiete und schließt sich in verschiedenen Stufen sowohl der Volksschule als auch der höheren Töchterschule an. Bei Absolvierung des ganzen Lehrganges bildet sie theoretisch aus zu den den Frauen zugänglichen Berufen der Comptoiristin, Korrespondentin, Buchhalterin, Stenographin, Privatbeamtin u. a. m. und erteilt nach der Prüfung ein Abgangszeugnis. Auch die Teilnahme an Einzelfächern ist statthaft. Prospekte versendet der Vorstand der Ortsgruppe Weimar des deutsch-evang. Frauenbundes, der auch Pensionen nachweist.

W. L. in Petersburg. Der Sachverhalt ist längst in der deutschen Tagespresse festgestellt. Es handelt sich um einen plumpen Scherz, auf den unsre Zeitschrift nicht näher eingehen kann.

R. E. in F. Das Stoßfechten, rationell betrieben, ist eine durchaus gesunde Uebung, die sich namentlich auch für solche Leute empfiehlt, die durch ihren Beruf zu einer sitzenden Lebensweise und andauernder Geistesarbeit genötigt sind. Wer sich in solcher Lage befindet, wird bald merken, welche angenehme und kräftigende Unterbrechung in der Tagesarbeit ihm ein Stündchen Florettierens schafft. Näheres kann man erfahren aus dem illustrierten „Lehrbuch des Stoßfechtens“ von Ferdinand Meyer (Wien, Hartleben, geb. ℳ 3.—).

Franz R. in Wien, H. St. in U., v. d. B. Mit Dank abgelehnt.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Berthold Otto, Die Sage vom Doktor Heinrich Faust. Der Jugend und dem Volke erzählt. ℳ 4.—. Leipzig, Scheffer.
— — Polen und Deutsche. Ein Mahnwort an die deutsche Jugend. (Hauslehrerschriften Bd. 2.) 60 ₰. Ebd.
M. Necker, Grillparzers Leben und Schaffen. Leipzig, Hesse.
Charlotte Niese, Vergangenheit. Eine Erzählung aus der Emigrantenzeit. 2. Aufl. Gebd. Leipzig, Grunow.
Rud. v. Koschützki, Auf der Schicksalsfährte. Mehr oder minder humoristische Lebensreise. Dresden, Reißner.
Leonh. Schrickel, Von Gestern und Morgen. Eine alte Geschichte. Ebd.
Ad. Beier, Die Berufsausbildung in Preußen. Zusammenstellung der Gesetze ꝛc. 80 ₰. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses.
R. v. Krafft-Ebing, Ueber gesunde und kranke Nerven. 5. Aufl. Gebd. ℳ 2.—. Tübingen, Laupp.
Dr. Fr. Ratzel, Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde. II. Band. Gebd. ℳ 17.—. Leipzig, Bibliogr. Institut.
Dr. M. Wilh. Meyer, Die Naturkräfte. Ein Weltbild. Liefg. 1. (15 Liefg. à 1 ℳ) Ebd.
Sofie Meißner, Modernes Kochbuch. Liefg. 2/6 (à 45 ₰). Wien, Hartleben.
Wilh. F. Brand, London Life. Seen with German Eyes. 2 Sh London, A. Siegle.
Hans Rau, Die Grausamkeit mit besonderer Bezugnahme auf sexuelle Faktoren. ℳ 4.—. Leipzig, Barsdorf.
Hanns Fuchs, Richard Wagner und die Homosexualität. ℳ 4.—. Ebd.
Hch. Lilienfein, Menschendämmerung. Schausp. ℳ 2.—. Heidelberg, Winter.
Toussaint-Langenscheidt, Unterrichtsbr.: Russisch Brief 24/25. à ℳ 1.—. Berlin, Langenscheidtsche Verlagshandlung.
— — — Spanisch Brief 17/18. à ℳ 1.—. Ebd.
Fritz Löwe, Flagellanten. Ein Epos. ℳ 3.—. Leipzig, List.

Handschriften-Beurteilung

Toni. Sie verbinden einen festen Willen und Widerstandsfähigkeit äußeren und inneren Einflüssen und Versuchungen gegenüber mit Zartgefühl und Takt. Derbheit kennen Sie nicht, und vor Roheit und Gemeinheit haben Sie einen instinktiven Abscheu. Sie sind lebhaft in Ihren Sympathien und Antipathien, und wo erstere vorherrschen, der Treue fähig. Sie schließen sich weder rasch noch an jedermann an, und besondere Weichheit und Biegsamkeit eignen Ihnen nicht. Der Wille ist vor allem lebhaft und zäh. Sie geben sich sehr einfach und natürlich und machen keinerlei Prätentionen.

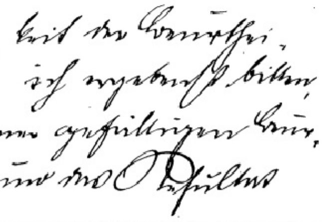
Julius H. in Gm., O.-Oesterr. Sie sind sehr energisch, sehr wahr, sehr gerade und offen in Ihren Mitteilungen. Mangel an Mut, zu Ihrer Ansicht zu stehen, ob Sie auch der einzige Verteidiger dieser gegenüber vielen seien, kennen Sie nicht. Es giebt für Sie nur einen Weg, und der ist schnurgerade und weicht nirgends von der Wahrheit und der Pflicht ab. Allerdings kennen Sie auch keine zarte Rücksichtnahme und keine Beschönigung eines Fehlers, sei es nun Sie selbst oder andre betreffend. Konzessionen machen Sie nicht. Sie sind korrekt, pflichtgetreu, gewissenhaft, oft etwas umständlich und pedantisch. Sie sind auch selbstgefällig und freuen sich über den guten Klang Ihres Namens oder über Ihre soziale Stellung. Ihr Empfinden ist mehr tief und stark als fein, und wo Sie sich angeschlossen haben, sind Sie sehr treu und ausdauernd.

Joh. P. St. Ihre Schrift zeigt Neigung zu Extravaganz und Gesuchtheit. Sie sind lebhaft, begeisterungsfähig und geraten manchmal in Extreme; es kostet Sie somit Mühe, Maß zu halten. Sie sind energisch, bestimmt im Wollen, pflichtgetreu. Scharf und deshalb schwierig. Sie empfinden leidenschaftlich. Sie lieben Komfort u. s. w.

A. B. 20. Sie sind etwas pessimistisch angehaucht und haben nichts Frisches, Zuversichtliches in Ihrem Wesen und Auftreten, auch haftet Ihrem ganzen Sein eine gewisse Schwere an. Nüchtern in Ihren Anschauungen und realistisch in der Lebensauffassung, auch fehlt die Fähigkeit zu spontaner Begeisterung. Sie sind in Gefahr, sich zu sehr durch die Verhältnisse schieben zu lassen,

statt selbst thatkräftig einzugreifen, da der Wille momentan lebhaft, aber nicht konsequent energisch ist und Sie zu leicht nachgeben und erlahmen. Sie sind auch etwas empfindlich und ziehen sich, wenn Sie sich verletzt fühlen, kühl zurück.

H. L. in Breslau. Obere Rundungen, siehe die kurzen Minuskeln, deuten auf Sinn für Vornehmheit und die Neigung, sich dadurch imponieren zu lassen. Die lebhaften u-Striche und



die lebhafte Verbindung des „st" im Wort „ergebenst" auf rasche geistige Arbeit (im Zusammenhang mit verbundener Schrift) bei guter Beobachtung und Kombination. Streben nach Klarheit ist zwar vorhanden, aber das mit der Schleife der oberen Linie verwickelte „R" in „Resultat" deutet doch auf gelegentliche Konfusion.

W. S. in Berlin. Nicht federgewandt, wohl kaum gewohnt, sehr viel zu schreiben, überhaupt nicht sehr gewandt. Empfindlich und dann schroff und abweisend. Wahr bis zur Rücksichtslosigkeit. Ungleich in Stimmung und Gefühlen, erregbar und innerlich unruhig.

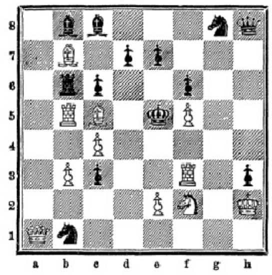
L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 14

Von V. Marin in Barcelona

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 11:

W. 1. Sd4—e2
S. 1. La8×e4
W. 2. Sf6—d7†
S. 2. Ke5—d5, ×f5
W. 3. Se2—b4, d4 matt.

A.

S. 1. beliebig and.
W. 2. Se2—e3!
S. 2. Ke5×f6, La8 ×e4 oder beliebig anders
W. 3. Lc5—d4, Sf6, e3 ×g4 matt.

Partie Nr. 12

Gespielt im Hauptturnier zu Hannover am 23. Juli 1902.

Spanische Partie

Weiß: Prof. Exner-Stuhlweißenburg.
Schwarz: Fritz Englund-Stockholm.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	10. Sf3—g5	Se4×f2 [3])
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	11. Tf1×f2	La7×f2†
3. Lf1—b5	a7—a6	12. Kg1×f2	f7—f6 [4])
4. Lb5—a4	Sg8—f6	13. La4—b3† [5])	Kg8—h8
5. 0—0	Lf8—c5	14. Sg5×h7!	Dd8—e8
6. c2—c3	Lc5—a7 [1])	15. Sh7×f8	f6×e5
7. d2—d4	Sf6×e4	16. Dd1—f3	d7—d6
8. d4×e5 [2])	0—0	17. Lf4—g5	Se7—f5 ? [6])
9. Lc1—f4	Sc6—e7	Weiß kündigt Matt in spätestens 4 Zügen an. [7])	

[1]) Eine von J. Möller-Kopenhagen herrührende Neuerung, deren Wert erst noch durch Untersuchungen festzustellen ist.

[2]) Auch 8. d4—d5 nebst 9. Sf3×e5 kam in Betracht. In einer Partie zwischen Fahrni-Hannover und J. Möller geschah 8. Dd1—e2 f7—f5 9. Sb1—d2 0—0 10. d4×e5 d7—d5 11. e5×d6 Se4×d6 12. Sd2—c4 f5—f4 mit gutem Spiel für Schwarz.

[3]) Ein verfehltes Opfer! Se7—g6, wie es in der Partie Exner-Möller geschah, war der richtige Zug.

[4]) Auch hier verdiente Se7—g6 den Vorzug.

[5]) Schwarz hatte wohl die Folgen dieses Schachgebots unterschätzt. Weiß führt die Partie bis zu dem verblüffenden Schluß äußerst kräftig.

[6]) Dieser Zug ermöglicht einen außerordentlich pikanten Schluß.

[7]) 18. Tf3—h3† De8—h5 19. Dh3×h5† Sf5—h6 20. Dh5×h6† g7×h6 21. Lg5—f6 matt.

Magische Ecke

A A A A A A A A B
B D D E E E E E E
E E E G G I I I I
I I K K M M N N N
N N N N N R R R R
R R R R S
S S S S S
S S T T T
T T U U Ü

Die Buchstaben in dieser Eckfigur sind so zu ordnen, daß die langen wagerechten Reihen und die entsprechenden senkrechten Reihen bezeichnen:
1. einen Fluß in der kleinasiatischen Landschaft Troas;
2. einen Soldaten;
3. eine Stadt auf der Ostsee-Insel Oesel;
4. einen Kampfplatz der alten Griechen in Arkadien (griech. Endung);
5. ein Fremdwort für Amtsgehilfen.

F. P.

Dreisilbige Charade

Die ersten leisten im Vollbringen
Von groß' und kleinen Werken viel,
Und helfen treulich, zu erringen
Die Preise am gesteckten Ziel;

Doch leider muß man auch gestehen,
Daß sie von schwerer Schuld nicht frei:
Verbrechen ohne Zahl geschehen
Durch ihre Mitwirkung dabei.

Die dritte ist für geistig Leben
Ein mächtig fördernd Element,
Und weiß so manchen zu erheben,
Der ihre Pein nicht minder kennt.

Des Herzens heimliches Verlangen
Das Ganze giebt es häufig kund,
Und bahnt aus Zweifelsqual und Bangen
Den Weg zu festem Liebesbund.

M. Sch.

Homonym

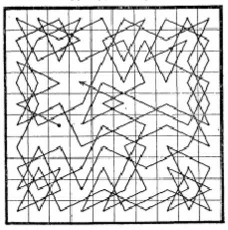
Oft ist's eine große Liebhaberei,
Umfassend das bunteste Allerlei;
Hier dienend der Kunst und der Wissenschaft,
Wird dort wohl auch Wertloses eingerafft,
Nicht selten aber das Wort in der Stille
Eint herrliche Kostbarkeiten die Fülle.
Wir können's auch geistig und seelisch thun,
Und auf dem Signal mag viel oft beruhn.

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 461:

Des Füllrätsels: Teheran (Tran, Ehe).

Des Rösselsprungs:



Das Reh.

Es jagt ein Jäger früh am Tag
Ein Reh durch Wälder und Auen,
Da sah er aus dem Gartenhag
Ein rosiges Mägdlein schauen.

Was ist geschehn dem guten Pferd?
Hat es sich den Fuß verletzet?
Was ist geschehn dem Jäger wert,
Daß er nicht mehr ruft und hetzet?

Das Rehlein rennet immer noch
Ueber Berg und Thal so bange.
Halt an, du seltsam Tierlein, doch,
Der Jäger vergaß dich lange!

(Uhland)

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg (2); Frl. Anna Katharina v. Ferber, Rittergut Melz (wir danken verbindlich, sind aber reichlich versehen); Karl Richter in Leipzig (3); Otto Jünger in Stettin; Frau G. Bernhardi in Budapest (4); „Maus und Muki“ in Hamburg-Uhlenhorst; „Süddeutsche“ am Klingelpütz in Köln a. Rh. (4); Joh. P. Stoppel in Hamburg; Leo Friedberger in Ichenhausen (Bayern); Frl. Anna Koch in München; Frau Adele Glümer in Wien (4); Oskar Hammer in Hannover (2); H. Schröder in Berlin (5); Ernst Zimmermann in Frankfurt a. M.; „Hans und Anna“ in Innsbruck (4); R. Weigl in Magdeburg (2); Frl. Ottilie Fluß in Warschau (3); „Ida und Bertha“ in Linz a. D.; Frau Olga Kühn in Wien (2); Ph. Neitzel in Prag; Karl Hörmann in München; „Oedipus“ in Emden (3).

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Die neue Frühjahrs-Preisliste des Kaufhauses Heinrich Jordan, Berlin SW., Markgrafenstraße 102—107, Hoflieferant der Kaiserin, ist erschienen. Der von rund 2000 Abbildungen begleitete Katalog zeigt zunächst den Hauptzweig der Firma: fertige Wäsche jeder Art, die ausschließlich im eignen Großbetrieb hergestellt wird. Kleiderstoffe finden sich in seltener Reichhaltigkeit, ebenso Kostüme, Jacketts, Mäntel, Blusen, Blusenhemden, Röcke für Damen und Kinder. Auch für Hutgarnierung und feinen Putz unterhält die Firma eigne Ateliers, und vielseitig ist deshalb auch das in diesen Artikeln Gebotene. Nicht minder groß ist die Auswahl in Bändern, Schleifen, Korsetts, Handschuhen, Schürzen u. s. w. Den Schluß des Katalogs und den Inhalt des der Preisliste beigefügten Prospektes bilden Schlafzimmereinrichtungen, Zimmerdekorationen, Gardinen. Die altrenommierte Firma verschickt ihren neuen Frühjahrskatalog auf Wunsch kostenfrei.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile ℳ 1.80 Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Versand-Geschäft **MEY & EDLICH** Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Fortlaufender Eingang von Neuheiten.

Kleiderstoffe.

Fortlaufender Eingang von Neuheiten.

Grosse, sorgfältig zusammengestellte und alle

Neuheiten für Frühjahr und Sommer

enthaltende Sortimente.

Nur gute Qualitäten zu billigst gestellten Preisen.

Wir empfehlen insbesondere:

Schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe.
Schwarze Seiden-Sammete.
Schwarze und farbige Baumwoll-Sammete (Velvets).
Gestreifte u. gemusterte Sammete.
Schwarze wollene Kleiderstoffe.
Halbtrauer-Stoffe.
Einfarbige und melirte Stoffe in modernstem Geschmack.
Fantasie- und moderne Blusen-Stoffe.
Ball- und Gesellschafts-Kleider-Stoffe.
Gestickte Roben.
Waschbare Baumwollstoffe für Ball- und Gesellschafts-, sowie für Haus- und Küchen-Kleider.
Moirés und Lustres zu Jupons.
Sämtliche Futterartikel, Kleider-Schutzborden u. s. w.

Proben stehen unberechnet und portofrei zu Diensten.

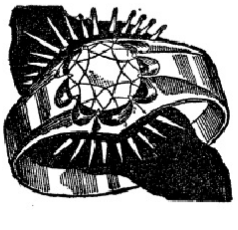
Man verlange unser ausführliches, mit ca. 5000 Abbildungen versehenes Preisverzeichnis, welches wir unberechnet und portofrei versenden.

Fabelhafte Preisermässigung.

Nachdem wir

Tait's Diamanten

eingeführt haben, werden unsere Steine künftighin von bestimmten Geschäften **karatweise**, verkauft werden. Wir verkaufen daher, jedoch nur für eine kurze Zeit, eine beschränkte Anzahl Waaren, welche **bislang 6 Mark das Stück** gekostet haben, zum Preise von



3 Mark das Stück incl. Fassung.

Qualität und Schliff der Steine sind dieselben wie bisher.

Jeder Gegenstand wird gegen Voreinsendung von **3,30** Mark franco, oder gegen Nachnahme von **3,50** Mark verschickt. Für das Porto von 30 bezw. 50 Pf. kann nicht nur ein, sondern auch zwei oder mehrere Gegenstände versandt werden.

Der Versand geschieht ab unserer Adresse Berlin W., Friedrichstr. 169.

Nichtconvenirendes wird bereitwilligst kostenlos umgetauscht.

Tait's American Diamond Palace, Berlin

Central-Hotel, Laden 15
zwischen Dorotheen- und Georgen Strasse

Friedrichstrasse 169 zwischen Behren u. Französischestr.
Friedrichstrasse 181 zwischen Mohren- u. Taubenstr.

Im Innern Chinas.

Geb. M. 5.— Von **Eugen Wolf.**

„Hochinteressant, belehrend, amüsant" schreibt die St. Petersb. Zeitung.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen, auch direkt von der **Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.**

Glafey-Nachtlichte, bewährt seit 1808, geruchlos, nicht feuergefährlich. **Beste Beleuchtung** f. Schlaf-, Krank.- u. Kind.-Zimmer. 12 höchste Ausz.

Musikinstrumente jeder Art, Phonographen, Grammophone etc.



liefern gegen **geringe Monatsraten**
Illustrierte Kataloge gratis u. frei.
Bial & Freund in Breslau II.

Gesichtshaare u. ihre Heilung nach neuest. wissenschaftl. Methode (Schrift v. Dr. Classen) versendet geg. 145 ₰ Apotheker Wegener, Reinfeld i. H.

Jeder Briefmarken-Sammler lese das monatlich 2 mal erscheinende, mit wertvollen **Marken-Gratis-**Beigaben ausgestattete *Illustrierte Briefmarken-Journal.* Diese in ihrer Art einzig dastehende Brfm.-Ztg. kostet durch die Post od. Buchhdlg. bezogen nur 1 M. 50 Pf. (Ausland 1.75) für 12 Hefte. Probe-No. (mit wertvoller Gratisbeigabe!) nur gegen Einsendung von 15 Pf. (10 Kr.) von **Gebrüder Senf, Leipzig.**



CONTINENTAL PNEUMATIC

Für Fahrrad und Automobil.

Continental-Caoutchouc- u. Guttapercha-Compagnie. Hannover.

Soeben erschienen:

Zweiter Vortrag über

Babel und Bibel

von **Prof. Friedrich Delitzsch**

Mit 20 Abbildungen. — Geh. M. 2.—, geb. M. 2.50, Luxus-Ausgabe M. 4.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen, wie auch direkt von der **Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.**



Vereinigte Fabriken **C. Maquet, Heidelberg u. Berlin NW.,** Carlstr. 27. Mit 24 gold. Medaillen prämiirt. Grosse Auswahl in **Krankenfahrstühlen** für Zimmer u. Strasse; **Universalstühle,** verstellb. **Schlafsessel, Tragsitze u. Tragstühle,** verstellbare **Keilkissen, Betttische, Zimmerclosets, Bidets.** — Cataloge gratis.



Das bewährte Hausmittel von vielseitigster Verwendbarkeit zur Gesundheitspflege.

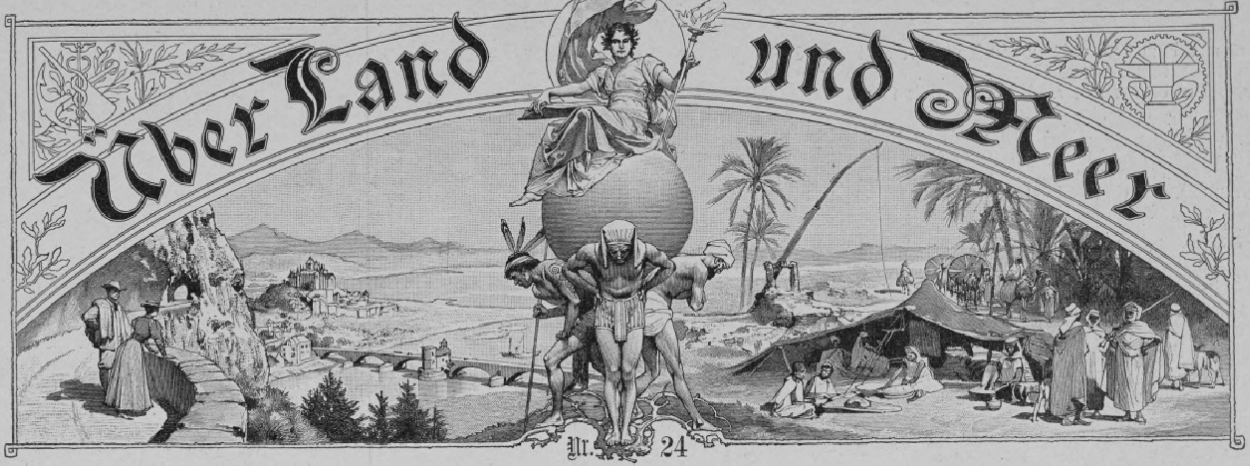
1 Tablette im Werthe von 9 ₰ giebt in Wasser gelöst wirksamstes Mund-, Haar-, Wund- & Waschwasser zur Verhütung von Krankheiten und Ansteckungen.

Chinosol.

Genaue Gebrauchsanweisung bei jeder Packung.

1 Röhrchen mit 12 Tabletten 1 Mark in Apotheken und Drogerien. Litteratur gratis v. d. Chinosolfabrik Hamburg 21.

Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Der goldene Käfig

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

III

Die alte Kalesche wurde angespannt. Die beiden ehrwürdigen Braunen, die immer noch die Leibpferde hießen, obwohl sie ihren Dienst in der Wirtschaft mitthun mußten wie alle andern Gespanne, waren bereits aus dem Stalle gezogen; Lierke, der als Großknecht und Vogt den fehlenden Inspektor vertrat, aber zugleich Leibkutscher spielte, wenn es darauf ankam, legte brummelnd die letzte Hand an sie. Er brummelte immer und gegen jedermann; selbst gegen den von ihm vergötterten „Herrn Leitnant".

Hans ging, das Einglas im Auge, prüfend um die alte Karrete herum. Er fand sie scheußlich: der Lack hier und dort abgesprungen, die Kissen ausgefärbt, die ganze Form wahrhaft antediluvianisch. Ehre war mit ihr so wenig einzulegen auf Schloß Glaring wie mit den überfütterten Braunen und mit dem guten Lierke. Der hatte seinen Livreerock und seinen Cylinder schon oben auf den Kutscherbock gelegt, während er im bloßen Kopf und in Hemdärmeln herumhantierte.

„Den Hut hättest du aber auch aufbügeln lassen können, Lierke."

„I nu wo denn, Herr Leitnant?! Is noch lang frisch. Un überhaupt ..."

„Na was denn, Lierke?"

„Putzen ... immertau putzen un immertau uffbügeln un niemals nich wat Neiges! Nu nee! Füfzehn Joar häns ick nu grad den Ruck. An die Aermeln is goar keen Tuch nich mehr dran —"

„Adjes, Lierke! Wenn du anfängst, hat's kein Ende."

„Nu nee, Herr Leitnant, ick mein' bloß so."

Hans blieb doch noch einmal stehen. „Einen Gefallen mußt du mir aber heute thun, alter Gottlieb! Betrink dich nicht."

„Ich? Aberst, Herr Leitnant. Da kenn'n sich doch die ältsten Leite nich druf besinne, daß ich mir mal betrunken hab'."

„Na — na!"

„Na ja! Hechstens doch mal so 'n ganz kleenen Köben. Un überhaupt — bei Fürschtens! Ich weeß doch, was ich meine gnä'ge Herrschaft schuldig bin. Hu, Liese! Nich in die Lamaing! Un überhaupt — wer weeß, ob wer da in Glaring wat Orn'liches zu heben kriegen. Gemeinhin nämlich, je dicker sie's ha'n, desto knapper jeben sie's."

„Lierke, wenn ich mal recht reich werden sollte, kriegst du von mir — na, was denn? — 'n Korb Champagner."

Der Alte griente. „Das möcht' wull anjehn, Herr Leitnant. Sie thäten's am End ooch. Sie sin nich so wie die übrigen Edelleite, nich wie die Kerschbäume —"

„Kirschbäume?"

„Nu ja doch! Wenn die blühn, die Kerschen, denkt mer, wer weeß nich, was vor 'ne Ernte wer'n wird. Se versprechen ville, aber se halten nischt."

Hans machte, daß er fortkam. Es war auch Zeit, denn die Mama erschien schon auf der Veranda. In dem Schwarzseidnen, das an Alter dem Livreerock Lierkes kaum viel nachstand. Er schämte sich doch ein wenig daneben in seinem eleganten Zivil. Ganz neu und noch ganz unbezahlt. Ach — diese Rechnungen! Nur nicht daran denken!

Frau von Hagelitz hatte verweinte Augen, rot umrändert. Hans sah es und drückte sich scheu um die Hausecke herum. Natürlich, Mama braute ja immer ein bißchen leicht am Wasser! Aber daß ihr das so nahe gehen würde, das mit dem dummen Brief heut morgen von dem alten Manasse wegen des Wechselchens — lumpige 2000 Em —



Dorf im Schnee. Nach dem Gemälde von Franz Hoffmann-Fallersleben

das war denn doch nicht zu glauben. Der Kerl mußte eben warten ... bis ... bis ... Nun ja, bis er bezahlt wurde. Unverschämtheit überhaupt, hierher zu schreiben.

Aber ein Ende mußte doch gemacht werden. Ein Ausweg mußte gefunden werden, endlich einmal aus der ganzen Misere herauszukommen. Gründlich, mit einem Male!

Seit zwei Tagen ging das Hans im Schädel herum, ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Die Mutter hatte ihn endlich bewogen, sich einmal ihre peinlich genau geführten Bücher vorzunehmen. Du lieber Gott, ja, sie hatte schon recht: ein, höchstens zwei Jahre ließ sich Vielberg noch halten. Aber dann war's heidi mit dem letzten Gut der Hagelitze, auf dem sie über dreihundert Jahre gesessen hatten. Heidi auch mit ihm!

Während er neben Lierke auf dem Bock saß und die alte Karrete durch den Sand mahlte auf Glaring zu, arbeitete es unaufhörlich weiter in seinem Kopfe. Das mit den elenden materiellen Sorgen — und noch etwas andres, was ihn nicht losließ, Tag und Nacht, seit der letzten Unterredung mit der Fürstin. Ob sie es wohl ernst gemeint hatte, das mit Ruth? Vielleicht hatte sie's im Augenblick ernst gemeint. Und würde doch erschrecken, wenn es wirklich Ernst würde ... Und das wäre auch ein Triumph.

Er hätte sie hassen können in der Erinnerung, die schöne Frau mit ihren wohlwollenden Freundschaftsphrasen. Wie hatte sie doch gesagt: er sei überhaupt keiner großen tiefen Leidenschaft fähig?! Als ob sie in seinem Herzen lesen könnte. Lächerlich! Oder boshaft! Oder beides.

Der Wagen mahlte weiter durch den tiefen Sand, den Berghang hinauf, den schon Großvater immer hatte chaussieren lassen wollen. Beim Wollen war's aber auch geblieben. Alt-Lierke brummelte allerlei vor sich hin, halb für den Herrn Leutnant, halb für die Braunen bestimmt, halb nur für sich selbst. Ab und zu klang im Rücken von Hans ein heiteres Wort Gallwegs auf.

Der gute Spatz! Der konnte lachen: keine Schulden, eine brillante Laufbahn vor sich, allgemein beliebt! Na freilich: ein Hundeleben war's doch, das der Spatz geführt hatte! So auf jede kleine Extrafreude zu verzichten, jedes Em'chen dreimal umdrehen, ehe man's ausgiebt. Scheußliches Dasein! Jetzt ging's wohl etwas besser, seit er sich manchmal ein paar Kröten mit seiner Schriftstellerei nebenbei verdiente. Bei seiner Sparsamkeit ...

Nun waren sie endlich oben an den Kusseln, dicht an der großen Chaussee, die auf Glaring führte. Das trotzige Gemäuer des Schlosses und ein Stück des Glaringer Sees blickten schon drüben aus dem Grün auf. Da überholte sie ein fürstlicher Wagen — famose Schimmel, bemerkte Hans im Vorüberfliegen. Und dann sah er das freundliche Antlitz des Pfarrers und, auf einen Augenblick nur, Tinas süßes Jungengesicht. Aufseufzen hätte er mögen. Na ja, schönste Ellinor! Hab du mal 'ne große Leidenschaft ... wenn du keine Moneten hast! Die Tina da, die wäre schon der großen Leidenschaft wert gewesen, und es hätt' unsrerseits nicht daran gefehlt. Aber am besten fehlte es! Wie immer. Oder sollt' ich etwa um solcher großen Leidenschaft willen Steine klopfen? Zu dumm! Dann doch lieber das andre ...

Und Hans lächelte plötzlich vor sich hin. Eigentlich war er doch ein Glückspilz, bei allem Pech, daß ihm die Frauensleute so nachliefen. Komisch — was hatten sie nur an ihm? Bescheidenheit ist eine Zier — doch weiter kommt man ohne ihr! — Hübscher Kerl ist man ja! Schwatzen kann man auch! Bißchen Augenverdrehen auch! Na, wenn das langt ... bene ... bene ...

„Nu könnten Sie aber wirklich etwas zulegen, Lierke!"

„Meinstwegen, Herr Leitnant. Obschon ... mir legt keener wat zu. Und überhaupt: die Liese da schafft's nich mehr lange. Na ja ... mit Anstand woll'n wer schonstens bei Fürschtens einfahren. Anstand muß überhaupt sind im Leben ..."

Die Fürstin hatte „ganz freundschaftlich" gebeten. So verschwand die kleine Gesellschaft denn auch fast in der schönen, kühlen Riesenhalle des Schlosses, in der Thee und Kaffee serviert wurden. Nur Graf und Gräfin Ducker und Grabow waren noch da — „Scharmante Leute!" imitierte Hans seine Kameraden. „Sie als Ostpreußin hat den Pferdepips und ruiniert damit ihren Mann!" — und Herr von Plenshagen aus Plenshagen: „Unser Volksvertreter, Abgeordnetenhaus und Reichstag. Hat aber noch nie eine Rede gehalten, was auch ganz gut ist. Uebrigens unverheiratet, gefürchteter Familientäuscher."

Man saß an einigen kleinen Tischen in der einen Ecke des gewaltigen Raumes. Hier war durch Pflanzenarrangements und hohe japanische Wände etwas wie ein kleines Zimmer für sich gebildet, zu beiden Seiten einer breiten Thür, die jetzt geöffnet war für den Blick auf den dunkelgrünen See hinaus und den Buchenforst drüben. Zwei Diener glitten geräuschlos hin und her. An der Freitreppe, die zum Obergeschoß führte, stand in Frack und Escarpins der alte Haushofmeister.

Ein von Hans sehr verwünschter Zufall fügte es, daß Ruth Forster und er an demselben Tischchen zu sitzen kamen mit Gallweg und Tina. Es verstimmte ihn von vornherein. Es verstimmte ihn an sich, es verstimmte ihn, daß Tina ihn vollständig ignorierte und bald mit dem Spatz im anscheinend fröhlichsten Plaudern war. Er verstummte und ärgerte sich auch darüber und nicht zuletzt über die „Normalhaltung" von Ruth und ein paar, wie es ihm schien, lauernde Blicke der Fürstin. Und dabei bemerkte er doch, daß Ruth heut besonders gut aussah. Vorzüglich sogar. Sie trug ein leichtes Sommerkleid von einem unbestimmten matten Blau, das sich in ganz losen Falten um ihre schlanken Glieder schmiegte. Raffiniert einfach, dachte er — sicher von Worth oder Paquin. Links oberhalb der Taille die paar steif gesteckten Lilien — rein präraffaelitisch. Wo das gute Tierchen nur den erlesenen Geschmack her hat? Ob Ellinor? Ach was, eine exquisite Kammerfrau wird's sein ... Aber famos sah sie doch aus. Tina daneben, trotz all ihrer Schönheit, das reine Aschenbrödelchen.

„Was unternehmen wir nachher, Miß Ruth?" Er mußte doch endlich einmal anfangen. „Haben durchlauchtigste Schwester schon disponiert?"

Sie schrak ein klein wenig zusammen, und das freute ihn. Und ebenso freute ihn die kleine feine Röte, die auf ihren Wangen emporstieg. Dann war sie gleich wieder ruhig, Dame von Welt. „Ellinor meinte, wir sollten auf dem Motorboot eine kleine Spazierfahrt unternehmen —," sagte sie in ihrem etwas gedehnten Tonfall. Aber eine angenehme, sanfte Stimme hatte sie doch.

„Motorboot?! Ei, ei! Neueste Errungenschaft auf märkischen Seen. Das lasse ich mir gefallen. Elektrisch?"

„Leider nein, Herr von Hagelitz. Ellinor ... mein Schwager werden ja erst im nächsten Jahre hier über elektrischen Strom verfügen. Es ist ein Boot mit Benzin-Feuerung. Aber sehr gut. Wie mein Auto —"

Tina mußte herübergehorcht haben. Sie rümpfte das Näschen und sagte plötzlich, eigentlich unpassend laut, dazwischen: „Benzin! Pfui, wie das riecht!"

Gallweg lachte. Aber Ruth meinte ganz ernsthaft: „Man merkt es kaum."

„Autos und Motorboote sind doch eigentlich was Schreckliches," warf Tina wieder ein. „Maschinen — immer Maschinen! Wenn ich könnte, wie ich wollte: ich führe so mit einem ganz, ganz kleinen Wagen durch den grünen Wald, ruderte auf einem ganz, ganz kleinen Boote über den See —"

„Aber der Wagen, das Boot müßten doch wenigstens für zwei Platz haben?"

„Das käme doch noch sehr darauf an — auf den zweiten nämlich."

Ruth saß schon wieder ganz steif und korrekt, dabei immer mit einem leichten, liebenswürdigen Lächeln auf dem schönen, ebenmäßigen Antlitz.

„Beste Tina, nichts für ungut, aber Sie sind um ein Vierteljahrhundert zurück." Hans sagte es in scharfem, ärgerlichem Tonfall. „Kennen Sie nur erst einmal den Reiz des Sports, der Schnelligkeit —"

„Ich fahre lieber langsam. Aber ich fahre sicher!" Sie sagte es ruhig, aber sie sah dabei — heut zum ersten Male — Hans voll in die Augen. Nur auf eine Sekunde. Dann wendete sie sich gleich wieder an Gallweg, und Hans hörte, wie sie, wohl einen abgerissenen Faden aufnehmend, meinte: „Ja, die Hagelitzschen Grabdenkmäler in unserm Kirchlein müssen Sie sich ansehen. Besonders das von dem Matthias, dem General Friedrichs des Großen, dem letzten bedeutenden Hagelitz ..."

„Also gut, Miß Ruth! Wir fahren nachher, bald! Nach Woldegg, schlage ich vor. Oder wollen wir lieber Tennis spielen?"

„Ach nein, Herr von Hagelitz. Aber ganz, wie Sie wollen —"

„Bleiben wir bei der Seefahrt. Und nun gestehen Sie mir einmal offen, wie Ihnen unsre Mark gefällt, Miß Ruth?"

„Sehr gut, Herr von Hagelitz. Ich liebe diese Ruhe hier ... und ich liebe überall zu sein, wo es meiner Schwester gefällt."

„Also Durchlaucht gefällt es hier?"

„O ja, Herr von Hagelitz. Warum sollte es ihr hier nicht gefallen?"

Hans schluckte ein wenig, als sei ihm irgend etwas im Halse stecken geblieben. Und immer dies spitzbübische Gesicht der Tina drüben und der leise, verschleiert mokante Zug im Gesicht Gallwegs! Zum Auswachsen das!

Er war froh, als man endlich aufstand.

Auch an den andern Tischen war das Programm des Nachmittags erörtert worden, und die Mehrzahl hatte sich für die Wasserfahrt entschieden. Nur die Großmutter bat um Dispens, für sie gelte noch das alte Wort von dem Wasser, das keine Balken habe; auch die blonde Gräfin Ducker schloß sich ihr an, und trotz aller Proteste blieb daher auch die Schloßherrin zurück. Aber auch sie begleitete die übrigen bis zum Seeufer.

„Welche Veränderung! Das ist ja herrlich!" sagte Frau von Hagelitz bewundernd, als sie aus der Thür in den Garten traten. Und Herr von Plenshagen unterbrach gleichzeitig den kleinen Vortrag über die Kornzölle, den er dem Grafen Ducker gehalten hatte, und klatschte in die Hände: „Bravissimo, Durchlaucht. Einfach wundervoll!"

Der leichte Abhang bis zum Wasser war in den letzten Wochen zu einem einzigen großen Rasengrund umgewandelt worden, der in köstlicher Frische leuchtete. Nur unmittelbar vor der Schloßfront breitete sich ein mächtiges Teppichbeet in den Woldeggschen Farben, gelb und rot. Unten aber am Ufer war ein Kahnhafen eingeschnitten, von schön geschwungenen Balustraden eingefaßt. Sandsteinstufen führten hinab bis zu der kleinen bewimpelten Flottille: einem Motorboot, drei Ruderbooten, einer schlanken Segeljacht; blendend weiß die Fahrzeuge angestrichen; ein paar schmucke Burschen in Matrosenkostüm standen seitwärts zur Bedienung bereit und eilten jetzt heran, beim Einsteigen behilflich zu sein. Der größte Teil der Gesellschaft ging, unter Führung des Fürsten, dem sein Kammerdiener mit wichtiger Miene die Mütze des Kaiserlichen Jachtklubs aus dem Schlosse nachbrachte, an Bord der allerliebsten Jacht. Gallweg, Malwine und Tina wählten ein Ruderboot. Hans hatte unschlüssig gestanden. Aber als er sah, daß Ruth ohne zu zögern auf das kleine Motorboot überstieg, sprang er ihr nach. Es war ihm etwas peinlich, mit ihr und dem Maschinisten, der freilich nicht rechnete, allein zu fahren. Aber er konnte kaum ausweichen ... und schließlich wollte er es auch nicht.

Das Ruderboot stieß zuerst ab. Die Zurückbleibenden schwenkten scherzend ihre Tücher, als handle es sich um eine große Reise. Gallweg und Tina hatten zu den Riemen gegriffen, Malwine saß am Steuer. Die Begleitung des für das Boot bestimmten Matrosen lehnten sie einstimmig ab.

Aber sie waren noch nicht fünfzig Schritte von der Treppe entfernt, als das Motorboot in schneller Fahrt an ihnen vorüberfauchte. Hans schwenkte die Mütze, die Amerikanerin, die das Steuer

führte, neigte ganz wenig den Kopf. In der nächsten Minute war das Boot schon weit voraus. Schnurgerade schoß es zuerst auf das Ziel am andern Ufer, den Pavillon Woldegg, los. Jetzt leuchtete es nur noch wie ein heller Punkt auf dem dunkelblauen Wasser. Aber da sahen sie auch schon, daß es seinen Kurs veränderte und in weitem Bogen nach Westen ausbog.

Die Jacht kam nicht so schnell vom Ufer los. Aber dann überholte auch sie das Ruderboot. Auf einen Augenblick schürzte Tina unwillig die Lippen: „Wir krebsen ja geradezu —", doch dann lachte sie: „Was thut's! Und wenn wir auch überhaupt nicht nach Woldegg kämen, wär's auch egal! Die Jacht da lasse ich mir gefallen, aber das Motorboot . . . nein! nein!" Und plötzlich sagte sie impulsiv: „Amerika und die Maschine, das gehört ja freilich zusammen! Und dein Bruder, Malwine, entdeckt wahrscheinlich jetzt gerade eine ganz neue Begeisterung in sich für Motoren und Benzin oder Petroleum. Na — Geschmackssache!"

Malwine war heut sehr schweigsam. Sie antwortete nicht, aber Gallweg sprang mit ein paar Scherzworten für den Freund ein. Hans fühle sich eben als ganz moderner Mensch, immer und überall; da müsse er doch natürlich auch die Maschine mit in den Kauf nehmen, die ja gleichsam das Kennzeichen der Gegenwart sei.

„Bis hierher, glaub' ich, riech' ich den Benzinqualm!" unterbrach ihn Tina heftig. „Lassen Sie mich nur mit Motoren und Maschinen und überhaupt mit all dem modernen Zeug zufrieden!"

„Aber — aber, gnädiges Fräulein! Wie kann man das Kind so mit dem Bade ausschütten! Wo wären wir denn ohne Dampfkraft, ohne Elektrizität —" und er sprach weiter, eigentlich immer nur von dem geheimen Gedanken beseelt, den er in all diesen Tagen nicht los werden konnte, hinter den Vorhang blicken zu können, der ihm die Seele des jungen Mädchens verschleierte. Er wollte sie zum Widerspruch reizen. Es zuckte auch ein paar Male merkwürdig über das schöne Gesicht. Aber dann zog Tina plötzlich die Riemen ein, legte sie quer vor sich über das Boot, stützte die Ellbogen darauf und den Kopf fest in die Hände. Und es wollte Gallweg erscheinen, als erstarre das sonst so belebte Antlitz langsam. —

Ueber Hans war eine ganz eigne Stimmung gekommen, als er dicht vor Ruth, fast zu ihren Füßen, auf dem Schemelchen saß, das er sich herangezogen hatte. Seine Eitelkeit fühlte sich geschmeichelt, ein leiser sinnlicher Reiz kam hinzu. Die Geschmeidigkeit ihrer schlanken Glieder, die bei jeder Bewegung sich kund that, das feine Ebenmaß ihres Gesichts, der ganz leichte Hauch eines ihm unbekannten Parfüms, der von ihr ausging, das alles nahm seine Sinne gefangen. Er begann ihre Schönheit, die er so oft kalt geheißen, gleichsam zu studieren: die schmalen Füße in den weißen weichen Schuhen, die zarte Taille, den schön angesetzten Hals, das volle Haar und, als sie sich einmal umwandte, um die Distanz vom Lande zu messen, den blendend weißen Nacken unter dem dichten blonden hochaufgesteckten Knoten.

Sie saßen sich zuerst schweigend gegenüber. Bis er dann sagte: „Miß Ruth, ich bitt' Sie, wir sind ja in zehn Minuten drüben, lange vor den andern. Wollen wir nicht vorher noch einen kleinen Bogen machen, etwa nach Logow hinüber?"

„Gern!" Und sie gab dem Boot sofort die neue Richtung.

Wieder schwiegen sie ein paar Minuten. Er immer in dem gleichen Gedankenkreis, ihn ausbauend, ausspannend: sei kein Hans Narr! Das Leben bietet dir nie wieder die gleichen Chancen. Was willst du denn überhaupt? Schön . . . reich . . . ja, und gewiß gutherzig! Liebe . . . pah . . . die wird schon kommen . . . Und er redete auf sich ein, bis er schließlich selbst glaubte, etwas wie Zuneigung sei schon in ihm, ein starker Wunsch und Wille, dies schöne Mädchen dort einmal in den Armen halten, den wundervollen Mund küssen zu dürfen . . .

Und da begann er zu sprechen, als der Meister frischer geselliger Unterhaltung, als der er bekannt war, mit den weichen, einschmeichelnden Tönen, die ihm immer zur Verfügung standen. Von den feinen heiteren Reizen der märkischen Landschaft sprach er, und wie glücklich er gewesen sei, als sie vorhin gesagt hätte, es gefiele ihr in seiner Heimat! Vom Sport sprach er, weil er wußte, daß beide Schwestern alle Arten des Sports passioniert pflegten; von ihrer Toilette sprach er, und wie ihn gerade dies weiche, faltige Kleid, das so ganz über der Mode stehe, entzücke; und dann sprach er wieder von ihrer Heimat, von dem bewundernswürdigen Aufschwung der Union, von den herrlichen Naturschönheiten drüben, von denen er so viel gehört habe . . . Nichts von allem, was er sagte, ging in die Tiefe. Aber er brachte es alles so liebenswürdig heraus, immer mit kleinen Bezugnahmen auf sie, so gewinnend, so artig.

Ruth saß ganz still. Kaum daß sie einmal ein kurzes „Ja" — „Gewiß" — dazwischen schob. Aber er sah, wie aufmerksam sie zuhörte, er sah die feine Röte, die langsam in ihrem Gesicht emporstieg. Und er plauderte immer weiter und wußte selbst kaum, wie scharf er jedes Wort auf sie berechnete. Von seiner Jugend erzählte er . . . ein armer Leutnant und doch immer fröhlich . . . von seinen Familienbeziehungen . . . daß die Hagelitze weit älter im Lande seien als die Hohenzollern . . .

Das Boot glitt jetzt im tiefen Baumschatten hin. Langsam — der Maschinist, der drüben am Apparat saß, mußte ein verständiger Mann sein.

Plötzlich glaubte Hans Hagelitz zu bemerken, daß sich etwas im Ausdruck von Ruths Gesicht verändere. Eine leichte Falte schob sich zwischen ihren feingeschwungenen Brauen ein. Als ob sie beunruhigt sei, als ob sie angestrengt und schwer nachsinne; aber es lag auch ein Anflug wie von Trotz darin. Und gleich darauf drehte sie das zierliche Messingrad, rief ziemlich kurz zu dem Maschinisten hinüber „Volle Kraft" und sagte: „Wir müssen eilen. Man wird uns schon vermissen."

Das Boot bog scharf aus dem kühlen Schatten in die gelbe grelle, die Augen blendende Sonne hinaus, haarscharf in der Richtung auf Woldegg. Es flog förmlich durch das Wasser; die Maschine rasselte und fauchte. Und Hans fragte sich vergebens, welche Dummheit er wohl gemacht haben könne? Er war verstimmt, verärgert. Nun verstummte auch er. Am Pavillon wurden sie mit Hallo begrüßt. Selbst das Ruderboot war vor ihnen eingetroffen.

In der nach allen Seiten offenen Halle, die unter einer Gruppe wahrer Riesenbuchen auf einer kleinen Landzunge stand, war ein Tisch mit Erfrischungen aufgestellt, allerlei Delikatessen und Sekt aus den Vorräten der Jacht. „Köstlich!" erklärte Herr von Plenshagen. „Unsre alte biedere Schweinevesper in das Moderne übersetzt!"

Hans stürzte schnell ein paar Glas Sekt hinunter. Er hatte ein sehr unbehagliches Gefühl, als seien aller Augen auf ihn gerichtet, vorwurfsvoll die einen, neugierig die andern, und diese vielleicht noch unausstehlicher als jene. Und wahrhaftig, da kam auch der Fürst, bot ihm eine Zigarette an — er empfand es fast wie einen Judaskuß —, schob die Hand vertraulich in seinen Arm und sagte halblaut: „Lieber Hagelitz, eine Bitte! Fahren Sie auf der Jacht zurück . . ."

„Durchlaucht!"

„Pst! Ehem — nun ja, lieber Hagelitz, es ist ja nichts dabei. Meine Schwägerin ist ja Amerikanerin und drüben — pah! Flirtation! Ja aber, nichts für ungut . . . unsre guten Leutchen hier . . . Sie verstehen mich schon."

„Jawohl, Durchlaucht. Obschon . . ."

Der Fürst ging mit ihm, scheinbar gleichgültig plaudernd, ein paar Schritte abseits, als wolle er ihn auf irgend einen der alten Baumriesen besonders aufmerksam machen.

„Lieber Hagelitz," begann er dann wieder, und Hans empfand bitter das Herablassende, Hochmütige im Tonfall, „lieber Hagelitz, es ist mir sehr peinlich . . . by Jove . . . das ist es. Aber — ehem — mir scheint, es muß doch gesagt werden. Ich hab' Sie sehr gern, Hagelitz. Sie sind ein Schockschwerenöter . . . Ich weiß, ich weiß . . . den Damen gegenüber. Solange Sie meiner Frau die Cour geschnitten haben — in Gottes Namen." Er lachte etwas ironisch. „Aber meiner Schwägerin . . . nee, lieber Hagelitz . . . so mit ernsten Absichten etwa . . . hören Sie auf einen erfahrenen Mann: besser nicht! Lieber nicht!"

Es kochte in Hans auf. Einen Augenblick dachte er daran, dem Fürsten eine Grobheit ins Gesicht zu schleudern und dann querfeldein nach Vielberg zurückzugehen. Was bildete sich dieser hochmütige Stumpfbold denn ein! Doch bezwang er sich. Er war nun einmal heute Gast hier. „Durchlaucht, ich weiß wirklich nicht —"

„Nicht so laut, Hagelitz! Bitte! Ich mein's gut, glauben Sie's mir nur. Und ich sag's Ihnen heute, weil ich solchen dunkeln Animus hab', als könnte es morgen zu spät sein. Sehen Sie mal, Hagelitz, hätten Sie was gegenzusetzen, so etwa auch ein Fürstenkrönchen, ich würde ja kein Wort verlieren. Trotzdem . . . na ja . . . leicht ist es auch so nicht. Sie kennen eben die Verhältnisse nicht. Erstens den Papa nicht! Na, ich sage Ihnen . . . nee, ich will lieber schweigen. Dann die gute Ruth auch nicht. Sehen Sie, Hagelitz, meine Frau hat 'nen großen Vorzug. Sie ist sehr klug. Na, mehr kann ich nicht sagen, Hagelitz —"

‚Solch Stumpfbold, wie du ihn taxiertest, ist der Peter doch nicht!' dachte Hans. ‚Der langen Rede kurzer Sinn ist eben: ich danke gefälligst für dich als Schwager, mein Teurer. Aber so darfst du *mir* nicht kommen, Peter Woldegg. Da schneidest du dich.' Und er sagte stark und fest: „Durchlaucht, wenn ich nun aber Miß Ruth liebe?"

Der Fürst ließ das Einglas aus dem Auge fallen. Er starrte Hans ganz verwundert, fast wie erschrocken an. „Ist . . . ist das Ihr Ernst, Hagelitz?" brachte er endlich heraus.

Hans triumphierte innerlich, und er benutzte den Augenblick. „Durchlaucht, ich darf wohl bitten, ein solches Wort unbedingt als ernst aufzufassen!"

Ganz langsam, zögernd, hob der Fürst sein Augenglas wieder und brachte es an den richtigen Platz. Nun war *er* verlegen. Er sagte: „Pardon . . . gewiß! Pardon, lieber Hagelitz. Ja, dann . . . ja. Hoffentlich haben Sie mich nicht mißverstanden? Ich möchte nicht . . ."

„Durchaus nicht, Durchlaucht." Hans sah sich um, nun sehr überlegen. „Ich glaube, Durchlaucht, man beobachtet uns."

Der Fürst that ein paar Schritte nach dem Pavillon zu. Aber dann blieb er noch einmal stehen. „Hagelitz . . . Pardon — ich bin doch der Schwager — haben Sie sich schon ausgesprochen?"

„Noch nicht, Durchlaucht. Aber, ehrlich gesagt, jede Stunde kann mir die Entscheidung bringen."

„So? Na ja! Und nun noch eine Bitte: das, was ich Ihnen vorhin sagte, bleibt unter uns, Hagelitz. Auch . . . vor allem . . . meiner Frau gegenüber . . ."

Es sprach aus den letzten Worten eine leise Angst, über die Hans beinahe gelächelt hätte. Aber er unterdrückte sorgfältig jedes Zucken seines Gesichts. „Selbstverständlich, Durchlaucht. Auf Ehre! Ich darf doch aber darauf rechnen, in Eurer Durchlaucht keinen . . . keinen Widersacher zu finden?"

„Widersacher? Nein, gewiß nicht, lieber Hagelitz."

Diesmal schob Hans seine Hand in den Arm des Fürsten, und so gingen sie zu dem Pavillon zurück, von der Entenjagd plaudernd.

Und Hans dachte: ‚Er ist ja doch ein Stumpfbold . . .' und als bald darauf aufgebrochen wurde, trat er an Ruth heran: „Miß Ruth, wir zwei nehmen doch wieder das Motorboot?" Er sagte es so laut, daß es alle Umstehenden hören mußten. Ihm war zu Mute wie jemand, der alle Brücken bewußt hinter sich abbricht, aber er spannte gewaltsam seine Züge, daß nur ja niemand merkte, wie unsicher er auf die Antwort der Amerikanerin wartete.

Zwischen ihren Brauen lag noch immer die eigensinnige kleine Falte. Aber sie sagte sofort: „Gern, Herr von Hagelitz."

Diesmal setzte sich Hans an das Steuerrad; Ruth saß auf der Längsbank, etwa zwei Fuß von ihm entfernt. In ihrer gewöhnlichen, korrekten, etwas steifen und doch auch etwas phlegmatischen Haltung. Er steuerte zuerst genau gradaus auf Schloß Glaring. Bald aber warf er so plötzlich das Steuer herum, daß das Boot einen Augenblick stillstand, in allen Fugen zitternd, um dann schräg über den See hinwegzurasen, dicht an der fürstlichen Jacht vorbei, die gegen die herrschende Flaute nur schwer aufkam.

„Bitte — nicht so! Direkt nach Hause!“ rief Ruth halblaut. Aber er schüttelte den Kopf. „Der Weg ist zu kurz, Miß Ruth, für das, was ich Ihnen zu sagen habe.“

Sie sah starr vor sich hin. Ihre Haltung veränderte sich nicht, ihr schönes Gesicht drückte weder Schreck, noch Freude, nicht Hoffnung, nicht Erwartung aus. Nur der eigensinnige Zug blieb, vertiefte sich vielleicht noch. Hans umspannte das kleine Messingrad fest mit beiden Händen und beugte sich weit zu ihr hinüber: „Ich will Sie zunächst fragen, Miß Ruth, was Sie gegen mich haben? Sie waren freundlich, gütig, gnädig gegen mich. Aber plötzlich — vorhin — ist Ihre Stimmung umgeschlagen —“

Ganz langsam schüttelte sie den Kopf.

„Doch! doch! Ich irre mich nicht. Die Augen eines Mannes, dessen Herz bewegt ist, sehen scharf. Es ist nicht wahr, daß Liebe blind macht.“ Er fand wieder seine sanften, einschmeichelnden Töne, seine Augen leuchteten zu ihr hinüber. „Miß Ruth, bitte, die Wahrheit, ein gutes Wort! Bitte —“

Sie hatte ihre Hände im Schoß zusammengeschlossen. Nun senkten sich ihre Augen. Aber sie antwortete nicht. Es war wieder einmal tiefes Schweigen zwischen ihnen.

Hans bebte vor Ungeduld. Er beherrschte sich nur mit Mühe. Sein Blick irrte von Ruth hinüber zu den weißen Segeln der Jacht, die träge über das stille Wasser schlich; er berechnete im stillen, wie knapp die Zeit war, die ihm blieb, bis er drüben am Schloß anlegen mußte. Dann bat er doch wieder: „Miß Ruth! ... Liebe Ruth —“

Sie sah nicht auf. Es war fast, als fürchte sie sich. Ganz tonlos, unsicher, ängstlich kam es endlich von ihren Lippen: „Es ist ja doch alles nicht wahr ...“

„Ruth! Was soll nicht wahr sein?!“

Ihre Augen blieben immer noch gesenkt. Aber sie sagte, weinerlich und doch in einer verhaltenen Leidenschaftlichkeit, die ein wenig an die eines unzufriedenen Kindes erinnerte: „Es ist eben nicht wahr! Ich bin auch nicht blind! Ich weiß doch, wie Sie immer nur Augen für Ellinor gehabt haben ... und nun plötzlich ...“

Also das war es! Er atmete tief auf. Nun wußte er also, sie liebte ihn wirklich. Das andre ... nun, darüber kam man hinweg. Wenn sie ihn so liebte, daß sie bei all ihrem Phlegma eifersüchtig war — desto besser!

„Sehen Sie mich einmal an, Ruth! So! Nein ... ordentlich! Fest in die Augen! Liebe Ruth! Ellinor ... großer Gott! ... Ellinor verehrt man, Ellinor bewundert man. Man spannt sich, einer unter vielen, vor Ellinors Triumphwagen! Aber Liebe, Liebe, Ruth ... das ist ganz etwas andres! Nein, nicht die Augen niederschlagen, die schönen, großen, guten Augen! Mich ansehen, Ruth! Und mir glauben! Ich liebe Sie, Ruth ... nur Sie!“

Er schob sich ein wenig zu ihr hinüber. Er faßte mit seiner Rechten nach ihrer Hand, hob sie und legte sie, sie immer fester umspannend, mit an das Rad.

„Sehen Sie, Ruth ... so! So wollen wir gemeinsam steuern! Heut und durch das ganze Leben. Glücklich sein, Ruth ...“

Plötzlich beugte er sich herab und drückte seine Lippen auf die schmale kühle Hand, die leise erzitterte; aber sie blieb fest am Steuerruder zwischen seinen Händen liegen.

(Fortsetzung folgt)

Mädchengymnasien und Gymnasialkurse

Von

Frau J. Kettler

Die Sache der gymnasialen Frauenbildung in Deutschland befindet sich zurzeit in einer schweren Krise. Noch kein Jahrzehnt ist seit Einführung des Anfangs gymnasialer Schulung der Frau vergangen, und schon sind feindliche Kräfte am Werk, der Entwicklung des hoffnungsvoll Begonnenen einen Riegel vorzuschieben, den Ausbau der bestehenden „Gymnasialkurse für Mädchen“ zu Vollgymnasien dadurch unmöglich zu machen, daß sie diese Kurse mit höheren Töchterschulen zu verbinden und so die Schaffung eines gymnasialen Unterbaus zu verhindern suchen.

Am 16. September 1893 wurde zu Karlsruhe vom Verein Frauenbildungsreform das erste deutsche Mädchengymnasium eröffnet und damit der erste Schritt gethan in einer Reform, deren Folgen für die deutschen Frauen von großer Bedeutung sind. Ein halbes Jahr später gründete Berlin seine Gymnasialkurse für Frauen; wieder ein halbes Jahr später folgte Leipzig. Dann tauchten nach und nach in verschiedenen deutschen Großstädten ebenfalls gymnasiale Kurse auf, unter ihnen 1899 die zweite Schule des Vereins Frauenbildungsreform, das Mädchengymnasium zu Hannover. Den beiden von diesem Vereine geschaffenen Schulen dürfte ein besonderes Interesse entgegenzubringen sein, nicht nur, weil die Eröffnung des Karlsruher Mädchengymnasiums die Bahn überhaupt erst freigemacht und so das Beispiel für alle späteren ähnlichen Institutionen gegeben hat, sondern auch deshalb, weil bei Gründung sowohl dieser Schule wie der hannoverschen nachdrücklich von den Gründern proklamiert wurde, daß beide Anstalten einzig als Anfänge vollständiger Mädchengymnasien geplant seien und daher zu solchen Vollgymnasien ausgebaut werden sollten, sobald die Umstände das gestatten würden. Ein Prinzip, das weder bei der Gründung der Berliner noch bei der der Leipziger Gymnasialkurse zum Ausdruck gebracht wurde.

Die Schule in Karlsruhe nun wurde 1897 von der Stadt übernommen und hierbei aus Sparsamkeitsrücksichten mit der städtischen höheren Mädchenschule verbunden. Damit wurde sie an ihrem Ausbau zu dem von den Gründern beabsichtigten Vollgymnasium verhindert. Der hannoverschen Schule dagegen erwuchs diese Hinderung gemeinsam mit den andern preußischen Gymnasialkursen aus dem gegenwärtig noch bei den maßgebenden Behörden obwaltenden Bestreben, einen logischen Abschluß der die höhere Frauenbildung betreffenden Reformen nach Möglichkeit hintanzuhalten. So ist es gekommen, daß selbst diese beiden ausdrücklich als Anfänge vollständiger Mädchengymnasien gegründeten Schulen ihr ursprüngliches Ziel bisher nicht erreicht haben, daß selbst sie heute noch Gymnasialkurse von sechs- oder fünfjähriger Dauer sind, und daß, da bis jetzt auch in keinem andern deutschen Staate Vollgymnasien für Mädchen existieren, unsern Töchtern eine gründliche, d. h. eine ungekürzte gymnasiale Schulung verwehrt ist, natürlich von den relativ seltenen Fällen abgesehen, wo der Weg kostspieligen Privatunterrichts nicht gescheut zu werden braucht.

Da die Karlsruher Schule, wie gesagt, nicht aus Prinzip, sondern aus praktischen Rücksichten das von ihren Gründern vorgeschriebene Ziel nicht erreicht hat, so kommt sie hier, wo es sich allein um dieses Prinzip handelt, nicht weiter in Betracht. Dagegen dürfte es sich verlohnen, den Motiven näherzutreten, die die hannoversche Schule in ihrem Ausbau gehemmt haben und überhaupt in Preußen der systematischen Entwicklung gymnasialer Frauenbildung hinderlich sind. Es dürfte sich verlohnen, zu fragen: „Worauf stützt die Staatsbehörde ihre bis heute bewiesene Abneigung, den Ausbau der bestehenden Gymnasialkurse zu vollständigen Mädchengymnasien, die Neugründung solcher Vollgymnasien zu gestatten?“ Oder noch präziser ließe die Frage sich fassen: „Wenn ziemlich allgemein anerkannt wird, sogar vom Staate selbst, daß manche Frauen ebenso wie Männer studierter Berufe bedürfen, und daß die Gesellschaft studierter Frauen bedarf, z. B. der Aerztinnen; wenn ferner anerkannt wird, daß solche Frauen ebenso wie Männer zur Vorbereitung für diese studierten Berufe der Universitätsstudien bedürfen — wie kommt man dann darauf, nicht anzuerkennen, daß sie auch ebenso wie Männer zur Vorbereitung für diese Universitätsstudien vollständiger Gymnasien bedürfen? Wenn für einen studierten Beruf kein Mann den Unterricht einer höheren Töchterschule braucht, wie kommt es dann, daß die Frau für diesen selben Beruf diesen Unterricht dringend braucht, so dringend, daß man sie zwingt, erst eine höhere Töchterschule zu absolvieren oder doch fast zu absolvieren, ehe man ihr Gymnasialunterricht zu teil werden läßt?“ Und andrerseits: „Wenn der Mann zur Vorbereitung für sein Universitätsstudium neun Jahre Gymnasialunterricht braucht, wie kommt es dann, daß die Frau zur Vorbereitung für ganz dasselbe Studium nur fünf oder sechs Jahre Gymnasialunterricht braucht?“ Mit einem Wort: „Wie kommt man darauf, anzunehmen, daß sie diese Vorbereitung statt auf solchen vollständigen Gymnasien auf höheren Töchterschulen und Gymnasialkursen sich erwerben könne?“

Will man vielleicht, daß die Frau in ihr Studium und in ihren Beruf schlechter vorbereitet eintrete als der Mann? Das kann nicht sein, denn man stellt ja an ihr Abiturium dieselben Ansprüche wie an das seine, und man hat ja für ein und denselben Beruf nicht etwa zweierlei Prüfungen eingerichtet, schwere für Männer und leichtere für Frauen. Oder erachtet man die Anstrengung vollständigen Gymnasialunterrichts als zu groß für die Frau? Das kann auch nicht sein, denn die Ausbildung, die man ihr statt dessen giebt und die von ihr nicht allein fordert, daß sie Bruchstücke zweier ganz verschiedener Schularten in sich verarbeite und zu einem „harmonischen Ganzen“ verschmelze, sondern obendrein, daß sie das Gymnasialpensum von neun Jahren in sechs, sogar in fünf Jahren bewältige, ist ja noch viel anstrengender.

Oder meint man, eine Tochter dürfe erst dann Gymnasialunterricht erhalten, wenn sich schon beurteilen läßt, ob sie sich später zum Studium eignen werde, erst dann also, wenn sie fast erwachsen ist? Das kann ebenfalls nicht sein, denn Gymnasialschulung ist doch nicht nur zur Vorbereitung für das Universitätsstudium da, sondern auch zum Zweck der Allgemeinbildung von Nutzen, könnte also auch einer Tochter, die etwa von dem anfänglich beabsichtigten Studium später absehen sollte, ebenso gut verschafft werden, wie unter den gleichen Umständen einem Sohne. Ganz zu schweigen von denjenigen Schülerinnen, die überhaupt nicht studieren, vielmehr von vornherein nur zum Zweck ihrer Allgemeinbildung Gymnasialschulung erhalten sollen.

Oder glaubt man, es wäre thöricht, für Mädchen heute noch einen Unterricht neu einzuführen, der nach dem Urteil vieler Fachleute reformbedürftig ist? Das kann ebensowenig der Fall sein, denn ein Unterricht, der erst nach dem Lehrplan der höheren Töchterschule erteilt wird und dann nach dem Lehrplan des Knabengymnasiums, muß doch noch viel reformbedürftiger sein als systematischer, in der untersten Klasse beginnender Gymnasialunterricht.

Oder — die Möglichkeit giebt es ja auch noch — ist man vielleicht der Ansicht, daß die Frau dem Manne von Natur geistig so untergeordnet sei, daß es sich überhaupt nicht verlohne und niemals verlohnen könne, ihr die heute erreichbare beste Bildung zu ermöglichen, daß man demnach das einzig Richtige thue, wenn man ihr das, was sie zu ihrem Studium und Beruf nun einmal unumgänglich braucht, nur in knappstem Maße verschafft? Das allerdings könnte sein, denn dieser Glaube an die geistige Inferiorität der Frau ist thatsächlich sehr verbreitet. Man hat schon seit alters sich viel zu schaffen gemacht mit Konstatierung der Verschiedenheit männlicher und weiblicher Intelligenz, und besonders, wenn es sich darum handelte, die Bildung der Frau zu verbessern, hat man die Nutzlosigkeit der auf solche Verbesserung zielenden Bestrebungen damit zu erweisen geglaubt, daß man die in die Augen fallende Verschiedenheit der geistigen Leistungen beider Geschlechter hervorhob. Ja, wenn darüber debattiert wurde, ob der Frau Gymnasialbildung zu verschaffen sei, nahm man die Resultate ihrer Töchterschulbildung, zeigte mit dem Finger darauf und sagte: „Ihr seht ja selbst, daß es sich nicht verlohnen würde!“

Und diese Beweisführung ist selbst heute noch keineswegs ausgestorben. Man sagte früher: „Schon der Instinkt der kleinen Mädchen und Knaben ist ein grundverschiedener; das erkennt man schon daraus, daß die kleinen Mädchen mit Puppen spielen, die kleinen Knaben aber mit Soldaten, Kanonen und Pferden.“ Und noch heute sagt man: „Die Intelligenz von Männern und Frauen ist eine grundverschiedene; das erkennt man schon daraus, daß Männer auf geistigem Gebiete weit mehr leisten als Frauen.“ Man ist also auf dem früheren Standpunkt so ziemlich stehen geblieben. Die einfache Logik, daß kleine Mädchen mit Puppen spielen und nicht mit Soldaten, Kanonen und



Photographie-Verlag von Josef Albert in München.

Häusliches Glück

Nach dem Gemälde von Otto Kirberg

Pferden, weil man ihnen eben Puppen zum Spielen giebt, Soldaten u. s. w. aber nicht, und daß Frauen nicht leisten, was Männer leisten, weil man ihnen höhere Töchterschulen zum Lernen gegeben hat, Gymnasien und Universitäten dagegen nicht, diese einfache Logik wird nicht beachtet. Und obgleich man heute noch gar nicht wissen kann, wie Frauen sich bei vollständiger Gymnasialschulung entwickeln werden, bei dieser Schulung, die für sie noch gar nicht existiert, so rechnet man trotzdem mit den möglichen üblen Folgen dieser noch nicht existierenden Schulung wie mit einer feststehenden Thatsache. Und Bücher und Broschüren sind in die Welt gesandt mit tiefsinnigen Schlüssen aus dieser „Thatsache“, und zwar in solcher Zahl, in solchen ganzen Stößen von Exemplaren, daß man daraus eine hohe Mauer aufführen könnte, eine ganze chinesische Mauer von Vorurteilen gegen den natürlichen Intellekt der Frau. Und erst jetzt und nur schwer vermag sich die Forderung Gehör zu verschaffen, aber im Namen des gesunden Menschenverstandes. Wenn ihr wissen wollt, ob die Frau dem Manne geistig inferior ist oder nicht, ob sie daher wie er volle Gymnasialbildung verträgt oder nicht — so untersucht das doch einfach!

Es dürfte wohl nicht zu bezweifeln sein, daß ein enger Zusammenhang bestehen muß zwischen den geistigen Leistungen der Geschlechter und der Art, wie sie dazu herangebildet werden. Wenigstens dürfte man erst dann berechtigt sein, die Verschiedenheit dieser Leistungen einzig den natürlichen Anlagen beider auf das Konto zu setzen — nicht aber auch zu einem sehr wesentlichen Teile der verschiedenen Entwicklung, die man diesen Anlagen gegeben hat —, wenn entweder der Mann schon bewiesen hätte, daß er auch auf höheren Töchterschulen seine heutige Bildung zu erwerben vermöchte, oder aber, wenn die Frau schon bewiesen hätte, daß sie auch auf Gymnasien und Universitäten nur ihre Töchterschulbildung zu erlangen imstande wäre. Bis heute jedoch haben diese Beweise nicht erbracht werden können, weil es eben am Untersuchungsmaterial hierfür gefehlt hat: an der gleichen Schulung für beide Geschlechter.

Da nun die Untersuchung darüber, mit welchem Erfolge Knaben die Bildung höherer Töchterschulen sich anzueignen vermöchten, auch künftig nicht wohl angestellt werden dürfte, so bleibt zur Ermittlung des erwähnten unentbehrlichen Beweises nur der andre Weg: die Untersuchung darüber, mit welchem Erfolge Mädchen Gymnasial- und Universitätsbildung sich anzueignen vermögen. Dem Manne könnte ja solche Untersuchung selbstverständlich nur sehr angenehm sein, ihm, der sich ja der Frau so bedeutend überlegen fühlt, der also nicht fürchten kann, bei einer derartigen Untersuchung das Geringste zu riskieren. Aber nicht allein das, er müßte sie eigentlich direkt fordern — vorausgesetzt, daß ihm, wie wir doch annehmen müssen, daran gelegen ist, die Inferiorität der Frau nicht nur behaupten, sondern positiv beweisen zu können — er müßte diese Untersuchung eigentlich direkt fordern. Denn wenn sie für die Frau ungünstig ausfallen sollte — woran er ja nicht zweifeln wird —, so wäre diese ja mit ihrer Ansicht, daß sie „eventuell“ dasselbe zu leisten vermöchte wie er, glänzend ad absurdum geführt, und ihren heute noch erhobenen Ansprüchen, als dem Manne ebenbürtig behandelt zu werden, wäre damit jeder Zollbreit Boden entzogen. Und das ist doch gerade das, was allen Gegnern dieser Ansprüche hoch willkommen sein müßte. Also kann auch die Annahme von der geistigen Inferiorität der Frau, diese Annahme, die nur ein Grund sein könnte, die Bildung des Mannes auch für die Frau zu fordern, kein Grund sein, ihr diese Bildung zu verweigern.

Ja, wir vermögen keinen wirklich triftigen Grund gegen die Gewährung voller, unverkürzter Gymnasialschulung der Frau zu entdecken. Die meisten Einwände, die gegen die Forderung dieser Schulung erhoben werden, sind schon kurzerhand durch die Thatsachen zu widerlegen. Und der ehrwürdig alte und doch immer wieder neue, der von Generation auf Generation vererbte Einwand der geistigen Inferiorität der Frau, diese pièce de résistance in der Beweisführung enragierter Gegner der Frauenbewegung, verwandelt sich gar unter den Händen in sein Gegenteil: gerade er gestaltet sich bei näherer Betrachtung zum zwingendsten aller Gründe für diese Forderung.

Wie man die volle gymnasiale Frauenschulung also auch betrachten mag, ob als Freund oder als Gegner — ob als Freund ihrer selbst wegen, ob als Gegner jener Resultate wegen, die man erhofft, um aus ihnen die Inferiorität der Frau beweisen zu können und damit die Nutzlosigkeit einer solchen Schulung — gleichviel: man braucht diese Schulung auf jeden Fall. Sicherlich ein sehr günstiger Umstand für die Frau, der es mit sich bringt, daß nicht nur die Freunde ihrer Forderung diese unterstützen müssen, sondern mindestens ebensosehr deren Gegner; wenigstens dann, wenn sie ehrliche Gegner sein wollen, ernst zu nehmende Gegner, die sich zu gut dünken, da mit unbewiesenen Behauptungen zu kämpfen, wo sie Beweise haben können.

Was bleibt uns nach all diesem noch über die Behörde zu sagen? Sehr wenig, will uns scheinen. Mag sie sich bei ihren Verfügungen auf Seite der Freunde oder auf Seite der Gegner voller Gymnasialschulung der Frau stellen: in beiden Fällen bleibt ihr, wie gezeigt, nur übrig, eben diese Schulung zu ermöglichen, d. h. den Ausbau der heutigen Gymnasialkurse zu vollständigen Mädchengymnasien und die Neugründung von Vollanstalten zu gestatten und damit den genannten reaktionären Bestrebungen jeden Boden abzugraben. Man müßte sonst annehmen — wovon natürlich nicht die Rede sein kann —, daß ihr weniger als diesen Freunden und Gegnern daran gelegen sei, die positiven Beweise erbracht zu sehen, auf die eine Parteinahme fester und würdiger sich zu stützen vermag als auf bloße Behauptungen.

Es ist nicht zu befürchten, daß die Regierung auf die Dauer sollte hindern wollen, was nicht zu verhindern ist. Auch die abweisendste Behörde könnte nicht auf die Dauer in Preußen eine Schulart bestehen lassen, die mit ihrer Mischung von höherer Töchterschule mit Knabengymnasium „nicht Fisch, nicht Fleisch“ ist. Sie könnte nicht bis in alle Ewigkeit hin und her tasten, ob nicht hier noch irgendwo eine Thür zu verbarrikadieren wäre oder da eine Barriere vorgelegt werden könnte, ob zum wenigsten nicht hohe Zäune und Warnungstafeln anzubringen sein dürften gegen die hereinbrechende Flut der Zeit. Als ob man dem, was kommen muß, einfach Halt gebieten könnte, so, als handelte sich's um Dinge, die thörichte Leute forcieren wollen!

Man bedenke: es würde so wenig kosten, dem gerechten Verlangen der Frau gerecht zu werden: nichts als ein wenig Konsequenz, nichts als den guten Willen, da, wo man ja doch schon einmal a gesagt hat, auch b zu sagen, wo man ja doch schon einmal den Anfang gymnasialer Schulung gestattet hat, auch ihre Vollendung zu gewähren. Vielleicht ist niemals die Gelegenheit, Lorbeeren zu erringen, für einen Unterrichtsminister günstiger gewesen als jetzt.

Mein Dreijähriger

Mein Junge ist auf dem besten Weg,
Einmal was Rechtes zu werden;
Ist immer munter, ist immer reg'
Und meist auf platter Erden.

Da macht er ein altes Zeitungsblatt
Zu einem Liedertexte
Und singt, so laut es die Kehle hat,
Als ob Frau Musik ihn behexte.

Dann bringt er ein Opfer der Poesie,
Nimmt mir den Bleistift vom Tische,
Läßt nieder sich auf die beiden Knie'
Und kritzelt auf alte Wische.

Bald ist es, wie er mit Stolz erzählt,
Ein Lied, das er aufgeschrieben,
Bald hat er sich Pferd und Hund erwählt
Und ist dabei geblieben.

Und wenn er mir dann sein Kunstwerk zeigt
Und ich die Striche nicht preise,
Dann ist er zum Aerger gleich geneigt
Nach echter Künstler Weise.

Doch wenn ich sage: „Wie schön! Ei, ei!“
Da strampelt der Schelm vor Vergnügen
Und atmet wie der Frühling im Mai
Das Lob in vollen Zügen.

Dabei rutscht er allmonatlich
Der Schuhe ein Paar zu Schanden!
Seit eines Jahres Frist verstrich,
Hat keines länger bestanden.

Das hat seiner Mutter zu stillem Leid
So manchen Anlaß gegeben;
Ich aber schätz' es als Fähigkeit,
Auf großem Fuße zu leben.

Paul Lang

Elefanten im englischen Kriegsdienst

Von

Karl Tanera

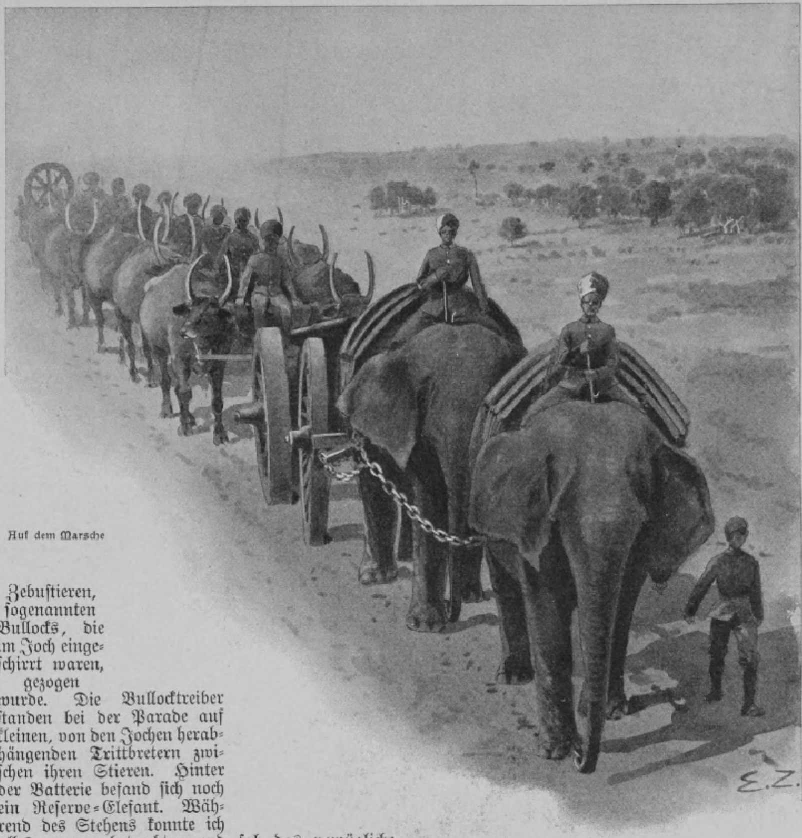
(Mit vier Abbildungen nach Zeichnungen von Ernst Zimmer)

Wer sich die Mühe giebt, die mustergültigen staatlichen Organisationen von Bienen und Ameisen zu studieren oder das sorgsam überdachte Handeln von Hamstern und Mäusen, von Zugvögeln und Brieftauben zu beobachten oder das kluge, verständnisreiche Wesen von Pferden und Hunden zu erforschen, der kommt schon in unsern Landen zur Ueberzeugung, daß es eine grundfalsche Ueberhebung des Menschen wäre, wollte er behaupten, er allein habe Verstand; dagegen solle dem Tier statt eines überlegten Denkens nur eine Art von Instinkt, d. h. ein von eigentlichen Verstandsthätigkeiten unabhängiger Naturtrieb eigen sein. Diese Ueberzeugung stärkt sich bei jedermann, der im Osten Gelegenheit hatte, vielfach und an verschiedenen Orten die Arbeitsleistungen von Elefanten, diesen gescheitesten aller vierfüßigen Säugetiere, zu sehen. Man muß erkennen, daß die Elefanten ihre Arbeiten mit sorgfältiger Ueberlegung ausführen, selbst wenn es sich um Leistungen handelt, die nicht das geringste mit ihrem eignen Wohl und Wehe zu thun haben. Diese klare Erkenntnis hat wohl auch die Lehre des Buddhismus beeinflußt, daß die Tiere nicht vollständig andre Geschöpfe als die Menschen seien, sondern von derselben Art, nur noch nicht so entwickelt wie die Menschen, oder umgekehrt. In wissenschaftlichen Blättern und in Büchern habe ich wiederholt auf die staunenswerten Arbeiten der Elefanten in den Holzsägmühlen von Rangoon, auf ihre kluge und wohl durchdachte Thätigkeit in Bengalen bei Hausbauten und andern Leistungen hingewiesen. Nun bot sich mir bei einer Parade der englischen, im Staate des Nizam von Haidarabad stehenden Division die Gelegenheit, Elefanten im Kriegsdienst zu beobachten, und ich staunte ob der vorzüglichen Ausführung aller an diese Tiere gestellten Anforderungen.

Mancher Leser aus Zivilkreisen dürfte es ja nicht glauben, aber es ist doch so; nämlich daß eine gute Truppenparade eine solche Menge nicht nur von äußerlicher eingedrillter, sondern auch von wohlüberlegter geistiger Disciplin und Schulung erfordert, wie kaum eine andre Massenarbeit. Ein Truppenoffizier behauptete einmal, es sei schwerer, den Parademarsch einer Regimentskolonne von 1500 Mann oder eines Kavallerieregiments von 600 Reitern einzuüben, als einen Chor von 1500 oder 600 Sängern. Wenn dies auch etwas weit gegangen ist, so glaube ich doch auch, daß derjenige, der in einem Parademarsch nur ein Beispiel mechanischen Drills sieht, davon so wenig versteht als der, der in einem Chorgesang nur äußere Schulung erkennt. Alles muß, wie jeder erfahrene Offizier weiß, „mit Leib und Seele“ bei der Sache sein, selbst die Tiere. Wie oft kommt es vor, daß die Pferde besser wie ihre Rekrutenreiter wissen, worauf es ankommt, und den Reiter in richtiger Weise mitnehmen, ob er will oder nicht. Ist es mir doch selbst, als ich zu den Garde-Ulanen kommandiert war, einmal vorgekommen, daß ich beinahe aus dem Sattel geflogen wäre, weil ich bei einem Einschwenken in die Front rechtsherum galoppieren wollte, mein alter wohlerfahrener Ulanengaul aber trotz meiner falschen Hilfen richtig linksherum einschwenkte, worauf ich gar nicht vorbereitet war. Ich wäre nach meiner Art der Nebenschwadron gerade entgegengesprengt und überritten worden. Das wußte mein Brauner und schwenkte links, obwohl bei einer vorherigen Uebung auf das gleiche Frontsignal rechts eingeschwenkt worden war. Noch weit besser kennen die Elefanten nach dem, was ich sah und dann von englischen Offizieren hörte, ihren Dienst und dessen taktische und technische Anforderungen.

Bei der Paradeaufstellung stand die Batterie auf dem linken Flügel der Division. Sie bestand aus 6 Geschützen, nämlich 2 Haubitzen und 4 Belagerungsgeschützen, nach meiner Schätzung 12 Centimeter-Ringkanonen, sämtliche auf schweren, ganz stählernen Belagerungslafetten. Jedes Geschütz zogen zwei voreinander gespannte Elefanten größter Art. Solange die Linienstellung der Division eingehalten würde, standen die riesigen Tiere wie Mauern, und selbst das hin und her rollende Rottenfeuer der Infanterieregimenter, das ein Hauptschaustück der englisch-indischen Truppen bildet, störte sie nicht im geringsten.

Die zweite Staffel der Batterie bestand aus 6 Munitionswagen, von denen jeder von 8 Paaren



Auf dem Marsche

Zebustieren, sogenannten Bullocks, die im Joch eingeschirrt waren, gezogen wurde. Die Bullocktreiber standen bei der Parade auf kleinen, von den Jochen herabhängenden Trittbretern zwischen ihren Stieren. Hinter der Batterie befand sich noch ein Reserve-Elefant. Während des Stehens konnte ich alles genauer betrachten und sah das vorzügliche Geschirrmaterial. Kolossale dicke Lederdecken, schwere eiserne Ketten an Stelle von Strängen und riesige Holzsättel bildeten eine viele Zentner betragende Last der hinteren Elefanten, und auch die vorderen trugen nicht viel weniger, denn die dicken Taue statt der Ketten mögen auch ein tüchtiges Gewicht ausgemacht haben. Die Tiere schienen aber den Druck der Last gar nicht zu empfinden. Auf dem Hals eines jeden Elefanten saß sein Wärter und Führer, der Mahut, der die kleine Hakenlanze zum Aneifern seines Tieres vor sich auf dem Schädel des Elefanten aufstützte. So hielt die Batterie etwa anderthalb Stunden, und ich habe nicht bemerkt, daß einer der zwölf Elefanten irgend eine Bewegung machte, außer daß er hier und da mit den Ohren klappte.

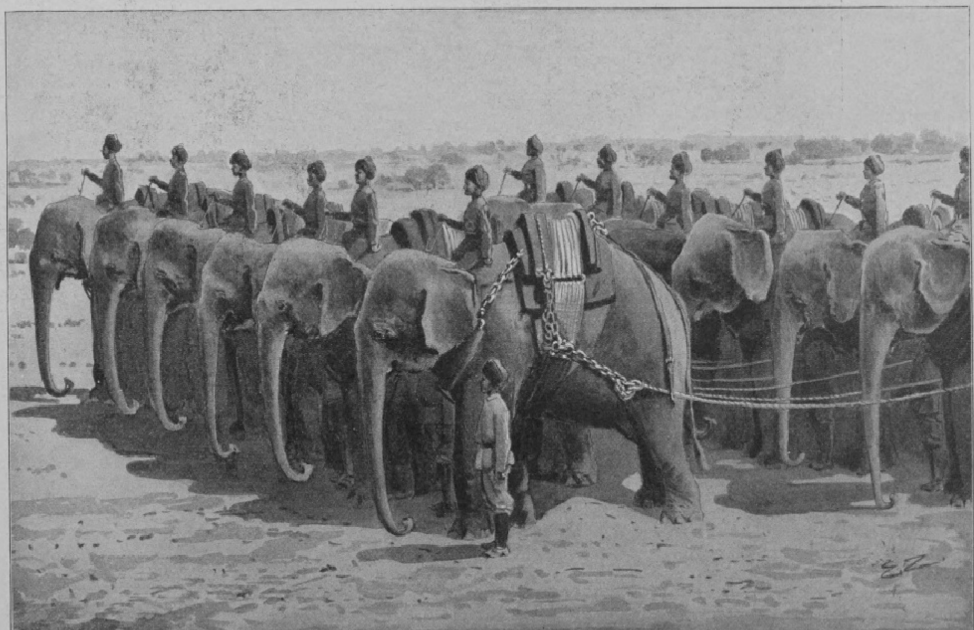
Nun wurde die Aufstellung für den Parademarsch genommen. Wie da die kleinen Augen der grauen Riesen funkelten, und was da für eine Lebhaftigkeit in sie kam! Mit mehrfachen Schwenkungen ging die Batterie im Trab vor. Jede Bewegung wurde, soweit ich dies in dem starken gelblichen Staub erkennen konnte, vorzüglich und in tadelloser Richtung ausgeführt. Bei einer Batterieschwenkung sah ich dies ganz genau und wunderte mich um so mehr, als mir die Bewegungen der Kavallerie und noch mehr der englischen Infanterie, die ich in verschiedenen Jahren in Kalkutta, Bombay, Delhi und Lucknow sah, keineswegs anerkennenswert erschienen. Die Bewegungen der eingeborenen indischen Truppen waren stets besser. Bei einer Schwenkung sah ich deutlich, wie die inneren Elefanten nach den äußeren sahen und ohne Hilfe des Mahut genau ihren Schritt verkürzten oder in Trab fielen, wie es die Bewegung verlangte. Der Parademarsch selbst war vorzüglich, und ich kann mich nicht erinnern, je eine mit Pferden ausgerüstete Batterie besser vorbeikommen gesehen zu haben, wie diese Elefantenbatterie.

Leider hatte ich keine Gelegenheit, ein Exerzieren der Batterie im Feuer zu beobachten. Aber Offiziere erzählten mir, daß die Elefanten beim Einfahren in die Stellung und beim Ab- und Aufprotzen ihre Aufgabe so geschickt lösen, wie es Menschen gar nicht besser machen könnten. Dies ist gerade beim Stellungnehmen von kolossalem Wert, weil es kaum möglich wäre, die außerordentlich schweren Geschütze, wenn sie einmal abgeprotzt sind, noch einmal zu verschieben oder seitlich zu rücken. Der Elefant führt dies aber spielend aus. Somit muß auch diese Leistung der Elefanten beim Militärdienst als eine gewiß nicht nur auf Instinkt und Gehorsam, sondern auch auf Ueberlegung und Verstand beruhende angesehen werden.

Trotz der großartigen Brauchbarkeit der Elefanten bei der Artillerie halte ich jedoch ihre Verwendung bei wirklichem Kriegsdienst, d. h. in der Schlacht, für sehr gewagt, ja geradezu für gefährlich und zwar eben wegen des hohen Verstandes und der Ueberlegung dieser Tiere. Viele Pferde werden, wenn die Granaten einschlagen und neben ihnen andre Pferde zerschmettern, vor Schrecken oft ganz dumm, stehen da und zittern und beben, machen aber keinen Versuch, der Gefahr zu entrinnen. So war es bei meinem Rappen der Fall, den ich in sieben Schlachten geritten hatte und schließlich am 4. Dezember 1870 durch einen Granatschuß unter mir verlor. Andre Pferde werden so aufgeregt, daß sie durchgehen wollen, wie die beiden, die mir am 8. Dezember bei Beaugency unter dem Leib weggeschossen wurden. Aber ich konnte sie doch meistern. Wieder andre Pferde stehen still und völlig gleichgültig mitten im Kartätschen- und Granatenhagel, wie der sogenannte Dienstmops, den ich in den Schlachten vom 7., 9., 10., 11. und 12. Dezember 1870 ritt. All dies scheint mir aber bei Elefanten nicht zutreffend. Ein so kluges Tier erkennt sicher bald die Gefahr und wird ihr, besonders wenn es durch einen Granatsplitter verwundet ist, möglichst schnell zu entrinnen suchen, d. h. es wird durchgehen. Denjenigen Menschen giebt es aber nicht, der einen durchgehenden Elefanten aufhält. Wollte der Mahut durch Lanzenstiche sein Tier zum Gehorsam zwingen, so ist sicher zu erwarten, daß es seinen Wärter mit dem Rüssel von seinem Sitz herabholen, unter seine Füße werfen und zermalmen würde. Genau so hat es ein Elefant in Rangoon mit seinem Mahut, der ihn lange Jahre geführt hatte, gemacht, weil der Wärter den Elefanten noch nach dem Glockenzeichen, das das Ende der Arbeitszeit täglich angab, zum Wegtragen eines Balkens zwingen wollte.

Wie großes Unheil durchgehende Elefanten aber unter den eignen Truppen der hinteren Treffen anrichten können, ist leicht auszumalen. Es scheint mir also der Nutzen der Elefanten im Kriegsdienst ein recht zweifelhafter zu sein. Das hatten ja auch die Völker des Altertums bald erkannt. Von der Zeit an, in der die Römer mit Feuerbränden gegen die Elefanten ihrer asiatischen Gegner auftraten, dadurch die Tiere scheu machten und zum Durchgehen nach rückwärts veranlaßten, kam der Gebrauch der Elefanten im Kampf selbst schnell ab, und ihre Verwendung beschränkte sich auf Transport und Arbeit.

Die gleiche Erfahrung würden die Engländer mit ihrer Elefantenbatterie gegen einen Feind, der



Paradeaufstellung



Parademarsch. Nach einer Zeichnung von Ernst Zimmer

(Zu dem Artikel: „Elefanten im englischen Kriegsdienst“, S. 532)

mit Geschützen auftritt, wohl auch sehr schnell machen. Aber vorläufig haben sie in Indien mit keinem solchen Gegner zu rechnen. Dafür aber imponiert gerade diese Batterie bei den Paraden und wo sie sonst im Frieden erscheint, den Eingeborenen ganz riesig und erfüllt somit ihren Zweck.

Ein Handel

Novelle von Ida Boy-Ed

(Schluß)

Hinten, beim warmen Herd auf der dämmrig traulichen Diele, zog Momme rasch Lena an sich.

„Heut abend, wenn Mutter schläft, muß ich dir was sagen. Komm in meine Kammer."

„O Gott — nein. Das darf ich nicht. Mutter schilt."

„Du mußt! Ich will dir sagen, wie wir deine Mutter zwingen können."

Sie zitterte und sah ihn vergehend an. ‚Ja,' schrie alles in ihr, ‚ja'.

Aber sie sah förmlich handgreiflich das kluge, wachsame Gesicht der Mutter, die zu warten schien, was ihre Tochter im stande sei.

„Nein," flüsterte sie, „keine Heimlichkeiten."

Die Mädchen schrieen plötzlich auf und schlugen die Thür zu, sie mit vereinten Kräften verriegelnd.

„Was ist los?" rief Momme wütend.

„Deichbruch — Deichbruch!" jammerten die beiden.

Sie hatten oben auf der Deichkrönung Gefährte und Menschen als schwarze Silhouetten durch das tiefe Grau der Regennacht huschen sehen, und der Sturm hatte ihnen den gellenden Ruf zugetragen.

„Ach, Unsinn," sagte Momme.

Zugleich schrillte ein Glockenton. Die lahme Frau rief.

Lena und die Mädchen stürzten zu ihr hinein. Momme folgte.

Sie hatte Lärm gehört und den Ruf ... Sie saß blaß wie der Tod, die Hände auf den Armlehnen ihres Stuhles, vorgebeugt, horchend.

Und dies ihr gesammeltes Horchen bezwang alle. Ihrer aller Kraft faßte sich zusammen in dem einen heißen Wunsch: hören.

Geneigten, vorgestreckten Hauptes, mit geöffnetem Munde standen sie — auch ihre Augen schienen zu horchen, den Sinn gewechselt zu haben.

So viele Sekunden lang.

Das Rauschen des Regens klang und das Heulen des Sturmes.

Dann — was war das? ... Getöse auf dem Deich ... vorbei ... Ein hohler Ton, wie der Klang eines Nebelhorns, drang gezogen, anschwellend, dräuend, absterbend durch die Nacht.

Deichbruch! Der Alarmruf sagte es. Deichbruch!

Gott sei den Armen gnädig, die nicht in festgefügtem, stolzragendem Hause sitzen!

Vor dem Feuer kann man fliehen, vor dem Wasser nicht. Mit seinen nassen, weitausgreifenden Armen umschließt es die Niederungen. Und deckt alle Wege zu und steigt und steigt ... schnell, still, ganz still, als wolle es den tobenden Lärm in der Luft verhöhnen: ich mache keinen Spektakel und kann mehr als du ...

Die Frau, an deren Mund und Blicken nun alle hingen, wußte es: nur wehrloses Warten gab es. Nichts andres. Sie konnte denen, die gewohnt waren, sich nach ihren klugen, sicheren Befehlen zu richten, nichts sagen.

Es gab hier nur das eine Wort: Gott sei gnädig!

„Mutter!" rief Lena, „was sollen wir thun?"

Der erste Gedanke der Bauern war auch Mommes Gedanke.

„Das Vieh," sagte er.

„Auf dem Deich, in Sturm und Regen ist es ebenso gefährdet wie im Haus," sprach die Frau. „Wir können nichts thun als die Thürschwellen verwahren und hoffen, daß es nicht viel wird."

Die Mädchen weinten.

„Habt euch nicht," sagte die Frau streng, „und wenn wir wirklich ein, zwei Fuß Wasser ins Haus bekommen, das ist noch keine Gefahr."

Nun arbeiteten sie und rannten mit heißen Köpfen. Was an Sand und Matten und Hölzern im Hause war, stopften sie zwischen Thür und Schwelle, und in den Minuten wurden sie ruhig, und fast schien ihnen das ein lustiger, Abwechslung bringender Spaß.

Momme blickte einmal aus dem Fenster seiner dunkeln Kammer, und da sah er deutlich, ganz deutlich: blank war rings das Land, als läge das Haus mitten auf einer schwarzen Glasplatte ... und er wußte ja, alles Verstopfen war unnütz, war bloß Spiegelfechterei, damit man die Angst ein bißchen verscheuchte.

Aber er sagte nichts. Sie arbeiteten weiter. Auf der Stubenschwelle stand der Stuhl, darin die lahme Frau saß und kommandierte.

Mit einem Male schrieen die Mädchen auf.

Unter dem ganzen Bau von Säcken und Matten und Holz hervor kam ein kleines, dunkles Rinnsal gelaufen, wie ein hurtiges Tierchen schlängelte es sich ins Haus herein, wurde breiter, blinkte im Lichtkreis auf ... wuchs ... schnell ... schnell ...

Schon standen sie mit nassen Füßen auf dem überschwemmten Estrich.

Das Vieh begann zu brüllen und an seinen Ketten zu zerren. Trina, die Kuhmagd, lief dahin und tätschelte die große Rotbraune.

„So — so —"

Um ihre Füße plätscherte es nun schon.

„Auf den Boden," sagte die Frau.

Draußen schwoll wieder der Hornton an — mißtönig, drohend — der Schall der Gefahr.

Und wie Kinder beim Donner schreien, so schrieen wieder die Mädchen bei dem dräuenden Ton, der durch die Nacht hallte.

Ohne weiteres Besinnen stürzten sie auf die Leiter zu, die von der Tenne nach dem Heuboden hinaufführte und in der offenen Bodenlücke oben lehnte. Sie klommen hinauf und verschwanden im schwarzen Loch.

Und das Wasser stieg und stieg — schwer legte es sich gegen die schreitenden Füße, und unheimlich gleißte auf seinem Spiegel der Reflex der hängenden, pendelnden Lampe.

„Komm, Momme," sagte Lena weinend und zitternd, „nimm Mutter ... hilf ihr."

„Meine arme Lena," sagte die Frau und griff nach der Hand des Mädchens, „weine bloß nicht



Elefanten im englischen Kriegsdienst: Geschützbespannung. (Text Seite 532)

so ... wir sind da oben ja warm und sicher, und wenn's nicht zu viel wird ... und wenn's bald abläuft, kommen wir über den Schaden schon hin."

Momme stand und starrte auf den Wasserspiegel.

Wie der wuchs, wie der gehoben wurde, so rasch ... so rasch.

„Wenn Momme sich bückte ... er trägt mich am besten Huckepack."

Aber Momme hörte nicht, wie es schien. Er starrte auf das Wasser. Es ging ihm schon bis hoch über die Knöchel."

„Momme!" rief Lena.

Der kam nun heran — wie glänzende Falten von Stahl formte sich das Wasser um seine Knöchel, indem er es im Gehen zerteilte.

„Ja," sagte er, „natürlich will ich Sie 'raufschleppen. Aber erst versprechen Sie mir, daß ich Lena und den Hof und alles krieg'."

Der Frau stand der Herzschlag still vor Entsetzen.

Lena stierte ihn an.

Er aber sah fest und gerade und triumphierend in das Gesicht der leichenblassen Frau.

Eine Kuh brüllte klagend auf. Es war fast menschliches Angstgeheul.

Das Holz des großen Thürflügels bebte unter den Stößen des Sturmes.

Und in stummer, geschäftiger Schnelle wuchs das Wasser.

Lena nahm ihre Röcke zusammen, ganz unbewußt ... Ihr stierer Blick hing immer an dem Mann.

„Ist das Ihr Ernst?" fragte hart die Frau.

„Wohl ist es mein Ernst. Sie thun, als ob ich ein zu schlechter Kerl bin für Lena. Aber nun bin ich nicht zu schlecht, Sie zu retten ..."

Die Frau schloß die Augen. Ihr ganzes Wesen bäumte sich auf. Sekundenlang dachte sie: ‚Nein — nein!' Und ein grauenhaftes Bild erstand vor ihr. Sie saß hier — verlassen — und das Wasser stieg und stieg, und in Todesangst schlichen die Stunden, und sie schrie sich heiser nach Hilfe, und oben aus den Bodenfenstern schrie Lena — und niemand hörte; denn jeder hatte mit seiner eignen Not zu thun, und bis die Wehr von den Ortschaften der Geest zur Hilfe kam, war sie stumm geworden. Und ihr war, als fühle sie die eisigen Wasser schon auf der Brust.

„Tragen Sie mich hinauf," sagte sie kurz. „Sie sollen alles haben, wie Lena will."

Und er bückte sich und kniete in das aufrauschende Wasser hinein, ihr den mächtigen Rücken bietend.

Nie im Leben mehr vergaß Lena dies Bild: hilflos klammerte sich der schwere Körper des Weibes an den machtvollen des Mannes, und er stieg die Leiter hinauf im schwankenden Licht, das sich im schmutzigen Wasser spiegelte. Dann zitterten droben die Bohlen des Heubodens von wuchtigen Schritten.

Und eine wahnwitzige Angst erfaßte sie plötzlich — ganz allein stand sie hier, und die eisige Nässe kroch ihr schon zu den Knieen hinauf. Zur Leiter stürzte sie, hemmend und schwer legte sich das Wasser gegen ihre Schritte.

Sie klomm hinauf. Die Leiter, wie immer, oben und unten mit eisernen Ringen befestigt, nutzte den geringen Spielraum aus, den sie hatte und ließ sich von den andrückenden Fluten leise hin und her zerren.

Oben war finstere Nacht. An dem Wimmern der Mädchen erkannte Lena die Richtung.

Hart unter den kleinen, schmalen Fenstern im Giebel hockten die Weiber zusammen auf dem Heu.

Momme stieg noch einmal in das helle Loch hinein — sein Kopf verschwand —, dann hörte man ihn unten — ein Plätschern und Rauschen begleitete seine Wanderung.

Er kettete das Vieh los. Er löschte die Lampen, damit zur Wassersnot nicht noch die Feuersgefahr käme. Und mit der Stalllaterne in der hocherhobenen Linken stieg er wieder hinauf.

Das Brüllen der Tiere hob von neuem an.

Und es gab einen dumpfen Krach ... das Wasser hatte die kleine Thür eingedrückt und einen Teil der großen Thorflügel mit. Der Sturm fauchte herein. Auf der Flut kreisten Bretter, Stühle, Körbe ... die große Rotbunte suchte den Ausgang — sie hob das gehörnte Haupt, wie anklagend sah es aus, und aus ihrem breiten, rosigen Maul kamen entsetzliche Töne.

Mit der Laterne in der Hand kam Momme über den Heuboden. Er hing sie an einem Balken auf.

Nun glomm ein schwächlich düsteres Licht durch den großen, langen Raum. Sein Hintergrund blieb fast in Nacht. Da erstarb der letzte Schimmer auf den hohen Bergen aufgestapelter Spankiepen, in denen das selbstgebaute und aufgekaufte Obst im Herbst versandt ward.

Vorn, gegen die kleinen Fenster zu, kauerten die Frauen; die beiden Mädchen mit gefalteten Händen. Die eine betete, die andre machte ihr aus Ratlosigkeit mechanisch die Betgebärde nach.

Frau Albers saß wie ein Bild von Stein, gelbe Strohbündel hinter sich als Rückenlehne.

Und Lena lag neben ihr im Heu, das Gesicht im Schoß der Mutter versteckt.

Momme saß auf einer umgestülpten kleinen Kiste nieder. Niemand sprach. Sie lauschten, wie auf dies eine hingezwungen, dem Lärm der Vernichtung.

Denn nun war das Wasser nicht mehr still, es gurgelte und plätscherte, es stieß spielend harte Gegenstände aneinander, die sich auf ihm wiegten. Und der Sturm blies ab und an seinen kalten Atem mit gewaltiger Kraft ins Haus, daß bis durch die Bodenluke der Hauch heraufkam und die Frauen zittern ließ.

Das Vieh wurde stiller. Vielleicht hatte es sich auf den Deich gerettet, um dort herabgestoßen, übergefahren, jenseits hinab in den wilden Strom geworfen zu werden.

Einmal sah Momme durch die Bodenluke hinab. Und da packte auch ihn der Schreck. Wie verflucht nah seinem Auge schien der Wasserspiegel!

Wenn es noch weiter stieg — immer noch — das Strohdach erreichte — hob — wegriß ... Entsetzlich.

Die Viertelstunden gingen, langsam, auf bleiernen Füßen.

Niemand sprach.

Und Lena, das Gesicht im Schoß der Mutter, dachte: ‚Käme doch der Tod.'

Still brannte das Licht in der Laterne. Wie lange noch? Momme dachte, als er es darauf ansah: ‚Vielleicht noch eine Stunde.'

Und dann war das Grauen um sie noch entsetzlicher, weil die Rätsel der Finsternis es erhöhten.

Wieder sah er hinab. Und da schien es ihm, als ob das Wasser stehe. Genau so hoch hatte es vorhin auch unter der Sprosse mit dem Mennigefleck gestanden, er erinnerte sich genau, er hatte noch besonders den roten Fleck gesehen, als er mit hinablangendem Arme mit der Laterne hinuntergeleuchtet.

„Das Wasser steht," sagte er.

Die Mädchen hörten sofort auf zu beten und empfanden, daß sie kalt von ihren nassen Schuhen und Strümpfen waren.

Auch Lena richtete sich auf und sah die Mutter an.

Doch die Mutter sah an ihr vorbei.

Noch einmal leuchtete Momme hinab ... kein Zweifel, das Wasser stand.

Momme saß und dachte nach. Gefahr war nun keine mehr.

Er überschlug den Schaden. Die paar Stück Vieh, nur für den Bedarf der eignen Wirtschaft gehalten, die waren zu verschmerzen. Aber die Erdbeerfelder, die Rosenfelder, das Gemüseland? Vielleicht verschlammt — vielleicht für ein Jahr Arbeit und Kosten, um sie neu zu kultivieren. Na, Frau Albers' Geldschrank war voll genug, der spürte einen Schaden von sechs- bis zehntausend Mark noch nicht.

Und mit dem lächelnden Siegergefühl sah er nach Lena hinüber.

Die war ja wohl von der Angst wie verdummt und verstummt ... sah wie der Tod aus und hatte keinen Blick für ihren Schatz.

Er stand auf. Er wollte sie trösten. Und gerade als er bei ihr war, erlosch das Licht.

Das eine Mädchen stieß einen Ruf der Angst aus.

Momme warf sich ins Heu neben Lena. Er suchte im Dunkeln nach ihrer Hand, denn er meinte, er müsse ihr doch irgend ein Zeichen geben: ‚Hab nur Courag', uns passiert nichts mehr!' Er traf auch auf Lenas Hand, aber sie stieß die seine zurück.

Die Nacht schlich hin. Der Sturm schwieg plötzlich, so daß sein Schweigen erst wie neuer Schrecken wirkte. Der Regen hörte auf.

Die Menschen auf dem Heuboden fühlten endlich ein bißchen klamme Wärme durch ihre Glieder schleichen. Ihnen dämmerten die Stunden hin in stumpfem Warten.

Als die drei kleinen Fenster so weit erkenntlich wurden, daß sie aus dem Schwarz des Raumes wie graue längliche Vierecke heraustraten, ging Momme heran.

Als Wächter stand er, gierig das erste bißchen Morgendämmern erwartend.

Auf dem Deich war Todesruhe.

Und endlich kam das bleiche Grau, und das, was draußen war, konnte man in undeutlichen Linien erkennen.

Jenseits des Deiches flutete schwer und schmutzig der Arm des gewaltigen Stromes, als wolle er mit seinem Hauptkörper an Macht wetteifern.

Diesseits stand schlammiges Wasser, und kreisend auf ihm trieb totes Vieh, Hausgerät und Reisig.

Und jenseits wie diesseits sah man an dem schwarznassen Saume, der sich oberhalb des Wassers hinzog, daß es bis hart zur Deichkrönung gestanden hatte.

So nah war Tod und Verderben gewesen.

Schon viele Fuß war das Wasser gefallen, aber noch lange, qualvolle Stunden konnten hingehen, ehe es ganz abfloß, soviel der frische Ost auch nachhalf, der zugleich mit dem Tageslicht aufkam.

Frostige, hungrige Stunden ... Aber es kam natürlich Hilfe, sie den Gefangenen zu erleichtern. Der Staat kümmert sich ja um seine Bürger, wenn sie in Not sind.

„Na, mein' Lena," sagte Momme ermunternd zu dem blassen, vor sich hinstarrenden Mädchen.

Sie drängte sich enger an ihre Mutter, aber die that, als spüre sie es nicht.

Die Mädchen wurden lebendig. Trina jammerte um ihre Rotbunte, und das andre Mädchen sprach davon, ob man sich wohl bald hinunterwagen könne und versuchen, das Brot vom obersten Bort im Wandschrank zu holen.

Auf dem Deich begann ein großes Fahren und Reiten, und Momme schrie aus dem Fenster Nachrichten und hörte, wie es bei den Nachbarn deichauf und -ab aussähe. Und Heini stand da und meinte, er könne bald ins Haus gelangen.

Der Tag wuchs und lachte im Wachsen, als sei nichts geschehen, und ein blauer Himmel stand über dem wüsten Bild.

Gegen Mittag war es so weit, daß Momme und die Mädchen sich hinabwagten. Und die Frau ordnete hart und deutlich allerlei an: daß man notwendiges Hausgerät heraufschaffen solle, daß man ein paar Tage sich hier oben einzurichten suchen müsse. Sie war Herrin der Lage, und ihr Gemüt schien nicht weicher geworden in dieser Nacht.

An ihrer Tochter sah sie immer vorbei.

Die Mädchen schleppten Kisten und Körbe hinab und zerkleinerten sie. Und als erst ein gutes Feuer auf dem Herde brannte und der Kaffee kochte, kam den Leuten ein naiver Genuß am erlebten Schrecken. Sie kosteten ihn immer wieder durch, indem sie sich erzählten, wie ihnen zu Mut gewesen.

Momme trug einen Topf voll Kaffee hinauf.

Der jämmerliche Anblick seiner Lena, ihr Schweigen, ihr sonderbarer Blick fing an, ihn zornig zu machen. Nun, noch hieß es natürlich allen Unmut über ihre Verzogenheit 'runterwürgen.

„Da, Frau Albers, trinken Sie man erst ein paar Schluck — und nu du, Lena — komm ... Courage, mein Schatz — es ist ja überstanden." Und er wollte ihr über die Wangen streichen.

Da stieß sie ihn zurück.

„Ich bin nicht dein Schatz," sagte sie.

„Na — nu? Wo Mutter eingewilligt hat."

„Gehandelt hast du mit ihr um Leben und Tod, so schändlich, so schändlich!" rief sie.

Er lachte verlegen auf.

„Gott, das war ja bloß Unsinn. Wie hätt' ich Mutter da ersaufen lassen können! Dann hätten sie mich ja als Mörder festgekriegt."

Aber die Leidenschaft des Zornes und der Jammer der Ernüchterung machte das Mädchen hellseherisch.

„Das sagst du jetzt," rief sie flammend, „das hast du dir nachgedacht. Aber in dem Augenblick hast du es so gemeint."

Er wurde rot. Es war, als sage sie laut, was in seinem Innern gewesen.

In jenem Augenblick war ihm voll höhnischen Triumphes der Handel teuflischer Ernst gewesen. Und die Erkenntnis, daß dieser Handel um Leben und Tod sich ja doch nicht hätte zu Ende führen lassen, kam ihm erst hinterher.

„Lena," sagte er, „sei doch nicht so. Wenn ich dir doch schwöre, es war nicht ernsthaft gemeint."

Die Frau wartete. Ihr Herz schlug ihr bis zum Halse hinauf. Was wollte ihr Kind?

„Ob Spaß oder Ernst. Ueber das Wort komm' ich nicht weg. Geh, daß Mutter dich nicht mehr sieht — und ich nicht ..."

Sie warf sich in den Schoß der Mutter nieder mit ihrem Gesicht, um ihre heißen Thränen zu verstecken.

„Lena ..." begann er noch einmal.

Und da begegnete sein Blick dem der Frau.

Hoch und groß, in all seiner prachtvollen Mannesschönheit stand er. Und sie saß am Boden, eine lahme, kümmerliche Frau, mit übernächtig bleichem Gesicht und eingesunkenen Augen.

Aber was aus diesen Augen ihn anblitzte, war

so scharf, so kalt, so unerbittlich, daß ihm war, als sähe sie herab auf ihn.

Er wandte sich und ging. Er wußte, der Handel war doch zu seinen Ungunsten ausgeschlagen.

Die Frau faltete ihre Hände auf dem Haupt der Weinenden. Sie wußte es, nun würde ihr Kind wieder still und klar werden. Das, was in dem jungen Geschöpf geflammt hatte, war erloschen. Die Gefahr war vorbei. Nicht spurlos war sie vorbei gegangen — gewiß nicht spurlos.

Das war wie mit der mißhandelten Erde draußen. Wenn auch schon heut der blaue Himmel lachte: lange, lange war sie noch unfruchtbar — zu schrecklich war es verwüstend über sie hingeflutet. Aber nach Jahr und Tag — unter stetiger, friedlicher Gärtnerarbeit — da blühte und lachte sie doch wieder.

Und die Frau strich linde über das Haar ihres weinenden Kindes, indes sich ihr selbst eine Thräne über die Wange schlich.



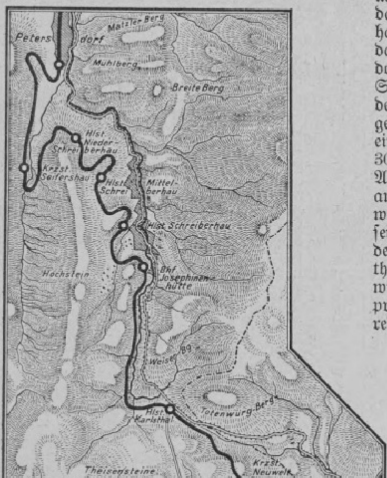
Petersdorf mit Bahnhof

Die Zackenbahn (Iserthalbahn)

(Mit 8 Bildern nach Originalphotographien von van Bosch und einem Lageplan von Ernst)

> Das große Werk — noch ist's ein Kind
> Heut tritt es ein ins Leben.
> So laßt's uns taufen denn geschwind
> Mit edlem Saft der Reben!
>
> Doch welchen Namen, saget an,
> Wollt ihr dem Kind verleihen?
> Wir nennen's flugs die Zackenbahn,
> Und Gott geb' ihm Gedeihen!

Zacken, Zackerle, Kochel, Schreiberhau, Josephinenhütte, Schindelmühle, Schneekoppe, — Tausenden weitet sich die Brust, wenn sie diese Namen hören. Da war man in Petersdorf, dem schmucken Gebirgsdorf am Rande der Berge, heiß brannte die Sonne herunter, aber der Weg war dennoch herrlich. Links der tobende Zacken, rechts die ansteigenden Berge mit den gewaltigen Tannen, und so steil auch die Straße hinanklomm, es war ein leichter Weg, und ehe man sich's versah, hatte man das liebliche Schreiberhau erreicht. Da war gut rasten. Aber wer sich ein wenig mehr mit Land und Leuten beschäftigte, der merkte bald, daß hinter der Pracht der Natur so manche stille Thräne von den Wangen der Menschen herunterrann, die dies herrliche Eden ihre Heimat nennen. Die Zeiten, da auf dem strudelnden Zacken alljährlich 16000 Klafter Holz von Petersdorf nach Hirschberg hinabgeflößt wurden, sind längst dahin, das einst so berühmte Vitriolwerk hat lange seine Bedeutung verloren, viele romantische Punkte, das Nieder- und Mitteldorf Schreiberhau, die Zuckerschale sind nahezu oder völlig vergessen. Ein halbes Jahrhundert der Vernachlässigung, das Ueberwiegen des gewaltigen Großbesitzes schlesischer Magnaten, die Abgeschiedenheit von dem industriereichen Nordböhmen, all das hat dem Riesengebirge den Stempel der Armut aufgedrückt, und der Fremdenstrom, der sich alljährlich darüber ergoß, vermochte den Prozeß nicht aufzuhalten, nur eine Eisenbahn konnte dem Riesengebirge helfen.



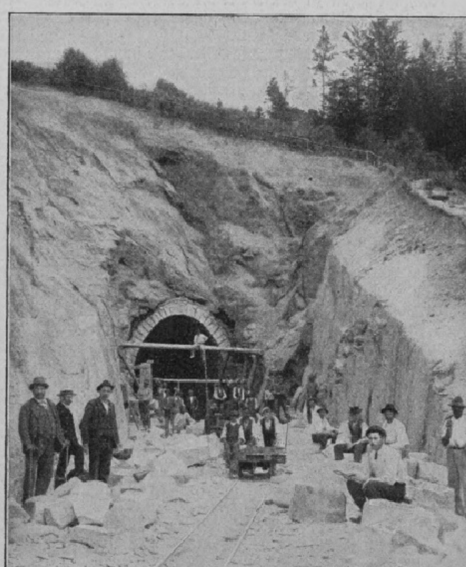
Lageplan der Zackenbahn

Diese Ueberzeugung hat schon ein für unsre schnelllebende Zeit recht beträchtliches Alter. Der erste Plan einer Bahn, die einen Bergrücken von 900 Metern Seehöhe zu überwinden und die Grenze zwischen zwei Staaten zu überschreiten hatte, wurde 1884 auf österreichischer Seite entworfen. Man plante die Trace, die jetzt befahren wird, von Petersdorf über Schreiberhau nach Jakobsthal und von da über Rochlitz nach Starkenbach an der Linie Trautenau-Prag. Es kamen dabei Krümmungen von 100 Metern Radius heraus. Als man an die Ausführung gehen wollte, sah man, daß man sich in den Kostenanschlägen gründlich geirrt hatte, und die Ausführung unterblieb. Nachdem dann im Dezember 1892 die Linie Hirschberg-Petersdorf fertiggestellt war, erfolgte 1893 von preußischer Seite die erste Streckenbereisung. Das Flußthal des Zackens schien sich als die von der Natur gegebene Straße anzubieten, aber diese Straße hat eine Steigung von 1:30, d. h. von 1 Meter auf 30 Meter, und 1:40 ist das Höchste, was für eine Adhäsionsbahn möglich ist. Man dachte deshalb an Zahnradbetrieb oder an ein gemischtes System, wie es Oesterreich auf einem sehr schwierigen Teil seiner Strecke zwischen Tannwald und Polaun, auf dem Uebergange vom Kamnitzthale zum Iserthale, thatsächlich ausgeführt hat, gab aber den Gedanken wieder auf, und im Jahre 1896 wurde von der preußischen Eisenbahnverwaltung ein Plan mit reinem Adhäsionsbetrieb ausgearbeitet, der 1897 genehmigt wurde.

Der Ausgangspunkt für die technische Lösung des Problems war der höchste Punkt der Trace, der gleichzeitig der tiefste Punkt des Sattels zwischen Riesen- und Isergebirge oder der Wasserscheide zwischen Zacken und Milnitz, einem Nebenbache der Iser, beziehentlich zwischen Oder- und Elbegebiet ist. Dieser Punkt liegt hinter dem Forsthause Jakobsthal bei der Station Karlsthal an der Chaussee Schreiberhau-Neuwelt, auf preußischem Gebiet, in einer Seehöhe von 885 Metern, in der Luftlinie nur 12 Kilometer vom Bahnhofe Petersdorf entfernt, der 388 Meter über dem Meere belegen ist. Danach mußten auf 12000 Meter Strecke 500 Meter Steigung oder auf 24 Meter 1 Meter überwunden werden. Das war unmöglich, man mußte sonach die Strecke etwa verdoppeln, um die zulässige Steigung zu erzielen. Wie das geschah, sieht man am besten auf unsrer Tracenkarte. Mit den vielfachen, dort sichtbaren Krümmungen verlängerte man die Strecke auf 25 Kilometer und erlangte damit das Verhältnis von 500:25000 oder von 1:50, d. h. eine sehr annehmbare Steigung.

Damit waren die Terrainschwierigkeiten noch nicht überwunden. Denn während von Jakobsthal bis Josephinenhütte der Zacken kein allzu großes Gefäll hat, so daß ihm die Bahn ohne Kehren folgen konnte, ändert sich die Sache in Schreiberhau. Hier schickt der hohe Iserkamm drei Querriegel zum Zacken hinab. Zwischen diesen Riegeln liegen drei Thäler, das Weißbachthal, das Thal der Hüttstatt und das Dorfbachthal von Nieder-Schreiberhau, die für eine Verlängerung der Trace zur Verfügung standen. So nahm die Bahn in großen Kurven, wie sie der Plan deutlich zeigt, diese drei Thäler und kommt bei der Dachsbaude am Moltkefelsen an, nur noch 2 Kilometer in der Luftlinie von Petersdorf entfernt, aber noch 206 Meter über Petersdorf. Die scharf vorspringende Nase des Iserkammes sperrt den Weg. Ihn zu umgehen, war unmöglich. So wurde der Felsen in einem rund 180 Meter langen Tunnel, der ein Gefäll von 1:54 hat, durchbrochen. Der Tunneleingang ist auf unserm Bilde: Tunnel an der Dachsbaude durch den Moltkefelsen, zugleich mit der charakteristischen Umgebung trefflich dargestellt. Da das Gestein des Moltkefelsens stark wechselt, so mußte der Tunnel ausgemauert werden. Kaum aus dem Tunnel heraus, legt sich die Bahn an die nördliche Lehne des Iserkammes und verläuft tief im Thale des kleinen Zacken bis zur Ludwigsbaude, überschreitet den Zacken, macht noch eine große Schleife bis fast nach Kaiserswaldau und gelangt über eine hohe Dammschüttung zum Bahnhof Petersdorf.

Kehren wir nun zum Kamm zurück, um von dort die andre Seite nach Oesterreich hin zu betrachten. Die höchste Station der Bahn, zugleich die höchste Bahnstation in ganz Norddeutschland, war, wie wir gesehen, die bei der gräflich Schaffgotschschen Försterei Jakobsthal belegene Station Karlsthal. Karlsthal liegt 886 Meter über dem Meere. Die Bahn sinkt mit dem Gefälle der andern

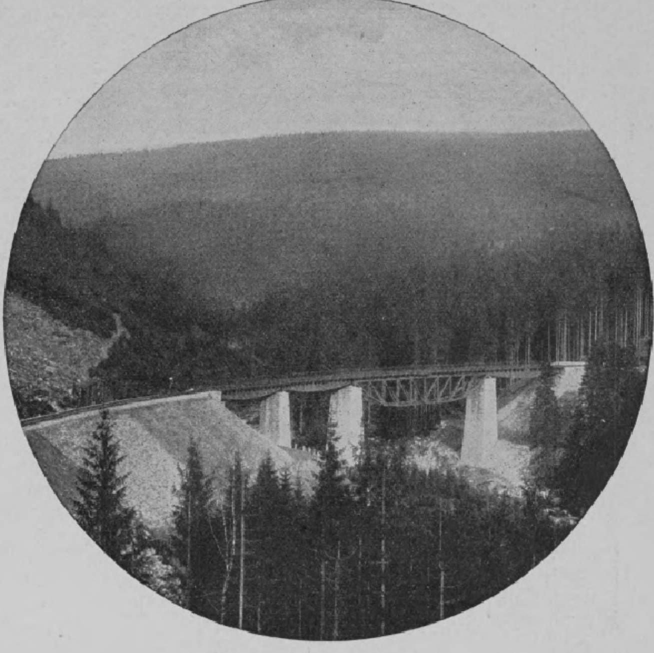


Tunnel an der Dachsbaude durch den Moltkefelsen

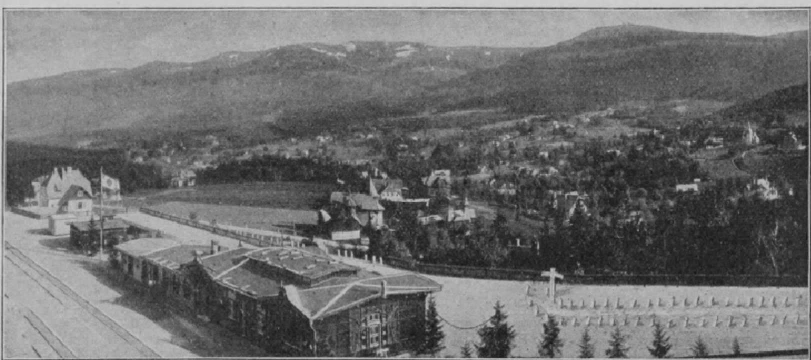
Seite des Kammes bis zur österreichisch-preußischen Grenzstation Grünthal, die noch 700 Meter über dem Meere liegt. Sie läuft dabei 290 Meter zwischen den Stationen Strickerhäuser und Grünthal durchs Isergebirge in einem Tunnel hindurch, an den sich unmittelbar der Iserviadukt anschließt. Einschnitte bis zu 23 Metern Tiefe, Dämme bis zu 20 Metern Höhe bereiten der Bahn den Weg. In starken Biegungen hat man die Steigung überall so ermäßigt, daß der zu überwindende Widerstand nicht größer ist als auf den geraden Strecken. Wo nur irgend erforderlich, wurden Durchlässe angebracht, um den bei Sommerregen zu reißenden Wildwassern anschwellenden Gebirgsbächen den Abfluß zu ermöglichen. Die Sohle dieser Bauwerke ist durchweg treppenförmig gestaltet, so daß die Gewalt des herabstürzenden Wassers gebrochen wird. Niveauübergänge sind durch zahlreiche Ueber- und Unterführungen fast ganz vermieden. Vielleicht die größten Schwierigkeiten machte das schlanke, zierliche Bauwerk des Iserviaduktes, der in einer Höhe von 25 Metern mit vier Oeffnungen, von denen eine 40 Meter, die drei andern 20 Meter weit sind, den Iserfluß überschreitet. Man weiß, wie wild die Betten der schlesischen Gebirgsflüsse aussehen; das Iserbett ist besonders steil, tief eingeschnitten und mit Steintrümmern bedeckt.

So hat die im ganzen 35,1 Kilometer lange Zackenbahn 176 Durchlässe und Brücken, darunter 120 massive Bauwerke, die mit rund 40 000 Kubikmetern Granitmauerwerk ausgeführt wurden. Die Bodenbewegung — unsre Bilder geben von den Schwierigkeiten dieser Arbeiten eine gute Vorstellung — umfaßte 1,2 Millionen Kubikmeter, davon beinahe die Hälfte Felsen. Mehrere tausend Zentner Dynamit wurden bei der Sprengung der Felsen verwendet. Zeitweise waren 4000 Arbeiter auf einmal thätig, an die die größten Anforderungen gestellt werden mußten. 10 000 Kubikmeter Sand mußte man von Bunzlau herbeischaffen, zunächst mit der Bahn, dann mit Landfuhrwerk, endlich dort, wo keine Zufahrtwege existierten, auf dem Rücken der Arbeiter. In derselben Weise brachte man das erforderliche Beton zur Arbeitsstätte. Für die Pfeiler des Iserviaduktes mußten 8 bis 9 Meter tiefe Baugruben durch das Geröll hindurch bis auf den gewachsenen Fels hergestellt werden. Der Oberbau der Bahn ist so stark, daß er von schweren Maschinen mit fünf gekuppelten Achsen, die 40 Achsen zu ziehen im stande sind, befahren werden kann. Bei Karlsthal mußten 45 000 Zentner Schienen und andres Material auf der Chaussee angefahren werden.

Am 25. Juni 1902 wurde die Strecke Petersdorf-Schreiberhau — das weit zerstreute Schreiberhau, das sich in drei Dörfer teilt, hat drei Bahnhöfe erhalten, Schreiberhau, Mittel-Schreiberhau und Nieder-Schreiberhau —, am 1. Oktober die Gesamtbahn bis Grünthal eröffnet, wo sich die österreichische Linie Grünthal-Polaun-Tannwald an die Strecke Tannwald-Gablonz-Reichenberg anschließt. Bisher existierte zwischen den Linien Görlitz-Reichenberg und Landeshut-Trautenau auf einer Strecke von über 80 Kilometern keine Verbindung von Schlesien und Nordböhmen, obwohl die gewerbthätige Bevölkerung des Riesengebirges, vom Fremdenverkehr ganz abgesehen, auf beiden Seiten des Gebirges zahlreiche Beziehungen unterhält. Vor allem konnte die schlesische Steinkohle, die nur auf dem weiten Umweg über Görlitz-Nikrisch nach Nordböhmen und an seine reiche Industrie gelangen konnte, nicht mit der Braunkohle des Aussig-Teplitzer Beckens in Wettbewerb treten. Was das bedeutet, kann man leicht ermessen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß es sich in Nordböhmen um Industriestädte wie Reichenberg mit 35 000, Gablonz mit 21 000, und um industrielle Flecken wie Morchenstern mit 8000, Tannwald mit 3000 Einwohnern handelt, daß im Reichenberger Handelskammerbezirk schon 1890 149 fabrikmäßige Spinnereien und Webereien mit 138 800 Spindeln, 4605 mechanischen, 9284 Handwebestühlen und mit 28 170 Arbeitern betrieben wurden. Daneben sind in dem Bezirk zahlreiche Färbereien, Appreturanstalten, Teppichfabriken, Baumwollspinnereien, Fabriken von Weberkämmen und Kratzen, von Maschinen, Farben, Klavieren und Leder thätig. Die Stadt Reichenberg hat neben mehreren Banken großartige allgemeine und Fachschulen, sie ist ein Industriezentrum ersten Ranges, und ihre Handelskammer ist durch ihre Thätigkeit und echt deutsche Gesinnung überall bekannt geworden. Auch Gablonz hat eine bedeutsame Industrie. Schon 1890 waren in Gablonz und Umgegend über 12 000 Menschen mit der Anfertigung von Glasperlen, Glasknöpfen, imitierten Edelsteinen, Beleuchtungsartikeln u. s. w. befaßt. Hier blüht die Glasmalerei und die Gürtlerei, unterstützt durch eine kunstgewerbliche Fachschule, und mehr als hundert Handelshäuser vertreiben die Gablonzer Glaswaren über die weite Welt. Der Wert der jährlich ausgeführten Schmuckwaren beläuft sich auf 10 bis 12 Millionen Gulden. Daneben sind in Gablonz wie in Morchenstern und Tannwald andre Industrien entwickelt, die bei der großen Betriebsamkeit der Bewohner Nordböhmen zu einer Gewerbestätte ersten Ranges erhoben haben.

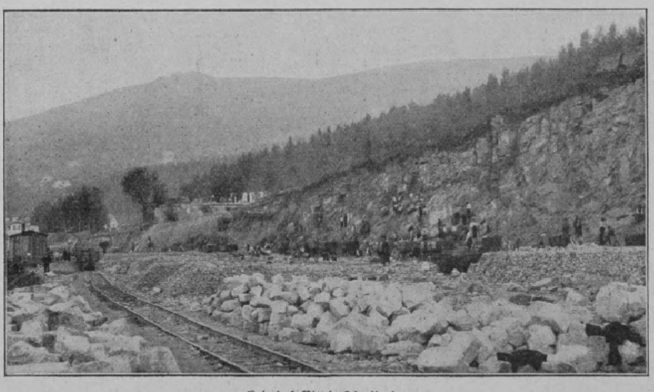


Iser-Viadukt

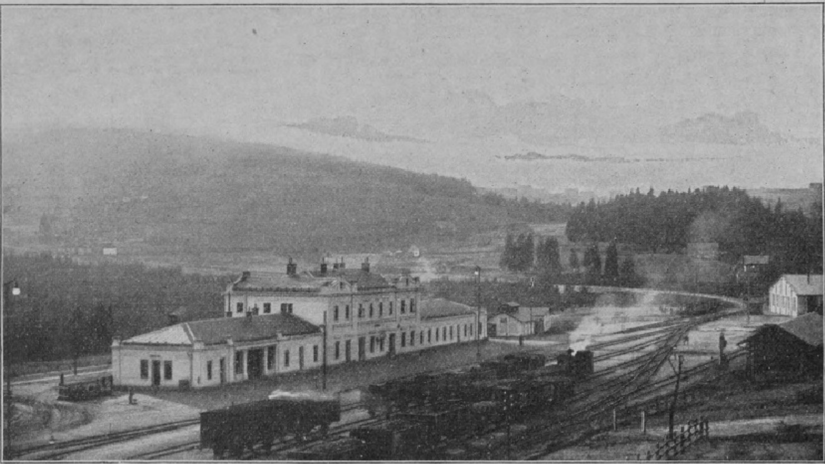


Bahnhof Schreiberhau (Hauptstation)

Die zahlreichen Fremden, die alljährlich in starkem Zufluß das Riesengebirge von Deutschland wie von Oesterreich her überfluten, fragen freilich selten nach dem Zustande von Handel und Industrie. Sie haben ihre Sorgen zu Hause gelassen und wollen Meister Rübezahls Freuden kennen lernen. Die Bahn wird sie dabei reichlich unterstützen. Der Blick ins Thal ist von der gesamten Strecke unbeschreiblich schön. Bis Schreiberhau beherrscht zumeist der Kynast das Landschaftsbild, an einigen Stellen sieht man die lange blaue Kette des Bober-Katzbachgebirges mit den davor lagernden herrlichen Falkenbergen. Jetzt kommen wir durch den mächtigen Einschnitt von Hartenberg, wo die Bahnlinie viele Meter tief durch die Felsen gesprengt werden mußte. Auf der Nordlehne des Iserkammes am rechten Ufer des kleinen Zacken umfängt uns herrlicher Wald. Dann geht's hinein in den Tunnel, und kaum sind wir hinaus aus dem Moltkefelsen, so haben wir ein prachtvolles Panorama vor uns. Vorne das liebliche Nieder-Schreiberhau, darüber die kleine Villenkolonie am Adlerfels, die Kuppen des Holzberges, des Breitenberges und des Buchhübels, wo ein gewaltiger Einschnitt gemacht werden mußte, den unsre Abbildung darstellt, und das Ganze beherrscht der dunkelblaue Zug des Hochgebirges mit dem spitzen Koppenkegel als Krone. Solcher Flecken giebt es viele. Vom Hauptbahnhof Schreiberhau und seinem weiten Vorplatz schweift das Auge über das ganze Marienthal, einen großen Teil des Weißbachthales und über das Hochgebirge, von links drängt sich der Reifträger breit in das liebliche Bild, von rechts grüßt der Hochstein, es ist ein wunderbar anmutiges und prächtiges Panorama, das niemand vergißt. Bald sieht man die altberühmte Josephinenhütte tief im Thal, und jetzt verliert sich



Bahnhof Mittel-Schreiberhau

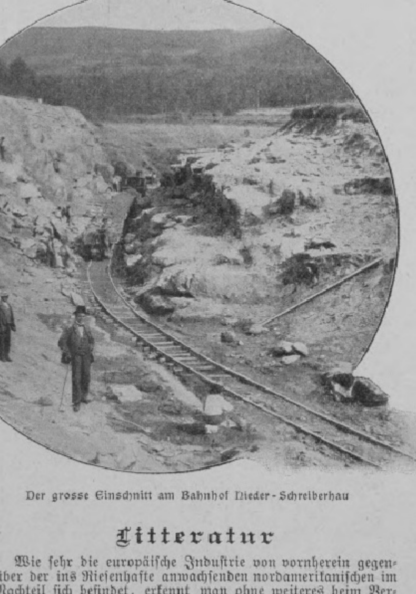


Grenzstation Grünthal

die Bahn in tiefe Waldesnacht, bis sie bei der Haltestelle Karlsthal anlangt. Von hier geht's zu Thal. Tiefer Wald verdeckt die Aussicht. Riesige Felsblöcke, hochragende Tannen, hie und da eine Waldblöße, seltener noch eine menschliche Siedelung. Von den Waldblößen sieht man Harrachsdorf und Neuwelt in Oesterreich und den mächtigen Krkonosch. Das Riesengebirge bekommt ein ganz andres Aussehen. Und jetzt sind wir an den Strickerhäusern. Hier bietet sich ein herrlicher Blick auf das ganze sich zum Iserthal senkende Gelände und auf die jenseits aufsteigenden Höhen. Wieder geht's in den Wald, und jetzt sind wir im Isertunnel, der sich in einer Schlangenlinie durchs Gebirge windet, jetzt auf dem Iserviadukt, den unser Bild zeigt. Hier haben wir das wilde, steile, tiefe Iserthal vor uns. Dann geht's nach Grünthal. Wir sind am Ende der Reise.

So ist das Gebirge bezwungen, der Kamm, der die Völker jahrtausendelang getrennt, der den Deutschen vom Deutschen geschieden, er ist überwunden. Möge der Geist, der bei Erbauung der Bahn leitend gewesen, über ihrem Verkehr und über den beiden Bruderstämmen schweben, damit sie durch Intelligenz, Kraft und Arbeit gemeinsam die Kultur der Menschheit fördern.

Heinz Krieger



Der grosse Einschnitt am Bahnhof Nieder-Schreiberhau

Litteratur

Wie sehr die europäische Industrie von vornherein gegenüber der ins Riesenhafte anwachsenden nordamerikanischen im Nachteil sich befindet, erkennt man ohne weiteres beim Vergleichen der hier wie dort alljährlich zum Heeresdienst verpflichteten jungen Männer, deren Kräfte dadurch dem Erwerbsleben entzogen werden. Um so mehr dürfen wir hohe Befriedigung empfinden über das, was trotz aller Schwierigkeiten bei uns auf diesem Gebiete der realen Kultur geleistet wird. Einen Zweig der deutschen Industrie, dessen Bedeutung für die ideale Kultur nicht hoch genug geschätzt werden kann, bildet das Buchgewerbe, das nach einer jüngst veröffentlichten Statistik nicht weniger als 23000 Bücher jährlich auf den Markt bringt. Wir sind von klein auf so an die Benutzung von Büchern gewöhnt, daß wir gar nicht daran denken, wie viele Faktoren bei ihrer Herstellung zusammenwirken mußten. Dazu gehören, vom Verleger und Autor oder Herausgeber ganz abgesehen, Papier- und Farbenfabriken, Maschinenfabriken, Setzereien und Druckereien, Buchbindereien und die Werkstätten der verschiedenen graphischen Künste. Eine derartige Erwägung, „wie alles sich zum Ganzen webt“, wird unwillkürlich hervorgerufen, wenn man die stattliche Reihe der vielverbreiteten einbändigen Klassiker-Ausgaben der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart betrachtet, die man mit Recht als „Unika des deutschen Buchgewerbes“ bezeichnet. Diese umfangreichen und dabei doch so handlichen Bände werden zu Preisen geboten, die ihre Anschaffung auch allen Freunden der Litteratur, die nur über bescheidene Mittel verfügen, möglich machen; sie eignen sich daher ganz vortrefflich dazu, die weitesten Kreise mit den Schöpfungen der großen Dichter bekannt und vertraut zu machen. Von diesen mit Recht so rasch beliebt gewordenen einbändigen Klassiker-Ausgaben liegen bis jetzt vor: Goethes Werke, in einer Auswahl herausgegeben von Heinrich Düntzer; Shakespeares dramatische Werke, übersetzt von A. W. von Schlegel und L. Tieck, herausgegeben von Wilhelm Oechelhäuser; Hauffs Werke, herausgegeben von Dr Cäsar Flaischlen; Ludwig Uhlands sämtliche Werke, mit einer litterarisch-biographischen Einleitung von Ludwig Holthof; Schillers Werke, herausgegeben von J. G. Fischer; Heinrich Heines sämtliche Werke, eingeleitet von Ludwig Holthof; Lessings Werke, eingeleitet von Ludwig Holthof, Theodor Körners sämtliche Werke, mit einer biographischen Einleitung von Otto Franz Gensichen; Nikolaus Lenaus sämtliche Werke, mit einer biographischen Einleitung von Otto Franz Gensichen, und endlich Franz Grillparzers sämtliche Werke, mit einer Skizze seines Lebens und seiner Persönlichkeit von J. Minor. Vereinigt bilden diese Bände eine schöne Haus- und Familienbibliothek von bleibendem Werte; aber auch einzeln eignen sie sich infolge ihrer gediegenen und würdigen Ausstattung vortrefflich zu Geschenken, die überall willkommen sein werden.

— In der Sammlung von Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, die Georg Steinhausen im Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig herausgiebt, ist der 10. Band erschienen, in dem Theodor Hampe „Die fahrenden Leute in der deutschen Vergangenheit“ in Wort und Bild vorführt (mit 122 Abbildungen nach Originalen, größtenteils aus dem 15. bis 18. Jahrhundert). Obwohl die Quellen über die älteste Zeit bis zu den Stürmen der Völkerwanderung sehr spärlich fließen, hat der Verfasser auch über die Anfänge der Geschichte des „fahrenden Volkes“ aufhellendes Licht verbreitet und ihren Ursprung bis in das zweite Jahrhundert vor Christo zurückverfolgt. Aus dem römischen Reich sind die „fahrenden Leute“ im engeren Sinne des Wortes, d h. die „Fahrenden, die sich die Erheiterung und Unterhaltung ihrer Mitmenschen zu ihrem Beruf und zu ihrem Geschäft gemacht haben“, nach Deutschland gekommen und haben dort allmählich die bei den Germanen heimischen Sänger und Spielleute, die hoch in Ehren gehalten wurden, verdrängt. Die Schilderung des Treibens dieser „fahrenden Leute“ im engeren Sinne bildet den Hauptgegenstand der Darstellung, wenngleich der Verfasser daneben auch das gesamte „fahrende Volk“, das sich auf den Landstraßen herumtrieb: Bettler, Landstreicher, vagabundierende Landsknechte, Straßenräuber, fahrende Schüler u. s w., streift Er stützt sich dabei auf eine umfassende Kenntnis des urkundlichen Materials, aus dem er höchst interessante Mitteilungen über die rechtliche und soziale Stellung der „fahrenden Leute“ und über die vor- und nachmittelalterlichen Anschauungen, die über sie herrschend waren, geschöpft hat. Was in den Illustrationen mittelalterlicher Handschriften, in Holzschnitten, Kupferstichen und Radierungen von Darstellungen aus dem Leben des „fahrenden Volkes“ zu finden war, ist als nicht weniger wertvolles Material ebenfalls sorgfältig gesammelt und in guten Reproduktionen dem Buche beigegeben worden. Wir begegnen darunter Blättern von Lucas von Leyden, Dürer und Rembrandt, die an den malerischen und grotesken Erscheinungen der fahrenden Leute ihre Freude gehabt haben. Von ganz besonderem Interesse sind die fliegenden Blätter des 17. und 18. Jahrhunderts, aus denen sich die illustrierten Ankündigungen und Programme der Seiltänzer, Jongleure und Kunstreiter entwickelt haben.

— Eine Art Gegenstück zu seinem Roman „Erdsegen“ hat Peter Rosegger in seinem neuen Buche „Weltgift“ geschrieben (Leipzig, L. Staackmann). Auch hier ist es ein Mann aus den Kreisen der oberen Zehntausend, der, angewidert von deren Thun und Treiben, unter das Volk flüchtet, um in dessen kräftigem Wesen und Schaffen selbst zu gesunden. Als er zu diesem Entschluß gelangt, ist Hadrian Hausler schon über des Lebens Maienblüte hinaus. Er hat so ziemlich bis zur Neige gekostet, was auf dieser Erde dem Sohne eines millionenreichen Vaters von Lockungen sich darbietet, und letzterer ist bereit, ihm alles zu gewähren, falls er nur nicht seine, des Vaters, Kreise stört. Denn Hausler senior, der skrupellose Großindustrielle, ist trotz seiner hohen Jahre noch ein lüsterner Genußmensch, der mit Verachtung auf den Sohn herabblickt, als dieser ihm plötzlich die Freundschaft kündigt, sich sein Erbteil auszahlen läßt und in die Fremde geht oder vielmehr fährt, denn das neue Leben, das zu führen er sich vorgenommen, beginnt er in einem neu erstandenen, mit zwei feurigen Ungarhengsten bespannten Landauer. Weit kommt er nicht, denn schon nach ein paar Meilen bleibt er in einem entlegenen Walddorfe, in dem es ihm wohlgefällt, kleben. Erst wohnt er zur Miete im Wirtshaus, dann kauft er sich ein Gut, und bei allem hat er einen treuen Berater in dem wackern Saberl, den er vom Stallknecht zum Diener, dann zum Vertrauten und Herzbruder aufrücken läßt. Wenn der ehrliche Saberl nicht so scharf obacht gäbe, würde es mit der Gutsherrlichkeit Hadrians noch viel schneller zu Ende gehen, als es geschieht, aber ungetreue Verwalter sind schlauer als brave Bauernjungen, und eines Tages ist der ungerechte Haushalter mit dem Gelde seines Herrn verschwunden. Noch bleibt diesem so viel, daß er in einem dürftigen Gehöft weiter hausen kann, aber inzwischen hat das „Weltgift“, das er zu überwinden gedacht, in dem enttäuschten Hadrian weitergefressen, er findet die Geschichte „über alle Beschreibung langweilig“, meint, daß es nichts Bornierteres gebe als die Natur, und geht heimlich, ohne daß es der treue Saberl merkt, davon. Was dieser nach langem wieder von ihm hört, ist überaus traurig: wieder zurückgekehrt ist Hadrian in die frühere Welt, dorthin, wo sie am tiefsten und sumpfigsten, ins Irrenhaus hat man ihn sperren müssen, und jetzt liegt er im Sterben. Saberl kommt nur gerade recht, dem in der Scheidestunde zu klarem Bewußtsein Rückkehrenden die Augen zuzudrücken. Und die Moral der Geschichte? „Uns hat dieses Schicksal gezeigt, daß ein Mensch, dessen Seele von Weltgift zerfressen ist, nicht in die ländliche Natur zurückkehren kann und soll.“ So will uns Rosegger glauben machen, aber wir fürchten, daß nicht viele Leser sich dieser Folgerung anschließen. Erstens ist Hadrian gar nicht in die ländliche Natur „zurückgekehrt“, denn er war vorher nicht darin gewesen, sondern ein Genüßling der Großstadt wie tausend andre, und zweitens wäre die Historie ganz anders verlaufen, wenn er anstatt des Spitzbuben einen redlichen Verwalter gefunden hätte, der es verstand, die philanthropischen Ansichten des Gutsherrn mit praktischer Geschäftskenntnis zu verbinden. Aber darin thut Rosegger der ethischen Gerechtigkeit Genüge: der schurkische Dieb wird gefaßt und bekommt seine acht Jahre Zuchthaus — nur schade, daß von dem schönen Gelde nichts mehr bei ihm gefunden wird! Ja, bei allem Respekt, den wir vor dem Dichter Rosegger haben, einem Dichter von Gottes Gnaden, es hält schwer, über sein neuestes Werk, soweit es die reine Fabel anbelangt, keine Satire zu schreiben, was natürlich nicht hindert, mancherlei Vorzüge anzuerkennen. Rosegger kennt sein Bauernvolk wie kein andrer und weiß wiederum dessen Eigenart kraftvoll zu schildern. Ebenso ist ihm sein urwüchsiger Humor treu geblieben, der sich freilich hier weniger nach der liebenswürdigen Seite auswächst, als nach dem bitteren Sarkasmus neigt.

— Der vielberufene Erzbischof Wolf Dietrich von Salzburg ist der Held in Arthur Achleitners geschichtlichem Roman „Celsissimus“ (Berlin, Alfred Schall). Getreu nach den historischen Quellen schildert der Autor das Wirken des merkwürdigen Mannes, in dem die guten und schlimmen Eigenschaften seltsam gemischt waren, und giebt zugleich ein treffliches Zeitbild. Hierin, nicht in der ausschmückenden Fabel, liegt der Wert des Romanes, der noch höher zu veranschlagen wäre, wenn der Verfasser sich nicht häufig einer archaistischen Sprache bediente, die als mißlungen bezeichnet werden muß.

Kunst

Viel ist neuerdings die Rede von einer Erziehung des Volkes zur Kunst, wobei der Zeichenunterricht als Grundlage und Ausgangspunkt zu nehmen sei. Ebenso wurde schon oft von Sachverständigen darauf hingewiesen, daß eine gründliche Reform dieses Unterrichts an den Fortbildungs- und Frauenarbeitsschulen wie an den allgemein bildenden Schulen nicht zu umgehen sei, wenn man im Interesse gedeihlicher Weiterentwicklung des Kunsthandwerks der Unterweisung den rein gewerblich-technischen Charakter abstreifen und ihm künstlerisches Leben einhauchen wolle. Daß nun dabei die Pflanze in ihren verschiedenen Erscheinungsformen eines der geeignetsten Lehrmittel sei, sollte allgemein anerkannt werden, und darum begrüßen wir mit Freuden das soeben erschienene Werk: „Von der Pflanze zum Ornament“, herausgegeben von Gustav Kolb und Karl Gmelich, Göppingen (Druck und Verlag von Illig & Müller, Chemigr. Kunstanstalt, Göppingen, Württemberg), in dem die Verfasser das in überzeugender Weise ausführen und begründen. In dem textlichen, mit vielen erläuternden Abbildungen versehenen Teil wird weiterhin das Systematische des Lehrgangs im Pflanzenzeichnen ungemein klar und lichtvoll dargelegt und empfohlen, mit letzterem so bald wie möglich zu beginnen. Durch richtiges Pflanzenzeichnen wird in erster Linie die Beobachtungsgabe und das scharfe Sehen geübt, während die weiter hinzutretende selbständige Verwendung der Pflanzenformen zu dem für die dekorative Kunst so hochwichtigen Ornament hauptsächlich auf die Entwicklung des Formen- und Farbengedächtnisses und der ästhetischen Phantasie abzielt. Auf sieben Tafeln im Text wird dem Leser ein Stufengang als Grundlage für die Verwendung der Pflanzenformen zu diesem Behuf vorgelegt. Der Schüler lernt durch diese Uebungen zunächst, die Naturform der ornamentalen Bewegung anzupassen, und des Lehrers Hauptaufgabe auf dieser Stufe liegt darin, in ihm das Gefühl der Eurhythmie zu wecken. Große, farbig ausgeführte Tafeln bringen alsdann eine Anzahl unsrer bekanntesten Pflanzen, wie z. B. Vergißmeinnicht, Winde, Hopfen, Stechpalme u. s. w. zur Darstellung im ganzen wie in einzelnen Teilen und geben viele Beispiele dafür, wie ihre Motive zu dekorativen Zwecken zu verwenden sind. Mit fein künstlerischem Geschmack und erzieherischem Scharfblick sind diese Beispiele gewählt, und mögen auch einzelne davon reichlich „modern“ erscheinen, so bietet es doch wahren Genuß, diese prächtigen Tafeln zu betrachten, die auch der Ausbildung des Farbensinnes bei den Schülern dienen und das Verständnis der angewandten Kunst wecken sollen. Das vorzüglich ausgestattete Werk möge nicht nur den Zeichenlehrern und den Vertretern des Kunsthandwerks, sondern auch den Kunstfreunden und allen, die sich für die oben angedeutete Reform interessieren, warm empfohlen sein. Ganz besonderes Lob gebührt der Kunstanstalt von Illig & Müller für die musterhafte, auch hohen Ansprüchen gerecht werdende Ausführung.

Notizblätter

Herzog Nikolaus von Württemberg †

Zu Karlsruhe in Schlesien verschied am 22. Februar Herzog Nikolaus von Württemberg, der bis dahin nächstberechtigte Erbe der württembergischen Königskrone. Herzog Nikolaus war am 1. März 1833 als dritter Sohn des Herzogs Eugen aus der schlesischen Linie des Hauses geboren. Gleich seinem älteren Bruder Wilhelm, dem hervorragenden österreichischen Heerführer, trat er in österreichische Dienste und rückte im Verfolg dieser Laufbahn zum Feldzeugmeister auf. In Württemberg wurde er beim Regierungsantritt des jetzigen Königs Wilhelm II. zum Generalleutnant à la suite des Regiments Alt-Württemberg ernannt, an dessen Uebungen er während der Manöver häufig teilnahm. Im Mai 1868 hatte sich Herzog Nikolaus mit seiner Nichte, der Herzogin Wilhelmine von Württemberg, vermählt, doch entsprossen dieser Ehe keine Kinder. So sind, da der einzige Sohn des Königs Wilhelm II. von Württemberg in zartem Alter starb, die Angehörigen der katholischen Linie des Hauses die nächsten Anwärter auf den Königsthron. Das Haupt dieser Linie ist Herzog Philipp, vermählt mit der Erzherzogin Maria Theresia von Oesterreich. Sein ältester Sohn, Herzog Albrecht, war mit der Erzherzogin Margareta Sophia vermählt († 24. Aug. 1902), und dieser Ehe sind drei Söhne und drei Töchter entsprossen.



Phot. E. Voelkel, Bad Landeck, Schl.

Herzog Nikolaus von Württemberg †

Dr. Ernst Wilms, der neuerwählte Oberbürgermeister von Posen

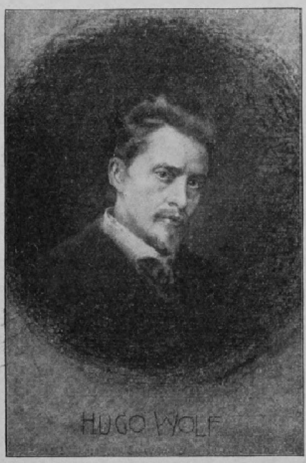
Zum Oberbürgermeister von Posen ist der Beigeordnete der Stadt Düsseldorf, Dr. jur. Ernst Wilms, gewählt worden. Dr. Wilms, dessen Name in weiteren Kreisen durch seine Thätigkeit als Direktor der vorjährigen großen Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung in Düsseldorf bekannt wurde, steht im 37. Lebensjahre, ist also in jungen Jahren auf den bedeutsamen Verwaltungsposten im Osten des Reiches berufen worden. Er wurde geboren in Solingen, studierte in Bonn, Heidelberg und München Kameralia und Jura, war dann beim Oberlandesgericht in Köln thätig und wurde 1895 zum Beigeordneten der Stadt Bonn gewählt. Im Februar 1899 wählten ihn die Stadtverordneten Düsseldorfs zum Beigeordneten dieser Stadt. In dieser Eigenschaft und insbesondere in seiner Thätigkeit als Direktor der Ausstellung bekundete er eine außergewöhnliche Energie und Thatkraft als Verwaltungsbeamter.



Dr. Ernst Wilms, der neuerwählte Oberbürgermeister von Posen

Hugo Wolf †

Nach langen Jahren geistiger Umnachtung ist Hugo Wolf, der geniale Tonmeister, dessen Schöpfungen sich mehr und mehr die Welt erobern, ohne daß er Zeuge dieses Triumphzuges hätte werden können, am 22. Februar von seinen Leiden erlöst worden. Am 13. März 1860 zu Windischgraz in Steiermark geboren, begann Hugo Wolf seine musikalischen Studien am Wiener Konservatorium, verließ jedoch schon nach einem Jahre dieses Institut, um sich autodidaktisch weiterzubilden. Des Broterwerbes halber schrieb er Musikkritiken, gewann jedoch mit seinem Freimut mehr Feinde als Freunde, und das war dem jungen Komponisten zunächst sehr hinderlich. Aber bald brach sich sein Genie Bahn, und in rascher Folge veröffentlichte er eine Reihe Liederkompositionen, von denen ein großer Teil heute zu den Lieblingswerken deutscher Tonkunst zählt. Namentlich Dichtungen von Goethe, Eichendorff und Mörike, denen sich dann auch Geibel und Heyse zugesellten, verlieh er die Sprache der Musik, und so erschienen während der Jahre 1888 bis 1891 mehr als 200 Liederkompositionen. Einen besonderen Rang hierunter beanspruchen die Mörike-Lieder, 53 an der Zahl, die nicht wenig dazu beitrugen, die Bedeutung dieses humor- und kraftvollen schwäbischen Poeten, der „draußen im Reich“ bis dahin nicht überall nach Gebühr geschätzt war, in das rechte Licht zu rücken. Auch an höhere Aufgaben schritt Hugo Wolf kühn heran. Seine komische Oper „Der Corregidor“ errang unter Weingartners Leitung in Mannheim künstlerischen Erfolg, doch weitere, ernster gehaltene Werke der Opernkomposition gelangten nicht zur Vollendung, denn schon Mitte der neunziger Jahre machten sich die Anzeichen jener Krankheit bemerkbar, die schließlich die Ueberführung in die Wiener Landesirrenanstalt als nötig erscheinen ließen. Beinahe acht Jahre hat Hugo Wolf hier ein Scheindasein geführt, und, erst 43 Jahre alt, ist er dort gestorben. Aber seine Werke werden bleiben und ihm eine dauernde Ehrenstelle sichern im Gedächtnis des deutschen Volkes.



Komponist Hugo Wolf †
Nach einem Pastell von C. v. Wagner

Der Ministerwechsel in Bayern

Zum Nachfolger des aus dem Amte geschiedenen Grafen Crailsheim wurde zum Minister des Aeußeren und des Königlichen Hauses der bisherige Kultusminister Freiherr Clemens von Podewils ernannt und zugleich auch mit dem Vorsitz im Staatsministerium betraut. Freiherr von Podewils steht im 54. Lebensjahre. Nachdem er seit 1881 Legationssekretär bei der bayrischen Gesandtschaft in Berlin gewesen, wurde er 1883 zum Gesandten am italienischen Hof ernannt, wo er auch in freundschaftliche Beziehungen zu dem jetzigen Reichskanzler Grafen Bülow trat. 1896 ging er als bayrischer Gesandter nach Wien, von welchem Posten er am 25. Juli 1902 abberufen wurde, um das Kultusministerium zu übernehmen. Sein Nachfolger in diesem Amte, Dr. Anton Ritter von Wehner, geboren am 16. November 1850, machte seine juristischen Studien in Würzburg und München und wurde 1879 in das Ministerium des Innern für das Departement der Kirchen- und Schulangelegenheiten berufen. Im Jahre 1888 erfolgte seine Beförderung zum Regierungsrat, 1892 zum Oberregierungsrat, 1895 zum Ministerialrat, und im Juli 1902 wurde er zum Staatsrat im ordentlichen Dienste des Kultusministeriums ernannt. Seit langen Jahren führte er das Referat für Kunst, Staatsgalerien und Museen und hatte in diesen bedeutungsvollen Angelegenheiten die Regierung auch in der Abgeordnetenkammer zu vertreten, welcher Aufgabe er sich stets mit großem Geschick entledigte.



Phot. Friedrich Müller, München

Dr. Anton von Wehner, der neue bayerische Kultusminister



Phot. Friedrich Müller, München

Freiherr Clemens von Podewils, der neue bayerische Ministerpräsident

Bakterien im Weltraum

Ein amerikanischer Gelehrter hat kürzlich die Frage aufgeworfen, ob nicht auch im Weltraum zwischen den Gestirnen kleine Lebewesen wie Bakterien und Pilzkeime umherschwimmen könnten, so daß die Möglichkeit vorläge, sie vermöchten gelegentlich auf leicht begreiflichem Wege auch in unsre Atmosphäre zu gelangen und auf unsrer Erde Ansteckung zu verbreiten. Auf solche Art ließe sich der Ursprung neuer Krankheiten und möglicherweise noch vieler andrer Erscheinungen erklären, die bisher rätselhaft geblieben sind. Dieser Gedanke ist nicht neu, sondern ihn hat zuerst einer der hervorragendsten Vertreter der Naturwissenschaften, der englische Physiker William Thomson, Lord Kelvin, ausgesprochen. Dieser große Gelehrte hat die Theorie aufgestellt, daß das Leben durch Meteore auf die Erde gelangt sei. Er nahm an, daß Keime, die sich in der Atmosphäre eines dem unsrigen ähnlichen Planeten herumtreiben, allmählich leicht in immer höhere Regionen gelangen können, wo dauernd mächtige Luftwirbel bestehen. So sei es möglich, daß sie fernerhin außerhalb des Bereichs der Schwerkraft gelangten und in den Weltraum hinauswanderten, bis sie schließlich in den Anziehungsbereich eines andern Himmelskörpers kämen, wo sie dann auch die Bedingungen zu einer neuen Entwicklung zu finden vermöchten. Für die Beurteilung dieser interessanten Vermutung ist die durch den neuesten Fortschritt der Physik festgestellte Thatsache von größter Wichtigkeit, daß selbst die stärksten künstlich erzeugbaren Kältegrade, die sich wahrscheinlich von der Temperatur des Weltraumes nicht mehr unterscheiden, das Leben von Bakterien nicht vernichten. Es ist also immerhin denkbar, daß ansteckende Keime durch den Weltraum auf die Erde gelangen und uns neue Krankheiten bescheren.

Taschenhandtücher, ein hygienischer Fortschritt

Dr. H. Berger (Hannover) befürwortet in der „Hygienischen Rundschau“ dringend die Einführung von Taschenhandtüchern. Man brauche gar nicht gleich mit übertragbaren Krankheiten „graulen“ zu machen. Aber ein vielfach benutztes Handtuch in den Toiletteräumen der Gasthäuser sei im höchsten Grade unappetitlich, und viele benutzen es deshalb gar nicht. So wie die Zustände jetzt meistenteils sind, müssen sie als ganz unhaltbar, ja gefährlich gelten. Dr. Berger kommt, da ein sehr häufiger Wechsel des Handtuches praktisch unerreichbar sei, zu der These: Jeder muß sein eignes Taschenhandtuch haben; und das sei doch so einfach, bequem, billig und praktisch. Das Tuch müsse aus dünnem, aber nicht zu steifem Leinenstoff und etwas größer sein als die jetzigen Taschentücher, etwa wie die noch bei manchen älteren Herren beliebten „Schnupftücher“. Es ist sicher angenehm, für alle Fälle ein solches Taschenhandtuch immer bei sich zu haben. Die Mehrbelastung des Taschenetats des modernen Menschen sei erträglich, ein solches Inventar sei unbedingtes hygienisches Erfordernis; gegebene Beispiele und allgemeine Belehrung würden in diesem Punkte die ‚ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes‘ von selbst vervollständigen.

Exotische Jagdtiere in europäischen Forsten

Wiederholt hat man die interessante Erscheinung beobachten können, daß fremde Tierarten als Einwanderer zu uns kommen; so ist z. B. die in Südeuropa heimische Zwergtrappe an mehreren Stellen Deutschlands als Brutvogel aufgetreten. Auch ist es schon mehrfach gelungen, neue Wildarten in europäischen Forsten heimisch zu machen. So hat neuerdings Fürst Karl Ludwig von Hohenlohe Versuche angestellt, in seinen ausgedehnten Wildbahnen in Nordböhmen, namentlich bei Podiebrad, exotische Jagdtiere einzuführen und zu acclimatisieren. Das recht kostspielige Unternehmen ist nach manchen Fehlschlägen schließlich von bestem Erfolg gekrönt worden. Besonders die japanischen Hirsche haben sich durch sachgemäße Behandlung in den böhmischen Wäldern bald heimisch gefühlt, die Winter unsrer Breitegrade sehr gut überstanden. Sie sind hart, widerstandsfähig, in Körpergewicht und Geweihbildung vorzüglich und versprechen späterhin ein vorzügliches Zuchtmaterial abzugeben. Mehr Schwierigkeiten als die des stolzen Geweihträgers machte die Einbürgerung des australischen Emus, eines Vogels aus der Gattung der Kasuare, der dem Strauß außerordentlich ähnelt. Nur der gedrungene Körperbau, der kürzere Hals und die niederen Beine unterscheiden ihn von diesem stattlicheren Vogel.

Die Jubiläums-Tiara für Papst Leo XIII.

Aus Spenden, die in der ganzen Welt gesammelt worden, wurde dem Papst Leo XIII. zu seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum als Oberhaupt der katholischen Kirche eine kostbare Tiara gestiftet, die, in Bologna hergestellt, als ein Meisterwerk italienischer Goldschmiedekunst erscheint. Die aus Gold gefertigten drei Kronen, aus denen sich das Kunstwerk zusammensetzt, sind durch Zwischenstücke in getriebener Silberarbeit verbunden. Auf dem unteren Stücke gewahrt man die Bildnisse Petri und des Papstes Leo, darüber eine Darstellung Christi. Das Ganze ist gekrönt von der Weltkugel, auf der sich das Kreuz erhebt.

Wiener Faschingsbälle

Die gewöhnlichen Kostüm- und Maskenbälle genügen der nach immer neuen „Sensationen“ strebenden Gesellschaft von



Die Jubiläums-Tiara für Papst Leo XIII.



Aus Paul Heyses Tragödie „Maria von Magdala“: Flavius und Maria

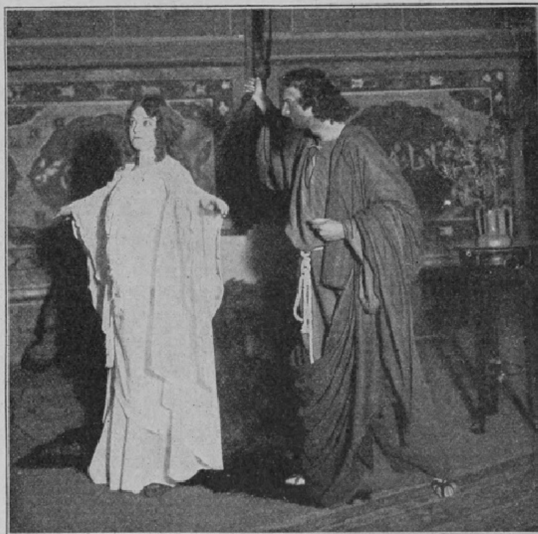
heute nicht mehr; man bemüht sich, neue Variationen zu ersinnen, deren die diesjährige Wiener Faschingssaison eine ganze Anzahl gebracht hat. So gab es beispielsweise einen „Bonbon“-Kostümabend, zu dem alle Teilnehmerinnen als Bonbons verkleidet kommen mußten; eine „Kindergesellschaft“ der Großen, bei der sich Männlein wie Weiblein um so viele Jahre zu verjüngen hatten, wie nötig waren, um in noch schulpflichtigem Alter, also vor allem auch bezüglich des Anzugs, zu erscheinen; einen „Professionsball“, bei dem man alle Gäste im Arbeitskostüm sah, was nicht kostspielig, dafür aber um so origineller war. Fürstin Pauline Metternich, die in jedem Frühjahr ein großes Maskenfest zu Gunsten der Wiener Freiwilligen Rettungsgesellschaft und der Allgemeinen Poliklinik veranstaltet, hatte dafür diesmal die Parole einer „Kopfredoute“ ausgegeben. In Paris sind dergleichen Festlichkeiten schon öfter dagewesen; man erscheint dabei in moderner Balltoilette, zu der aber irgend ein davon vollständig unabhängiger Kopfputz, wo möglich aus einer viel älteren Zeit, getragen werden soll. Um das Originelle der Idee zu verstehen, denke man sich z. B. zu einer hochmodernen Ballrobe die Sperbermütze einer altägyptischen Königin. Das Fest gestaltete sich ungemein glänzend, wenngleich das Programm nicht in allen Einzelheiten innegehalten wurde, indem viele Damen ein zu dem Kopfputz passendes Kostüm gewählt hatten.

Bühne

Paul Heyses vielgenannte Tragödie „Maria von Magdala“, deren Aufführung von der Berliner Zensurbehörde verboten worden, kam im Hamburger Thalia-Theater zur ersten Darstellung, die dem Dichter große Ehren eintrug. Zwar entbehrt das Drama der lebhaft bewegten Handlung, aber der hochpoetische Inhalt und der edle Wohllaut der Sprache fesselten allgemein, und von einer Verletzung des religiösen Empfindens, wie sie von der Berliner Zensur befürchtet worden, war nichts wahrzunehmen. So war der Erfolg unbestritten, und die Darstellung verdiente um so höhere Anerkennung, als die Kräfte der Bühne sonst mehr auf die Werke der heiteren Muse eingeübt sind. Im Bilde führen wir zwei Scenen aus dem 4. Akt vor, der im Hause der Maria von Magdala spielt: „Flavius bietet Maria für ihre Liebe das Leben Christi“ und „Judas Ischariot bedroht Maria mit dem Tode“. Ein weiteres Bild veranschaulicht eine Scene aus dem 5. Akt: „Maria beschuldigt Kaiphas des Mordes an Christo.“

— Die Bühnen Berlins haben wiederum nichts Besonderes aufzuweisen. Im Residenztheater erwies sich das Drama „Leonarda“, das Björnson schon vor 24 Jahren geschrieben, als ein Fehlschlag, ebenso im Berliner Theater das Märchenspiel „Dornröschen“ von Marx Möller. Der Autor ist auf den unglückseligen Gedanken verfallen, dem gerade in seiner schlichten Poesie so liebenswürdig anmutenden deutschen Volksmärchen mystisch-religiöse Motive beizufügen. Freundlichere Sterne leuchteten im Theater des Westens dem Schauspiel „König Tod“ von Hans Erdmann (Pseudonym für Käthe Becher). Das Stück, das den Tod des thatkräftigen Kaisers Heinrich VI. behandelt, errang großen Beifall, aber die Aufführung fand zu Gunsten der Berliner Rettungsgesellschaft statt, und die junge Autorin unterbreitete ihr Erstlingswerk einem Publikum, das zum erheblichen Teile aus den Arztkollegen ihres Herrn Vaters und deren Angehörigen bestand. So zeigte denn das Stück trotz allen Beifalls dem Unbefangenen nur ein hippokratisches Gesicht.

— „Korrigane, die Königin der Quelle“ eine nachgelassene Oper von Louis Lacombe, hatte im Stadttheater zu Coblenz großen Erfolg. Die Oper, deren Text eine bretonische Sage zu Grunde liegt, ist schon vor zwölf Jahren im Hoftheater zu Sondershausen aufgeführt worden, doch fand sie damals in weiteren Kreisen keine Beachtung. Jetzt dürfte ihr der Weg gebahnt sein. — Im Frankfurter Stadttheater fand Rudolf Presbers Schauspiel „Venus Anadyomene“ günstige Aufnahme. Den Inhalt bildet die Tragödie des Künstlers, der sich um des schnöden Mammons



Maria und Judas Ischariot

willen an eine ungeliebte Frau verkauft und diese Versündigung mit dem Tode büßt.

— Zwei angenehme Nachrichten aus der Kaiserstadt an der schönen blauen Donau. Im Theater an der Wien erwies sich die Operette „Bruder Straubinger“ von Eduard Eysler (Text von M. West und J. Schnitzer) als ein vergnügliches Werkchen, und im Deutschen Volkstheater hatte das Bauernstück „Der Wein“, in dem der ungarische Dichter Geza Gardonyi sich gegen den Alkoholismus wendet, einen achtbaren Erfolg.

— Gunnar Heibergs neues Drama „Die Liebe zum Nächsten“ fand in Christiania vielen Beifall. Das Stück spitzt sich in einzelnen Teilen satirisch zu, und zwar richtet der Autor unverkennbar seine Pfeile gegen eine Reihe seiner Kollegen im Dienste der Muse.

— Torquato Tasso, der edle Sänger, hat es sich gewiß nicht träumen lassen, daß er dereinst als Opernheld auf der Bühne erscheinen würde, aber in Monte Carlo, wo so manches vorkommt, das man sonst nicht für möglich halten würde, ist dieses Seltsame geschehen. Jules und Pierre Barbier haben die Liebe Tassos zur Prinzessin Eleonore, verbrämt mit allerlei Abenteuerlichkeiten, zu einem Libretto geformt, und Eugen d'Harcourt hat es in Musik gesetzt. In dieser Gestalt ist Tasso würdevoll über das Theater der Spielbank geschritten. „Du siehst mich lächelnd an, Eleonore,“ beginnt unsers Goethe Tasso.



Aufn. von Hofphot. Thiele, Hamburg

Scene aus „Maria von Magdala“: Maria und Kaiphas

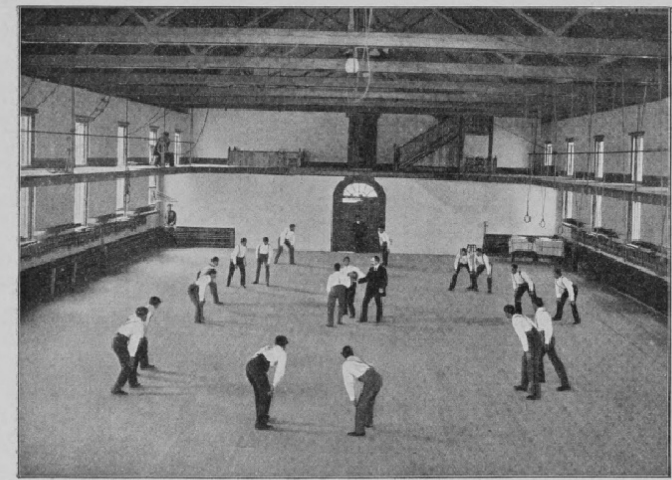
Totenschau

Max von Wolffstrigl-Wolfskron, Autorität auf dem Gebiete des Bergbaus, 63 J., † 17. Febr., Innsbruck. — Dr. Karl von Scherzer, bek. Forschungsreisender und Geograph, 82 J., † 19. Febr., Görz. — Impresario Theodor von Glaser, 45 J., † 19. Febr., Paris. — Geh. Regierungsrat Köhler, Professor der Baukunst, 74 J., † 20. Febr., Hannover. — Prof. Dr. Anton Puchta, bed. Mathematiker, 52 J., † 21. Febr., Czernowitz. — Genre- und Landschaftsmaler Karl von Kratzer, 75 J., † 22. Febr., Wien. — General Tuxen, vormals dänischer Kriegsminister, † 22. Febr., Kopenhagen. — Kammervirtuos Prof. Friedrich Grützmacher, ber. Violoncellist, 71 J., † 23. Febr., Dresden. — Landschaftsmaler Pieter Francis Peters 84 J., † 23. Febr., Stuttgart. — Maler und Bildhauer Ludwig Gloß, 52 J., † 23. Febr., Mödling bei Wien. — Dr. Alexis Schmidt, bek. Journalist, 85 J., † 24. Febr., Friedenau bei Berlin.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 24



Im Turnsaal



Im Lesezimmer



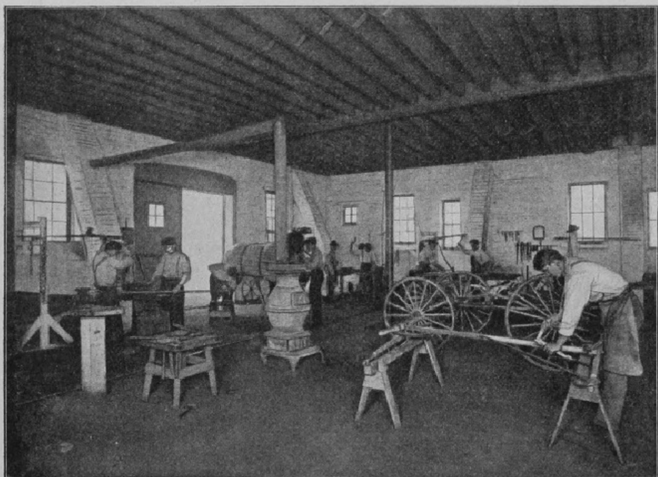
Der Sioux Chauncey Yellow Robe bei seiner Aufnahme in die Schule



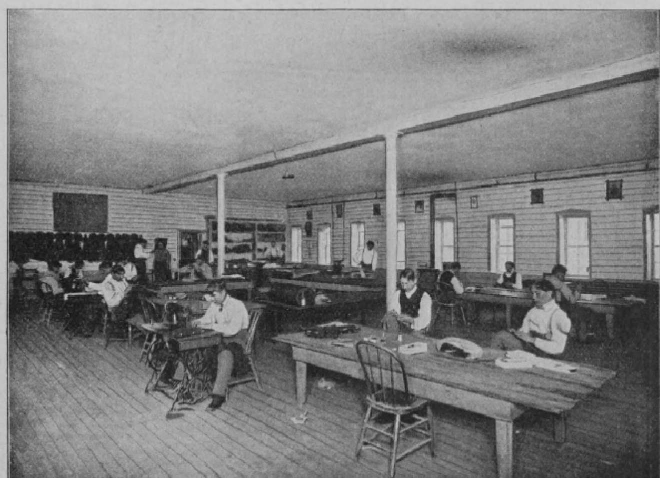
Typen von Zöglingen der Indianerschule



Der Sioux Chauncey Yellow Robe einige Jahre nach seiner Aufnahme



In der Schmiede



Schneiderwerkstätte

Eine Indianerschule in Carlisle, Pennsylvanien. (Text umstehend)

Die Indianerschule in Carlisle (Pennsylvanien)

(Zu den Abbildungen auf vorhergehender Seite)

Es ist eine vielfach verbreitete, aber nach den namentlich von Warden Pope und Major Powell angestellten Forschungen und beigebrachten statistischen Nachweisen gänzlich irrtümliche Auffassung, daß die indianische Rasse seit dem Auftreten der Weißen in Nordamerika sich im Zustande allmählichen Aussterbens befinde. Nach den wirklich zuverlässigen statistischen Angaben läßt sich im Gegenteil eher eine Zunahme der Rasse feststellen, und was es mit der oft behaupteten mangelnden Widerstandskraft der Rothäute gegen die Zivilisation auf sich hat, erhellt am besten daraus, daß die Stämme, bei denen zivilisierte Lebensart, Landwirtschaft, Kirchen, Schulen, Kommunalverwaltung u. s. w. eingeführt worden sind, in ihrer Anzahl eine stetige Vermehrung zeigen. Schulen für die Kinder der Rothäute bestehen nicht nur in den Reservationen und Indianergebieten, sondern man hat solche auch an verschiedenen Stellen in sonst von einer durchaus weißen Bevölkerung bewohnten Gegenden ins Leben gerufen. Eine der ältesten und interessantesten darunter ist die Indianerschule — Indian Training School oder School for Indian Youth, wie sie amtlich heißt — zu Carlisle unweit Harrisburg in Pennsylvanien, wohin uns die auf Seite 543 wiedergegebenen Aufnahmen versetzen. Der geistige Urheber dieser ungemein segensreich wirkenden Anstalt ist Kapitän Richard H. Pratt, der sich während seiner Dienstzeit in den Indianerterritorien eine genaue Kenntnis der indianischen Zustände und Verhältnisse und damit zugleich die Ueberzeugung erworben hatte, daß es recht gut möglich sei, bei richtiger Behandlung die rote Rasse der Segnungen unsrer Kultur teilhaftig zu machen. Er legte einen völlig ausgearbeiteten Plan für die Gründung einer Indianerschule unserm deutsch-amerikanischen Landsmann Karl Schurz vor, der damals (1879) als Sekretär (Staatsminister) des Innern Chef des Indianerbureaus war, und die Folge war, daß Schurz die Schule zu Carlisle errichten ließ. Ihr Zweck war und ist, einer größeren Anzahl von Indianerkindern beiderlei Geschlechts, die während der Schulzeit ganz unabhängig von dem Einfluß ihrer weit entfernt wohnenden Eltern und Stammesangehörigen bleiben, eine für ihre eigenartigen Verhältnisse passende Ausbildung und Erziehung angedeihen zu lassen. Die Schule ist auch nur der indianischen Rasse zugänglich und hat Raum für fünfhundert Zöglinge; gewöhnlich wird sie von etwa 150 Knaben oder Jünglingen und 50 Mädchen besucht, die im Alter von 10 bis 23 Jahren stehen und den verschiedensten Indianerstämmen (Sioux, Cheyennes, Comanchen u. s. w.) angehören. Die Anstalt ist nicht kasernenartig in einem mehrstöckigen Bau untergebracht, sondern hat fünf größere und mehrere kleinere, meist mit Veranden versehene Baulichkeiten zur Verfügung, die sich über eine größere Fläche verteilen, geräumige Gemächer enthalten und von allen Seiten Licht und Luft empfangen. Auch mit Bäumen bepflanzte Rasenplätze für Spiele im Freien sind zwischen den verschiedenen Häusern angelegt. Außer den nötigen Unterrichtsräumen und Werkstätten, einem Lesezimmer und den Verwaltungsbureaux, Magazinen u. s. w. ist ein Turnsaal und eine Hauskapelle vorhanden. Alles ist den Grundsätzen moderner Gesundheitspflege entsprechend eingerichtet; alle Zöglinge sehen sehr sauber und reinlich aus und machen einen durchaus vorteilhaften Eindruck. Die Knaben tragen bei der Arbeit und in der Schule einfache Zivilanzüge, außerdem haben sie eine Art Uniform aus blauem Tuch mit gelben Knöpfen. Die Mädchen tragen verschiedenartige moderne Kleider und Hüte, dazu aber gleichartige Mäntel oder Jäckchen (je nach der Jahreszeit). Wie vorteilhaft schon auf die äußere Erscheinung und Physiognomie die veränderte Tracht und der Einfluß der Schule wirken, zeigt die Vergleichung der beiden Bilder, die einen jungen Sioux, Chauncey Yellow Robe (Gelbmantel oder Gelbrock), bei seiner Aufnahme und ein paar Jahre nachher darstellen. Alle Zöglinge werden im Englischen, im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet; ferner bekommen sie Religionsunterricht und Unterweisung über die gewöhnlichen Gesetze des Anstandes und der guten Sitten; Schüler, die Anlage zum Zeichnen und Malen gewahren lassen, erhalten auch darin Unterricht. Das Turnen und passende Sportübungen werden nicht vernachlässigt. Ferner haben sich die Knaben mit einem Handwerk vertraut zu machen und sollen, wenn sie älter werden, auch mit den gewöhnlichen landwirtschaftlichen Arbeiten sich befassen. Es giebt eine Schneider-, eine Schuster-, eine Schreiner- und Klempnerwerkstätte, eine Schmiede und eine Sattlerei. Die jungen Mädchen werden in häuslichen Arbeiten und Handarbeiten: Nähen, Stricken, Sticken und Klöppeln, unterwiesen. Im allgemeinen sind die Lehrer mit ihren Zöglingen zufrieden; es wird verhältnismäßig leicht, sie an Ordnung, Sauberkeit und ein zivilisiertes Benehmen zu gewöhnen, die meisten sind anstellig, aufmerksam und ausdauernd.

Briefmappe

O. P. in Mecklenburg. Wenden Sie sich an die in Düsseldorf erscheinende Zeitschrift „Der Artist“.

W. G. in R. Ihre Anfrage kam natürlich für den Fasching viel zu spät, aber der kehrt ja im nächsten Jahre wieder, und vorher giebt es gewiß noch mancherlei Gelegenheiten zum neckischen Verkleidungsspiel. So seien Sie denn auf die neueste Serie der Liebig-Bilder aufmerksam gemacht, die allerlei Blumenfeste in bunten Trachten veranschaulichen. Mit dem Angenehmen das Nützliche verbindend, bringen die flotten Kärtchen auf der Rückseite wohlerprobte Kochrezepte.

E. R. Sl. in Schlesien. Warm empfunden, doch in der Form unvollkommen, darum nicht druckbar.

K. W. in M. Sie finden das Gewünschte in dem „Jahrbuch des Photographen und der photographischen Industrie“, herausgegeben von G. H. Emmerich, Vorstand der Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie zu München (Berlin, Gustav Schmidt, ℳ 2.50). Der Band behandelt das Gesamtgebiet der Photographie besonders nach dem Gesichtspunkt der im verflossenen Jahr zu verzeichnenden Fortschritte in der Photographie und giebt eine Fülle von Adressen und Bezugsquellen.

K. O. in G. Die Zeitschrift, an der Freiherr von Schilling jetzt ständig mitarbeitet, ist „Der Lehrmeister im Garten und Kleintierhof“ (Verlag von Hachmeister & Thal in Leipzig). Die sowohl für Garten- wie für Tierfreunde bestimmte, sehr empfehlenswerte Zeitschrift kostet nur ℳ 1.— pro Vierteljahr.

Dorothea G. in F., Julius B. in M. Mit Dank abgelehnt.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Aus Karlsruhe wird berichtet: Aus Anlaß der siebzigsten Geburtstagsfeier des Seniorchefs Herrn Friedrich Wolff der Firma Erste Karlsruher Parfümerie- und Toiletteseifenfabrik F. Wolff & Sohn fand ein Festakt in einem dekorierten Fabriksaal statt. Ein gemischter Chor des Fabrikpersonals eröffnete die Feier. Hieran schloß sich die Gratulation der verschiedenen Deputationen des kaufmännischen und Fabrikpersonals und die Ueberreichung einer Glückwunschadresse, deren Titelblatt und Namensverzeichnis des Personals von der Verbandsdruckerei der Kunstgewerbler, der Einband von Hofbuchbinder E. Scholl Nachf. nach dem Entwurf von Herrn Direktor Hoffacker ausgeführt worden ist. Herr F. Wolff senior, der seit Gründung der Firma im Jahre 1857 im Geschäfte thätig ist, dankte für die ihm gewordene Ehrung und machte die Mitteilung, daß zu dem bereits bestehenden Hilfsfonds ein Betrag von 20000 Mark von ihm gestiftet wurde. Den Schluß der Feier bildete das Lied „Abschied vom Walde“ von Mendelssohn. Dem offiziellen Festakt folgte eine wohlgelungene Nachfeier durch reichliche Bewirtung des Personals seitens der Firma. Am folgenden Tage trafen zahlreiche Depeschen, prachtvolle Blumenspenden und Gratulationsbriefe ein, darunter Glückwunschschreiben im Auftrage des Großherzogs und der Großherzogin von Baden mit der gleichzeitigen Mitteilung der Ernennung des Herrn Wolff senior zum Kommerzienrat.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile ℳ 1.80 Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Serravallo's
China-Wein mit Eisen.
Unentbehrlich für Schwächliche, Blutarme und Reconvalescenten.
Appetit anregendes. — Nerven stärkendes.
Blut verbesserndes Mittel.
Vorzüglicher Geschmack.
Ueber 2000 ärztliche Gutachten.
J. SERRAVALLO, Trieste-Barcola.
Nur in Originalflaschen zu 1/2 Liter à M. 3.— oder zu 1 Liter à M. 5.50.
Käuflich in den Apotheken.

Adam Rackles Hoflieferant Frankfurt a/Main.
Aepfelwein naturrein. glanzhell. haltbar.

Um eine **SCHÖNE BÜSTE** zu erhalten, gebrauchen Sie die **PILULES ORIENTALES** welche in zwei Monaten die hervortretenden Schulterknochen verschwinden lassen, den Busen entwickeln, festigen und wiederherstellen und der Büste ein graziöses Embonpoint verleihen. — Von den medizinischen Autoritäten anerkannt, gesundheitsfördernd und deshalb auch bei zartestem Temperamente zu empfehlen.–Leichte Behandlungsweise. Dauerndes Resultat.–Weltrenommee. Per Schachtel mit Anweisung M. 5.30 franko (gegen Nachnahme M. 5.50).
J. RATIÉ, Pharmacien, 5, Passage Verdeau, PARIS (9e)
Depot in BERLIN: **B. HADRA**, Apotheker, Spandauerstrasse, 77.
In Oesterr.-Ungarn **J. V. TÖRÖK**, Apoth., Königsgasse, 12, BUDAPEST.

Bildschön
ist ein zartes reines Gesicht mit rosigem, jugendfrischen Aussehen, weisser, sammetweicher Haut und blendend schönem Teint! Alles dies erzeugt. Radebeuler
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
von **Bergmann & Co., Radebeul-Dresden**
allein echt mit Schutzmarke: **Steckenpferd.**
à St 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien u. Parfümerien.

ENGELHARD'S ANTISEPTISCHER DIACHYLON-WUND-PUDER Preis 70 ₰

Dieses Präparat enthält das bekannte heilkräftige **Diachylon-Pflaster** fein verteilt in Puder — eine bisher nicht dagewesene Form — unter Beimischung **von Borsäure. Unübertroffen als Einstreumittel für kleine Kinder,** gegen Wundlaufen der Füsse, übelriechenden Schweiss, Entzündung und Rötung der Haut etc.

Herr **Dr. Vömel,** Chefarzt an der hiesigen Entbindungs-Anstalt, schreibt über die Wirkung des Puders: „Der in der **Fabrik pharmaceutischer Präparate** von Herrn **Karl Engelhard** dargestellte **antiseptische Diachylon-Wund-Puder** wird von mir seit Jahresfrist vielfach, nahezu ausschliesslich angewendet und immer mit vorzüglichem Erfolge. Dieser Puder hat den grossen Vorzug vor andern, dass er nicht so stark stäubt, den Atmungsorganen gar nicht lästig fällt und sich dennoch gut, auch in kleine Hautfalten auftragen lässt. Beim Wundsein kleiner Kinder ist er mir ganz unentbehrlich geworden; in meiner ganzen Klientel, sowie auch in der städtischen Entbindungsanstalt ist derselbe eingeführt. Bei Schweissfüssen und Wundlaufen bewährt sich der Puder gleichfalls vortrefflich. Auch andre Kollegen, die denselben anwandten, bestätigen meine guten Erfahrungen."
Fabrik pharm. Präparate Karl Engelhard, Frankfurt a. M.
Zu beziehen durch die Apotheken.

DER ABFÜHRENDE
THEE CHAMBARD
ist das angenehmste und das beste mittel
gegen **VERSTOPFUNG**
HÄMORRHOÏDEN, CONGESTION, LEBERLEIDEN
Man hüte sich vor Nachahmungen und verweigere jede Schachtel welche nicht die Fabrikmark "DER CENTAUR" *wie nebenstehend Reproduzirt trægt.*
Sennesbl. 45; Bingel 15; Glaskraut, Malve, Althee, Münze, Melisse, Ysop, aa 5. — Wandklee 6; Ringelbl. 2; Kornbl. 2.
ZU HABEN IN ALLEN APOTHEKEN. — Die Schachtel: **1 MARK.**
GENERAL-DEPÔT: ZAHN & SEEGER, Hirsch-Apotheke, Stuttgart.

Es giebt nichts Besseres für die **Pflege der Haut** als regelmässige tägliche Anwendung der **CRÈME SIMON**
Man verlange den Namen **J. Simon**
59, Faubourg Saint-Martin
PARIS (10e)
und hüte sich vor Nachahmungen

Bestes Motorrad der Welt!
Bequem, flink, zuverlässig, billig.
Hervorragende Neuerungen und Verbesserungen.



1902 über 1000 Stück verkauft. Glänzendste Zeugnisse. Prachtkatalog gratis u. franko.
PARIS-WIEN 1800 Kilom. über 4 Alpenpässe 2 Motorräder gestartet, beide siegreich ohne Anstand angekommen.
Neckarsulmer Fahrradwerke A.G.
Königl. Hoflieferant, Neckarsulm.



Sanatorien für Lungenkranke
(Das ganze Jahr geöffnet)
Kanton Waadt **LEYSIN** Französ. Schweiz
1450 m ü. M.
Spezielle Behandlung der Lungentuberkulose durch die Methode des Sanatoriums, verbunden mit Bergluftkur.
Prospekte franko. **Die Direktion.**

Technikum Rendsburg (Schleswig-Holstein). **Maschinenbau und Elektrotechnik.** Ausbildung in **Theorie** und **Praxis.** Grosse **Lehrfabrik** mit Giesserei, Modelltischlerei etc. Programme kostenfrei durch die Direktion.

Canfield Schweissblatt.
Nahtlos. Geruchlos. Wasserdicht.
Unübertreffl. Schutzmittel für jed. Kleid.
Canfield Rubber Co.,
Hamburg, Grosse Bleichen 16.
Nur echt mit unserer Schutzmarke „Canfield".
Jedem Schweissblatt ist ein Garantieschein beigefügt.

München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin.
Gegen Blutarmut!
In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.

München, den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn **Dr. Pfeuffer** bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt.
Dr Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder ganz besonders
Ludwigs-Apotheke zu München.
Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr Pfeuffers Hämoglobin.
Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen, 1/2 Fl. 1.60 M.

Lungenleiden chronische Catarrhe und Schwindsucht **heilbar.**
Ausführliche Broschüre mit Berichten von Aerzten und geheilten Kranken über diese Heilmethode versendet die chemische Fabrik
Jos. Wertheim in Meerane 7 (Sachsen)
gratis und franko.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.
ODONTA unübertroffenes MUNDWASSER F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE
ZU HABEN IN BESSEREN PARFÜMERIE-DROGEN- & FRISEUR-GESCHÄFTEN

S. Roeder's Bremer Börsenfeder
seit 30 Jahr. bekannt u. weltberühmt als
beste Schreibfeder.
Ueberall z. hab.; m. verl. ausdrücklich:
S. Roeder's Bremer Börsenfeder.

Briefmarken billigst. Preisliste sendet franko August Marbes in Bremen.

Buchführung
Correspondenz Schönschrift nach neuer Methode. Comtoir-Praxis durch brieflichen Unterricht von F. Simon - Berlin O. 27 gerichtl. u. öffentl. Bücher-Revisor
Verlangen Sie gratis Prospekt u. Probebrief.

Musikinstrumente jeder Art, Phonographen, Grammophone etc.
liefern gegen
geringe Monatsraten
Illustrierte Kataloge gratis u. frei.
Bial & Freund in Breslau II.

Unübertroffen
sind meine neuen, besond. präpariert. **Holzwollebinden** für Damen u. Hämorrhoidalleidende à 1 M. p. Dtzd., gewöhnl. Konkurrenzware zu 70 ₰ p. Dtzd., einf. Gürtel dazu 40 ₰, verbesserte 60 ₰ p. St., alle and. Gürtelsorten (n. Dr. Fürst, Dr. Credé ꝛc.) billigst. **Moosbinden** à M. 1.25 p. Dtzd **Bei 12 Dtzd. Binden 30% Rabatt.** — Sämtliche Artikel z. Gesundh.- u. Krankenpflege nach Preisliste.
Emil Schäfer, Verbandstofffabr., Chemnitz 1.

Immer jung! Immer schön!
"BEETHAM'S **Larola**" Regd
Beetham's Lait Larola übertrifft alle anderen Präparate zur Conservierung der Haut im Winter gegen den Einfluss von Frost, kalt. Winden u. hart. Wasser. Es erhält die Haut weich, glatt u. weiss, verhind. und entfernt Rauheit, Röthe, Entzündung, Sprünge etc. Zu haben bei all. erstklassigen Droguerien etc. in Flaschen zu M. 1—, 2.- und M. 3.50 etc. — In **Berlin.** Heinr. Simon; in **Königsberg** i. Pr.: F Gotswald; in **Hamburg**: J. S Douglas Söhne; in **Dresden**: G. Baumann, Pragerstr. 40.

ROYAL-MALAGA-BODEGA-Co.
Hoflieferanten S. M. des Königs von Spanien. **IN MALAGA**
Illustrierte Preisliste auf Wunsch.
Liefert erstklassige Südweine verzollt & franco jeder Station.

Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld

Der goldene Käfig

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

IV

Es war Hans wie ein Traum. Und er wußte gar nicht einmal, war es nun eigentlich ein glücklicher — war es nur ein goldener Traum. Als sie landeten, hatte sie ihm noch einmal ganz kurz und fest die Hand gedrückt, und dann war sie an ihm vorüber auf die Steinstufen gehuscht und quer über den großen Rasenplatz nach dem Schloß zu. Er war gar nicht recht zur Besinnung gekommen. Denn gleich darauf legte die Jacht an, und von der Schloßterrasse kamen die älteren Damen herab, mit der Fürstin, die ihn flüchtig, aber doch seltsam fragend und forschend, mit einem schnellen klugen Blick streifte und lächelte.

Es folgte ein kleines, feines Souper, doch ohne Ruth; sie ließ sich mit Kopfschmerzen, die sie plötzlich befallen hätten, entschuldigen. Auf ein paar Minuten war auch Ellinor verschwunden, um Hans dann im Vorübergehen zuzuflüstern: „Ruth läßt Sie grüßen und erwartet Sie morgen mittag. Glück auf, lieber Hans!“ Viel erstaunte, verwunderte, verlegene Augen; eine wenig passende Phrase Plenshagens; ein flüchtiges Anstoßen mit dem Glase des Fürsten, der lächelte, der Deubel mochte wissen, war's ironisch, war's stumpfsinnig! Endlich die Fahrt durch die stille Nacht, neben dem lallenden, brummelnden alten Lierke . . .

Und zwischen all den Bildern immer wieder ein Paar großer dunkler Augen. Tinas Augen. Lodernd . . . thränenfeucht . . . traurig . . . Pah! Das half doch nun einmal nichts. Ecce ego! Durch!

Dann das Händeschütteln daheim auf der Veranda. Nur Malwinens eiskalte Hand war ihm aufgefallen; wie leblos lag sie in der seinen. Jeder nahm dann eins von den bereitstehenden Lichtern . . .

„Ich komm' gleich nach, Spatz! Will nur noch mal nach den Pferden sehen.“

Dreimal war er hinten bis zur Pleske hinabgelaufen, hatte jedesmal eine ganze Weile auf dem Brett gesessen, von dem aus die Mägde ihre Gießkannen füllten, wenn Wäsche auf der Wiese gebleicht wurde; hatte die Hände weit in das kühle Flußwasser hineingesteckt und sie dann gegen die brennend heißen Schläfen gepreßt.

Verlobt! Wirklich verlobt! Glückspilz! Schön... liebenswürdig . . . verliebt bis über die Ohren, diese Ruth, eifersüchtig sogar! Donnerwetter, was wohl die Kameraden sagen werden? Millionärin. Schwager von Fürst Woldegg. Komischer Kerl das. Zum Lachen. Ja, und nun . . . ah . . . nun alle Sorgen los. Frei — frei — frei!

Und er sah sich im Geiste mit Ruth durch Italien fahren, sah sich neben ihr auf edlen Pferden in einem endlosen Wildpark, sah sich mit ihr im Ballsaal — sah drüben das alte Haus seiner Väter in neuem Glanze, beerkert, getürmt, und die Gäste fuhren vor, und ein Haushofmeister in Escarpins stand an der Treppe . . . Und dann war ihm wieder, als ob er mitten auf dem



Erinnerung. Nach dem Gemälde von W. Kreling

Weltmeer schwimme, und es gebe kein Ufer für ihn... Ah... zu dumm... zu dumm! Schlafen gehen, das war das einzig richtige. Morgen war auch noch ein Tag. Und was für einer!

Als er durch den langen, schmalen, dunkeln Korridor im Erdgeschoß schlich, auf leisen Sohlen, klappte plötzlich eine Thür. Ein Lichtstrahl leuchtete durch die Spalte, gleich drauf trat die Mutter heraus.

„Hans! Hans! Ich warte ja auf dich!"

Er schöpfte tief Atem. Es war ihm unbequem, peinlich. Aber als er dann in das vergrämte, erregte Gesicht der Mutter sah, in ihre blaßblauen Augen, die so erwartungsvoll, so ängstlich unter den Spitzen der weißen Nachthaube auf ihn gerichtet waren, brach doch eine warme Empfindung in ihm durch. Sein Mutterchen! Ja, wahrhaftig, sie hatte ein Recht auf sein Vertrauen! So umfaßte er sie denn, zog sie in ihr Schlafzimmer zurück und fiel ihr um den Hals: „Verlobt, Muttchen! Verlobt!"

Der Porzellanleuchter fiel ihr aus der Hand, zersprang auf der Erde, der kleine Kerzenrest glimmte auf dem Teppich. Und vor allem bückte sie sich, hob das Licht auf und sagte: „Gott, der gute Leuchter! In tausend Stücke. Nicht einmal zu kitten mehr."

Er mußte doch lachen. Das war so ganz Muttchen. Wieder umhalste er sie, küßte sie: „Laß nur, Mama. Scherben bedeuten Glück!"

Nun erst fand sie sich wieder.

„Mein guter Junge! Mein einziger! Ja, Glück! Also wirklich. Und nicht ein Wort hast du mir vorher gesagt, du böser Junge. Gar kein Vertrauen gehabt. Ja ... und, weißt du, ich alte, dumme Mama hätte es ja überhaupt nicht gemerkt, wenn mich der Plenshagener nicht in seiner geschwätzigen Art sozusagen mit der Nase darauf gestoßen hätte. Du guter Junge! Solch Glück! Ein so wunderschönes Mädchen ... und so reich ... ja ... lieber Gott, ich kann's ja noch gar nicht fassen. Aber ich will sie auch sehr lieb haben. Ich will ihr eine sehr gute Schwiegermama sein ..."

Während sie sprach, mit bebender Stimme, hingen ihre Augen immer an den weißen Porzellanstücken auf dem zerschlissenen Teppich, und plötzlich bückte sie sich: „Ich will sie doch lieber gleich zusammensuchen. Sonst tritt noch jemand hinein."

Hans mußte wieder lachen. Aber da pochte es an der Thür, und gleich darauf trat die Großmutter ein. Auch sie schon in der Nachtjacke, ohne die falschen Locken, die Haube ganz auf den fast haarlosen runden Kopf zurückgeschoben, die eine Backe bereits abgeschminkt, die andre noch im schönsten Rosenrot. In der einen Hand ihren Krückstock, in der andern einen Messingleuchter.

„Laß doch liegen, Minchen. Laß doch liegen," sagte sie. „Ich hörte euch sprechen. Na, und da wollte ich doch auch gratulieren. Natürlich. Ich störe doch nicht? Gott, das Glück, nicht wahr ... Unser Hänschen mit dem Kruselkragen! Na ja, Hänschen, also alles all right? Ich taxiere, morgen holst du dir das offizielle Jawort und die Zustimmung der allergnädigsten Frau Schwägerin, die, taxier' ich weiter, wohl die letzte Entscheidung in Händen hält ... ja ... und dann: zieh ein, du Glanz, in unsre niedre Hütte! Meinen Glückwunsch, Hänschen!"

Es lag etwas im Ton der Großmutter, das Hans fast noch mehr kränkte als ihre Worte. Er richtete sich schroff auf, warf den Kopf zurück: „Danke, Großmama! Aber es scheint mir fast, als ob —"

„Als ob ich mit deiner Wahl nicht ganz einverstanden sei? Bewahre, Hänschen. Du kennst meine Ansichten doch — demokratisch nanntest du sie ja wohl neulich. Ich bin ganz einverstanden. Ich freu' mich mächtig, daß mal wieder ein Hagelitz zu Gelde kommt, und das Mädchen ... Pardon, mach nicht gleich solch Gesicht ... also deine Braut gefällt mir sehr. Hat so etwas Ruhiges, sich nicht Aufregendes, Temperamentloses, wie's für euch Hagelitze gerade paßt ..."

„Nun — also?"

Die Großmutter stellte ihren Leuchter auf die Kommode, stapfte auf dem Krückstock an Hans vorbei und stellte sich neben ihre Schwiegertochter.

„Ja — also! Siehst du nämlich, Minchen, sagen muß ich's ihm doch. Und daß ich's ihm in deiner Gegenwart sage, ist wohl grad recht. Nämlich nicht etwa, daß unser Hänschen da ein ganz leichtsinniges Bürschchen ist, der so den letzten Rest der Hagelitzschen Habe, ich fürchte auch den seiner Schwester, verthan hat. Bewahre, Hänschen. Du bist ja eben ein Hagelitz. Die können nicht anders, und nun wirst du ja wohl auch 'ne goldene Decke über das alles ausbreiten, mein Hänschen."

Frau von Hagelitz sah verwirrt bald auf den Sohn, bald auf die Greisin. „Warum bist du nur so bitter, Mama?" Sie kämpfte mit Thränen. „Du lieber Gott, wo wir endlich einmal eine Glücksstunde haben —"

„Laß doch, Mama —" sagte Hans, an der Unterlippe nagend.

„Ich bin gleich zu Ende, ihr lieben Kinder. Herunter muß es aber von meiner Brust, sonst ersticke ich. Nämlich, daß das Hänschen da ein ganz niederträchtiges Kerlchen ist —"

„Großmutter!"

„Sei still! Ich seh' dir an, du weißt ganz genau, was ich meine. Aber deine gute Mutter scheint blind. Du hast natürlich nicht gesehen, daß er seit Jahren unsrer guten, lieben, braven, schönen Tina den Kopf verdreht hat —"

„Großmutter!"

„Ich hab's gesehn. Ich hab' auch gesehn, als du im Herbst hier warst, daß du sie geküßt hast. Du lieber Gott, ein Küßchen in Ehren — ich bin ja nicht so. Aber es giebt da einen Unterschied. Wenn nämlich ein anständiger Mann merkt, daß ein junges, temperamentvolles Mädchen mit allen Fibern des Herzens an ihm hängt, er selbst aber höchstens eine Liebelei im Sinne haben kann, dann —"

Hans hob die Hand: „Nun, bitte ... nun ist's genug, Großmama," stieß er hervor. „Schön — es ist alles wahr, was du gesagt hast. Aber ich will deinen eigenen Satz vollenden ... dann zieht ein verständiger junger Mann sich eben zurück! Das habe ich gethan. Was sollte ich mehr thun? Ich leugne ja gar nicht, daß ich Tina sehr gern hatte. Aber ich sah eben, gottlob, rechtzeitig ein, daß es für mich und vor allem für sie selbst ein Unglück gewesen wäre. Du mußt doch selbst sagen, Mama, wohin sollte es denn führen, wenn ..."

Frau von Hagelitz schluchzte, aber sie nickte zustimmend: „Ja Mama, das ist doch wahr! Gott, ist das schrecklich! Ein Glück nur, daß du rechtzeitig ..."

„Rechtzeitig!" Die Greisin lachte. „Ein Glück nur, sage ich, daß meines guten Hecksteins Augen auch mit Blindheit geschlagen waren. Ein Unglück aber war's, daß ich alte, leichtsinnige Kreatur dir, mein teures Hänschen, nicht damals im Herbst den Kopf zurechtgerückt habe!" Sie griff nach ihrem Licht und hob es hoch, als wolle sie Mutter und Sohn besonders deutlich beleuchten. „Na ja ... Ihr seid natürlich einig. Wie sollte es auch anders sein. So ist doch einmal der Welt Lauf. Ich will euch zu eurer seelischen Befriedigung sogar noch eins dazu prophezeien: die Tina wird an ihrer verschwendeten Liebe nicht zu Grunde gehen. In der steckt ein zu guter Kern. Sie wird leiden, aber sich durchkämpfen und, will's Gott, noch einmal einen guten Mann lieb haben und glücklich machen. So — gute Nacht, Kinder!"

Leise schlich sich Hans, nachdem er die weinende Mutter noch einmal schweigend umarmt hatte, die Treppe hinauf und in das Zimmer. Gottlob: der Spatz schlief schon. Oder nicht? Nun, jedenfalls war er verständig genug, die Augen geschlossen zu halten. Nur nicht noch einmal Erklärungen, Auseinandersetzungen! — — —

Am nächsten Mittag holte sich Hans das offizielle Jawort. Es ging sehr gelassen dabei zu. Ruth ließ sich schweigend umarmen und küssen. Der Fürst zeigte, als ihm die vollendete Thatsache unterbreitet wurde, sein gewöhnliches Lächeln und seine großen gelblichen Zähne, gratulierte aber „herzlichst". Nur die Fürstin schien ein wenig erregt, so sehr sie es verbarg. Sie war auch die einzige, die ein wahres, warmes Wort fand: „Machen Sie Ruth glücklich!" Und sie sah dabei Hans so eigen an. Er wußte nicht recht, was er aus dem Blick der dunkeln Augen herauslesen sollte: Freude, Zweifel — oder Reue.

Dann, beim Lunch, war es wieder Ellinor, die sagte: „Wir müssen aber doch Pa benachrichtigen —"

Ruth nickte gleichmütig: „Ja, das müssen wir. Natürlich. Aber wo ist Pa jetzt?"

Der Fürst machte ein langes, sehr langes Gesicht, wie eben jemand, der einen höchst unbehaglichen Logiergast erwarten muß. Aber dann glänzte er plötzlich auf, und es war Hans, als sei es vor Schadenfreude. „Selbstverständlich, Elly. Pa wird hoffentlich sofort angetanzt kommen."

Die beiden Damen tuschelten. Hans hörte nur so viel heraus, daß Pa entweder in Paris im Continentalhotel, oder in Rom im Albergo Reale, oder in Neapel im Grand Hotel, oder in Monte Carlo, oder in Ostende sei. Nein, jetzt doch wohl in Paris. Mindestens werde man dort seine Adresse wissen.

„Du schreibst also, Ruth?"

„Schreiben? Ach, liebe Elly, ich bitt' dich recht sehr, telegraphiere du doch an Pa."

Hans hatte das unsichere Gefühl, daß er an Mister Forster, seinen zukünftigen Herrn Schwiegerpapa, eine schöne Epistel senden müsse. Er sprach diese Absicht auch aus. Sie wurde mit Hochachtung aufgenommen, aber mit allgemeinem Widerspruch. Selbst Ellinor erklärte: „Nein, nein, Herr von Hagelitz ... Pardon, lieber Hans! Dann müßte Pa ja wieder schreiben. Ihm sind Thatsachen das liebste. Ich werde drahten: ‚Alles weitere mündlich.'" Dann sann sie einen Augenblick nach. „Ja so! Mit den Anzeigen muß natürlich gewartet werden. Und dann ... ich habe einmal gehört, als Offizier müssen Sie auch Ihrem Kommandeur Mitteilung machen ... nicht wahr? Also das auch erst, wenn Pa hier war."

Sie mochte wohl in dem Antlitz des Schwagers eine leise Verstimmung, eine Sorge lesen. So setzte sie hinzu: „Uebrigens, lieber Hans, nur keine Angst. Pa ist ein guter Mann, der Ruths Glück sicher nicht im Wege stehen wird. Außerdem — er respektiert immer unsre Entschließungen. Etwas Geduld — das ist alles."

Der Fürst zog wieder seine Grimasse.

Als Hans Hagelitz nach Hause fuhr, konnte er sich der Empfindung nicht erwehren: ‚Hilf Himmel! War das eine stimmungslose Sache!' Aber er kämpfte den leisen Verdruß herunter und malte sich in den goldigen Sonnenuntergang goldige Träume hinein. Bisher war er Sklave gewesen — Sklave der alltäglichsten Misere; nun wollte er Herr sein. Bisher hatte er sich bücken und sich plagen müssen; nun wollte er Hans im Glück sein. Und im Glück auch gut. Es war doch eine große Scham in ihm. Ja, gut! Donnerwetter ja! Eine Wonne mußte das sein, geben, schenken zu können. Der Mutter, der armen lieben Mama, und Malwine ... Und so mal einem armen Kameraden mit ein paar blauen Lappen unter die Arme greifen zu können: ‚Da, guter Spatz! Gieb's mir wieder, wenn du General bist, mein Junge!'

Glücklich hatte er alles Unangenehme, Peinliche heruntergezwungen, als er in Vielberg einfuhr. Und als sie vom Dorfanger in den Gartenweg einbogen, kramte er das letzte Zwanzigmarkstück aus der Tasche und reichte es dem alten Lierke.

„Na ja —" brummelte der. „Ick dank' schön, Herr Leitnant. Un ick gratulier' och scheenstens —"

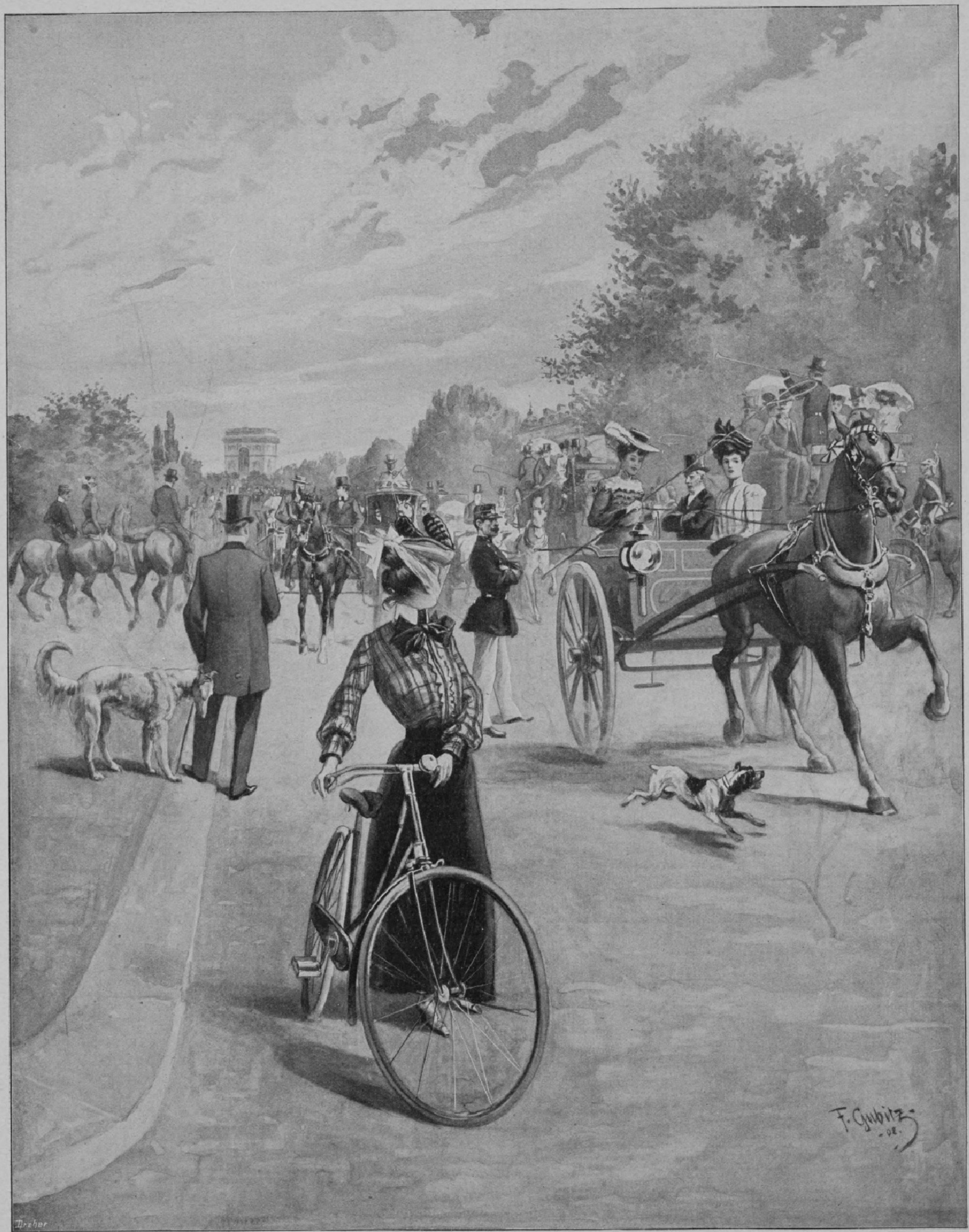
„Wozu denn, Lierke?"

„Na, da im Kutscherzimmer, bei Fürschtens, han sie so allerlei geredt — von wegen — Na, un ick meen' immer, wat di Glaringer könn'n, könn'n de Vielberger noch allewege. Prrr! Da wär'n wer ja mal wedder."

*

Drei Tage, dann kam Pa.

Der eigentümlich gedrückten Atmosphäre in Vielberg hatte sich Hans Hagelitz möglichst zu



Morgenpromenade auf der Avenue des Bois de Boulogne in Paris

Nach einer Zeichnung von F. Gubitz

entziehen gesucht, indem er um elf Uhr nach Glaring fuhr und erst am späten Abend heimkehrte. Einmal war auch Frau von Hagelitz nachgekommen, um ihre Schwiegertochter unter vielen Thränen zu umarmen, was Ruth mit großen verwunderten Augen seelenruhig über sich ergehen ließ.

Ganz loslösen von der schwülen Luft im Elternhause konnte sich Hans in diesen Tagen aber doch nicht. Die spöttischen Augen der Großmama, das ernste, kühle abwehrende Gesicht der Schwester hätte er vielleicht zu ignorieren vermocht, und Gallweg bekam schon am zweiten Tage eine Depesche, die ihn „in dringenden Familienangelegenheiten" nach Berlin zurückrief. Hans fühlte, daß das Telegramm „bestellte Arbeit" war, und er war dem Spatz eigentlich dankbar für diesen neuen Beweis seines Taktes. Trotzdem war der Abschied von dem Kameraden ihm etwas peinlich.

Das schlimmste aber war: Hans empfand überall, wie die Fäden, die aus dem Pfarrhause nach dem Vaterhause hinübergeführt hatten ein Menschenalter hindurch, plötzlich gelöst waren — für ihn; er empfand aber auch, daß sie unsichtbar fortbestanden. Tina kam nicht, aber die Schwester war viel bei ihr; der alte Pastor ließ sich nicht sehen, aber die Großmutter brachte lange Stunden im Pfarrhause zu. Und die Mutter, in deren Art es lag, immer wieder auf scheinbar abgethane Dinge, mit Vorliebe auf peinliche Dinge zurückzugreifen, meinte bald: „Wenn doch bloß das mit der Tina nicht gewesen wäre!" — bald: „Wenn doch die Tina ihren Pächter geheiratet hätte, das dumme Ding!" oder: „Was sich eigentlich die Tina nur eingebildet hat? Du konntest sie doch nicht heiraten!"

Nein! Nein! Weder er noch sie hatten ja je von Heirat, von der Zukunft überhaupt gesprochen. Hatten wohl auch nie an sie gedacht. Hatten sich lieb gehabt — lieber Himmel, es war eine Jugendeselei gewesen, Primanerliebe — nicht viel mehr! Aber weh that's nun doch ... es war das einzige, was Hans nicht ganz überwinden konnte. Es blieb da ein Rest — etwas wie eine gesprungene Saite, ein leiser Wehklang.

Ja! Und nun kam Pa! Die Fürstin war ihm bis Roppa, zur Bahnstation, entgegengefahren. Er kam also völlig orientiert, völlig vorbereitet in Glaring an.

Ein spindeldürrer, langer alter Mann mit Habichtsnase, Pergamenthaut, großem gelbgrauen ausrasierten Vollbart. Angethan mit einem schlottrigen gelben Anzug, in gelben Schuhen, gelbem Strohhut, gelben Handschuhen — eine Symphonie in Gelb. Im zweiten Wagen saß sein Kammerdiener, ein Muster von Eleganz. Ruth und Hans standen auf der Rampe, als der Wagen vorfuhr; der Fürst, mit dem Einglas im Auge, händereibend im Hintergrunde. Hans war doch etwas erregt, Ruth ganz ruhig. Es schien sogar, als ob sie ein wenig Mitleid mit ihrem Bräutigam habe. Sie flüsterte ihm zu: „Pa ist doch ein sehr guter Mann."

Der alte Herr sprang recht elastisch vom Wagen, ging auf Ruth zu, küßte sie auf die Stirn und streckte dann Hans die lange sehnige Hand hin. „Guten Tag, Herr Hagelitz!" Er musterte ihn dabei von oben bis unten. „Also Sie wollen das Schäfchen heiraten? Sehr angenehm. Danke. Wünsche Ihnen viel Vergnügen."

Hans war wie mit Blut übergossen. „Mister Forster —" begann er. Aber der alte Mann sagte nur noch kurz: „Schön! Schön! Weiß schon! Ueber das Geschäftliche sprechen wir nachher!" Und dann: „Ah, da ist ja auch der Fürst! Good day! Nun möcht' ich aber meine Zimmer. Ellen, meine Zimmer — hörst du nicht? Welche Nummer? Nicht mal ein Lift? Na, dann nur los. Ich hab' die Ehre!"

Mit zusammengebissenen Zähnen starrte Hans vor sich hin, bis Ruth ihre Hand auf seinen Arm legte: „Aber Hans, was hast du denn eigentlich nur? Pa war doch rührend gut!" Und gleichzeitig kam der Fürst von der andern Seite, schob seine Hand in den rechten Arm von Hans und sagte auch, freilich in anderm Tonfall: „Aber Hagelitz, was wollen Sie denn eigentlich? So ist Pa doch immer!" Und mit dem Anflug eines bei ihm seltenen Galgenhumors fuhr er fort: „Kinder, wir wollen fix bei mir im grünen Zimmer 'ne Pulle Pommery trinken ... Sorgenbrecher!"

Nach einer halben Stunde kam Francis, der Kammerdiener: „Mister Forster wünsche den Herrn Baron zu sprechen."

Hans stand sofort auf. Der Fürst begleitete ihn bis in die Vorhalle: „Lieber Hagelitz, wenn Sie einen Rat wollen — ehem! — lassen Sie dem Greuel sagen: falls er Sie sprechen wolle, möchte er zu Ihnen kommen! Na ja — ich weiß ja — es geht so nicht. Also mit Gott — und nur nicht verblüffen lassen. Im Grunde, Sie wissen es ja aus zwei schönen Mündern, im Grunde ist Pa gut. Aber der Grund liegt tief. Gott befohlen!"

Im Korridor des ersten Stockwerks traf Hans auf die Fürstin. Fast schien es, als habe sie auf ihn gewartet. Sie drückte ihm die Hand: „Alles geht trefflich, Hans. Glauben Sie mir: Pa ist gut."

Francis stand schon an der Thür: „Mister Forster läßt bitten —"

Pa lag, etwas sehr leicht bekleidet, auf der Chaiselongue und kämmte sich mit seinen langen gelben Fingern seinen langen graugelben Bart. Er sah übrigens wirklich ganz jovial aus.

„So! Da wären wir ja. Freue mich sehr. Wer sind Sie eigentlich, Herr Hagelitz?"

„Leutnant im 7. Gardegrenadierregiment, Herr Forster."

„So! Ich bin Oberst. Colonel von der 9. Schützenbrigade. Nebrasca U. S. Sehr angenehm. Sie haben auch ein Gut hier, sagte mir Ellen. Auch mit solch einer alten Raubburg?"

„Ein mäßig großes Gut mit einem hübschen Wohnhaus."

„Mäßig groß — das heißt klein. Schön. Also Leutnant und Besitzer eines kleinen Gutes. Viel ist das nicht, Herr Hagelitz."

Bisher hatte Hans gestanden. Aber nun kochte es doch in ihm auf. Wie ein Bedienter wenigstens wollte er sich nicht behandeln lassen. Er zog sich also den nächsten Stuhl heran: „Sie erlauben!", setzte sich und sagte kurz: „Viel ist das in der That nicht, nach Ihrem Maßstab gemessen. Wir messen hier etwas anders. Aber das thut wohl nichts zur Sache. Ruth liebt mich, und ich liebe sie. Haben wir Ihre Zustimmung oder nicht?"

Der Amerikaner ließ endlich von seinem Bart ab, faltete die Hände über der Brust und wandte, als sei er plötzlich ungleich mehr interessiert, sein Gesicht mit einer halben Wendung Hans zu.

„Ruth ist majorenn!" meinte er. „Und meine Töchter können überhaupt thun, was sie wollen. Müssen's ja auch selbst ausbaden — ihre Männer auch. Mir ziemlich gleichgültig, wen sie heiraten. Wollte mich als ordentlicher Geschäftsmann nur orientieren."

Er blinzelte unter seinen dicken Augenbrauen ganz freundschaftlich zu Hans hinüber und fuhr dann fort: „Well! Also hören wir weiter: wieviel Schulden haben Sie, Herr Hagelitz?"

Hans sah gerade nach dem Kamin hinüber, und ihm war's wirklich auf einen Moment, als sitze da oben auf dem Sims das graue Glaringer Gespenstermännchen, von dem die Großmutter erzählt hatte; wie im Fluge schoß ihm der Gedanke durch den Kopf: ‚wenn doch das Kerlchen heut nacht dem verehrten Pa eine Prise anbieten wollte —' So verzögerte sich seine Antwort.

Uebrigens schien Pa dies nicht weiter übelzunehmen. Er rekelte sich ein wenig und sagte lächelnd: „Ich meine, Herr Hagelitz, Sie haben das nicht so genau im Kopfe. Nun, zu viel kann's ja nicht sein, denn Schulden richten sich immer nach dem Kredit. Hä — hä! Ist schließlich auch des Schäfchens Sache, ob sie Ihre Schulden bezahlen will."

Jetzt war Hans so weit, daß er einwerfen konnte: „Etwa siebzigtausend Mark — hoch gegriffen!" Er hatte dabei im Kopfe schon ganz Vielberg hypothekenfrei gemacht.

„Für Ihre Jahre immerhin eine ganz hübsche Leistung, Herr Hagelitz." Pa lächelte ordentlich wohlgefällig. „Achtundzwanzig — dreißig, schätz' ich, was? So mit dreißig hatt' ich schon meine erste Million gemacht, mit zweiunddreißig allerdings auch schon wieder verloren; der Morrison hatte eben noch bessere Stiefelwichse oder verstand die Reklame besser. Aber da verarbeitete ich meinen ganzen Rest Wichse zu Magenpillen — hä, hä — und da holt' ich's wieder. Famose Idee — was?" Er rieb sich die Hände, und dann warf er plötzlich den Oberkörper hoch, kehrte die Füße seitwärts, setzte sich auf, schlug Hans auf die Schulter und spuckte kunstgerecht aus: „Sie gefallen mir ganz gut, Herr Hagelitz. Ich bin auch mal ein armer Schlucker gewesen — mein Vater kam ohne Hemd und Stiefeln aus der Pfalz nach Amerika! — ich weiß, wie arm sein thut. Ich will Sie nicht weiter quälen. Also Ruth hat von ihrer Mutter selig etwa zwei Millionen Dollar. Eine Million liegt drüben fest; zurzeit schlechte Konjunktur. Die andre Million ist in guten Eisenbahn-Bonds angelegt. Ich gebe meiner Tochter jährlich fünfzigtausend Dollar, zahlbar in Vierteljahrsraten bei der Deutschen Bank in Berlin. Damit können Sie doch leben, — nicht, Herr Hagelitz?"

Vor den Augen von Hans breitete es sich wie ein goldner Schimmer. Große Dollarstücke und buntfarbige Banknoten führten einen wahren Hexenreigen vor ihm auf. Er überschlug dabei ... ‚also etwa vierhunderttausend Mark Jahreseinkommen! Donnerwetter! Donnerwetter! Hans im Glück! Ist's denn eigentlich auszudenken!' Pa war am Ende doch ein guter Mann.

Er würgte hervor: „Sie ... sind sehr gütig ... Mister Forster ..."

Pa spie wieder kunstgerecht aus. Es kam jetzt fast so etwas wie Rührung in seine trockene Stimme. „Ja, wissen Sie, Herr Hagelitz, allmählich gewöhnen wir uns ja daran, unsre Schwiegersöhne in Europa zu bezahlen. Warum auch nicht? Ist am Ende noch billiger, als wenn mich drüben irgend ein Mister Smith, der meine Tochter ja auch heiraten könnte, mit Kupfer-Shares 'reinlegte. Ist auch schließlich angenehmer, als wenn sie drüben vielleicht mit ihrem Kutscher sich trauen ließe, wie Jestrie Malton und Evelyne Berard."

Er griff rückwärts auf die Tischplatte, nahm sein Checkbuch und Tintenstift und schrieb einen Check aus: „Da, Herr Hagelitz. Still! Fünftausend Dollar. Schwiegervaters Geschenk für Ihnen. Bezahlen Sie damit das Nötigste ... weiß, ein Brautstand kost' immer Geld, und ich will nicht, daß Sie sich vor dem Fürsten lumpen lassen. Hä — hä! Daß Sie's nur wissen, Herr Hagelitz, Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin, meiner Tochter Ellinor, geb' ich jährlich nur fünfundvierzigtausend! Nämlich: meiner Ruth geb' ich fünftausend mehr, damit sich der Fürst ärgern soll. Hä — hä ..."

Wahrhaftig — da saß wohl wirklich das graue Männchen auf dem Kaminsims! Hatte es nicht eben mitgelacht? Hä — hä! Hi — hi!

„So! Nun wären wir wohl fertig, Herr Hagelitz. Ja so — wann soll denn die Hochzeit sein?"

„Wir haben noch nicht darüber gesprochen."

„Also sagen wir Anfang Oktober. Nur nicht so lange warten. Dafür bin ich nicht. Und im November muß ich in Rom sein. Well — Anfang Oktober ... Hat mich sehr gefreut, Herr Hagelitz. Gefallen mir recht gut. Und nun bestellen Sie mir den Francis. Ich habe Hunger —"

Draußen stand Hans ein Weilchen vor der Thür, ohne sich zu rühren. Er wußte nicht recht, sollte er lachen, sollte er sich ärgern, sollte er heulen. Da knitterte der Check in seinen Fingern ... Pa war wohl doch gut!

V

Die Hochzeit von Hans Hagelitz war vorüber. Sie war in Vielberg gefeiert worden, trotz mancher Proteste Pas und trotzdem Ruth selbst wohl lieber in Berlin zum Altar geschritten wäre. Frau von Hagelitz, die sonst immer Nachgiebige, hatte ihren Willen durchgesetzt: „Ruth hat keine Mutter. Ich bin an deren Stelle getreten. Die Hochzeit soll unter meinem Dache stattfinden."



Der lachende Kavalier

Nach dem Gemälde von Frans Hals (Text S. 561)

Im Richard Wallace-Museum zu London

Vierzehn Tage hindurch hatte derselbe Dekorateur, der dem jungen Paar die Villa in der Rauchstraße einrichtete, mit unumschränkter Machtvollkommenheit in Vielberg geschaltet und gewaltet und das Unterste zum Obersten gekehrt. Hans hatte neue Wagen und Pferde geschickt und zum Entsetzen Lierkes einen Kutscher, der nur englisch sprechen zu können vorgab. Der Garten war umgestaltet worden, das Kirchlein in einen Hain köstlicher Blattpflanzen verwandelt; seit den Tagen des Großvaters war der Weinkeller nicht so assortiert wie jetzt, und schließlich langte schon ein paar Tage vor der Hochzeit ein Küchenchef mit drei Gehilfen aus Berlin an, um die Vorbereitungen für den großen Tag zu treffen.

Zwei Tage vor der Hochzeit kam Pa. Direkt vom Nordkap, diesmal mehr braun als gelb und äußerst guter Laune. Frau von Hagelitz hatte ihm ihr eignes Schlafzimmer eingeräumt, und der Dekorateur hatte das seinige gethan; aber Mister Forster goß sofort eine ganze Schale zarter Bemerkungen über den allseitigen guten Willen, ihn liebenswürdig aufzunehmen, aus. Nach vierundzwanzig Stunden fürchtete ihn das ganze Haus. Nur mit der Großmama verstand er sich nach der ersten Begegnung ausgezeichnet. Als er sie zum ersten Male beim Lunch sah, hatte er ihr ins Gesicht gelacht.

„Ich sehe wohl sehr komisch aus, Mister Forster?"

„Meine ja! Kann mir nicht helfen."

„Mir geht es gerade so, Mister Forster. Ich kann mir auch nicht helfen: Sie sind ein ganz ungezogener alter Narr!"

Hans hätte in die Erde sinken mögen, die Mama wurde kreidebleich. Aber Pa lachte seelenvergnügt: „Old Lady hat ganz recht. Ich mag Leute gern, die die Wahrheit sagen. Hab' mein Lebtag nur Geld machen müssen, immer Geld. Als ich endlich genug hatte, war ich zu alt und zu faul, um — was man so nennt — noch gute Manieren zu lernen. Dafür hab' ich meine Töchter und meinen Francis."

„Ganz recht, Mister Forster. Und ich bin auch zu alt, um meine guten Manieren zu verlernen. In meiner Gegenwart müssen Sie sich schon ein wenig zusammennehmen. Mir ist das nämlich ganz gleichgültig, ob Sie Millionen haben oder nicht. Geld imponiert mir gar nicht, nur anständige Gesinnung."

Er starrte die Greisin einen Moment mit großen erstaunten Augen an. Als sie aber ganz ruhig saß und seinem Blick nur mit einem ironischen Lächeln begegnete, schob er plötzlich seine Rechte bis zu der ihren heran: „Geben Sie mir die Hand, Missis Hagelitz. Das ist ganz recht, was Sie sagen. Ganz recht. Das mit der anständigen Gesinnung. Das hat mir seit dem Tode meiner Frau niemand gesagt. Ich schätze Ihnen sehr hoch ein, Missis Hagelitz." — —

Am Hochzeitsmorgen — ein Polterabend fand zum Schmerz des ganzen Dorfes nicht statt — traf ein Dutzend älterer und jüngerer Kameraden ein. Das Haus war so voll, daß Hans für den einzelnen beim besten Willen nur ein paar flüchtige Worte haben konnte; selbst für Gallweg nicht mehr als Handschlag und Gruß.

Dann kamen, im Woldeggschen Vierspänner, Ruth und die Fürstin.

Der alte Heckstein war krank. Der gefeierte Berliner Garnison- und Hofprediger D. Grën hatte auf Bitte von Hans seine Vertretung übernommen. Und nun kamen, als die Glocken erklangen und er an der Seite der Braut den kurzen, blumenbestreuten Weg bis zum Kirchlein ging, doch Minuten für Hans Hagelitz, in denen er sich ganz glücklich fühlte; glücklich nicht im materiellen Sinn, sondern in der frohen Zuversicht, Liebe geben, Liebe ernten zu können. Alles Häßliche fiel von ihm ab, tauchte unter in Zukunftshoffnungen, in innigen, guten, ehrlichen Vorsätzen. Ihm selbst war, als reinige, stärke ihn jeder Schritt auf der Heimatserde.

Wie schön war doch seine Ruth in dem wallenden Seidenkleide mit dem Myrtenkranz auf dem üppigen blonden Haar! Wie lieb sah ihr blasses Gesicht aus, wie weich und zärtlich war sie soeben gewesen, als er sie an sich gezogen und geküßt hatte! O — von ihm sollen die Leute und Leutchen nicht sagen: er hat um Geld geheiratet! Sie brauchten ja nur auf diese schlanke, hohe Gestalt zu schauen, auf dies anmutige, ebenmäßige Gesicht, um zu wissen: solch Mädchen heiratet man aus Liebe.

Die Ringe waren gewechselt. Der letzte Gesang des Domchors verhallt. Das junge Paar schritt zurück nach dem Elternhause, umringt von den Glückwünschenden, inmitten des langen Spaliers der Dorfbewohner, der Neugierigen von nah und fern.

Ganz hinten im Zuge ging Gallweg mit dem Baron Plenshagen. Der Zufall hatte sie zusammengeführt. Gallweg schritt schweigend aus, seine Augen wanderten immer wieder zu dem epheubekränzten Pfarrhaus hinüber. Der Baron sprach desto lebhafter. „Dieser Glückspilz, der Hagelitz! Im Vertrauen: es war hier Matthäi am letzten. Na, nun ist er dicke 'raus mit siebzig und einem Freilos, wie man früher sagte. Ich gönn's ihm. Ich wollte nur, unser junger Adel suchte, fände mehr Gelegenheit, sich so zu konsolidieren. Ist ja bei diesen Jammerzeiten und den berühmten halben Maßregeln der Regierung die einzige Gelegenheit, sich zu halten. Ob der Hans wohl im Dienst bleiben wird?"

„Ich denke doch, Herr von Plenshagen —" Der Spatz hatte nur mit halbem Ohr hingehört und antwortete zerstreut. „Wie kommen Sie darauf?"

„Na, ich war da neulich mit dem Brautpaar zusammen in Glaring. Unter uns gesagt: famose Frau, die Fürstin! Doch die bedeutendere von den Schwestern. Ja — also wir saßen beim Thee zusammen ... es giebt 'n bissel viel Thee in Glaring ... na, der Fürst holt's wohl heimlich nach ... ja so, und da kam die Rede auf die Hochzeitsreise. Höchst komisch, versichere Sie, auf Ehre. Nämlich die Braut ... die junge Frau ... war ganz verwundert, daß der Hans nur vierzehn Tage Urlaub habe. ‚Aber warum nimmst du nicht mehr?' — ‚Erst kriegen, Ruth.' — ‚Wieso, Hans?' — ‚Das hängt doch nicht von mir ab, sondern vom Kommandeur.' — ‚Ja aber, wenn wir doch nun länger reisen wollen?' — ‚Geht nicht, teure Ruth!' — ‚Ja aber, wenn ich nun vier Wochen in Florenz bliebe?' ... Na, Sie können sich das ja weiter ausmalen — so diese verwöhnte Millionärin als Gattin eines jungen Garde-Infanterie-Offiziers! Ich glaube, er wird doch bald den Abschied nehmen."

„Das sollte mir bitter leid thun. Dann würde er am Ende nur der Mann seiner Frau."

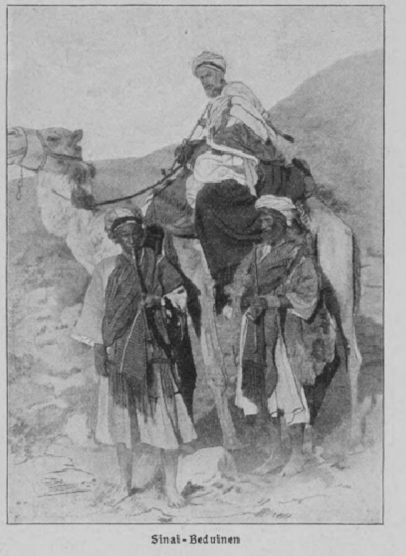
„Ja ... was wollen Sie? Das ist nun einmal nicht anders. Na, und ... der Mann dieser schönen Frau zu sein, ist doch so übel nicht." ...

Wie ein holder Traumrausch zogen die nächsten beiden Stunden mit ihrem bunten Bilderwechsel an Hans vorüber: die feierlichen und die heiteren Reden, die Hunderte von Depeschen, die Thränen der Mama, der feste, ehrliche Handdruck der Schwester: ‚Sei ein Mann, Hans! Beglücke und sei glücklich.' ... Der große Saphirschmuck, den Pa bei Tisch plötzlich Ruth um den Hals hängte ... das Lächeln Ellinors ... die Hurrarufe der Vielberger vor der Veranda ... Dann sein und Ruths heimliches Entweichen ... wie er ungeduldig auf sie wartete, bis sie im schlichten grauen Reisekleid plötzlich wieder vor ihm stand ... Arm in Arm schließlich durch den dunkeln Garten bis zur großen Eiche, wo der Wagen hielt ...

In einer halben Stunde mußten sie in Roppa sein. Dort wartete der Extrazug schon auf sie ... in drei Stunden waren sie in Berlin ...

Der Wagen zog an. Ruth schmiegte sich an Hans. Er suchte ihren Mund. Sie küßte ihn, leise erschauernd. Da wurde der Wagen noch einmal aufgehalten. Nach altem Brauch hatte die Vielberger Jugend einen Strick über den Weg gespannt, Hans mußte sich „lösen". Aber als er sich, ärgerlich und doch lachend, aus dem Schlag bog, um den johlenden Burschen eine Handvoll Silbermünzen hinzuwerfen, da sah er die erste Rakete des Feuerwerks zum dunkeln Nachthimmel emporsteigen. Kerzengerade stieg sie in die Höhe. Einen Augenblick stand sie, hellleuchtend, grade über dem Dach des Pfarrhauses. Dann zerplatzte sie. Ein Strichregen und tiefes Dunkel.

(Fortsetzung folgt)



Sinai-Beduinen

Im Sinai

Von

Karl Herold

(Mit Illustrationen nach Aufnahmen von Mrs. Alice Ruffer und Lucien Reiser in Alexandrien)

„Ein Land der Heide und der Schlucht, ein Land der Dürre und der Todesnacht, ein Land, da niemand reiset, und woselbst kein Mensch sich aufhält" — nennt der Prophet Jeremias die Halbinsel, deren südlichen Teil die wilden Gebirgsmassen des Sinai erfüllen, und diese Charakteristik trifft noch heute im wesentlichen zu. Wenige lernen jenes Land kennen, denn nur nach großen Anstrengungen und Entbehrungen gelangt man zu ihm und wieder zurück in die zivilisierte Welt. Indessen werden auch der deutsche Kronprinz und sein Bruder Prinz Eitel Friedrich auf ihrer Orientreise die heiligen Stätten aufsuchen.

Die Reise, Suez als Ausgangs- und Endpunkt angenommen, erfordert ungefähr drei Wochen, einige Rasttage eingerechnet. Der deutsche Konsul hatte uns in liebenswürdigster Weise der Reisevorbereitungen enthoben. Eine Sambuk (arabisches Segelboot), die er für uns vier Teilnehmer gemietet, wurde um vier Uhr nachmittags in Port Ibrahim bestiegen, und am folgenden Mittag landeten wir in Tor.

Es ist ein weltverlorener Ort, dieses Tor, dessen weiße Häuser in der Wüste el Kah und am Ufer des tiefblauen Meeres in der heißen Sonne brüten. Nördlich, etwas entfernt, liegt am Gestade der Gebel Nakus, der Glockenberg. Unter den Füßen des an ihm emporklimmenden Wanderers entsteht ein feines Klingen, das sich nach und nach zum brausenden Glockenton verstärkt. Der die Abhänge bedeckende Sand rieselt, vom Fuß des Steigenden aufgeweht, in die Klüfte des Berges und verursacht in seinem Fall diese Erscheinung.

Mit Schech Musa wird wegen der Reise verhandelt. Er verpflichtet sich, uns innerhalb drei Wochen nach Suez lebendig zurückzubringen; alsdann wird ihm die vereinbarte Summe ausbezahlt werden.

Es ist hoher Nachmittag, und die Karawane setzt sich in Bewegung. Vor dem Ort werden die Kamele getränkt, dann geht es hinein in die Wüste el Kah, die sich sechs Stunden breit und zwanzig Stunden lang am Ufer des Roten Meeres hinzieht. Bald ist es dunkel, die Karawane rastet, und die Feuer flammen auf. Die erste jener unvergeßlichen Nächte unter dem herrlichen Sternenhimmel bricht herein. Das weite Himmelsgewölbe hängt in unbeschreiblicher Pracht über uns. Man sieht tief hinein in die fernsten Fernen, aus denen immer neue Sterne aufblitzen. Vor Tagesanbruch wird es schon wieder lebendig. Die Tiere, die sich entfernt

haben, werden zusammengetrieben, die Feuer flackern auf, der Morgenimbiß wird bereitet. Indes graut der Morgen, die Karawane bricht auf. Jenseits der Wüste, schroff emporsteigend in blauem Duft, liegt eine Riesenmauer, deren Einzelheiten, wie wir uns nähern, deutlicher hervortreten. Vor uns ragt der gewaltige Bergkoloß des Umm Schomar empor, und an ihn reihen sich nach Nord und Süd, soweit das Auge reicht, Gipfel an Gipfel. Diese dunkeln krystallinischen Urgesteinsmassen steigen fast senkrecht aus dem blassen Wüstenboden zu schwindelnden Höhen empor. Im Süden, vom Gebirge isoliert, erhebt sich die reguläre Gestalt des Berges Kren-Utud aus der Wüste.

Gegen Mittag sind wir den Bergriesen nahe gekommen, und der Weg senkt sich aus der glatten, steinbestreuten Wüste in ein breites, wasserloses Flußbett hinab. Bald öffnet sich das enge Felsenthor, und zwischen den hohen Gebirgsmauern des Uadi-Es-Sle hinreitend, gelangen wir zu einer Erweiterung dieser Schlucht, wo die Mittagsrast gehalten wird, denn es ist beides vorhanden, was dazu für notwendig erachtet wird: Schatten und eine Quelle.

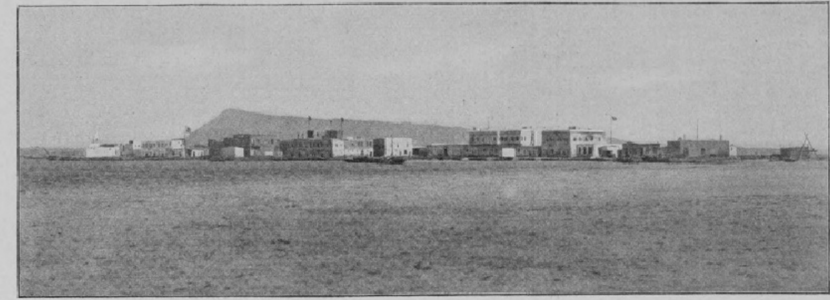
Freilich, die Quelle! Man verbindet von der Heimat her damit die Vorstellung von etwas Frischem, Lieblichen, Lustigen. Nun, auch hier ist die Quelle umgrünt, und um diese erste, die wir treffen, schwebt der süße Duft der Menthenkräuter, die darum üppig emporgeschossen sind. Aber die Quelle ist nur eine kleine Vertiefung im Sande der Thalsohle, und kaum merklich quillt das Wasser aus ihrem Boden. Fünfzehn Schritte weit schlängelt sich ein dünner Wasserfaden, dann hat der Sand ihn wieder verschlungen.

Um drei Uhr wird wieder aufgebrochen, und der Zug geht weiter in diesem bedrückend engen Thale, das im Anfang an manchen Stellen so schmal ist, daß wir absteigen müssen, damit sich Menschen und Kamele einzeln durchwinden. Todeinsam ist es rings, tagelang kein Mensch zu sehen, nur schwarze, dunkelgrüne oder dunkelrotbraune Felsmassen, die in jähen Wänden herab zu Thale stürzen. Am Abend ist's, als ob diese weltfernen Gebirge zum Leben erwachten. Wenn die Sonne sich anschickt, hinter dem afrikanischen Ufer zu verschwinden, schmücken sich diese Höhen mit einem Glanz und einer Pracht sondergleichen. Die Westseiten beginnen in leuchtendem Rot zu strahlen, während die Schattenseiten sich mit wunderbaren Tinten satten Blaues, Purpurvioletts und tiefen Braunes füllen. Freilich sind das nur Minuten, in denen sich dieses einzige Schauspiel zeigt, denn schnell kommt die Nacht.

Am Morgen des fünften Wandertages ziehen wir durch das breite Uadi Shebaije, und zur Linken schauen zwei mächtige Berge auf uns herab — die heiligen Berge, Gebel Katherin und Gebel Musa. Die Kamele klimmen auf Zickzackpfaden zu einer bescheidenen Paßhöhe hinauf, dann senkt sich der Weg in das Thal Schuaib, das Thal des Greises (Jethro), in dem tief unten an der Lehne des Mosesberges das berühmte Katharinenkloster liegt.

Hat der Reisende bis hierher nur den Eindruck einer völligen Weltentfremdung gehabt, so beginnt nun auch die Zeit zu versinken, und er fühlt sich Jahrtausende zurückversetzt. Es sind nicht nur Reminiscenzen an bekannte Ereignisse, an berühmte Menschen, wie an andern Orten mit großer Vergangenheit, nein, über diesen Bergen ist die Zeit stillgestanden, man lebt hier noch wie in jenen Tagen, da Moses auf Erden wandelte und am Brunnen, an dem wir jetzt unsern Durst löschen, die Töchter Jethros vor den übrigen Hirten, die sie verdrängen wollten, beschützte.

Das Kloster ist ein großer, festungsartiger Bau, in die Quadern der Mauern sind Kreuze aller christlichen Konfessionen eingehauen. Es wird von griechisch-orthodoxen Mönchen bewohnt und steht unter dem Schutze Rußlands, von



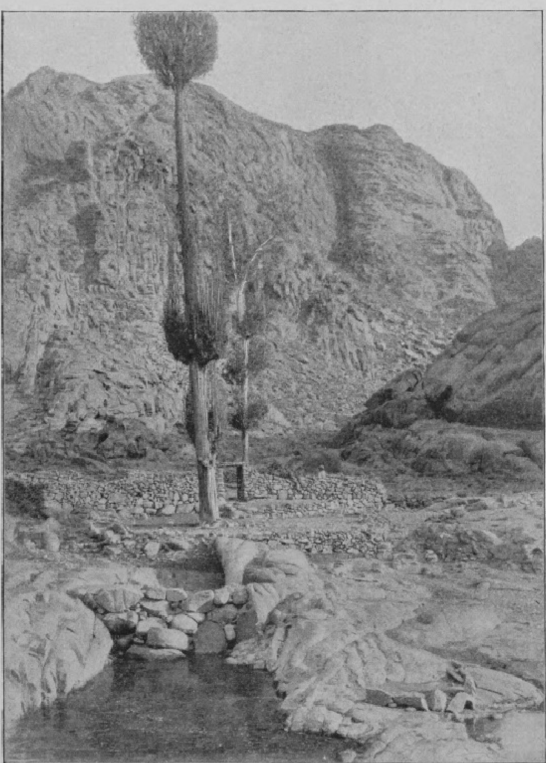
Tor am Roten Meer

dem es auch reichliche Geldbezüge hat. Trotzdem wird der Eintritt dem Fremden sehr erschwert. Man verlangt dafür zwei türkische Pfund.

In den Höfen finden sich eine Menge Häuschen, Kapellen, eine Kirche und selbst eine Moschee, letztere für die mohammedanischen Klosterhörigen. Die Kirche ist im Stile der starren griechischen Kirchen erbaut und zum Teil prunkvoll ausgestattet, enthält aber keine hervorragenden Kunstschätze außer guten alten musivischen Arbeiten.

Ueber der Stelle, auf der der feurige Busch gestanden haben soll, ist eine Kapelle errichtet, die älteste des Klosters. In den heiligsten Teil davon darf der Fremde nur, nachdem er die Schuhe abgelegt hat, eintreten. Ein einziges Mal im Jahre, zu bestimmter Stunde, soll durch eine Lücke in der entgegengesetzten Felswand ein Sonnenstrahl in dieses Heiligtum fallen. Thalab vom Kloster erstrecken sich die gutgehaltenen Gärten, deren grüne Obstbäume und hochragende Cypressen dem Auge in diesen dunkeln Felswildnissen eine freudige Abwechslung bieten.

Das Kloster, ursprünglich ein Kastell, ist im Jahre 530 n. Ch. vom Kaiser Justinian begründet; die hinter dem Kloster beginnende, bis zur Spitze des Gebel Musa führende Pilgertreppe wird der Kaiserin Helena zugeschrieben. Man sagt, es seien 3000 Stufen bis zur Höhe, aber „Stufen" ist eine zu schmeichelhafte Bezeichnung für diese Ansammlung von Steinen, über die man mühsam hinaufklimmt. Vorüber an einem in einer Höhle entspringenden Quell, an einer kleinen Kapelle, dann steiler empor durch zwei Thore, gelangt man



Cypressenebene auf dem Sattel des Gebel Musa

endlich zum Sattel des Berges in die Cypressenebene. Doch ist's nur eine einzige mächtige Cypresse, die sich majestätisch vor einem steinumfriedeten Garten erhebt, in dem jedoch nur eine Zitterpappel und ein Dornstrauch grünen. Jenseits des Gartens, an den Felsen gedrückt, liegt die Doppelkapelle der Propheten Elias und Elisa. Die Eliaskapelle ist an die Höhle angebaut, an der Jehova „aus einem stillen, sanften Säuseln" zu dem Propheten sprach. Von dieser Kapelle geht es steil aufwärts zur Spitze des Berges.

Auf diesem Gipfel sind im Laufe fast zweier Jahrtausende mancherlei Kapellen- und Moscheenbauten einander gefolgt, aber den Stürmen, die zuzeiten hier oben wüten, bieten sie nicht lange Trotz. So sind aus den wechselnden Jahrhunderten die Berichte über die Gebäude des Sinai-Gipfels ganz verschieden.

Die Aussicht von der Höhe des Berges (2244 Meter) ist erhaben wild. Ueber das Labyrinth von Bergzügen und tiefen dunkeln Thälern schweift der Blick in die gelben Wüsten, über die blauen Fluten der Golfe von Suez und Akaba, jenseits deren in gelblichem Dunst die ägyptischen Küstengebirge und die arabische Wüste verschimmern. Nach Süden wird die Aussicht durch den noch mächtigeren Gebel Katherin (2602 Meter) verbaut, aber nach Norden geht das Auge über die zweite Spitze des Gebel Musa, Ras-el-Saffaf, hinauf in das steinige Arabien, über die fahlen Höhenzüge der Wüste. Auf der Nordklippe, Ras-el-Saffaf, stand einst Moses und zeigte dem in der Raha-Ebene versammelten Volke die Gesetzestafeln. Senkrecht stürzt diese Klippe nieder in die Ebene.

Westlich am Gebel Musa entlang zieht sich das Ledjathal, an das sich mancherlei Sagen knüpfen, Der Steinblock, aus dem Moses den Quell geschlagen und der das wandernde Volk Israel auf seinem Zuge durch die Wüste begleitete, liegt hier. Weiter südlich ist das verlassene, aber noch in wohnlichem Zustande befindliche Arbainkloster, inmitten eines frischgrünen Gartens. Es ist das Kloster der vierzig Märtyrer. Als in den Felswänden rings die Anachoreten ihr beschauliches Leben führten, brach einst eine Schar Heiden herein in das Thal, alles mordend, was in den Weg kam. Vierzig der Gottesmänner hatten bereits ihr Leben unter den Schwertern der Ungläubigen ausgehaucht, da näherte sich der Herr in Gestalt eines großen Feuers mit dichtem Rauche, vom Berge herabkommend, dem Thal, und vor diesem Anblick flohen die Mörder entsetzt ins Weite. Dem Andenken der vierzig Gefallenen ist das Kloster errichtet.

Vom Ledjathal steigt man in mühsamer Kletterarbeit empor zum Gipfel des Katharinenberges. Oben, an der Stelle, wo die Engel den Leichnam der heiligen Katharina, den sie aus Alexandrien nach der Höhe des Berges getragen, niedergelegt haben sollen, ist eine einfache Kapelle errichtet.

Drei Tage lagerten wir in der Ebene Raha, die Steilstürze des Ras-el-Saffaf vor Augen. Drüben am Eingang in das Schuaibthal erhebt sich der Hügel Harun, auf dem Aaron das goldene Kalb errichtet hatte. Die Raha-Ebene zieht sich nach dem Nakb-el-Haui, einem pittoresken Engpaß, empor, und jenseits der Höhe senkt sich dieser Weg steil und beschwerlich hinab zu Thal. Es ist eine jener Stellen, wo das Reiten unmöglich wird, und munter klettern wir durch das Gewirr von mächtigen Felsblöcken hinab in das Uadi Selaf, in dessen einschläfernder Oede die Karawane durch die brennende Sonnenglut schleicht. An der Seite dieses Thales sieht man eine Begräbnisstätte der Beduinen, etwas erhöht über der Thalsöhle, damit etwaige Gewitterregen die dünne Sandschicht nicht fortreißen, die den Leichnam bedeckt. Auch die Nawamis sind hier zu finden, eine Art uralter niedriger Steingebäude ohne Fenster, deren Erbauung man in biblische Zeiten verlegt.



Gebel Serbal, vom Thale el Schech aus gesehen

Zwei kurze Tagereisen, und ein Wunder steigt vor uns auf: die Oase Firan.

Schon vor dem engen Felsenthor el Buëb zeigt sich reichliches Grün. Wenn man das Thor durchschritten hat, bilden die Tamarisken und Tarfabäume kleine Wäldchen, die einen lauschigen Eindruck machen, aber eine kurze Strecke Wegs ist es noch bis zur Oase. Das Thal macht eine Biegung, und vor uns liegt sie, ein Paradies dem Auge, das durch die dunkeln Farben der Berge, durch die grauen, charakterlosen Farben der Wüstenpflanzen ganz des freudigen Grüns entwöhnt ist.

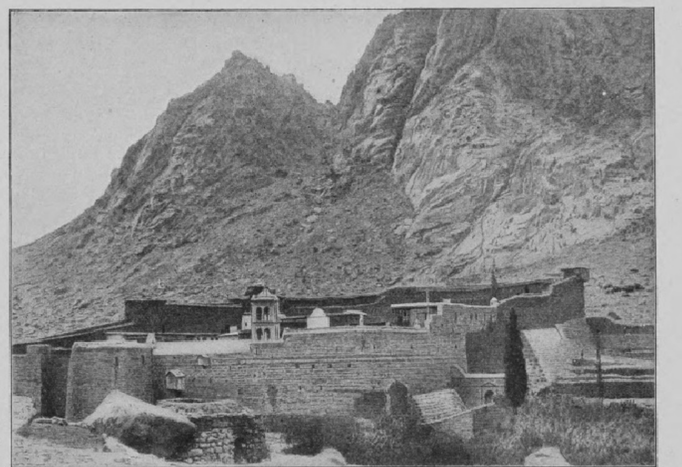
Die Oase dehnt sich ungefähr eine Stunde lang durch das Thal. Ein munterer, krystallklarer Bach, von dichtem Schilf umsäumt, dessen Blätter und Blütenkolben drei bis vier Meter hoch emporgeschossen sind, durchrieselt sie, und eine Unzahl üppiger Palmen läßt die mächtigen grünen Wedel in der warmen Luft schwanken. Dazwischen sind Felder, auf denen allerlei Früchte und Gemüse, die hier wunderbar gut gedeihen, gezogen werden. Aus dem Palmen- und dichten Tamariskengebüsch tönt lustiger Vogelsang, Herden schwarzer Ziegen ziehen vorüber, geleitet von den Beduinenjungen; das Schilf am Bache ist von grüngoldenen und purpurglänzenden Libellen durchsurrt. Grillen zirpen, das Girren der Turteltauben umtönt uns, und drüben vom Berge locken die Rebhühner.

Am Nachmittag brachen wir nach dem andern Ende der Oase auf, um dort am Meharrethügel unser Lager für einige Tage aufzuschlagen. Es ist ein herrlicher Ritt durch die wunderbare Ueppigkeit dieses Thales, beständig das helle Bächlein kreuzend mit seinen Schilfmassen, die Kamel und Reiter überragen, vorbei an den primitiven Hütten der Beduinen. Vor Sonnenuntergang kommen wir in der Ebene Raphidim an und schlagen das Lager auf. In dieser Ebene versinkt der muntere Bach der Oase spurlos in den Boden, und wenn darüber hinaus auch noch einige Sträucher und Kräuter wachsen, so liegt doch bald die Herrlichkeit der Oase Firan wie ein Traum hinter dem Wanderer, der wieder in öder Wildnis schreitet.

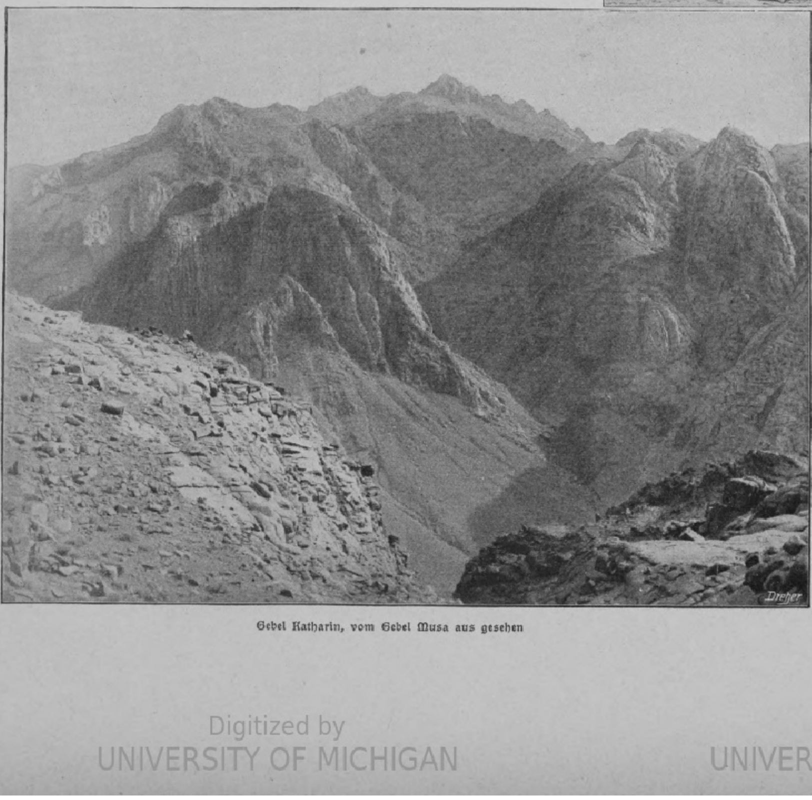
Aber noch haben wir das freudige Grün vor uns, und über die niedrigeren Vorberge herüber grüßt uns das majestätische fünfzackige Haupt des Gebel Serbal, im Abendglanze in Purpur und Violett glühend. Und um uns die Ebene, in der einst die heranziehenden Israeliten die Amalekiter, die Bewohner von Firan, in blutiger Schlacht geschlagen haben. Auf dem Meharrethügel, der der Ebene vorgelagert ist, stand Moses und leitete die Schlacht.

Im frühesten Mittelalter hatte sich hier im Mittelpunkte des Anachoreten- und Mönchslebens die Bischofsstadt Pharan entwickelt, die eine gewisse Bedeutung erlangte. An den Bergseiten sind noch Reste alter Häuser, auf den Bergen verfallene Kapellen, und der Meharrethügel ist mit den Mauerüberresten des ehemaligen Bischofssitzes überdeckt.

Die Felswände zu seiten der Oase und weiter hinaus sind mit Anachoretenzellen und Grabkammern in Unzahl versehen. Aus diesem regen Mönchsleben und einigen andern Gründen ist von Lepsius und Brugsch der benachbarte Serbal für den eigentlichen Berg des Herrn erklärt und die Behauptung aufgestellt worden, mit den aus Pharan vor den Bedrängungen der Ungläubigen nach dem Gebel Musa unter den Schutz des Kastells geflüchteten Anachoreten sei auch die Tradition vom Serbal nach dem Gebel Musa hinübergezogen. Indes ist die ganze Beschreibung jener biblischen Vorgänge in höherem Maße auf den Mosesberg passend als auf den Serbal, wenn auch dieser, was von den Verfechtern der Serbalherrlichkeit mit als Grund angeführt wird, ein landschaftlich imponierenderes Bild giebt als der Gebel Musa. Die massenhaften Anachoretenwohnungen lassen sich aus den besseren Lebensbedingungen, die den Einsiedlern die Oase bot, leicht erklären, und ihr Umzug nach dem Gebel Musa fand in der Hauptsache erst im siebenten Jahrhundert statt, aber bereits zwischen den Jahren 385 und 388 machte die Prinzessin Sylvia von Aquitanien, als heilige Sylvia von der Kirche verehrt, eine Wallfahrt nach Palästina und dem Sinai, von der sie eine handschriftliche Beschreibung zurückließ, die im Jahre 1887 in einer Bibliothek zu Arezzo in Italien aufgefunden wurde; und aus dieser geht klar hervor, daß schon damals, ungefähr 150 Jahre vor Gründung des Justinianischen Kastells, der Gebel Musa als Berg des Herrn verehrt wurde. Es stand bereits die „Kapelle des feurigen Busches“ und auf dem Gipfel ein Kirchlein, „nicht groß, aber von großer Anmut,“ sagt Sylvia.



St. Katharinenkloster am Gebel Musa (im Bergsattel die Pilgertreppe)

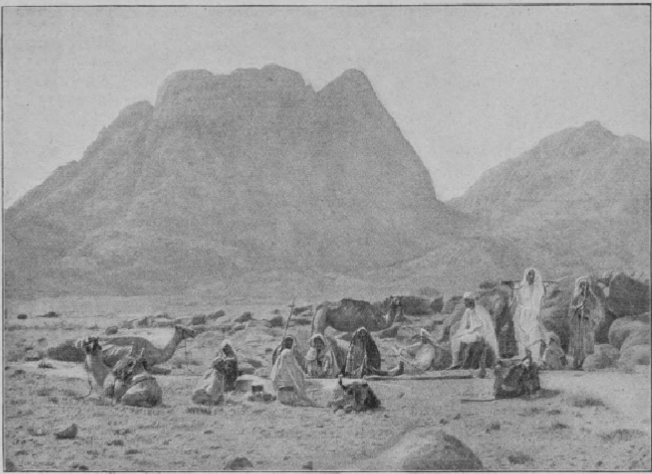


Gebel Katharin, vom Gebel Musa aus gesehen

Nach der Auslegung von Ch. Beke wäre der Berg der Gesetzgebung überhaupt nicht auf der Sinai-Halbinsel zu suchen, sondern eher im nördlichen Arabien. Denn die Bibel sagt, „der Berg bebte,“ doch weder am Gebel Musa noch am Serbal sind irgend welche Spuren einer vulkanischen Thätigkeit zu finden. Aber giebt es denn Erdbeben nur in der Nähe thätig gewesener Vulkane?

Am nächsten Morgen brachen wir im Grauen des Tages auf, den Serbal zu besteigen. Eine Stunde geht es durch das Uadi Aleyat auf schlechtem Pfade aufwärts. Dann beginnt, schon vom Fuße des Berges an, eine Kletterei beschwerlichster Art. Unter glühenden Sonnenstrahlen arbeiten wir uns in einer Schlucht empor. Nur einige wilde Feigenbäume bieten uns in halber Höhe des Berges in ihren kleinen Früchten eine willkommene Erquickung. Endlich ist der Sattel zwischen zwei Gipfeln erreicht, und nach kurzer Rast wird die höchste Spitze des Berges „el Metauer“ (das Signalhaus) genommen. Auf dieser Spitze wurden vor Zeiten mächtige Feuer entflammt, die weithin über das Land leuchteten, und es ist wohl anzunehmen, daß man hier den syrischen Göttern der Höhe, Baal und Aschera, in orgiastischem Kultus diente.

Die Aussicht ist wunderbar. Tief unten die Felswirrnisse, darüber hinaus die Wüsten, östlich der Golf von Akaba und die arabische Küste, in Weiß, Blau und Gelb verschwimmend. Westlich der Golf von Suez in herrlichem tiefen Blau, darüber das ägyptische Ufer als rötlicher und



Ebene Raha mit Gebel Musa

violetter Duft. Die ungeheure Feuchtigkeit, die über diesem stark verdunstenden Meere liegt, läßt die niedrigere Uferlandschaft verschwinden. Aber oben in der Luft zeichnet sich mit steilen Gipfellinien in dunklem Blau die malerische Kontur des Gebel Gharib und südlicher die des Gebel-es-Sed, in dem Steinölquellen nach alten Berichten entspringen sollen. Aber man hat sie bis jetzt trotz eifrigen Suchens nicht gefunden.

Und wieder kommen zwei Tage, die wir in der Oede dahinziehen. Das Uadi Firan, in seiner Oase so fruchtbar, ist in seinem langen weiteren Verlauf eines der traurigsten Thäler der ganzen Halbinsel. Endlich gelangen wir in das Uadi Mokatteb, das Thal der Inschriften. Für uns ist es zunächst das Thal der Störche, denn Tausende von solchen beleben die breite Thalsohle. Sie sind auf der Reise nach dem Sudan begriffen und vom langen Fluge ermüdet. Sie weichen kaum zur Seite, als unsre Karawane das Thal durchzieht.

Bald ist Mittagsrast — wir befinden uns am Eingange des berühmten Uadi Maghara. In den Jahren 4000 bis 2000 v. Chr. ließen hier die Pharaonen blühenden Bergbau auf Türkise durch Sklaven betreiben, und einige wunderbar erhaltene Reliefs aus jener Zeit schildern, wie die ägyptischen Herrscher von Snefru aus der IV. Dynastie an bis herab auf Ramses II. aus der XIX. Dynastie, den Pharao der Bedrückung, die Völker dieser Berge, die Mentu, unterwarfen und hier Bergbau treiben ließen. Die alten Schächte, zu deren Eingängen man emporklimmen muß, sind noch leidlich gut erhalten, und neue haben sich daneben aufgethan. Die Türkise des Uadi Maghara, die in Erbsen- bis Taubeneigröße in das Gestein eingesprengt sind, haben, nachdem sie geschliffen, geglüht und poliert worden, was gleich am Orte geschieht, eine gute blaue Farbe, nur ist sie nicht haltbar. Innerhalb einiger Jahre verblassen die Steine und stehen deshalb im Werte den persischen bedeutend nach.

Die sinaitischen Inschriften, von denen die Pharao-Inschriften des Uadi Maghara einen guten Begriff geben, gewähren dem wißbegierigen Fremden einen zweifelhaften Genuß. Bei unserm Eintritt ins Gebirge, an einem Felsblocke des Uadies-Sle, sahen wir die erste und einzeln weitere. In Mengen sind sie in der Umgebung des Serbal und im Uadi Mokatteb zu finden. Lange Zeit war man sich über ihren Charakter und ihre Bedeutung im unklaren; jetzt weiß man, daß es lediglich Namen und Daten herumziehender nabatäischer und andrer Händler sind, die sich während ihrer Raststunden da verewigten. Diese Inschriften, obgleich durchschnittlich 2000 Jahre alt, sind so gut erhalten, als ob sie erst vor kurzem in die Felsen eingeritzt seien.

Die Abschiedsstunde schlägt für uns, und die trostloseste Zeit der ganzen Reise beginnt, das Ziehen durch die niedrigen Uadis am Meere und durch die Wüste el Tih. Im Uadi Maghara hat man uns klares Wasser gegeben, aber in den Steinbockskhirben (Schläuchen aus Steinbocksfell) der Beduinen wird es schmutzig und nimmt einen schrecklichen Geschmack an, den nicht einmal zugesetzter Whisky vertreibt. Am zweiten Tage gelangen wir ans Meer, ein frischer Wind weht, und draußen liegt ein Dampfer, der für die zweite Quarantänestation der Halbinsel Ras Abu Zenime, bei der in weitem Umkreise genießbares Wasser nicht aufzutreiben ist, das Meerwasser durch Maschinen entsalzt. Wir schlagen unser Nachtlager etwas entfernt von den Zelten und Buden der Quarantäne auf.

Am nächsten Tage gehen wir wieder in die Berge, am Abend sind wir an die Küste zurückgekehrt. Durch das seltsam steil eingerissene Uadi Uset, an dessen mauerähnlichen Thalwänden zahlreiche Kapernsträuche (Capparis galeata) hängen, sind wir an den Fuß des Gebel Hammam Faraun gelangt, der dicht am Meere liegt. Das Ufer vor ihm ist dunkelbraun und weich; wie in einem Teig, aus dem die Füße kaum herauszubringen sind, watet man mühsam zu dem Berge der Bäder des Pharao. An seinem Fuße entspringen siedend heiße Schwefelquellen, weiter oben am Berge öffnet sich eine Höhle, in der eine infernalische Temperatur herrscht. Die Beduinen erzählen, im Innern des Berges liege der alte Pharao, der im Meere ertrunken sei, und werde zur Strafe für seine Sünden in Ewigkeit gesotten.

Drei weitere Tage! Die Kamele gehen ihren gemächlichen Schritt durch die Wüste, und der Reiter macht bei jedem Schritte seine Verbeugung, wie der Araber beim Lernen des Korans. Drüben in der Ferne erheben sich die gelben Bergwände, in denen die höhere Wüste el Tih in die niedrigere Uferwüste abstürzt. Große Strecken sind ganz kahl, nur verstreut umher glänzen weiße Stücke Marienglases in der heißen Sonne. Dann bekommt die Wüste etwas Vegetation, Betharankräuter, an denen die Kamele im Vorübergehen naschen, und unansehnliches niedriges Stachel- und Dornengestrüpp. Stunde um Stunde vergeht, aber es ist, als ob man trotz beständigen Reitens nicht vorwärts komme.

Am dritten Tage endlich schimmert es weiß von jenseits des Meeres: Suez. Und am diesseitigen Ufer zeigen sich die Palmen von Ayun Musa, den Mosesquellen, wo sich die Pest-Quarantäne für die von Indien kommenden Dampfer befindet. Noch zwei und eine halbe Stunde, und wir werden erlöst sein von der Qual dieser letzten Tage. Seit Ras Abu Zenime haben wir kein süßes Wasser mehr gefunden nur schwache Salz- und Bitterquellen,



In der Oase Firan

deren Wasser selbst die Kamele verschmähen. Um den Rand der Gullen, unsrer Thongefäße, haben sich Salzkrystalle angesetzt, die man vor jedem Trunk erst entfernen muß. Aber nun ist alles gut, drüben ist Suez, ist süßes Wasser, ist die Zivilisation.

Groß und unangenehm sind die Anforderungen auf Verzicht alles dessen, was dem modernen Menschen unentbehrlich dünkt, auf diesem Ritte durch die Sinaihalbinsel, und im Beginn ist es ein Gefühl des Unbehagens, beinahe des Unglücklichseins, das trotz aller großartigen Natur in der Brust des Reisenden wohnt. Aber man gewöhnt sich doch in die primitive Lebensführung hinein, und Tage fast ungetrübten Genusses folgen. Die letzte Woche stellt allerdings wieder starke Anforderungen an die Geduld, und diese endlos dünkenden Ritte durch heiße Wüsten, bei denen man sich ungewiß darüber ist, ob man überhaupt vorwärts kommt oder nicht, gießen über Körper und Geist eine Apathie, in der nur noch der eine Wunsch lebt: wäre die Reise doch zu Ende!

Aber das Ende kommt, und die Mühseligkeiten und Entbehrungen sind bald vergessen. Nur die schönen, weihevollen Stunden, die man in jener wilden Einsamkeit verleben durfte, stehen noch vor dem Sinn, und ein geheimes Sehnen nach den im Abendstrahl in Purpur glühenden Bergen stellt sich ein. Es ist ein Ausflug gewesen in eine ferne, ganz andre Welt, als wir sie gewohnt sind.



Im Thale Raphidim, Oase Firan

Der Wilderer

Charakterstudie aus dem bayrischen Hochgebirge
von
Anton Freiherrn von Perfall

Auf der Ahornalm ist die Wab'n Sennerin, Großbauerntochter von Ent'rrotdach. Zwei Jahre war sie allein, und alles ging in bester Ordnung. Das war ihr größter Stolz. Heuer giebt ihr der Vater einen Geißbuben mit. „Daß d' an Ansprach hast," meint er. Die Wab'n durchschaut ihn, aber sie darf sich nichts merken lassen. ‚Wart nur, Bua, ich werd' dir 's Spionier'n scho' austreib'n!' denkt sie im stillen.

„Paß mir fein auf die Wab'n auf, Loisl, und geh ihr richti' an d' Hand. Im übrigen bist bei mir im Dienst, net bei d' Wab'n, und net bei andre Leut', das merk. D' Ohr'n reiß' i dir aus, bal' i hint'r was käm'."

Unter so günstigen Auspizien kommt der Loisl, ein lediges Kind, auf die Ahornalm. Er ist so um dreizehn Jahre herum, genau weiß er es selber nicht. Langbeinig, spindeldürr, flüchtig wie ein junges Gams, mit ein paar hellen Augen in dem Kindergesicht, aus dem nichts weniger als die Not seiner Jugend spricht.

Er hat eine unzähligemal geflickte „Lederne", die ihm kaum bis zur Mitte der mageren Schenkel reicht, einen viel zu großen, verwetterten Hut, der ihm tief in Nacken und Stirn fällt, eine geknickte Gockelfeder darauf und ein grobes Hemd, dessen ursprüngliche Art in dem Kreuz und Quer der Flecken und Risse nicht mehr zu erkennen ist.

„Wenn di brav haltst, wirst am Kirtag neu g'wandt," sagt der Bauer beim Auftrieb.

Die Ahornalm ist ein mächtiger Kessel, rings von Wänden und Schroffen umgeben, nur gegen Westen offen, und hier steigt der Hochwald zu ihr auf. Sie ist arg zerklüftet; zwischen den Wänden steile Laaner, wilde Gräben. Ein breiter Gesteinstrom spaltet sie in zwei Hälften. Im Grund liegen die größten Felsbrocken verstreut. Dann wieder ein Mösl, oder ein Schopf uralter Wetterfeuchten, mitten durch ein quellklarer Bach, der in lustigen Kaskaden in den Hochwald abstürzt. Kurz, die Ahornalm und der Loisl passen ganz vortrefflich zusammen, beide verwettert, zerrissen und verwahrlost und doch voll Leben und jugendlich frisch. Und der Loisl fühlt das und kommt auch aus dem Singen und Jodeln den ganzen lieben Tag nicht mehr heraus.

Das Kühvieh aber ist sein Alles, als ob es sein eigen wäre. Er kennt die Eigenart jedes Stückes, hat für jedes seine besondere Zwiesprache. Aber das alles wird von der Wab'n nicht anerkannt. Bei ihr ist er der „G'moafraß", der „Unnutz", von früh bis abends giebt es kein freundliches Wort, das Essen wird unwirsch hingestellt, kein Gruß erwidert. Auch keine Lieb' zum Vieh kann er bei ihr finden, und sie ist doch eine Bauerntochter; auch da nur schimpfen und zuschlagen. Das verdrießt ihn am meisten.

Da kommt er, so in der dritten Woche, einmal ums Dunkelwerden mit einer Kalb'n den Jägersteig herunter, die sich den Fuß verstaucht hat. Das geht einmal nicht ohne Worte und Zuruf — das Singen ist ihm vergangen vor lauter Sorg' um das Stückl —, da schreit s' ihn schon von weitem an: „Lausbua, verdraht'r! Hast denn net g'sehn, daß die Gams herein san? Oder hast es z'fleiß than?"

Er hat sich bisher um das Zeug nie bekümmert, jetzt aber steigt ihm doch der Zorn auf: „So, wenn sich 's Kranz'l vertret'n hat, soll i a auf das G'lump aufpass'n?"

„Auf das G'lump?" Wab'n stemmt die Arme verdächtig in die Seiten. „Ja, den schaug ma no an! G'lump, saget er, und die größten Herren komma von weit her, um das G'lump z'schiaß'n."

„Was kümmern denn di' die größt'n Herrn, Wab'n, he?"

Da kommt er gut an. „So, moanst? Weil vorig's Jahr der Prinz net selb'r auf der Ahornalm war, — aber was red' i denn da mit so oan! Um die Zeit ist a Rua da herob'n, solang i da bin. Verstehst? Sonst sag' i's dem Jag'r. Nacher geht was. Hat di eh' g'strich'n, der."

„Hab' eahm mein Lebtag nix in Weg g'legt, dem Jag'r, moanert i."

„Langt scho, daß d' da bist, Unnutz." Damit wendet die Wab'n sich der Hütte zu.

Dem Loisl geht ein schwaches Licht auf. Wie er sich gegen die Schneid wendet, hebt sich die schwarze Silhouette einer Gams vom Abendhimmel, eine zweite springt an ihre Seite.

Seltsam, daß er auf die Viecher gar nie aufg'schaut hat, und san doch wirklich lustig zum Anschauen, und das is a wahr, daß die größten Herrn so viel gern schiaß'n. Muaß do was B'sonders sein damit. Aber weg'n dem Jag'r nimma sing'n, 's Kranz'l wo möglich übernacht drauß'n lass'n, — war no schön'r! A Jag'r is a Knecht, wia er, und kein Haar mehra!

Und plötzlich steigt es in ihm ganz heiß herauf gegen den Menschen, den er in seinem ganzen Leben zweimal gesehen. Die ganze Nacht gehen ihm die Gams, der Jager und die größten Herren nicht aus dem Kopf.

Den andern Morgen ist er schon ums Tagrauen auf. Jetzt juchzet er nimmer, ganz stad schleicht er hinauf, ins G'wänd. Richtig, da steht schon a Scharl Gams, unter der Wand. Wahr is, lustige Viecher san's! Wia s' umanandspringa, die Junga! Daß er auf das nia g'schaut hat früher. Der Große dort auf der Spitze oben, das ist der Bock. Das wär' was für an Jager. Unwillkürlich hebt er den Bergstock, mißt hinüber. Bum! — Jetzt läg' er unten! Ein seltsames, unbekanntes Gefühl steigt in ihm auf, ganz heiß. Jetzt begreift er schon die hohen Herrn.

Am Sonntag schickt ihn d' Wab'n schon um vier Uhr nachmittags zum Geißsuchen. Jeden Sonntag macht sie's so. Heut fällt ihm das auf. Ein Gedanke kommt ihm. Oben in den Latschen sucht er sich einen Beobachtungsposten aus, er läßt die Hütte nicht aus dem Auge.

Nach einer halben Stunde kommt die Wab'n heraus und thut einen lauten Juchschrei gegen den Wald zu.

„Aha! Jetzt wird's fein! Fast so fein wie neulich vor den Gamsen."

Fast hätte er laut aufgelacht. Da kommt er schon herauf aus dem Wald, mit seinem roten Hund. Zieht das Perspektiv heraus, mustert alles ab, — dann auf zur Hütten. Die Wab'n ihm entgegen. Hören thut der Loisl freilich nichts, aber sehen grad g'nug. Abküss'n thuat er s', der schwarze Teufel — dann geht's in die Hütten. Der Rauch kräuselt sich durchs Schindeldach — Kaffee wird g'macht.

Also desweg'n! Na, das wenn er dem Alten verzählt — der hat's net weni' dick, d' Jag'r. Alle haben's dick im Dorf drunt'n — grad die Herrn spiel'n vom ganz'n Berg! Als wenn der net an jeden g'hörat! Der Berg und 's Wild. Derschoss'n haben s' erst vorig's Jahr ein' weg'n an lumpig'n Hirschl. D' Alma unsicher mach'n, — d' Madl verführ'n. Er, wenn er a Bauer wär', et that's ihm scho' zeig'n.

Er redet sich immer mehr in einen Haß hinein — was er ihm nur Z'wideres anthun könnt'?

Er braucht nicht lang, — rasch auf, wohlgedeckt hinunter, dann rückwärts von der Waldseite auf die Hütte zu, durch den Stall hinein. Dann giebt er sich den Anschein völliger Ahnungslosigkeit, reißt die Thür hinter dem Kaser auf, — die Wab'n hat keine Zeit mehr, sich den Armen des Jägers völlig zu entwinden, feuerrot, die Fäuste geballt, steht sie vor ihm, wortlos vor Zorn.

Jetzt ist's dem Loisl doch nicht mehr geheuer, die wohlausstudierte Rede ist ihm entfallen. „Mein' Stecken han i vergess'n," stammelt er.

„Dein Steck'n? Geh, Marl," wendet sie sich zum Jäger. „Gieb ihm sein' Steck'n, aber glei richti', daß er langt für die ganze Woch'."

Der Jagermarl schaut ihn grimmig an mit seinen kohlschwarzen Augen. „Verdiena thuast es, aber a bißl gar z'schlecht bist mir."

Dem Loisl steigt das Blut in das Gesicht. „Warum denn z'schlecht? Was bist denn nachher du für oan'r?"

„I?" Der Jäger lacht schallend auf. „Jetzt g'fallst mir erst, Buab'l!"

Ein Blick von Geringschätzung trifft Loisl. „Na, wart, i moan alleweil, wir wachs'n amal z'samm', wir zwei. So zügelt's man's ja her, d' Lump'n! Nacher wirst di scho erinnern, was i für oan'r bin."

„Da wirst di aber täusch'n, mei Liab'r," wandte jetzt die Wab'n ein, „daß d' mit dem z'samm' wachst. Der langt grad fürs Küaviech. Das woaß i bess'r. Da nimm dein Steck'n, Loamlatt'n. Mach di durch!"

Der Loisl möcht' noch gern etwas sagen, so schwillt ihm der zornige Mut, aber er bringt nichts heraus und eilt davon.

„Kannst 's a dem Vat'r verzähl'n. Mir ganz a Ding," ruft ihm die Wab'n nach. „Loamlatt'n!" setzt der Jäger lachend hinzu.

Von dem Tag an wächst der Haß des Loisl gegen die ganze Jägerei in demselben Grad, als sein Interesse an dem Wild zunimmt. Die Wab'n hat sich über sein Singen und Lärmen des Abends nicht mehr zu beschweren. Aber auch dem Vater sagt er kein Wort von dem Jäger, als dieser kurz darauf auf die Alm kommt, trotz allen Herumfragens. Das erscheint ihm jetzt als zu erbärmliche Rache. Er malt sich jetzt schon ganz andre Dinge aus. Die Wab'n aber rechnet ihm das hoch an. —

Herbst! Auf der Ahornalm schreien die Hirsche die ganze Nacht, daß der Loisl kein Auge zuthut. Grad immer am Fenster und hinausg'lugt. Einmal beim Mondschein ersieht er einen, einen Mordsteufel, ganz schwarz hat's er oben auf dem Grind. Und den Krawall, den er macht! Der Loisl ist ganz weg. So oan schiaß'n! Teufel, das müaßt was sein.

Drei Tage darauf kommt wirklich der Jagermarl mit dem Prinzen auf die Ahornalm. Ist das ein liab'r Herr! Ganz g'moan macht er sich mit dem Loisl, fragt nach seiner Heimat, seinen Eltern, schenkt ihm z'letzt ein blinkendes Markstückl. „Aber kein Wildschütz werden, Loisl, nicht wahr? Schön brav bleiben!" sagt er so lieb und klopft ihm auf die Schulter. Die Hand hätt' er ihm küssen mögen, der Loisl.

„Da hab'ns kein' Sorg' net, Hoheit, der wird wohl koan'r, de Loamlatt'n," sagt der Jäger dazu. Der Prinz lacht: „Loamlatt'n ist gut." Loisl steht ganz zerschmettert, aber einen tiefen Schwur thut er in seinem Innern.

Am 10. Oktober ist Abtrieb, daß eine Ruh' wird auf der Alm für den Prinzen, der noch immer den großen Hirschen nicht gekriegt hat.

Der Loisl hat seine Not, das Vieh bis zum Abend zusammen zu bringen. Dunkel wird's schon, und noch immer fehlt ihm ein Kalben, bis in die blaue Gumpen ist er hineingestiegen, a ganz schiach'r Platz. Da schnallt's auf einmal unter ihm. Was ist das? Der Jäger und der Prinz sind nicht da, das weiß er gewiß. Ganz heiß steigt's ihm auf. Wenn's a Schütz wär' — grad sehn möcht er amal so oan!

Alle Bedenken weichen. Vorsichtig schleicht er zwischen den Latschen vor, dann in einem steilen Graben abwärts. Hinter dem Wandl da unt', wenn er vorspitzt, muß er alles übersehen. Vorsichtig schleicht er hin, streckt den Kopf vor — und erstarrt vor Schreck. Keine zwanzig Schritt unter ihm bricht ein Kerl ein Gams auf; eben wirft er mit blutiger Hand das Gescheide aus dem geöffneten Leib, da löst sich ein Stein unter Loisls Fuß. Der Kerl sieht auf — ein kohlschwarzer Bart umrahmt ein mit Ruß beschmiertes Gesicht, aus dem zwei teuflische Augen blitzen.

Loisl rührt kein Glied. Der Kerl macht einen Griff nach der Büchse neben ihm. Loisl versagt der Atem.

„Druck di, Bua — oder —"

Der Lauf blitzt. Loisl läßt den Latschenzweig los, an dem er sich hält, rutscht, kollert, weiß nicht, wie ihm geschieht, ob er schon tot, oder noch lebendig — er liegt vor der blutigen Gams, vor dem schwarzen Kerl, der aufgesprungen ist.

„I bin ja der Loisl. I will ja nix, — um Gottswill'n, derschiaß mi net."

Und der schwarze Kerl packt ihn beim Kragen, stellt ihn auf die zitternden Beine und lacht. Der Hut ist ihm herabgefallen, das blonde Haar paßt schlecht zu dem fürchterlichen Bart.

„Was bist denn nacher du für oan'r?"

„Der Goaßbua von der Ahornalm. A Kalb'n suach' i."

„Was gehst denn nacher an Schuß nach? Ha?"

„Weil — weil —"

„Weil's dir der Jagermarl ang'lernt hat, gel?"

Die Stimme klingt jetzt wieder drohender, die Griffe am Kragen werden heftiger. Loisl aber hat seinen ganzen Mut wieder. „I lass' mir nix anlerna von dem, kann 'hn ja selb'r net leid'n. Grad an ‚Schütz'n' hab' i amal sehn woll'n, drum bin i nachgang'n."

„Lüag, Bua —"

„I lüag net."

„Nacher überleg dir's a andersmal. Oder wart, bis d' selb'r oan'r bist, weit hast eh' nimma hin, schaugt mir. Jetzt druck di, und wenn d' plauscht, nacher paß auf."

Loisl blickt starr auf das rußige Gesicht. Der schaut ihn doch a bißl anders an als der Jager und die Wab'n. „Und wenn i oan'r werd'n wollt', sag, wo, was müaßat i?"

„Mach, daß d' weit'r kommst! Schleun di, Bua dumma, oder —"

Der Befehl klingt zu bestimmt. Loisl folgt ihm und springt in die Latschen. Hinter sich hört er noch einen Rumpler, rollendes Gestein, — dann alles still.

Grad wie ein Traum war's, aber er hätt' ihn nicht hergeben mögen, nicht um viel. Er nimmt

ihn sogar von der Ahornalm mit in das Dorf hinunter, als die einzige Ausbeute des Sommers, denn mit dem neuen G'wand, das ihm der Bauer versprochen hatte, ist's nichts, weil er allzu schlecht auf die Wab'n aufgepaßt hat, wie der Vater behauptet und allerdings auch nicht wegzuleugnen ist. Ja, er hätschelt und pflegt den Traum in den langen Wintermonaten, in den endlosen Nächten auf der Tenne. „Weit hast eh' nimma hin — schaugt mir!" tönt es ihm immer im Ohr.

*

Loisl ist ein Mannsbild geworden. Er dient jetzt auf der Ries als Knecht. Das Erlebnis von der Ahornalm ist längst verblaßt. Auf dem Rieserhof giebt's keine Gams und keine Hirsche, und ein Jäger kommt nicht ins Haus — nur Arbeit und wieder Arbeit, bei geringem Lohn. Wär' auch kein Leb'n auf die Läng', wenn net — ja, wenn net! Wenn net glei' unterhalb am Rain ein klein's Häusl stand, und in dem klein' Häusl ein klein's Dirndl, in das der Loisl ganz vernarrt ist.

Mein Gott, wenn er an die Wab'n denkt, an die grobe G'sellin — an ganz'n Schreck hat er kriegt vor alle Weiberleut —, und dagegen das Katherl, weiß wia a Haselnußkern und so liab und so guat, 's reinste Engerl halt und allerweil kreuzfidel, trotz aller Armut. Fress'n könnt' er's vor Liab und sich selb'r z'reiß'n um a Wort von ihr, an Handdruck oder gar an Ausgang am Sonntag. Grad daß er gar kein klein's Geld net hat, daß er ihr halt a kleine Freud' hätt' mach'n können, wia die andern Bursch'n alle ihre Schätz'. Der Rofn'rmartl zum Beispiel, a grad a Knechtl wia er, kommt neuli net sein' Marei mit aner goldenen Uhrkett' zum Tanz? „Ja, wo hast denn die schöne Kett'n her, Marei?" fragt's Katherl. — „Wo werd' i's denn her hab'n?" sagt die ganz schnappat, „vom Martl halt."

Und 's Katherl schaut ihn nur an, aber den Blick vergißt er sein Lebtag nimma. Den Abend kommt er neben den Martl zu sitzen, beim Bier. „Jetzt sag amal grad, Martl, wia machst das mit der goldnen Kett'n von der Marei? I woaß ja do a, was a Knecht verdient."

Der Martl schaut ihn von der Seite an. Auf seinem Hut prangt ein kohlschwarzer Gamsbart. „Das möchtst wiss'n, gelt? Ja, schau, muaßt halt d' Feiertäg a fleißig sein, nacher hast es glei heraus."

„D' Feiertäg! Ja, was willst denn du an die Feiertäg?" Da steigt's dem Loisl plötzlich siedheiß auf, der Kerl in der blauen Gumpen steht vor ihm, und — das Herz steht ihm ordentlich still — wenn er sich den Bart und den Ruß wegdenkt, das blonde Haar, die Nase, die Augen — der Martl ist's, kein andrer.

In Loisl regt sich eine starke Sympathie, — der Kerl in der blauen Gumpen ist einmal seine liebste Jugenderinnerung, und er hat die Worte nicht vergessen, die ihn damals so erregten. Bald hätte er offen gestanden, daß er ihn erkannt, aber ein bißl pfiffiger ist er doch geworden, wenn auch nicht viel.

„Was schaugst denn so?" fragt der Martl.

„Weil mir grad was einfallt."

„Was denn nacher?"

„Wia i no auf der Ahornalm war, da moan i — hab' i amal so an Feiertagsarbeit'r g'sehn — in der blau'n Gump'n hoaßt ma's — kennat 'n wohl nimma, so ruaßig war er, und an falsch'n Bart hat er g'habt. Gel, d i e Arbet moanst?"

„Was hat er denn aufg'arbet?"

„A Gams."

„Und di hat er zuaschaun lass'n? Das muaß a Spanisch'r g'wes'n sein."

„Dir schaug i's an, daß du amal a Schütz wirst, hat er g'sagt."

„Da hat er si aber hübsch täuscht, gel?"

„No scho — aber mei' — wenn i grad oan wissat, der mi mitnahm — wer woaß —"

„Ja, ja, wenn di oan'r mitnahm — aber ma nimmt net glei an mit, moan i. I woaß net," meint der Martl.

„Wenn ma oan traut, warum net? Thätst du mir net traun? Ich sag' grad," sagt der Loisl.

„Freili sagst 's grad. Dir thät' i traun. I sag' a grad."

„Das freut mi von dir, Martl."

Das Marei und das Katherl holen ihre Burschen zum Tanz, und Katherl spricht von nichts als von der Marei ihrem goldenen Ketterl. Loisl geht hinaus, Luft zu schöpfen, so schwer liegt's ihm auf der Brust. Da packt ihn einer am Arm — der Martl ist's!

„Am Sunntag, um sechs auf die Nacht, bei der Kohlstatt — wenn's dir paßt."

Fort ist er, im Dunkel verschwunden. Nicht einmal die Zusage Loisls hat er abgewartet. —

Am Sonntag! Der Loisl ist Punkt sechs bei der Kohlstatt; ein Meiler brannte früher hier, mitten im Hochwald. Wenn er sich nicht schämte, gäb' er's noch auf. Wer weiß, was herauskommt dabei; es brummelt so unheimlich in den schwarzen Fichten, und recht ist's doch nicht.

Da kommt der Martl geschlichen, wie aus dem Boden geschlupft steht er vor ihm. Jetzt kennt er ihn genau. Der schwarze Bart um sein Kinn — voll Ruß ist er.

„Da hast a Büchs."

Er reicht ihm ein Abschraubgewehr. „Steck's unter die Jopp'n, und den Bart bind'st a um."

Dann geht's die Höh' hinauf. Erst ist Loisl voll Schneid. Ein wohliges Gruseln durchrieselt ihn, aber dann kommt's rasch anders; hinter jedem Baum sieht er den Jagermarl stehen, obwohl hier gar nicht sein Revier ist. Bei dem leisesten Geräusch — sei es, daß ein Vogel auffteht, ein Ast im Abendwind fällt — zuckt er zusammen.

Martl birscht voraus, jede Lichtung vermeidend, überall sein Auge. „Siechst den rot'n Fleck bei dem Stoa? — A Rehgoaß! Schiaß hin mit die Schrot."

Vor Loisls Blick senkt sich's wie eine Wolke, die Zähne klappern ihm.

„Schiaß, Sakra!" drängt der Martl.

Bei Loisl knallt's, der rote Punkt verschwindet.

„Hat's scho'!" Der Martl mit einem Tigersprung dort, das Reh gepackt, hinein damit ins Dickicht.

Der Loisl bleibt ganz erstarrt stehen, die rauchende Büchse in der Hand, — endlich folgt er dem Genossen. Der schimpft ihn herunter. „Auf was wart'st denn, Loder damischer? Schiaß'n, aufheb'n und durch damit, das muaß sei'," lehrt ihn der Martl, der die Geiß in seinen Sack packt.

Er wartet im Dickicht die Nacht ab, dann geht's bergab auf finsteren Wegen. Loisl wagt nicht zu fragen, wohin.

Am Waldrand macht der Martl Halt. Dicht vor ihnen blitzen die Lichter eines Dorfes.

„Das machst jetzt a so, Loisl. Du woaßt do den Lippl von Unterach?"

„Wohl, den woaß ich scho'."

„Also, das is Unterach." Martl weist auf die Lichter. „Jetzt nimmst den Sack und schmeißt ihn beim Lippl beim erst'n Stallfenst'r eini, es steht scho off'n. Weit'r gar nix. Nacher druckst di. D' Büchs lass' i dir. Abrechna thuan ma an andersmal. Und no was, — wenn — wenn — i sag' grad, wenn's war, daß di oan'r fraget, oder weit'r was, — verrat'n giebt's net bei die Schütz'n — hin wärst a glei. Jetzt mach's guat, dei' Sach! Nacher g'hör'n ma z'samm'."

Der Martl löst sich förmlich vor ihm auf in der Finsternis.

Der Loisl schleicht sich mit seinem Sack zum Lippl. Richtig, das Stallfenster ist offen — hinein damit! Dann saust er nach Haus, auf die Ries, hinten bei der Tenn' hinauf, in die Kammer.

Jetzt schnauft er erst auf. „Aber lustig war's doch, und gleich das erste Stückl schiaß'n. So, Jagermaxl, jetzt schaug's an, dei' Loamlatt'n!"

(Schluß folgt)

Drei Lieder

Hörst du den Sprosser schlagen
Am Abend, mild und weich,
Wenn schon die Wälder ragen
Ins graue Schattenreich:
Er singt den müden Stunden
Das alte Schlummerlied
Von Schmerzen und von Wunden,
Die keiner sieht.

Und hörst du in der Stille
Bei goldnem Sternenschein
Das Lied der kleinen Grille
Am grünen Wiesenrain:
Längst ist der Tag geschieden,
Es schweigen Lärm und Streit,
Sie singt ihr Lied dem Frieden
Der Einsamkeit.

Doch hörst du dann erklingen
Im Blau der Lerche Schlag,
Wenn sie die starken Schwingen
Erhebt vor Tau und Tag:
Sie singt ihr Lied dem Leben,
Dem Sonnenangesicht,
Sie singt's dem kühnen Streben
Aus Nacht zum Licht.

A. Bessell

Die Feldgeschützfrage

Es war zur Zeit der allgemeinen Einführung der Magazingewehre, daß Kaiser Wilhelm I. bei Besichtigung des Museums einer norddeutschen Stadt ein aus dem Dreißigjährigen Kriege stammendes Gewehr vorgelegt wurde, das als Mehrlader eingerichtet war. Der Kaiser betrachtete es mit Interesse und sagte: „Es ist doch alles schon dagewesen." Thatsächlich finden sich noch mehr Beispiele sehr sinnreich ausgedachter Vorläufer der modernen Repetiergewehre, wie z. B. das Zeughaus zu Luzern und das Münchener Bürgerzeughaus Magazingewehre mit Steinschloß aus dem 17. Jahrhundert enthalten sollen. Das Wort des Kaisers ist aber nicht weniger auf die schwere Feuerwaffe, auf das Geschütz als auf die Handfeuerwaffen anzuwenden. Bekanntlich ist das Hinterladungsgeschütz keine Erfindung der Neuzeit, und dessen verschiedene Verschlußsysteme basieren alle auf Ideen, deren Ausführung wir an zahlreichen, in unsern Zeughäusern aufbewahrten, jahrhundertealten Kanonen angestrebt sehen. Sie geben in einfachster, man möchte sagen rohester Form das Vorbild dessen, was mit Hilfe der seitdem so mächtig vorgeschrittenen Technik bei den modernen Geschützen den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hat. Es ist interessant, zu beobachten, wie diese Ideen unsrer Vorfahren, nachdem man sich jahrhundertelang — mit verhältnismäßig wenig Erfolg — mit der Vervollkommnung der Vorderladegeschütze abgemüht hat, nach langer Vergessenheit wieder aufgegriffen wurden und nicht wenig dazu beitrugen, die modernen Geschütze zu einer außerordentlichen Höhe der

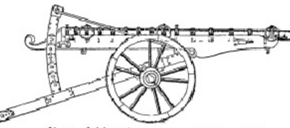


Fig. 1. Feldgeschutz des 15. Jahrhunderts
(Aus Frobenius „Weltgeschichte des Krieges")

ballistischen Leistung in kurzer Zeit zu entwickeln. Man kann sagen, daß diese jetzt bei den Artillerien aller europäischen Staaten annähernd auf gleichem Niveau steht; es handelt sich aber augenblicklich nicht um die Rohre und ihre Verschlüsse, sondern um die Lafettierung; und es ist auffallend, daß man auch hierbei auf die ursprüngliche Lagerung des Rohres, wie sie bei den Schießgerüsten des 15. Jahrhunderts üblich war, zurückzugreifen genötigt ist.

Man wußte bei der ersten Benutzung größerer Feuerrohre diese nicht anders handlich zu machen als durch feste Verbindung mit einer ihrer Form angepaßten hölzernen „Lade", man schäftete sie also ähnlich wie die Handfeuerwaffen. So geschäftet wurden die Rohre mit festen oder fahrbaren Untergestellen verbunden und, wie die Figur 1 zeigt, in einfachster Weise (vorn drehbar um eine wagerechte Achse, hinten hebbar mittels einer Richtmaschine) für die Veränderung der Höhenrichtung eingerichtet. Diese Schäftung wurde überflüssig, als man die Rohre mit Schildzapfen versah, mit denen sie unmittelbar drehbar in das Schießgerüst gelagert werden konnten; damit war die Teilung in eine Ober- und Unterlafette fallen gelassen, bis man in neuester Zeit darauf zurückkam, um den Uebelständen, wie sie der starren Verbindung zwischen Rohr und Lafette anhaften, abzuhelfen. Der Rückstoß, den das Rohr bei jedem Schuß erhält, und der genau so stark ist wie die gegen das Geschoß geäußerte Kraft der Pulvergase, überträgt sich bei den bisherigen Lafettenkonstruktionen unmittelbar auf die Lafette und wirft diese zurück; die Bedienungsmannschaften sind deshalb gezwungen, vor Abgabe jedes Schusses, um nicht überfahren zu werden, vom Geschütz zurückzutreten, müssen dann dieses in die Feuerstellung wieder vorschieben und aufs neue auf das Ziel richten; mit alledem ist nicht nur eine bedeutende Arbeitsleistung, sondern auch großer Zeitverlust und Ungenauigkeit im Schießen verbunden. Nachdem mit den modernen Rohrkonstruktionen eine überaus große Treffsicherheit erreicht war, mußte man daran denken, diese auch nutzbar zu machen durch Fixierung des Geschützes in der Stellung, für die Höhen- und Seitenrichtung ermittelt waren, also den Rücklauf zu beseitigen. In der einfachsten und primitivsten Weise suchte man dies durch Hemmen der Räder und sozusagen Festnageln des Lafettenschwanzes am Boden zu erreichen; dieser wurde mit einem Sporn oder richtiger Spaten versehen, der durch den Druck

des Rückstoßes in den Boden fest eingedrückt wird. Es ist leicht verständlich, daß dessen ganze Kraft nun, da die Lafette sie nicht durch die Arbeit des Zurücklaufes gewissermaßen aufzehren kann, sich gegen deren Konstruktionsteile wendet und diese zu lockern und zu zertrümmern sucht: die Lafette kommt in Gefahr, zerknickt zu werden, und bedarf dementsprechend in allen Teilen größerer Widerstandskraft. Besonders bei kleinem Elevationswinkel wirkt der Rückstoß aber auch hebend auf die Lafette, und zwar um so mehr, je kürzer diese, bezw. der Lafettenschwanz, und je größer deshalb der Lafettenwinkel (den die Lafette mit dem Erdboden bildet) ist; also das Geschütz bockt und kommt dabei aus der Richtung, so daß ein Nachrichten, d. h. Kontrollieren der Richtung, nach jedem Schuß notwendig wird.

Eine Verbesserung brachte die Firma Friedrich Krupp an dem Spaten an, indem sie ihn bei ihrer Federspornlafette mit starken Federn versah, die einen

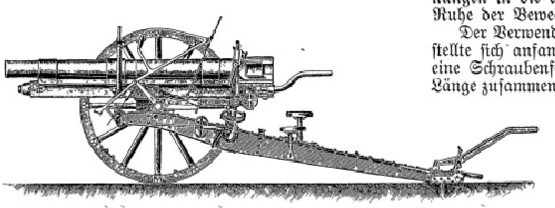


Fig. 2. Krupps 7,5 Centimeter-Rohrrücklauf-Feldgeschütz 1901

Teil des Rückstoßes aufnehmen, bezw. absorbieren. Eine gründliche Abhilfe leistet aber nur eine Lafette mit „langem Rohrrücklauf“, wie sie in der Abbildung eines Kruppschen Feldgeschützes von der Düsseldorfer Ausstellung zur Anschauung kommt (Fig. 2). Dieses zeigt, wie das Geschütz des 15. Jahrhunderts, Unter- und Oberlafette. Letztere, jetzt „Wiege“ genannt, ist selbstverständlich in den Vorrichtungen zum Nehmen von Höhen- und Seitenrichtung außerordentlich vervollkommnet, unterscheidet sich aber namentlich dadurch von jenem, daß das Rohr in der Oberlafette nicht festliegt, sondern auf ihr zurückgleiten kann. Diese genau in der Richtung seiner Achse bei jedem Schuß von dem Rohr ausgeführte Bewegung wird durch eine Flüssigkeitsbremse verlangsamt, die unter der Wiege angebracht ist und durch ihre Bethätigung die Kraft des Rückstoßes absorbiert. Um aber dann das Rohr auch selbstthätig wieder in die Feuerstellung vorzubringen, bedarf es einer „Vorholeinrichtung“, und deren verschiedenartige Ausgestaltung und Brauchbarkeit ist es vornehmlich, die die Unterschiede der zur Sprache kommenden Systeme ausmacht.

Das Geschütz der französischen Firma Schneider-Canet und das französische Feldgeschütz M 97, das von jenem wenig abzuweichen scheint, besitzt neben der Flüssigkeitsbremse noch eine Luftbremse, die durch den Rücklauf in Spannung versetzt wird und hierauf das Vorholen bewirkt. Wohl nicht ganz ohne Berechtigung bezweifelt man die Zuverlässigkeit dieses Apparates, dessen Wirksamkeit durch das geringste Undichtwerden einer seiner Verbindungen aufgehoben werden kann; das Rohr kann allerdings von der Bedienung nötigenfalls auch mit der Hand vorgebracht werden, jedoch ist damit doch ein Kraft- und Zeitverlust verbunden, der dem Zweck widerspricht. Das „Ehrhardt-Geschütz“ der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf (1900) benutzt als Vorholer mehrere übereinandergeschobene Schraubenfedern verschiedenen Durchmessers, und hiergegen macht man geltend, daß die Herstellung der für eine starke Artillerieausrüstung erforderlichen großen Menge solcher Federn von gleicher Güte und Leistungsfähigkeit auf unüberwindliche technische Schwierigkeiten stoßen müsse, daß aber das Springen einer solchen Feder leicht ein Klemmen infolge des Sichineinanderschiebens der Bruchstücke bewirken würde. Die Firma Friedrich Krupp, die ihre Versuche mit Rohrrücklauf seit den achtziger Jahren aufgegeben hatte, da die Federspornlafetten für den Kriegsgebrauch geeigneter zu sein schienen, gewann erst in den letzten Jahren angesichts der von andern Fabriken erreichten Ergebnisse auf dem Gebiet des Rohrrücklaufs wieder Interesse für diesen und wußte dann binnen kurzem ihre führende Stellung auf ihm wieder zu erringen. Wie ich im allgemeinen für den vorliegenden Zweck der Orientierung die Beschränkung auf die wichtigsten Punkte für geboten erachte, so halte ich es für hinreichend, die Rücklaufvorrichtungen des ersten Modells von 1901, wenngleich diese wie die ganze Lafette seitdem mehrere nicht unwichtige Verbesserungen erhalten haben, kurz zu skizzieren.

Die Unterlafette wird durch einen zum Umklappen eingerichteten Spaten festgestellt; das Rohr wird auf der Oberlafette mit ein paar Klauen geführt, mit seinem hinteren Ende ist der Bremscylinder der Flüssigkeitsbremse, die unter der Gleitbahn liegt, fest verbunden, während deren Kolbenstange vorn an der Wiege befestigt ist. Wenn nun beim Schuß Rohr und Bremscylinder zurücklaufen, fließt die Flüssigkeit des letzteren unter dem Druck des feststehenden Kolbens durch enge, in diesem befindliche Oeffnungen aus der einen Kammer des Cylinders in die andre; gleichzeitig wird durch die Rückwärtsbewegung des Rohres eine den Bremscylinder umgebende starke Schrauben(Vorhol-)feder zusammengedrückt, wodurch einerseits der Rücklauf noch vermindert, andrerseits die Kraft gewonnen wird, um das Rohr (mittels der sich wieder ausdehnenden Feder) wieder in die Feuerstellung zurückzuführen. Hierbei sichert die Flüssigkeit, die durch engere Oeffnungen in die erste Kammer zurückfließt, die stetige Ruhe der Bewegung.

Der Verwendung einer einheitlichen Vorholfeder stellte sich anfangs eine Schwierigkeit entgegen. Da eine Schraubenfeder höchstens auf die Hälfte ihrer Länge zusammengepreßt werden kann und der Rohrrücklauf mehr als einen Meter beträgt, müßte die Feder die doppelte Länge haben, also über zwei Meter lang sein, wobei sie unter der Wiege keinen Platz fände. Bei seinem ersten Modell half Krupp dieser Schwierigkeit dadurch ab, daß er einen Rollenzug einschaltete und dadurch die Zusammenpressung der Feder auf die halbe Länge des Rücklaufes beschränkte. Die sinnreiche Einrichtung ist in den Figuren 3 und 4 schematisch dargestellt. Das Rohr A gleitet mit den Klauen k auf der Gleitbahn der Wiege beim Schuß zurück und nimmt den fest verbundenen Bremscylinder B mit, wobei die an der Wiege befestigte Kolbenstange C um die ganze Länge des Rücklaufes aus dem Cylinder heraustritt. Das Zusammenpressen der Vorholfeder f wird durch einen Druckring r bewirkt, der jederseits des Bremscylinders mit einer Seilrolle s fest verbunden ist; über diese Rollen laufen zwei Drahtseile, die vorn am Bremscylinder, hinten an der Wiege befestigt sind (a und b). Beim Zurückgehen des Cylinders bleibt also b stehen, a gleitet mit zurück, der Druckring r wird, gehalten durch die Seile, nur um die halbe Rücklauflänge dem durch ihn hindurchgleitenden Cylinder folgen können und demnach auch die Feder f nur auf die halbe Länge zusammenpressen. Bei den späteren Konstruktionen hat Krupp den Rollenzug zu beseitigen gewußt, aber auf welche Weise, ist Geheimnis der Fabrik.

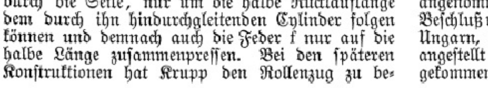


Fig. 3. Stellung bei dem Rücklauf

Nach den Kriegserfahrungen der letzten Jahrzehnte kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Güte der Waffen die Leistungsfähigkeit der Truppen wesentlich beeinflußt, und zwar ist es vornehmlich das Vertrauen auf deren Zuverlässigkeit, was diese mutig und siegesgewiß das Schwerste unternehmen läßt. Mit der Erkenntnis, daß eine Steigerung der Feuergeschwindigkeit für die Feldartillerie dieselbe Bedeutung habe, wie man sie für die Handfeuerwaffen aus thatsächlichen Erfolgen herleiten konnte, beeiferten sich alle europäischen Armeen, den hierauf zielenden Verbesserungen der Lafettierung ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie sahen sich genötigt, ihre Artillerien mit Schnellfeuergeschützen auszurüsten, sobald ein kriegsbrauchbares und leistungsfähiges Modell dafür gefunden war; denn die Vernachlässigung einer zeitgemäßen Bewaffnung und Ausrüstung ist gleichbedeutend mit dem Verzicht auf den Sieg, und das Vorangehen einer Großmacht mit der Einführung von Schnellfeuergeschützen mußte notgedrungen die andern zur gleichen Maßnahme veranlassen. Deutschland nahm Krupps Federspornlafette an, da die Rohrrücklauflafetten, in den ersten Stadien der Entwicklung begriffen, noch nicht kriegsbrauchbar erschienen. Frankreich führte, nur ein Jahr später (1897), eine Rohrrücklauflafette ein, deren Feuergeschwindigkeit wesentlich größer ist. Das Geschütz steht während des Schießens absolut still, die Bedienung, d. h. Richten und Laden, kann sofort nach Abgabe des Schusses erfolgen, so daß die dafür verwendete Zeit sich auf Oeffnen und Schließen des Verschlusses und Einbringen der Patrone beschränkt. Die Richtvorrichtungen gestatten, daß ein Mann die Richtung nimmt, während ein zweiter unabhängig davon gleichzeitig die Erhöhung regelt, und da sie nicht mit dem Rohr, sondern mit der Wiege verbunden sind, kann dies schon während des Zurück- und Vorgleitens des Rohres stattfinden. Auf eine recht wesentliche Zuthat, den Schutzschild, komme ich später.

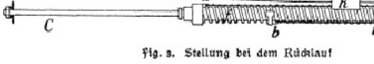


Fig 4. Vorholeinrichtung, Feuerstellung

Während der Vorgang Frankreichs den andern Großmächten nahelegte, mit der Einführung der Rohrrücklauflafetten baldigst nachzufolgen, und die Berichte seiner Zeitungen voll des Lobes waren, erregten doch zwischendurchlaufende Gerüchte, daß das Instellunggehen des neuen Geschützes zu viel Zeit beanspruche, daß die Bremsvorrichtung wenig zuverlässig und im Felde nicht zu reparieren sei, daß endlich die Kavallerie das Geschütz ablehne, weil es eine schnelle Richtungsänderung nicht gestatte, so viel berechtigtes Mißtrauen, daß man vielfach sogar Bedenken trug, in Versuche einzutreten. Die Kleinstaaten, in erster Linie Norwegen und die Schweiz, erwarben sich das Verdienst, solche in gründlichster Weise durchzuführen, und zwar sind die der Eidgenossenschaft deshalb von besonderem Wert, weil man hier nach den ersten Versuchen (1897 bis 1900) beschloß, von Rohrrücklauflafetten ganz Abstand zu nehmen, im Jahre 1901 aber einen Vergleichsversuch des inzwischen fertiggestellten Kruppschen Rohrrücklaufgeschützes mit vier andern — Skoda (Oesterreich), Schneider-Canet, Nordenfelt-Cockerill und Ehrhardt — anstellte und hierbei zu dem einstimmig gefaßten Beschluß kam, eine Batterie von Kruppschen Rohrrücklaufgeschützen zu bestellen und diese einem Vergleichsversuch mit der Federspornlafette derselben Herkunft zu unterziehen. Die beiden Erzeugnisse der deutschen Firma waren dadurch als die besten anerkannt und hatten nur noch den Kampf miteinander zu bestehen. In Norwegen, wo sich Krupp an der Konkurrenz nicht beteiligte, siegte das Ehrhardt-Geschütz; in Schweden endigten die Versuche wie in der Schweiz mit der Konkurrenz zwischen den beiden Konstruktionen Krupps: die Federspornlafette ist für die Kavallerie bereits angenommen, betreffs der fahrenden Batterien ist ein Beschluß noch nicht bekannt geworden. In Oesterreich-Ungarn, wo gleichfalls einige Zeit später Versuche angestellt wurden, ist man noch nicht zum Abschluß gekommen, woran wohl das berechtigte Bestreben, ein allen Ansprüchen genügendes Erzeugnis der inländischen Industrie zur Einführung zu bringen, ein gut Teil Schuld trägt. Rußland ist im Begriff, ein Rohrrücklaufgeschütz inländischer Konstruktion, über das wir wenig wissen, einzuführen. So wird auch für Deutschland die Frage dringend, ob es von Krupps Federspornlafette zu seiner Rücklauflafette übergehen soll; nach den neuesten Meldungen will man erst noch das Endergebnis der schweizerischen Versuche mit Kruppschem Rohrrücklaufgeschütz und Kruppschem Feldgeschütz ohne Rohrrücklauf abwarten.

Ich habe noch einen Punkt zu berühren, der neuerdings so in den Vordergrund getreten ist, daß man auf ihn die Notwendigkeit, zum Rohrrücklauf zu greifen, gegründet hat; nur dessen Anwendung gestattet nämlich die Anbringung von Schutzschilden an der Lafette. Dies technisch zu begründen, würde an dieser Stelle zu weit führen. Das französische Feldgeschütz besitzt schon Schilde von Stahlblech, die bei 4 Millimeter Stärke genügen, Gewehrgeschosse (und Schrapnellkugeln) bis auf 300 Meter Entfernung abzuweisen. Die beiden Leute, die hinter diesem Schild beiderseits der Lafette sitzen, sind dadurch sehr gut gedeckt, zwei weitere aufrecht stehend wenigstens zum größten Teil (die Schilde haben 1,40 Meter Höhe), der neben dem Geschütz aufgefahrene und umgekippte Munitionswagen bietet mit seinem gepanzerten Boden und den geöffneten Thüren dem mit Tempieren und Zureichen der Munition beschäftigten Teil der Mannschaft einen noch besseren Schutz. Wenn nun auch durch die schmalen Zwischenräume und über die Deckung hinweg noch Geschosse die Bedienungsmannschaft erreichen können, ist doch deren Sicherung so ausgiebig, daß es einer unbeschildeten Batterie ohne Zweifel unmöglich sein würde, im Kampf mit einer beschildeten die Oberhand zu gewinnen. Sie wäre, wie General Rohne richtig sagt, in der Lage eines Holzschiffes gegen ein gepanzertes und einer ungedeckt stehenden gegen eine im Schützengraben liegende Schützenlinie.



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Der Dackel in Verlegenheit

Nach dem Gemälde von Adolf Eberle

Man kann nicht behaupten, daß man noch vor wenig Jahren in Deutschland den Schutzschilden viel Vertrauen entgegengebracht hätte; aber Männer von der artilleristischen Autorität der Generale Rohne und von Reichenau haben in neuester Zeit ihre Ansicht vollständig geändert, da es der Technik gelungen ist, die Vorteile der Schilde mit der in erster Linie zu verlangenden ballistischen Leistung und Beweglichkeit zu vereinigen. Sie verlangen die Einführung der Rohrrücklauflafetten mit Stahlschilden, da die deutsche Artillerie ihrer Ansicht nach sonst ihre Aufgabe zu erfüllen nicht mehr im stande ist. Freilich ist es bei der Gründlichkeit, mit der wir Deutschen alle Fragen zu erfassen pflegen, nicht zu verwundern, daß die Ansichten über die Ausgestaltung des neuen Geschützes weit auseinander gehen: Reichenau faßt vor allem den Kampf zwischen Batterie und Batterie ins Auge und kommt zu einem Gewicht des Panzers von „mindestens 150 Kilogramm“, da ihm der französische Schild nicht genügt und er auch die Flanken gedeckt wissen will. Ein solches Gewicht würde ein 7,5 Centimeter-Geschütz viel zu schwer machen, und deshalb verlangt er ein kleinkalibriges Rohr, das, nicht mit Schrapnells, sondern mit Sprenggranaten ausgerüstet, die Schilde zu durchschlagen vermag. Dagegen betont Rohne, daß die Artillerie nicht im Geschützduell, sondern in der Unterstützung der Infanterie ihre Hauptaufgabe zu suchen habe, also in erster Linie nicht die Vernichtung der feindlichen Batterien, sondern die der Infanterie anstreben und deshalb mit geringerer Deckung sich begnügen und das gegen menschliche Ziele wirksamere Schrapnell beibehalten müsse, um so mehr, als die Zerstörung der Schilde eine unerschwingliche Menge von Munition erfordern würde.

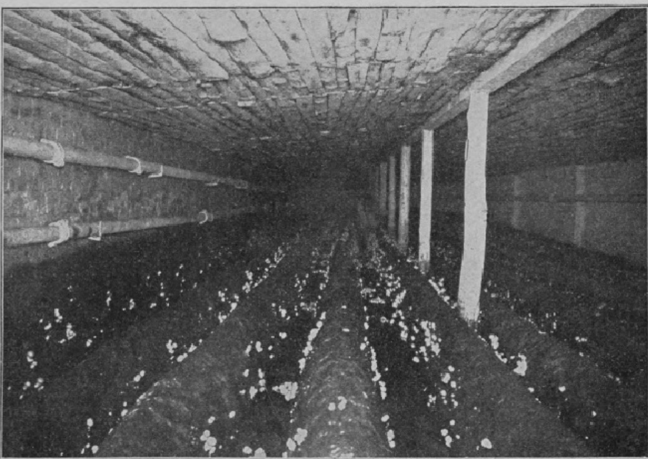
Gleichzeitig mit diesem Kampf der Meinungen beginnt das Ringen zwischen Panzer und Geschütz, dem wir so lange schon auf dem Gebiet der Festung und Marine folgen, auch auf dem Gebiet der Feldartillerie: Krupp hat mit 10 Gramm schweren Stahlschrapnellkugeln die Schilde von 3 Millimeter Stärke durchschlagen, und in Frankreich soll man infolgedessen an deren Verstärkung und Gewichtssteigerung denken, ein bedenkliches Vorhaben, da die Geschütze schon mit den jetzigen Schilden das im allgemeinen als zulässig erachtete Gewicht überschreiten. Diesen Kampf abzuwarten, glaubt Rohne nicht raten zu dürfen, da wir sonst mit der Einführung der unentbehrlichen Rohrrücklaufgeschütze leicht zu spät kommen möchten; er erblickt auch in der Gefährdung durch Stahlkugeln kein Hindernis, da die Deckung immer noch (gegen Infanterie) wesentliche Vorteile biete und erfahrungsgemäß die vollständige Unverwundbarkeit bisher auf keinem Gebiete erreicht werden konnte. Die Neubewaffnung würde keine unerschwinglichen Kosten verursachen, da Rohre und Munition, also das Teuerste, beibehalten werden könnten. Jedenfalls kann man der bevorstehenden Entscheidung dieser Frage mit gespanntem Interesse entgegensehen.

H. Frobenius

Champignons

Trotz aller Belehrungen giebt es leider noch immer viele Menschen, die vor unsern edeln Speisepilzen eine heillose Angst haben, in jedem Pfifferling und in jedem Steinpilz einen Giftschwamm sehen, und die auf keine Weise zu bewegen sind, sich an einem Pilzgerichte zu beteiligen. Nun ist es ja bedauerlich, daß neben guten Pilzen auch schlechte mit giftigen Eigenschaften wachsen, aber es giebt zahlreiche billige Pilzbüchlein, aus denen eine Orientierung auch durch gute farbige Abbildungen leicht möglich ist. Von großer Wichtigkeit ist auch der Umstand, daß Giftpilze fast durchweg unangenehm riechen und sich beim Zerschneiden an den Schnittflächen verfärben, während sich der Speisepilz stets durch angenehmen Geruch auszeichnet.

Von allen Speisepilzen werden die Trüffeln und der Champignon am höchsten geschätzt. Von ersteren bevorzugt man die Perigordtrüffeln; warum, ist mir fraglich, denn die meisten in den Delikateßgeschäften als Perigordtrüffeln verkauften sind weit davon entfernt, dies zu sein. Sie sind von ehrlicher deutscher Herkunft, denn auch bei uns in Deutschland sind Trüffeln in mehreren Arten heimisch. In das Lob, das so vielfach der Trüffel gespendet wird, kann ich aber nicht einstimmen. Ich persönlich halte den Champignon für den König aller Pilze. Während die Versuche, Trüffeln, Morcheln und andre Pilze künstlich zu züchten, auch heute noch in den Kinderschuhen stecken und positive Resultate kaum aufzuweisen hatten, wird unser Champignon schon seit langem künstlich mit größtem Erfolge gezüchtet. Sein Ahne ist auch ein echt deutscher Pilz, der Feldchampignon, den man häufig auf alten Exerzierplätzen, wenn auch immer nur vereinzelt, findet. In der Kultur ist aber dieser Champignon zarter und schmackhafter geworden. Er ist keineswegs lichtscheu, wie man wohl annehmen könnte, da er nur im Dunkeln kultiviert wird, denn seine Stammmutter wächst auf mageren Wiesen im vollen Sonnenlichte. Aber im Dunkeln gebaut, bewahrt sich der Champignon eine rein weiße Farbe, die an ihm besonders geschätzt wird. In Paris zieht man ihn in den ehemaligen Katakomben in ungeheuren Mengen. In Berlin hat man auch mehrfach versucht, ihn in Kellergewölben zu züchten, aber die Unkosten, die namentlich durch das Anfahren des zur Champignonkultur unumgänglich notwendigen Pferdedunges erwachsen, ließen diese Kulturen nicht lohnend erscheinen, so daß sie bald wieder eingingen. Auf dem Berliner Markte werden aber von Jahr zu Jahr größere Champignonmengen umgesetzt, und die Preise, die früher 2 Mark für das halbe Kilo betrugen, sind jetzt fast um die Hälfte zurückgegangen. Die größten Champignonkulturen in der Umgebung Berlins befinden sich in Zossen in Händen eines Baumschulenbesitzers. Hier werden die Pilze in einem riesigen, unter der Erde liegenden Raume gezogen, dessen Erwärmung durch Wasserheizung erfolgt. Rechts auf unsrer Abbildung sind zwei Rohre dieser Heizung sichtbar. Während früher die Kultur auf flachen Dungbeeten erfolgte, wird sie jetzt oft auf langgestreckten Hügeln ausgeführt, die durch schmale Wege voneinander getrennt sind und eine bessere Ausnutzung des Raumes ermöglichen. Unsre Abbildung, eine Blitzlichtaufnahme, läßt Hügel und Wege deutlich erkennen. Ein solcher Champignonhügel hat ganz das Aussehen eines frisch gehäufelten Spargelbeetes. Nachdem der Dung entsprechend vorbereitet ist, wird er zu diesen Hügeln angesetzt, und nachdem er dann die notwendige konstante Wärme zeigt, beginnt das Spicken der Hügel mit Champignonbrut, die bald zu „spinnen“ beginnt, d. h. sich verteilt, worauf dann nach etwa zwei Monaten die Fruchtkörper aus der die Hügel bedeckenden festgeschlagenen Erdschicht hervorbrechen.



Teilansicht aus einer Champignonzüchterei mit Beeten in Hügelform

Gut angelegte Beete bleiben mehrere Monate im Ertrage, der unter Umständen sehr groß ist. Die Beete werden täglich abgeerntet, da auch die Champignons wie andre Pilze gleichsam über Nacht hervorschießen. Man erntet den Champignon in geschlossenem Zustand, d. h. vor Entfaltung des Hutes. Er ist ein so charakteristischer Geselle und duftet so angenehm, daß eine Verwechslung mit Giftpilzen völlig ausgeschlossen ist. Der frisch geerntete Champignon übertrifft an Aroma und Wohlgeschmack die konservierten Pilze, die in Dosen verkauft werden, bedeutend. Die Zubereitung soll möglichst bald nach der Ernte erfolgen. Zu diesem Zwecke wird der Wurzelboden jeden Pilzes abgeschnitten, Kopf und Füße der Pilze werden abgeschabt und so der äußeren Haut beraubt und hierauf in reinem Wasser abgewaschen. Gewöhnlich verwendet man den Champignon zu Braten und Saucen, am allerfeinsten schmeckt er aber als Gemüse in folgender Zubereitung: Man schneidet die Pilze in Scheiben, bestreut sie mit sehr wenig Pfeffer und Salz, giebt auch noch eine Wenigkeit ganz fein gehackter Petersilie hinzu und dämpft sie dann 10 bis 15 Minuten in wenig Butter. Ein so zubereitetes Gemüse wird jeder Feinschmecker dem berühmten Linsengericht Esaus vorziehen.

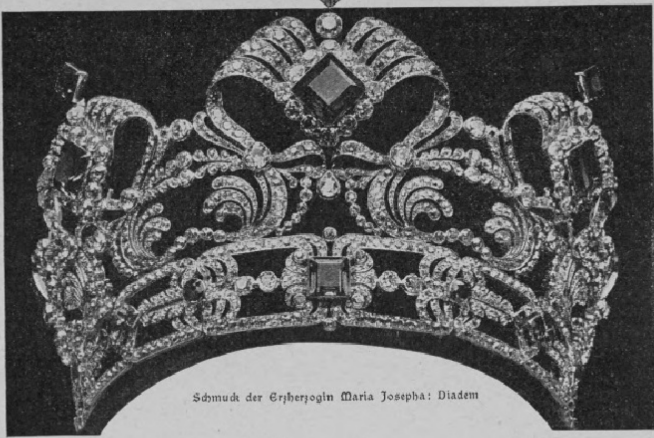
Max Hesdörffer

Litteratur

Das Erscheinen eines neuen Romans von Wilhelm Meyer-Förster, dem schnell berühmt gewordenen Verfasser von „Karl Heinrich“, darf wohl als ein litterarisches Ereignis bezeichnet werden. Bei der landläufigen Art, alles mögliche statistisch nachzuweisen, hat man unlängst auf diesem Wege nicht nur festgestellt, daß dem nach „Karl Heinrich“ bearbeiteten Schauspiel der weitaus größte Bühnenerfolg der letzten Jahre zugefallen ist, sondern auch, daß Meyer-Förster zu den beliebtesten Erzählern der Gegenwart gezählt werden muß. Daß er dies in der That verdient, beweist sein neuestes Werk, der soeben bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienene Roman „Lena S.“ (Preis geb. 4 Mark). Die Handlung ist fesselnd erfunden und hält das Interesse des Lesers bis zum Schluß wach; besondere Anerkennung verdient der technische Aufbau, jede Scene ist organisch mit der Haupthandlung verbunden. Mit gleicher Anschaulichkeit schildert der Autor die Rennplätze und ihr Publikum wie das Stillleben in dem Landstädtchen an der Weser, wo in dem Herzen von Lena Stennsberg die Liebe zu dem Studenten der Medizin, George Dufour, mit unwiderstehlicher Gewalt erwacht. In dieser Heldin seines Romans, die wir von der „kleinen Lena“ sich zur vollendeten Weltdame entwickeln sehen, hat Meyer-Förster mit intimster Kenntnis der Frauenpsyche eine Gestalt geschaffen, die jedem Leser unvergeßlich bleiben wird. „Lena S.“ tauft sie, die Tochter eines ehemals auf allen Turfplätzen Europas bekannten Herrenreiters und Rennstallbesitzers, nach ihrem eignen Namen eine Killarneystute, auf die sie glänzende Erwartungen baut und durch deren Siege sie reich und frei zu werden, das Glück zu erzwingen hofft. Was ihr aber verhängnisvoll wird, das ahnt der alte, prächtig gezeichnete Major von Schwerin, ihr väterlicher Freund und ihr Vormund seit dem tragischen Ende des Vaters: „Lena ist das geworden, was ihr Vater und wir alle aus ihr gemacht haben: eine Zigeunerin, die nie eine Heimat gehabt hat und nie eine Heimat haben wird; ein Mädchen, das zu Grunde geht an seinen Kinderjahren!“ Wie schon aus dem hier Angeführten hervorgeht, bildet die Sportwelt, die Meyer-Förster wie kein zweiter zu schildern versteht, den Hintergrund für mehrere höchst packende und ergreifende Scenen, aber trotzdem darf „Lena S.“ keineswegs in die Reihe der bloßen Turf- und Sportromane gestellt werden. Der Hauptwert des Romans liegt vielmehr in der überaus feinen und zarten Schilderung seelischer Zustände und Konflikte: er darf ganz besonders auch der deutschen Frauenwelt empfohlen werden.

— Eine schwere Schuld und ihre Sühne bilden die Grundlage des Seeromans „Die Kaptaube“ von Hans Parlow (Dresden, Carl Reißner). Nach jenen Vögeln, die im Atlantischen Ozean und namentlich am Kap der guten Hoffnung angetroffen werden, ist eine schmucke Hamburger Brigg benannt, die bei böiger See und dichtem Nebel ein andres Schiff ansegelt und weiter fährt, ohne sich um das Geschick des überrannten Fahrzeuges und seiner Besatzung zu kümmern. Erst nachher kommt dem jungen Kapitän, dem Sohne eines großen Reeders, die Schwere seiner Verfehlung zum vollen Bewußtsein, und ihn bedrücken Gewissensqualen, die sich noch verschärfen, als er erfährt, daß jenes fremde Schiff seinerzeit untergegangen und ein großer Teil der Mannschaft umgekommen ist. Ein Zufall führt ihn in die Heimat der Verunglückten, und er entbrennt in Liebe zu gerade dem Mädchen, dessen Bruder der Kapitän jenes Schiffes war und der bei der Katastrophe mit zu Grunde ging. Sie erwidert auch seine Neigung, aber nach menschlichem und göttlichem Recht dürfen sie einander nicht angehören. In einer Sturmnacht findet dann der Schuldige und Schwergeprüfte den Tod. Der Roman ist etwas breit angelegt, namentlich im Eingang, weist aber viele dramatisch belebte Scenen auf. Das Leben an Bord, die Mühen und Gefahren des Seemannes sind trefflich geschildert, und an geeigneter Stelle steht dem Autor auch ein guter Humor zur Verfügung.

— In einem anläßlich der Anwesenheit der Burengenerale in Berlin geschriebenen Aufsatz (im Januarheft von Richard Fleischers „Deutscher Revue“) sprach General von der Goltz von einem „moralischen Heimweh“ nach Zeiten, da es noch anders war, von einer Sehnsucht aus der Gegenwart heraus nach dem Jugendalter des eignen Volks. Mitten hinein in das „heroische Zeitalter“ versetzt uns: „Königgrätz. Von Karl Bleibtreu. Mit Illustrationen von Chr. Speyer“ (Stuttgart, Carl Krabbe). Der durch seine weitverbreiteten Schlachtenschilderungen aus dem deutsch-französischen Kriege bekannte Autor beginnt seine Darstellung mit dem Eintreffen der Ersten Armee des Prinzen Friedrich Karl am Fuße der Höhe von Dub in der Morgenfrühe des 3. Juli und führt die einzelnen Phasen des blutigen Kampfes in schwungvoller, farbenprächtiger Sprache dem Leser vor Augen. Bleibtreu läßt keinen Zweifel darüber, daß es ein ganzes „System“ war, das bei Königgrätz zusammenbrach, aber er rühmt die hingebende Bravour der Oesterreicher nach Verdienst: „Die anerkannt vorzüglichen Soldaten Oesterreichs haben gerade bei Königgrätz gezeigt, was sie vermögen: keine Armee der Welt hätte ehrenvoller einem vorbestimmten, selbstverständlich und schier mathematisch berechenbaren Unglück erliegen können.“ Glanzpunkte der Darstellung bilden der unvergleichliche Siegeszug der preußischen Garde, die den Tag entschied, und die gewaltige Reiterschlacht bei Strefetitz.



Schmuck der Erzherzogin Maria Josepha: Diadem

Der Schmuck der Erzherzogin Maria Josepha von Oesterreich

Wohl die hervorragendste Arbeit, die in den letzten Jahren aus den Wiener Juwelier-Ateliers hervorgegangen ist, dürfte der kostbare Familienschmuck der Erzherzogin Maria Josepha, Tochter des Königs Georg von Sachsen und Gemahlin des Erzherzogs Otto von Oesterreich, sein, mit dessen Neufassung der k. u. k. Hof- und Kammerjuwelier A. E. Köchert beauftragt gewesen ist. Die hohe Frau, die diesen Schmuck, der einen Wert von fast einer halben Million Kronen darstellt, bei Hoffestlichkeiten trägt, erscheint seit dem tragischen Ende der Kaiserin Elisabeth bei solchen Anlässen stets an der Seite des Kaisers Franz Joseph. Die kunstreiche und ungemein geschmackvolle Neufassung des Schmuckes wurde soeben vollendet, und wir sind in der Lage, mit Genehmigung der hohen Besitzerin Aufnahmen der zwei hervorragendsten Stücke: Diadem und Corsage, wiedergeben zu können. Es sind dazu Brillanten und farbige Edelsteine verwendet worden, und man vermag sich unschwer die funkelnde und blitzende Pracht vorzustellen, die bei festlicher Beleuchtung von diesen unvergleichlich schönen Schmuckstücken ausstrahlt.



Phot. Gottheil & Sohn, Königsberg i. Pr.

Hans August von Waldow, der neue Oberpräsident der Provinz Posen

Oberpräsident von Waldow

Der neu ernannte Oberpräsident der Provinz Posen, Wilhelm Hans August von Waldow, ist am 31. August 1856 zu Berlin geboren. Mit 22 Jahren trat er als Referendar im Bezirk Frankfurt a. O. in den Staatsdienst, ging 1881 zur Regierung über und wurde 1884 Regierungsassessor zu Bromberg, später in Frankfurt a. O. Nachdem er einige Zeit im Ministerium des Innern beschäftigt gewesen war, wurde er schon 1886, im Alter von 28 Jahren, Landrat des Kreises Fischhausen, von wo er 1892 als Landrat des Kreises Niederbarnim nach Berlin versetzt wurde. Im Februar 1898 erfolgte seine Beförderung zum Oberpräsidialrat in Königsberg, im Oktober 1899 zum Regierungspräsidenten daselbst.

Der lachende Kavalier von Frans Hals

(Siehe das Bild Seite 551)

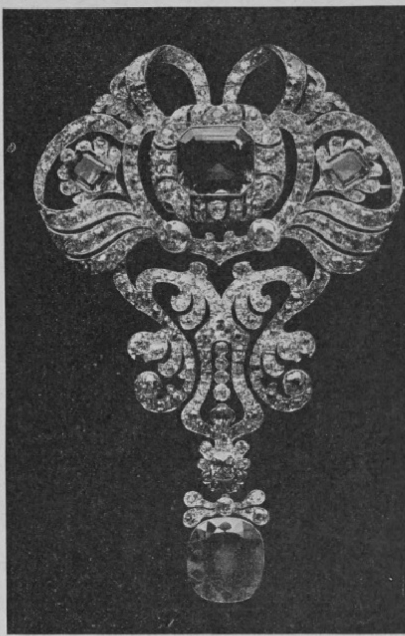
Zu den vornehmsten Schätzen der Gemäldesammlung im Richard Wallace-Museum in London, das vor zwei Jahren in dem von der britischen Regierung angekauften Hertford House ein würdiges Heim gefunden hat, gehört der „lachende Kavalier" von Frans Hals. Es ist das Bildnis eines jungen holländischen Offiziers in reicher Tracht von bunter geblümter Seide, das der Haarlemer Meister im Jahre 1624, also in der Blüte und Vollkraft seines Schaffens, gemalt hat. Das Gemälde wurde von dem letzten Marquis of Hertford, dem Begründer der jetzt in Hertford House aufbewahrten Kunstsammlung, dessen Erbe Richard Wallace war, im Jahre 1865 bei der Versteigerung der Sammlung Pourtalès in Paris für 51 000 Franken gekauft. Das war der höchste Preis, der bis dahin für ein Bild des damals noch wenig geschätzten Frans Hals bezahlt worden war. Seitdem sind die Werke des Meisters so schnell im Preise gestiegen, daß das Bildnis des „lachenden Kavaliers" jetzt wohl einen Wert von 80 000 bis 100 000 Franken repräsentieren mag.

Die neuesten Ausgrabungen auf dem Forum Romanum

Das römische Forum, im Altertum der Mittelpunkt des städtischen und politischen Verkehrs, ist ein Viereck inmitten der Siebenhügelstadt, das sich von dem Fuße des Kapitolinischen Hügels nach der Höhe des Titusbogens, der Velia, erstreckt. Im Jahre 1898 wurde der Architekt Giacomo Boni, dem man eine wissenschaftliche Kommission beigab, mit der Leitung der Ausgrabungen und Restaurierungsarbeiten betraut, die neben der Freielgung der im Norden und Süden das Forum begrenzenden Baulichkeiten in erster Linie bezwecken, eine genauere Kenntnis von den früheren Epochen der Forumgeschichte zu gewinnen. Gleich die ersten Ausgrabungen hatten sehr interessante Ergebnisse, und zumal die am 10. Januar 1899 erfolgte Entdeckung des berühmten „schwarzen Steines" (lapis niger) erregte allgemeines Aufsehen und führte zu dem Entschluß, die Forum-Ausgrabungen in großem Stile weiterzuführen, wofür eine Summe von etwa 300 000 Lire flüssig gemacht wurde. Die Arbeiten haben seither zu einer ganzen Reihe wertvoller Entdeckungen geführt, die ein überraschend reichhaltiges Material für die Altertumsforschung bieten. Insbesondere gelang es, neben der durch den Severusbogen führenden Fahrstraße, die aus der spätesten Kaiserzeit oder dem frühesten Mittelalter stammt, etwa 1 Meter unter dem Pflaster ein Stück des antiken Fußbodens freizulegen. Eine etwa 3½ Meter im Geviert messende Fläche fand man mit großen Blöcken eines ausländischen schwarzen Marmors belegt, und die Reste eines erhöhten Travertinrandes und mehrere darin eingelassene aufrechtstehende weiße Marmorplatten bekunden, daß diese Stelle ursprünglich umfriedet war. Unkritische Stimmen ließen sich alsbald mit der Behauptung vernehmen, man habe hier das „Grab des Romulus" gefunden, von dem der Grammatiker Festus und der Geschichtschreiber Dionys von Halikarnaß berichten. Jedenfalls aber bezeichnet das schwarze Marmorpflaster irgend eine von den alten Römern heilig gehaltene Stelle, was durch die neuerdings in den Erdbodenschichten unter jenem Pflaster aufgefundenen, höchst bedeutsamen Denkmäler von sehr hohem Alter bestätigt wird. Sie zeigten sich eingebettet in eine hohe Schicht Flußkies mit vielen Knochen von Opfertieren, Scherben von Thongefäßen, kleinen Gegenständen aus Thon, Bronze und Knochen u. s. w. Besonders bemerkenswert sind mehrere Fundamente und Postamente aus Tuffstein, sowie weiter westlich, aber noch unter dem lapis niger, ein kegelförmiger Säulenstumpf und eine viereckige, pyramidal zulaufende und oben abgebrochene Stele aus braunem Tuff. Alle vier Seiten der letzteren bedeckt eine fragmentarische Inschrift in höchst altertümlichem Latein, deren Entzifferung noch nicht gelungen ist. Unzweifelhaft handelt es sich um eine sehr altertümliche Anlage geheiligten Charakters, für die Ch. Hülsen in den „Mitteilungen des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts" das fünfte vorchristliche Jahrhundert als Entstehungszeit annimmt.

Bühne

In einer Nachmittagsvorstellung im Lessingtheater zu Berlin wurde der Versuch gemacht, die Bühnenmöglichkeit von Ernest Renans Drama „Die Aebtissin von Jouarre" zu erweisen, indessen rief das Werk nur peinliche Eindrücke hervor, die durch eine unzulängliche Darstellung der Titelrolle noch wesentlich erhöht wurden. Der Ertrag der Aufführung war für das Säuglingsheim bestimmt, aber den unschuldigen Kleinen hätte man auch wohlthun können, ohne die Großen zu quälen. — Im Theater des Westens fand die Operette „Die Sparmamsell" von Robert Planquette nur eine laue Aufnahme. Von der melodiösen Musik und dem poetischen Schwung, den der jüngst verstorbene Komponist in seinen berühmt gewordenen „Glocken von Corneville" entfaltete, ist in dem auch textlich verfehlten Werke kaum ein Hauch bemerkbar. — „Otto der Faule" ist von Hans L'Arronge auf die Bretter des Luisen-Theaters gebracht worden. Der strebsame Sohn des erfolgreichen Adolf L'Arronge hat sich jedoch nicht an die Historie des Markgrafen gemacht,

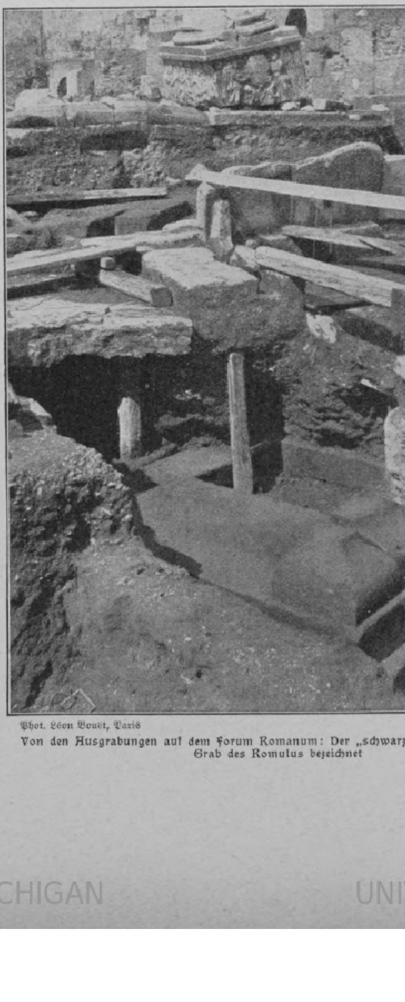


Schmuck der Erzherzogin Maria Josepha: Corsage

der jetzt die Berliner Siegesallee schmückt, sondern einen Schwank geschaffen, der von dem genügsamen Publikum des Theaterchens beifällig aufgenommen wurde.

— Das Kgl. Wilhelma-Theater in Stuttgart-Cannstatt führte den Mitgliedern des württembergischen Goethebundes das Trauerspiel „Die natürliche Tochter" von Goethe vor, das vor hundert Jahren in Weimar zur ersten Darstellung kam, damals nur schwachen Erfolg hatte und seitdem, wo immer man es zu beleben suchte, nur laue Aufnahme fand. Auch diesmal war der Ausgang nicht besser. Trotz trefflicher Inscenierung und Darstellung blieb das Publikum kühl bis ans Herz hinan. — Max Dreyers vielbesprochener Schwank „Das Thal des Lebens", der von der Berliner Zensur verboten und bisher nur vor intimem Kreise dargestellt worden, kam in Elberfeld zur ersten öffentlichen Aufführung. Natürlich mit großem Erfolg, denn was die Zensur beanstandet, erweckt von vornherein die Beifallslust. — „Strauchdiebe", Komödie von Wilhelm Wolters und Baron Karl Torresani, wurde im Leipziger Schauspielhause beifällig aufgenommen. — Als eine Art Bahnbrecher könnte der Dichter Max Schumm aufgefaßt werden, wenn er Nachahmer fände in dem Unterfangen, zu bekannten Stücken, deren Schluß nicht alle Fragen erschöpfend beantwortet, die Fortsetzung zu schreiben, die Tugend fürstlicher zu belohnen, das Laster härter zu strafen. Er hat nämlich — und das dürfte selbst Maximilian Harden milder gegen seinen Gegner stimmen — unter dem Titel „Vergeltung" einen zweiten Teil zu Sudermanns „Heimat" verfaßt, der etwa zwanzig Jahre später spielt und die schaurigen Folgen früherer Sünden malt. Im Stadttheater zu Plauen gelangte dieses Werk, das erschütternd mit mehreren Leichen endet, zur Aufführung.

— Bernard Shaw, der erfolgreiche englische Dramatiker, gelangte im Wiener Raimund-Theater mit seinem Schauspiel „Der Teufelskerl" zum ersten Male auf die deutsche Bühne. In neuerer Zeit ist über diesen Autor, in dem sich Sozialismus, Philosophie und irischer Humor merkwürdig miteinander mischen, in deutschen Blättern viel geschrieben worden, und so konnte man gespannt sein, wie sich sein Werk vor unserm Publikum ausnehmen würde. Es gab jedoch eine schlimme Enttäuschung. Die Tragik des Stückes, das in der Zeit des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges spielt, wurde nicht ernst genommen, obwohl sogar



Phot. Léon Bouët, Paris

Von den Ausgrabungen auf dem Forum Romanum: Der „schwarze Stein", fälschlich als Grab des Romulus bezeichnet



Die alte und die neue Zeit in den Alpen: Postschlitten auf dem Wege von Chur nach Arosa

auf der Bühne ein Galgen errichtet war, den Helden zu henken, und den Humor fand man nicht lustig.

— Guten Erfolg erzielte in Budapest Eugen Hubay mit seiner Oper „Moosröschen", deren Text Max Rothauser nach einer Erzählung von Ouida gestaltet hat.

— Im Theater zu Lausanne errang das Drama „Claude de Siviriez" von René Morax starken Beifall. Das Stück schöpft seinen Stoff aus der Reformierung des Waadtlandes.

— „Der schöne junge Mann", eine neue Komödie des unerschöpflichen Alfred Capus, wurde im Pariser Variété-Theater mit herzlichem Lachen aufgenommen. Der Held, der in Paris sein Glück sucht, kehrt, durch trübe Erfahrungen geläutert, reumütig zu seiner getreuen Braut in die Provinz zurück. Weniger gefiel im Vaudeville „Die Glückliche" von Bilhaud und Hennequin. Auch Frau Rejane, die die heikle Hauptrolle spielte, wußte es wenig glaubhaft zu machen, daß eine Frau nur außerhalb der Ehe glücklich sein kann.

— Begeisterte Aufnahme fand in Madrid José Echegarays neue Tragödie „Auf den Stufen eines Thrones". Das Werk behandelt eine Episode aus der Geschichte der Stadt Pisa, aus der auch der deutsche Dichter Gerstenberg 1768 den Stoff zu seinem Drama „Ugolino" (Hungertum) entlehnt hatte.

Eine Drahtsperre gegen den Schmuggel

Das Unwesen des Schleichhandels oder Schmuggels ist in den Grenzbezirken der meisten Staaten sehr schwer zu unterdrücken, obwohl mit aller Strenge dagegen vorgegangen wird. Namentlich in armen Gegenden lockt der mit dem Paschen oder Schwärzen zu erzielende leichte Verdienst trotz der damit verbundenen Gefahren immer Leute an, da es ihnen an Abnehmern hüben wie drüben niemals fehlt; auch gilt das gesetzwidrige Treiben ähnlich wie das Wildern dem Volke nicht als eine schlechte, entehrende Handlung, sondern verwegene Schmuggler setzen vielmehr eine Art Ehre darein, dem Staate und seinen Grenz- und Zollbeamten ein Schnippchen zu schlagen. Vielfach befassen sich ganze Banden damit, und bei der genauen Bekanntschaft der Pascher mit allen verborgenen Schleichwegen gelingt ihnen im nächtlichen Dunkel mancher Zug über die Grenze, bevor man ihnen auf die Spur kommt; dann finden mitunter freilich sehr blutige Zusammenstöße statt. Fast immer sind es gewandte und listige Leute, die sich mit dem Schmuggel befassen, sie wenden alle nur erdenkbaren Schliche und „Tricks" an, um die Grenzwächter hinters Licht zu führen, und diese müssen ihren ganzen Scharfsinn aufbieten und beinahe jede Nacht auf dem Posten sein, um dem gesetzlosen Treiben zu steuern. Ein ganz eigenartiges Mittel haben neuerdings die italienischen Grenzbehörden zur Anwendung gebracht, um den von der Schweizer Seite ihr Gebiet beschleichenden Schmugglern das Handwerk zu legen. Diese trieben es eine Zeitlang vollständig im großen und suchten vornehmlich Zigarren, Kaffee und Schokolade über die Grenze zu bringen. Die italienischen Behörden haben nun an den gefährdetsten Stellen ein mehrere hundert Kilometer langes, starkes Drahtnetz von vier Metern Höhe längs der Schweizer Grenze errichten lassen, das ein unbefugtes Passieren völlig unmöglich macht. An dem Draht sind nämlich zahlreiche Alarmglocken in der aus unsrer Abbildung ersichtlichen Weise befestigt, die den Wächtern selbst die leiseste Berührung des Netzes verkündigen.



Aufnahmen von A. Krenn, Zürich

Drahtsperre gegen den Schmuggel an der italienisch-schweizerischen Grenze

Bekämpfung des Kurpfuschertums

Aus Anlaß des Prozesses Nardenkötter, der so erstaunliche Enthüllungen brachte, hat sich in Berlin eine Gesellschaft zur Bekämpfung des Kurpfuschertums gebildet. Neben einer großen Anzahl von Aerzten haben sich dem Verein bereits zahlreiche Laien aus den verschiedensten Ständen angeschlossen.

Eine Universität in Hamburg

In der alten Hansestadt an der Elbe ist eine lebhafte Agitation zur Errichtung einer Universität im Gange. Das Komitee, das sich zu diesem Zwecke gebildet hat, zählt die angesehensten Männer, Juristen, Aerzte und Finanzleute zu seinen Mitgliedern. Man hofft, daß reiche Bürger, deren Hamburg so viele besitzt, nach amerikanischen Vorbildern die erforderlichen Millionen hergeben werden.

Die alte und die neue Zeit in den Alpen

Alljährlich geht während der eigentlichen Reisezeit eine Völkerwanderung im kleinen nach den Alpengebieten vor sich, allein auch im Winter versiegt der Touristenstrom nicht. Längst haben ja viele der besuchtesten Kurorte der Schweiz eine Wintersaison eingerichtet, die neben Leidenden und Erholungsuchenden aus aller Herren Ländern auch zahlreiche Liebhaber des Wintersports, der dort überall eifrig gepflegt wird, in die Alpenwelt führt. Neben den bereits vorhandenen Berg- und Alpenbahnen baut man immer noch neue; beispielsweise soll am 1. Juli die der Vollendung nahe Albulabahn, die höchste Adhäsionsbahn Europas, dem Verkehr übergeben werden. Vielfach vermittelt aber nach wie vor die Postkutsche den Verkehr, was freilich in schneereichen Wintern oft schwierig genug ist. Da müssen vorher die schweren Schneepflüge in Thätigkeit treten und nicht selten ganze Scharen von Schneeschauflern sich mühen, um die verschneiten Strecken fahrbar zu machen. Häufig setzt man die Postkutschen auch auf Schlitten, wie dies unser Bild zeigt, das ein solches kombiniertes Fuhrwerk auf dem Wege von Chur nach Arosa, einem der höchstgelegenen Sommer- und Winterkurorte der Schweiz, vorführt. Wie ein Typus der alten Zeit erscheint uns heute eine solche Beförderungsart gegenüber dem stolz dahinbrausenden Dampfroß als dem Repräsentanten der neuen Zeit. Als Gegenstück zu der eben erwähnten Illustration geben wir ein zweites Winterbild aus den Alpen, das einen Zug darstellt, der auf der Strecke Chur-Landquart—Davos bei Station Wolfgang den Scheitelpunkt der Bahn in der Höhe von 1634 Metern überschreitet. Diese 1 Meter-Spurbahn bietet großartige Landschaftsbilder und hat sich trotz der großen Steigung und der kleinen Radien bestens bewährt. Sie führt von dem auf der Paßhöhe gelegenen Wolfgang bergab durch Wald, dann an der Ostseite des fischreichen Davoser Sees und der Mündung des Flüelathals vorbei über das aus dem See abfließende Landwasser nach Davos-Dorf und Davos-Platz.



Die Eisenbahn von Chur nach Davos überschreitet bei Wolfgang ihren Scheitelpunkt in einer Höhe von 1634 Metern

Totenschau

Historiker Prof. Gustav Storm, bed. Kenner der altnordischen Geschichte, 58 J., † 23. Febr., Christiania. — Nina Zottmayr, einst geschätzte Altistin der Kasseler Hofoper, † 24. Febr., Kassel. — Gen.-Ltnt. Ernst v. Petersdorff, vormals Kommandeur der 17. Division, 61 J., † 25. Febr., Berlin. — Geh. Oberjustizrat Albert Groschuff, Senatspräsident am Kammergericht, 68 J., † 26. Febr., Berlin. — Sektionschef Friedrich von Bischoff, bed. Hochbau-Ingenieur, Erbauer der Wiener Stadtbahn, 70 J., † 26. Febr., Wien. — Richard Gordon Gatling, Erfinder der nach ihm benannten Kanone, 85 J., † 26. Febr., New York. — Wirkl. Geh. Rat George Rudolf Petersen, vormals Senatspräsident am Reichsgericht, 76 J., † 26. Febr., Leipzig. — Generalleutnant Rudolf von Manteuffel, vormals Kommandeur der 6. Division, 85 J., † 27. Febr., Charlottenburg. — Baron Feodor Nikolic, einflußreiches Mitglied des ung. Magnatenhauses, 67 J., † 27. Febr., Temesvar. — Redakteur Max Lündner, bekannt als Dramatiker, 67 J., † 27. Febr., Straßburg. — Freiherr Karl v. Hermann, vormals Präsident der Kgl. württemb. Hofkammer, 61 J., † 1. März, Assuan in Aegypten. — Opernkomponist Albert Cahn-Anvers, 45 J., † 1. März, Cannes. — Vizeadmiral Roustan, † 1. März, Brest. — Geh. Justizrat Wilhelm Zabel, 101 J., † 1. März, Seelow bei Frankfurt a. O. — Landschafts- und Tiermaler Eduard Mahlknecht, 83 J., † Wien. — Dr. Ladislaus Freiherr v. Rieger, bek. czechischer Staatsmann, 85 J., † 3. März, Prag. — Geheimrat Dr. Morsbach, Vorsitzender des Aufsichtsrats der Harpener Bergbaugesellschaft, 80 J., † 3. März, Dortmund. — Wirkl. Geh. Oberfinanzrat August Heller, 56 J., † 3. März, Berlin.

— Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten





Graf Kuno Hardenberg, Dichter des Festspiels — Kapellmeister Th. Gerlach



Lebendes Lied



Bildhauer Hudler — Bildhauer Prof. C. Gross



Architekt Kreis



Cake Walk-Gruppe



Schlussgruppe des Festspiels

Vom Dresdener Künstlerfest: „Neue Tänze — neue Trachten“ (Text umstehend)

Spezialaufnahmen für „Ueber Land und Meer“ von Hugo Erfurth in Dresden

Vom Dresdener Künstlerfest

(Siehe die Abbildungen auf vorhergehender Seite)

Arrangiert von der Dresdener Kunstgenossenschaft, ging am 23. Februar in der sächsischen Residenzstadt ein Fest von eigenartigem Gepräge und von schimmernder Pracht in Scene, für das die Devise „Neue Tänze — neue Trachten“ das Programm bilden sollte. Dies konnte allerdings nicht ganz ausgeführt werden, denn die gefeierte Tanzkünstlerin Miß Duncan, auf deren Mitwirkung man gerechnet hatte, war dafür nicht zu gewinnen. Indessen bot sich in mannigfacher Weise Ersatz dar. Es herrschte Kostümzwang, der sich zum Unterschied von sonst üblichen Bällen und Redouten auch auf die Männer ausdehnte, indem ihnen ein Erscheinen im schwarzen oder bunten Frack, farbiger Weste, Kniehose, schwarzen Strümpfen und Schnallenschuhen zur Pflicht gemacht war. Die Damen hatten in Kostümen zu erscheinen, die sich an die Reformtracht anlehnten. Viele von ihnen bewiesen in prächtiger Farbenzusammenstellung und künstlerischem Ausputz der Reformkostüme hervorragenden Geschmack und erschienen in wahren Kunstwerken der „Robe sylphide“, wie die Pariser die Frauenreformtracht nennen. Einige dieser Toiletten seien hier hervorgehoben. Man denke sich eine Reformrobe aus Ivoir Satin Duchesse mit einem duftigen, herrlich bestickten Ueberkleid aus Point d'Esprit, dessen Taillenausschnitt von einem leichten Panzer von Kirschen aus echter Perlmutter umrahmt wurde, oder — ebenfalls herrlich in der Gesamtwirkung — ein Kostüm, das in einem weißen Spitzenunterkleid und einem Ueberkleid in langen Seidenbahnen bestand, die untereinander durch Applikationen von blaßgrünen Weintrauben aus Sammet verbunden waren. Zart und apart wirkten ferner ein Reformkleid aus weißem leichten Crêpe de Chine, mit schwerer, echter Broderie verarbeitet und mit Hermelin-Goldstickereien und Papille von Perle fine überaus geschmackvoll ausgeputzt; ein gleiches in blauer Farbe, das aufs wundervollste mit Point lace und Silberpailletten am Saum, Decolletté und an den Aermeln verziert war. Einen sehr schönen Eindruck machte eine Toilette ganz aus Chiffon de Soie, in vier verschiedenen Farben übereinander verarbeitet auf lavendelfarbiger Seide hauptsächlich durch ein saftig grünes Ueberkleid in Gaze mit herrlicher Perlenstickerei. Als hervorragend unter den sehr stark vertretenen Farben- und Paillettenkostümen war ein solches aus herrlichen Schmetterlingsgarnituren und ein weiteres mit Stola und echter Inkrustation von Point de Venise. Hochoriginell endlich wirkte eine Robe sylphide aus dunkelrotem leichten Crêpe de Chine mit einer Stola aus grauem Pelz. Viel Sorgfalt hatten die Damen auch dem Kopfputz angedeihen lassen, Blumengewinde, bunte Falter, Diademe mit funkelnden Diamanten, farbige Federn u. s. w. waren zu geschmackvoller Verwendung gebracht worden. Den wertvollsten Haarschmuck hatte die Kammersängerin Therese Malten angelegt, die sich ihre wunderbare, ein Vermögen repräsentierende Elisabethkrone aus Gold, Brillanten und bunten Edelsteinen aufs Haupt gesetzt hatte. Die Festräume des Vereinshauses hatten durch künstlerische Ausschmückung ein völlig verändertes Ansehen erhalten. Aus der großen Garderobehalle im Parterre war unter den Händen des Professors Groß ein prächtiger Empfangsraum mit Lorbeerbäumen und antiken Statuen entstanden, und auch der Festsaal, dessen mächtige Orgel durch eine im antiken Stil gehaltene Bühne verhüllt wurde, war in seiner geschmackvollen, vom Architekten Kreis, dem Schöpfer der Bismarcksäulen, entworfenen Dekoration kaum wieder zu erkennen. Zu dem von Kuno Graf Hardenberg gedichteten „Spiel zur Weihe des Festes“ hatte Kapellmeister Theodor Gerlach die stimmungsvolle Musik komponiert. Inmitten der Bühne erhob sich mit lodernden Flammenbecken der Altar der Kunst, vor dem sieben in duftige, leichte Gewänder gekleidete Frauengestalten einen von malerischen Posen unterbrochenen Reigen aufführten; da erschien unter den Tanzenden eine verschleierte Fremde, die sich am Schlusse ihres sich schwungvoll steigernden Monologs als die Dreieinigkeit: die Schönheit, die Freude und das Licht offenbarte. Damit entschleierte sie sich und gab im Verein mit den ihr huldigenden Frauengestalten ein überaus wirkungsvolles dramatisches Schlußbild ab. Großen Beifall erzielten hierauf die „Lebenden Lieder“, sieben an der Zahl. Der Reiz solcher Vorführungen besteht bekanntlich darin, daß jedes Lied nicht nur gesungen, sondern auch scenisch dargestellt wird. Alsdann folgte die drollige Ballstudie Felix Schweighofers, eine musikalische Soloscene mit Tanz und Gesang, die zu den eigentlichen Freuden eines Ballfestes, dem Tanz, überleitete. Allzulange freilich konnte Terpsichore vorerst noch nicht gehuldigt werden, denn der Festausschuß hatte noch eine weitere Ueberraschung in Form eines Künstlercabaretts in petto, dessen Glanzstück eine derbe Parodie auf „Monna Vanna“ bildete. Nach Schluß des grausamen Spiels trat der Tanz wieder in seine Rechte, der die bunte Gesellschaft bis früh morgens in seinem Bann hielt. Ed. Tr.

Briefmappe

Frau Auguste H. in Dresden, O. v. B. in Innsbruck; E. M. in Hamburg. Eine ganze Reihe von Zuschriften aus unserm Leserkreise bekundet das lebhafte Interesse, das der in Nr. 20 zum Abdruck gebrachte Aufsatz über das Ergrauen des Haares hervorgerufen hat. Auf Ihre Anfragen beeilen wir uns mitzuteilen, daß das Werk, dem jener Abschnitt entnommen war: „Das Haar. Die Haarkrankheiten, ihre Behandlung und die Haarpflege von Dr. J. Pohl", soeben in fünfter, neu bearbeiteter und erweiterter Auflage bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen ist. Das Buch stützt sich auf eingehende Studien und langjährige Beobachtung und erteilt allen Leidenden ausgezeichnete Ratschläge. Es kann zum Preise von ℳ 2.50 für das geheftete, von ℳ 3.50 für das gebundene Exemplar durch jede Sortimentsbuchhandlung bezogen werden.

E. v. Pf. in Bonn. Klopstocks Ode „Der Kamin" ist eine freie Nachahmung der zweiten Epode des Horaz; „Der Eislauf" hat ein von Klopstock neugeschaffenes Versmaß, das auch im „Bach" wiederkehrt, während „Die Kunst Tialfs" ein völlig freies Versmaß aufweist. Von der Ode „Braga" berichtet der Dichter: „Das Silbenmaß bildete ich auf dem Eise nach meinen Bewegungen".

Fr. Z. in Frankfurt a. M. Von den indischen Buchbindern werden vielfach Froschhäute zum Einbinden von Büchern benutzt. Indien hat sehr viele Frösche, und ihre Haut soll bei geschickter Behandlung außerordentlich zarte Farben annehmen; das so erhaltene Leder ist ungemein weich. Das Verfahren wird aber nur bei Phantasiebänden angewendet.

Wilhelm H. in G., R. v. K. in L., Malwine in O. Mit Dank abgelehnt.

Bäder

Wiesbaden, die Perle der Taunusbäder, das deutsche Nizza, nimmt durch die erprobte Wirksamkeit seiner natürlichen Heilkräfte unter allen Kurorten, die berufen sind, der leidenden Menschheit Gesundheit zu bringen, einen der hervorragendsten Plätze ein. Viele Tausende, die von rheumatischen Schmerzen geplagt werden oder mit Gicht, Ischias, Gelenkleiden aller Art, chronischen Katarrhen und ähnlichen Krankheiten behaftet sind, finden in Wiesbaden alljährlich durch die Wunderkraft der Thermen Heilung von ihren qualvollen Leiden. Neben den großartigen Kurmitteln bilden reichhaltige Kunstgenüsse, vielseitige Unterhaltungen und anregende Geselligkeit Glanzpunkte im Wiesbadener Kurleben, das das ganze Jahr hindurch nicht aufhört. Saison reiht sich an Saison. Der Winter mit seinen zahlreichen Zerstreuungen ist noch nicht zu Ende, und schon regen sich alle Kräfte, um für einen würdigen Empfang der kommenden Frühjahrs- und Sommergäste zu sorgen. Dabei gehört Wiesbaden zu den wenigen Kurorten, in denen der Fremde, auch wenn er sich ausschließlich zu Kurzwecken daselbst aufhält, zu keiner Kurtaxe verpflichtet ist.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Partie Nr. 13

Gespielt in der Berliner Schachgesellschaft am 22. Dezember 1902, seitens des Anziehenden gleichzeitig mit 14 andern Partien ohne Ansicht des Brettes. (Pillsbury gewann 8 Partien, verlor 5 und machte 2 remis; der Kampf währte 7 Stunden.)

Russische Partie.

Weiß: H. N. Pillsbury. — Schwarz: Funk.

	Weiß.	Schwarz.		Weiß.	Schwarz.
1.	**e2—e4**	**e7—e5**	12.	c4×d5	Le6×d5[3])
2.	**Sg1—f3**	**Sg8—f6**	13.	Dd1—h5	Tf8—d8[4])
3.	d2—d4	Sf6×e4	14.	Dh5×h7†	Kg8—f8
4.	Lf1—d3	d7—d5	15.	Ld3—f5	Ld5—e6
5.	Sf3×e5	Lf8—e7	16.	Tf1—e1	c7—c6
6.	0—0	0—0	17.	Ta1—d1[5])	Lf6×d4
7.	c2—c4	Se4—f6	18.	Te1—e4	Ld4×c3[6])
8.	Sb1—c3	Lc8—e6	19.	Td1×d7	Td8×d7
9.	Lc1—g5	Sb8—d7[1])	20.	g2—g4	Td7—d1†
10.	Se5×d7	Dd8×d7	21.	Kg1—g2	Ta8—d8[7])
11.	Lg5×f6	Le7×f6[2])	22.	Lf5×e6	f7×e6
			23.	b2×c3	Aufgegeben.

[1]) Schwarz sollte hier d5×c4 versuchen. Bei der Textfortsetzung verliert er mit der Zeit einen Bauern.

[2]) Jetzt würde d5×c4 12. Lf6×e7 mindestens die Qualität kosten.

[3]) Es ist sehr fraglich, ob hier Le6—f5 oder g4 besser gewesen wäre.

⁴) Der einzige Zug, der den Verlust einer Figur vermeidet.
⁵) Weiß beabsichtigt nun mit 18. d4—d5 die Entscheidung herbeizuführen.
⁶) Ein Verzweiflungsmanöver, das natürlich nichts mehr hilft. Auf e6—e5 kann 19. Lf5×e6 f7×e6 20. Te4—f4† Kf8—e7! 21. Td1×d4 e5×d4 22. Dh7×g7† 2c. die Folge sein.
⁷) Es droht jetzt 22. Dh7—h8† nebst 23. Dh8×a8.

Silbenrätsel

1. 2.

Den Namen sicher jeder kennt
Schon aus dem Alten Testament;
In Dramen und Romanen auch
Ist mehr er als im Leben Brauch.

3. 4.

Es mahnt an die entschwundne Zeit
Von Romas Macht und Herrlichkeit,
Und edle Träger, die's geschmückt,
Rückschauend wohl dein Geist erblickt.

1. 2. 3. 4.

Viel Tausende lockt's jährlich an,
Entfliehend einer Weltstadt Bann,
Und Gegend, Luft und Wasser schafft
Erfrischend, heilend neue Kraft.
M. Sch.

Buchstabenrätsel

12345 — ein Mann, rechtskundig und gewandt,
1234. — schreibt oftmals aus des Kaufmanns Hand,
123.. — drückt manches Haus und manches Land,
12... — wird als Abkürzung oft verwandt,
1.... — zum Schluß bleibt nur ein Konsonant. F. M.-S.

Anagramm

Der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb,
Läßt großenteils vom Rätselwort sich sagen,
Und vielen wohl in der Erinnrung blieb
Dies Dasein als ein Zustand voller Plagen;

Doch welcher Anfang wär' der Mühe bar,
An schwerer Pflicht es keinem Leben fehlet,
Und manchem wird in spätern Tagen klar,
Wie jene Lehrzeit seine Kraft gestählet.

Die Spitze fort, die Laute umgestellt,
Soll sich das Wort nun in ein Volk verwandeln,
Das gleichsam lebt in einer andern Welt,
Wenn wir auch gern es als „gut Freund" behandeln.
M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 483:

Des Gitterrätsels:

	H		P		C		D	
P	o	m	o	l	o	g	e	n
	l		l		m		c	
P	o	l	y	g	a	m	i	e
	t		d		n		m	
K	o	l	o	s	c	h	e	n
	n		r		h		t	
K	i	l	o	m	e	t	e	r
	e		s		s		r	

Des Worträtsels: Artillerie (Ar, Till, Erie).
Des Silbenrätsels: Liebenstein.
Des Homonyms: Erbaut.
Richtige Lösungen sandten ein: P. Rieckhoff in Düsseldorf; Frl. Anna Katharina v. Ferber, Rittergut Melz (4); „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst (2); Joh. P. Stoppel in Hamburg (3); Frau Agn. Fiedler in Wien; „Hans und Anna" in Innsbruck (2); Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg (2); Alfred Schröder in Wiesbaden (3); Gg. Kerner in Dresden; Otto Kemper in Magdeburg (4); Frl. Anna Koch in München (2); Ernst Zimmermann in Frankfurt a. M.; „Oedipus" in Emden (3); Frau Frieda Bernheim in Warschau (5); Frl. E. König in Berlin (3); Adolf Kampe in Minden; Frau Rosa Hechinger in München (3).

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. — Rücksendung findet nicht statt)

Hans Helling, Reden und Toaste. III. Teil. ℳ 1.50. Stuttgart, Schwabacher.
Patrick Vaux, Thews of England. 3 sh. 6 d. London, W. Heinemann.
Paul u. Victor Margueritte, Der große Krieg 1870/71. Ein Romancyklus. Deutsch von U. Fricke. II. Teil. Die Stücke des Schwertes. 2 Bde. ℳ 5.—. Leipzig, H. Seemann Nachf.
M. Steuer, Zur Musik. Geschichtliches, Aesthetisches u. Kritisches. Leipzig, B. Senff.
El-Correl, Reinhard Hofer. Die Geschichte eines Idealisten. ℳ 4.—. Leipzig, Lotus-Verlag.
E. Nemethy, Die endgültige Lösung des Flugproblems. ℳ 2.—. Leipzig, Weber.
Susi S. Birk, Liederstrauß. 2. Aufl. ℳ 2.—. Dresden, Pierson.
C. v. Scholtz u. Hermensdorff, Standesvorurteile. Roman. ℳ 2.50. Ebd.
Ernst Witulski, Um eine Welt. Drama. ℳ 2.50. Ebd.
Dr. H. Magnus, Das Kurpfuschertum. Studie. 75 ₰. Breslau, Kern.
M. Andersen Nexö, Sühne. Aus dem Dänischen von E. Stine. ℳ 2.50. Dresden, Moewig & Höffner.
Verner v. Heidenstam, Die Pilgerfahrt der heil. Brigitta. Aus dem Schwedischen von E. Stine. ℳ 3.—. Ebd.
Clara Eysell-Kilburger, Wenn die Schatten wachsen. Roman. Dresden, Reißner.
Edith Gräfin Salburg, Das Priesterstrafhaus. Roman. Ebd.
Wilh. Jensen, Gradiva. Pompejanisches Phantasiestück. Ebd.
Bibliothek der Gesamtlitteratur. Nr. 1626/27: Rob. Prutz, Buch der Lieder. 50 ₰. — Nr. 1628/33: Grillparzer, Ahnfrau; Sappho; Medea; Traum ein Leben; Meeres und Liebe Wellen; Weh dem, der lügt! à 25 ₰. — 1634: Kleist, Familie Ghonorez. 25 ₰. — 1635/39: Gerstäcker, Die Regulatoren in Arkansas. ℳ 1.25.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

China und Eisen sind der Heilkunde zwei starke Waffen gegen Appetitlosigkeit, Magenbeschwerden, Fieber, Blutarmut und davon herrührende nervöse Anfälle, die heutzutage so oft von schädlicher Wirkung werden, gegen Bleichsucht, Folgen der Entbindung, sowie gegen allgemeine Schwäche des Organismus, besonders bei Frauen und Kindern. Die genannten zwei wirksamen Substanzen: China und Eisen sind in „Serravallos China-Wein mit Eisen" im passenden Verhältnisse verbunden und in einem Weine der besten Qualität aufgelöst, welch letzterer zur Heilwirkung durch seine Kraft sowohl als auch seinen angenehmen Geschmack beiträgt. Diejenigen Aerzte, die „Serravallos China-Wein mit Eisen" mit Erfolg erprobt haben, äußern sich darüber sehr anerkennend und sind der Meinung, daß davon während des Tages vor oder nach dem Essen im allgemeinen zwei bis drei, von Erwachsenen höchstens vier Liqueurgläschen genommen werden sollen.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile ℳ 1.80 Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.



Mangelhafte Gesundheit.

Wenn die Gesundheit anfängt zurückzugehen, ist es vor allen Dingen notwendig, die geschwächte Lebenskraft zu erhöhen. Verzögern wir dies, so wird das Körpersystem so schwach, daß es leicht einer der uns fortwährend drohenden Krankheiten anheim fällt. Es läßt sich nie mit Bestimmtheit sagen, welche Krankheit sich entwickeln wird, aber das ist sicher, daß ein gesunder Körper widerstandsfähiger ist; während ein geschwächter Organismus das Krankwerden begünstigt.

Von allen den vielen Mitteln, die der medizinischen Profession zu Gebote stehen, einem geschwächten System neue Lebenskraft und Widerstandsfähigkeit zuzuführen, ist wohl das wichtigste Leberthran. Es gibt nun einen Weg, dieses sonst so schwer verdauliche, fette Oel einzunehmen, ohne der Verdauung Schwierigkeiten zu bieten und gleichzeitig den widerlichen Geschmack des Thranes zu umgehen und dieser Weg heißt Scott's Emulsion. Dieselbe ist von so angenehmem Geschmack, daß Kinder sie sogar als eine Leckerei mit besonderer Vorliebe einnehmen und ferner verursacht Scott's Emulsion dem Magen nicht die geringsten Beschwerden. Ja, Scott's Emulsion befördert die Verdauung in mannigfacher Art, so daß Leberthran durch dieses Präparat selbst dem empfindlichsten und eigensinnigsten Patienten zugänglich und zuträglich gemacht ist. Außer Medizinal-Leberthran enthält Scott's Emulsion Kalk- und Natron-Hypophosphite als tonische und nervenstärkende Mittel, sowie Glycerin, welches einmal das Ranzigwerden verhindert und weiter den Uebergang des Oeles in das Blut wesentlich erleichtert.



Schutzmarke.

Das Rezept von Scott's Emulsion wird von vielen ärztlichen Autoritäten als vorzüglich anerkannt und ein angemessener Versuch wird stets bestätigen, daß Scott's Emulsion viel dazu beiträgt, dem System neue Kraft und Widerstandsfähigkeit zu verleihen. Die echte Scott's Emulsion ist stets an unserer Schutzmarke erkenntlich, die einen Fischer darstellt mit einem großen Dorsch auf dem Rücken. Käuflich in allen Apotheken Deutschlands; aber nur in Original-Flaschen in Karton mit lachsfarbigem Umschlag und nie lose nach Gewicht. Probeflaschen von Scott's Emulsion, die eine genaue Nachbildung unserer Original-Packung darstellen, werden bei Bezugnahme auf diese Zeitung und gegen Einsendung von 40 Pfg. in Briefmarken zur Deckung von Porto, Verpackung und Unkosten gratis versandt. Man wende sich an Scott & Bowne, Ltd., Frankfurt a. M., Speicherstraße 5.

Bestandteile: Feinster Medizinal-Leberthran 150,0, prima Glycerin 50,0, unterphosphorigsaurer Kalk 4,3, unterphosphorigsaures Natron 2,0, Pulv. Traganth 7,0, feinster arab. Gummi pulv. 7,0, destill. Wasser 140,0. — Hierzu aromatische Emulsion aus Zimmt-, Mandel- u. Gaultheria-Oel je 2 Tropfen.

Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123

Über Land und Meer

Nr. 26

89. Band. Fünfundvierzigster Jahrgang
Oktober 1902—1903
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld



Der goldene Käfig

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

(Fortsetzung)

Gallweg war noch zwei Tage in Bielberg geblieben, eigentlich auf Veranlassung der Großmutter, die da behauptete, sie könne „beim Abbruch der Herrlichkeiten und der Restvertilgung nicht ohne männlichen Beistand“ sein. Mit ihr war er auch zum Pfarrhaus hinübergegangen, um Heckstein einen Besuch zu machen. Er fand ihn, wie er vermutet hatte, nicht krank, wenn auch nicht gerade wohl. Vielleicht entbehrte er auch nur die Tochter. Tina war verreist. Er mochte nicht fragen, wohin, auf wie lange? Der alte Herr war so seltsam weich, und in seinen guten blauen Augen schimmerte es so feucht.

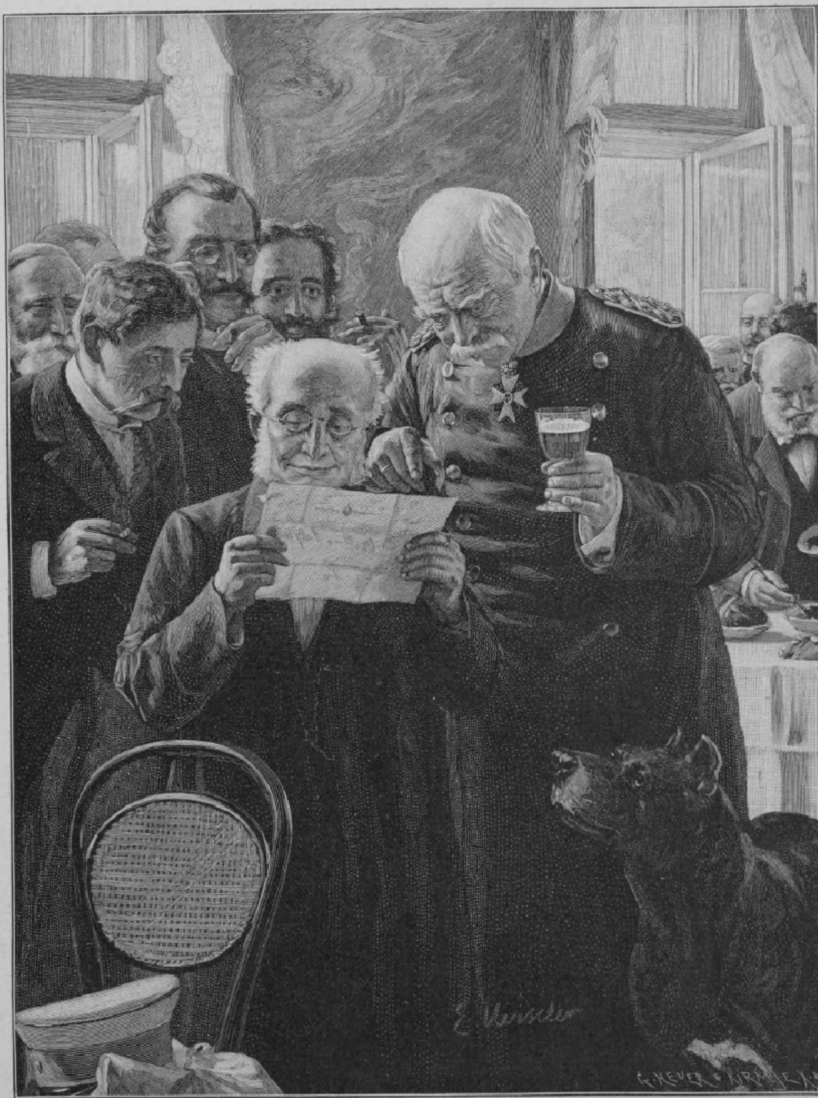
Als sie gingen, murrte die Greisin: „Na, Pastor, Ihr holdes Angesicht gefällt mir nun schon gar nicht. Können Sie's noch nicht verwinden, den Hans nicht höchstselbst unter die Haube gebracht zu haben? Ja, alter Freund . . . und das Diner! Und die Menschheit! Schon bloß unser Pa . . . sehenswert! Ach was, rappeln Sie sich nur auf! Morgen komme ich mit der Wiwi. Das ist ein vernünftiges Mädel. Wir dreschen dann einen ordentlichen Whist. Waschen Sie die Karten nur immer!“

Er lächelte nur trübe.

Unterwegs stöhnte die Großmutter dann doch: „Er wird nicht mehr. Er überwindet's nicht. Was mußte die Tina sich ihm schließlich auch ans Herz werfen und ihm ihr vermeintliches Unglück vorheulen, die dumme Kröt', das liebe Ding! Unglück? . . . Glück hat sie gehabt.“

Gallweg ging schweigend neben ihr her. Ihm war diese Erörterung unsagbar peinlich.

Aber da blieb die Greisin stehen, tippte ihm mit ihrem Krückstock an die Schulter und meinte: „Bitte, vor mir brauchen Sie doch nicht den Nichtswissenden, Nichtsahnenden zu spielen, mein Bester. Sie wissen so gut wie ich, daß die schwarze Katze — Gott helfe mir: niemand kann sie lieber haben als ich! — daß die Tina eben bis über beide hübschen Oehrchen in den Thunichtgut verschossen war. Jemine, weh thut das natürlich. Aber wenn ich so an meine liebe Jugend denke: mit zwanzig hätt' ich schon dreimal tot sein müssen, wenn ich zum Stamm der Asra gehört hätte. Das heilt bei gesundem Herzen immer aus. Mit einundzwanzig war ich wenigstens dumm genug — dumm sein ist immer ein Zeichen von Gesundheit —, meinen Hagelitz zu heiraten. War aber auch ein Mordskerl; da ist der Hans ein Waisenknabe dagegen!“



Zum 1. April: Erinnerung an einen parlamentarischen Frühschoppen beim Fürsten Bismarck
Nach dem Gemälde von Ernst Henseler (Text S. 583)

Sie lachte. Und da Gallweg immer noch schwieg, fuhr sie fort: „Uebrigens seh' ich Ihnen an der Nasenspitze an, daß Sie in Ihrem schönen Herzen so etwas wie einen moralischen Vorwurf — Sie haben überhaupt einen unglücklichen Hang ins Moralische, glaub' ich —, also so etwas wie einen moralischen Vorwurf gegen meine Tina hegen, weil sie den Vater allein gelassen hat. Was? Hab' ich recht?"

Gallweg nickte.

„Dann lassen Sie sich nur sagen, daß ich die Tina fortexpediert habe. Halb mit Gewalt. Sollte die etwa den ganzen Zauber hier miterleben? Und meinem alten Heckstein den Kopf ganz verdrehen, so daß er nicht mehr Ja von Amen unterscheiden konnte? Was er doch für seinen Beruf braucht!"

„Nun kommt Fräulein Heckstein aber doch wohl zurück?"

„Hoffentlich nicht! Ja, sehen Sie mich nur an! Grausam — was? Gut bin ich, mein lieber Gallweg. Hier würde mir die Tina völlig verkümmern. Am End' heiratete sie aus reiner Verzweiflung irgend einen Mistkäfer. Nein, sie mußte mal endlich heraus, ihre Kräfte stählen, ihre Gaben ausbauen! Und der Alte? Ja, das thut mir auch weh. Aber die Jugend hat nun einmal das Recht, zu leben. Und dann, für meinen alten Heckstein bin ich schließlich noch da, und auch die Wiwi. Wir beide und der liebe Gott da oben, an den der Alte trotz all seines verfluchten Rationalismus' so fest glaubt wie ich, wir werden's schon schaffen."

Sie waren langsam weiter gegangen und nun im Garten. Die Greisin setzte sich wieder unter den mächtigen breitästigen Kastanienbaum, unter dem sie vor drei Monaten dem Enkel ihr Liedchen vom „Hans mit dem Kruselkragen" entgegengesungen hatte, und winkte Gallweg neben sich auf die Bank.

„... wenn Sie der Tina mal in Berlin begegnen, grüßen Sie sie schön von mir ..."

„Berlin? Fräulein Heckstein ist in Berlin?"

„Wissen Sie das denn nicht, lieber Gallweg? Seit vierzehn Tagen schon. Sie lernt ‚aufs Malen', wie die Leutchen hier sagen. Auf meine Veranlassung nämlich. Seit Jahren hab' ich geredet — immer vergeblich — bis mir nun endlich die Geschichte mit dem Hans zu Hilfe kam. Sie hat, hoff' ich, wirklich Talent. Ererbt, wenn es überhaupt solche Vererbung giebt, woran ich immer noch zweifle, denn Goethes August war auch kein Licht. Aber jedenfalls ist Tinas Mutter eine tüchtige Künstlerin gewesen. Eine Künstlerin dem Können nach und in ihrer ganzen Lebensauffassung künstlerisch angehaucht. Ja, sie mag wohl nach dem blöden Urteil der Menge in solch märkisches Pfarrhaus nicht recht hineingepaßt haben, die blonde Maria, die einst Pilotys Schülerin gewesen war. Aber ich weiß, daß sie meinen alten Freund glücklich gemacht hat und mit ihm glücklich gewesen ist."

Nun mußte Gallweg doch fragen: „Es war die zweite Frau?"

Die Greisin nickte: „Und die jüngere Schwester der ersten und, wenn Sie wollen, deren Angstkind. Denn die erste, die Klara, konnte es nicht begreifen, daß eine Frau, nun gar ein junges, hübsches Mädchen selbständig sein kann. Es hat sie gequält bis in ihre Todesstunde hinein, daß ihre Schwester nicht irgendwo, irgendwie fein säuberlich als Stütze der Hausfrau oder so untergekrochen war, und Heckstein hat ihr versprechen müssen, für sie zu sorgen, ein Auge auf sie zu haben. So ist er denn eines Tages nach München gereist, wo sie lebte, und hat sie dann auch in den gesichertsten Hafen eingeführt: in sein Haus. Und hat recht daran gethan, denn sie wurde des Hauses Sonnenschein. Ein so guter, ein innerlich so vornehmer Mensch war sie —"

Die Greisin zeichnete mit der Spitze ihres Stockes allerlei Kreise in den Sand und zerstörte sie wieder. Plötzlich stand sie auf: „Nun kommen Sie, Herr von Gallweg. Wir wollen einmal sehen, was uns die vornehmen Leute von vorgestern noch an beaux restes zum Frühstück übrig gelassen haben."

Gallweg hatte dann ihre Adresse nach Berlin mitgenommen; ein Zettelchen mit den feinen, etwas krausen Schriftzügen der Großmama: „Tina Heckstein, Steglitzerstraße 87, Pension Fuller."

Aber was half ihm diese Adresse? Er fühlte nur zu gut, daß er dem jungen Mädchen höchstens eine peinliche Viertelstunde bereiten würde, wenn er sie aufsuchte. Bisweilen dachte er wohl: ‚der Zufall wird uns doch einmal zusammenführen', aber er wohnte im Norden der Riesenstadt, sie im Südwesten; ihre Kreise, ihre Beziehungen berührten sich in keiner Weise. Es war mindestens unwahrscheinlich, daß sie einander begegnen würden. Und er dachte wohl auch weiter: ‚es ist vielleicht am besten so'.

VI

Hans Hagelitz war soeben vom Dienst zurückgekommen und ein wenig verdrießlich. Er hatte sich sein Coupé zur Kaserne bestellt, um sich abholen zu lassen. Gerade als er einsteigen wollte, kam von der andern Seite der Oberst. Sie hatten noch einen Moment bei einander gestanden, plaudernd; Herr von Hager hatte ein paar anerkennende Worte über die beiden Füchse gesagt, aber dann plötzlich hinzugefügt: „Lieber Hagelitz, ich hätte einen Wunsch, den ich Ihnen nicht gern offiziell, sondern lieber so unter der Hand, gelegentlich, wie jetzt, unterbreiten möchte. Es wäre mir lieb, wenn Sie sich nicht von der Kaserne, vom Dienst, meine ich, abholen ließen. Sie sind in der glücklichen Lage — ich weiß! Aber wir müssen einen allgemeinen Standard der Lebensführung innehalten, um der minderbemittelten Kameraden willen, und dem muß sich auch der Wohlhabende in gewissem Sinne fügen. Kameradschaftliche Pflicht, ganz besonders für einen so jungen Herrn ... Sie werden mich schon verstehen, sind ja immer gut kameradschaftlich gesinnt gewesen."

Zu dumm! Das sollte wohl mit andern Worten heißen: es ist ja sehr schön und sehr gut, wenn du eine reiche Frau hast. Aber, bitte, laß dir bei uns davon nichts anmerken; trink du im Kasino unser billiges Möselchen weiter, lauf du zu Fuß, laß dir nicht etwa einfallen, dich durch besonders luxuriöse Geselligkeit aus unserm Kreise herausheben zu wollen. Solange du uns angehörst, mußt du dich unserm Standard anpassen!

‚Schön! Schön! Ich weiß ja, etwas Wahres ist daran. Vor einem Vierteljahre war ich ja selbst noch auf der andern Côté — 's kommt eben alles auf den Standpunkt an, von dem man irgend etwas betrachtet. Schön, schön, Herr Oberst! Danke gehorsamst! Auch ein ganz einfaches Diner wollen wir dir nächstens vorsetzen. Nur vier Gerichte — aber dafür jedes Otto Bellmann!' — — —

Da Ruth ausgefahren war, ‚zu Ihrer Durchlaucht', und er also noch eine gute Stunde Ruhe bis zum Frühstück vor sich hatte, beruhigte sich Hans wieder. Er konnte sogar herzlich über einen kleinen tragikomischen Zwischenfall lachen. Friedrich, der Kammerdiener, den er gleich nach der Hochzeitsreise engagiert hatte, erwies sich nämlich als absolut zu vornehm, ihm die vom Dienst beschmutzten hohen Stiefel auszuziehen mit seinen feinen wohlgepflegten Händchen. Er setzte immer wieder mit einer devoten, stummen Verbeugung den Stiefelknecht hin, und als ihm Hans heute trotzdem das rechte Bein entgegenstreckte, hatte er nur gefragt: „Ich darf wohl einen von den Stallknechten rufen, Herr Baron?" Worauf sich Hans den Stiefel mit Hilfe nicht des Stall- aber des Stiefelknechtes lieber selbst ausgezogen hatte. Na ja, es war doch auch zum Lachen: früher hatte der Bursche das anstandslos besorgt, nun hieß es selbst Hand anlegen. Aber sonst war der Friedrich bei der Toilette einfach unbezahlbar. Wie er die Krawatten legte, und wie er frisierte — großartig. Und die Schnurrbartpflege! Haby war ein Waisenknabe dagegen.

Nun lag also Hans Hagelitz endlich sehr behaglich auf der riesigen Chaiselongue in seinem Arbeitszimmer, hatte sich von Friedrich einen kleinen Hocker mit Rauchzeug dicht heranrücken lassen, sich eine Zigarette angesteckt und rekelte sich ein wenig. Urgemütlich dies Zimmer! So nach draußen der Blick in das bräunliche Herbstlaub, im Kamin die leise knisternden Buchenscheiter, drüben der breite, schwere Schreibtisch nach dem Entwurf van de Veldes, mit dem Porträt Ruths darüber, das Lenbach auf der Hochzeitsreise, während des dreitägigen Aufenthalts in München gemalt hatte — 'n bissel in Oel, 'n bissel in Pastell. Hier der Gewehrschrank, da das Bücherbort, und die famosen Teppiche und das prächtige Bärenfell, und alles so fein im Ton, matt, gebrochen — hm, ja, behaglich war's schon.

Und überhaupt, so zu Hause — famos!

Auf der Reise war's ja auch famos gewesen. Aber die ewige Unruhe, und der Hotelfraß! Gut nur, daß sich der Koch so vortrefflich anließ.

Hans streckte sich, legte die Beine übereinander, betrachtete aufmerksam die Spitze des Maroquinschuhchens auf seinem rechten Fuß und den grünschwarzen seidenen Strumpf, gähnte ein wenig und pfiff sich ein Liedchen. Das alte schöne Lied: So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage.

Draußen auf dem Korridor schlug die große Renaissanceuhr eins; nebenan erklang gleichzeitig die Boule-Uhr, und auch da auf dem Kamin legte das Bronceungeheuer los — Geschenk von Pa, höchst geistreich: Kronos, der bei jedem Schlag ein Geldstück in eine Urne warf. Von Barbédienne-Paris. Monsieur Barbédienne oder sein Künstler hätten ihren verehrten Grips auch etwas mehr anstrengen können!

Ein Uhr — Pünktlichkeit wird die gute Ruth wohl nie lernen. Nie — nie — nie! Auf der Reise ... ob sie wohl eigentlich je rechtzeitig fertig war? Und wenn sie drei dienstbare Geister um sich gehabt hätte an Stelle der unleidlichen Madame Marion, fertig wäre sie doch nicht geworden. Und dann immer ein wenig maulen, als ob ihr das bitterste Unrecht geschehe ... so ganz leise ... ein kleines schiefes Mäulchen ...

Hans lachte vor sich hin, sehr vergnügt. Aber doch ein allerliebstes Mäulchen. Recht zum Küssen, und immer kußlustig. Donnerchen ja! Zum Küssen war das Mäulchen immer aufgelegt, küssen mochte die gute Ruth zehntausendmal lieber als reden. Solch kleine verliebte Kreatur. Sich hübsch anziehen ... und sich lieb haben lassen ... und ice-cream!

Hans Hagelitz hatte sich an der niedergebrannten eine dritte Parsiomon angezündet, schlug die Hände hinter dem Nacken zusammen, streckte sich lang aus — so lang, wie nur irgend möglich — und sah sich durch die Rauchringe die kassettierte Zimmerdecke mit Inbrunst an. Nicht 'n Glas Mosel! Kaum mal den Schaum von 'ner Schale Pommery! Aber ice-water ... ice-cream, immer ice-water und ice-cream ... Daß er das früher gar nicht so bemerkt hatte! Ja, da denkt man überhaupt, man kennt sich schon vor der Hochzeit. Proste Mahlzeit! Na, übrigens, bitte, nicht ungerecht sein! Mit Ruth ließ sich schon leben! Wahrhaftig! Solch liebes gutes Ding ... und so verliebt.

Aber jetzt könnte sie wirklich kommen. Nee — was so die Essenszeiten sind, die müssen in einem ordentlichen Hause eingehalten werden. Bis auf die Minute, so zu sagen!

Da war sie ja —

Sie raschelte in ihrem weichen faltigen braunen Seidenkleid über den Teppich, scheuchte mit ein paar leichten Schlägen des Sonnenschirms den Zigarettenrauch, setzte sich dicht neben ihn und küßte ihn auf Stirn, Augen, Mund. Er kam nicht dazu, zu zürnen. Zu reizend sah sie aus mit dem dichten Spitzengekräusel um den schlanken Hals, wie eine Blume hob sich ihr Köpfchen aus den tausend Fältchen und Falten der zarten Points.

„So, Ruth! Nun ist's aber genug!" Er setzte sich auf. „Nun, bitte, etwas Materielleres! Ich habe einen kannibalischen Hunger, mit deiner gnädigsten Erlaubnis."

Sie schaute ganz betrübt drein. „Ja so — richtig —" sagte sie und ließ die Unterlippe ein wenig hängen. Er war aber schon aufgestanden

und hatte geklingelt. „Komm, Ruth, komm! Oder willst du, daß ich vor deinen schönen Augen verhungere?"

Und dann saßen sie sich im Speisesaal gegenüber, am breiten blumengeschmückten Tisch. Der alte Störck, den Ellinor für die Schwester als Haushofmeister in Wien ausfindig gemacht hatte, stand am Kredenztisch und dirigierte mit leisen Winken und Blicken die beiden Diener. Er sah aus wie ein Clary-Aldringen oder ein Schwarzenberg mit seiner feingeschnittenen Nase, dem grauen, breit ausrasierten Backenbart und der kohlschwarzen, glattgescheitelten Perücke. Seine erste Amtshandlung im Hause war gewesen, allen männlichen Domestiken die Bärte zu verbieten. Nur er und der Kutscher der Frau Baronin durften des Mannes Zierde weiter tragen.

Hans Hagelitz aß mit dem guten Appetit eines jungen Leutnants, der seit sieben Uhr in Seiner Majestät Dienst gewesen ist. Ruth berührte eigentlich weder das Ragout Financière noch die Hammelkotelettes, Sauce Soubise. „Essen ist für dich wohl nur eine symbolische Handlung," hatte Hans schon auf der Reise gelegentlich zu seiner Frau gesagt. „Es scheint, du lebst von der Luft und der Liebe."

Es war tiefe Stille im Speisezimmer. Nur einmal, gleich als sie sich gesetzt hatten, sprach Ruth: „Ice-pitcher, please!" Worauf Herr Störck ein entsetztes Gesicht machte, dem zweiten Diener einen vernichtenden Blick zuwarf, dieser enteilte und in der nächsten Minute den silberbeschlagenen Krystallkrug vor die Hausfrau hinsetzte. Gerade als Hans sich sein drittes Glas Haut-Brion einschenkte.

Nun war aber doch sein erster Hunger gestillt. Er sah zu seiner Frau hinüber. Hilf Himmel, wie korrekt sie wieder dasaß, kerzengerade, Messer und Gabel vor sich auf dem Teller, die Fingerchen daran, als habe sie sie soeben erst hingelegt; die Ellbogen an der Taille, den Kopf gradaus, den Blick auf ihn gerichtet — ‚als ob sie mir die Bissen in den Mund zählen wollte'.

„Du ißt wieder einmal gar nichts, liebe Ruth!"

„O doch!"

„Was macht Ellinor?"

„O — danke. Gut."

„Was habt ihr denn heut früh angefangen, ihr beiden?"

„O — nichts!"

Er trank hastig sein Glas leer.

„Aber, Ruth, etwas müßt ihr doch begonnen haben."

„O ja! Elly las — ja — und ich sah zu. Dann sind wir noch ein wenig shopping gefahren."

„Na also —"

Hans nahm sich eine Calville von der Krystallschale und begann sie mit etwas nervöser Bedachtsamkeit zu schälen. Er sah dabei zum alten Störck hinüber; so mit dem häßlichen Gefühl: ‚ob der gute Mann nicht mal gähnen wird?' Aber Herr Störck stand mit immer dem gleichen unerbittlichen Gesicht am Büffett.

„Wo ist denn Pa eigentlich jetzt, liebe Ruth?"

„O, ich weiß nicht."

Wieder eine Pause.

„Nehmen wir den Kaffe bei dir oder bei mir?"

„Wie du wünschest."

„Na, dann lassen Sie uns den Kaffee in meinem Arbeitszimmer servieren, lieber Störck. Wir können wohl aufstehen, Ruth?"

Damit that er's auch schon, knüllte die Serviette zusammen und schleuderte sie auf den Teppich. Und dann saßen sie sich ebenso in seinem Zimmer gegenüber. Ebenso — aber Gott sei's gedankt, hier hatte er wenigstens eine Zigarre, noch dazu eine wunderbare Ynclan, letzte Ernte. Aber trotz dieser Trostbringerin war's doch wie ein leiser Jubel in ihm, als es draußen anpochte: die Ordonnanz mit dem Parolebuch! Heut nachmittag von fünf bis sechs Uhr Turnen der alten Leute; zur Aufsicht Herr Leutnant von Hagelitz. Morgen vormittag Unteroffizier-Uebung im Gelände bei Reinickendorf. Abmarsch von der Kaserne siebeneinhalb Uhr. Dazu Herr Leutnant von Hagelitz. O, beim Zeus ... der Königliche Dienst hatte doch auch seine Freuden!

Es kostete allerdings jedesmal einen kleinen Kampf, wenn er fort wollte. Dann trat die feine Eigensinnsfalte zwischen Ruths Brauen scharf hervor, die schönen Augen schmollten; sie, die sonst so Passive, klammerte sich förmlich an ihn, wollte immer noch ein Abschiedswort, noch einen Abschiedskuß, als handle es sich um eine lange Trennung. Aber auch das wurde überwunden. Und wenn er dann auf seiner ‚Windsbraut' durch die herbstlich gefärbten Tiergartenalleen der Kaserne zujagte, den Reitknecht hinter sich, dann fühlte er sich dafür desto mehr als ein freier Mann. —

Als er nach dem Dienst gegen halb sieben Uhr aus dem Tiergarten in die Tiergartenstraße einbog und den Gaul in Schritt fallen ließ, bemerkte er dicht vor sich die lange hagere Gestalt Gallwegs. Er hatte ihn noch nicht gesehen seit seiner Rückkehr, und etwas wie herzliche Freude an der Zufallsbegegnung überkam ihn.

„Hallo, Spatz! Alter Kronensohn. Gut'n Abend! Schnappst du auch Luft nach den Studien?"

Sie schüttelten sich die Hände, Gallweg schritt ein Stück Wegs neben Hans her, gab Rede und Antwort. Plötzlich kam Hans ein Gedanke. „Komm mit zu Tisch, Spatz. Wir sind ganz allein. Meine Frau wird sich sehr freuen."

Gallweg schien nicht recht Lust zu haben; er habe ja schon Mittag gegessen, sei nicht im Gesellschaftsanzug. Aber Hans ließ nicht locker, und schließlich gab er nach.

Zum ersten Male sah Hans einen Kameraden bei sich als Gast, und er freute sich darüber, daß es gerade der Spatz war. Freute sich, ihm das Haus zu zeigen, mit ein wenig Stolz und einem bissel Eitelkeit, freute sich, mit ihm am Tisch zu sitzen und den Becher zu schwingen und zu plaudern. Endlich einmal wieder plaudern zu können.

Aber die Freude wurde ihm bald getrübt. Ruth erwies sich zwar als liebenswürdige Hausfrau, aber er las von ihrem Gesicht: ach, wären wir beide doch lieber allein! Und er fühlte schmerzlich, wie alles und jedes, was er mit dem Kameraden besprach, ihr so unsagbar gleichgültig war, so gänzlich fremd. Vergeblich versuchte der gute Spatz, Gesprächsstoffe heranzuziehen, von denen er glaubte, sie müßten Ruth interessieren. Er kam auf ihre Reise zu sprechen, auf München, auf die Pinakothek — sie neigte nur lächelnd das schöne Köpfchen; er sprach von der Hochzeit, von Vielberg — sie lächelte stumm. Nur als er einmal eine prächtige Brillantschnalle an ihrem Kleide bewunderte, sagte sie: „Von Pa ... von Lalique ... Paris" — als er daran anknüpfend etwas über die Pflanzenornamentik des Schmuckstücks sagte, hatte sie wieder nur das leichte, sanfte Neigen des Hauptes und das ewige, halb freundliche, halb wohlwollende Lächeln.

Schließlich war Hans froh, daß die Tafel aufgehoben werden konnte. Aber als dann in einem der vorderen Salons der Kaffee eingenommen wurde und sie wieder zu dritt beisammen saßen und Gallweg sich wieder vergeblich abmühte, aus einem Stein irgend einen kleinen Funken zu schlagen, kochte es in ihm auf. So ging das nicht weiter! Sollte der Spatz etwa überall herumerzählen: ‚Unser Hagelitz hat, hol mich der Geier, eine Gans geheiratet!'

So riß er denn den Faden der Unterhaltung gewaltsam an sich, sprach vom Hundertsten ins Tausendste, nur um sich zu betäuben. Und schließlich sprang er auf: „Nun aber, Spätzlein, noch einen guten Männertrunk! Wir haben da unten, unmittelbar neben dem Weinkeller, eine altdeutsche Trinkstube. Komm, mein alter Junge! Und du, liebe Ruth, du kommst doch auch mit?"

Einen Moment schien es, als ob sie schwanke. Doch dann trat, ohne daß dabei der liebenswürdige Zug um ihre Lippen verschwand, auf ihrer Stirn die eigenwillige Falte hervor — o, wie gut er beides schon kannte! — sie entschuldigte sich.

Nun wollte Gallweg aufbrechen, aber Hans hielt ihn mit Gewalt fest. „Fahnenflucht, du Elender! Keine Rede davon. Es muß gepfiffen werden. Nur hinab in die Unterwelt." —

Es war Mitternacht, als Hans seinen Gast endlich freigab. Wovon hatten sie nicht all' geplaudert! Oder hatte er eigentlich nur allein gesprochen und am Ende auch fast nur allein getrunken? Der Spatz war solch ein schlauer, kühler Trinker, immer gemessener wurde der bei jeder neuen Flasche. Ja ... ja ... was hatte er nur alles geredet: natürlich seine Ruth bis in den siebenten Himmel gelobt! Ueberhaupt so sein ganzes Glück! Und dann von Vielberg und von seinen Umbauplänen ... und von der Großmutter und der Mama ... ja, und vom alten Heckstein und von der Tina.

Was hatte der Spatz da doch gesagt: ‚Ich habe neulich Fräulein Heckstein zufällig gesehen ... am letzten Tage der internationalen Ausstellung ...'

Na ja, sie studierte ja wohl hier. Natürlich, warum sollte der Spatz sie nicht zufällig gesehen haben?

‚Komisch ... was geht das denn eigentlich mich an?'

Er hatte Gallweg bis vor die Hausthür gebracht und sah der langen Gestalt nach, bis sie drüben im Dunkel verschwand. Ein paar Minuten blieb er noch im Vorgarten stehen, sog die kühle Herbstluft ein, und die Gedanken kamen und gingen.

Das waren zuletzt doch noch ein paar vergnügte Stunden gewesen. Eigentlich — scheußlich, es auszudenken — so fast die ersten seit Wochen. ‚Ich muß doch öfter Kameraden bei mir sehen. Na, nun fängt ja auch bald die Geselligkeit an, — ein rechter Segen. Und dann das Theater. Das tötet auch die liebe Zeit. Ja ... und übermorgen ist Liebesmahl ... Und nun wollen wir zu Bette gehen.'

Auf der Diele hockte noch ein Diener. Hans ging mit einem kurzen Gutenacht an ihm vorbei und stieg die Treppe hinan. Die Schlafzimmer lagen im zweiten Stock. Da kam ihm plötzlich die Idee: ‚Alle Wetter, giebt's am Ende noch eine Gardinenpredigt? Vielleicht ist Ruth noch wach, hat gewartet ...' Er fand den Gedanken selbst komisch, aber etwas unsicher, unbehaglich war ihm doch zu Mute.

Ganz vorsichtig drückte er die Thür auf. Die rote Ampel brannte noch. Aber Ruth lag im Bett und schlief. Ganz fest, mit regelmäßigen Atemzügen. Das war wieder komisch: es verdroß ihn, und er wunderte sich, daß es ihn verdroß. Eigentlich hätte er sie lieber da gesehen ... auf dem Stuhl ... in Thränen. ‚Na ja ... sie ist doch nun mal phlegmatisch ... trotz allem ... im Grunde ihres Wesens ... Besser ist's doch so! Bequemer ...' Und er drehte schnell das elektrische Licht ab.

VII

Im vierten Stockwerk, dem Himmel am nächsten, lag die Pension Fuller. Es war überhaupt ein Pensionshaus, dies Haus Steglitzerstraße 87; denn auch der zweite und dritte Stock wurden durch ein elegantes „Pensionat erster Klasse für In- und Ausländer" eingenommen. In der ersten Etage war ein Konservatorium, Parterre wohnte der Wirt, der unverheiratete Herr Klinstenberg, insoweit er nicht auf Reisen war. Er war aber eigentlich immer auf Reisen, und an seiner Stelle führte der Portier Schwarz, im Nebenamt Schneidermeister, das Hausregiment. Er konnte das, denn er war fast völlig taub. Im ganzen Hause überwog die edle Weiblichkeit; selten einmal tauchte in den beiden Pensionen ein junger Mann auf, dann aber war er sicher mit wogender Lockenfülle begabt und trug die wahnsinnigsten Krawatten, wahnwitzig in der Farbenzusammenstellung und wahnwitzig in der Knotenbildung. Das Element des Hauses war die edle Tonkunst. Beide Pensionen, die von Frau Maria Fuller wie die von Frau Annaliese von Stielenburg, waren ganz auf Musikschülerinnen zugeschnitten, die meist die Hochschule in der benachbarten Potsdamerstraße besuchten, auf die aber auch Herr Direktor Halenko aus dem ersten Stockwerk mit mehr oder minderem Erfolg Jagd machte. Auf dem Polizeibureau nannten die Schutzleute das Haus nur die „Musikhöhle". Die unglücklichen Bewohner der benachbarten Hinter-

häuser hatten statistisch festgestellt, daß der „Betrieb“ in Nr. 87 auf durchschnittlich einundzwanzig Klavieren stattfinde; alle übrigen Instrumente und der Gesang verschwanden daneben gänzlich. Von morgens sieben Uhr bis gegen die Mitternachtsstunde war stets mindestens ein halbes Dutzend Flügel und Pianinos im Gange.

Die Pension Stielenburg wurde vorwiegend von Engländerinnen und Amerikanerinnen besucht; Frau Maria Fuller, geborene Grabig, betonte stark den deutsch-nationalen Charakter ihres Pensionats. Die kleine, kugelrunde, bewegliche Pastorenwitwe war Märkerin und, was mindestens in ihren lebhaften Augen gleichbedeutend war, Patriotin vom reinsten Wasser. Sie hatte nacheinander für Kaiser Wilhelm den Großen, für Kaiser Friedrich den Dulder und für den regierenden Herrn persönlich geschwärmt und zu den drei Kaiserinnen in höchster Verehrung emporgeschaut. In jedem Zimmer hing mindestens ein patriotisches Bild, und in dem blauen Salon, ihrem Stolz, schauten die Kaiserin Augusta, die Kronprinzessin Friedrich Wilhelm, die Prinzessin Wilhelm von den Wänden herab; Beethoven und Richard Wagner zwischen den hohen Frauen waren eigentlich nur geduldet. Auf der Marmorkonsole unter dem Spiegel stand eine Alabastervase mit künstlichen Kornblumen, auf dem Vertikow umringten die kaiserlichen Prinzen die kleine Prinzessin Viktoria Luise, auf dem Sofatisch lag ein großes Prachtwerk „Die Hohenzollern in Sage und Geschichte“.

Frau Maria Fullers Gatte war vor einem Vierteljahrhundert Pfarrer in Sallichau, unweit Vielberg gewesen. Er war früh gestorben, und die junge Witwe hatte sich dann mit großer Thatkraft eine eigne Existenz in Berlin gegründet. Wenn im Lauf der Jahre die Verbindung nach der Heimat auch ziemlich erloschen war, einige Fäden blieben doch, an denen sie ab und zu Pensionärinnen zu sich herüberzog. So kam denn auch Tina Heckstein in ihr Haus und, wie sie stets allen Anverwandten gegenüber betonte, unter ihre mütterliche Obhut.

In den ersten Tagen war das junge Mädchen innerlich so zermürbt gewesen, daß die ganze Umgebung ihr vollständig gleichgültig blieb. Sie hatte nur auf einen kurzen Augenblick verwundert aufgeschaut, als sie in das enge schmale Hinterzimmerchen geführt wurde mit den zwei schmalen eisernen Betten. ‚Also nicht einmal ein Zimmer für mich allein?‘ hatte sie gedacht. ‚Nun, auch das ist egal.‘ Als ob Frau Fuller es geahnt hatte, kam sie gleich darauf hereingeschoben: „Alles voll, liebes Fräuleinchen. Aber wir bauen hier einen großmächtigen Schirm dazwischen, so daß Sie Ihr eignes Reich haben. Und Fräulein Stadewald ist ein so liebes Mädchen.“

Dann war Fräulein Mila Stadewald erschienen, ein rothaariges, sommersprossiges, verkümmertes Pflänzchen, und hatte ihr die Hand gegeben. Sie hatte ihre Rechte hineingelegt — ach, es war ja alles gleichgültig, so gleichgültig.

Gleichgültig auch der ganze Zweck ihres Hierseins, eigentlich ja doch nur eine Finte der alten Großmutter Hagelitz. Gleichgültig überhaupt das ganze Leben. Sich ausweinen! Ja, wenn sie nur Thränen gehabt hätte. Die dunkle Empfindung war wohl in ihr, daß es sehr erleichternd sein müsse, einmal recht ordentlich weinen zu können, aber die Thränen kamen nicht. Dann und wann kochte es in ihr auf, wie in einem ehrlichen, tüchtigen Wutanfall. Dann folgte aber jedesmal sofort der Rückschlag, — es war ja alles gleichgültig, ganz gleichgültig.

Dabei stapfte sie ganz mechanisch zu Professor Ehr, an den sie durch einen Amtsbruder des Vaters empfohlen war, kramte ihm ganz mechanisch die paar Blätter vor, die sie in der Mappe hatte, und sah und hörte nur ganz oberflächlich, wie der schöne Mann wohlgefällig lächelte — nicht über die Zeichnungen, sondern über das bildhübsche Mädchen — und gnädig sagte: „Nun, das ist ja ganz nett. Aber urteilen kann ich danach nicht. Aufnehmen will ich Sie indessen gern. Sie müssen freilich sehr fleißig sein.“

Es war alles gleichgültig. Gleichgültig auch, ob sie es ihm recht machte, wenn sie unter zwanzig Mitschülerinnen der Zeichenklasse saß und einen gipsenen Arm abzeichnete. Der hohe Herr betrat ja doch nur auf ein halbes Stündchen das Atelier, und mehr zum Plaudern als zum Korrigieren.

So ging es ein, zwei Wochen. Kaum, daß sie eine kurze Pflichtkarte nach Hause schrieb.

Dann kam der Hochzeitstag in Vielberg. Der rüttelte sie auf. Zum ersten Male versäumte sie das Atelier. Am frühen Morgen schon stürmte sie hinaus. In den Tiergarten zuerst. Da saß sie lange Zeit auf einer einsamen Bank, die Hände fest ineinander gepreßt, daß sich die kleinen runden Nägel tief in das Fleisch eingruben. Bis es schmerzte, und der Schmerz that ihr wohl. Immer nur der eine Gedanke: jetzt verläßt er das Haus; jetzt betritt er das Kirchlein — unser Kirchlein; jetzt werden die Ringe gewechselt! Und dann war's ihr, als hätte sie den Hans vor sich und müsse ihn schütteln: Du schlechter Mensch! Du dummer Mensch! — wie einen ungezogenen Jungen. An Ruth dachte sie gar nicht.

Da schlug die Uhr von der Kaiser Friedrichs-Gedächtniskirche die zweite Stunde.

Nun war es vorbei — das — in Vielberg —

Mit einem Male sprang sie auf. Ganz plötzlich. Einen Moment starrte sie noch mit weitgeöffneten Augen, die Zähne trotzig aufeinandergepreßt, in das Gebüsch gegenüber. Auflachen hätte sie mögen, grell auflachen! ‚Gratuliere, Herr Hans von Hagelitz!‘

Dann ging sie bei Schloß Bellevue vorbei und durch die Charlottenburger Chaussee nach dem Brandenburger Thor und die Linden hinauf.

Sie war noch gar nicht in die innere Stadt gekommen seit ihrem Hiersein. Wozu auch? Und nun wunderte sie sich, daß sie jetzt mit offenen Augen schauen konnte: das Grün der Bäume und die Quadriga auf dem Siegesthor und die Paläste und die Menschen — ja, auch die Menschen. Merkwürdig! Die Welt war nicht um sie versunken. Das Leben wogte um sie her, und sie sah es, und es interessierte sie. Dann und wann stieg es wohl bitter in ihr empor. Aber es war fast schon wie eine ferne Erinnerung, die man herunterkämpfen kann. Man mußte nur wollen, die dummen Gedanken ablenken, nur die Augen aufmachen.

Sie blieb vor dem Palais des alten Kaisers stehen; sie blickte zum alten Fritz hinauf; sie machte sogar vor dem einen oder andern Schaufenster Halt.

Als sie endlich zu Hause ankam, war es vier Uhr. Frau Fuller zeigte ein etwas verärgertes, etwas mißtrauisches Gesicht. Aber sie hatte wohl schon bemerkt, daß ‚die kleine Landsmännin‘ ein wenig absonderlich war. So deckte sie schnell selbst in der ewig halbdunklen Speisestube, dem Berliner Zimmer, ein Eckchen des langen, schmalen Eßtisches: ‚Sie müssen nun schon vorlieb nehmen, Hecksteinchen. Na, Sie essen ja leider überhaupt wie ein Piepvogel.‘

Diesmal irrte sie. Tina aß den ganzen Teller leer. Der lange Spaziergang hatte ihr wohl Appetit gemacht. Und dann schrieb sie — zum ersten Male — einen ausführlichen, ganz ruhigen, zärtlichen Brief an den Vater. Er sollte nicht etwa denken, daß ihr gerade der heutige Tag besonders schmerzlich gewesen sei. Mit förmlichem Trotz setzte sie als Nachschrift darunter: ‚Heute war ja wohl die Hochzeit? Oder war's gestern schon?‘

Freilich: wenn sie selbst meinte, nun schon überwunden zu haben, so war das ein Irrtum. Nur hinuntergetrotzt hatte sie vorläufig ihren Schmerz. Doch mit dem Zwang, den sie sich so anthat, zwang sie sich schließlich auch — langsam, und unter unzähligen Rückfällen — in ein neues Leben hinein.

Aber dies Leben dünkte ihr noch wenig des Lebens wert. Sie war zu stolz, um zu schreiben: ich will nach Hause! Aber sie wartete tagaus tagein auf eine Zeile: komm heim! Sie blieb fremd unter ihren Mitschülerinnen im Atelier, blieb fremd und einsam in der Pension.

(Fortsetzung folgt)

Bismarck und Wrangel

(Zum Geburtstage des grossen Kanzlers, 1. April)

Es ist ein hübsch Geschichtlein
Vom grossen Kanzler das,
Wie er mit Vater Wrangel
An Königs Tafel sass.

Sie hatten sich verzürnet,
Die beiden grossen Herrn,
Den Wrangel thät es reuen,
Hätt's ausgeglichen gern.

Er hub sein Glas bedeutsam,
Gefüllt mit edlem Wein:
„Mein Sohn, kannst du vergessen?“
Doch Bismarck trotzig: „Nein!“

Sie sassen eine Weile
Sich gegenüber stumm,
Dem Wrangel ging die Sache
Im Kopfe sehr herum.

Und als nochmals der Kanzler
Zu ihm hinübersah:
„Mein Sohn, kannst du vergeben?“
Drauf Bismarck herzhaft: „Ja!“

Clotilde von Schwartzkoppen

Föhnwinde

Leichtes, buntes Schleiergewölk taucht am Horizont auf, das sich mehr und mehr verdichtet und an die Spitzen der Hochgebirgsriesen setzt. Bleich und glanzlos geht die Sonne an dem stark geröteten Himmel unter, und noch lange glühen die Wolken in den lebhaftesten Purpurtinten. Ein rötlicher, trüber Hof umschließt die emporsteigende Mondscheibe. Die Luft ist von höchster Klarheit und Durchsichtigkeit. Greifbar nahe erscheinen, mit einem bläulich-violetten Schleier umwoben, die Gebirgsmauern. Ein fernes Rauschen geht durch die oberen Wälder, und die Bergbäche tosen mit schäumender Schmelzwasserfülle durch die stille Nacht. Da, plötzlich einige heftige, noch rauhe und kalte Windstöße. Eine tiefe Stille folgt ihnen. Aber in den nächsten Augenblicken tritt ein völliger Umschwung ein. In wuchtigem, wogendem Anprall stürzen heiße Luftfluten in das Thal, in rasenden Sprüngen dahinstürmend oder sich in wilden Wirbeln drehend, die die ganze Natur in unendlichen Aufruhr versetzen, die Bäume entwurzeln, die Felsblöcke losreißen, die Waldbäche aufwühlen und sich brüllend, rüttelnd und pressend gegen die Hütten der Alpenbewohner werfen. Der gefürchtete und doch auch herbeigesehnte Frühlingsföhn durchbraust das Thal!

Der Name Föhn stammt von der lateinischen Bezeichnung des Westwindes, Favonius, ab. Der Westwind erschien den Römern als Verdränger des Winters und als Wärmespender, und die klassischen römischen Dichter haben ihn in dieser Eigenschaft oftmals besungen und gepriesen. Als die Römer ihre Herrschaft in das Alpengebiet ausdehnten, übertrugen sie die Benennung Favonius auf die warmen Winde, die hier als Lenzboten auftraten, wenn auch die Richtung, aus der sie wehten, eine andre war. Seinen Ausgangspunkt hat denn auch der Name Föhn aus dem Teile der Schweiz und Vorarlbergs genommen, der die einstmalige römische Provinz Rätien bildete und in dem die rätoromanische Mundart bis tief in das Mittelalter hinein gesprochen wurde. Wie schon angedeutet, ist der Föhn kein Westwind, sondern er tritt vorzugsweise als Südwind auf. Seine Hauptperiode fällt in den Ausgang des Alpenwinters und in den Beginn des Frühlings. Außerdem herrscht er noch einmal häufiger im Herbst. Meist bricht er des Abends oder in der Nacht aus. Vielfach ist er nur von kurzer Dauer, doch hält er auch nicht selten zwei bis drei,



Am Schluss der Saison

Nach einem Aquarell von Ed. Cucuel

ja mitunter acht Tage an. In seinem Hauptverbreitungsgebiete zählt man 30 bis 45 Föhntage im Jahre.

Der Föhn kennzeichnet sich als ein Fallwind, der gewöhnlich in Stößen, aber auch in Wirbeln von den Gebirgskämmen und Gebirgssätteln herabweht und durch einen hohen Grad von Wärme und Trockenheit ausgezeichnet ist, auch wenn die Höhen, aus denen er niedersteigt, schneebedeckt und vergletschert sind. Im weiteren Verlauf folgt er dann der Richtung der Thäler. Auf der Nordseite der Alpenketten kommt er vorwiegend aus Süden bis Südosten. Die auffallende Temperatur und Trockenheit des Föhns in Verbindung mit der Richtung, aus der er zumeist weht, erweckten die Vorstellung, daß er ein Ausläufer des Scirocco sei, der die Alpen überstiegen habe. Man glaubte daher, seinen ersten Ursprung in der Sahara suchen zu müssen. Gegen diese Auffassung sprach allerdings schon der Umstand, daß der Föhn gerade zu den Zeiten beobachtet wurde, wo die Sahara verhältnismäßig kühl ist, während er sich im Sommer, wo eine wahre Gluthitze über der Sahara brütet, nur ganz ausnahmsweise geltend macht. Man ging daher später auch von dieser Anschauung ab und vermutete nun im Föhn eine Abzweigung des oberen Passates. Allein auch diese Ansicht hat sich nicht aufrecht erhalten lassen. Denn die fortschreitende Erkenntnis lehrte, daß sich die Föhnwinde durchaus nicht nur auf die Alpen beschränken, sondern daß sie auch anderweitig auftreten. Sogar in Grönland konnte ein echter Föhn nachgewiesen werden. Der Südostföhn Grönlands erreicht im Dezember Temperaturen bis zu 12° C. Wärme. Es konnte sich hier um eine Ableitung des Föhns aus einem warmen Ursprungsgebiet nicht handeln. Die für den Föhn charakteristischen Eigenschaften mußten daher von örtlichen Vorbedingungen abhängig sein und aus diesen heraus erklärt werden. Hohe Wärme und Trockenheit konnten um so weniger Mitgaben sein, die der Föhn aus einer weiten Ferne mitbrachte, als die Beobachtungen in den Alpen zeigten, daß sich die Temperatursteigerung den Sturmfluten erst in den Thälern mitteilt, wogegen von ihr auf den höchsten Kämmen und Pässen, von denen sie herabstürzen, nur wenig zu spüren ist. Wenn beispielsweise in den breiten Thalgründen von Altdorf bei einem Föhnsturm, der vom St. Gotthard herabflutet, 14° C. Wärme gemessen werden, kann auf dem St. Gotthard selbst eine Temperatur von 4° C. Kälte herrschen.

Die gegenwärtig geltende und allgemein anerkannte wissenschaftliche Auffassung von der Entstehung der Föhnwinde, deren Begründer und Ausgestalter die Meteorologen Billwiller und Hann sind, geht denn auch dahin, daß die Ursprungsstätte dieser Fallwinde innerhalb ihres Machtbereichs selbst liegt, und daß Wärme und Trockenheit Begleiterscheinungen sind, die sich an Ort und Stelle aus den in der Atmosphäre zusammenwirkenden Vorgängen entwickeln. Den Anstoß zum Ausbruch eines Südföhns, um zunächst bei diesem zu verbleiben, der also die Nordseiten der Alpenketten bestreicht, giebt ein im Nordwesten der Alpen vorüberziehendes Gebiet niedrigen Luftdrucks, das sich vom Atlantischen Ozean her den Alpen nähert. Es reißt zunächst die Luft über Frankreich und Mitteleuropa in seinen Sturmwirbel hinein und saugt dann gleichsam die Luftmassen aus den auf der Nordseite gelegenen Alpenthälern heraus. Dabei hemmt der Gebirgswall den Luftaustausch und Luftnachschub zwischen der Nordseite und der Südseite, wodurch gewaltige Luftdruckunterschiede zwischen beiden Seiten bedingt werden. Da der Ausgleich dieser Luftdruckunterschiede in wagerechter Richtung durch die Gebirgsmauer verhindert wird, so stürzt jetzt die Luft von oben her in die sozusagen luftverdünnten Räume am Nordfuß der Alpenkette herab, d. h. es entsteht ein jäher Fallwind, der von dem Kamm in die Nordthäler hineinbraust, um dann weiterhin seinen Weg dem Verlauf der Thalsohlen entsprechend einzuschlagen. Die Luft, die im Südföhn dahinflutet, entstammt demnach wenigstens anfänglich gar nicht der Südseite des Gebirgswalles, sondern kommt von der Höhe des Kammes herab. Wodurch aber erhält der Föhn seine Wärme und seine Trockenheit? Wenn die Luft vom Kamm in das Thal herabsinkt, so wird sie zusammengedrückt und verdichtet. Diesem Druck sowie der Verdichtung entspringt aber eine Temperaturzunahme, und zwar wächst die Temperatur für je 100 Meter Fallhöhe um 1° C. Hat sich die Luft nur um 1000 Meter gesenkt, so wird sie einen Temperaturzuwachs von 10° C. erfahren haben. Unter den obwaltenden Umständen kann die Luft über dem Kamm nur einen geringen Wasserdampfgehalt besitzen. Je wärmer aber die Luft ist, desto weniger macht sich ihr Wasserdampfgehalt bemerkbar, so daß sie mit der zunehmenden Senkung ihrer Bahn und mit der steigenden Temperaturerhöhung unten auf der Thalsohle verhältnismäßig trocken erscheinen muß. Herrscht indessen der Föhn längere Zeit, so sinken nicht allein die Luftmassen des Kammes in die Thalgründe der Nordseite herab, sondern es rückt auch die Luft von der Südseite der Gebirgsmauer nach, indem sie den Kamm überflutet und sich nun ebenfalls in die Nordthäler herabsenkt. Denn die Luft über den südlichen Alpenthälern dehnt sich infolge der fortschreitenden Druckabnahme aus und steigt demgemäß empor. Mit dem Aufsteigen in die Höhe verbindet sich aber eine Abkühlung. Ist die Luft bei 15° C. mit Wasserdampf gesättigt, so kühlt sie sich auf je 100 Meter des Aufstiegs um einen halben Grad ab. Die Abkühlung wird nun allmählich denjenigen Punkt erreichen, wo die Bildung von Wolken und weiterhin die Ausscheidung des Wasserdampfes in Form von Regen oder Schnee eintritt. Durch die bei der Verdichtung des Wasserdampfes frei werdende Wärme wird zugleich die Abkühlung verringert. Der von der Südseite aufgestiegene Luftstrom ist daher auf dem Kamm noch verhältnismäßig warm und wird daher, wenn er nun auf der Nordseite herabstürzt und für je 100 Meter noch einen Temperaturzuwachs von einem Grad erhält, um so wärmer auf der Thalsohle anlangen. Daraus erklärt es sich, daß der Föhn seine höchste Temperatur gewöhnlich am Morgen des zweiten Tages erreicht.

Die Witterungsverhältnisse, wie sie auf der Nordseite und der Südseite des Gebirges herrschen, stellen bei der jetzt geltenden Entstehungsweise des Föhns kein Rätsel mehr dar. Wenn bei längeren Föhnperioden auf der Südseite heftige Regen niedergehen, die öfters zu Ueberschwemmungen führen, wenn längs des Gebirgskammes eine unbewegliche Wolkenbank, die Föhnmauer, lagert, wogegen der Himmel auf der Nordseite ziemlich hell ist, so giebt die Erklärung für diese Erscheinung die auf der Abkühlung des aufsteigenden Luftstromes beruhende Verdichtung und Ausscheidung des Wasserdampfes. Ebenso leicht findet die Thatsache ihre Erklärung, daß die Temperatur auf der Südseite erheblich niedriger ist als auf der Nordseite. Denn wenn beispielsweise ein aufsteigender Luftstrom einen Kamm von 2000 Metern Höhe zu überwinden hat, sich während des Aufstieges zwar für je 100 Meter um einen halben Grad abkühlt, dagegen sich beim Herabsinken auf der jenseitigen Flanke für dieselbe Strecke um je einen ganzen Grad erwärmt, also hier für jede 100 Meter einen Wärmeüberschuß von einem halben Grad erhält, so wird eine Temperatur von 20° C. Wärme auf der Thalsohle der Nordseite nur eine solche von 10° C. Wärme im Thalgrund der Südseite zur Voraussetzung haben. Auf die Ursache der Trockenheit des Föhns wurde bereits hingewiesen. Weht der Föhn längere Zeit, so daß die Luft von der Südseite nachrückt, so wird natürlich durch die Bildung von Niederschlägen auf der Südseite der Wasserdampfgehalt verringert, und der auf der Nordseite herabstürzende Fallwind wird deshalb um so trockener sein müssen.

Es wurde bisher immer nur vom Südföhn gesprochen. Aber auch ein Nordföhn tritt zuweilen auf. Dieser weht dann, wie schon sein Name besagt, aus dem Norden und bestreicht die Südflanken der Alpenketten. Er beruht auf denselben Momenten wie der Südföhn. Der Unterschied ist nur der, daß sich ein Gebiet niedrigen Luftdrucks den Alpen nicht vom Atlantischen Ozean, sondern vom Mittelmeer her nähert. Je niedriger der Luftdruck ist und je näher der Mittelpunkt dieser Depression an die Südseite der Alpen heranwandert, desto kräftiger werden die Luftmassen der Südthäler angesaugt, so daß nun die Luft vom Kamm auf den Südabhängen herabsinken und späterhin aus den Nordthälern über den Gebirgswall nachfließen muß.

Das Verbreitungsgebiet des Föhns liegt zwischen Genf und Salzburg, und zwar entfaltet er sich am heftigsten im Arlbergischen Illthale, in den Thälern des Rheins bis zum Bodensee, der Linth bis gegen Zürich, der Reuß bis gegen Muri und der unteren Rhone bis zum Genfersee. Hier wird er nicht selten zum Orkan. Mit der Entfernung von der Hauptalpenkette verliert er an Kraft, doch erstrecken sich seine letzten Ausläufer zuweilen noch über den Jura hinaus bis nach Besançon, östlich bis nach Salzburg und nordwärts bis zum mittleren Württemberg. Das Auftreten von Föhnwinden an den südwestlichen Küsten Grönlands wurde bereits erwähnt. Außerdem sind sie noch in vielen andern Gebirgsgegenden beobachtet worden. So kommen sie vor an den Nordabhängen der Pyrenäen, an der Südküste des Golfs von Biscaya, am Kaukasus, in Ostsibirien, Indien, auf der Südinsel von Neuseeland und auf dem japanischen Nippon.

In klimatischer Beziehung ist der Föhn für das Alpengebiet von höchster Bedeutung. Unter seinem warmen Atem schwindet der Schnee im Frühling aufs schnellste dahin. Im Grindelwaldthale schmilzt er oft in 12 Stunden eine Schneedecke von mehr als zwei Fuß Dicke hinweg, und in 24 Stunden wirkt er so viel wie die Sonne in 14 Tagen. Mit Recht nennt ihn daher auch der deutsche Schweizer Schneefresser und sagt: „Der liebe Gott und die goldene Sonne vermögen nichts, wenn der Föhn nichts kann." Aber er trägt auch noch mittelbar zur Beseitigung der Schneemassen bei. Indem er die Schneedecke zersetzt und zerweicht und mit den niedersickernden Schmelzwässern das Gestein anfeuchtet und schlüpfrig macht, schafft er für die Lawinen die geeignete Gleitbahn, so daß es nur noch eines leisen Anstoßes bedarf, damit sie sich in Bewegung setzen und donnernd zu Thal fahren. Der Föhn ist ferner bei seiner Häufigkeit und seiner Temperaturhöhe die Ursache, daß sich eine ganze Anzahl von nordalpinen Thälern und Ortschaften trotz der nächsten Nähe weit gedehnter, die Luft abkühlender Schneefelder und Gletscherreviere doch einer wunderbaren Milde und Gleichmäßigkeit des Klimas erfreut, wie sie erst in beträchtlich weiter südlich gelegenen Stationen wieder zu finden sind. Seinen augenfälligsten Ausdruck erhält dieser Einfluß am Vierwaldstätter See. Der überraschend frühe Eintritt des Frühlings, das schnelle Erwachen der Vegetation, sowie der heitere, lang andauernde Herbst, der sich durch klaren Himmel und milde Luft auszeichnet, sind in erster Linie auf Rechnung des Föhns zu setzen. Es ist hier nicht nur das rechtsuferige Seegestade, das in den Nußbaumhainen und Kastanienwäldern von Gersau, in den Oleandergärten und Rebengeländen von Vitznau und den im Freien gedeihenden Feigenbäumen und Mandelbäumen von Weggis das Föhnklima im Pflanzenwuchs verkörpert, sondern auch die Südhänge, ja sogar einzelne Gipfelpartien des Rigimassivs nehmen daran teil, das sich breitgestreckt vor die Felsenpforten des Reußthales lagert und den aus ihm herabdringenden Föhnstrom in zwei Arme spaltet.

Aber auch als Zerstörer tritt der Föhn auf. Er fegt ganze Wälder weg, und er legt ganze Dörfer in Asche. Einer der verheerendsten Föhnstürme der neueren Zeit war derjenige, der am 15. und 16. Oktober 1885 im Wettersteingebirge wütete. Am Wachsenstein warf er einen 5 Kilometer langen und 1½ Kilometer breiten Wald mit 250000 Bäumen nieder, im Forstamt Mittenwald entwurzelte er 90000, im Forstamt Garmisch 70000 Bäume, und an der Nordseite des Wettersteingebirges rasierte er den sogenannten Hirnschlag, einen Wald von über 200 Hektar Flächenraum, fort. Seine Gewalt als Feueranfacher bewies der Föhn am 25. Oktober 1891 beim Brand von Meiringen im Kanton Bern. Der Brand entstand durch eine fehlerhafte Beschaffenheit des Herdes. Das Haus, in dem das Feuer zuerst ausbrach, lag gerade vor dem Dorfe in der Richtung des Föhns, der von der Grimsel in rasenden Stößen herabstürzte. Nur mit Mühe konnten sich die Menschen aufrecht erhalten. Im Fluge drang das Feuer in die Ortschaft ein. Der Föhn zerstreute die dicken brennenden Schindeln wie Wurfgeschosse über die Häuser und blies jeden glimmenden Funken im Augenblick zu heller Glut an. Von den Holzgebäuden des älteren Dorfteils wälzte sich der Feuerstrom nach den massiven, mit Ziegeln gedeckten Häuserreihen des neuen Dorfteils. Wohl widerstanden die Steinbauten dem Feuerschwall einige Zeit, dann aber sprangen plötzlich die Fenster vor Hitze, die Funken flogen in das Innere, und alsbald lohten die Flammen empor. Im ganzen sanken 178 Gebäude in Asche.

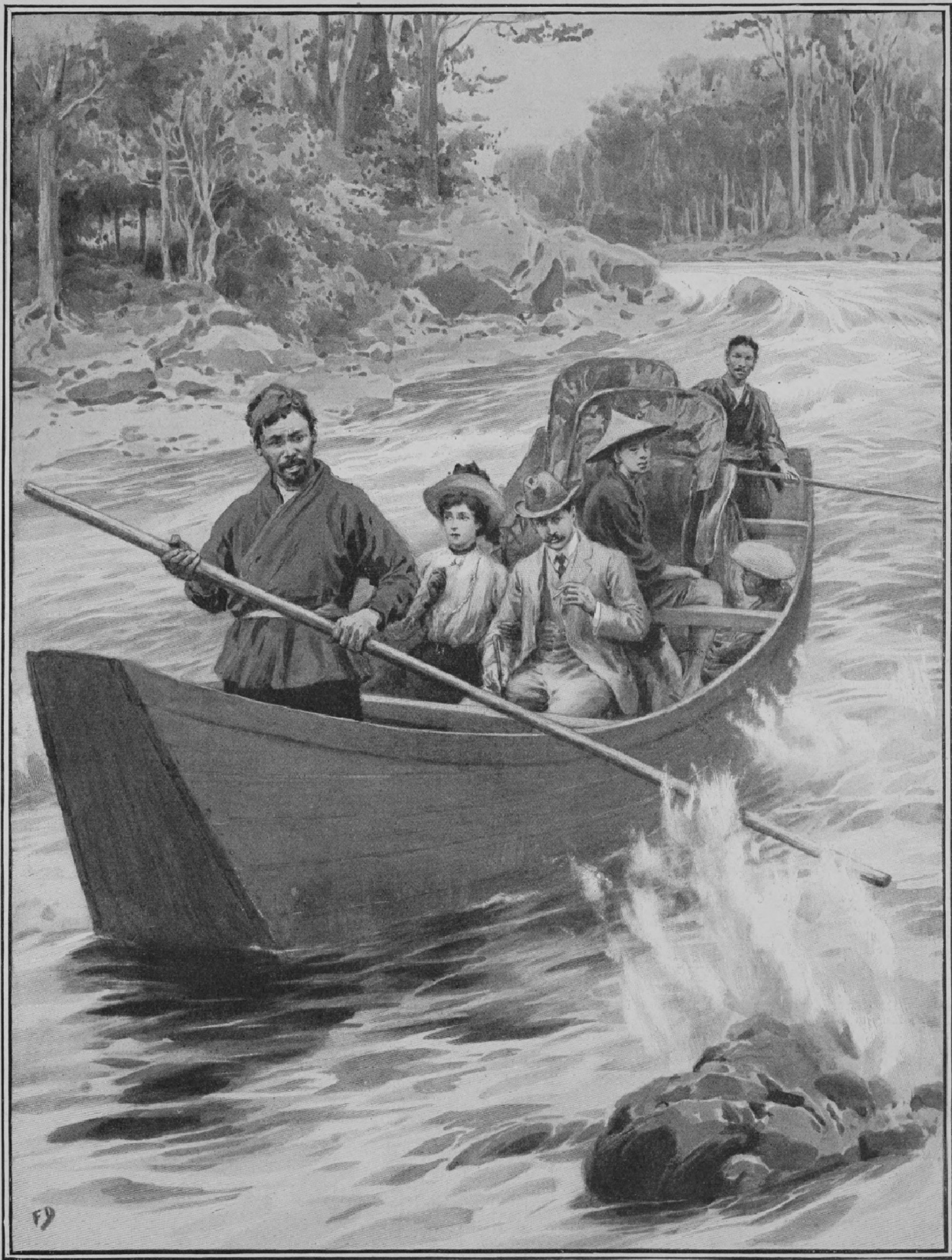
Immerhin aber überwiegt der Nutzen des Föhns den Schaden, den er anzurichten vermag. Durchwehte der Föhn nicht die Alpenthäler, dann würden große Gebiete des Hochgebirges unter Schnee und Eis vergraben liegen, die jetzt stolze Wälder und blumige Matten tragen. Das Klima der Alpen würde rauh, unwirtlich und abschreckend sein, und sie wären nicht das Wanderziel aller derer, die Körper und Geist in der Hochgebirgswelt stärken und stählen wollen. Der überangestrengte Großstadtmensch, der Bewunderer der Naturschönheit, der Bezwinger der Hochgipfel, sie alle sind dem Walten des Föhns zu tiefem Dank verpflichtet.

Th. Seelmann

Spruch

Nicht immer hat Fortuna wohl gewollt
Dem, den mit Reichtum plötzlich sie gefüttert.
Sie warf ihm an den Kopf den Klumpen Gold
Und hat dabei ihm das Gehirn erschüttert.

Alb. Roderich



Durch die Stromschnellen von Katsuragawa, Japan

Nach einer Zeichnung von Franz Dadd (Text S. 583)



Fig. 1: Thornycroft-Dampfselbstfahrer

Neue Richtungen in der deutschen Automobil-Industrie

Daß Leute, die ihre Hauptaufgabe im eignen Vergnügen suchen, zugleich auch der Wohlfahrt ihrer Mitmenschen dienen können, ist gerade keine neue Wahrnehmung; sie tritt aber recht stark in unser Bewußtsein, wenn wir die modernen Sportarten betrachten und sehen, wie sie z. B. auf Entwicklung und Verbesserung des Maschinenbaues und der Maschinenverwendung eingewirkt haben. Dies erweisen am sichersten die beiden modernsten Zweige des Sports: der Jacht- und der Automobilsport. In der That hat die Theorie des Schiffbaues nie vorher so rapide Fortschritte gemacht, als seitdem beliebige Millionen der Konstruktionskunst zu Gebote stehen, die nach Formen sucht, die See am sichersten zu erobern und zu zwingen. Auch der Bau der Kraftwagen ist erwachsen, indem das bequemste, vornehmste und leichteste Bewegungsmittel gesucht wurde, mit dessen Hilfe man am genußreichsten die Welt kennen zu lernen und zu bewundern vermag. Es ist nicht wunderbar, daß sich der Automobilsport besonders in den Ländern der reichen Leute am lebhaftesten entwickelte, wo auch zugleich das Klima den Menschen lockt, seinen Aufenthalt am liebsten im Freien zu suchen. In Frankreich, Amerika und Belgien hat man sich am längsten und intensivsten dem Automobilsport zugewendet.

Die deutsche Technik ist an der Entwicklung der mit Elektrizität oder Benzin betriebenen Motorfahrzeuge stark beteiligt. Man darf vielleicht sogar behaupten, ohne für chauvinistisch gehalten zu werden, daß die Automobiltechnik als eine deutsche Technik anzusprechen sei. Sind doch zweifellos Daimler und Benz die Männer, die das Automobil zuerst praktisch zur heutigen Vollendung geführt haben. Auch beweist die deutsche Kraftwagenindustrie durch ihren gewaltigen Export, daß sie sich ihre Stellung im Auslande als eine erstklassige erobert hat. Trotz alledem kann nicht geleugnet werden, daß das deutsche Klima im Durchschnitt nicht verlockend genug ist, um uns für den dauernden Aufenthalt auf der Landstraße zu begeistern, und daß die wenigen Menschenkinder, die sich in der glücklichen Lage befinden, zehn- bis zwanzigtausend Mark für ein Automobil auszuwerfen, nicht zahlreich genug in deutschen Landen sind, um eine Industrie zum Blühen zu bringen und zu erhalten.

Neuerdings nun hat sich in der Motorwagenindustrie unsers Vaterlandes eine höchst erfreuliche Wendung bemerkbar gemacht. Der Kraftwagen hat sich praktisch jetzt so weit entwickelt, daß er zu einem konstruktiv vollendeten Werkstücke gediehen ist. Große deutsche Firmen sind deswegen an die Aufgabe herangetreten, das Automobil aus einem Luftfahrzeug in ein der Arbeit gewidmetes Fahrzeug umzuwandeln. Man hat versucht, und der Versuch ist bereits endgültig als gelungen zu bezeichnen, das ursprüngliche Sportspielzeug in den Dienst des täglichen Lebens zu stellen. Die Zahl der Automobile, die gewerblichen Zwecken dienen, ist in deutschen Städten bereits sehr groß. Die Automobilkonstrukteure stellten sich die rein technische Aufgabe, sehr schwere Typen zu bauen, also Lastwagen, Bierwagen, Omnibus u. dgl., und dadurch den immer weniger vorteilhaften Pferdebetrieb ganz zu verdrängen. Es ist nicht uninteressant diese besondere Färbung, die die Kraftwagenindustrie Deutschlands, soweit sie nicht für den Export arbeitet, angenommen hat, durch ausgewählte Beispiele näher zu illustrieren. Wir werden bei Untersuchungen der Art auf Typen treffen, die auf rein deutsche Konstruktionen zurückzuführen sind, und auch solche fremden Bauarten erwähnen, die sich deutschen Forderungen mit Glück besonders anpaßten. Einer der wichtigsten, für den Transport sehr schwerer Lasten bis in seine Einzelheiten hinein reif durchgearbeiteter Kraftwagen wird durch das System Thornycroft dargestellt. Der außerordentlich einfache und solid aufgebaute Wagen, der im Durchschnitt für eine Nutzlast von 3500 Kilogramm bestimmt ist und bei Verwendung von Anhängewagen sogar 7000 Kilogramm zu bewältigen vermag, ist ein Dampfselbstfahrer. Er schließt sich also an die Lokomotive an und kann auch in der That als Ergänzungsmittel zur Beförderung von Lasten zwischen solchen Orten dienen, für die sich eine Kleinbahn nicht lohnt. Der Dampf, der bei diesem System mit einem Ueberdruck von 12 bis 14 Atmosphären — also mit einem Druck von 12 bis 14 Kilogramm auf das Quadratcentimeter — arbeitet, wird in einem senkrechten Wasserrohrkessel erzeugt, der unmittelbar vor dem Führersitze sich befindet. Die ganze Ausführung ist, wie man sich leicht aus der Figur 1 überzeugen kann, so bequem und übersichtlich angeordnet, daß der Führer, ohne seinen Sitz zu verlassen oder auch nur sich zu bücken, dem Kessel das Brennmaterial zuzuführen und all die übrigen Handgriffe auszuführen vermag, die die Wartung und Regulierung eines Wagens und eines Dampfkessels erheischen. Ohne genauer auf die Konstruktionseinzelheiten einzugehen, wollen wir nur noch bemerken, daß der fest und solid eingebaute Dampfmotor mit etwa 20 Pferdestärken arbeitet, und daß die Kraftleistung des Motors auf die Treibräder durch Zahnräder übertragen wird. Alle Bedingungen technischer und wirtschaftlicher Art des neuen, aber schon vielerprobten Fahrzeuges sind sehr günstige. Im Durchschnitt kostet das Brennmaterial für das Tonnenkilometer, wie der Techniker sagt, d. h. für die Beförderung einer Last von 1000 Kilogramm auf einer Strecke von 1 Kilometer, nur 3 Pfennig. Wird mit einem Anhängewagen gearbeitet, dann sinken die Brennmaterialkosten sogar auf 2 Pfennig. Zugleich war der Erbauer des neuen

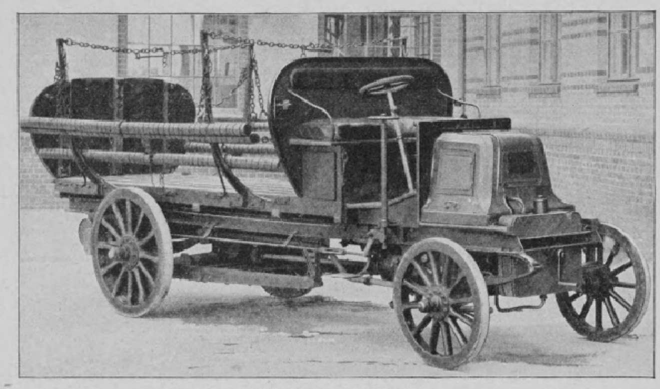


Fig. 4: Berliner Fassbierwagen

Wagens auch darauf bedacht, für Räume zu sorgen, um einen genügenden Vorrat von Wasser und Kohlen mitführen zu können. Im Durchschnitt trägt der Wagen für 50 Kilometer Kohlenvorräte und für etwa 25 Kilometer Wasservorrat mit sich. Die Gesamtbetriebskosten unsers neuen Verkehrsmittels sind durchaus wirtschaftliche. Bei einer Annahme von 300 Arbeitstagen im Jahr und einem täglichen Betrieb von 70 Kilometern betragen sie einschließlich der Löhne 12 Pfennig für das Tonnenkilometer. Soll mit Anhängewagen gefahren werden, dann ermäßigt sich das Tonnenkilometer sogar auf 9 Pfennig.

Der Wagen nach dem System Thornycroft ist ferner so konstruiert, daß man den Oberbau vollständig nach Wunsch einzurichten vermag; er kann als Rollwagen, als offener oder geschlossener Wagen oder auch wohl als Personenomnibus dienen.

Der Typus äußerster Schwere wird bei den neueren Kraftfahrzeugen schon dadurch vermindert, wenn man ihnen nicht einen Dampfmotor, sondern einen Benzinmotor einbaut. Von solchen Fahrzeugen immerhin noch schwerer Art sind bereits eine große Anzahl in die Praxis eingeführt.

Unser Bild Nr. 2 zeigt uns das Maschinengestell, das „Chassis“, wie man zu sagen pflegt, eines neueren Automobillastwagens mit einem zweicylindrigen Benzin- oder Spiritusmotor nach Daimlers System. Je nach dem besonderen Aufbau des Wagenkastens können Nutzwagen beliebiger Art aus ihm aufgebaut werden. So sieht man in Figur 3 einen großen Transportwagen, in Figur 4 einen sogenannten Berliner Faßbierwagen, in Figur 5

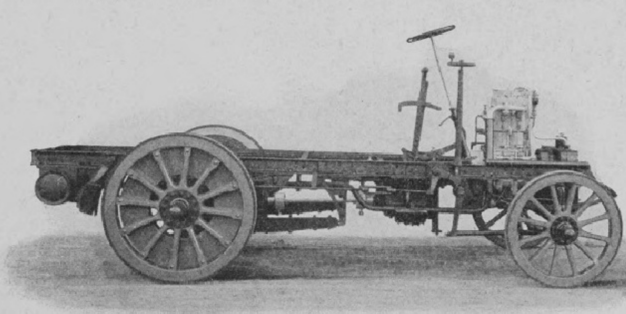


Fig. 2: Maschinengestell

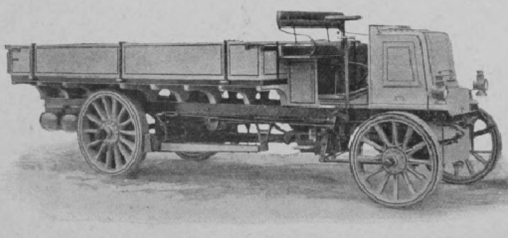


Fig. 3: Transportwagen



Fig. 5: Westfälischer Bierwagen



Fig. 6: Berliner Transportwagen

einen westfälischen Bierwagen und in Figur 6 einen Transportwagen nach Berliner Typus.

Als besonders interessant zur vergleichenden Betrachtung sei auf Bild 7 hingewiesen. Es zeigt einen Bierwagen für sehr schwere Lasten und sehr steile Wege. Das wird durch den Einbau starker Motoren erzielt. Der dargestellte Kraftwagen verfügt über eine Leistung von 20 Pferdekräften, die durch einen viercylindrigen Motor entwickelt werden. Man ist mit dem Wagen in der Lage, nicht nur beträchtliche Lasten, sondern auch noch beschwerte Anhängewagen zu transportieren. Trotz seiner großen Leistungsfähigkeit besitzt er doch eine gewisse Eleganz und Leichtigkeit in der Bauart. Seine Räder von 2 Metern Durchmesser haben z. B. nur eine Breite von 30 Centimetern. Diese fast spielende Ueberwindung der „Masse“ beweist, wie hoch die deutsche Automobiltechnik sich bereits entwickelt hat.

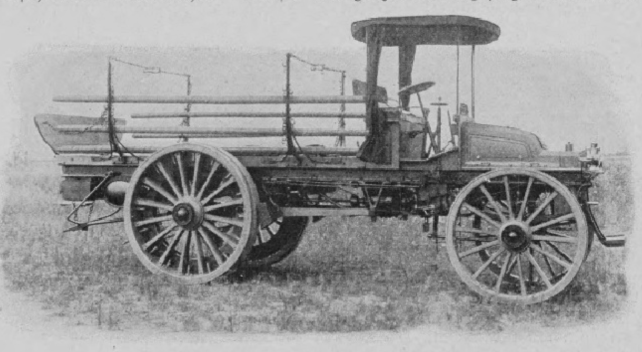


Fig. 7: Bierwagen für schwere Lasten und steile Wege

Der Charakter der deutschen Kraftwagenindustrie wird, wie wir bereits oben ausführten, nicht unwesentlich von dem Umstande beeinflußt, daß Deutschland kein reiches Land, kein Land des Luxus, sondern der Arbeit ist. Man versuchte deshalb Kraftfahrzeuge herzustellen, die keine zu hohen Ansprüche an das Vermögen ihres Erwerbers stellen; und das hat wiederum zur speziellen Durchkonstruktion der Motorzweiräder geführt. Es ist gelungen, Motorzweiräder für einen mäßigen Preis zu bauen, die durchaus sicher funktionieren. Unser Bild 8 zeigt ein solches, das mit einem kleinen, senkrecht stehenden Motor für $1\frac{1}{4}$ Pferdekraft ausgerüstet ist, der innerhalb des Rahmens fest und sicher eingefügt wurde. Der Fahrer wird in keiner Weise von den Auspuffgasen belästigt. Mit sich führt das Rad einen Benzinbehälter von 4 Litern Inhalt, der für 160 bis 180 Kilometer ausreicht, und einen geladenen Accumulator, der die Zündung veranlaßt, für eine Strecke von etwa 1500 Kilometern. Alle die verschiedenen Einrichtungen für das Inbetriebsetzen, für die Lenkung und für das Halten des Rades lassen sich ohne weiteres mit einem Handgriffe ausführen. Das Motorzweirad kann also thatsächlich als ein praktisches Verkehrsmittel bezeichnet und empfohlen werden. Sollte dem Fahrer der Benzinvorrat ausgehen, so kann er seine Maschine jeden Augenblick wie ein gewöhnliches Zweirad behandeln; er kommt also niemals in Verlegenheit. Auch die Betriebskosten stellen sich gering. Das Motorzweirad braucht für das Kilometer nur etwa für $\frac{3}{4}$ Pfennig Benzin, gleichgültig, ob es gemächlich die Geschwindigkeit eines Fußgängers einschlägt oder die Konkurrenz mit dem Schnellzug aufnimmt und über eine Strecke von 60 Kilometern in der Stunde dahinbraust.

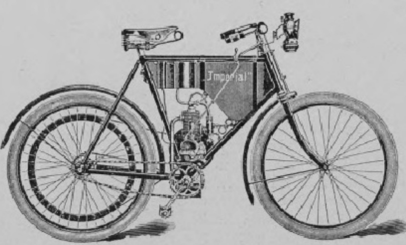


Fig. 8: Motorzweirad

Franz Bendt

Der Wilderer

Charakterstudie aus dem bayrischen Hochgebirge

von

Anton Freiherrn von Perfall

(Schluß)

Loisl macht sich. Der Rehgeiß folgt ein Gamsjahrling und ein Stück Wild in das Stallfenster des Lippl. Aber mit der goldenen Kette für das Katherl ist es immer noch nichts. Das geht alles für die Abzahlung für die Büchs auf, und das Katherl hört nicht auf, ihn zu mahnen.

Da probiert's der Loisl eines Tages auf eigne Rechnung, ganz allein — der Martl nutzt ihn doch nur aus. Das ist ein andres Birschen, ein andres Gelüst! Den ganzen Sonntag steigt er umeinander im G'wänd. Ein Gamsbock, wie er ihn damals gesehen hat auf der Ahornalm, wär' halt das Höchste! An Bart haben s' auch schon, November war's. Das gäb' doch was zum Renommieren — und der Aerger von Martl!

Im Geißkar probiert er's, da wurl'ts grad von Gams, und der Jagermarl ist heut mit seinem Kavalier auf der andern Seiten. Grad 's Herz geht ihm auf — und ob a Jagerbluat in ihm steckt! Er hätt's selber net so g'meint.

Die ersten Stück, die ihm schußgerecht kommen, sind ihm zu schlecht, — ein richtiger Bock muß her!

Von Graben zu Graben schleicht er, Grat auf, Grat ab, grad auf den Wind paßt er noch zu wenig auf in seinem Eifer. Jeden Augenblick pfeift ein Gams, und dahin geht's, daß die Steine rasseln.

Einmal aber erreicht er's doch. Eine Gams springt ihm entgegen, keuchend vor Hetz. Aha! Jetzt wird er gleich da sein, der Bock! Er denkt an nichts andres mehr, druckt sich hinter die Latschen und paßt.

Da ist er schon! A Mordskerl! Kohlschwarz! Stehen bleibt er auf fünf Schritt!

Das Herz schlegelt dem Loisl, da nimmt er sich aber zusammen — die goldene Kett'n fürs Katherl blitzt vor seinen Augen. Im Schnall kugelt der Bock in den Graben, und der Loisl thut einen lauten Juchschrei vor lauter Freud, — dann hinunter zum Bock!

Die Kruk'n! Und der Bart! Er kann sich nicht genug schauen, und alle guten Lehren des Martl sind vergessen.

Er wendet den Bock hin und her, prüft die Schußwunde — mitten am Blatt! Endlich kommt er doch zur Besinnung, thut den Rucksack herunter, hebt den Bock auf, zwingt ihn mühsam hinein, dann auf damit. Er langt nach seiner Büchse — da: „Rühr di net, oder i schiaß!“ gellt's ihm von irgendwo entgegen.

Das Entsetzen fährt ihm in die zitternden Beine, er läßt den Bock fallen, die Büchse. Da steht er wahrhaftig dicht vor ihm, der Jagermarl, in seiner ganzen Größe, den Büchslauf auf ihn gerichtet: „Hab' i di amal, Lump!“

Die schwarzen Augen brennen wie Kohlen: „Dein' Bart abi!“

Loisl versteht nicht, kann kein Glied rühren.

„Den Bart abi!“ brüllt der Furchtbare, „oder hin bist!“

Da reißt er den falschen Bart mit zitternder Hand herunter. Der Marl lacht hell auf. „Meiner Seel', der Loisl! Na wart, Bürschl, dir werd' i's austreib'n!“

Und her über ihn und gleich mit dem Bergstock über den Kopf geschlagen. Da faßt Loisl die Wut, und eine unbändige Kraft kommt über ihn. Er fährt dem Jäger an die Gurgel. Ein tolles Geraufe beginnt in dem steilen Graben — aber zuletzt ist doch der Marl Herr.

Der Loisl liegt am Boden, neben dem Gamsbock, auf Gnade und Ungnade.

„Eigentlich soll i glei' a End' mach'n mit dir,“ meint der Marl. „Bleibst do a Lump dein' Lebtag lang — aber no, a g'fährlich'r wirst ja nia —, so will i di leb'n lass'n. Auf mit dem Bock! Auf! Und koan Muckser mehr, sonst —“

Der Loisl ist völlig gebrochen. Er thut, was man von ihm verlangt, mit dem Bock auf dem Rücken ist er ohnehin dem Jäger überlassen.

So geht's den Berg hinunter. Er voraus, Marl hinterher, mit fertiger Büchs. Und was er alles zu hören kriegt!

„So a Loamlatt'n! Der will a no wildern! Und juchazen that er a no! So an Dumma fangt ma' net glei' wied'r!“

Und so fort in allen Tonarten. In Loisl häuft sich der Groll, schlimme Bilder tauchen in seinem Hirn auf, ein wilder Trotz, die ganze verschrobene Wilderermoral, die ihm noch recht giebt. Dann kommt das Aergste. Am hellichten Tag durchs Dorf! Die Leut' laufen zusammen.

„Da schaugts 'hn an, den Loisl! Wer hätt' das denkt!“

Kein Wort des Bedauerns, des Mitleids. Ja, wenn er ein Bauernsohn wär', aber ein ledig's Kind, das der Gemeinde grad Geld gekostet, so ei'm g'schieht grad recht! Was braucht so was auf die Wildbahn gehn!

Der Förster donnert ihn furchtbar an: „Ins Zuchthaus g'hörst, Mensch, verworfener! I werd' dir's scho einbrock'n.“

Der Marl red't noch, als wenn er ihn hätt' umbringen wollen. Fluchtverdächtig ist er auch. Also gleich fort damit auf das Landgericht. Arm's Katherl, jetzt ist die goldene Ketten dahin und der Loisl damit!

Vier Monate hat er bekommen, unter den erschwerenden Umständen, die sich nach Aussage des Jagermarl ergaben.

Der Rieser ist ein richtiger Vollbauer und haßt alle Lumperei, — natürlich will er nichts mehr von ihm wissen. Und ein Knecht, den der Rieser fortgejagt hat, ist für ein andres richtiges Haus auch nichts mehr nutz.

Da sitzt er nun. — Halt! Einen Ausweg giebt's noch. Von jeher war die Wilderei das hohe Examen für den Jagddienst. Etwas sträubt sich in ihm dagegen. Wenn er einmal mit dem Martl zusammen käm', oder mit irgend einem, ganz gleich, müßt' er sich nicht schämen? Könnt' er schießen auf einen, der auch nicht mehr gethan, als er jetzt? In Loisl steckt so was wie ein Charakter. Aber es muß sein, er muß sich ja sein Brot verdienen.

Also zum Förster! No, der hat ihn anders angefahren, — was er denn glaubt, ob die Jagerei für die Lumpen da sei?

„Ja, aber, Herr Förster, — der Marl — hoaßt's — war früher a a Schütz —“

„Der Marl? Der Marl — und du! Der Marl war wenigstens a richtiges Jagerbluat! Da kann man noch an Auge zudruck'n, aber so a Dummian wia du, der juchets, wenn er an Gamsbock druckt, den kann man sein Lebtag nicht brauchen. Das schlag dir nur glei' aus dem Kopf. Z'fürcht'n bist a net rar. Du wirst dir wohl a Lehr' g'nomm'n hab'n, daß du zu dem G'schäft net taugst. Also b'hüt di Gott, Loisl.“

So ist er entlassen. Nicht weil er ein Wilderer ist, sondern weil er ein schlechter ist. Die Moral vergiftet ihn ganz. No, das wär' ja no z'ändern mit der Zeit.

Vorderhand heißt's Brot schaffen und — das ist sein Hauptgedanke — eine neue Büchse. Die vom Martl liegt ja bei G'richt. So taglöhnert er halt im ganzen Thal umeinander, einmal da, einmal dort, und hält die Gendarmerie, unter deren Aufsicht er ja steht, zum Narren. Dabei wird man nicht besser. Das Geld geht drauf, das Wirtshaus wird zur Heimat, die schlechte Kameradschaft bleibt nicht aus, und wer unter Polizeiaufsicht steht, braucht sich auch nicht für zu gut zu halten.

Das geht alles noch, aber das Katherl ist wie ausgewechselt! Sie kann die Gefängnisluft nicht vertragen, die an ihm haftet, das Gehänsel mit dem Zuchthäusler. Erst hat's geweint, ihn bedauert, dann hat's ihm förmlich den Abschied geb'n und dann — das war der fürchterlichste Schlag — keine vier Wochen darauf hat das Katherl ein goldenes Ketterl gehabt, ein viel schöneres wie das Marei.

Jetzt ist alles ein Ding, die ganze Welt sein Feind, jetzt handelt sich's nur noch um eins — eine Büchs muß her.

Und der Loisl schuftet einen Monat lang im Thal herum, kein Wirtshaus sieht ihn mehr. Der Loisl macht sich wieder, meint der Herr Kommandant. Woher aber die Büchs nehmen, ohne Verdacht zu erregen? Der Martl ist längst nicht mehr im Thal, nachdem ihm der Boden zu heiß geworden. Da muß der Lippl helfen, dem darf man schon trauen.

Und der Lippl hilft. Vermißt er doch schon lang neue Ware vor dem Stallfenster — haben ja keine Schneid mehr, die Burschen. Der Loisl bekommt die schönste, nagelneueste Büchs. Die eine Hälfte bezahlt er bar, die andre läßt der Lippl auf dem Geschäft stehen, das er erwartet.

*

Die Rauschermühl ist ein elender, aus Holz und Bruchstein gefügter Kasten, an dem windschief ein vermoostes, längst nicht mehr gebrauchtes Rad hängt. Der Rauscher läßt es wohl nur hängen, um den unschuldigen Namen „Mühle“ sich zu wahren. In Wahrheit ist sie eine Spelunke übelster Art. Im ewig feuchten Schatten einer mächtigen Steinwand gelegen, nicht weit von der Tirolergrenze, bildet sie einen jener Unterschlupfe für alles erdenkliche lichtscheue Volk, dem trotz aller sicheren Kenntnis seiner Art nicht gut beizukommen ist.

An solchem Ort ist der ganze dunkle Betrieb in ein wohlgefügtes System gebracht. Alles greift ineinander, alles dient nur einem Zweck. Da ist jede Ueberraschung ausgeschlossen, jede Hausuntersuchung umsonst, jede verlangte Aussage eine Lüge. Da giebt es keine Ordnungsstörung, keine Rauferei, keine noch so kleine Uebertretung, an die man ansetzen könnte. Die Rauschermühle spielt in der Anzeigeliste der Polizei und der Grenzwache keine Rolle, und doch weiß jeder, was er davon zu halten hat.

In der rauchgeschwärzten Stube, mit einem Fenster wie eine Schießscharte, dem Bache zu, sitzen drei Gesellen in Pfeifenqualm und Schnapsdunst. Der Rauscher, ein kleines behäbiges Mandl mit einer Biedermannsmiene, — ein schwarzer Tiroler, das Hütl windisch auf dem Ohr, im kurzen Janker und braunkarierter Hose, — und der Loisl.

Totblaß ist er, um Jahre gealtert. Die Nase tritt jetzt habichtscharf hervor, das Auge ist unstet, und die Hand zittert, die das Schnapsglas zum Munde führt. Er kommt geradeswegs aus dem Zuchthaus, und der Jagermaxl war es, der ihn hineingebracht hat. Morgen verläßt er das Land, der Boden ist ihm zu heiß geworden. Nach Tirol geht sein Weg, von da aus ins Amerika vielleicht, wo's noch keine Jagdgesetze giebt, überhaupt kein Gesetz, wo noch jeder thun kann, wie er mag.

Auf der Kraxen neben ihm liegt seine ganze Habe. Grad einkehren hat er noch einmal wollen beim Rauscher, und nun sitzt er schon seit der Früh' da und vertrinkt seinen Zorn und sein Wehdam ums Scheiden von der Heimat.

Immer wieder geht's über den Jagermaxl los, der ihn ins Loch gebracht; immer erhitzter wird sein Blut.

Der Ruprecht, der Kollege vom Maxl, ist vor einem Jahr hinaufg'schossen worden. Glück hat er auch noch gehabt, die Kugel hat ihm bloß den Arm abgeschlagen. Und herauskommen ist nix, trotz aller Bemühung der Polizei.

„Da hab's natürli i sein müaß'n. Haussuchung hab'n s' g'halt'n. A lausigs Schrötl hab'n s' g'fund'n, a Schlinga, und Rehhaar im Rucksack, und mitg'nomma hab'n s' mi a scho. Nacher is losgange, von an Amtstisch zum andern, und alle Tag hin und her g'fragt, daß i ganz dumm worden bin. Richti' bring'n sie's 'raus, daß i an dem Tag, wo das mit dem Ruprecht passiert ist, im Revier draußen war. Z'letzt hab's i selb'r zuageb'n müaß'n, das Drauß'nsei' — 's andre natürli net. Der Ruprecht selb'r hat net schwör'n könna — und do hat er so 'rumg'redt, daß g'langt hat: ‚I moan scho, der Loisl war's. D' Größ', 's G'schau, d' Fährt'n! G'wes'n is er's scho, aber i kann net schwör'n, Herr Amtsricht'r.‘ Schaug amal so an Tropf an, so an elendig'n, und der Maxl giebt erst recht sein Senf drein und der Först'r — und verurteilt hab'n s' mi.“

Der Rauscher zeigt sich empört, schimpft über das Gericht. „Drum sag' i,“ flüstert der Tiroler über den Tisch, „glei' richti' oder gar net.“

Der Loisl kaut an seiner Pfeifen, noch tiefer erscheinen seine Züge. „Recht hast, ganz recht. 's g'hört ihna net mehra, den Jagern, den Maxl voraus.“

„Woaßt was,“ meint der Tiroler, „i that eahm no a paar Stückl druck'n, eh' i gang. Grad ums Aergern. Und wenn er dir grad kam' — was?“ Der Tiroler kneist hinterlistig die Augen zusammen.

Der Loisl schnauft schwer auf, eine Röte steigt auf auf der bleichen Stirn — und der Tiroler hetzt und hetzt. „Du, Loisl, hast du scho g'hört von der Stoanerfranzkathl?“

Der Loisl wird unruhig.

„Heirat'n thuat's.“

„Da gratulier' i dazua,“ meint der Loisl, seine Erregung hinter Spott verbergend.

„No, nacher suach 'n nur auf dazua, dein guat'n Freund.“

„Wen?“

„No, den Jagermaxl halt.“

Das Gesicht des Loisls verzerrt sich, seine Faust klammert sich um den Pfeifenstiel. „Den — die Kathl?“ Sein Blick irrt unstet auf dem Tisch herum, aber er spricht lange kein Wort. „No ja, was kann mir daran lieg'n, wen die heirat! I gunn s' eahm.“ Rasch stürzt er sein Glas Enzian hinunter, dann wird er ganz still, aber ein Glas nach dem andern trinkt er.

Dem Tiroler wird der blasse, schweigsame Mann unheimlich — er drückt sich.

Kaum ist er fort, nimmt der Loisl seine Kraxen auf die Schulter und zahlt. „Und jetzt giebst mir mein Büchs, Rauscher, grad für oan Tag. Was i schiaß', g'hört dein.“

Der Rauscher zögert. Die Büchse ist bei ihm versetzt, und der Loisl kommt wohl nie wieder. Aber es ist ihm nicht zu trauen heut, so schaut er darein.

Der Loisl folgt ihm in die Nacht hinaus. Der Rauscher bringt die Büchs aus dem Heuschober.

„Leer komm' i net, verlaß di drauf.“

Der Loisl geht.

Der Rauscher schüttelt bedenklich den Kopf. Morgen werden wir halt die Gendarmen im Haus haben. Lange kramt er noch auf der Tenne, im alten Mühlraum. Dann rückt er die Uhr in der Stube gleich um eine Stunde vor. Das ist für alle Fälle. Ein alter Rauscherkniff. Mit einer solchen Uhr laßt sich viel machen.

*

Im Geiskar braut der Nebel. Das ist der Feind des Jägers, der das Stück erst erkennen muß, ehe er es streckt, ob es auch schußbar — und der Freund des Wilderers, der keine Wahl kennt und in dem Nebel Deckung sucht.

Loisl macht seinem Lieblingsplatz den letzten Besuch. Er kennt jeden Steig, jedes passierbare Band in der Wand, jeden Gamswechsel. Lautlos schleicht er, die Büchse unter dem Arm, die vollgepackte Kraxen am Kopf, für alle Fälle. Im Schlimmsten deckt sie ihm noch den Rücken gegen eine Kugel.

Heute aber sind seine Gedanken nicht bei der Sache, sie schweifen zurück auf die Ahornalm. Da hat's angefangen, die Leidenschaft und der Haß — dann das kleine Häusl unter der Ries — das liebe blonde Katherl, g'schwor'n hätt' er auf ihre Treu, und do is nur an a goldnen Ketterl g'hängt, net dicker wia a Fad'n. Wer woaß, wia's sonst ganga wär'! — Vielleicht säß' er jetzt bei ihr in dem kleinen Häusl und a Hauf'n Kinder — und in einer Wochen sitzt der Jagermaxl bei ihr, an seiner Stell'. — Daß der Mensch ihm immer wieder dazwischen kommen muß! Sein Fluch ist er, sein Unglück!

Wenn er ihn jetzt bekäm'! — Und doch hat er sein' Herrgott gedankt, daß er bei dem Ruprecht a bißl z'weit links abkommen ist. Er hätt' überhaupt net g'schoss'n, wenn er net z'wung'n g'wes'n wär' dazua. Aber das war der Ruprecht, a harmloser Mensch — beim Jagermaxl wär's anders — ganz anders, — da wär's eine alte Abrechnung.

Ein Gamspfiff weckt ihn aus seinen Träumen. Seltsam, der beste Wind — vielleicht do wer um die Weg'?

Vergebens sucht sein Auge den Nebel zu durchdringen, sein Ohr ein Geräusch zu hören — umsonst, lautlose Stille!

Jetzt kommt der Rollgraben, wo der Maxl ihn g'stellt hat. Leer ist der nie.

Die Leidenschaft packt ihn wieder. Er kriecht tief gebückt durch die Latschen auf den Grat — schaut hinunter — Richtig! Da liegt schon eines unten — grad ein schwarzer Batzen — aber es langt schon für sein gutes Auge.

„Bang!“ — kugelt schon 'nunter — er nach — ohne auf die abgehenden Steine zu achten. Jetzt juchzt er schon lange nicht mehr vor einem gefallenen Stück, aber bei dem dichten Nebel ist's nicht so gefährlich.

„A guat'r Bock a no.“

Er bricht ihn auf. Das heiße rote Blut, das ihm über die Hand schießt, bringt ihn auf sonderbare Gedanken.

Da, wie aus den Wolken die Stimme von damals: „Rühr di net, oder i schieß'!“

Eine dunkle zerflossene Gestalt steht neben ihm — der Maxl, kein Zweifel! Aber diesmal erstarrt er nicht, im Gegenteil, eine Blutwelle steigt ihm ins Gehirn. Er greift nach der Büchs, hebt sie, fängt schon das Ziel — da blitzt es auf aus dem Nebel, ein stechender Schmerz, ein Stoß gegen die Brust — dann wirft es ihn nieder. Er faßt nach einem Latschenzweig, hält sich daran —

„Hund, schlechter! Verdammt bist.“ — Da versagt ihm die Sprache — ein schwarzer Schatten beugt sich über ihn.

„Himmel! Der Loisl!“

Es liegt mehr wie Erstaunen in dem Ton. „Du hast's ja selb'r so woll'n. Was bist denn aufg'fahr'n!“

Ein haßerfüllter Blick trifft den Jäger aus den brechenden Augen. „Katherl!“ formt es sich noch auf den blassen Lippen, dann läßt die Faust den Zweig los, — der Loisl kugelt den Rollgraben hinunter samt seiner Kraxen. Bis der Jagermaxl nachsteigt, ist er tot.

„Es hat ihm ja net mehr g'hört, dem Lump'n — aber do — wenn i denk' — Sakra, liab'r wär's ma, wenn er wied'r aufstand!“

Aber der Loisl steht nicht mehr auf. An der strengen Kette der Notwendigkeit endet hier seine Bahn. Nicht einmal der Unwille der Dörfler wird durch seinen Tod erregt, wie gewöhnlich in solchen Fällen. Er war eine Last im Thal von Kindesbeinen an — gut, daß er weg war. Den Jagermaxl trifft kein Verschulden.

Zwei Wochen darauf hält er Hochzeit mit dem Katherl und zieht in das kleine Häusl ein.

Der Rauscher hat seine Uhr umsonst gestellt. Die Büchs war auch verloren, mit der geht jetzt der Jagermaxl.

Der Loisl ruht an der Kirchhofmauer, ganz hinten beim Pfarrstadl, ohne Kreuz, ohne Stein, zwischen Selbstmördern und fahrendem Volk. Nur eine alte Frau weiß jetzt noch genau die Stelle, die Jagerkathl. Sie wird euch aber sofort noch zu einem andern Grab führen, mitten unter den „guten Leuten.“ Ein einfacher weißer Stein, von wildem Epheu umrankt, darauf steht:

Hier ruht der ehrenwerte
Herr Maximilian Lechner, königl. Jagdgehilfe.
Gefallen den 3. Oktober 18 . . von Wildererhand.

Das Tättowieren in Bosnien

Von

Pile Lotin

Vor ungefähr zwei Jahrzehnten machte ich im Hafen von Salonichi die Bekanntschaft eines alten Türken. Er war Hilfsarbeiter und stand mit aufgeschürzten Hemdärmeln, der Aufträge harrend, vor der Brücke eines Segelschiffes. An seinem rechten Arm gewahrte ich ein Zeichen, das mich veranlaßte, dem Manne näherzutreten. Es war eine regelrechte Tättowierung, wie man sie bei den Urvölkern der Ozeanländer zu finden pflegt. Mein Verdacht, eines jener Individuen vor mir zu haben, die hinter Kerkermauern zu solchen Zeichen gelangen, erwies sich als irrtümlich, denn Arif Mehmedowitsch versicherte



1. Arif Mehmedowitsch

mir, in seiner Heimat, einem Dorfe Nordalbaniens, gäbe es genug Volk, das solche „Schnitte“ trage. Auf die Frage, wozu das Zeichen diene, weshalb er es trage, erwiderte Arif mit Achselzucken: „Wie es die andern gethan, so ich auch.“ Die Erwartung, in der Stadt und Umgebung von Elbassan viele Leute mit Tättowierungen zu finden und die richtigen Aufklärungen über deren Zweck zu erhalten, wurde getäuscht. Im ganzen Kreise stieß ich nur auf zwei Männer von hohem Alter, die ähnliche Zeichen am Arme trugen, doch leiteten mich ihre Angaben auf die Spur jener Gegenden, wo das Tättowieren noch allgemein üblich ist. „Bei uns Gläubigen,“ sagten die Moslems, „ist das nur selten zu finden, aber drüben (in Bosnien) findest du es bei jedem Christen.“

Mit ihrer Behauptung hatten die beiden Moslems teilweise recht. In Mittelbosnien giebt es ganze Kreise, deren Einwohnerschaft dem Tättowieren huldigt. Mann und Frau, groß und klein, von einer gewissen Altersgrenze angefangen, tragen an den Armen, oft auch an Brust und Stirn, nicht selten mit Stolz, die bläulichen Striche und Kreuzchen zur Schau. Eine Fülle der mannigfachsten Formen bieten ihre oberen Extremitäten dem Auge dar. Schöne Frauen und liebreizende Mädchen verunzieren derart ihre schneeweißen Arme. Freilich kann nach den örtlichen Begriffen von einer Verunzierung nicht die Rede sein, denn die Frauenwelt ist hier gerade so eitel wie anderwärts. Dieser Art des Körperschmückens müssen also besondere Motive zu Grunde liegen. Manche der Zeichen habe ich zu jener Zeit kopiert, auch über Zweck und Vorgehen bei Tättowierungen Notizen gemacht, in der Absicht, sie späterhin nach genauerem Studium der wissenschaftlichen Welt zu übergeben. Mittlerweile haben sich auch zwei Forscher des Gegenstandes bemächtigt, Physikus Dr. Glück und Kustos Dr. Truhelka, die in den „Mitteilungen des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums“ eingehende Arbeiten darüber veröffentlichten. Soweit deren Ausführungen meine Aufzeichnungen vervollständigen, seien sie hier benutzt.

Das Tättowieren steht gegenwärtig noch in voller Blüte in den Kreisen Trawnik, Visoko, Fojnica, Prozor, Bugojno, Sarajewo und Banjaluka; auch am unteren Vrbas und teilweise in der Gegend von Vijaka und in einzelnen Ortschaften des Narentathales wird es noch geübt. Je weiter man von diesen Kreisen nach Süden oder Osten kommt, desto schwächer findet man die Tättowierungen vertreten, hingegen werden sie durch die ganze nordwestliche Richtung immer häufiger angetroffen. Während sich die Bevölkerung in der letztgenannten Gegend mit kleinen Kreuzen und punktierten Ringen begnügt, suchen die Einwohner der letzterwähnten Himmelsrichtung für das Tättowieren ihrer Arme und Hände immer nach neuen Motiven. So haben die Zeichnungen im Laschwa- und Ramathale die kompliziertesten Formen erreicht. Vornehmlich die Frauen weisen die schönsten und üppigsten Motive in den Tättowierungszeichen auf; die Männer nehmen oft mit einem einzelnen Kreuzlein, einem Zweiglein oder einem Sternchen vorlieb. Nur selten tragen sie ein ganzes Ornament. Das oben erwähnte Zeichen Arif Mehmedowitschs bildet eine Ausnahme, auf die ich noch zurückkomme.

Die ganze Bevölkerung jener Kreise, in denen der Brauch der Tättowierung vorherrscht, bildet den Kern der katholischen Einwohnerschaft Bosniens. Es sei auch demgemäß festgestellt, daß dieser Brauch fast ausschließlich von den Katholiken ausgeübt wird. In seltenstem Falle bedienen sich seiner die Mohammedaner, die orthodoxen Christen verschmähen es überhaupt, ihre Körperteile mit solchen Zeichen zu versehen. Bei dem Umstand, daß das Volk diese Tättowierung ohne Unterschied der Form und Größe einfach „Kreuze“ oder „Kreuzlein“ benennt, sollte man denken, diese in Europa zweifellos einzelnstehende Sitte sei christlichen oder genauer christlich-katholischen Ursprungs. Dem ist aber keineswegs so. Auch die von mehreren Anthropologen vertretene Ansicht, das Tättowieren müsse bei den ersten christlichen Slaven in Brauch gekommen sein, ist vollständig ungerechtfertigt. Kein geschichtliches Dokument weiß darüber zu berichten. Hingegen sprechen alle Anzeichen dafür, daß diese Sitte aus heidnischer Zeit stammt. Wir müssen also im Altertum danach suchen.

Unter den Völkerschaften, die zur Römerzeit die Balkanhalbinsel bewohnten, war, wie Plinius berichtet, allein den Daziern und Sarmaten das Bemalen des Körpers bekannt. Im Gegensatze zu Gallien, wo nur Frauen ihren Körper mit gemalten Zeichen schmückten, war es hier auch bei den Männern zu finden. Das wiederholte Auftragen der Farben scheint diesen Balkanvölkern mit der Zeit zuwider geworden zu sein. Sie fanden daher eine Methode, die „Bilder“ auf ihrem Körper dauernd zu erhalten, indem sie sich die Farbe mit Nadelspitzen in die Haut ritzten. So ein dazisches Zeichen, sagt Plinius, sei noch im vierten Geschlechte an dem Finger der Nachkommen zu bemerken gewesen. Der Brauch scheint jedoch von den Skythen gekommen zu sein, von denen einige Stämme durch gebrannte Zeichen den Adel ihrer Familie kundthaten. Auch die Illyrer pflegten, wie aus Strabo zu entnehmen, ihre Körper zu „punktieren“. Aus diesen geschichtlichen Daten erhellt zur Genüge, daß die Vorfahren der heutigen Bosniaken diesen Brauch von den alten Völkern übernommen und auf ihre Nachkommen vererbt haben.

Nun entsteht die Frage, welche Tendenz verbinden die katholischen Bewohner Bosniens von heute mit diesem Brauch? Sie betrachten ihn als Zeichen der Zusammengehörigkeit, und so ist die Tättowierung in unsern Tagen als Symbol des Katholizismus in Bosnien aufzufassen. Wahrscheinlich erkannten in den schweren Tagen der türkischen Knechtschaft die Christen, gewaltsam ihrem Glauben abtrünnig gemacht, einander an diesem Zeichen. Und so hat dieser Brauch immer tiefere Wurzeln gefaßt, bis er zur unumstößlichen Formel der bäuerlichen Katholiken Bosniens geworden ist. Die Leute glauben fest daran, daß ein solches tättowiertes Emblem, selbst chirurgisch entfernt, immer von neuem entstehe. Die Fälle waren in früheren Zeiten nicht selten, daß ein Moslem, wollte er zum Christentum übertreten, sich die Zeichen in die Haut schneiden ließ. Auch über Arif Mehmedowitsch wurde mir in dessen Heimat erzählt, er habe in der Absicht, eine reiche christliche Witwe zu heiraten, sich der Nadel des Operateurs hingegeben, doch sei aus der Verbindung nichts geworden, und Arif, von seinen Glaubensgenossen verspottet, habe sein Dorf verlassen, um nie mehr dahin zurückzukehren. Noch anfangs der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts existierte in Jerusalem eine förmliche Gilde von Tättowierungsoperateuren. Diese übten ihr Handwerk ausschließlich an Christen aus. So oft fremde Christen zum Besuche des heiligen Grabes kamen, wurden sie von diesen Operateuren mit dem Antrag bestürmt, zur Erinnerung an ihr Verweilen im heiligen Lande den Arm mit einer Tättowierung (Kreuz oder Lilie) versehen zu lassen. Sie legten dem Pilger eine Menge von farbigen Mustern vor, die zumeist schon an den Wänden ihrer Wohnung sichtbar waren. Von hohen Herrschaften ließen sich die Operateure Zeugnisse über die Tüchtigkeit ihrer Arbeiten ausstellen. Wenn das Attest vom 2. April 1862, das Gabriel Charmes („Voyage en Syrie“, Paris 1881) gesehen, richtig ist, dann ist auch der Träger einer der mächtigsten Kronen der Welt zugleich Träger eines solchen auf seinen Armen tättowierten „Kreuzes von Jerusalem“.


2. Mädchen aus dem Ramathale

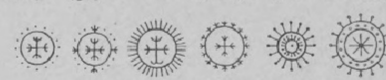

3. Junge Frau aus dem Laschwathale

So wie der Brauch des Tättowierens häufiger anzutreffen ist, je mehr man sich dem Zentrum der von Oesterreich-Ungarn occupierten Länder nähert, ebenso unterscheiden sich auch die gebräuchlichen Formen der Zeichen in den einzelnen Kreisen, je nachdem deren Träger in Ortschaften mit fast rein katholischer Bevölkerung oder in Bezirken gemischter Konfession wohnen. Die Ornamentik an den Armen des Mädchens aus dem Ramathale (Fig. 2) ist auf den ersten Blick von jener in Laschwa und Bila (Fig. 3 und 4) zu unterscheiden. Während die Motive der beiden letzteren eine unverkennbare Verwandtschaft bekunden, zeigen die der ersteren eine abweichende Charakteristik. Sie äußert sich in erster Linie durch den inneren Teil der Kreisverzierungen. Zumeist wird bei diesen das Kreuz verwendet. Dieses Moment ist aber, nach übereinstimmender Ansicht der Gelehrten, nicht auf christliche Anschauungen zurückzuführen. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die Hauptelemente der Körperornamentik bei den Wilden jenseits des Ozeans ebenfalls aus solchen Kreuzen bestehen. Die Vereinigung des vertikalen und horizontalen Striches und die zu einem einzigen Kreis sich verdichtenden Punkte bildeten wie bei allen Völkern, so auch bei den Urstämmen der Balkanhalbinsel den Ausgangspunkt aller Kunst. Kreuz und Kreis sind demgemäß auch als Elemente der ornamentalen Kunst des Volkes zu betrachten. Wie sich das einfache Kreuz zu einem geschmackvollen Motiv der Ornamentik entwickelt, ist aus den Figuren 5 bis 11 zu


4. Mädchen aus der Umgebung von Bila

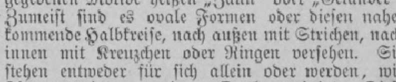

5 6 7 8 9 10 11

entnehmen. Bis Nr. 9 bildet es den Grundstock des Bildes, bei 10 dient es als Verzierung, bei 11 endlich geht es in die Gestalt eines Sternes über. Man beachte schon in diesen Figuren die kleinen Teile der Zeichnung, die an den Spitzen der Linie wahrnehmbar sind: nach außen oder nach innen gestellte Halbkreise und Winkel, die ihrerseits wieder mit solchen Elementen überdacht sind. Diese Momente sind auch in dem Entwicklungsgang des Kreises (Fig. 12 bis 17) anzutreffen. Die ersten

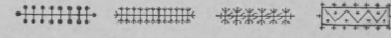

12 13 14 15 16 17

zwei Ringe sind mit Punkten umgeben; in diesen beiden wie in den weiteren zwei Ringen bildet das verzierte Kreuz den Inhalt. Fig. 16 und 17 haben sich davon emanzipiert. Nebst den Strichen und Punkten sind es Ringelchen, die die Form charakterisieren.

Allen diesen Motiven sind wir bereits bei den tättowierten Armen der Fig. 2 bis 4 begegnet. Betrachten wir diese genauer, so kann uns nicht entgehen, daß die Tättowierungen nach einem gewissen Stil auf den Körperteilen der Träger geordnet erscheinen. Wir erblicken Verzierungen der äußeren Handteile, an den Handgelenken, am Unter- und Oberarme. Die in den Figuren 18 bis 21 wieder-


18 19 20 21

gegebenen Motive heißen „Zaun“ oder „Geländer“. Zumeist sind es ovale Formen oder diesen nahekommende Halbkreise, nach außen mit Strichen, nach innen mit Kreuzchen oder Ringen versehen. Sie stehen entweder für sich allein oder werden, wie Fig. 19 zeigt, zu einem Oval vereinigt. Diese „Zäune“ gehören ausschließlich den Frauenornamenten an und werden immer an den oberen Teilen der Hand getragen; ihnen am nächsten stehen die „Armbänder“ (Fig. 22 bis 25). Dem Namen

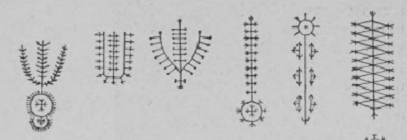

22 23 24 25

entsprechend befinden sie sich ausnahmslos an den Handgelenken und bestehen aus einer von Querstrichen durchbrochenen Linie oder einem Parallelogramm, dessen Inneres mit Linien in Zickzack und Punkten gefüllt ist. In der Charakteristik ähnlich, in der Form abweichend von den vorigen sind die „Zweiglein“ (Fig. 26, 27). Auch der obere Teil der nächsten Zeichnung (Fig. 28) zählt zu dieser Kategorie. Mit den zwei Ringen der unteren Partie verbunden, ergiebt diese Figur die „Jeliza“, die „kleine Tanne“, da die verzierte Horizontallinie der oberen Hälfte für die Bezeichnung des Ganzen maßgebend ist. Die folgenden drei Abbildungen (Fig. 29 bis 31) nennt man die „Aehren“, hingegen sind Fig. 32 und 33 einfache „Sterne“. Denkt man sich diese Sterne in vergrößerter ovaler Form, so entsteht der „Morgenstern“. Er dient zur Verzierung der äußeren Handfläche in der Nähe des „Armbandes“. Sehr beliebt ist die Gruppe



Morgen an der Salzach

Nach dem Gemälde von August Fink

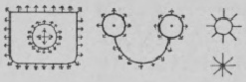


28 26 27 29 30



31—33

„Sonne, Mond und Sterne" (Fig. 34 bis 36), die aber nicht in allen Gegenden gleiche Verwendung findet. Zumeist wird diese Gruppe auf die obere Handfläche in die Nähe der Fingergelenke gesetzt, doch findet man sie auch häufig oberhalb des Handgelenkes am unteren Teile des Armes. Die hauptsächliche traditionelle Anordnung der Tättowierungszeichen zeigt Fig. 37. Was darüber hinausgeht, ist auf Rechnung des einzelnen Individuums zu stellen. Auch in diesem Punkte hängt es von der Eitelkeit der Bosniakin ab, ob sie Hand und Arm mit „Aehren" und „Zweiglein" allein oder noch mit der genannten Gruppe ausschmücken will. Hier sei nur noch hinzugefügt, daß die „Kreuzlein" — um den Volksausdruck zu gebrauchen — nicht immer auf Hand und Arm beschränkt bleiben. Frauen tragen mit Vorliebe Zweiglein oder Aehren auch am Brustbein, Männer oft ein einfaches Motiv auf der Stirn. Dieses letztere verliert sich jedoch mehr und mehr.



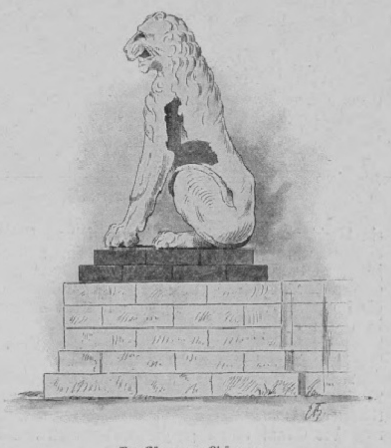
34 35 36



37

Wie die meisten aus der Heidenzeit stammenden Volkssitten und Bräuche steht auch die Tättowierungsmanie der bosnischen Katholiken in engstem Zusammenhange mit bestimmten, alljährlich sich wiederholenden Ereignissen in der Natur. Das gilt besonders für die Frage des Zeitpunktes, wann die Punktierung der Haut vorgenommen werden soll. Der Tag ist allerdings nicht fixiert, doch heißt es allgemein, man müsse mit dem „Ritzen" beginnen zur Zeit, wann sich die ersten Blüten zeigen: am Josephstage, Palmsonntag oder an irgend einem Tage der Karwoche. Die größere Zahl derjenigen, die sich mit den unverwischbaren Zeichen schmücken wollen, wählt den Josephstag. Das ist wieder nicht mit der Weise des christlichen Feiertages zu erklären. Der Namenstag des heiligen Joseph fällt eben auf den 19. März, also genau in die Zeit der Frühjahrssonnenwende. Dieser Moment des Brauches ist nur mit Rücksicht auf seine heidnische Entstehung erklärlich. Und so wie mit der Prozedur des Tättowierens im ersten Viertel des Jahres begonnen wird, so befinden sich auch diejenigen, denen die Prozedur gilt, im Vorfrühling ihres Lebens. Sie stehen ausnahmslos zwischen dem 13. und 16. Jahre ihres Daseins. Bei dem unmittelbaren Akt des Tättowierens wird nun folgender Vorgang beobachtet: Am Morgen des Josephstages oder des Palmsonntages versammelt sich die ganze für die Operation bereits reife Jugend einer Familie im Hofe oder im Gesindezimmer. Entweder das betreffende Individuum unternimmt es selbst, den linken Arm oder die linke Hand mit den Strichen zu versehen, oder es überläßt dies einer älteren Frau, die darin bereits eine besondere Geschicklichkeit erlangt hat. Häufig erweisen sich gegenseitig Freunde und Freundinnen diesen Liebesdienst. Drei Gegenstände werden bei dem Vorgange verwendet: die stumpfe Seite einer Nadel, eine spitze Ahle und eine besondere dunkle Tinte. Mit der stumpfen, von der Tinte geschwärzten Nadel wird zuerst die Kontur des Ornamentes auf der Haut fixiert, dann erst wird mit der Ahle so lange immer tiefer in die Haut geritzt, bis das Ornament fertig dasteht. Die Wunde wird sodann mit Seiden-, resp. Zigarettenpapier oder mit einem Stück des sogenannten Wachspapieres bedeckt, das dem Zigarettentabak als unmittelbare Hülle dient. Diese Decke verbleibt 24 Stunden auf dem frischtättowierten Merkmal. Nach Ablauf dieser Zeit wird die Wunde mit frischem Wasser ausgewaschen; sie geht dann in den Heilungsprozeß über, der wieder einige Tage in Anspruch nimmt. Ist das eine Ornament fertig, wird mit dem andern begonnen, bis die Zahl dem Willen des Individuums entspricht. Es ist gleichgültig, ob die erste Tättowierung auf der Hand oder auf dem Arm angebracht wird. In der Umgebung von Laschwa ist es Brauch, mit der Zeichnung der Hand zu beginnen. Eigentümlich erscheint die Zubereitung der Tinte. Man nimmt dazu etwas Kohlenruß und knetet ihn mit Wasser und Honig zu einem flüssigen Brei, der sodann die Form von aufgelöster Tusche annimmt. Hie und da wird auch denaturiertes Schießpulver dazu verwendet.

Die Thatsache, daß die Prozedur des Tättowierens bei dem männlichen Geschlecht in vorgerücktem Knabenalter ausgeführt wird, ist ebenfalls auf die Heidenzeit zurückzuführen. Der Uebergang vom Knaben- zum Jünglingsalter ward zu allen Zeiten und fast bei allen Völkern in besonderer Weise gefeiert. Hier sind es äußere Zeichen, durch die der Eintritt in das Jünglingsalter kennbar gemacht wird. Wie lange dieser interessante, doch barbarische Brauch der Bosniaken sich noch erhalten wird, läßt sich nicht ermessen. Doch dürfte die fortschreitende Kultur des Westens auch ihm allgemach ein Ende bereiten.



Der Löwe von Chäronea

Der Löwe von Chäronea

Eines der bedeutungsvollsten Denkmäler in der Geschichte des alten Griechenland, ein Monument, das gewissermaßen den Markstein bildet auf der Scheide von Freiheit und Knechtschaft, soll demnächst der ihm drohenden Vernichtung entrissen und in seiner ursprünglichen Gestalt wiederhergestellt werden.

Als im Jahre 338 v. Chr. die Athener und Thebaner unter dem Zwange der Verhältnisse sich vereinigten, um dem übermächtigen und verschlagenen Eroberer Philipp II. von Macedonien den Eintritt in das eigentliche Griechenland zu verwehren, die verbündeten Truppen jedoch trotz aller patriotischen Aufopferung und heldenmütigen Tapferkeit bei Chäronea geschlagen wurden, errichteten die Besiegten ihren ruhmvoll gefallenen Kämpfern ein Denkmal, einfach, aber würdig und sinnvoll, das in seiner Art durch alle kommenden Jahrhunderte vorbildlich für ähnliche Anlässe geblieben ist. Ein mächtiger, imposanter Löwe, in ruhiger, selbstbewußter Haltung, die kraftvollen Tatzen wie verteidigungsbereit auf den Boden gestemmt, sollte noch späteren Generationen in der beredten Sprache des Steines verkünden, wie die Söhne von Hellas gekämpft hatten und für ihr Vaterland gestorben waren.

Ueber zwei Jahrtausende hielt der Löwe getreue Wacht über dem Schlachtfelde und den Gräbern von Chäronea, bis vor etwa 200 Jahren — man weiß nicht, ob infolge der langsam aber sicher arbeitenden Witterungseinflüsse oder durch mutwillige Zerstörerhand — das Standbild von seinem Postament herabstürzte und, in verschiedene Stücke zerborsten, allmählich in Schutt und Sand eingebettet wurde. Die Türkenherrschaft ging vorüber, Griechenland wurde frei — der Löwe schlummerte ungestört weiter. Erst vor einigen Jahren wurde die Idee der Wiederaufrichtung des historisch so wichtigen Monuments ernsthaft in Erwägung gezogen. Verschiedene Kommissionen wurden ernannt, verschiedene Archäologen und Architekten gaben ihre Meinungen darüber ab, wie die Restaurierung am zweckmäßigsten vorzunehmen sei. Im verflossenen Jahre wurde endlich eine Einigung erzielt. Der Ephorus für Altertümer, Dr. Sotiriades, der durch seine Ausgrabungen in Thermon bekannt geworden ist, erhielt den Auftrag, im Einverständnis mit dem Architekten Balanos die Umgebung des Denkmals zu säubern und Grabungen vorzunehmen, sowie die sonst noch erforderlichen Vorarbeiten durchzuführen. Der in Paris lebende griechische Bildhauer Sochos wurde ersucht, die Zusammenfügung des in sechs Stücke zerbrochenen Löwen und die Ergänzung der fehlenden Teile persönlich an Ort und Stelle zu bewirken.

Zuerst galt es, das Bildwerk auf eine feste Grundlage zu stellen. Das von den Alten benutzte Fundament, das durch Gräber der in der Schlacht Gefallenen gebildet wurde, konnte nicht mehr als genügend gelten und mußte durch eine moderne Unterlage von Porosstein ersetzt werden, über der sich eine aus Puzzolanerde hergestellte, 1,20 Meter tiefe Mauer erhebt. Daran schließt sich dann die eigentliche Basis, die teils aus den noch vorhandenen Ueberresten des alten Sockels, teils aus modernen verkleidenden und das Ganze fest zusammenschließenden Quadersteinen gebildet ist. Ueber der Basis lagern schließlich zwei Plinthen aus grauem pentelischen Marmor, die dazu bestimmt sind, die Löwenfigur unmittelbar zu tragen.

Der Löwe bestand ursprünglich aus drei Teilen, die durch eiserne Klammern zusammengehalten wurden; durch den Sturz sind aus den drei Teilen sechs geworden, die nunmehr in derselben Weise wie im Altertum zusammengefügt werden sollen. Glücklicherweise wird diese Arbeit keine besonderen Schwierigkeiten bieten, denn von der Figur sind Kopf und Mähne sowie die Vorderfüße sehr gut erhalten; nur eine Tatze und verschiedene Kleinigkeiten am Bauch und Rücken fehlen, die leicht zu ergänzen sind. Hinsichtlich der Abmessungen ist zu bemerken, daß die Vorderbeine bis zur Brust 2 Meter messen; die gleiche Höhe haben Hals und Kopf. Die ganze Statue hat eine Höhe von 4 Metern, der Unterbau eine solche von 3 Metern.

Mag das Standbild, vom künstlerischen Gesichtspunkt betrachtet, nicht zu den hervorragendsten Schöpfungen der altgriechischen Bildhauerei gehören, so viel ist sicher, daß es in der Umgebung, in die es gestellt ist, von wunderbarer Wirkung ist. Es ragt inmitten einer großen und schönen Ebene auf, die gerade bei Chäronea sich einige Meter über das gewöhnliche Niveau erhebt und von allen Seiten gleich deutlich und wirkungsvoll die massige Löwenfigur hervortreten läßt.

In allernächster Zeit wird die bereits im Bau befindliche Larissa-Eisenbahn, die auch das Chäronea dicht benachbarte Livadia berühren wird, Altertumsfreunden und Besuchern Griechenlands den „Löwen von Chäronea" näher rücken und ihnen Gelegenheit geben, ein geschichtlich und kulturhistorisch wichtiges Kunstwerk, für dessen Restaurierung die griechische archäologische Gesellschaft weder Kosten noch Mühe gescheut hat, in seinem alten Glanze wieder zu schauen und sich bei seinem Anblick in entlegene, ereignisvolle Epochen des schönen Hellas zurückzuversetzen.

Paul Engnath

Die Kinderbibliothek in Boston

Ein eigenartig fesselndes Bild bot sich mir am letzten amerikanischen Danksagungstage, als ich auf der Suche nach einem Buche in der öffentlichen Bibliothek zu Boston in einen Raum gelangte, dessen Schwelle ich vorher noch nie überschritten hatte. Gegen 700 Kinder waren um eine Dame versammelt, die Märchen erzählte. Ihr lebhaftes Mienenspiel und die Nachahmung der Stimmen der verschiedenen Charaktere, die in der Geschichte vorkamen, machten ihre Vortragsweise höchst dramatisch. Die Kinder saßen, standen und kauerten um sie herum und lauschten mit glänzenden Augen. Freude und Trauer, Hoffnung und Furcht malten sich deutlich auf den jungen Gesichtern, — es war ein merkwürdiges, nie zu vergessendes Bild.

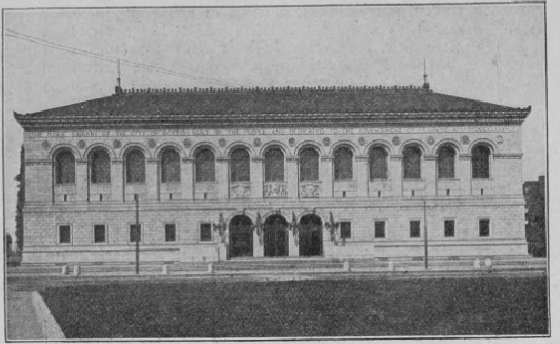
Dieser Saal, in dem die Märchenerzählerin die Kinder unterhielt, bildet mit einem anstoßenden, etwas kleineren Zimmer die sogenannte Kinderbibliothek im zweiten Stockwerk der prachtvollen öffentlichen Bibliothek Bostons. Vor ungefähr sechs Jahren wurden diese Räume für die Jugend eingerichtet. Das erste Zimmer, in das man eintritt, hat eine Höhe von anderthalb Stockwerken und empfängt sein Licht durch hohe, breite Fenster, nach der Westseite zu gelegen. Der Fußboden ist von Granit, die Decke, von der zwei Kronleuchter herabhängen, ist geweißt, und die Wände sind in pompejanischem Rot gehalten. An zwei Seiten dieses großen Raumes befindet sich eine Galerie, und darunter hängt eine Reihe von Bildern in Goldrahmen, Illustrationen zu einem Werke über George Washingtons Leben. An der dritten Wand ist eine

Sammlung von Handschriften der verschiedenen Präsidenten der Vereinigten Staaten und andrer berühmter amerikanischer Staatsmänner angebracht. Auf meine Frage sagte mir die Bibliothekarin, daß diese Sammlung bei vielen Kindern das größte Interesse errege und oft betrachtet werde. Längs der Wände befinden sich offene, nicht sehr hohe Repositorien, so daß die Kinder mit Hilfe einer kleinen Leiter selbst an die obersten Fächer heranreichen können. Nahe dem Ausgange steht der Schreibtisch der Angestellten, die die Bücherausgabe zu überwachen haben. Zu beiden Seiten des Raumes befinden sich Tische, um die höhere und niedrigere Stühle stehen. Blattpflanzen und die Bilder an den Wänden geben dem Raum ein freundliches Aussehen. Die Einrichtung des anstoßenden Zimmers ähnelt der des größeren in den Hauptsachen. Am Ende des ersten Gemaches bemerkte ich eine große Holztafel mit Bildern von allerlei Geflügel, dazu eine Liste von Büchern, die über diese Tiere handeln. Dies sollte die Kinder auf die Geflügelausstellung aufmerksam machen, die gerade damals in Boston stattfand.

Gegen 150 Kinder können an den Tischen in beiden Räumen Platz finden; an Sonn- und Feiertagen genügt dies freilich nicht. Die Anzahl der an solchen Tagen entnommenen Bücher beläuft sich durchschnittlich auf 375; laut statistischem Bericht wurden im verflossenen Jahre 64686 Bücher verliehen.

Das Benehmen der Kinder ist musterhaft, es kommt nur sehr selten vor, daß die Bibliothekarin einschreiten muß, und ein Wort der Ermahnung genügt, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Die Bücher werden im allgemeinen mit großer Schonung behandelt. Auch über die Ehrlichkeit selbst der allerärmsten Kinder sprach sich die Angestellte sehr lobend aus. Aus Gedankenlosigkeit und Unwissenheit tragen sie zuweilen Bücher mit sich fort, aber niemals ist hierbei eine böse Absicht bemerkt worden.

Die Bücher stehen den Kindern in der Bibliothek zur freien Verfügung, falls sie jedoch einige nach Hause nehmen wollen, müssen sie die Nummern von der Aufsichtsdame auf ihre Karte einschreiben lassen. Vom zehnten Jahre an hat jedes Kind ein Recht zu solcher Karte, die von seinem Schuldirektor unterzeichnet sein muß. Allen Kindern jedoch ist der Eintritt und der Gebrauch der Bücher gestattet, und die älteren Geschwister führen oft die jüngeren dahin, um ihnen mit leiser Stimme in einem entlegenen Eckchen Märchen vorzulesen. Auch die schönsten Bilderbücher und Mappen mit Photographien liegen auf den Tischen umher.



Die öffentliche Bibliothek in Boston

Reich und arm, alle Stände, alle Konfessionen, Rassen und Nationen sind hier vertreten, und ihre kleinen Angehörigen genießen miteinander friedlich, was der Staat ihnen so großmütig bietet. Niemand kümmert sich in der Bibliothek darum, wie häufig ein Kind zum Lesen kommt; das ist Sache der Eltern und der Schule. Nur über die Besucher während der Schulzeit wird eine Kontrolle ausgeübt.

Die Angestellten, lauter junge Mädchen und Frauen, behandeln die Kinder mit großer Freundlichkeit und helfen ihnen gern bei der Auswahl ihrer Lektüre. An Sonn- und Feiertagen sind zwei Männer als Extrahilfe angestellt, weil dann die Räume am meisten gefüllt sind und die größte Anzahl Bücher verlangt wird. Unter den 10000 Bänden der Kinderbibliothek befinden sich Märchen, Erzählungen, Bilder- und Gedichtbücher, Reisebeschreibungen, geographische und geschichtliche Werke, Gesellschaftsspiele und eine Anzahl Klassiker, für Kinder bearbeitet. Die Brüder Grimm und Andersen üben auch hier ihren großen Reiz auf die jugendlichen Gemüter aus. Die Erzählungen von Louisa M. Alcott kommen dann wohl zunächst; Hawthorne, Dickens und Shakespeare ziehen die Heranwachsenden an. Ein kleiner flachshaariger Junge verlangte Grimms Märchen in Deutsch, und auf meine Frage erzählte er, daß seine Eltern Deutsche wären und die Mutter ihnen immer diese Märchen erzählt hätte. Nun wollte er sie selbst lesen und den jüngeren Geschwistern die Bilder zeigen.

An Alltagen ist die Kinderbibliothek von neun Uhr morgens bis neun Uhr abends geöffnet, an Sonntagen von zwei Uhr nachmittags an. Wie viel sie dazu beiträgt, die Kinder zu tüchtigen Mitgliedern der Gesellschaft heranzubilden, liegt auf der Hand. Durch die ihnen hier gebotene Unterhaltung werden die Kleinen von den schädlichen Einflüssen der Straße ferngehalten, und Anregung der mannigfachsten Art bietet sich der wissensdurstigen Jugend in reicher Fülle dar.

Margarete Mitzlaff



Die Kinderbibliothek in Boston

Litteratur

Das deutsche Studentenleben ist heute nicht mehr das heiter unbekümmerte wie einst, denn der modernen Zeit, die an die Leistungen eines jeden die höchsten Anforderungen stellt, hat es sich ebenfalls anbequemen müssen, aber ein Hauch ritterlicher Romantik und Poesie ist ihm doch geblieben, und in den Grundzügen erscheint das Thun und Treiben unsrer akademischen Jugend kaum anders als vor fünfzig Jahren. Von diesem Gesichtspunkt aus mutet uns Gregor Samarows fesselnder Roman „Die Saxoborussen“, der soeben bei der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart in neuer Auflage erschienen ist (Preis geb. 5,50 Mark), durchaus modern an. Die Schlüsse, die aus den Schilderungen zu ziehen sind, treffen heute noch ebenso zu wie einstmals. Wenngleich manchmal die ungestüme Jugendlust überschäumt, so besteht doch das Leben im Corps nicht im ungezügelten Genuß, sondern es hat für den jungen akademischen Bürger eine hohe erziehliche Bedeutung, die für das ganze übrige Leben von Wert sein kann. Dies ist die tiefere Grundidee des Romans, die jedoch nicht lehrhaft auftritt, sondern von einer reich entwickelten, ungemein spannenden Handlung umrankt ist. Ihren geschichtlichen Hintergrund bildet der badische Aufstand von 1849, in dem es den Mitgliedern des berühmten Heidelberger Corps der Saxoborussen beschieden war, eine Art politischer Rolle zu spielen. Eine große Anzahl der damals vielgenannten Personen wird dem Leser in sicherer Charakteristik vorgeführt. Der Roman bringt manche ergreifende Scene, aber sein Hauptgepräge ist doch das eines frisch quellenden Humors, einer reinen Lebensfreude, wie man sie wohl empfindet im Zauber Alt-Heidelbergs. Die Hauptscenen der packenden Handlung hat E. Cucuel, der bekannte Maler, in flotten Bildern wirkungsvoll vor Augen gerückt.

— Seine wechselreichen Erlebnisse im dunkeln Erdteil schildert Dietrich E. Braun in dem Buche „Auf und Ab in Südafrika“ (Berlin, Fontane & Comp.). Mitte der neunziger Jahre zog der Verfasser nach den Burenstaaten, das Glück zu erjagen, und in mancherlei Dingen, den verschiedensten Beschäftigungen mußte er sich versuchen, um den Broterwerb zu gewinnen. Nach vielem „Auf“ und „Ab“ gelang es ihm, eine feste Position zu erringen, und sorglos konnte er in die Zukunft blicken, da kam der Krieg, der seinen Wohlstand vernichtete, sein Besitztum der Zerstörung preisgab. Er focht in den Reihen der Buren und gehörte zu jenen Kämpfern, die auf portugiesisches Gebiet gedrängt wurden und dort interniert blieben, bis endlich der Friedensschluß erfolgte. Der Verfasser schildert unbefangen, und wenngleich er die Härte der englischen Kriegführung tadelt, so ist er doch auch nicht blind gegen die Fehler der Buren. In allen Beschwerden und Gefahren hatte er, wie seine frische Darstellung beweist, einen guten Kameraden, den Humor, der ihn auch in der bedenklichsten Lage nicht verließ. Einige Abbildungen rücken bemerkenswerte Episoden vor Augen.

— Anton Schott, der sich mit seinen urwüchsigen Erzählungen aus dem Böhmerwalde einen guten Namen erworben hat, bietet ein Werk der gleichen Art in dem Buche „Das Glücksglas“ dar (Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung). Es handelt sich um einen ähnlichen Vorwurf wie beim berühmten „Glück von Edenhall“, dessen mutwillige Zertrümmerung dem stolzen Hause den Untergang bringt, nur ist die Sache ins schlicht Bäuerliche übertragen. Zunächst scheint es auch hier, als ob die Vernichtung des Glücksglases verhängnisvoll werden solle, aber durch die bezwingende Kraft der Liebe werden die schlimmsten Folgen abgewendet. Die Erzählung ist sehr stark mit Dialekt durchsetzt, aber er bietet keine besonderen Schwierigkeiten. Viele Abbildungen von Fritz Berger veranschaulichen die Hauptphasen der anziehenden Geschichte.

Notizblätter

Die Alboni-Büste in der Pariser Musikakademie

Im Foyer der Musikakademie zu Paris ist eine Marmorbüste der einst hochgefeierten Altsängerin Marietta Alboni aufgestellt worden, die den Höhepunkt ihres Ruhmes in der französischen Hauptstadt erreichte und dieser bei ihrem Tode (23. Juni 1894) ein Vermögen von zwei Millionen Franken für wohlthätige Zwecke hinterließ. Marietta Alboni war am 26. März 1826 zu Cesena in der Romagna geboren und kam, nachdem sie in verschiedenen europäischen Hauptstädten mit wachsendem Erfolge aufgetreten war, 1847 an die italienische Oper zu Paris, der sie bis zu ihrem Rücktritt von der Bühne, 1868, treu blieb. Seitdem lebte sie zurückgezogen in dem Vororte Ville d'Avray. Die jetzt aufgestellte Büste ist ein Werk des jungen Pariser Bildhauers Moncel; die greise Prinzessin Mathilde Bonaparte, die einst mit der berühmten Sängerin befreundet war, hat die vorzügliche Porträtähnlichkeit anerkannt.



Die Alboni-Büste in der Pariser Musikakademie

Parlamentarischer Frühschoppen bei Bismarck

(Zu dem Bilde Seite 569)

Alljährlich, wenn der Tag wiederkehrt, da er das Licht der Welt erblickte, wenden sich die Gedanken der Deutschen dem großen Kanzler zu, und neben all dem Gewaltigen, Unvergänglichen, das er geschaffen, taucht auch manch heiterer Zug in der Erinnerung auf. Niemals nun gab sich der eiserne Kanzler liebenswürdiger und gemütlicher als beim parlamentarischen Frühschoppen, zu dem er die Einladungen an die Angehörigen aller Parteien ergehen ließ. Auch Windthorst, der bedeutendste Gegner Bismarcks, folgte gern diesen Einladungen, und mit einer von ihnen ist ein launiger Scherz verknüpft, den Ernst Henseler in dem von uns wiedergegebenen Bilde festgehalten hat. Windthorst hatte im Reichstage eine heftige Philippika gegen den akademischen Frühschoppen gerichtet und damit natürlich in der studierenden Jugend entschiedenen Widerspruch hervorgerufen. Als nun bald darauf die Zeitungen meldeten, daß beim Kanzler ein parlamentarischer Frühschoppen stattfinden und auch Windthorst der Einladung folgen werde, da sendete eine Anzahl Rostocker Studenten an letzteren eine Depesche ab, die, dem Adressaten im Reichskanzlerpalais übergeben, die Worte enthielt: „Aber Excellenz, Frühschoppen!“ Natürlich erregte der Vorfall große Heiterkeit, aber Windthorst wußte die Lacher auf seine Seite zu ziehen, indem er sagte: „Probieren geht über studieren.“

König Albert-Gedächtnis-Stiftung

Um das Gedächtnis des verstorbenen Königs Albert von Sachsen zu ehren, soll eine König Albert-Gedächtnis-Stiftung errichtet und am 19. Juni 1903, dem Todestage des Monarchen, der Königin-Witwe Carola zur freien Verfügung für die von ihr begründeten Liebeswerke überreicht werden. Es hat sich für diesen Zweck ein Landesausschuß gebildet; die Sächsische Bank mit ihren Filialen wird als Hauptsammelstelle der gespendeten Beiträge thätig sein.

Ein geheizter Stadtteil

Zentralheizungen für einzelne Gebäude sind seit geraumer Zeit im Gebrauch, neu ist aber der Versuch, solche für ein ganzes Stadtviertel einzurichten. Sandusky, die betriebsame Hauptstadt des County Erie im nordamerikanischen Staate Ohio, hat diesen Versuch im letzten Winter unternommen und 100 Häuser an eine Heizzentrale mit einem Rohrnetz von 3000 Metern Länge angeschlossen. Das Ergebnis war nicht nur in technischer Hinsicht durchaus befriedigend, sondern auch in finanzieller, da man sowohl für den einzelnen wie für die Allgemeinheit bedeutende Ersparnisse feststellen konnte.

Die Dichterin Emile Erhard

Ihren 70. Geburtstag feiert am 2. April Frau Emilie von Warburg, unter ihrem Dichternamen Emile Erhard in weiten Kreisen geschätzt. In Danzig 1833 als Tochter des Husarenoffiziers Freiherrn v. d. Goltz geboren, verlor sie in jungen Jahren ihren Vater, der zuletzt Major im Generalstabe war, und wurde 1854 zur Hofdame bei der Prinzessin Friedrich Carl, der Gemahlin des berühmten Heerführers, ernannt. 1863 vermählte sie sich mit dem Kammerherrn Major Georg von Warburg, mit dem sie durch 30 Jahre in glücklicher, nur durch andauernde Krankheit des Gatten getrübter Ehe lebte. Schon in früher Jugend verriet sie litterarische Begabung, doch erst in den siebziger Jahren trat sie in die Oeffentlichkeit, und zwar mit dem Roman „Gräfin Ruth“, mit dem sie sich sofort in die vordere Reihe der deutschen Erzählerinnen stellte. Es folgte seitdem eine stattliche Anzahl weiterer Schöpfungen, die gleich dem erstgenannten Buche fast sämtlich bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen sind. Wir heben davon namentlich hervor die Romane „Im Spiegel“, „Die Rose vom Haff“, „Die Lehnsjungfer“ und die Novellen oder Novellensammlungen „Turf und Parkett“, „Das Meerweibchen“, „Zwischen Havel und Spree“, „Onkel Hermann“ und „Ein Fragezeichen“. Endlich sei noch das eigenartige, namentlich in Sportkreisen geschätzte Buch „Aus Fortunios Erinnerungen“ erwähnt, worin die Verfasserin gewissermaßen eine Monographie des einst berühmten Gestüts Ivenack in Mecklenburg giebt. In ihren Romanen und Novellen, die sich alle der wiederholten Auflagen rühmen, verbindet Emilie von Warburg reiche Phantasie mit flotter Darstellung, und auch die goldene Gabe des Humors ist ihr ausgiebig zubemessen. Mögen ihr Schaffenslust und Schaffenskraft, deren sie bisher sich in hohem Maße erfreut, auch fernerhin treu bleiben.

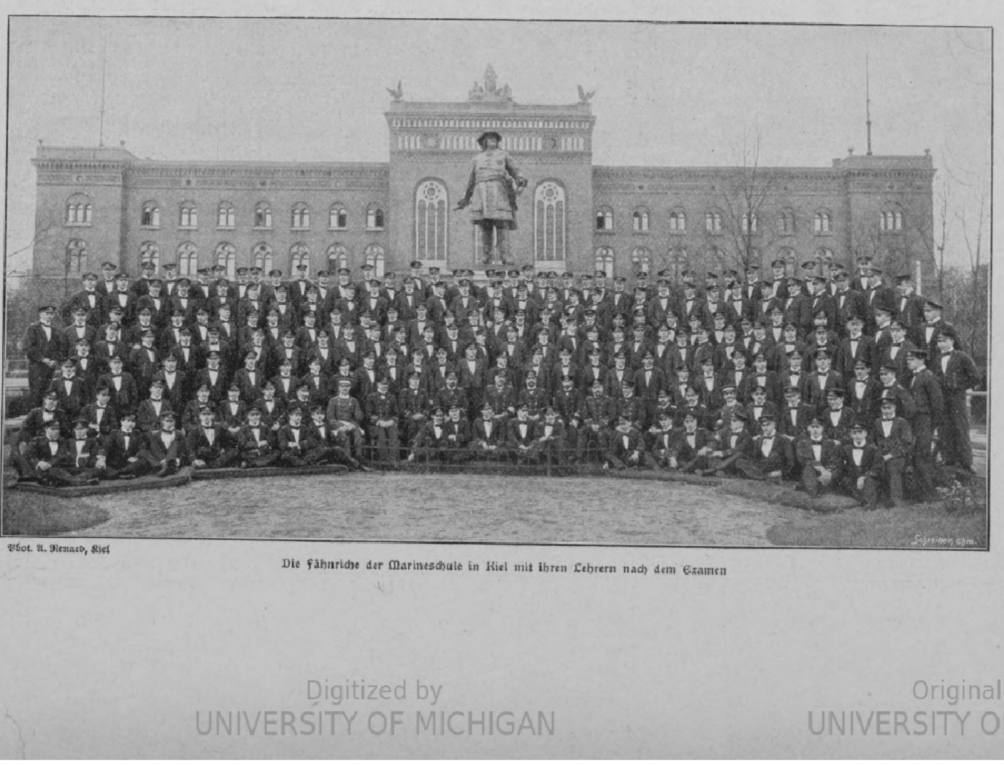


Emile Erhard (Emilie von Warburg)

Eine Fahrt durch die Stromschnellen des Katsuragawa

(Siehe das Bild Seite 575)

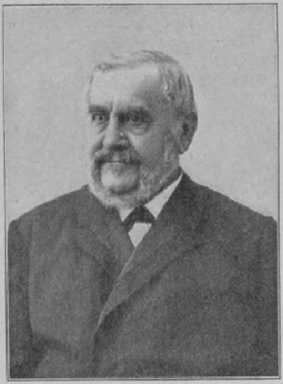
Von Tokio, der jetzigen Hauptstadt des japanischen Inselreiches, bringt uns die Eisenbahn in 17 Stunden nach Kioto, auch Saikio, d. i. Hauptstadt des Westens, genannt, weil sie bis zum Jahre 1868 während eines Zeitraums von tausend Jahren die Residenz des Mikado auf der Insel Nipon gewesen ist. Kioto ist noch heute die drittgrößte Stadt des Landes und die erste Industriestadt Japans, besonders ausgezeichnet durch ihre Seidenwebereien, Silber-, Bronze- und Emailwaren, Porzellan- und Steingutfabrikation. Sie wird viel von Fremden besucht, weil sie nicht nur noch immer das Bild des echten, unverfälschten japanischen Lebens bietet, sondern auch eine ungemein liebliche Umgebung hat. Wer nach Kioto kommt, unterläßt es wohl selten, einen Ausflug an den Biwasee zu machen und einen zweiten nach Hozu, um von dort aus eine Vergnügungsfahrt durch die Stromschnellen des Katsuragawa zu unternehmen. Das Dorf Hozu am Katsura (Gawa heißt Fluß), wo man Boote für diese interessante Fahrt bekommt, ist etwa 19 Kilometer von Kioto entfernt, und die Strecke dorthin wird am zweckmäßigsten in der



Phot. A. Renard, Kiel

Die Fähnriche der Marineschule in Kiel mit ihren Lehrern nach dem Examen

Jinrikischa oder Jinrikscha, einem von Kulis gezogenen zweiräderigen Fuhrwerk, zurückgelegt. Wenn man morgens rechtzeitig aufbricht und in Hozu vorher ein Boot bestellt, so daß man dort sofort einsteigen kann, läßt sich die ganze Tour einschließlich der Flußfahrt bis Araschiyama und wieder zurück nach Kioto in einem Tage ausführen. In Hozu, wo das Boot am Ufer bereits wartet, wird zunächst die Jinrikscha darin untergebracht, und auch die beiden Kulis, die sie gezogen haben, machen die Fahrt mit, weil Araschiyama ein ganz kleiner Ort ist, in dem man kein derartiges Transportmittel bekommt. Nachdem alsdann die Passagiere Platz genommen haben, wird vom Ufer abgestoßen und das Boot alsbald von der rapiden Strömung des Flusses fortgerissen. Es sind tiefe Fahrzeuge mit flachem Boden, mit zwei Leuten bemannt, von denen — wie auf unserm Bilde zu sehen — jeder eine lange Lenkstange handhabt und der eine vorn, der andre hinten im Boot steht. Schon von fern hört man das Brausen der Stromschnellen, und wenn das Boot sich der ersten mit geradezu unheimlicher Schnelligkeit nähert, so verspürt man doch ein gelindes Unbehagen. Sieht man dann aber, wie sicher und ruhig die Bootsleute das Fahrzeug lenken, so gewinnt man bald volles Vertrauen in ihre Gewandtheit und genießt mit Behagen die Schönheit dieser eigenartigen Fahrt durch die tosenden Wirbel. Oft scheint das Boot geradezu gegen einen Felsblock anrennen zu wollen, allein eine einzige Bewegung der Stange lenkt es seitwärts, so daß es zwischen zwei Klippen hindurch in den schäumenden Strudel hinabschießt. Die tosende Brandung droht es zu verschlingen, aber schon hat es die Strömung des Flusses wieder gefaßt und führt es der nächsten Kaskade zu. Nachdem die letzte Stromschnelle passiert ist, wird die Oberfläche des Wassers wieder eben und glatt, und gleich darauf ist auch schon das Dörfchen Araschiyama erreicht, wo man landet. Es ist etwa 18 Kilometer von Hozu entfernt, allein die Strecke wird dank der rapiden Strömung in erstaunlich kurzer Zeit zurückgelegt. In Araschiyama besteigt man dann wieder die ans Land gebrachte Jinrikscha, um nach der alten Kaiserstadt Kioto zurückzukehren.



Phot. F. F. Langhans, Prag

Ladislaus Freiherr von Rieger †

Die Dauer eines Augenblicks

Allbekannt ist Nikolaus Lenaus wehmutsvoller Ausspruch: „O Menschenherz, was ist dein Glück? Ein unbewußt geborner Und, kaum gegrüßt, verlorner, Unwiederholter Augenblick!“ Wie lange aber ein „Augenblick“ im eigentlichen Sinne des Wortes, also das unwillkürliche Schließen und Heben der Augenlider, dauert, wird wohl nicht leicht jemand anzugeben wissen. Es ist daher immerhin dankenswert, daß man neuerdings durch ein einfaches Verfahren die gewöhnlichen Bewegungen der Augenlider näher untersucht und dabei auch die Durchschnittslänge eines sogenannten Augenblicks festgestellt hat. Es wurde am Rande eines Lides ein ganz kleines Stückchen Papier befestigt und dann die Bewegung durch photographische Momentaufnahmen fixiert. Es ergab sich, daß sich das Augenlid sehr schnell abwärts bewegt, dann aber für einen kurzen Moment anhält, bevor es sich ganz schließt; langsamer geht die Aufwärtsbewegung vor sich. Die mittlere Dauer der Abwärtsbewegung wird zu 75 bis 91 Tausendsteln einer Sekunde angegeben, während die Zeit bis zum völligen Augenschluß 15 bis 17 Hundertstel, die Dauer der Hebung des Lides 17 Hundertstel einer Sekunde währt. Ein ganzer Augenblick dauert demnach etwa 0,4 oder nicht ganz eine halbe Sekunde.

Ladislaus Rieger †

Im 85. Lebensjahre verschied am 3. März in Prag Dr. Ladislaus Freiherr von Rieger, der einst vielgenannte tschechische Staatsmann. Am 10. Dezember 1818 zu Semil bei Gitschin geboren, studierte er in Prag die Rechte, verließ aber bald die juridische Laufbahn, um sich der Politik zuzuwenden. Im Frühjahr 1848 wurde er in den österreichischen Reichsrat gewählt, wo er als Führer der Slaven bald großen Einfluß gewann. 1860 trat er mit seinem Schwiegervater, dem Geschichtschreiber Palacky, an die Spitze der tschechischen Partei und stellte ein föderalistisches Programm auf. Im Jahre 1868 unterzeichnete er die Deklaration des böhmischen Staatsrechts und der nationalen Forderungen der Tschechen, in deren Folge die Tschechen von 1863 bis 1879 sowohl dem Reichsrat wie dem böhmischen Landtag fernblieben. Das Regiment Taaffe, das den Slaven entgegenkam, führte Rieger und seine Gesinnungsgenossen in den böhmischen Landtag und dann in den Reichsrat zurück. Er wurde ein Hauptführer der regierungsfreundlichen föderalistischen Mehrheit und das Haupt der tschechischen Fraktion. Zu seinem 70. Geburtstag brachten ihm seine Landsleute ein Nationalgeschenk von 100 000 Gulden dar. Aber mit dem Aufkommen der Jungtschechen, die ihn mit ihren nationalen Forderungen noch übertrumpften und den Ausgleich mit den Deutschen bekämpften, zu dem Rieger die Hand bieten wollte, verlor er mehr und mehr an Einfluß und zog sich aus dem politischen Leben zurück. Im Jahre 1897 erhielt er den Freiherrntitel und wurde in das Herrenhaus berufen.

Luftverbesserung in Krankenhäusern und Wohnräumen

Ein französischer Chemiker, George François Jaubert in Paris, hat eine Entdeckung gemacht und auch in Deutschland gesetzlich schützen lassen, die es ermöglicht, aus billigen Stoffen Mischungen herzustellen, die bei bloßer Berührung mit Wasser bedeutende Sauerstoffmengen entwickeln und deshalb ein treffliches Mittel zur Luftverbesserung in geschlossenen Räumen bieten. Die Erfindung beruht auf der Erfahrung, daß die Superoxyde der Alkalien und Erdalkalien, besonders des Natriumsuperoxyds, mit Chlorkalk in gewissem Verhältnis zusammen gemischt, in Gegenwart von Wasser sich unter Entwicklung von Sauerstoff zersetzen. Die durch chemische Zusammensetzung entstandenen Körper, denen Patronenform gegeben ist, sind sehr hart und sehen wie Porzellan aus. Der Erfinder nennt sie Oxylith. Sie ergeben schon in kaltem Wasser eine kräftige Sauerstoffentwicklung ohne jegliche, diese Wirkung beeinträchtigende Nebenerscheinung, und können daher unbedenklich zur Luftverbesserung Verwendung finden.

Russische Meldereiter

Versuchsweise wurden 1895 auch im russischen Heere Meldereiter bei 24 Infanterie-Divisionen (je 13 Mann) und 6 Schützenbrigaden (je 6 Mann) aufgestellt, die man mit ausrangierten Kavalleriepferden beritten machte. Die Versuche sind so befriedigend verlaufen, daß jetzt jedem Regiment zu 4 Bataillonen 13 Mann und den Einzelbataillonen je 3 Mann zugeteilt werden sollen; sie erhalten kirgisische und uralische Steppenpferde. Bisher gehörten die Meldereiter zu den Kundschafterabteilungen bei den Stäben, den sogenannten Jagdkommandos, künftig aber bilden sie eine selbständige Abteilung.

Bühne

„Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis,“ dürften sich die Goethe-Kundigen gesagt haben, die in Paris die große Sarah Bernhardt in dem nach ihr benannten Theater als „Werther“ über die Bühne schreiten sahen. Pierre Decourcelle, ein sonst nicht ungeschickter Vaudevillist, hat sich unterfangen, unsers Wolfgang Goethe empfindsamen Roman „Die Leiden des jungen Werther“ zu einem Rührstück mit Knalleffekt zu verarbeiten, und der Figur des Helden bemächtigte sich die altehrwürdige Sarah, um ihrem „Hamlet“ und ihrem „L'Aiglon“ eine neue Hosenrolle hinzuzufügen. Der Vorführung ging eine ungeheure Reklame voraus, die, sich in das Wohlthätigkeitsmäntelchen hüllend, einen vielberufenen Lehrsatz dahin variierte, daß der Zweck keine Mittel scheut. Den armen bretonischen Fischern sollte der Ertrag der ersten Vorstellung zufließen, und durch Wochen vorher veröffentlichte der „Figaro“ Listen solcher Personen, die erhebliche Summen über den gewöhnlichen Eintrittspreis gezeichnet hatten. Die höchste dieser Spenden für zwei Orchesterfauteuils, im Betrag von 3000 Franken, trug den Vermerk „aus Deutschland“. Und trotz dieser und zahlreicher andrer reicher Gaben soll der Reinertrag der „Gala de Werther“ — so war die erste Aufführung getauft — nur 25000 Franken betragen haben! Immerhin möglich, denn Werther war zu einer Art Ausstattungsstück gestaltet, dessen Kosten wohl abgezogen wurden, bevor die armen bretonischen Fischer zu ihrem Gelde kamen. Selbstverständlich war der edlen Sarah auch eine effektvolle Sterbescene, in welchem Genre sie so groß ist, auf den dürren Leib geschrieben, aber gleich im Beginn des Spiels hatte unser deutscher Werther die Seele ausgehaucht.

— Arthur Schnitzlers Renaissance-Drama „Der Schleier der Beatrice“, das im Deutschen Theater zu Berlin unter luxuriösem Pomp in Scene ging, fand nur eine laue Aufnahme. Ein großer Aufwand unnütz war verthan.

— Litterarisches Interesse erweckte im Schauspielhause zu Dresden die Aufführung von Shakespeares Lustspiel „Der Widerspenstigen Zähmung“ in der Bühnenzurichtung von Dr. Karl Zeiß. Während man bisher die nur einen kleinen Teil des Urtextes enthaltende Bearbeitung Deinhardsteins benutzte, hat Zeiß die Schlegel-Tiecksche Uebersetzung gewählt und den vielfältigen Wechsel des Schauplatzes nach Möglichkeit einzuschränken gesucht. Dies ist ihm nach Angabe der Kritiken trefflich gelungen, und so erzielte das Werk in der neuen Darbietung eine große Wirkung.

— Im Neuen Deutschen Theater zu Prag errang das Tanzpoem „Gemma“ des Grafen Geza Zichy lebhaften Beifall. Der Autor, Komponist und Dichter zugleich, hat versucht, das Ballett durch melodramatisch vorgetragene Worte zu beleben. Freilich weicht er damit vom bisherigen Ballett erheblich ab, denn bei ihm sprechen die Ballerinen und tanzen die Darsteller. Aber vielleicht ist damit eine neue Kunstform angebahnt, und wenn dies der Fall sein sollte, so werden in Zukunft die Bühnenleiter darauf achten müssen, daß ihre Mimen auch flott pirouettieren und die Ballerinen im süßen Wohllaut der Stimme deklamieren können. Der Kapellmeister, der die Prager Aufführung leitete, führt den Namen Blech.



Postbeförderung über den zugefrorenen Chiemsee



Aufnahmen von Franz Kugler, Prien

Leichenbegängnis über den zugefrorenen Chiemsee

Der Chiemsee in Eisesbanden

Nur sehr selten in Winterszeit kommt es vor, daß das „Bayrische Meer“, wie man den am Fuße der Alpen belegenen See im südöstlichen Teile von Oberbayern benannt hat, vollkommen zufriert, aber in diesem Jahre ist es geschehen. Da entwickelt sich denn auf der weitgedehnten, 192 Quadratkilometer sich erstreckenden Fläche ein Treiben, das ganz verschieden war von dem, wie es die Reisenden und Sommergäste an den Gestaden des herrlichen Sees kennen. Der Nachen, der sonst die silberne Flut durchfurchte, ist durch den Schlitten verdrängt, auf dem die Transporte zwischen den verschiedenen Ortschaften am Ufer und auf den Inseln bewerkstelligt werden. Unsre Bilder geben hiervon anschauliche Proben. Seit zwanzig Jahren geschah es zum ersten Male wieder, daß ein Leichenzug sich über die Eisdecke des Chiemsees bewegte.

Totenschau

Oberlandbaumeister Geh. Oberbaurat Karl Adolf Canzler, 84 J., † 2. März, Dresden. — Gottfried Schwab, Lyriker und Romandichter, 52 J., † 2. März, München. — Geh. Sanitätsrat Dr. Paul Secchi, bekannter Badearzt in Reinerz, 59 J., † 4. März, San Remo. — Porträtmaler Albert Mosé, 68 J., † 4. März, Wien. — Schlachtenmaler P. O. Kowalewski, 60 J., † 4. März, Petersburg. — John Robert Guthery, einst beliebter Komiker, 80 J., † 5. März, Berlin. — Ascania Branca, vormals ital. Minister für öffentl. Arbeiten, 63 J., † 5. März, Neapel. — Prof. Gaston Paris, bed. Sprachforscher, 64 J., † 6. März, Paris. — Geschichtsmaler Theodor Köppen, 75 J., † 6. März, Nymphenburg. — Stephan v. Bitto, ungar. Staatsmann, 1874—75 Ministerpräsident, 81 J., † 7. März, Budapest. — Tenorist Hermann Krug, 34 J., † 8. März, Mannheim. — Wirkl. Geh. Oberjustizrat Dr. Wilhelm Starke, verdient um die Reform des Gefängniswesens, 79 J., † 9. März, Berlin. — Prof Dr. Julius Viktor Carus, bed. Zoologe, 79 J., † 10. März, Leipzig.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

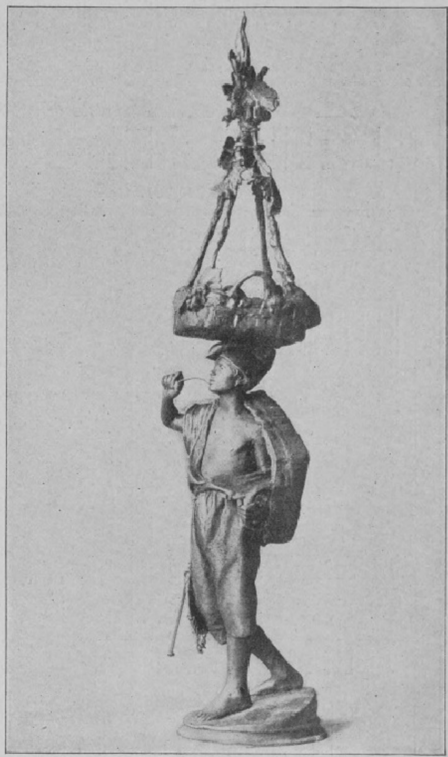




Ein Strassenmusikant. Von J. B. Ammendola



Das Modell (unerwarteter Besuch). Von G. Benda



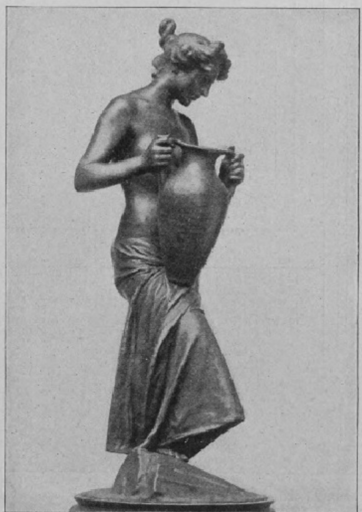
Der kleine Fruchthändler. Von A. D'Orsi



Rühr' mich nicht an! Von F. Josca



Liebesduett. Von J. B. Ammendola



Pompejanerin Von V. Alfano



Die beiden Freunde. Von A. Campaiola

Moderne italienische Plastik (Text umstehend)

Moderne italienische Plastik

(Siehe die Abbildungen auf vorhergehender Seite)

Durch zahlreiche Nachbildungen sind die Terrakottafiguren von Tanagra allbecannt geworden, die reizvollen Schöpfungen altgriechischer Kleinplastik, die in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit das häusliche und öffentliche Leben jener Zeit illustrieren. Moderne Gegenstücke dazu bilden in mancher Beziehung die Schöpfungen italienischer Genreplastik, die namentlich in Unteritalien, besonders in Neapel, vertreten ist und tüchtige Werke voller Leben hervorbringt. Eine Anzahl besonders bemerkenswerter und charakteristischer Arbeiten dieser Art von J. B. Ammendola, F. Josca, A. D'Orsi, V. Alfano, G. Benda und A. Campaiola geben unsre Abbildungen wieder. Wie die Fremden aller Nationen zu der Stadt am Ufer des herrlichen Golfes, von der das Sprichwort sagt: „Vedi Napoli e poi mori", strömen, um ihre reizvolle Lage zu bewundern und das originelle, südlich-heitere Volksleben kennen zu lernen, so zog Neapel mit seiner Umgebung auch von jeher Künstler aus ganz Italien an, die unter den Fischern und Schiffern, den Händlern, Landleuten und Hirten, ihren Frauen und Mädchen die erwünschtesten Modelle finden. So sind dort zahllose Skizzen und Gemälde entstanden und jene Genreskulpturen, die denselben heiteren und sonnigen Charakter tragen wie das sorglose, lustige Völkchen, das zu ihnen Modell gestanden hat. Von den internationalen Ausstellungen her sind sie auch im Auslande bekannt und beliebt geworden, und viele Fremde bringen Statuetten und Gruppen dieser Kleinplastik als Erinnerung an Neapel mit heim, wenn auch manche neuere Kunstkritiker das Genre in der Malerei und Skulptur nicht mehr als voll gelten lassen wollen. Unsre Nachbildungen geben von genreplastischen Schöpfungen J. B. Ammendolas Das Liebesduett und den mit köstlichem Humor dargestellten Straßenmusikanten wieder. Die Büste eines Mädchens von F. Josca rechtfertigt durch den Ausdruck des Gesichts vollkommen die Benennung „Rühr mich nicht an!", die ihr der Künstler gegeben hat. Ein köstlicher Bursche ist der kleine Fruchthändler von A. D'Orsi, der seine ganze Auslage auf dem Kopfe balanciert; in keckem Uebermut lacht G. Bendas „Modell", das bei dem unerwarteten Eintritt eines Besuchers in das Atelier sich mit einer Tischdecke drapiert. Körperhaltung und Gewandwurf vereinigen sich in V. Alfanos Pompejanerin, die eine Amphora zu füllen sich anschickt, zu einer leicht natürlich ansprechenden und schönen Wirkung. A. Campaiolas Gruppe „Die beiden Freunde" endlich führt uns einen prächtig modellierten Hirtenknaben aus den Bergen mit seiner Lieblingsziege vor.

Ch. Abéniacar

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Janus, Blätter für Litteraturfreunde. Heft 1: Grillparzer. 2: Ibsen. 3: Lenau. 4: Rich. Dehmel. à 60 ₰ (jährl. 12 Hefte, ℳ 6.—). Jauer, O. Hellmann.
Hans Sachs, Unsre Tonschrift. ℳ 1.—. Wien, Pichlers Wwe.
Glahn, Th., Junges Blut. Novellen. 50 ₰. Berlin, Goldschmidt.
K. Orth, In den Minen. Roman. ℳ 1.—. Ebd.
D. G. Behrmann, Klopstockbüchlein. Zum 14. März 1903. ℳ 1.—. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.
M. Herbert, Frauen-Novellen. 2. Aufl. Regensburg, Manz.
L. Gerlach, Aug. Klughardt, sein Leben und seine Werke. Leipzig, Hug & Co.
Therese Freudt, Thränen. Gedichte. ℳ 1.—. Dresden, Pierson.
Fr. Wilh. Kuthe, Auf Reitschule. Schauspiel. ℳ 1.50. Ebd.
Agnes Herwarth v. Bittenfeld, Sie muß heiraten. Roman. ℳ 2.—. Ebd.
A. G. Barrili, Epheu und Ulme. Roman. Deutsch von Thea Svetek. ℳ 3.—. Ebd.
Dr. Rich. Dohse, Aus stillen Stunden. Gedichte. ℳ 1.—. Ebd.
Franz Schneider, Aus der Hölle in den Himmel. Scherzged. ℳ 1.—. Ebd.
Berta Katscher, Fremdartige Geschichten. ℳ 2.—. Ebd.
Hans Steiner, Blüten und Ranken. Dichtungen. ℳ 2.—. Ebd.
Johs. Hagen, Bunte Blätter aus Holsteins Schweiz. 75 ₰. Ebd.
J. E. Bennert, Der Mönch von St. Blasien. Roman. ℳ 250. Ebd.

Briefmappe

K. M. in Mülhausen. Größe 1,67 Meter; es kommt auf den Grad der Kurzsichtigkeit an. Unbedingt zuverlässige Auskunft über alles, was Sie sonst noch wissen möchten, erhalten Sie auf dem Bezirkskommando, an das Sie sich wenden wollen.

P. R. in Sch. Am Technikum Altenburg (S.-A.), einer höheren und mittleren Lehranstalt für Maschinenbau, Elektrotechnik und Chemie mit schön eingerichteter Lehrwerkstätte, elektrotechnischem Praktikum und chemischem Laboratorium beginnt das Sommersemester am 16. April. Aufnahmen finden bis dahin, soweit der vorhandene Platz ausreicht, noch täglich statt, eine rechtzeitige Anmeldung dürfte sich aber empfehlen. Interessenten erhalten ausführliche Programme auf Wunsch kostenfrei durch die Direktion zugesandt.

L. v. R. in W. Mögen Sie sich den Frühjahrskatalog des Versandgeschäftes Mey & Edlich in Leipzig-Plagwitz kommen lassen. Von sehr zahlreichen Abbildungen begleitet, verzeichnet das Heft eine Fülle von Luxus- und Gebrauchsgegenständen mannigfachster Art. Auch für Ostergeschenke bietet sich darin eine große Auswahl dar.

A. G. in M. Die Photographie mit künstlichem Licht (Magnesium) behandelt eingehend Dr. E. Holm in einem neuen Bande der Photographischen Bibliothek (Berlin, Gustav Schmidt). Zahlreiche Abbildungen dienen zur näheren Veranschaulichung. Derselbe Verlag bringt in 9. Auflage J. Grashoffs „Retouche von Photographien", neu bearbeitet von Fritz Löscher. Zu einer Lichtdrucktafel gesellen sich mehrere Textfiguren.

O. K. in Leipzig. Wir stimmen Ihnen vollständig bei, daß es ein hartes Stück Arbeit ist, die allerneuesten „Regeln für die deutsche Rechtschreibung" dem Gedächtnis einzuverleiben; trösten Sie sich mit den zahllosen alten und jungen Leidensgefährten. Um die Schreibweise der Wörter mit und ohne „th" für seine Schüler leicht merkbar zu machen, gab kürzlich ein Lehrer in Baden seinen Zöglingen ein Diktat, das folgendermaßen lautete: „Im Tale sinkt der Tau hernieder — Der Tee erwärmt die kalten Glieder — Durch Taten manche Tat geschah — Teer, Taler schreibe ohne ‚h' — Im Thron ist ‚Th' noch geblieben — Tür, Turm wird ohne ‚h' geschrieben — Ton, tönern, töricht, tätig, tun — Auch Tran schreib ohne ‚Th' nun."

A. E. in Leipzig. Da uns der Sinn Ihres Gedichtes nicht recht aufgehen wollte, haben wir es noch einer Anzahl hervorragender Litterarhistoriker unterbreitet, aber leider keinen aufklärenden Bescheid erhalten. Die einen meinen, die Verse seien eine symbolische Dichtung von tiefem Ernst, der vielleicht erst von einem kommenden glücklicheren Geschlecht ganz begriffen werden könne, die andern dagegen neigen zu der Ansicht, daß es sich um eine neckische Rätselaufgabe handle. Den Streit zu entscheiden, laden wir nunmehr die geehrten Leser ein, indem wir den Wortlaut des Poems mitteilen:

Die Eine — Reine

Du göttlich Weib! Du zärtlich Eine!
Du hast mein Herz bestimmt
Zu deinem Sitz, du Engelsbild,
Zu deinem Schreine.

Du? Nein, du lügst, dem Mann gehorcht,
Im Kampfgewühl,
Die Leidenschaft, wo sie versprühn
Die Well'n — am Lebens-Bord. —

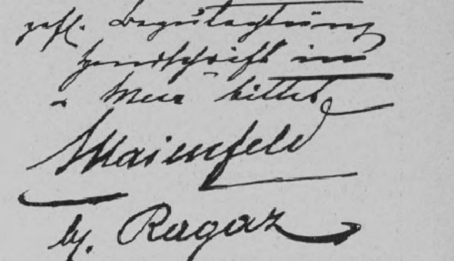
Die keiner kennt, die mich geliebt
So schwesterlich, so rein —
Nicht einer wollt' ihr Werber sein —
Geliebt, mich nie betrübt.

Wo jeder zagt, wo jeder hofft, —
Wo jeden nagt die Pein,
Wunsch — Sehnen, bitterste Erdenpein,
Bist du da, küßt — aus Eden — mich unverhofft!

J. E. in Berlin, W. G. in L., R. v. K. in H. Mit Dank abgelehnt.

Handschriften-Beurteilung

F. v. L. auf H. Der ganze Habitus der Schrift läßt in seiner Größe, seiner Festigkeit und geraden Linienführung auf große Sicherheit des Auftretens und starkes Selbstgefühl schließen. Die festen Winkel im Fuße der Minuskeln, die sich verdickenden, manchmal noch mit kleinen Häkchen versehenen Endstriche (siehe b) und



die sich verdickenden langen Querstriche deuten auf einen lebhaften, energischen Willen. Ein Zurück giebt es für den Schreiber, ist der Pfad erst einmal betreten, nicht (neben vorher Gesagtem ansteigende Zeilenrichtung, siehe „Maienfeld" und „Ragaz"). Konzessionen an

den Willen andrer kennt er nicht (scharfe Winkel), auch in häuslichen Angelegenheiten will er dominieren (lange, hoch angebrachte Querstriche). Er ist pünktlich und genau, auch in kleinen Dingen (i-Punkt schwer, nieder, gut plaziert). Von Schwäche und Sentimentalität weiß er nichts; er ist streng gegen andre, aber auch gegen sich selbst (scharfe Schrift, wenig gewellte Linienführung). Aristokratischer Stolz liegt in dem treppenförmigen „M", gleichmäßiger Fleiß in der gleichmäßigen guten Schattierung. Alles in allem: ein schwieriger, aber ein achtbarer, treuer und reeller Charakter.

Theodor M. in Wien. Eitel und etwas auf den Effekt berechnet. Geziert, macht schöne Redensarten und spricht überhaupt gern. Solange man nur gesellschaftlich mit ihm zu thun hat, ist er unterhaltend und lustig; er kann aber auch unangenehm scharf werden und scheut den Kampf nicht. Ist der selbstlosen Hingabe an eine Person oder Sache fähig.

M. B. in Dresden. Sie sind etwas umständlich in allem, was Sie thun, peinlich genau, auch gewissenhaft und pflichtgetreu. Größe der Auffassung, Weite des Horizontes fehlen Ihnen, Ihre Interessen beschränken sich auf den eignen persönlichen Kreis, und für andre Opfer zu bringen in dieser oder jener Art fällt Ihnen nicht ein. Sie sind auch nicht vertieft in Ihren Gefühlen und nicht leidenschaftlich im Empfinden. Der Verstand ist stärker entwickelt als das Gemüt. Ihr Urteil ist nicht immer objektiv, aber Ihr feines Gefühl läßt Sie oft instinktiv den Nagel auf den Kopf treffen.

B. in S. Sie sind eine sehr sensible Frauennatur, die sich leicht mißverstanden und falsch beurteilt fühlt und schwer aus sich heraustritt. Sie streben auch in allem nach Vorsicht und Ueberlegung und haben doch eigentlich den Trieb und das Bedürfnis, sich rückhaltlos der Stimmung und Ihrem lebhaften Empfinden hinzugeben. Sie haben einen klaren Verstand, gute Ideenverbindung, auch Scharfblick und rasches Erfassen der momentanen Situation. Sie möchten sparen, brauchen aber immer wieder mehr, als in Ihrer Absicht lag.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz

Betonungsrätsel

Wie strahlend kommt sie in die Bahn gesprengt,
Auf ihrem —◡ wie graziös sie thront!
Ein jeder Blick an solcher Schönheit hängt,
Und die Bewunderung ihr Lächeln lohnt.

Nun steht sie auf der Kruppe, und dem Hengst
Scheint selbst das schwerste Hindernis ein Spiel;
Er ist mit seiner Lehrerin ja längst
Vertraut und folgt, verlangt sie noch so viel.

Da plötzlich aber eine Rose fliegt
Ins Aug' ihm, für die Reiterin bestimmt,
Und Schreck und Schmerz die Sicherheit besiegt,
So daß den letzten Sprung zu kurz er nimmt.

Er überschlägt sich, seine holde Last
In jähem Fall er unter sich begräbt!
Nun liegt sie still ◡—! in banger Hast
Stürzt alles zu ihr hin — ob sie noch lebt? —

M. Sch.

Füllrätsel

Wenn in ein Salz, das oft verwandt
In der Wirtschaft wird von der Hausfrau Hand,
Sich mitten hinein ein Strom ergießt,
Der eigentlich in die Weser fließt:
Dann nennt das neuentstandene Wort
Eine waffenberühmte Stadt sofort.

F. M.-S.

Silbenrätsel

Gar stolz die ersten beiden ragen,
Sind manchen Baues schönste Zier.
Die dritte Silbe Menschen tragen,
Nachdem sie vorher trug das Tier.
Wer eine Braut im Myrtenkranze
Gern sieht, verdiene sich das Ganze —
Und wohl bekomm' es ihm und ihr!

F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 525:

Der magischen Ecke:

```
S K A M A N D E R
K Ü R A S S I E R
A R E N S B U R G
M A N T I N E I A
A S S I S T E N T
N S B N T
D I U E E
E E R I N
R R G A T
```

Der dreisilbigen Charade: Händedruck.

Des Homonyms: Sammeln.

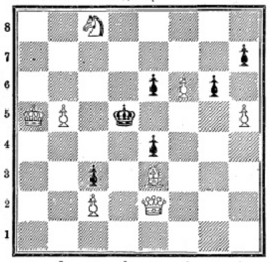
Richtige Lösungen sandten ein: Joh. P. Stoppel in Hamburg; Frl. Anna Catharina v. Ferber, Rittergut Melz; „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst (2); Gustav Scherer in Budapest (3); Georg Ohly in Prag; „Oedipus" in Emden (5); Fritz Hennes in Hannover (2); Hugo Ackermann in Frankfurt a. M. (3); Frau Agnes Fiedler in Wien (4); H. Schröder in Berlin; Frl. Anna Koch in München (2); „Hans und Anna" in Innsbruck (4); Frau Frieda Bernheim in Warschau (3); Max Kramer in Königsberg (3); Otto Ringler in Ulm.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 15

Von A. Bayersdorfer (†)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 12:

W. 1. Th6—h4
S. 1. Ld4×e3
W. 2. Sg4×e3 matt.

A.

S. 1. Kc4×d5
W. 2. De3—e6 matt.

B.

S. 1. Ld4—c5†
W. 2. De3×c5 matt.

C.

S. 1. Ld4 bel. and.
W. 2. De3—d3 matt.

D.

S. 1. La2 beliebig
W. 2. De3(×)b3 matt.

E.

S. 1. Se2 beliebig
W. 2. De3×d4 matt.

Schachbriefwechsel

J. G. in Karlstadt. Die Aufgaben scheinen alle drei korrekt; Nr. 1 und 3 werden gelegentlich erscheinen. Nr. 2 ist etwas zu leicht; wir werden sie mit Ihrer Genehmigung an andrer Stelle verwenden.

E. P.-M. in Frankfurt a. M. Ihre „Doppelaufgabe" müssen wir dankend ablehnen. Uns genügen die einfachen.

Kasino in Röbel. 1. b2—b3 löst die Aufgabe 13 nicht; Schwarz verteidigt sich zur Genüge mit Ta3—a2× oder Ta3×b3 (gleichviel, ob im ersten oder zweiten Zuge).

O. L. in Hamburg. Sie haben recht; die Aehnlichkeit unsrer Nr. 13 mit der Hüttmannschen Nr. 85 in der „Neuen Hamburger Zeitung" vom vorigen Jahre ist unverkennbar. Leider erweist sich unsre 13 obendrein als unlösbar wegen der Entgegnung Ta3—a1 (womit das Feld g1 gedeckt wird); vielleicht sollte der in der Hüttmannschen Aufgabe auf a1 stehende schwarze Läufer noch hinzugefügt werden.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Dr. E. L. in Graz und Wilibald Kühne in Oldisleben zu Nr. 12; E. F. in Breslau und H. Menzel in Hamburg zu Nr. 13 (vgl. jedoch vorstehend).

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Aus dem Geschäftsbericht der Continental-Caoutchouc- & Guttapercha-Compagnie in Hannover seien folgende Zahlen hervorgehoben, die wiederum von der Arbeiterfürsorge glänzendes Zeugnis ablegen. Die letztjährige Generalversammlung bewilligte aus dem Fonds zur Bildung einer Pensions-, Witwen- und Waisenkasse für die Beamten, Werkmeister und Vorarbeiter eine Summe von 300 000 Mark. Die Genehmigung der Statuten seitens der Regierung ist für die nächste Zeit zu erwarten. Für diesen Pensionsfonds beantragt die Verwaltung jetzt aufs neue eine Zuwendung in Höhe von 50 000 Mark. Der Fonds zu Gunsten der Arbeiter erhält ebenfalls eine Zuwendung von 50 000 Mark, und ein neugebildeter Fonds zur Unterstützung von Witwen und Waisen verstorbener Arbeiter erhält 70 000 Mark. Anläßlich der Generalversammlung soll an die Arbeiter, wie seit einer langen Reihe von Jahren, ein größerer Betrag in bar verteilt werden, und sind für das laufende Jahr hierfür 60 000 Mark ausgesetzt. Der Frage nach Errichtung von Arbeiterwohnungen hat die Verwaltung ihr besonderes Interesse zugewendet; sie wird in der nächsten Generalversammlung beantragen, für den Ankauf von Grundstücken in Größe von etwa 708 Quadratruten sowie für den Bau der Wohnungen eine erhebliche Summe zu bewilligen. Als erste Rate sollen hierfür von dem vorjährigen Gewinn 100 000 Mark entnommen werden. Außer diesen Zuwendungen erhalten seit Jahren sämtliche Arbeiter nach 10jähriger Thätigkeit eine Lebensversicherungspolice im Betrag von 1500 Mark zum Geschenk, und zwar geht diese Police sofort in das Eigentum der Betreffenden über. Die Prämien werden, solange der Betreffende seine Stellung in der Fabrik bekleidet, von dieser bezahlt.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Abteilung: Damen-Schürzen.



Nr. 2077. Schürze a. dunkelgemust. Cretonne mit Stickerei. Gr. I 90 Cm. l., 100 w. M. 2.—, Gr. II 95 Cm. lg., 150 Cm. weit M. 2.40. **Nr. 2169.** Dieselbe Form aus hellgemust. Cretonne, 90 Cm. l., 110 Cm. w. M. 2.10.

Nr. 2253. Schürze aus dunkelgestreift. satinirten Cretonne mit Soutache und einfarbigem Besatz. 90 Cm. lang M. 2.25.

Nr. 1816. Schürze a. hell- oder dunkelgemustertem Köper-Satin mit Stickerei und Soutache. 80 Cm. lang. M. 2.—.

Nr. 2073. Schürze aus Köperstoff mit Stickerei garnirt. 68 Cm. lang. Vorrätig: rot, beige, marine. M. 1.50.

Nr. 2249 Schürze aus baumwoll. Cordstoff mit bunter Stickerei und Soutache besetzt. 68 Cm lang. Vorrätig: rot, mittelblau. M. 2.10.

Nr. 2250. Schürze aus écrufarbigem Leinen-Batist mit bunter Kreuzstichstickerei und Soutache besetzt. 68 Cm. lang. M. 2.40.

Nr. 2076. Schürze aus baumw. Panamastoff m. Stickerei u. Soutache bes. 90 Cm. lang. Vorrätig: rot, marine. M. 2.80.

Nr. 2080. Schürze aus gemust. kräft. Köper-Satin mit Bördchenbes. 90 Cm. lang. M. 3.30.

Nr. 2255. Aparte Schürze aus baumwoll. Panamastoff mit bunter Kreuzstichstickerei, Soutache und einfarbigem Besatz. 95 Cm. lang. Vorrätig: marine, beige. M. 3.80.

Unseren ausführlichen Haupt-Katalog versenden wir auf Wunsch unberechnet und portofrei.

Vorbereitung

für

Abiturientenexamen,

Primareife, Einj.- u. Fähnr.-Examen und alle Klassen höherer Schulen in

Dr. H. Schusters

Privatinstitut zu Leipzig,

Sidonienstraße 59, am Floßplatz.

— Prospekt frei. —



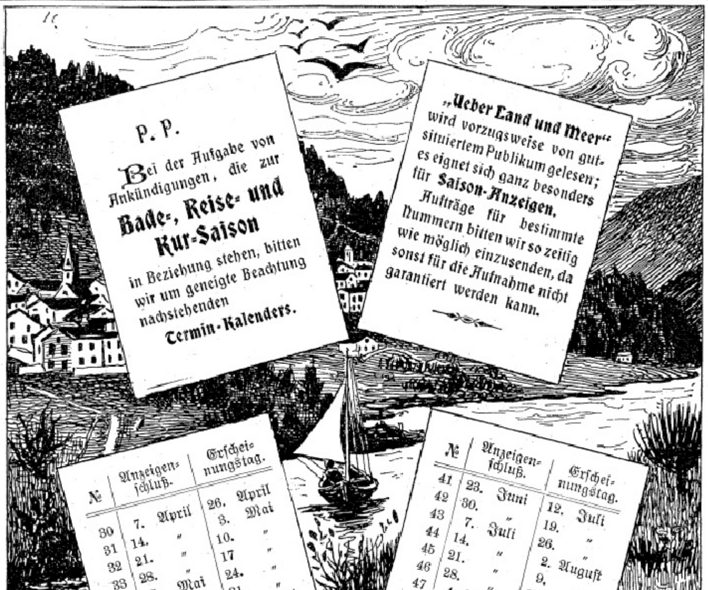
Zu haben in besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Lysoform

unentbehrlich in jeder gebildeten Familie,

ein Antisepticum für den Haushalt. Ausgezeichnet für Wundreinigung. Spülungen und Waschungen **schützen vor Ansteckung** jeder Art, **beseitigen jeden üblen Geruch. Wichtig für Frauen!** Es ermöglicht **ungefährliche** Desinfektion, u. zwar **im Gegensatz zu Lysol ohne üblen Geruch** zu hinterlassen. Erzeugt keine Flecke. Eingeführt in ersten Krankenhäusern. Bestens bewährt in der Kinder-Krankenpflege.

Flasche 65 Pf., 1.30, 2.20 in **den Apotheken, Drogerien etc.**



№	Anzeigenschluß.	Erscheinungstag.
30	7. April	26. April
31	14. "	3. Mai
32	21. "	10. "
33	28. "	17 "
34	5. Mai	24. "
35	12. "	31. "
36	19. "	7. Juni
37	26. "	14. "
38	2. Juni	21. "
39	9. "	28. "
40	16. "	5. Juli

№	Anzeigenschluß.	Erscheinungstag.
41	23. Juni	12. Juli
42	30. "	19. "
43	7. Juli	26. "
44	14. "	2. August
45	21. "	9. "
46	28. "	16. "
47	4. August	23. "
48	11. "	30. "
49	18. "	6. Septbr.
50	25. "	13. "
51	1. Septbr.	20. "
52	8. "	27. "

Anzeigen-Geschäftsstelle von „Ueber Land und Meer“ in Stuttgart.

Ein neuer Roman von W. Meyer-Förster!

Verfasser von „Karl Heinrich“, der einzigen Erzählungsform des Schauspiels „Alt-Heidelberg“.

Lena S. Roman.

M. 3.— geb. M. 4.—

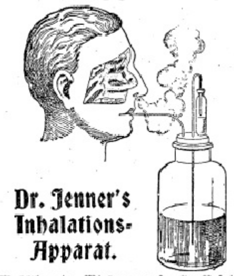
Die Sportwelt, die Meyer-Förster wie kein zweiter zu schildern versteht, bildet wiederum den Hintergrund für einige der packendsten Scenen des Romans, der aber mit der Bezeichnung Turfroman keineswegs erschöpfend charakterisiert wäre. Sein Hauptwert liegt vielmehr in der überaus feinen und zarten Schilderung seelischer Zustände und Konflikte.

Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

Süderssen. Roman. M. 3.— 4. Auflage. Gebunden M. 4.—
Heidenstamm. Roman. M. 3.— 6. Auflage. Gebunden M. 4.—
Karl Heinrich. Erzählung. 17.–21. Tausend. Illustr. M. 3.— Gebunden M. 4.—
Derby. Sportroman. M. 3.— 3. Auflage. Gebunden M. 4.—
Die Fahrt um die Erde. Roman. M. 3.— Gebunden M. 4.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen, auch direkt von der **Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.**

Bester Schutz gegen Erkältung etc.



Dr. Jenner's Inhalations-Apparat.

Wohlthuende Wirkung auf alle Respirationsorgane bei Erkältungen, Asthma, Bronchialkatarrh, Lungenleiden 2c.
Bei regelmäßigem Gebrauch selbst in veralteten Fällen Heilung.

Viele Gutachten und Empfehlungen!

Complett m. Inhal.-Flüssigkeit 3 Mk. franco, 2 Stück 5 Mk. franco Nachnahme.

Standard Chemical Co.
L. Stottmeister & Co., Braunschweig.

Für den Garten

enthält unser illustrirtes Verzeichniss eine reiche Auswahl der herrlichen, winterharten

Stauden

sowie unsere bekannten Erfolge in **Neuzüchtungen** der vielbewunderten

Edel-Dahlien

und die zu Gruppenpflanzungen ausgesucht besten

Blüten-Canna

neben dem anderen reichhaltigen Inhalte, den unsere Stauden-Anlagen und Baumschulen bieten.

Das Verzeichniss wird frei gesandt!

Goos & Koenemann,
Gärtnerei und Baumschul-Anlagen
Grossh. Hess. Hoflieferanten.
Nieder-Walluf,
Rheingaukreis.

Königreich Sachsen.
Technikum Hainichen
f. Maschin.- u. Elektrotechnik. Ingenieure, Techn. u. Werkm. Laboratorien. Progr. frei. Dir.: E. Boltz.
Staatl. Oberaufsicht.



Gegen geringe **Monatsraten** liefern wir

Photogr. Apparate nur erstklassige Systeme sowie alle Zubehörteile

Illustr. Cataloge gratis u. frei.

BIAL & FREUND in Breslau II.

Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123

1903. Heft 13 Preis 60 Pf.

Über Land und Meer



Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

1903. XIII.

Alle 14 Tage erscheint ein Heft — Gesamtpreis 15 M. 60 Pf. — Jährlich 26 Hefte

29. März 1903.

Inhalt des dreizehnten Heftes

Text:

Illustrationen:

Neues aus aller Welt

Vom Blauen Nil

In der jüngsten Zeit ist eine neue englische Expedition organisiert worden, die für die politischen Verhältnisse von Nordostafrika von großer Bedeutung sein dürfte. Unter der Führung von W. N. Mac Millan, einem Amerikaner, der sich als Reisender und Jäger bereits einen Namen gemacht hat, ist der Stamm der Expedition bereits von London aufgebrochen. Die Reise wird, wie die Münchener Allgemeine Zeitung schreibt, direkt nach Addis Abeba gehen, wo sich der britische Resident, Oberst Harrington, der Gesellschaft anschließt. Es handelt sich darum, den gesamten Lauf des Blauen Nils von seiner Quelle im Tsana-See bis nach Chartum in Bezug auf die Möglichkeit für die Eröffnung der Schiffahrt zu erforschen. Man weiß wohl, daß einige Strecken oberhalb Chartums noch schiffbar sind, aber es ist unbekannt, wie weit sie sich ausdehnen. Die Frage ist, ob es möglich sein wird, das Fahrwasser so zu regulieren, daß man in Zukunft den Strom bis an das Herz von Abessinien hinein als Handelsstraße benutzen kann. Wäre dieses Ziel erreichbar, dann dürfte die Gemeinsamkeit der Interessen in der abessinischen Hauptstadt ein erdrückendes Ueberwiegen des britischen Einflusses gegenüber allen andern für die nächste Zeitperiode herbeiführen. Der Blaue Nil fließt, wie man annimmt, von dem See 200 Meilen lang in südlicher Richtung auf Addis Abeba zu, um ungefähr 100 Meilen von der Hauptstadt nach Westen abzubiegen und dann in nordwestlicher Richtung etwa 700 Meilen lang auf Chartum zuzuströmen. Der Wasserweg käme somit der Hauptstadt des Kaisers Menelik ganz nahe, und sein Lauf liegt dann auch noch bis zur halben Strecke in Abessinien, während die zweite Hälfte zur britischen Sphäre im Sudan gehört. Die Reise der Expedition soll natürlich so weit als möglich zu Boote gemacht werden. Mac Millan hat vier zerlegbare Boote aus galvanisiertem Stahl bauen lassen, deren einzelne Teile, je neun, bequem fortgeschafft werden können. Von Addis Abeba zum See soll der Transport auf Maultieren erfolgen.

Feldgraues Militärtuch

Versuche mit feldgrauen Tucharten werden, wie Fachblätter der Tuchbranche mitteilen, auf Veranlassung des preußischen Kriegsministeriums fortgesetzt vorgenommen. Es besteht dabei die Absicht, nach Abschluß eingehender Versuche in der gesamten Armee für den Felddienstgebrauch einen grauen Waffenrock, der allen berechtigten modernen Anforderungen für den Krieg hinsichtlich Bequemlichkeit und Feldtüchtigkeit entspricht und dem Auge des Gegners das Zielen möglichst erschwert, einzuführen. Zunächst wird die ostasiatische Besatzungsbrigade mit den neuen praktischen Versuchen betraut werden, während in der Armee in erster Linie das in Potsdam garnisonierende Garde-Jägerbataillon neue Tuchproben zum Tragen und zur Prüfung der Brauchbarkeit der Stoffe erhalten soll.

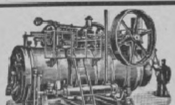
Die Abstinenzbewegung in Schweden

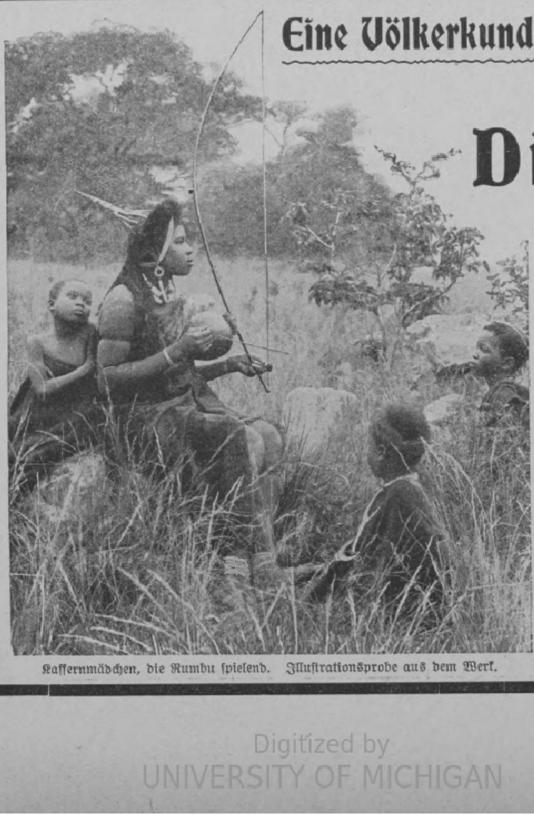
Noch vor wenigen Jahrzehnten war in Schweden die Trunksucht so verbreitet wie kaum in einem andern Lande der Welt, und heute ist man dort auf dem besten Wege, es den andern Ländern an Nüchternheit zuvorzuthun. Der Verbrauch an reinem Alkohol betrug im Jahre 1830 noch 23 Liter auf den Kopf der Bevölkerung, jetzt keine 4 Liter, während in Deutschland 11,2 Liter Alkohol auf den Kopf treffen. Freilich giebt es in Schweden auch 36 berufsmäßige Abstinenzprediger, 30 Männer und 6 Frauen, die nichts andres thun, als im Lande Vorträge halten, und im Reichstag sitzt eine Abstinenzpartei von 50 Mitgliedern.

Das Ende der Cowboys

Wieder geht ein Stück Romantik des „Wild-West“ dahin. Der Cowboy, der berittene Hirte der großen Ebenen Amerikas, wird immer seltener, bald wird man ihn nur noch im Cirkus sehen können, und auch dort dürfte seine Echtheit sehr zweifelhaft sein. Für die halbwilden Reiter ist bei der jetzigen Entwicklung kein Platz mehr. Das Land wird von Farmern eingenommen, die ihr Besitztum mit Netzen von Stacheldrahtzäunen umgeben. Auch die Viehherden werden in Einfriedigungen gehalten, die zwar außerordentlich groß, aber doch unzugänglich sind. Unter diesen Bedingungen verwandelt sich der Cowboy von früher in einen einfachen Farmknecht.







Kaffernmädchen, die Rumbu spielend. Illustrationsprobe aus dem Werk.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Romane, Novellen und Erzählungen

ausländischer Autoren in guten Uebersetzungen.

Leonid Andrejew, Erzählungen. Aus dem Russischen übersetzt von Elissawetinskaja und Yorik Georg. M. 1.50. Gebunden M. 2.50.

Jules Claretie, Brichanteau, der Mime. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig. M. 2.50. Gebunden M. 3.50.

Alphonse Daudet, Die Stütze der Familie. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von A. Berger. M. 4.— Gebunden M. 5.—



Alphonse Daudet.

Gustaf af Geijerstam, Das Haupt der Medusa. Roman. Aus dem Schwedischen übersetzt von Francis Maro. M. 2.— Gebunden M. 3.—

Maxim Gorjki, Zwei Novellen. Malwa — Konowalow. Aus dem Russischen übersetzt von Klara Brauner. 3. Auflage. M. 1,50. Gebunden M. 2.50.

Maxim Gorjki, Foma Gordjejew. Roman. Aus dem Russischen übersetzt von Klara Brauner. 3. Auflage. M. 2.— Gebunden M. 3.—

Thomas Hardy, Juda, der Unberühmte. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von A. Berger. M. 4.— Gebunden M. 5.—

Pierre Loti, Madame Chrysanthème. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von Hans Krämer. 2. Auflage. M. 2.— Gebunden M. 3.—

Rudyard Kipling, Das Licht erlosch. Roman. Aus dem Englischen neu übersetzt von Leopold Rosenzweig. 5. Auflage. M. 3.— Gebunden M. 4.—



Graf Leo Tolstoj.

Georg Nordensvan, Maler Figge. Eine Erzählung aus dem Künstlerleben. Aus dem Schwedischen übersetzt von E. Stine. M. 2.— Gebunden M. 3.—

Heinr. Sienkiewicz, Ohne Dogma. Roman. (Aus dem Polnischen.) 2. Auflage. M. 4.— Gebunden M. 5.—

— Wir bitten, stets die Ausgabe der Deutschen Verlags-Anstalt zu verlangen. —

Frank R. Stockton, Zum Nordpol und Erdkern. Eine Erzählung aus dem zwanzigsten Jahrhundert. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Marie Walter. M. 2.— Gebunden M. 3.—

Kasimir Tetmajer, Der Todesengel. Roman in zwei Büchern. Aus dem Polnischen übersetzt von S. Horowitz. M. 3.— Gebunden M. 4.—

Leo Tolstoj, Auferstehung. Roman. Aus dem Russischen übersetzt von Adolf Heß. 10. Auflage. M. 2.— Gebunden M. 3.—

— Wir bitten, stets die Ausgabe der Deutschen Verlags-Anstalt zu verlangen. —

Josef Baron Weyssenhoff, Ein Uebermensch. Leben und Gedanken des Herrn Siegmund von Podfilipski. Aus dem Polnischen übersetzt von B. W. Segel. 2. Auflage. M. 2.— Gebunden M. 3.—



Pierre Loti.

Wer seine Gesundheit erhalten will, der kaufe das Werk

Die natürliche Heilweise.

Ratgeber für gesunde und kranke Menschen.

Dargestellt und herausgegeben von **Dr. med. C. Sturm.**

Mit 268 Abbildungen im Text, 30 farbigen Tafeln und 2 zerlegbaren Modellen des männlichen und weiblichen Körpers.

In Prachteinband in **zwei** Bände gebunden Mark 19.—
in **einen** Band gebunden Mark 17.—

Das Werk kann auch nach und nach in 50 Lieferungen à 30 Pfennig in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden.

An populär geschriebenen Büchern über die Naturheilverfahren ist kein Mangel, aber keines kommt nach der Ansicht kompetenter Beurteiler an **Wissenschaftlichkeit, Klarheit** und **Ausführlichkeit** des behandelten Stoffes diesem Werk gleich. — Dr. med. C. Sturm beleuchtet von dem Standpunkte moderner medizinischer Wissenschaft aus das therapeutische Verfahren, das

unter möglichster Vermeidung sogenannter Arzneimittel
die Gesundung des erkrankten Körpers
durch die verschiedenen Systeme der Naturheilverfahren

herbeizuführen sucht.

Die „Vegetarische Warte" schreibt über das Werk:

Reich illustriert, klar und doch wissenschaftlich geschrieben, vermag es jeden Gebildeten über Bau und Verrichtungen des menschlichen Körpers gut zu orientieren. Dabei schildert es eingehend die naturheilkundlichen Massnahmen für alle Krankheitsfälle.



Strahldusche, auch Blitzguss genannt. Illustration zu dem Abschnitt „Die Wasserkur".

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen, auf Wunsch auch direkt von der **Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.** Ausführliche Prospekte kostenlos.

Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123